This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

32101 045283858

Digitized by Google

821
06

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Berlin.

Eigentum und Verlag der Deutschen Kolonialgesellschaft.

1889.

Digitized by Google

(RECAP)

15821
.296
v.6
1889

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 5 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 1. Berlin, 5. Januar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

6 n. F. 2 1889

Inhalt: Zur Jahreswende. — Zum Sklavenhandel am Roten Meer. Von J. Menges. — Zur ostafrikanischen Küstensperre. (Schluß.) H. — Einige praktische Winke über das Chinin. Von Dr. E. Binz. — Die jüngsten Vorgänge in Deutsch-Südwest-Afrika. Von Dr. Hans Schinz. — Zur Abwehr. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Zur Jahreswende.

Das vergangene Jahr war in kolonialpolitischer Beziehung eines der ereignisreichsten in der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Es brachte uns im Frühjahr die Regelung der Rechtsverhältnisse in den Kolonien, die Übernahme der Küstenverwaltung durch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und den Aufstand der Araber in Ostafrika mit seinen Folgen, dem energischen Eingreifen des Deutschen Reiches, der Bewegung gegen den afrikanischen Sklavenhandel und jener hervorragenden Debatte im Dezember, als der Reichstag fast einstimmig mit aller Kraft für ein zeitbewegendes sittliches Prinzip eintrat. Alle in Kolonisationsunternehmungen der Deutschen bereiteten Hemmnisse vermochten aber nicht im Geringsten, die Überzeugung von der Notwendigkeit der kolonialen Thätigkeit zu erschüttern, sie bewiesen nur die Unklichkeit eines thatkräftigen, besonnenen Vorgehens in der einmal richtig erkannten Richtung. Trotz des Spottes der Feinde der erfreulichen Entwicklung des Reiches hat die koloniale Bewegung weitere Schichten unseres Volkes ergriffen, und stets wächst die Zahl der Freunde unserer Sache.

Wenn wir aber, so erfreulich dies auch an und für sich ist, hieran eine ernste Mahnung an unsere Freunde knüpfen, so geschieht es im Hinblick auf die Thatsache, daß, obwohl das Interesse an den kolonialen Vorgängen bedeutend gestiegen, doch die Zahl der Mitglieder unserer Gesellschaft nicht in demselben Maße zugenommen hat. Es ist dies mit Rücksicht auf die beständig wachsenden Aufgaben der Gesellschaft höchst bedauerlich. Andere Vereine mit ungleich beschränkteren Interessen weisen eine weit größere Mitgliederzahl auf, während die Kolonialgesellschaft nur über eine relativ geringe Zahl von Mitgliedern, obwohl sie 17 000 überstiegen, verfügt und bei ihren bescheidenen Mitteln nicht im stande ist, an größere Aufgaben sich im vollen Vertrauen auf eine sichere Unterstützung zu wagen. Denn mit der Fusion des Deutschen Kolonialvereins und der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche sich trotz aller Befürchtungen gut bewährt und zu einer vollkommenen gegenseitigen unlösbaren Durchdringung geführt hat, sind auch die Aufgaben so gewachsen, daß man wohl sagen kann, es stehen heute große Interessen auf dem Spiele. Vor allen Dingen harrt auch die ungeheuer wichtige Auswanderungsfrage noch der Erledigung, abgesehen von den brennenden Tagesfragen im Osten und Westen Afrikas und in der Südsee, denn erst mit der Lösung dieser Frage wird die koloniale Thätigkeit nach allen Richtungen hin in befriedigender Weise einsetzen können.

Wir richten deshalb an die Abteilungen sowohl als an alle Freunde unserer Sache die dringende Bitte, neue Mitglieder uns zuzuführen, um die Gesellschaft so zu heben, daß sie allen Ansprüchen genügen kann. Ein Jeder wirke in seinem Kreise. Wie kein anderer Verein wirkt der unsrige für die Gegenwart und Zukunft, und es wird auch der Erfolg einst nicht ausbleiben, wenn es gelingt, mehr als zuvor die Mittel zu gewinnen, um allen Aufgaben gerecht werden zu können.

Zum Sklavenhandel am Roten Meer.

Von J. Menges.

Die der türkischen Regierung zugeschriebene Absicht, sich auch ihrerseits thätig an den Maßregeln gegen die Sklavenjäger und -Händler zu beteiligen und sich der Blokade der afrikanischen Ostküste anzuschließen, wäre zwar an und für sich sehr lobenswert, wird aber wohl allerseits bedeutendem und jedenfalls nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen begegnen. Da die Türkei an der zunächst ins Auge gefaßten Küste von Sansibar keinerlei Interessen zu vertreten hat, so könnte es sich, falls sich die obige Nachricht bewahrheitet, was wir freilich vorerst noch bezweifeln, nur um Maßnahmen an der türkischen Küstenstrecke von Arabien und der vorerst noch von Ägypten beanspruchten Küste des Roten Meeres von Massaua bis Suez handeln. Dort bietet sich nun freilich ein reiches Feld für die Thätigkeit türkischer Kriegsschiffe, wenn dieselben nur im Ernste wollten, allein gerade an der ernstlichen Absicht der Türkei, an der Unterdrückung der Sklaven-Aus- und Einfuhr teilzunehmen, muß entschieden gezweifelt werden. Wie ich schon früher ausführte, erfreuen sich die Sklavenhändler am Roten Meer, deren nächstes und fast ausschließliches Absatzgebiet die türkischen Besitzungen in Arabien sind, der offenen Unterstützung oder mindestens der stillschweigenden Duldung der türkischen Behörden, und in Arabien sind die türkischen Offiziere und Beamten mit die Hauptabnehmer für Sklaven. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Blick in die Hauswirtschaft eines höheren türkischen Beamten in Yemen oder auch in Konstantinopel selbst. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß diese Duldung des Sklavenhandels seitens der türkischen Behörden für die Thätigkeit der englischen Kreuzer im Roten Meere ein Haupthindernis bildet, welches fast nicht zu überwinden ist, und es ist geradezu widersinnig, zu denken, daß die Türken zur See mit den Europäern Hand in Hand gehen werden, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, während sie auf dem Lande denselben möglichst fördern. Jedermann, der die Verhältnisse kennt, wird in dieser so eiligst angebotenen Mithilfe von türkischen Kriegsschiffen eher eine Finte sehen, um die ausschließlich unter türkischer Flagge segelnden Sklavenbarken möglichst vor Belästigungen durch die Christen zu schützen. Wenn die Türkei wirklich im Ernste etwas gegen den Sklavenhandel thun wollte, so hätte sie im eignen Lande dazu die beste Gelegenheit, denn es ist unbestreitbar, daß von allen aus Afrika ausgeführten Sklaven mindestens die Hälfte nach unter türkischer Herrschaft stehenden Ländern geht, und daß die Sklavenausfuhr sofort aufhören würde, wenn die türkische Regierung nur im eigenen Lande ernstlich gegen den Sklavenhandel vorgehen wollte. Die Gewohnheit, Sklaven zu halten, ist jedoch zu enge mit dem ganzen häuslichen Leben der Türken verbunden und namentlich der herrschenden Klasse, Offiziere, Beamten und Priester, sind sie derart unentbehrlich, daß es einfach unsinnig wäre, an Maßregeln von dieser Seite zu glauben, denn man wird wohl kaum erwarten, daß die Paschas und ganz besonders der Sultan selbst auf das Heer von Sklaven, welches sie bis jetzt halten, verzichten werden. Daß in allen größeren Städten des türkischen Reichs Sklaven gehandelt werden, teilweise noch sogar sehr offen, wie z. B. in Hodeida, Djedda, Mekka, ꝛc., ist bekannt genug und es wäre wohl billig, an dieser Seite dem Sklavenhandel beizukommen, ehe man an die Stationirung von ein paar Kriegsschiffen im Roten Meere denkt, deren Thätigkeit so wie so bald durch Mangel an Geld lahm gelegt würde. Denselben würde es wohl kaum besser gehen, wie zuweilen den von Konstantinopel nach Süd-Arabien und dem persischen Golfe bestimmten Truppentransportschiffen, welche häufig genug in Port Said und Aden längere Zeit fest liegen müssen, da die Gelder mangeln, um die zur Weiterfahrt

441926

Digitized by Google

nötigen Kohlen zu bezahlen, und die Händler nicht borgen wollen. Türkische Kreuzer gegen die Sklavenhändler würden jedenfalls aus denselben Gründen keine rege Thätigkeit entfalten und in irgend einem Hafen ein recht beschauliches Stilleben führen und, selbst den besten Willen vorausgesetzt, den Sklavenbarken nicht sehr gefährlich werden. Wollte die türkische Regierung wirklich etwas gegen den Sklavenhandel thun, so wäre es zu empfehlen, daß sie zunächst der Weise, wie die Sklaven von Arabien über die andern Länder ihres Reiches vertrieben werden, einige Aufmerksamkeit zuwendet. Im Anschluß an meine Bemerkungen über den Sklavenhandel am Roten Meere glaube ich, daß es wohl auch am Platze sein dürfte, wenn ich der Art, wie die in Arabien gelandeten Sklaven weiter geschafft werden, so weit ich dieselbe kenne, noch einige Bemerkungen widme.

Der Transport über Land hat natürlich nicht die geringsten Schwierigkeiten. Die türkischen Beamten kümmern sich gar nicht um die Sklaven, welche die Händler als Diener ꝛc. mitführen, und wenn die größeren Städte vermieden werden, wo die europäischen Konsuln unbequem werden könnten, so geht der Handel über Land durch das ganze türkische Reich, Persien, Afghanistan und die unabhängigen arabischen Länder ohne jegliche Behinderung noch heute vor sich. Bei den ungeheuren Entfernungen und den Wüsteneien, welche zu passiren sind, sind die Landwege jedoch sehr mühselig, und die Gefahr, daß die Sklaven zu Grunde gehen, ist nicht gering, wenn auch nicht entfernt so wie in Afrika selbst, wo die Landtransporte fast das Schrecklichste an dem ganzen Handel sind. Immerhin sind die Seewege vorzuziehen, und so wird noch heute ein großer Teil der Sklaven ganz offen und sogar teilweise auf europäischen Dampfern (auch englischen) von Arabien einerseits nach Konstantinopel und anderseits nach Bassora am persischen Golfe und Bagdad vertrieben. Dieser Handel blüht besonders zur Zeit der Pilgerfahrten nach Mekka, dem Hadj, oder vielmehr wenn die Pilgerzeit zu Ende ist und die Pilger wieder nach Hause gehen. Wie ich schon früher erwähnte, werden die Sklaven von Südarabien besonders nach Mekka und Djedda gebracht und da fast offen verhandelt. Die Pilger, welche nach Hause zurückkehren, versäumen die günstige Gelegenheit nicht, sich, wenn ihre Mittel es erlauben, einen oder mehrere Sklaven mitzunehmen, und kein Pilgerschiff nach Konstantinopel oder Bassora verläßt Djedda, welches nicht eine größere oder kleinere Anzahl Sklaven an Bord hätte. Beizukommen ist dieser Art des Sklaventransportes kaum, da sich nur selten unzweifelhaft nachweisen läßt, daß die betreffenden und mit richtigen Billetten versehenen Sklaven wirklich auch Sklaven sind und als solche gekauft wurden. Die Agenten des Bureau pour la suppression de l'esclavage in Kairo untersuchen zwar zuweilen die den Kanal passirenden, von Djedda nach Konstantinopel fahrenden Pilgerschiffe, aber meistens ohne Erfolg, dank dem Vorschub, welchen die türkischen Behörden in Djedda dem Handel leisten. Ein beliebtes Mittel, um die weiblichen Sklaven zu schmuggeln, ist, daß die Besitzer in Djedda mit den Sklavenmädchen eine Scheinheirat eingehen und sich vom Kadi die nötigen Papiere gegen geringe Vergütung verschaffen. So kann man häufig eisgraue, steinalte Türken sehen, welche mehrere ganz junge Negermädchen, meist noch die reinen Kinder, als Frauen mitführen, und die auf Grund der vorgewiesenen, in Djedda ausgestellten, nicht anzufechtenden Dokumente mit denselben passiren. Andere Besitzer von Sklaven haben von dem Gouverneur in Djedda ausgestellte Bescheinigungen, daß die Sklaven ihre freien, unabhängigen und zu ihrem Gefolge gehörigen Diener sind, welche mit regelrechten Pässen reisen. In Konstantinopel hat die Landung natürlich keine Schwierigkeiten, um so weniger, da die hohen türkischen Würdenträger sich aus der ihnen wohlbekannten Quelle in Arabien auf diese Weise selbst mit Sklaven versehen, auch wohl zuweilen einen eigenen Agenten zu diesem Zwecke nach Djedda senden. Die ägyptische Regierung, selbst wenn sie wollte, ist dem gegenüber machtlos, denn sie hat nicht das Recht, die den Kanal passirenden Schiffe, namentlich wenn sie unter fremder Flagge fahren, auf Sklaven zu durchsuchen, oder gar die Sklaven, welche zu dem Gefolge ihrer Herren gehören und mit regelrechten türkischen Pässen versehen sind, ans Land zu setzen und zu befreien. Nur äußerst selten gelingt es der Gesellschaft zur Unterdrückung des Sklavenhandels, von den den Kanal passirenden Schiffen Sklaven zu befreien. Die befreiten Sklaven werden nach Kairo in ein Asyl gebracht, doch wird behauptet, daß sie später an reiche Eingeborene übergeben werden, also eigentlich nur den Herrn wechseln, da die Muhamedaner natürlich die auf solche Weise erhaltenen Diener wieder verkaufen, wenn es ihnen passend dünkt.

In Ägypten ist so gut wie in der Türkei der An- und Verkauf von Sklaven, sowie der Transport derselben bekanntlich gesetzlich verboten, aber ebenso bekannt ist, daß von den Behörden diese Gesetze nur sehr lax gehandhabt werden, in der Türkei selbst noch mehr als in Ägypten. Letzteres Land steht schon viel stärker unter europäischem Einfluß und die Europäer spielen dort eine zu wichtige Rolle, sodaß in den größeren Städten, wie Alexandria, Kairo, Tantah, Zagazig ꝛc. der Sklavenhandel nur noch im geheimen betrieben werden kann. Daß er jedoch selbst in Kairo noch heute betrieben wird, ist sicher und die Sklavenhändler sind dort gut bekannt und werden auch überwacht, obwohl man eigentlich nie hört, daß einer derselben abgefaßt und überführt worden wäre. In Unter-Ägypten selbst haben die Sklaven, welche sich frei machen wollen, keine sehr große Schwierigkeit, da sie blos einen Befreiungsschein bei einem Konsulate nachzusuchen brauchen, welcher stets gewährt wird. Nur müssen sich die „Freien" in acht nehmen, daß sie nicht insgeheim wieder aufgegriffen und nach Ober-Ägypten verhandelt werden, wo die Befreiung viel größere Schwierigkeiten hat. Die Zahl der Europäer ist dort nur gering und die ägyptischen Beamten drücken dem Handel gegenüber die Augen zu. Entspringt dort ein Sklave, so wird ihm seitens der Eigentümer nachgesetzt und er einfach wiedergefangen und abgestraft, ohne daß seine Beschwerden bei den Behörden, falls er überhaupt zu denselben gelangen kann, viel nützen. Im allgemeinen kommt es jedoch selten vor, daß in Ägypten oder in der Türkei überhaupt die Sklaven durchgehen oder sich sonderlich um Befreiung bemühen, und dies hat seinen Grund darin, daß mit sehr geringen Ausnahmen von Türken und Ägyptern die Sklaven sehr milde behandelt werden und gewöhnlich keine Ursache haben, sich nach der Freiheit und dem ungewissen Schicksal, welches sie als freie und auf sich selbst angewiesene Leute erwartet, zu sehnen. Die Sklaven werden überwiegend als Mitglieder der Familie betrachtet und dementsprechend behandelt und sind ebenso gewöhnt, sich selbst als zur Familie ihres Herrn gehörig zu betrachten. Mir ist ein Fall erinnerlich, wo im Sudan die Sklaven eines höheren ägyptischen Beamten, dessen Familie nach dem Tode desselben in die größte Not geriet, mit größter Aufopferung für die Hinterlassenen sorgten, und obwohl sie in dem Haushalt des vornehmen Mannes früher an solche rauhe Arbeit nicht gewöhnt waren, gemeinschaftlich große Strecken Landes in Kultur nahmen, die niedrigsten Arbeiten verrichteten und sogar weit und breit Almosen sammelten, um die Kinder ihres Herrn keine Not leiden zu lassen. Es handelte sich in dem Falle um Sklaven, welche in der Familie aufgewachsen, teilweise auch geboren waren, und die sich in der Familie fortgeerbt hatten. Solche Fälle sind nicht selten und beweisen wohl, daß die häusliche Sklaverei, wie sie bei den Türken im Gebrauche ist eine sehr milde und nicht mit der Sklaverei, wie sie früher in den Vereinigten Staaten bestand, zu verwechseln ist. Auch die Sklaven der vornehmen türkischen und ägyptischen Würdenträger, besonders des Sultans und des Vizekönigs, welche nach Hunderten zählen, führen durchgehends ein so faules, üppiges und ihren Neigungen so entsprechendes Leben, daß sie nicht die geringste Ursache haben, sich nach Befreiung zu sehnen, und für den größeren Teil derselben die Freiheit nur Not und Elend bedeuten würde. Diese milde Form der Sklaverei bei den Türken und im allgemeinen bei allen Muhamedanern erklärt es auch, warum die auf Andrängen der europäischen Mächte erlassenen Gesetze gegen dieselbe durchgehends nur tote Buchstaben sind, da die zur Ausführung berufenen Behörden zum größten Teil gar nicht begreifen können, warum man die Sklaven befreien soll, welche als freie Leute sich doch nicht ernähren könnten, und die darauf abzielenden Bemühungen von europäischer Seite nur als unberechtigte Einmischung in eine seit Jahrtausenden durch die Gewohnheit und auch die Religion geheiligte Einrichtung betrachten, welchen man deshalb einen passiven, aber fast unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt. Diese Anschauungen lassen sich nicht gewaltsam und auf einmal beseitigen, da sie mit dem gesamten Leben und Denken der muhamedanischen Völker zu innig verwoben sind, und nur von der Zeit und dem stetig wachsenden europäischen Einfluß läßt sich darin Änderung erwarten. Immerhin wäre ein großer Schritt zur Erreichung dieses Zieles gethan, wenn es gelänge, eine der Hauptpforten, durch welche die Sklaven in das türkische Reich eingeführt werden, zu schließen, nämlich die arabischen Küsten des Roten Meeres, speziell Süd-Arabien (Yemen). Von der Thätigkeit türkischer Kriegsschiffe auf diesem Gebiete kann man sich jedoch bei der bekannten Gesinnung der türkischen Beamten keinen Erfolg versprechen, und deshalb wäre es sehr wünschenswert, wenn die südliche Küste des Roten Meeres von europäischen Kreuzern gründlich überwacht würde, und dürfte dies nach Lage der Verhältnisse besonders Sache von Italien sein, welches die ganze Küste von Massaua bis Roheita beansprucht und auch wohl dazu in der Lage ist, da in Massaua eine ziemlich starke Flottille italienischer Kriegsschiffe stationirt ist. England wird sich natürlich, wie früher, auch dieser Aufgabe widmen und hoffentlich auch Frankreich, welches durch den Besitz von Obok und Tadschurra dazu nicht minder verpflichtet ist, schon um zu beweisen, daß die englischen Behauptungen, Frankreich begünstige in diesen Gegenden die Sklavenausfuhr, unwahr sind. Deutschland hat in diesen Gegenden keine Interessen zu vertreten, und eine Überwachung der Somaliküste zwischen Lasghori und Makdischu könnte man sich wohl sparen, da es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß auf dieser Strecke Sklaven ausgeführt werden oder überhaupt in Zukunft ausgeführt werden dürften, wie ich in meinem früheren Aufsatze[1]) schon erörterte.

[1]) Siehe Nr. 42, 1888 d. D. Kol.-Ztg.

Digitized by Google

Zur ostafrikanischen Küstensperre.

(Schluß.)

Einen löblichen Gegensatz zu den Engländern bilden die Russen durch ihr gründliches Ausrotten der Sklaverei in Mittelasien.

Doch bleiben wir bei Afrika. Der Vertrag von 1865 zwischen England, Amerika und Frankreich hat den Negerhandel auf Madagaskar etwas eingeschränkt, in der Türkei, Persien und Ägypten heimlicher gestaltet. Portugal, wiewohl dem Vertrage beigetreten, fühlte sich nicht bewogen, dem Menschenhandel bei Mosambik zu steuern. Man leugnete dies zwar mit dem Hinweis, daß nur selten portugiesische Sklavenschiffe aufgefangen wurden, aber alle Welt wußte, daß man sich arabischer Schiffe, sogenannter Daus unter arabischer Flagge bediente. Negerschiffe unter portugiesischer Flagge versah man mit Pässen für „freie Neger", der Wahrheit ins Gesicht schlagend. So handelten damals christliche Mächte, die den Menschenhandel abzuschaffen öffentlich gelobt hatten! Ja, Portugal hat sogar 1858, 1869 und 1875 Gesetze dagegen erlassen, 1869 mit der Einschränkung aber, daß „wo Sklaverei besteht, das Verhältnis zwischen dem Herrn und dem „befreiten" Sklaven ungeändert bleibt". Portugal galt daher als sklavenhaltende Macht mit dem Ruhme, die Sklaverei zuerst eingeführt zu haben.

In den 70er Jahren schloß England mit dem Sultan von Sansibar einen neuen Vertrag ab. Man hoffte auf dessen Erfolg, aber die englischen Kronadvokaten legten den Vertrag dahin aus, daß nur solche Schiffe beschlagnahmt werden dürften, welche Sklaven zum Verkauf an Bord führten. Die Thätigkeit der englischen Kreuzer war somit in den meisten Fällen lahm gelegt, was wir später beweisen wollen. Auch erstreckte sich der Vertrag nicht auf den Negerhandel zu Lande, der mithin in erschreckendem Maße zunahm und zugleich die Billigkeit für sich hatte. In einem einzigen Monate waren über 4000 Sklaven zwischen Dar-es-Salaam und Kiloa im Marsche.

Die Verteidiger des Menschenhandels sagen zwar, es gäbe auch in Europa genug gezwungene Arbeiter, so der Schulknabe, der Soldat, im Auslande der Auswanderer, der sich auf einen schriftlichen Vertrag eingelassen u. s. w. Wir müssen aber wohl unterscheiden zwischen Zwang und Rechtlosigkeit. Die weitere Behauptung, der Neger sei bildungsunfähig, nur zum Sklaven zu gebrauchen, wird durch Livingstones Ansicht widerlegt. Er beschreibt die Negerstämme, die nie durch Sklavenjäger gelitten haben, z. B. das Nsama-Volk, als gastfrei, ehrbar, jeder Belehrung zugänglich und völligen Frieden genießend. Ebenso sagt Oberst Cameron: „Ich bin ganz von der Ansicht abgekommen, als sei die schwarze Hautfarbe ein Merkmal niedriger Eigenschaften. Ich fand im Gegenteile, wo der Sklavenhandel nicht hingedrungen, viel gute Anlagen, große Zuvorkommenheit und im Verhältnis weniger Betrunkene als in England, es müßten denn die Diener der Araber gewesen sein." Auch Livingstone wollen wir aus seinen letzten Berichten sprechen lassen, wo sie vom Sklavenwesen handeln: „Es ist unmöglich, die Übel dieses Handels zu übertreiben. Es schaudert mir, wenn ich an das Gesehene zurückdenke. Wo ich im Shire-Gebiet 18 Monate vorher blühende Dörfer und fröhliche Einwohner erblickte, die herbeieilten, ihre Waren anzubieten, fand ich nur verödete Flächen, vom Hunger abgerichtete Menschen, nicht mehr zahlreich genug, die Toten zu begraben, deren sich die Krokodile bemächtigten. Überall menschliche Gebeine. Das waren die von den Arabern abgeschlachteten Opfer, die nicht mehr marschfähig gewesen. Wir fanden verlassen am Wege Trupps von Sklaven, die vor Hunger nicht mehr weiter konnten, darunter ganz junge. Andere waren an Bäume angebunden und tot." — Lassen wir den Vorhang über die traurige Vergangenheit fallen und wenden uns zur Gegenwart!

Mit dem Augenblicke, da die verbündeten Kriegsschiffe zur Erfüllung ihrer hohen Aufgabe an der ostafrikanischen Küste erschienen, gab sich die gebildete Welt großen Hoffnungen hin. Man spanne sie nicht zu hoch! An der Wachsamkeit und Ausdauer unserer Seeleute wird es nicht fehlen, obgleich statt Lorbeeren nur das Bewußtsein zu erlangen ist, einer edlen Sache gedient zu haben.

Wir möchten das Bild näher betrachten, das sich an jener Küste demnächst abspielt.

Erst hieß es allgemein, die Strecke von Mosambik bis Suakim, also 500 deutsche Meilen, sollte überwacht werden. Nach dem „Memorandum" vom 8. Oktober 1888 soll eine Sperrung nur an der Sansibarküste von Kipini bis zum Rovumafluſſe stattfinden, also ungefähr 133 deutsche Meilen weit. Man möge seine Hoffnungen auf wirkliche Unterdrückung des Negerhandels in eben diesem Maße einschränken!

Von wo geht nun der ungeheure Menschenhandel aus, dem fast alle Stämme des schwarzen Erdteils unterworfen sind? Erst durch Livingstones, Bakers, Burtons und Spekes Berichte erkannte man die erschreckende Ausdehnung, welche jener Handel zwischen Ostafrika und der Nordküste des indischen Meeres angenommen hatte. Hierhin, nach Südasien, strömte die im nördlichen Mittelafrika erjagte Menschenware; was südlich davon wohnte, wurde nach Madagaskar geschleppt. Also mit 2 Seewegen hatte man es zu thun. Betrachten wir den erstgenannten. Sansibar ist der Hauptplatz, den jährlich 10- bis 20 000 Sklaven durchwandern, um schließlich im Gebiete des Sultans, entweder an den Küsten oder im Innern Arabiens und Persiens, auf den Seschellen oder gar in Bombay oder Aden untergebracht zu werden.

Dieser Handel ist völlig abhängig von Wind und Strömung des indischen Meeres, denn der Araber ist der Schiffahrt wenig kundig. Dem offenen Meere abgeneigt, hält er sich längs der Küste.

Vom November bis März sind Wind (Monsun) und Strömung von der indischen gegen die arabische und ostafrikanische Küste gerichtet. Von April bis Oktober umgekehrt. In erstgenannter Zeit ist die See am kühlsten, Regen und starker Wind selten. Die letztgenannten Monate aber bringen große Hitze, starken Regen und Wind.

Hieraus ergiebt sich, daß die Schiffe von Arabien, dem persischen Meerbusen und Indien nach Sansibar die Zeit von November bis März benutzen und zwischen April und Oktober heimkehren. Die günstige Fahrzeit wird aber durch den Umstand wesentlich verkürzt, daß der Monsun nur allmählich einsetzt. Seine genügende Stärke ist abzuwarten behufs möglichst schneller Überfahrt. Diese findet nur einmal alljährlich hin und zurück statt. Die Händler von Bombay, Maskat (Oran) und dem persischen Meerbusen wählen daher etwa Mitte November zur Fahrt nach Sansibar, wo sie Mitte Dezember in täglich wachsender Zahl für einen Monat Aufenthalt eintreffen. Die von Arabien kommenden Händler aber langen in der ganzen Zeit des Nordost-Monsuns in Sansibar an.

Die Rückfahrt mit der noch lebenden Menschenware gestaltet sich anders. Der Südwest-Monsun ist besonders heftig in der Mitte zwischen April und Oktober, also von Ende Juni bis Ende August. Er wütet am schlimmsten zwischen der Insel Sokotra und dem Vorgebirge Guardafui, eine Strecke, die den Sklavenschiffen sehr gefährlich wird, die sie aber nicht umgehen können. Es folgt hieraus, daß sie während obiger Sturmzeit die Rückfahrt vermeiden und lieber zu Anfang oder zu Ende des Südwest-Monsuns fahren. Am stärksten wird der Verkehr am Schlusse des Vor-Monsuns, weil dessen Stärke eine rasche Überfahrt verspricht. Verzögerung würde größeren Aufwand an Verköstigung fordern und den „Futterzustand der Ware" verschlechtern. Soviel über die günstige Zeit.

Wie die Sklaven aus dem Herzen Afrikas in die Hände der Händler kommen, ist genügend bekannt und durch Vernehmung der Neger hinreichend bestätigt. Meist wurden sie, nach ihrer Aussage, im Kampfe gefangen, oder von den Eltern verkauft, oder von Arabern gestohlen, selbst im Schlafe, dann nach etwa 1 Monat nach Kilwa gebracht, wieder verkauft nach Sansibar und weiter nach Maskat oder Brava. In Sansibar langen sie meist nachts an. Der englische Leutnant Henn, der zur Auffindung Livingstones ausgesandt war, hat die Aussagen aufgefangener Sklaven gesammelt, woraus sich ein erschütterndes Bild des Negerlebens entrollt und ein Fingerzeig ergiebt, wie dem Menschenhandel beizukommen sein dürfte.

Die Sklavenzüge aus dem Innern erreichen von Kilwa (Quiloa) aus in 2—3 Tagen Sansibar oder auch Lamu oder Pemba. Außer etwas ungekochtem Reis wird unterwegs nichts verabreicht. Bei der schlechten Bauart der Schiffe ist die Seereise bei weitem der schlimmste Teil für die armen Opfer, von denen, wie bemerkt, meist nur 1/4 bis 1/5 lebend in Sansibar ankommen.

Der Sultan von Sansibar hat innerhalb seines Gebietes (2° bis 10° südl. Breite) den Wassertransport der Sklaven behufs Verkaufs seinen Unterthanen vom 1. Januar bis 1. Mai jeden Jahres verboten. Dagegen ist der Landtransport vom Innern nach der Küste „zum Nutzen" seiner Unterthanen stets gestattet.

Hiernach ist zwischen einem „gesetzlichen" und „ungesetzlichen" Sklavenhandel zu unterscheiden, so schwer dies auch einem schlichten Gemüte fallen mag. Wir empfehlen aber allen, welche die Vorgänge, die sich demnächst an der ostafrikanischen Küste abspielen werden, verstehen wollen, sich des oben genannten Gesetzes des Sultans zu erinnern.

Gilt Sansibar als Hauptort für Einfuhr, so ist es Kilwa für die Ausfuhr.

Sind Kriegsschiffe während der verbotenen Jahreszeit zu gewärtigen, so geht der Transport zu Lande vor sich oder in kleinen Schiffen bis Juba oder Brava, von wo die Ware durch ein größeres Schiff, das, ohne Verdacht zu erregen, Sansibar verlassen hat, nach Norden verschifft wird.

In der erlaubten Jahreszeit gehen die Schiffe, nachdem in Kilwa für jeden Sklaven 8 Mark an den Sultan gezahlt sind, unmittelbar nach Lamu, einem der nördlichsten Teile seines Gebiets. — Hier wird guter Wind, Abwesenheit der Kriegsschiffe oder das Dunkel der Nacht abgewartet. Jede List wird gebraucht, um die Ware durchzubringen, dem Sultan die Steuer zu entziehen und den Kriegsschiffen zu entgehen. Die jährliche Ausfuhr von Kilwa nach Sansibar beträgt etwa 12 000 Neger, von Kilwa nach anderen Häfen in der gesetzlichen Grenze etwa 3000, so daß dem Sultan eine beträchtliche Einnahme über 200 000 M. erwächst. Es ist Sr. Hoheit nicht zu verdenken, wenn Hochdieselben ein ganz besonderer Liebhaber von „Ebenholz" zu sein geruhen.

Einen Blick auf die Sklavenschiffe. Zum Glück sind die, welche zwischen Sansibar und Oman verkehren, von leicht zu erkennendem Äußeren. Der Bug dieser Daus geht tief im Wasser, die meisten sind ohne Deck, am Stern erhebt sich ein leichter Oberbau als Wohnung für den Kapitän und seine Mannschaft. Der Mast ist, entgegen dem europäischen Schiff, nach vorn geneigt. Die Segel sind oben 3eckig, unten 4eckig und von blendend weißer Farbe. Für die Nacht und schlechtes Wetter werden kleinere Segel geführt. Obgleich von rohester Bauart, ist die Dau doch ungemein wendsam um den tiefliegenden Bug. Die Schnelligkeit ist so groß, daß ein Kriegsschiff unter Dampf und Segel mit 21 km in der Stunde Not hat, die Dau einzuholen. Die rohe, unfertige Bauart hat zur Folge, daß die Daus meist leck sind, weshalb sie unfehlbar in Stücke gehen, wenn sie mit einiger Schnelligkeit ins Schlepptau genommen werden. Dieser Umstand wird sich später als wichtig erweisen. Zweifellos geht eine große Anzahl von Daus an der Küste unter.

Kanonen hat das Sklavenschiff fast nie, ist aber mit Gewehren und blanken Waffen reichlich versehen. Lebensmittel und Wasser führt de sorglose Araber nur äußerst wenig an Bord, so daß er mit den Sklaven leidet. Die Fesseln zum Festlegen von Negern (man will englische Arbeit erkannt haben) sind zum Herausnehmen aus der Schiffswand eingerichtet, um Verdacht zu beseitigen. Während die Sklavenschiffe auf dem Atlantischen Meere viel Raum boten, macht der Araber keinen Unterschied zwischen Menschen- und anderer Ware, er pfercht die Neger eng zusammen. Wenn auch die Seereise von Sansibar nach dem östlichen Vorgebirge Arabiens bei gutem Südwestmonsun anfangs Mai 17—18 Tage, von Lamu aus nur halb so lange dauert, so ist die Leidenszeit doch hinreichend, um zu unterliegen. Unterwegs ist die Dau öfter genötigt, Trinkwasser am Lande einzunehmen, ein Hauptgrund, warum sie stets dicht an der Küste angetroffen wird.

Verfolgen wir nun den Weg der Daus, um die Einfuhrhäfen im Norden kennen zu lernen. In dieser Richtung werden allein aus dem Gebiete

Digitized by Google

des Sultans von Sansibar jährlich etwa 13 000 Neger verschifft, während außerdem etwa 4000 vorher abgesetzt werden. Englische Kreuzer haben im Monat Mai 400 arabische Daus durchsucht, wollen aber darunter nur 11 Sklavenschiffe mit zusammen 1000 Sklaven gefunden haben. Gewöhnlich führt ein solches 100—200 Neger an Bord. Die Spuren der Menschenware sind nur bis an die arabische Küste zu verfolgen. Man findet dort den Negersklaven als Perlenfischer bei Oman, als Haussklaven beim wohlhabenden Araber, als Diener beim persischen Kaufmann und in den türkischen Harems. Ein Dritteil etwa wird am arabischen Vorgebirge Ras-el-Haad gelandet oder an der persischen Küste. In Maskat, Bassora und Bagdad bestehen öffentliche Sklavenmärkte. Ist der Markt überfüllt oder sonst ein Hindernis vorhanden, so werden die Neger wieder eingeschifft und anderswo feilgeboten. Auch vom Roten Meer aus geht Ausfuhr von Sklaven, worunter wertvolle Abessinier nach Arabien und Persien. Immerhin bleibt Ras-el-Haad der Haupthafen für Einfuhr.

Wie man in Peru nach dem Tagespreise der Kulis fragt, so fragt der Araber, wie hoch heute 20jährige Massais oder Abessinier stehen, denn der Preis unserer schwarzen Brüder ist schwankend. Im Herzen Afrikas gilt ein Neger 2 Meter Kalikot, oder 80 Pfennig, oder 10 Hühner, oder 1 Ziege. Erreicht er lebend Kilwa, was unter Fünfen nur Einem „glückt“, so ist sein Wert bedeutend gestiegen. Die Auslage für Verköstigung und Treiber ist gering, der Kopfzoll für den Sultan beträgt nur 8 Mark, aber doch werden in Sansibar 80 Mark für einen Neger gelöst, was nach ungefährer Berechnung einen Reingewinn von 66% abwirft. Knaben unter 10 Jahren kommen auf 28 bis 60 Mark, von 10 bis 20 Jahren 60 bis 120 Mark, Männer zur Landarbeit 100 bis 120 Mark, Mädchen unter 7 Jahren 40 bis 72 Mark. Erwachsene Männer für die Ausfuhr haben geringeren Preis als Knaben, dagegen höheren, wenn sie am Orte untergebracht werden. Unter 20 Jahren werden gewöhnlich 120 Mark bezahlt bei besonders guter Beschaffenheit.

Gelangt der Neger nach dem persischen Meerbusen, so erhöht sich der Sansibarpreis in Maskat um 20%, in Bassora um 50%. Im Laufe der Zeit ist der Reingewinn größer geworden.

Aus dem hohen Gewinne erklärt sich die Wut der Araber, nunmehr Deutsche an der Küste zu sehen, die ihrem Handel ein Ende zu machen drohen. Die geriebenen Gauner werden alle Mittel versuchen, der Wachsamkeit der Kriegsschiffe zu entgehen.

Den Dienst derselben wollen wir näher beleuchten. Für die Unterdrückung des Menschenhandels auf der Westküste war den englischen Schiffen eine Vorschrift gegeben, welche ein wirksames Einschreiten möglich machte. Auf der Ostküste liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Viele arabische Sklavenschiffe segeln unter französischer oder türkischer Flagge, wozu sie leicht die Erlaubnis erhalten, oder es ohne Ermächtigung thun. Die Mithülfe der Türkei an der jetzigen Küstensperre wird schwerlich gewünscht. Frankreich hat sich zwar anfangs herabgelassen, dann widerrufen, in eine Untersuchung der Schiffe seiner Flagge zu willigen, hat aber nur ein Schiff zur „Beobachtung“ zugesagt (als ob man Zuschauer bedürfte). Den englischen Seeoffizieren wurden s. Z. ein Menge von Verträgen mit andren Staaten mitgegeben unter der eindringlichen Warnung, dafür aufzukommen, wenn sie ihre Befugnisse überschreiten sollten, oder den Handel unnötig hindern, oder die Schiffe solcher Staaten belästigen, die keinen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels geschlossen haben. Auch wurde ihre Thätigkeit gegen solche Schiffe nur weiter als 3 Seemeilen von der Küste gestattet, da dieser Streifen Wasser noch als zum Küstenlande gehörig betrachtet wird. Häufig übt aber der Beherrscher dieses Landes in Wirklichkeit gar keine Macht über das Küstengewässer aus. Noch verwickelter wird die Sache dadurch, daß z. B. Persien in seinen Gewässern den eigenen Schiffen zwar den Sklavenhandel verboten hat, nicht aber den fremden, wobei noch der Vorbehalt gemacht ist, daß bei Durchsuchung eines persischen Schiffs ein persischer Offizier zugezogen werden muß. Dieser ist natürlich nie zu haben. Beim Anhalten türkischer Schiffe handelt der Befehlshaber auf eigene Gefahr.

Man sieht, daß dem Seeoffizier die Hände nach allen Richtungen gebunden sind, wenn es sich darum handelt, dem Sklavenhandel unter Berücksichtigung aller Raubstaatengesetze beizukommen. Da die jetzige Sperre nur auf das Sansibargebiet beschränkt ist, wird sie räumlich erleichtert, aber andererseits erschwert dadurch, daß es sich auch um Durchsuchung der Schiffe nach Waffen und Kriegsbedarf handelt. In keinem Falle ist aber auf Ausrottung des ostafrikanischen Sklavenhandels durch die angeordnete Küstensperre allein zu hoffen, er wird nur in andere Bahnen gelenkt, der Weg nach dem Roten Meer bleibt offen, die Sklaverei im Innern unberührt.

Die Dans fühlten sich bisher so sicher, daß sie meist weder Flagge noch Papiere führen, doch dafür werden sie jetzt schon sorgen.

Nach der englischen Vorschrift ist der Offizier zur Wegnahme der Dau berechtigt, wenn er Sklaven an Bord findet oder Ausrüstungsstücke zum Sklavenhandel. Diese sind näher bezeichnet. Auch größere Mengen von Lebensmitteln, als für die Schiffsmannschaft nötig, berechtigen zur Wegnahme. Die Prise soll unverzüglich in den nächsten Hafen zur Aburteilung durch den Konsul gebracht werden. Solche Konsuln waren bisher für den Handel nach Indien in Sansibar, Aden, Bombay und Maskat zu finden. Die gebrechliche Dau muß mithin oft bis zu 1000 Seemeilen gegen Wind und Strömung geschleppt werden, während der dem Kriegsschiff angewiesene Meeresteil unbewacht bleibt. Unter solchen Umständen ist, aber nur, wenn das Leben der in der Dau befindlichen Menschen gefährdet wäre, die sofortige Vernichtung gestattet, nachdem eine schriftliche Verhandlung aufgenommen ist. Da die Dau nicht zum Schleppen in Stücke geht, ist ihre Vernichtung die Regel. Auf hoher See darf kein Sklavenschiff weggenommen werden, welches den obenerwähnten „lokalen“ Handel betreibt, sofern dieser in dem Lande gestattet ist, dem das Schiff angehört. Auf diesem können sich Sklaven als Schiffsmannschaften befinden, die nicht zum Verkauf bestimmt sind.

Wird eine Dau verurteilt, so ist die Aufnahme deren oft von Krankheiten befallenen Insassen eine schwere Plage für das Kriegsschiff. Wird die Dau behufs Aburteilung ans Land gebracht, so erfolgt deren Verkauf und aus dem Erlöse die Belohnung der Seeleute mit Zugabe eines Kopfgeldes für jeden befreiten Sklaven. Der Befehlshaber geht leer aus, wiewohl die Verantwortlichkeit seiner Stellung ihm leicht den Verlust derselben eintragen kann.

Lassen wir einem englischen Seeoffizier das Wort, der zur Jagd auf Sklavenschiffe befehligt war: „In der Nähe von Aden, um nahe am Aburteilungshafen zu sein, legten wir uns nachts vor Anker. Bei Tagesanbruch segelten wir längs der Küste südwestlich. Am ersten Tage, da der Wind ungünstig, kamen uns keine Sklavenschiffe nahe. Am andern Morgen kam eine Dau in Sicht. Große Spannung, Fertigmachen der Böte. Wir fanden Negersklaven an Bord, die aber sämtlich erklärten, sie gehörten schon seit 4 Jahren zur Schiffsmannschaft. Keine Absicht des Verkaufs, daher gesetzlich. Die Dau wird entlassen. Gleich darauf meldet der Ausluger im Mast 5 Daus. Rasch die Böte darauf zu. Verhör mit dem Ergebnis: Sklaven zum Selbstgebrauch, daher gesetzlich. Auch diese Daus werden freigegeben. Kaum sind unsere Böte zurück, so ertönt der Ruf: „9 Daus in Sicht!“ Wieder die Arbeit zum Ablassen der Böte. Verhör, große Sprachverwirrung, Kreuz- und Querlügen der Araber, gänzliche Unkenntnis der Neger über ihre Herkunft, Angehörigkeit, Bestimmung u. s. w. Kurz, keine Absicht des Verkaufs nachzuweisen, alle Daus sind frei. Nächsten Tags massenhaftes, langwieriges Untersuchen von arabischen Schiffen, von denen nur eins verdächtig bleibt, da es erst vor dreißig Tagen Sansibar verlassen, also möglicherweise Sklaven zum Verkauf an Bord hatte. Doch war dies nicht zu beweisen. Wo wir ganz junge Sklaven oder Kinder vorfanden, da war das Schicksal des Schiffs besiegelt. Trotz unseres Beobachtungspostens am Lande ist uns nachts manche Dau entschlüpft. Bei Tage zogen viele Araber vor, in schnellster Flucht nach der Küste zu segeln, zu landen und die Dau sich selbst zu überlassen. So ging es weiter Tag für Tag bei glühender Hitze in harter Arbeit, aber der spannende Sport hielt uns munter. Am spannendsten war die Jagd, wenn es den Daus gelang, rasch zu landen und den schwarzen Menschenstrom auszuschiffen. Die armen Neger fürchteten, in unsere Hände zu fallen und strebten in größter Eile landeinwärts, wiewohl dort sicherer Hungertod ihrer wartete. Aber während auf der einen Seite unsere Böte den Daus den Weg nach der Küste zu verlegen strebten, tauchen neue Sklavensegel auf, unser größtes Schiff geht ihnen entgegen, vermag ihnen aber am seichten Ufer nicht zu folgen. Andern Tags aber glückte es uns, eine Dau durch Schüsse zum Stehen zu bringen und 113 Sklaven zu befreien und die Dau zu versenken. Gelang es nicht, nachzuweisen, daß die Neger zum Verkauf bestimmt sind, dann freilich mußten wir die Hände davon lassen, denn nach englischem Rechte ist nur der schuldig, dem die Schuld bewiesen wird. Schlüpfte auf diese Weise ein Araber durch, so bat er sich gewöhnlich von mir einen Paß aus, um ferner nicht mehr behelligt zu werden. Zum Dank dafür erklärte er: „Bei Allah, Engländer große Nation!“

So erzählt der englische Kapitän Kolomb.

Nach dieser Schilderung wird man sich von dem Erstaunen erholen, das die neuliche Nachricht hervorrief, der englische Kreuzer Griffon habe an der Küste von Sansibar ein Schiff mit 400 Sklaven angehalten, aber nur deren 2, sage zwei, befreit. Die übrigen waren, wie es heißt: „freiwillige Kontraktsklaven“, ähnlich wie früher die deutschen Auswanderer nach San Paulo. Zugleich wird die ergötzliche aber dennoch traurige Veröffentlichung des englischen Generalkonsuls in Sansibar bekannt, welche den dortigen Engländern das Sklavenhalten und Abschluß von Sklavenverträgen verbietet! — Über den zweiten Teil des ostafrikanischen Negerhandels, nämlich den nach Süden gerichteten, können wir uns kurz fassen. Er ist nicht ganz so umfangreich als der nach Norden und findet fast ausschließlich nach Madagaskar statt. Den Hauptplatz für die dortige Einfuhr bildet die Umgebung des Vorgebirgs Andrava. Sämtliche Daus sind dort mit französischer Flagge und französischen Pässen „im Namen des allmächtigen Gottes“ versehen. Sie halten sich möglichst lange an der Küste des Festlandes und fahren dann kurz nach Madagaskar über, nachdem sie an der portugiesischen Küste Zoll bezahlt oder nicht bezahlt haben. Wollte man dort den Handel unterdrücken, so wäre es wesentlich leichter als im Norden, weil hier keine verwickelten Landesgesetze im Wege stehen. Das Gesetz von Madagaskar ist einfach und untersagt jegliche Art des Sklavenhandels. Dort könnte ihm bei ernstlichem Willen ein Ende gemacht werden, nur müssen die überwachenden Kreuzerschiffe das ganze Jahr über in Thätigkeit bleiben, während dies im Norden nur vom April an auf bestimmte Monate nötig ist.

Wir haben zu Anfang unsre Freude ausgedrückt über die Maßregeln, welche Deutschland und seine Verbündeten an der ostafrikanischen Küste ergriffen haben. Wir glaubten darin einen Wendepunkt in der Geschichte des Sklavenhandels zu erblicken. Die räumliche Beschränkung der Überwachungsmaßregeln gibt aber zu erkennen, daß es sich nur um einen Druck handelt, der auf den Sultan von Sansibar geübt werden soll auf Grund der auf seinem Gebiete neulich stattgehabten Aufstände. Das dünkt uns zu wenig. Noch liegen die Leichen der auf seinen Besitzungen in Gegenwart S. M. S. Möwe (5 Kanonen) ermordeten deutschen Beamten seit 2 Monaten unbeerdigt und ungerächt umher! Wo bleibt die Genugthuung des Sultans? Hätte man nach dem Muster anderer Großstaaten das wundervolle Raubnest Sansibar, welches der Menschheit Hohn spricht, sofort besetzt und — behalten, das wäre eine Rache gewesen, der Opfer würdig und groß genug, um etwaiges Geschrei englischer Geldsäcke ruhig anhören und — verhallen lassen zu können. H.

Einige praktische Winke über das Chinin.[1])

Von Professor Dr. C. Binz in Bonn.

Wo immer ich die Litteratur über Gebrauch und Wert des Chinins bei Unternehmungen in unzivilisirten Fiebergegenden nachsah, fand ich

[1]) Wir empfehlen diesen Artikel besonders der Beachtung seitens unserer

Digitized by Google

die Ansicht ausgesprochen, für Forschungsreisende in solchen Gegenden sei das Chinin fast so notwendig wie das Schießpulver; dieses im Kampf gegen die Wilden, jenes im Kampf gegen die lebenbedrohende Malaria.

G. Schweinfurt erzählt, er habe sich wider die schädlichen Einflüsse eines fortgesetzten Aufenthaltes in ungesunden Flußniederungen durch den vorbauenden täglichen Gebrauch von Chinin, dreimal täglich gegen 0,5 Gramm, gesund erhalten, obgleich er bei seiner Beschäftigung, botanisirend in Sümpfen und die Papyrushorste beständig durchwatend, den Fieberursachen mehr ausgesetzt gewesen sei als mancher andere. Dieses Verfahren habe er ganze zwei Monate fortgesetzt ohne Schaden für seinen Körper, bis ihn die reinere Luft des Binnenlandes davon dispensirte. (Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen, 1874, I. 137 und 352.)

H. Stanley schreibt: „Drei Fieberanfälle brachten mich um sieben Pfund Gewicht. Aber ich chininisirte mich durch und durch (quininized myself thoroughly) von der Frühdämmerung bis zum Sonnenuntergang; und am fünften Tage trat ich hinaus, bleich, schwach, zitternd, mit gelbsüchtigen Augen, klopfendem Herzen und klingenden Ohren, das ist wahr, aber das Fieber war überwunden." (Trough the dark continent. 1878, I. 245.) Derselbe erzählt an einer andern Stelle, wie er durch Aufnahme von 3,0 und 3,5 Gramm Chinin an je zwei Tagen auf einmal, zusammen mit einigen Tropfen Bromwasserstoffsäure und einer Unze Madeira, sich von einem bösartigen Fieber befreite. „Wie der Blitz strömte die kräftige Arznei durch meine Adern; ich fühlte ihre überwältigende Wirkung rasch über meine Sinne sich schleichen". . . . . Sodann vierundzwanzigstündiger Schlaf, Gebrochensein des Fiebers und allmähliche Genesung des stark heruntergekommenen Körpers. (Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. 1885 I. 297).

G. Nachtigal nennt das Chinin den „größten Schatz für den in den tropischen Gegenden Reisenden". (Sahara und Sudan. 1879, I. 743).

Das nur einige Beispiele von vielen. Sie lehren, daß bei allen Vorbereitungen zu Expeditionen in Fieberländer das Chinin in möglichst zweckmäßiger und reiner Form beschafft werden sollte. Das geschieht meistens nicht. Daraus entstehen schwere Nachteile oder können wenigstens daraus entstehen; und um sie abzuwenden, soviel ein fachmännischer Rat das vermag, biete ich der „Deutschen Kolonialzeitung" diese Notizen an. Sie kommen hervor aus mehrjähriger und eingehender experimenteller Beschäftigung mit dem Gegenstande.

Die beiden Chemiker, welche zuerst das Chinin aus der Chinarinde darstellten, brachten es, wohl mehr aus Zufall als aus Absicht, in die Form des schwefelsauren Salzes. Als solches ging es in den Handel und den Gebrauch über und hat so in letzterem nunmehr über 60 Jahre sich erhalten. Die meisten Ärzte, besonders die des Auslandes, kennen und verordnen aus althergebrachter Gewohnheit nur dieses Salz, die meisten Pharmakopöen haben kein anderes; und auch in der letzten preußischen (1862) war es das einzige, bis erst die erste deutsche von 1872 auf meinen Antrag neben ihm das salzsaure aufnahm. Von da an hat der Verbrauch des letzteren immer mehr sich eingebürgert, indes beträgt er heute doch nur gegen fünfzigtausend Kilo auf der ganzen Erde, während das schwefelsaure mehr als das Dreifache davon ausmacht. Es gibt Kulturländer, z. B. Nordamerika, in denen nur das schwefelsaure Chinin angewendet wird.

Auch ohne Mediziner zu sein, sieht man leicht den Unterschied, welcher zwischen beiden Präparaten vorhanden ist, wenn man sich an deren Löslichkeit in Wasser erinnert. Das schwefelsaure Chinin bedarf rund das 800fache seines Gewichts von destillirtem Wasser mittlerer Temperatur, um sich klar zu lösen; das salzsaure bedarf dazu nur das 50fache.

Das bezieht sich auf Wasser allein. Bei Zusatz von ein wenig freier Säure wird die Löslichkeit erhöht, aber auch hier wieder für das salzsaure Chinin wesentlich mehr als für das schwefelsaure. Solange nun der Magen des Menschen in guter Ordnung ist, sondert er freie Salzsäure genug ab, um selbst das schwerlösliche schwefelsaure Chinin in die auffaugbare flüssige Form überzuführen; sobald er aber an Störungen leidet, welche zu einer Verminderung oder zum Verschwinden der Salzsäure führen, hört dies auf, und das wegen seiner spezifischen Leichtigkeit sehr voluminöse Arzneimittel liegt alsdann als schädigender Ballast im Magen. Es ist klar, daß bei der 16 mal größern Löslichkeit des salzsauren Chinins diese Gestaltung zu Magenballast weniger leicht eintreten wird. Das salzsaure wird in vielen Fällen zur Lösung kommen und dann in die Blutbahn gelangen, in denen beides für das schwefelsaure nicht möglich ist. Gerade aus der Schwerlöslichkeit für erkrankte Mägen erklären sich so manche Fälle, indessen bei Malariafiebern das meist zuverlässig wirkende Chinin ohne jeglichen Nutzen geblieben ist. Es tritt zum größten Teil in den Dünndarm über, und hier liegen die Bedingungen zur Aufnahme ins Blut so wie so unbequemer, weil er durchweg von alkalischer Reaktion ist. In ihr vermindert sich die Löslichkeit des Chinins noch unter die vorher angegebenen Werte.

Zusatz eines auch sonst dem Magen wohlbekommenden säuerlichen Getränkes, bezw. Nachtrinken desselben, fördert die Auffaugung der Chininsalze ungemein und vermindert die Möglichkeit des Ballastwerdens. Stanley that ganz gut, Bromwasserstoffsäure und Madeira nachzutrinken; nur war jene schwerer zu beschaffende und leicht zersetzliche Säure nicht nötig; Salzsäure hätte es auch gethan, in ihrer Ermangelung eine zuträgliche Fruchtsäure; und die guten weingeistigen Getränke gehören als kräftige Lösungsmittel der Chininsalze ebenfalls hierher. Indes werden auf Forschungsreisen oder auf den Stationen in fernen Fiebergegenden solche Säuren oder die weingeistigen Getränke nicht immer mit Sicherheit zu haben sein oder letztere aus andern Gründen nicht immer zuträglich erscheinen. Kann man es beschaffen, so ist ein stark kohlensaures Wasser das in jeder Beziehung beste. Jedenfalls nehme man dasjenige Chininpräparat mit, welches der Auffaugung unter allen Umständen die geringern Schwierigkeiten macht; und das ist ohne Zweifel das salzsaure, das Chininum hydrochloricum der deutschen Pharmakopöe.

Bis vor wenigen Jahren kamen oft genug unreine und sogar absichtlich verfälschte Chininsalze in den Handel. Ein aus diesem Anlaß geführter Strafprozeß in Berlin 1866 und ein anderer in Paris 1883 machten viel von sich reden. Die häufigste Beigabe waren die Nebenalkaloide der Chinarinde, welche viel billiger als das Chinin sind, aber auch viel weniger wirksam gegenüber dem Malariagift. Das ist besser geworden aus verschiedenen Gründen, allein schon weil das Chinin von der schwindelhaften Preishöhe, auf die die Spekulation es getrieben hatte, herabgestiegen ist, dauernd, wie es scheint. Wer jedoch nach dem Innern Afrikas geht, möge auf diese Besserung nicht einfach vertrauen. Er darf sein Chinin nur an der zuverlässigsten Quelle kaufen und hat noch dann nachsehen zu lassen, ob es alle die Proben besteht, welche die Pharmakopöe für seine Güte und Reinheit vorschreibt. Wir in Europa Zurückbleibenden dürfen im gegebenen Falle schon etwas vertrauensseliger sein, denn uns wird die Remedur sehr leicht. Wer das Innere Afrikas oder ähnlich geartete Länder betritt, muß sich neben dem besten Schießpulver des zuverlässigsten Chinins versehen.

Viel ist bis in die neueste Zeit darüber gesprochen worden, ob die Aufnahme von Chinin eine gegen das Fieber vorbauende Kraft habe. Es leuchtet ein, daß die richtige Beantwortung dieser Frage von der größten praktischen Bedeutung ist. Meines Erachtens liegt die Sache so:

Infolge ungenauer Versuche kam man an einigen Orten zu der Ansicht, das Chinin habe gegenüber der Malariaerkrankung keine vorbauende Kraft; und oberflächlich zusehende Verfasser von medizinischen Hand- und Lehrbüchern druckten das nach. Man hatte entweder zu wenig Chinin gegeben oder genug in unzweckmäßiger Form. Andere Ärzte, welche besser operirt hatten, sahen gute Resultate, so wie auch Schweinfurth und Stanley sie an sich selbst erfuhren. Ich halte diese um so beweiskräftiger, als man bei jenen die im Experiment und in den Schlüssen gemachten Fehler mit Händen greifen kann. In jüngster Zeit sind neue Versuche über diesen Gegenstand veröffentlicht worden von Dr. C. Graefer (Berliner klinische Wochenschrift, 1888, Nr. 42). Er hatte als Schiffsarzt in holländischen Diensten bei Batavia in dem berüchtigten Malariahafen Tandjong Priok reichliche Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Sie sind in bestem Sinne bejahend ausgefallen und wurden ihm von seinem Nachfolger im früheren Amte, wie ich aus persönlichem Bericht von ihm weiß, vollauf bestätigt. Graefer gab am Abend der jeweiligen Ankunft in Tandjong Priok jedem Manne ein Gramm Chinin, in Genever gelöst, und wiederholte das am 8., 12. und 16. Tage nach der Ankunft, während am 10. und 14. Tage nur ein halbes Gramm verabreicht wurde.

Sein Nachfolger, Dr. Buwaldn, verfuhr etwas anders. Schon drei Tage vor der Ankunft in dem genannten Hafen sowie während des ganzen Aufenthaltes an den Küsten von Java und Sumatra, der gegen fünf Wochen dauerte, bekam jeder Mann der Schiffsbesatzung dreimal wöchentlich ein Gramm, ebenfalls in Genever gelöst. Wie es scheint, wäre diese Weise der Verabreichung vorzuziehen. Bei Graefer war der Zwischenraum zwischen der ersten und der zweiten Gabe etwas groß. Die Resultate seines Nachfolgers waren darum auch noch besser als die von ihm erreichten.

Der Genever wurde nur hinzugefügt, um die Matrosen gefügiger für die regelmäßige Aufnahme zu machen. Wo man mit gebildeten und denkenden Männern zu thun hat, kann er oder ein anderweitiges starkes Alkoholikum füglich wegbleiben, vorausgesetzt, daß nicht eine gewisse Schwäche der Verdauungsorgane dessen Hinzufügen in mäßiger Menge verlangt.

Ist die zu durchziehende oder zu bewohnende Gegend nicht gar zu verseucht, so dürfte man bequem mit zweimal wöchentlich auskommen.

in den Tropen stationirten Marine und der sich bildenden Expeditionen für Afrika. D. R.

Nur möge man das Chinin nicht in kleinen, verzettelten Gaben aufnehmen. Alle mir vorliegenden Berichte lehren deren geringe Nützlichkeit, und damit stimmt die rein wissenschaftliche Betrachtung der Sache überein. Man braucht anderseits keine Besorgnis zu haben vor einem nennenswerten Schaden der angegebenen, von den beiden genannten Ärzten in Ostindien verordneten Gaben. Was man dem Chinin oft vorgeworfen hat, fällt meistens auf Rechnung der Krankheitszustände, wegen deren es genommen wurde, oder auf eine unzweckmäßige Art der Darreichung. Dazu gehört unter anderm, wie vorher angegeben, das Einschütten des schwerlöslichen schwefelsauren Salzes in einen schlecht beschaffenen Magen mit nichts anderem als Wasser. Fast immer wird Brunnenwasser dazu verwendet; und von ihm ist je nach seiner kalkigen oder sonstigen Beschaffenheit noch viel mehr als das 800fache erforderlich, dieses Salz auffaugbar zu machen.

Daß die vorbauende Wirksamkeit des Chinins ihre Grenzen hat, versteht sich eigentlich von selbst, und doch sei es hier ausdrücklich gesagt, damit nicht das Fehlschlagen zu hoch gespannter Erwartungen der Feind des menschlich Erreichbaren werde. Wer anhaltend unter dem Einflusse eines intensiven Malariagiftes lebt, für den mag schließlich die fortgesetzte Aufnahme des Chinins eine Unmöglichkeit werden, denn ein unserm Organismus fremder Körper ist und bleibt das Chinin, wennschon es dem Malariagifte feindlicher ist als ihm. Es geht dem Chinin in Bezug auf seine Tragweite wie allen andern schützenden Dingen. Wasser ist ein vorzügliches Löschmittel gegen Feuer, und doch vermag es nichts gegen eine Brunst, deren Ursachen und Unterhalt zu heftig sind. Wolle ist ein gutes Schutzmittel gegen Kälte, und doch kann man in den dicksten Kleidern erfrieren.

Verständlich wird auch die vorbauende Wirksamkeit des Chinins durch die heute zweifellos festgestellte Thatsache, daß das Gift der Malaria ein in verwesenden Pflanzenresten gewachsener, in das Blut des Menschen eingedrungener, niederster Organismus ist. Findet er dort noch vor seiner Entfaltung und Vermehrung die chemische Substanz, gegen die er besonders empfindlich ist, so wird er in seiner Entfaltung aufgehalten und gehemmt, und die Folgen seiner ungehinderten Anwesenheit, d. i. das Fieber, die Milzanschwellung, die Blutentmischung und der Kräfteverfall, kommen nicht zum Ausbruch. Ein direktes Stärkungsmittel (Tonicum) für das Nervensystem, wodurch dieses zum Ertragen der Fieberursachen einfach widerstandsfähig gemacht werde, wie man früher glaubte, ist das Chinin keineswegs, nur ein indirektes in dem angegebenen Sinne.

Niemand möge sich auf eins der vielen angeblichen Ersatzmittel des Chinins in der Malaria einlassen. Kein einziges erreicht es hierin an Zuverlässigkeit. Nur der Arsenik ersetzt es zuweilen mit Vortheil; ob aber im allgemeinen unter so wechselvollen Verhältnissen, wie das Reisen in der Wildnis sie mit sich bringt, ist mir unbekannt.

Das salzsaure Chinin ist etwas teurer als das schwefelsaure. In einer der jüngsten Preislisten finde ich jenes zu 74 M. das Kilo aufgeführt, letzteres zu 56 M. Dieser Unterschied kommt hauptsächlich daher, daß die Fabriken in erster Reihe auf die Darstellung des schwefelsauren Chinins im großen eingerichtet sind und sich das salzsaure aus diesem erst darstellen. Der Preisunterschied wird für den Konsumenten zum großen Teil aufgewogen durch den Unterschied an der wirksamen Basis Chinin. Neben einer der beiden Säuren und dem Krystallwasser sind von ihr in dem salzsauren Salz 83 Teile, in dem schwefelsauren 74 Teile enthalten. Das gleiche Gewicht des salzsauren reicht demnach weiter als das des schwefelsauren, abgesehen von seiner leichtern Löslichkeit und dadurch bedingten bessern Aufnahme im Magen. Dazu kommt, daß das salzsaure Chinin des Handels weit seltener mit den minderwertigen Nebenalkaloiden der Chinarinde verunreinigt ist als das schwefelsaure.

Die jüngsten Vorgänge in Deutsch-Südwest-Afrika.[1])

Ich habe in Nr. 20 (Jahrgang 1888) dieser Zeitschrift die Umstände geschildert, die des Häuptlings von Gibeon, Moses Wibooi, Tod herbeiführten, welche Blutthat Hendrick, der Sohn des von Visser gerichtlich zum Tode Verurteilten, an Arisimab rächte, indem er diesen auf einem Streifzug durch die Kugel niederstreckte. Die mir neuerdings von befreundeter Seite zugegangenen Berichte geben mir Anlaß zu einer weitern Mitteilung an die sich für das südwestafrikanische Schutzgebiet interessirenden Leser der „Kolonialzeitung".

Nachdem Paul Visser, der Mörder des alten Moses Witbooi, Gibeon seines Häuptlings beraubt hatte, erschien im Juli des Jahres 1888 Hendrick Witbooi, der sich bis dahin in hererofeindlichen Absichten im Norden Groß-Namalandes aufgehalten oder besser verborgen gehalten hatte, unerwartet auf Gibeon und sandte dem mittlerweile wieder abgezogenen Visser eine Botschaft des Inhalts, daß er nun gekommen sei, seines Vaters Tod zu rächen, sein Gegner möge sich demgemäß rüsten. Art läßt nicht von Art! Sowie der alte Witbooi sein Vergnügen darin fand, dem Häuptling der Ovaherero, Kamaherero, hochtrabend zu schreiben: „Wahrlich, wahrlich, ich werde nicht ruhen, ehe ich nicht von dem Wasser in Okahandja (K.'s Residenz) getrunken habe", und sich dann, anstatt sein schönes Vorhaben ausführen zu können, 1881 in Sicht des Wassers die empfindlichste Schlappe zuzog, so versuchte sich nun auch Hendrick in demselben Übermut. Paul Visser bedurfte der Warnung nicht, denn er hatte in kluger Erwartung der Dinge seinen Platz Jackalswater (Girichas) nördlich von Gibeon, unweit des Fischflusses durch mächtige Mauern und Schanzen zu schützen gesucht, hinter denen er Hendricks Kommen mit Ruhe hätte abwarten können. Unvorsichtigerweise begnügte er sich aber damit nicht, sondern verließ in Begleitung seines Leibdieners, eines Bergdamara, und einer kleinen Anzahl bewaffneter Reiter seine Festung, wahrscheinlich in der Hoffnung, Hendrick zuvorzukommen. Unterwegs stieß er auf die ankommende Streitmacht Hendricks; vom Pferde springend, erschoß er einen der Vordersten, aber ehe er die Büchse nochmals in Anschlag bringen konnte, warfen zwei Kugeln aus Hendricks Reihen ihn und den Bergdamara tot zu Boden. Der Verlust des Führers war für Vissers Leute das Zeichen zur wilden Flucht. Als Hendricks Horde in Jackalswater anlangte, hatten sich die Bewohner unter Hinterlassung der Habe bereits davon gemacht, und die Gibeoner begnügten sich daher vorerst, die noch vorhandenen Rinder ꝛc. in Beschlag zu nehmen, die aufgeworfenen Wälle zu zerstören und die Hütten in Brand zu stecken; am folgenden Morgen wurde die Verfolgung aufgenommen und die zu Fuß Geflüchteten mühelos überholt. Alles, was männlichen Geschlechtes war, wurde getötet, ja, um Munition zu sparen, wurden Knaben an einander gebunden und dann mit einer und derselben Kugel erschossen! Von der Verfolgung nach Gibeon zurückgekehrt, veranstaltete Hendrick auf dem Grabe seines Vaters ein Totengelage und zog dann, nachdem sich die Bande an den fetten Rindern Vissers wieder gestärkt hatte, im August nach dem Gebiete der Franzmann'schen, um nach weiteren Flüchtigen zu spähen, und ließ bei dieser Gelegenheit durch einen unglücklicherweise ihm begegnenden deutschen Händler Ludwig, dessen sämmtliche Munition er erpreßte, den südlich von Hoachanas, im Gebiete des oberen Weißflusses wohnenden Veldschoendragers sagen, daß sie sich bereit halten möchten, da er auf dem Fuße folge, um auch an ihnen den Tod seines Vaters zu rächen. Nach Ludwig's Bericht soll die Heeresmacht Hendrick's 155 Reiter betragen haben. (Es ist dies bezeichnend für das wachsende Ansehen des Gibeoner Häuptlings, dessen ganzes Reitergefolge 1885 noch, als ich unmittelbar, bevor er einen der ersten Raubzüge gegen die Ovaherero unternahm, in seinem Lager während mehrerer Tage weilte, aus bloß 30 Mann bestand.) Am 11. August erschien Hendrick auf Litfontein und eröffnete sofort die Schlacht. Die Veldschoendragers, denen sich noch die Grootdooden zugesellt hatten, kämpften mannhaft und trieben Hendrick sogar in die Flucht, mußten aber dann aus Mangel an Munition die Verfolgung aufgeben, was für den Feind natürlich das Zeichen zur Rückkehr war. Die vereinigten Veldschoendragers und Grootdooden hielten sich bis Mitternacht, sahen sich dann aber, nachdem 9 Mann, 5 Frauen und 1 Kind gefallen waren, schließlich gezwungen, den Platz im Stiche zu lassen und nun ihrerseits zu flüchten. Der eindringenden Bande Hendricks, die ca. 30 Mann eingebüßt hatte, fielen über 150 Rinder und 16 Wagen in die Hände; die Häuser und 7 der Wagen wurden verbrannt, die Knaben und die eingefangenen Männer ermordet, Weiber und Mädchen dagegen geschont. Die Mehrzahl der Veldschoendragers waren nach dem benachbarten Hoachanas geflüchtet, dessen Bewohner dem ungleichen Kampfe aus nächster Nähe unthätig zugesehen hatten und erbaten sich von dort aus von dem deutschen Reichskommissar in Otjimbingue Waffen und Munition, die ihnen sofort durch Leutnant Q. überbracht wurden.

Nun setzte man, frisch ausgerüstet, dem mittlerweile abgezogenen Gewalthaufen Hendricks nach, aber — in verkehrter Richtung, denn Hendrick war nicht, wie die Veldschoendragers vermeinten, nach Gibeon, sondern nach dem durch Jan Jonker berühmt gewordenen Versteck in den Gansbergen gezogen, womit dieser Feldzug für diesmal seinen Abschluß fand.

Die Gegner Hendricks, Hottentotten wie Ovaherero, sollen sich nun mit dem Gedanken tragen, durch Umzingelung des genannten Berges den Fuchs auszuhungern; ob ihnen dies gelingt, wird ja die Zeit lehren.

Wir dürfen uns aber nicht der Auffassung verschließen, daß, solange Hendricks Macht ungebrochen ist, an eine gedeihliche Entwickelung Groß-Namalandes nicht im Entferntesten gedacht werden kann, im Gegenteil wird eine solche immer weiter hinausgeschoben, das Land verwüstet und die Unsicherheit so groß, daß von Handel gar keine

[1]) Wir bringen die nachfolgende Darstellung zum Abdruck, überlassen aber selbstverständlich dem Verfasser die Verantwortlichkeit für die darin mitgeteilten Thatsachen sowohl als auch für die daraus gezogenen Schlußfolgerungen. D. Red.

Digitized by Google

sein kann, denn es ist ja selbstredend, daß sich der durch beraubte Hottentotte nun seinerseits notgedrungen an einem ern schadlos halten muß, und zu diesem andern wird natürlich mit gemeiner Vorliebe der „reiche Weiße“ ausgesucht.

Der Stamm der Velbschoendragers, dessen Häuptling durch Moses Hand den Tod fand, entbehrt zur Zeit noch eines Oberhauptes; Aristmab regierte nämlich nur an Stelle seines unmündigen Neffen und sein eigener Sohn ist daher nicht thronfähig. Obwohl der eigentliche Thronerbe im Stamme unbeliebt ist, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem zur Herrscherwürde gelangen.

Zeitungsberichten zufolge soll sich neuerdings Kamaherero einer für die im Hererolande interessirten Gesellschaften empfindlichen Gesinnungsänderung schuldig gemacht haben, indem er dem englischen Händler Lewis eine Generalbevollmächtigung zum Abbau der Erzlager zugestellt haben soll. Es liegt nun für den Landeskundigen darin absolut kein Grund zur Beunruhigung, denn es ist ja eine die afrikanischen Majestäten charakterisirende Sitte, daß sie morgen verschenken, was sie heute verkauft haben, oder umgekehrt, und darin, nehme ich an, liegt eben der Zweck der Reichsvertretung, daß sie den Weißen vor solchen Willkürlichkeiten schützt. Es ist für mich nicht im geringsten zweifelhaft, daß es unschwer gelingen wird, Kamahereros neueste Generalkonzession wiederum, und zwar im Einverständnis mit ihm, zu annulliren, wohl aber ist es mir unverständlich, wie lange man überhaupt dem deutschfeindlichen Treiben Lewis' noch geduldig zuzusehen gesonnen ist.

Von dem Tage an, da die Gebrüder Lewis zum Verlassen des Hererolandes veranlaßt werden und sie sich genötigt sehen, ihre schmutzige Wäsche anderswo zu vertreiben, wird sicherlich das Verhältnis der Deutschen zu Kamaherero kaum so leicht wieder getrübt werden.

Von geringem Belang erachte ich schließlich die durch unsere Zeitungen kursirende und Kolonialgegnern wohl recht willkommene Nachricht, daß es einem Engländer gelungen sein soll, von Moremi, dem Häuptlinge der Batovana und Makoba am Ngami-See ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen käuflich zu erwerben, und er gesonnen sei, sein „Reich“ dem englischen Schutze zu unterstellen. Ein Blick auf eine der neueren Karten von Afrika dürfte aber jene, die nun die Goldschätze des Hererolandes bereits eine Beute des britischen Löwen glauben, beruhigen, denn der Ngami-See liegt bekanntlich innerhalb der deutschen Interessensphäre und kann daher gar nicht für englische Annektionsgelüste in Betracht kommen.

Im übrigen wäre eine Erwerbung von Land in der Gegend des Ngami-Sees zur Zeit absolut nutzlos, denn sicherlich könnte Moremi nur von Batovana oder Makoba unbewohnte Striche verkaufen und diese stehen an Wert, da sie nicht nicht nur außerhalb der ausgiebigen tropischen Regen liegen sondern auch des offenen Wassers ermangeln weit hinter dem, dem Engländer viel näher gelegenen Lande der Betschuana.

Berlin, im Januar 1889. Dr. Hans Schinz.

Zur Abwehr

eines von kolonialfeindlichen Blättern vielfach verbreiteten Vorwurfs der sich bis zur Anklage des Schwindels verstiegen hat, geht uns aus den Kreisen des Emin Pascha-Komitees folgendes zu:

Die Angelegenheit der Schenkung von 150 000 Mark für die Deutsche Emin Pascha-Expedition durch Herrn Riebeck aus Halle hat in der Presse eine so mannigfache und zum Teil böswillige Besprechung erfahren, daß wir eine Darstellung des thatsächlichen Sachverhaltes unseren Lesern geben wollen.

Durch eine Depesche aus Halle an die „Nationalzeitung“ wurde eines Tages die Nachricht gebracht, ein reicher Hallenser habe 150 000 Mark für die Deutsche Emin Pascha-Expedition gespendet. In Berlin und namentlich in den Kreisen des Deutschen Emin Pascha-Komitees rief diese Nachricht lebhafte Erregung hervor. Sofort angestellte Nachfragen ergaben, daß Professor Kirchhoff in Halle der Urheber der begreiflicherweise mit Freude aufgenommenen Neuigkeit war. Auf Anfrage in Halle kamen bestätigende Antworten und der geschäftsführende Ausschuß des Emin Pascha-Komitees hatte deshalb die Pflicht, sich womöglich Gewißheit zu verschaffen. Es wurde als Adresse des Herrn Riebeck Madeira ermittelt, auf eine dorthin gesandte Depesche aber kam die Antwort, daß Herr Riebeck sich bereits nach Kapstadt eingeschifft habe. Auf eine Depesche nach dort blieb lange Antwort aus, nachdem aber am 25. November das Emin Pascha-Komitee die möglichst schleunige Aussendung des Premierleutnant Wißmann beschlossen, wurde abermals nach Kapstadt telegraphirt und nun kam die Antwort, daß es sich um eine Mystifikation handle. Gleichzeitig zeichnete Herr Riebeck 10 000 Mark. Das ist der einfache Verlauf der Sache, welche in der Presse als „charakteristisch für das Treiben der ostafrikanischen Kreise“ hingestellt wurde. Es leuchtet ein, daß weder die ostafrikanischen Kreise noch das Emin Pascha-Komitee auch nur der geringste Vorwurf trifft. Wenn überhaupt eine Schuld vorliegt, so muß dieselbe billigerweise den Verbreitern der Nachricht in Halle zur Last fallen. Durch die Seereise des Herrn Riebeck allein ist es möglich gewesen, daß lange Wochen vergingen, ehe eine Bestätigung oder eine Ableugnung der Nachricht eintraf. Grabezu absurd ist es, zu behaupten, die Nachricht sei erfunden, um die ins Stocken gerathenen Sammlungen für das Emin Pascha-Unternehmen auszubeuten. Wir meinen, daß die Nachricht einer so großen Spende von Gaben für die Emin Pascha-Expedition abhalten aber nicht dazu ermuntern müßte. Mit besonderer Gehässigkeit hat die „Weserzeitung“ diese ganze Angelegenheit behandelt. Ihr sandte der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitees nachfolgende Berichtigung:

> Gegenüber dem von Ihnen kürzlich veröffentlichten Artikel, betreffend: „Die Geschichte der angeblichen Riebeck'schen 150 000 Mark-Spende“, ersuchen wir Sie auf Grund des § 11 des Preßgesetzes um Abdruck der nachfolgenden sachlichen Berichtigung:
>
> 1. Es ist unrichtig, „daß Herrn Dr. Peters bereits ein sehr hohes Gehalt für die Leitung des Unternehmens zugesagt war“. Ein etwaiges Gehaltsangebot an Herrn Dr. Peters ist bis heute überhaupt noch nicht zur Sprache gekommen.
> 2. Es ist unrichtig, daß Leutnant Wißmann mehr in den Vordergrund gerückt wurde, „weil man gegen Dr. Peters von vielen Seiten Einspruch erhob“. Schon lange, bevor das ganze Unternehmen an die Öffentlichkeit trat, war ausgemacht worden, daß eine Kombination in der Führung zwischen Dr. Peters und Premierleutnant Wißmann stattfinden solle.
> 3. Es ist unrichtig, daß die Zeichnungen spärlich flossen und deshalb Professor Kirchhoff in Halle dann eines Tages verkündigte, „ein reicher Hallenser habe der Emin-Expedition 150 000 Mark zugewendet“. Herr Professor Kirchhoff machte zweifellos in gutem Glauben diese Mitteilung auf Grund von Erklärungen, welche ihm in Halle zugegangen waren, und ohne über den Stand der Zeichnungen in Berlin orientirt zu sein.
>
> Das Emin Pascha-Komitee erfuhr, genau wie das übrige Publikum, von dieser Mitteilung allererst aus der Tagespresse.

Wir bemerken, daß diese von dem Schriftführer des Emin Pascha-Komitees Dr. Arendt der „Weserzeitung“ übersandte Berichtigung auf einem Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses beruht und nicht, wie die „Weserzeitung“ in ihrer Entgegnung anzunehmen scheint, eine persönliche Meinungsäußerung des Herrn Dr. Arendt darstellt.

Die „Weserzeitung“ erklärt nunmehr, sie habe nicht behauptet, daß das Emin Pascha-Komitee Herrn Dr. Peters ein sehr hohes Gehalt zugesagt habe, vielmehr geschrieben: „Mittlerweile nahmen Dr. Peters und seine Freunde die Sache in die Hand und sammelten Geld für eine Seeengesellschaft, welche das ostafrikanische Schutzgebiet erweitern und bis Wadelai ausdehnen sollte. Für die Leitung des Unternehmens war bereits Herrn Dr. Peters ein sehr hohes Gehalt zugesagt.“

Wir können diese Auslassung der „Weserzeitung“ auch in dieser Form für unwahr und verleumderisch erklären. Weder Herr Dr. Peters noch sonst wer hat für eine Seeengesellschaft gesammelt, es war vielmehr in dem ersten vertraulichen Rundschreiben, welches das Emin Pascha-Komitee behufs Sammlung für die Emin Pascha-Expedition erließ, darauf hingewiesen, daß für den Fall des glücklichen Verlaufes dieser Expedition später die Bildung einer Seeengesellschaft ins Auge gefaßt werden könnte. Es ergiebt sich hieraus, welche Absurdität es ist, von einer Gehaltsausmachung für die Seeengesellschaft zu sprechen. Selbst die „Weserzeitung“ wird zugeben, daß Dr. Peters bei der Ausführung der Emin Pascha-Expedition, welche die Einsetzung des Lebens und des Namens erfordert, höhere Gesichtspunkte haben dürfte, als die Erlangung eines hohen Gehalts. Von einem solchen ist, wie wir trotzdem hinzufügen wollen, nie und nirgends die Rede gewesen.

Es handelt sich also für die „Weserzeitung“ nur darum, den Charakter des Herrn Dr. Peters zu verdächtigen. Dieses Verhalten dem Manne gegenüber, der mehr als einmal sein Leben und seine Gesundheit für deutsche Interessen in die Schanzen schlug, richtet sich von selbst. Wir wollen zum Schluß noch anderen böswilligen Andeutungen gegenüber hinzufügen, daß bereits vor der Rückkehr des Leutnant Wißmann aus Madeira Zeichnungen, welche das Zustandekommen des Unternehmens sicherten, vorlagen, daß es sich also nicht darum handelte, Wißmann vorzuschieben, um Geld zu bekommen. Das Emin Pascha-Komitee mußte selbstverständlich es mit Freude begrüßen, daß eine zweite, so ausgezeichnete Kraft wie Wißmann sich zur Verfügung stellte, ohne daß dadurch irgend ein Mangel an Vertrauen gegen Herrn Dr. Peters zum Ausdruck kam. Im Gegenteil, die großen Zeichner, welche das Zustandekommen der Expedition allein ermöglichten, haben gerade im Vertrauen auf Dr. Peters gezeichnet und machen ihre Zeichnungen von dessen Führerschaft abhängig. Wie aber diejenigen denken, welche nichts zeichneten, sondern das ganze Unternehmen von Anfang an möglichst bekämpften, danach hat das Emin Pascha-Komitee nicht zu fragen.

Digitized by Google

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der „Deutschen Kolonialgesellschaft" hielt am 3. Januar unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Behr eine Sitzung ab, in welcher beschlossen wurde, eine Vorstandssitzung auf den 19. Januar anzuberaumen (s. Anzeige), und die Tagesordnung festgesetzt wurde.

— Abteilung Bromberg. Am 7. Dezember feierte die hiesige Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft in der „Konkordia" ihr Stiftungsfest. Es liegt im deutschen Charakter, so wird uns geschrieben, nun einmal der Zug, die Gelegenheit zu solchen behaglichen Feierlichkeiten nicht zu versäumen, selbst wenn die Umstände, um deretwillen sie veranstaltet werden, nicht gerade die glänzendsten sind. Über der Deutschen Kolonialgesellschaft und ihren Abteilungen liegt ein ernster Schatten. Wenn sie auch nicht nötig hat, sich etwa mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und ihren derzeitigen Mißerfolgen zu identifiziren, wenn sie auch nur für die gesamte deutsche Kolonisation, wo und wie sie sich zeige, einzutreten hat, so kann es ihr doch nicht gleichgiltig sein, wenn sie ein so großartig und viel verheißend begonnenes Unternehmen, wie dasjenige in Deutsch-Ostafrika, plötzlich bis auf weiteres scheitern sieht, wenn sie mehrjährige gediegene Kulturarbeit, große Summen Geldes und deutsches Blut verloren geben muß. Deutsch-Ostafrika ist nun einmal das Kolonisationsobjekt, an welches sich von allen die weitgehendsten Hoffnungen knüpften und noch knüpfen, — es darf nicht verloren gehen.

— Abteilung Minden. Am 7. Dezember hielt Herr Oberlehrer Dr. Serres einen Vortrag über „Araber und Islam und ihre Feindschaft gegen europäische Kultur", in dem er erst die Geschichte des Islam beleuchtete und dann auf die religiösen Strömungen in demselben und die durch dieselben angezettelten Unruhen des Nähern einging. Eine Vereinigung von Islam und christlicher Bekennung ist undenkbar, nicht einmal ein friedliches Nebeneinanderwirken. Es helfe nur energischer Kampf, für den nicht ungeheure Mittel notwendig seien. Die Abteilung Minden hat für das Emin Pascha-Unternehmen 556 Mark gesammelt.

— Abteilung Graudenz. Am 23. November hat sich hier eine Abteilung gebildet. In den Vorstand wurden gewählt: Seminardirektor Dr. Wende, Vorsitzender, Oberst Müller, Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 14, stellvertretender Vorsitzender, Premierleutnant Mottau, Westpr. Feld-Artillerieregiment 16, Schriftführer, Leutnant Passange, stellv. Schriftführer, Dr. Saling, Schatzmeister, Kaufmann Plant, Bibliothekar.

Kleine Mitteilungen.

— (Vom Emin Pascha-Komitee.) Die Kommandirung des Hauptmann Wißmann zum Auswärtigen Amt hat es, wie uns mitgeteilt wird, demselben unmöglich gemacht, die von seiten des Emin Pascha-Komitees ihm übertragene Leitung des ersten Teiles der Emin Pascha-Expedition auszuführen. So sehr dies im Interesse der Emin Pascha-Sache zu beklagen ist, insbesondere auch von dem geschäftsführenden Ausschuß bedauert wird, so hat doch der letztere in seiner Sitzung vom 3. Januar Beschlüsse gefaßt, welche die ungestörte sofortige Ausführung der Expedition sichern. Ferner hat der Ausschuß sich durch Zuwachs der Herren Abgeordneten Graf Arnim-Muskau, Graf von Mirbach-Sorquitten, Nobbe, Geh. Regierungsrat Simon und Adolf Woermann verstärkt.

— (Stanley.) Die Zweifel an der Richtigkeit der Meldung von der Rettung Stanleys sind allmählich geschwunden. Stanley hat neueren Mitteilungen zufolge einen Brief unterm 17. August an Tippu-Tip, als Kommissar des Falls-Distriktes, gerichtet, und dieser hat denselben an den stellvertretenden Generalgouverneur Ledeganck in Boma übersandt. Der Dampfer „Stanley" wurde Mitte November am Stanley-Pool erwartet; derselbe überbrachte ein Schreiben Tippu-Tips mit dem Briefe Stanleys, beide wurden von dort nach Boma am unteren Kongo sofort befördert. Da setzte Herr Ledeganck am 17. Dezember folgende Depesche auf, welche der Dampfer „Portugal" mit nach San Thomé nahm; sie kam am 22. Dezember zu Brüssel an. Die Depesche lautet: „Tippu-Tip hat einen Brief von Stanley erhalten aus Banalai vom 17. August; Stanley befindet sich in gutem Wohlsein. Er hatte Emin Pascha am Viktoria Nyanza 82 Tage vorher verlassen. Emin war im Besitze von vielen Lebensmitteln; er befand sich in guter Gesundheit, Casati ebenfalls. Stanley meldete seine Absicht, seine Lasten bei Zambuja aufzunehmen und zu Emin Pascha zurückzukehren. Also der Weg zwischen dem Aruwimi und dem Albert Nyanza scheint gangbarer zu sein, als man bisher annahm; ferner hat sich nicht bestätigt, was vielseitig behauptet wurde, daß Stanleys Karawane und er selbst aufgerieben sei."

— (Der König Mwanga) von Uganda, der blutdürstige Despot, soll von seinem Bruder abgesetzt, aus seinem Lande vertrieben und am Südufer des Viktoria Nyanza angekommen sein. Dieser Thronwechsel kann für die Erschließung des Landes sowohl als auch für die Stellung Emin Paschas von großer Bedeutung sein, sollte derselbe noch wirklich in der Äquator-Provinz sich halten.

— (Die britisch-ostafrikanische Gesellschaft) in Mombas hat sich, wie jetzt bekannt wird, nur dadurch in ihrem Gebiete halten können, daß sie den Arabern nicht nur das Recht des Sklavenhaltens garantirte, sondern auch ihre Mitwirkung zur Aufrechterhaltung der Sklaverei beim Einfangen entlaufener Sklaven u. s. w. zusicherte. Außerdem hat diese Gesellschaft den Arabern eine Entschädigungssumme von angeblich 3500 Pfd. Sterl. für die nach der englischen Missionsstation bei Mombas entflohenen Sklaven bezahlt. Die Gesellschaft läßt nun im schwülstigsten Reklamestil verbreiten, daß ihr Vertreter, Mackenzie, welcher alle Häfen und alle Chefs der eingebornen Bevölkerung in dem englischen Ufergebiet besucht habe, überall freundlich aufgenommen worden sei und daß in diesem Gebiete Ruhe und Sicherheit herrsche. Dagegen versendet das Wolffsche Büreau eine Depesche, daß die britisch-ostafrikanische Gesellschaft trotz zahlreicher Geschenke an die eingebornen Häuptlinge in ihrer Thätigkeit auf Mombas beschränkt ist und auch dort nur unter den von der arabischen Bevölkerung diktirten Bedingungen geduldet wird.

— (Kämpfe bei Bagamoyo) haben am 26. Dezember stattgefunden, bei welchen die deutschen Schiffe abermals Mannschaften ihrer Besatzung landeten. — Auch bei Dar-es-Salaam haben in den ersten Tagen des Januar Kämpfe stattgefunden.

— (Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Süd-Brasilien. Den 12. Januar findet, wie uns mitgeteilt wird, die Generalversammlung in Stuttgart statt, in welcher der vom Verwaltungsrat gestellte Antrag auf Liquidation zur Abstimmung kommt. Da es dem Delegirten, welcher schon im Juli 1887 nach Brasilien abreiste, nicht möglich war, bis zu dem vom Verwaltungsrat als letzten Kauftermin in Aussicht genommenen 1. August 1888 den Landkauf zum Abschluß zu bringen, so wurden die Verhandlungen abgebrochen und der Auftrag gegeben, die bereits in Porto Alegre deponirte Kaufsumme zurückzusenden. Die Liquidation wird voraussichtlich in kurzer Zeit und infolge erzielten Kursgewinnes, welcher die Auslagen des Delegirten und sonstige Unkosten deckt, ohne Verlust an Kapital erfolgen.

— (Über das Schicksal der Deutschen) auf der Station Mwapwa und Kiora hatte seit dem Beginn des Aufstandes an der Ostküste Afrikas nichts verlautet und die Versuche, welche von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft durch eingebornen Boten zu ihrer Rettung gemacht wurden, endeten mit der Ermordung derselben. Neuerdings ist nun eine Nachricht hier eingetroffen, laut welcher nach Bagamoyo gekommene Karawanen die beiden Deutschen, Giese und Nielsen, noch lebend angetroffen haben wollten. Diese Nachrichten werden neuerdings bestätigt durch ein Telegramm der „Times" aus Sansibar nach welchem die Deutschen in Mwapwa den Berggipfel Boma befestigten; sie sind im Besitze einer Kanone und verlassen niemals die Befestigungswerke. Auch alle Missionare in Urambo, Mboio befinden sich derselben Quelle zufolge in Sicherheit. Es geht aus diesen Nachrichten unwiderleglich hervor, daß der Aufstand nur die Küstenstämme ergriffen hat.

— (Ein Streit zwischen Portugal und England) droht um den Besitz des goldreichen, durch unsern Landsmann Mauch erforschten Maschonalandes in Südostafrika auszubrechen, da der portugiesische Konsul in Kapstadt eine Proklamation erlassen hat, nach welcher die Krone von Portugal Souveränetätsrechte über dasselbe beansprucht. Die Engländer hatten Lobengula, den König des Metabelereiches, zu bewegen gewußt, die Minenrechte in Metabele- und Maschonaland an ein kapstädtisches Syndikat zu vergeben. Sobald aber Portugal davon erfuhr, protestirte es gegen die Einbeziehung von Maschonaland in diese Konzession und England sieht sich in seinem weiteren Vorrücken nach dem Sambesi durch die Portugiesen gehemmt. Während sich die Portugiesen in der Rolle der Bedrohten befinden, wollen die Engländer glauben machen, die Portugiesen seien das eigentlich unruhige Element in Südafrika, weil dieselben nur beabsichtigen, ihren alten Territorialbesitz zu halten.

— (Le Mouvement Antiesclavagiste), eine von Herrn Louis Delmer in Brüssel herausgegebene internationale Monatsschrift, hat jetzt zu erscheinen begonnen.

Bekanntmachungen.

Sonnabend, den 19. Januar,

Abends 7 Uhr

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft

in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Hermann, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Ausführung des Beschlusses der Hauptversammlung vom 22. November über die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika.
2. Feststellung des Voranschlags für 1889.
3. Geschäftliche Mitteilungen und etwaige Anträge.

Geschmackvolle Einbanddecken für den Jahrgang 1888 der Deutschen Kolonialzeitung, welche sich in dem Muster den früher hergestellten anschließen, sind von dem Büreau der Gesellschaft gegen Einsendung von M. 1,50 das Stück zu beziehen.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1473 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 3 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 2. Berlin, 12. Januar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Ankündigung der Vorstandssitzung. — Die Unruhen auf Samoa. — Deutsche Pflanzer für die deutschen Kolonien. — Ein Accessionsvertrag mit Sansibar. Von Morris de Jonge. — Koloniale Rundschau. — Karema. Von Paul Reichard. (Mit Abbildung.) — Bolivia. Von Dr. H. Polakowsky. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Berichtigung. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Sonnabend, den 19. Januar,

Abends 7 Uhr

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Ausführung des Beschlusses der Hauptversammlung vom 22. November über die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika.
2. Feststellung des Voranschlags für 1889.
3. Geschäftliche Mitteilungen und etwaige Anträge.

Die Unruhen auf Samoa.

Die deutsche Marine, welche schon so Bedeutendes zur Stärkung und Kräftigung des deutschen Einflusses in den Schutzgebieten geleistet, hat noch am Ende des alten Jahres ihrem Ruhme ein neues frisches Lorbeerreis zugefügt in den Kämpfen gegen den samoanischen Häuptling Mataafa, über dessen Stellung gegen den von Deutschland anerkannten Häuptling Tamasese unsere Leser unterrichtet sind. Um aber nur kurz die Situation anzudeuten, sei noch bemerkt, daß es Mataafa in der letzten Zeit gelungen war, Tamasese nach der Halbinsel Mulinu zu verdrängen und dort so einzuschließen, daß wenig Hoffnung auf des letzteren Sieg schien. Das vor Apia liegende deutsche Kanonenboot konnte infolge der eigentümlichen völkerrechtlichen Stellung Samoas zum Einschreiten nur schwer Veranlassung finden und seine Mannschaft war auch wohl dazu zu schwach, da die wohlbewaffneten Banden Mataafas mehrere tausend Mann zählten. Die Besatzung mußte deshalb unthätig zusehen, daß die übermütigen Leute Mataafas das Besitztum der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee nicht respektirten und Mataafa sich weigerte, Schadenersatz zu leisten. Der „Adler" konnte sich wegen seiner geringen Mannschaft nicht darauf einlassen, Repressalien vorzunehmen, und Tamasese wurde geschlagen, sodaß er sich nach Mulinu in ein befestigtes Lager und später nach Atua, zwölf Meilen östlich von Apia, zurückziehen mußte. Das deutsche Kriegsschiff hatte sich in dieser Zeit darauf beschränkt, die Gebäude der oben genannten Gesellschaft und das Konsulat zu schützen und wartete das Eintreffen der Verstärkung ab. Ein kleines Zusammentreffen kam im November vor, als der „Adler" auf ein Boot mit marodirenden Mataafakriegern schoß. Die Engländer und Amerikaner, welche offen Mataafa unterstützten, — die letzteren in höherem Grade als die ersteren — benutzten die Gelegenheit, um wieder auf das wütendste gegen die deutsche „Vergewaltigung" zu protestiren. Ein Privatbrief aus Sydney von unserem v. K.-Korrespondenten, welcher gerade auf die Machinationen der Amerikaner ein wachsames Auge geworfen hatte, vom 14. November, teilt uns darüber folgendes mit:

„Der in Auckland eingetroffene San Francisco Postdampfer überbringt wieder einmal rechte Sensationsnachrichten aus Apia, bei deren Durchlesen die Bemerkung, daß dieselben ausschließlich aus anglo-amerikanischen Blättern stammen, nicht wohl gemacht zu werden braucht. Man höre einmal: „Weitere Gefechte haben stattgefunden, zu welchen deutsche Seeleute, welche auf ein Boot, in dem sich Samoaner ohne Waffen befanden, geschossen haben, die Veranlassung gegeben haben. Die größte Aufregung herrschte dieses Vorfalls wegen unter den Anhängern Mataafas und zeitweilig war das deutsche Konsulat von einem Angriff ernstlich bedroht. Indessen gelang es der Fürsprache (!) des englischen und amerikanischen Konsuls, Feindseligkeiten zu verhindern. Eine aus Mannschaften beider Nationalitäten bestehende Wache hält jetzt beide Konsulate (das englische und amerikanische) besetzt. Wir fürchten, die Bewohner haben Mataafa nunmehr als König anerkannt. Eine Versammlung der Europäer (!!) hat Beschlüsse gefaßt, welche gegen das deutsche Verbrechen (outrage) protestiren, da eine Anzahl Kugeln in Häuser eingeschlagen haben, welche im neutralen Gebiete stehen." Wie man sieht, benutzen die Herren Spezialkorrespondenten hiesiger Blätter die kurze Spanne Zeit, welche ihnen, wie zu hoffen steht, noch gelassen bleibt, um, was ihnen noch an Gift und Galle auf Lager geblieben ist, über die, wie aus vorstehendem ersichtlich, noch nicht einmal zu Europäern zählenden Deutschen, „aliens", auszuschütten. Ihr sauberes Handwerk wird ihnen wohl in absehbarer Zeit gelegt werden, und zwar nachdrücklich."

Die Parteinahme der Nordamerikaner, welche, nachdem sie Hawai in ihre Gewalt gebracht, nun auch in Samoa eine Rolle spielen wollen, obwohl ihre Interessen denen der Deutschen um ein ganz beträchtliches nachstehen, ermutigte den durch die Nordamerikaner mit Munition versehenen Mataafa, welcher seinen Feind in seinen Verschanzungen angriff, aber, wie es scheint, gründlich geschlagen wurde. Jeder Angriff der Rebellen auf die feste Stellung von Saluafato ist, wie der „Frankf. Ztg." geschrieben wird, unter den empfindlichsten Verlusten für dieselben zurückgeschlagen worden. Achtmal, am 7., 8., 10. und 11. November, versuchte es Mataafa, seines Gegners Herr zu werden, und jedesmal mußten seine Krieger mit blutigen Köpfen abziehen. Seine Verluste sollen diejenigen Tamaseses um das dreifache übersteigen. Als ein weiteres Anzeichen, daß es mit Mataafas Königsträumen zu Ende geht, ist die Weigerung der Sawaiileute, noch länger für seine Sache zu kämpfen, aufzufassen. Es stellte sich überhaupt jetzt heraus, daß Mataafa nur aus dem Grunde zum Könige ausgerufen worden ist, weil sich keine bessere Persönlichkeit auftreiben ließ.

Die Streitigkeiten werden noch eine Zeit lang sich fortgesetzt haben, immer aufs neue geschürt von den Amerikanern, da Konsul Blacklock eine ähnliche Rolle, wie der famose Greenebaum spielen will, bis mit dem Eintreffen der deutschen Kriegsschiffe „Eber" und „Olga" energische Versuche, Ruhe und Frieden auf dieser schönen Inselgruppe wieder herzustellen, wieder aufgenommen werden konnten. Die erst vor kurzem auf der australischen Station aus Sansibar eingetroffene Kreuzerkorvette „Olga" (Kommandant Korvettenkapitän Freiherr v. Erhardt) ist mit acht 15 Zentimeter-Stahlkanonen und zwei 8 Zentimeter-Stahlgeschützen armirt, außerdem führt die „Olga"

Digitized by Google

noch zwei Jagdgeschütze kleineren Kalibers am Heck. Die Bemannung zählt ca. 260 Mann. Der Kreuzer „Adler" hat vier Geschütze und 120 Mann, das Kanonenboot „Eber" (Kommandant Kapitänleutnant Wallis) drei Geschütze und 80 Mann Besatzung. Darnach bezifferte sich die deutsche Streitmacht in Samoa auf etwa 460 Mann und 19 Schiffsgeschütze.

Diese Streitmacht war jedenfalls genügend, um eine Offensive zu wagen. Die Gelegenheit dazu bot sich infolge eines noch nicht aufgeklärten Angriffes auf ein Landungskorps, worüber das Wolffsche Bureau am 6. Januar folgende Depesche verbreitete:

Nach amtlichen Meldungen aus Apia vom 28. Dezember v. J. wurde wegen Zerstörung deutschen Eigentums und wegen thätlicher Insulten gegen beurlaubte Marine-Mannschaften seitens der aufständischen Samoaner das Landungskorps S. M. S. „Olga" zur Begleitung des deutschen Konsuls auf den Kriegsschauplatz der Eingeborenen entsandt, wo der Konsul Verhandlungen wegen Entwaffnung einleiten wollte. Auf dem Wege nach der Pflanzung Baile (einer deutschen Plantage. D. R.) wurde das Landungskorps der „Olga" von den Aufständischen unter Führung des Amerikaners Klein überraschend angegriffen. In einer darauf durch die Landungskorps S. M. S. „Olga", Kreuzer „Adler" und Kanonenboot „Eber" unternommenen siegreichen Landung wurden die Eingeborenen zurückgeworfen und einige am Strande gelegene Dörfer derselben zerstört. — Leutnant Sieger und 15 Mann tot, Leutnants Spengler und Burchardt sowie 36 Mann verwundet. Eine Verlustliste wird veröffentlicht werden, sobald die Namen festgestellt sind. Das Befinden der Verwundeten ist gut.

Ein schmerzlicher Verlust! Der größte der Marine seit ihrer Gründung, welchen sie im offenen Kampfe davongetragen, aber das teure Blut, welches auf Samoa vergossen ist, wird hoffentlich nicht umsonst geflossen sein. Wir können nur wünschen, daß der Vertrag, welcher zwischen Deutschland, den Vereinigten Staaten und England besteht, wonach keine der Mächte den Versuch machen soll, die Herrschaft über Samoa ausschließlich zu erlangen, von deutscher Seite gekündigt werde. England wird, wie gehofft wird, sich demselben nicht widersetzen, und was Amerika anbetrifft, so ist es nicht anzunehmen, daß die amerikanische Regierung ein paar Abenteurer unterstützen wird, wie jenen Klein, über dessen Person noch Dunkel herrscht, ebensowenig wie es seiner Zeit offiziell die kubanischen Insurgenten unterstützt hatte! Wie kann ein solcher Vertrag noch aufrecht erhalten bleiben, wenn wir uns in offenem Krieg mit den Eingeborenen befinden?

Ein Jammer aber ist es, daß wieder auf Samoa Deutsche oder wenigstens Deutsch-Amerikaner gegen das alte Vaterland die Waffen ergriffen haben. Doch möchten wir eine Firma, welche einen deutschen Namen trägt und als eine solche in den Zeitungen genannt wird, welche gegen die Deutschen hetzt, vorläufig ausnehmen, ehe nicht Gegenbeweise beigebracht werden. Es ist dies die Firma Grevsmühl & Ko., von welcher wir noch im Dezember einen Brief erhalten haben, der uns zu der Annahme berechtigt, daß der Inhaber des Namens der Firma nicht auf der amerikanischen, sondern auf der deutschen Seite stehe. Was dagegen seinen Kompagnon, einen Amerikaner, anbetrifft, so ist es wohl glaubwürdig, daß er die lügenhaften Berichte an den Staatssekretär nach Washington schrieb, in denen er empfahl, „den deutschen Diplomaten zu zeigen, daß sie mit einer Nation, wie die Vereinigten Staaten, nicht willkürlich verfahren könnten." In Amerika hat man einen eigenen Namen für dieses lächerliche Prahlen gebildet, man nennt es das spread-eaglethum.

Deutsche Pflanzer für die deutschen Kolonien.

Alle Welt scheint darüber einig, daß in den tropischen Gebieten, welche die Deutschen in später Stunde in Besitz genommen haben, kein Feld eröffnet ist, auf welches der Überfluß ihrer Ackerbauer und Handarbeiter, von welchen in den letzten Jahrzehnten jährlich Tausende und aber Tausende nach Nord- und Süd-Amerika abgeströmt sind, gelenkt werden könnte, wenigstens nicht in nächster Zeit und unmittelbar. Die gewohnte Art des Landbaues, eine der heimischen ähnliche Art der Lebensführung, die Möglichkeit des Anschlusses an Landsleute, mit denen sie zu kirchlichen und Schuleinrichtungen sich vereinigen können, alles Dinge, welche neben der Kürze, Billigkeit und Bequemlichkeit der Überfahrt die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika leicht und annehmlich erscheinen lassen, sind weder in dem äquatorialen Deutsch-Afrika noch in den deutschen Schutzgebieten der Südsee zu bieten, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß weitere Erforschung in den vorhandenen gebirgigen oder hochgelegenen Gegenden Landstriche aufschließen wird, in denen deutsche Bauern und Landarbeiter eine der heimischen ähnliche Landwirtschaft werden betreiben und die dazu nötige Arbeit im Freien ohne Schaden für Leben und Gesundheit werden leisten können. Zunächst aber wird die Nutzbarmachung der gewonnenen kolonialen Gebiete, abgesehen von dem Handel mit den Eingeborenen, wo diese zahlreich sind und für europäische Erzeugnisse bei ihnen Absatz zu finden ist, sich vornehmlich auf den Anbau und die Verwertung tropischer Pflanzen gewiesen sehen, welche der deutsche Markt in großen Mengen braucht, welche er aber bisher auf eigenem Boden nicht hat erzeugen können, vor Allem von Baumwolle, Kaffee und Tabak, wohl auch von Thee und Kakao. Hierbei zeigt sich nun eine eigentümliche Schwierigkeit: die Gewinnung für die Leitung von Plantagenunternehmungen geeigneter Kräfte. Dafür vorgebildete Leute giebt es in Deutschland, auf welches das Augenmerk zunächst sich richtet, nur spärlich, da es bisher keine Kolonien gehabt hat, in welchen jüngere Männer praktische Ausbildung und Erfahrung sich hätten aneignen können. Allerdings sind Deutsche nicht selten in englischen, holländischen oder anderen ausländischen Plantagenunternehmungen als Beamte in mehr oder minder bedeutenden Stellungen thätig, selten aber in den eigentlich leitenden oder maßgebenden. Eine von Sachkennern vielfach vertretene Behauptung ist, daß im Allgemeinen die Deutschen sich zwar in einen bereits festgestalteten Organismus mit Geschick einzufügen verstehen und die ihnen darin zugewiesenen Aufgaben mit Fleiß und Pünktlichkeit ausführen, daß sie aber die Fähigkeit, für erst zu schaffende größere Anlagen die richtigen Dispositionen zu treffen und mit Energie über Hindernisse hinweg durchzuführen, in geringem Maße besitzen. Ob die behauptete Thatsache, die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt, darin ihren Grund hat, daß den Deutschen in ausländischen Unternehmungen selten Gelegenheit geboten wird, obere oder leitende Stellungen einzunehmen, weil die Nationalen vorgezogen werden, oder ob in der That ein, sei es aus der Art unserer Erziehung, sei es aus dem Mangel überlieferter Praxis abzuleitendes Mindermaß von Befähigung vorliegt, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls besteht die Schwierigkeit, deutsche Pflanzungsleiter zu finden, welchen die Organisation und Führung größerer Plantagen in den Kolonialgebieten mit Zuversicht anvertraut werden könnte.

Will man nicht zu Ausländern greifen, mit welchen der Verkehr durch die Verschiedenheit der Sprache und der geschäftlichen Gewohnheiten in der Regel erschwert ist, so müssen auch hier die passenden Kräfte durch geeignete Ausbildung erzogen werden, indem Männer jüngeren Alters von guter Vorbildung, welche bereits in größeren landwirtschaftlichen Betrieben praktisch thätig gewesen sind, sich mit dem Anbau tropischer Pflanzen an Ort und Stelle vertraut machen und so für die hauptsächliche koloniale Thätigkeit sich vorbereiten. Am leichtesten geht dies beim Tabak, mit dessen Anbau und weiterer Behandlung viele Landwirte auch in Deutschland bekannt sind und der in demselben Jahre, in welchem er gepflanzt wird, auch geerntet und auf den Markt gebracht werden kann. Für einen mit der Kultur des Tabaks schon vertrauten Mann, welcher die notwendigen Vorkenntnisse und rasche Auffassung mitbringt, wird es nur relativ kurzer Zeit bedürfen, um die Besonderheiten, welche die Tabakkultur in Tropenländern mit sich bringt, verstehen zu lernen und ausreichende Einsicht zu gewinnen, um neu anzulegenden größeren Tabakspflanzungen vorstehen zu können. Wir haben namentlich in Baden, in der bayerischen Rheinpfalz und im Elsaß, wo der Tabakbau in weiterem Umfang betrieben wird, sicherlich junge, intelligente, in der Praxis bereits bewährte Landwirte, welche mit dem heimischen Tabakbau genau Bescheid wissen und welchen sich durch die oben angedeutete Vorbereitung der Weg zur Führung größerer Tabakplantagen in den deutschen tropischen Schutzgebieten und damit zu einer bedeutenden und lohnenden Wirksamkeit öffnen würde. Wir zweifeln nicht, daß die Kolonialgesellschaften, welche dem Tabakbau sich zuwenden, und wir denken dabei vornehmlich an die Neu-Guinea-Kompanie, welcher nach dem letzten Heft ihrer Nachrichten für den Tabakbau gute Aussichten sich eröffnen (siehe die Rundschau in dieser Nummer), bereit sein werden, gut vorgebildeten Landwirten der oben bezeichneten Art für ihre praktische Vorbereitung zu späterem Engagement Mittel und Wege an die Hand zu geben, und möchten es für nicht aussichtslos halten, daß solche Landwirte, welche an die Leitung dieser Gesellschaft mit entsprechenden Anträgen sich wenden, damit Erfolg haben.

Ein „Accessionsvertrag" mit Sansibar.

Je lauter der Ruf nach „Verstaatlichung" unserer zukunftsreichen ostafrikanischen Kolonien ertönt, ein um so aktuelleres Interesse erlangt die Frage, unter welcher staatsrechtlichen Form sich eine solche vollziehen solle und könne — eine Frage, deren Bedeutung über das juristisch-staatsrechtliche Interesse hinaus unmittelbar in das politische Gebiet selbst eingreift.

Es tauchen immer mehr Bedenken auf, ob es zu ermöglichen sei, daß das Reich in den Vertrag der Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar eintreten könne, da es nicht blos der politischen Machtstellung, sondern auch der staatsrechtlichen Natur des Reiches widerstreite, daß es in einem lehensartigen Verhältnis zu einem fremden Herrscher stehe, als Vasall unter seiner Oberhoheit die Verwaltung der Polizei, der Zölle u. s. w. führe. Es bietet sich jedoch, wenn wir unsern Blick von dem individuellen Fall loslösen und das weite Gebiet des Völkerrechts überschauen, eine Rechtsform dar, durch die der gleiche politische Zweck

erreicht werden kann, ohne daß dabei ein Unterordnungsverhältnis des Deutschen Reiches unter das Sultanat Sansibar bedingt würde, — eine Rechtsform, die einer Privatgesellschaft wie der Ostafrikanischen Gesellschaft gegenüber deshalb unanwendbar war, weil sie auf beiden Seiten einander nebengeordnete Subjekte mit voller und gleicher völkerrechtlicher Rechtssubjektivität voraussetzt: es ist die Übertragung der staatlichen Verwaltung in Form eines völkerrechtlichen Mandats. Ein geradezu typisches Beispiel hierfür bietet das Verhältnis, in dem Österreich-Ungarn nun schon seit einem Jahrzehnt zu Bosnien und der Herzegowina steht,[1]) bei dem naturgemäß von dem historisch-politischen Entstehungsgrunde des Rechtsverhältnisses zu abstrahiren und nur auf seinen Inhalt zu beobachten ist. Der Artikel 25 des Berliner Vertrages von 1878 bestimmte: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Österreich-Ungarn besetzt und verwaltet werden." Durch diese Bestimmung wurde der Kaiser von Österreich mit nichten Lehnsmann des Sultans und es wurde nicht etwa ein partielles Oberhoheitsverhältnis der Türkei gegenüber Österreich-Ungarn nach Art des gegenüber Bulgarien oder Ägypten bestehenden begründet. Durch die zur Ausführung dieses Artikels im Jahre 1879 zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn abgeschlossene Spezialkonvention wurde bestimmt, daß die Souveränetätsrechte des Sultans über diese Provinzen in keiner Weise berührt würden; der Name des Sultans soll nach wie vor in öffentlichen Gebeten genannt, die türkische Fahne, wo es Brauch ist, auf den Minarets aufgezogen werden dürfen, die türkischen Münzen freien Umlauf haben; dagegen wird die Verwaltung der Einkünfte von Österreich-Ungarn geführt und die Verwendung erfolgt ausschließlich zu Zwecken der Provinzen. Hiernach fungirt der Kaiser von Österreich nicht als Vasall unter dem Sultan, sondern als völkerrechtlich bestellter Verwalter für ihn. — Und ein ähnliches Rechtsverhältnis von gleichartiger juristischer Struktur, wenn auch völlig anderer politischer Bedeutung, besteht innerhalb des Deutschen Reiches selbst: es ist das sogenannte „Accessionsverhältnis" zwischen Preußen und Waldeck. Nach dem Vertrage vom 18. Juli 1867, der 1877 und wieder 1887 auf je 10 Jahre verlängert worden, wird die Verwaltung der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont von Preußen „namens Seiner Durchlaucht des Fürsten" geführt. Nach Artikel 3 des Vertrages bezieht Preußen „die gesamten Landeseinnahmen der Fürstentümer und bestreitet die sämmtlichen Landesausgaben." Artikel 4 — der eigentliche Kern des ganzen Vertrages — bestimmt: „Seine Majestät der König von Preußen übt bezüglich der inneren Verwaltung der Fürstentümer die volle Staatsgewalt, wie sie Seiner Durchlaucht dem Fürsten verfassungsmäßig zusteht . . . . . ." Weder ist durch diesen Vertrag der Fürst von Waldeck mediatisirt worden, noch auch viel weniger der König von Preußen ein Vasall unter der Oberhoheit des Fürsten geworden; es besteht vielmehr ein völkerrechtliches Mandatsverhältnis zwischen Waldeck und Preußen und der Vertrag führt auch dementsprechend die durchaus treffende Bezeichnung: „Vertrag zwischen Preußen und Waldeck-Pyrmont, betreffend die Übertragung der Verwaltung u. s. w."

Wer nicht davor zurückscheut, bei Gleichheit der erstrebten thatsächlichen Zwecke alte Rechtsformen auf neue und fremdartige Verhältnisse und selbst in tropische Länder trotz aller Verschiedenheit der politischen und örtlichen Lage zu übertragen, der wird zu der Erkenntnis gelangen, daß dem Abschluß eines Accessionsvertrages mit Sansibar staatsrechtliche Bedenken nicht entgegenstehen.

Köln. Dr. Morris de Jonge.

Koloniale Rundschau.

Indem wir die im letzten Viertel des Jahres 1887 eingeführte, im vorigen Jahre infolge der Umwandlung der Deutschen Kolonialzeitung in ein Wochenblatt aufgegebene Rundschau wieder einführen, glauben wir einem Wunsche vieler Leser und einiger Abteilungen zu entsprechen, welche an Stelle der zerstreuten Notizen ein zusammenhängendes Referat wünschten. Wir haben für diese jeden Monat einmal erscheinende Rundschau eine Anzahl bekannter Forschungsreisender gewonnen, so daß sie einen durchaus sachlichen Charakter erhalten und hoffentlich denselben Beifall finden wird wie ihre Vorgängerin. Wegen Überfülle anderen dringenden Stoffes haben wir diesmal die Rundschau teilen müssen und bringen in dieser Nummer nur Ostafrika, Südostafrika und die Südsee.

Ostafrika.

Seit der Verhängung der Blokade an der Ostküste Afrikas haben sich die Zustände dort wesentlich nicht verändert. Deutschland, England, Italien und in letzter Zeit Portugal gehen vereint gegen den Sklavenhandel vor. Deutschen Schiffen ist es wiederholt gelungen, arabische Sklavenschiffe abzufangen, während die Schiffe der anderen Nationen noch keinen Erfolg aufzuweisen haben. Die Operationen auf dem Meere gegen die kleinen arabischen Segeldaus sind ungemein schwierig wegen der ungünstigen Küstenverhältnisse. Untiefen und Korallenriffe machen oft eine ungehinderte Bewegung unmöglich und sind sogar schon einige der kostbaren Kriegsschiffe aufgelaufen, ohne jedoch ernstlichen Schaden genommen zu haben. Leider wird der Erfolg der Blokade nicht die gewünschte Wirkung haben, wenigstens nicht in dem vorausgesetzten Umfang. Der Sklavenhandel, der übrigens vielfach bedeutend überschätzt wird, wird nach wie vor bestehen, wenn auch nur in kleinerem Umfang. Die Schwierigkeiten einer vollständigen Überwachung der Küste sind zu groß, und kaum wird eine ganz vollständige Niederkämpfung des Sklavenhandels durch eine Blokade zu erzielen sein. Man müßte die Art an die Wurzel des Übels anlegen, und dies versucht Kardinal Lavigerie, indem er einen Kreuzzug gegen die Araber predigt. Er hielt überall, in Frankreich, England und Belgien Antisklavereiversammlungen ab und hat es verstanden, auch in Deutschland Wiederhall zu erwecken und das allgemeine Interesse für seine Bestrebungen wachzurufen. Er sammelt allenthalben Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels. In Deutschland haben in Köln und Mitte Dezember in München große Versammlungen stattgefunden, um für Lavigeries Pläne Propaganda zu machen und Protest einzulegen gegen das schändliche Treiben der Araber. Lavigerie beabsichtigt mit einer Anzahl opferbereiter Männer gegen die Araber im Innern Afrikas ins Feld zu ziehen. Ob die geplanten Expeditionen von Erfolg begleitet sein werden, bleibt abzuwarten.

Entgegen unsern idealen Bestrebungen in Afrika beginnt der Sultan von Sansibar Said Chalifa, der, wie es scheint, jetzt etwas weniger von dem Aufstand in Anspruch genommen wird, seine Regierung mit Grausamkeiten einzuleiten, indem er auf offenem Markte zahlreiche Hinrichtungen vornehmen ließ.

Dem Einfluß der Engländer war es zu danken, daß unter seinem Vorgänger Said Bargasch solche Exekutionen überhaupt nicht mehr vollzogen wurden, und die Engländer haben auch gegen diese neuen Maßnahmen Protest eingelegt, sowohl im Prinzip, als auch gegen die Art der Ausführung, welche danach angethan war, allgemein hohes Ärgernis zu erregen. Die Zunände in Sansibar selbst sind in letzter Zeit sehr unerquicklich geworden, und fortwährend kommen Reibereien zwischen Eingebornen und Europäern vor. Selbst ein Mord ist zu verzeichnen, indem ein deutscher Matrose gräßlich verstümmelt aufgefunden wurde. Früher wären derartige Vorkommnisse in Sansibar ganz undenkbar gewesen.

Der seitens Italien wegen Etiquettefragen mit Sansibar ausgebrochene Konflikt ist, nach den neuesten Meldungen, wenigstens formell beigelegt.

Das am 8. Dezember dem deutschen Reichstage vorgelegte Weißbuch enthält in 44 Aktenstücken, den Zeitraum vom 5. Mai bis 4. Dezember umfassend, hauptsächlich Berichte über die Sklaverei, den Sklavenhandel und die Vorgänge während des Aufstandes in Ostafrika. — Sehr wesentlich haben sich die Dinge an der Küste seitdem nicht verändert. Dar-es-Salaam und Bagamoyo sind Dank dem tapferen Verhalten der Stationsvorsteher in den Händen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft geblieben. Bis in die jüngste Zeit fanden in Bagamoyo (während in Dar-es-Salaam, entgegen den Nachrichten in der vorigen Nummer, alles ruhig geblieben ist) Kämpfe statt, deren für uns siegreicher Verlauf dem schneidigen Eingreifen unserer Marine zu verdanken ist, welche wiederholt genötigt war, Truppen zu landen. Trotz der erfochtenen Siege ist es noch nicht gelungen, den Aufstand niederzukämpfen, und der Hauptanführer der Rebellen, Buschiri, beunruhigt noch fortwährend die Küstenregionen und schaart, wie es scheint, immer mehr Kämpfer um sich. Diese rekrutiren sich hauptsächlich aus Arabern, welche, aufs tiefste durch das Vorgehen gegen den Sklavenhandel und das Verbot der Waffeneinfuhr geschädigt, ihren Widerstand aufs Äußerste treiben, und von Sansibar aus unzweifelhaft unterstützt werden. Ferner wird Buschiri durch die muhamedanischen Küstenbewohner unterstützt, während das Eingreifen der heidnischen Eingeborenen nur der in Aussicht gestellten Beute zuzuschreiben ist. Wie wenig sich die Eingeborenen des Innern für die Kämpfe interessiren, beweisen Meldungen, denen zufolge einige Missionare unbehelligt nach dem Innern vorgedrungen sind. Ferner das in den letzten Tagen erfolgte Eintreffen von Elfenbeinkarawanen aus dem Innern an der Küste. Der Ankauf des Elfenbeins dürfte, so weit er sich in Händen von Eingebornen befindet, große Schwierigkeiten bereiten wegen des Waffen- und Munitionseinfuhrverbotes, denn gerade diese Artikel spielen beim Elfenbeinhandel eine Hauptrolle zum Eintauschen. Der Handel mit Waffen und Munition befindet sich augenblicklich ganz in Händen der Britisch-Indier und nach Berichten des englischen Generalkonsuls in Sansibar wurden vom 1. Januar bis 23. Juni dort eingeführt: Feuerwaffen 37 500, Kugeln 1 Million, Zündhütchen $3^1/_{10}$ Millionen, Patronen 70 650, Pulver 69 350 Pfund. Durch die östlichen Häfen mögen alljährlich 80—100 000 Gewehre ins Innere eingeführt werden. Der Handel mit Pulver bildet eine Haupteinnahme des Sultans von Sansibar. Derselbe besitzt das zwar nicht vertragsmäßige, aber thatsächliche Pulvermonopol, indem er es deutschen Firmen zu 13 Dollars per 100 Pfund abkauft und es an die Indier zu 30 Dollars per 100 Pfund verkauft.

Auf die Kämpfe der Stämme des Innern wird das Waffeneinfuhrverbot gar keinen Einfluß zu üben vermögen und werden Kämpfe nach wie vor stattfinden. Nach Meldungen aus Sansibar sollen die Aruscha, ein Stamm, welcher in der Nähe der Kilimanscharo sitzt, Massai veranlaßt haben, einen Raubzug gegen Vieh besitzende Stämme zu unternehmen. Während der Abwesenheit der Massaikrieger seien dann die Aruscha über die Rinderherden der Massai hergefallen und haben diese fortgeführt. Die zurückkehrenden Massai fanden ihre Angehörigen erschlagen und ihre Rinderherden waren fortgetrieben. Sollte sich dies bestätigen, so werden die Massai einen Vernichtungskrieg gegen die Aruscha beginnen und ihre Kriege auch auf andere Stämme ausdehnen.

Auch aus dem fernen Innern dringen Nachrichten zu uns, die von großer Bedeutung sind. Der Bluthund Muanga aus Uganda soll durch seinen Bruder vertrieben worden sein und sich geflüchtet haben, und dieser die Regierung ergriffen haben. Jedenfalls aber bedürfen derartige Meldungen bei der Unzuverlässigkeit der Nachrichten sehr der Bestätigung. Muanga war bis jetzt ein Haupthindernis, welches es für Emin Pascha unmöglich machte, mit der Ostküste in Verbindung zu treten. Muangas Vertreibung wird, im Falle sie sich bestätigen sollte, von großem Einfluß auf die Vorgänge in Wadelai sein, wobei man jedoch nicht wissen kann, ob der Nachfolger des Vertriebenen nicht Emin Pascha ebenso feindlich gegenüber treten wird. Wir sind über Emins Schicksal heute noch ebenso im Ungewissen wie früher. Es wird heute niemand mehr zweifeln, daß die Mitteilungen Osman Digmas von Emins Gefangennahme eine Erfindung waren, um einen Druck auf die Vorgänge in Suakim auszuüben. Die neuesten Nachrichten erzählen aus Kairo, daß ein egyptischer Soldat aus dem Süden die Nach-

[1]) Vielleicht könnte auch zur Vergleichung die Stellung der Engländer auf Cypern herangezogen werden. D. R.

richt gebracht habe, daß den Derwischen eine Niederlage durch Emin Pascha beigebracht worden sei. Zu Gunsten der Glaubwürdigkeit dieser Nachricht spricht nur der Umstand, daß der Überbringer der Nachricht ein egyptischer Soldat ist, auf alle Fälle aber bleibt die Bestätigung abzuwarten.

Stanleys angebliche Ankunft am Aruwimi ist seit 12 Tagen noch nicht weiter bestätigt worden und verliert so immer mehr an Glaubwürdigkeit. Daß er noch lebt, ist für den Verfasser ohne allen Zweifel; als Beweis dafür gilt ihm das gänzliche Ausbleiben von Nachrichten über seinen Tod. Wenn Stanley nicht in allerjüngster Zeit gestorben ist, so hätten irgend welche handgreiflichen Beweise von seinem Untergange die Küste erreicht. Die Dauer von einem, selbst zwei Jahren für das Ausbleiben von Nachrichten ist gar kein Grund, den Untergang einer Expedition anzunehmen; war doch der Verfasser dieses selbst 1½ Jahr ganz vollständig verschollen.

Die geplante Emin-Expedition ist durchaus nicht gegenstandlos geworden und hat nur insofern eine Abänderung erlitten, als Hauptmann Wißmann von der Leitung derselben zurückgetreten ist und im Reichsdienste wahrscheinlich das militärische Oberkommando in Ostafrika übernehmen wird zur Durchführung der Landblokade. Dieselbe wird unter keinen Umständen mit deutschen Soldaten durchgeführt werden können und dürfen, es tauchten schon hier und da Nachrichten auf, daß die Marinebehörde in Kiel Söldner aus anderen Ländern anzuwerben beabsichtige; dieselben sollen mit Repetirgewehren und kleinen gezogenen Geschützen ausgerüstet werden.

Die Weiterentwicklung der Verhältnisse an der Ostküste hängt vom Bundesrat und dem Reichstage ab. Die ostafrikanische Vorlage wird, wie verschiedene Blätter mitteilen, dem Bundesrat im Januar und somit dem Reichstag voraussichtlich noch Ende Januar zugehen. Paul Reichard.

Südost-Afrika.

Wie sehr die Engländer sich für die zur Zeit noch unabhängigen Gebiete Südafrikas interessiren, geht u. a. auch aus den zahlreichen Veröffentlichungen hervor, die in letzter Zeit über einige derselben erschienen sind; wir bemerken hiervon:

Haynes, C. E.: Matabele-Land and the country between the Zambezi & the Limpopo Rivers; a gold country (Journ. Manchester Geogr. Soc. 1887 III. No. 7—12 pag. 244 mit 2 Karten);

Johnson, F.: Report of a visit to the Matabele and Mashona-countries (Bluebook C. 5363 p. 40—42);

Selous, F. C., further explorations in Matabele Land (Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1888. X. No. 5 p. 293 mit Karte).

Über Amatongaland berichtet Colon. W. J. Coope in dem Chambre of Commerce Journ.; London 1888 (pag. 59); er befürwortet die Erschließung des Landes namentlich durch Verbesserung der Flußläufe.

Auch von deutscher Seite sind einige lehrreiche Veröffentlichungen zu verzeichnen, vor Allem von Friedr. Jeppe, welcher in den Proceedings der R. Geogr. Soc. von London, 1888, S. 438 mit Karte, eine Schilderung der Kapgoldfelder giebt, sowie in Petermanns Geograph. Mitteilungen (1888, Heft IX, mit Karte) über die Witwatersrand-Goldfelder berichtet. Aus letzterem besonders sieht man recht deutlich, welch außerordentlichen Einfluß die Entdeckung der Goldfelder in der letzten Zeit auf die wirtschaftliche Entwicklung von Transvaal gehabt hat. Die Zolleinnahmen z. B. haben sich von 1885 bis 1887 von 750 000 bis auf 3 900 000 Mark gehoben, die Einnahmen des Telegraphenbetriebs von 70 000 (1886) auf 320 000 Mark, die Gesamtstaatseinnahmen aber von 3 230 000 (1885) auf 13 370 000 (1887) Mark, und es ist anzunehmen, daß dieser Höhepunkt erhalten bleibt, weil die Erträgnisse der Goldfelder anscheinend dauernd sind. Der riesige Bedarf an Maschinerien wird fast ausschließlich von Amerika und England gedeckt, da nur ein oder zwei deutsche Fabriken den Mut gehabt haben, sich in verschwindender Weise am Mitbewerb zu beteiligen, noch dazu in einer Zeit, da die Sahne bereits abgeschöpft war. Ebenso bedeutsam ist die Wirkung auf die politischen Verhältnisse von Transvaal, denn die eingewanderten Goldgräber sind zumeist englischer Nationalität; und die Zeit ist, wie Jeppe sagt, nicht fern, wo man aufhören wird, die Regierung und den Volksrat um politische Rechte zu bitten, die jetzt noch verweigert werden, denn eine Bevölkerung, die mehr als zwei Drittel der Gesamteinnahmen des Staates liefert, sollte in einer Republik jedenfalls Anspruch auf Gleichberechtigung haben. Unter den Einwanderern sind allerdings auch Deutsche zahlreich vertreten (in Johannesburg zählt man 2000, die jetzt eine eigene Kirche bauen wollen), allein doch nicht in dem Maße, wie es im Interesse einer angemessenen Nationalitätenverteilung wünschenswert ist. Es steht zu hoffen, daß die Gleichgiltigkeit der leitenden kolonialen Kreise Deutschlands gegen die Förderung deutscher Interessen in Südafrika recht bald einer um so regeren Thätigkeit Platz machen wird. Sehr sonderbar ist es, daß deutsche Gelehrte noch Anfang 1870 jene reichen Goldfelder als „wenig aussichtsvoll", das Diamantengraben aber als „großes Lotteriespiel" bezeichneten, obwohl seit jener Zeit der Export von Diamanten einen Wert von mehr als 600 Millionen Mark darstellt.[1])

Wie rasch der Fortschritt in Südafrika auch anderwärts vor sich geht, zeigt ein sehr lesenswerter Aufsatz von Franz Hertwig (Geograph. Mitteilungen 1888 Heft XII) über das Küstengebiet von Natal und Pondoland in seiner wirtschaftlichen Entwicklung, in welchem es z. B. über die Ortschaft Umzinto bei Natal heißt, daß, wer dieselbe zum erstenmale seit vor 15 Jahren gesehen, sie kaum wieder erkennt, denn während sie früher nur aus einigen Plantagen und Kaufläden bestand, ähnelt sie jetzt mit ihren Häusern und Villen zu beiden Seiten des etwa eine Stunde langen Thales mit ihren herrlichen Gärten und Springbrunnen einem Buen-Retiro reich gewordener Leute; die Ausdehnung des Plantagenbaues in dem von J. Hertwig 1887 durchzogenen Küstenstrich ist überraschend für jeden, der nicht ganz eingehende Kenntnis dieser Länder besitzt.

[1]) Vergl. auch Ernst von Weber, „die südafrikanischen Gold- und Diamantenfelder" in Bericht II des Süd-Afr. Vereins.

Während in Natal größtenteils Engländer zur Hebung des Landes durch Plantagenbau beitrugen, ist in King Williamsstadt in Britisch-Kafferland der Kulturfortschritt hauptsächlich durch Deutsche bedingt gewesen, welche vor Jahrzehnten als arme Leute dort einwanderten und sich jetzt in behäbigem Wohlstand befinden, wie der hochverdiente Missions-Superintendent Kropf in sehr anziehender Weise dargelegt hat in einem Vortrag, welchen er am 13. Dezember im Südafrikanischen Vereine zu Berlin hielt. Hoffentlich nimmt diese Kulturthätigkeit der Deutschen in Südafrika bald wieder einen neuen Aufschwung, wozu sich eine vorzügliche Gelegenheit in einem zu diesem Zwecke erworbenen, äußerst fruchtbaren und gesunden Teile von dem zwischen Natal und Kaffraria liegenden Pondoland bietet, in welchem die „Deutsche Pondoland-Gesellschaft" unter Wahrung guten Einvernehmens mit Engländern und Eingeborenen und mit Beiseitelassung aller politischen Hintergedanken demnächst ihre praktische Thätigkeit zu beginnen gedenkt.

Das weite, landeinwärts nach dem Oranjefreistaat zu gelegene Basutoland hat zur Zeit noch keine wirtschaftliche Wichtigkeit, zeichnet sich aber, wie wir aus einem Bericht von Lt. Col. M. Clarks (Proc. R. Geogr. Soc.. Aug. 1888) erfahren, durch große landschaftliche Schönheit seiner Gebirgspartien aus, welche wohl geeignet sind, Touristen anzulocken; es ist dies eine Bestätigung dessen, was schon H. C. Schunke in Petermanns Geographischen Mitteilungen (1885 Heft V und VI) betreffs Kaffrarias und der östlichen Grenzdistrikte der Kapkolonie gesagt hat. O. Kersten.

Südsee.

Über Kaiser Wilhelms-Land und die Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompanie sind zwei wichtige Publikationen erschienen: das Heft IV der „Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel", herausgegeben von der Neu-Guinea-Kompanie in Berlin (abgeschlossen am 30. November) und der Geschäftsbericht der Direktion 1888", aus deren reichem Inhalt wir uns auf das Wichtigste beschränken müssen. Das neueste Heft der „Nachrichten" bringt zunächst die „Strafverordnung für Eingeborene", welche am 1. Januar 1889 in Wirksamkeit tritt, hoffentlich aber für noch recht lange Zeit keine Anwendung finden wird, wenigstens soweit es die Eingeborenen Neu-Guineas angeht, die sich mit geringer Ausnahme dauernd als friedlich erwiesen. Wenn es auch im Bismarck-Archipel einige wenige Weiße giebt, welche sich mit den Eingeborenen gewisser engbegrenzter Bezirke verständlich machen können, so fehlen solche doch in Neu-Guinea bis jetzt noch gänzlich, wie die Missionare von Simbang selbst gestehen. Das heillose Gewirr verschiedener Sprachen oder Dialekte, wie es überall in Melanesien herrscht, aber besonders in Neu-Guinea hervortritt, wo sich häufig die Bewohner benachbarter Dörfer kaum verstehen können, wird dem Verkehr mit den Eingeborenen stets die größten Hindernisse bereiten und macht derartige Verordnungen vorläufig illusorisch. Daß die Rechtsbegriffe der Eingeborenen überdies in vielen Punkten von denen des deutschen Strafgesetzbuches abweichen, wird nicht verwundern. So galt beispielsweise Häuseranzünden vor der deutschen Schutzherrschaft, also noch gar nicht so lange her, als eine ziemlich harmlose Strafe, welche von Weißen gegenüber Eingeborenen viel häufiger Anwendung fand als umgekehrt. Selbst Trader (Händler) aus der „guten alten Zeit" werden sich erst daran gewöhnen müssen, das „Häuserkochen" als „todeswürdiges" Verbrechen zu betrachten. Die Todesstrafe wird übrigens durch Erhängen vollstreckt, und dem Landeshauptmann steht das Begnadigungsrecht zu. Außer Gefängnisstrafe (nötigenfalls auch „Anschließen") und Zwangsarbeit sind auch Geldstrafen (von 1 bis 300 Mark) vorgesehen.

Den größten Teil des Heft IV füllt der, durch zwei Lichtdruckbilder gezierte Bericht des Dr. Hollrung, in welchem wir zum erstenmale zusammenhängendere Kunde über die wissenschaftliche Expedition von 1886/87 erhalten. Bekanntlich hatte diese Expedition die Aufgabe, „das Land in einer den praktischen Zwecken der Kompanie entsprechenden Weise zu erforschen" und sollte „von der Küste aus nach dem Innern womöglich bis zur Grenze des englischen Gebietes vordringen, um dann auf einem andern Wege wieder zurückzukehren". Wenn, wie vorauszusehen, die Aufgabe in dieser Weise, aus Mangel an genügenden Trägern, auch nicht erreicht werden konnte, denn die Expedition kam zu Land nicht weiter als 10 bis 12 Kilometer, so ist sie auf der großen Wasserstraße des Augusta-Stromes um so weiter vorgedrungen und hat eine Menge wertvoller Beobachtungen und Material gesammelt. Darunter scheinen nun gerade die des Botanikers Dr. Hollrung obenan zu stehen, der an 900 Herbarpflanzen, sowie eine große Sammlung von Holzproben, Rinden, Blättern u. s. w. zusammenbrachte, für welche die Neu-Guinea-Kompanie auf der internationalen Gartenbauausstellung in Köln (August und September v. J.) die große goldene Medaille der Stadt Hamburg und die bronzene Staatsmedaille des Königlichen landwirtschaftlichen Ministeriums erhielt. Die Forschungen des Dr. H. ergaben in praktischer Richtung den erfreulichen Nachweis „des Vorhandenseins einer ganzen Reihe von Nutzpflanzen, von denen viele nur der richtigen Verwendung, andere der Einführung in den Gebrauch und wieder andere der geeigneten Verbreitung und Vermehrung bedürfen, um einen wirklichen Nutzen abzuwerfen", so daß Dr. H. zu dem Schluß kommt, „daß die Nordostküste Neu-Guineas ein zweites Java werden kann!" Vorläufig fehlt natürlich noch viel, sehr viel dazu, denn bei der Spärlichkeit der Kokospalme ist zunächst nicht einmal an Ausfuhr von Kopra zu denken, die in andern Gebieten der Südsee direkte Erträge liefert, und es muß eben alles erst geschaffen werden. Daß dies naturgemäß unendlich viel langsamer geht, als häufig bei uns vorausgesetzt wird, ist selbstverständlich, darf aber von weiteren Versuchen nicht abschrecken, denn nur durch Beharrlichkeit werden sich nach und nach günstige Erfolge erzielen lassen. Erschwert wird die Aufgabe überdies durch die Arbeiterverhältnisse, die ja nicht entfernt mit denen Javas verglichen werden dürfen. Hier fanden die Holländer bereits 19 Millionen arbeitsgewohnter Kulturvölker, während in Neu-Guinea eine spärliche Bevölkerung der Naturmenschen der Steinperiode gegenübersteht, die, wie jeder Erfahrene weiß, sich

nun einmal nicht im Handumdrehen zu brauchbaren Arbeitern ummodeln läßt, ein Erfahrungssatz, den Dr. H.s Mitteilungen aufs neue bestätigen.

Die „Mitteilungen aus dem Schutzgebiet" liefern den erfreulichen Nachweis, daß auf den vier Stationen der Kompanie, zu denen neuerdings eine neue, „Stephansort", in Astrolabe-Bai hinzugekommen ist, während Kelana hat aufgegeben werden müssen, rüstig fortgearbeitet wird. Auch der Gesundheitszustand war ein durchaus günstiger, denn Neu-Guinea ist nun einmal nicht das gefürchtete Land und nicht schlimmer als irgend eine andere Tropengegend. Auf der Station Butaueng wurde ein Teil Baumwolle geerntet, die Kaffeepflänzchen in Finschhafen entwickeln sich gut und von Hatzfeldthafen gelangten die ersten Proben unfermentirter Tabaksblätter, aus Sumatra-Samen gezogen, nach Berlin. „Nach dem Urteile Sachverständiger zeigten sich die Blätter erstaunlich dehnbar, fest, klebrig, also hübsch deckfähig. Der Verbrauch zu Deckblättern stellte sich pro Mille Zigarren auf 1,61 Pfund bis 1.89 Pfund. Der Brand ist geschnitten weiß; der Aschkörper gut geschlossen." Schon darnach scheinen sich die berechtigten Erwartungen, welche man gerade in Bezug auf Tabakkultur für Neu-Guinea hegen durfte, zu erfüllen, und wenn es vollends gelingt, die Erzeugnisse dieser Kultur konkurrenzfähig zu machen, wird sich ohne Zweifel eine Zukunft eröffnen. Die nächste Zeit dürfte die Beantwortung dieser Frage näher rücken, denn die erste Ernte der Tabakplantage von Hatzfeldthafen, etwa 30 Zentner, ist zur Verschiffung bereit und damit das Stadium der Versuche in das wirklicher Erträge eingetreten. In voller Würdigung der Wichtigkeit gerade des Tabakbaues sind daher zu der bereits bestehenden Plantage von Hatzfeldthafen, die bis jetzt 10 Hektaren unter Bearbeitung zählt, weitere Flächen von 600 resp. 500 Hektaren ausgesucht und sollen demnächst zur Klärung und Bearbeitung in Angriff genommen werden.

Eine weitere versprechende Aussicht auf Gewinn eröffnen die Phosphate der Purdy-Inseln, die nach den genauen chemischen Untersuchungen von Prof. Märker in Halle sich „als die reichhaltigsten und wertvollsten Phosphatfunde erwiesen haben, welche jemals gemacht wurden." Der Dampfer „Isabel" ist bereits mit dem nötigen Personal nach den Purdy-Inseln abgegangen, um jene Lager abzubauen, von denen das der Kompanie gehörige Segelschiff „Esmeralda" die erste Ladung nach Deutschland bringen soll.

Erträge aus der Verwertung und Nutzbarmachung von Grund und Boden, auf welche die Kompanie als eine der Haupt-Einnahmequellen rechnet, konnten selbstredend noch nicht erzielt werden, da erst seit kurzer Zeit „das Land für Ansiedler eröffnet" wurde. Die betreffende Bekanntmachung des Landeshauptmanns vom 18. September d. J. (vergl. Nr. 48 S. 394 d. Bl.) hat, wie zu erwarten, in der australischen Presse keine empfehlende Aufnahme gefunden, im Gegenteil wird vor der Übersiedlung nach Kaiser Wilhelms-Land gewarnt. Die Zeit wird lehren, ob die ernsten Bedenken der kolonialen Organe sich bewahrheiten, aber jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die Kolonial-Regierungen der Einwanderung durch weit günstigere Bedingungen entgegenkommen. Für „kleinere Handwerker und Gewerbtreibende" werden sich sachgemäß erst nach und nach Aussichten eröffnen können, denn gegenwärtig besteht die Bevölkerung nur aus den Angestellten der Kompanie.

Zur vorläufigen Unterbringung von Einwanderern ist übrigens bereits Vorsorge getroffen und ein Haus mit sechs Zimmern in Finschhafen bereit gestellt worden. Wie hübsch und ordentlich es dort aussieht, das schildert Hugo Zöller in der ihm eigenen fesselnden Weise in dem Aufsatz „Mein erster Eindruck von Neu-Guinea" (Kölnische Zeitung 16. Dezember). Der bekannte Weltreisende hat sich als Ziel seiner neuesten Forschungen Kaiser Wilhelms-Land gewählt und war Ende September (24.) in Finschhafen eingetroffen, dessen schöne Lage, reizende Umgebung und zweckmäßige Anlage er nicht genug zu rühmen weiß. Auch den Stand der Anfänge von Viehzucht und Ackerbau findet der Reisende sehr aussichtsvoll und die Verhältnisse im allgemeinen viel günstiger und versprechender als wie ihm dieselben in Kamerun und Togo begegneten. Weniger ermutigend lautete sein Bericht hinsichtlich der natürlichen Hilfsquellen des Landes. „Von Handel kann nicht einmal in den ersten Anfängen die Rede sein. Man kennt noch kein einen lohnenden Handelsartikel darstellendes Landeserzeugnis, das, ohne angebaut zu werden, blos ausgebeutet zu werden brauchte." Auch die Brauchbarkeit der Eingeborenen als Arbeiter findet der erfahrene Reisende als ziemlich aussichtslos und bestätigt damit nur Bekanntes.

Kleinere Recognoszirungstouren führten Herrn Zöller bereits zu mehreren Dörfern, wo vorher kein Weißer gewesen war, und deren Bewohner sich als freundliche Menschen erwiesen, wie dies stets der Fall sein wird, wo der Fremde nur auf eine geringe Zahl Eingeborner trifft. Voraussichtlich dürften Herr Zöller, der bekanntlich eine Forschungsreise tief ins Innere vor hat, von dieser Seite uns keine große Schwierigkeiten entgegentreten, wie derselbe zu fürchten scheint. Er wird sein Ziel erreichen, wenn er sich nur mit den nötigen Trägern und Proviant versehen kann, denn diese sind und bleiben die Hauptbedingungen, wie immer und immer wieder hervorgehoben werden muß. Ob sich diese Bedingungen erfüllen lassen werden, bleibt zunächst im Hinblick auf die Träger sehr zweifelhaft. Hindernisse des Vordringens durch Undurchdringlichkeit der Urwälder und Bergbesteigungen, die bisher so manchen hoffnungsreichen Pionier zur Umkehr brachten, fürchtet der kühne Besteiger des Pik von Kamerun selbst nicht und so dürfen wir bald wichtige Aufschlüsse über das noch unbekannte Innere von ihm erwarten.

Ein übersichtliches Bild der bisherigen Leistungen, Anlagen u. s. w. gibt der vor kurzem erschienene „Geschäftsbericht der Direktion 1888", der zweite welcher überhaupt vorliegt, und der neben manchen Mißerfolgen (zum teil durch unvorhergesehene Naturereignisse) einen zwar langsamen aber stetigen Fortschritt zu verzeichnen hat, wenngleich bei der Eigenartigkeit der Verhältnisse sich der Entwicklung viele Schwierigkeiten entgegenstellen, welche nur allmälig in geduldiger Arbeit überwunden werden können. „Niemand wird das Wunder nehmen, es sei denn, daß er die Ernte vor der Aussaat verlangt, oder Feigen vom Dornstrauch"! Zu den Schwierigkeiten zählt der Bericht auch ganz besonders den Umstand, daß eine direkte Schiffsverbindung zwischen dem Schutzgebiete und dem Mutterlande fehlt und er macht Andeutungen, daß dieselbe am zweckmäßigsten mit Anschluß an eine große ostasiatische Dampferlinie über Niederländisch-Indien herzustellen sei. Ein soeben erschienener Artikel der „Kölnischen Zeitung" gibt diesen Andeutungen feste Gestalt und verlangt als dringendes Bedürfnis eine direkte Dampferlinie von Hamburg nach Holländisch-Indien, mit einer Zweiglinie nach Neu-Guinea, natürlich unter Mithilfe des Reichs. Die neuliche Nachricht der „Weser-Zeitung", daß die Kompanie nur durch Errichtung einer subventionirten direkten Dampferlinie weiter arbeiten könne, findet insofern in obigen Mitteilungen Bestätigung, als dieselbe ebenfalls die Herstellung einer solchen als Lebensfrage bezeichnet. Nach dem Rechnungsabschluß des Geschäftsberichts haben sich zwar die Einnahmen gegen das Vorjahr gebessert, allein sie stehen noch immer unendlich hinter den Ausgaben zurück. So hebt der Bericht der Revisoren namentlich den Aufschwung des Frachtgeschäftes von gegen 4000 in 1887 auf 13 300 Mark in 1888 hervor. Aber diese Summe ist unnennbar klein gegenüber den ungeheuren Ausgaben, welche die 5 Schiffe der Kompanie (3 Dampfer von zusammen 973 T. reg. und 2 Segelschiffe von 1137 T. reg.) erheischen. Das Anlagekapital derselben beträgt über 535 000 Mark, der Unterhalt 157 000, ohne die Gagen der Schiffsbesatzung, die gegenwärtig 74 zählt, und allein über 100 000 Mark kostet. Die Verwaltungs- und Betriebskosten sind mit 1 140 000 Mark verzeichnet, wovon auf Gehaltskonto der 66 Beamten im Schutzgebiet über 258 000 Mark entfallen, ohne die Reisekosten, welche sich bisher im ganzen auf nahezu 150 000 Mark belaufen. Dieses hübsche Sümmchen ist im wesentlichen der englischen „British-India-Line" zugefallen, da seit dem Bestehen der australischen Linie des Norddeutschen Lloyd leider keine Verständigung mit dieser Gesellschaft erzielt werden konnte. Seit dem 29. Juni 1885, wo die ersten Beamten in Finschhafen landeten, wurden im ganzen einige 80 nach dort befördert, wovon eine ziemliche Anzahl wieder heimkehrte. Dieser häufige Wechsel im Personal ist jedenfalls nicht günstig und sollte schon gegenüber der Eingeborenen-Bevölkerung möglichst vermieden werden. Bei einem Bestande von nur sechs Stationen drängt sich auch unwillkürlich die Frage auf, ob ein so großer Aufwand an Beamtenpersonal überhaupt nötig sei, zumal in den ersten Versuchsstadien, wo wenige erprobte Kräfte ohne Zweifel mehr Nutzen versprechen als Neulinge, die sich selbst erst einzugewöhnen haben.

Unter den Einnahmen des Rechnungsabschlusses stehen die Einzahlungen von 806 Anteilscheinen zu Mark 3750, mit 3 022 500 Mark obenan, die mit denen des Vorjahres im ganzen 5 221 000 Mark betragen. Das ist gewiß eine recht stattliche Summe, namentlich für deutsche Verhältnisse, aber doch immer noch äußerst wenig zur Kolonisirung eines Schutzgebietes von rund 250 000 qkm, gleich 46 Prozent der Grundfläche des Deutschen Reichs, gegenüber ähnlichen Unternehmungen anderer Nationen. Beispielsweise kostet die Anlage des Wogenbrechers von Colombo auf Ceylon allein über 14 Millionen Mark und die in diesem Jahre auf dem Gebiete der englischen Nord-Borneo-Kompanie neugegründeten 12 Plantagengesellschaften arbeiten mit einem Kapital von 1 Million Pfd. Sterl. (= 20 Millionen Mark). Wenn nach der gegenwärtigen Finanzlage der Neu-Guinea-Kompanie die Einzahlungen der bisher ausgegebenen Anteilscheine bald vollendet sein dürften, so wird die Direktion ohne Zweifel längst die Beschaffung neuer Geldmittel vorgesorgt haben und damit in Übereinstimmung mit der von ihr abgegebenen Erklärung am besten die kürzlich auftauchenden Zeitungsnachrichten schlagen, nach welchen sie ihr Unternehmen dem Reiche angeboten haben sollte. Bei dem lebhaften Interesse für Kolonialbestrebungen wird es gerade dem besonders aussichtsvollen Neu Guinea-Unternehmen nicht an kräftiger Unterstützung fehlen, um dasselbe zu glücklichen Erfolgen zu führen, wenn, gegenüber den noch häufig übertriebenen Erwartungen bei uns, auch immer und immer wieder hervorgehoben werden muß, daß diese Erfolge erst in Jahren erwartet werden können. Zwischen Flaggenhissen und wirklicher rationeller Kolonisirung liegt eben ein gewaltiger Unterschied.

Britisch Neu-Guinea. Am 4. September fand in Port Moresby durch den neuernannten Gouverneur Dr. Macgregor und das Kriegsschiff „Opal" die Proklamation der englischen Souveränetät über den britischen Teil Neu-Guineas statt, wodurch das bisherige Protektorat ein Ende findet und auch das Verhältnis zwischen Großbritannien und den Kolonien wesentliche Änderungen erfahren dürfte. Bekanntlich trugen bisher die Kolonien Queensland, Neu-Süd-Wales und Viktoria die Hälfte der jährlich 300000 Mk. betragenden Verwaltungskosten. Die Regierung richtet jetzt eine direkte Dampferlinie von Thursday-Island bis Dinner-Island ein, so daß die deutschen Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie letztere Insel (Samarai) nicht mehr anzulaufen brauchen. Von Einwanderung oder irgend welchen nennenswerten Unternehmungen für Handel oder Plantagenwirtschaft ist bis jetzt noch nicht die Rede und auch die Goldfunde auf Sudest, der großen Insel des Louisiaden-Archipels, haben die Erwartungen sehr getäuscht. Anfang September entstand von Cooktown aus ein „Rush" nach diesem neuen Eldorado, wohin sich, mit der bekannten Energie australischer Digger, gleich eine Anzahl unternehmungslustiger Männer mit einem kleinen Schuner auf den Weg machten. Sie hatten in den ersten 18 Tagen ihres Aufenthaltes thatsächlich 15 bis 18 Unzen Gold (à ca. 66 Mk.) per Mann gewonnen, aber diese lohnenden Erträge nahmen nur zu rasch ein Ende. Von den 200 Goldgräbern, welche sich bereits Mitte Oktober auf Sudest befanden, verdienen kaum 10 Prozent etwas und das ganze Goldfeld wird voraussichtlich in 3 Monaten vollständig abgebaut sein. Fünfundvierzig Miner sind daher bereits nach Cooktown zurückgegangen, während eine kleine Anzahl auf der benachbarten Rossel-Insel ihr Heil versuchen will. D.

Karema. [1])

Die Station Karema liegt am Ostufer des Tanganyika, ungefähr in der Mitte zwischen der Süd- und Ostspitze des gewaltigen Sees. Die-

[1]) Wir machen auf diesen Artikel besonders aufmerksam, da diese Station vielleicht bald wieder eine gewisse Bedeutung in Verbindung mit den Plänen des Kardinal Lavigerie gewinnen kann. D. R.

Digitized by Google

selbe wurde im Jahre 1879 vom Kapitän Cambier im Auftrage des Königs der Belgier gegründet.

Die Wahl des Ortes muß jedoch als eine äußerst ungünstige bezeichnet werden, da hier durchaus nicht die Bedingungen erfüllt sind, welche einer solchen Station zu gedeihlicher Entwickelung verhelfen. Zunächst ist kein Hafen in der Nähe, und müssen Schiffe von nur einem halben Meter Tiefgang 700—800 Meter weit auf ganz offener, allen Winden preisgegebener Rhede vor Anker gehen, während das Wasser, nachdem der Tanganyika im Jahre 1879 sich einen Abfluß im Lukuga gewählt hat, derart gefallen ist, daß das Ufer 2000 Meter von der Station entfernt ist. Die Umgebung Karemas bilden niedere Hügel mit dahinterliegenden sumpfigen Ebenen, welche die Niederlassung zu einem wahren Fieberherde machen, so daß alle Europäer, selbst Neger, den heftigsten Fieberanfällen ausgesetzt sind. Kapitän Ramaeckers erlag demselben und ist dort auch begraben.

Der Verfasser dieses war auf seiner Reise im Jahre 1883 nach dem Kongoquellgebiet gezwungen, sich mit seinem Gefährten Böhm 7 Monate wegen des letzteren Verwundung und anderer Schwierigkeiten dort aufzuhalten, und beide litten sehr an Fieber.

Das Land Kawende, innerhalb dessen Grenzen Karema liegt, ist sehr schwach bevölkert von einem sehr raubgierigen Stamme, den Wawende, mit welchen die Station mehrmals Kämpfe zu bestehen hatte, einmal mit Hilfe der deutschen Expedition, und wobei ein Mitglied derselben, Dr. Böhm, durch 2 Kugeln am Bein verwundet wurde.

Mauern aufgelegt sind. Über diesen befindet sich eine dicke Schichte Schilfrohr, darüber feineres Stroh; über das Ganze ist eine zwei Hand breit hohe Schicht lehmiger Erde aufgeworfen. Starken Regengüssen vermögen diese Dächer keinen Widerstand zu leisten, und bei jedem heftigen Gewitter mußte der Schreiber dieses stets das Bett umstellen, um dem eindringenden Wasser auszuweichen.

Im Jahre 1886 wurde die Station vom Kongostaat aufgegeben, da Karema innerhalb der deutschen Interessensphäre liegt, und den algerischen Missionaren übergeben.

Weit günstiger gestalten sich die Verhältnisse in jeder Beziehung bei dem drei Tagereisen südlich gelegenen Kiremba, von welchem in einem spätern Artikel die Rede sein wird.

Paul Reichard.

Bolivia.

Die Republik Bolivia, eines der reichsten aber unglücklichsten Länder der Welt, hat abermals eine so schmachvolle Revolution durchgemacht, wie dieselben eben nur im ehemaligen spanischen Amerika möglich sind, und hat dadurch bewiesen, daß sie noch nicht — wie man seit einigen Jahren annehmen konnte — sich definitiv aus dem Zustande der Barbarei herausgearbeitet hat. Eines der reichsten Länder ist Bolivia durch die ungeheuer gehaltreichen und zahlreichen Silber- und Kupferminen und durch die Schätze des Pflanzenreiches, aufgespeichert in den unermeßlichen Urwäldern des noch wenig durchforschten

Karema.

Die Wawende bauen nur sehr wenig Feldfrüchte, und zwar nur Mais, und so muß Karema von Ufipa im Süden aus verproviantirt werden, wo zu Zeiten ziemlich teure Preise gezahlt werden müssen. Ferner noch ist der Umstand, daß kein Karawanenweg über Karema führt, sehr ungünstig für die dortigen Verhältnisse.

Das Einzige, was zu gunsten der Station spricht, ist die ungemeine Fruchtbarkeit des durch den zurückgegangenen Tanganyikasee bloßgelegten Seebodens. Auf demselben hatte sich innerhalb zweier Jahre ein undurchdringliches Schlingpflanzendickicht gebildet. Von den Leuten der Station urbar gemacht, liefert der fette Schieferthonboden reiche Ernte an Mais, Durra, Reis und afrikanischen Gemüsen aller Arten. Auch europäische Gemüse gedeihen, jedoch nur unter äußerst günstiger Pflege, gut, und doch ist es nicht möglich, Samen zu ziehen, da die Pflanzen sofort degeneriren.

Das Stationsgebäude ist auf einem 10—12 Meter hohen Hügel erbaut, in Gestalt eines unregelmäßigen Sechseckes, mit einer Seitenlänge von ungefähr 25—30 Metern. Drei Ecken sind von Schießtürmen flankirt. Die Höhe der Umfassungsmauer beträgt 3—5 Meter, die der Türme 6—8 Meter. Die Mauer ist nach innen doppelt und ringsum überdacht, so daß man so die Wohnungen für die Soldaten und Diener geschaffen hat, während die Arbeiter in einem pallisadenumzäunten Dorfe außerhalb wohnen.

In der Mitte des umschlossenen Raumes erhebt sich mit einer Seitenlänge von etwa 15 Metern und einer Höhe von 10—12 Metern ein zweistöckiger Bau mit quadratischer Grundfläche. In den untern Räumen sind die Warenvorräte untergebracht, und die oben ganz wohnlichen, hübschen 9 Zimmer dienen als Wohnungen für die Europäer. Sie sind luftig und gestatten freien Ausblick nach allen Seiten.

Auf dem flachen Dache ist eine überdeckte Plattform, welche einen herrlichen Blick auf die teilweise sehr hübsche Landschaft gestattet.

Als Baumaterial sind ungebrannte, an der Sonne getrocknete Thonziegel verwandt. Die flachen Dächer bestehen aus starken Stämmen, welche in 2 Spann breiter Entfernung auf einen Längsbalken und die

nordöstlichen Teiles. Daß Bolivia eines der unglückseligsten Länder der Welt ist, beweist seine Geschichte, welche eine ununterbrochene Reihe der scheußlichsten Revolutionen und Bürgerkriege ist.

In Folge völliger Erschöpfung trat endlich nach dem für Bolivia so unglücklichen Pacifischen Kriege gegen Chile (1879—1881) eine Ruhepause ein. Nicolas Campero schaffte 1882 einige Ordnung in Verwaltung ꝛc. Von Staatskredit und auswärtigen Anleihen kann bei Bolivia nicht die Rede sein. Es gelang nur ein Mal im Auslande, und zwar im Nachbarlande Chile, eine Bolivianische Anleihe unterzubringen, und beeilte sich die Regierung dieses Musterstaates, sofort nach Empfang der Gelder weder Zinsen noch Amortisation an die Chilenischen Gläubiger zu zahlen. — Als Bolivia besiegt am Boden lag, nahm ihm Chile nicht nur die Küstenprovinz Antofagasta, sondern zwang es auch, die rückständigen Zinsen und Amortisationen zu zahlen.

Durch den Waffenstillstand mit Chile, welcher am 29. November 1884 ratifizirt wurde, ist bestimmt, daß Chile im Hafen von Arica die Zölle für die Waaren erhebt, welche zur Einfuhr in Bolivia bestimmt sind. Von diesen Zollgeldern behält Chile 25 Prozent, 75 Prozent bekommt Bolivia. 40 Prozent dieser 75 Prozent behält aber Chile so lange zurück, bis damit die besagte Anleihe (v. J. 1867) inkl. rückständige Zinsen und Amortisation vollständig getilgt ist. Die Presse Bolivias, Perus, Venezuelas und ähnlicher Staaten, in welchen die genaue Erfüllung eingegangener finanzieller Verpflichtungen unbekannt ist, wird nicht müde, über die „Härte" dieser so verständigen wie gerechten Bestimmung zu klagen.[1])

Nicolas Campero hielt sich bis 1884 am Ruder und ihm folgte Gregorio Pacheco. Es war dies das erste Mal seit Bestehen der Republik Bolivia (1825), daß eine Präsidentenwahl, ein Regierungswechsel in durchaus verfassungsmäßiger Weise und ohne Blutvergießen vorging. Im Jahre 1883 war auch das unerhörte Ereignis eingetreten, daß die Regierung bestimmte und spezielle Rechnung von ihren Thaten bezüglich der Verwendung der öffentlichen Gelder vor dem Kongresse abgelegt hatte. Bis dahin hatten die Tyrannen, welche unter dem Namen Präsidenten oder Diktatoren die Staatskasse verwalteten, ohne ernsthafte Kontrolle gewirtschaftet.

Auf Greg. Pacheco folgte Aniceto Arce, welcher, entsprechend der im spanischen Amerika üblichen „Freiheit" der Wahl, d. h. unter dem schärfsten

[1]) Der ganze Vertrag ist abgedruckt in Memorial pres. por el Min. de Relac. Ester. de Chile al Congreso Nacional de 1884. Santiago, 1884.

Digitized by Google

Drucke der herrschenden klerikalen Partei, über seinen Gegner Camacho, den Führer der liberalen Partei, siegte. Mitte August 1888 trat Arce sein Amt an. Die Majorität der Liberalen zog sich vom politischen Leben grollend zurück.

Bereits am 8. September, bei einem Kirchenfeste, empörte sich das Bataillon Loa, überfiel und entwaffnete nach kurzem Kampfe das der Regierung treu ergebene Artillerieregiment in seiner Kaserne und marschirte dann, unter Führung des Obersten Belis. Pacheco und des Oberstleutnants Octavio Rivadeneira, nach der Wohnung des Präsidenten. Arce floh schleunigst mit wenigen Getreuen nach Cochabamba und sein Haus wurde von den Soldaten geplündert. Arce wird nun versuchen, in anderen Städten Truppen zu sammeln, welche er dann gegen die Empörer führen kann. Diese schreiben inzwischen Kontributionen aus und machen ein ihnen passendes Individuum zum Präsidenten. In diesem Falle ist es Belisario Salinas, ein nach allen mir vorliegenden Nachrichten über diesen neuesten südamerikanischen Skandal völlig unbedeutender Mensch. Da die Entfernung zwischen den einzelnen Garnisonplätzen groß ist, die Wege schlecht und die Geldmittel der Regierung sehr gering sind, so ist voraussichtlich viel Zeit erforderlich, bis diese Revolution gedämpft ist. Auch fürchtet man, daß die Garnison von La Paz dem Beispiele der von Sucre folgt.

Ich halte es für wichtig und notwendig, diese Thatsache einer neuen Revolution in Bolivia hier zu konstatiren, da ich in den letzten Jahren in verschiedenen Publikationen die Hoffnung aussprach resp. andeutete, daß Bolivia nun endlich in das Stadium wahrhaft geordneter, einem zivilisirten Staate entsprechenden Zustände getreten sei.[1]) Diese Hoffnung, welche die Presse des spanischen Amerika, besonders die Chiles, mit wohlwollendem Interesse für das unglückliche Land aussprach, ist nun bitter getäuscht. Eine Bande von Schurken, welche die von ihrem Vaterlande erhaltenen Waffen für Bezahlung durch einige Ehrgeizige und Verräter zum Sturze der konstitutionellen Regierung, zur Unterdrückung des Willens der Majorität der Nation benutzt, diese Bande besitzt heute die befestigten Kasernen der Hauptstadt und terrorisirt von diesen aus die Stadt und das Land! Auch in Cochabamba und anderen Plätzen haben bis Ende September blutige Straßenkämpfe stattgefunden.

Schon fingen europäische Unternehmer an, auf Bolivias Reichtümer aufmerksam zu werden, schon begann europäisches Kapital Vertrauen zu den Zuständen dieses Landes zu gewinnen und Expeditionen zur Untersuchung und event. Betriebe einiger der vielen reichen Minen, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts oder noch länger unbearbeitet liegen, auszusenden.

Die Resultate der meisten dieser Expeditionen waren, nach den Angaben der großen südamerikanischen Zeitungen, überaus günstig. Ich führe hier nur eines kurz an. Baron A. de la Riviere, Geschäftsführer einer Bergwerks-Gesellschaft, unternahm Mitte des Jahres 1887 eine Reise zur Erforschung der Goldminen am Rio Tipuani, eines Nebenflusses des Rio Mapiri (der in den Beni mündet), von welcher er im August 1888 zurückgekehrt ist. Die Ufer des Tipuani sind nach Angabe des Barons ein wahres Eldorado. Die Menge des Goldes im Sande dieses Flusses ist erstaunlich, die Bearbeitung überaus einfach. Nur ist der „Weg" zu diesem Flusse sehr schlecht und das Klima dieser Gegend mörderisch. Von 200 Arbeitern und Trägern, welche den Baron begleiteten, brachte er nur wenige zurück.

In dem sehr interessanten Berichte eines Franziskanermönches, welcher ca. 6 Jahre bei den Indianern am untern Laufe der Ströme Beni und Madre de Dios verlebt hat, welcher Bericht Ende 1887 gedruckt und vor einigen Wochen in meine Hände kam, findet sich eine genaue Schilderung der herrlichen, von schiffbaren Strömen durchschnittenen Waldungen des nordöstlichen Bolivia.[2]) — Bei der heutigen Sachlage ist aber europäischem Kapitale dringend abzuraten, sich an die Ausbeutung der Reichtümer Bolivias zu machen.

Dr. H. Polakowsky. —

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Eine Ausschußsitzung fand am 8. Januar in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Graf Behr statt. Es wurde in Sachen der Kommission zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika verhandelt. Über mehrere Anträge von Abteilungen, welche der Preßkommission überwiesen waren, berichtete der Herr Vorsitzende derselben. Der Ausschuß erhob einen Antrag Minden zum Beschluß, nach welchem die Deutsche Kolonialzeitung die Anzeigen der Abteilungen, soweit der Raum verfügbar ist, aufnehmen soll.

— Die Abteilung Berlin hielt am Freitag den 4. d. M. eine öffentliche Versammlung ab, in der Herr Dr. Henrici über die Togokolonie sprach. Nachdem er dies Land in geographischer Beziehung geschildert, besprach er die verschiedenen Kulturen, unter denen besonders Gummi eine große Bedeutung für die Zukunft hat. Der Vortragende hielt die Zeit für gekommen, wo man mit dem bloßen Faktoreigeschäft an der Küste aufhören und ins Innere gehen müsse, um den Zwischenhandel zu vermeiden. Um dies zu erreichen, seien in Anlehnung an die Karawanenstraßen Handelsplätze im Innern anzulegen, an deren Spitze Weiße stehen. Herr Dr. Henrici wird sich in kurzer Zeit wieder nach dem Togogebiet begeben.

— Abteilung Eberswalde. In der Sitzung vom 14. Dezember wurden als Vorstand für 1889 gewählt: 1. Stadtrat Noebel, Vorsitzender, 2. Assessor Dr. Hoepke, Schriftführer, 3. Pastor Neumann, Schatzmeister. — Herr Gustav Heinecke aus Poerworedjo auf Java hielt einen fesselnden Vortrag über den holländischen Kolonialbesitz, speziell über die wirtschaftlichen Verhältnisse auf Java und Sumatra. Der Abteilung traten zum 1. Januar 12 neue Mitglieder bei.

— Abteilung Würzburg. Am 12. Dezember hielt Herr Dr. Sievers, Privatdozent der Universität Würzburg, einen sehr interessanten Vortrag über die deutschen Besitzungen auf Neu-Guinea. In klarer umfassender Weise wurden den Zuhörern die Küstenumrisse und Häfen, die Gestaltung des Bodens, der Flüsse, bekannte Gebirgszüge, das Wesen der Bevölkerung, ihre Kultur und Lebensgewohnheiten dargelegt und durch treffliche Abbildungen aus den gediegensten Werken veranschaulicht. Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

— Abteilung Forst i. L. Unsere Abteilung hatte am Dienstag den 28. November einen Vortrag des Afrikareisenden Paul Reichard angekündigt, zu welchem auch Nichtmitgliedern der Eintritt gegen mäßiges Entgelt zugänglich gemacht war. Der große Saal des Hotel Härtel war bis auf den letzten Platz gefüllt; etwa 450 Personen hatten sich eingefunden. Mit Rücksicht auf die so zahlreich erschienenen Nichtmitglieder beschloß der Vorstand noch in letzter Stunde, daß der Vortrag, wie eigentlich beabsichtigt war, nicht allein den Interessen der Abteilung dienen sollte. Nach Verständigung mit Herrn Reichard teilte der Vorsitzende, Herr Oberlehrer Dr. Nexler, dies der Versammlung mit und fügte hinzu, daß der Reisende vom allgemeineren Gesichtspunkte aus über seine Reise nach Kalanga sprechen würde. Der Vortrag war sehr interessant und den Redner lohnte lebhafter Dank der Anwesenden. Große Aufmerksamkeit wurde den von Herrn R. selbst an Ort und Stelle angefertigten Aquarellen geschenkt.

— Abteilung Oberlahnstein. Die Abteilung hielt am 24. November ihre diesjährige Generalversammlung unter dem Vorsitz des Herrn Amtsrichters v. Bülow ab, welcher darauf den Vortrag über die geschichtliche Entwickelung der Kolonien Ostafrikas im Altertum und Mittelalter hielt. Herr Rektor Dr. Widtmann wurde in den Vorstand gewählt.

— Abteilung Mühlheim am Rhein. Unter dem Vorsitz des von langer und schwerer Krankheit kaum wieder hergestellten Amtsrichters Haendler tagte am 11. Dezember die zweite Hauptversammlung. Es wurden zunächst die vom Vorstande vorgelegten Abteilungssatzungen angenommen, ferner auf Grund derselben der Abteilungsvorstand für 1889 gewählt. Es bleiben danach im Vorstande die Herren: Amtsrichter Haendler, Realgymnasiallehrer Dr. Richter, Regierungsbaumeister Rathke und Fabrikdirektor E. Guilleaume, während für den in die Abteilung Köln übergetretenen Referendar Clemens — dem der Vorsitzende Worte warmer Anerkennung widmete — der Fabrikbesitzer E. Boecking eintritt. Sodann wurde unter Zuziehung der zahlreich erschienenen Gäste wegen Unterstützung des deutschen Emin Pascha-Unternehmens beraten. Nachdem der Vorsitzende in längerer Rede überzeugend dargelegt, wie durch dies klar abgegrenzte und der Ausführung nahe Unternehmen zur Rettung eines edlen Landsmannes zugleich die Bekämpfung des Sklavenhandels und die deutsche Kolonisation in Ostafrika wirksamst gefördert würden, auch durch Verlesung eines ihm eben zugegangenen Telegramms von Wißmann nachgewiesen hatte, daß noch bedeutende Geldmittel erforderlich seien, beschloß die Versammlung einmütig, das Unternehmen unverzüglich und mit allem Nachdruck zu unterstützen. In Ausführung dieses Beschlusses ist am 15. d. M. ein von Herrn Haendler verfaßter, von mehr als 40 angesehenen Männern jedes Standes und jedes Bekenntnisses unterschriebener Aufruf in den in Stadt und Kreis Mühlheim gelesenen Zeitungen veröffentlicht worden.

Abteilung Stettin. Am 17. Dezember fand die statutenmäßige Generalversammlung statt und erfreute sich eines recht zahlreichen Besuches. Aus dem von Herrn Verwaltungsgerichtsdirektor Brunner erstatteten Jahresbericht ging hervor, daß die Abteilung im verflossenen Jahre 9 Vereinssitzungen abgehalten hatte, in denen die verschiedensten Themata der deutschen Kolonialpolitik behandelt wurden. Die Mitgliederzahl ist von 88 auf 113 gestiegen, und weist das Album der Abteilung 175 Namen auf, die seit 1886 ihr beigetreten sind. Ebenso konnten der Schatzmeister Herr Hauptmann Plaß über den Stand der Kasse und der Bibliothekar Herr Dr. P. Wehrmann über die Vermehrung der Bibliothek nur erfreuliches berichten. Die Vorstandswahl ergab, da Herr Verwaltungsgerichtsdirektor Brunner eine Wiederwahl entschieden ablehnte, folgendes Resultat: Regierungsrat v. Knebel-Doeberitz, 1. Vorsitzender, Hauptmann a. D. v. Hennigs und Reg.-Assessor Dr. Jacobi, dessen Stellvertreter, Hauptmann a. D. Plaß, Schatzmeister, Hauptmann v. Bomsdorff, dessen Stellvertreter, Gymnasiallehrer Dr. P. Wehrmann, Schriftführer und Bibliothekar, Hof-Lithograph Hochstetter, dessen Stellvertreter. Nachdem darauf ein neuer Statutenentwurf durchberaten war, wurde die im Saale aufgestellte Sammlung von Proben deutsch-kolonialer Produkte aus der Südsee, Ost- und Westafrika eingehend besichtigt, und erklärten dabei die Herren Major a. D. Baron v. Eickstedt, Reg.-Assessor Dr. Jacobi und Georg Schinkopff einzelne Gruppen näher. Diese Sammlung wurde an dem folgenden Tage auch öffentlich ausgestellt und erfreute sich eines recht regen Besuches. Der aus dem Eintrittsgeld erwachsene Überschuß wurde dem deutschen Krankenhause in Sansibar überwiesen.

— Abteilung München. An dem auf den 10. Dezember, abends 8 Uhr, im Saale des Café Roth anberaumten Vortragsabend der Kolonialgesellschaft sprach Herr Dr. Vogel, kgl. Studienlehrer an den Militärbildungsanstalten in München, in ebenso eingehender wie fesselnder Weise über die deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien, die derselbe als Mitglied der v. d. Steinenschen Expedition zur Erforschung des Xingu-flusses in Brasilien persönlich bereist hatte. Er schilderte die Lage und Aussichten der in den Provinzen S. Catharina und Rio Grande do Sul in einer Gesamtzahl von etwa 140 000 Seelen angesiedelten deutschen Kolonisten als zukunftsreiche und konnte auf Grund seiner erworbenen Kenntnis der dortigen Verhältnisse die Auswanderung dahin nur empfehlen. Nach einer längeren Diskussion wurde eine Resolution angenommen, welche im Anschluß an den Beschluß der Hauptversammlung vom 22. November die Aufhebung des v. d. Heydtschen Reskriptes befürwortet. An den Vortragsabend schloß sich eine Hauptversammlung der Abteilung, für welche die Lage in Ost-Afrika auf der Tagesordnung stand. Der Vorsitzende, Professor Dr. Kupffer, schilderte zunächst die durch den planmäßig geleiteten Aufstand bedingten beklagenswerten Verhältnisse und unterbreitete der Versammlung einen Antrag des Vorstandes, ihre Stellung zu den Ereignissen in drei bestimmt gefaßten Resolutionen zu

[1]) S. z. B. Dtsch. Kolon.-Zt. III. S. 548. — Revue Colon. Intern. 1887 I. 331 und 1887 II. 341.

[2]) Nicolas Armentia, Navegacion del Madre de Dios. La Paz. Impr. „La Paz". 1887.

Digitized by Google

klarem Ausdruck bringen zu wollen. Die Versammlung erklärte sich einstimmig für diesen Antrag und erhob folgende Resolutionen zum Beschluß: 1. Die Einleitung von Maßregeln zur Unterdrückung der Sklavenausfuhr aus Afrika wird sowohl vom Standpunkte der Humanität wie im Interesse der kolonialen Unternehmungen in Ost-Afrika mit lebhaftem Danke begrüßt. 2. Der einstimmige Beschluß des deutschen Emin Pascha-Komitees vom 25. November v. J., den Premierleutnant Wißmann zu beauftragen, baldmöglichst, unter freier Wahl des Weges, mit einer Truppe nach Wadelai aufzubrechen, um Emin Pascha eine vorläufige Unterstützung zuzuführen, entspricht durchaus den Wünschen und Erwartungen der Abteilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft. 3. Die Abteilung München billigt den Entschluß des Direktionsrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an den ihr vertragsmäßig zustehenden Rechten innerhalb der deutschen Interessensphäre festzuhalten. Die Abteilung spricht den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, insbesondere den Herren Freiherr von Gravenreuth und Leue, für deren tapferes, pflichttreues Verhalten in gefahrvoller Lage ihre warme Anerkennung aus und betrauert den Tod der in Kiloa nach heldenmütigem Kampfe der Übermacht erlegenen Herren Krieger und Hessel.

— Abteilungen Gernsbach, Offenburg und Ettlingen. Der Vorsitzende der Abteilung Karlsruhe, Herr Präsident Grimm, sprach jeweils am 13., 15. und 17. Dezember in den vorerwähnten in der Stellung von Filialen zur Abteilung Karlsruhe stehenden Abteilungen über die große ostafrikanische Tagesfrage. War man in der Versammlung vom 13. in Gernsbach in äußerster Spannung über die auf den folgenden Tag, den 14., anberaumte Reichstagsdebatte bezüglich der Kulturerschließung von Ostafrika so trat in den Abteilungssitzungen in Offenburg und Ettlingen vom 15. und 17. die höchste Befriedigung der versammelten Vereinsmitglieder über den Verlauf der Debatte und über die gefaßten Reichstagsbeschlüsse, vor allen Dingen aber auch über die von der Vertretung der Kaiserlichen Regierung abgegebenen Erklärungen und erteilten Zusicherungen rückhaltslos zu Tage. Sämtliche drei Vereinsabende sowie der ermutigende Stand der kolonialen Dinge überhaupt haben dem Gesamtvereine wieder eine erhebliche Anzahl neuer Mitglieder zugeführt

— Abteilung Greiz. In einer Versammlung, am 12. Dezember, welcher Herr Gymnasialdirektor Dr. Zippel präsidirte, redete Herr Dr. Hollrung unter vielem Beifall über Neu-Guinea.

Kleine Mitteilungen.

— (Zur Blokade.) Das portugiesische Regierungsblatt veröffentlicht eine Königliche Verordnung, durch welche das am 6. Dezember v. J. für die übrigen Teile der Kolonie Mosambik erlassene Ein- und Ausfuhrverbot, betreffend Waffen und Kriegsmaterialien, auch auf den Distrikt von Lourenço Marques ausgedehnt wird. — Es ist damit ein Teil des Wunsches erfüllt, welchem wir in Nr. 52 (1888) Ausdruck gaben.

— (S. M. Aviso „Pfeil"), Kommandant Korvetten-Kapitän Herbing, ist am 4. Januar cr. in Sansibar eingetroffen.

— (Eine englische Emin Pascha-Expedition?) Das Reutersche Bureau meldet aus Sansibar, daß die Herren Guy Dawnay und Buckley mit einer kleinen gut equipirten Karawane nach Mombas, Taveta und Massailand abgegangen seien. Mackenzie, der Vertreter der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft in Mombas, hat am Neujahrstag 100 der von ihm losgekauften Sklaven Freiheitsbriefe gegeben und läßt nun in der Times verbreiten, deshalb schwärme die Bevölkerung für ihn.

— (Herr Amtsgerichtsrat Dilthey), welcher im vorigen Jahre eine längere Studienreise in Ostafrika gemacht hat, hat darüber in der Kölnischen Zeitung einige Artikel veröffentlicht, in denen er seine Beobachtungen niedergelegt hat. Am Schluß seiner Studie schreibt er: „Nur in aller Kürze möchte ich hier noch die Frage berühren, ob es denn überhaupt der Mühe wert sei, sich um Ostafrika fernerhin zu bekümmern. — Für alle diejenigen die ein ernstliches Interesse nehmen an der Unterdrückung des Sklavenhandels, brauche ich nur darauf hinzuweisen, daß, wie die Erfahrung gelehrt hat, es dazu kein besseres und auf die Dauer wirksameres Mittel giebt, als die Besetzung und mit der fortschreitenden Kultivirung immer vollständiger werdende Beherrschung des Küstengebietes durch eine europäische Macht. Von den Nebenplätzen an der ostafrikanischen Küste werden noch immer viel mehr Sklaven ausgeführt, als man hier zu Lande weiß und glaubt. Die Ansichten aber, die ich durch meine Reise über den Wert des Landes an und für sich gewonnen habe, zu entwickeln und zu begründen, würde hier zu weit führen. Ich muß mich auf wenige Bemerkungen und Andeutungen beschränken. Verhehlen will ich nicht, daß ich das Land nicht durchweg von so außerordentlicher Fruchtbarkeit gefunden habe, wie es manche Reisebeschreibungen schildern. Überall aber, soweit ich es kennen gelernt, zeigte es sich anbaufähig und geeignet zur Anpflanzung von Kokospalmen und zur Hervorbringung der Zerealien, welche, wie Mais, Negerhirse und Maniok, die Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden. Einzelne Gegenden, wie die Umgebung von Pangani, das Hinterland von Tanga und Pugu, werden meiner Überzeugung nach auch den Anbau von wertvollen Kolonialprodukten lohnen. Bei Tanga und Mikindani bildet die Küste Häfen, die noch besser sind, als der bekannte Hafen von Dar-es-Salaam. Die eingeborene Bevölkerung ist, wenn auch von Haus aus träge, doch so arbeitsfähig und so gefügig, daß, wenn an Stelle der bisherigen Regierung, die das Land nach jeder Richtung hin vernachlässigt, die nicht einmal Fahrwege angelegt hat, eine neue tritt, welche den Neger zur Arbeit zu erziehen und anzuhalten versteht und so die in den Menschen wie in dem Boden schlummernden Kräfte weckt, ein großer Aufschwung für das Land zu erhoffen ist. Ich kann daher zum Schlusse mit vollster Überzeugung meine Ansicht dahin aussprechen: das Deutsche Reich wird es in Zukunft nicht zu beklagen haben, wenn es jetzt zur Erhaltung der Stellung, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Ostafrika gewonnen hat, einige kleine Opfer bringt.

Berichtigung.

Von Herrn Prof. Kirchhoff in Halle geht uns folgende Berichtigung zu:

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift (S. 7) wird behauptet:

1. der Unterzeichnete sei der Urheber der falschen Nachricht, daß Herr Paul Riebeck 150 000 Mark für das Emin Pascha-Unternehmen gespendet habe,
2. eine Schuld an der weiteren Bekanntgebung dieser unrichtigen Nachricht „falle den Verbreitern derselben in Halle zu".

Demgegenüber habe ich also begründete Veranlassung, öffentlich zu erklären, daß ich niemals etwas anderes als die wohlverbürgte Thatsache behauptet habe, ein reicher Bürger von Halle habe die Absicht ausgesprochen, 150 000 Mark für besagte Expedition zu zeichnen, falls sie zu stande käme und falls Wißmann deren Leitung in die Hand nehme. Ganz falsch aber ist es, wenn auf S. 7 ausgesagt wird, eine Anfrage (seitens des geschäftsführenden Ausschusses des Emin Pascha-Komitees) über diese Angelegenheit habe seiner Zeit „bestätigende Antworten" aus Halle empfangen. Zur Steuer der Wahrheit sei es mein letztes Wort in dieser widerwärtig breit getretenen Sache, daß wenigstens die an mich gerichtete Anfrage des genannten Komitees durchaus keine bestätigende Antwort, sondern eine genau entsprechend der obigen Berichtigung verneinende Antwort (bereits im vorigen Oktober) zur Folge gehabt hat.

Halle, den 7. Januar 1889. Prof. Kirchhoff.

Auch nach dieser Berichtigung bleibt die Thatsache bestehen, daß Herr Prof. Kirchhoff zuerst in einer öffentlichen Versammlung in Halle von der Absicht eines reichen Hallenser Bürgers gesprochen hat, 150 000 Mark für die Emin Pascha-Expedition zu bewilligen. Wenn die hierauf an die Nationalzeitung gerichtete Mitteilung von einer bereits gezeichneten Summe von 150 000 Mark sprach, so war dies allerdings ein Irrtum, von welchem wir dahingestellt sein lassen, wem er zur Last fällt. Der Ausschuß des Emin Pascha-Komitees war jedenfalls an diesem Irrtum unschuldig und hat durch die aus Anlaß der Nachricht der Nationalzeitung nach Halle und an Herrn Riebeck selbst gerichteten Erkundigungen sein Möglichstes gethan, um die Wahrheit festzustellen. D. R.

Bekanntmachungen.

Vor kurzem ging durch die Presse eine Mitteilung über die jüngsten Vorgänge im südwest-afrikanischen Schutzgebiet, welche von mehreren Blättern irrtümlich als eine Mitteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika bezeichnet wurde. Wir sehen uns hierdurch veranlaßt, die verehrlichen Zeitungsredaktionen darauf aufmerksam zu machen, daß nur der unterzeichnete Vorstand das Recht hat, die Gesellschaft nach außen zu vertreten, und daß keine Mitteilung, welche auf anderem Weg als durch den unterzeichneten Vorstand in die Presse gelangt, als Mitteilung der genannten Gesellschaft bezeichnet werden darf.

Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika.
v. Hofmann. F. Cornelius.

Berlin, 8. Januar 1889.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 14. Januar, abends 8 Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses. 1. Referat des Herrn Dr. Schumann, über „die Bedeutung des Royal Garden in Kew für die englischen Kolonien". 2. Referat des Herrn Dr. Ebert über „O. Finsch: Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee I. Abt. Bismarck-Archipel".

Geschmackvolle Einbanddecken für den Jahrgang 1888 der Deutschen Kolonialzeitung, welche sich in dem Muster den früher hergestellten anschließen, sind von dem Bureau der Gesellschaft gegen Einsendung von M 1,50 das Stück zu beziehen.

— In der Anzeigen-Beilage werden wir von jetzt ab, einem mehrfach geäußerten Wunsch entsprechend, die Post-Dampfschiffverbindungen nach den deutschen Kolonien und Schutzgebieten einmal im Monat veröffentlichen. Die erste Liste bringen wir in dieser Nummer auf der letzten Seite der Anzeigen.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar durch Herrn Dr. Latrille bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden 100 M.; Se. Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen 50 M.; aus Schwenningen 427,60 M.; Pastor Schlackwerder in Hohenwarsleben 6 M.; Kollekte in Wiesbaden 106,50 M.; Kollekte in Frankfurt a. M. 100,25 M.; Direktor Holz in Berlin 200 M.; aus Prenzlau 25 M.; Kollekte in Görlitz 134 M.; Regierungsrat Douglas in Göritz 20 M.; Justizrat Hagemeister in Stralsund 5 M.; aus Ahlbeck 14,30 M.; aus Misdroy 175 M.; aus Stralsund 108,62 M.; aus Wiesbaden 180 M.; Fr. Orth in Ems 3 M.; Wrede in Söderhof 150 M.; Wahl in Schwenningen 405,50 M.; Deinhard u. Ko. in Koblenz 100 M.; Linde in Wiesbaden 20 M.; Graf Gröben in Neudörfchen 60 M.; Lehrer Ehrhardt in Lahr 3 M.; Ober-Konsist.-Rat Höpfner in Koblenz 20 M.; aus Leipzig 57 M.; aus Elberfeld 550 M.; aus Gütersloh 195,50 M.; Diakonissenhaus Frankfurt a. M. 23 M.; Arnold W. Hardt in Lennep 200 M.; aus Leipzig 2 M.; Kollekte in Nieski 208,73 M.; aus Frankfurt a. M. 2735,50 M.; aus Remscheid 500 M.; aus dem Haag 153,30 M.; Frl. Dingler in Berlin 3 M.; Kommerzienrat Barthels in Gütersloh 100 M.; durch Hofrat Crede vom Dresdener Sammel-Komitee 3000 M.; durch Kreisschulinspektor Diesterkamp aus Solingen 376 M. Im ganzen 11 775,80 M.

Berlin, den 28. Dezember 1888.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1479 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 3. Berlin, 19. Januar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Südwestafrika. — Die Unruhen auf Samoa. — Koloniale Rundschau. — Das Weißbuch über Ostafrika. — Aus dem Reichstage. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Südwestafrika.

Um die neueren Vorgänge im Damaralande richtig zu beurteilen, muß man sich erinnern, daß vor der Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika bereits vielfache Handelsverbindungen zwischen der Kapkolonie und dem Hinterlande der Walfischbai bestanden, und daß die an diesem Handel Beteiligten sich lebhaft bemühten, das ganze Gebiet nördlich des Oranjeflusses bis zu dem Kunenefluß in englischen Besitz zu bringen. Die englische Regierung ging auf diese Bestrebungen nicht ein; sie begnügte sich mit der Walfischbai und dem kleinen dazu gehörigen Gebiet, das ganze übrige Hinterland der Walfischbai, also namentlich das Damaraland, und ebenso das Hinterland von Lüderitzbucht (Angra-Pequena) — Groß-Namaland — überließ sie bis zum 20° östlicher Länge dem deutschen Einfluß. Deutschland hatte dort sowohl durch die Erwerbungen von F. A. Lüderitz, welche später auf die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika übergingen, als durch die zwischen dem Reich und verschiedenen eingebornen Häuptlingen abgeschlossenen Schutz- und Freundschaftsverträge Fuß gefaßt. Dies hinderte die englischen Interessenten nicht, gegen die ihnen verhaßte deutsche Schutzherrschaft unter der Hand zu wühlen und auf einen Umschwung zu gunsten einer englischen Besitzergreifung hinzuarbeiten. Besonders thätig in dieser Richtung war der in Okahandya, der Residenz des Oberhäuptlings der Hereros, ansässige englische Händler R. Lewis, welcher mit dem Oberhäuptling Maharero seit lange in enger geschäftlicher Verbindung steht.

Mit Maharero hat das Reich, vertreten durch den Reichskommissar Herrn Dr. Göring und den ehemaligen Missionar im Damaralande, Herrn Pastor Büttner, unterm 21. Oktober 1885 einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, dessen wesentliche Bestimmungen folgende sind:

1. Maharero bittet Seine Majestät den Deutschen Kaiser, die Schutzherrlichkeit über ihn und sein Volk zu übernehmen. Seine Majestät der Deutsche Kaiser nimmt dieses Gesuch an und sichert dem Maharero seinen Allerhöchsten Schutz zu.

2. Maharero verpflichtet sich, sein Land oder Teile desselben nicht an eine andere Nation oder Angehörige derselben ohne Zustimmung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers abzutreten, noch Verträge mit anderen Regierungen abzuschließen ohne jene Zustimmung. Dagegen will Se. Majestät der Deutsche Kaiser die von anderen Nationen oder Angehörigen derselben mit Oberhäuptlingen und Häuptlingen der Hereros früher abgeschlossenen und zu Recht bestehenden Verträge respektiren.

3. Der Oberhäuptling sichert allen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen für den Umfang des von ihm beherrschten Gebiets den vollständigsten Schutz der Person und des Eigentums zu, sowie das Recht und die Freiheit, in seinem Lande zu reisen, daselbst Wohnsitz zu nehmen, Handel und Gewerbe zu treiben. Die deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen sollen in Mahareros Gebiet die bestehenden Sitten und Gebräuche respektiren, nichts thun, was gegen die deutschen Strafgesetze verstoßen würde, und diejenigen Steuern und Abgaben entrichten, welche bisher üblich waren.

Dagegen verpflichtet sich Maharero, in dieser Beziehung keinem Angehörigen einer anderen Nation größere Rechte und Vergünstigungen zu gewähren, als den deutschen Staatsangehörigen.

4. Rechtsstreitigkeiten zwischen Hereros unter sich, sowie die von ihnen gegeneinander verübten Vergehen und Verbrechen unterliegen der Gerichtsbarkeit der Landeshäuptlinge. Dagegen sind die im Hererolande sich aufhaltenden deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen bei Rechtsstreitigkeiten unter sich, sowie in Bezug auf von ihnen gegeneinander begangene Verbrechen und Vergehen der deutschen Jurisdiktion unterworfen. Die Feststellung der Gerichtsbarkeit in Bezug auf Rechtsstreitigkeiten zwischen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen einerseits und Hereros andererseits, sowie bei Vergehen und Verbrechen von deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen gegen Hereros oder umgekehrt bleibt einer besonderen Vereinbarung zwischen der deutschen Regierung und den Hererohäuptlingen vorbehalten. Bis eine solche Vereinbarung getroffen sein wird, sollen vorkommende Rechtsfälle der bezeichneten Art von dem Kaiserlichen Kommissar oder dessen Stellvertreter unter Zuziehung eines Ratsmitglieds entschieden werden.

In demselben Monat, in welchem dieser Vertrag zum Abschluß kam — Oktober 1885 — verlieh Maharero verschiedenen Personen das Recht, in seinem Lande nach Minen zu suchen und, falls solche gefunden werden, dieselben zu bearbeiten. Diese Berechtigungen, mit Ausnahme der an den Ingenieur Scheidweiler aus Köln erteilten Konzession, sind später auf die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika übergegangen. Von einer an R. Lewis gegebenen Generalkonzession auf Minenbetrieb im ganzen Hererolande war bei den damaligen Verhandlungen mit keiner Silbe die Rede. Erst im Oktober 1886 ist eine solche, angeblich schon unterm 9. September 1885 vollzogene Konzessionsurkunde, welche dem Lewis auf 20 Jahre das ausschließliche Recht auf Bergbau im Damaralande verleiht, dem Reichskommissar in Abschrift vorgelegt worden. Maharero leugnete auf Befragen, eine derartige Urkunde vollzogen zu haben; er sprach nur von zwei bestimmten Minen: Otavi-Mine und Ebony- (oder Palgrave-) Mine, auf deren Betrieb R. Lewis ein Recht besitze, und er unterzeichnete auf Verlangen des Reichskommissars unterm 14. September 1887 folgende Erklärung:

„Nachdem ich durch den Kaiserlich Deutschen Kommissar für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Hern Dr. Göring, erfahren habe, daß der größte Teil der von mir seiner Zeit an Deutsche verliehenen Minenkonzessionen auf die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in Berlin übergegangen und daß diese auch in der Lage ist, eine Ausbeutung der Minen in Angriff zu nehmen, so erkläre ich hiermit alle Konzessionen, welche mit den dieser Gesellschaft erteilten oder auf sie übergegangenen in Widerspruch stehen, für nichtig. Ich nehme ausdrücklich davon aus die Ebony- und die Otavimine, welche ich für eine gewisse Zeitdauer dem Händler R. Lewis verliehen habe. Die gesetzliche Regulirung des gesamten Minenwesens in meinem Lande überlasse ich der deutschen Regierung."

Die Erklärung ist in der Urschrift mit den Handzeichen Mahareros und seiner Ratsleute, sowie der Zeugen Wilhelm und Diehl versehen.

Unterm 25. März 1888 erließ Kaiser Friedrich die Verordnung, betr. das Bergwesen und die Gewinnung von Gold und Edelsteinen im südwestafrikanischen Schutzgebiet, durch welche das Bergregal in diesem Schutzgebiete der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika eingeräumt wird. In § 4 dieser Verordnung ist ein Vorbehalt zu gunsten der schon früher erworbenen Bergwerksgerechtsame dritter Personen gemacht. Die Grenzen der Gebiete, auf welchen solche Rechte Dritter bestehen, sollen durch die Bergbehörde festgestellt werden. Streitigkeiten über solche Gerechtsame sind von der Bergbehörde und in zweiter Instanz durch den Reichskommissar zu entscheiden.

Die Bergbehörde ist im Sommer vorigen Jahres in Otyimbingue eingesetzt worden, und es wäre die Sache des Lewis gewesen, wenn er aus seiner angeblichen Generalkonzession Ansprüche auf ausschließlichen

Digitized by Google

Bergwerksbetrieb im Damaralande herleiten wollte, diese Ansprüche vor der Bergbehörde und in höherer Instanz vor dem deutschen Reichskommissar geltend zu machen. Statt dieses gesetzliche Verfahren einzuhalten, begab sich Lewis, wie berichtet wird, nach der Kapkolonie, bildete dort eine oder mehrere Gesellschaften zur Ausbeutung seiner Generalkonzession und mit den ihm hierdurch zur Verfügung gestellten Geldmitteln gelang es ihm, nach seiner Rückkehr zu Maharero diesen ganz für sich und gegen die deutsche Schutzherrschaft zu gewinnen.

Auf den 30. Oktober v. J. wurde eine Versammlung nach Okahandya berufen, bei welcher es, wie der Verlauf gezeigt hat, von vornherein darauf abgesehen war, nicht bloß in Bezug auf den Bergbau, sondern auch in allen übrigen Beziehungen der deutschen Schutzherrschaft im Damaralande ein Ende zu machen und den alten Plan des englischen Protektorats zur Ausführung zu bringen. An dieser Versammlung nahmen von deutscher Seite teil: der Reichskommissar Dr Göring, der Bevollmächtigte der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika Karl Franken, der Führer der Schutztruppe Leutnant von Quitzow und die Missionare Diehl und Eich, beide stationirt zu Okahandya; von Engländern waren erschienen Robert Lewis mit sieben Genossen; von den Hereros der Oberhäuptling Maharero mit seinen Ratsleuten, mehreren Unterhäuptlingen und einer zahlreichen Schar Eingeborner. Auf die Einzelheiten der teilweise sehr verworrenen Verhandlung einzugehen, lohnt nicht Es genügt, die Hauptpunkte herauszuheben. Herr Dr. Göring stellte von vornherein fest, daß er nicht als Vertreter der Kolonialgesellschaft oder irgend eines Bergwerksberechtigten erschienen sei, sondern als Vertreter Sr. Majestät des Deutschen Kaisers. In den Bergwerksangelegenheiten habe er nach dem Gesetz als Richter zu entscheiden, stehe also den von verschiedenen Seiten erhobenen Ansprüchen unparteiisch gegenüber. Es wurde dann über die verschiedenen, von Maharero erteilten Konzessionen hin- und hergesprochen. Lewis brachte außer seiner Generalminenkonzession noch eine bis dahin unbekannte, ihm angeblich von Maharero ebenfalls unterm 9. September 1885 ausgestellte Vollmacht („Power of Attorney") vor, wodurch er zur Ausübung aller Hoheitsrechte des Oberhäuptlings ermächtigt, also mit andern Worten zum Regenten des Landes ernannt wäre und zugleich den Auftrag erhalten hätte, das Protektorat Ihrer Majestät der Königin von England über Damaraland nachzusuchen. Maharero suchte die von ihm an deutsche Staatsangehörige erteilten Konzessionen dadurch als bedeutungslos hinzustellen, daß dieselben — was nicht wahr ist — nur das Recht zum Suchen von Mineralien verliehen hätten, während der Betrieb des Bergbaus von seiner weiteren Erlaubnis abhängig geblieben wäre. Auf die von deutscher Seite an ihn gerichteten Fragen über die Bedeutung seiner Nichtigkeitserklärung vom 14. September 1887 gab er ausweichende Antworten und verließ dann die Versammlung, die damit schloß, daß die anwesenden Hereros unter Führung von Lewis und Genossen sich von dem mit dem Deutschen Reich abgeschlossenen Schutz- und Freundschaftsvertrag lossagten und nicht nur die dem Lewis erteilte Generalkonzession, sondern auch die Vollmacht Mahareros, welche Lewis zum Regenten einsetzt und ihm die Verhandlung wegen Einführung der englischen Schutzherrschaft überträgt, als zu Recht bestehend anerkannten.

Infolge dieser Verhandlung und der sich daran knüpfenden feindseligen Haltung der Hereros, welche sich unter anderm darin zeigte, daß die Fortsetzung eines von der Kolonialgesellschaft begonnenen Hausbaues in Otyimbingue durch den dortigen Unterhäuptling verhindert wurde, beschlossen der deutsche Reichskommissar und die Beamten der Gesellschaft, um einer noch schlimmeren Wendung der Dinge vorzubeugen, das Hererogebiet einstweilen zu verlassen. Sie begaben sich zunächst nach der Walfischbai. Ein Verzicht auf die Rechte, welche in dem Schutzvertrag vom 21. Oktober 1885, in der kaiserlichen Verordnung vom 25. März 1888 und den an deutsche Staatsangehörige verliehenen Bergwerkskonzessionen begründet sind, hat ebensowenig stattgefunden, als eine Anerkennung der Generalkonzession oder der Vollmacht des Lewis. Da einzelne, von dem Reichskommissar bei der Verhandlung zu Okahandya gemachte Äußerungen dahin mißverstanden worden waren, als habe er eine solche Anerkennung ausgesprochen und deutsche Rechte aufgegeben, so sah sich Herr Dr. Göring veranlaßt, in einem an Lewis gerichteten Schreiben ausdrücklich gegen eine derartige mißverständliche Auffassung seiner Worte Verwahrung einzulegen. Damaraland ist hauptsächlich durch seinen Viehreichtum ein wichtiger Teil des südwestafrikanischen Schutzgebiets, aber es ist doch immer nur ein Teil — und die Feinde der deutschen Kolonialpolitik frohlocken zu früh, wenn sie bereits das Ende der deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika mit Schadenfreude begrüßen. In hohem Maße peinlich für das deutsche Nationalgefühl sind die hier besprochenen Vorgänge allerdings, aber wir dürfen hoffen, daß die kaiserliche Regierung hier wie in Ostafrika Mittel und Wege zu finden wissen wird, um das deutsche Ansehen wieder herzustellen. Wie es sich dort schwer rächte, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung des Küstengebiets übernahm, ohne zugleich eine genügende Macht zur gewaltsamen Niederwerfung etwaigen Widerstandes bereit zu halten, so ist die jetzige peinliche Lage im Damaraland dadurch verschuldet, daß es an genügender Macht zur Ausübung der deutschen Schutzherrschaft gebrach. Zwar hat man seiner Zeit von der Errichtung einer Schutztruppe unter dem Oberbefehl des Reichskommissars gelesen, aber es scheint, als ob diese Schutztruppe niemals ins Leben getreten wäre, wenigstens hat von irgend einer Wirksamkeit derselben bis jetzt nichts verlautet. Welche Mittel anzuwenden sein werden, um in Südwestafrika eine zur Ausübung der deutschen Schutzherrschaft auch für das Damaraland genügende Macht aufzustellen, darüber soll hier nicht ausführlich gesprochen werden. Aber zwei Punkte möchten wir doch ganz kurz erwähnen. Einmal sind die dem Damaraland benachbarten Volksstämme, insbesondere die verschiedenen Nama-Stämme, erbitterte Feinde der Hereros und auch im Hererolande selbst fehlt es nicht an Häuptlingen, die sich nur mit Widerwillen der Oberherrschaft Mahareros beugen, und die mit Freude die erste Gelegenheit ergreifen würden, sich von dieser Herrschaft und von der des Regenten Lewis zu befreien. Sodann aber ist eine Lebensfrage für die Hereros die Verbindung mit der Walfischbai. Um diese Verbindung mit Hilfe der Nama-Häuptlinge vollkommen abzuschneiden, dazu wäre eine verhältnismäßig kleine aber zuverlässige Truppe unter tüchtiger Führung ausreichend. Die in den Reichshaushalt eingestellten 80000 Mark für eine südwestafrikanische Schutztruppe würden freilich nicht genügen, um die Kosten einer solchen Maßregel zu bestreiten.

Die Unruhen auf Samoa.

Es ist aus Anlaß der Wirren in Samoa in einer Zeitungspolemik mit Recht behauptet worden, daß der Rechtszustand der Europäer auf Samoa dem Ideal dessen entspreche, was die Kolonialfeinde sich wünschen: der Deutsche solle immerhin unter wilden Völkern seine Geschäfte betreiben, aber ohne daß deutscherseits eine staatliche Oberhoheit ausgeübt werde. Nach der Ansicht dieser Herren sind die Deutschen bekanntlich gut genug dazu, anderen Nationen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, um dann gelegentlich bei Seite geschoben zu werden, wenn sich das Land, das sie kulturell bearbeitet haben, soweit entwickelt hat, daß es für eine andere Macht sich der Mühe lohnt, es zu annektiren. Man nimmt dann gewöhnlich an, daß durch Abmachungen mit dem annektirenden Staate die Handelsvorteile gewahrt bleiben, welche früher bestanden, und daß infolge dessen der Handel sich in denselben Bahnen bewegen werde, als ob nicht das englische Sprüchwort: „the trade follows the flag" in diesen Kreisen bekannt sei. Welcher Druck aber durch den sehr fühlbaren Einfluß der Beamten, Missionare u. s. w. in nationaler Hinsicht ausgeübt wird, der selbst zur Verdrängung des früher bestandenen Handels, gerade bei zur Kultur sich erst erhebenden Völkerstämmen, führt, ist aus der Geschichte der Kolonien bekannt. Bei den Engländern ist das Bestreben, rücksichtslos gegen andere Nationen vorzugehen, oft genug zu Tage getreten. Man braucht, um ein neueres Beispiel anzuführen, nur daran zu erinnern, wie sehr es die Royal-Niger-Company verstanden hat, den Handel aller anderen Nationen auf dem Niger vorläufig lahm zu legen und die Vorteile für sich zu benutzen, welche nach dem klaren Wortlaut der Nigerakte ihr keineswegs allein zustanden. Wenn dieser so beklagenswerte Zustand aber nach der Auffassung der unserer kolonialen Entwicklung feindlich gegenüberstehenden Parteien der naturgemäße, und es für den deutschen Handel gleichgültig ist, ob er unter irgend einer Flagge sich entwickelt oder unterdrückt wird, so sträubt sich bei Andern das nationale Selbstbewußtsein gegen eine so jämmerliche Auffassung der Stellung der Deutschen.

Wir haben das Beispiel der Royal-Niger-Company nur angeführt, um zu zeigen, daß der englische Handel selbst ungesetzliche Maßregeln nicht scheut, um zu seinem Ziele zu kommen, aber in dem Falle Samoas liegen die Dinge doch wesentlich anders. Einmal will die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft dort keineswegs die andern Konkurrenten verdrängen, sondern nur in der ungehinderten Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit nicht gehemmt sein. Die deutschen Plantagen, im ganzen sechs, zusammen ein Areal von 9250 Acres Land, umfassen den größeren Teil des kultivirten Landes auf der nördlichen Seite der Insel Upolu. Vier derselben befinden sich in der unmittelbaren Nachbarschaft von Apia, während die beiden anderen in der Nähe von Sawaii liegen; die größte der letzteren, Mulifanna genannt, zieht sich längs der ganzen westlichen Küste der Insel hin und hat ein Areal von 3260 Acres. Die Plantagen befinden sich in ausgezeichnetem Kulturzustande und können alles hervorbringen, was in den Tropen wächst. Hauptsächlich werden Kokosnüsse gezogen, aus welchen Kopra gewonnen wird. Die jährliche Kopraproduktion beziffert sich auf 500 bis 600 Tons. Ferner wird auf den Plantagen Baumwolle, Kakao und Kaffee gebaut. Auf der

Digitized by Google

Plantage Utumapu sind gegenwärtig 300 Acres mit Kaffeesträuchern bepflanzt. Im letzten Jahre wurden auf dieser Plantage 90000 Pfund Kaffee geerntet. Derselbe war von ausgezeichneter Qualität und kam dem besten Mokka gleich. Da der Graswuchs auf den Plantagen sehr reich ist, wird auch Viehzucht in großem Maßstabe betrieben. Auf den beiden größten Plantagen sind 1600 Stück Rindvieh reinster Rasse, größtenteils aus Neuseeland und den australischen Kolonien importirt, sowie gute Zuchtpferde.

Mit Neid und Mißgunst haben die Engländer und Amerikaner schon lange die wachsende Prosperität dieser bedeutenden deutschen Kolonie, welche auch große Handelsinteressen vertritt, beobachtet und die Zwistigkeiten der Eingebornen benutzt, um die Gesellschaft dort zu treffen, wo der Schaden empfindlich war. Auf dem Gebiete des Handels haben sie sie nicht schlagen können; so versuchten sie es denn, den Plantagenbau zu erschweren, die Sicherheit auf den deutschen Plantagen illusorisch zu machen, um dann leichteres Spiel mit den Deutschen zu haben. Diesem Treiben gegenüber befinden sich die Deutschen, was nicht vergessen werden muß, in einem Zustande der Notwehr. Sie mußten gegen Malietoa vorgehen, als er deutschfeindlich wurde, sie mußten einen neuen König einsetzen und unterstützen, und sie müssen jetzt mit bewaffneter Hand die feindlichen Elemente unter den Eingebornen züchtigen und in ihre Schranken zurückweisen. Nach den Anschauungen unserer Kolonialfeinde hätten sie sich natürlich bescheiden sollen, den Herren Amerikanern und Engländern den Vortritt zu lassen, und die offenbaren Rechtsverletzungen des Trunkenboldes Malietoa I. mit gekrümmten Rücken hinnehmen sollen. Daß sie dies nicht thaten, war in den Augen gewisser Herren ein unverzeihlicher Fehler.

Wenn aber etwas ein Fehler war, so war es die Ablehnung der Samoavorlage im Reichstage, denn wäre dieselbe nicht erfolgt, so hätte die deutsche Gesellschaft solche Fortschritte machen können, daß ein anderer Einfluß gar nicht auf Samoa aufkommen konnte. Die anderen Mächte, welche zeitweilig das Spiel verloren gaben, schöpften damals wieder frischen Mut, die deutsche Politik befand sich in der unangenehmen Lage, hervorragende Interessen mit gebundenen Händen verteidigen zu müssen und schließlich zu retten, was noch zu retten war. Sie hat ihr Möglichstes gethan und bei den anderen Mächten wenigstens erreicht, daß dieselben einer thatsächlichen Vorherrschaft Deutschlands gegenüber nicht mehr ablehnend sich verhielten. Da ein Kondominium der drei Mächte bei den bestehenden Besitz- und Interessenverhältnissen praktisch schwer, fast gar nicht durchzuführen war, so mußte eine Macht die Vorherrschaft übernehmen, zumal die Samoaner sich in mehrere Parteien spalten. Aber die Engländer und Amerikaner konspiriren mit den Eingebornen und aus den amerikanischen Preßstimmen geht unwiderleglich hervor, daß sie sich jetzt sogar mit dem Gedanken tragen, die Deutschen vollkommen aus der Gruppe zu verdrängen. So schreibt der „Daily Examiner“:

„Wenn die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti ist, in derselben Weise organisirt gewesen wären, wie es der Fall mit Hawaii war, würde unser Handel nach dorthin ebenso ausgedehnt sein, wie der nach Honolulu. Diese Gelegenheit war versäumt, und man darf hoffen, daß diese Erfahrung nicht wieder in dem Falle von Samoa wiederholt werden möge. Die Samoainseln haben eine große Zukunft. Der Boden ist weit fruchtbarer, als der der Hawaiigruppe und es giebt mehrere gute Häfen, von denen Pago Pago eine Kohlenstation der Vereinigten Staaten-Marine durch Vertrag mit Malietoa geworden ist. Unsere Rechte sollten befestigt und Deutschland sollte ersucht werden, seine Truppen von Samoa zurückzuziehen, gerade wie Frankreich gezwungen wurde durch das Einschreiten Australiens, die Neuen Hebriden aufzugeben.“

Die „Samoa-Times“, ein Blatt, welches erst vor einigen Monaten in Apia gegründet wurde, anscheinend zu dem Zwecke, den deutschen Einfluß zu bekämpfen, stimmt in diesen Ton ein, und die Deutschen werden sich ihrer Haut zu wehren haben. Was aber auch die Zeit bringen werde, sei es eine internationale Abmachung, welche den Deutschen die Vorherrschaft sichert, was wir für das Beste halten würden, oder eine andere, die praktische Wirksamkeit des Kondominiums regelnde Vereinbarung, das dürfen wir hoffen, daß bei den bevorstehenden Unterhandlungen die Opfer an Blut, welche auf Samoa geflossen sind, schwerer wiegen werden, als die fadenscheinigen Proteste der ränkesüchtigen Amerikaner und einer verrannten Opposition in der Heimat.

Koloniale Rundschau.

Zentral- und Süd-Amerika.

Guatemala. Im Oktober 1888 hat die Regierung die Bildung einer Gesellschaft für Geographie, Statistik und Ethnologie und die Errichtung eines archäologischen Museums in der Hauptstadt bestimmt. — Der Termin zur definitiven Ordnung der Grenzstreitigkeiten mit Mexiko ist bis Ende 1890 hinausgeschoben. Die ungerechten Ansprüche Mexikos haben eine endliche Regelung dieser Angelegenheit auch wieder in neuester Zeit verhindert.

San Salvador. Der im Oktober publizirte Zensus ergiebt für den 1. Januar 1887 eine Einwohnerzahl von 664 513.

Nicaragua. Trotzdem der Grenzstreit mit Costa-Rica, welcher wegen des Nicaragua-Kanals von allgemeinem Interesse ist, durch Schiedsspruch des Präsidenten Cleveland zu gunsten Costa-Ricas (dem Vertrage von 1858 gemäß) beigelegt worden, dauern die diplomatischen Differenzen über den Anteil beider Staaten am Kanale fort. Costa-Rica hatte Mitte 1888 einen Vertrag mit Herrn Ingenieur Menocal im Namen der Nicaragua-Kanal-Gesellschaft abgeschlossen und nun hat Nicaragua im Oktober gegen diesen Vertrag protestirt. Die Vorarbeiten am Nicaragua-Kanal zur definitiven Feststellung der Trace werden fortgesetzt. Die Kapitalbeschaffung bietet Schwierigkeiten, da die Amerikaner erst das definitive Schicksal der heutigen Panama-Gesellschaft abwarten wollen.[1]) — Die Staatseinnahmen betrugen 1887/88 = 2 640 664 Pes.

Costa-Rica. Herr Minor Keith, welcher auf Grund eines mit der Regierung abgeschlossenen Vertrages die Eisenbahnen von Carillo (am Reventazon-Strome) nach Cartago und von Carillo nach dem San Juan-Strome erbaut, hatte ca. 1500 italienische Arbeiter für die Erdarbeiten aus Europa engagirt. Diese haben nun Ende Oktober fast sämtlich die Arbeit eingestellt und verlangen, nach Italien zurückbefördert zu werden. Sie geben an, daß das Klima in dem Gebiet, wo sie zu arbeiten haben, ungesund, und schlecht für Ärzte und Medikamente gesorgt sei. Auch beschweren sie sich über die höchst primitiven Wohnungen, die ihnen angewiesen, und darüber, daß ihnen Herr Keith den Lohn per Oktober nicht ausgezahlt habe. Herr Keith erklärt, daß er dies nicht gethan, weil die Arbeiter kontraktbrüchig geworden und daß er sofort zur Zahlung bereit sei, sobald die Italiener die Arbeit wieder aufnehmen würden. Die Regierung sandte Ärzte nach dem Arbeitsgebiete und diese erklärten, daß die Anzahl der Todesfälle relativ gering sei, ärztliche Hilfe nicht fehle. Die Italiener zogen aber vagabundirend durch das Land und kamen meist nach der Hauptstadt San José. Vergebens forderten sie dort die Konsuln von Italien, England, Deutschland, Frankreich und Nord-Amerika auf, das Betteln und Vagabundiren einzustellen und sich Arbeit auf den Haciendas zu suchen, die sie leicht finden würden. Am 15. November rückten über 1000 Italiener in geschlossenem Zuge nach dem Palaste des Präsidenten, um ihre Zurückbeförderung nach Italien auf Kosten der Regierung oder des Herrn Keith zu fordern. Die Aufforderung der Polizei, sich zu zerstreuen, wurde nicht beachtet, und mußte von den Waffen Gebrauch gemacht werden. Weitere Nachrichten fehlen bis heut.

Zur Begründung einer Ackerbaukolonie (San Bernardo) im alten Indianergebiete Talamanca ladet die Regierung costaricanische unbescholtene Familien ein, denselben Land und eine Jahressubvention versprechend.

Columbia. Der finanzielle Zusammenbruch der Panama-Gesellschaft, über welchen alle politischen Zeitungen (allerdings bis dato in meist sehr subjektiv gehaltenen Angaben) berichtet haben, hat allgemein überrascht, da man diese Katastrophe, nach den offiziellen Angaben der Gesellschaft rechnend, erst für April oder Mai 1889 erwarten konnte. Die Leiter des Unternehmens haben also bis zur letzten Stunde mit falschen, unverantwortlich optimistischen Angaben operirt, um neues Kapital anzulocken. — Auf dem Isthmus sind die Arbeiten seit Mitte Dezember 1888 fast gänzlich eingestellt. Gewaltige Regengüsse haben ein ganz abnormes Steigen der Flüsse Obispo und Chagres veranlaßt (vom 8. bis 12. Dezember), weite Strecken der Bahn und viele Arbeitsplätze am Kanale sind überschwemmt, die Verluste der Gesellschaft an Gebäuden, Materialien, Maschinen ꝛc. sind noch gar nicht zu berechnen. Im Monat Oktober wurden nur 715 600 Kubikmeter ausgehoben.

Venezuela. Am 10. August 1888 genehmigte der Kongreß einen Vertrag, abgeschlossen in Paris zwischen dem Gesandten Guzman Blanco und dem amerikanischen Bürger General Franz Fel. Millen, welcher Kontrakt bezweckt, die möglichst große Anzahl von Einwanderern nach Venezuela zu lenken. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Kontraktes sind:

Die Einwanderer müssen gesund und arbeitsfähig sein, sie werden venezolanische Bürger vom Tage ihrer Ankunft an, sind aber für zehn Jahre vom Militärdienst befreit, außer im Falle feindlicher Invasion. Die Einwanderer müssen mindestens zwei Jahre im Lande bleiben. Für Reisekosten vergütet die Regierung Hrn. Millen 120 Boliv. für jeden Erwachsenen, verpflegt die Einwanderer in La Guaira und befördert sie nach dem resp. Kolonialgebiete der Regierung, wo sie sich ansiedeln müssen, falls sie nicht anderweitig Kontrakte (als Aufseher, Knecht ꝛc.) abschließen können. Jeder erwachsene Kolonist erhält gratis 6 Hektar Kulturland, eine Strohhütte und die notwendigen Arbeitsgeräte. Hat er dieses Land am Ende des ersten Jahres ganz kultivirt, so erhält er nochmals 6 Hektar und den definitiven Besitztitel über sein ganzes Landstück. Diese Kolonisten brauchen die von der Regierung verauslagten Summen für Reise ꝛc. nicht zurückzugeben, wohl aber diejenigen, welche die erhaltenen Ländereien nicht kultivirt haben. — Ein Herr Moron hat durch Kontrakt vom 7. August 1888 das ausschließliche Recht der Anlage von Papierfabriken in Venezuela für 25 Jahre erworben.

Peru. Die langjährige Mißregierung, die ewigen Revolutionen, der Krieg gegen Chile und die unausrottbare Korruption der herrschenden Klassen Perus haben die Regierung dieses Landes gezwungen, einen Vertrag mit den englischen Gläubigern zu schließen, welcher einer Verpachtung Perus an Ausländer sehr ähnlich sieht. Es war dies aber der einzige Ausweg aus der verzweifelten finanziellen Lage. Nachdem die Bedenken und Einsprüche Chiles erledigt worden (1887/88), ist der Vertrag definitiv am 26. Oktober 1888 abgeschlossen worden. — Gegen alle Erwartung lehnte die Deputiertenkammer den Vertrag aber Ende November ab, auch schlug wieder ein Teil der chilenischen Presse Lärm. Ich gehe aus diesen Gründen heut auf den Inhalt des Kontraktes noch nicht näher ein. Senat und Regierung sehen in demselben die einzige Rettung Perus. — In Peru ansässige Fremde können Schiffe erwerben und mit denselben unter der Flagge ihrer respektiven Nation Küstenhandel treiben. Sie bleiben aber den Gesetzen Perus unterstellt.

Bolivia. Ende Oktober wurde der Bürgerkrieg nach verschiedenen Gefechten,

[1]) Die Listen zur Aktienzeichnung für den Nicaragua-Kanal sind am 8. Dezember in New York ausgelegt worden.

Digitized by Google

zahlreichen Plünderungen und Unordnungen aller Art unterdrückt. — Die Grenze gegen Paraguay ist noch nicht festgestellt und Paraguay benutzte diesen Bürgerkrieg, um einen von den Bolivianern längst okkupirten Platz (Puerto Pacheco) am Westufer des Rio Paraguay in Besitz zu nehmen und die bolivianischen Beamten gefangen zu setzen. Es ist anzunehmen, daß dieser Besitzstreit, bei welchem das Recht ganz auf Seiten Bolivias ist, auf gütlichem Wege beigelegt werde. — Die Rivalität zwischen Sucre (der jetzigen Hauptstadt) und La Paz wird immer feindseliger. Jede dieser Städte will Hauptstadt sein. Es ist wahrscheinlich, daß Präsident Arce, um die Bewohner Sucres (wo die letzte Revolution ausbrach) zu bestrafen, La Paz wieder zur Hauptstadt macht.

Chile. Die Regierung des Präsidenten wird mehr und mehr unpopulär. Der größte Teil der Presse macht der Regierung Opposition, in allen Zweigen der Verwaltung zeigt sich der Mangel einer energischen, zielbewußten Oberleitung, die Sitzungen des Kongresses werden immer stürmischer, die Ministerwechsel immer häufiger. Dazu nimmt die Unsicherheit in Santiago und Valparaiso und besonders im Gebiete der neuen Kolonien (s. Deutsche Kolonialzeitung 1886. S. 377 f.) mehr und mehr zu. Die Mehrzahl der im Kolonialgebiet (Araukanien) ansässigen Chilenen betrachtet die fremden Kolonisten mit Mißgunst und unterstützt die dort sehr mangelhafte Polizei und Justiz bei der Verfolgung der Räuber und Mörder, welche fast ausschließlich Chilenen sind, nicht. Es dürfte kaum ein Kolonist zu finden sein, der nicht mehr oder weniger durch Diebstähle gelitten hat. Nur sehr wenige der Übelthäter verfallen der verdienten Strafe. Ehe nicht endlich durch energisches Einschreiten der Regierung für Sicherheit für Eigentum und Person im neuen Kolonialgebiete gesorgt ist, muß vor der Auswanderung nach dort dringend gewarnt werden. Es herrscht auch noch immer großer Mangel an Schulen und Ärzten. Dr. H. Polakowsky.

Brasilien.

Die Lage der Kolonisten in Rio Grande do Sul läßt seit längerer Zeit viel zu wünschen übrig. Infolge der starken Einwanderung von Italienern in den mittelbrasilischen Provinzen, welche seither die wichtigsten Konsumtionsgebiete für die Rio Grandenser Produkte bildeten, hat sich daselbst der Anbau der letzteren so sehr entwickelt, daß von einer lohnenden Ausfuhr nach dorthin nicht mehr die Rede sein kann, um so weniger, als die wichtigsten Stapelprodukte der Rio Grandenser Kolonien — der Mais und die schwarze Bohne — in Mittelbrasilien in weit besserer Qualität als in der genannten Südprovinz produzirt werden, was allerdings wohl in erster Linie auf die geringe Sorgfalt in der Behandlung jener Produkte seitens der Rio Grandenser Kolonisten und der dortigen portugiesischen Händler zurückzuführen ist.

Wie sehr der Export aus der Provinz Rio Grande do Sul abgenommen hat, ersieht man aus folgenden, von der Deutschen Zeitung in Porto Alegre veröffentlichten Daten: Es beliefen sich die Ausfuhrzölle der Provinz im ersten Semester 1887 auf Reis 141 : 156 $ 000, im ersten Semester 1888 dagegen nur auf Reis 88 : 707 $ 000, also um Reis 52 : 449 $ 000 weniger, als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Dabei herrscht dort ein großer Geldmangel, da infolge des künstlich hochgeschraubten Kurses der brasilianischen Valuta sehr bedeutende Kapitalien aus dem Lande gezogen worden sind, und der Handel muß nach wie vor unter dem von der Banda oriental her betriebenen Schmuggel leiden, ohne daß sich die kaiserliche Regierung zu energischen Maßregeln gegen denselben aufzuraffen vermöchte. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß die in Regierungskreisen und in weiten Schichten der einheimischen Bevölkerung herrschende nativistische Strömung den Interessen unserer Landsleute in jeder Weise entgegenarbeitet, wie das z. B. bei der Behandlung der Frage der Kultusfreiheit im brasilianischen Parlament so recht deutlich zu Tage getreten ist, so kann man nicht umhin, die Krisis, welche die deutschen Kolonien in Südbrasilien jetzt durchzumachen haben, als eine sehr schwere zu bezeichnen.

Hoffnungslos ist die Lage derselben trotzdem nicht, wenigstens braucht in dem schönen Lande niemand Hunger zu leiden, und die gemeinsame Not wird die strebsameren Kräfte zusammenführen, um Abhilfe zu schaffen. Es wird ihnen in erster Linie obliegen, die genannten Stapelprodukte mit mehr Sorgfalt als bisher zu behandeln, damit sie mit den gleichartigen Produkten anderer Provinzen konkurriren können, sodann aber auch solche Kulturen in größerem Maßstabe zu betreiben, deren Rentabilität nach den bisherigen Erfahrungen im Kleinen außer Zweifel gestellt ist, wie z. B. die Kultur von Reis, Tabak, Hopfen und Wein.

Läge der brasilianischen Regierung das Wohl der Kolonien am Herzen, so hätte sie schon lange den Anbau dieser und anderer Produkte durch Anlage von Versuchsstationen, Ausschreibung von Prämien für hervorragende landwirtschaftliche Leistungen und dergl. zu fördern versucht; da dies aber nicht der Fall ist, so wird die Privatinitiative um so energischer einzusetzen haben, um die genannten Aufgaben zu lösen, und die Zeichen, daß dies geschehen werde, sind ja auch bereits vorhanden, indem die Presse sich mehr und mehr mit den Angelegenheiten der notleidenden Landwirtschaft befaßt und unter den intelligenten Kolonisten das Bestreben sich kundgiebt, die Fesseln der Routine zu brechen und durch Gründung von Kulturvereinen neuen Ideen Eingang zu verschaffen und sich in der praktischen Durchführung derselben gegenseitig zu unterstützen.

Möglich ist es, daß die gegenwärtig im Norden des Reiches herrschende Dürre, welche große Zufuhren von Lebensmitteln aus dem Süden nötig macht, den Preis der Rio Grandenser Stapelprodukte wesentlich erhöhen wird, aber eine anhaltende Besserung in der Lage der dortigen Landwirtschaft wird nur durch eine Neugestaltung der Produktionsverhältnisse möglich sein.

Was wir hier über Rio Grande do Sul gesagt haben, kann übrigens auch in Bezug auf Sa. Catharina und Paraná gelten, denn auch dort ist die Klage über schlechten Absatz allgemein, und nur in den kaffeeerzeugenden Provinzen blickt man mitleidig auf die Deutschen in den Südprovinzen herab und brüstet sich damit, daß man nicht nötig habe, wie jene die Frage aufzuwerfen: Was sollen wir pflanzen? Der Kaffee, wenn auch im gegenwärtigen Jahre infolge schlechter Witterung mißraten, sei und bleibe das wichtigste Ausfuhrprodukt des Landes und seine Kultur gewähre dem Pflanzer die sichersten Aussichten auf pekuniäre Erfolge.

An und für sich ist gewiß nichts gegen diese Behauptung einzuwenden: auch gehören wir nicht zu denen, welche aus Bedenken gegen das Klima des mittelbrasilischen Hochlandes die Ansiedelung von Deutschen daselbst widerraten, nur werden wir uns so lange nicht für dieselbe begeistern können, als es dort an genügenden Einrichtungen fehlt, um unsere Landsleute, gleich denen in Südbrasilien, in geschlossenen Niederlassungen als Kleingrundbesitzer anzusiedeln. Sie als Lohnarbeiter hinüberzuschicken, um neben Italienern und freigewordenen Negern für brasilianische Großgrundbesitzer zu arbeiten und sich dabei den größten Willkürlichkeiten, denen das herrschende Lohngesetz Raum giebt, auszusetzen, wäre ein Verbrechen. Übrigens droht dem Lande, und in erster Linie den mittelbrasilischen Provinzen, eine neue Gefahr, nämlich die Einwanderung von Chinesen. Zwar ist von Seiten der Sociedade Central do Immigração energisch gegen dieselbe protestirt worden und auch der Ackerbauminister hat erklärt, daß er sie nicht begünstigen wolle, aber es hat sich bei den bezüglichen Beratungen im Senat doch deutlich genug gezeigt, daß das Projekt viele Anhänger in den maßgebenden Kreisen hat, und der Widerstand der Regierung dürfte wohl nicht schwer zu brechen sein.

Sollte diese Einwanderung wirklich zu stande kommen, so würde die europäische Auswanderung nach Brasilien überhaupt ganz aufhören und die Brasilianer mögen dann dieselben traurigen Erfahrungen mit den Mongolen machen, die in anderen Staaten der neuen Welt zu einer kategorischen Ausweisung derselben geführt haben.

Man wird ja übrigens bald sehen, ob es der brasilianischen Regierung darum zu thun ist, Lohnarbeiter oder wirkliche Bauern in das Land zu ziehen. Das Parlament hat nämlich dem Ackerbauminister zehntausend Kontos oder 20 000 000 Mark für Kolonisationszwecke zur Verfügung gestellt, und die Überweisung dieser ungeheuren Summe an die einzelnen Provinzen ist bereits erfolgt. Leider verlautet aber noch nichts von der Anlage neuer Ackerbaukolonien, was um so mehr auffallen muß, als die vorhandenen Staatskolonien nur noch eine beschränkte Anzahl von Einwanderern aufnehmen können. Bemerkenswert ist eine Verfügung des Ackerbauministers, nach welcher auf je 1000 fremde Kolonisten 50 arme brasilianische Familien auf den Staatskolonien angesiedelt werden sollen, was darauf schließen läßt, daß man willens ist, die Fremden möglichst schnell zu nationalisiren. Ein solcher Versuch ist nun freilich nicht neu, sondern wurde schon vor 20—30 Jahren auf den Provinzkolonien in Rio Grande do Sul gemacht, hatte dort jedoch nur das negative Ergebnis, daß sich entweder die Brasilianer nach kurzer Zeit wieder entfernten, oder bei kleinem germanisirt wurden. Da sie auf ihrem eigenen Grund und Boden nicht prosperirten, so zogen nämlich viele von ihnen es vor, bei den wohlhabenderen Deutschen im Tagelohn zu arbeiten, wobei sie deren Sprache notdürftig lernten und auch häufig deren Sitten annahmen. Der gegenwärtig beabsichtigte Versuch dürfte kaum ein anderes Resultat ergeben.

Wenn wir nun auch über die gegenwärtigen Kolonisationsverhältnisse Brasiliens nur wenig erfreuliches berichten konnten, so liegt es uns doch durchaus fern, dieselben als ganz hoffnungslos bezeichnen zu wollen, vielmehr sind wir der Ansicht, daß das schöne Land in dem wirtschaftlichen Übergangsstadium, in dem es sich seit der Aufhebung der Sklaverei befindet, zwar noch manche Mißgriffe machen, daß es aber endlich, durch die Erfahrung gewitzigt, zu einer gesunden Einwanderungspolitik ähnlich derjenigen gelangen wird, welcher die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Blüte verdanken. ⊙

Das Weißbuch über Ostafrika.

Dem Bundesrate und dem Reichstage sind weitere Mitteilungen über die Zustände in Ostafrika und die Beteiligung der europäischen Mächte an den Maßnahmen zur Unterdrückung des Sklavenhandels zugegangen. Es sind im ganzen fünfzehn Aktenstücke, welche gleich den früher schon veröffentlichten in zwei Teile zerfallen. Der erste Teil, den Stand der Dinge in Ostafrika betreffend, besteht aus Berichten des Kaiserlichen Generalkonsuls Michahelles in Sansibar vom 16., 19., 28. November und 2. und 3. Dezember, nebst dem Auszug aus einem Schreiben des Generalbevollmächtigten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar an die Direktion der Gesellschaft in Berlin; während der zweite Teil, aus neun Aktenstücken bestehend, über die Stellungnahme Portugals, Italiens, Frankreichs, Österreichs und der Niederlande zu der Sklavenfrage Auskunft giebt.

In dem Berichte des Generalkonsuls vom 16. November meldet derselbe, daß der Sultan von Sansibar auf Antrag des Generalkonsuls sich bereit erklärt hat, den Wali von Tanga, welcher an dem Angriffe der Einwohnerschaft von T. auf den Kreuzer „Möwe“ beteiligt gewesen, zu bestrafen und daß die Verhaftung des Wali in Sansibar erfolgt ist. Der Sultan machte Herrn Michahelles den Vorschlag, eine besonders tüchtige und energische Persönlichkeit als Walt nach Tanga zu senden, womit der Generalkonsul gern einverstanden war. Durch die Erkrankung des Sultans war der Vorschlag bis zum 16. November nicht ausgeführt.

In dem folgenden, vom 19. November datirten Berichte meldet der Generalkonsul, daß die Besserung der Verhältnisse in Dar-es-Salaam und Bagamoyo anhalte. Durch die Zerstörung von Windi sei der Aufstand in der Umgebung von Bagamoyo gebrochen; die ersten Nachrichten von der Blokade hätten die Bevölkerung bestürzt gemacht, sie leide unter allzu großer Furcht vor den Deutschen. Dem Generalkonsul habe der französische Bischof Monseigneur de Courmont, der wegen Vorbereitung einer Expedition nach dem Kilimandscharo in voriger Woche Bagamoyo besucht hat, erzählt, es hänge zur Zeit die Beruhigung der Stadt davon ab, daß die eine oder die andere Karawane, deren mehrere zum Abmarsch in das Innere fertig stehen, wagen würde, die Reise anzutreten; sobald deren Aufbruch in Usagara bekannt werde, sammeln sich die dort versprengten, auf dem Marsche nach der Küste begriffenen Karawanen zur Fortsetzung ihrer Reise und der regelmäßige Gang in dem Verkehr zwischen

Digitized by Google

Küste und Hinterland werde wieder hergestellt. Die Nachrichten aus dem Innern lauteten günstig, die Unruhen seien auf den schmalen Küstenstrich um Bagamoyo beschränkt geblieben.

In Pangani, so fährt der Generalkonsul fort, beginne die eigentliche Stadtbevölkerung der Unruhen müde zu werden, da sie durch die Stockung des Handels leidet, es beginne anscheinend ruhiger zu werden. Dagegen dauerten in den südlichen Hafenplätzen die Unruhen fort. In Sansibar seien einzelne Araber aus den kleineren Ortschaften eingetroffen und nach deren Ansicht würde die Ostafrikanische Gesellschaft in Kilwa, Lindi und Mikindani die Zollverwaltung wieder übernehmen können, wenn Indiern oder sonstigen Nichteuropäern der Dienst übertragen wird. Der Generalkonsul ist aber der Ansicht, es dürfte wohl richtiger sein, mit derartigen Versuchen noch einige Zeit zu warten, bis die dortige Bewegung bei dem Mangel an aller Organisation mehr in sich selbst zerfallen sein wird.

Der am 28. November datirte Bericht konstatirt, daß Dar-es-Salaam und Bagamoyo seit 15. August ohne Unterbrechung in der Verwaltung der Ostafrikanischen Gesellschaft geblieben seien und daß die Sultansflagge in beiden Städten wehe. Die kleineren Ortschaften zwischen diesen beiden Städten fügten sich willig in die neuen Verhältnisse, so daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft an dieser Küstenstrecke eine thatsächliche Autorität ausübe. Der Generalkonsul glaubt, daß es möglich wäre, mit den vorhandenen Mitteln (die Negersoldaten hatten sich bewährt) die Autorität der Gesellschaft südlich bis an den Rufidschi auszudehnen, sodaß dann ein Küstenstrich vom Rufidschi bis an den Kingani unter ihrer thatsächlichen Herrschaft stände; südlich vom Rufidschi hielten es die Landbewohner mit den Aufständischen.

Der nächste, unterm 2. Dezember erstattete Bericht des Generalkonsuls ist nach mehreren Richtungen von besonderem Interesse, und lassen wir ihn darum im Wortlaut folgen:

„Sansibar, den 2. Dezember 1888.

Eingegangen in Berlin am 24. Dezember 1888.

Der Führer des Aufstandes in Pangani, Buschiri ben Salem, hat seine Absicht, nach Süden zu ziehen, um die Insurrektion dort zu beleben, wirklich ausgeführt. Am 20. v. M. brach er mit etwa 800 schlecht bewaffneten Leuten auf; in dem Orte Kwaja, zwischen Pangani und Saadani gelegen, nahm er einem Indier ein Segelfahrzeug weg und belud es mit einer Kanone, mit Munition und Gepäckstücken. Am 23. soll er in Saadani eingetroffen sein. Nach Meinung hiesiger Araber ist er nicht stark genug, um über den Kingani vorzurücken und Bagamoyo anzugreifen; man traut ihm eher die Absicht zu, in Saadani zu bleiben und von dort auf der Karawanenstraße Plünderungszüge zu unternehmen.

Nachdem genauere Nachrichten über das Vordringen des Buschiri hierher gelangt waren, schickte der Herr Geschwaderchef S. M. Schiff „Sophie“ am 27. v. M. frühmorgens nach Bagamoyo hinüber und folgte nachmittags auf S. M. Schiff „Leipzig“. Am Morgen des 28. November schickte er S. M. Schiff „Carola“ nördlich nach Saadani, um möglichst die mit dem Geschütz versehene Dhau des Buschiri ausfindig zu machen und wegzunehmen. In der Höhe von Windi wurde auf S. M. Schiff „Carola“ anscheinend mittels einer Kanone gefeuert, und gerade als die „Carola“ das Feuer zu erwidern anfing, traf auch S. M. Schiff „Sophie“ mit dem Herrn Admiral an Bord ein. Bei der ersten Beschießung und darauf folgenden Zerstörung von Windi am 31. Oktober war der südlichste Teil verschont geblieben, und hier hatten sich die Aufständischen wieder gesammelt und alles auf einen Widerstand vorbereitet. Nach kurzem Bombardement sandte der Herr Geschwaderchef ein Landungskorps an das Ufer, und während die Insurgenten dem Geschützfeuer ruhig Stand gehalten hatten, ergriffen sie vor den mit blanker Waffe andringenden Matrosen schleunigst die Flucht.

Nach der Einnahme Windis kehrten die Schiffe nach Bagamoyo zurück, und S. M. Schiff „Leipzig“ traf am Abend des 28. wieder vor Sansibar ein. S. M. Schiff „Sophie“ hat von dem Geschwaderchef den Befehl erhalten, am 29. eine Rekognoszirung nach Saadani vorzunehmen. Bei Ausführung ihrer Aufgabe fand die „Sophie“ Saadani stark besetzt, der Strand war mit Bewaffneten, welche in geordneten Abteilungen aufgestellt waren, angefüllt, und es herrschte offenbar eine gewisse militärische Organisation. Der Kommandant von S. M. Schiff „Sophie“ schickte mehrere Böte aus, um die vor der Stadt ankernden Dhaus untersuchen zu lassen, und erst nachdem die Untersuchung beendet war und die Böte den Rückweg angetreten, wurde vom Ufer aus ein heftiges Feuer auf sie eröffnet, das aus den Revolvergeschützen der Böte erwidert wurde. Die „Sophie“ langte am Nachmittage des 29. wieder in Sansibar an.

In Bagamoyo war nach den letzten Nachrichten alles ruhig geblieben, drei der auf der Reise nach der Küste begriffenen Karawanen sind dort angekommen und haben ihre Waren verkauft. Auf dem Marsche haben die aus der Umgegend von Bagamoyo entflohenen Dorfschulzen die Karawanen aufzuhalten versucht, um einen Durchgangszoll zu erpressen; allein die Träger konnten sich, allerdings mit dem Verluste von drei Mann, durchschlagen und waren, in Bagamoyo angelangt, über den Erpressungsversuch so erbittert, daß sie beschlossen, auf dem Rückmarsch in das Innere einen Rachezug gegen jene Straßenräuber zu unternehmen. Der Bezirkschef hat ihnen eine Anzahl von Gewehren zur Verfügung gestellt. (gez.) Michahelles.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck.“

Auch die nachfolgenden beiden Berichte, der des Generalkonsuls vom 3. Dezember, welcher die Aussicht auf eine friedliche Verständigung mit der Bevölkerung von Pangani eröffnet, und der Bericht des Generalbevollmächtigten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar an die Direktion der Gesellschaft in Berlin, in welchem er die Ursachen der abwartenden Haltung der Generalvertretung in Sansibar darlegt, sind zur Beurteilung der Verhältnisse im deutschen Schutzgebiete von Ostafrika von besonderer Bedeutung, weshalb sie hier im Wortlaut folgen mögen. Herr Michahelles schreibt:

„Sansibar, den 3. Dezember 1888.

Eingegangen in Berlin am 24. Dezember 1888.

Euer Durchlaucht habe ich unter dem 19. v. M. zu berichten die Ehre gehabt, daß die Bevölkerung in Pangani der Unruhen müde zu werden anfängt. Die ersten Mitteilungen über den Wechsel in der Stimmung kamen mir durch den dortigen Wali Soliman ben Nasr zu, und wurden mir kürzlich von anderer Seite bestätigt mit dem Hinzufügen, ein geeigneter Unterhändler werde wohl eine Verständigung zwischen den Bewohnern und den Deutschen herbeiführen können. Ich ließ darauf nochmals den Wali kommen, und da er inzwischen vom Sultan den Befehl erhalten hatte, auf seinen Posten zurückzukehren, so besprach ich mit ihm die Chancen einer friedlichen Vereinbarung; Soliman ben Nasr erklärte seine Bereitwilligkeit, mit den einflußreichen Bewohnern Panganis Besprechungen einzuleiten, deren Wünsche klarzustellen und mir dann Mitteilung darüber zu machen. Als Richtschnur für sein Verhalten habe ich ihm angegeben, daß der Küstenvertrag die Grundlage für jede Verständigung bilden müsse und er von vornherein etwaigen unmöglichen Forderungen, wie z. B. Ausschluß aller Europäer aus Pangani oder dergleichen, entgegenwirken möchte.

Bleiben die Anträge der Panganileute in vernünftigen Grenzen, so würde ich empfehlen, ihnen gern, besonders in Personenfragen, entgegenzukommen, um auf friedlichem Wege ein Einvernehmen herzustellen.

(gez.) Michahelles.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck.“

Der Generalbevollmächtigte der Ostafrikanischen Gesellschaft, Herr Konsul Vohsen, äußert sich folgendermaßen:

„Sansibar, den 13. November 1888.

Verschiedene Unterredungen, welche ich mit Soliman ben Nasr, dem interimistischen Wali des Sultans in Pangani, der sich zur Zeit hier befindet, sowie mit Abdul Kader, einem einflußreichen Araber und Sklavenhändler von Lindi, und einem gewissen Abdurrhaman von Lindi hatte, lassen vermuten, daß der Wunsch nach Frieden bei den Aufständischen oder besser gesagt bei den Urhebern des Aufstandes, den Arabern, sich immer mehr bemerkbar macht und daß man gern zu einem Arrangement käme; doch müßte ihrer Ansicht nach eine Initiative hierzu von uns ergriffen werden.

Der Sultan erscheint ihren Berichten gemäß bereit, sich an unseren Bemühungen zu beteiligen. Man glaubt arabischerseits, annehmen zu dürfen, die Gesellschaft würde sich mit der Verwaltung der Zölle durch Indier an der Küste zufrieden geben, sich mit einer Oberaufsicht durch monatliche Inspektionen begnügen und die ganze Verwaltung in der Zollstation Sansibar zentralisiren. Würde die Gesellschaft auf einen derartigen Vorschlag eingehen und, wie der Sultan und meine Gewährsmänner meinen, vorläufigen Verzicht auf die übrigen durch den Vertrag ihr übertragenen Rechte leisten, so stände der Retablirung des Friedens nichts mehr im Wege und die Gesellschaft würde als Verwalterin der Zollgefälle von den Bewohnern der Küste anerkannt werden. Ich halte es für meine Pflicht, diese Ansichten der Gesellschaft zur Kenntnis zu bringen, da sie von neuem zeigen, wie sehr die Araber sich bewußt sind, den ganzen Aufstand in Händen zu haben, und wie es einzig von ihnen abhängt, denselben beizulegen. Sie wollen freie Hand behalten für ihren Sklavenhandel und die Ausbeutung der Schwarzen, wollen den Handel in ihren und der Indier Händen monopolisirt erhalten, und sobald diese Desiderate erreicht sind, tritt das freundschaftliche Verhältnis zur deutschen Gesellschaft wieder ein, und erzeigt sich all' der sogenannte religiöse Fanatismus als das, was er von Anfang an war, eine Finte, um die wahren Ursachen des Aufstandes zu verdecken, als ein Vorwand, die Negervölker zum Aufstand gegen die Gesellschaft zu veranlassen.

Unter allen Umständen ist es nötig, daß, ehe irgend etwas von der Generalvertretung unternommen wird, um eine Einigung mit dem Sultan und der Küstenbevölkerung zu erzielen, sie genau von den Ansichten und Wünschen der Direktion in Berlin unterrichtet wird, daß ein klares Programm vorliegt: dann, nur dann ist es möglich, in Verhandlungen sich einzulassen, wenn zielbewußt gearbeitet werden kann. Vorschläge zu machen oder auf Vorschläge des Sultans oder der Aufständischen vor dem Eintreffen definitiver Nachrichten über die Auffassung der Situation und Prüfung meiner Anträge in Berlin einzugehen, wäre verfrüht, und würden künftige Verhandlungen notwendigerweise durch solche verfrühte Abmachungen ungünstig beeinflußt werden.

So ist für die Generalvertretung die vorläufige Beibehaltung des status quo geboten, und muß sich ihre Thätigkeit auf die Zollverwaltung und die Administration der beiden Plätze Dar-es-Salaam und Bagamoyo auf Grundlage des Vertrages bis auf weiteres beschränken. Aufständische Chefs und einflußreiche Persönlichkeiten zur Erlangung zweifelhafter Vorteile für ihre eventuelle Unterstützung durch Bestechung zu gewinnen oder mißliebige Personen aus dem Wege räumen zu lassen, kann und wird ihre Politik nicht sein, zumal nicht bei ihrer, der Generalvertretung, Auffassung von der Verantwortlichkeit des Sultans für die Vorfälle, seine Teilnahme am Aufstande selbst, sowie bei dessen Abneigung, seinen Vertragsverpflichtungen nachzukommen. Ferner ist es, ohne eine klare Einsicht in die Politik zu haben, welche das Reich durch den Generalkonsul hier verfolgen läßt, für die Gesellschaftsvertretung überhaupt unmöglich, irgend etwas vorzunehmen. Sie müßte sich dazu verstehen, sich dem Generalkonsul ohne irgend welche Garantien des Reichs als blindes willfähriges Werkzeug in die Hände zu liefern und mit sich geschehen zu lassen, was seinem Sinne ansteht. Sie müßte es zugeben, sich eventuell einfach bei Seite geschoben zu sehen, falls er sich verspekulirt oder es der Regierung nicht mehr behagt. Das kann sie nicht. Sie kann nur dann ihre Thätigkeit wieder aufnehmen, nachdem eine Einigung zwischen der Regierung und der Gesellschaft über die Weiterentwickelung der deutschen Kolonialpolitik, deren Trägerin sie bis heute war, erzielt und ein festes und klares Programm niedergelegt ist.

Hochachtungsvollst

Der Generalbevollmächtigte

gez. Ernst Vohsen.

An die Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Berlin.“

Digitized by Google

Das nächste Aktenstück, vom 27. November datirt, betrifft die Verhandlungen mit Portugal wegen dessen Beteiligung an der Blokade. Ein Erlaß des Reichskanzlers an den deutschen Gesandten in Lissabon spricht der portugiesischen Regierung den Dank der deutschen Regierung für die Bereitwilligkeit aus, mit der jene dem Antrage, sich an den Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Wiederherstellung der Ordnung in Ostafrika zu beteiligen, entsprochen hatte, und enthält den Wunsch, daß die Maßregeln Portugals sofort in Kraft gesetzt würden, um weitere Zufuhren von Kriegsmaterial an die arabische Bevölkerung zu verhindern. Unterm 21. Dezember teilte sodann der hiesige Gesandte Portugals die Verordnung seiner Regierung, betreffend die Erklärung des Blokadezustandes über den nördlichen Teil des portugiesischen Gebiets an der Ostküste Afrikas hier mit. Am 7. Dezember teilte der italienische Botschafter in Berlin mit, daß Italien sich an der Blokade beteilige.

Mit dem Weißbuch wurde den Herren Abgeordneten folgende Eingabe des Direktionsrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an den Reichstag übergeben.

„Während die Ereignisse in Ostafrika das allgemeine Interesse und auch einen hohen Reichstag beschäftigen, ist das Schicksal der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft naturgemäß Gegenstand der Erörterungen geworden. Es ist Pflicht und Recht, ein kurzes Wort darüber auszusprechen, wie die Gesellschaft ihre Lage und ihre Ziele auffaßt.

Dr. Karl Peters und seine Gefährten hatten im Auftrage der Gesellschaft für Kolonisation mit schnellem und kühnem Entschlusse in Ostafrika auf ein großes Gebiet die Hand gelegt. Der kaiserliche Schutzbrief wurde unter dem 27. Februar 1885 verliehen, und man hatte eine Kommanditgesellschaft unter der Bezeichnung Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen gebildet, welche sich mit der Festsetzung im Schutzgebiete, Anlegung von Stationen in der deutschen Interessensphäre beschäftigte. Diese Gesellschaft konnte aber in der begonnenen Weise nicht fortgeführt werden und die von ihr geleistete Arbeit, sowie das bis dahin Erreichte hätte verloren gegeben werden müssen, wenn sich nicht Männer gefunden hätten, die sich in den Dienst der patriotischen Aufgabe stellten, indem sie Geld und Arbeit dem Kolonialwerke widmeten. Sie sahen sich in finanzieller Beziehung durch Zeichnung eines bedeutenden Betrages von allerhöchster Stelle unterstützt, sie wußten sich mit der Reichsregierung einig, welche in den Direktionsrat der aus dem bisherigen Unternehmen neu erstehenden Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft drei Mitglieder entsandte.

Das Gesamtkapital beläuft sich auf 3 727 600 Mk., wovon 150 000 Mk. Anteile.

Der Zweck der neuen Gesellschaft ist nach § 1 der Statuten: 1. In den Gebieten von Ostafrika, über welche Se. Majestät der deutsche Kaiser die Oberhoheit nach Inhalt des kaiserlichen Schutzbriefes vom 27. Februar 1885 übernommen hat oder durch künftige Schutzbriefe an die Gesellschaft übernehmen wird, die ihr unter der Oberhoheit Sr. Majestät des Kaisers übertragenen Rechte, die Landeshoheit auszuüben und die dazu erforderlichen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten; 2. im deutsch-nationalen Interesse die Zivilisirung des Schutzgebietes zu unternehmen, daselbst die Ansiedlung, den Bodenbau, insbesondere Handel und Verkehr, anzubahnen und zu fördern; 3. auf afrikanischem Boden Ländereien zu erwerben, zu bewirtschaften, zu verwerten und die sonst von ihr erworbenen Rechte auszuüben, sowie Handel und Gewerbe selbst zu betreiben oder betreiben zu lassen. Am 27. März 1887 wurden der Gesellschaft von Sr. Majestät dem Könige von Preußen Korporationsrechte verliehen. Im darauf folgenden April reiste Herr Dr. Karl Peters als Generalbevollmächtigter der Gesellschaft nach Sansibar mit der Aufgabe, die bestehenden Stationen auszubilden, Plantagen anzulegen und die anzuknüpfenden Handelsbeziehungen zu studiren. — Während seiner Anwesenheit in Sansibar ging Herr Dr. Peters auf den Plan ein, von Sr. Hoheit dem Sultan Said Bargasch den der deutschen Interessensphäre vorgelagerten, dem Sultan gehörigen Küstenstreifen durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Pacht zu nehmen. Nach anfänglich günstigem Verlaufe gestalteten sich die Verhandlungen zu höchst schwierigen, zumal bei der großen Entfernung vom Sitze des Direktionsrates in Berlin, welcher einige Abänderungen an dem zwischen Herrn Dr. Peters und dem Sultan vereinbarten Vertrage für durchaus notwendig erachtete. Da sich überdem Zweifel an der Zweckmäßigkeit von Plantagen bei den entfernt im Innern gelegenen Stationen geltend machten, so rief der Direktionsrat Herrn Dr. Peters zurück, um mit ihm hierüber, sowie über den Küstenvertrag und dessen Durchführung in Beratung zu treten. In Abwesenheit des Herrn Dr. Peters von Sansibar führte auf Antrag der Gesellschaft bei der hohen Reichsregierung der deutsche Generalkonsul die Verhandlungen über die an dem Zoll- und Küstenvertrage vorzunehmenden Veränderungen mit dem Sultan fort, doch verzögerte sich der Abschluß unerwartet lange; der Sultan Said Bargasch starb und erst sein Nachfolger Seyid Kalifa ben Said unterzeichnete bald nach seiner Thronbesteigung am 28. April 1888 den in dem Weißbuche bekannt gegebenen Vertrag.

Sofort entsandte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Herrn Bohsen als Generalbevollmächtigten nach Sansibar, da seine kaufmännischen Erfahrungen an der Westküste Afrikas und sein früherer mit Erfolg gekrönter Verkehr mit der eingebornen Bevölkerung ihn besonders geeignet erscheinen ließen, den Zollvertrag durchzuführen und an der Küste Handelsniederlassungen einzurichten. Seine Instruktion wies ihm diesen Weg und beauftragte ihn, diejenigen Stationen der Gesellschaft im Innern aufzuheben, welche sich als zu kostspielig und handelspolitisch als entbehrlich erweisen sollten. Zur besonderen Pflicht wurde es dem Generalbevollmächtigten gemacht, bei der ernsten politischen Bedeutung des Küstenvertrages sich an die Weisungen und Ratschläge des deutschen Generalkonsuls zu halten. So blieb die Überwachung des Unternehmens in politischer Beziehung in des letzteren Händen, und ist kein Schritt, was hervorgehoben werden muß, gegen seinen Willen geschehen. Die Formalitäten bei der Einsetzung der Gesellschaft an der Küste (so unter andern die Flaggenhissung) sind durch den Generalkonsul mit dem Sultan vereinbart worden.

Nicht diese äußern Formen der Installirung waren aber der wahre Grund des bald darauf ausbrechenden Aufstandes, es war vielmehr die Reaktion der arabischen Sklavenhändler gegen die christliche Kultur, als deren Träger die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auftrat, und die Ohnmacht des Sultans von Sansibar auf dem Festlande gegenüber dieser Bewegung, nachdem sie einmal in großem Umfange entfesselt war. Die Ereignisse haben es der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gegenwärtig unmöglich gemacht, ihre kulturellen Aufgaben zu erfüllen und die wirtschaftlichen Vorteile aus dem Küsten- und Zollvertrage zu ziehen. Der Aufstand hat ihre Pflanzungen und Stationen zerstört, deren Stand schon jetzt zum Teil zu guten Hoffnungen berechtigte; er hat sie unfähig gemacht, die im Gesellschaftsgebiete angesessenen Missionsstationen und Privatansiedlungen zu schützen.

Die direkten pekuniären Verluste, welche die Gesellschaft durch den Aufstand erlitten hat, lassen sich annähernd, wie folgt, bezeichnen:

A. Zollverwaltung.

Neubegründete Zollstationen	ca. Rp.	26 000,—
Übernahme bestehender Stationen	„ „	77 000,—
Unkosten auf letzteren	„ „	37 000,—
Schiffscharter ꝛc.	„ „	15 000,—
	ca. Rp.	155 000,—
ab: Rückvergütung des Sultans für 2½ Monate	„ „	35 500,—
	ca. Rp.	119 500,—
	= ca. Mk.	173 000,—
Gehälter, Schadenersatz an Beamte und Hinterbliebene	„	120 000,—
Auslagen für Besatzungen und Beamte, die an den Kämpfen teilnahmen	„	25 000,—
Verluste auf zwecks Zollverwaltung angeschaffte Bestände für den Fall der Auflösung	„	108 000,—
	Mk.	426 000,—

B. Allgemeiner Betrieb.

Totalverlust der Plantagenstationen Madimola, Usungula, Dunda, Kikogwe	„	160 000,—
Gehalts- und Abfindungsverpflichtungen	„	64 000,—
	Sa. Mk.	650 000,—

Die indirekten Verluste an Aufwendungen, welche gemacht wurden, um festen Fuß im Innern zu fassen, Stationen anzulegen (Aruscha, Moschi, Mpapwa), Expeditionen u. a. m. berechnen sich auf noch weit höhere Summen.

Wenn unter diesen Verhältnissen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, statt ihren Generalvertreter abzuberufen und ihre noch disponiblen Mittel zu verteilen, beschlossen hat, ihre Position in den noch gehaltenen Küstenplätzen Dar-es-Salaam und Bagamoyo nach Kräften zu behaupten, so geschieht es, weil sie glaubt, nach wie vor eine patriotische Pflicht zu erfüllen und für diese in der Bresche zu stehen. Sie giebt die Hoffnung nicht auf, daß sie als wirksames Glied bei der Unterdrückung des Sklavenhandels mitarbeiten kann, daß Deutsch-Ostafrika lohnende Gebiete für den deutschen Fleiß biete, und daß mutige Arbeit und manches teure Leben nicht umsonst geopfert sein wird.

Aus eigener Macht ist die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht im Stande, in dem empörten Lande diese ihre Aufgaben zu erfüllen, doch glaubt sie, eine hohe Reichsregierung und ein hoher Reichstag werden ihren Beistand zu der mit Bekämpfung des Sklavenhandels Hand in Hand gehenden Wiederherstellung der Ordnung im Küstengebiete, dieser Vorbedingung für künftige Entfaltung fruchtbringender Thätigkeit, nicht versagen, — ebenso wenig zur Geltendmachung gerechter Entschädigungsansprüche und überhaupt zur Lösung derjenigen Fragen, welche der Mitwirkung oder Entscheidung der hohen Reichsregierung bedürfen.

Sollte die Gesellschaft sich hierin getäuscht haben, dann allerdings ist ihre Aufgabe beendet.

Der Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.
K. v. d. Heydt, Vorsitzender.
Hugo Oppenheim, Eugen Langen, stellvertretende Vorsitzende."

Zugleich gelangte auch ein kleines Schriftchen des Herrn Dr. C. Peters („Die Deutsch-Ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirtschaftlichen Eigenart", Berlin, bei Walther u. Apolant) zur Verteilung, welches eine Entwickelungsgeschichte der Ostafrikanischen Kolonie und eine Begründung der Aussichten auf Handel und Plantagenbetrieb in kurzer, objektiver Weise giebt.

Aus dem Reichstage.

In der Sitzung des Reichstags vom 15. Januar, welcher der Reichskanzler Fürst Bismarck beiwohnte, entspann sich bei dem Etat des Auswärtigen Amtes eine sehr lebhafte Debatte über die deutsche Kolonialpolitik im allgemeinen und einige koloniale Unternehmungen im besonderen. Bei der Kürze der uns bis zur Drucklegung des Blattes zur Verfügung stehenden Zeit können wir jetzt nicht genauer auf die einzelnen Punkte der Debatte eingehen, sondern behalten uns vor, in späteren Artikeln noch besonders wichtige Momente aus derselben hervorzuheben und zu beleuchten.

Nachdem der Herr Abgeordnete Richter aus Anlaß der Etatforderung für das Konsulat in Sansibar die Ostafrikanische Gesellschaft auf das heftigste angegriffen hatte, beschränkte sich der Herr Reichskanzler, der die Diskussion über Ostafrika bis zum Erscheinen der

Digitized by Google

[redacted]ige verschoben sehen wollte, darauf, die Debatte auf ihren Ausgangspunkt zurückzuführen und kurz seine Gründe für die Notwendigkeit der Errichtung eines Konsulats in Sansibar anzugeben, worauf der Etatstitel angenommen wurde. Bei der Position Kamerun nahm der Abgeordnete Herr Woermann das Wort, um die Übergriffe der Royal-Niger-Company und die dadurch hervorgerufene Schädigung des deutschen Handels zu beleuchten und das Auswärtige Amt aufzufordern, eine Ausdehnung der Privilegien der Company zu verhindern zu suchen. Fürst Bismarck erwiderte, daß es uns an der vertragsmäßigen Berechtigung fehle, ein bestimmtes Verlangen an die englische Regierung zu stellen, da man dadurch eine gewisse Gegenseitigkeit provoziren würde, die auch unsere unabhängige Bewegung in unseren eignen Kolonien beeinträchtigen könne. Das Auswärtige Amt habe schon mehrere Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf das mit den sonstigen liberalen Grundsätzen der englischen Handelspolitik schwer zu vereinbarende Vorgehen der dortigen Niger-Company zu lenken, und er werde Gelegenheit nehmen, sie zu erneuern. Der Herr Staatssekretär Graf Bismarck stellte eine befriedigende Erledigung der Sache in Aussicht, wenn erst die amtlichen Berichte der deutschen und englischen Beamten vorlägen. Herr Richter ließ sich dann die Gelegenheit nicht entgehen, gegen die Branntweineinfuhr in Afrika zu donnern, gegen den Abgeordneten Woermann zu polemisiren und, was ganz überraschend war, gegen die Sklaverei in Westafrika zu Felde zu ziehen. Er schloß damit, daß sich unter allen Verordnungen die bisher für diese Gebiete erlassen worden seien, keine einzige befinde, die nur irgendwie einschränkend, mildernd in Bezug auf die Sklavenfrage sei.

Fürst Bismarck betonte, daß man nicht per Ukas das bestehende Verhältnis plötzlich lösen könne. Damit würden wir alle die Hunderte von Millionen, die noch in der Sklaverei leben und beiderseits an ihr festhalten, weil der Sklave verhungert, wenn er aufhört, es zu sein, von Hause aus gegen uns in derselben Weise aufbringen, wie das heute mit den arabischen Sklavenhändlern an der Ostküste der Fall ist. Nachdem Herr v. Kardorff die Notwendigkeit einer deutschen Kolonialpolitik hervorgehoben und Herr Woermann die Angaben des Herrn Richter mit Bezug auf den Branntweinhandel und die Sklaverei, welche in Kamerun nur nominell existire, berichtigt hatte, ergriff Fürst Bismarck wieder das Wort, um sich über die Sklavereifrage auszulassen:

... Nur über die Sklavereifrage und die letzte Äußerung, die der Herr Abgeordnete Richter darüber that, bemerke ich noch, daß wir es nicht für richtig halten, wie er es für richtig erklärt, diese Frage bei der Freilassung der außerhalb unserer Gebiete in Sklaverei Lebenden anzufangen; wir halten es für richtig, dabei anzufangen, daß wir nach Möglichkeit verhindern, daß noch mehr freie Leute in den Stand der Sklaverei gebracht werden, als bisher (sehr richtig!), daß der Stand der Freien sich nicht vermindere, der Stand der Sklaven sich nicht vermehre. Das Ganze ist eine Frage, die nicht in einem Jahr, auch nicht in einem Jahrzehnt erledigt werden kann, und mit der unsere Nachfolger sich noch beschäftigen werden. Ich erinnere Sie, daß die Frage des eigentlichen Negerhandels im englischen Parlament — wenn ich nicht irre, von den Quäkern — schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Sprache gebracht worden ist, daß Wilberforce und andere forces, jetzt gerade vor einem Jahrhundert, zuerst die amtlichen Anträge darüber im englischen Parlament gestellt haben. Seitdem sind also hundert Jahre emsiger, wenigstens von englischer Seite recht emsiger und aufrichtiger Arbeit notwendig gewesen, um diese Frage, eigentlich doch nur um ein Mäßiges, vorwärts zu schieben. In Amerika hat die Sklaverei nominell aufgehört, zuletzt auch in Brasilien, in Brasilien aber doch erst im vorigen Jahre, und so kann ja auch der Moment in Zukunft gedacht werden, wo sie in Afrika verschwunden sein wird, wenn dort erst Ruhe und Frieden auch im Innern eingetreten sein werden. Aber wollte man dies vom Dienstag auf den Donnerstag herbeiführen oder gar schon als fertig vorhanden ansehen, dann würde man in denselben Fehler verfallen, in den einige unserer Träger der kolonisatorischen Bestrebungen verfallen sind, indem sie die Stellung von Distriktskommissarien an der Küste wilder Völkerschaften so angesehen haben, als wenn es sich dabei um etwas Ähnliches handelte, wie bei der Entsendung eines Landrats nach Brandenburg oder Teltow, als ob der Kommissar dort alles vorfinden würde, was erforderlich wäre, um ihm Gehorsam zu verschaffen. Das nenne ich eben die Woche mit dem Sonnabend anfangen, oder das Ziel und das Ergebnis, das durch mühsame und langjährige Arbeit zu erreichen ist, vorwegnehmen wollen. So ist die Sache nicht; unsere ganzen kolonialen Unternehmungen sind nicht auf einen Nutzen in 3 bis 4 Jahren berechnet, die seit dem ersten Anfang verflossen sind, sondern Sie können sie allenfalls vergleichen mit der Mutung eines Bergwerks, das man nicht sofort in vollen Angriff nehmen kann, für welches man aber doch dem Erben sichere Grenzen, die von anderen Mächten nicht mehr übertreten werden, übermacht; oder ein Beispiel, das uns näher liegt, — wie wenn Jemand in Lichterfelde oder dort, wo die Baulust sich hinbegiebt, vor 30 Jahren sich ein Grundstück erworben hat und den Besitztitel liegen läßt, bis die Zeit kommt, wo er das Grundstück bebaut oder vorteilhaft verwertet.

Der Abgeordnete Stöcker, welcher die Schnapseinfuhr in Afrika verdammte, stellte sich in Bezug auf die Sklavenfrage in Kamerun auf den Standpunkt des Herrn Woermann.

Bei der außerordentlichen Ausgabe für Südwestafrika, 102 000 M. (bisher 51 000 M.), erhielt das Wort Herr Bamberger, welcher die südwestafrikanische Kolonie herunterriß, in einer so wegwerfenden und regierungsfeindlichen Weise, daß Fürst Bismarck ihm entgegnete:

Wer patriotischen Sinnes ist, der nimmt nicht gerade öffentlich gegen die Regierung seines Landes Partei in einer Frage, über die sie im Augenblick in entscheidenden Unterhandlungen mit der mitbeteiligten ausländischen Regierung steht. (Lebhaftes Bravo rechts.) Und der Herr Vorredner hat uns in den Verhandlungen, in denen wir augenblicklich mit England über Südwestafrika stehen, auf das erheblichste geschädigt, und wenn sie mißlingen, mache ich ihn dafür verantwortlich. (Bravo! rechts.)

Der Herr Vorredner ist der Meinung gewesen, daß erst bei der ersten Übernahme zur Zeit des Holländers, dessen Namen ich vergessen und den er eben nannte, der erste Muter dieser Konzession (Zurufe), — Lüderitz, — daß es da in dem ersten Programm unserer Kolonialpolitik gelegen hätte, auf die Sache einzugehen und die Bemühungen dieses thätigen Reichsangehörigen — er war kein Holländer von Geburt; er sprach aber vorwiegend holländisch — zu schützen und zu decken. Nun gut, wie haben sich denn seitdem die Dinge gestaltet? Ich will nicht, wie Herr Woermann vorher dem Herrn Abg. Richter, so jetzt dem Abg. Bamberger Unbekanntschaft mit den Dingen, über die er gesprochen hat, vorwerfen und Unwissenheit in den Dingen, die er hier öffentlich verhandelt. Ich bin auch gar nicht im stande, ihm vollständig, ohne die Interessen der Beteiligten zu schädigen, klar zu legen, wie die Sache liegt. Ich kann ihn darauf hinweisen, daß gerade diese Kolonie und ihre Hoffnungen sich in den letzten Jahren günstig und für die Zukunft versprechend entwickelt haben, und daß wir, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, diesen englischen Einbruch und die englische Rivalität gar nicht zu befürchten gehabt hätten. (Hört! hört! rechts.)

Um Nichts, um eine Sandbüchse, wie das geschildert ist, laufen die Engländer nicht hunderte von Meilen über Land mit Waffen und Pferden, um Verabredungen anzufechten, die wir mit der englischen Regierung früher getroffen haben; daß da etwas dahinter steckt, was des Schutzes des Reiches für unsere Interessen wert ist, das hätte der Herr Abgeordnete schon aus der Expedition von Lewis, die ihm bekannt zu sein scheint, entnehmen können. Er scheint aber anzunehmen, daß die Engländer und Abenteurers, wie dieser Lewis, dumm genug sind, um dieser Sandbüchse nachzulaufen, vor deren Besitz er das Deutsche Reich warnt und davon abzuschrecken sucht. Das ist ein Mangel an Kombinationsgabe und Überlegung, wie ich solchen bei dem Herrn Vorredner bis jetzt nicht gewohnt bin. (Bravo! Heiterkeit.) Um nichts reiten die Leute nicht viele Meilen über Land mit Gewehren und suchen da in Widerspruch mit internationalen Abmachungen alte angebliche Konzessionen wieder heraus, um sie den Deutschen wieder streitig zu machen.

Der Herr Abgeordnete hat gesagt: mit der Gewalt und mit der Exekution des Gesetzes ist dort nichts zu machen. Das mag ja allerdings richtig sein, obschon ich das noch nicht so unbedingt zugeben möchte. Wenn sich die Aussichten bestätigen, welche diese und andere Gesellschaften dort haben, so weiß ich nicht, warum sie nicht die 17 bewaffneten Leute von Lewis mit 170 bewaffneten Eingebornen, die sie dort mieten und organisiren, und mit dem Bündnis derjenigen Stämme, die dem wandelbaren Kamaherero nicht ganz wohlwollend gesonnen sind, wieder hinauswerfen sollten. Das kommt ja in den Kolonien oft vor. — Ich werde unwillkürlich trotz meiner wiederholten Weigerung genötigt, auf diese Kolonialdebatte, in der wir heute nicht stehen (Heiterkeit rechts), einzugehen, weil ich Unwahrheiten und Irrtümern, wie sie in der Rede des Herrn Vorredners zu finden sind, nicht 3 bis 4 Wochen Vorsprung oder auch nur 14 Tage in der Diskussion, in der öffentlichen Meinung lassen will. Glaubt denn der Herr Abgeordnete, daß wir im Auswärtigen Amt so einfältig und so verschwenderisch sind, daß, wenn wir uns überzeugt hätten, es sei wirklich nichts anderes als die Sandbüchse da, daß wir dann dem Reichstage zumuten sollten, in dieser Wüste noch einen Beamten festzunageln und dort noch — ich weiß nicht gleich, wie groß die Summe ist — aber auch nur 10 Mk. weiter hinauszuwerfen. Das ist doch eine Geringschätzung unserer Einsicht und unserer Ehrlichkeit, die wir in der That nicht verdienen in der mühseligen Arbeit, die wir uns in diesen Kolonialfragen machen. (Sehr richtig! rechts.) Was hat denn das Auswärtige Amt, was haben wir denn davon, ob dort Kolonien sind oder nicht? 5000 Nummern alle Jahre mehr, die mir allein auf den Leib geschrieben werden, die ich allein zu erledigen habe! Etwas anderes habe ich nicht von der Sache, und dann redet man hier in der Voraussetzung, als hätten wir in Leichtfertigkeit und ich weiß nicht aus welchen Gründen gehandelt. Der Herr Abg. Richter hat den Schnaps berührt. Ich habe mich gefreut, daß er jetzt mit einem Male teuren Schnaps für eine Wohlthat für die Bevölkerung hält — allerdings nur für die Neger; warum will er denn diese Wohlthat nicht auf seine eigenen Landsleute anwenden? — auf den Schnaps des armen Mannes: „den kann er nicht billig genug bekommen“. (Heiterkeit rechts.) Und auch die Unmäßigkeit in Bier, wie sie in unserer nächsten Umgebung nicht selten ist, verdient die gleiche Aufmerksamkeit, wie die der Neger in Kamerun.

Ich begreife nicht, wie man seine Wohlthaten so weit nach Afrika verschleppen kann, wenn man hier unmittelbar vor dem Halleschen Thor die beste Anwendung davon machen könnte. (Heiterkeit. Bravo! rechts.)

In Bezug auf die Kamahererofrage möchte ich nur mitteilen, daß wir mit England früher durch einen Notenaustausch eine Abmachung getroffen haben, nach welcher England den 20. Längengrad als die Grenze seiner Kapbesitzungen ansah; will extend to the 20th meridian of East longitude and will be bounded on the North by the 22nd parallel of South Latitude. Ähnliche Noten haben wir geschrieben. Wir haben also die Hoffnung, bei dem uns befreundeten England Beistand gegen die Invasion dieses räuberischen Einfalles von Lewis zu finden. Das wird langsam wirken; ehe man in London den Einfluß geltend machen kann, ehe von dort auf die Kapregierung und von der Kapregierung auf Lewis eingewirkt wird, aber mit

Digitized by Google

dem Telephon lassen sich diese Dinge überhaupt nicht abmachen in den entlegenen Kolonien. Das wird Zeit gebrauchen; wir sind jedoch des festen Vertrauens, daß die englische Regierung das Unternehmen von Lewis nicht billigen und unterstützen werde. Er mag in der Zwischenzeit, die wir nicht abkürzen können, dort wohnen und siedeln, wie er will, es bleibt nominell und rechtlich deutsches Gebiet, auf das wir demnächst doch die Rechte haben werden. Die Sache entscheidet sich aber nicht an Ort und Stelle, weil die Gesellschaft nicht im stande ist, sie zur Entscheidung zu bringen, sondern sie wird in freundschaftlichen Verhandlungen zur Entscheidung gebracht werden müssen. Wenn aber hier von hervorragenden Abgeordneten im Deutschen Reichstage unsere ganze Existenz dort als wertlos, die Verträge als sehr zweifelhaft geschildert werden, die überhaupt abgeschlossen sind, mit welcher Wirkung soll ich denn den englischen Unterhändlern gegenübertreten? (Sehr richtig! Sehr wahr! rechts.) Die Engländer halten das Land nicht für wertlos, aber sie werden das Zeugnis des Herrn Abgeordneten Bamberger anführen, daß davon gar nichts zu halten ist, und daß selbst dieser deutsche Patriot (Heiterkeit rechts) schon zur Sprache gebracht hat, daß der Besitz sehr zweifelhafter Natur sei und auf sehr anfechtbaren Verträgen ruhe. Meine Herren, wenn Sie dem Vaterlande durch Ihre Reden im Reichstage keine wirksamere Unterstützung gewähren, als diejenige, welche ich für die schwebenden Unterhandlungen aus den Äußerungen des Herrn Abgeordneten Bamberger schöpfen kann, dann würde ich Ihnen wirklich sehr dankbar sein, wenn Sie sich in solchen Fragen vorher mit mir besprächen; ich würde vielleicht Ihnen ein Rendezvous geben auf spätere Zeit, wenn unsere Verhandlungen mit England zu Ende sind, oder abgeschlossen sind, vielleicht würden Sie dann äußerlich mir zugeben, daß die Landesinteressen augenblicklich Schweigen erfordern, und Sie würden das, was Sie an Feindschaft gegen die Regierung anzubringen haben, vielleicht auf anderem Gebiet als auf parlamentarischem anbringen; das traue ich Ihnen zu. (Bravo! rechts.)

Nach einer Replik des Herrn Bamberger kam Fürst Bismarck wieder darauf zurück, daß der Abgeordnete Bamberger in dem Augenblick, wo wir mit dem Auslande verhandeln, den Rechtstitel, auf den wir uns berufen, als zweifelhaft und dürftig dargestellt habe. Er las einige Stellen aus dem letzten Geschäftsbericht der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika vor, in welchem die unternommenen Arbeiten der Gesellschaft geschildert werden, um damit zu schließen, daß die Hoffnungen der Gesellschaft vollständig abgeschnitten würden, wenn die Rechtsansprüche, die die Reichsregierung in London geltend machen will, als hinfällig und zweifelhaft und unbedeutend dargestellt werden. Herr v. Kardorff warf Herrn Bamberger vor, daß er die Samoavorlage zu Fall gebracht habe und daß er das dort vergossene Blut auf sein Konto schreiben könne, worauf Herr Bamberger seine Freude über den damals errungenen Erfolg aussprach. Fürst Bismarck kam wieder auf die Stellungnahme Bambergers zu Südwestafrika zu sprechen und schloß mit folgenden ermutigenden und beherzigenswerten Worten:

Der Herr Abgeordnete hat außerdem in Aussicht gestellt, daß unsere ganzen kolonialen Unternehmungen überhaupt so gut wie mißlungen wären, daß wir das Fiasko gemacht hätten, das er vorausgesagt hätte. Ja, meine Herren, so leicht eingeschüchtert ist, Gott sei Dank, der deutsche Nationalcharakter im ganzen nicht, daß er durch einzelne Mißgriffe, Irrungen, Opfer in den einmal begonnenen Kolonialbestrebungen sich abschrecken läßt. Aber es ist doch nicht nützlich, den Engländern einzureden, daß wir so leicht abzuschrecken wären, und daß wir nun ermüdet und abgeschreckt wären durch das, was wir seit vier Jahren überhaupt unternommen haben. Ich halte es nicht für nützlich, das in der Öffentlichkeit und namentlich England gegenüber zu behaupten.

Denken Sie doch an die Geschichte der holländischen Kolonien! Wie groß sind die gewesen! Welche ups and downs haben die gehabt! Sie haben Ostindien gehabt, sie haben Brasilien gehabt und haben es verloren; sie haben auch heute noch eine Kolonialmacht, die viel schwerer wiegt an Einwohnerzahl und an Ausdehnung, als das ganze Königreich der Niederlande. Da sehen Sie, daß germanische Zähigkeit schließlich doch zum richtigen Ziele kommt, auch wenn sie inzwischen Ceylon, Ostindien und Brasilien und die Kapstadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei erschossen und erschlagen worden von den Wilden sowie von den ausländischen Feinden, mit denen sie zu kämpfen hatten.

Setzen nun die Herren, die Gesinnungsgenossen des Herren Bamberger, bei der oberdeutschen Nation weniger Zähigkeit, weniger Tapferkeit, weniger Beharrlichkeit voraus als bei der niederdeutschen, dann haben sie ganz recht, wenn sie nach den vier Jahren — wie heißt es in dem Märchen? — von dem Manne, der über Land gehen wollte und, nachdem er vors Dorf gekommen ist, findet er es kalt und windig, und er kehrt um und kriecht wieder bei Muttern unter. (Heiterkeit.) Das ist das, was Sie dem deutschen Volke als Prognostikon in seinen kolonialen Bestrebungen aufstellen.

Aber ich kann da nur mit Genugthuung meine sichere Überzeugung aussprechen, daß die große Majorität des Reichstags vom deutschen Volk und seiner Beharrlichkeit und seinen Bestrebungen — seinen nationalen — eine höhere und, ich meine, bessere Meinung hat, als die Minderheit, die uns gegenübersteht. (Bravo!)

Herr Richter erging sich sodann wieder in den bekannten Tiraden gegen Kolonialpolitik und verteidigte die Auffassung Bambergers mit Bezug auf Samoa. Fürst Bismarck teilte darauf noch mit, daß ein Weißbuch über Samoa vorgelegt werden würde, wenn die Berichte eingegangen sind. Darnach wurde der Titel und der Rest des Extraordinariums des Etats der Auswärtigen Angelegenheiten genehmigt.

Der Eindruck, den diese Debatte hervorrufen wird, wird sicher ein großer und unseren Zwecken förderlicher sein. Obwohl das Zentrum geschwiegen hat, so kann man doch aus seinem ganzen Verhalten annehmen, daß es der Kolonialpolitik nicht mehr so ablehnend wie früher gegenübersteht. Wir geben sogar die Hoffnung nicht auf, daß es einst voller Erkenntnis der wichtigen auf dem Spiele stehenden Interessen sich rückhaltlos unserer Sache anschließen wird.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Eine Ausschußsitzung fand am 15. Januar abends in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Behr statt. Es wurden die Vorbereitungen für die Vorstandssitzung am 19. Januar, welche besonders die Antisklavereifrage behandeln soll, getroffen. Herr Missionssuperintendent Merensky wird zur Sache sprechen und Herr Oberbürgermeister Weber das Referat halten. Es wurde ein Aufruf vorgelegt und eingehend beraten und ferner der Bericht der IV. Kommission (für praktische Kolonisation), welcher die das Auswanderungswesen betreffende Resolution der Hauptversammlung überwiesen war, entgegengenommen.

— Abteilung Köln. Am 16. Dezember veranstalteten hier eine Anzahl Düsseldorfer Maler, unterstützt vom Vorstande der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Köln, und von dem rühmlichst bekannten Kölner Männergesangverein, eine Aufführung lebender Bilder, um die Gräuel des Sklavenhandels zu illustriren. Der große Gürzenichsaal war trotz eines Eintrittsgeldes von 6 Mark ausverkauft und die Vorstellung erfreute sich allgemeinen Beifalls. Auch eine später stattgefundene Wiederholung der Bilder war sehr besucht.

Kleine Mitteilungen.

— (Die katholische Missionsstation bei Pugu) ist am 13. d. M. von Rebellen überfallen worden und es sind zwei Brüder und eine Schwester ermordet, drei Brüder und eine Schwester gefangen worden. Einem Bruder ist es gelungen, sich durch die Flucht zu retten.

— (Der Sklavenhandel im Roten Meer.) Endlich haben sich auch die Franzosen entschlossen, gegen den Sklavenhandel im Roten Meer (siehe Artikel in Nr. 1, 1889, in Nr. 42, 1888, der Deutschen Kolonialzeitung) vorzugehen. Der französische Marineminister teilte in dem Ministerrate am 10. ein Telegramm des Gouverneurs von Obok mit, in welchem letzterer meldet, daß er mit dem Kommandanten des französischen Schiffes Meteore übereingekommen sei, Maßregeln gegen die Unterdrückung des Sklavenhandels zu treffen.

— (Kämpfe in Ostafrika.) Nach einer aus Sansibar eingegangenen telegraphischen Meldung sind die Aufständischen bei einem Angriffe auf Dares-Salaam mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden. Auf deutscher Seite sind nur der Beamte der Ostafrikanischen Gesellschaft Rosenstein und die Schwester Marie Fingerle von der bei dem Kampfe in Brand geratenen Niederlassung der evangelischen Missionsgesellschaft verwundet worden.

— (Über die Vorlage für Ostafrika), ist, da wir diese Zeilen schreiben, Genaueres noch nicht bekannt; doch nimmt man an, daß sie noch vor dem 17. an den Bundesrat gelangen wird. — Nach Meldung des „Hannoverschen Kurier" sind von dem Artillerie-Depot in Hannover 12 leichte Geschütze der reitenden Artillerie mit Munition, aber ohne Bedienungsmannschaften, und Bespannung nach Geestemünde verladen worden, um von dort zur Verwendung in Ostafrika verschifft zu werden. Diese Geschütze sollen der vom Hauptmann Wißmann zu bildenden Kolonialtruppe beigegeben werden.

— (Die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft) hat den Konsul a. D. Vohsen um Hierherkunft ersucht, behufs Teilnahme an den Verhandlungen betreffs Anwerbung einer Schutztruppe.

— (Herrn Otto Ehlers) ist es nach einer Mitteilung der Nordd. Allg. Ztg. aus Mombas gelungen, mit seiner Karawane nicht nur den Kilima-Ndscharo zu erreichen, sondern auch die Besteigung des Berges bis in die Eisregionen durchzuführen. Bekanntlich hatte seine Karawane die Reise nach dem Kilima-Ndscharo fortgesetzt, während die des Herrn Dr. Meyer gesprengt wurde und derselbe gezwungen war, nach der Küste zurückzukehren.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin: Hauptversammlung am Montag, den 4. Februar, abends 8 Uhr. Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht. 2. Kassenbericht. 3. Neuwahl des Vorstandes. J. A.: Der I. Schriftführer. Wiskow.

Der Herrenabend am 21. d. M. fällt aus, dafür Abschieds-Kommers zu Ehren des scheidenden Hauptmann Wißmann am 25. Januar, abends 8½ Uhr, im großen Saale des Architektenhauses. Eintrittskarten sind bis Mittwoch, den 23. d. M., im Vereinszimmer daselbst zu lösen.
J. A.: Der Schriftführer. Wiskow.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das Krankenhaus in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt.

Vom Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz für die Pflege Kranker und Verwundeter der Marinesoldaten und Matrosen, 3000 M.; Kolonialgesellschaft Abteilung Belgrad 25 M.; Dr. Kalliese in Gremsdorf, Kreis Bunzlau 25 M.; Thorner Missions-Hilfsverein 50 M.; Frl. v. Redern in Berlin 6 M.; Jünglingsverein in Ebersdorf 20 M.; Pastor Wendt in Gruczno 9.80 M.; durch die Herren Pastor Diestelkamp 1183,43 M.; Missionsinspektor Dr. Büttner 848,69 M.; Dr. Latrille 345 M. Zusammen 5422,92 M.

Berlin, den 31. Dezember 1888.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. In Vertretung: Franke.

Beim Emin Pascha-Komitee gingen mit der Bitte um Veröffentlichung, ohne Angabe des Einsenders, ein: 27,50 M. als Sammlung am Biertisch bei Kiesau u. Central in Danzig.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1473 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 5 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 4. Berlin, 26. Januar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Gegen den Sklavenhandel. — Die Zollsperre des Niger. Von B. — Die Bewegung zur Unterdrückung des Sklavenhandels. — Die ostafrikanische Vorlage. — Die „arabischen" Kaufleute in Süd-Afrika. Von A. Merensky. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Gegen den Sklavenhandel!

Die Kaiserlichen Worte in der Thronrede vom 22. November v. J.

> „Unsere afrikanischen Ansiedelungen haben das Deutsche Reich an der Aufgabe beteiligt, jenen Weltteil für christliche Gesittung zu gewinnen;" „die Erfüllung dieser Aufgabe hat mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen" —

haben der Bewegung, die gegen die afrikanische Sklaverei seit dem Herbst v. J. auch in Deutschland erwacht ist, den rechten Ausdruck und einen neuen, mächtigen Anstoß gegeben.

Der Reichstag ist der Kaiserlichen Aufforderung gefolgt. Er hat seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Reichsregierung bei den von ihr vorzuschlagenden Maßregeln zu unterstützen.

Es ist nun an dem Deutschen Volke, zu beweisen, daß die große Kulturaufgabe von ihm erfaßt, daß sie Gemeinpflicht geworden ist, und daß alle mitzuwirken bereit sind, die furchtbaren Greuel der Sklaverei zu bekämpfen.

An einigen Orten haben sich bereits Vereine zu diesem Zweck gebildet, und ihnen gebührt warme Anerkennung. Aber die Bethätigung muß in weitere Kreise treten. Alle sittlich denkenden deutschen Männer und Frauen sind zu dem Werke edler Menschenpflicht berufen! Und nur in gemeinsamer Arbeit wird es möglich sein, die Aufgabe der Nation zu lösen.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat die Deutsche Kolonialgesellschaft, welche nach ihren Zwecken und Bestrebungen, aus humanitären und nicht minder wirtschaftlichen Gründen besonders verpflichtet erscheint, den Kampf gegen den Sklavenhandel aufzunehmen, in ihrer Hauptversammlung vom 22. November v. J. — an demselben Tage, fast in derselben Stunde, in welcher die Kaiserlichen Worte gesprochen wurden — ihren Vorstand beauftragt: „Die allgemeine Teilnahme in Deutschland für die Unterdrückung des Sklavenhandels in weiteren Kreisen anzuregen, die darauf gerichteten deutschen Bestrebungen zusammenzufassen; mit ausländischen, den gleichen Zweck verfolgenden Vereinigungen in Verbindung zu treten und alle Schritte zu thun, welche auf die Aufhebung des afrikanischen Sklavenhandels hinzuwirken geeignet erscheinen."

Nach einem Beschlusse des Vorstandes vom heutigen Tage soll dieser Auftrag durch eine Kommission ausgeführt werden und die Kommission nicht nur aus Mitgliedern des Gesellschaftsvorstandes, sondern auch aus anderen noch hinzu zu wählenden Personen bestehen, von denen eine Förderung der Angelegenheit erwartet werden darf. Wir zweifeln nicht, daß sich angesehene Männer auch außerhalb unserer Gesellschaft finden werden, die geneigt sind, die schwere Arbeit gemeinsam mit uns im Dienste der Humanität durchzuführen.

Wir richten an alle Deutschen die dringende Bitte: den Bestrebungen zur Bekämpfung des Sklavenhandels und der Menschenjagden werkthätig sich anschließen und mit unserer Kommission, die im Büreau unserer Gesellschaft, Berlin SW., Markgrafenstraße 25, ihren Sitz haben wird, in Verbindung zu treten. Wir zählen auf Jeden, der Nationalgefühl genug besitzt, um für Deutschland die seinem Range unter den Weltmächten entsprechende Stellung auch in dieser humanitären Weltbewegung in Anspruch zu nehmen. Wir wenden uns an die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, deren stets bewährte Vaterlandsliebe auch diesen Anlaß gern benutzen wird, zur Vermehrung des deutschen Ansehens im Auslande, zur Stärkung des deutschen Einflusses in Afrika beizutragen. Mit besonderem Vertrauen hoffen wir auf die Mithülfe aller kirchlichen Kreise zu dem Werke der Menschenliebe. Die Vertreter von Handel und Industrie, deren Interessen bei dem Kampfe gegen den Sklavenhandel mittelbar in erheblichem Maße

Digitized by Google

beteiligt sind, werden nicht zurückbleiben. Die wirtschaftliche Erschließung Afrikas für den Verkehr mit Europa kann nur in demselben Maße fortschreiten, in welchem der grausamen Verwüstung durch die Sklavenjagden sich Einhalt gebieten läßt.

Wirken wir alle zusammen, nach besten Kräften, mit warmer Begeisterung, mit einträchtigem Sinne, mit voller Hingebung an die nationale, humane Pflicht, zur Erreichung des reinen und hohen Zieles der Unterdrückung des Sklavenhandels! Der Segen Gottes wird den edlen Bestrebungen nicht fehlen!

Berlin, den 19. Januar 1889.

Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg. Dr. Carl Peters, Berlin. Graf Behr auf Bandelin bei Gützkow. Reichstagsabgeordneter Dr. Hammacher, Berlin. Vizeadmiral a. D. Livonius, Berlin. Landtagsabgeordneter, Geheimer Regierungsrat a. D. Simon, Berlin.

George Albrecht, Vorsitzender der geographischen Gesellschaft, Bremen Regierungsassessor Angerer, Potsdam. Konsul Annecke, Berlin. Landtagsabgeordneter Dr. Arendt, Berlin. Kaufmann Ed. Arnhold, Berlin. Reichstagsabgeordneter Graf von Arnim, Muskau. Landtagsabgeordn., Landrat von Balan, Schlawe. Reichstagsabgeordneter, Oberpräsident R. von Bennigsen, Hannover. Marschall von Bieberstein (Delegirter d. A. Berlin). Regierungspräsident von Bitter, Oppeln. Generalsekretär Bueck, Berlin. Ingenieur Hans Bolze, Hannover. Major von Braun, Coblenz. Geh. Legationsrat, Professor Dr. H. Brugsch-Pascha, Charlottenburg. Bergrat Dr. Busse, Dortmund. Dr. E. Cohn, Frankfurt a. M. Bankdirektor L. Colin, Stuttgart. Rentier F. Cornelius, Berlin. Hofrat Dr. Credé, Dresden. Reichstagsabgeordneter, Geh. Justizrat, Professor Dr. L. von Cuny, Berlin. Pastor Diestelkamp, Berlin. Reichstagsabgeordneter, Kommerzienrat Phil. Diffené, Präsident der Handelskammer, Mannheim. Graf Eckbrecht von Dürkheim (Delegirter d. A. Hannover). Bezirksgeologe Dr. Ebert, Berlin. Dr. F. Fabri sen., Godesberg. Dr. Tim. Fabri, Berlin. Reichstagsabgeordneter, Oberbürgermeister von Fischer, Augsburg. Regierungspräsident a. D. von Flottwell, Breslau. Graf F. von Frankenberg-Tillowitz, Tillowitz. Landtagsabgeordneter, Kommerzienrat Friedrichs, Remscheid. L. Friedrichsen, Erster Schriftführer der geographischen Gesellschaft Hamburg. Fürst Karl Fugger-Babenhausen, Augsburg. Kommerzienrat Gebhard, Elberfeld. Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm, Karlsruhe. Kunstverlagshändler C. Grunert (Delegirter der Abteilung Berlin). Kontreadmiral a. D. Graf von Hacke, Berlin. Justizrat Haenschke, Berlin. Direktor Dr. Ernst Hasse, Leipzig. Reichstagsabgeordneter Freiherr Dr. Clemens Heereman von Zuydwyk, Münster (Westfalen). Rechtsanwalt und Notar O. Hentig, Berlin. Geheimer Kommerzienrat A. von Heimendahl, Krefeld. Bankier Karl von der Heydt, Elberfeld. Kapitän zur See a. D. von Hippel, Berlin. Regierungsbaurat Hoffmann, Berlin. Staatsminister von Hofmann, Berlin. Dr. W Hübbe-Schleiden, Neuhausen bei München. Regierungsassessor Dr. Jacobi, Stettin. Dr. W. Joest, Berlin. Staatsminister Dr. Julius Jolly, Karlsruhe. Archivar Dr. Irmer, Hannover. Dr. O. Kersten, Berlin. Professor Dr. A. Kirchhoff, Halle a. d. Saale. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Körte, Berlin. Apotheker Kraus (Delegirter d. Abteilung Dresden). Premierleutnant a. D. Kurella, Berlin. Dr. Karl Krüger, Berlin. Dr. E. Lange, Berlin. Direktor Lucas, Berlin. Provinzialdirektor von Marquard, Darmstadt. Fabrikdirektor Dr. Martius, Berlin. Kaufmann J. Mesthaler (Delegirter d. A. Nürnberg). Direktor Dr. Mehnert, Dresden. Konsul H. H. Meier, Bremen. Geh. Regierungsrat a. D., Professor Dr. Aug. Meitzen, Berlin. Reichstagsabgeordneter, Oberbürgermeister Dr. Miquel, Frankfurt a. M. Reichstagsabgeordneter Graf von Mirbach, Sorquitten. Geh. Regierungsrat, Professor Dr. E. Nasse, Bonn. Reichstags-Abgeordneter, Ökonomierat Nobbe, Niedertopfstedt bei Greußen. Major, Flügeladjutant von Palézieux, Weimar. Kapitänleutnant a. D. Graf Pfeil, Berlin. Landtagsabgeordneter, Regierungspräsident von Pilgrim, Minden. Purgold, Berlin. Rektor Dr. Richter, Eisleben. Landtagsabgeordneter, Generaldirektor Dr. Ritter, Waldenburg (Schlesien). Generalkonsul a. D. Rohlfs, Weimar. Direktor im Reichspostamte Sachse, Berlin. Landtagsabgeordneter Dr. von Schauß, München. Ministerialrat Dr. K. Schenkel, Karlsruhe. Geologe Dr. Schmidt, Berlin. Rittergutsbesitzer Dr. Schröder, Berlin. Regierungsrat a. D. Schück, Berlin. Reichstagsabgeordneter, Geheimer Kommerzienrat Siegle, Stuttgart. Baron von Siegsfeld, Berlin. Richter Stadtländer (Delegirter d. A. Bremen). Königl. Senatspräsident am Oberlandesgericht Dr. Ritter von Staudinger, München. Rittmeister von Steun (Delegirter d. A. Berlin). von Sydow, Dobberphul bei Rufen. Generalmajor von Teichmann und Logischen, Berlin. Staatsanwalt Uibel, Karlsruhe. Staatsminister Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Stuttgart. Professor Dr. Herm. Wagner, Göttingen. Gymnasiallehrer Wagner, Berlin. Landtagsabgeordneter, Vizekonsul a. D. Karl E. Weber, Berlin. Oberbürgermeister a. D. Weber, Berlin. Fürst zu Wied, Neuwied. Regierungsbaumeister Wiskow, Berlin. Gymnasiallehrer Wittenbrinck, Burgsteinfurt. Reichstagsabgeordneter A. Woermann, Hamburg. Oberst z. D. von Wulffen, Berlin. Kontreadmiral z. D. Zirzow, Berlin.

Die Zollsperre des Niger.

In der Reichstagssitzung vom 15. Januar hat der Abgeordnete Woermann zu rechter Stunde und mit bestem Nachdruck auf die Mißwirtschaft der Niger Company an der äquatorial-westafrikanischen Küste hingewiesen und die Einsetzung einer Handelsgesellschaft zur Hüterin über Recht und Wohlfahrt in den Nigerdistrikten als eine Verletzung der Nigerschiffahrtsakte bezeichnet. Ganz in demselben Sinne ist dies bereits an dieser Stelle in Nr. 27, 28 und 32 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitung in jenen Artikeln geschehen, welche an den leider noch immer schwebenden Fall Hönigsberg anknüpften, der bewiesen hat, daß die Niger Company selbst vor Gewaltmaßregeln gegen Angehörige einer fremden Nationalität bei der Verfolgung eigensüchtiger Interessen nicht zurückschreckt. In der Anschauung, wie sie der Abgeordnete Woermann vorgetragen hat, und derjenigen, welche wir früher an dieser Stelle vertreten haben, besteht in der Auslegung der Nigerakte kein Unterschied, wohl aber in der Nutzanwendung derselben auf die in Frage stehenden Territorien. Während der genannte Abgeordnete seine Beschwerden auf die Forderung einschränkte, daß der Niger Company die weitere Ausdehnung ihrer Monopolwirtschaft auf die westlich und östlich vom Nigerdelta gelegenen Küstengebiete verwehrt werde, müssen wir die allgemeine Forderung aufrecht erhalten, daß England sein Mandat der Aufsicht über den Nigerfluß im Sinne der Niger-Schiffahrtsakte erfülle, wie es von vierzehn Kulturmächten auf der Afrikanischen Konferenz zu Berlin im Jahre 1884 unter lebhafter Zustimmung der englischen Vertreter ihm erteilt worden ist. Soll die erwähnte Akte überhaupt noch als gültig bestehend anerkannt werden, so muß diese Forderung erfüllt werden, und zwar einmal durch einen wirksamen Protest der übrigen Garantiemächte gegen England, welches das wichtige Mandat der Aufsicht an eine interessirte Handelsgesellschaft überträgt; zum andern kann nicht geduldet werden, daß an der Mündung des freien Flusses Zölle zur Erhebung kommen, welche eine Handelssperre einleiten, bestehende Handelsgeschäfte ruiniren und die Entwickelung freien Handels und freier Schiffahrt unterbinden.

Auf die Schwierigkeit, welche für die Deutsche Regierung besteht, um auf die Englische Regierung einzuwirken, daß sie dem mit den sonstigen liberalen Grundsätzen der englischen Handelspolitik schwer vereinbaren Verfahren der Niger Company steuere, hat der Fürst Reichskanzler in der erwähnten Reichstagssitzung ausdrücklich hingewiesen und es zugleich als wünschenswert bezeichnet, daß in der Presse, in der deutschen wie in der englischen, für die Aufrechterhaltung der Niger-Schiffahrtsakte eingetreten werde. Die Deutsche Kolonialzeitung hat von allen deutschen Zeitungen unseres Wissens zuerst auf die Mißstände am Niger aufmerksam gemacht; sie hat über die Vorgänge am Niger fortlaufend berichtet, und diese Berichte haben sich stets als richtig und den Thatsachen entsprechend erwiesen. Die gesamte deutsche Presse ist dem Beispiele gefolgt und hat dem Gegenstande gleichfalls ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Auch auf englischer Seite sind von Handelsinteressenten in Lagos, die durch das Vorgehen der Niger Company geschädigt worden sind, ernste und begründete Vorstellungen darüber bereits im Mai vorigen Jahres an die Englische Regierung gerichtet, und allerdings nur teilweise hat die englische Presse ihrer Beschwerden sich angenommen, so daß es heute mindestens auffällig erscheinen muß, wenn die Englische Regierung fortfährt, der Niger Company mehr Glauben zu schenken, als zahlreichen eigenen Unterthanen, deren Beschwerden mit denen einer befreundeten Regierung übereinstimmen. Der Staatssekretär Graf Bismarck hat zwar der Hoffnung Ausdruck gegeben, die ganze bisherige freundschaftliche Haltung, welche die Englische Regierung uns in allen kolonialen Fragen entgegenbringe, berechtige zu der Annahme, daß, sobald die amtlichen Unterlagen auf beiden Seiten und die Erkenntnis der vorhandenen Mißstände erreicht wären, wir alsdann zu einer befriedigenderen Erledigung der Sache kommen würden, aber es bleibt

Digitized by Google

doch sehr zu fürchten, daß bei der Langsamkeit der Entschließung auf Seiten der Englischen Regierung in der Zwischenzeit Zustände besonders in den Reichen am mittleren Laufe des Niger geschaffen sind, die eine friedliche Entwicklung des Handels im Sinne der Nigerakte erschweren. Nach dem bisherigen Verlauf kann man nicht sagen, daß die Englische Regierung unsern Beschwerden gegenüber, welche als einseitige Angaben dastehen, weil sie die Niger Company in Abrede stellt, eine freundschaftliche Haltung in der Nigerfrage eingenommen habe, denn sie hat ihrerseits während der zwei Jahre, in denen die Niger Company ihre Monopolwirtschaft treibt, die Sache so gründlich verschleppt, wodurch es möglich wurde, daß die freien Händler am Niger ruinirt und von dort vertrieben sind. In Wirklichkeit hat die Niger Company $^{14}/_{15}$ des gesamten Handels durch grobe Gewaltthätigkeit in ihre Hände gebracht, und dies konnte allein dadurch geschehen, daß sie nicht nur von Händlern, die in den der Company gehörigen Uferstaaten Handel trieben, die Zwangszölle in Akassa erhob, sondern auch von Kaufleuten, welche nach den freien, unabhängigen Staaten am mittleren Niger zum Handel fuhren, trotzdem in der Nigerakte es ausdrücklich heißt, daß Durchfuhrzölle nicht erhoben werden dürfen, und als Abgaben nur diejenigen zulässig seien, welche sich als effektive Entschädigungen für der Schiffahrt geleistete Dienste charakterisiren. Wir haben dies eingehend schon früher ausgeführt und verweisen auf Seite 249 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitung.

Wenn nun von der Niger Company behauptet wird, daß sie die Zölle als Entschädigung nach Maßgabe ihrer Verwaltungskosten bemesse, so war es der Englischen Regierung am wenigsten unbekannt, daß die Company in den Ländern am mittleren Niger eine Verwaltung überhaupt nicht führt und nicht zu führen hat; daß vielmehr hier von den fremden Händlern an die einheimischen Fürsten ein Zoll von allen ein- und ausgeführten Waren in Höhe von 10 Prozent vom Wert gezahlt wird, und die Company wie jene nur die gleiche Handelserlaubnis, aber kein Recht auf die Verwaltung besitzt. Wenn man dies alles sich gegenwärtig hält, so kann man an den guten Willen der Englischen Regierung, den Forderungen der Nigerakte gerecht zu werden, schwerlich glauben, und wir haben mehr Zuversicht zu dem Ernst und der Thatkraft, womit die Angelegenheit nach dem Zeugnisse des Herrn Staatssekretärs von deutscher Seite weiter verfolgt werden wird.

Betrachten wir nunmehr kurz die Aufgaben, welche unser Reichskommissar in Westafrika vorfinden dürfte. Es war uns bereits durch direkte Nachrichten aus Westafrika bekannt geworden, daß der deutsche Kommissar zur Untersuchung der Mißstände am Niger, Herr v. Puttkamer, im Anfang November in Lagos eingetroffen und beauftragt sei, gleichzeitig den Beschwerdefall Hönigsberg zu begründen.

Unter den Aufgaben unseres Kommissars dürften als die vornehmsten die Erhebungen bezeichnet werden, die derselbe in Bezug auf die hohen Zölle anzustellen hat, in welchen das zerstörerische monopolistische Moment gefunden werden muß. Im Dezemberheft des Handelsarchivs, Seite 906 sind die Zollsätze mitgeteilt, welche die Niger Company in Akassa von allen Händlern erhebt, und die sich in zwei Kategorien gliedern:

1) für die Landschaften unterhalb Lokodja, sodann
2) für die Landschaften oberhalb Lokodja.

Es mußte uns nicht wenig überraschen, daß die Publikation dieser Zollsätze der englischen Handelsgesellschaft in einem offiziellen deutschen Organ Aufnahme gefunden hat, um so mehr, als es gerade die ungewöhnliche Höhe dieser Zollsätze ist, welche von der Reichsregierung als zu Recht bestehend bestritten wird. Dadurch, daß diese Publikation ohne jeglichen Zusatz von Seiten der Redaktion gegeben wurde, kann es leicht den Anschein gewinnen, als ob unsere Regierung das Recht der englischen Handelsgesellschaft zur Erhebung der Zölle anerkennt. Es folgt aber aus der Natur der Sache, wie wir von berufener Seite die Anerkennung dafür in der Reichstagssitzung vom 15. Januar gleichfalls erhalten haben, daß diese Voraussetzung nicht zutrifft. Im Handelsarchiv sind die Zölle der Niger Company, wie folgt, angegeben.

„An Einfuhrzöllen werden seit dem 6. August 1888 erhoben:
in der Küstenzone (d. h. unterhalb Lokodja, letzteres eingeschlossen) für:

	Schill.	Pence.
Spirituosen aller Art Import-Gallon	2	—
Tabak aller Art . . . . . Pfund	—	6
Salz verpackt oder lose . . . Zentner	1	—
Kriegsmaterial, englische Schießwaffen, Schießpulver und sonstige Zündstoffe Wert		100 pCt.
Alle anderen Waren (ausgenommen Stoffe) . . . . . Wert		2 „

in der innerafrikanischen Zone (d. h. oberhalb Lokodja) für:

	Schill.	Pence.
Spirituosen aller Art Import-Gallon	2	—
Tabak . . . . . Pfund	—	6
Salz, verpackt oder lose . . . Zentner	1	—
Kriegsmaterial, englische Schießwaffen, Schießpulver und sonstige Zündstoffe Wert		100 pCt.
Alle anderen Waren (ausgenommen Stoffe) . . . . . Wert		10 „

An Ausfuhrzöllen werden seit dem 6. August 1888 erhoben für:

	Schill.	Pence.
Palmkerne . . . . . Zentner	2	—
Palmöl . . . . . alte Wein-Gallon	—	1
Butter (vom Butterbaum) „	—	1
Elfenbein . . . . . Pfund	1	—
Alle anderen einheimischen Erzeugnisse, einschl. Lubi und Grobes Zeug . . Wert (Einkaufspreis an Ort und Stelle).		20 pCt.

Man wird von der Bedeutung dieser Zölle eine rechte Vorstellung gewinnen, wenn wir die einzelnen Zollsätze mit den Preisen der Waren in Vergleichung bringen. Der Einfuhrzoll auf Spiritus stellt 100 Prozent des in Lagos marktüblichen Preises dar, Tabak rechnet 75 Prozent und Salz $33\,^1/_3$ Prozent vom Wert. Bei dieser Berechnung haben wir den Marktpreis von Lagos zu Grunde gelegt, nehmen wir dagegen die europäischen Preise zur Vergleichung, so werden die vorigen Ziffern 175 Prozent, 100 Prozent und 66 Prozent vom Werte der Hamburger Preise. Die Ausfuhrzölle geben vom Werte nach dem Einkaufspreise an Ort und Stelle das folgende Verhältnis: Palmkerne kauft man durchschnittlich loko Braß pro Zentner für 6 Schilling, auf diesen Preis 2 Schilling Zoll berechnet, gibt $33\,^1/_3$ Prozent vom Werte. Legen wir den marktüblichen Preis von Egga, dem Haupthandelsort von Nupe, zu Grunde, wo man durchschnittlich den Zentner pro 3 Schilling ankaufen kann, so ergibt sich vom Werte $66\,^2/_3$ Prozent. Beim Elfenbein ist der Einkaufspreis nach Größe der Zähne verschieden; die Preise variiren zwischen 2 bis 10 Schilling (in Waren) für das Pfund. Bei einem Durchschnittspreise von 5 Schilling für das Pfund beträgt der Zollsatz 1 Schilling oder 20 Prozent vom Wert. Die Höhe dieser Ausfuhrzölle macht thatsächlich jede Konkurrenz gegen die monopolistische Handelsgesellschaft zu nichte; es ist einem freien Händler unmöglich, an einem dieser Artikel auch nur den geringsten Nutzen zu erübrigen; und da die Ausfuhr auf diese Massenartikel angewiesen ist, so hört eben jedes Geschäft auf, das der Abgabe jener Zollsätze unterworfen ist.

Die Höhe der Einfuhrzölle ergibt sich zur Genüge aus ihrem Wertverhältnis zum Ankaufspreise der Waren. Die Zölle sind im Vergleich zu den Regierungszöllen, welche das englische Gouvernement in Lagos erhebt, auf Spiritus 4-fach, auf Tabak 3-fach, auf Salz $2\,^1/_2$-fach. Der Zolltarif für die innerafrikanische Zone (d. h. oberhalb Lokodja) ist im Handelsarchiv nicht mehr so gestaltet, als er früher war; so lange noch fremde Händler oberhalb Lokodja verkehrten, hat die Niger Company auf die angeführten Waren gerade die doppelten Zollsätze erhoben, als sie im Handelsarchiv jetzt aufgeführt werden. Es ist jedoch möglich, daß die Company mit ihrem früheren Tarif von 1886 zurückgegangen ist und jetzt für oberhalb Lokodja dieselben Sätze wie unterhalb ausgeschrieben hat. Wir möchten aber doch auf diesen Umstand hinweisen, da er bei der Würdigung der Handlungsweise der Niger Company von Gewicht ist.

Haben wir es als wichtigste Aufgabe des deutschen Kommissars bezeichnen zu dürfen geglaubt, daß diese Zollsperre falle, so wird man aus den obigen Ausführungen ersehen, daß dem Kommissar die Feststellung nicht schwierig fallen wird, wie sehr die in Akassa von der englischen Company geforderten Abgaben, die sich noch wesentlich durch Gebühren für die Erlaubnis zum Handelsbetrieb und zum Anlaufen der von der Company vorgeschriebenen Ankerplätze erhöhen, als eine Zollsperre zu betrachten sind und im Widerspruch gegen den Sinn und den Wortlaut der Nigerakte erhoben werden.

Nicht so leicht dürfte dem Kommissar die Feststellung werden, wie weit das Gebiet der Company reicht, in welchem sie eigentliche Verwaltungsbefugnisse in Anspruch nehmen darf und in welchem Umfange sie auch die Verwaltung thatsächlich ausübt.

In einer kürzlichen Veröffentlichung des Sekretärs der Niger Company, Morley, zeigt es sich bereits deutlich, daß die Niger Company Anspruch auf die gesamten Gebiete am mittleren Niger und am Benuë bis Jolo hinauf erhebt und sich das Recht zuschreibt, von jedem Kaufmann, der nach diesen Ländern zum Handel fährt, die erwähnten Zölle und Abgaben fordern zu dürfen. Bei solcher Anschauung auf englischer Seite dürfte es um so notwendiger erscheinen, daß diese Rechtsansprüche der Niger Company untersucht werden und man Klarheit gewinne über Art und Umfang von Verwaltungsbefugnissen, welche die Company in diesen Ländern erworben hat. Dabei wäre die Frage zu berücksichtigen, ob die früheren deutschen Verträge auf ungehinderten freien Handel dadurch hinfällig geworden sind. Wir erinnern hier an die Rechte, welche Flegel, Hartert und Staudinger

Digitized by Google

erworben haben. Bis zu jenem Zeitpunkte, als der Beschwerdefall Hönigsberg anfing, unsere heimische Regierung zu beschäftigen, waren die Gebiete noch selbständig und die Niger Company hatte nicht mehr und nicht weniger Recht, in diesen Ländern gegen Erlegung des landesüblichen Zolles von 10 Prozent zu kaufen und zu verkaufen, als andere Händler. Nun ist es nicht unmöglich, und Berichte, die wir aus Egga darüber besitzen, bestätigen unsere Mutmaßung, daß die Niger Company, nachdem sie die Konkurrenten vom Schauplatze vertrieben, an dem Hofe von Bida dahin intriguirt habe, daß ihr gewisse Vorrechte auf ausschließlichen Handel oder gar Zoll- und Steuerbefugnisse vom Könige von Nupe zugestanden seien, und daß sie in ähnlicher Weise bei den Landschaftskönigen der Uferstaaten des Benuë operirt habe. Solche Verträge, wenn sie bestehen, würden nach unserer Meinung ältere erworbene Rechte nicht beseitigen, wie sie gleichermaßen gegen den Wortlaut der Nigerakte verstoßen würden. Daß aber die Niger Company die bezeichneten Länder in Verwaltung genommen haben solle, müssen wir als geradezu unsinnig bezeichnen; auch Versuche einer gewaltsamen Einführung des Handelsmonopols der Company, wie sie es in dem Nigerstaate Onidja betrieben hat, sind in dem Reiche Nupe gar nicht denkbar. Nur von einigen Uferstaaten am Benuë ist es uns bekannt geworden, daß die Company mit Waffengewalt ihren Alleinhandel hat festigen wollen, ohne jedoch ihren Zweck damals wenigstens, d. h. bis Ende 1887, vollkommen erreicht zu haben.

Wenn es dem deutschen Kommissar gelingen sollte, über alle diese Punkte vollkommene Sicherheit zu schaffen, so glauben wir, daß die Deutsche Regierung bei dem Ernste und der Entschiedenheit, womit sie die überseeischen deutschen Interessen schützt und fördert, das verletzte Recht herstellen und für den Schaden, welchen deutsche Händler durch das Verfahren der Niger Company erlitten haben, die Englische Regierung zur Entschädigung verpflichten werde. So wie die Sache Gründlichkeit erheischt, bedingt sie auch Eile; möchten wir durch zu großes Vertrauen in die freundliche und wohlwollende Haltung der Englischen Regierung und in ihre prinzipielle Übereinstimmung mit den deutschen Beschwerden nicht ein Zeitversäumnis herbeiführen, durch welches uns sehr leicht der einzige brauchbare Wasserweg, der zu unseren wertvollen oberen Kamerunländern führt, verloren gehen kann. Für die Allgemeinheit aber wird ein guter Ausgang der Arbeit des Kommissars die heilsame Folge haben müssen, daß auf dem wichtigsten der westafrikanischen Flüsse, welche uns mit dem Innern des schwarzen Erdteils verbinden, definitive, geordnete Verhältnisse Platz greifen und die Zollsperre des Nigers falle! B.

Die Bewegung zur Unterdrückung des Sklavenhandels.

Die Versammlung des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft am 19. Januar, unter dem Vorsitz des Präsidenten Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, war recht zahlreich von Mitgliedern des Vorstandes besucht. Indem wir uns noch einen ausführlichrn Bericht vorbehalten, geben wir hier nur ein kurzes Resumé der Verhandlung über den wichtigsten Punkt der Tagesordnung.

Der Herr Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er die Bedeutung des Gegenstandes der Verhandlungen, die Ausführung des Beschlusses der Hauptversammlung vom 22. November 1888 über die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika betonte und auf die Begeisterung in warmen Worten hinwies, mit der diese humanitäre Idee von der öffentlichen Meinung aufgenommen sei. Er sprach seine Überzeugung dahin aus, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft berufen sei, an der großen Kulturaufgabe mitzuwirken. Sie könne und müsse den Mittelpunkt für alle gleichartigen Bestrebungen in Deutschland bilden und dazu beitragen, daß dieselben in richtige Bahnen geleitet wurden. Zwar werde sie, was er sich nicht verhehle, lange Zeit gebrauchen, um dem erstrebten Ziele näher zu kommen, aber er hoffe zuversichtlich auf ein Gelingen. Alle Klassen der Bevölkerung müßten für diese große Frage interessirt werden, die Missionsgesellschaften, der Handwerker-, der Gewerbestand, damit das Innere Afrikas erschlossen, der Kultur zugängig gemacht werden könne. Um aber im Publikum nicht eine Verwirrung aufkommen zu lassen, hob er hervor, daß nur die Agitation gegen den Sklavenhandel und die Sklavenjagden geführt werden solle. Er schloß mit dem Wunsche, daß der Weg gewiesen werden möge, um einen solchen Mittelpunkt zu schaffen.

Herr Missionssuperintendent Merensky nahm sodann das Wort zu einem Vortrage über die mit der afrikanischen Sklaverei zusammenhängenden Fragen. Der Vortragende vertrat die Ansicht, daß der Sklavenraub und Sklavenhandel durch andere Völker nach Afrika gebracht worden seien. Bei sehr vielen afrikanischen Stämmen herrsche selbst die Sklaverei in keinem höheren Maße, als sie einst bei unseren eigenen Vorfahren zu Hause gewesen sei. Der Afrikaner scheine ein Sklave seines Häuptlings zu sein, da das afrikanische Volksrecht kein Mündigwerden der Kinder kenne, indessen sei die Despotie der Häuptlinge durch die Volkssitte bedeutend beschränkt, und ein gewisses Maß der Freiheit habe jeder Unterthan. Nach einem Blick auf die Greuel der jetzt hauptsächlich von Mohamedanern geübten Sklavenjagden und auf die Stellung des Feindes, erklärte der Redner, daß er gegen jedes gewaltsame Vorgehen im Sinne des durch den Kardinal Lavigerie befürworteten Kreuzzuges sei. Die ungeheure Verantwortlichkeit eines derartigen Unternehmens könne niemand tragen wollen, überdies seien bisher solche abenteuerlichen Züge in das Innere Afrikas stets gescheitert. Gewalt zu brauchen, sei das Amt der christlichen Mächte. England könne und solle dem Mahdi Westafrikas (Samadu) und dem Mahdikalifen am Nil thatkräftig entgegentreten, der Kongostaat solle seine Macht am oberen Kongo fest begründen, und Portugal solle zunächst seinen eigenen Unterthanen in Bihe, Mossamedes, in Tete und Sena den Sklavenhandel ernstlich verbieten, wie Frankreich durch seine Flagge Sklavenschiffe nicht mehr decken dürfe. Deutschland sei seine Aufgabe in Ostafrika vorgezeichnet. Alle Mächte würden zunächst die Stämme zu unterstützen haben, welche noch fähig sind, den Mohamedanern Widerstand zu leisten. Solchen Stämmen müßten Feuerwaffen und müßte Munition geliefert werden. Redner theilt überhaupt nicht die Ansicht, daß der Verkauf von Feuergewehren und deren Verbreitung in Afrika dem Frieden gefährlich sei. Starke Stämme würden nicht stärker durch den Besitz dieser Waffen, schwache Stämme würden durch ihn erst fähig, sich zu vertheidigen. Nur den Feinden (Arabern und ihren Freunden) solle man die Zufuhr von Munition abschneiden. Dagegen sei das Verbot all und jeder Sklavenausfuhr aus Afrika entschieden zu billigen, nur müßte die Frage erledigt werden, was aus den befreiten Sklaven werden solle. Es liege im Interesse der Leute selbst, daß man sie nicht ohne Weiteres laufen lasse; auf Missionen, denen man sie zuweist, seien sie nur eine Last. Sehr zu empfehlen sei eine von Reichswegen zu begründende Kolonie von solchen Leuten. Auf die Art und Weise, wie solche Kolonie zu gründen und zu verwalten sei, wurde eingegangen und darauf aufmerksam gemacht, daß wir von den ähnlichen Unternehmungen der Engländer lernen können. Die Gründung solcher Kolonie sei von der größten Wichtigkeit, indem durch sie Deutschland festen Fuß fassen könne an der Ostküste.

Herr Oberbürgermeister a. D. Weber hatte das Referat über den in Rede stehenden Gegenstand übernommen.

Er hob die Kulturaufgabe der deutschen Kolonialgesellschaft hervor. In der Verfolgung derselben begegne sich letztere mit den Bestrebungen der Nation, die hier zu vertreten ihre eigentliche Aufgabe sei. Die Kolonialgesellschaft müsse schon nach ihrem Statut den Mittelpunkt solcher Arbeiten bilden. Das gelte vorzüglich dem afrikanischen Sklavenhandel gegenüber. Die Kolonialgesellschaft wird aber die ihr danach obliegende große Aufgabe der Bekämpfung des Sklavenhandels nur in Gemeinschaft mit der ganzen Nation lösen können. Sie bedarf eines Organs, in dem auch Kräfte vertreten sind, die bisher außerhalb der Gesellschaft gestanden haben. Damit begründe sich das in der Vorlage entworfene Statut. Was die Thätigkeit der zu schaffenden Kommission betreffe, so lasse sich ein Programm dafür im Voraus nicht aufstellen. Aber die Kommission bedürfe der Einführung durch den Vorstand, zu welchem Zwecke ein Aufruf erlassen werden müsse, der im Entwurfe vorgelegt sei. Die Kommission werde dann Informationen über die Lage der Verhältnisse einziehen und sich in Verbindung mit der bestehenden deutschen wie ausländischen Vereinigungen für den Hauptzweck setzen müssen. Geldsammlungen werden jedenfalls erforderlich werden. Je nach den sich ergebenden Verhältnissen werde sich Unterstützung von Reisenden, von Missionen, von Handelsexpeditionen, von Einrichtungen für befreite Sklaven empfehlen und vielleicht sich ermöglichen, eigene Befreiungsexpeditionen auszurüsten. Durch Vorträge und die Presse sei für die Verbreitung und Belebung der humanen Idee zu sorgen. Die Kommission selbst werde sich aus angesehenen Männern aller Lebenskreise zusammensetzen. Deren Ermessen sei die richtige Inangriffnahme der Arbeiten zu überlassen.

In der Generaldebatte nahm zuerst Herr Pastor Diestelkamp das Wort und sprach den Wunsch aus, daß die evangelische Bevölkerung in den höchsten und niedrigsten Kreisen es sich zur Aufgabe machen möge, mit zu helfen, daß der Sklaverei im Osten und Westen ein Ende gemacht werde. Über die Mittel und Wege könne man verschiedener Meinung sein. Kardinal Lavigerie sei heute schon zu der Überzeugung gekommen, daß mit 100 Mann die Sache nicht zu machen sei. Die Mission könne solche politischen Unternehmungen nicht beginnen; der Kampf mit weltlichen Waffen habe hüben wie drüben nur Schaden angerichtet. Der für die Missionen in Ostafrika notwendige Schutz des Reiches und der ostafrikanischen Gesellschaft, den man nach der Überweisung der befreiten Sklaven erwartet habe, sei leider nicht eingetreten und so seien die sowohl für die deutsch-evangelische als katholische Mission bedauerlichen Folgen eingetreten. Wir wollen gern thun, was unseres Amtes ist, aber wir müssen auf Schutz rechnen können. Er bedauere auch, daß die deutsch-katholische Mission vernichtet sei, da er gewünscht habe, daß sie Fuß gefaßt hätte, wo sie sich niederließe. Er schloß mit der Warnung vor der Anwerbung und Verwendung von Mohamedanern in Ostafrika.

Herr Dr. Hammacher erinnerte daran, daß vor etwa 7—8 Jahren, als die Frage der Erwerbung von Kolonien auftauchte, der damalige Kolonialverein die dankbare Aufgabe übernommen hatte, das Interesse des deutschen Volkes für diese Unternehmungen wachzurufen und zu beleben. Ähnlich läge die Sache jetzt mit Bezug auf die Bekämpfung der Greuel der Sklaverei. Wie da vorzugehen, mögen diejenigen Personen behandeln, welche Erfahrungen gesammelt haben. Wir sollten uns in erster Linie fragen, ob wir mit Sicherheit darauf rechnen können, Beifall und Anklang zu finden im deutschen Land, wenn die Kolonialgesellschaft die Sache in die Hand nimmt. Ich befürworte die Bejahung dieser Frage. Das deutsche Volk ist ideal veranlagt. Wenn irgend ein Volk humanitären Gedanken Verständnis und Sympathie entgegenbringt, so ist es das deutsche Volk. Wir sollen daher getrost und mutig den Versuch machen, durch Niedersetzung einer Kommission unser Teil zur Lösung der schwebenden Fragen beizutragen. Nachdem er die Vorfrage bejaht, trat er dem Programm Weber im Wesentlichen bei, ohne jedoch die Thätigkeit der Kommission präjudiziren zu wollen, betonte noch besonders, indem er seine Ansichten über die Thätigkeit der Kommission auseinandersetzte, daß keine spezifisch christlichen, sondern humanitäre Ziele verfolgt würden und Nichtchristen also nicht ausgeschlossen seien. (Lebhafter Beifall.)

Herr Konsul a. D. Weber sprach sich über die Agitation aus und gab der Erwägung anheim, ob nicht motivirte Petitionen an die Einzel-Landtage er-

Digitized by Google

lassen werden könnten, während Herr Ökonomierat Robbe die Bildung eines ganzen Netzes von Vereinen empfahl. Herr Oberbürgermeister Miquel wies dagegen diesen Gedanken zurück, besprach den Aufruf und gab einige praktische Winke für die Agitation und für die Bildung der Kommission, der er eine nüchterne und praktische Behandlung der Fragen empfahl. Nachdem noch zur Sache Herr Bergrat Busse, Pastor Diestelkamp und Oberbürgermeister Weber gesprochen, nahm Herr Oberpräsident von Bennigsen das Wort. Bei der großen Bedeutung, welche die Kolonialgesellschaft habe, sei deren Stellungnahme für den Bundesrath und Reichstag von großer Wichtigkeit. Er hält die Idee für unglücklich, ein Netz von Vereinen zu gründen, da man diesen Vereinen keine genügende praktische Thätigkeit gewähren könne, dagegen müsse man darauf ausgehen, die Zweigvereine der Gesellschaft für ein eifriges Eintreten zu gewinnen und dort neue Abteilungen zu errichten, wo noch keine bestehen. Er nehme an, daß der zu erlassende Aufruf und die dann beginnende Thätigkeit der Regierung nicht nur erwünscht, sondern sogar notwendig sei.

Herr Oberbürgermeister Miquel erklärt das in evangelischen Kreisen entstandene Mißtrauen, nachdem die katholische Kirche die Frage der Antisklavereibewegung neuerdings in den Vordergrund geschoben, für eine natürliche Erscheinung. Unsre Aufgabe sei es, in dieser Frage völlig unbefangen, völlig neutral zu sein. Die Bewegung sei keine konfessionelle, sondern eine allgemeine nationale.

Auch Herr Graf von Frankenberg-Tillowitz warnt vor einem konfessionellen Anstrich. Als Katholik habe er bedauert, daß in den Rheinlanden spezifisch katholische Vereine zur Unterstützung der Antisklavereibewegung gegründet worden seien. Umsomehr befürworte er, daß wir uns von einer konfessionellen Tendenz vollkommen freihalten.

Nachdem noch Herr Direktor im Reichspostamt Sachse seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß, wenn jemals eine lohnende wichtige Aufgabe an uns herangetreten sei, es diese sein werde und daß wir bei der Ausführung derselben gewiß auf den Dank der Nation rechnen könnten, wurde die Generaldiskussion beendet und sowohl die Satzungen der Kommission, als der Entwurf des Aufrufs angenommen.

Die freudige Einstimmigkeit, mit welcher diese Beschlüsse gefaßt wurden, sind der beste Beweis dafür, wie sehr eine solche Thätigkeit dem allgemeinen Bedürfnis entspricht. Möge nun auch das deutsche Volk der Kommission ein volles Verständnis für ihre wichtige Thätigkeit entgegenbringen!

Die ostafrikanische Vorlage.

Dem Bundesrat ist seitens des Reichskanzlers folgender Gesetzentwurf, betreffend den Schutz der deutschen Interessen und Bekämpfung des Sklavenhandels in Ostafrika nebst einer Begründung vorgelegt. Der Entwurf umfaßt 3 Paragraphen, welche lauten:

§. 1. Für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika wird eine Summe bis zur Höhe von 2 000 000 Mark zur Verfügung gestellt.

§. 2. Die Ausführung der erforderlichen Maßregeln wird einem Reichskommissar übertragen, welcher gleichzeitig nach der ihm erteilten besonderen Instruktion die dem Reichskanzler statutenmäßig zustehende Aufsicht über die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und deren Angestellte in Ostafrika ausübt.

§ 3. Der Reichskanzler wird ermächtigt, die erforderlichen Beträge nach Maßgabe des eintretenden Bedürfnisses aus den bereiten Mitteln der Reichshauptkasse zu entnehmen.

Die Begründung lautet:

Die leitenden Grundsätze der deutschen Kolonialpolitik, wie sie 1884/85 in amtlicher Erörterung die Zustimmung des Reichstages erhalten haben, bilden auch gegenwärtig die Richtschnur für das Verhalten der Kaiserlichen Regierung bei überseeischen Unternehmungen von Reichsangehörigen. Infolge derselben ist dem Reiche keine Verpflichtung angesonnen worden, deutsche Unternehmer in überseeischen Ländern bei Verlusten schadlos zu halten oder ihnen günstige Ergebnisse auf landwirtschaftlichen Gebieten zu sichern. Die Vortheile, welche der Schutz des Reiches den Reichsangehörigen gewährt, welche unzivilisirte Gebiete in fremden Weltteilen zu kolonisiren beabsichtigen, liegen hauptsächlich in dem Schutz des Gebietes gegen Störungen und Eingriffe anderer Kolonialmächte. Die Intervention des Reiches kann in der Regel nur anderen auswärtigen Mächten gegenüber zur Geltung kommen, während die Bewältigung des Widerstrebens wilder Eingebornen und anderer, in der Beschaffenheit des zu kolonisirenden Landes liegenden natürlichen und sozialen Hindernisse Aufgabe der Unternehmer bleiben muß. Auf diesem Gebiete kann, außerhalb des Bereichs unserer maritimen Streitkräfte, kolonialen Unternehmungen eine materielle Unterstützung nicht geleistet werden. Desgleichen gehört es nicht in das Programm der deutschen Kolonialpolitik, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter barbarischen Völkerschaften einzutreten und dort eine unseren Anschauungen entsprechende Ordnung der Verwaltung und Justiz herzustellen. Dagegen hat Deutschland in seinen afrikanischen Niederlassungen schon durch die unter Teilnahme des Reiches erfolgten Beschlüsse der Kongokonferenz, in Gemeinschaft mit anderen europäischen Nationen, die Ehrenpflicht übernommen, sich an der Zivilisirung Afrikas in gleicher Linie mit den anderen Großmächten Europas zu beteiligen. Die Erfüllung dieser nationalen Ehrenpflicht ist uns seitdem praktisch näher getreten durch die Besitznahme eines beträchtlichen Teiles von Afrika unter deutschem Schutz.

Die erste Vorbedingung für das Gelingen zivilisatorischer Bestrebungen ist aber die Abstellung der Sklavenausfuhr und der damit verbundenen Jagden und Kriege, welche das Material für den Menschenhandel liefern. So lange dieser Handel und seine brutalen Gewaltthaten bestehen, fehlen Afrika die Existenzbedingungen eines menschlichen Kulturlebens. Im engen Zusammenhange mit dem Sklavenhandel steht die innere afrikanische Bewegung, wie sie in den Kriegen des Mahdi und den Angriffen auf europäische Ansiedelungen und Missionen am oberen Kongo, an den afrikanischen Binnenseen und anderen Gebieten Zentralafrikas zu Tage getreten ist. An der europäischen Zivilisation der unversöhnlich feindlichen Elemente im Einverständnis mit anderen christlichen Mächten mitzuwirken, ist durch den deutschen Mitbesitz in Afrika zu einer Ehrenpflicht des deutschen Reiches geworden. Die ostafrikanische Gesellschaft ist ein Organ, durch welches diese Aufgabe der Nation zunächst wahrgenommen werden kann, und ihr 50jähriger Vertrag mit dem Sultan giebt ihr die Handhabe, auf den für Deutsche reservirten weiten Gebieten im Sinne dieser Aufgabe thätig zu sein. In dieser ihrer Stellung liegt ihr Anspruch auf Unterstützung durch das Reich behufs Abwehr der Angriffe auf die deutschen Niederlassungen an der Küste von Zanzibar.

Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers hat daher, wie aus der dem Bundesrat und Reichstag vorgelegten Sammlung von Aktenstücken über den Aufstand in Ostafrika ersichtlich ist, zunächst in Gemeinschaft mit England und Italien über die zu den Besitzungen des Sultans von Sansibar gehörige Küste des ostafrikanischen Festlandes eine Blokade verhängt und sich gleichzeitig an andere, bei der Erschließung Afrikas für christliche Kultur und Gesittung interessirte Nationen Europas gewandt, um durch gemeinschaftliche Maßregeln den Sklavenjägern entgegenzutreten. Der Reichstag hat in seiner Plenarsitzung vom 14. Dezember v. J. eine Resolution beschlossen, worin derselbe, unter Bezugnahme auf die allerhöchsten Worte der Thronrede, die Überzeugung ausspricht, daß die Aufgabe, Afrika für christliche Gesittung zu gewinnen, mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden beginnen müsse. In der Resolution ist ferner die Bereitwilligkeit des Reichstags ausgesprochen, die von den verbündeten Regierungen zu diesem Zweck vorzuschlagenden Maßregeln in Erwägung zu ziehen und zu unterstützen.

Der unter dem 28. April v. J. zwischen dem Sultan von Sansibar und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft abgeschlossene, in dem Weißbuch unter Ostafrika mitgeteilte Vertrag, durch welchen der Gesellschaft die gesamte Verwaltung in den festländischen Besitzungen Sr. Hoheit, südlich vom Umbafluß übertragen ist, hat infolge des erwähnten Aufstandes bisher nicht vollständig zur Durchführung gelangen können. Die Macht des Sultans hat sich nicht als ausreichend erwiesen, um dem Vertrage entsprechend die Gesellschaft bei Ausübung der ihr gewährten Rechte wirksam zu unterstützen, und die Gesellschaft selbst verfügt nicht über die nötigen Mittel, um sich der Angriffe der arabischen Sklavenhändler auf allen Küstenpunkten zu erwehren.

Ohne eine Unterstützung durch das Reich wird unter diesen Umständen die Aufgabe der Beteiligung Deutschlands an der kulturellen Arbeit der Gesittung Afrikas von der ostafrikanischen Gesellschaft nicht gelöst werden können.

Um die angemessene Verwendung der vom Reich zu gewährenden Mittel zu überwachen und zu sichern, wird es erforderlich sein, einen Kommissar des Reiches zu ernennen und nach Sansibar zu entsenden, welcher mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet ist, um in den unter deutsche Verwaltung gestellten Besitzungen des Sultans von Sansibar und in den benachbarten Gebieten die zur Bekämpfung der aufrührischen Sklavenhändler erforderlichen Maßregeln zu überwachen.

Nachdem durch Verhängung der Blokade über das Festlandgebiet von Sansibar Schiffe der kaiserlichen Marine in Gemeinschaft mit englischen, italienischen und portugiesischen Kriegsschiffen beschäftigt sind, Waffen- und Munitionszufuhren abzuschneiden und die Sklavenausfuhr zu verhindern, wird zur Herstellung und Erhaltung der Sicherheit und Ordnung vor allem die Anwerbung einer einheimischen Polizeimacht von ausreichender Stärke erforderlich sein. Über sonstige Verwendungen wird die kaiserliche Regierung im Laufe der Verhandlungen des Reichstags sich vertraulich zu äußern bereit sein.

Nach §. 41 des Statuts der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft wird die Aufsicht über die Gesellschaft von dem Reichskanzler geführt und ist nach §. 42 darauf zu richten, daß die Geschäftsführung den statutarischen Zwecken der Gesellschaft entspricht und im Einklang mit den gesetzlichen Vorschriften erfolgt. Als Organ der Aufsichtsbehörde fungirte bisher ein vom Reichskanzler bestellter Kommissar in Berlin mit den im §. 41 des Statuts erwähnten Befugnissen. Es hat sich jedoch das Bedürfnis ergeben, zur Überwachung der Thätigkeit der Gesellschaft in Ostafrika und namentlich auch in den der Gesellschaftsverwaltung durch Vertrag mit dem Sultan von Sansibar vom 28. April v. J. unterstellten Gebieten ein ständiges politisches Aufsichtsorgan des Reiches an Ort und Stelle zu besitzen, welches den dortigen Vertretern der Gesellschaft gegenüber mit durchgreifender Autorität ausgestattet ist. Die Einwirkung hat sich nicht als ausreichend erwiesen, um Irrungen zu verhüten und internationalen Verwickelungen vorzubeugen. Dem durch das Gesetz in Vorschlag gebrachten Reichskommissar für Ostafrika wird daher insbesondere auch das Recht zustehen müssen, die von der Gesellschaft auf Grund der ihr vom Sultan übertragenen Ausübung der Landeshoheit für das ostafrikanische Küstengebiet erlassenen Verordnungen und Reglements außer Kraft zu setzen oder Abänderungen derselben zu verlangen, sowie die Entfernung beziehungsweise Ersetzung der dort angestellten Beamten der Gesellschaft herbeizuführen. Eine staatliche Einmischung in die wirtschaftlichen Angelegenheiten oder in die Zollerhebung der Gesellschaft ist nicht beabsichtigt. Um die Kompetenz des Reichskommissars nach allen Seiten hin festzustellen, sind Verhandlungen mit dem Direktionsrat der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eingeleitet und ist eine Verständigung mit dem Sultan von Sansibar in Aussicht genommen.

Für die Ausführung des vorstehenden Aktionsprogramms ist nach einem detaillirten, von sachverständiger Seite ausgearbeiteten Kostenanschlag die Summe von 2 Mill. Mark erforderlich. Es kommen hierbei nicht in Betracht die Kosten der Stationirung der Kriegsschiffe an der ostafrikanischen Küste, welche bei den Fonds der Marineverwaltung nachgewiesen werden. Die veranschlagten Kosten umfassen außer denjenigen der erstmaligen Organisation die laufenden Ausgaben bis 1. April 1890. Etwa fernerhin noch erwachsende Ausgaben

Digitized by Google

würden in dem Etat des betreffenden Rechnungsjahres vorzusehen sein. Vorbehalten bleibt die demnächstige Erstattung der durch die beabsichtigten Maßnahmen erwachsenden Kosten aus den Einkünften des ostafrikanischen Gebiets, in der Voraussetzung günstiger Entwicklung des Unternehmens.

Die „arabischen" Kaufleute in Süd-Afrika.

Von A. Merensky.

Der freie Verkehr der Völker unter einander, welcher von den christlichen Mächten angebahnt worden ist und von ihnen getragen und beschützt wird, hat manche Erscheinung in seinem Gefolge, welche uns fremdartig anmutet. Freudig hat es die christliche Handelswelt begrüßt, daß es ihr gestattet wurde, in China und Japan, sowie auf den Märkten Persiens, Arabiens und Ostafrikas in den Wettbewerb um Gewinn mit einzutreten, aber großes Erstaunen ergreift die Europäer, wenn sie sehen, daß hinwiederum auch die Asiaten anfangen, ihnen auf anderen Gebieten die Alleinherrschaft in Bezug auf Handel und Wandel streitig zu machen. Nicht nur bringen Chinesen in die bisher von Europäern beherrschten Gebiete ein, sondern auch Araber und Hindu treten als gefährliche Konkurrenten der Europäer auf.

Dies letztere ist besonders auf der Ostküste Afrikas der Fall, wohin jetzt aller Blicke gerichtet sind, weil die christlichen Mächte endlich mit vollem Rechte dem arabischen Sklavenhandel ein Ende machen und den von hier ausgehenden politischen Einfluß der Araber in Afrika brechen wollen. Wenn es auch gelingen sollte, beides zu erreichen, wird aber trotzdem der Araber und der Inder an diesen Küsten immer der gefährliche Konkurrent der europäischen Kaufleute bleiben, denn der Handel dieser Asiaten breitet sich an der Ostküste in auffallend schneller Weise immer weiter aus. Selbst in Süd-Afrika, in Natal und in Transvaal, ist in dem Araber und Indier dem europäischen Kaufmann ein gefährlicher Konkurrent erstanden.

Vor etwa 30 Jahren fing man an, indische Kulis in Natal einzuführen, um auf den Zuckerplantagen über ein regelmäßig Dienst thuendes Material verfügen zu können. Mit den indischen Arbeitern fanden sich einige indische Kaufleute ein, welche aber zunächst nur für ihre Landsleute und deren Bedürfnisse da waren. Weil aber sehr viele Kulis nicht wieder nach ihrer Heimat zurückkehrten, sondern es vorzogen, in Süd-Afrika zu bleiben, so vermehrte sich hier alljährlich ihre Zahl. In Natal zählt die indische Bevölkerung bereits 30 000 Köpfe. Diese Indier und einige Araber haben es verstanden, den Handel mit den Eingeborenen fast ganz in ihre Hände zu bringen, also die englischen Händler auf diesem Gebiete vollständig zu schlagen. Fast alle „Kafferläden" in der Kolonie, d. h. Läden, welche die von den afrikanischen Eingeborenen begehrten Waren führen, sind jetzt in den Händen der Asiaten, die auch den Hausirhandel in den Lokationen besorgen. Andere Händler dieser Art besitzen auch größere Geschäfte, und gewinnen auch die Weißen zu Kunden, da sie billigere Preise stellen, als bisher hier üblich war. In allen Städten Natals mehrt sich noch immer die Zahl dieser indischen Kaufläden.

Aus der Stadt Newcastle, gelegen in dem nördlichsten Teile der Kolonie, berichtet ein Korrespondent des „Natal Mercury" über die Fortschritte, welche die braunen Fremdlinge machen, unter dem 14. November d. J. folgendes: „Ich habe schon früher erwähnt, daß unsere indische Bevölkerung täglich zunimmt, das aber ist immer noch der Fall. Jeder passende oder scheinbar passende Ort, an dem ein Kaufladen errichtet werden kann, wird von diesen, fälschlich „Araber" genannten Leuten gemietet, und überall erstehen Holz- und Eisenhäuser. Gegenwärtig gibt es in Scottstreet neun solcher Läden, und trotzdem ist der unersättliche Mohamedaner nicht zufrieden, sondern es werden noch mehr Baustellen gesucht. Wie sie bei den hohen Mieten, die sie zahlen, alle ein gutes Geschäft machen können, ist mir unverständlich."

Auch in die benachbarten Bauerrepubliken sind diese asiatischen Händler eingedrungen. Im Freistaat findet man sie überall, und kaum belebte sich der Handel Transvaals infolge der neuentdeckten Goldfelder, als sie auch hier einwanderten. Im September d. J. schätzte man den Wert der Güter, die sich im Besitz der in diesem Lande ansässigen indischen Kaufleute befanden, auf fünf Millionen Mark. Ja, eine Firma gab es unter ihnen, deren Lager allein den Wert von einer Million besaß.

In Transvaal sieht der arme Teil der Bevölkerung, die Eingeborenen und die ärmeren Bauern, die Einwanderung der braunen Fremdlinge nicht ungern, denn sie begnügen sich mit ungemein niedrigem Verdienst, so daß infolge ihres Auftretens die Preise aller Waren um ein bedeutendes zurückgegangen sind. Diese Asiaten sind für ihre Person überaus genügsam und können deshalb mit einem viel geringeren Verdienst zufrieden sein als die Europäer, die im Auslande teurer als in Europa zu leben pflegen. In Pretoria wurden zwei indische Geschäftsgenossen mit einander uneins, und es entspann sich zwischen ihnen ein Prozeß. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß diese Leute, Inhaber eines Geschäftes, welches in einem Monat achtzehntausend Mark vereinnahmt hatte, für den Unterhalt ihrer Person und Familien sich je 800 Mark ausbedungen hatten. Die durch unangenehme Konkurrenz in ihrem Bestehen gefährdeten europäischen Kaufleute Transvaals benutzten ihren Einfluß, einen Ausweisungsbefehl gegen die Fremdlinge zu erwirken, und erreichten ihren Zweck, da ihnen der Widerwille, der den Bauren gegen jedes braune oder farbige Gesicht eigen ist, dabei zu statten kam. Auf Grund des „Lokationsgesetzes", nach welchem Eingeborene nur in den von der Regierung ihnen zugewiesenen „Lokationen" wohnen sollten, wurde den Indiern der Befehl gegeben, die Städte und Dörfer zu verlassen. Die von dieser Maßregel hart betroffenen Leute, welche Stellen gemietet, Häuser erbaut und Güter herbeigeführt hatten, haben gegen diese Maßregel protestirt und petitionirt. Da die meisten von ihnen, wenn nicht alle, englische Unterthanen sind, erwartet man, daß die englische Reichsregierung oder die Regierung Indiens sich ihrer annehmen wird.

Die Europäer werden sich daran gewöhnen müssen, daß in Zukunft asiatische Händler ihnen mehr, als es bisher der Fall war, Konkurrenz machen. Ganz besonders wird es schwer sein, an der Ostküste Afrikas den Händen der Araber und Indier den Kleinhandel mit den Eingeborenen zu entwinden. Hier werden die Europäer auf die Dauer ihren Platz nur als Großkaufleute behaupten können.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe fand am 22. d. M. abends eine Sitzung des Ausschusses in den Räumen der Gesellschaft statt. Es wurde über die Publikation des Aufrufes „Gegen den Sklavenhandel" beschlossen, und dann die Wahlen in die Kommission, welcher die Ausführung des Beschlusses der Vorstandssitzung vom 19. Februar, die Bekämpfung des Sklavenhandels betreffend, übertragen war, vorgenommen. Von den Mitgliedern des Ausschusses wurden folgende Herren in die Kommission gewählt: Kaufmann Arnhold, Dr. Ebert, Dr. Hammacher, Staatsminister v. Hofmann, Vizeadmiral a. D. Livonius, Dr. Schröder, Direktor im Reichspostamt Sachse, Oberbürgermeister a. D. Weber. Zur Behandlung der Auswanderungsfrage hatte sich eine Kommission gebildet, welcher nunmehr folgende Herren angehören: Dr. Hammacher, Generalmajor v. Teichmann-Logischen, als Vorsitzende, Dr. Ebert und Premierleutnant Kurella. Die Kommission wird Sachverständige zuziehen, um die einzelnen Fragen zu behandeln. Die von der Pondoland-Gesellschaft übersandten Akten wurden der Kommission für Auswanderung überwiesen.

— In der Abteilung Berlin sprach am 14. d. M. Herr Dr. Schumann über die Bedeutung des Royal garden in Kew für englische Kolonien. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründet, wurde derselbe bis 1840 aus der Königlichen Schatulle unterhalten und von diesem Zeitpunkt an nach den Vorschlägen des berühmten Botanikers Lindlay reformirt und von der Regierung verwaltet. In dem Garten werden alle Pflanzen und Hölzer, welche irgend welche kulturelle Bedeutung besitzen, gezogen und, nachdem ihre Eigenschaften genügend studirt und erkannt, zur Verpflanzung an geeignete Gegenden der britischen Kolonien abgegeben. In Kew erkannte man zuerst die Krankheit der Kaffeepflanzen in Ceylon im Jahre 1870 und schuf Ersatz für den Kaffee. Den wichtigen Kautschukpflanzen, dem Chinabaum, dem Thee, Kakao und in neuerer Zeit der Kokapflanze wurde die größte Beachtung geschenkt. Das Kapland verdankt z. B. ausschließlich seine Theepflanzen dem Garten von Kew. Redner schließt sein interessantes Referat damit, daß in unserm Vaterlande eine ähnliche Einrichtung ins Leben gerufen werden möge. Der Vorsitzende, Herr Dr. Ebert, teilte, nachdem zur Sache noch Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Meitzen gesprochen hatte, mit, daß hierzu begründete Aussicht sei. Darauf trug Herr Chr. Krüger, welcher mit Dr. Henrici im Togogebiete gewesen war, seine Ansicht über die Kulturfähigkeit der von ihm gesehenen Landstriche vor.

— Abteilung Köln. Am 11. d. M. veranstaltete die Abteilung Köln einen Herrenabend, welcher von mehr als 200 Personen besucht war. Den ersten Vortrag des Abends, „über die Krisis in Deutsch-Ostafrika und deren Lösung", hatte Herr Premierleutnant Richelmann übernommen. In knapper, spannender Ausführung schilderte Redner die geographischen, wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse Ostafrikas, gab sodann eine klare Darstellung der politischen Lage daselbst und erörterte, daran anschließend, die Mittel zur Wiederherstellung geordneter Zustände im deutschen Schutzgebiet und den angrenzenden Ländern. Insbesondere behandelte er die gegen den Sklavenhandel und die Sklavenjagden zu ergreifenden Maßnahmen, in deren Reihe auch die Erhaltung und Stärkung der Machtstellung Dr. Schnitzers einen hervorragenden Platz einnehmen müsse, nicht sowohl im Hinblick auf die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten, als auf die zukünftige Entwicklung von Innerafrika. Vor allem empfahl der Redner aber die schleunigste Durchführung der sogenannten Landblokade. Dem einstündigen Vortrage fügte dann Herr Amtsgerichtsrat Dilthey aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse noch eine anschauliche Schilderung von Land und Leuten und von den bisherigen Erfolgen der Deutschen in Ostafrika hinzu. Zum Schluß wies Herr Prof. Dr. F. Fabri, welcher zum Ehrenmitglied der Abteilung Köln ernannt ist, noch darauf hin, daß die Zeit der fröhlichen Erwerbung von Kolonien für uns nunmehr zu Ende sei, und daß wir jetzt allenthalben gezwungen würden, das Erworbene mit eiserner Hand, unter Einsetzung unserer vollen Macht, festzuhalten.

— (Die Abteilung Frankfurt a. M.) hielt am 20. Dezember ihre

Digitized by Google

Generalversammlung ab. Der Vorsitzende Herr Dr. E. Cohn erstattete zunächst einen eingehenden Bericht über alles, was die Abteilung im verflossenen Jahr geleistet und erstrebt hat, und schloß mit dem Wunsche, daß die Vereine bei der Pflege der Kolonialbestrebungen und der kulturellen Aufgaben, die sie sich gestellt, sich allezeit freihalten möchten von den Agitationen der politischen Parteien, und daß Männer aller Parteischattirungen wie seither, so auch ferner zusammenwirken, des Vaterlandes Wohl, Größe und Einfluß auch auf dem Gebiete der Kolonisationsbestrebungen zu fördern und zu heben. Herr Leippranb berichtete sodann über die Thätigkeit und die noch schwachen Erfolge des Auskunftsbüreaus, das allen Auswanderungslustigen gratis mit Mitteilungen über die Verhältnisse in fremden Ländern, über die besten Reiserouten, Reisekosten, über bestehende Beratungsstellen für Einwanderer ꝛc. gern an die Hand gehe und von der Masse der auswandernden Landbevölkerung, also von den eigentlichen Landbauern und von Handwerkern weniger benutzt werde, als von Leuten aus solchen Berufsklassen, die, wie Kaufleute, Aspiranten im Verwaltungsdienst und im Verkehrswesen, in den Kolonien nirgend begehrt sind. Die Auskunftsstelle vermeidet es prinzipiell, irgend ein Land oder eine bestimmte Provinz oder Stadt zur Auswanderung zu empfehlen; sie kann nur Berater und Warner solcher sein, die sich über ein vorgefaßtes Reiseziel zu informiren wünschen. Es wird beantragt, durch die öffentlichen Blätter in weitesten Kreisen öfter auf die hiesige Auskunftsstelle für Auswanderer aufmerksam zu machen und die unbestreitbare Nützlichkeit der Einrichtung überall zu betonen. Die seitherigen Vorstandsmitglieder wurden, mit Ausnahme eines ausscheidenden Herrn, an dessen Stelle Herr Dr. Georg Ruoff gewählt wurde, wiedergewählt.

— Abteilung Wismar. Am 12. Dezember sprach Herr Dr. O. Kersten über das Pondoland vor einem zahlreichen Auditorium.

— Abteilung Hagenau. Am 16. d. M. abends hielt Herr Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm auf Einladung der Abteilung einen Vortrag über die deutschen Kolonien in Ostafrika, welchem die zahlreich erschienene Versammlung mit großem Interesse folgte. Zur Veranschaulichung dienten zahlreiche Photographien, sowie auch Erzeugnisse des Gewerbfleißes der Eingebornen, Waffen ꝛc.

— In der Stadt Bruchsal, in welcher sich bisher nur eine kleine Ortsgruppe der Abteilung Karlsruhe befand, hat in neuerer Zeit das Interesse an der kolonialen Entwickelung Deutschlands erheblich zugenommen. Dieses zeigte sich anläßlich eines Vortrages, welchen der Vorsitzende der Karlsruher Abteilung, Herr Präsident Grimm, am 12. Januar in der Aula des Gymnasiums gehalten hat, zu welchem, erfolgter Einladung entsprechend, aus allen Kreisen der Einwohnerschaft ein zahlreiches Auditorium erschienen war. Der Redner gab einen Überblick der deutsch-ostafrikanischen Koloniengründung und verweilte besonders ausführlich bei der in demselben Gebiete bereits von andern Kulturvölkern, insbesondere in der antiken Zeit und im Mittelalter bewirkten großen Kolonialunternehmungen. In dem weitern Verlauf seines Vortrags besprach Redner den Sklavenhandel und die Aufstände in Ostafrika sowie die Mittel zur wirksamen Bekämpfung beider. In Folge der durch Wort und Bild dergestalt gegebenen lebhaften Anregung und der stattgehabten Mitgliederanmeldung steht mit Sicherheit zu erwarten, daß in Bruchsal eine recht zahlreiche Abteilung gebildet werden wird, worüber wir in Bälde das Nähere mitzuteilen in der Lage sein dürften.

Kleine Mitteilungen.

— (Der Brief Stanleys.) Das Reutersche Büreau veröffentlicht den Wortlaut des Stanleyschen Briefes, der bei den Stanleyfällen am oberen Kongo eingetroffen und durch Bevollmächtigte des Kongostaates nach Brüssel gesandt worden ist. Das Schreiben ist an Tippo Tip, alias Achmed Ben Mohamet, gerichtet und lautet:

Boma de Banalya (Murenia), 17. August 1888.

An den Scheikh Achmed Ben Mohamet von seinem guten Kameraden Henry M. Stanley. Ich sende Dir viele Grüße. Ich hoffe, daß Du, gleich wie ich, guter Gesundheit Dich erfreust und überhaupt seit meinem Weggang vom Kongo gesund gewesen bist. Ich habe Dir viele Neuigkeiten zu erzählen und hoffe, in kurzem bei Dir zu sein. Mit 130 Wangwana-Leuten, 3 Soldaten und 66 Unterthanen Emins bin ich heute früh angekommen. Heute sind es 82 Tage, seit wir Emin am Nyanzasee verlassen haben, und auf der ganzen Reise haben wir nur drei Mann verloren. Zwei sind ertrunken, der dritte ist davongelaufen. Ich habe die Weißen gefunden, welche ich suchte. Emin Pascha befindet sich vorzüglich wohl, desgleichen Casati. Emin Pascha besitzt Elfenbein im Überfluß, Viehherden nach tausenden von Köpfen, Ziegen, Geflügel und Vorräte aller Art. Er ist ein guter, liebenswürdiger Mensch. Allen unsern weißen wie schwarzen Männern macht er zahlreiche Geschenke. Seine Freigebigkeit hätte nicht größer sein können, als sie war. Seine Soldaten haben unsere Schwarzen wahrhaft vergöttert, daß sie so weit gekommen seien, um den Weg zu bahnen, und viele von ihnen wollten sich uns sofort anschließen und das Land verlassen, aber ich habe sie gebeten, einige Monate zu warten, bis ich von Yambunga zurückgekommen, wo ich die dort zurückgelassenen Leute und Waren holen will. Sie haben zu Gott gebetet, daß er mir die erforderliche Kraft schenke, mein Unternehmen zu Ende zu führen. Gott wolle, daß ihr Gebet Erhörung finde. Nun sage mir, mein Freund, was willst Du thun? Wir haben den Weg zweimal gemacht, wir wissen, wo er gut und wo er schlecht ist. Wir wissen, wo es Nahrungsmittel im Überfluß gibt und wo Mangel daran ist, und wo sich geeignete Lagerplätze befinden. Ungeduldig warte ich auf Nachrichten von Dir. Wenn Du mich begleiten willst, ist es gut, wenn nicht, ist es auch gut. Ich überlasse Dir das. Hier werde ich etwa zehn Tage bleiben, dann langsam weiterziehen. Ich werde die Richtung gegen eine große Insel zu einschlagen, welche zwei Wegstunden von hier entfernt ist. Jenseits dieser Insel werde ich einen Lagerplatz und Lebensmittel im Überfluß für meine Leute finden. Was Du mir auch zu sagen haben wirst, ich werde dasselbe wie immer mit dem größten Vergnügen entgegennehmen. Wenn Du kommen willst, dann komme rasch, denn ich breche in elf Tagen auf, und zwar des Morgens. Alle meine Weißen sind gesund, aber ich habe sie alle zurückgelassen, nur mein Diener William begleitet mich.

Stanley.

Die Echtheit des von Tippo Tip nach Brüssel gesandten Originals des vorstehenden Briefes ist in Brüssel nicht bezweifelt worden. Der Inhalt bestätigt, wie man sieht, lediglich die vor vier Wochen gekommenen Berichte, aber auch jetzt bestehen die Zweifel und Sorgen um das Schicksal Stanleys und Emins fort. Ein großes Interesse beansprucht dieses Schriftstück sicherlich; wir haben nach langer Zeit des beängstigendsten Schweigens wieder ein greifbares Lebenszeichen des berühmten Forschers in Händen. Es ist danach sicher, daß Stanley Ende August nach dem Lager am Aruwhimi zurückkehrte, wo Barttelot ermordet war, und von da wieder nach Wadelai ging. Ferner steht fest, daß er Emin auf seiner ersten Reise in guten Verhältnissen zurückgelassen hatte. Von diesem Zeitpunkt aber ist man nur auf ungewisse Nachrichten angewiesen, welche über Suakim kommen. Nach den letzten sind die Derwische bei Fashode am Weißen Nil von regulären Truppen, welche man als die Soldaten Emins bezeichnet, geschlagen, und der Khalif habe infolge dessen die Feindseligkeiten eingestellt. In den Kreisen des englischen Emin Pascha-Komitees glaubt man, daß Stanley versuche, wieder nach der Ostküste zu gelangen.

— (Aus Samoa.) Die letzten aus Apia und Washington eingetroffenen Nachrichten besagen, daß dort alles ruhig ist. Die von den Deutschen verhafteten Amerikaner sind wieder in Freiheit gesetzt. Das deutsche Konsulatsgebäude und zwei benachbarte deutsche Warenlager sind durch eine Feuersbrunst zerstört.

— (Sir John Kirk) der frühere englische Generalkonsul in Sansibar ist nach Sansibar abgereist. Es verlautet in englischen Zeitungen, daß demselben von der Regierung eine besondere Mission übertragen ist.

— (Die Ausrüstung der Emin Pascha-Expedition) ist, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, bereits nach Sansibar unterwegs. Die Leitung der Expedition ist Dr. Carl Peters übertragen, welcher zu diesem Zwecke von der Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf die Dauer der Expedition beurlaubt ist. Bis zum nächsten Monat wird die Expedition voraussichtlich vollkommen ausgerüstet sein, und Dr. Peters gedenkt alsdann, jedenfalls noch im Februar, nach Ostafrika abzureisen. Für die Expedition sind bereits mehrere Deutsche engagirt, darunter Fritz Bley, ein Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Usungula, jetzt in Dar-es-Salaam; ferner der Besteiger des Kilimandscharo, Ehlers, und ein geborner Berliner, Fricke. Letzterer ist der Sohn eines Berliner Ratszimmermeisters, 36 Jahre alt, war von 1864 bis 1869 in Hongkong als Volontär in einem dortigen Handelshause, dann in Rio de Janeiro und von 1872 an in Ägypten, größtenteils im Sudan thätig. Im Jahre 1882 wurde er von dem Kriegsministerium zu Kairo dem General Wolseley als Dolmetscher zugeteilt und machte als solcher den Feldzug gegen Arabi mit. 1884 zog er mit Baker Pascha gegen Osman Digma und wurde nach der Niederlage bei Tokar wieder dem General Graham, dem Führer der englischen Truppen, als Dolmetscher zugeteilt. Vom Februar 1884 bis August 1885 kämpfte Fricke gegen Osman Digma in den Schlachten von Tokar, Tamaib und Handub, baute später im Auftrage der ägyptischen Regierung die Wasserwerke in Agig und Bardour und wurde dann unter Chermside Dolmetscher der ägyptischen Regierung in Suakim. 1886 schied er aus diesem Dienste aus und ist jetzt für die Emin Pascha-Expedition als Führer und Dolmetscher engagirt. Auch der für die Expedition engagirte Ehlers ist eine in Ostafrika bewährte Kraft. Derselbe ist 33 Jahre alt, hat Jura und Landwirtschaft studirt und bewirtschaftete von 1880 an ein Gut im Regierungsbezirke Köslin. Im Frühjahr 1887 begab er sich nach Sansibar und nahm an der Küstenexpedition der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach dem Süden im letzten Sommer Teil. Im Herbst v. J. gelang es ihm, im Verein mit dem amerikanischen Naturforscher Dr. Abbott durch den Gürtel der Aufständischen hindurch zum Kilimandscharo zu gelangen und diesen Bergriesen als erster Europäer vollständig zu besteigen; er ist noch höher als Dr. Hans Meyer gekommen. Gegenwärtig leitet Ehlers die Station Moschi der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und hat sich von dort aus zur Teilnahme an der Emin Pascha-Expedition gemeldet. — Das Gesamtkomitee ist auf den 31. Januar einberufen worden.

Eingänge für die Bibliothek

vom 1. November bis 31. Dezember 1888.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht immer möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern freundlichst zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

American baptist Missionary Union. Twenty-fourth annual report with the proceedings of the annual meeting, held in Washington D. C. May 21. u. 22. 1888. Tremont Temple Boston 1888.

Argentinien. Estadistica del comercio y de la navigacion de la Repl. Argt. p. 1887. gr. 8 XXXV u. 429. Buenos Aires 1888.

— Annuaire statistique de la prov. de Buenos Ayres par d'Alb. C. Dessein, 6. année 1886. Edition en français XVI u. 392. La Plata 1888.

Digitized by Google

Australien. Statist. of the colony of Tasmania for 1882. gr. F. LXI u. 331 u. 7. Tasm. 1883.
— Statist. of the colony of Victoria for 1882. gr. F. 553 S. Melbourne 1883.
— Statist. of the colony of South-Austral. for 1882. gr. F. North-Terrace 1883.
— Statist. of the colony of South-Wales, for 1882. 341 S. gr. F Sydney 1883.
— Statist. of the colony of Western-Austr. for 1882. gr. F. 127 S. Perth 1883.
— Statist. of the colony of Queensland for 1882. gr. F. 225 S. Brisbane 1883.
— (New Zealand). Statist. of New Zealand for 1882. gr. F. 294 S. Wellington 1883.

Banning, Emile. La partage politique de l'Afrique d'après les transactions internationales les plus régentes 85 à 88. 8. Mit einer Karte. VIII u. 181. Muquardt, Bruxelles 1888.

Bolus, Harry. Grundzüge der Flora von Süd-Afrika. Mit einem Anhang über die wichtigsten Nutzhölzer Süd-Afrikas. Aus dem Englischen von Dr. O. Kersten. 8. 43 S. Quandt u. Händel, Leipzig. 1888.

Bormann, Edwin: Liederhort in Sang und Klang, in Wort und Bild. Dichtungen von Edw. Bormann. 4. 227 S. Selbstverlag, Leipzig. 1888.
— Dasselbe, Textausgabe. Kl. 8. 251 S. mit 7 Bildern von F. Flinzer. Selbstverlag. Leipzig. 1888.

Breitenbach, Dr. W.: Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte. 8. 48 S. (Heft 39 der Deutschen Zeit- und Streitfragen). Verlagsanstalt und Druckerei. Hamburg. 1888.

Credner, Dr. R.: III. Jahresbericht der Geograph. Gesellschaft zu Greifswald. I Thl. 8. 106 S. Mit 12 Tabellen und 6 Tafeln. J. Abel, Greifswald. 1888.

Dove, Dr. K.: Das Klima des Außereuropäischen Südafrika, mit Berücksichtigung der geogr. und wissenschaftl. Beziehungen nach klimatischen Provinzen dargestellt. 8. Mit 3 Kartenbeilagen. VIII u. 160 S. Vandenhoeck u. Ruprechts Verlag. Göttingen. 1888.

Flickinger & M'ckee: History of the origin, development and condition of missions among the Sherbro and Mendi tribes. 8. VII u. 329 S. Dayton, Ohio. 1885.

Gareis, Dr. C.: Deutsches Kolonialrecht. Sammlung von Gesetzen und Verordnungen betreff. die deutschen Schutzgebiete. 8. E. Roth, Gießen.

Heltzel, Em.: Die Schwefelthermen von Helouan bei Cairo in Ägypten. Kl. 8. 36 S. Selbstverlag. Helouan. 1888.

Her Majesty's Colonial possessions: No. 34 Fiji.
„ 35 Brit. Honduras.
„ 36 Mauritius, Seychelles and Rodrigues.
— Reports on the blue books for 1887.

Johnston, the revd. James: Report of the centenary conference on the protestant missions of the world. 2 Bde. 8. 1. Bd. XLVI u. 560 S. 2. Bd. 624 S. J. Nisbet, London. 1888.

Ittameier, M., Pfarrer: Die evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika in den ersten zwei Jahren ihres Bestehens. 8. 48 S. Rothenburg a. Tbr., Petersche Offizin. 1888.

Junkers, Dr. W.: Reisen in Afrika 1875 bis 1886. Nach seinen Tagebüchern unter Mitwirkung von R. Buchta. In drei Bänden oder 50 Lieferungen (50 Pf.). 1. Lfg. Hölzel, Wien u. Olmütz. 1889.

Kaltenbrunner, D.: Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. Lfg. 9—11 (Schluß). J. Wurster & Co., Zürich. 1888.

Lanessan, J. L. de: L'Indo-Chine française, étude politique, économique et administrative sur la Cochinchine, le Cambodge, l'Annam et le Tonquin. gr. 8. VII. u. 760 S. Mit 5 Karten. F. Alcan, Paris. 1889.

Lavigerie, Le cardinal. L'esclavage africaine. Discours prononcé au Meeting, tenu à Londres le 31 juillet 1888 sous la présidence de lord Granville. Gr. 8. 27 S. A la procure des missions d'Afrique. Paris 1888.
— L'esclavage africaine. Conférence, faite dans l'église de St. Sulpice à Paris. Gr. 8. 52 S. A la procure des missions d'Afrique. Paris. 1888.

Lüthi, H., (gew. Korporal): Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion Algier und Tonkin 1880—1885. 8. 112 S. R. Jenni's Buchhandlung (H. Köhler) Bern.

Meinhof, C.: Das Zeitwort in der Duallasprache. Nach schriftlichen und mündlichen Mitteilungen grammatisch dargestellt. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen" 1889 Heft 1. Gr. 8. 34 S.

Minutes of the fifty-eighth general assembly of the Cumberland presbyt. church. 200 S. Nashville, Tenn. 1888. Cumberl. presbyt. publ. house.

Paulitschke, Dr. Ph.: Harar. Forschungsreise nach den Somal- und Gallaländern Ostafrikas. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. Gr. 8. IX u. 557 S. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1888.

Philosophical Society of Glasgow. Proceedings of the 1887-88. Vol. XIX. 8. VI u. 448 S. John Smith and son, Glasgow. 1888.

Presupuestos los, los recursos y las leyes de impuestos de la nacion, las 14 provincias y las principales municipalidades. Año 1887. Gr. 4. LVI u. 490 S. Buenos Aires. 1888.

Proceedings of the Southern baptist convention Atlanta. G. A. 50 u. LXXI. J. P. Harrison & Cop. 1888.

relig. tract society, The. A handbook of foreign missions London. 8. Piccadilly 164 London. 1888.

Report of the committee for the propagation of the gospel in foreign parts, especially in India. To the general assembly of the church of Scotland. 1888.

Rethwisch, J.: Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- und Auswanderungspolitik. Kl. 8. 192 S. Selbstverlag, Berlin 1889.

Sauer, Carl Marquard und H. Runge: Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. 8. VI u. 165 S. Julius Groß, Heidelberg 1888.

Sauer, Carl Marquard: Kleine italienische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. 8. VII u. 208 S. Julius Groß, Heidelberg 1888.

Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar: Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. 8. 16 S. Mit 2 Abbildungen. Druck bei A. Haacke, Berlin 1888, Dorotheenstraße 55.

Sixty-ninth annual report of the missionary society of the methodist episcopal church for the year 1887. 406 S. New York. 1888.

Statistical abstract for the several colonial and other possessions of the United Kingdom in each year from 1875 to 87. 179 S. London. 1888.

Staudinger, Paul: Im Herzen der Haussaländer. Reise im westlichen Sudan nebst Bericht über den Verlauf der deutschen Niger-Benuë-Expedition, sowie Abhandlungen über klimatische, naturwissenschaftliche und ethnographische Beobachtungen in den eigentlichen Haussaländern. Gr. 8. X und 756 S. A. Landsberger, Berlin 1889.

Steinberg, S.: Vom Schiffsjungen zum Wasserschout. Erinnerungen aus dem Leben des Kapitän Alf. Tetens, gegenwärtig Wasserschout und Vorstand des Seemannsamtes der freien und Hansestadt Hamburg. 8. Mit Porträt und 10 Illustrationen IX u. 392 S. G. W. Niemeyer Nachfg. (G. Wolfhagen) Hamburg 1889.

Die Bibliotheksverwaltung.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Deutsche Kolonial-Kalender für 1889, herausgegeben von dem Redakteur dieser Zeitung, erschienen und von dem Verlage für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheid,) zum Preise von 1,50 Mk. zu beziehen ist. Der Kalender empfiehlt sich besonders für diejenigen, welche sich über den Stand der kolonialen Bewegung informiren wollen, da er in möglichster Kürze eine Menge Material enthält, welches auf zuverlässigen Quellen beruht. Der Kalender bringt ein Kalendarium, Diarium, Rundschau, Übersicht über die deutschen Kolonien, die Reichsbeamten für die deutschen Schutzgebiete, wichtige Berufskonsulate in überseeischen nicht deutschen Ländern und eine Übersicht über die deutschen Kolonialgesellschaften, deren Vorstände und Beamten. Daran schließen sich die neueren Kolonial-Erwerbsgesellschaften in deutschen und nicht deutschen Ländern. Unter dem Belletristischen ist besonders ein Beitrag des Herrn Hauptmann Wißmann über die Sklavenjagden der Araber hervorzuheben. Unter der Rubrik: Die Kolonial-Agitationsgesellschaften, wird die Deutsche Kolonialgesellschaft, welche mit ihrem Ausschuß, Vorstand und Vorständen der Abteilungen angeführt ist, ausführlich behandelt, aber auch die kleineren Gesellschaften werden gewürdigt. Es folgen sodann der Allgemeine deutsche Verband zur Vertretung deutsch-nationaler Interessen, die deutschen Missionen in den Schutzgebieten und eine statistische Zusammenstellung der Kolonien der europäischen Staaten. Die Rubrik „Für Auswanderer" macht besonders auf das Auskunftsbüreau der Kolonialgesellschaft aufmerksam, während die Liste der wichtigsten Dampferlinien nach den Kolonien Europas von der gewaltigen Entwickelung des Verkehrs Zeugnis ablegt. Der Rest enthält statistische Angaben, die Ausrüstung des wissenschaftlichen Reisenden, Postalisches u. s. w. Geschmückt ist das Büchlein mit den gut ausgeführten Heliogravüren vom Hauptmann Wißmann und Dr. Carl Peters.

Bekanntmachungen.

— **Abteilung Berlin:** Herrenabend, am 28. Januar im kleinen Saale des Architektenhauses. Referat des Herrn Dr. Ebert über: O. Finsch: Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. I. Abtheilung. Bismarckarchipel.

— **Abteilung London:** Freitag, den 1. Februar findet im Gatti Restaurant (436 Strand (dicht bei der Lowther Arcade), Sonderzimmer im 2. Stock, die Generalversammlung statt. Beginn präcis 8 Uhr. Tagesordnung: Jahresbericht, Kassenbericht, Vorstandswahl. Nach Schluß der Generalversammlung findet die 7. zwanglose Zusammenkunft der Mitglieder statt, gelegentlich deren Herr Hermann Meyer über deutsche Ausbreitungsbestrebungen im frühen Mittelalter sprechen wird. Gäste sind willkommen. — Der Vorstand.

Gesucht sogleich für den Kongostaat drei junge praktische Ärzte. — Bedingungen: Vertragsdauer 3 Jahre, Gehalt 6000 Francs, mit Aussicht auf Verbesserung, bei freier Kost und Wohnung und freier Ausreise, sowie freier Rückreise nach Ablauf der Vertragszeit. Bewerber wollen sich brieflich melden unter Chiffre V. G. bei der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung, Markgrafenstraße 25.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 5. Berlin, 2. Februar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Die ostafrikanische Vorlage. — Neue Aktenstücke, betreffend den Aufstand in Ostafrika. — Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. — Die Lage auf Samoa. Mit Karte. — Zur afrikanischen Orthographie und Nomenklatur. Von Dr. Schinz. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Die ostafrikanische Vorlage,

welche wir in der vorigen Nummer mitgeteilt haben und welche dem Reichstage zugegangen war mit Streichung des Satzes am Schlusse der Begründung: daß die demnächstige Erstattung der durch die beabsichtigten Maßnahmen erwachsenen Kosten aus den Einkünften des ostafrikanischen Gebietes in der Voraussetzung günstiger Entwicklung des Unternehmens vorbehalten bleibe, gelangte am 26. Januar zur ersten Lesung. Anwesend war außer dem Fürsten Bismarck auch der für diese Gelegenheit zum Bundeskommissar ernannte Hauptmann Wißmann. Die Verhandlungen begannen mit einer Rede des Grafen Bismarck, in welcher derselbe verschiedene Momente, welche die Entsendung eines Reichskommissars erforderlich machten, zusammenfaßte: die Unterdrückung des Sklavenhandels, die schlimme Lage der Missionare, die angestrengte, in dem tropischen Klima für die Besatzung der Marine gefährliche Thätigkeit, und die Unmöglichkeit, für die Ostafrikanische Gesellschaft außerhalb derjenigen Zwecke, für welche sie ins Leben gerufen, große Mittel aufzuwenden. Es sei deshalb wünschenswert, auf dem Festlande ein amtliches Organ zu haben, und deshalb sei Herr Hauptmann Wißmann für den Posten eines Reichskommissars in Aussicht genommen. Wenn er nach Bewilligung der Vorlage an Ort und Stelle thätig sein werde, so würden in einigen Monaten von ihm sachliche amtliche Berichte einlaufen, auf Grund deren man sich ein weiteres Bild machen könne über das, was weiter zu thun sei. Hauptmann Wißmann ergriff sodann das Wort, um die Lage an der Küste zu schildern, den Aufstand der Araber, die Unmöglichkeit, anders als mit Gewalt durchgreifen zu können, und die Mittel und Wege, des Aufstandes Herr zu werden. Es solle vor allem der Sklavenhandel unterbunden werden, nicht aber der andere Handel, der sich hauptsächlich auf Elfenbein und Gummi beziehe. Dieser Handel hänge zugleich zusammen mit dem Verbot der Einfuhr von Pulver und Waffen. Nur mit Feuergewehren ausgerüstet, sei es den Karawanen möglich, im Innern ihren Handel zu treiben und die Karawanenstraßen zu betreten, denn sie müssen sich zugleich gegen habgierige Eingeborene wehren können. Es sei daher angezeigt, das Verbot der Einfuhr von Waffen, sobald es die Umstände erlauben, dahin zu modifiziren, daß man Maßregeln treffe, wie sie an der Zulugrenze, in einigen portugiesischen Kolonien und auch im Kongostaat getroffen sind. Er kam noch auf den Branntweinhandel zu sprechen, dessen Schädlichkeit vielfach übertrieben sei, lobte die Fruchtbarkeit des ostafrikanischen Küstengebietes, polemisirte gegen den Ausspruch des Dr. Förster: wo es in Afrika fruchtbar sei, da sei es ungesund, und wo es ungesund sei, da sei es fruchtbar, und sprach die Überzeugung aus, daß die zu dem bevorstehenden Unternehmen beantragten Mittel sich für Deutschland lohnen würden. Die Bewegung, die jetzt in Ostafrika aufgetreten sei, habe er vor achtzehn Monaten, als er zum zweitenmale, von der Westküste ausgehend, die Ostküste erreichte, vorausgesehen. Diese Bewegung sei unabwendbar gewesen und habe darin ihre Ursache, daß der Araber eingesehen habe, daß er den Kampf ums Dasein mit dem Europäer führen müsse. Die Religion spiele hier gar keine Rolle; sie werde nur hier und da vorgeschoben. Man schiebe deshalb nicht die Schuld auf andere Umstände, denn warum einen Sündenbock suchen, wenn man ihn nicht nötig hat. Das Wichtigste sei, zu erstreben, so schnell als möglich und so nachdrücklich als möglich Abhilfe zu schaffen. Der Herr Abgeordnete Bamberger, welcher jetzt das Wort nahm, sprach sich selbstverständlich gegen den Besitz von Kolonien aus, tadelte im ganzen und besonderen alles, was mit dieser Frage zusammenhängt, besonders aber die Leitung und Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Wir wollen hier nicht weiter auf diese Rede eingehen, da eine gerechte Würdigung unserer Bestrebungen von dieser Seite doch nicht zu erwarten ist und wir unsere Leser von der Unrichtigkeit der Ansichten des Herrn Redners nicht mehr zu überzeugen brauchen, sondern nur den Passus der Rede herausheben, wo er die „Deutsche Kolonialzeitung" erwähnte. Er sagte:

„Ich erinnere nur an das traurige Schicksal jenes Beamten der Kompanie, der einen Neger, der ihm nicht billig verkaufen wollte, sofort knebeln, windelweich prügeln und dann ins Wasser werfen ließ. Diese große That wurde ruhmredend verkündet. (Fürst v. Bismarck: Wo denn?) Dies steht ausdrücklich in einem Bericht des Herrn Missionars Warneck in Halle. (Fürst v. Bismarck: So, so! Heiterkeit.) Der Herr Reichskanzler will das nicht glauben. Das ist durch alle Zeitungen gegangen. In dem amtlichen Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft (hört! hört! links), der „Deutschen Kolonialzeitung", Jahrgang 1888, Nummer 42, Seite 337 (hört! links) steht folgender Auszug aus dem Briefe eines deutschen Kolonialbeamten, des Herrn Hessel: . . . was wir an Nahrungsmitteln kauften, mußten wir doppelt so hoch bezahlen wie in anderen Orten. Da war besonders ein Kerl, der es zu toll trieb. Ich lockte ihn in ein Zelt, ließ ihn dort binden und knebeln, daß er nicht schreien konnte, dann schlug ich ihn windelweich und warf ihn zur Abkühlung ins Wasser. Er lief davon, aber es hatte geholfen. Die Preise gingen sofort herunter. (Heiterkeit; Zuruf des Fürsten Bismarck.) Das beweist doch, wie die dort Angestellten der Kompanie sich benehmen." (Fürst v. Bismarck: Habe ich den Neger ins Wasser geworfen?)

Man kann diesen Angriff nur als einen sehr heimtückischen bezeichnen, der mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß. Herr Bamberger, welcher so genau die Seitenzahl anzugeben wußte, mußte wissen, daß der Bericht durch eine Anzahl Zeitungen gegangen war, wie ja auch die Koblenzer Zeitung als Quelle angegeben war. Er mußte ferner wissen, daß wir, als wir diesen Brief abdruckten, als Grund dafür nur die interessanten Schilderungen angaben.

Der Brief war nach dem Tode des Herrn Hessel in die Kolonialzeitung aufgenommen, keineswegs um „diese große That ruhmredend zu verkünden", wie Herr Bamberger sich ausdrückte, sondern weil die allgemeine menschliche Teilnahme an dem traurigen Geschick des Verstorbenen es wünschenswert erscheinen ließ, seine letzten brieflichen Äußerungen einem größeren Publikum bekannt zu geben. Aber Herr Bamberger scheint uns böswillig vorwerfen zu wollen, daß wir vielleicht dieses Thun des Herrn Hessel gebilligt hätten. Wir haben damals keinen Beruf gefühlt, das Vorgehen des Beamten anzugreifen, aber wir fühlen uns heute berufen, für Heinrich Hessel, welcher auf dem Felde der Ehre geblieben ist, ein gutes Wort einzulegen. Es könnte scheinen, als ob Hessel ein äußerst roher, gewaltthätiger Mann gewesen sei, welcher an körperlichen Züchtigungen der Neger Gefallen fand, wenn man diesen einen Fall als typisch herausnimmt, wie es Herr Bamberger in unglaublicher Einseitigkeit und Verranntheit annimmt. Das Gegenteil davon ist richtig. Hessel war, wie aus seinen Briefen hervorgeht, zwar ein lebhafter, feuriger Mann, der sich in diesem einen Falle zu einer strengen Behandlung entschloß, wo wirklicher böser Wille ihm entgegengebracht wurde, aber sonst ein gewaltsames Behandeln der Neger zu vermeiden suchte. Zum Beweis dafür veröffentlichen wir folgende Stelle aus einem Briefe vom 19. Februar 1888,

Digitized by Google

welchen er von seiner Station Moschi am Kilima-Ndscharo schickte, und der gleichfalls in der Koblenzer Zeitung, aber später abgedruckt wurde:

„Ihr könnt Euch denken, daß ich tief in der Arbeit stecke, es ist mir aber, als hätte ich Jahre lang nichts anderes gethan, als solche Arbeiten vorgenommen. Was mir sehr wichtig ist, das ist, daß die Leute mir ebenso gut gehorchen, wie Braun. Sie wissen, daß ich sie gut behandele, wenn sie arbeiten, aber auch unfehlbar sie bestrafe, wenn sie faul sind. Sonntags wird Posho gegeben, d. h. Zehrgeld, und zwar in Gestalt von Zeug. Bekommt nun ein Faullenzer zur Strafe weniger Zeug, dann ist der Teufel los. Die Leute ließen mir durch den Aufseher sagen, ich solle sie lieber schimpfen oder auch peitschen lassen, aber kein Posho abziehen. Ich habe aber keine Lust, mich zu ärgern, und ziehe lieber Posho ab. An den Küstenstationen ist so etwas nicht möglich, weil dann die Leute sofort weglaufen würden, aber wohin sollen sie hier laufen? Heute habe ich eine ganz schlimme Geschichte gehabt: eine Untersuchung wegen Diebstahls. Wer war der Dieb? Unser Aufseher! Ich fand bei ihm ein ganzes geschlachtetes Huhn und die Füße dreier verschwundener Hühner. Urteil: nach Sansibar zurück ohne Gehalt für die ganze Zeit! Dort wird er außerdem wohl noch Strafe erhalten, wenn er nicht unterwegs durchbrennt, was freilich das Wahrscheinlichste ist."

Der Hessel, wie er in der Phantasie des Herrn Bamberger[1]) dasteht, hätte sicher dreinhauen müssen, zumal ihn die Schwarzen noch darum baten! —

Herr Dr. Windthorst wollte nicht eine ablehnende Haltung einnehmen, da er wünsche, den Gang, der gegen seinen Wunsch angetreten ist, nicht zu erschweren, sondern zur Ehre Deutschlands fortzuführen, er erwarte aber, daß der Schutz der deutschen Interessen die andere humanitäre Tendenz der Vorlage, dem Sklavenhandel zu steuern, nicht überwuchere. Der Gesetzentwurf verlange ein großes Vertrauensvotum für die Reichsregierung. Er sei aber zu der Überzeugung gekommen, daß, wenn wir uns überhaupt auf die Sache einlassen wollen, wir die Angelegenheit in die Hände der Regierung legen müssen, welche alle die Voraussetzungen kennt, die nothwendig sind, um das Richtige zu finden. Er erwarte speziell von dem Reichskanzler, daß er fortfahren wird, in sorgfältiger Weise den weiteren Gang der Dinge zu überwachen. Wenn er aber unter solchen Umständen für die Vorlage stimme, so wolle er auch die Verantwortlichkeit für alle ferneren Schritte allein und ganz dem Reichskanzler und der Bundesregierung überlassen.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck ergriff sodann das Wort, um den Herrn Vorredner zu bitten, in der Zumutung der Verantwortlichkeit für den Reichskanzler für alles, was dort in Ostafrika passirt, nicht zu schonungslos zu sein. Über das Zusammengehen mit England in Ostafrika und Samoa äußerte er sich dann in folgender Weise:

Der Vorredner (Abgeordneter Bamberger) hat im Anfang seiner Rede die Frage berührt, in welche Beziehungen uns die Kolonialfrage zu auswärtigen Mächten setzt. Da kann ich die Versicherung abgeben, daß wir in dieser Frage wie in allen übrigen, und nicht ohne Erfolg, stets bemüht gewesen sind, uns in Fühlung mit der größten Kolonialmacht der Erde, mit England, zu halten, daß wir auch hier nur nach Verständigung mit England vorgegangen sind und nicht weiter vorgehen werden, als wir uns mit England zu verständigen im Stande sein werden. Also namentlich alle Gedanken, daß wir im Widerspruch mit England gegen den Sultan von Sansibar vorgehen sollten, weise ich absolut von mir. Sobald ich die Zustimmung von England zu irgend einer Maßregel in der dort von uns nach freundschaftlichen Verabredungen hergestellten Teilung habe, werde ich Seiner Majestät vorschlagen, im Einverständnis mit England vorzugehen. Im Kampf mit England vorzugehen, im Widerstreit, oder auch nur die Maßregeln zu erwidern, die von einzelnen untergeordneten englischen Organen uns gegenüber getroffen werden, fällt mir nicht ein. Wir sind in Sansibar sowohl wie in Samoa mit der englischen Regierung absolut in Einigkeit und gehen mit ihr Hand in Hand (Bravo! links); und ich bin fest entschlossen, diese Beziehungen festzuhalten. England hat eine große Menge von konkurrirenden Kolonialinteressen mit uns. Die untergeordneten Kolonialorgane und die Organe der Kolonialregierungen, welche von der Hauptregierung einen gewissen Grad von Unabhängigkeit erworben haben, für den das Völkerrecht noch keine genaue Definition gefunden hat, — diese Organe treten uns unter Umständen feindlich entgegen; aber mit der englischen Regierung sind wir absolut einig und fest entschlossen, diese Einigkeit zu erhalten und durchzuführen. (Bravo! links.) Und das findet namentlich Anwendung auf die Verhältnisse in Ostafrika, wo wir eine territoriale Teilung zwischen uns verabredet haben. Ob die Engländer in ihrem Bezirk genau dasselbe thun, was wir in unserem, das ist ihre Sache; das haben wir nicht zu kontrolliren. England ist eine große unabhängige Macht, die ihre eigene Politik verfolgt. Daß wir von den Engländern irgend einen Beistand in unserer Machtsphäre verlangen sollten, ist uns nirgends beigekommen. Namentlich zu territorialen Expeditionen, was ich abessinische Kriege nenne, irgendwie England zu verleiten, — wir haben gar keine gemeinsamen Gegner, wir haben nur lokale Gegner, das liegt ganz außerhalb aller politischen Möglichkeit und ist eine Erfindung lügenhafter Zeitungen in England sowohl wie hier.

Die Wirkungen der Seeblokade beurteilte der Reichskanzler folgendermaßen:

Die ganze Blokade halte ich nicht für sehr wesentlich. Wirksam ist sie auf dem deutschen, südlichen Gebiet vermöge der strengen Gewissenhaftigkeit, welche deutsche Organe überhaupt in der Ausführung ihrer Aufträge haben. Ob sie generell wirksam ist, darüber habe ich nicht sichere Nachrichten; manche Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit ich dahin gestellt sein lasse, lassen dies zweifelhaft erscheinen. Die Blokade ist mir auch von Hause aus nicht als ein Mittel erschienen, die Sklaverei tot zu machen; denn sie trifft ja nur die Ausfuhr der Sklaven, und die doch auch nur unvollständig, sondern ich habe in deren Herstellung einen Beweis der afrikanischen Küste gegenüber gesehen, daß Deutschland und England einig sind; das halte ich für sehr wichtig, daß die Eingebornen der Küste den Eindruck haben und behalten, daß zwischen den beiden bei Sansibar überhaupt in Frage kommenden Mächten, und namentlich zwischen der im älteren Besitz befindlichen Macht England und uns das volle Einverständnis besteht. Das ist mehr eine politische als eine militärische Frage, daß wir in Gemeinschaft mit England dort blokiren. Wir fassen dabei einige der Sklaven ab — ich glaube 287 ist die Ziffer derer, die wir bisher gegriffen haben — ein sehr geringer Teil; von englischer Seite haben wir keine Nachricht, daß dort überhaupt Sklaven aufgegriffen worden wären. Aber die Hauptsache den Afrikanern gegenüber ist die Autorität der Europäer und die Autorität der verbündeten Europäer. So lange wir dort mit England in Rivalität leben, wird keine von beiden Mächten denjenigen Nimbus mit der Zeit haben oder behalten, dessen es bedarf, um auf diese schwarz gefärbten Bewohner einen Eindruck zu machen; so lange und so bald wir einig sind, ist es ganz etwas anderes, und wenn die Blokade aufhört, ohne den Eindruck eines Bruchs der Einigkeit zwischen England und Deutschland zu machen, so will ich nichts dawider haben. Dieser Eindruck ist mir nach meiner politischen Auffassung die Hauptsache, — ebenso wie ich in anderen Kolonien, in Samoa z. B., unbedingt festhalte an der Übereinstimmung mit der englischen Regierung und an dem Entschluß, sobald wir mit derselben in Übereinstimmung sind, gemeinsam vorzugehen, und, sobald wir das nicht sind, uns zu enthalten oder mit Zurückhaltung zu verfahren. Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben; — wenn ich sage „Bundesgenossen", so ist das in diplomatischem Sinne zu fassen; wir haben keine Verträge mit England; — aber ich wünsche die Fühlung, die wir seit nun doch mindestens 150 Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in den kolonialen Fragen. (Bravo! links.) Und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir die verlieren, so würde ich vorsichtig werden und den Verlust zu verhüten suchen.

Den Wert der ostafrikanischen Küste beurteilte der Kanzler wie folgt:

Ob die Kulturversuche hauptsächlich in der Pflege des Karawanenhandels nach dem Innern bestehen sollen, oder in plantagenmäßiger Kultivirung des an uns gebrachten Küstenlandes, das ist eine Frage, die ich im letzteren Sinne zu bejahen geneigt sein möchte. Der Karawanenhandel lebt jetzt in erster Linie vom Sklavenhandel und vom Rückhandel von Pulver und Blei, mit dem die Verteidiger der zu fangenden Sklaven erschossen werden, — kurz und gut, Gewehre und Munition gehen hin, Sklaven gehen aus als Ergebnis der gelieferten überlegenen Bewaffnung. Fällt das weg, fällt auch noch der Branntwein weg, so wird der Karawanenhandel sehr gering; er beschränkt sich auf Elfenbein. Das Elfenbein hat schon jetzt nicht immer volle Ladungen gegeben, die mußten durch Menschenfleisch, Neger, vervollständigt werden, um für die Beladung der Daus zu dienen. Bekanntlich werden Elefanten immer weniger, Gummi kann dort mehr sein. Aber ich glaube kaum, daß der Karawanenhandel allein eine große Zukunft haben wird. Ich glaube, daß er auf zwei aussterbenden Generationen basirt ist: die Sklaven und die Elefanten. Aber ich setze meine Hoffnung für die Zukunft Deutschlands nicht gerade auf den Karawanenhandel, sondern vielmehr auf die Möglichkeit, den fruchtbaren Ostabhang Ostafrikas, der im allgemeinen nur so weit fruchtbar ist, als der Küstenstrich reicht, zum Plantagenbau im tropischen Sinne zu benutzen. Es ist das, wie Herr Hauptmann Wißmann schon vorhin bemerkte, ein Küstenstrich von über 100 Meilen Länge und von 5—15 deutschen Meilen Breite, also ein sehr bedeutendes Terrain. Wir zahlen für tropische Produkte, die wir bei uns nicht produziren können, gegenwärtig schon ungefähr 500 Millionen bar ans Ausland. So viel ich mich der Ziffern erinnere, figurirt darin die Baumwolle als Höchstes mit ungefähr 200 Millionen, der Kaffee mit 192 Millionen, der Tabak mit 64 Millionen und außerdem Kakao, Gewürze, Vanille in erheblichem Maße. Wenn wir von dieser Einfuhr von 500 Millionen, die wir bar bezahlen müssen, auch nur den 10. Teil abrechnen, oder den 100. Teil mit 5 Millionen einstweilen für deutsche Eigentümer erwerben könnten, welche in Sansibar und in diesen Küstenländern unter sicherem Schutze des Reichs ihren Tabak, ihre Baumwolle, ihren Kakao bauen könnten, so würde ich das doch für einen erheblichen wirtschaftlichen Gewinn halten und auch für einen volkswirtschaftlichen insofern, als eine Menge der überschüssigen Kräfte, die wir in unseren Gymnasien und höheren Schulen erziehen, dort als Leiter von solchen Einrichtungen eine Verwendung finden könnten, die wir im Lande doch nicht überall haben und vielleicht mit der Zeit immer weniger haben werden.

Über seine Stellung zu der kolonialen Bewegung sprach der Kanzler sich dahin aus:

Ich habe Ihnen angedeutet, wie zögernd ich an die Kolonialfrage überhaupt herangegangen bin. Nachdem ich mich aber überzeugt habe, daß die Mehrheit meiner Landsleute — ich glaubte es wenigstens, und jedenfalls darf ich es aus der Bewilligung, die hier im Reichstage stattgefunden hat, schließen —, daß die Mehrheit des Reichstags den Versuch der Kolonialpolitik, ohne sich für den Erfolg zu verbürgen, gutgeheißen hat, so habe ich mich nicht für ermächtigt gehalten, meine früheren Bedenken anfrecht zu erhalten, die — ich erinnere mich sehr wohl — dahin gerichtet waren, daß wir unsere Flagge nirgends als souverän etabliren sollten, sondern höchstens Kohlenstationen — das war meine Ansicht in früheren Jahren. Kurz und gut, ich war gegen Gründung deutscher Kolonien. Ich habe mich darin gefügt, und wenn ich in meiner Stellung dem Drängen der Mehrheit meiner Landsleute, der Mehrheit des Reichstags mich füge, so glaube ich, könnte Herr Bamberger es auch thun.

[1]) Wie wenig Herr Bamberger übrigens in kolonialen Sachen Bescheid weiß, geht unwiderleglich daraus hervor, daß er bereits zweimal, in den am 14. Dezember und 26. Januar gehaltenen Reden, das Damaraland als südlich von Angra Pequena liegend bezeichnet hat. D. R.

Digitized by Google

(Bravo!) Ich halte mich wenigstens nicht für ermächtigt, der großen Reichslokomotive, wenn sie ihren Bahnstrang einmal gewählt hat, Steine in den Weg zu werfen, und das, glaube ich, geschieht von den Herren, die jetzt noch, von einer kleinen Minorität unterstützt, der Reichspolitik in dieser Richtung Schwierigkeiten bereiten.

Nachdem noch die Herren v. Bennigsen, v. Kardorff, Simonis für die Vorlage, Bebel dagegen gesprochen hatten, wurde dieselbe einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen, welche am 28. zur Vorberatung zusammentrat. In derselben teilte Graf Bismarck mit, daß von den geforderten zwei Millionen 800 000 Mark für einmalige Anschaffungen, 1 000 000 für Proviant, Munition, Geschenke ꝛc., 200 000 Mark als Reservefonds bestimmt seien. Der Reichskommissar habe über die Verwendung im einzelnen unter seiner Verantwortlichkeit zu verfügen. Zu dem Vertrage mit der Ostafrikanischen Gesellschaft sei der Sultan nicht gedrängt worden, derselbe beruhe durchaus auf eigener freier Entschließung. Notwendig sei die Übernahme sämtlicher Hafenplätze offenbar deshalb gewesen, weil andernfalls der Verkehr sich auf die übrigen von der Gesellschaft nicht übernommenen Plätze hingezogen hätte.

Freiherr v. Huene (Zentrum) hatte zu § 2, welcher lautet: „Die Ausführung der erforderlichen Maßregeln wird einem Reichskommissar übertragen, welcher gleichzeitig nach den ihm erteilten besonderen Instruktionen die dem Reichskanzler statutenmäßig zustehende Aufsicht über die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und deren Angestellte in Ostafrika ausübt", beantragt, die gesperrt gedruckten Worte zu streichen. In der Abstimmung wurde dieser Antrag, welcher dem Wunsche des Zentrums entsprang, die Beziehung zur Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus dem Text der Vorlage zu entfernen, und wenig praktischen Wert hat, da ja der Reichskanzler die Aufsicht über die Gesellschaft auf dem Verwaltungswege herstellen kann, angenommen, und dann die ganze Vorlage mit allen Stimmen gegen die zwei Stimmen der Freisinnigen.

Am Dienstag den 29. fand die zweite Lesung der Vorlage statt, bei welcher Herr Richter, der nur mit Mühe von seinen Parteigenossen zurückzuhalten war, in der ersten Lesung zu sprechen, die Gelegenheit nicht versäumen wollte, seine Ansicht über Kolonialpolitik zu äußern. Nachdem der Herr Abgeordnete Meyer (Jena) über die Beschlüsse der Kommission Bericht erstattet hatte, ergriff Richter das Wort, um die ganze Kolonialpolitik und alles was damit zusammenhängt, in der bekannten Weise zu schmähen, besonders aber die Ostafrikanische Gesellschaft anzugreifen, welche nun einmal die bête noire des betreffenden Herrn ist. Der Abgeordnete Oechelhäuser, welcher sich als ein Mitglied des Direktionsrates der Ostafrikanischen Gesellschaft vorstellte, wies die Angriffe auf die Gesellschaft zurück, legte die Ursache des Aufstandes, welche nicht bei Vorgängen in den Flaggenhissungen, sondern in der allgemeinen arabischen Bewegung zu suchen sei, dar, und sprach im allgemeinen über die Vorteile der Kolonialbewegung für alle Teile der Bevölkerung. Ihm sekundirte Graf v. Mirbach, während Herr Virchow in gemäßigter Weise Opposition machte. Der Abgeordnete Windthorst wünschte darüber sicher zu sein, daß Gewalt nur dort angewendet werden solle, wo es absolut notwendig sei. Hauptmann Wißmann, welcher der Sitzung wieder als Bundeskommissar beiwohnte, erklärte infolge dessen nochmals, daß die Anwendung von Gewalt nur soweit ausgedehnt werden solle, als sie absolut notwendig sei, d. h. als sie nötig sei, um die Eingeborenen traitabel zu machen und sie überhaupt geneigt zu machen, in Verhandlungen zu treten.

Die Vorlage wurde dann gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Freisinnigen, von denen nur die Abgeordneten Goldschmidt und Siemens sich trennten, angenommen.

Am 30. Januar fand die dritte Lesung statt. Der Abgeordnete Magdzinski gab im Namen der Polen die Erklärung ab, daß sie dafür stimmen würden. Abgeordneter Stöcker spielte die Angelegenheit auf das religiöse Gebiet über, indem er betonte, daß es sich darum handele, ob in Nord- und Mittelafrika die mohamedanische oder christliche Weltanschauung herrschen solle. Abgeordneter Windthorst sprach seine Freude darüber aus, daß durch die Vorlage die Missionen geschützt würden, und der Abgeordnete Richter mußte das letzte Wort haben. Die Vorlage wurde dann gegen die Stimmen der Freisinnigen und Sozialdemokraten definitiv angenommen.

Möge jetzt alles das in Erfüllung gehen, was man von ihr erhofft!

Neue Aktenstücke, betreffend den Aufstand in Ostafrika,

sind dem Reichstage zugegangen. Dieselben lauten:

Sansibar, den 17. Dezember 1888.
Eingegangen in Berlin am 14. Januar 1889.

Eurer Durchlaucht habe ich unter dem 2. d. M. zu berichten die Ehre gehabt, daß der Insurgentenführer Buschiri ben Salam mit seinen Anhängern nach Süden aufgebrochen war. Am 5. Dezember wurde von ihm ein Angriff auf Bagamoyo unternommen, der seitens der Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft unter Mitwirkung einer Dampfbarkasse von S. M. S. „Leipzig" und dem mit einer Revolverkanone ausgerüsteten Gesellschaftsdampfer „Zühike" zurückgeschlagen wurde. Da für den folgenden Tag ein erneuter Angriff erwartet wurde, so legte der Herr Admiral eine Garnison in das Stationshaus der Gesellschaft. Am Morgen des 7. zeigten sich die Rebellen wieder in der Stadt, sie verbarrikadirten mehrere Steinhäuser und legten am Strande regelrechte Schützengräben an. Durch einige Granaten der „Leipzig" wurden sie schleunigst zum Verlassen ihrer gedeckten Stellung gezwungen, und das an das Land gesandte Detachement trieb sie darauf im Verein mit den Angestellten der Gesellschaft zur Stadt hinaus. Dieses Mal scheinen die Rebellen es hauptsächlich auf Plünderung und Brandstiftung abgesehen zu haben, mehrere indische Häuser wurden ausgeraubt, indischen Frauen die Schmucksachen gewaltsam von Körper gerissen und ein Teil der Stadt in Asche gelegt. Die Folge war, daß diejenigen Inder, welche wieder nach Bagamoyo zurückgekehrt waren, schleunigst das Weite suchten und mit ihren Familien nach Sansibar zurückkehrten. Seit dem 7. d. M. ist in Bagamoyo nicht wieder gekämpft worden, und Buschiri hat sich nicht wieder sehen lassen.

In den beiden Gefechten am 5. und 7. ist kein Europäer verwundet, die Aufständischen haben an beiden Tagen zusammen wohl 100 bis 120 Mann verloren. Kurz nachher verbreitete sich das Gerücht, Buschiri wolle an Bagamoyo vorüberziehen und auf Dar-es-Salam losmarschiren; in dem letzteren Platze verursachte die Nachricht sofort eine Panik, einige Inder verließen die Stadt, und der dortige Stationschef erbat die vorläufige Stationirung einer Garnison von Marinemannschaften. Die Vorsichtsmaßregel konnte wieder zurückgenommen werden, als die Nachricht über das Anrücken des Buschiri keine weitere Bestätigung fand. (gez.) Michahelles.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck.

London, den 12. Januar 1889.

Gestern über Zanzibar hier eingelaufene Nachrichten melden die Vertreibung der christlichen Missionare aus dem von Stanley eingehend beschriebenen Königreiche Uganda am Nordende des Viktoria-Nyanza-Sees. Die Missionare, welche zwar mit dem Leben davongekommen sind, gehören teilweise der englischen Church Mission an, teils sind sie Franzosen; alle haben sich nach Usambiro am Südende des vorgenannten Sees zurückgezogen, nachdem die zahlreichen für Stanley und Emin Pascha bei ihnen eingelaufenen Briefe von den Rebellen vernichtet worden waren. Die in Msalala auf Stanleys Wunsch für ihn aufgespeicherten Vorräte scheinen intakt zu sein.

In den zahlreichen Kommentaren der hiesigen Blätter wird die Bewegung einstimmig als von den arabischen Sklavenhändlern ausgehend betrachtet, welche König Kiwewa, der den Christen einflußreiche Stellungen verliehen habe, in ihre Gewalt bekommen hätten. Als Beweis für das Umsichgreifen der islamitischen Bewegung in Zentralafrika wird das angebliche Faktum angeführt, daß sich im Lager Osman Digmas Eingeborene aus Sierra Leone vorgefunden hätten. Außerdem sei zu befürchten, daß direkte Nachrichten von den vielbesprochenen beiden Forschern auf ihrem Wege nach der Ostküste schon seit längerer Zeit in Uganda aufgehalten worden seien.

Ein französischer Priester, Père Lourdel, hatte in einem in der „Times" vom 9. November v. J. veröffentlichten Briefe die Überzeugung ausgesprochen, daß in Uganda, das er eben verlassen hatte, ein weitgehender Eroberungsplan arabischerseits vorbereitet werde und daß die Vertreibung der Missionare einer der ersten Schritte hierzu sein werde. Die Feindschaft des grausamen und kinderlosen Vorgängers von Kiwewa, des Königs Mwanga, gegen das Christentum habe zahlreiche arabische Händler nach Uganda gelockt, welche die Anstifter der gegenwärtigen Bewegung geworden zu sein scheinen. Dieselben haben ein Schreiben gesandt, in welchem sie in höhnischer Sprache die Vernichtung aller Missionsstationen verheißen und als Grund hierfür die englische Propaganda gegen die Sklaverei angeben.

Von den anderen englischen Missionen in Zentralafrika lauten die Nachrichten bis zum Weihnachtstage befriedigend. gez. Hatzfeldt.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten v. Bismarck.

Sansibar, den 2. Januar 1889.
Eingegangen in Berlin am 20. Januar 1889.

Unter dem 17. v. M. habe ich zu melden die Ehre gehabt, daß der Rebellenführer Buschiri ben Salam aus Pangani mit seinen Anhängern Bagamoyo angegriffen hatte. Am 24. Dezember erfolgte ein neuer Angriff auf die Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; durch das wohlgezielte Feuer aus dem Stationsgebäude und einige Granaten aus S. M. S. „Karola" wurde der Feind bald zum Rückzug veranlaßt und leistete dem Vorrücken eines Landungskorps desselben Schiffes, verbunden mit den Stationssoldaten, keinen Widerstand. Verluste sind auf deutscher Seite nicht vorgekommen.

Seitdem hat Buschiri zwischen Bagamoyo und dem Kingani auf einer Anhöhe ein befestigtes Lager angelegt und beunruhigt von dort aus die Stadt, indem er von Zeit zu Zeit seine Leute gegen die Station vorschickt. Die Position der Gesellschaft in Bagamoyo ist stark genug und eine ernstliche Gefahr, von den Insurgenten überwältigt zu werden, existirt kaum, aber es liegt auf der Hand, daß die unausgesetzte Beunruhigung die Stadt wie die Umgegend ruiniren muß, und es wird dringend notwendig, durch ein offensives Vorgehen zu Lande den Buschiri unschädlich zu machen. Der Bezirkschef Herr v. Zelewsky tritt mit dem morgigem Postdampfer die Reise nach Deutschland an, da sein Kontrakt mit der Ostafrikanischen Gesellschaft abgelaufen ist, und an seiner Stelle hat Freiherr v. Eberstein die Leitung der Station übernommen.

Auch in Dar-es-Salaam, wo früher die Ruhe nicht gestört worden, haben nach den letzten Berichten Scharmützel stattgefunden. Räuberische Aufständische drangen in der Nacht vom 23. auf den 24. vorigen Monats in die Stadt, um zu plündern, und wurden von der Wache der Gesellschaft bei einem Einbruch überrascht und verjagt. Am nächsten Tage fand ein kleines Gefecht statt, das ebenfalls mit der Vertreibung der Unruhestifter endete. Der Bezirkschef hält die Wirkungen der Blokade für die wahrscheinliche Ursache der Unruhen, da durch die Handelsstörung die Bevölkerung aus Not zu Gewaltthaten getrieben wird. Den ausführlichen Bericht des Bezirkschefs Herrn Leue vom

Digitized by Google

28. vorigen Monats über die dortigen Verhältnisse beehre ich mich abschriftlich ganz gehorsamst einzureichen. Der Generalvertreter der Ostafrikanischen Gesellschaft hat mehrere disponible Beamte von hier nach Dar-es-Salaam zur Unterstützung der Station abgeschickt.

Die Wirkungen der Blokade werden auch in dem Kaiserlichen Kreuzergeschwader fühlbar, durch die Anstrengungen des Dienstes mehren sich die Krankheitsfälle, und sowohl das deutsche als auch das französische Hospital zu Sansibar sind in allen Räumen besetzt. gez. Michahelles.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten v. Bismarck.

Anlage zu vorstehendem Bericht:

Dar-es-Salaam, den 28. Dezember 1888.

Der Generalvertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar beehre ich mich mitzuteilen, daß, wahrscheinlich infolge der Blokade hier, Unruhen im größeren Maßstabe ausgebrochen sind. Räuberische Aufständische, welche in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember in Dar-es-Salaam eingedrungen waren, wurden von unseren arabischen Askaris unter Führung des Herrn Bovenstein, der die Wache hatte, bei einem Einbruche in ein Inderhaus überrascht und verjagt. Die geraubten Waren, sowie einige Speere und eine Streitart wurden den Aufständischen abgenommen, indes erhielt einer unserer arabischen Soldaten einen nicht unerheblichen Arthieb auf den Kopf. Am heiligen Abend wiederholte sich das Scharmützel. Es war mir schon nachmittags mitgeteilt, daß die Aufständischen etwas im Schilde führten, und daß sie in der Nacht sich im Dorfe Bagamoyo bei Dar-es-Salaam zum Angriff sammeln würden. Gegen 9 Uhr sandte ich eine Patrouille zur Feststellung der Thatsachen hin, welche auch bald mit den Aufständischen in ein Gefecht geriet. Nach einem kurzen Handgemenge flohen die Aufständischen, etwa 50 Mann stark, unter Zurücklassung einiger Gewehre und Pulverhörner. Ob auf Seiten der Aufständischen Verluste stattgefunden haben, ist nicht bekannt. Auf unserer Seite erhielt ein Askari einen Speerstich ins Bein. Auf die Meldung der Patrouille schossen wir einige Granaten hinter den abziehenden Aufständischen her, welche bewirkten, daß die Flüchtigen nach allen Seiten auseinanderstoben. Einer unserer Leute, der bei dem Gefecht versprengt und gefangen mit fortgeführt wurde, erhielt hierdurch Gelegenheit, zu entschlüpfen. Er kam mit auf dem Rücken gefesselten Armen wieder hier an. Vorläufig beschränken sich die Aufständischen darauf, alle Leute, die ihnen in die Hände fallen, fortzuführen und als Sklaven in Konduchi zu verkaufen. Täglichen Meldungen zufolge sollen sie jedoch im Begriff sein, die Station Dar-es-Salaam mit Waffengewalt anzugreifen. Wie mir soeben von dem Araber Abdallah, Onkel von Tippu Tip, welchen ich als Richter in Umbuamadji eingesetzt habe, brieflich mitgeteilt ist, stehen an der Spitze der Aufständischen der ausgewiesene Akida Salamini von Dar-es-Salaam, sowie die ehemaligen Liwaly von Kisigu und Kikunja, sowie mehrere Sklavenhändler aus Kilwa. Die beiden Liwaly sollen geäußert haben, sie seien gezwungen, die Sache zu irgend einem Ende zu führen, da sie seit Monaten ohne Unterhalt seien. Wenngleich sich auch jetzt der Sultan Kauamba von Mikindu, die wichtigste Persönlichkeit in der Umgegend, geweigert hat, sich an dem Unternehmen gegen Dar-es-Salaam zu beteiligen, so erscheint die Sache doch nicht unbedenklich, da sich eine Menge Gesindel aus Kilwa, Konduchi und andern Küstenstädten hier in der Nähe herumtreibt. Auf mein Gesuch um Unterstützung hat Herr Admiral Deinhard eingewilligt, daß S. M. S. „Möwe" von Zeit zu Zeit hier einige Tage verbleibe. Und demzufolge ist heute Morgen das Kriegschiff in den Hafen eingelaufen. Wenngleich eine wirkliche Gefahr mir nicht vorzuliegen scheint, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese fortdauernden Unruhen auf den Handel, wie auf das Gedeihen der Stadt Dar-es-Salaam lähmend einwirken. Sowohl Indier wie Araber, sofern letztere nicht zu den Askaris gehören, befinden sich permanent auf der Flucht, und der Gerüchte und Hiobsposten ist kein Ende. gez. A. Leue.

Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost.

Unter den namhaften Afrikaforschern hat nächst Stanley sich in neuerer Zeit keiner solchen Ruhm erworben wie der Premierleutnant, jetzige Hauptmann Wißmann, der nunmehr für die ostafrikanische Expedition als Führer bestimmte Reichskommissar. Seine erste Durchquerung Afrikas schon, überhaupt die erste von West nach Ost unter Äquatorialbreiten, machte dem jungen Reisenden einen bedeutenden Namen, denn sie erschloß zum Teil ganz unbekannte Länder und lieferte eine Menge neues Material über das Stromgebiet des Kongo, und war im zweiten Teile dabei mit so geringen Mitteln ausgeführt, daß Jedermann über den Mut und die Kühnheit des jungen Forschers erstaunte. Schon auf dieser ersten Reise zeigte er die hervorragenden Eigenschaften eines Forschers, eine große Kühnheit und Unerschrockenheit, gepaart mit Klugheit und Selbstbeherrschung und einer ganz außerordentlichen Gabe, mit den Eingeborenen zu verkehren. Denn nur auf diese Weise war es möglich, bei seinen geringen Mitteln das Werk glücklich durchzuführen. Er hat nunmehr die Beschreibung dieser Reise unter obigem Titel (bei Walter & Apolant, Berlin) erscheinen lassen, vorzüglich illustrirt von dem Maler R. Hellgrewe, welcher unsern Lesern durch seine mannigfachen im vorigen Jahrgang erschienenen Illustrationen bereits bekannt ist. Das Buch zerfällt in drei Teile, der erste und bedeutendste umfaßt die Reise Wißmanns und Pogges von Loanda bis Nyangwe am Kongo, wo Pogge umkehrte, und Wißmann allein von Nyangwe nach Sansibar reiste, der zweite ist dem Andenken und dem Ruhme Dr. Pogges gewidmet und giebt eine Schilderung von dessen Rückreise an die Westküste Afrikas, wo Pogge starb, und der dritte enthält in der Form eines Anhanges praktische Winke zum Reisen und Aufenthalt im äquatorialen Afrika, meteorologische Beobachtungen, Höhenmessungen und astronomische Beobachtungen. Das ganze Werk ist in lebendigem, frischem Tone geschrieben, und die reichen hier niedergelegten wissenschaftlichen Erfahrungen werden durch die Erzählung von zahlreichen interessanten Erlebnissen und Kämpfen belebt und durch viele nach Skizzen Wißmanns angefertigte Illustrationen veranschaulicht. Die Sitten und Gebräuche all' der zahlreichen Negervölkerschaften, deren Gebiet der Reisende durchzog, seine Begegnungen mit hervorragenden Häuptlingen, die vielen Flußläufe und Ortschaften, welche er erkundet, die Erfahrungen über die Tierwelt, die Vegetation und die Boden- und Mineralverhältnisse von Innerafrika, -- das alles findet sich in Wißmanns Werke niedergelegt.

Die Reise begann im Jahre 1880 von Loanda aus, ging durch das Land der Kioque nach Lubuka im Lande der friedlichen und freundlichen Baschilange, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Dann ging die Reise nach dem Lubilasch und dem Kongo, welcher am 15. April 1882 erreicht wurde. In Nyangwe trennten sich die beiden Reisegefährten, Pogge zog mit dem bis hierher gefolgten Baschilange nach Lubuka zurück und starb am 17. März 1884 in Loanda, im Begriffe, nach Europa zurückzukehren. Wißmann verschaffte sich von einem Araber in Nyangwe Waaren auf Kredit, ging nach dem Tanganyika-See, Udschidschi, zu dem damals mächtigen König Mirambo, nach Tabora, in dessen Nähe er Tippu Tip kennen lernte. Am 18. November 1882 erblickte er bei Saadani den indischen Ozean. Im Jahre 1883 ging er im Auftrage des Königs der Belgier wieder nach Afrika, zur Erforschung des südlichen Kongobeckens, und führte in den Jahren 1886—87 seine zweite Durchquerung von der Mündung des Kongo zu der des Sambesi aus.[1])

Aus dem reichen Inhalt des Werkes heben wir einige Stellen hervor, welche sich auf schwebende Fragen beziehen: die Araberfrage und die Kultivirung der Eingeborenen. Schon am Sankuru hörte Wißmann von den Bakalanga, den Arabern, und zahlreichen Eingeborenenstämmen, welche Sklavenraub als Erwerb betrieben, doch war die Gegend, durch welche sie später zogen, das Gebiet der Bene-ki, eines Bassongestammes, von den Arabern noch unberührt. Er beschreibt deren Ansiedlungen folgendermaßen:

Ein 8 km langer, dicht schattiger Palmenhain, der in seiner ganzen Länge von zwei Reihen dicht an einander grenzender Gehöfte durchzogen war, die Stadt Fungoi, nahm uns am 18. auf und die Eingeborenen brachten zu billigen Preisen alles, was des Negers Herz oder besser Magen sich nur wünschen konnten. Am 22. marschirten wir durch einen Teil der größten Stadt der Bene-ki, 17 km zieht sich von Nordwest nach Südost dieselbe als Wohnort der Baqua-Peschi auf der Scheitellinie von Höhenzügen entlang, von weitem einem langgezogenen, schmalen Palmenhain gleichend. Die Hänge sind mit Feldern bedeckt, die sich in langen Streifen zum Grunde hinabziehen, und zwischen ihnen führen wie Zähne eines Kammes Fußsteige zum Wasserholen in das Thal. Die Stadt muß sehr alt sein, denn hier und da ragt ein mächtiger Schattenbaum über die Kronen der Palmen empor. Die Hauptstraße ist 20 bis 40 Meter breit und zeichnet in ihren Windungen das Grat des langen Rückens der Terrainwelle, das auf einer Breite von 300 Metern ziemlich eben ist und sich dann zu beiden Seiten hinabsenkt. Hinter den Gehöften, die dicht an die Straße stoßen, liegen zunächst die Gärten, auch noch von Palmen beschattet, dann kommt ein breiter Streifen von Bananen und hinter diesen schließen sich die Felder an.

Diese fruchtbare, von harmlosen Negern bewohnte Gegend durchzog Wißmann 1886 zum zweitenmale, nachdem die Araber dort gewesen, und die Gräuel der Verwüstung umgaben ihn:

„Grauenhaft war die Totenstille, als ich im Jahre 1886 unter dem Schatten derselben Palmen wandelte, unter denen nur so wenig früher noch lautes Jubeln und freundliches Grüßen von Tausenden mir entgegen schallte, und heiß überlief mich das Gefühl des Zornes über die, welche hier solch' entsetzliche Änderung hervorgerufen hatten, die Araber."

In der Gegend des Lualaba traf Wißmann auf den ersten Araber, den er nach der Beschreibung zuerst für einen Europäer gehalten hatte:

„Da aber erschien die Visitenkarte des Erwarteten, eine lange Sklavenkette, die in ihren massiven Halsringen 15 Weiber und 5 Männer von jenseits des Lomani einer dunklen Zukunft entgegenführte, und bald darauf der Beglücker Afrikas, der Araber selbst."

Die Anerkennung, welche den Arabern gebührt, versagt Wißmann ihnen nicht:

„Es ist nicht zu verkennen, daß die Araber, wohin sie auch kommen, eine gewisse kulturelle Verbesserung vornehmen, die aber rein egoistisch und so rücksichtslos betrieben wird, daß sie, wenn auch energisch zum eigenen Vorteil durchgeführt, doch zu keinem Segen für die Eingeborenen wird. Von allen Verbesserungen, die in Nyangwe auffallen, ist so gut wie nichts auf die umwohnenden Stämme der Eingeborenen übergegangen, was bei der langen Zeit des Bestehens dieser Niederlassung auffällt, zum Teil auch allerdings der Indifferenz des Negers zuzuschreiben ist."

---

[1]) Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai. Verlag von Brockhaus. Leipzig 1888.

Digitized by Google

Den berüchtigten Tippu-Tip, in dessen Gesellschaft Wißmann die Reise von Tabora zur Ostküste machte, beschreibt er wie folgt:

„Er ist ein Mann von zirka 45 Jahren und ganz schwarzer Hautfärbung, obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Ein wenig stark, ist er in seinen Bewegungen sehr lebhaft, gewandt und höflich, bestimmt in seinen Gesten, hat jedoch wie sein Sohn oft etwas Beobachtendes und Lauerndes, und scheint gern zu spötteln."

In Bezug auf die Mittel und Wege, die Eingeborenen Afrikas zu erziehen und zu kultiviren, beleuchtet Wißmann die geringen bisherigen Erfolge der Missionen, meint aber, daß es, wenn die Eingeborenen von dem jetzigen furchtbaren Drucke der Araber befreit sind, zu spät sein wird, sie sich selber zu überlassen. Es heißt da:

„Man muß den Eingeborenen gewissermaßen zwingen zu seinem späteren Glück. Dies kann nur geschehen durch Zwang zur Arbeit, wie es in andern Kontinenten mit Erfolg geschah, ohne daß dabei die persönliche Freiheit des Individuums beeinträchtigt ward. Die Arbeit aber soll dem Neger nicht nur die Mittel geben zur Unterhaltung der für sein späteres Wohlergehen nötigen Vormundschaft Europas, sondern soll gleichzeitig ein Mittel sein der Erziehung, der Erhebung aus dem zum großen Teil unverschuldeten jetzigen tiefen Standpunkte. Das wird naturgemäß nur so lange dauern, bis der Eingeborene den Standpunkt erreicht hat, auf dem er einer Vormundschaft nicht mehr bedarf. Der erste Schritt zu diesem schönen Ziele ist die Vernichtung der Vernichter und Verderber der afrikanischen Rasse, der sich von Tag zu Tag stärkenden Freibeuter, der Araber. Die freche Nichtachtung der einfachsten Völkergesetze scheint das sonst den Weltball überwachende Europa hier nicht zu alteriren. Rücksichtslose Verhinderung jeder Konkurrenz durch den Europäer, sogar innerhalb der seit kurzem gezogenen internationalen Grenzen des Freihandels, wird übersehen.

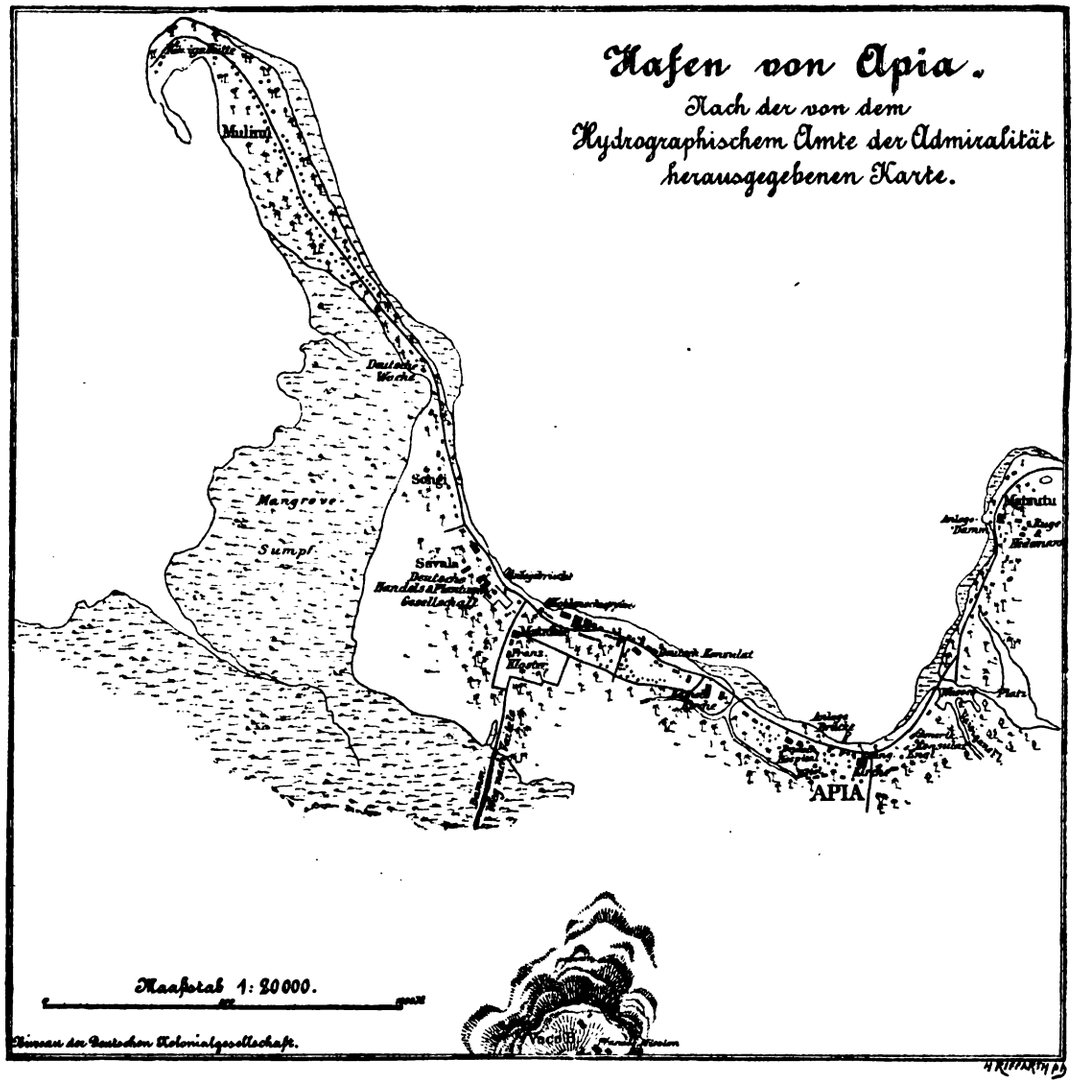
Im Westen ist in den letzten Jahren schon viel geschehen, um rationeller und menschlicher zu arbeiten, viel mehr bleibt zu thun noch übrig; vom Osten aber dringt unaufhaltsam, verderbenbringend noch der Araber vor und kräftigt sich von Tag zu Tag auf Kosten der Eingeborenen. Wie lange wird Europa diese Schmach noch mit ansehen, sich verspotten lassen von einigen Individuen! Verbot der Sklaverei, Handelsfreiheit und andere völkerbeglückende Ausdrücke bestehen für diesen Teil des Kontinents nur auf dem Papier.

Was hat die Mission bisher geschaffen? Verschwindend wenig, trotz aller Opfer, und was könnten solche Opfer an Geld und Menschenleben ausrichten, wenn man nur sehen wollte, wo der Krebsschaden sitzt, wo zu beginnen ist, und wie es anzufassen ist, daß die Missionen, der Handel und die Kultur, kurz die Zivilisation, nicht erst für Gegenden beginnt, wenn sie schon vernichtet und entvölkert sind, wenn die Eingeborenen schon dezimirt und verderbt sind.

Zu spät ist es schon nach meiner Überzeugung für den Bewohner Afrikas, sich selbst überlassen zu werden, nachdem er von dem jetzigen Druck befreit ist. Um ein nützliches Mitglied der Menschheit zu werden, bedarf er der Vormundschaft Europas. Die sozialen Verhältnisse sind schon zu sehr zerrüttet, als daß man annehmen könnte, der Neger könne sich selbst ohne äußere Hilfe geordnete Verhältnisse schaffen. Es ist natürlich, daß diese Vormundschaft sich nicht finden wird ohne entsprechende Entschädigung, ohne daß Europa durch seinen eigenen Vorteil interessirt wird. Es entspricht dies ja auch den Verhältnissen bei uns. Bezahlen nicht auch wir die nötigen Einrichtungen für ein geordnetes Staatswesen, das uns Schutz gewährt? Aber woher soll der Neger solche Steuer nehmen, nachdem der erste Reichtum des Landes schon tief aus dem Innern hinweggeschleppt ist? Es bleiben nur die durch die Arbeit der Eingeborenen dem reichen Boden abgewonnenen Früchte zur Bezahlung des gewährten Rechtsschutzes, und ist die Aufgabe eine um so natürlichere, als die klimatischen Verhältnisse dem Europäer Feldarbeiten sehr erschweren. —

Was haben bis zum heutigen Tage Erforschungsreisen zur Eröffnung Afrikas für zivilisatorische und humane Zwecke erreicht? Sie haben zum großen Teil den Arabern in die Hände gearbeitet, ohne es zu wollen, denn sie konnten nicht verhindern, daß von ihnen eröffnete Gebiete auch den Arabern als neue reiche Länder zum Raub und Verwüsten geöffnet wurden. So lange Europa nicht stark genug ist, um das, was es durch Erforschungsreisen einleitet, zu verfolgen, kann der Erforscher nicht mit Befriedigung auf seine Arbeit, die mehr zum Nachteil, als zum Gedeihen der schwarzen Rasse ausfällt, zurückblicken. Man schreckt vielfach vor großen Mitteln zurück, ohne sich jedoch darüber klar zu sein, daß, wenn man die Opfer, die schon seit Jahrzehnten der Mission in Afrika gebracht sind, auf die brennendsten Punkte konzentriren und in einheitlicher Leitung zusammenfassen würde, auf einen Schlag mehr zur Eröffnung Afrikas gethan werden würde, als in der Weise bisher in Jahrzehnten, ja vielleicht Jahrhunderten gethan worden ist. Und von Tag zu Tag wachsen die Schwierigkeiten, stärkt sich der Araber!!!" —

Wir sehen ihn jetzt dem großen Ziele nachstreben; mit bedeutenden Machtmitteln wird er jetzt ausziehen, um die „Pest Afrikas", die sklavenhandelnde arabische Aristokratie, dort zu bekämpfen, wo sie sich den Deutschen widersetzt, an der ostafrikanischen Küste. Im Dienste seines Vaterlandes seine Erfahrungen verwerten zu können, war nach seiner Rückkehr Wißmanns höchster Wunsch; möge ihm auch diesmal unter deutscher Flagge der Erfolg treu bleiben!



Die Lage auf Samoa

hat sich in der letzten Zeit weder zum Bessern noch zum Schlimmern gewendet, denn von Gefechten zwischen den Parteien der Eingeborenen hat nichts weiter verlautet. Desto geschäftiger sind die Amerikaner mit den Versuchen, für sich Vorteile in Samoa zu erlangen, indem sie in einer durchaus unberechtigten Weise sich in Verhältnisse einmischen, die direkt nur England und Deutschland etwas angehen. Von offiziöser Seite ist jüngst eine Aufklärung über die bestehenden Verträge gegeben, welche die Politik der Vereinigten Staaten allerdings in einem Lichte erscheinen läßt, daß nur derjenige sie nicht sonderbar finden dürfte, welcher weiß, in welchen Händen die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten ruht. Es besteht nämlich nur ein Abkommen zwischen Deutschland und England, betreffend die Abgrenzung der deutschen und englischen Machtsphäre im westlichen Stillen Ozean. In demselben ist vereinbart, daß Tonga, Samoa und die Niue-Inseln nach

Digitized by Google

wie vor ein neutrales Gebiet bilden, das heißt, weder der englischen noch der deutschen Machtsphäre unterstellt werden sollen. Mit den Vereinigten Staaten ist ein analoges Übereinkommen nicht abgeschlossen; ebensowenig mit einer anderen europäischen Macht. In den Freundschafts- und Handelsverträgen, welche Samoa mit Deutschland, England und den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat, findet sich in ziemlich übereinstimmender Fassung die Bestimmung, daß die Regierung von Samoa verspricht, jeder Vertragsmacht gleiche Rechte zuzugestehen, wie den Regierungen oder den Unterthanen irgend einer anderen Nation. Vertragsmäßige Abmachungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wegen der Neutralität und Unabhängigkeit Samoas existiren nicht. Abgesehen von diesem Freundschafts- und Handelsvertrag, haben die Amerikaner nur noch ein Anrecht auf die Kohlenstation im Hafen Pago-Pago, welche sie jetzt schleunigst verbessern wollen. Der Senatsausschuß hat 100 000 Dollar für diesen Zweck und 500 000 Dollar, um die amerikanischen Interessen auf Samoa zu schützen, gefordert, doch faßt man dieses anscheinend energische Vorgehen hier sehr kühl auf, da die Regierung Clevelands bald sich ihrem Ende naht. Wenn man sich aber hierin täuschte und Blaine, der mit Vorliebe und — Unglück früher die auswärtige Politik leitete, unter Harrison wieder den Posten als Minister des Auswärtigen erhalten sollte? Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls hat Deutschland nur mit England in dieser Frage zu verhandeln. Da aber der Reichskanzler erklärt hat, unbedingt an der Übereinstimmung mit England festhalten zu wollen, das er als alten traditionellen Bundesgenossen betrachtet, so liegt kein Grund vor, die Ansprüche der Vereinigten Staaten, welche auf völkerrechtlichen Abmachungen nicht basiren, besonders ernst zu nehmen.

Wir bringen auf Seite 37 dieser Nummer eine Abbildung des Hafens von Apia, um unsere Leser über die Lage der verschiedenen Bezirke zu informiren. Apia liegt an der Nordseite der Insel Upolu, an einem natürlichen, nicht immer sicheren Hafen. Die Mulinuland-spitze, augenblicklich unbewohnt, war ehedem die Residenz des Königs Malietoa, bis er infolge seines bekannten Benehmens gegen die Deutschen dieses Land, welches der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee gehört, räumen mußte. Wenn wir weiter nach Osten gehen, so stoßen wir auf die mannigfachen Gebäulichkeiten der Gesellschaft selbst, ihre Lager, Baumwollpressen, Büreaus und Wohnhäuser der Beamten, und weiterhin auf den deutschen Stadtteil Matafele, wo eine starke deutsche Kolonie sich angesiedelt hat. Dieser Stadtteil ist am meisten entwickelt, er enthält sogar eine Straße mit Häusern auf jeder Seite, während weiter nach Westen die Häuser mehr vereinzelt stehen. In dem andern Stadtteil wohnen allerdings auch noch Deutsche, aber in geringerer Zahl. Das Hinterland von Apia steigt langsam bis an den Fuß des Gebirges empor, auf dessen Vorbergen sich eine französische Mission befindet. *

Zur afrikanischen Orthographie und Nomenklatur.

Bei aufmerksamem Studium der in neuester Zeit so überaus zahlreich erscheinenden Berichte über die Wirren im südwestafrikanischen Schutzgebiet muß es dem Leser gewiß schon aufgefallen sein, mit welch willkürlicher Inkonsequenz die Orthographie afrikanischer Orts- und Personenbezeichnungen gehandhabt wird, und es dürfte daher wohl am Platze sein, jetzt, da sich der Gebrauch jener uns noch nicht mundgerechten Benennungen einzubürgern beginnt, auf diesen Übelstand aufmerksam zu machen.

So begegnet uns in der Tageslitteratur der Oberhäuptling des Hererolandes bald als Kamaherero und bald als Kamaharero. Vermutlich hat zu der ersteren Schreibart der Glaube geführt, der Name jenes Häuptlings stehe in direkter Verwandtschaft mit der Wurzel des Wortes Herero (ovaherero), der Bezeichnung für K.s Unterthanen, eine Annahme, die jedoch ganz unberechtigt ist. Herero leitet sich von dem Verbum hera, fröhlich sein, den Speer schwingen, ab, wogegen Kamaharero — dies ist die einzig richtige Schreibweise — aus ma (omajuva der Tag), ha (Part. neg. nicht) und rero (erero gestern) zusammengesetzt sein wird; der Name Kamaharero (Ka ist Präfix) würde also dem Sinne nach etwa „der Mann der Gegenwart und nicht von gestern" bedeuten. Diese Erklärung, deren Richtigkeit ich dahingestellt sein lasse, wurde meinem Freunde, dem in Olukonda stationirten finnischen Missionar Rautanen von Ondjou (Bruder des verstorbenen Omaruruhäuptlings Tjaherani), einem hochverständigen Manne, mitgeteilt, dessen Sprachkenntnisse, wie ich aus persönlicher Bekanntschaft weiß, von einem für Ovaherero ganz ungewöhnlich scharfen Verstande zeugen. Derselben Quelle verdanke ich auch die ethymologische Deutung der Bezeichnung Kaoko (der an den atlantischen Oz an grenzende Landstrich zwischen Walfischbai und dem Unterlauf des Kunene), die Ondjou als gebildet aus ka (adv. nicht), u (verb. pron. III Pers. sing.) und dem zur Verstärkung von ka dienenden ko erklärte; die Zusammensetzung Kauko oder Kaoko soll sich nach meines Gewährsmannes Ansicht auf omeva (Wasser) beziehen und bedeutet demnach: (Feld) ohne Wasser.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf den weitern Mißstand hinweisen, der daraus entspringt, daß für die nördliche Hälfte des deutschen südwestafrikanischen Schutzgebietes gleichzeitig zwei Benennungen, „Hereroland" und „Damaraland", im Gebrauch sind, und so häufig bei den Lesern den Glauben erwecken, daß damit auch zwei verschiedene Gebiete gemeint seien. So finden wir z. B. in einigen neueren wissenschaftlichen pflanzengeographischen Arbeiten als Verbreitungsbezirk gewisser Pflanzen, wie unter andern der Welwitschia, Hereroland und Damaraland zitirt.

Die Benennung Damara rührt von den Hottentotten, die allgemein die Ovaherero als Gamocha-daman (Rinder-daman) bezeichnen, zum Unterschied von den Bergdamara, die sie in beschimpfendem Sinne Chau-daman (Schmutz-daman) nennen; die als Händler das Gebiet bereisenden Engländer übersetzten diese Ausdrücke, und so entstanden dann im Laufe der Zeit die Benennungen Cattledamara und Damaraland. Das Wort „dama" hat bis jetzt noch allen Deutungsversuchen getrotzt, da man kein hottentottisches Wort kennt, von dem es sich herleiten ließe. Vielleicht steht es im Zusammenhang mit dama, der bei den Buschmännern von Rietfonteyn (Kalachari) gebräuchlichen Bezeichnung für „Rind".

Seitdem nun aber des Otjiherero kundige deutsche Missionare monatliche Berichte über das Gedeihen der Mission, wie über Land und Leute, zur Veröffentlichung bringen, ist an Stelle der Bezeichnung Damara deren wirklicher Stammname Herero getreten und bereits allgemein in Gebrauch, so daß man nun das so leicht zu Irrtum führende „Damaraland" verständigerweise fallen lassen dürfte.

Um der Bequemlichkeit des Lesers entgegenzukommen, pflegt man fast ausnahmslos die Eingeborenen des Hererolandes als Hereros (Plur.), Herero (Sing.) zu stempeln und umgeht so die durch die Sprache, das Otjiherero, gebotene Schwierigkeit, daß dem Stamme herero im Plural ova, im Singular omu vorangestellt werden muß. In mehr oder weniger unwesentlichen, für den Leserkreis einer Tageszeitung berechneten Berichten mag dies am Platze sein, sollte aber meiner Ansicht nach in Artikeln, die auf Gründlichkeit Anspruch machen, vermieden werden. Oder sollte es wirklich dem gebildeten Leser zu viel zugemutet sein, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, daß ova den Plural, omu den Singular bezeichnet? Jedenfalls muß darnach getrachtet werden, dem Bezeichnungsmodus afrikanischer Stämme ein einheitliches Prinzip zu Grunde zu legen, wie dies z. B. Pechuël-Loesche in dessen ausgezeichneter Arbeit „Zur Bewirtschaftung Südwest-Afrikas" versucht hat, indem er überhaupt von der Anwendung der Präfixe Umgang nahm und demgemäß Herero anstatt Ovaherero, Tovana anstatt Batovana, Koba anstatt Makoba u. s. w. schrieb. Batovana, Betschuana, Matabele ꝛc. sind uns sicherlich geläufige Ausdrücke und an deren Stelle nun Tovana ꝛc. zu schreiben, ist gewiß eine ebenso große Anforderung, wie die Substituirung der „Hereros" oder „Herero" durch Ovaherero resp. Omuherero. Oder ist es vielleicht schwieriger, in der Bezeichnung „Ovaherero" unsere Hereros zu erkennen, als in den Luba die Waluba des Kongobeckens?

Berlin, im Januar 1889. Dr. Hans Schinz.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Wißmann-Kommers. Zu Ehren des in den nächsten Tagen von hier scheidenden Hauptmanns Wißmann veranstaltete die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft am 26. abends einen Kommers im Architektenhause. Der Saal war hübsch dekorirt, über die großen Wandgemälde hinweg zogen sich von Säule zu Säule ringsum grüne Guirlanden; Fahnen und Banner in den verschiedensten Farben, Wappenschilder und Embleme aus unseren Kolonialgebieten, schmückten die Wände. Über dem Ehrentisch prangte die Büste des Kaisers und darüber, zwischen den Farben des Deutschen Reiches, der stolze Spruch des Reichskanzlers: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst Nichts auf der Welt." Die Wand gegenüber schmückte das Banner des Kongo-Staates: ein goldner Stern auf blauem Grund.. Und an diese Farben knüpfte der Geh. Justizrat Prof. v. Cuny seinen Trinkspruch auf den Kaiser an. Die Farben des Deutschen Reiches, so führte er aus, unter welchen Hauptmann Wißmann auszieht, erinnern daran, daß das deutsche Vol' schon einmal ein Kolonialvolk gewesen. Das Schwarz-Weiß-Rot vereinigt in sich die Farben des deutschen Ritterordens und der meerbeherrschenden Hansa. Beide sanken dahin, dafür aber erstand das Hohenzollernhaus, welches das Deutsche Reich wieder aufgerichtet und unseren Farben Achtung und Ansehen verschafft hat. Dem jungen Sproß unseres Hohenzollernhauses, Kaiser Wilhelm II., galt das Hoch, das begeistert von der Versammlung aufgenommen wurde. Der erste Präsident der Gesellschaft, Fürst Hohenlohe-Langenburg, war vorläufig am Erscheinen verhindert, da er an diesem Abend zur Kaiserin befohlen war; an seiner Stelle führte Dr. Ebert das Präsidium des Kommerses. Von unseren parlamentarischen Körperschaften waren erschienen Reichstagspräsident v. Levetzow, der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses v. Heereman, die Abgeordneten v. Bennigsen, Oechelhäuser, Hammacher, Woermann, ferner Professor v. Richthofen, Frhr. v. Danckelmann u. a. Zur Feier des Abends waren auch Kommerslieder gedruckt worden, deren Titelblatt das von Emblemen umgebene Bild Wißmanns, von der Hand Hellgrewes, des Illustrators des Wißmannschen Reisewerkes, trug. Nach dem ersten „Allgemeinen" ergriff Dr. Ebert das Wort, um daran zu erinnern, was in den letzten zehn Jahren auf kolonialem Gebiete von Deutschland geschehen sei. Während früher die fremden Nationen den Vorteil aus der kolonisatorischen Arbeit des deutschen Kaufmanns, des deutschen Landwirts und Forschers gezogen, habe Deutschland in dem Wettstreit der Völker um die Teilung der Erde nun auch seinen Teil errungen. Das Deutsche Reich besitze jetzt sieben Kolonien und ihm kommen jetzt die Früchte deutscher Arbeit zu gute. Warm schlugen in den letzten Tagen die Herzen, als es hieß, daß einer unserer verdientesten Afrikaforscher sich in den Dienst des Reiches gestellt und als Reichskommissar hinausziehen werde. Der Name Wißmanns sei den Deutschen längst kein unbekannter mehr, die Sympathien aller Deutschen begleiteten ihn auf seinem Unternehmen. Der Redner schloß mit einem kräftigen Salamander zu Ehren Wißmanns, und im Anschluß daran wurde das zweite Allgemeine, das eigens für diesen Abend

Digitized by Google

von Herrn Kurt Hoffmann gedichtete „Wißmann-Lied", gesungen. Der also Gefeierte erhob sich nun zu einer kurzen Erwiderung. Er dankte für die große Ehre, die man ihm heute angethan, für die Wünsche, die man ihm auf den Weg gegeben. Er wisse, daß sein Unternehmen ihm eine große Verantwortlichkeit auferlege, aber er folge dem Wahlspruche: Der Mensch wächst mit seinen größeren Zielen. Mit vollem Vertrauen gehe er daher an das Werk heran, das zu führen er die Ehre habe. Er gedenke aber auch der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche die Trägerin der deutschen kolonialen Bestrebungen sei, und ihr bringe er ein Hoch aus. Oberpräsident v. Bennigsen nahm bald darauf das Wort. Seine Ausführungen gipfelten in einem Hoch auf den um die Kolonialbewegung hochverdienten Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, welcher jetzt erschienen war. Als vor wenigen Jahren (so etwa begann der Redner) die deutsche Nation im Innern in ihrer Stellung erstarkte und eine Reihe neuer Aufgaben an uns herantrat, machte sich auch ein altes Interesse des deutschen Wesens wieder geltend, was lange zurückgedrängt war: wir durften unsere Augen wieder auf fremde Weltteile richten und versuchen, mit anderen Nationen dort in einen Wettkampf einzutreten. Da machten sich auch die kolonialen Bestrebungen, die instinktiv in der deutschen Bevölkerung wurzeln, in mannigfaltigen Richtungen wieder bemerkbar. Anfangs zwar drohte eine Zersplitterung in viele Gesellschafts- und Vereins-Unternehmungen, doch verschwand dieselbe nach nicht zu langer Zeit, und es gelang, die Pläne für die kolonisatorischen Aufgaben unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Die beiden großen Gesellschaften, der Deutsche Kolonialverein und die Gesellschaft für Kolonisation, sind seit Jahresfrist, den Blick auf dasselbe Ziel gerichtet, vereint! .... Zu allen diesen kolonisatorischen Bestrebungen mußten Personen vorhanden sein, welchen allseitiges Vertrauen geschenkt werden konnte und wurde, damit unter ihrer Leitung eine solche Vereinigung glücklich durchgeführt werden konnte. Eine solche Persönlichkeit, und zwar die hervorragendste, haben wir in unserer Mitte: Se. D. den Fürsten von Hohenlohe-Langenburg. (Lebhafter Beifall.) Der Redner gedachte nunmehr der Verdienste des Fürsten und entrollte ein lebendiges Bild von der Thatkraft des Hohenloheschen Geschlechts, das sich schon zur Zeit der letzten Hohenstaufen bewährt habe. Damals fand sich in dem deutschen Orden schon ein Mann des Namens, und seit jener Zeit habe dies Fürstenhaus dem deutschen Vaterlande die wackersten Männer geliefert.... „So freuen wir uns denn, daß wir einen Sprößling dieses bewährten fürstlichen Hauses an der Spitze der kolonialen Bestrebungen sehen. Lassen Sie unserer Freude darüber Ausdruck geben, daß wir auf Se. D. den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg einen urkräftigen Salamander reiben." Ein stürmisches Hoch auf den Fürsten schloß sich an. Bald darauf antwortete der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft Fürst zu Hohenlohe-Langenburg: Beschämt bin ich von den Worten, die ich soeben gehört habe, die meiner Verdienste über Gebühr rühmend gedachten. Dennoch glaube ich dieselben in aller Bescheidenheit dankend annehmen zu dürfen im Rückblick auf das Gefühl und die Gründe, die mich geleitet haben, die deutsche Kolonial-Politik in Bewegung zu setzen. Er müsse der Zaghaftigkeit (so etwa fuhr Redner fort) gedenken, mit welcher er vor acht Jahren in Frankfurt mit einem kleinen Kreise von Freunden an diese bedeutsame Sache ging, er müsse daran denken, wie einige damals nur die kleine Hoffnung hegten, man werde in diesem Jahrhundert nur einen schüchternen Anfang machen können und erst unsere Kinder würden von deutschen Kolonien sprechen. Aber trotz des Widerstandes im Anfange sei es dennoch schon gelungen — nachdem unser großer Kanzler, Se. D. Fürst v. Bismarck, die Sache in die Hand genommen und nachdem unsere Nation nach und nach ermannt sei — den Gedanken erstarken zu lassen, deutsche Kultur über die Meere zu tragen; man sei sich dessen mit Stolz bewußt geworden, daß der Deutsche auch in anderen Weltteilen nicht nötig habe, andern Völkern zu dienen, sondern berechtigt und fähig sei, für sich selbst dort Großes zu leisten. — „Mit Schmerz habe ich stets die Trennung der beiden Vereine empfunden; jetzt aber haben wir uns vereint, und ich hoffe, nichts wird, nichts kann uns wieder trennen, denn es ist ein großer Gedanke, der uns vereint." (Anhaltender Beifall.) „Kein anderer Mann aber hat diesen großen Gedanken so tief erfaßt, kein anderer ihn so gefördert, wie unser großer Kanzler (laute Zustimmung), den Jahrhunderte nicht vergessen machen, dem Jahrhunderte nicht den Ruhm streitig machen können, daß er neben unserem verewigten großen Heldenkaiser Deutschland geschaffen, daß er sein ganzes Leben Deutschland geopfert habe! (Beifall.) Wenn man auch jetzt mit einem gewissen Bangen hinüberschaue über die See, dorthin, wo blutige Ereignisse vorgefallen, wo deutsches Blut geflossen und deutscher Besitz zerstört sei, so darf uns das doch nicht ängstlich machen, denn der Blick auf anderer Völker Kolonialpolitik und deren spätere Erfolge zeigt uns, daß nichts ohne anfängliche Konflikte errungen ist! Diese Überzeugung macht uns auch stark, mit Zuversicht vorwärts zu blicken und vor momentanen Mißerfolgen nicht zu erschrecken. Ich bin, und mit mir sind es wohl alle unsere Vaterlandsfreunde, überzeugt, daß unter der starken und weisen Führung des deutschen Kanzlers Deutschland einstehen wird für die Wiederherstellung der Ruhe, ich bin überzeugt, daß der Appell an die Nation um die Mittel zur Erfüllung dieser Erstrebungen nicht vergeblich sein wird. Meine Herren! Ich glaube, wir können nicht besser unserer Hoffnung, ja unserer festen Zuversicht auf das Gelingen des großen Werkes Ausdruck geben, als durch den Ruf: „Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck lebe hoch, hoch, hoch!" Mit brausender Begeisterung folgte die Versammlung diesem Rufe. Major Liebert lenkte die Gedanken auf einen Faktor, der, für die deutsche Kolonialbewegung von höchster Wichtigkeit, am heutigen Abend nicht vergessen werden dürfe, auf die deutsche Jugend. Ihr galt das den zündenden Worten folgende Hoch. — Dann rief noch stud. Andreä vom „V. D. St." namens desselben dem scheidenden Hauptmann Wißmann ein Glückauf! zu auf seinem Wege. Wißmann habe die Jugend für sich und damit eine glänzende Zukunft vor sich. Die deutsche Jugend denke Gottlob heute anders, als ein gewisser Teil des absterbenden Geschlechts. (Heiterkeit.) Die deutsche Jugend blicke mit frischem Wagmut auf das Unternehmen und in ihrem Geiste bitte er, einen Salamander zu reiben auf Deutsch-Ostafrika und die kühnen Pioniere!

Bald darauf wandte sich der Abgeordnete Dr. Hammacher zu der Versammlung: Ich habe die Ehre, der absterbenden Jugend anzugehören! (Stürmische Heiterkeit.) Aber auch unter uns Älteren giebt es Männer, welche der Jugend in der Begeisterung für das Vaterland den Rang streitig machen! (Zustimmung.) Und auch im Rate der heutigen Jugend kann der Rat der Älteren nicht entbehrt werden. Es ist die Rede gewesen von jenen Männern, denen wir das Ansehen der Deutschen im Auslande und die Erfolge unserer Kolonialpolitik verdanken. Aber eines Faktors ist dabei noch nicht gedacht worden, unserer Marine! (Beifall.) Ich glaube, daß die Leistungen unserer Marine heute im Vordergrund der Verdienste um das deutsche Vaterland stehen. (Stürmische Zustimmung.) In den letzten Wochen ist die deutsche Flagge durch eine Menge von ungünstigen Umständen, durch Neid und Eifersucht des Auslandes in ernste Ungelegenheiten gebracht worden: vor Samoa haben unsere braven Matrosen geblutet, in Ostafrika haben sie für deutsches Interesse gekämpft. Es wäre undankbar, wenn wir nicht angesichts der bevorstehenden Maßnahmen auch am heutigen Abend der Verdienste unserer Marine gedenken wollten. (Bravo!) Ich fordere Sie auf, unseren lieben Blaujacken ein Hoch zu bringen. — Freudig und mit Enthusiasmus folgten alle der Aufforderung. Dr. Ebert, der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, gedachte in warmen Worten der Gefährten Wißmanns, in deren Namen Leutnant Freiherr von Gravenreuth dankte. Zum Schlusse rief Dr. Paul Foerster durch ein Hoch auf das ganze deutsche Heer, dessen Schulung wir so tüchtige Kräfte verdanken, laute Zustimmung wach, dann wurde der offizielle Teil geschlossen. Da erscholl noch einmal: „Silentium für Hauptmann Wißmann!" Alle drängten nach dessen Sitz hin, lautlose Stille dann. Mit leuchtendem Auge, in straffer Haltung stand der gefeierte Mann in seiner Garde-Offiziers-Uniform da, und mit starker, mannesfrischer Stimme rief er: „Meine Herren! Auf Wiedersehen!"

— **Abteilung Worms.** Auf Anregung der hiesigen Abteilung fand am 20. Januar eine von mehreren hundert Personen besuchte Versammlung statt, um, wie der Vorsitzende der Abteilung, Herr Julius Schön, in den Begrüßungsworten sich ausdrückte, eine Sympathiekundgebung zu veranstalten für das künftige Vorgehen der deutschen Regierung in den kolonialpolitischen Angelegenheiten. Herr Oberbürgermeister Küchler übernahm sodann den Vorsitz; er sprach über die Debatten im Reichstag vom 15. Januar und beleuchtete die kolonialfeindliche Politik der Deutschfreisinnigen. Herr Dr. Becker, der Schriftführer des Vereins, schlug der Versammlung nachstehenden Resolutionsentwurf vor:

„Euer Durchlaucht

beehren sich die ergebenst Unterzeichneten als Vertreter des Zweigvereins Worms der Deutschen Kolonialgesellschaft die nachfolgenden heute in einer aus dem Kreise Worms zahlreich besuchten Bürgerversammlung gefaßten Resolutionen verbindlichst zu unterbreiten:

Seiner Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler spricht die in Worms tagende, aus dem Kreise Worms sehr zahlreich besuchte Bürgerversammlung den wärmsten Dank aus für das stets opferbereite, wirkungsvolle, alle Hindernisse erfolgreich bekämpfende Eintreten für die großen Interessen und Aufgaben der deutschen Kolonialpolitik. Die mächtigen Industriezweige, welche auf dem linken Rheinufer des hessischen Staates betrieben werden, stehen in reger kaufmännischer Verbindung mit allen Staaten unserer Erde und haben infolge dessen täglich Anlaß, aus dem Auslande zu erfahren, wie schwierig der Wettkampf gegen die geschlossene Macht derjenigen Kaufleute durchzuführen ist, welche in dem Kolonialbesitz ihres Mutterlandes angesiedelt sind.

Wir sind uns bewußt, daß die hohe Entwickelung unserer heimischen wie der gesamten deutschen Industrie das gleichberechtigte Eintreten in die noch offenstehenden Kolonialgebiete überseeischer Länder gebieterisch verlangt, und daß hierzu der Schutz und eine entsprechende Mithilfe des Reiches erforderlich sind.

Wenn die durch die kaiserliche Botschaft inaugurirte Sozialpolitik für das Wohl der deutschen Arbeiter in Fällen der Krankheit, der Unfälle, der Invalidität mit mustergültiger Fürsorge einzutreten bereit ist, so erkennen wir in der ebenso umsichtigen wie energischen Inangriffnahme der Entwickelung unserer kolonialpolitischen Interessen eine neue Fürsorge für die im Hinblick auf die stete Vermehrung der Bevölkerung nötige Erweiterung des heimischen Arbeitsgebietes unseres Arbeiterstandes.

Daß Euere Durchlaucht auch auf diesem Gebiete mit der allbewunderten Frische und Schlagfertigkeit des Geistes, mit dem allen Deutschen voranleuchtenden Mute die große Anzahl kleinlicher Gegner zu überwinden im Begriffe stehen, erfüllt uns mit Dank und Genugthuung, und dies umsomehr, als Euere Durchlaucht damit den unsterblichen Verdiensten um das Vaterland neue Ruhmestitel hinzufügen."

Die Ausführungen Herrn Dr. Beckers wie die Resolution fanden lebhaften Beifall. Das Wort ergriff nächstdem Freiherr Heyl zu Herrnsheim, um die aus dem Besitz von Kolonien sich ergebenden Vorteile zu beleuchten und die Politik der Engländer auf diesem Gebiete klarzulegen. Er befürwortete die Resolution, welche sodann einstimmig angenommen wurde.

— **Abteilung Dresden.** In der Abteilung redete am 22. Januar Dr. Hans Meyer über seine zweite Expedition nach Ostafrika. Die Versammlung, welcher auch Se. Majestät der König von Sachsen und Prinz Friedrich August beiwohnten, war eine äußerst zahlreiche. Herr Hofrath Credé brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Dr. Hans Meyer schilderte seine Erfahrungen auf der Reise, welche bekannt sind, aber ihn nicht abhalten werden, in diesem Sommer wieder nach Ostafrika zu gehen und das Kenia-Gebirge zu besuchen. Über die Landschaft Usambara gab er folgendes Urteil ab: „Zeigten sich einzelne Strecken des östlichen Usambara zum Teil dürftig in der Bodenbeschaffenheit, so staunten die Reisenden über den Reichtum an Wäldern des nördlichen Usambara. Es bringt alle tropischen und subtropischen Pflanzen hervor und ist doch nur ein paar Tagereisen von der Küste entfernt. Man braucht keine Prophetengabe zu besitzen, um voraussagen zu können, daß ein solches Land unter ge-

Digitized by Google

eigneter Verwaltung sich gut entwickeln muß. Die Landschaft Usambara allein ist es wert, daß Deutschland an seinem Besitze in Ostafrika festhält."

— Abteilung Stettin. Die Abteilung veranstaltete am Freitag, den 18. d. M. im Hotel zum deutschen Hause einen sehr gut besuchten Herrenabend. Denselben eröffnete der Vorsitzende Herr Regierungsrat v. Knebel-Doeberitz mit einem kurzen Rückblick auf die letzten Vorgänge in den verschiedenen deutschen Kolonien und forderte die Mitglieder auf, nach den schweren Schicksalsschlägen der letzten Zeit um so fester für die gute Sache einzutreten, namentlich auch mit allen Kräften den Anfeindungen entgegenzuwirken, die leider auch in unserem eigenen Vaterlande gegen die deutsche Kolonialpolitik immer wieder gemacht werden. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen erteilte darauf der Vorsitzende dem Schriftführer der Abteilung, Herrn Gymnasiallehrer Dr. P. Wehrmann, das Wort zu einem längeren Vortrage über die Samoa-Inseln, deren Boden und klimatische Verhältnisse, Bewohner und Geschichte er schilderte. An diesen Vortrag, der durch zahlreiche Bilder noch wesentlich veranschaulicht wurde, schloß sich eine längere Debatte, bei der auch von Herrn Regierungsrat v. Knebel-Doeberitz und Herrn Major v. Eickstedt auf die Verdienste des Hauses Godefroy noch näher eingegangen wurde.

— Abteilung Oberlahnstein. Am 5. Januar hielt die hiesige Abteilung einen ziemlich besuchten Herrenabend ab. An demselben hielt Herr Rechtsanwalt W. Zils einen Vortrag über: Einiges zur Geschichte der deutschen Kolonialerwerbungen in Afrika, sowie zur staats- und völkerrechtlichen Stellung derselben.

Kleine Mitteilungen.

— (Aus Rom) wird uns geschrieben, daß am 17. Januar vor einem zahlreichen Damen- und Herrenpublikum der dienstthuende Kammerherr Sr. Heiligkeit Dr. Paul Maria Baumgarten im deutschen Leseverein einen längeren Vortrag über die Erwerbung der ostafrikanischen Kolonie und deren Missionirung hielt. Die Schilderung der Expeditionen Peters und Genossen erregten das lebhafte Interesse der Anwesenden, welche den Vortrag sehr beifällig aufnahmen.

— (Die Stiftung einer afrikanischen Gesellschaft vom Roten Kreuz) wird nach einer Brüsseler Meldung der „Nordd. Allg. Ztg" König Leopold der Belgier als Souverän des Kongostaates demnächst ins Leben rufen. Artikel 1 dieses Instituts lautet: „Die Gesellschaft hat den Zweck, den Kranken und Verwundeten in Kriegszeiten Beistand zu gewähren, und auch im Frieden innerhalb des Bereichs ihrer Mittel Hilfe zu leisten: 1. allen Personen, die sich den Interessen der Zivilisation in Afrika gewidmet haben und dabei verwundet worden oder erkrankt sind; 2. den kranken oder verwundeten Eingeborenen. Die Afrikanische Gesellschaft vom Roten Kreuz kann in Afrika Sanatorien, Hospize, Krankenasyle und ähnliche Etablissements einrichten.

— (In Dar-es-Salaam) wurde am 25., der Times zufolge, hart gekämpft, wobei viele Araber getötet wurden Deutscherseits fanden Verluste nicht statt, doch erlag nach dem Kampfe der Kapitänleutnant Landfermann den Folgen eines Sonnenstiches.

— (Ein englischer Missionar, Brooke,) ist mit einem aus 16 Personen bestehenden Gefolge bei Saadani durch Küstenbewohner und Araber aus Sansibar getötet worden. Diese traurige Thatsache beweist aufs neue, daß der Haß der Eingeborenen sich nicht ausschließlich gegen die Deutschen richtet.

— (Die gefangenen katholischen Missionare.) Es sind Bemühungen wegen des Loskaufs der Missionare eingeleitet, haben aber bis jetzt noch zu keinem Erfolge geführt. Die Araber verweigern die Annahme des Lösegeldes für die gefangenen Missionare und halten an der Bedingung fest, daß die Küste von Fremden gänzlich geräumt werden müsse. Auch soll die Bekehrung der Gefangenen zum Mohamedanismus verlangt werden.

— (Lehrer Flad) hat die Reise nach Kamerun angetreten, um dort die zweite Lehrerstelle zu übernehmen.

— (Malietoa,) der frühere König von Samoa ist nach den Marschallinseln gebracht worden, wo er vorläufig bleiben wird.

— (Zum Generalbevollmächtigten) der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist an Stelle des zurückkehrenden Konsuls Vohsen Herr Leutnant v. St. Paul-Illaire ernannt worden.

— (Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten.) Das Zentrum hat zur Ergänzung des Reichsgesetzes vom 17. April 1886 eine Novelle eingebracht, welche verlangt, daß die bezügliche Bestimmung der Kongoakte über die Gewährleistung der Gewissensfreiheit und der religiösen Duldung aller Kulte in den deutschen Schutzgebieten Anwendung finden soll.

— (Der deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien,) der es sich zur Aufgabe gestellt hat, in den deutschen Kolonien den hilfesuchenden Landsleuten, Fieberkranken oder Verwundeten, durch Anlage von Samariterstationen eine Zufluchts- und Heilstätte zu bieten, hatte am Sonntag, den 27. d. Mts. seine Gönner und Freunde zu einem Wohlthätigkeitsabend geladen. Hilfsbereit hatte der Verein Berliner Künstler seine schönen Gesellschaftsräume im Architektenhause dem guten Zwecke zur Verfügung gestellt und erlesene Gäste, unter ihnen Hauptmann Wißmann, waren der Einladung der Vorstandsdamen an ihre reich geschmückten Theetische so zahlreich gefolgt, daß die Räume den Andrang kaum zu fassen vermochten. Der Herr Unterstaatssekretär Herzog ergriff zur Begrüßung der Gäste das Wort und führte in fesselnder Rede aus, wie zu der Veranstaltung dieser heutigen geselligen Vereinigung der Wunsch bestimmt habe, die Zwecke, welche der Verein zu erreichen strebt, in weiten Kreisen bekannt zu machen, dadurch Interesse für dieselben zu wecken und die Bethätigung dieses Interesses durch Beitritt zum Verein oder durch Gewährung der für seine Arbeit notwendigen Geldmittel erfüllt zu sehen. Hat der junge Verein schon segensreich an der ostafrikanischen Küste in Dar-es-Salaam wirken können, so tritt mit dem unerwarteten Wandel der Verhältnisse an den Verein eine neue Aufgabe heran, welche ebenso wichtig, wie dringlich ist: die Hilfsleistung bei der Pflege der Kranken unserer deutschen Kriegsschiffe, welche die zur Sperrung der Küste in Folge der Feindseligkeiten nötig gewordene Blokade durchzuführen haben. Die Zahl dieser Kranken ist infolge der mit dem ständigen, schweren Dienst verbundenen Anstrengungen und der Einwirkung des tropischen Klimas nicht unbeträchtlich. Hier beizustehen mit möglichster Kraft hält der Verein für seine Pflicht und seinen besonderen Beruf. — Der Redner betonte, wie die Gnade Allerhöchst Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta dem Vereine für seine Zwecke eine bedeutende Summe überwiesen, freundliche Aufnahme sei den Listen bei dem großen Vaterländischen Frauenverein und dem Johanniter-Orden geworden. Aber, wie günstig auch diese Unterstützungen gedeihen, neben ihnen bedarf es noch immer mehr der materiellen Geldmittel. „Es sind nicht Fremde, für welche Ihre Hilfe angerufen wird" — schloß die mahnende, gehaltvolle Rede, — „es sind die Söhne unseres Volkes, die als kühne Pioniere in Erfüllung ihrer Pflicht unter der Flagge des Deutschen Reiches und zur Wahrung ihrer Ehre dort draußen kämpfen und leiden." — Unmittelbar an die Rede sich anschließend, ergriff ein von der Frau Gräfin v. Monts gedichteter und von Frl. v. Teichmann u. Logischen warm und ergreifend gesprochener Prolog ersichtlich die Herzen der Zuhörer und ließ sie höher pulsiren. — Was nun an künstlerischen Gaben wertgeschätzte Dilettanten der Berliner Gesellschaftskreise (Fr. General Schröder, Herr Baron v. Heyking, Frl. Bock und Frl. Wooge), was die beliebten Künstler unserer Hofbühne, Frau Stollberg und Herr Oberhauser boten, fand reichsten Beifall. — Mit großer Genugthuung darf der Verein auf die Veranstaltung des Abends zurückblicken, denn von allen Seiten wurden ihm Beweise wärmster Sympathie zu teil; die ausgelegten Listen füllten sich rasch und erfolgreich mit den Namen neuer Mitglieder, und ein vorläufiger Kassenabschluß ergab das glänzende Resultat einer Einnahme von über 1500 Mark.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin: Hauptversammlung am Montag, den 4. Februar, abends 8 Uhr. Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht. 2. Kassenbericht, 3. Neuwahl des Vorstandes. J. A.: Der I. Schriftführer. Wiskow.

Abteilung Berlin: Herrenabend am 4. Februar, abends 8½ Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses. Referat des Herrn Dr. Ebert über O. Finsch: Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Referat des Herrn Ballin über die Forschungsreisen in den westafrikanischen Schutzgebieten. Gäste willkommen.

Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft.

Einladung zur außerordentlichen Generalversammlung.

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hierdurch zu einer außerordentlichen Generalversammlung auf Sonnabend, den 23. Februar 1889, nachmittags 1 Uhr im kleinen Saale des „Kaiserhofs", Eingang Mauerstraße, ergebenst einladen.

Tagesordnung.

1. Abänderung des §. 21 des Gesellschaftsstatutes, und zwar betreffend die Deponirung der Aktien zwecks Teilnahme an der Generalversammlung und zwar von den Worten: „Zur Ausübung der Stimmberechtigung" bis zum Schluß des Paragraphen.
2. Berichterstattung über die gegenwärtige Lage in Ostafrika.
3. Beschlußfassung über die Beteiligung der Gesellschaft an dem Emin Pascha-Unternehmen.

In Bezug auf die Teilnahme an der Generalversammlung machen wir auf die Bestimmungen in §. 21 unserer Statuten aufmerksam, wonach die Aktionäre zur Ausübung der Stimmberechtigung ihre Aktien und Interimsscheine resp. die Quittungsbogen oder die betreffenden Depotscheine der Reichsbank darüber wenigstens zwei Tage vor dem Versammlungstage, den Tag der Generalversammlung und der Hinterlegung nicht mitgerechnet, in den üblichen Geschäftsstunden, jedoch bis spätestens abends sechs Uhr, in unserem Bureau, Kaiserin-Augustastraße Nr. 71, bis zur Beendigung der Generalversammlung zu hinterlegen haben.

Berlin, den 30. Januar 1889.

Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft.

F. Graf **Behr.** Dr. **Schroeder.**

Quittung.

Ueber nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt: Beitrag Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta 1000 M., Beitrag des Zweigvereins in Chemnitz 126 M., Beitrag aus Dresden durch Herrn Telegraphendirektor Mohrmann 1000 M., Ungenannter Freund der Sache 50 M., E., Regierungsbezirk Köln, 20 M., Unterstützungsverein des Kreises Grevenbroich 150 M., Beitrag von Herrn Oskar von Hoffmann, Leipzig 1000 M., Beitrag vom Senat von Lübeck 300 M., erste Rate des Theeabends am 20. Januar von Gräfin Pfeil 208 M., laufende Mitgliederbeiträge 872 M.

Berlin, den 29. Januar 1889.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
i. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1479 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 6. Berlin, 9. Februar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Afrikanischer Grund und Boden. Von Paul Reichard. — Ein Besuch bei Hendrik Wittboy, dem Messias der Hottentotten, im Sommer 1888. Von Dr. B. Schwarz. — Professor Sering über Kolonisation und Deutschtum in Nordamerika. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen. — Quittung.

Afrikanischer Grund und Boden.

Mit Rücksicht auf das Interesse, welches die mit der Entwicklung Ostafrikas zusammenhängenden Fragen jetzt beanspruchen, veröffentlichen wir folgenden sehr instruktiven Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters Herrn Paul Reichard:

In der Kisuaheliſprache der afrikaniſchen Oſtküſte bedeutet das Wort „n-tchi“ Land, und zwar ganz ausſchließlich vom ſtaatlichen Standpunkt aus. kulima (bebauen, beackern) n-tchi würde heißen: den Staat beackern. Udongo bedeutet Erde, Boden, Grund, Lehm vom geologiſchen Standpunkt, und würde kulima udongo heißen: die Erdart bebauen. Will der Suaheli ſagen, daß er den Acker, das Land beſtellt, ſo kann er nur den Ausdruck kulima mda oder schamba (letzteres aus dem Arabiſchen entnommen) gebrauchen.

Ein Wort, welches man gleichzeitig für Staat und die geologiſche Erdoberfläche, unſer deutſches „Land“ gebrauchen könnte, exiſtirt in der Kiſuaheliſprache nicht, und ſo iſt ſchon ſprachlich angedeutet, was im folgenden dargelegt werden ſoll, daß es in Afrika keinen Grundbeſitz giebt.

Mda, oder das jetzt mehr gebräuchliche schamba bezeichnet alſo nur den beackerten oder den als Acker in Angriff zu nehmenden Boden. Der Begriff mda oder Kiunjamueſi „mlala“ bleibt an dem Boden nur ſo lange haften, als er bebaut iſt. Wird er nicht mehr bebaut, und hat ſich wieder etwas Buſch angeſiedelt, ſo iſt es wieder „Pori“-Wald, Wildnis.

Der Neger betrachtet den Boden als eine melkende Kuh, die ihm heute hier, morgen dort Milch giebt und der Mjamueſi ſagt wörtlich: „mlala n-gombe wisue“ der Boden iſt unſere Kuh.

Der Neger ſieht den Boden nur ſo lange als Feld an, als er beſtellt iſt, und nur ſo lange, bis zum Einbringen der Ernte hat er Wert für ihn, hütet er ihn um der darauf ſtehenden Feldfrüchte willen.

In der Regel muß der Boden nach dreijähriger Beſtellung mehrere Jahre brach liegen, oder wird er gar nicht mehr beſtellt und überzieht ſich dann allmählich wieder mit Wald. Selbſtverſtändlich giebt es auch Boden, der mehr als drei Jahre hintereinander ertragfähig iſt.

Für eine andere in Angriff zu nehmende Parzelle, ſei dieſelbe gerodet oder nicht, braucht der Neger niemand ein Wertobjekt zu geben, braucht er niemand um Erlaubnis zu fragen, ſelbſt wenn dieſelbe in der nämlichen Gemarkung vielleicht früher ein Anderer beſtellt hat. Für das von ihm verlaſſene Feld giebt ihm niemand etwas, niemand macht Anſpruch darauf, niemand hat ein Intereſſe daran, es zu beſitzen.

Der Neger bebaut deshalb auch jede beliebige ihm paſſend erſcheinende Stelle innerhalb des von ſeinem Stamme bewohnten Gebietes oder innerhalb der Grenzen eines in demſelben ſtaatlichen Verbande gelegenen Landes. Daß er ſich nicht in einem fremden Lande anſiedelt, geſchieht nur deshalb nicht, weil er dort als Fremder rechtlos wäre, nicht aber, weil er den Boden nicht haben könnte.

Der Neger betrachtet den Boden etwa ſo wie wir die Luft, welche allen und jedem gehört. Wer zuerſt da iſt, bebaut auch den Boden zuerſt. Rechtliche Anſprüche auf irgend eine Stelle exiſtiren im ganzen wilden Afrika nirgends.

Es entſtehen nur gewiſſe Vorrechte dadurch, daß einer ſchon ſeit Jahren immer wieder dieſelbe Stelle beackert oder ſich ſelbſt im Walde eine Stelle gerodet hat. Dieſe Vorrechte ſind auf eine unter Wilden eigentümliche Rückſichtnahme gegründet, welche dieſe unter gewöhnlichen Verhältniſſen gegenſeitig an den Tag legen. Wird jedoch von der einen oder der andern Seite dieſe Rückſicht außer Acht gelaſſen und der von andern ſtets beſtellte Acker mit Beſchlag belegt, ſo ſteht dem davon Betroffenen kein Recht zur Seite und er muß ſich eine andere Stelle auswählen. Nur wenn einer den andern von einer ſelbſt geſchlagenen Rodung vertreiben wollte, würde er natürlich auf Widerſtand ſtoßen und der Häuptling die Arbeit, nicht aber den Boden des Geſchädigten ſchützen.

Der Häuptling legt bei Anlage ſeiner Reſidenz natürlich Beſchlag auf den beſten, fruchtbarſten Ackerboden und genießt damit ein Vorrecht, das aber nur ſo lange von Intereſſe für ihn iſt, als er an dem betreffenden Orte ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat. Mit dem Verlaſſen deſſelben hat der zurückgelaſſene Boden gar keinen Wert mehr für ihn.

Dem Sklaven gegenüber hat der Herr ähnliche Vorrechte, doch nichts ſteht im Wege, wenn der Sklave ſich, nachdem der Herr genügend Feld bebaut hat, daneben guten Ackerboden beſät und dabei gar keine Rückſicht auf andere Freie nimmt. Bei den Wanjamueſi iſt es Sitte, daß ſich die Knaben im Alter von 10—16 Jahren zuſammenthun und für ſich ein eigenes Feld beſtellen, und bei einigen Stämmen, wie z. B. bei den Marungu, bauen Männer und Weiber getrennt ihre Felder, ohne daß auch hier der Grund und Boden als Eigentum angeſehen würde.

Ganz ebenſo verhält es ſich mit dem Grund, auf welchem die Hütten errichtet werden. Derſelbe wird auch hier nicht als Eigentum betrachtet.

Erſt da, wo ſich Araber dauernd niedergelaſſen hatten, wie z. B. in Unjanjembe, Ujiji und weiter im Innern, wo ſie Gouverneure angeſtellt haben, nehmen ſie Beſchlag vom Boden und verkaufen ihn untereinander.

Als der Verfaſſer im Jahre 1885 auf dem Rückwege nach Europa ſich in Unjanjembe aufhielt, drohten zwiſchen den Arabern dort und dem Häuptling von Unjanjembe Streitigkeiten auszubrechen. Der Häuptling Sike drohte mit Vertreibung der Araber und Entziehung der Erlaubnis, in ſeinem Staate wohnen zu dürfen, denn, fügte er hinzu, Land habt Ihr nicht von mir gekauft, denn ein Häuptling verkauft dieſes nicht und ſeinen Staat kann und wird er nie verkaufen.

Wenn ein Häuptling von n-tchi ſpricht, ſo meint er immer nur, wie ſchon eingangs geſagt, den Staat.

Dieſer Kommunismus dehnt ſich jedoch nicht nur auf den Ackerboden aus, auch der Wald mit ſeinem Holzbeſtand gehört jedem und ebenſo etwaige Minerallager. In Ruanda am Weſtufer des Tanganyika, 2 Tagereiſen ſüdlich von der belgiſchen Station Mpala, befindet ſich eine Roteiſenſteingrube, wo jeder, dem es beliebt, nach Erfüllung der Medizin- oder Fetiſchvorſchriften Eiſenerze entnehmen, und dieſelben, ſofern er es verſteht, verarbeiten kann.

In Katanga, im Quellgebiet des Kongo, befinden ſich überaus reiche Kupferminen. Dieſelben waren früher jedem ebenſo zugänglich, konnten von jedem ausgebeutet werden, nur mußte hier, wenn es der Häuptling verlangte, eine beſtimmte Anzahl der gewonnenen Kupfer-

Digitized by Google

barren als Zehnter abgeliefert werden. Als Eigentum hatten sie die Häuptlinge nie recht beansprucht. Erst der jetzige Häuptling Mfirri hat den Anbau aus politischen Gründen verboten, welche auseinander zu setzen hier zu weit führen würde.

Der Begriff, daß der Boden als solcher einen Wert haben könnte, ist dem Neger ganz und gar fremd, und demgemäß ebenso fremd, daß man denselben als Eigentum zu beanspruchen vermöchte, mit andern Worten: es giebt in Afrika keinen Grundbesitz.

Als die Expedition, welcher der Verfasser angehörte, in Kakoma, 5—6 Tagereisen südlich von Tabora, eine wissenschaftliche Station gegründet hatte, sollten die Verwaltungskosten durch Feldbau verringert werden. Zu diesem Zwecke war beabsichtigt, Feld von den Eingeborenen zu erwerben, und trug man dem Dorfältesten das Anliegen vor. Dieser beraumte eine Versammlung an, und man war allgemein aufs höchste über die Absicht der Europäer erstaunt. Daß jemand Feld, Boden kaufen wolle, war etwas ganz Neues, Unerwartetes, ja Unheimliches. Wer hatte jemals Ähnliches gehört. Alle glaubten, daß da etwas Schlimmes dahinter stecke. Das Land hat doch keinen Besitzer, es gehört weder uns, noch dem Häuptling, und letzterer könnte höchstens für die Erteilung der Erlaubnis, Feld bebauen zu dürfen, Tauschwaren beanspruchen. Aber etwas Unverkäufliches verkaufen zu wollen, hielt man für unzulässig.

Der Häuptling erklärte denn auch, daß den Europäern unter keinen Umständen Feld verkauft werden könne. Mögen sie solches bebauen, wo und so viel sie wollen, aber als Eigentum können sie es nicht erwerben.

Wie ist es aber möglich, daß bei ackerbautreibenden Völkern kein Grundbesitz vorhanden ist?

Als eine notwendige logische Folge der ganz eigentümlichen Verhältnisse in Afrika hat dieser Umstand viele Gründe, und zwar hauptsächlich in der dünnen Bevölkerung Afrikas, dann in der großen Gleichförmigkeit des Landes, in den ewigen Völkerwanderungen und Verschiebungen, dann in der großen Unsicherheit von Leben und Eigentum, und zuletzt in der Bedürfnislosigkeit und in dem wenig entwickelten Gefühls- und Gemütsleben der Neger.

Die über große Strecken dünn gesäte Bevölkerung erlaubt dem einzelnen, sich überall anzusiedeln, ohne daß dadurch ein Nachbar aus Raummangel verdrängt zu werden braucht, und zwar überall, wo die Lebensbedingungen für den Ackerbauer erfüllt sind, und dahin gehören das Vorhandensein von ertragfähigem Boden, Trinkwasser und ein zuträgliches Klima. Der Neger ist nämlich für Klima empfindlich, nur nicht in dem Grade wie der Europäer. So mußte z. B. ein Dorf in der Nähe der Station Kakoma wegen der großen Fiebersterblichkeit verlassen werden.

Der Familienälteste, welcher in einer allmählich sehr groß gewordenen Rodung für neue fruchtbare Acker keinen Platz mehr findet, oder welcher sich mit seinen Dorfgenossen nicht mehr verträgt, wählt sich im Walde irgendwo eine zur Anlage eines Weilers geeignete Stelle aus und zeigt dies dem Häuptling unter Überbringung eines ganz geringfügigen Geschenkes an und die ganze Angelegenheit ist erledigt. Mit Weib und Kind zieht er hin und errichtet dort in kurzer Zeit einen Weiler, seine Vorräte an Feldfrüchten allmählich dorthin unterbringend. Pori, d. h. Wald, kann er nun roden, so viel ihm behagt, und niemand würde ihm Einhalt gebieten, wenn er seine Felder selbst auf Meilen ausdehnen wollte.

Nur ein Umstand könnte den Häuptling veranlassen, die ausgewählte Stelle zu beanstanden, nämlich politische Rücksichten, indem der von seinem Unterthan oder Sklaven gewählte Platz zu nahe der Grenze, vielleicht feindlichen Angriffen ausgesetzt sein könnte. Oder aber der Betreffende könnte mit der Verlegung seines Wohnsitzes eine beabsichtigte Auswanderung verbinden. Es werden solche Auswanderungen in großem Maßstabe oft in dieser Weise eingeleitet.

Niemals aber kommt bei all diesen Vorgängen der Boden als Wertobjekt in Betracht, immer nur die Menschen als Unterthanen oder Sklaven.

Sehr begünstigt und erleichtert wird dieses Auswandern und Ansiedeln an anderen Orten durch die Gleichförmigkeit Afrikas vom Südende der Sahara bis zum Kap, von der West- bis zur Ostküste. Überall findet sich derselbe Lateritboden, welcher die vom Neger angebauten Getreidearten: Sorghum, Mais, Panikum produzirt, bei überall der für diese Getreidearten gleichen Fruchtbarkeit.

Da, wo andere von der spezifischen Lateritformation verschiedene Vegetationsformationen vorherrschen, dehnen sich diese über so große Flächen, wie z. B. die feuchten Urwälder des mittleren und unteren Kongobeckens, oder die zur Viehzucht geeigneten Grasländer der südlichen Regionen und der Ostküste, daß innerhalb derselben ebensoviel Raum für eine Bevölkerung ist, welche sich niemals aus Raummangel gegenseitig zu verdrängen brauchte, daß ebenso allenthalben die Lebensbedingungen erfüllt sind.

Das Klima ist ebenso derart, daß sich der von weither eingewanderte Neger, trotzdem er dem Fieber, wenn auch in geringerem Maße, unterworfen ist, sich sehr bald vollständig akklimatisirt und sich immer fortpflanzen kann.

Ein zähes Festhalten einer in Beschlag genommenen Position ist schon aus den oben angeführten Gründen durchaus nicht geboten, da sich der einzelne überall, wo sich nicht politische Bedenken einstellen, niederlassen kann, sich überall ohne Entgelt mit Beil und Hacke, ohne zu große Mühe Ackerland verschaffen kann, d. h. „kulima mda“ (Feld bestellen). Da er, wie schon oben gesagt, niemand Entschädigung zu zahlen braucht, niemand ihm für den von ihm verlassenen gerodeten Boden etwas giebt, wie sollte da dieser Wert haben, wie sollte Grundbesitz etwas Begehrenswertes sein.

In Wechselwirkung stehen zu dem Umstand, daß der ganze afrikanische Kontinent südlich von der Sahara überall die gleichen Lebensbedingungen für den Ackerbauer aufweist, die ewigen Völkerwanderungen und Völkerverschiebungen in Afrika. Dieses Verdrängen eines Stammes durch den anderen vollzieht sich ohne allzu große Schwierigkeiten, ohne daß heftiger Widerstand bis aufs äußerste geleistet wird. Der Schwächere weicht und findet anderswo leicht Platz, sich wieder anzusiedeln, oder er ist im stande, einen noch Schwächeren zu verdrängen.

Der Einzelne verliert nicht viel, ebensowenig der ganze Staat, und nur der Häuptling ist der am meisten Geschädigte. Der Grund und Boden, von dem der Stamm verdrängt ist, hat keinen Wert, und Ersatz findet sich überall leicht. Die dem Neger wertvollen Habseligkeiten sind alle transportabel, und Häuser resp. Hütten haben in den Augen des Negers denselben Wert, wie etwa dem Vogel sein Nest, wie dem Verfasser lachend ein Schwarzer mitteilte, welchem derselbe von dem großen Wert der Häuser in Europa erzählte.

Die direkten Ursachen dieser Verschiebungen des Individuums, der Familie, des Staates oder eines ganzen Stammes können dabei mannigfachster Natur sein: Raub und Eroberungslust eines Häuptlings können Ortschaften verwüsten, ganze Stämme vertreiben. Erbfolgestreitigkeiten um die Häuptlingswürde oder Übervölkerung können zum Wandern zwingen. Tyrannisches Vorgehen eines Häuptlings kann zum Umzuge veranlassen. Ungünstige klimatische Verhältnisse oder eintretender fortdauernder Wassermangel oder Überhandnahme von wilden Tieren, wie Schweine, Panter, können der Grund zum Verlassen der alten Wohnsitze sein.

Durch dieses ewige Durcheinanderwogen, diese ewigen Streite haben nirgends Staaten entstehen können, welche durch gesetzgeberisches Übereinkommen Garantien für Leben, noch für Eigentum zu schaffen vermochten, und wo solche Garantien fehlen, ist ein Grundbesitz überhaupt nicht möglich.

Bei den Völkerwanderungen und Verschiebungen der einzelnen Stämme darf man sich aber keine nomadenhafte Unruhe vorstellen, im Gegenteil, alle afrikanischen ackerbautreibenden Stämme machen den Eindruck von Seßhaftigkeit. Einzelne Stämme können dabei nur Jahre, andere Dezennien und wieder andere Jahrhunderte ihre Sitze innehaben. Ausgeschlossen sind hiervon natürlich die viehzuchttreibenden Stämme, welche sich nomadisirend umhertreiben, dabei aber, vielleicht mit Ausnahme der Massai, keine ächten Nomaden sind. Bei solchen nomadisirenden Stämmen ist überhaupt Grundbesitz ausgeschlossen. Sie sind jedoch gerade diejenigen, welche ihre Bezirke am längsten oder vielmehr immer innehalten, da sie als Viehzüchter auf die Grasländer angewiesen sind. Mit dem Verlassen derselben müßten sie ihr Nomadenleben aufgeben. Es wäre dies eine viel schwerer zu vollziehende Umwandlung, als wenn ackerbautreibende Stämme nur andere Wohnsitze aufsuchen.

Die große Bedürfnislosigkeit des Negers trägt auch sehr viel dazu bei, daß kein Grundbesitz existirt. Der Neger baut nur soviel Feld, als gerade sein Lebensunterhalt erheischt, und da jeder leicht im stande ist, die notwendige Arbeit ohne die geringste Kapitalanlage zu verrichten, d. h. seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, so ist niemand auf Kauf derselben angewiesen und somit niemand die Gelegenheit geboten, durch Anbau von Land seinen Besitzstand zu heben. Es ist also auch in dieser Beziehung kein Grund, keine Notwendigkeit vorhanden, den Boden in erblichen Besitz zu nehmen, ihn als Wertobjekt erscheinen zu lassen.

Selbst, wo an Karawanenstraßen oder bei Haupthandelsniederlassungen der Araber im Innern, wie z. B. in Unjanjembe, Ujiji, hinlänglich Gelegenheit ist, Feldfrüchte selbst in großen Mengen zu verwerten, ist Grund und Boden für den Eingeborenen ohne allen Wert.

Neben allen äußerlichen Gründen für die Wertlosigkeit des Bodens kommt noch hinzu, daß das Gemüts- und Gefühlsleben der Neger, wie überhaupt aller Wilden, fast gar nicht entwickelt ist.

Unter den vielen Eigenschaften, welche dem Neger fälschlich untergeschoben werden, ist die Liebe zur Heimat diejenige, welche er am allerwenigsten besitzt. Dasjenige, welches man vielfach dafür nehmen könnte, darf man nicht mit diesem Gefühle verwechseln, trotz der schönen, rührenden Geschichten, welche darüber verbreitet werden, und

Digitized by Google

welche fast alle unwahr sind oder zur Erreichung bestimmter Zwecke dargestellt werden. Wenn sich bei dem Neger irgendwelche Regung in dieser Richtung bemerkbar macht, so ist dies keineswegs die Sehnsucht nach dem Lande der Heimat, sondern nichts weiter als eine Vorliebe für die gewohnten Verhältnisse, und vor allem Sehnsucht nach den Weibern seines Stammes.

Der Neger ist ein Fanatiker des „ubi bene ibi patria", und wenn er seinen Stamm unter günstigen Verhältnissen anderswo wiederfindet, als dort, wo er ihn verlassen hat, so denkt er an die alte Heimat nicht wieder und fühlt sich überhaupt, sofern er nur Essen und Weiber findet, überall wohl. Die Heimatliebe bedingt neben dem Sinn für die Landschaft und die Umgebung eine große Seßhaftigkeit von altersher. All dies mangelt dem Neger, der gar kein Interesse für die Gegend hat, und so ist ihm auch aus diesen Gründen eine Erwerbung von Grundbesitz gänzlich fernliegend. Ein einziger Umstand, welcher den Neger an den grade bebauten Grund und Boden fesselt, ist die für die Urbarmachung aufgewendete Arbeit, und da diese keine allzu große ist, so ist auch das Band, welches ihn an den Boden fesselt, ein lockeres.

Es wird nach den obigen Auseinandersetzungen nicht so überraschend wirken, wenn man die Beobachtung macht, wie der Verfasser vielfach in allen von ihm bereisten Gegenden Afrikas Gelegenheit hatte, daß der Neger gar kein so großes Unrecht empfindet, wenn er von dem von ihm beackerten Boden vertrieben wird. Er sagt sich, daß er der Gewalt weichen muß, und tröstet sich damit, daß er morgen vielleicht als der Stärkere den Unterdrücker vertreiben werde. Hat er es selbst doch unzählige Male ebenso gemacht. Ebenso empfindet er dem Weißen gegenüber keinen allzu großen Groll, besonders keinen nachhaltigen, wenn er in sein Land eindringt und den Boden, von welchem so viel vorhanden ist, urbar macht.

Man würde sich aber in einem schweren Irrtum befinden, wenn man glaubte, mit der einfachen Beschlagnahme von Grund und Boden nach den Rechtsbegriffen der Neger der rechtmäßige Besitzer der okkupirten Länder zu sein. Um von den Eingeborenen als rechtliche Herren des Landes anerkannt zu werden, bedarf es ganz besonderer Maßnahmen, welche in einem folgenden Artikel besprochen werden sollen.

Paul Reichard.

Ein Besuch bei Hendrik Wittboy, dem Messias der Hottentotten, im Sommer 1888.

Vom Afrikareisenden Dr. B. Schwarz, Chef der ersten Expedition der „Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft".

Vor kurzer Zeit ging der Name Hendrik Wittboy durch zahlreiche Zeitungen, aber nur wenige der Leser werden denselben schon vorher gehört und noch viel weniger seinen Träger von Angesicht kennen gelernt haben. Da dieses unter Umständen nicht ganz unbedenkliche Vergnügen dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt war, so mögen die dabei gewonnenen Eindrücke hier in kurzem wiedergegeben sein, zumal dieselben in jeder Hinsicht seltsam genug genannt zu werden verdienen.

Weit, sehr weit muß ich freilich dazu die geehrten Leser bitten, mich zu begleiten, bis nach Südafrika, auf die andere Hälfte der Weltkugel, über eine Wasserwüste, welche etwa die doppelte Länge des Weges nach Amerika darstellt. Indes diese Seereise darf auch der bängsten Seele keinerlei Grauen einjagen, sie gehört zu den angenehmsten und sichersten, die es auf dem Erdball geben kann. Zunächst stehen für dieselbe englische Dampfer zur Verfügung: die sogenannten Cape-Steamer, die mit Recht ein gewisses Renommee besitzen. Nicht nur, daß sie regelmäßig alle 8 Tage Europa verlassen und mittelst einer Fahrgeschwindigkeit von durchschnittlich 15 Knoten pro Stunde die 7000 Meilen (engl.) bis zu ihrem Ziel in selten mehr, wohl aber oft weniger als 20 Tagen durchlaufen, nein, auch ihre Geräumigkeit und luxuriöse Ausstattung ist derartig, daß man sie mit Recht schwimmende Hotels nennen könnte. Sie haben einen Tonnengehalt von 3—5000, bei etwa gleicher Zahl der Pferdekräfte der riesigen Maschinen. Passagiere können bis nahe an 400 untergebracht werden. Es sind dazu saubere Unterdeck-, wie, was für Passirung der Tropen besonders wichtig ist, Deckkabinen vorhanden, die sämtlich elektrisch beleuchtet werden. Dasselbe gilt von den großen, an beiden Seiten mit Fenstern nach der Wasserseite versehenen, sowie reich mit Gold und Bildwerk ausstaffirten Deckspeisesalons, desgleichen auch von dem Rauchzimmer und den Musiksalons, die Pianinos und — für die vom Kapitän geleitete englische Sonntagsfeier — sogar ein Harmonium aufweisen. Arzt und Apotheke, Badekabinen, diese auch für warme Bäder eingerichtet, Lazarett, Eishaus und Bäckerei, endlich selbst ein Kuhstall mit einer oder mehreren der gehörnten Milchspender fehlen ebenfalls nicht.

Viel wertvoller jedoch, als dieser Komfort, dürfte die Thatsache sein, daß mindestens von Madeira ab, d. h. für volle vierzehn Tage, auf dieser Route eine fast absolute Meeresstille zu herrschen pflegt. In träger Ruhe breitet sich der unermeßliche Ozean vor dem Auge aus, mit seinem tiefen Blau fast an einen Alpensee erinnernd. Leider nur fehlt die groteske Gebirgsumrahmung, die man dort hat, wenngleich auch hier an mancherlei Abwechslung kein Mangel ist. Bei Tag tummeln sich, oft in ganzen Heerden, Delphine um das Schiff her, fliegende Fische schwirren über die Fluten, Weichtiere segeln mit aufgerichtetem Schneckenhause, einem Kinderspielzeuge gleich, vorüber und in der Ferne verrät bald da, bald dort eine aufsteigende Kaskade den ungefügen Walfisch, den König der Meere, in der Nacht aber strahlt am wolkenlosen Firmament wie ein Demantschmuck das Sternbild des südlichen Kreuzes und die dunkle Wasserwüste akkompagnirt dazu, indem sie mit magischem Lichte wie unter dem Abglanze der höheren Welt über ihr aufleuchtet.

Trotz all dieser eigenartigen Reize fühlt man sich aber doch wie aus einem Kerker befreit, wenn endlich — gewöhnlich in fahlem Frühdämmerschein — die mächtige graue Mauer des Tafelbergs aufsteigt mit dem Kranze grüner Palmengärten an seinem Fuße und der weißschimmernden Kapstadt darin.

Die letztere wäre wohl an sich schon ein würdiges Ziel selbst für eine so weite Reise, denn sie ist ein Völkermuseum, wie man so leicht kein zweites findet. Amerikaner und Australier, Europäer und Indier kommen hier zusammen, Araber und Neger, Malayen und Hottentotten begegnen sich. Doch wir wollen noch einen besseren Genuß haben, einen interessanten Stamm von Eingeborenen an seinem eigentlichen Sitze aufsuchen. Darum verlassen wir die Stadt am Tafelberge bald von neuem und begeben uns abermals auf die trügerische See hinaus, jetzt allerdings unter weniger angenehmen Verhältnissen als zuvor, denn die Verbindung mit dem südwestafrikanischen Schutzgebiet, unserm Ziel, vermittelt zur Zeit nur ein kleiner, elender Segler, welcher von dem in jenen Gegenden überaus häufig auftretenden Südoststurm oft genug in der jämmerlichsten Weise gemißhandelt wird. Gar nicht selten benötigt man mit diesem Fahrzeuge für die kurze hier in Frage kommende Strecke dieselbe, ja mitunter sogar die doppelte Zeit, wie für die ungeheure Entfernung zwischen Europa und dem Kap.

Und wenn nun schließlich das ersehnte Land auftaucht, ist der Eindruck ebenfalls ein keineswegs erhebender. Lange Zeit zieht sich nur ein hoher, monotoner, grellgelbbrauner, völlig nackter Sandwall vor dem Auge hin, und wo dieser endlich zu einer ebenen Fläche sich absenkt und wir nunmehr die vielgenannte englische Kolonialhauptstadt Walfischbai vor uns haben, sehen wir auch nichts wie ein halbes Dutzend kleiner, dürftiger Holzhäuschen, die, hinter sich das weite, unbekannte Binnenland von Afrika und vor sich das unermeßliche einsame Meer, sich hier ohne Baum und Strauch auf einem kleinen künstlichen Sandhügel zusammendrängen, wie ein Häuflein furchtsamer Hühner auf dem Uferrande eines Teiches.

Wo das Entree des Hauses so beschaffen ist, was darf man da von dem Gebäude selbst erwarten? Und in der That sieht es im Innern dieses Teiles von Afrika traurig genug aus. Wohl birgt der Schoß der Erde daselbst, wie nunmehr unwiderleglich nachgewiesen, nutzbare Mineralien, namentlich Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Graphit u. s. w., in sehr ansehnlicher Menge, aber die Oberfläche dieses reichen Bodens ist dafür um so trauriger. Hier sprudeln keine Quellen, rauschen keine Flüsse, glänzen keine Seen, das belebende Naß kommt vielmehr lediglich in vereinzelten Löchern in den trocknen Flußbetten als aus großer Tiefe aufsteigendes Grundwasser oder in geschützten Felsennischen als Regenwasser vor und wehe dem Wanderer, der diese gesegneten Stellen nicht kennt, er stirbt den schlimmsten Tod: den des Verschmachtens. Dieser ungenügenden Bewässerung entspricht natürlich auch die Bewachsung des Landes. Mit geringer Ausnahme findet man Bäume und Sträucher nur in den sandigen Flußrinnen, und zwar sind das fast ausschließlich Akazienarten mit feindseligen Stacheln. Die weiten Hochebenen, die sich zwischen den Thälern und den zahlreichen mächtigen, inselartig aufsteigenden Gebirgen des Landes ausbreiten, enthalten nichts als Gras, dieses allerdings in ausgiebiger Entfaltung, so daß es beispielsweise dem Reiter oft bis an die Brust reicht, aber dies Gras bildet keine grüne Wiese, es steht nur büschelweise und hat eine gelbe, strohartige Farbe.

Nicht weniger hart wie der Erdboden ist hier der Himmel. Wohl muß das Klima ein außerordentlich gesundes genannt werden, aber launisch, gleich einem unzuverlässigen Weibe, ist es darum doch in hohem Grade. Während die Hitze bei Tage nicht selten 36° R. erreicht, weisen die Nächte bis 5° unter Null und selbst mehr auf.

Kann es verwunderlich genannt werden, daß ein derartiges Terrain, ein Steppenterrain par excellence, wie auch seine Tierwelt, die aus allen möglichen Antilopenarten, Schakalen, Zebras, Giraffen,

Straußen und mehreren Hühnersorten besteht, beweist — nur erst noch wenige menschliche Liebhaber gefunden hat? In der That ist nichts grausiger als die außerordentliche Einsamkeit, das große ernste Schweigen, das uns daselbst entgegentritt, namentlich in der kurzen tropischen Dämmerzeit, wenn der Reflex der untergegangenen Sonne dem dunklen, wolkenlosen Himmel blutrote Tinten leiht.

Der eben geschilderte Charakter des Landes kommt besonders zur Geltung in dem Kuisibthale, welches das Gebiet der Damaras oder Hereros, der schwarzen Rasse, die man in diesem Teile Afrikas trifft, südlich begrenzt. Einen ganzen Monat reisten wir hier, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, was freilich auch mit darin seinen Grund hatte, daß diese Gegend die Grenze zwischen der oben erwähnten dunkelhäutigen Bevölkerung und den gelben Namas oder Hottentotten bildet, zwischen welchen beiden seit undenklichen Zeiten ein furchtbarer Vernichtungskrieg stattfindet.

Die eben erwähnte Menschenleere hindert indes nicht, daß manche Partien des Kuisibthales sogar landschaftlich schön sind. Dies gilt namentlich von der Wasserstelle Chaibis (das Ch ist der bekannte Schnalzlaut der Hottentotten), wo die breite, von hohen, grotesk geformten Felsen eingeschlossene Thalsohle mit ganzen Waldungen bedeckt ist, in deren Dickicht zahllose kleine, aber prachtvoll bunte Papageien hausen.

Von hier aus nahm auch die Exkursion ihren Verlauf, die ich heute zu schildern vorhabe. Sie war gleich in ihrem ersten Stadium eine ungewöhnlich schwierige. Das nördliche Großnamaqualand, dem wir zustrebten, erhebt sich wie eine fast senkrecht abgeschnittene Terrasse über dem niedrigeren Damaragebiet. Gleich jenseits des Kuisib, wo es seinen Anfang nimmt, muß man zu Pferd — denn mit dem schwerfälligen Ochsenwagen, dem gewöhnlichen Transportmittel in diesem Teile Afrikas, kann man hier nicht weiter — an überaus steilen Hängen hinanklimmen. Wenig später wird die Reise zur wahren Schornsteinfegerkletterei. Auf förmlichen Dachfirsten mit tausend Fuß tiefen Abgründen rechts und links muß man dahin balanciren und mehrfach über grobes Geröll wie über eine Riesentreppe hinauf turnen, wobei selbst die so aushaltenden und sicheren Gebirgsrosse, die dort zu Lande gezogen werden, oft genug am Zügel geführt sein wollen.

Dafür möchte uns aber auch schwindlig zu Mute werden, wenn wir nach 2 Tagen derartigen mühseligen Reitens die höchste Höhe mit etwa 5000 Fuß erreicht haben. Denn tief unter uns, wie eine Reliefkarte ausgebreitet, liegt mit allen Bergen und Thalfurchen ein großer Teil von Damaraland, infolge der dünnen Luft bis in ungemessene Entfernungen zu übersehen und von einem wahren Hauche der Verklärung übergossen.

Eine derartige Aussicht könnte uns glauben machen, daß wir auf einem isolirten Berge ständen. Und doch ist dem keineswegs so. Wir befinden uns im Gegenteil wiederum auf einer Hochebene, die mit ihrem außerordentlichen Grasreichtum, sowie ihren zahlreichen weidenden Kälbern, Lämmern und Füllen im Gegensatz zu dem eben erwähnten wilden Bergblicke ganz unerwartet eine friedliche Idylle vor uns aufrollt. Wir sind im echten Hottentottenlande, in den schwer zugänglichen Verstecken von berühmten Kriegern, wie Jan Jonker und Hendrik Wittboy, angekommen. Aber noch ist es einige Stunden bis zu dem Heerlager des Letzteren, dem wir ja doch eine Visite abstatten wollen. Bereits senken sich die ersten Nachtschatten nieder und es ist nicht ratsam, in der Dunkelheit sich diesen Hottentottenwerften — so nennt man derartige verschiebbare Viehstationen dort zu Lande — ganz unvermittelt zu nahen, da die ausgestellten Schildwachen sonst leicht auf die Nahenden Feuer geben. Was ist zu thun? Wir erblicken, halb versteckt im hohen Grase, einen sogenannten Bergdamara, einen Angehörigen jenes armen dunkelhäutigen Menschenschlages, der ursprünglich hier Herr im Lande war und nun teils versprengt und scheu, nach Art wilder Tiere, hier und da in den unzugänglichsten Gebirgen haust, teils bei den herrschenden Rassen des Gebiets, Damara-Negern und Hottentotten, Sklavendienste in einer allerdings mehr patriarchalisch ausgebildeten, milden Form leistet. Schnell haben wir mit unseren flinken Rossen den Burschen gehascht, und nachdem er die Grundlosigkeit seiner Furcht eingesehen, läßt er sich auch bewegen, uns vorauszueilen, um die Leute des Wittboy auf unsere Ankunft vorzubereiten, denn man muß wissen, daß diese Bergdamaras mit Gazellengeschwindigkeit dahineilen und wenigstens da, wo Terrainschwierigkeiten den Reiter zu weiten Umwegen zwingen, diesen bedeutend überholen.

Nachdem wir in dieser Weise uns einigermaßen gesichert haben, verfolgen wir unsern Pfad weiter. Stundenlang haben wir noch auf dem Rosse auszuhalten, es ist vollständig finster um uns geworden, nichts mehr zu sehen. Da plötzlich, wo wir eine kleine Anhöhe gewonnen zu haben scheinen, eine jähe Überraschung, ein wahres Feuermeer, das uns in die Augen blitzt. Wir haben unser Ziel Hornkranz, das Hauptquartier des wilden Wittboy, mit seinen zahlreichen Lagerfeuern vor uns. Wenig später befinden wir uns inmitten der Hunderte von Hütten, die dasselbe bilden. Halbwilde Hunde kläffen uns entgegen, halbnackte gelbe Frauengestalten, von den Feuerflammen malerisch beleuchtet, lugen allenthalben neugierig hervor, Männer mit blanken Gewehren und trotzigen Mienen eilen herzu, um uns ein rasch wachsendes Gefolge bildend. Der „Kapitän" — dies ist der stehende Titel der Häuptlinge hier zu Lande, der schwarzen sowohl, wie der gelben — wohnt in der Mitte der ganzen Ansiedlung, sagt man uns auf unsere Frage, und darum reiten wir weiter und weiter, bis wir endlich bedeutet werden, vor einer Hütte, die sich durch nichts von den andern unterscheidet, Halt zu machen. Sie gehört dem von uns Gesuchten, aber noch dürfen wir nicht eintreten, ebensowenig wie er selbst sogleich erscheint. Wichtige Affairen werden bei allen Naturvölkern mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit behandelt.

Endlich tritt uns unser Mann, umgeben von einem ganzen Stabe auserlesener Krieger, entgegen. Ein kräftiger Händedruck und ein holländisches „Guten Abend" bilden nach Landessitte die Bewillkommnung. Wir werden in den „Pontock", dies der Name für die Hütten der Eingeborenen in jenen Gegenden, geführt und bedeutet, uns auf den kleinen, niedrigen, mit Streifen aus Antilopenfell überzogenen Klappstühlen von einheimischer Arbeit, dem einzigen Möbel dieser primitiven Wohnungen, niederzulassen. Doch auch, nachdem dies geschehen, kommt noch nicht sofort ein Gespräch in Gang, es würde sich das wieder nicht schicken; stumm mustern uns die dunklen Glutaugen von wohl einem halben Hundert wilder Gestalten, von denen manche sogar mit Stühlen aus ihren eigenen Hütten herbeieilten, und die nun, das unvermeidliche Gewehr im Arm, den engen Raum in einer Weise erfüllen, daß wir uns kaum zu regen vermögen.

Wir benutzen die unfreiwillige Wartezeit, um uns etwas umzusehen. Freilich bietet unser Haus auch in seinem Innern wenig Bemerkenswertes. Es ist ein nach Landesgebrauch aus Baumästen hergestellter Bau in Kegelform, dessen sehr niedriger Eingang durch eine recht kunstvoll geflochtene Matte aus Gras verwahrt zu werden pflegt. Um so mehr zieht die Persönlichkeit des Häuptlings unsere Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe ist ein Mann von untersetzter, kräftiger Gestalt und mag etwa fünfzig Jahre zählen. Sein Gesicht zeigt ganz den Hottentottentypus, vorstehende Backenknochen und kleine, geschlitzte Augen, daneben hat es aber doch etwas Besonderes, ein Zug von Herbheit und Unnahbarkeit paart sich mit einem träumerischen und melancholischen, ja fast kindlich-weichen Ausdruck. Freilich, wie er jetzt so dahockt und, die Stirn in drohende Falten gelegt, unbeweglich in das Feuer am Boden starrt, möchte man sich eher vor ihm fürchten.

In der That hat auch der Anfang des Gesprächs, zu dem er sich endlich herbeiläßt, wenig Ermutigendes. Allerdings kommt zuerst nur die harmlose Frage: „Habt Ihr Neuigkeiten?" die bei diesen Natursöhnen so unvermeidlich die Eröffnung einer Diskussion bildet, wie etwa eine Auslassung über das Wetter bei dem Ballgespräch eines Gymnasiasten. Indes sofort, wie wir in verneinendem Sinne geantwortet haben, bricht das Unwetter los. Mit eigentümlich leiser, aber eindringlicher Stimme setzt er uns einem peinlichen Verhöre aus. „Was hat der weiße Mann hier zu thun?" Und als wir möglichst unbefangen antworten: „Wir sind Klippdoktors (die landesübliche holländische Bezeichnung für Mineralogen) und suchen Copper" — darunter verstehen die Eingeborenen dortselbst alle Metalle — lautet die unwirsche Entgegnung: „Hier ist aber Krieg, wißt Ihr das nicht, fürchtet Ihr Euch denn nicht?" Darauf wir: „Wir fürchten niemand, da wir gegen niemand Böses im Schilde führen und deshalb überallhin gehen." Er: „Aber das ist mein Land, und ich will nun einmal mit dem weißen Manne nichts zu thun haben." Diesen Worten folgte eine mit der ermüdenden Breite, die Leuten dieses Schlages eigen, gegebene Darstellung der Art, wie sein Vater, Moses Wittboy, und dessen Vater, David Wittboy, das Land erworben, die Wege gebahnt u. s. w., so daß wir einen wahren Stammbaum samt Chronik erhielten. Natürlich suchten wir, als er geendet, nochmals das Harmlose und Friedfertige unserer Bestrebungen zu erweisen, indem wir namentlich betonten, daß wir einen Erwerb des Landes, vor dem ihm gleich seinen meisten Kollegen im „dunklen" Erdteil am meisten bangte, durchaus nicht beabsichtigten. Aber alles vergeblich, seine Züge wurden immer unheilverkündender. „Was?" keuchte er mit seinem tonlosen Organ, „Freunde von uns wollt Ihr sein? Warum hat denn Euer Beamter in Otyimbingue (Dr. Göring) noch neulich meinen Todfeind, den Häuptling Manasse von Hoachanas, mit Waffen und Munition beschenkt? Was habe ich dem Deutschen Reiche gethan, daß es mich so behandelt?"

Jetzt wurde uns doch etwas bange. Wir mußten auf ein Mittel sinnen, den ungnädigen Potentaten wenigstens etwas zu besänftigen. Und glücklicherweise besaßen wir ein solches in dem kleinen Kaffeesäckchen, das wir bei uns führten. Giebt es ja doch auf der ganzen Erde, auch selbst im schönen Sachsenlande, keine leidenschaftlicheren Liebhaber des duftenden Mokkas, als diese Hottentotten. Er ersetzt ihnen die Spirituosen und vermag sie nicht selten sogar in eine Art Rausch, eine hochgradige nervöse Erregung zu versetzen, was die Leser

Digitized by Google

nicht wunder nehmen wird, wenn sie hören, daß jene Eingeborenen zu einer Schale des Getränks die Hälfte des Gefäßes mit Kaffeepulver zu füllen pflegen. Ja, man erzählt sich, daß einst ein berittenes Hottentottenkommando, das in Walfischbai einen Sack Kaffee abholen sollte, mit leeren Händen heimkam, weil der Sack auf dem etwa achttägigen Wege — aufgetrunken worden war.

Unsere kleine List gelang. Alsbald, nachdem die dampfenden Gefäße unter den Angesehneren der seltsamen Tafelrunde umhergegangen waren, gefolgt von den neidischen Blicken der übrigen, nahm die Unterhaltung einen etwas freundlicheren Charakter an. Der grimme Hendrik ließ sich sogar herbei, uns über seinen letzten Kriegszug zu berichten. Er that dies allerdings noch immer mit Hülfe eines Dolmetschers, in diesem Falle seines jüngsten Sohnes, des sogenannten „Schulmeisters", eines körperlich schwächlichen, aber intelligenten und merkwürdig ernsten jungen Mannes. Denn es ist allgemeine Sitte der Häuptlinge dieser Länder, der gelben sowohl wie der schwarzen, wenigstens bei einem ersten Besuch eines Weißen sich ihres einheimischen Idioms zu bedienen, auch wenn sie, wie dies meist der Fall, des Holländischen völlig mächtig sind, teils, weil dadurch die ganze Zusammenkunft einen vornehmeren Anstrich gewinnt, teils aber auch, weil in dieser Weise die dem Oberhäuptling gegenüber leicht zu Mißtrauen neigenden Unterhäuptlinge, von denen manche eine andere als ihre Muttersprache nicht verstehen, gleichfalls in den Stand gesetzt werden, den Verhandlungen zu folgen. Es liegt eben fast allen Staatsgebilden des dunklen Kontinents etwas Demokratisches zu Grunde.

In der angegebenen Weise erfuhren wir denn folgendes: Der Stamm war erst wenige Tage vor unserer Ankunft von einem glücklichen Feldzuge nach dem fernen Süden von Großnamaqualand zurückgekehrt. Dort liegt die Landschaft Gibeon, etwa 900 deutsche Quadratmeilen groß und verhältnismäßig fruchtbar. Sie war einst das Besitztum der alten Adelsfamilie der Wittboys und ihres Clans. Aber der Onkel des Hendrik, Paul Pfister, ein wilder, heimat- und besitzloser Abenteurer, brach eines Tages herein und vertrieb die rechtmäßigen Herren des Bodens. Bei dieser Gelegenheit erschoß er auch den Vater des Hendrik, den Moses Wittboy, und verstümmelte sogar dessen Leichnam, indem er ihm den Kopf nach Hottentottenmanier, d. h. durch den Mund hindurch, abschnitt. Natürlich schwur der Sohn dem Usurpator blutige Rache, allein es währte lange, bis sich seine Streitkräfte wieder derart gestärkt hatten, daß er an die Ausführung gehen konnte. Von seinem Zufluchtsorte Hornkranz sandte er dann, wie er stets bei seinen Kriegs- und Raubzügen thut, dem Pfister eine förmliche Herausforderung zu, die dieser damit erwiderte, daß er dem Bluträcher entgegenrückte. Nahe bei dem Orte Gibeon kam es zur Schlacht, die durch die Tollkühnheit des Hendrik ein unvermutet rasches Ende nahm. Dieser sprengte nämlich auf seinem prachtvollen Schlachtroß sofort mitten unter die Feinde hinein und jagte dem verhaßten Oheim aus nächster Nähe eine Kugel durch den Hals, daß er entseelt vom Pferde stürzte.[1])

Bei dieser Stelle des Berichtes sprang einer der Kriegsleute empor und zeigte auf seinen Rock, der auf dem Kragen rechts und links je ein großes Loch aufwies, von denen noch Blutspuren nach unten führten. Der Mann hatte der Leiche sofort das Gewand abgezogen und sich damit bekleidet. Er präsentirte es nun als Beweisstück.

Uns grauste. Aber der Eindruck der Erzählung sollte sofort noch eine Verstärkung erhalten. Einer unserer einheimischen Begleiter war nämlich etwas hinter uns zurückgeblieben und mochte sich schließlich verirrt haben. Um ihn auf die rechte Fährte zu bringen, schossen draußen vor der Hütte einige ihre Flinten los. Dies gab den Anstoß zu einem wahren Rottenfeuer aus wohl einem halben hundert von Gewehren. Mächtig krachten die Salven durch die Stille der Nacht, die Kugeln pfiffen deutlich vernehmbar über unsere Köpfe hinweg und aus den blitzenden Augen der Anwesenden brach die Kampfesgier in hellen Flammen. Es war nicht anders, als erfolge ein nächtlicher Überfall auf das Lager. Und dazu erzählte der Alte von den vielen Gefallenen und der großen Verwüstung und der ansehnlichen Beute. Es roch förmlich nach Brand und Blut.

Als endlich, es war gegen Mitternacht, die ganze Bande aufbrach, ließ sie uns in nicht gerade angenehmer Stimmung zurück. Und es war dazu wohl auch Grund genug vorhanden. Wir hatten einen vierzehnstündigen Tagesritt hinter uns, jedoch zum Lager außer einigen dünnen Fellen und Decken nichts als den harten und noch dazu mit kleinen scharfen Steinen übersäten Erdboden. Wir fühlten uns auch hungrig, denn außer ein wenig hartem Brot hatten wir fast volle zwei Tage nichts gegessen, und so weit war die Mißstimmung des Häuptlings gegen uns noch nicht beseitigt, daß er uns etwas Kost hätte reichen lassen. Dazu froren wir erbärmlich, denn die Baumastrippen unserer Hütte entbehrten der Füllung, von oben lugte der gestirnte Himmel herein und von der Seite blies allenthalben der Wind hindurch, der bei einer Temperatur von mehreren Grad unter Null kalt genug war. Mehr als alles dies aber machte uns der Gedanke zu schaffen, ob wir nicht doch in eine richtige Mausefalle gegangen waren. Früherhin nicht beachtete alte Geschichten von Unthaten dieser Hottentotten stiegen wieder aus der Erinnerung empor, wie man da und dort Weiße aufgehoben und zum Tode verurteilt, aber bevor sie vor das schnell aufgeworfene Grab gestellt wurden, wie zum Hohn und um sich an ihrer Todesangst zu weiden, noch den unvermeidlichen Kaffee mit ihnen getrunken habe und dergl. mehr.

Doch wir sollten unseren trüben Gedanken ganz plötzlich und wie durch ein Wunder entrissen werden. Unweit von unserer Behausung erklang durch die jetzt wieder zurückgekehrte Stille der Nacht ein von zahlreichen Männern und Frauen ausgeführter vierstimmiger Choralgesang, so rein, so fein, in so zartem Pianissimo, daß man die verwehten Töne einer Äolsharfe zu hören vermeinte. „Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der Dich auf Adlersgefieder so sicher geführet" — so tönte es herein in unsere dunkle Zelle, und wer hätte auch in solcher Lage sich nicht gern an die unsichtbare Hand erinnern lassen, die die Geschicke des ohnmächtigen Sterblichen leitet!

Mir war es, als ob ich träumte, und als jetzt auch noch Orgelspiel erklang, Orgelton in dieser Wildnis, die sonst nur wiederhallt vom Knattern der Gewehre oder dem Geheul der Schakale, da gab ich es auf, noch länger über die Erklärung solchen Rätsels nachzusinnen, sondern schloß die Augen und ließ mich in einen ruhigen Schlummer einwiegen.

Am nächsten Morgen hatte alles ein anderes Aussehen. Das große Kriegslager stand im Schimmer einer goldenen Morgensonne, Kinder tummelten sich zwischen den Hütten, Kühe wurden gemolken, Pferde wieherten und ganze Heerden von meckernden Ziegen und Schafen drängten sich vorwärts, der Weide entgegen. Der militärische Anstrich war dem ökonomischen gewichen. Auch der Häuptling zeigte sich verändert. Er ließ sich herab, holländisch mit uns zu sprechen, und bezeigte sogar eine väterliche Fürsorge für unser Wohl. Wir bekamen von da ab regelmäßig zu essen, wenn auch meist nur gebratene Ochsenleber, und ebenso wurden unsere Wohnungsverhältnisse besser, indem unsere Hütte mit frischem Rinderdünger beschmiert wurde, und zwar durch keine Geringeren, als die Prinzessinnen Anna und Johanna, die beiden selbst nach unseren Begriffen schönen und reizenden Töchter des Hendrik.

Auch diese günstige Wandlung unseres Geschicks verdankten wir der Musik. Als ich nämlich früh aus der Hütte trat, fiel mir ein Harmonium in die Augen, das unfern auf einem Ochsenwagen stand. Ich stieg auf das Gefährte, um das Instrument zu besehen, und fand mich bald von einer dichten Korona umringt, die mir durch Wort und Geste verständlich zu machen suchte, daß ich spielen möchte. Ich willfahrte dem Verlangen und trug eine Bach'sche Kantate vor. Unterdes hatte einer ein Choralbuch hervorgesucht. Ich mußte nun die Melodien dieses spielen und dazu sang die bald auf hunderte angewachsene Menge, die sich in und um den musikalischen Ochsenwagen her drängte, sang mit solcher Kunst, ebenso wie Inbrunst und Hingebung, daß auch das härteste Herz davon würde ergriffen worden sein.

Ich war ganz in mein Organistenamt verloren, bis auf einmal eine schwere Hand sich auf meine Schulter legte. Als ich mich umwandte, saß der alte Häuptling hinter mir. Er sagte nichts als: „So, so is racht", aber seine Miene hatte nichts Finsteres mehr, ja, es schien fast, als ob es in den schwarzen Augensternen feucht glänze. Von da ab wurde ich sein Freund.

Die Leser werden aber nun wissen wollen, wie all das, Harmonium und Kunstgesang und Choralbuch, in diese Einöde, unter eine so wilde Rotte gekommen. Das Rätsel ist bald gelöst. Gibeon, der Stammsitz der Wittboys, war bis zu den Kämpfen zwischen Hendrik und Pfister eine Missionsstation. Teils dort, teils anderwärts, wie in Keetmanshoop, das noch südlicher liegt, wurde der Stamm bekehrt und hielt, auch nachdem er in die Bergwelt des Nordens zurückweichen mußte und keinen Missionar, keine Kirche mehr hatte, unverbrüchlich am Christentum fest. Ja, die Religiosität dieser Leute bildete sich allmählich sogar zu einer Art religiöser Schwärmerei aus, welche Politik und Religion miteinander verquickte, d. h. in diesem Falle die Kriegs- und Raubzüge der Bande als gottgewollte Thätigkeit erscheinen ließ, oder mit anderen Worten: diese Wegelagerer in ihrem eigenen Bewußtsein zu Märtyrern stempelte.

Es versteht sich von selbst, daß dazu die stete Kriegsbereitschaft, die Vogelfreiheit des ganzen Stammes, das Leben in der Einsamkeit der Berge wesentlich beitrug. Anderseits aber wird man auch nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß die von den Missionaren eingeführte Pflege des Gesanges ihren Anteil daran hat, daß diese so musikalisch angelegte Rasse mit der erwähnten Zähigkeit dem Christentum treu blieb, während doch sonst in Afrika die Eingeborenen nur zu rasch zum Heidentum zurückgleiten, wenn ihnen die Missionare aus den Augen entschwinden.

[1]) Siehe Nr. 1 der „Kol.-Ztg." 1889, Seite 6.

Digitized by Google

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß in derselben Weise, wie dort in Hornkranz, der Gesang von Chorälen und Hymnen auch im ganzen übrigen Damara- wie Namalande, bei den Negern wie den Hottentotten, zum Lebensbedürfnis geworden ist. Man kann daher wohl sagen: Wenn die Rheinische Mission auch weiter nichts in jenem Teile Afrikas gethan hätte, als daß sie diese überraschende und herzerhebende Gesangesfreudigkeit weckte, so würde sie doch schon damit verheißungsvolle Kulturkeime gelegt und sich die größten Verdienste erworben haben.

Die Hendrikische Sippe hat sich sogar einen gewissen eigenen Kultus zurecht gerichtet. In der Mitte des Kriegslagers erhebt sich in der Form eines langgestreckten Rechtecks ein dachloses Gebäude aus Baumstämmen und Ästen. Das ist die Kirche, die sich diese „Wilden" dort selbst errichteten. Dieselbe bleibt zwar nicht immer von niedrigen Angriffen verschont, indem beispielsweise die gewissenlosen Ziegen mitunter große Löcher in die blattbedeckten Seitenwände fressen, trotzdem steht aber doch der einfache Bau bei allen Lagerbewohnern im Ansehen einer Stiftshütte.

Ich hatte Gelegenheit, einen Sonntag in Hornkranz zuzubringen, und will die originelle Feier desselben hier kurz schildern. Eine an einem Baum aufgehängte und mit einem Hammer geschlagene Eisenachse gab in früher Morgenstunde das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. Alles, was Beine hatte, strömte darauf herbei. Die Männer hängten ihre Filzhüte an vorstehenden Ast-Enden an der Außenseite der Kirche auf und stellten sich dann drinnen links von der improvisirten Kanzel auf, während die Weiber die rechte Seite besetzten. Der erste Teil der nunmehr folgenden Feier fand in der Namasprache statt, die Gesänge sowohl, für welche Gesangbücher in fast aller Hände waren, wie die Predigt, die vom „Schulmeister" mit staunenswerter Beredsamkeit gehalten wurde. Während derselben kauerten sich die Eingeborenen auf den Boden nieder; nur für uns Europäer waren Stühle beschafft worden. Von Zeit zu Zeit ging ein alter, graubärtiger Unterhäuptling durch die Reihen, um etwaige Unaufmerksame auf den Kopf zu pochen, doch fanden sich deren in Wirklichkeit nur wenige, die meisten hingen mit gespannter Aufmerksamkeit am Munde des Redners, dessen hohe Würde, beiläufig bemerkt, durch nichts anderes angedeutet wurde, als ein paar fadenscheinige, schwarze Beinkleider, die er an diesem Tage statt der noch schlechteren gewöhnlichen Hose angelegt hatte. Nach der Predigt folgten holländische Choräle. In derselben Sprache wurde dann auch das Kirchengebet und das Vaterunser von einem steinalten Kirchenältesten vorgetragen. Nach dem Schluß stellte sich alles Volk noch vor der Kirche auf und sang die drei Verse des bekannten Liedes: „Nun danket alle Gott", woran sich eine kurze kriegerische Ansprache eines Unterhäuptlings an die waffenfähigen Männer reihte.

(Schluß folgt).

Professor Sering über Kolonisation und Deutschtum in Nordamerika.

Auf Veranlassung der Abteilung Köln der Deutschen Kolonial-Gesellschaft hat Professor Dr. Sering aus Bonn in einem Vortrage, der sich ebenso sehr durch frische volkstümliche Anschaulichkeit wie durch scharfe Hervorbringung der kennzeichnenden Hauptzüge großer Entwicklungsreihen auszeichnete, jene nordamerikanische Kolonialbewegung, geschildert, welche nach räumlicher Ausdehnung wie nach Glanz der Kultur vergebens ihresgleichen sucht. Wir blicken da in eine Völkerwanderung hinein, welche an Umfang der in Bewegung befindlichen Massen das germanische Völkergedränge weitaus übertrifft. In der Besiedelungspolitik nun, welche nicht von den Einzelstaaten, sondern von der Bundesregierung festgestellt wurde, kämpften von alters her zwei feindliche Prinzipien, zwei gegensätzliche Kulturformen um die Vorherrschaft, die demokratische und aristokratische Gesellschaftsordnung, jene vertreten durch den großen Strom der Westwanderer, welche die Getreideregionen des Nordens einnahmen, diese verkörpert in den Baumwollen- und Tabakbaronen des Südens. Im Norden rückte die Besiedelung schrittweise und bedächtig vor, weil die Urwälder in zeitraubender Arbeit gerodet werden mußten, im Süden dehnten sich riesige Plantagen rasch gegen Westen aus. Die Folge war, daß der Süden politisch das Übergewicht hielt und die Besiedelungspolitik derart einrichtete, daß in öffentlicher Auktion große Komplexe auf einmal verkauft wurden, was mit der Ausschließung der ärmeren Ansiedler und der Überantwortung derselben an die üppigwuchernde Landspekulation gleichbedeutend war. Erst Präsident Jackson nahm sich der unzufriedenen kleinen Farmer an und setzte mit eiserner Willenskraft 1830 das sog. Vorkaufsrecht der Squatters, d. h. jener Leute durch, welche sich ohne Ermächtigung auf öffentlichem Lande niedergelassen haben. Die weitergehende Forderung, daß jedem Bürger kostenlos ein Stück Land zur Besiedelung überwiesen werde, scheiterte immer wieder an dem entschlossenen Widerstande der südstaatlichen Mehrheit. Erst im Verlauf des Bürgerkrieges, in welchem die freien Bauern des Nordens die kühnen Generäle der Barone in die Flucht schlugen, wurde ein derartiger Entwurf Gesetz. Nicht die Befreiung der Sklaven, sondern die wirtschaftlichen Interessen der Farmer des Nordens waren die eigentlichen Triebfedern des Krieges. Das Heimstättengesetz, welches jedem Bürger das Recht auf Besiedelung von 253 preußischen Morgen Land verlieh, gab der Kolonisation einen ungeahnten Aufschwung und wirkte besonders auf die germanischen Bauern mit Zaubermacht. Seit jener Zeit hat die riesige Getreideausfuhr Amerikas in Europa die Lebensmittel verbilligt, aber auch die Landwirtschaft in eine schwere Krisis gestürzt. Diese Entwicklung vollzog sich um so rascher, als die Kolonisation inzwischen zu den baumlosen Ebenen der Prärielandschaft hinausgeschritten war, wo die Besiedelung müheloser erfolgte und vielfach der zuerst gebauten Eisenbahn nachzog, während in Europa die Eisenbahn der Bevölkerung folgt. Bei der Landverteilung wurde das quadratische Vermessungssystem, welches eine klare und durchsichtige Einteilung unermeßlicher Gebiete ermöglichte, mit großartiger Konsequenz durchgeführt, und die Besiedelung erfolgte deshalb nicht dorfweise durch Einzelhöfe. Dennoch ist das sozialpolitische Ziel der Heimstättengesetzgebung, die Verteilung des Landbesitzes in mittelgroße Güter, nicht ganz erreicht worden, zum Teil infolge der übergroßen Liberalität der Gesetzgebung, der großen Landschenkungen an die Eisenbahnen u. s. w. Der vierte Teil aller Farmer der Union besteht aus bloßen Pächtern. Aber die Pachtwirtschaft, das Latifundien-System, die Landspekulation erscheinen doch nur als Auswüchse an einem im großen Ganzen gesunden Körper. Die beruhigende Aussicht auf das freie öffentliche Land hat die ganze amerikanische Nation mit jenem hoffnungsfrohen Selbstvertrauen erfüllt, welches den auf engen Raum zusammengedrängten Europäern im harten Konkurrenzkampf verloren gegangen ist, sie formte den spannkräftigen Volkscharakter und färbte die nationalen Gedanken mit lebensfrischem Blute. Der individualistische Grundgedanke der Besiedelungspolitik, welcher jeden Ansiedler ohne Beihülfe der Regierung sich selbst überläßt, hat sich ohne Zweifel bewährt und ein thatkräftiges unverzagtes Geschlecht erzeugt. Die Hauptmasse der Einwanderer besteht aus Irländern und Deutschen, jene vermehren als Fabrikarbeiter den städtischen Pöbel, diese wenden sich mit Vorliebe dem Ackerbau zu und liefern Männer der geschulten Arbeit, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker. Die Deutschen stellen also die Kerntruppen der Einwanderer dar; aber obschon in diesem Jahrhundert vier Millionen Deutsche eingewandert sind, spielt bei der Kolonisation die Einwanderung doch die zweite Rolle, die führende Rolle fällt den eingeborenen Amerikanern vermöge ihrer Masse, Schneidigkeit und Erfahrung zu. Verglichen mit der ungeheuren Beweglichkeit der nach dem freien Westen drängenden amerikanischen Massen erscheint der Einwanderungsstrom aus Deutschland als überaus gering. Die Europäer sind fast überall die Zweitkommenden, die geduldig weiterarbeiten, wo die unsteten, aber unternehmungslustigen Amerikaner den Anfang gemacht haben. Der Deutsche kommt angesichts dieser Übermacht um so rascher vorwärts, je entschlossener er in der Flut der fremden Kultur untertaucht, um als Amerikaner wieder emporzusteigen. Die Deutschen haben aber in dieser Rolle als Gehülfen fremder Kulturarbeit den Befähigungsnachweis für die selbständige Meisterschaft erbracht. Jetzt ist öffentliches Land, welches ohne künstliche Bewässerung zum Ackerbau geeignet wäre, nur noch in geringer Ausdehnung in entlegenen Gegenden vorhanden, die Ansiedlung setzt schon heute ein Vermögen von 4000 Mk. voraus und wird von Jahr zu Jahr teurer. Die deutsche Einwanderung wird niemals mehr den Umfang annehmen wie im Anfang dieses Jahrzehnts. Wir brauchen also Ackerbaukolonieen, wenn nicht in 100 Jahren nur noch zwei große Kulturgebiete vorhanden sein sollen, das anglo-amerikanische und das russische, und vielleicht noch chinesische, während das deutsche Volkstum, an ein kleines Stück der Erdoberfläche gefesselt, verglichen mit jenen, nach politischer Macht und kulturellem Einfluß eine ähnliche Stelle einnehmen würde, wie jetzt etwa Spanien im Verhältnis zum Deutschen Reich. Wir brauchen Ackerbaukolonieen, wenn unser Volkscharakter nicht in der Enge der Verhältnisse nach chinesischer Art verkommen und verkrüppeln soll. Der Wahlspruch unserer Kolonialpolitik aber muß lauten: „Hilf dir selbst." Das Publikum folgte dem Vortrage, der einen interessanten Einblick in eine ferne große Welt eröffnete und manche landläufige Vorstellungen berichtigte, mit gespannter Teilnahme, gab sich willig dem feinen Reize des Erkennens hin und dankte schließlich dem Vortragenden durch wiederholten stürmischen Beifall.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. Am Herrenabend am 28. Januar sprach Dr. Ebert über die neueste Abhandlung von Dr. O. Finsch „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. I. Abteilung Bismarck-Archipel", welche in den Annalen des K. K. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien erschienen ist. Dr. Finsch ist zweimal in dem Gebiet der Südsee gewesen, das uns gehört, und hat auch die anstoßenden englischen Gebiete besucht. Der Bismarck-Archipel umfaßt drei große Inseln: Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover und erstreckt sich nordwestlich über die Admiralitätsinseln hinaus. Neu-Britannien oder, wie die Insel jetzt heißt, Neu-Pommern umfaßt 3200 Quadratkilometer, liegt unter dem 4.—6. Grad südlicher Breite und ist langestreckt und schmal. Schon in den 50er Jahren wurde die Blanche-Bai, der Haupthafen der Insel, von Walfischfahrern besucht. Aber erst in den 70er Jahren ließen Europäer sich dort nieder. Sie gründeten 20 Stationen, von denen jede nur einen Weißen (Trader) in sich schloß, die mit den Eingeborenen Tauschhandel trieben. Fast gleichzeitig mit dem Handel kam auch die Mission ins Land, geleitet von Wesleyanern aus Sidney. Doch blieben ihre Erfolge nur gering. Die Gesamtzahl der Getauften beläuft sich nur auf 215, die wie die Missionen selbst Loto genannt werden, was wahrscheinlich aus „Lord" entstanden ist. 27 Kirchen, Hütten aus Bambus, bestehen dort. Auch die katholische Mission hat sich Eingang verschafft. Die Eingeborenen sind echte Papuas, treiben Ackerbau und hier und da auch Fischfang. Ihr ehelicher Verkehr ist sehr streng, wie auch die Keuschheit des weiblichen Geschlechts. Ehebruch ist sehr selten und kann das Leben kosten. Gewöhnlich aber werden alle Vergehen 2c. mit Geld, Diwarra, abgemacht. Die Frauen werden besser behandelt als sonst in Melanesien. Aberglaube und Geisterfurcht beherrscht das Volk, das sonst heiter und gutmütig ist und einst so gut war, wie wir. Der Kannibalismus fordert noch immer seine Opfer, doch ist es bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß Weiße gegessen wurden; das Schicksal wird nur im Krieg erschlagenen Feinden, zuweilen auch Frauen

zu teil. Die Kämpfe der Eingeborenen unter einander sind vielfach die Folge der Blutrache. Kleidung kennen die Bewohner Neu-Pommerns nicht; sie gehen in vollständiger Nacktheit einher. Doch hat Dr. Finsch nie eine unbezente Bewegung gesehen. Das Volk hat dekorativen Sinn und Liebe zur Musik. Seine Sprache ist weich und wohlklingend. Sie haben nicht nur für die meisten Vogelarten, sondern auch für die dort lebenden Fische, Schmetterlinge, ja selbst Spinnen, eigene Namen. Der Sinn für Naturbeobachtung ist sehr entwickelt. Ein Strick um den Hals, ein Armband, Glasperlen sind der einzige Schmuck, den sie anlegen. Bei Regenwetter nehmen sie eine Matte aus Palmblättern über den Kopf, die sonst auch als Unterlage beim Schlafen dient. Als Geld, das den Namen „Diwarra" führt, dient eine Meeresschnecke, die auf Fäden gereiht wird. Beim Bezahlen mißt man das Geld, so vom Zeigefinger nach dem Ellenbogen, von Finger zu Finger ꝛc.; ohne Diwarra ist kein Weib zu haben. Daher fangen die Eingeborenen schon als Knaben an zu sparen. Die Eingeborenen bemalen sich mit schwarzer, weißer, roter, gelber, blauer Farbe. Die Tätowirung findet selten statt. Beim Ackerbau sind beide Geschlechter thätig; doch fällt den Frauen die Hauptarbeit zu. Als Genußmittel dienen Tabak und die Betelnuß. Ihre Waffen sind Streitärte, Wurfspeere, Keulen und in neuerer Zeit auch Feuerwaffen. Ihr Tanz gleicht mehr turnerischen Freiübungen, wobei sie oft Masken vornehmen. Dieselben bestehen aus den Schädeln verstorbener Angehöriger, die sie beim Tanzen mit den Zähnen festhalten. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Ballin über die Reisen des Herrn von François in dem Togoland.

— Die Abteilung Frankfurt a. O. hat am 24. Januar eine öffentliche Versammlung abgehalten, welcher der Regierungsrat Bahlers, der Vorsitzende der Abteilung, präsidirte. Herr Dr. Bokemeyer hielt einen Vortrag über die Aufgaben und Ziele der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie über die gegenwärtige kolonialpolitische und kolonialwirtschaftliche Lage in den deutschen Schutzgebieten. Wir heben aus dem Vortrage, mit Rücksicht auf die Verhandlungen im Reichstag, nur die Stelle hervor, in welcher der Redner die Gründe für ein Beschreiten der Kolonialpolitik darlegte. Er sagte: „Kolonialbesitz und Kolonialthätigkeit sei eine Lieblingsidee der europäischen Kulturvölker, welche in der neueren Zeit auch in Deutschland tiefer Wurzel fasse. Das weltgeschichtliche Interesse sei vorhanden, und es wäre nur die Frage, ob man diese Erscheinung als eine flüchtige zu betrachten habe, oder ob dieselbe auf etwas mehr beruhe, als auf einer vorübergehenden Modesache. Er sei der Ansicht, daß sie aus der Natur der Bedürfnisse hervorgewachsen sei, und zwar zunächst aus einer wirtschaftlichen Bedingung, indem unsere Nation bei intensiverer Produktion zu einer expansiveren Wirtschaft dränge. Nachdem diese emporgewachsen und infolge der vervollkommneten Technik und größeren Leistungsfähigkeit eine hohe Stufe der Produktivität erreicht habe, fühle sie das Bedürfnis, nach außen zu greifen, um ihre Erzeugnisse besser zu verwerten. Auch in politischer Beziehung könne ein großes und mächtiges Volk der Teilnahme an der Weltmacht nicht entbehren. Der Erscheinung liege aber ferner ein kulturelles Moment zu Grunde, indem ein Volk das Streben in sich fühle, sein Wesen hinaus zu tragen, seine eigene Erziehung weiter zu verpflanzen und seine Wirkungsgrenze zu erweitern. Hierzu komme das praktische Moment, daß wir nicht nur Rohprodukte bedürfen, sondern auch nicht bei anderen Völkern nur Handlangerdienste verrichten wollten. Aus allen diesen Gründen sei die kolonialpolitische Bewegung eine wohlberechtigte und beruhe nicht auf einer flüchtigen Erscheinung."

— Abteilung Eberswalde. In der Abteilung Eberswalde hielt am 18. Januar Herr Assessor Jensen einen Vortrag über die Geschichte der kolonialen Erwerbung Deutschlands in Ostafrika, zu dem Gäste in sehr großer Zahl erschienen waren. Eröffnet wurde die Versammlung durch den Vorsitzenden Herrn Stadtrath Roebel, welcher in zündenden Worten auf die vor 18 Jahren erfolgte Wiederaufrichtung des Reiches hinwies und mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. schloß. — Es erfolgten wiederum zahlreiche Beitrittserklärungen, so daß die erst vor einem halben Jahre gegründete Abteilung nunmehr aus 48 Mitgliedern besteht.

Kleine Mitteilungen.

— (Eine deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft) hat sich im Oktober 1888 hier gebildet mit der Absicht, nicht nur die unter deutschen Schutz gestellten Kolonialgebiete, besonders in Westafrika, durch den Handel auszunützen, sondern auch in diesem Gebiete Plantagenbau von tropischen Gewächsen und landwirtschaftlichen Anlagen verschiedenster Art zu betreiben. Das Kapital ist auf eine Million Mark, welches in Anteilscheine à 100 Mark eingeteilt ist, festgesetzt. Der Gesamtvorstand der Gesellschaft besteht laut dem Prospekt aus den Präsidenten: Graf Fugger, München, v. Egloff, Berlin, Dr. A. Zehlicke, Berlin, Baron von Eichborn, Berlin, Freiherr v. Steinäcker, Liegnitz. Die Gesellschaft beabsichtigt u. a., eine landwirtschaftliche Station in Südwestafrika anzulegen, und hat bereits eine Berechnung über die Anlagekosten einer solchen und den Ertrag der Ernte des ersten Jahres aufgestellt. Die Gesamtsumme der ersten Einrichtung und Erhaltung auf ein Jahr soll danach 36 600 Mark, der Ernteertrag (900 Sack Getreide!) 41 500 Mark betragen. Da aber nicht die Gesamtsumme der ersten Einrichtung, sondern nur ein Teil, 27 660 Mark, in Abzug gebracht werden soll, gegen das ja nichts einzuwenden ist, so bliebe also ein Reingewinn von 13 840 Mark, also etwa 33 Prozent des aufgewandten Anlagekapitals. So sehr wir auch eine Entwickelung Südafrikas begrüßen würden, müssen wir doch erklären, daß nach dem Urteile der besten Kenner des Landes die eben angeführte Berechnung eine durchaus phantastische, in dem herausgegebenen Prospekt in keiner Weise ausreichend begründete ist, und wollen nicht unterlassen, darauf noch besonders aufmerksam zu machen.

— (Die „deutsch-westafrikanische Kompanie") hat vor kurzem an ihre Mitglieder ein als „vertraulich" bezeichnetes Rundschreiben gerichtet, in welchem u. a. mitgeteilt wurde, daß der Vertreter der Kompanie in Südwestafrika, Herr Ludwig Conradt, in einem Bericht sich dahin geäußert habe, das herrische Auftreten der „kürzlich angekommenen deutschen Landsleute" gegen angesehene Hereros sei an dem im Damaralande eingetretenen Umschwunge mit schuld. Die bezügliche Stelle des Rundschreibens ist indiskreterweise veröffentlicht worden, und dies hat die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" veranlaßt, an die deutsch-westafrikanische Kompanie die Frage zu richten, ob jener Vorwurf sich auf Beamte dieser Gesellschaft beziehen solle. Auf diese Frage hat die Kompanie, wie uns von seiten der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" mitgeteilt wird, verneinend geantwortet. Irgend eine bestimmte Thatsache, auf die sich die Ansicht des Herrn Conradt stützen könnte, ist nicht bekannt; im Gegenteil sprechen alle bekannt gewordenen Thatsachen dafür, daß die neueren Vorgänge im Damaralande einzig und allein den Umtrieben des englischen Händlers R. Lewis zuzuschreiben sind, und daß ein provozirendes Auftreten deutscher Landsleute gegen die Hereros keineswegs stattgefunden hat. In diesem Sinne spricht sich auch ein kürzlich in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichter längerer Artikel über die Vorgänge im Damaralande aus.

— (Streitkräfte der Portugiesen an der Küste von Mosambik.) Die Ereignisse an der Küste von Sansibar und die kleinen Vorfälle in Mosambik wenden die Aufmerksamkeit auf diese alte und wichtige portugiesische Kolonie. Wir beschäftigen uns hier nur mit der militärischen Organisation der Kolonie. Das Mutterland unterhält dort: 1. Vier Jägerbataillone in einer Stärke von 4—500 Mann; die drei ersten dieser Bataillone bestehen ausschließlich aus Negern der Provinz Angola; im vierten Bataillon herrscht das europäische Element vor. Es steht ein Bataillon in Mosambik mit einem Detachement auf der Insel Ibo, ein Bataillon in Quelimane und Zumbo, ein Bataillon in Sofala und Inhambane, ein Bataillon in Lourenzo-Marques; 2. ein Artilleriedetachement, das hauptsächlich Fort San Sebastian, ein Werk, das an der Bai von Tungki, der neuen Erwerbung im Norden der Kolonie, erbaut ist, ferner Sena und Tete besetzt hält; 3. Polizeitruppen (ungefähr 150 Europäer); sie bilden die Schutzwehr von verschiedenen Residenten, wie z. B. die von Majuta; 4. Auxiliartruppen oder Cipayes. Die Regierung unterhält direkt nur eine geringe Anzahl dieser Auxiliartruppen, um die Posten am oberen Sambesi zu besetzen; die große Masse dieser Auxiliaren ist unter gewissen Bedingungen im Solde der großen Eigentümer, von denen einige, wie M. José Bonifacio da Silva, einen glücklichen Krieg gegen die Negerstämme im Norden von Quelimane führen konnten; 5. schließlich ist die Kolonie hauptsächlich gegen Einfälle, die vom oberen Sambesi drohen, durch die „Prazos da Coroa" (Krongüter) und die „Capitaes Mores" (Negerhäuptlinge) geschützt. Die „Prazos da Coroa" sind alte Lehen, die vor mehreren Jahrhunderten an portugiesische Kolonisten vergeben wurden, die, wie die holländischen Buren des Transvaal und des südafrikanischen Freistaates, nur die Erinnerung an ihre europäische Abstammung sich bewahrt haben. Das Amt der „Capitaes Mores" wird einflußreichen einheimischen Häuptlingen anvertraut, denen Portugal die Investitur ertheilt. — Die Flotte besteht an der Küste von Mosambik aus: Korvette „Alfonso de Albuquerque", 7 Geschütze, Kreuzer „Liberal", 4 Geschütze, 2 Kanonenboten; drei zur Schiffahrt auf dem Sambesi bestimmte Dampfer sind gegenwärtig in England im Bau. — Augenblicklich ist das portugiesische Geschwader an der Ostküste Afrikas durch Verstärkungen auf 9 Fahrzeuge erhöht. Berghaus, Major a. D.

— (Hauptmann Wißmann) wird in wenigen Tagen nach Ostafrika abreisen, nachdem die Mannschaft zusammengebracht ist, während Herr von Gravenreuth noch einige Wochen hier verweilen wird. Ein Teil der Expedition, unter ihnen Dr. Schmelzkopf, Dr. Bumiller, Eugen Wolf, sind bereits vor einigen Wochen abgereist. Von bekannteren Ostafrikanern, welche mit ihm gehen werden, sind noch zu nennen Premierleutnant Krenzler, Dr. Schmidt und Janke.

— (Der Sultan von Sansibar) verlieh dem deutschen Konsul das Großkreuz seines Ordens mit Brillanten.

— (Sultan Achmed von Witu †.) Die Meldung, daß Achmed ben Fumo Lutui ben Scheih Nabahani, der Sultan von Witu, gestorben sei, kommt nicht unerwartet, denn schon seit langen Jahren litt er an der Elephantiasis, welche ihn an sein Zimmer fesselte, und die Bewohner hatten sich daran gewöhnt, seinen Neffen und Schwiegersohn Fumo Bakari als den Thronfolger anzusehen. Sultan Achmed war deutschfreundlich, denn den Deutschen hatte er es zu verdanken gehabt, daß den Angriffen des Sultans von Sansibar, welcher ihn bereits von Manda und Patta vertrieben hatte, ein Ende gemacht wurde. Mit einer geringen Anzahl ihm treu gebliebener Anhänger hatte er sich im Urwalde in einer Art Versteck niedergelassen, obwohl Suaheli doch wie ein echter Araber auf seinen alten Adel und sein Recht pochend, und dabei in einer ziemlich ohnmächtigen Wut dem Vordringen der Sansibariten zuschauend. Said Bargasch erkannte ihn ebensowenig an wie die zahlreichen Suaheli-Njumbes auf dem Sansibar gegenüber liegenden Festlande, welche seiner Zeit sich ebenfalls unabhängig zu stellen versuchten und jetzt bekanntlich an der Spitze der Empörung sowohl gegen den Sultan von Sansibar als gegen die Deutschen stehen, aber hatte nicht die Mittel, ihn zu unterwerfen. Doch war es politisch sehr klug vom Sultan Achmed, um das deutsche Protektorat zu bitten, da er, eingekeilt zwischen Pokomo, Somalis und Galla nicht

Digitized by Google

die genügenden Hilfskräfte besaß, einem energischen Vorstoß Widerstand zu leisten. Der Sultan Achmed war eine würdevolle Erscheinung mit einer hohen breiten Stirn und klaren und lebhaften Augen, dessen Gesicht wenig Züge des Negertypus aufwies. In seiner Jugend soll er kriegerisch gewesen sein und den Beinamen Simba (Löwe) erhalten haben, doch hatte er, wie Leutnant Schmidt jüngst mitgeteilt hat (D. Kol.-Ztg. 1888, Nr. 49), es in seinen späteren Jahren nicht gern, wenn er so bezeichnet wurde. Seinem ganzen Charakter nach war er ein Suaheli, guter Handelsmann, geizig und unbeständig. Er war ein frommer Mohammedaner, aber obwohl ihn die verschiedenen an seinem Hofe mächtigen Scherife hin und wieder aufstachelten, ließ er sich doch nicht zu unbedachten Schritten gegen die Christen hinreißen. Der etwa 46 Jahre alte Thronfolger Fumo Bakari ist eine hohe schlanke Gestalt mit intelligenten Gesichtszügen, von ruhigem und gemessenem Benehmen. Er ist angeblich ein lenkbarer, gutmütiger Suahelineger, der europäischem Einflusse leichter zugänglich sein dürfte als sein Onkel und auch hoffentlich das große ihm zufallende Vermögen gut verwenden wird. Ob er kriegerisch genug ist, um sich der Somalis auf die Dauer erwehren zu können, ist allerdings eine offene Frage.

— (Die Lage auf und wegen Samoa) ist noch immer sehr verwickelt. Am 30. Januar verbreitete das Reutersche Büreau ein Telegramm ins Ausland, des Inhalts, daß Nachrichten aus Samoa zufolge die Deutschen gegen Mataafa den Krieg erklärt hätten, nachdem eine Unterredung des deutschen Konsuls mit ihm erfolglos geblieben wäre. Dieses Telegramm wurde von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als fragmentarisch hingestellt und in einer sehr hypothetischen Form erörtert, wobei sie den Unterschied zwischen einem thatsächlichen Kriegszustande, der aus Notwehr entstanden sei, und einer förmlichen Kriegserklärung darlegte, zu der von hier aus kein Auftrag erteilt worden sei. Aus einer im amerikanischen Senat abgegebenen Erklärung zeigte sich, daß der deutsche Konsul über die Intentionen seiner Regierung hinausgegangen war. Der Staatssekretär Bayard hatte nämlich sofort nach Empfang der ersten Nachricht aus Auckland ein Schreiben an den deutschen Gesandten, Graf Arco-Valley, gerichtet, in welchem mitgeteilt wurde, daß der amerikanische Gesandte in Berlin angewiesen sei, kund zu machen, die Vereinigten Staaten setzten voraus, daß die deutschen Beamten in Samoa informirt seien, sich jeder Behelligung amerikanischer Bürger und amerikanischen Eigentums sorgfältig zu enthalten, da die Proklamirung des Standrechtes die deutsche Jurisdiktion nicht derartig ausdehnen könnte, um eine Kontrolle über die Amerikaner in Samoa in sich zu schließen. Die Vereinigten Staaten könnten eine solche Prätension weder anerkennen noch zugestehen. Graf Arco-Valley antwortete in Verfolg der ihm gewordenen Instruktionen des Fürsten Bismarck folgendes: Da der Kriegszustand gegen Mataafa erklärt sei, so habe der deutsche Geschwaderchef eine Proklamation erlassen, welche die Ausländer auf Samoa dem Kriegsrecht unterordne; völkerrechtlich würde innerhalb gewisser Grenzen eine solche Maßregel vielleicht nicht unzulässig sein, allein da Fürst Bismarck der Meinung sei, die deutsche militärische Autorität wäre in diesem Falle zu weit gegangen, hätte er telegraphischen Befehl erteilt, die Proklamation in betreff der Ausländer zurückzuziehen. In Unterhandlung mit Mataafa habe der deutsche Konsul auf Samoa verlangt, die Verwaltung von Samoa möge ihm zeitweilig übergeben werden. Da dieses Verlangen nicht im Einklange stehe mit dem früheren Versprechen bezüglich der Neutralität und Unabhängigkeit Samoas, so hätte der Konsul Knappe telegraphischen Befehl erhalten, seine Forderung fallen zu lassen. — Die öffentliche Meinung in Amerika war über diese Vorgänge sehr erregt, und Männer wie Senator Sherman, welcher im Senat gegen die chauvinistische Sprache gewisser Redner protestirte und daran erinnerte, daß kein amerikanischer Bürger in Samoa getötet sei, sind selten. Dem amerikanischen Kongresse übersandte Präsident Cleveland ebenfalls den diplomatischen Schriftwechsel, der ausführlichere Berichte über die jüngsten Vorgänge auf Samoa enthielt, und bemerkte dazu, daß ein von dem Reichskanzler Fürsten Bismarck ausgehender Vorschlag zu einer neuen Konferenz zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten über Samoa (in Berlin!) nach Washington unterwegs sei. Der deutsche Gesandte Graf Arco-Valley sei jedoch nicht informirt, ob des Reichskanzlers Schreiben die Fortsetzung der früheren Unterhandlungen oder eine gänzliche Wiedereröffnung dieses Gegenstandes vorschlage. — Die Repräsentantenkammer hat den Kredit von 100000 Dollars für die Errichtung einer Kohlenstation in Pago-Pago genehmigt.

— (Das deutsche Emin Pascha-Komitee) hielt am 31. v. M. im Abgeordnetenhause eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Peters den Vorsitz führte. Derselbe machte Mitteilungen über den Stand des Unternehmens und die seit der letzten Komiteesitzung gefaßten Beschlüsse des Ausschusses, welche im wesentlichen dahin gehen, daß, nachdem Hauptmann Wißmann von der Führung der Emin Pascha-Expedition zurückgetreten ist, die einheitliche Leitung des Unternehmens Herrn Dr. Peters mit der Maßgabe übertragen ist, daß die Ausrüstung der Expedition möglichst rasch zu vollenden und demnächst diejenige Route zu wählen ist, welche die rascheste und sicherste Verbindung mit Emin Pascha unter den jetzigen Verhältnissen herstellt. Das Komitee genehmigte nach eingehender Beratung einstimmig diese Beschlüsse des Ausschusses und erteilte demselben Vollmacht, die auf solcher Grundlage nötigen weiteren Ausführungsmaßregeln zu treffen. Dabei wurde allseitig der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Ausführung des Emin Pascha-Unternehmens nur im Einklang mit der Aktion des Reiches an der ostafrikanischen Küste stattfinden könne. In der Sitzung waren u. a. anwesend: die Herren Oberpräsident v. Bennigsen, Staatssekretär a. D. v. Hofmann, Graf Mirbach-Sorquitten, v. Kardorff, Graf Arnim-Muskau, Adolf Woermann, Schulz-Lupitz, Nobbe, Geheimrat Simon, Dr. Otto Arendt, Ministerialdirektor Sachse, Assessor a. D. Lucas, Dr. Irmer (Hannover). Auf Grund dieses Beschlusses sind am Freitag bereits die Herren Kapitänleutnant a. D. Ruft und Fricke nach Ostafrika vorausgegangen. In Ostafrika befinden sich die Herren Bley und Ehlers schon als Mitglieder der Expedition. Die Vorbereitungen an Ort und Stelle sind angeordnet. Herr Dr. Peters mit Leutnant v. Tiedemann, Sohn des Regierungspräsidenten in Bromberg, und Oskar Borchert werden jedenfalls noch im Laufe dieses Monats nach Sansibar abgehen.

— (Die Notiz über die Generalvertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar), welche wir aus anderen Zeitungen in Nr. 5 übernahmen, ist mehrfach so aufgefaßt worden, als ob Herr v. St. Paul-Illaire als Generalvertreter ernannt sei. Wir machen darauf aufmerksam, daß dieselbe im Sinne der Bemerkung in Nr. 3 so aufzufassen ist, daß Herr v. St. Paul-Illaire, welcher seit drei Jahren bereits im Dienste der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft steht, nur für die Dauer der Abwesenheit des Herrn Konsul Vohsen zu seinem Stellvertreter bestellt ist.

— (Aus Sansibar.) Nach einem Telegramm der „Times" aus Sansibar vom 4. d. M. hätten die deutschen Behörden die vorläufigen Unterhandlungen wegen Freilassung der gefangenen deutschen Missionare eingestellt, da die Araber zu exorbitante Bedingungen stellten. Eine Anzahl Waseri-Araber umringte am 4. d. M. den Palast des Sultans und protestirte gegen die Blokade.

— (Von der Geschäftsleitung des Deutschen Emin Pascha-Komitees) erhalten wir die Mitteilung, daß die Liste zur Teilnahme an der Expedition geschlossen ist. Da noch einlaufende Gesuche daher nicht mehr zu berücksichtigen sind, werden dieselben auch keine Beantwortung mehr finden.

Eingänge für die Bibliothek

vom 1. November bis 31. Dezember 1888.

(Schluß.)

Stengel, C. von: Die deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung. Separatabdruck aus den Annalen des Deutschen Reichs 1889. Vollständige Umarbeitung der im Jahrgang 1887 der Annalen enthaltenen Abhandlung des Verfassers über „Deutsches Kolonialstaatsrecht mit Berücksichtigung des internationalen Kolonialrechts und des Kolonialstaatsrechts anderer europäischer Staaten". Heft I. 96 S. Heft II 97—211 S. Hirth's Verlag, München u. Leipzig 1889.

Stevenson, James: The Arabs in Central Africa and at lake Nyassa. 8. 16 u. 6 S. With two maps. James Maclehose & sons. Glasgow. 1888.

Stöcklin, Jules: Les colonies et l'émigration allemandes, avec préface par Raoul Postel. Kl. 8. 34 S. 275. L. Westhausser. Paris. 1888.

Taunay, Alfr. d'Escragnolle: Discurso proferido na sessão do jubileo do instituto historico e geographico braziliano a 21 de Octubre de 1888. 8. 16 S. Lenzinger & Filhos. Rio de Janeiro 1888.

Valette, F. G. G.: Kleine niederländische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. 8. VII u. 164 S. Julius Groß, Heidelberg 1889.

Bambéry: Der Islam im 19. Jahrhundert. 8. 321 S. Brockhaus, Leipzig. 1875.

Wenger, J.: Unglücks-Chronik, oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen in Natur und Kulturleben aller Zeiten. 8. VIII. 150 S. Jenni's Buchhandlung (H. Köhler), Bern.

Wider die Sklaverei. Bericht über die Verhandlungen der Volksversammlung im Gürzenich zu Köln am 27. Oktober 1888. Nach stenographischen Aufzeichnungen. F. Bagel in Düsseldorf.

Wiese, Dr. W.: Jachten, Boote, Kanoes, mit besonderer Berücksichtigung der Modelljachten und des Einzelnsegelns. Gr. 8. 316 S. mit zahlreichen Abbildungen, Bauriffen von Modelljachten, sowie von verschiedenen sich für Liebhaber eignenden Fahrzeugen. F. Hirt & Sohn, Leipzig. 1888.

Wißmann, H., Hauptmann: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. 8. 444 S. Mit Illustrationen von R. Hellgrewe und einer Karte. Walter & Apolant, Berlin. 1888.

Wolff, Dr. W: Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. 8. IV. u. 248 S. mit einer Karte. Schulz'sche Hofbuchhandlung, Oldenburg und Leipzig. 1889.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin: Herrenabend am 11. Februar, abends 8 Uhr. Vortrag des Herrn Ballin über „Forschungsreisen in Kamerun". Vortrag des Herrn Direktor Strauß über „Einrichtungen tropischer Wohnhäuser".

Herrenabend am 18. Februar. Vortrag des Herrn Redakteur Meinecke über „Tropische Produkte", Referat des Herrn Dr. Ebert über O. Finsch: „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee."

☛ Beschwerden über unpünktliche Zustellung der Zeitung wolle man gefl. unter genauer Angabe der Adresse an das Zentralbüreau, SW. Markgrafenstraße 25, richten.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das Krankenhaus in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Frau Eisenbahn-Baudirektor Benda in Lübeck 10 M., Herr Dr. Ahrens in Drochtersen 6 M., Herr Professor Dr. Credner in Greifswald, Sammlung aus einer Kolonial-Ausstellung 21 M., Ungenannt 2 M., N. N. 2 M., Herr Konsi.-Rat Balan in Berlin 5 M., v. B. 10 M., durch die Herren Pastor Dieskamp 1938,82 M., Missionsinspektor Dr. Büttner 2341,51 M., Pastor Berlin 350,24 M., Pastor Böhme 80,75 M., Sekretär Franke 108,58 M., zusammen 4875,90 M.

Berlin, den 31. Januar 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V. Franke.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. **Expedition:** Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 7. **Berlin, 16. Februar 1889.** **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Vom Nyassa-See. — Ein Besuch bei Hendrik Wittboy, dem Messias der Hottentotten, im Sommer 1888. Von Dr. B. Schwarz. (Schluß.) — Die Araber in Mittelafrika. — Ein deutscher Protest gegen die Sklaverei vor 200 Jahren. Von Gustav Kleinstück. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Vom Nyassa-See.

Einem jeden Beobachter der ostafrikanischen Verhältnisse wird sich sicher schon die Frage aufgedrängt haben, wie denn das Innere beruhigt und den dort wütenden Sklavenjagden ein Ende gemacht werden soll, wenn, wie wir hoffen, Herr Hauptmann Wißmann seine Aufgabe glücklich gelöst haben wird, Ruhe und Ordnung an der Küste herzustellen und sowohl die tief gesunkene Autorität der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als des Sultans von Sansibar wieder auf den früheren Stand zu bringen. Obwohl über das beabsichtigte Vorgehen Wißmanns im einzelnen noch nichts verlautet hat, so kann man nach den Erörterungen allgemeiner Natur doch annehmen, daß es sich, wie auch von Anfang an befürwortet wurde, wesentlich darum handeln wird, die jetzt in den Händen der Deutschen befindlichen Küstenstädte zu verstärken, einige andere mit bewaffneter Hand wiederzunehmen und dann zu versuchen, sowohl den Karawanenhandel zu beleben, als auch den deutschen Pflanzern die notwendigen Bedingungen für die Gründung von neuen Pflanzungen zu verschaffen. Wenn dieses Ziel erreicht werden sollte, woran wir nicht zweifeln, so wird auch dem Sklavenhandel in diesem Teile Afrikas der schwerste Schlag versetzt sein. Wenn wir aber die Blicke unserer Leser von dem Küstenstrich ab auf andere Gegenden lenken wollen, so geschieht es in der Überzeugung, daß das Problem der Unterdrückung des Sklavenhandels im Falle des glücklichen Ausganges der Wißmannschen Expedition nur soweit gelöst ist, als es die Ausfuhr von der Küste betrifft, daß aber damit noch keineswegs die Quellen jenes schändlichen Handels verstopft sind. Um dies zu erreichen, dazu bedarf es der Festsetzung im Herzen Afrikas, an den großen Seen.

Wir haben schon früher bei Besprechung der Pläne des Kardinals Lavigerie (siehe Nr. 34 und 35, 1888) die Sklavenkarawanenwege auf einem Kärtchen eingezeichnet und knüpfen daran noch einmal an, indem wir das deutsch-ostafrikanische Gebiet des Sklavenhandels in mehrere Zonen zerlegen. Die nördlichste Route läuft vom Viktoria-Nyanza durch teilweise deutsches Gebiet und mündet in Mombas in der englischen Interessensphäre. Die mittlere, die Hauptroute, ist der alte Handelsweg, welcher von Udschidschi über Tabora nach den nördlichen Häfen der Küste geht, während im Süden ein Hauptstrang vom Südufer des Tanganjika nach Kilwa, andere ebenfalls bedeutende vom mittleren Nyassa-See gleichfalls nach dort und nach Lindi gehen. Aus dieser Einteilung, welche natürlich nur ungefähr der Wirklichkeit entsprechen kann, denn nur die Hauptstraßen, welche einem jeden Reisenden auffallen mußten, sind bis jetzt bekannt, geht einmal hervor, auf welche Küstenplätze das Augenmerk gerichtet werden, und das andere Mal, welche Ausgangs- und Durchgangspunkte überwacht und besetzt werden sollten. Denn wenn auch die Ausfuhr von Sklaven verhindert werden wird, so wird nichtsdestoweniger der arabische Sklavenhändler sein Elfenbein bis dicht an die Küste bringen können. Dazu bedarf er aber der geraubten Sklaven.

Die nördlichste Route wird sicher bald aufgegeben werden müssen, wenn die Engländer in Mombas ihre Pflicht thun und das deutsche Emin Pascha-Unternehmen von Erfolg begleitet sein wird, die mittlere wird infolge des Auftretens Wißmanns und im Falle der Plan des Kardinals Lavigerie am Tanganjika zur Ausführung kommen sollte, versperrt werden, aber im Süden ist niemand mächtig genug, um der fortdauernden Verwüstung und Verheerung des Landes Einhalt zu thun. Die Engländer haben bis jetzt noch nicht vermocht, die Araber von der den Tanganjika mit dem Nyassa verbindenden Stevensonstraße, wo sich dieselben bekanntlich festgesetzt haben, zu vertreiben und weder deutsche Missionen noch deutsche Handelsunternehmungen haben sich bis jetzt diesen vielversprechenden, leicht zugänglichen Gebieten zugewendet, welche zum Teil durch den Vertrag Deutschlands mit Portugal in der deutschen Interessensphäre liegen.

Die Free church of Scotland hat das westliche Ufer des Nyassa, die Universities' Mission das östliche besetzt, außerdem sind hier katholische Missionen thätig. Ferner haben die African Lakes Company und die Gebrüder Buchanan hier eine Anzahl Stationen und Plantagen angelegt, aber alle diese Kräfte sind zu schwach, um dem Vordringen der sklavenhandelnden Araber Einhalt zu thun, obwohl durch die Dampfer auf dem Sambesi, Schire und Nyassa innerhalb drei Wochen von der Küste bis nach dem Nordende des Nyassa eine Verbindung hergestellt ist, obwohl bereits von der Küste in fünf oder sechs Tagen das portugiesische Fort auf der Schire-Hochebene erreicht werden kann und von da eine fast ununterbrochene Kette von Missions- und Handelsstationen bis nach dem Norden des Nyassa beginnt. In diesen Gegenden treibt der arabische Sklavenhändler vornehmlich sein greuliches Handwerk, ja die Beute ist für ihn sehr ergiebig, da noch Elfenbein genügend hier vorhanden ist und altberühmte, gut zu passirende Sklavenwege im Thale des Lujenda und des Rovuma nach Osten führen. Vielleicht ergiebt sich aus dem weiteren Studium dieser Verhältnisse eine gewisse Nutzanwendung.

Daß es sich aber doch vielleicht nicht nur aus humanitären, sondern auch aus praktischen Gesichtspunkten empfehlen dürfte, die Gegenden am Nyassa wirklich in den Kreis der deutschen Interessen zu ziehen, und daß der Gedanke nicht etwa so phantastisch ist, wie er im Anfang erscheinen möchte, geht aus einer Schilderung hervor, welche Henry O'Neill, der englische Konsul für die portugiesischen ostafrikanischen Besitzungen, von dem Lande gegeben hat, und welche wir in einem längeren Berichte des Journal of the Manchester Geographical Society (Vol. 4. Nr. 1—6, 1888) finden. Er nimmt an, daß die an dem See wohnenden Stämme, von denen die kriegerischen Magwangwara, die „Zuluaffen", wie sie Professor Ratzel genannt hat, die wichtigsten sind, etwa eine Million Seelen zählen, und daß dort ein gesteigertes Bedürfnis nach europäischen Waren sich geltend mache. Als Ausfuhrgegenstand sei vor allem Elfenbein zu nennen. Es gebe vielleicht keine besseren Gegenden, um Elefanten zu jagen, als die großen Sümpfe des Schire und die Länder westlich des Nyassa und fährt dann fort:

„Ich meine aber nicht, daß die Zufuhr von Elfenbein, welche wir vom Nyassa zu erwarten haben, ganz davon abhängt, was diese Gegenden liefern. Ich möchte betonen, daß die gegenwärtige Zufuhr sehr gesteigert werden kann, zum Vorteil für den Handel, das Land und die Bevölkerung. Der arabische Sklavenhändler ist der Hauptaufkäufer von Elfenbein in diesem Lande, mit dem er seine Sklaven beladet und dadurch ein billiges und verwertbares Transportmittel nach der Küste erhält. Der britische Händler am See erhält nur einen Teil des ganzen gesammelten Vorrates, gerade so viel, wie der Araber ihm überlassen will, um dafür Tauschartikel einzuhandeln und seine Sammlungen im Innern wieder aufzunehmen. Während die Handelsoperationen des eng-

lischen Händlers am Nyassa auf seine Station am Ufer des Sees beschränkt sind, spielt er die würdige Rolle eines Kaufherrn für die arabischen Händler, welche ihren Vorrat bei ihm erneuern und dadurch eine Reise nach der Küste ersparen können."

Die Hoffnung, daß die Aufkäufe der englischen Agenten dem Sklavenhandel hier einen Stoß geben würden, hätte sich bis jetzt nicht verwirklicht, es müßten die Engländer selbst auf die Jagd gehen und den Araber unterbieten. O'Neill hält dies für möglich, da die Engländer alle Vorteile auf ihrer Seite haben könnten. Der Transport der Güter auf dem Wasser müßte billiger werden, als der Überlandweg der Araber, welch letztere außerdem noch den indischen Händlern in Mosambik und Sansibar hohe Prozente zahlen müssen.[1]) Der nächst wichtige Artikel sei Kautschuk,[2]) von dem große Massen vorhanden seien und welcher sicher besser rentiren werde, als die Ölsamen, welche jetzt meistenteils exportirt werden. Die Kaffeepflanze sei außerdem mit Erfolg angebaut worden und man mache augenblicklich Versuche mit Weizen, Thee und Chinchona. Das Klima sei auf den Höhen und im Nordosten des Sees, wo die Livingstone-Berge bis zu 8000 Fuß emporsteigen, ein gesundes. Schotten und Engländer hätten seit Jahren in vollkommener Gesundheit auf den Hochebenen (etwa 3000 Fuß) um den See gelebt, dagegen sei es am Ufer und auf den Inseln des Sees im Sommer sehr heiß und ungesund.

Es ist dies die eine Seite der Medaille, die andere dagegen ist die, daß Portugal den Sambesi, auf dem allein der Nyassasee bei Wasser zu erreichen ist, besitzt, und dort hohe Zölle erhebt.

Für die englischen Ansiedelungen am Nyassa ist das Verhältnis ungefähr dasselbe wie für den Oranjefreistaat und Transvaal, der Kapregierung, Natal und Portugal gegenüber. Portugal hatte von 1877 bis 1884 nur einen niedrigen Transitzoll von 3 Prozent auf alle Güter erhoben, welche in die Gegend über den Zusammenfluß des Schire und Sambesi hinausgingen, aber in dem letztgenannten Jahre wurde dieser Zoll aufgehoben und ein neuer, höherer Tarif aufgestellt. Die Lakes Company, welche angeblich gegen 3 Millionen Mark in ihr Unternehmen gesteckt hat, behauptet, bei diesem Zolltarif nicht bestehen zu können. Wir können nicht beurteilen, inwieweit diese Angaben zutreffend sind. Wenn die Engländer aber hier über Vergewaltigung klagen, so mögen sie an die Auffassung der Royal Niger Company über die durch die Nigerakte gegebene „Freiheit der Schiffahrt" denken!

Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, die Bewegungen in diesem Teile des Kontinentes ebenfalls aufmerksam zu verfolgen, wenn auch nur im Hinblick auf die mit der Unterdrückung des Sklavenhandels verknüpften Fragen. Aber, wie auch O'Neill vollkommen richtig bemerkt, ist eine Reihe von anderen Fragen aufgetaucht, politischer, kommerzieller, religiöser und wissenschaftlicher Natur, welche die ganze Welt für das interessirt haben, was früher nur der Gegenstand der Fürsorge für die Antisklaverei- und philanthropischen und wissenschaftlichen Kreise war. In dem neuen Zeitalter, in welches Afrika jetzt eingetreten ist, ist sicher genügend Raum für die Beteiligung aller Interessen. Und in der Beobachtung der Wirkung der neuen und mächtigen Kräfte, welche von allen Seiten auf Afrika einwirken, ihres Zusammentreffens oder ihrer Verbindung mit den eingeborenen Rassen, welche jetzt den Kontinent bevölkern, liegt ein weites Feld für vielseitiges Studium.

Ein Besuch bei Hendrik Witthoy, dem Messias der Hottentotten, im Sommer 1888.

Vom Afrikareisenden Dr. B. Schwarz, Chef der ersten Expedition der „Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft".

(Schluß.)

Am Nachmittag wurde von dem unermüdlichen Schulmeister eine gleichfalls zahlreich besuchte Singstunde abgehalten. Dieselbe diente zugleich als holländische Sprachstunde, indem der holländische Text der Gesänge zuerst längere Zeit den Anwesenden vorgesagt wurde, bis sie ihn im Chor nachzusprechen vermochten. Den Gesang begleitete der originelle Musikdirektor ganz geschickt mittelst einer Geige, auf der freilich das Griffbrett abgebrochen war, was mich so erbarmte, daß ich versprach, in Walfischbai ein neues Instrument für ihn zu deponiren. Wahrhaft rührend war bei der Sache der Eifer der Weiber, die, wenn ihre Stimme eingeübt war und nun die Männer die ihrige einstudiren sollten, immer wieder mit einfielen, so daß sie der Dirigent öfters ausschelten mußte. Zu meinem größten Erstaunen bemerkte ich ferner auch, daß mehrere Männer sich sogar den Text und einzelne selbst die Noten aufzeichneten. Einer dieser Gesänge erfreute mich durch seine rührende Einfachheit. Er lautete: „Die Kinderlein sagen, was gut ist und wahr, die Engel dort oben sind lüstern darnach."

Am nächsten Tage zeigte sich Hornkranz freilich in einem ganz anderen Lichte. Es fand die Verteilung der Beute aus dem erwähnten jüngsten Kriegszuge statt. Dieselbe umfaßte nicht weniger als 26 zum Teil allerdings sehr defekte Ochsenwagen, 48 Pferde, über 1000 Rinder und eine Masse von Kleinvieh. Die zuerst genannten Beutestücke fielen als die wertvollsten natürlich nur denen zu, die besondere Tapferkeit bewiesen hatten. Diese Glücklichen eilten alsbald nach der Zuteilung mit ihren Zugochsen herzu, um das erlangte Gefährt unter Triumphgeschrei nach der eigenen Hütte zu führen. Auch sonst gab es bei diesem Geschäft viel Lärm. Namentlich wurden wieder zahllose Schüsse abgefeuert, von denen viele allerdings auch einen praktischen Nutzen hatten, indem so die zahlreichen Ochsen getötet wurden, die man zur Feier des Tages verzehrte. Bemerkenswert war es, daß die Leute gleich an diesem Freudentage anfingen, sich wieder für neue Kämpfe zu rüsten, indem sie Kugeln gossen, Patronen füllten und dergleichen. —

Wenn, wie wir andeuteten, dieses kleine Gemeinwesen etwas vom Makkabäertum, etwas von einer Theokratie an sich hat, so stellt sich dies besonders dar in der Person seines Oberhauptes, zu dem wir uns als dem eigentlichen Zielpunkte unserer Darstellung nun zurückwenden. Wir müssen dabei aber einen Blick auf die Hottentottenrasse überhaupt werfen.

Dieselbe, die, ein wahres Rätsel, mit ihrer fast weißen Hautfarbe mitten im „schwarzen" Erdteil der europäischen Rasse sich nähert, während sie doch hinwiederum durch ihr schwarzes Wollhaar dem Negerstamme verwandt erscheint, steht bekanntlich sozusagen auf dem Aussterbeetat. Sie bewohnte einst den ganzen Südzipfel Afrikas bis zum Tafelberg hinab. Aber dann brachen Negerstämme vom Zambesi her in das Gebiet ein und drängten die ursprünglichen Bewohner immer mehr südwärts, so daß sie heute fast nur noch das eigentliche Großnamaqualand innehaben. Daß es dahin kommen konnte, das bewirkte, wie so oft in ähnlichen Fällen, die Uneinigkeit unter den einzelnen Teilen der Nation, die es zu einem Zusammenhalten gegen den gemeinsamen Feind nicht kommen ließ. Hierzu nur ein drastisches Beispiel.

Vor einigen Jahren traten doch einmal mehrere Hottentottenstämme zusammen, um mit einem wuchtigen Schlag die Macht der Damara-Neger zu brechen. Alles ließ sich gut an. Die geeinten Streitkräfte waren bereits bis ins Herz des feindlichen Gebiets vorgedrungen und standen kampfbereit bei Barmen, in der Nähe der Residenz des Kamaharero, des Oberhauptes der Damaras. Indes am Abend vor der Entscheidungsschlacht brach unter den ewig auf einander eifersüchtigen Häuptlingen ein Streit darüber aus, wer den Oberbefehl zu führen hätte. Man einigte sich schließlich dahin, daß jeder Rottenführer die Seinigen selbst kommandiren solle. Auch das genügte einigen derselben noch nicht. Mißvergnügt rückten sie noch am Morgen des Gefechts mit ihren Leuten ab. So konnte es kommen, daß die Hottentotten unter starken Verlusten von den Negern aufs Haupt geschlagen wurden. Die letzteren bewiesen sich dabei so feige, daß sie vielfach von den hinter ihnen stehenden Weibern in den Kampf getrieben werden mußten.

Gleichzeitig befehden sich die einzelnen Hottentottenstämme auch unter einander selbst in blutigen Scharmützeln, so daß die völlige Ausrottung des gutbeanlagten und mindestens ethnographisch hochinteressanten Volkes in der That nur noch eine Frage der Zeit genannt werden muß.

Diese mißliche Sachlage konnte längst wenigstens den Intelligenteren unter ihnen nicht mehr entgehen und so kam es denn auch, daß sich unser Hendrik zum Befreier seiner Nation aufzuwerfen beschloß. Er selbst stellte mir freilich den Hergang in etwas romantischerem Lichte folgendermaßen dar.

Hendrik war von Haus aus Ochsentreiber, d. h. der Führer von Ochsenwagen, ein Amt, das immerhin einige Routine erfordert, und daher im Lande angesehener ist, als es der Name vermuten läßt. In einer stillen Nacht nun ging er, gerade beschäftigungslos, seinem Gespanne weit in die Wildnis voraus. Er war tief bekümmert, denn sein Lieblingsbruder hatte kurz zuvor in einem Gefechte sein Leben verloren. Da vernahm er plötzlich eine Stimme, die ihm zurief: „Warum trauerst Du so hoffnungslos um den Gefallenen? Nicht er, Du bist berufen, Großes zu vollführen; mache Dich auf, werde der

[1]) Wir bemerken hierzu, daß, wenn diese Pläne den Engländern gelingen würden, dem Elfenbeinhandel in Sansibar ein schwerer Schlag versetzt werden würde. Fürst Bismarck hat im Reichstag die Ansicht ausgesprochen, daß der Karawanenhandel nach Deutsch-Ostafrika mit den Jahren geringer werden würde. Daß die Stärkung der englischen Handelsverhältnisse am Nyassa diesen Prozeß beschleunigen würde, steht außer Frage. D. R.

[2]) Interessant ist, daß O'Neill eine Pflanze, eine Strophantusart, am Nyassa entdeckte und davon im Jahre 1881 einige Proben an das Auswärtige Amt und nach Kew sandte. Diese Varietät war zwar schon vorher bestimmt durch Professor Fraser von Edinburgh, aber als man entdeckte, daß sie ein Mittel gegen Herzkrankheiten sei, wurde sie plötzlich ein Handelsartikel, und die Eingeborenen lernten bald das Einsammeln der Pflanzen. D. R.

Retter Deiner Nation!" Ob Hendrik mit solcher Aussage eine absichtliche Täuschung bezweckt, oder ob er wirklich von seiner Phantasie geleitet wurde, läßt sich bei dem verschlossenen Charakter des Mannes kaum entscheiden. Ich für meine Person möchte fast das letztere annehmen und ihn in der That für einen Schwärmer halten. Mindestens führt er die Täuschung beharrlich und geschickt durch. Beispielsweise besucht er selbst nie den vormittägigen Gottesdienst im Lager, sondern wandelt in der Zwischenzeit traumverloren in der Einöde umher und wirft sich gelegentlich auch mit dem Antlitz auf die Erde, um dort stundenlang in stummem Gebete zu verharren, beziehentlich neuen Eingebungen von oben zu lauschen.

Das hindert freilich nicht, daß er seine göttliche Mission mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit, handhabt. Man erzählt sich, daß er seiner Zeit sogar damit umging, seinen alten Vater zu eigenen Gunsten zu entthronen, und daß es zum Bürgerkrieg zwischen beiden gekommen sein würde, wäre nicht der erwähnte jähe Tod des letzteren eingetreten. Ebenso hört man Furchtbares von seiner Art, Krieg zu führen. So soll er in Gibeon, entsprechend dem Grundsatz, nichts Männliches im feindlichen Lager am Leben zu lassen, selbst den Säugling in der Wiege erwürgen und u. a. eine Anzahl von Knaben, der Munitionsersparnis halber, aneinander binden haben lassen, um sie so alle mit einer Kugel zu durchbohren. Er selbst stellt allerdings dergleichen Berichte energisch in Abrede und behauptet, daß er nur die waffenfähigen Männer umbringen lasse und auch diese lediglich dann, wenn sie sich weigern, ihm Heeresfolge zu leisten. „Sie werden doch zu Hause von Ihrem Besuch bei mir erzählen," sagte er einmal zu mir, „Sie sollen daher alles hier sehen und kennen lernen, damit die Welt merkt, daß wir besser sind, als man ihr glauben gemacht hat!"

Wie dem aber auch sein mag, gewiß ist, daß dieser seltne Mann seines Herrscheramtes mit großem Geschicke waltet. So hat er mit wahrhaft strategischem Blick sein jetziges Asyl gewählt und durch eine starke steinerne Umfassungsmauer mit einigen wirklichen Redouten die natürliche Festigkeit desselben noch bedeutend erhöht, namentlich aber den Zugang zu den wenigen Wasserstellen trefflich geschützt. Die Damaras sollten das bereits zu ihrem Nachteil erfahren, denn als sie einst einen Sturm versuchten, ließen sie 19 Tote dort und mußten fliehend abziehen. Zur Verteidigung dieses Lagers bleibt auch, wenn das Gros zu neuen Überfällen auszieht, der sogenannte „Kommandant", eine Art von Platzmajor, mit einer Anzahl Reisiger zurück. Zur Zeit meiner Anwesenheit war dies ein überaus freundlicher Mensch, der uns wahre Kellnerdienste leistete, obwohl er nach seiner eigenen Aussage „be grooteste Mann achter de Kapitän" (der größte Mann nach dem Oberhäuptling) war. Ähnlich glücklich, wie in der Defensive, ist Hendrik auch in der Offensive, so daß er fast alle die vielen Schlachten gewonnen hat, die er seinen Feinden lieferte.

Noch mehr, als all das, will aber die wahrhaft bewundernswerte Manneszucht bedeuten, die er unter seiner wilden Landsknechtsschar durchzuführen verstanden hat. Der Genuß von Spirituosen ist schlechterdings untersagt, ja der Häuptling enthält sich in seiner zur Askese neigenden Eigenart für seine Person selbst des Tabakrauchens, ohne jedoch dasselbe seinen Soldaten oder auch nur seinen Familienangehörigen zu verwehren. Wenigstens sah ich seine Frau, eine hohe, korpulente Person, öfters aus der landesüblichen Serpentinpfeife schmauchen. Auch im übrigen herrscht in dem kleinen Staate eine unverkennbare Ordnung, beispielsweise bezüglich der Kleidung. Die Männer tragen durchweg Röcke und Hosen von europäischem Schnitte, obwohl bei der herrschenden Armut manches wunderliche mit unterläuft. So findet man alte bunte Uniformen neben Turnjacken u. dergl. Der Häuptling trägt sogar eine gewisse Vornehmheit zur Schau, die durch einen langen, dicken Winterpaletot und einen gelbbraunen Filzhut mit weißem Schleier hergestellt wird. Mit dem letzteren umwinden übrigens alle Hendrik'schen Streiter ihre Kopfbedeckung, um sich in der Schlacht gegenseitig erkennen zu können. Die Frauen entbehren zwar zumeist noch wirklicher Gewänder, aber sie verstehen die großen Felle, in die sie ihre durchgängig sehr gut gebauten Leiber hüllen, mit der Grazie von Königinnen zu tragen. Nackt, aber auch völlig nackt, gehen nur die Kinder, was bei den auf jenem Hochlande herrschenden extremen Temperaturen gewiß etwas sagen will.

Ihrer anständigen äußeren Erscheinung entspricht das Benehmen der Leute. Man muß, wie ich, einige Tage auch mit Jan Jonker, einem Rivalen des Hendrik, und seinen Leuten verkehrt, oder gar die unverschämte schwarze Sippe des Maharero in Otyimbingue oder Okahandya kennen gelernt haben, um den gewaltigen Unterschied zu begreifen. Von Bettelei oder auch nur neugieriger Zudringlichkeit ist hier absolut keine Rede. Am Abend unserer Anwesenheit drängten sich ja hinter dem Häuptling her, wie erwähnt, viele in unser Zelt. Jedoch die nächsten Abende erschien, jedenfalls auf Geheiß des Alten, nicht einer mehr bei uns, so daß wir ganz ungestört blieben. Kamen wir aber auf die Straße, so grüßten uns trotzdem alle freundlich, ja manche luden uns sogar in ihre Pontocks ein, um uns dort mit dem einzigen Leckerbissen, den sie aufweisen können, saurer Milch („Dickmilk") aus großen, selbstgefertigten Holzkübeln zu erquicken.

Ist es ein Wunder, daß ein Mann, von dem solche erzieherische Kräfte ausgehen, auch einen immer wachsenden Anhang findet? Aus einer Handvoll Menschen ist in wenig Jahren eine ganze kleine Armee von einigen Hundert zumeist gut berittener und mit Hinterladern versehener Krieger geworden und der Zuzug selbst aus fremden Stämmen dauert noch fort. Was aber die Hauptsache ist, diese Leute sind ihrem selbsterkorenen Oberhaupte blind ergeben. Sie glauben an seine Mission und seine Visionen und folgen ihm, noch besonders dazu angefeuert durch seine eigene, in der That ganz außerordentliche Tapferkeit, ohne Zögern selbst in Tod und Verderben, obwohl von Haus aus solche tollkühne Bravour kaum im Hottentottencharakter liegen dürfte.

Ob aber trotz alledem der alte Held nicht doch sein hohes Ziel verfehlen und dabei elend zu Grunde gehen wird, gleich so manchem seiner Vorgänger, wer will das sagen? Bei der neidisch-feindseligen Stimmung der meisten seiner eigenen Landsleute gegen ihn und der numerischen Überlegenheit der Negerrasse ist es leider mehr als wahrscheinlich.

Ich blieb vier Tage in Hornkranz, aber je rascher ich in dieser Zeit die Befürchtungen für meine eigene Sicherheit unter jenen Leuten verlor, je wohler ich mich bei ihnen fühlte, um so mehr erfüllten mich bange Sorgen um sie selbst, meine neuen Freunde. Oft sagte ich mir, wenn ich durch die Straßen schlenderte: die guten Menschen, die da lachend und scherzend umherstehen, und der würdige Feldherr, der in stummem Ernst zwischen ihnen hindurchgeht, wie bald werden sie vielleicht mit ihren Leichnamen den schwarz-weißen Raben zum Futter dienen, die in großer Menge jene Länder bevölkern! Und in einer guten Stunde konnte ich nicht umhin, gegen den Häuptling solche bange Gedanken auch laut werden zu lassen.

„Ja," antwortete er nach langer Pause mit einem schmerzlichen Lächeln, „Sie haben recht, ich werde bald fallen, wie meine beiden ältesten Söhne vor mir, ich ahne es selbst. Aber ist es denn zu ändern? Ich möchte wohl recht gern, wie Sie mir raten, nach Gibeon, meinem schönen Erblande, gehen und dort friedlich auf der Werft wohnen. Doch ein höherer Wille zeigt mir eine andere Bahn und ich kann und will mich dem nicht entziehen. Übrigens," fuhr er nach einer Weile fort, „glauben Sie doch ja nicht, wie man mir nachsagt, daß ich von unersättlicher Ländergier beherrscht werde. Ich will nur unsere alte Grenze gegen Norden, das Swakopthal, wiedergewinnen, dann wollen wir in Frieden leben, die Damaras drüben, die Namas diesseits". —

Damit genug zur kurzen Charakteristik jenes merkwürdigen Mannes. Als ich endlich wieder die Riesentreppe von Nordnamaqualand niederritt, dem Kuisibthale entgegen, hatte ich wohl das Bewußtsein, daß ich eine der interessantesten Bekanntschaften in meinem langen Reiseleben gemacht hatte, ich glaubte damals indes kaum, daß der Gegenstand derselben noch mehr als ein bloßes akademisches Interesse beanspruchen könne. Das ist seither, nach den aufrührerischen Vorgängen in Damaraland, anders geworden. Fürst Bismarck, der auch hier wieder seinen Scharfblick bewies, hat bereits im Reichstag angedeutet, wie leicht man gerade jene Lande zur Ruhe bringen könnte, indem man sich nämlich des einen gegen den andern, der Hottentotten gegen den widerspenstigen Maharero, bediente. Wie sollten meine Gedanken da nicht unwillkürlich auf Hendrik Wittboy gelenkt worden sein! Wie, wenn man sich dieses Mannes bediente? Man würde damit leicht ein doppeltes erreichen: unsere wohlverbrieften Rechte im Damaragebiete wieder festigen und — einer Rasse, die jetzt allerdings fast nur vom Raub lebt, keinen Ackerbau, kein Gewerbe treibt, einer indes ohne Zweifel wohlangelegten Rasse, Gelegenheit geben, in die Bahnen des Friedens und der Arbeit zurückzulenken, auf denen sie allein der Kultur näher gebracht werden können.

Die Araber in Mittelafrika.

Infolge der jüngsten Vorgänge an der ostafrikanischen Küste ist die allgemeine Aufmerksamkeit vorwiegend auf solche afrikanische Angelegenheiten gelenkt, die uns Deutsche berühren. Als Hauptgegner unserer Bestrebungen daselbst gelten die Araber. Etwas Näheres über deren Wirken im schwarzen Erdteile dürfte daher von Interesse sein. Wir wollen den Anschauungen eines Franzosen hier Raum geben, in welchen wir eine teilweise Erklärung finden, warum Frankreich sich den Blokade-Maßnahmen an der ostafrikanischen Küste durchaus abgeneigt zeigt. Adolphe Burdot, Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Paris, der Mittelafrika, den Niger, Benue, Sansibar und die großen Seen bereist hat, spricht in seiner Abhandlung: „les Arabes dans l'Afrique centrale" etwa folgende Ansichten aus, die wir erst am Schlusse beurteilen wollen:

„Die vielverleumdeten Araber in Afrika sind ohne Zweifel dort die Träger der Kultur. Trotz Mangels an Unterstützung haben sie im schwarzen Erdteile

die zivilisirten Völker überflügelt und mächtigen Einfluß auf die Negerstämme des Innern erlangt. Ihr praktischer Handel hat den Sieg davon getragen über die unpraktischen Ideen der Europäer, die diese dort einzuschleppen mühsam versucht hatten. Der Araber allein ist sachgemäß vorgegangen, behutsam und stetig hat er sich mit den Negern in Handelsverbindung gesetzt, nichts zu überstürzen gesucht, Im Norden, Westen und Osten sowie im Innern ist er dadurch zu großer Macht gelangt. Mit großer Gleichmäßigkeit arbeitet er in den verschiedensten Teilen des großen Afrika, als ob ein gemeinsamer Plan ihm die Wege vorschreibe. Und doch besitzen die Araber weder ein wirklich gebietendes Oberhaupt, noch Verbindungen unter sich. Abgesehen von einigen Kämpfen mit Eingeborenen und der sehr übertriebenen Wegführung von Sklaven, haben die Araber sich weit mehr durch friedliche Anpassung an die Eingeborenen, als durch Gewalt ihre jetzige Stellung verschafft. Ganz besonders gilt dies für die Ostküste, Sansibar, und das Land um die großen Seen. Seit uralten Zeiten fand von dem nahen Arabien aus eine Vermischung der beiderseitigen Völkerschaften statt, die einer friedlichen Ausbreitung zu statten kam. Auch ihre Sitten und Gebräuche haben viel Gemeinsames mit denen der Neger. Während die christlichen Lehren den Afrikaner abstoßen, nimmt die mohamedanische Religion die Sinne des Wilden gefangen, schmeichelt seinem Geschmacke, gestattet Vielweiberei und Sklaverei. Der ganze Charakter des Arabers entspricht so sehr dem des Negers, daß es ersterem ein Leichtes war, sich und seiner Religion Eingang in die Wildnisse zu verschaffen. Sagt doch Mohamed: „Was ich am meisten in der Welt liebe, sind die Frauen und die Wohlgerüche."

Überblicken wir nun die jetzigen Machtverhältnisse der Araber in Afrika. An der Ostküste sind sie allmächtig. Ihr Einfluß könnte sich von Sansibar aus noch viel weiter ins Innere erstrecken, als es thatsächlich der Fall ist, aber sie scheuen jegliche Eroberung, pflegen nur den Handel. Trotz beständiger Angriffe seitens räuberischer Häuptlinge, namentlich des berüchtigten Mirambo, verhalten sie sich dennoch ruhig. Forschen wir der Ursache dieser anscheinenden Gleichgiltigkeit nach. Der Sultan von Sansibar, dem sie gewissermaßen unterstehen, darf sie nicht unterstützen, da ihm durch den englischen Generalkonsul in Sansibar die Hände gebunden sind. England haßt die Araber, weil es deren Handel gern an sich reißen möchte. Hat auch der Sultan den besten Willen, er kann den Arabern nicht helfen gegen die Negerbanditen Mirambo, Simba, Niungu u. s. w., welche im Sinne Englands die arabischen Ansiedelungen im Innern niederbrennen, Weiße ungestraft ermorden.

Ist man diesem Schicksale entronnen, so hat man die viermal so große Wüste von Mgunda Mkali zu durchschreiten, in der der berüchtigte Stamm der Niungu haust. Was inmitten solcher Schrecknisse ein sicherer Ruhepunkt wert ist, leuchtet ein. Wohlan, die Araber haben das trefflich gelegene Munie Mtuana in Händen. Sein Boden ist nicht unfruchtbar, seine Lage entspricht vollauf dem Zwecke. Stehen wir dort den Muselmanen bei, so kann uns das nur von Vorteil sein, denn wer hindert sie anderenfalls, von unseren Karawanen ungeheure Abgaben zu erheben? Versagen wir unsere Hilfe, so steht zu fürchten, daß der mühsam erkämpfte Stützpunkt Mgunda Mkali wieder in die Hände der Räuber fällt, denn diese genießen alle mögliche Unterstützung von seiten Englands, das dem Sultan die Hände gebunden. Großbritannien will selbst herrschen, deshalb müssen die Araber vernichtet werden, mögen sie auch den Karawanen und der Kultur noch so nützlich gewesen sein!

Auf die menschenleere Öde von Mgunda Mkali folgt das fruchtbare Unianjembe, das Hauptquartier der Araber in Mittelafrika. Dort wird man staunend begreifen, was zu erringen ist, wenn man den trägen Neger zur Arbeit zwingt. Dies ganze Gebiet ist zum Paradiese geworden, Tabora zum Mittelpunkte blühenden Handels. Hier finden die nach den großen Seen ziehenden Karawanen alles Nötige, auch Gelegenheit, die Träger aus Sansibar zu entlassen und solche aus Uniamwesi anzuwerben. Hierfür haben die Araber alles geregelt, so daß kein Zeitverlust stattfindet. Den halbverschmachteten Reisenden bringen sie glänzende Gastfreundschaft und alle Unterstützung zur Weiterreise entgegen. Die einzige Gefahr, die den Karawanen weiterhin noch droht, ist die Nähe der Räuber Mirambo und Niungu, geschworene Feinde der Araber. Mirambo hat sich zum Herrscher von Uniamwesi aufgeschwungen und unterhält gute Beziehungen zu Sansibar, wohin er viel geraubtes Elfenbein schickt. Die für ihn durch die Rugas-Rugas eingefangenen Sklaven schickt er nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern nach Norden, um sie am Nil oder an verschiedenen Küstenplätzen des indischen Meeres abzusetzen. Was man von scheußlichen Sklavenjagden und Menschenhandel durch die Araber erzählt, ist rein erfunden, um die öffentliche Meinung irre zu führen, gegen sie aufzuhetzen. Nein, Mirambo ist der Schuldige, der Hauptsklavenjäger und Menschenhändler. Ihn haßt der Sultan von Sansibar, aber was vermag er gegen Großbritanniens schwarzen Schützling? Mirambo weiß die britische Gunst wohl zu schätzen, hält daher den englischen Generalkonsul in Sansibar durch Geschenke — natürlich geraubte — warm, wofür er vorzügliche Gewehre und Pulver empfängt. Der damalige Generalkonsul Dr. Kirk hat ihm 1880 sogar Kanonen geschenkt. Ich selbst bin 1880 der Karawane begegnet, die Mirambo mit Elfenbein für Dr. Kirk abgesendet hatte. Sogar die Ermordung der Engländer Carter und Cadenhead in Pimbue ist Mirambo verziehen worden; er gab vor, „sie für Franzosen oder Belgier gehalten zu haben". Das genügt. Seitdem schlachtet dieser Häuptling ungescheut die Europäer ab, während früher nach solcher That die Neger des Himmels Rache fürchteten. Soweit hat englische Politik es gebracht!

Wo im schwarzen Erdteile Kultur blüht, gutes Getreide und herrliche Früchte dem Boden entsprießen, da dankt man es dem Araber. Seht nur in die Ebenen von Tabora, dort hat er aus einem öden Landstriche einen blühenden Garten geschaffen. Dort hat er künstliche Bewässerung eingerichtet, hält zahlreiche Herden, bewohnt stattliche Häuser. Aber dazu bedurfte er der kräftigen Arme der Eingeborenen. Er zwang sie zur Arbeit, die sie freiwillig niemals geleistet hätten. Jetzt dankt ihm der Schwarze dafür, dessen Häuptling nun meist freundlich mit dem Muselmane die Herrschaft teilt. Wäre nicht stets die Gefahr feindlichen Überfalls von seiten des durch England unterstützten Räuberhäuptlings Mirambo zu fürchten, so könnte z. B. das Land Unianjembe ein wahres Paradies sein. Denn für den weißen Reisenden bietet es einen entzückenden Ruheplatz, wo neben den Segnungen arabischer Kultur die ursprüngliche, ungetrübte Gastfreundschaft noch herrscht. Wer hat diesen glücklichen Zustand geschaffen? Die Araber. Mit ihnen müssen wir uns verbünden!

Zu diesem Zwecke muß mit Sansibar, dem Schlüssel Ostafrikas, begonnen werden. Leider ist sein Sultan in den Händen der Briten. Und warum? Weil die anderen europäischen Mächte es nicht für der Mühe wert gehalten, dorthin, anstatt Handelskonsuln, geeignete Vertreter mit den nötigen Machtvollkommenheiten zu senden. Großbritannien dagegen hat einen thätigen Generalkonsul geschickt, hat Seemacht entfaltet. Daher stammt der den Sultan völlig umstrickende englische Einfluß, dem er sich nicht mehr zu entwinden vermag. Selbst wenn es Frankreich jetzt noch gelänge, England in Sansibar aus dem Sattel zu heben und ein Bündnis mit den Arabern zu schließen, so müßte Frankreich auf das Heer des Sultans rechnen können. Leider ist diese Streitmacht nicht von großem Belange. Sie besteht aus der verschwindend kleinen Garde, aus der ganz unmilitärischen Miliz, welche etwa 2000 freiwillige Neger (auf dem Kriegsfuße) umfaßt, die der General Matthews, ein geborener Engländer, zu organisiren strebt. Als sie 1880 nach dem Innern Afrikas marschiren sollte, um den Räuber Mirambo zu fangen, hatte der Sultan beschlossen, diese Truppen durch Ugogo nach Uniamwesi zu schicken. Das paßte der Miliz nicht, sie widersetzte sich. Nach harter Bestrafung der Rädelsführer rückte Matthews mit dem Reste ins Feld. Man kam nach 12 Tagen in Mamboia an, mußte aber zurück, weil die Fahnenflucht reißend überhand nahm. Der dritte und einzig wertvolle Bestandteil des sansibarischen Heeres sind die Irregulären, die Araber. Sie sind von fanatischer Kampflust beseelt, eingedenk der Worte des Korans: „Wenn Ihr Ungläubigen begegnet, tötet sie, schlachtet sie in Masse ab! Zeigt keine Feigheit, bittet nie um Friede!" Diese gefürchteten Soldaten würden schon ins Innere geschickt worden sein, um Mordthaten zu rächen, hätte nicht England dem Sultan die Hände gebunden. Somit ist er nicht im stande, die Räuber und Mörder zu bestrafen. Großbritannien hindert ihn, Ordnung und Zivilisation einzuführen — um zu geeigneter Zeit selbst einschreiten zu können.

Ohne länger an der Küste zu verweilen, wo europäischer Einfluß zunimmt, wollen wir die Araber im Innern aufsuchen. Mitten unter wilden Völkerstämmen, wo Europäer keinen festen Fuß fassen konnten, hat der Araber sich festgesetzt. Was ist also natürlicher, als ein Bund mit diesen Meistern der Kolonisation? Deshalb hat auch die französische Kolonialgesellschaft beschlossen, zunächst inmitten der Araber, in Kondoa Usagara, eine Niederlassung zu gründen, um von da aus desto sicherer ins Innere zu dringen. Diese Station ist um so geeigneter, als sie zwischen dem ungesunden Flußgebiete des Makata und dem wüsten Ugogo einen gesunden und reichen Haltepunkt bietet. Die Wichtigkeit dieses Platzes hatten die Araber wohl erkannt. Leider wurden sie gereizt, weil englische Missionare sich in ihre inneren Angelegenheiten einmischten und den flüchtigen Sklaven in Mpwapwa einen Schutzort boten. Natürlich entflohen dorthin zahlreiche Sklaven, sodaß die Araber ihren Haß nicht blos auf die englischen Missionare, sondern auch — aber ohne Grund — auf die kaum in Kondoa angesiedelten Franzosen warfen, deren Chef, Kapitän Bloyet, dadurch große Schwierigkeiten erwuchsen. Seine Niederlassung wollten die Araber nicht dulden, aber glücklicherweise nahm sich der Negerhäuptling thatkräftig der Franzosen an, sodaß sie sich halten konnten. Endlich gelang es Bloyet, das Mißtrauen der Muselmanen zu verscheuchen, und von nun an hatte er sich deren Gunst zu erfreuen, sodaß die Station Kondoa in stetem Aufblühen begriffen ist. Man sieht: ohne Hilfe der Araber kein Erfolg!

Fast alle europäischen Expeditionen von Ostafrika nach dem Innern nehmen von jeher den alten Karawanenweg von Sansibar über Bagamoyo, Usagana, Ugogo, Mgunda Mkali, Unianjembe und von hier entweder nach Ujiji oder nach Karema, oder Uganda. Wer diesen Weg kennt, der wird eingedenk sein der unsäglichen Qualen, der fast unüberwindlichen Hindernisse, die, von Natur und Menschen verursacht, sich in den öden Strecken von Ugogo u. s. w. entgegenstellen. Daß gerade hier der Araber sich festgesetzt hat, ist von äußerstem Werte, ihm allein wäre es möglich, diese Landstriche ganz zu unterwerfen, vielleicht auch anzubauen und dadurch den Europäern sicheren Durchmarsch durch diese heillose Gegend zu erzwingen. Ein Gebot der Klugheit fordert also, den Arabern unsere Hilfe zu leihen, denn sie führen fast überall neben dem Negerhäuptling die Herrschaft. Der Schwarze hat den Muselmanen nötig, um Pulver und Zeugstoffe zu erhalten, der Araber den Häuptling, um Träger zu bekommen. Der Eine gebietet über den Boden und die bewaffnete Macht, der Andere über den Handel. Meist ist der Muselmann mächtiger als der Negerfürst, warum sollen wir ihm nicht die Hand reichen?

Die totbringenden Gebiete von Ugogo und Mjunda Mkali lagern sich wie eine hemmende Mauer über den Weg, den europäische Kultur in der Richtung von Usagara nach Unianjembe zu nehmen hat. Inmitten wasserarmer, unbewohnter und von Räubern durchstreifter Strecken ist ein sicherer Ruhepunkt unschätzbar. Die abgehärteten, unerschrockenen Araber haben einen solchen geschaffen. An der Westgrenze von Ugogo, in Munie Mtuana, haben sie sich auf einem von der Natur geschützten Punkte festgesetzt und beherrschen von da aus verschiedene Karawanenwege. Der Befehlshaber dieses Platzes ist Basall des Sultans von Sansibar und hängt zugleich vom Gouverneur von Tabora ab. Den Karawanen erwächst hierdurch gewaltiger Vorteil. Von hier aus wurde 1880 der Angriff gegen die Räuber von Mdaburu in Ugogo mit glücklichem Erfolge unternommen, die bisher der Schrecken aller Karawanen gewesen. Aber noch müssen sie stets gewärtig sein, durch verbündete räuberische Neger, besonders die Rugas-Rugas, die alle unter Mirambos Leitung stehen, überfallen und niedergemetzelt zu werden.

Nichts ist beklagenswerter als diese britische Politik. Sie widerspricht geradezu den Interessen der Menschlichkeit, für die doch die europäischen Mächte einzutreten berufen sind! Diese Politik unterstützt die Räuberbanden, entvölkert Afrika und verschließt es der Zivilisation! Gerade die Araber, diese erfahrenen,

Digitized by Google

abgehärteten Kaufleute und Krieger, sind die wichtigsten Stützen für die große Kulturaufgabe im schwarzen Erdteile. Ihre Handelsniederlassungen müßten geschützt und den Räubereien der Negerhäuptlinge ein Ziel gesetzt werden. Wir müssen mit den Arabern einen Bund schließen, vor allem ihre Hauptniederlassung zu Tabora in unsern Schutz nehmen. Gerne würden sie uns dort die Hand reichen, und rasch würde sich unser Einfluß, der Einfluß europäischer Kultur, auch jenseits des Tanganikasees ausdehnen. Aber Großbritannien läßt dies nicht zu, es beschützt die Räuber!

Freilich, im Bunde mit den Arabern würde das Christentum keinen Fortschritt machen. Davon haben wir 1880 ein Beispiel in Tabora erlebt. Dort hatten sich bisher die Europäer jeder Unterstützung durch die Araber erfreut. Plötzlich tauchten englische Missionare auf, die offen erklärten, für das Christentum wirken zu wollen. Von dem Augenblick an wurden die Araber zugeknöpft, verweigerten jede Unterstützung. Die Eingeborenen legten den Missionaren ungeheure Abgaben auf, beraubten ihre Karawanen und metzelten viele Weiße nieder. Der Zweck der Mission war völlig gescheitert. Hauptsächlich sind es protestantische, meist englische, Missionare, die den Haß der Araber erregen. Sie verstehen es eben nicht, Sitte und Glauben der Araber zu schonen, behandeln sie verächtlich und graben so ihr eigenes Grab. Auch bei Ujjiji spielten protestantische Missionare dasselbe Spiel, mußten sich zurückziehen, und wenig fehlte, so wäre gelegentlich der Aufhissung einer englischen Flagge auch die Niederlassung des Engländers Hore, der bisher auf bestem Fuße mit den Arabern stand, der Vernichtung anheim-gefallen. Livingstone dagegen, in seiner philosophischen Ruhe, hat es verstanden, Jahre lang mit den Muselmanen in Eintracht zu leben. Er war der heutigen britischen Politik gänzlich abhold.

Außer dem Christentum ist es die Sklaverei, welche anscheinend gegen ein Bündnis mit den Arabern spricht. Doch der Sklavenhandel hat durchaus nicht die Greuel im Gefolge, wie man allseitig wähnt. Allerdings hat er ganze Landstriche im Osten entvölkert. Aber sind daran die Araber schuld, oder nicht vielmehr die Negerhäuptlinge selbst? Wo der Araber herrscht, in Sansibar und an den großen Seen, hat die Sklaverei durchaus nichts Unmenschliches. Sie ist nichts als eine unbezahlte, häusliche Dienstleistung, wie sie im Mittelalter, in der Zeit der Zehnten und Frondienste, herrschte. Ja, mancher Negersklave ist glücklicher als der preußische Soldat und freier als der Zeitungsschreiber in Rußland!

Ich war hoch erstaunt über die Milde, mit der der Araber seinen Sklaven als Vertrauten und Freund behandelt, dem er die Wahrung seiner Interessen, die Führung seiner Karawanen überläßt. Dies schöne Verhältnis ist durchaus nicht das Ergebnis europäischer Kultur, nein, der Koran ist es, dem diese Milde entstammt. Sagt er doch im 24. Kapitel: „Verheiratet eure armen, ledigen Diener an eure Dienerinnen. Wenn sie arm sind, wird Gott sie aus dem Schatze seiner Gnade reich machen, denn Gott ist allmächtig, allwissend. Wer zu arm ist, um zu heiraten, der möge in Enthaltsamkeit leben, bis Gottes Güte ihn reich gemacht. Wenn ein Sklave euch schriftlich um Freiheit bittet, schenkt sie ihm, falls er ihrer würdig. Schenkt ihm einen Teil der Güter, die Gott euch zugewendet."

Außer England gab es in den Augen der Araber und Neger keine mächtige, weiße Nation auf der Welt. Ich nannte dem Gouverneur von Tabora auch die anderen Großmächte, worauf er mich ganz erstaunt fragte: „Wenn es noch andere mächtige Völker in Europa giebt, warum gestatten sie denn, daß England dem Sultan von Sansibar die Hände bindet und sich nach Vertreibung der Araber selbst die Herrschaft über Afrika anmaßen will?" Er gab mir zu, daß vorerst England noch nicht thätlich gegen die Muselmannen vorgehe, aber statt dessen deren Feind Mirambo mit Gewehren und Pulver unterstütze. Dieser erreiche dadurch ein unglaubliches Ansehen, so daß er allein es wage, den Arabern entgegenzutreten unter britischem Schutze. Würde dieser ihm nicht gewährt, so wäre es ein Leichtes, diesen Karawanenräuber unschädlich zu machen. Ich erwiderte dem Gouverneur, das Vorgehen gegen Mirambo und Genossen sei nicht Sache der europäischen Mächte, sondern eine Angelegenheit zwischen den Arabern und dem Sultan von Sansibar. „Allerdings ist dies Sache der Weißen," entgegnete er, „denn wenn sie in Mirambos Reich Stationen gründen, machen sie ihn erst recht unantastbar und unterstützen somit seine Raubzüge. Nein die ganze Angelegenheit ruht in den Händen Europas, denn unser Sultan muß nach des Generalkonsuls Pfeife tanzen. Dieser verbietet ihm jedes militärische Einschreiten. Giebt es also, wie Sie sagen, noch außer England mächtige Staaten in Europa, die Interesse an Afrika haben, warum schicken diese keine wirklichen Bevollmächtigten zum Sultan, um ihn zu unterstützen. Er wäre dann im stande, ihre Reisenden und deren Unternehmungen zu beschützen. Das wäre weise gehandelt! Alsdann würde der Sultan uns sofort gestatten, gegen die räuberischen Neger einzuschreiten. Wir würden mit ihnen fertig. Das ist der einzige und richtige Weg zur Kultur Afrikas. Ihre Karawanen würden künftig ungehindert sein, wir selbst durch den Handel mit Europa gewinnen!"

Der Gouverneur hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Das muß man zugeben. Es ist die höchste Zeit, den Sultan aus den Klauen Englands zu befreien, seinen Einfluß zu heben, den erfahrenen und ausdauernden Arabern die Hand zu reichen. Denn sie sind das natürlich vermittelnde Glied zwischen den Negerstämmen und der Kultur. Frankreich muß ihnen seine mächtige Hilfe anbieten. Es erwächst uns daraus sowohl Förderung des militärischen Auftretens zur Erhaltung unserer Kolonien als auch Vorteil für den zukünftigen Handel." —

Soweit haben wir den Gedankengang des Franzosen Burdo wiedergegeben. Was er Vorteilhaftes über die ansässigen Araber gesagt, geben wir zu. Ausdauer, Mut, großer Handelssinn, gute Behandlung ihrer Hausklaven, Gewöhnung der Neger an die Arbeit, dies alles ist ihnen nicht abzusprechen. Aber sind sie nicht zugleich die moralischen, oder vielmehr unmoralischen Urheber derjenigen Sklavenjagden, welche nicht von Stamm gegen Stamm, sondern zu Handelszwecken unternommen werden? Sind sie nicht die Besitzer der fluchwürdigen Negertransporte? Bei Anknüpfung von Handelsverbindung spielt zwar weder der Stamm noch die Religion eine Rolle, aber einen Bund mit Menschenhändlern einzugehen, das bringt nur eine Nation wie die französische fertig, welche ihre Flagge, die Flagge der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", dem madagassischen Sklavenhandel leiht.

Wir Deutsche gedenken mit Gottes Hilfe ohne Bund mit den Arabern zum Ziele zu gelangen. Daß sie uns an der Küste mit Waffengewalt entgegengetreten sind, beweist nur, wie hohe Zeit es war, daß Deutsche sich endlich dort niedergelassen. Denn schon hatten in Usagara, dem jetzigen deutschen Schutzgebiete, Franzosen mit den Arabern sich vereinigt. Englands Einfluß war bis dahin allmächtig gewesen, als ob es über Afrika allein zu verfügen hätte. Wir können trotz des Schadens nur froh sein, daß es zum Zusammenstoß an der Küste kam. Denn jetzt wird Deutschland klar sehen, was not thut. Das scheint uns folgendes zu sein:

Zuerst muß der Ostafrikanischen Gesellschaft geholfen werden, in den Besitz der entrissenen Küstenplätze zu gelangen, und zwar, wie es der deutsche Generalkonsul vorgeschlagen, von Dar-es-Salaam aus. Die wiedergewonnenen Plätze sind sofort zu befestigen und mit unabhängigen Eingeborenen unter deutschen Führern zu besetzen. Steinforts, wie vorgeschlagen, sind in einem Lande, wo der Transport so schwierig, höchstens an der Küste möglich. Sie sind aber durchaus nicht nötig, denn der in Afrika übliche Lehmbau schützt bei ½ m Stärke gegen jedes Gewehrfeuer. Über Geschütze, abgesehen von den bei Bagamoyo vorübergehend aufgetretenen, verfügt ja der Angreifer nicht. Lehmbau ist schnell und billig zu errichten, jeder Neger ist damit vertraut. Die Befestigungen, welche Baker bei Fatiko am oberen Nil angelegt, bestehen auch nur aus Lehm, ebenso die von Wißmann bei Luluaburg erbauten. Mit 30 Mann hat er in 5—6 Tagen ein Haus von 19 m Länge, 5 m Tiefe und 2,25 m Wandhöhe fertiggestellt, das nach 8 Tagen trocken und beziehbar war. Natürlich müssen die Schießscharten so hoch liegen, daß sie der Angreifer von außen nicht benutzen kann. Man errichtet daher innerhalb einen Auftritt oder bildet außen durch Entnahme des Baulehms einen Graben dicht an der Mauer. Das Dach darf natürlich nicht leicht in Brand gesteckt werden können, daher sind Tierhäute aufzulegen. Jedes vorhandene Haus kann zur Verteidigung eingerichtet werden. Besser ist, deren mehrere zu benutzen, die sich gegenseitig bestreichen. Um dem Feinde die Annäherung zu erschweren, zieht man auf etwa 50 Schritt Entfernung einen Zaun von Stacheldraht, wie er bei allen europäischen Befestigungen angewandt wird. Pallisaden oder Dornhecken würden dem Feinde Deckung bieten und niedergebrannt werden können. Große Kosten kann eine solche Befestigung unmöglich erfordern im Gegensatz zu Steinforts, die überdies doch eines schützenden Lehmwalles bedürfen, da die Steinsplitter noch gefährlicher werden als feindliche Geschosse. Solche Befestigungen sind auch auf den Hauptwegen nach dem Inneren dringendes Erfordernis, nachdem die Küstenplätze wieder in deutschen Händen sind. Man hat vorgeschlagen, etwa alle 50 km einen Stützpunkt anzulegen. Das ist ebenso unmöglich als unnötig. Alle Reisewege in das Innere sind unabänderlich durch die Plätze bestimmt, an denen sich Trinkwasser vorfindet. Diese, hauptsächlich, wo der Weg die Flüsse überschreitet, sind die beherrschenden Punkte, die einer Befestigung bedürfen. Für diese findet sich wohl eine hochgelegene Stelle, die Umsicht und die Möglichkeit optischer Signale gewährt.

Der uralte Karawanenweg von Osten nach dem Inneren beginnt bei Sadani oder Bagamoyo und führt durch deutsches Schutzgebiet nach dem Tanganjikasee. In der eingangs erwähnten Schrift bezeichnet Burdo z. B. als beherrschende Punkte Munie Mtuana und Kondona, weil sich dort Karawanenwege kreuzen, und die Reisenden zwischen den wüsten Gebieten eines Ruhepunktes bedürfen.

Ein zweiter Weg, auf welchem Befestigungen sich vielleicht lohnen würden, ist die nächste Verbindung deutschen Schutzgebiets mit dem Viktoriasee, also die Richtung Pangani, Kilimandscharo.

Ist erst ein Weg ins Innere gesichert, dann wird es leicht sein, einige zerlegbare Böte nach den Seen zu befördern, wie es den Engländern bereits gelungen. Wer sich auf den Seen den Vorrang sichert, beherrscht die zahlreich anwohnenden Stämme. Das nicht allein. Die Natur selbst hat den Weg für den Handel der Zukunft gezeigt. Der Sambesi, der Schirefluß, der Niassa, der Tanganika, der Viktoriasee, der Nil bilden eine fast ununterbrochene, meist schiffbare Wasserstraße. Was die Gegenwart erheischt, das ist: kräftiges Auftreten des Deutschen Reiches durch Unterstützung der Ostafrikanischen Gesellschaft mit Geld und Waffen, oder besser noch: Übernahme ihrer Besitzungen. Nur eine starke deutsche Unternehmung kann unser Ansehen wieder heben und lähmt zugleich den Sklavenhandel. Stark wird eine solche, wenn das Deutsche Reich hinter ihr steht. Was einzelne kühne Deutsche vermögen, hat Wißmann mit seinen Kameraden glänzend bewiesen. Vielfach wird die Bewegung für Emin Pascha und gegen den Sklavenhandel als unpraktische Schwärmerei verlacht — von denen, die deren praktischen Hintergrund übersehen. Wohl dem Volke, das noch für Ideale kämpfen kann; es braucht nicht, wie die Franzosen, einen Bund mit den Arabern zu schließen, für die sich unsere Gefühle nicht über die Temperatur von Eisen und Blei hinaus erwärmen können.

H.

Ein deutscher Protest gegen die Sklaverei vor 200 Jahren.

In einer Zeit, in der das geeinigte und mächtige Deutsche Reich seine Stimme erhebt gegen den fluchwürdigen Menschenschacher, und daran geht, gegen die Negerjagden mit Nachdruck einzuschreiten, dürfte es wohl von Interesse sein, daran zu erinnern, daß bereits vor 200 Jahren deutsche Männer die Ersten waren, welche öffentlich als Körperschaft und in förmlicher Weise gegen die Sklaverei aufgetreten sind.

Bevor wir das interessante Schriftstück in deutscher Übersetzung

Digitized by Google

wiedergeben, schicken wir zum besseren Verständnis einige einleitende Bemerkungen voraus.

Obgleich bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich einzelne Deutsche in Amerika ansiedelten, konnte doch von einer deutschen Einwanderung noch keine Rede sein, da die Wenigen eigene Niederlassungen nicht gründeten, die Fühlung mit dem Vaterlande vollständig aufgaben und in dem Menschenmeer von Nordamerika beinahe spurlos verschwanden.

Erst als William Penn auftrat und Besitz von dem Lande ergriff, welches nach ihm Pennsylvanien genannt wird und welches ihm die englische Regierung an Zahlungsstatt für die Summe von 16 000 Pfund Sterling, die sie seinem Vater, dem Admiral Penn, für geleistete Dienste und Vorschüsse schuldete, laut Urkunde vom 4. März 1681 überließ, erfolgte kurze Zeit darauf die erste deutsche Einwanderung, welche zur Gründung einer deutschen Kolonie führte.

Am 24. Juli 1683 lichtete die „Concord" in Gravesend die Anker, um 13 Krefelder Leineweberfamilien nach Amerika zu führen und am 6. Oktober 1683 landete das Schiff in Philadelphia, und betraten die Einwanderer den amerikanischen Boden.[1])

Unter der Leitung des vorher schon in Philadelphia angekommenen F. D. Pastorius aus Frankfurt a/M. gründeten die Auswanderer die Stadt Germantown, welche bis in dieses Jahrhundert in Wahrheit eine deutsche Stadt blieb, dann aber im Jahre 1854, infolge der Konsolidationsakte, in die große Nachbarstadt einverleibt wurde und nunmehr die 22. Ward in Philadelphia bildet.

Die Gründer und Ansiedler von Germantown gehörten keiner der in Deutschland anerkannten Kirchen an. Die Krefelder stammten aus mennonitischen Familien und Pastorius hatte in Deutschland zu den Pietisten gehört, welche eine neue Reform der lutherischen Kirche für nötig hielten. Die unbeschränkte Glaubensfreiheit, welche W. Penn allen Bewohnern seines Landes garantirte, hatte wohl den größten Anteil an der Auswanderung der Krefelder gehabt. Hier in Pennsylvanien, unter lauter Quäkern, traten sie dann zu diesen über, soweit sie es nicht bereits in Europa gethan hatten.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die einzelnen interessanten Daten dieser ersten deutschen Einwanderung, auf die Gründung und das Gedeihen der von ihnen erbauten Stadt ꝛc. einzugehen, da wir nur des Auftretens der deutschen Quäker von Germantown gegen die Sklaverei gedenken wollen.

Bereits vor der Ansiedelung englischer Quäker in Pennsylvanien hatte daselbst das System unfreiwilliger Dienstbarkeit Eingang gefunden und die Quäker erhoben auch keinen Einwand dagegen. Den Deutschen gebührt die Ehre, zuerst in entschiedener Weise aufgetreten zu sein, und sie haben sich dadurch ein dauerndes und ehrendes Gedächtnis in der Geschichte der Vereinigten Staaten für alle Zeiten gesichert. Unumwunden wurde dies auch von den Amerikanern anerkannt. E. Bettle in seinen Notices on Negro Slavery in Amerika sagt darüber: „To this body of humble unpretending and almost unnoticed philanthropists belongs the honour of having been the first Association who ever demonstrated against Negro Slavery."

In einer am 18. April 1688 in Germantown gehaltenen Versammlung der deutschen Quäker wurde der Protest aufgesetzt, der zunächst dazu bestimmt war, in der Monatsversammlung, die in Richard Worrells Hause, Lower Dublin, stattfand, die Verwerflichkeit des Menschenhandels und der Sklaverei zur Sprache zu bringen. In deutscher Übersetzung lautet derselbe wie folgt:

An die bei Richard Worrell stattfindende Monatsversammlung:

Aus folgenden Gründen sind wir gegen den Menschenhandel. Giebt es irgend jemand, der es zufrieden wäre, wenn ihm so geschähe, oder wenn man ihn so behandelte, nämlich ihn verkaufte und für seine ganze Lebenszeit zum Sklaven machte? Wie erschrocken sind viele auf der See, wenn ihnen ein fremdes Schiff begegnet, und sie fürchten, es sei ein Türke, der sie gefangen nehmen und in der Türkei als Sklaven verkaufen könnte! Inwiefern aber ist jenes besser, als was die Türken thun? Eher ist es schlechter seitens derer, die sich Christen nennen. Wir hören, daß die meisten Neger gegen ihren Willen hierher gebracht werden, und daß viele derselben gestohlen sind. Sie sind allerdings schwarz, aber wir begreifen nicht, wie das ein besseres Recht giebt, sie zu Sklaven zu machen, als Weiße zu halten. Es ist uns gesagt, wir sollen allen Menschen thun, wie wir wünschen, daß uns selbst geschehe; kein Unterschied wird gemacht mit Rücksicht auf Nation, Abstammung und Farbe. Auch ist es gleich, ob man Menschen stiehlt und raubt, oder ob man sie kauft und verhandelt Es besteht hier zu Lande Freiheit des Gewissens, das ist recht und vernünftig; aber auch dem Leibe kommt Freiheit zu, es müßte denn ein Verbrecher sein, was eine ganz andere Sache ist. Aber dagegen, daß man Menschen hierher bringt, sie raubt und gegen ihren Willen verkauft, erheben wir Einsprache. In Europa müssen viele Unterdrückung leiden, des Gewissens halber; hier unterdrückt man Menschen mit schwarzer Hautfarbe.

Wir wissen, daß wir keinen Ehebruch begehen sollen, es begehen aber manche Ehebruch in der Person anderer, indem sie Frauen von ihren Männern trennen und anderen übergeben. Einige verkaufen die Kinder dieser armen Geschöpfe an Fremde. Ach, überlegt doch, die ihr dies thut, ob ihr möchtet, daß euch so geschehe, und ob dies mit dem Christentum übereinstimmt. Nicht in Holland und nicht in Deutschland geht man so weit. Es bringt euch in schlimmen Ruf, wenn man in Europa erzählt, daß die Quäker hier mit Menschen verfahren, wie man dort mit dem Vieh verfährt. Aus dem Grunde haben viele keine Luft und keine Neigung, hierher zu kommen. Wer könnte auch für eure Sache einstehen und sie verteidigen? Fürwahr, wir können es nicht, es sei denn, daß ihr uns eines Besseren belehrt und überzeugt, Christen dürfen desgleichen thun. Was in der Welt kann uns Schlimmeres geschehen, als wenn man uns raubt, stiehlt, in fremde Länder als Sklaven verkauft, den Mann von Frau und Kindern trennt? Und da dies nicht nach der Weise ist, wie wir wünschen, daß uns geschehe, so legen wir Einsprache ein und erklären uns gegen den Menschenhandel. Wer anerkennt, daß es unrecht ist, zu stehlen, der soll auch das Gestohlene nicht kaufen, sondern dazu helfen, dem Rauben und Stehlen womöglich ein Ende zu machen. Jene Menschen sollten aus den Händen der Räuber erlöst und, wie in Europa, auf freien Fuß gesetzt werden. Dann wird Pennsylvanien einen guten Ruf erlangen, statt des schlechten, den es dieser Sache halber jetzt in andern Ländern hat. Dazu kommt, daß die Europäer gern wissen möchten, wie die Quäker ihre Provinz regieren; die meisten blicken auf uns mit neidischem Auge.

Wenn einmal diese Sklaven, die man für so gottlos und hartnäckig hält, sich zusammenrotten, für ihre Freiheit kämpfen und ihre Herren und Herrinnen ebenso behandeln, wie sie sonst von jenen behandelt wurden, werden diese Herren und Herrinnen mit dem Schwerte in der Hand gegen die armen Sklaven Krieg führen? Ja, einige allerdings wohl, aber haben die Neger denn nicht soviel Recht, ihre Freiheit zu erkämpfen, wie ihr habt, sie in der Herrschaft zu halten.

Überlegt die Sache wohl. Ist sie gut oder schlecht? Findet ihr, daß es in der Ordnung ist, die Schwarzen auf diese Weise zu behandeln, so bitten und ersuchen wir euch hiermit in aller Liebe, uns zu belehren (was bisher nie geschehen ist), daß nämlich Christen die Befugnis haben, so zu verfahren; auf daß wir über diesen Punkt beruhigt werden und unsere Freunde und Bekannte in unserem Geburtslande beruhigen. Jetzt ist es für uns hier ein schrecklicher Gedanke, daß man in Pennsylvanien Menschen auf diese Weise knechtet.

So geschehen in unserer Versammlung zu Germantown am 18. des zweiten Monats[1]) 1688. Der Monatsversammlung bei Richard Worrell zu überweisen.

Garret Hendericks. Francis Daniel Pastorius.
Dirck Op den Graeff. Abraham Op den Graeff."

So sagten und schrieben die wackeren Männer von Germantown. Und was war der Erfolg ihrer wahrhaft humanen Bestrebungen? Es erging ihnen wie es noch heute oft zu ergehen pflegt: Man gestand zu, daß sie vollkommen recht hätten, mochte aber aus praktischen Rücksichten nicht Hand anlegen und ließ deshalb die Sache beim Alten.

Das Schicksal des Protestes ist ein so interessantes, daß wir darüber noch in Kürze berichten wollen. Zuvörderst ging er an die Monatsversammlung. Dieselbe gab darauf folgenden Bescheid:

„Nachdem wir in unserer Monatsversammlung in Dublin, am 30. des 2. Monats (April) 1688, die oben erwähnte Sache in Erwägung gezogen haben, finden wir dieselbe so wichtig, daß wir es nicht für geeignet halten, darauf einzugehen. Wir verweisen sie an die vierteljährliche Versammlung zur Berücksichtigung, indem der Inhalt der Wahrheit ziemlich gemäß ist.

Im Namen der Monatsversammlung
Jo. Hart."

Man sieht, die Monatsversammlung verstand es, sich in höchst schlauer Weise aus der Affaire zu ziehen, um mit den Anhängern der Sklaverei nicht in Kollision zu kommen, sie schob einfach die Sache der vierteljährlichen Versammlung zu. Diese fand im Juni statt und faßte einen nicht weniger schlauen Beschluß. Das Protokoll darüber lautet:

„Das oben Erwähnte wurde in der vierteljährlichen Versammlung, den 4. d. 4. Monats (Juni) 1688, verlesen und von da an die jährliche Versammlung verwiesen. Der erwähnte Derrick und die beiden anderen darin Genannten sollen dasselbe der genannten Versammlung vorlegen, da es eine Sache von zu großer Wichtigkeit zur Beschlußnahme dieser Versammlung ist.

Gezeichnet im Auftrage der Versammlung.
Anthony Morris."

Damit war der Protest an die höchste Behörde der Quäker verwiesen. Die Jahresversammlung konnte nun nicht so bequem wie die beiden andern eine höhere Instanz vorschieben, um sich des eigenen Urteils zu enthalten.

Da die Jahresversammlung aus den angesehensten Männern bestand, deren Ansicht darüber als der getreue Ausdruck der Zeitstimmung gelten darf, so ist die Entscheidung dieses höchsten Quäkertribunals in betreff der von den Deutschen vorgelegten Frage von hervorragendem Interesse.

[1]) Die Feier der 200jährigen Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages, der die großartige Wanderung der Deutschen nach Amerika einleitete, wurde von den Deutschen Philadelphias festlich begangen. Im Auftrag des deutschen Bürgerausschusses der Stadt gelangte eine Festschrift zur Ausgabe, welche die Geschichte der ersten deutschen Einwanderung in Amerika und die Gründung von Germantown im Jahre 1683 zur Darstellung bringt. Der Verfasser derselben, Oswald Seidenstücker in Philadelphia, hat sich der Aufgabe in vorzüglichster Weise entledigt und ein ebenso interessantes als schönes Bild dieses wichtigen Ereignisses geliefert. Das hier Gegebene ist der lesenswerten Denkschrift entnommen.

[1]) d. h. April nach dem damaligen Kalender.

Digitized by Google

Sie lautete:

„1688. Ein Schreiben wurde von einigen deutschen Freunden vorgelegt, die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des Kaufens und Haltens von Negern betreffend. Es ist nicht für passend erachtet worden, daß diese Versammlung ein bestimmtes Urteil über die Vorlage ausspreche, da der Gegenstand derselben zu manchen andern Angelegenheiten in naher Beziehung steht. Vorläufig also stehen wir davon ab."

Das war der Bescheid der obersten Instanz, der den für wahre Humanität begeisterten Deutschen in dürren Worten erteilt wurde; mit einer kalten diplomatischen Wendung war der wichtige Gegenstand abgethan Vorläufig! Ja, allerdings nicht für immer, denn es muß den Quäkern zur Ehre nachgesagt werden, daß ihnen das Fortbestehen der Sklaverei ein Pfahl im Fleische war, und daß sie zwar langsam, aber mit wachsender Entschiedenheit auf die Abschaffung derselben hinarbeiteten. — Zuerst (1715) erklärten sie sich gegen den überseeischen Sklavenhandel, dann folgten Verwarnungen, im Jahre 1770 wurden die „Freunde" ersucht, Sklavenhalter nicht zu Gemeindeältesten zu wählen und 1776 ordneten sie die disziplinarischen Maßregeln gegen Sklavenhalter innerhalb ihrer Genossenschaft an. Der Staat Pennsylvanien erließ 1780 Gesetze, wodurch die allmähliche Abschaffung der Sklaverei bewerkstelligt wurde. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, im Gesamtgebiet der amerikanischen Union die Negersklaverei auszurotten, ein furchtbarer vierjähriger Krieg, der Hunderttausenden von Menschen das Leben kostete und Millionen Dollars verschlang, war erforderlich, um diesen in der Kulturgeschichte aller Zeiten gewaltigen Fortschritt zu thun. Und heute sind die Augen der gebildeten Welt auf Afrika gerichtet, wo das Deutsche Reich, eine hehre Kulturmission erfüllend, Hand anlegt, die tausendjährigen Fesseln der Knechtschaft zu zerbrechen und die Unterdrückten zu freien Menschen zu machen.

Wenn wir heute mit berechtigtem Stolz auf die Länder und Meere beherrschende Flagge des Deutschen Reiches blicken, welche in diesem Kampfe um die höchsten Güter der Menschheit voranweht, so wollen wir auch ein Lorbeerreis ehrenden Gedächtnisses den schlichten deutschen Männern weihen, welche die ersten waren, die bereits vor 200 Jahren Einsprache erhoben gegen die menschenschändende Sklaverei und den fluchwürdigen Sklavenhandel, und die es verdienen, daß ihre Namen, als die wahrhafter Pioniere der Humanität, einen Platz auf den Ehrentafeln der Kulturgeschichte der Menschheit finden.

Gustav Kleinstück.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 4. Februar in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Hammacher den Vorsitz führte. Auf der Tagesordnung stand als erster Punkt der Bericht der Auswanderungs-Kommission über das Pondoland-Unternehmen in Südwestafrika (siehe Nr. 25, 26, 28, 31 der D. Kol.-Ztg. 1888), welchen Herr Dr. Ebert erstattete. Derselbe sprach sich im allgemeinen günstig sowohl über die klimatischen als Boden- und Verkehrsverhältnisse des 150 000 Hektare umfassenden Landes aus. In der Debatte wurden aber doch einige Bedenken hinsichtlich der Hinlenkung der Auswanderung in dieses Gebiet geltend gemacht, welche vornehmlich in der politischen Lage des Landes ihren Grund hatten. Deutschland beabsichtige keine Erwerbungen südlich des Sambesi zu machen, und daher sei es nicht anzunehmen, daß das Gebiet je unter deutsche Oberhoheit kommen werde, so daß das englische Protektorat nur eine Frage der Zeit sei. Ferner aber unterliege der Zugang zum Pondoland der englischen Zollgerechtsame, und es könnten hier leicht Weiterungen entstehen. Dagegen müsse es als im deutschen Interesse liegend erachtet werden, daß die Erwerbungen im Pondoland, welche einen wertvollen Grundbesitz darstellen, im Sinne des Privatrechtes bald in wirklichen Besitz genommen werden. Der Ausschuß beschloß demgemäß, daß dem geplanten Unternehmen die volle Sympathie der Deutschen Kolonialgesellschaft ausgesprochen werde und daß es zu empfehlen sei, soweit es die oben erwähnten Umstände zulassen.

— (Die Antisklavereibewegung.) Nachdem laut Beschluß der Hauptversammlung am 19. Januar der Aufruf: „Gegen den Sklavenhandel" erlassen war, trat am 24. Januar im Kaiserhof die Kommission unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg zusammen, um über die vorzunehmenden Kooptationen zu beraten. Es wurde ferner der ziemlich umfangreiche gedruckte Bericht über die Hauptversammlung vom 19. Januar an die Abteilungen versandt. Die Gesamtkommission wird am 23. Februar zusammentreten, um über die weitere Fortführung der Agitation und den Geschäftsplan Beschlüsse zu fassen.

— Die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 4. Februar im Architektenhause ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Die Mitgliederzahl beträgt gegen 800. In den Vorstand der Abteilung wurden gewählt die Herren Graf Behr-Bandelin, Geh. Justizrat Prof. Dr. v. Cuny, Bezirksgeologe Dr. Ebert, Kunstverlagshändler Grunert, Marschall von Bieberstein, J. Runge, Regierungsrat Schück, Konsul Wallich, Regierungsbaumeister Wiskow. Herr Dr. Ebert hielt sodann im Anschluß an Finschs ethnographische Forschungen in der Südsee einen Vortrag über Neu-Irland, von den Deutschen Neu-Mecklenburg genannt. Die Eingeborenen sind echte Papuas, fröhliche, aufgeweckte Menschen, und nicht so schlimm als ihr Ruf, aber durch die halb zwangsweise Anwerbung der Arbeiterschiffe verbittert und feindlich gegen Weiße geworden. Sie sind sehr kriegerisch und eng mit dem Kriege verbunden ist der Kannibalismus, welcher heut noch in voller Blüte steht. Finsch sah einst von Nusa 15 Kanoes abgehen, um ein benachbartes Küstendorf zu überfallen, lediglich um Menschen zum Essen zu erbeuten, woraus gar kein Hehl gemacht wurde. Die ethnologischen Eigentümlichkeiten der Neu-Irländer stimmen in manchem mit dem der Neu-Britannier überein; nach weitverbreiteter melanesischer Sitte giebt es auch in Neu-Irland Versammlungs- oder Klubhäuser der Männer, die überall für die Frau streng tabu sind, wie alles, was sie enthalten. Die Holzschnitzereien der Eingeborenen stehen durch die schwungvolle Ornamentik und groteske Zusammenstellung wohl unter allen Holzschnitzereien Melanesiens einzig da und repräsentiren mit die bedeutendsten Leistungen in diesem Gebiete. Die Beschreibung dieser Schnitzereien würde ein Buch füllen, denn nicht zwei sind vollständig gleich. Gerade in dieser Verschiedenheit, wie der meist phantastischen und grotesken Darstellung liegt aber die Charakteristik derselben, die sich auch in der übrigen Ornamentik und namentlich der eigentümlichen Bemalung ausspricht. Mit Ausnahme gewisser blumen- und blattähnlicher Motive herrscht auch hier eine phantastische Zusammenstellung der Ornamentik, in der jedoch meist gebogene Linien mit Zacken vorkommen, aber auch die Kreuzform vertreten ist. Diese wilde Ornamentik legt beredtes Zeugnis für die Phantastik ihrer Verfertiger ab, aber ein tieferer Gedanke, wie ihn der Kulturmensch so gerne herauslesen möchte, liegt diesen Bildnissen nicht zu Grunde. Die Waffen, Wurfspeere, zeichnen sich durch besonders akkurate Arbeit aus. Trotz ihres unscheinbaren Aussehens sind sie recht gefährlich, da die Neu-Irländer mit zu den besten Speerwerfern gehören. Das Werfen geschieht mit wenigen Schritten Anlauf und anscheinend ohne alle Anstrengung. Der Werfer wiegt den Speer erst in der Hand, wobei derselbe, wenn schadhaft, zuweilen bricht. Dann wird der Basisteil des Bambus mit den Zähnen zerbissen, so daß sich die Splitter beim Wurf gleich einem Rädchen drehen, was möglicher Weise Kraft und Schnelligkeit erhöht. Aber die Eingeborenen vermögen nicht sehr weit zu werfen. Bei einem Wettwerfen trafen auf 46 Fuß Entfernung von 34 Speeren 20 einen Palmenstamm, davon einmal fünf hintereinander. Kokosnüsse, d. h. ein Bündel derselben, ca. 38 Fuß Höhe, wurden von den Meisten getroffen oder doch nur sehr nahe vorbeigeschossen. Da der Stamm einer Kokospalme weniger als eine Mannesbreite beträgt, so ergiebt sich hieraus, daß die neuirländischen Speerwerfer nicht zu verachten sind. Die Speere drangen meist so tief in das harte Palmenholz, daß sie mit Leichtigkeit einen nackten Menschen durchbohren mögen."

— Abteilung Neustettin. Die Generalversammlung der Abteilung fand am 18. Januar statt; in derselben hielt Herr R. Heyer einen Vortrag über Land und Leute Japans, speziell von Tokio und Nangasaki. Der Vortrag fand reichen Beifall und es wurde beschlossen, allmonatlich eine Zusammenkunft der Mitglieder zu veranstalten und Vorträge abzuhalten.

— Abteilung Helmstedt. In der Generalversammlung am 25. v. M. wurde der Vorstand für das laufende Jahr aus folgenden Herren gebildet: Postdirektor Bode, Vorsitzender, Kreisbauinspektor Gäbler, Stellvertreter, Lehrer Berkefeldt, Schriftführer, Rentner Dieckmann, Schatzmeister.

— Abteilung Eppingen. Am 1. d. M. hielt hier im Saale zur Post Herr Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm aus Karlsruhe einen Vortrag über die deutschen Kolonialbestrebungen in Ostafrika und die Bekämpfung des Sklavenhandels. Der Besuch war geradezu außerordentlich, weit über 250 Herren und Frauen aus unserm Städtchen und den benachbarten Orten hatten sich eingefunden, dem schönen inhalt- und lehrreichen Vortrag des Herrn Präsidenten zu lauschen, der in 1½stündiger Rede ein klares Bild der derzeitigen Verhältnisse in den deutschen Schutzgebieten entrollte. Der Vortrag wurde sehr dankbar aufgenommen, und hob namens des Zweigvereins Herr Oberamtmann Oettigsmann hervor, daß dereinst, wenn die Kolonialsache zur Durchführung gelangt sein wird, Herr Präsident Grimm unter den Vorkämpfern und Pionieren für diese Kulturbestrebung stets ehrend genannt werden müsse. Die zahlreiche Versammlung brachte demselben ein stürmisches dreifaches Hoch, das um so begeisterter war, als der Vortrag gerade in die Zeit fiel, wo Deutschlands Regierung und Volksvertretung in so entschlossener Weise den Schutz der afrikanischen Landstriche unter deutscher Fahne zur Durchführung gelangen lassen.

— Die Abteilung Darmstadt hielt Dienstag den 29. Januar einen Vortragsabend ab, an welchem Herr P. Reichard aus Berlin seine große afrikanische Reise und auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen das Arabertum und die Sklaverei in Ost- und Zentral-Afrika schilderte. Der Vortrag war außerordentlich stark besucht und wurde mit außergewöhnlichem Interesse und großem Beifall entgegengenommen. Auch dieser Vortrag hat wiederum wesentlich dazu beigetragen, daß das Interesse für die Kenntnis der unsere Kolonien berührenden Verhältnisse und für unsere koloniale Sache in immer breitere Schichten der Bevölkerung dringt.

— Abteilung Köslin. In Folge eines interessanten Vortrages des Herrn Leutnant Märker hat sich auch in Köslin im November 1888 eine Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft gebildet, welche bereits 66 Mitglieder hat. Der Vorstand besteht aus folgenden Herren: 1. Reg.-Präsident Graf Clairon d'Haussonville (Vorsitzender), 2. Gymnasial-Direktor Dr. Sorof (stellvertr. Vorsitz.), 3. Major Herrlich (Beisitzer), 4. Hauptmann a. D. Wernecke (Beisitzer), 5. Regierungsrat Fuhrmann (Schriftführer), 6. Regierungs-Assessor Jordan (stellvertr. Schriftführer), 7. Kreissparkassen-Rendant Griesbach (Schatzmeister), 8. Gymnasiallehrer Dr. Lamprecht (stellvertr. Schatzmeister). Vereinsversammlungen haben stattgefunden am 5. November und am 4. Dezember 1888, sowie am 6. Januar und 4. Februar 1889, in welchen Vorträge gehalten wurden, 1. vom Gymnasial-Direktor Sorof: „Über die Zustände der Kolonien in Afrika", 2. vom Regierungsrat Fuhrmann: „Über die Sklaverei in Afrika", 3. vom Gymnasiallehrer Dr. Bahr: „Zur Entdeckungsgeschichte in Afrika." Am 18. Februar wird Herr Dr. Hollrung einen wissenschaftlichen Vortrag halten.

— Abteilung Kassel. In der zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung, welche die Abteilung Kassel am 29. Januar abhielt, besprach zunächst

der Vorsitzende Herr Dr. Danker im Anschluß an die Reichstagsverhandlungen vom 15. und 26. Januar die Stellung der Regierung und der Parteien des Reichstages zu unseren kolonialen Bestrebungen. Darauf hielt Herr Paul Reichard unter großem Beifall einen Vortrag über seine Erlebnisse in Afrika und über das Verhältnis der Sklaverei zum Arabertum. Die Versammlung führte der Abteilung wieder mehrere Mitglieder zu.

— Abteilung London. Am 1. Februar fand die Hauptversammlung der Abteilung statt, in welcher Herr Hermann Schmidt den Vorsitz führte. Der von dem Schriftführer verlesene Jahresbericht wurde ebenso wie der Kassenbericht des Schatzmeisters angenommen. Der Vorstand wurde durch Akklamation wiedergewählt. Der Vorstand setzt sich demnach für 1889 aus folgenden Herren zusammen: Kaufmann H. Schmidt, Präsident, Kaufmann O. von Ernsthausen, Dr. med. A. Basch, Kaufmann E. A. Oldemeyer, Ehren-Vizepräsidenten, Kaufmann Dr. jur. F. Fick, 1. Schriftführer, Kaufmann T. Trost, 2. Schriftführer, Kaufmann R. Schlesinger, Schatzmeister, Dr. sc. nat. H. Schlichter, Beirat. Nach Schluß der Hauptversammlung fand die 7. zwanglose Zusammenkunft statt, in welcher Herr Hermann Meyer über „Deutsche Ausbreitungsbestrebungen im frühen Mittelalter" sprach. Redner verteidigte den Grundsatz, daß das häufige Fehlschlagen der mittelalterlichen deutschen Kolonialpolitik in dem Mangel einer kulturhistorischen Mission seinen Grund gehabt habe, da z. B. die italienische Kultur jener Zeit der deutschen mindestens ebenbürtig, aber auch in vielem überlegen gewesen sei. Heutzutage aber, nachdem eine deutsche mächtige Kultur besteht, habe das deutsche Volk durch seine Ausbreitungsbestrebungen eine kulturhistorische Mission zu erfüllen, und es werde sie erfüllen. An den Vortrag schloß sich eine Diskussion, an der sich die Herren Dr. Schlichten, Schmidt, Oldemeyer, Dr. Fick und Loewe beteiligten. Zum Schluß brachte Herr Hancock eine äußerst interessante Korrespondenz zur Kenntnis der Abteilung, welche die westliche Abgrenzung unserer ostafrikanischen Kolonie zum Gegenstande hatte und die Fehler der neusten Standfordschen Karte ins Licht setzte.

Kleine Mitteilungen.

— (Warnung.) Wir haben in Nr. 38 des vorigen Jahrgangs schon darauf hingewiesen, daß die neugegründete deutsch-brasilianische Plantagengesellschaft des Herrn Dr. A. v. Eye wenig Vertrauen verdiene, und uns geweigert, obwohl uns von seiten der damaligen Direktion mit einer Klage gedroht wurde, unsere Behauptungen, welche wir zu beweisen uns erboten, zurückzunehmen. Diese Gesellschaft hat sich, nachdem v. Eye ausgeschieden, in eine Deutsche Kolonisationsgesellschaft mit dem Sitz in Berlin-Schöneberg, Friedrich Volkmar Brückner Direktor, Hauptmann Karl Schobert Generalsekretär und Kaufmann P. Wolsborn Schatzmeister, umgewandelt und versendet eine Art Prospekt an „alle Freunde der deutschen Kolonialpolitik". Die Gesellschaft, welche in erster Linie a) die bereits in Südamerika bestehenden deutschen Kolonien ins Auge fassen und selbst an passenden Plätzen geeignete Ländereien erwerben, b) die nötigen Faktoreien anlegen, c) durch bereits angeknüpfte Verbindungen den Absatz der Erzeugnisse der Kolonisten zu fördern suchen will, hat bis heute noch keinen Besitz, sondern will erst solchen durch Hilfe einer in diesem Frühjahr auszusendenden Expedition erwerben. Ferner will sie aus ihrer Handelsfaktorei in Bahia Ananassaft und Papayotin nach Europa exportiren. Die Gesellschaft betreibt eine neue Art, ihre Anteilscheine à 100 Mark unterzubringen. Sie engagirt überall Generalagenten und Agenten zu diesem Zweck und zahlt den Agenten 7% Provision auf verkaufte Anteilscheine. Die Provision des Generalagenten ist nicht bekannt, doch dürfte dieselbe im Verhältnis zu der der Unteragenten stehen. Dieselben versprechen den Zeichnern von Anteilscheinen allein auf das Exportgeschäft im ersten Jahre eine Dividende von 100%. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß dieses Vorgehen den Stempel größter Unsolidität an sich trägt, so daß nachdrücklich vor einer Beteiligung gewarnt werden muß!

— (Herr Hauptmann Wißmann), der Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika, wird, wenn diese Zeilen unsern Lesern vor die Augen kommen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege nach Ostafrika sein, begleitet von den besten Wünschen aller Freunde der deutschen Kolonialpolitik. Es ist schon früher erwähnt, daß einige Wochen später Herr Premierleutnant v. Gravenreuth ihm nachfolgen wird. Wir können noch mitteilen, daß außer den schon früher genannten Herren noch folgende Militärs an der Expedition teilnehmen werden, die Herren: v. Zelewski, Schmidt (welcher zuletzt in Witu war), Theremin, Richelmann, Johannes, Sulzer, Böhlau, End. Außerdem ist noch zu nennen Assistenzarzt Kohlstock.

— (Der geschäftsführende Ausschuß des Emin Pascha-Komitees) hat in diesen Tagen ein Rundschreiben an die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft gerichtet, worin er ihnen zunächst seinen wärmsten Dank für ihre thätige Mitwirkung ausspricht und die Gründe darlegt, aus denen die Ausführung der Expedition bis in die neueste Zeit hat verschoben werden müssen. Zugleich wird an die Abteilungen die Bitte gerichtet, jetzt, da die Ausführung des Unternehmens begonnen hat, von neuem für dasselbe einzutreten und die Mittel zu beschaffen, welche nötig sind, wenn die Expedition dauernde Erfolge erzielen soll.

— (Von den Missionaren in Mpwapwa) sind bis zum 22. Januar reichende gute Nachrichten eingegangen.

— (England und die Royal Niger Company.) Major Claud M. Macdonald, der britische außerordentliche Kommissar für die Ölregionen an der Westküste von Afrika, welcher einen Bericht über deren Lage erstatten und insbesondere die Verwaltung der Royal Niger Company untersuchen soll, ist von Liverpool an Bord des Dampfers „Ambris" abgesegelt. Seine Ernennung erfolgte auf die der Regierung gemachten Vorstellungen der mit Afrika arbeitenden Handelsfirmen in London, Manchester, Liverpool und anderwärts. Wie bekannt, ist der deutsche Kommissar, Herr v. Puttkamer, bereits in Lagos anwesend.

— (Die gefangenen deutschen katholischen Missionare.) Nach einer Meldung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus Sansibar vom 8. ist es den Bemühungen der Generalvertretung der Gesellschaft gelungen, die Befreiung der von dem Rebellenchef Buschiri gefangenen katholischen Benediktus-Missionare gegen Lösegeld herbeizuführen. Die Insurgenten verlangten, der „Times" zufolge, 7000 Rupien Lösegeld und die Freilassung dreier von den Deutschen gefangener Sklavenhändler.

— (Deutsche Einwanderung nach Brasilien.) Die Joinviller „Reform" vom 2. Januar 1889 bemerkt zu der am 22. November auf Antrag des Herrn Dr. Hammacher angenommenen Resolution der Hauptversammlung der Kolonialgesellschaft, betreffend die deutsche Einwanderung nach Brasilien (siehe Nr. 49, 1888) in der Kolonialzeitung: „Wir hätten hierzu zu bemerken, daß dieser Schritt der Kolonialgesellschaft von seiten der in Südbrasilien lebenden Deutschen wärmste Anerkennung verdient, wenngleich wir glauben, daß vorläufig der Erfolg dieser Handlung noch auf sich warten lassen wird. Immerhin aber liefert das Vorgehen jener hochangesehenen und mächtigen Gesellschaft den Beweis, daß ihre Mitglieder endlich die richtige Meinung über die Bedeutung gewonnen haben, welche Südbrasilien für die deutsche Auswanderung besitzt. Wenn man als Ziel für deutsche Auswanderer S. Paulo ausschließt, so ist das zwar hart und unangenehm für diese mit so vielen Vorzügen behaftete Provinz, aber sicherlich wohlverdient, denn was man auch immer sagen möge, so viel steht fest, daß kein vernünftig denkender Deutscher nach Brasilien auswandern wird, um in S. Paulo Arbeiter auf einer Fazenda zu werden. Das kann er in Deutschland unter geordneten Verhältnissen ebenso haben, dazu braucht er sein Vaterland nicht zu verlassen, denn mehr als der Durchschnittstagelohn in Deutschland ausmacht, wird in S. Paulo auch nicht bezahlt, und dazu welche Behandlung, welche Willkür, welche Macht auf seiten des Arbeitgebers! Von Bedeutung erscheint uns namentlich Punkt 3 der Resolution, während wir den Punkt 4 vor allen anderen als den wichtigsten ansehen. Die Bildung geeigneter Kolonisationsunternehmungen dürfte in der That zweckmäßig sein und die Unterstützung der Bestrebungen des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849 auf erweiterter Grundlage und mit weniger engherzigem Programme als bisher würde von guten Folgen begleitet sein. Was aber vor allen Dingen notwendig erscheint, das ist ein deutsches Reichsgesetz über die Auswanderungsagenten, welch letztere heutzutage den Auswanderern in unerhörter Weise das Fell über die Ohren ziehen. Wenn irgendwo, so ist hier die schärfste gesetzliche Kontrolle nötig, und nicht minder notwendig wäre auch eine strenge Beaufsichtigung der Art und Weise, in der die deutschen Passagierdampfer den Zwischendeckspassagieren gegenüber die hinsichtlich der Verpflegung und Unterkunft übernommenen Verpflichtungen erfüllen. Wir haben es uns seit Jahren zur Aufgabe gemacht, gerade in dieser Beziehung Notizen zu sammeln, und das Material, über welches wir verfügen, liefert erschreckliche Geschichten. Selbst abgesehen von der fast durchweg ungenügenden Verpflegung braucht man nur an die eine Thatsache zu erinnern, daß auf den Hamburger Brasilfahrern für den Zwischendeckspassagier keine Gelegenheit vorhanden ist, um sich setzen zu können, und daß an regnerischen und stürmischen Tagen die ganzen Zwischendeckspassagiere hinunter in den engen Zwischendeckraum gesteckt werden, der so klein ist, daß jeder sich in seine Schlafkoje legen muß, wenn sie alle Unterkunft finden wollen."

— (Die Aufregung über Samoa) ist in den Vereinigten Staaten von Amerika, nachdem sie durch die lügenhaften Mitteilungen des Konsuls für Samoa, Sewall, auf den Siedepunkt gebracht war, im Schwinden begriffen. Der Präsident Cleveland hat dem Kongreß den Vorschlag des Fürsten Bismarck wegen einer Konferenz über die Samoafrage übersandt. In der Depesche des Fürsten Bismarck heißt es ferner, die Voraussetzung, Deutschland werde sich nicht mit einer neutralen Stellung auf den Samoainseln begnügen, sei unbegründet. Deutschland wünsche lediglich einen Zustand zu schaffen, der die dauernde Sicherheit biete, dem Blutvergießen und Enthauptungen ein Ende zu bereiten und die Handelsinteressen der drei Vertragsmächte auf Samoa vor neuen Störungen zu bewahren. Es ist auf Anregung des Staatssekretärs Bayard dann empfohlen, daß von den drei Vertragsmächten ihren respektiven Beamten in Samoa sofort Weisungen telegraphirt werden sollten, kriegerische Schritte einzustellen und die Aktion der Konferenz abzuwarten.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 18. Februar. Vortrag des Herrn Redakteur Meinecke über „Tropische Produkte", Referat des Herrn Dr. Ebert über O. Finsch „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee."

— Berichtigung. In Nr. 5 ist in der Quittung des Schatzmeisters des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien insofern ein Versehen untergelaufen, als 1000 ℳ nicht von Herrn O. v. Hoffmann allein eingegangen sind, sondern vielmehr 500 ℳ von Herrn C. v. Hoffmann und 500 ℳ von Herrn O. v. Hoffmann.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 8. Berlin, 23. Februar 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Das Weißbuch über Samoa. — Afrikanischer Grund und Boden. Von A. Merensky. — Bagamoyo. Mit Illustrationen. — Koloniale Rundschau. — Die deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft. — Die neuesten Maßregeln der brasilianischen Einwanderungspolitik. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen. — Quittung.

Bekanntmachung.

Sonnabend, den 23. März, nachmittags 4 Uhr,
wird eine
Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft
mit nachstehender Tagesordnung in Berlin im großen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92, stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht, vorgelegt durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr 1888. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten. (Absch. VI Art. 5 der Satzungen.)
3. Der Voranschlag für 1889.
4. Wahl des Vorstandes auf drei Jahre, bestehend aus 25 Mitgliedern. (Absch. V Art. 1 der Satzungen.)
5. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. (Absch. VI Art. 5.)
6. Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen kolonialen Unternehmungen.
7. Etwaige Anträge.
   Die Abteilungen München und Berlin beantragen Änderung der Satzungen Abschnitt III Art. A 1 und ferner einen Zusatz zu Absatz 1, dahin gehend:
   Abt. München: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen als Jahresbeitrag mindestens so viel, als die Mitglieder der Abteilung."
   Abt. Berlin: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen mindestens 9 ℳ Jahresbeitrag."
8. Geschäftliches.

Der Hauptversammlung am 23. März wird eine Sitzung des Vorstandes vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird. Diese Sitzung beginnt am gleichen Tage um 11½ Uhr und findet in einem kleinen Saale des Hotel Kaiserhof statt. Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Das Weißbuch über Samoa,

welches dem Deutschen Reichstage zugegangen ist und im Auszug im nachfolgenden mitgeteilt wird, liefert den von der Presse auch allseitig anerkannten Beweis, daß die deutsche Politik hinsichtlich Samoas mit Mäßigung, Ruhe und Klarheit vorgegangen ist, und zwar mit jener Offenheit, welche ein hervorstechender Charakterzug der Politik des Fürsten Bismarck ist. Immer und immer wieder wird betont, daß nur die Rechte und Interessen deutscher Bürger zu schützen sind, und werden die Beamten in diesem Sinne angewiesen, zu handeln, und selbst, als die deutschen Marinesoldaten angegriffen waren und ein Schrei der Entrüstung Deutschland durchbebte, ließ sich das Auswärtige Amt nicht auf eine Bahn drängen, welche eine Verletzung bestehender Verträge vorausgesetzt hätte. Nicht scharf genug kann man aber das Verhalten der amerikanischen Beamten und anderer Abenteurer tadeln, welche schon seit langen Jahren Samoa zu ihrem Tummelplatz erwählt haben, daß es den Beinamen „die Hölle des Pacific" von den Engländern erhielt. Während die amerikanische Regierung sich auf einen durchaus sachgemäßen Standpunkt stellte, war ihr Vertreter unausgesetzt bemüht, die Zwistigkeiten unter den Eingeborenen zu schüren, und stellte der Kapitän eines amerikanischen Kriegsschiffes sich offen auf die Seite der Aufständischen, so daß man es wohl begreifen kann, wenn dem deutschen Vertreter schließlich auch der Geduldfaden riß und er einfach Annektirung befürwortete, zumal deutsches Blut geflossen war. Wenn die Samoakonferenz zusammentreten wird, was wohl erst nach dem Amtsantritt des Präsidenten Harrison geschehen dürfte, um ihre unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen, wird sie sich größeren Schwierigkeiten gegenüber befinden als früher, aber da die englische sowohl als die amerikanische Regierung offiziell ihren guten Willen bethätigt haben, eine feste internationale Basis mit Bezug auf Samoa zu schaffen, so darf man hoffen, daß dort wieder Ruhe und Ordnung hergestellt werden wird, wo jetzt noch die wildeste Anarchie herrscht, und daß auch das vergossene Blut der für das Vaterland gefallenen Deutschen, über deren Grab ein würdiges Denkmal sich erheben sollte, gerächt werden wird. — Das Weißbuch enthält 44 Aktenstücke und umfaßt den Zeitraum vom 8. Dezember 1886 bis 5. Februar 1889.

Eröffnet wird das Weißbuch mit einem Bericht des als Spezialkommissar nach Apia entsandten Kaiserlichen Generalkonsuls Travers, welcher deutsche und fremde Interessen in Samoa behandelt. Es ergiebt sich danach, daß an der Wareneinfuhr nach Samoa Deutschland im Jahre 1885 mit 281 613 Dollars, England mit 95 000 Dollars, Amerika mit 92 000 Dollars beteiligt war. An der Ausfuhr aus Samoa waren deutsche Kaufleute mit 294 800 Dollars, englische mit 43 385 Dollars, amerikanische mit 31 000 Dollars beteiligt. In dem nächstfolgenden Berichte des Generalkonsuls Travers behandelt derselbe insbesondere auch die Persönlichkeit Malietoas, von dem gesagt ist, daß dessen unselbständiges Naturell in Verbindung mit der That- und Machtlosigkeit der Regierung nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, jene Wirren zu erzeugen, unter welchen insbesondere in den letzten Jahren die einheimischen und fremden Interessen gelitten haben.

Es folgt sodann unterm 30. März 1887 der Bericht des Kaiserlichen Konsuls in Apia, welcher den Angriff von Samoanern auf die von der Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers heimkehrenden Deutschen behandelt.

Der nächste Bericht vom 16. April spricht die Ansicht aus, daß die bei dem Angriff vom 22. März Beteiligten voraussichtlich freigesprochen werden würden.

Unterm 7. August erging sodann ein Erlaß des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Gesandten in Washington, in welchem dargelegt wird, daß die kaiserliche Regierung an der Gleichberechtigung der Vertragsmächte in Samoa festhalte, daß sie aber für die Mißhandlungen von Deutschen, sowie für die bisherige systematische Verweigerung des Rechtsschutzes bei Verletzung deutscher Interessen Genugthuung verlange. Falls Malietoa dieselbe nicht in ausreichendem Maße gewähre, sei die kaiserliche Regierung genötigt, demselben den Krieg zu erklären und seiner Herrschaft die Anerkennung zu versagen.

Unterm 30. August meldet der Kaiserliche Gesandte in Washington, daß er den vorstehenden Auftrag erledigt habe.

Unterm 11. September berichtet der Kaiserliche Konsul in Apia, die geforderte Genugthuung sei von Malietoa nicht geleistet, der Krieg gegen den-

selben sei erklärt, das Regierungsgebäude besetzt und die Regierung Tamaseses anerkannt.

Der englische und amerikanische Konsul erklären, letzteres nicht anzuerkennen.

Ein weiterer Bericht des Konsuls in Apia unterm 9 Oktober betrifft die Selbstauslieferung Malietoas, die Befestigung der Regierung Tamaseses und das Bestreben der Fremden, Konflikte herbeizuführen.

In einem vom 17. Oktober datirten Erlaß an den Konsul in Apia ist die Mitteilung des Inhalts der vorher bezeichneten Unterredung, sowie die nähere Darlegung der Stellung der Kaiserlichen Regierung enthalten.

Ein vom 13. Oktober datirter Bericht des Kaiserlichen Konsuls in Apia konstatirt, daß das Weiterbestehen der Munizipalitätseinrichtungen in Apia durch das Vorgehen des amerikanischen Generalkonsuls in Frage gestellt und die Erhaltung der Ordnung in Apia gefährdet ist.

Laut Bericht des Kaiserlichen Geschäftsträgers in Washington vom 2. November ist dem amerikanischen Generalkonsul in Apia die Weisung erteilt worden, gegenüber den Ereignissen in Samoa strikte Neutralität zu beobachten.

Ein vom 8. November datirter Erlaß an den Kaiserlichen Konsul in Apia macht Mitteilung von den an den amerikanischen Generalkonsul in Apia ergangenen Weisungen, bemerkt: inwieweit die telegraphisch gemeldete Besetzung von Apia durch Mannschaften der kaiserlichen Marine erforderlich gewesen sei, lasse sich nicht übersehen, jedenfalls sei die Okkupation thunlichst abzukürzen.

Unterm 15. Oktober berichtet der Konsul aus Apia, es sei die Suspendirung der Munizipalitätseinrichtungen in Apia durch den amerikanischen Generalkonsul herbeigeführt, auf Antrag der Landesregierung würden zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Apia von dem kaiserlichen Geschwader Wachen in das Regierungsgebäude und nach Mulinuu gelegt.

Nach weiteren Berichten vom 7. und 30. November wurde die Verwaltung des Munizipalitätsdistrikts von der samoanischen Regierung ohne Schwierigkeit geführt. Eine Anzahl amerikanischer Staatsangehöriger hatten eine Zustimmungsadresse an Tamasese gerichtet.

Der Ausbruch von Unruhen in Savai und Tutuila war durch gütliche Einwirkung verhindert, und fanden Verhandlungen mit dem amerikanischen Generalkonsul statt.

Ein Bericht vom 31. Dezember meldet von den günstigen Resultaten der Regierungsthätigkeit Tamaseses und von der Einziehung der deutschen Wachen in Apia. Unter dem 23. Februar 1888 berichtet der Konsul von den Bemühungen der samoanischen Regierung, durch Ausbildung der einheimischen Institutionen und durch Herstellung neuer Einrichtungen die Ordnung im Lande herzustellen, unter dem 24. Februar von dem Streben der in Samoa angesessenen Amerikaner und Engländer, der samoanischen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und Konflikte mit derselben herbeizuführen. Ein Bericht des Konsuls vom 9. September zeigt den Aufstand des Häuptlings Mataafa gegen die samoanische Regierung an und bemerkt, daß der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes „Adams" und der Verweser des amerikanischen Konsulats in Apia die Aufständischen unterstützen. Unter dem 11. September meldet der Konsul, daß Mataafa von den Aufständischen zum König von Samoa ausgerufen sei und daß zum Schutz der Deutschen von S. M. Kreuzer „Adler" eine Wache nach Apia gelegt sei. Auch schildert der Konsul die Persönlichkeit Mataafas. Ein Bericht des Konsuls vom 17. September bringt eine Unterhandlung mit Mataafa, um neue Angriffe auf Apia zu verhindern. Den Bewaffneten beider Parteien war danach von ihren Führern das Betreten des von Fremden bewohnten Teiles von Apia verboten. Darauf erging unter dem 3. Oktober an unseren Konsul in Apia die telegraphische Weisung, sich auf den Schutz der Reichsangehörigen und ihrer Interessen zu beschränken. Ein weiterer Bericht des Konsuls vom 7. Oktober zeigt die Fortdauer des Aufstandes an und meldet gleichzeitig von Agitationen der Ausländer in Apia, sowie von Beschädigungen deutschen Eigentums durch die Anhänger Mataafas. Unter dem 9. Oktober berichtet unser Konsul von einer angeblichen Verletzung amerikanischen Eigentums durch Anhänger Tamaseses und von der Benutzung dieses Anlasses, um neue Verwickelungen herbeizuführen. Es folgt sodann ein Bericht unseres Gesandten in Washington. Derselbe behandelt die Einreichung einer Note des Staatssekretärs Herrn Bayard vom 26. November 1888. Der Gesandte wünschte, daß der amerikanische Vertreter in Apia angewiesen werden solle, seine Bemühungen darauf zu richten, daß Reibungen und Streitigkeiten zwischen Deutschen und Amerikanern in Samoa vermieden werden.

Unter dem 24. November war inzwischen von unserem Konsul in Apia die Benachrichtigung ergangen, daß die amerikanischen Beamten in Apia angewiesen seien, Einmischung in den Aufstand zu vermeiden. Für Deutschland handele es sich in erster Linie darum, die Reichsangehörigen und deren Interesse zu schützen; wenn Tamasese nicht zu halten sei, empfehle es sich, einen Vergleich zwischen ihm und Mataafa zu Stande zu bringen. Unter dem 26. November berichtet unser Gesandter in Washington die Einreichung einer Note des Staatssekretärs Herrn Bayard. Dem amerikanischen Generalkonsul seien die in Aussicht gestellten Instruktionen erteilt worden, und es wird gebeten, daß der Kaiserliche Konsul in Apia hiervon in Kenntnis gesetzt werde. Am 10. Dezember erging an unsern Konsul in Apia die Benachrichtigung von den dem amerikanischen Generalkonsul in Apia erteilten Instruktionen und der Auftrag, dem letzteren möglichstes Entgegenkommen zu bezeigen. Inzwischen hatte unser Konsul einen Bericht vom 15. Oktober abgehen lassen, in welchem er die Erklärung Tamaseses und Mataafas, daß innerhalb eines bestimmten Bezirks um Apia keine Feindseligkeiten stattfinden sollen, mitteilt. Er berichtet von Intriguen der Fremden und teilt mit, daß Tamasese Mulinuu verlasse, und mit seinen Anhängern nach Saluafata gehe.

Am 3. Dezember berichtet der Kaiserliche Konsul über die Aufreizung der Aufständischen durch den Kommandanten des Kriegsschiffes der Vereinigten Staaten von Amerika. Der deutsche Vorschlag, den Samoanern eine allgemeine Abrüstung zu empfehlen, fand keine Annahme. Tamasese wird von Mataafa besiegt.

Mittels telegraphischen Erlasses vom 14. Dezember wurde der Kaiserliche Konsul ermächtigt, die Hilfe der Kaiserlichen Kriegsschiffe zur Verhütung von Räubereien auf deutschem Eigentum in Anspruch zu nehmen, und mittelst telegraphischen Erlasses vom 3. Dezember wurde der Kaiserliche Konsul in Apia ermächtigt, die Hilfe der Kaiserlichen Kriegsschiffe gegen Aufständische, welche deutsches Eigentum schädigen, nachzusuchen.

Am 26. Dezember erging ein Erlaß von dem Kaiserlichen Konsul in Apia mit dem Auftrage, die Schädigung amerikanischen oder englischen Eigentums bei etwaigem Einschreiten gegen Eingeborene sorgfältig zu vermeiden.

Von den die neuesten Ereignisse betreffenden Aktenstücken lassen wir nachstehende im Wortlaut folgen:

Apia, den 28. Dezember 1888. Eingegangen in Berlin am 5. Januar 1889. Die Fremden haben das Gerücht verbreitet, wir dürften nicht eingreifen. Rebellen, hierdurch ermutigt, haben deutsches Eigentum zerstört und beurlaubte Soldaten hier mit Steinen geworfen. Weiterer Angriff auf deutsches Eigentum wird vorbereitet. Ich habe den Stationschef ersucht, mich behufs Einleitung von Verhandlungen über Entwaffnung nach dem Kriegsschauplatz zu bringen und in der nahen deutschen Pflanzung daselbst Truppen zu landen, und den Weg hierher zu sperren. Am 18. ist Landungskorps von den Rebellen unter Führung des Amerikaners Klein überfallen. 1 Offizier 15 Mann tot, 2 Offiziere 37 Mann verwundet, 3 Köpfe abgeschnitten. Nach Verstärkung des Landungskorps sind Rebellen vertrieben. Dieselben haben verschanztes Lager hinter Apia bezogen Ihre Dörfer am Strande werden bombardirt. Wäre Annektirung möglich, so würde voraussichtlich mit hiesiger Macht Ruhe wieder herzustellen sein. Auswärtiges Amt Berlin. gez. Knappe.

Berlin, den 7. Januar 1889. Amtlicher Meldung aus Apia zufolge sind deutsche Marinemannschaften, welche unter Benachrichtigung des amerikanischen und englischen Schiffskommandanten zur Beschützung deutschen Eigentums gelandet waren, von samoanischen Aufständischen unter Führung eines Amerikaners namens Klein überfallen. Nachdem bei dem Überfall mehr als 50 deutsche Soldaten und Offiziere getötet und verwundet worden sind, sehen wir uns mit den Angreifern zu unserem Bedauern in Kriegszustand versetzt.

Euer Hochgeboren wollen Herrn Bayard hiervon in Kenntnis setzen und über die Teilnahme des Amerikaners Klein an den gegen Deutsche gerichteten Feindseligkeiten Beschwerde führen. Gleichzeitig bitte ich Sie, Herrn Bayard zu erklären, daß wir an den Verträgen mit Amerika und England festhalten, und daß wir unter allen Umständen die Rechte, welche hierauf gegründet sind, achten werden. Da das Eigentum und Leben der Angehörigen der Vertragsmächte generell durch die Aufständischen bedroht erscheinen, ersuchen wir die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, sich mit uns an Herstellung von Ruhe und Ordnung auf Samoa aktiv beteiligen zu wollen. gez. von Bismarck. Kaiserlich deutsche Gesandtschaft, Washington.

Berlin, den 8. Januar 1889. Folgendes an Konsul in Apia zu übermitteln: Auf Telegramm vom 28. v. M. erwidere ich Ihnen, daß Annektirung wegen Abmachung mit Amerika und England selbstverständlich ausgeschlossen ist. Gegen Aufständische, welche durch den Überfall Kriegszustand herbeigeführt haben, sind Repressalien notwendig. Von letzterem haben wir in London und Washington Mitteilung gemacht. gez. Bismarck. Deutsches Konsulat Auckland.

Apia, den 11. Januar 1889. Eingegangen in Berlin am 20. Januar 1889. Das Konsulatsgebäude ist in der Nacht vom 8. d. M. abgebrannt. Außer dem größeren Teile der Akten ist nichts gerettet. Postamt hat alles verloren. Vermutlich liegt Brandstiftung vor. Die Pflanzungen und der deutsche Teil der Stadt sind ernstlich bedroht. Die Fremden verhindern eine Verständigung mit den Aufrührern. gez. Knappe. Auswärtiges Amt, Berlin.

Berlin, den 31. Januar 1889. Euerer Exzellenz beehre ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß von dem ältesten Offizier der australischen Station über Auckland nachstehendes, am 23. Januar von Apia datirtes Telegramm eingegangen ist: „Kriegszustand ist durch Erlaß einer Proklamation erklärt, der englische Konsul hat Gegenerklärung veröffentlicht, daß englische Unterthanen allein seiner Gerichtsbarkeit unterstehen. Ich habe darauf Proklamation erlassen, daß dieselben unter Kriegsrecht fallen. Der amerikanische Konsul hat ähnliche Proklamation wie der englische Vertreter erlassen, Rebellen beginnen zu verhandeln. Ist Verhaftung von Ausländern auf fremden Schiffen statthaft? Fritze." Ich bemerke hierzu, daß der Wortlaut des ersten Satzes zwar nicht ganz sicher, aber doch wahrscheinlich richtig ist. Bezüglich der Verhaftung von Ausländern auf fremden Schiffen sehe ich einer sehr gefälligen Rückäußerung Eurer Exzellenz ganz ergebenst entgegen. Allerhöchst zur Stellvertretung kommandirt. gez. v. d. Goltz. An den Königlichen Staatsminister und Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Herrn Grafen von Bismarck, Exzellenz.

Auf dieses Schreiben erging unter dem 5. eine Antwort des Fürsten Bismarck, in welchem die rechtliche Lage fremder Staatsangehöriger in Samoa, angesichts des aufgenötigten militärischen Einschreitens, vom Standpunkt des Völkerrechts näher geprüft wurde. Es wird daran festgehalten, daß wir mit Mataafa keinen internationalen Krieg führen können, weil er dadurch als Landesherr anerkannt würde. An der rechtlichen Lage der fremden Staatsangehörigen in Samoa werde durch den faktischen Kriegszustand, in den wir gesetzt sind, nichts geändert; insbesondere verbleiben dieselben unter ihrer bisherigen Gerichtsbarkeit.

Das Schreiben schließt folgendermaßen:

Je schwieriger in Samoa die in Betracht kommenden völkerrechtlichen Fragen liegen, um so mehr ist für unser Verhalten befreundeten Mächten gegenüber die genaue Inhaltung der Grenzlinien unserer Rechte geboten; je fester wir innerhalb derselben unsere Rechte vertreten und durchzuführen entschlossen sind, um so sicherer muß jede Überschreitung vermieden werden. Zweifellos berechtigt ist das Verlangen des Konsulats nach Auslieferung der Schuldigen oder das Aufsuchen und das Bestrafen derselben durch unsere von ihnen angegriffene bewaffnete Macht, soweit und sobald man ihrer habhaft werden kann. Diese Genugthuung voll und unbeirrt zu nehmen, ist unsere Pflicht und unser unverjährbares Recht, und auch die Rücksichten, die wir gern auf die Wünsche der uns befreundeten Mächte nehmen, können uns von dieser nationalen Pflicht nicht entbinden. Der Wert unserer Genugthuung wird dadurch nicht abgeschwächt, daß Seine Majestät die Durchführung derselben erst nach voller Kenntnis der zu strafen-

den Vorgänge befehlen wollen. Es kommt bei Bestrafung der Schuldigen mehr darauf an, daß sie gerecht und nachdrücklich sei, als daß sie schnell erfolge. Euerer Exzellenz stelle ich ergebenst anheim, die vorstehende Auffassung der völkerrechtlichen Seite der Situation bei den auf militärischem Gebiete bei Seiner Majestät dem Kaiser zu beantragenden Maßregeln in Erwägung ziehen zu wollen. gez. v. Bismarck. Seiner Exzellenz dem Kaiserlichen Vizeadmiral, kommandirenden Admiral und stellvertretenden Chef der Admiralität, Herrn Freiherrn von der Goltz.

(Schluß folgt.)

Afrikanischer Grund und Boden.[1])

Von A. Merensky.

Unter dieser Überschrift ist in Nr. 6 der Kolonialzeitung ein Aufsatz von dem Reisenden P. Reichardt erschienen, welcher über die Rechtsanschauungen der afrikanischen Stämme in Bezug auf den Besitz von Grund und Boden berichtet. Manches, was darüber gesagt ist, mag bei vielen Stämmen Geltung haben, anderes trifft indessen bei seßhaften, ackerbauenden afrikanischen Völkern durchaus nicht zu. Da es wichtig ist, daß unsere Ansichten über afrikanisches Volksrecht sich möglichst klären, sei es dem Schreiber dieser Zeilen gestattet, die Punkte hervorzuheben, in welchen die südafrikanischen Stämme, welche den Stämmen der afrikanischen Ostküste nahe verwandt sind, entschieden anderen Anschauungen huldigen, als die Eingeborenen, unter denen der obengenannnte Reisende seine Beobachtungen gemacht hat.

1. In Bezug auf die etwa fünf Millionen zählenden ackerbauenden südafrikanischen Stämme (Kaffern, Pondo, Sulu, Swasi, Bassuto, Betschuanen, Makalaka, Matebelen) ist es nicht richtig, zu sagen: „Der Neger betrachtet den Boden wie die Luft, rechtliche Ansprüche auf Boden existiren nicht, Grund und Boden hat in Afrika keinen Wert, es giebt dort keinen Grundbesitz." Bei den genannten Stämmen existirt allerdings kein Privatgrundbesitz in unserem Sinne. Grund und Boden aber ist hochgeschätzter Kollektivbesitz des Stammes, nominell des Häuptlings, der ihn verwaltet. Von dem Recht auf Grund und Boden wird die Vasallenpflicht solcher hergeleitet, die sich auf ihm niederlassen. Daß der Besitz von Grund und Boden bei den genannten Stämmen hoch geachtet wird, beweisen die Streitigkeiten, welche z. B. die Buren Transvaals wegen eines schmalen Striches Grenzland zwei Jahrzehnte lang mit den Sulu hatten, ebenso die vielen Grenzstreitigkeiten, durch welche die Weißen immer wieder mit anderen eingeborenen Stämmen Südafrikas in Kriege verwickelt wurden.

Übrigens scheint auch bei den von Reichardt besuchten Stämmen ein Verwaltungsrecht in Bezug auf Grund und Boden dem Häuptling zuzustehen, denn der Reisende sagt, daß auch bei ihnen der, welcher Land urbar machen wolle, dies dem Häuptling anzeige unter Darbringung eines geringfügigen Geschenkes.

2. Da es keinen Privatgrundbesitz auch bei unsern Stämmen giebt, kann selbstverständlich auch von Kauf und Verkauf von Boden an oder von Privatpersonen nicht die Rede sein. Aber auch der Häuptling kann Grund und Boden nicht verkaufen, da dem Afrikaner überhaupt das Verständnis dafür abgeht, daß Grund und Boden gekauft und verkauft werden kann. Unter Umständen kann der Häuptling aber gewisse Rechte auf die Ausnutzung eines oder des andern Striches, den der Stamm für seinen Gebrauch nicht nötig hat, an andre Parteien abtreten.

3. Bei den genannten Stämmen sieht der Eingeborene den Acker nicht nur so lange als sein Feld an, als er bestellt ist, sondern durch die auf das Roden und sonstige Kultur des Feldes verwendete Sorgfalt ist er der einzige zur Ausnutzung des bearbeiteten Stückes für immer berechtigte „Herr" des Feldes. Wenn er durch irgend eine Gewalt von solch beackertem Stück Land ohne seine Einwilligung resp. Entschädigung vertrieben würde, so würde er dies ohne Zweifel für die schreiendste Ungerechtigkeit halten, die ihm angethan werden könnte.

Über die Rechtsanschauungen der bekannten Xosakaffern im Osten der Kapkolonie berichtet der Missionssuperintendent Kropf, der 45 Jahre lang unter diesem Volke gelebt hat, im besonderen noch folgendes:

1. Die Grenzen der von großen Kafferstämmen bewohnten Landstriche werden, wie bei den zivilisirten Völkern, durch Eroberung oder Abtretung festgestellt, mit dem Unterschiede, daß die Weißen die Besitznahme und Grenzregulirung zuerst durch Proklamationen und später durch Vermessung und Landmarken vollzogen, hingegen die Eingebornen durch bloße Besitznahme.

Manchmal, wenn Stämme (wie die Xosa und Tembu) eine leere Gegend besetzten, breiteten sie sich mit der Zeit und mit der Vermehrung des Volkes und Viehs aus, bis sie aneinander stießen, wodurch dann heiße Schlachten entstanden, indem jede Partei ihre Grenzen zu erweitern und den Gegenpart zu verhindern suchte, weiter vorzudringen, wie es etwa vor 60 Jahren zwischen den Gealeka und Tembu geschah. 30 Jahre lang war die Gegend um Bolotwa der Zankapfel, bis die englische Regierung ihn dadurch aus dem Wege räumte, daß sie 1858 Sasiti mit seinen Gealeka aus dem Lande trieb und es den Tembu gab.

In der Regel werden die Stammesgrenzen respektirt. Kein Stamm würde mit einem andern Krieg anfangen mit der Absicht, Land zu erlangen das ein anderer besitzt, und das formell als einem andern angehörig anerkannt ist. Wenn aber ein Stamm das Land eines andern begehrte, so ist leicht ein Vorwand zum Kriege gefunden und kann zuletzt beim Friedensschluß eine Veränderung und Zurechtstellung der Grenze zu gunsten der siegreichen Partei stattfinden.

Land- und Grenzstreitigkeiten waren früher selten, denn es gab viele große unangebaute Strecken, und selbst die in Besitz genommenen waren dünn bevölkert und mit wenigem Vieh begangen. Der einzige Fall eines Landstreites von größerer Wichtigkeit war der zwischen den Pondo und Xezibe, als die letzteren von der Kapregierung als Unterthanen angenommen wurden, während jene unabhängig blieben und das Land der Xezibe beanspruchten.

2. Alles Land gehört dem König und dem Stamm. Jeder Stamm wird als eine Familie angesehen, somit ist das Land, was er bewohnt, gemeinschaftliches Eigentum. Das Ganze ist verteilt unter die Häuptlinge, die wieder an Räte und diese an Kraalvorsteher austeilen, der Kraalvorsteher oder Schulze wieder an die, die unter ihm wohnen. Die Grenzen dieser Abteilungen sind natürliche Grenzen.

Innerhalb einer besonderen Sippe giebt es nur Grenzen für das Ackerland. Das Weidefeld im Bereich jeder Person gehört der Sippe gemeinschaftlich an. Obgleich oft wilder Zank und Gewaltthat wegen Beschädigung von Feldfrüchten entsteht, so ist solches doch selten wegen des Weidefeldes, es sei denn, daß sich an einem Orte Vieh mit ansteckender Krankheit finde, dessen Weiden zusammen mit dem gesunden Vieh verboten wird. Das Vieh kann auch die Grenzen des Landes, das unter einem andern Häuptling steht, überschreiten, aber ackern oder ein Haus bauen jenseits der Grenze, ist niemandem erlaubt.

Wenn ein Fremder nach einem Orte zieht, so wendet er sich um ein Stück Ackerland an den Kraalvorsteher, wünscht er aber seinen eigenen Kraal zu etabliren, so wendet er sich an das Sippenhaupt. Will eine Sippe oder eine größere Anzahl Leute infolge eines Krieges oder anderer Umstände sich bei einem andern Stamm niederlassen, so haben sie sich an den König zu wenden, der ihnen, da ihm solche Zuzüge zur Stärkung seiner Macht sehr willkommen sind, gern die Erlaubnis dazu erteilt, selbst wenn nicht mehr Raum sein sollte. Sollte jedoch der Rat oder der Schulze des Ortes, wohin er die Leute setzen will, sich weigern, sie aufzunehmen, so kann er aus eigener Machtvollkommenheit und auf eigene Verantwortung Orte bestimmen, wo sie wohnen sollen.

3. Das Besitzrecht des Einzelnen am Lande erstreckt sich nur auf das gepflügte Ackerland, welches weder verkauft noch entfremdet werden kann. Dies Land geht vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht auf Geschlecht über, selbst wenn der Besitzer es sollte auf eine Reihe von Jahren verlassen, so kann er es doch wieder aufnehmen, auch wenn es in der Zwischenzeit von einem andern kultivirt wurde, er kann es aber nicht veräußern. In früheren Zeiten konnte er sogar gesetzlich nach vielen Jahren Ersatz fordern von jedem, der den Kraal und das kultivirte Ackerland benutzt hatte, das er früher besessen, hatte aber kein Recht zu dem Lande, das etwa von dem letzten Nutznießer dazu aufgebrochen und kultivirt worden war, gegenwärtig aber können die vom zweiten Besitzer aufgebrochenen Äcker von dem ersten beansprucht werden, wenn sie aneinandergrenzen.

4. Vertreibung von Haus und Acker findet niemals statt. Dem Manne, der sich als Plagegeist erweist, wird befohlen, seinen Kraal ein wenig abseits von den Häusern anderer Bewohner zu machen, er behält aber seine Felder und was darauf steht.

Der einzige Fall, in welchem ein Mann sein Land und Kraal verlieren kann, ist, wenn der Häuptling es für seinen eigenen Gebrauch nötig hat oder für den Gebrauch eines anderen Häuptlings, der zu ihm gezogen ist. Der Prozeß ist einfach. Der Häuptling, ohne ein Wort dem Eigentümer zu sagen, schickt einfach sein Vieh in des Mannes Kraal, woraus der Eigentümer versteht, daß er ziehen muß. Wenn er sich dann still fügt, so kann ihm Zeit gegeben werden, seine Hütten und Viehkraal wo anders zu errichten; widerspricht er aber, so nimmt der Häuptling ohne weiteres Besitz davon.

[1]) Da die Fragen in Bezug auf die Rechtsanschauungen afrikanischer Stämme für die Kolonisation Afrikas ungemein wichtig sind, bringen wir auch noch nachfolgende interessante Berichte genauer Kenner südafrikanischer Verhältnisse zum Abdruck. D. R.

Bagamoyo.

Mit Illustrationen auf Seite 61.

In den Kämpfen um Ostafrika ist der Name der Stadt Bagamoyo und der Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit ihren mutigen Ver-

Digitized by Google

teidigern so oft genannt worden, daß wir glauben, die beifolgenden Bildchen, welche Herr Maler Hellgrewe nach neuen Skizzen, die im Oktober an Ort und Stelle angefertigt worden sind, ausgeführt hat, werden das Interesse unserer Leser wachrufen. Das zweite Bild mit der Flagge der Gesellschaft (rechts) und der Sultansflagge links vom Beschauer stellt das Haus der Gesellschaft dar, welches früher von dem Wali bewohnt wurde und dann an die Gesellschaft überging. Dasselbe liegt am Südende der Stadt, und dominirt dieselbe infolge seiner etwas höheren Lage. Auf der vorliegenden Veranda wurden täglich die „Baraza" sowie die Gerichtsverhandlungen abgehalten. Das dahinter gelegene Haus wurde von arabischen Beamten und eingeborenen Dienern bewohnt, welche beim Angriff am 22. September größtenteils fielen oder verwundet wurden. In die Ruinen legte der Bezirkschef, Freiherr v. Gravenreuth, eine Pulvermine, welche vom Haupthaus aus angezündet werden konnte. Das umliegende Terrain ging beim Angriff teils in Flammen auf, teils wurde es vom Freiherrn v. Gravenreuth zum Zwecke der Verteidigung vollends rasirt. Links von dem Beschauer liegt der große, treu gebliebene Ort Gaule, in welchem vielfach Kämpfe der Eingeborenen mit den Aufständischen und Mordthaten der letzteren vorkamen.

Das Rattuhaus auf dem ersten Bildchen gehörte einem Inder, welcher es beim Ausbruch der Unruhen verließ. Es liegt etwa 150 m näher der Stadt und wurde wegen seiner günstigen Lage von Herrn v. Gravenreuth dazu ausersehen, als Lagerhütte für die von den Seen kommenden Karawanen zu dienen. So lagerte im Oktober daselbst eine Uniamwesi-Karawane. Zeitweilig diente es auch als Unterkunft für die Marine-Besatzung.

*

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Als das wichtigste Ereignis des Januar ist das Ergebnis der Bundesrats- und Reichstagsverhandlungen anzusehen, die Bewilligung von 2 Millionen Mark für Unternehmungen in Ostafrika unter Führung des Reichskommissar Hauptmann Wißmann behufs Pazifizirung der aufrührerischen Gebiete. An anderer Stelle der Kolonialzeitung ist schon ausführlich darüber berichtet.

Bemerkenswert aus den Debatten ist die Auffassung des Fürsten Bismarck über den Wert der Blokade, der darin mehr eine politische als eine militärische Frage sieht und hauptsächlich dabei die gemeinsame Aktion mit England betonte. Ebenso aber betonte er, daß es notwendig sei, die Autorität der Europäer den Eingeborenen gegenüber aufrecht zu erhalten, er bezeichnete dies geradezu als eine Hauptsache.

Diese Autorität kann jedoch nur mit Waffengewalt aufrecht erhalten werden. Der Eingeborene legt jede Nachsicht und Nachgiebigkeit als Schwäche aus und da, wo nur im geringsten der Schein erweckt wird, als bedürfe man seiner Unterstützung, wird sofort seine Selbstüberhebung beginnen und er den Europäer zu sich herabzuziehen suchen. Es ist daher auch der Vorschlag, welcher von verschiedenen Seiten gemacht wurde, die Neger zu bewaffnen, um sie verteidigungsfähig gegen ihre Unterdrücker, die Araber zu machen, ein ganz und gar falscher und würde die entgegengesetzte Wirkung haben.

Machen wir uns zunächst einmal klar, welch ein Wesen wir in dem Neger uns gegenüber haben. Der Neger ist ein in ziemlich rohem Urzustande lebendes Wesen, dem jede höhere Moral abgeht. Gewisse Sittengesetze, wie das Verbot des Mordes, des Diebstahls, des Ehebruchs, erkennt er an, da überall, wo Menschen als denkende Geschöpfe auftreten, diese unwillkürlich darauf verfallen müssen, eine gewisse Ordnung unter sich zu schaffen, wenn sie sich nicht gegenseitig ausrotten wollen. Höhere ethische, ideale Rücksichten kennt der Neger nicht, und sein geistiger und Gemütszustand stellen ihn auf die Stufe eines Kindes. Unwillkürlich empfängt jeder, der mit Negern in Berührung kommt, den Eindruck, ein unerzogenes, unartiges Kind sich gegenüber zu haben. Dieser Eindruck wird durch keine Handlungsweise des Negers wieder verwischt, im Gegenteil, er wird stärker und schließlich gewöhnt man sich daran und behandelt ihn von diesem Standpunkt aus. Bei uns aber in Europa gibt man Kindern gefährliche Sachen nicht in die Hände, nicht etwa, weil sie den Gebrauch nicht erlernten, sondern weil sie im Gebrauche keine Vorsicht anwenden. Sie würden damit das größte Unheil anrichten. Besonders aber wird man sich hüten, solchen Kindern Waffen zu geben, welche schon Personen absichtlich oder unabsichtlich verletzt haben. Und ich meine: die großen Kinder „Neger" haben schon manchen verletzt, und zwar immer absichtlich. Um Beispiele aufzuführen: Charter und Ceadenhed, den Missionar Pennrose, Jühlke. Nun sind aber nicht nur Kinder, sondern auch Menschen überhaupt nicht dankbar und haben schon manchem, der ihnen etwas geschenkt hat, wehe gethan. Wie sollte auf einmal der nun gut bewaffnete Neger seine Waffe nur gegen seinen Unterdrücker, den Araber, wenden? Der Neger sieht vielleicht im Europäer einen noch größeren Unterdrücker als im Araber. Dieser kommt nur zu ihm, um Handel zu treiben und allerdings Sklaven zu kaufen und zu rauben. Wäre es aber dem Araber möglich, Sklavenjagden zu veranstalten, wenn ihm nicht die Negerhäuptlinge selbst Vorschub leisteten? Die schwarzen Sklaven der Araber, die Neger selbst, fallen über ihre Landsleute her, nicht gezwungen, meist sogar mit sehr großem Vergnügen, denn auch ihnen blüht Beute. Wer könnte die Garantie übernehmen, daß der nunmehr bewaffnete Neger nicht auch über seinen Wohlthäter, den Europäer, herfällt, diesem selbst die Knochen zerschießt mit den Waffen und der Munition, welche ihm eben dieser Wohlthäter selbst geliefert hat? Negerstämme, mit guten Waffen versehen, würden sich sogar ausnahmslos den Arabern anschließen, da sie sich zu diesen viel mehr hingezogen fühlen als zu uns, da sie diese viel mehr verstehen, und viel mehr Interessen mit diesen gemein haben.

Etwas anderes wäre es natürlich mit Negern, welche, im Dienste von Europäern stehend, in Kämpfen gegen die Araber verwendet werden sollen, und dazu würden ganz entschieden die gekaperten Sklaven ihre beste Verwendung finden, soweit sie sich nach Auswahl dazu eignen, besonders aber selbst Neigung dazu haben. Bei ihrer Verwendung jedoch müßte man unbedingt davon absehen, die Leute durch unseren deutschen Drill zu Soldaten heranzubilden. Wenn man unseren Maßstab von Subordination und Disziplin anlegte, beginge man von vorneherein nicht leicht wieder gut zu machende Fehler. Man müßte sie mehr als irreguläre Truppe behandeln, und sie würden auf solche Weise entschieden viel leisten können.

Unsere Marine hat bei Aufbringung von Sklavendaus eine ganz besondere Schneidigkeit an den Tag gelegt und ungefähr 130 Daus revidirt, wobei allerdings der Dienst ein überaus anstrengender ist, zugleich aber als gute Schule dient. An meisten waren dabei S. M. Schiffe „Carola" und „Leipzig" vom Glücke begünstigt. Es gelang den unseren unterm 4. Dezember vorigen Jahres, eine Dau mit 87 Mann aufzubringen, und am 19. Dezember brachte Leutnant Meier von S. M. Schiff „Leipzig" sogar 2 Sklavenschiffe in der Nacht auf mit 146 Mann und 18 Arabern an Bord. Dabei wird das Elend der exportirten Sklaven als ein großes geschildert. Die Sklaven wurden den katholischen und evangelischen Missionen übergeben. Ob dies grade allzugünstig auf die Eingefangenen wirkt, ist nicht so ohne weiteres zu behaupten, da diese den Aufenthalt auf den Stationen erst recht für Sklaverei ansehen. Sie müssen nämlich dort den ganzen Tag arbeiten und zwar gezwungen. An und für sich ist dies ja etwas ganz natürliches, doch dürfte es ganz entschieden dabei geboten sein, die betreffenden Arbeitskräfte möglichst in Anpassung an die afrikanischen Arbeitsverhältnisse nutzbar zu machen, d. h. unter möglichster Schonung der Ansicht der Neger über das, was man als Arbeit zu leisten und zu empfangen hat. Vor allem aber ist zu vermeiden, daß den Arabern dadurch ein Agitationsmittel an die Hand gegeben wird, mittels dessen sie den Neger glauben machen können, daß es gar nicht etwas so begehrenswertes sei, von Europäern befreit zu werden. Der Verfasser hält es sogar vorläufig für geratener, befreiten Sklaven wirklich die Freiheit wieder zu geben, sie einfach zu entlassen. Sie würden wohl ganz von selbst sich unter den Schutz der Europäer stellen. Durch eine solche drastische Freigabe würde erst dem Neger das Verständnis für unser Wollen aufgehen. Doch nicht allein an der deutschen Ostküste, auch allenthalben an anderen Punkten werden von anderen Stationen verdächtige Schiffe untersucht. Doch ist es bis jetzt außer von Suakim von keinem Punkte berichtet, daß man auch anderswo Sklaven befreit hätte.

Daß man von englischer Seite unser Vorgehen an der afrikanischen Ostküste mit sehr scheelen Augen ansieht, beweisen die Auslassungen des englischen Afrikareisenden Thomson, eines Mannes, der früher mehrmals im Dienste des Sultans Said Bargasch stand, und der wegen ungebührlicher Äußerungen über belgische Stationen, wo er Gastfreundschaft genossen, von einem belgischen Beamten öffentlich in Sansibar geohrfeigt wurde und sich damit zufrieden gab. Thomson beklagt aufs höchste unser Vorwärtsschreiten dort.

Sir F. de Winton, der ehemalige Kongogouverneur, stellt ein Vorgehen unsrerseits in der Eminsache als ganz nutzlos hin, da eine größere englische Karawane unter Jadson bereits nach dem Baringosee abgereist sei und auf der Route Stationen errichtet habe, wie denn überhaupt durch Stanleys geglückte Expedition, welche übrigens noch nicht weiter bestätigt ist, jedes Vorgehen in dieser Sache als unnütz hingestellt wird, natürlich nur, um unser Unternehmen zu schädigen und als unnütz darzustellen.

Trotz aller Wirren an der Küste ist der englische Bischof Smythies Ende Januar von Magila via Wanga in Sansibar angekommen, und der britische Generalkonsul in Sansibar bemüht sich, eine Karawane zu organisiren, um die höchst gefährdeten Missionare aus dem Nyanzagebiete abzuholen.

Der Generalbevollmächtigte Konsul Bohsen ist zu den Beratungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Berlin berufen und wird inzwischen durch den Leutnant von Saint Paul-Illaire vertreten. Am Geburtstage unseres Kaisers hatte der Hafen von Sansibar ein festliches Gewand angelegt und der Sultan stattete dem deutschen Generalkonsul eine feierliche Staatsvisite ab, um zum Geburtstag des deutschen Kaisers Glück zu wünschen.

Die Expedition des Reichskommissars Hauptmann Wißmann ist nun auf das energischste in Angriff genommen und wir wünschen derselben guten Erfolg.

Paul Reichard.

Brasilien.

⊙ Wir sprachen in unserm letzten Bericht die Ansicht aus, daß es der brasilianischen Regierung nur darum zu thun sei, Lohnarbeiter, nicht aber wirkliche Bauern in das Land zu ziehen, da sie nicht genügend für die Aufnahme der letzteren durch Erweiterung der vorhandenen und Anlage neuer Staatskolonien gesorgt habe. Glücklicherweise erfahren wir jetzt, daß die Kolonisation doch weiter betrieben werden soll. Die Novembernummer des Organs der Sociedade Central de Immigração in Rio berichtet, daß die Regierung Auftrag gegeben habe, im Munizipium von São João d'El Rey, Provinz Minas Geraes, mit größter Eile Ländereien für ankommende Kolonisten zu vermessen und ein Aufnahmehaus für die letzteren zu errichten. Ferner soll aber auch die Privatkolonisation wieder gefördert werden. Der Ackerbauminister hat mit einem Herrn Henrique Irineu de Sonza einen Kontrakt zur Besiedelung von zwei in der Provinz Rio de Janeiro anzulegenden Kolonien abgeschlossen, und in der Provinz Parana sollen ebenfalls zwei Ackerbaukolonien gegründet werden. Der Unternehmer ist ein Engländer, namens Taafe. Er hat sich der Regierung gegenüber verpflichten müssen, mindestens 2000 europäische Familien in den Munizipien von Castro oder Tibagy anzusiedeln, dieselben zu ernähren, bis sie ihre Existenzmittel durch eigene Arbeit verdienen können (N. B. eine sehr vage und dehnbare Klausel) und ihnen Material zum Bau eines Hauses, Werkzeuge und Sämereien im Werte von 200 Milreis im Maximum zu liefern. Die von ihm zu vermessenden Landlose sollen 30 Hektar umfassen, wenn sie für den Ackerbau geeignet sind, die für die Viehzucht bestimmten Grundstücke dagegen 300 Hektar. Für erstere darf er einen Preis von 25, für letztere einen Preis von 10 Milreis pro Hektar verlangen, entweder bar oder in fünf Jahresraten zu zahlen. Den ersten 100 Familien soll er einen Rabatt von 20 Prozent gewähren. Die Regierung verpflichtet sich dagegen, die Kolonisten selbst zu liefern, die Transportspesen bis zur Kolonie zu

Digitized by Google

tragen, die erforderlichen Straßen zu bauen und dem Unternehmer eine Subvention von je 30 000 Milreis für die Ansiedelung der ersten 100 Kolonisten auf jeder der beiden Ansiedelungen zu zahlen.

Diese Bedingungen sind für den Unternehmer nicht ungünstige, namentlich wenn man in Erwägung zieht, daß er für Straßenbauten und Kolonistentransporte nichts zu verausgaben hat, und trotzdem eine weit größere Subvention erhält, als sie früheren Kolonisationsunternehmungen zu teil wurde: wie aber arme Einwanderer es ermöglichen sollen, in so abgelegenen Munizipien, wie die von Castro und Tibagy es doch thatsächlich sind, ihre Landschuld in fünf Jahren abzutragen, ist uns unverständlich. Die Frist dafür ist viel zu kurz, der Preis des Landes aber viel zu hoch bemessen; denn er beträgt etwa das vierfache von dem in weit günstiger gelegenen Gegenden Südbrasiliens Verlangten. Neu ist es, daß die Regierung einer Privatkolonie die Kolonisten zu liefern sich anheischig macht. Deutsch-Brasilianische Blätter meinen, es geschehe, um die einzelnen Nationalitäten der Einwanderer möglichst durcheinander zu würfeln, um sie desto leichter brasilianisiren zu können. Ist dies der Fall, so dürfte das neue Unternehmen auf deutsche Einwanderer schwerlich eine Anziehungskraft ausüben, da bei demselben von der Bildung lebenskräftiger Gemeinwesen gar keine Rede sein kann. Diese ist, wie die Erfahrung in allen kolonisirenden Ländern, auch in Brasilien es genugsam gezeigt hat, nur durch eine Vereinigung von Volkselementen gleichen Stammes, gleicher Sitte und gleicher Sprache möglich.

Aber diese Anfangsgründe einer vernünftigen Kolonisation scheint man in Brasilien noch immer nicht begriffen zu haben, eine ganz unmotivirte, ja geradezu kindische Furcht vor dem Erstarken des Deutschtums macht die nativistischen Ratgeber der Krone blind gegen die Gebote der Erfahrung und hindert den Fortschritt des Landes auf Schritt und Tritt. Wenn die Sache nicht so traurig wäre, könnte man darüber lachen. Seit Jahren stockt die Einwanderung von Deutschen fast ganz, Italiener überschwemmen die neutralen und südlichen Provinzen, und bilden schon heute einen weit größeren Prozentsatz unter den eingewanderten Fremden, als die Deutschen, und ebensowenig wie diese opfern sie ihre nationale Eigenart dem Luso-Brasilianertum.

Das Rattuhaus in Bagamoyo.

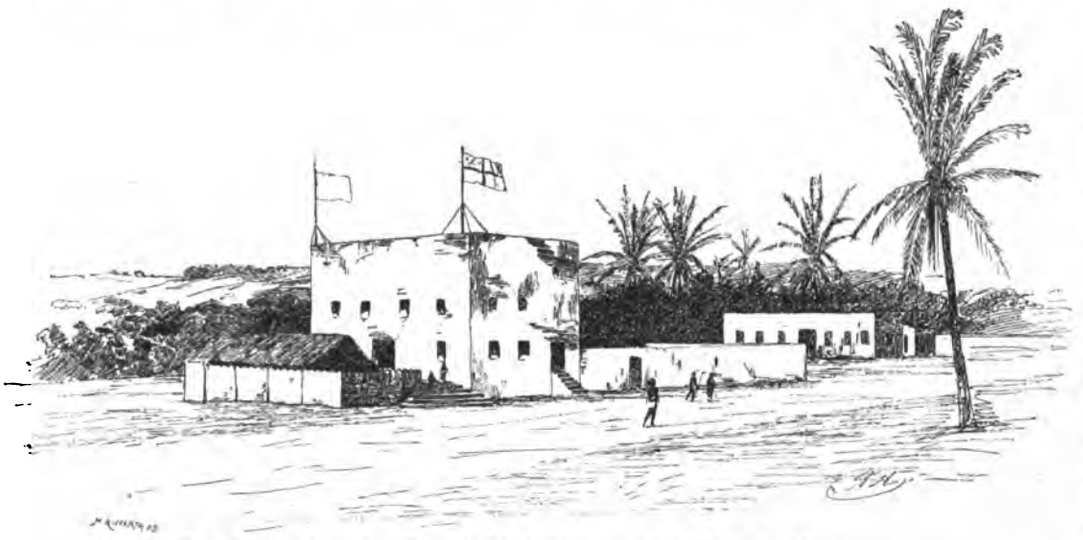
Trotzdem aber lehnt sich der Nativismus nicht gegen sie, sondern nur gegen die Deutschen auf, was um so merkwürdiger, als gerade die Deutschen mehr und mehr aus ihrer früher so hart getadelten Isolation heraustreten und am politischen Leben des Landes regen Anteil zu nehmen beginnen. Obgleich die Zahl der eingewanderten Italiener weit größer als die der eingewanderten Deutschen ist, so waren bis zum 9. Mai 1888 an die Regierung 2367 Naturalisationsurkunden an Deutsche, an Italiener dagegen nur 726 erteilt worden. Allein in dem Quinquennium von 1883 bis 1888 haben 1097 deutsche Einwanderer das brasilische Bürgerrecht erlangt. Muß man da nicht zu dem Schluß gelangen, daß gerade in dieser Massennaturalisation die Ursache der feindseligen Haltung der Einheimischen, unter welcher die Deutschen gegenwärtig so schwer leiden, zu suchen ist?

Wir werden in späteren Berichten noch öfters Gelegenheit haben, uns mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und fahren für heute mit unserer Berichterstattung fort.

Die in Aussicht gestellte Einwanderung von Chinesen hat noch nicht begonnen, ja es steht noch nicht einmal fest, ob die bezüglichen Unterhandlungen eingeleitet worden sind oder nicht, wenigstens beschäftigt sich die Presse vorläufig nur mit den Gründen pro und contra, wobei die abratenden Stimmen noch die Majorität zu haben scheinen. Sie begründen ihre Ansicht mit dem Hinweis auf die schlimmen Erfahrungen, welche in anderen Ländern Amerikas mit chinesischen Arbeitern gemacht worden sind, und heben mit Recht hervor, daß man allein schon im Hinblick auf die starke italienische Einwanderung sehr wohl auf die Dienstleistungen der Mongolen verzichten könne. Thatsächlich sind nämlich in den neun Monaten von Januar bis Oktober v. J. allein in den Häfen von Rio und Santos 90 435 Einwanderer, mit geringen Ausnahmen italienischen Ursprungs, angekommen. Auf wie viele Köpfe sich die direkte Einwanderung in den drei südlichen Provinzen während des gleichen Zeitraumes belaufen hat, läßt sich leider nicht konstatiren, es dürfte aber nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir die Gesamteinwanderung Brasiliens im Jahre 1888 auf 130 000 Seelen veranschlagen, eine Ziffer, die früher während eines ganzen Dezenniums nicht erreicht wurde.

Es scheint allerdings mit der vermehrten Einwanderung auch viel Gesindel nach Brasilien zu kommen, wenigstens hat der Justizminister sich veranlaßt gesehen, den brasilischen Konsuln in Europa mitzuteilen, daß fortan die Ausschiffung zweifelhafter Elemente polizeilich verhindert werden würde. Auch mittellose und an physischen Gebrechen leidende Personen, welche gegenwärtig bereits in großer Anzahl in den Straßen von Rio de Janeiro herumlungern und die Mildthätigkeit der Bewohner in Anspruch nehmen, sollen fortan nicht mehr an Land gelassen, sondern in ihre Heimat zurückgeschickt werden, eine Maßregel, die man der brasilianischen Regierung kaum wird verdenken können.

Die Dürre in den Nordprovinzen, namentlich in Ceará, hält noch immer an; massenhaft wandern die Leute von dort nach den südlichen Landesteilen aus, und außerordentliche Maßregeln sind nötig, um dem Ausbruch des Hungertyphus bei den Zurückgebliebenen vorzubeugen. Diese traurige Lage hat den Preis der südbrasilischen Stapelprodukte natürlich außerordentlich in die Höhe getrieben. Die Nachfrage ist so stark gewesen, daß sogar die Erträge der kaum beendeten Bohnenernte bis auf kleine Posten schon verkauft worden sind. In den Berichten aus den deutschen Kolonien drückt sich hierüber natürlich die größte Befriedigung aus, aber man scheint sich doch auch endlich bewußt zu werden, daß eine dauernde Besserung in der Lage der Kolonisten nur durch eine völlige Neugestaltung der Produktionsverhältnisse zu erzielen ist. Beachtenswert in dieser Richtung ist namentlich das Referat über eine Sitzung des Kulturvereins in Blumenau. Seit Jahren hat sich derselbe für die Einführung der Kaffeekultur auf jener Kolonie bemüht, und nun ist er in der Lage, auf durchaus befriedigende Resultate, welche einige seiner Mitglieder mit jener Kultur erzielt haben, hinweisen zu können. Auch in Dona Franziska sind ähnliche Anbauversuche in größerem Umfang gemacht worden, an welcher die Resultate gegenwärtig aber noch nicht festgestellt werden können.



Das Stationshaus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo.

Die neuesten, uns soeben zugehenden Blätter aus Brasilien enthalten eine Nachricht, welche wir nicht unterlassen können, unsern Lesern mitzuteilen, und zwar mit der dringenden Bitte, für eine möglichst weite Verbreitung derselben in der Tagespresse sorgen zu wollen: Die Sociedade de Immigração in São Paulo hat nämlich beschlossen, 2000 Dienstmädchen, und zwar 1000 italienische und 1000 deutsche, einzuführen.

Natürlich werden die Agenten der genannten Gesellschaft es nicht an glänzenden Versprechungen fehlen lassen, um arme unwissende Mädchen nach Brasilien hinüberzulocken, aber um so schärfer sollte die Vigilanz der Staatsorgane und des Publikums sein, um eine Auswanderung im Keim zu unterdrücken, die nur zu leicht die schlimmsten Folgen für die Betreffenden nach sich ziehen kann. Es ist ja nicht das erste Mal, daß man alleinstehende deutsche Mädchen zur Auswanderung nach Brasilien zu verlocken sucht, ja, es ist vor 9 bis 10 Jahren ein wahrer Handel mit deutschen Mädchen nach Brasilien getrieben worden, bis endlich die brasilianische Regierung selbst dagegen einschritt und die gewissenlosen jüdischen Händler, die kein Bedenken getragen

Digitized by Google

hatten, ihre unglücklichen Opfer so bald wie möglich der Prostitution zu überliefern, aus dem Lande verwies. —

Mag nun auch die Sociedade de Immigração in São Paulo die besten Absichten haben und nur dem thatsächlich vorhandenen Mangel an Dienstboten abhelfen wollen, so liegt die Gefahr doch zu nahe, daß viele der Mädchen in einem Leben voller Schande untergehen, andere dagegen nur zu spät erkennen werden, daß der höhere Lohn, den sie drüben verdienen, nicht annähernd im stande ist, die idealen Güter der Heimat, welche sie so leichtfertig preisgegeben haben, aufzuwiegen. Mögen sie hiermit also gewarnt sein!

Die Deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft.

Unter Berufung auf das Preßgesetz ist uns von der Deutschen Handels- und Kolonisationsgesellschaft, unterschrieben Zehlicke und von Egloff, folgende Berichtigung zugegangen:

In Nr. 6 Ihrer Zeitung finden wir in einer Besprechung unserer Gesellschaft folgenden Passus gegen Beschluß derselben:

> „daß nach dem Urteile der besten Kenner des Landes die oben angeführte Berechnung eine durchaus phantastische, und in dem herausgegebenen Prospekt in keiner Weise ausreichend begründet ist."

Hiergegen bemerken wir, daß in dem Ihnen von uns übersandten Prospekt unserer Gesellschaft sich überhaupt keine Berechnung befindet, daß dagegen die in einer Beschreibung unserer projektirten landwirtschaftlichen Unternehmung aufgestellten Zahlen nicht phantastische sondern von wirklichen Kennern des Landes angegeben sind, die teilweise dort längere Zeit thätig waren.

Diese sogenannte Berichtigung stützt sich nur darauf, daß zu dem Prospekt die Ausführungen nicht gehören sollen, welche überschrieben sind: „Die projektirte landwirtschaftliche Station der Deutschen Handels- und Kolonisationsgesellschaft in Südwestafrika". Diese Berechnung wird aber jedem, der sich für die Sache interessirt, mit dem Prospekt gegeben. Wir wollen einem großen Publikum nun auch einiges aus dieser von der Gesellschaft aufgestellten famosen Berechnung mitteilen:

I. Anlagekosten der Station.

1.	Reisekosten für 6 deutsche Herren nach Kapstadt à 600 Mk.	3 600 Mk.
2.	Aufenthalt in Kapstadt à 100 Mk.	600 "
3.	Reise zu Wasser nach Walfischbai à 200 Mk.	1 200 "
4.	Transport und Verschiffungskosten der Waren und des Gepäcks	1 200 "
5.	Aufenthalt in Walfischbai à 100 Mk.	600 "
6.	Anschaffung eines Kapwagens	2 000 "
7.	2 leichte Ackerwagen	400 "
8.	Pflüge und Ackergerätschaften	1 500 "
9.	Werkzeuge	500 "
10.	Rohmaterial (Eisen, Dachpappe, Bretter, Nägel)	700 "
11.	Lebensmittel auf ein Jahr. Sämereien	3 000 "
12.	Verschiedene Kleinigkeiten	300 "
13.	Transport ins Innere und sonstige Kosten	1 000 "
14.	Tauschwaren für 5 000 Mk., welche dort im Innern mindestens 10000 Mk. wert sind. Davon 4 000 Mk. zur Anschaffung von Zugvieh, Ochsen, Pferden, Schafen und Ziegen ꝛc., 6 000 Mk. in Ware, bleiben Rest	5 000 "
15.	Gehälter und Erhaltungskosten des ersten Jahres	15 000 "
	Die Gesamtsumme der ersten Einrichtung und Erhaltung auf ein Jahr beträgt mithin	36 600 Mk.

Ertrag der Ernte des ersten Jahres zum Verkauf.

1.	300 Sack Hafer à 25 Mk.	7 500 Mk.
2.	300 Sack Roggen à 30 Mk.	9 000 "
3.	300 Sack Weizen à 40 Mk.	12 000 "
4.	Kartoffeln, Mais, Gemüse	8 000 "
5.	Tabak*	5 000 "
		41 500 Mk.

Da nun die Ausgaben des ersten Jahres, ganz analog dem Ankauf eines Gutes, also als eigentliche einmalige Anlagekosten betrachtet werden müssen, nicht aber als Betriebskosten, so können die Einnahmen und Ausgaben nicht einfach gegenüber gestellt werden, sondern es können die ersten Ausgaben nur mit 10% in Abzug kommen. Mithin sind von den ersten Einnahmen für das folgende Jahr in Abzug zu bringen:

1.	10% der ersten Anlagekosten	3 660 Mk.
2.	Ergänzung der Tauschwaren	5 000 "
3.	Gehälter der Beamten	15 000 "
4.	Reparaturen	2 000 "
5.	Neuanschaffungen	1 000 "
6.	Unvorhergesehene Ausgaben	1 000 "
	Summe der Ausgaben	27 660 Mk.

Es bleibt mithin ein Reingewinn von 13 840 Mk., also ca. 33% des aufgewandten Anlagekapitals! In jedem ferneren Jahre wird sich der Reinertrag mit Ausdehnung der Anlagen noch bedeutend höher stellen.

Es hieße, den Eindruck, welchen diese Rentabilitäts-Berechnung auf jeden vernünftigen Menschen machen muß, abschwächen, wollte man noch einiges dazu sagen. Als für den Absatz in Betracht kommend, figuriren in dieser Berechnung außerdem noch „eine berittene deutsche Schutztruppe von 50 Mann, sowie 50 Kapschützen in Walfischbai". Wenn dem Verfasser der Rentabilitäts-Berechnung zu raten ist, so würden wir ihm empfehlen, diese Zahlen zu revidiren. Wir können zu unserer Genugthuung noch hervorheben, daß unsere Warnung von der deutschen Presse wohl beachtet ist, und daß unseres Wissens nur eine Berliner Börsen-Zeitung sich dazu hergegeben hat, aus diesem Anlaß einen versteckten Angriff gegen die Deutsche Kolonialgesellschaft zu richten und zugleich eine Reklamenotiz für die obige Gesellschaft aufzunehmen. Wir haben bislang bei ähnlichen Anzapfungen dieser Zeitung geschwiegen, weil wir das Recht der freien Kritik hochschätzen, müssen aber jetzt aus unserer Reserve heraustreten und erklären, daß das Lob, welches von dieser Berliner Börsen-Zeitung mit Rücksicht auf gewisse koloniale Unternehmungen geübt zu werden pflegt, kein uninteressirtes ist.

Die neuesten Maßregeln der brasilianischen Einwanderungspolitik.

A. W. S. Bekanntlich hat das brasilianische Parlament der Kaiserlichen Regierung die sehr beträchtliche Summe von zehntausend Kontos oder 23 500 000 Mark für Kolonisationszwecke zur Verfügung gestellt. Man fürchtete erst, daß dieses Geld ausschließlich für die Einführung billiger Lohnarbeiter verwendet werden würde, doch hat die Regierung durch die von ihr in verschiedenen Provinzen angeordnete Vermessung kleinbäuerlicher Grundstücke und durch die Unterstützung, welche sie mehreren neueren Privatkolonisationsunternehmungen hat zu teil werden lassen, gezeigt, daß es ihr mit der Kolonisation wirklich ernst ist, wenn sie auch den weitaus größten Teil der angegebenen Summe für die Einführung von Kolonisten verausgaben wird.

Nach den zuverlässigsten Nachrichten, welche wir soeben erhalten haben, soll die Einführung von Kolonisten unter folgenden beachtenswerten Bedingungen erfolgen:

1. Jeder unbescholtene Ausländer, welcher sich in Brasilien als Ackerbauer niederlassen will, wird vom Einschiffungshafen seines Heimatlandes an völlig kostenfrei bis zu seinem Bestimmungsorte im Kaiserreiche Brasilien befördert und während der ersten acht Tage nach seiner Ankunft daselbst unentgeltlich beherbergt und verpflegt.
2. Jeder auf Kosten der brasilianischen Regierung eingewanderte Kolonist kann gehen, wohin es ihm beliebt, auf Staats- oder Privatkolonien, er kann nach seinem Gutdünken Bauer oder Lohnarbeiter werden.
3. Zieht er es vor, auf Staatskolonien zu gehen, so wird dort für seine Verpflegung und Unterkunft gesorgt, bis er seine eigene Behausung errichtet hat, auch soll ihm die Möglichkeit gegeben werden, bei Straßenbauten und sonstigen öffentlichen Arbeiten bares Geld zu verdienen.
4. Der spontanen Einwanderung stehen die letzten Begünstigungen, sowie das Recht der freien Beförderung bis zum Bestimmungsorte ebenfalls zu.
5. Ausgeschlossen von diesen Begünstigungen sind dagegen diejenigen Einwanderer, welche sich als Handwerker oder in irgend welcher andern Stellung in den Städten niederlassen wollen.

Man sieht es diesen Bestimmungen an, daß die brasilianische Regierung einen großen Fortschritt in der Förderung der Einwanderung gemacht hat. Zwar hat sie auch früher schon einmal den Einwanderern freie Passage bewilligt, aber immer unter der zwingenden Bedingung, sich auf den von ihr vorgeschriebenen Kolonien niederzulassen. Heute ist der Einwanderer völlig freier Herr seines Willens und wird in keiner Weise durch die Annahme der freien Passage von seiten der brasilianischen Regierung in seinen Entschließungen beeinflußt.

Und daß die brasilianische Regierung ihr Augenmerk nicht nur auf die ihr ja durchaus sichere italienische Einwanderung geworfen hat, sondern daß sie auch mehr Deutsche wieder in das Land ziehen möchte, das sieht man aus so manchen Stimmen der offiziösen Presse, welche es tief beklagen, daß man in Deutschland noch so häufig Mißtrauen gegen Brasilien zu säen sucht.

Von der Bildung eines Neudeutschland, wie manche Kolonialheißsporne es wünschten, könne in Brasilien freilich ebensowenig die Rede sein, wie in irgend einem anderen Staate Amerikas, aber ungerecht sei es, daß man Brasilien einer systematischen Unterdrückung der dortigen Deutschen anklage. Davon könne keine Rede sein. In Brasilien wisse man sehr wohl, daß sich eine Verschmelzung der Fremden und Einheimischen erst nach langer Zeit, frühestens in der vierten Generation, aber niemals unter Anwendung äußeren Zwanges vollziehe, und darum läge es den Brasilianern auch durchaus fern, das Bestreben der Deutschen, ihre Sprache und Stammeseigenart aufrecht zu erhalten, irgendwie hemmen zu wollen. Trotz aller Hetzereien gegen Brasilien seien Deutschland und die Deutschen dort nach wie vor geschätzt und geachtet, und man wünsche nichts sehnlicher, als daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern und Völkern immer inniger werden möchten.

Wir unsererseits möchten hier dem gleichen Wunsche Ausdruck leihen und würden es tief beklagen, wenn die weiter oben mitgeteilten Maßregeln der brasilianischen Regierung nicht wenigstens dazu führten, die deutsche Auswanderung nach Brasilien bis zu dem Grade zu beleben, daß unsere dortigen Kolonien gegenüber dem Andrängen fremder Elemente sich halten können, und daß der Fortbestand einer für uns so überaus wichtigen siebenzigjährigen deutschen Kultur auf brasilianischem Boden gewährleistet bleibt.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Eine Sitzung des Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft fand am 19. unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Behr-Bandelin in den

Digitized by Google

Räumen der Gesellschaft statt. Es wurde die Tagesordnung für die Hauptversammlung am Sonnabend den 23. März, nachmittags 4 Uhr, im Architektenhause festgesetzt. Es wurde ferner beschlossen, an dem Tage der Hauptversammlung den Ausschuß um 10 Uhr, den Vorstand um 11½ Uhr zu Sitzungen zusammenzuberufen, welche im Kaiserhof tagen werden. — Das Büreau der Gesellschaft wird am 1. April nach der Linkstraße 25 übersiedeln. — Nach einer Mitteilung des hydrographischen Amtes sollen die von ihm herausgegebenen Seekarten kostenfrei in den Besitz der Deutschen Kolonialgesellschaft übergehen. Wir hoffen, daß dieses Entgegenkommen des hydrographischen Amtes durch fleißige Benutzung des Materials seitens unserer Mitglieder gewürdigt werden wird.

— Die Abteilung Berlin hielt am 11. einen Herrenabend ab, an welchem Herr Dr. Ebert den Vorsitz führte. Derselbe machte Mitteilung über folgende Zuwahlen zum Vorstand der Abteilung: Reg.-Baumeister Hoffmann, P. Ballin, Rittmeister v. Steun, Major Liebert, Direktor Strauß, und gab dann das Wort Herrn Ballin zu seinem Vortrage über „Forschungsreisen in Kamerun". Nach einer längeren geschichtlichen Einleitung schilderte Redner zunächst die in dieser Kolonie unternommenen kleineren Expeditionen und deren Führer. Von diesen gelangte Dr. Bernhard Schwarz, welcher im November und Dezember 1885 das Land bereiste, bis Ikiliwindi am Mungoflusse, etwa 20 Meilen von der Küste. Die Unternehmungen des Gouverneurs, Freiherrn v. Soden, waren meist nach der Rio del Rey-Gegend gerichtet, die im Herbst 1885 dreimal besucht und unter Leitung des Kapitän-Leutnants Stubenrauch aufgenommen wurde. Aus dem Jahre 1886 sind besonders erwähnenswert die Reisen des Dr. Zintgraff den Wuri aufwärts und nach der Gegend zwischen Wuri und Mungo, ebenso die Vorstöße, welche der Kanzler v. Puttkamer in Begleitung der Gouvernementssekretäre Dr. Krabbes und Schran nach dem Bakwirigebiet am Südostabhange des Kamerungebirges und nach anderen Gegenden unternahm. Das Jahr 1887 brachte die große Expedition unter Führung der Leutnants Kund und Tappenbeck und des Zoologen Dr. Weißenborn. Der Botaniker Braun war an der Batangaküste zurückgeblieben, von welcher aus die 120 Mann starke, mit Remington-Karabinern bewaffnete Expedition nach einem vergeblichen Vorstoße am 7. November den Vormarsch in das Innere begann. Gewaltige Schwierigkeiten stellten sich in den Weg, nachdem der schmale bevölkerte Küstenstrich durchschritten war. Fünf Tage hindurch marschirte man im Urwalde und nach tagelangen Palavers mit den Häuptlingen und täglichem Ärger mit den Führern, von denen Leutnant Kund einmal mehrere in Eisen legen mußte, gelangte man an den Njongfluß, in dessen Nähe am 17. Dezember ein befestigtes Lager bezogen wurde. Dieser Lagerplatz bei Makung war über vierzig deutsche Meilen von der Küste entfernt und bildet den östlichsten Punkt, bis zu welchem die Expedition vordrang. Am 4. Januar 1888 wurde der Rückmarsch angetreten, zunächst zu Wasser in südwestlicher Richtung, dann nordwärts über den Sannaga mit der Absicht, die Kamerungegend vom Innern aus zu erreichen. Am 9. Februar marschirte die Kolonne, nichts Böses ahnend, in meterhohem Grase durch die Landschaft Dogabella, als sie plötzlich Gewehrfeuer erhielt und nach hartem Kampfe, in welchem die Herren Kund und Tappenbeck schwere Wunden erhielten, zum Rückzug gezwungen wurde. Außer den Führern waren noch 26 Mann verwundet bezw. getötet, aber auch der Gegner — der Volksstamm der Bakokos — hatte mehr als 20 Tote aufzuweisen. Nach großen Mühseligkeiten, welche noch durch die Durchquerung eines sieben Tagemärsche breiten Urwaldes gesteigert wurden, langte man am 3. März 1888 wieder an der Batangaküste an, von wo aus Landgerichtsrat Zimmerer mit einem Detachement des Kanonenboots „Cyclop" der Expedition Lebensmittel entgegengeführt hatte. Als ein Erfolg der Kundschen Unternehmung ist zu verzeichnen, daß nach einem Berichte des Herrn Reichstagsabgeordneten Woermann, welcher daselbst Faktoreien unterhält, der Kautschukhandel an der Batangaküste eine bedeutende Steigerung aufzuweisen hat Im nördlichen Teil des Kamerungebiets hatten die Herren Dr. Zintgraff und Leutnant Zeuner Weihnachten 1887 die Barombi-Station am Elephantensee begründet. Dieser kleine See liegt nordöstlich vom Kamerungebirge, etwa 300 Meter über dem Meere und ungefähr 20 Meilen von der Küste entfernt. Von hier aus hatte Dr. Zintgraff bereits im Februar v. J. einen Vorstoß unternommen und war dabei bis zur Landschaft Batom gelangt, wo ihn die Verräterei seines Dolmetschers und die Niederträchtigkeit der beiden Häuptlinge von Dikumi und Kokobuma zur Rückkehr zwang. Im Juli v. J. begann Dr. Zintgraff seinen Vormarsch von neuem. Er hatte 70 Mann zur Verfügung, welche jedoch in zwei Hälften marschirten und ihre Vereinigung erst jenseits des Kalabarflusses im Land der Banyangs bewerkstelligten. Gegenüber dem kriegerischen Auftreten dieses Volkes beschlossen die beiden Führer — Dr. Zintgraff und Leutnant Zeuner — nach der Station zurückzukehren, obschon sie nur noch wenige Märsche von einem sehr fruchtbaren Landstriche entfernt waren, durch welchen sie ohne Zweifel bald nach Adamaua gelangt wären. — Herr Direktor Strauß referirte sodann über die Bauart der Häuser in Java mit besonderem Hinblick auf die Häuser-Konstruktionen, welche in hiesigen Geschäften für die Tropen geliefert werden und unter denen die von Steinholz jetzt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. An der Diskussion beteiligten sich u. a. die Herren Baurat Hoffmann, Dr. Kaerger und Braun, welcher erst jüngst vom Kilimandscharo zurückgekehrt ist. — An dem Herrenabend am 18. Februar berichtete Herr Redakteur Meinecke über die Wandersammlung kolonialer Produkte der Kolonialgesellschaft und legte einige neue Importartikel vor. Hierauf machte Herr Braun höchst interessante Mitteilungen über das Kilimandscharogebiet. Sein ständiger Aufenthaltsort war Moschi, beim Sultan Mandara, im Dschaggaland. Dieses liegt, wie alles dortige Kulturland, in 3000—3500 Fuß Höhe, da tiefer gelegene Strecken vor den Massais bedroht werden. Die Sprache der Dschaggas ist die der Bantui etwas ähnlich den Kisuahili. Das Volk ist hübsch gebaut, ähnlich den Massais, die Leute treten fest auf, doch sind sie im Grunde feig, faul, lügnerisch und diebisch, wenn sie anfangs auch liebenswürdig erscheinen. Die ganze Arbeit lastet auf der Frau; nur das Stehlen besorgt der Mann selber. Arbeiter sind für keine Summe zu haben, auch nicht unter den Weibern. Die Dschaggas sind ohne Religion, doch abergläubisch, glauben an böse Vorzeichen, Regenmacherei u. s. w. Die Bekleidung ist mangelhaft. Die Stämme liegen miteinander in fortwährender Fehde. Der eine überfällt den andern, um Vieh und Weiber wegzuschleppen. Mit dem Morgengrauen stürzen sie sich unter Geheul auf ihre ahnungslosen Gegner, diese fliehen gewöhnlich, und es beginnt die Plünderung. Sind die Feinde aber vorbereitet und es fällt ein Schuß, so laufen die Angreifer eilig davon. Herr Braun ist Zeuge von zwanzig solchen Raubzügen gewesen und hat dabei nur einmal die Gelegenheit gehabt, einen Mann zu verbinden. Ein großer Teil des Landes ist völlig unbewohnt und frei, in günstigem Klima gelegen und für deutsche Kolonisten geeignet, und zwar ist dies: das stark entvölkerte Ugonogebiet, ferner Kahe, welches von 5 bis 6 kleinen Flüssen durchströmt wird, Bauholz und gutes Ackerland liefert und, wie alle diese Gebiete, völlig fieberfrei ist. Im Süden des Kilimandscharo ist ein großer Urwald, ungefähr 7 Quadratmeilen groß, völlig unbewohnt und mit prachtvollstem jungfräulichen Boden. Klein-Aruscha hat besonders gute Wiesen zur Viehzucht. Noch reicher ist Groß-Aruscha, woselbst die durchziehenden Karawanen sich für 20 Tage verproviantiren. Hiervon sind ungefähr 12 Quadratmeilen brauchbar für Ackerbau; für Viehzucht finden sich ungemessene Strecken. Die Ansiedler müßten aber leben wie die Buren. Die Jagd ist die beste auf der Welt. Der Weg von Aruscha zum Kilimandscharo ist wie ein zoologischer Garten; man sieht immerwährend verschiedene Arten von Antilopen, Elefanten, Nashörner, Büffel, auch Löwen. Herr Braun schoß innerhalb 2½ Stunden einmal 2 Giraffen, 2 Gnus, 1 Elefanten und 1 Büffel. — An dem Herrenabend war auch Freiherr v. Gravenreuth anwesend, welcher der Sammlung der Abteilung eine bei den Kämpfen von Bagamoyo erbeutete arabische Trommel und eine riesenhafte hölzerne Trompete geschenkt hatte.

— Abteilung Stettin. An dem gut besuchten Herrenabend, der am Freitag den 1. d. M. im „Hotel zum Deutschen Hause" abgehalten wurde, sprach Herr Regierungsassessor Dr. Jacobi über die Auswanderungsfrage. An den sehr interessanten Vortrag schloß sich eine lebhafte und ausführliche Debatte, in welcher einerseits die Zweckmäßigkeit der Parzellirung größerer Güter und Waldungen nach allen Richtungen erörtert wurde, anderseits die Frage der Besiedlung der deutschen Schutzgebiete zur Sprache kam. Schließlich einigte sich die Versammlung auf folgende, von Herrn Dr. P. Nehrmann vorgeschlagene Thesen: 1. Es ist wünschenswert, daß die Auswanderung durch sozialpolitische Maßregeln nach Möglichkeit eingeschränkt wird. 2. Es ist notwendig, daß sie nach Gebieten gelenkt wird, wo die deutschen Auswanderer im stande sind, ihre Nationalität zu erhalten. Noch zu bemerken ist, daß vor Beginn des Vortrags der Vorsitzende, Herr Regierungsrat von Knebel-Doeberitz, Mitteilungen über das erfreuliche Anwachsen der Mitgliederzahl machte, aus welchen hervorging, daß die Abteilung auch in kaufmännischen Kreisen mehr und mehr Boden gewinnt.

— Die Abteilung Weimar hielt ihre erste diesjährige Versammlung am 5. Januar unter dem Vorsitz des Herrn Generalkonsuls Dr. G. Rohlfs ab. Es wurde die Ausarbeitung einer Geschäftsordnung sowie die Abhaltung regelmäßiger Monatsversammlungen in der Zeit vom Oktober bis Juni beschlossen, dieselben finden an jedem ersten Montag im Monat im „Russischen Hof" statt. Im Laufe des Winters sollen drei Vorträge veranstaltet werden, welche die Herren Generalkonsul Dr. G. Rohlfs, Dr. Hans Meyer und Leutnant Müller gütigst übernommen haben. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden wieder-, bezüglich neugewählt Generalkonsul Dr. G. Rohlfs 1. Vorsitzender, Major und Flügeladjutant von Paléz ieux-Falconnet 2. Vorsitzender, Kapitän Vinkhuyzen Schatzmeister, Kaufmann Anding 1. Schriftführer, Hofbuchbinder Heuß 2. Schriftführer, sowie Se. Exzellenz Admiral Batsch und Geh. Hofrat von Bojanowski. Die Abteilung zählt jetzt 65 Mitglieder. Die Sammlung für die Emin Pascha-Expedition hat das erfreuliche Ergebnis von über 600 Mark gehabt. Am 14. Januar hielt Herr Generalkonsul Dr. G. Rohlfs vor einer zahlreichen, auch von Nichtmitgliedern stark besuchten Versammlung, der auch Se. Königliche Hoheit der Erbgroßherzog von Sachsen beiwohnte, einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über Kolonisation und Sklaverei. In der am 4. Februar stattgehabten Monatsversammlung gelangte die von Herrn Geh. Hofrat von Bojanowski ausgearbeitete Geschäftsordnung für die örtlichen Angelegenheiten der Abteilung zur Annahme, ferner wurden verschiedene Mitteilungen über Kolonisation und Kolonisationsgesellschaften gemacht.

— Abteilung Schwarzwald. Herr Paul Reichard, welcher sich seit Mitte Januar auf einer Vortrags-Rundreise in Süddeutschland befindet, hat am 21. in Villingen unter sehr großem Beifall vor einer zahlreichen Zuhörerschaft geredet.

— Die Abteilung Köln der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche am 19. Oktober v. J. gegründet wurde, hat es verstanden, die weitesten Kreise der Stadt an sich zu ziehen. Allein im Januar d. J. traten 56 neue Mitglieder der Abteilung bei, so daß sich deren Mitgliederzahl gegenwärtig auf ungefähr 300 beläuft. Diesen Aufschwung verdankt die Gesellschaft wesentlich den vielen interessanten Veranstaltungen, welche sie ihren Mitgliedern und Freunden bietet. Die glänzend gelungenen Aufführungen lebender Bilder im Gürzenich am 16. und 30. Dezember sind noch in guter Erinnerung und finden in andern Städten, wie Aachen, Bochum u. s. w., Nachahmung. Allwöchentlich, Freitags, veranstaltet die Gesellschaft seit einiger Zeit Herrenabende im „Römer", welche sich eines sehr zahlreichen Besuches erfreuen, da dort durch Ausstellung von Karten, Bildern und Sammlungen aus den Kolonialgebieten, verbunden mit zwanglosem Gedankenaustausch, in anregendster Weise für die Erweiterung der überseeischen Kenntnisse gesorgt wird. Der letzte der allmonatlich veranstalteten Vortragsabende fand am 8. Februar statt. Oberlandesgerichts-Präsident Dr. Struckmann eröffnete die Versammlung mit einigen geschäftlichen Mitteilungen, insbesondere über die erfolgte Anlegung einer Bibliothek zur freien Benutzung für die Mitglieder der Abteilung, und erteilte sodann das Wort dem Gymnasiallehrer Dr. Chambalu zu einem Vortrag über „Die Kulturarbeit Emin Paschas am oberen Nil". Dem höchst interessanten, eingehenden Vor-

Digitized by Google

trage, welcher den reichsten Beifall der Zuhörer fand, entnehmen wir folgendes: Die Thätigkeit Dr. Schnitzers am oberen Nil ist vorbildlich für unser eigenes Vorgehen in Deutsch-Ostafrika. Die Abstellung der Sklavenjagden, wie sie heute von Regierungen und Völkern für Inner-Afrika angestrebt wird, hat unser Landsmann in seinen Gebieten mit geringen Mitteln erreicht. Als Statthalter der ägyptischen Äquatorprovinz hat Schnitzer die Verwaltung wieder hergestellt, die Stationen neu aufgebaut, die Verbindungswege ausgebessert oder neu angelegt, Lasttiere eingeführt, einen regelmäßigen wöchentlichen Boten- und Trägerdienst zwischen dem Regierungssitze Lado und den Außenplätzen eingerichtet, und alles dies fast ohne Unterstützung der Sudanregierung in Khartum. Vom Regierungsantritt Schnitzers (1878) bis zum Mahdi-Aufstand (1883) kamen nur neunmal Dampfer aus Khartum nach Lado. Sie holten die zum Monopol der Regierung gehörenden Waren, vor allem das Elfenbein. Mit europäischen Bedürfnissen versahen sie Schnitzer nur zur Notdurft. Zwei Jahre (1878—1880) war zudem der Wasserweg durch eine den Nil sperrende Pflanzenbarre unterbrochen. Emin, auf sich selbst gestellt, wußte allen Schwierigkeiten zu begegnen. Besonders gegen die Sklavenräuber schritt er mit unerbittlicher Strenge ein. Um die Stationen von den Negerstämmen unabhängig zu machen, um also den durch die ägyptische Verwaltungsart bedingten Raubzügen in die Negerdörfer ihre Grundlage zu nehmen, legte Schnitzer überall Versuchsgärten an und veranlaßte sowohl die Beamten wie die Negerhäuptlinge zu fleißigem Ackerbau. Mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß das Kulturwerk des Deutschen Dr. Schnitzer am oberen Nil durch die deutsche Emin Pascha-Expedition vor dem Untergange gerettet werden möge, schloß der Vortragende seine Ausführungen, für welche der Vorsitzende ihm den wärmsten Dank der Versammlung aussprach. Sodann fand ein Vorschlag des Abteilungsvorstandes lebhaften Beifall und einstimmige Annahme, wonach die Kommission der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Bekämpfung des Sklavenhandels ersucht werden soll, unverzüglich Geldsammlungen für ihre Zwecke zu veranstalten und die Abteilungen zur Organisation dieser Sammlungen aufzufordern.

— In der Abteilung Hildesheim hielt Herr Dr. Karl Peters am 13. Februar einen sehr besuchten und mit Begeisterung aufgenommenen Vortrag über die deutsche Emin Pascha-Expedition. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der ostafrikanischen Erwerbungen und die Bewegung zu gunsten der Emin Pascha-Expedition betonte er, daß die Voraussetzungen, unter denen die Emin-Bewegung zu stande kam, heute noch unverändert sind. Wenn der Aufstand die Expedition schwieriger gemacht hat, so wird sie dagegen vorteilhaft auf die Entwicklung an der Küste zurückwirken. „Eine solche Expedition, von Deutschen unternommen und durchgeführt, wird unser deutsches Ansehen außerordentlich stärken und heben müssen. Durch Deutsch-Ostafrika kann die Expedition nur im Einverständnis mit dem Reichskommissar vor sich gehen. Sie ist also ein wichtiger Faktor für das Reich. Die Argumente gegen die Ausführung des Emin Pascha-Unternehmens sind nicht zutreffend. Betrachten wir die Engländer, so sehen wir, daß sie sich nicht haben irre machen lassen durch diese Verhältnisse. Im November ist eine englische Expedition von Mombas ins Innere gegangen. Später rieten die Engländer Deutschland ab, eine Emin Pascha-Expedition zu unternehmen, und jetzt erfahre ich, daß sie schon die zweite Expedition vorbereiten. Die englischen Waffenhändler bestellen in Berlin bei meinem eigenen Waffenhändler Waffen für die zweite Expedition. Wenn die Engländer es für erforderlich halten, eine neue Unternehmung zu veranstalten, dann haben wir Deutsche doch in allererster Linie Ursache, durchaus nicht hinter den Engländern und Franzosen zurückzustehen. England hat immer etwas für seine Landsleute in ähnlicher Lage übrig gehabt. Das hat es bewiesen, als einige Missionare in Abessinien gefangen gehalten wurden. Es verlangte Genugthuung und schlug das Land zu Boden, als es diese nicht gab. Und als Franklin damals im nordischen Eise verloren war, wurde Expedition auf Expedition hingeschickt, und England hat nicht eher geruht, als bis es Gewißheit über sein Schicksal erhielt, ohne daß es erwog, wie viel Menschenleben die Rettung derselben wohl kostete. Durch die Schlachten bei Königgrätz und Sedan ist Deutschland zur herrschenden Macht in Europa geworden; es fängt an, hineinzugreifen in den Wettkampf bei der Zivilisirung Afrikas. Soll Deutschland anderen Nationen nachstehen in der Erfüllung seiner Ehrenpflicht?"

Kleine Mitteilungen.

— (Vom Emin Pascha-Unternehmen.) Am Freitag beabsichtigte Leutnant v. Tiedemann, nach Sansibar abzureisen und am nächsten Montag der Führer der Expedition Herr Dr. Peters mit Herrn Borchardt nachzufolgen. Die Expedition ist auf das vortrefflichste ausgerüstet und scheint auch glücklich über die schwierige Trägerfrage hinweggekommen zu sein, denn bereits sind 100 Somalis in Aden durch Kapitän Rust kontraktlich angeworben und in Sansibar ist ebenfalls schon ein Teil der Träger engagirt. Als ein Grund gegen das Vorgehen der deutschen Emin Pascha-Expedition wird neuerdings angeführt, daß die englische Expedition ihr sicher vorauskommen würde. Es wird jetzt als etwas ganz Neues hingestellt, was hier schon im Oktober genau bekannt war und auch in der „Kolonial-Ztg." (siehe Nr. 45) gestanden hat. Es fragt sich nur, ob diese englische Expedition schon glücklich nach dem Baringosee, wo sie eine befestigte Station errichten wollte, gelangt ist. Vor Weihnachten wurde schon das Lager der Etappenstation, Mbungu, von Massais überfallen und das darin befindliche Vieh geraubt, und jetzt verlautet, daß die Expedition noch immer 10 Tagereisen hinter Mombas liege und nicht weiter vorwärts kommen könne, weil die Träger sich weigerten, weiterzumarschiren. Es sind dies befreite Sklaven aus der englischen Missionsstation bei Mombas, welche fürchteten, wieder zu Sklaven gemacht zu werden.

— (Zur Besprechung der Aufgaben der Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika) hatten der Reichstagspräsident von Levetzow, sowie Graf Bernstorff und Feldpropst Dr. Richter von der Geschäftsleitung der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika am 6. d. Mts. eine Versammlung im Saale der Kriegsakademie veranstaltet, der u. a. der Minister des königlichen Hauses von Wedell-Piesdorf, der Graf Zieten-Schwerin, der General von Lattre, der Abgeordnete Dr. von Frege, Dr. Karl Peters, Professor Scholz, die Konsistorialräte Balan, Dryander, Nösl und Berner, die Hofprediger Schrader und Stöcker, Superintendent Leonhardt, Missionsdirektor Wangemann und zahlreiche andere Geistliche beiwohnten. Herr von Levetzow eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Ansprache, worauf Herr Missionsinspektor Büttner die Verhältnisse Ostafrikas schilderte, soweit sie für das Missionswerk in Betracht kommen. Es wurde eine Resolution angenommen, in welcher eine allseitige Unterstützung der Missionsgesellschaften für dringend notwendig erachtet wurde.

— (Kongo-Orden.) Das neue, vom Souverän des Kongostaates gestiftete Ehrenzeichen besteht aus einem silbernen Stern, der an blauem Bande getragen wird. Unter denjenigen, welchen dieser neue Orden verliehen ist, befinden sich auch folgende Deutsche: Wißmann, Dr. L. Wolf, Bugslag, Bohndorff, Drees, Dr. Mense, Müller, Schneider, v. François und Tönsz.

— (Die Schiffe), welche Hauptmann Wißmann in Hamburg angekauft hat, sind, wie der „Hamb. Korr." erfährt, drei Schleppdampfer „Altona", „Vesuv" und „Vulkan". Außerdem soll noch der Dampfer „Harmonie" der Köln-London-Linie für denselben Zweck erworben sein. Was die ersteren drei Dampfer anbetrifft so ist „Altona" ein etwa 18 Jahre altes hölzernes Schiff mit eisenbeschlagenem Boden und 30 nominellen Pferdestärken. „Vesuv" und „Vulkan" sind etwa 14 Jahre alt und haben Maschinen von 60 nominellen Pferdestärken. Alle drei Schiffe sind in Hamburg als See-Bugsirdampfschiffe registrirt und haben einen Tiefgang von 8 bis 9 Fuß.

— (Referendar Nels), bekanntlich bisher Stellvertreter des Reichskommissars im südwestafrikanischen Schutzgebiet, welcher auf Urlaub in Europa weilte, ist nach der Kreuzzeitung am 15. nach Walfischbat abgereist, um später in Aus stationirt zu werden. Bekanntlich waren im Etat für 1889/90 die Kosten für eine Vertretung unter den deutschfreundlichen Namaqua-Häuptlingen vorgesehen.

— (Vom Nyassa) sind der Times zufolge Nachrichten eingetroffen, welche das Datum des 19. Dezember tragen. Mr. Lugard hielt damals noch mit einer stark verminderten Besatzung, unter welcher sich nur sechs Europäer befanden, Karonga. Alle übrigen waren desertirt, weil sie krank geworden oder sich ihre Hoffnungen nicht erfüllt hatten. Der Kommissar des Sultans von Sansibar hatte die Friedensverhandlungen mit den feindlichen Arabern nahezu zum Abschluß gebracht. Die Vertreter der Seen-Gesellschaft bestehen jedoch darauf, daß die Araber vom Nordende des Sees fortziehen. An dieser Bedingung mögen die Verhandlungen schließlich scheitern. Die am See stationirten Missionare befanden sich wohl und die Frauen waren wohlbehalten in Mosambike eingetroffen. Dem Vernehmen nach ankern dort vier portugiesische Kriegsschiffe seit langer Zeit, welche jedoch die Blokade nicht sehr strenge handhaben.

— (Die englischen Missionare in Mpwapwa.) Ein vom Obersten Euan Smith abgeordneter arabischer Kommissar, welcher versuchen sollte, die Missionare in Mpwapwa zu retten, ist von Sansibar nach Saadani abgereist, aber von den Aufständischen zurückgetrieben worden. Die letzten Nachrichten über die Missionare lauten günstig.

Bekanntmachungen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Abteilung Berlin.

Donnerstag, den 28. Februar c., abends 8 Uhr,
im großen Saale des Architektenhauses
Wilhelmstr. 92:

Vortrag des Herrn Premier-Leutnant **Hans Müller**
(Begleiter des Hauptmann Wißmann zur Entdeckung der Nebenflüsse des Kongo)
Reisen und Erfolge der Kassai-Expedition.

Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen bittet

Der Vorstand.
J. A.: Wiskow.

Gäste willkommen.

Abteilung Berlin. Montag, den 25. Februar: Herrenabend. Zusammenkunft im Abteilungszimmer der Gesellschaft im Architektenhause.

Kolonialabteilung des Vereins deutscher Studenten. Am Montag, den 25. Februar, abends 8 Uhr, findet im Vereinslokale, Karlstraße 27, ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. Brugsch-Pascha über „Ostafrikas älteste Vergangenheit" statt, zu dem alle Kolonialfreunde eingeladen sind.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hiermit, herzlich dankend, quittirt. Vom Bezirksverband Aachen, Koblenz, Köln, Trier, M. 500, von der Deutsch Ost-Afrikanischen Gesellschaft M. 234,40, Ertrag des Theeabends am 20. Januar M. 13,50, Herr G. Wittenbrinck in Burgsteinfurt M. 11,50, Beiträge von Mitgliedern M. 87. Berlin, den 7. Februar 1889.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
i. V.: B. v Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1473 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 9. Berlin, 2. März 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Ein neuer „Südafrikanischer Ausschuß" und die Stimmung am Kap. Von Karl Blind. — Das Weißbuch über Samoa. (Schluß.) — Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen. Von Dr. O. Schellong. — Die Kaiserliche Bestallung und Instruktion für den Reichskommissar Wißmann. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung.

Bekanntmachung.

Sonnabend, den 23. März, nachmittags 4 Uhr, wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in Berlin im großen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92, stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht, vorgelegt durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr 1888. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten. (Absch. VI Art. 5 der Satzungen.)
3. Der Voranschlag für 1889.
4. Wahl des Vorstandes auf drei Jahre, bestehend aus 25 Mitgliedern. (Absch. V Art. 1 der Satzungen.)
5. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. (Absch. VI Art. 5.)
6. Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen kolonialen Unternehmungen.
7. Etwaige Anträge.
   Die Abteilungen München und Berlin beantragen Änderung der Satzungen Abschnitt III Art. A 1 und ferner einen Zusatz zu Absatz 1, dahin gehend:
   Abt. München: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen als Jahresbeitrag mindestens so viel, als die Mitglieder der Abteilung."
   Abt. Berlin: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen mindestens 9 ℳ Jahresbeitrag."
8. Geschäftliches.

Der Hauptversammlung am 23. März wird eine Sitzung des Vorstandes vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird. Diese Sitzung beginnt am gleichen Tage um 11½ Uhr und findet in einem kleinen Saale des Hotel Kaiserhof statt. Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Ein neuer „Südafrikanischer Ausschuß" und die Stimmung am Kap.

Von Karl Blind.

London, 7. Februar.

„In neuerer Zeit" — schrieb ich gegen Ende vorigen Jahres — „ist es stiller geworden von den Entwürfen der Ausdehnung bis zum Sambesi und der strafferen Gestaltung und Erweiterung der Schutzherrschaft in Betschuanaland. Herr Mackenzie strengt sich indessen unablässig an, Gesellschaften, welche der Sache der Menschlichkeit dienen sollen, für seine Zwecke ins Feld zu führen. Das Zusammenwirken der englischen Regierung mit Deutschland an der ostafrikanischen Küste ist dieser Partei ein Dorn im Auge, obwohl es sich doch gerade dort auch um Einschränkung des Schachers mit Menschenfleisch handelt.

Seit diese Worte erschienen, hat sich in London ein neuer „Südafrikanischer Ausschuß" gebildet, angeregt durch den im Hintergrunde stehenden, aber fortwährend aufs eifrigste thätigen Herrn Mackenzie. Obwohl seines Zeichens Geistlicher, bemüht er sich seit Jahren um den Aufbau eines Reiches, das von dieser Welt ist, und in welchem er augenscheinlich für sich selbst eine hohe Stellung erträumt. Ganz wie es wiederholt angedeutet worden, hat er nun den „Verein für den Schutz der Eingeborenen" [1]) und die „Gesellschaft für die Abschaffung der Sklaverei", deren leitende Persönlichkeiten eher Handelszwecke und Gebietsausdehnung, als menschliche Sorge um das Loos der Farbigen im Auge haben, seinen Plänen fügsam gemacht. Der neue „Südafrikanische Ausschuß" besteht aus Leuten, welche für die Forderungen Mackenzies gewonnen sind oder vielmehr diesen im Stillen für sich arbeiten lassen, während sie öffentlich die Namen dazu hergeben.

Der Plan geht, wie schon mehrmals geschildert wurde, erstens: auf Vorschiebung der Grenze bis zum Sambesifluss. Zweitens: auf Trennung der Statthalterschaft am Kap vom Amte des Ober-Bevollmächtigten in Südafrika. Endlich, als Mittel zum erstgenannten Zwecke, auf Ausdehnung der jetzigen englischen Schutzherrschaft in Betschuanaland auf das noch weitaus größere Gebiet, welches im Norden davorliegt. Dieser weithin sich dehnende Länderstrich steht nach der Seite der deutschen Schutzherrschaft, also nach Westen hin unter dem Häuptlinge Khama. Nach der entgegengesetzten, östlichen Seite hin ist das Gebiet als Maschona- und Matabeleland bekannt. In letzterer Gegend herrscht der mit Khama in Streit befindliche Häuptling Lobengulu.

Betschuanaland zählte bekanntlich ehemals zur Südafrikanischen Republik. Es wurde ihr durch England bestritten und einem eingeborenen Häuptling zugesprochen. Nachdem die Südafrikanische Republik gewaltthätig überrannt

[1]) Unter der Aufschrift: „Die südafrikanische Frage" bringen Londoner und Provinzialblätter eine Zuschrift von Herrn Karl Hancock, Mitglied des Vollzugsausschusses des „Vereins zum Schutze der Eingeborenen". Seit Herrn Chessons Tod als zeitweiliger Ehrenschriftführer amtirend, zeichnet sich Herr Hancock durch maßvolle, gerechte Auffassung der verwickelten Angelegenheiten in Südafrika aus. Er erklärt sich mit Entschiedenheit dahin, daß man sich in diesen Dingen wesentlich durch die Wünsche der in ihrer Überzahl holländischen Bevölkerung am Kap müsse leiten lassen. Die Warnungen Sir Herkules Robinsons möchte er wohl beachtet sehen; andernfalls würden die gefährlichsten Verwickelungen und Zusammenstöße erfolgen. Herr Hancock bringt, wie wir erfahren, unserem Ansiedelungswesen in Westafrika die freundlichste Gesinnung entgegen und ist als Mitglied in die Londoner Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft eingetreten. Zum Schutze der unlängst vor Gericht gezogenen Zuluhäuptlinge hat Fräulein Colenso, die Tochter des verstorbenen Bischofs, wiederholt mit ihm einen Briefwechsel geführt. D. R.

Digitized by Google

worden, schlug man Betschuanaland jedoch wieder zu Transvaal. Als die Republik wiederhergestellt wurde, riß man es abermals von ihr ab.

Der Vertrag zwischen England und der wiederhergestellten Republik (1884) ließ Betschuanaland frei. Durch Vertragsbruch wurde dort gleichwohl hinterher eine englische Schutzherrschaft mittelst des trügerischen Vorstoßes des Generals Warren errichtet. Die daselbst entstandenen Buren-Freistaaten Stellaland und Goschen mußten fallen.

In einer Zuschrift an das Ansiedelungsamt will Herr Mackenzie glauben machen: der Vertrag von 1884 habe die Ausübung einer solchen Schutzherrschaft in Betschuanaland seitens Englands zum voraus gebilligt. Die Behauptung ist ganz unwahr. Eine halbe Stunde ehe der Vertrag hier unterzeichnet wurde, war der Verfasser dieses Aufsatzes noch mit den Häuptern der Transvaalregierung zusammen und besprach mit ihnen die Frage, wie weit man in den Zugeständnissen gehen solle. Mit keinem Worte wurde einer englischen Schutzherrschaft über Betschuanaland gedacht. In dem mir vorliegenden englischen und holländischen Vertragstexte steht auch keine Silbe davon.

Heute sind in Betschuanaland eine englische Kronansiedelung (d. h. eine Ansiedelung, welche der verfassungsmäßigen Selbstregierung entbehrt) und ein Schutzherrschaftsgebiet vorhanden. Die „Kron-Ansiedelung" Griqua Molopo reicht vom Norden des Griqualandes und vom mittleren Laufe des Oranienflusses bis an den Molopofluß, welcher dieselbe nördlich und westlich umschließt. Die englische „Schutzherrschaft" dehnt sich bis zu einer vom Zusammenflusse des Schascha mit dem Limpopo in westlicher Richtung gezogenen geraden Linie bis an das dort beginnende deutsche Schutzherrschaftsgebiet aus. Räumlich genommen, ist die englische Kronansiedelung in Betschuanaland ungefähr so groß wie ein Drittel des nördlich, teilweise auch westlich darüber hinausliegenden englischen Schutzherrschaftsgebiets.

Die Kronansiedelung allein ist größer als das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland. Man müßte zu diesem noch einmal ein Gebiet von dem Umfange Irlands hinzuschlagen, damit der Vergleich ganz zutreffe. Eine Masse fruchtbaren Landes befindet sich innerhalb der Grenzen der Kronansiedelung. Der Reichtum an Erzen ist in dem dortigen Boden unzweifelhaft ungeheuer. So wird in dem leitenden Aufsatze eines die Bildung des „Südafrikanischen Ausschusses" ankündigenden Blattes gesagt, dessen Angaben offenbar auf eine Mitteilung des Herrn Mackenzie gegründet sind, denn es kommt eine Redensart darin vor, welche dieser bei jeder Gelegenheit anwendet. Herr Mackenzie will nämlich immer „die Hände der Regierung kräftigen". Mit andern Worten, er will sie in eine Politik der Vergewaltigung gegen die wesentlich von einer holländisch sprechenden Bevölkerung erfüllte Kapansiedelung und gegen die freien Gemeinwesen holländischen Ursprungs im Norden hineintreiben.

In welche Gefahr England dadurch geriete, das erkennt der kopflose Ehrgeiz des Herrn Mackenzie augenscheinlich nicht. Wenn es ihm nur gelänge, Sir Herkules Robinson, den gegenwärtigen Statthalter am Kap und Oberbevollmächtigten in Südafrika, wegzuschaffen und etwa sich selbst eine zeitlang an die Stelle zu bringen: so wäre ihm wohl damit zur Genüge gedient.

Mit der neugeschaffenen großen englischen Kron-Ansiedelung und Schutzherrschaft in Betschuanaland, zu welch' letzterer sogar noch ein Stück von Khama's Land geschlagen worden ist, sind die mit Herrn Mackenzie Zusammenwirkenden noch lange nicht zufrieden. Bei Lord Knutsford, dem Minister für die Ansiedelungen, sprachen sie unlängst als Abordnung der „Südafrikanischen Abteilung der Londoner Handelskammer" vor. Herr Mackenzie war mit dabei; doch ergriff er nicht das Wort. Er hält sich bei solchen Anlässen gern im Hintergrunde, offenbar um später durch andere um so hervorragender vorangestellt zu werden. Die als Sprecher Auftretenden begannen bezeichnender Weise damit, daß sie so beiläufig Betschuanaland eine Ausdehnung zuschrieben, welche es, obwohl gewiß außerordentlich groß, doch nicht besitzt. Lord Knutsford erhob indessen Einspruch gegen die falsche Darstellung.

Sodann wurde ein Beschluß der Südafrikanischen Abteilung der Londoner Handelskammer verlesen, worin ganz ruhig, um nicht zu sagen: unverfroren, erklärt wird: „Die Abteilung billigt die neuliche amtliche Erklärung, daß die britische Schutzherrschaft bis zum Sambesifluss ausgedehnt worden ist."...

„Aber das ist ja nicht der Fall!" fiel Lord Knutsford ein. „Nun, das ist es" — erwiderte der Sprecher Herr Dunn, ganz kühl — „was wir unter dem Worte „Interessen" verstanden!" Nochmals müßte der Ansiedelungs-Minister erklären, daß zwischen „Interessen", die man in einem Lande habe, und einer Schutzherrschaft über dasselbe doch ein bedeutender Unterschied vorhanden sei. „Ich habe keinen Zweifel daran!" antwortete darauf Herr Dunn eben so kühl.

Dieser Auftritt verdient Beachtung. Das Verfahren der Mackenzieschen Partei kennzeichnet sich daran vollkommen. Ohne Rücksicht auf Thatsachen und Wahrheit wird eine ihren Plänen dienliche Behauptung hingestellt in der Hoffnung, ein Minister werde sich überrumpeln lassen oder absichtlich ein Auge zudrücken. Hätte Lord Knutford zu der Behauptung geschwiegen, so würde man nachträglich sein Schweigen als Zustimmung ausgelegt haben.

Der weitere Verlauf der Ansprachen ging dahin, daß Betschuanaland, statt der Kapansiedelung unterstellt zu werden, wie die dortige Bevölkerung es verlangt, unter unmittelbare englische Herrschaft gebracht werden müsse. Behauptet wurde dabei: „Die Eingeborenen hätten von der Kap-Ansiedelung schwer gelitten." Darauf erwiderte Lord Knutsfort: „Ich habe bei einem früheren Anlasse jede Anklage auf Mißhandlung der Eingeborenen durch die Minister am Kap als eine unbegründete entschieden zurückgewiesen. Im Gegenteil, soweit meine Erkundigung reicht — und ich habe mir sehr viel Mühe gegeben, um die Sache zu erforschen —, ist, wie ich herausgefunden habe, gar nie eine Anklage gegen die Kapregierung in Bezug auf die Behandlung der Eingeborenen innerhalb der Ansiedelung erhoben worden!"

So wurde die Abordnung der Mackenzieschen Partei in Bezug auf ihre zwei wesentlichsten Befürchtungen von dem Ansiedelungs-Minister selbst widerlegt und als der unwahren Darstellung schuldig abgeführt.

Es hat dies nicht verhindert, daß die genannten Groß-Afrikaner seitdem wieder in der Presse von der ihnen angeblich zustehenden „großen Erbschaft zwischen dem Oranienflusse und dem Sambesi" reden. Jenes ungeheuere Gebiet erwähnt Hr. Mackenzie kurzweg in einem besonderen Flugblatte unter dem mit fetter Schrift gedruckten Titel: „Unsere Gutsbesitzungen (estates) in Südafrika. Weite, noch unabhängige Länder, aus denen man ganze Reiche machen könnte, werden also fälschlicherweise nicht blos jetzt schon als unter englische Staatshoheit gehörig bezeichnet, sondern es wird der gesamte Grund und Boden, ohne Rücksicht auf die Eingeborenen, auch zum Voraus mit Beschlag belegt. —

Daraus ergiebt sich, wie tiefgefühlt das Mitleid mit unterdrückten farbigen Stämmen ist. Doch, wer Herrn Mackenzies, früher in der „Kolonialzeitung" besprochenes, letztes Buch kennt, der weiß, wie wenig es ihm im grunde um die Eingeborenen zu thun ist.

Vor ein paar Tagen haben nun er und die Seinigen, nach erfolgter Gründung des „Südafrikanischen Ausschusses", sich abermals mit einer Zuschrift an das Ansiedelungsamt gewandt, um dasselbe in die Bahn der großafrikanischen Reichsgründung unter unmittelbarer englischer Herrschaft hineinzudrängeln. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß durch den Vorstoß bis an den Sambesi die freien Buren-Gemeinwesen, welche ohnedies vom Zugang zum Meere völlig abgeschnitten sind, ganz umringt würden. Ihre Erdrückung ist von der Mackenzieschen Partei ohne Frage beabsichtigt. Der verstorbene Kabinettsminister Forster, auf welchen sich diese Partei gern bezieht, und er, der ehemals ihr Hauptmann, hat einst offen erklärt, er hätte den Krieg gegen Transvaal „bis zum bitteren Ende" fortgeführt sehen mögen. Die Festsetzung Deutschlands an der Westküste betrachtet diese Partei mit tiefem Groll, und ihr Ziel geht unzweifelhaft auf dereinstigen Sturz unserer dortigen kleinen Niederlassung.

Dies ist glücklicherweise nicht die Haltung des gegenwärtigen englischen Ministeriums. Hervorzuheben ist nur, daß Lord Knutsford der obengenannten Abordnung erklärte: er betrachte das nördlich von der englischen Schutzherrschaft in Betschuanaland liegende Gebiet Khamas und Lobengulus, in welchem England allerdings keine Macht, sondern nur Einfluß übt („sphere of influence" im Gegensatze zu „Protectorate"), immerhin als ein solches, daß England den Portugiesen, Deutschen oder irgend einem fremden Volke oder Freistaate nicht gestatten würde, in dies Gebiet einzudringen oder es sich anzugliedern. Im übrigen gedenke die englische Regierung ihrerseits nicht, sich in die Verwaltungsangelegenheiten der dortigen Eingebornen zu mischen.

Das große Hindernis gegen die Ausführung der Mackenzieschen Pläne ist bisher Sir Herkules Robinson gewesen. Statthalter am Kap und zugleich in Betschuanaland, ist er zugleich Oberbevollmächtigter in ganz Südafrika — Zululand ausgenommen. Eine achtjährige Amtsführung hat ihn belehrt, daß es nicht ratsam ist, sich in schroffen Widerspruch zu setzen mit „der großen, auf Selbstregierung gegründeten Ansiedelung am Vorgebirge, welche an Wohlstand und Wichtigkeit das ganze übrige Südafrika zusammen in den Schatten stellt." Das sind Robinsons eigene Worte.

An englischer Gesinnung fehlt es ihm, dem gebornen Engländer, übrigens wahrlich nicht. Sie ist sogar so stark, daß er sich zu der Äußerung verleiten ließ: den holländischen Freistaaten sei die Unabhängigkeit von England „gegeben" (!) worden; und den Deutschen habe man „gestattet" (!), sich an der Westküste niederzulassen. Wenn daher dieser Mann gegen das Treiben Mackenzies warnt, wenn er einsieht, es sei klüger, Betschuanaland der Kapansiedlung zu unterstellen, statt von Reichswegen in gebieterischer, prokonsularischer Weise die Herrschaft an London heranzureißen, so muß er gewiß triftige Gründe dafür haben.

Zwischen Mackenzie und Sir Herkules Robinson spielt nun ein fortwährender Krieg. Ein neues Blaubuch liegt vor, betitelt: „Briefwechsel in Bezug auf das Amt des Oberbevollmächtigten in Südafrika und die Trennung desselben von dem Amte der Statthalterschaft am Kap". Da finden wir zwölf Folioseiten eingenommen von einer Zuschrift Mackenzies an das Ansiedelungsamt, in welcher, wie gewöhnlich, verlangt wird: es solle das englische Reich zur „allerhöchsten Macht" in ganz Südafrika erhoben, die Nordgrenze an den Sambesi vorgeschoben, der Statthalter am Kap in eine Stellung zweiten Ranges herabgedrückt, ein besonderer Oberbevollmächtigter aber für ganz Südafrika ernannt werden, und dieser nur der Regierung in London unterstehen. Nicht im Geringsten kümmert sich Herr Mackenzie darum, welche Feindschaften sich England dadurch am Kap selbst, wie in der Südafrikanischen Republik und im Oranienfreistaat groß ziehen würde, und welcher Heeresmacht es dereinst bedürfte, um solche Feindschaften niederzuschlagen.

England hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts der Siedelungen am Vorgebirge, welche nicht seines Stammes, nicht seines Blutes, nicht seiner Sprache sind, mit Gewalt bemächtigt, und es thut nur vernünftig daran, wenn es auf dies Verhältnis Rücksicht nimmt. Die „grundstürzende Politik" Mackenzies dagegen, gegen welche Sir Herkules Robinson zugleich den Vorwurf der „handumdrehenden Pfiffigkeit und List" (dexterity of management and cunning) erhebt, müßte zu unabsehbaren Verwickelungen führen. Man hat es am Vorgebirge, wie in den holländischen Freistaaten mit einer auf Selbstregierung und Unabhängigkeit stolzen, tapferen Bevölkerung zu thun. England aber mit seinem riesigen Weltreiche besitzt im ganzen nur ein nach außen hin verfügbares europäisches Heer von kaum 200000 Mann. Da muß der einfache Staatsverstand lehren, die Dinge nicht zu übertreiben, nicht auf die Spitze des Degens zu stellen. Transvaal könnte eine Warnung sein.

Vom Ansiedelungsamte ist denn auch Herrn Mackenzie auf seine Zuschrift von zwölf Folioseiten die Erwiderung in sechs Zeilen geworden: solche Einmischung in alle möglichen südafrikanischen Angelegenheiten und eine so unmittelbare Verantwortlichkeit könne die hiesige Regierung nicht übernehmen. Sir Herkules Robinson erteilt seine eigene Antwort auf etwa drei Seiten. Sie gipfelt in der Erklärung: es würde die Trennung der Statthalterschaft

Digitized by Google

am Vorgebirge vom Amte des Oberbevollmächtigten nur in „gegenseitige Gunsttreiberei und in Reibungen" auslaufen. Ferner schreibt Robinson:

„Ich glaube, fast jeder denkende Mensch in diesem Lande, der über die Sache nachgesonnen hat, ist zu dem Schlusse gelangt, zu welchem ich gelangt bin: daß der von Herrn Mackenzie befürwortete Vorschlag den englischen Steuerzahlern große Ausgaben aufbürden würde für eine Einrichtung, welche weder den Nutzen des Reiches, noch den der Eingeborenen finden könnte. Die Einrichtung wäre nicht allein den Regierungen und den Bevölkernngen der diesseitigen britischen Besiedelungen, sondern auch den holländischen Freistaaten höchst widerlich, und es würde dadurch ein feindlicher Gegensatz zwischen der Reichsregierung und den Ansiedelungs-Regierungen erzeugt werden, der das Reichsband aufs äußerste anspannen, wenn nicht zum Bruche biegen müßte."

Sir Herkules Robinson sieht voraus, daß die Annahme von Mackenzies Plänen die gänzliche Losreißung der südafrikanischen Besitzungen nnd Siedelungen Englands vorbereiten würde. Er verweist darauf, daß mit Ausnahme eines einzigen Blattes am Kap („Cape Times") die Presse von Süd-Afrika die Vorschläge Mackenzies, was die Trennung der beiden erwähnten Ämter betrifft, mit Ungunst aufgenommen hat. Aber selbst dies Blatt sei jetzt andrer Meinung, als er, geworden. Ein vorliegender Auszug aus der „Cape Times" liefert dafür den Beweis.

Eine weitere Mitteilung Robinsons enthält eine Erklärung des Ministeriums in Kapstadt gegen Herrn Mackenzie. Es heißt darin: „Derselbe besitze nur eine beschränkte Kenntnis der von ihm behandelten Gegenstände und sei aus Mangel an irgend welchem Gefühl für Verantwortlichkeit zu einem Urteil unberechtigt. Seine Zuschrift an das Ansiedelungsamt sei nicht von hinreichender Bedeutung, um die Minister zu einer förmlichen Besprechung zu veranlassen. Sie hätten daher einfach dem Schriftführer ihre gänzliche Mißbilligung der Vorschläge des Herrn Mackenzie und ihre Überzeugung kundgegeben, daß die Annahme seines Planes Reibungen, Unruhe und schließlich ein schweres Unglück herbeiführen würde. Eine lange Erfahrung habe die Minister belehrt, daß es gefährlich sei, sich in Südafrika in dergleichen Versuche einzulassen, namentlich im Widerspruche mit der Ansicht derer, welche die höchste Befähigung als Ratgeber besitzen."

Endlich erklärten auch beide Häuser der Volksvertretung in der Kap-Ansiedelung, daß die Trennung jener Ämter „den zukünftigen Frieden und die Wohlfahrt Südafrikas bedrohen" würden.

Herr Mackenzie läßt sich indessen nicht leicht abschrecken. Einen thatsächlichen Unterstützer seiner Ziele hat er soeben an dem, ins siebenundachtzigste Jahr getretenen Earl Grey gefunden, der vor fünfundfünfzig Jahren eine Stellung im Ansiedelungsamte einnahm. Grey spricht sich jetzt sowohl für die Ernennung eines gesonderten, zum Kap-Parlament in keinerlei Beziehung stehenden Ober-Bevollmächtigten, als auch für eine Politik des weiteren Vorgehens aus, ohne indessen die Sambesi-Grenzen zu nennen. Er fordert die Bildung eines von englischen Offizieren befehligten Heeres von Eingeborenen, welchem er den schönen Namen der „Königlich Afrikanischen Polizei-Pioniere" beigelegt wissen will. Dies Heer soll abwechselnd mit der Waffe und mit der Axt und Schaufel arbeiten. Ohne Zweifel würden die Volksvertretungen der Siedelungen und freien Gemeinwesen in Südafrika durch eine solche Einrichtung allmälig stark ins Gedränge kommen.

Sir Herkules Robinsons Amtsführung geht, zufolge älterer Bestimmung, ihrem Ende zu. In den Blättern, mit welchen Herr Mackenzie enge Fühlung hat, wird bereits Sir Karl Warren, der die Schutzherrschaft über Betschuanaland, unter Ausstreichung der Buren-Freistaaten Stellaland und Goschen, ins Werk setzte, zum Oberbevollmächtigten in Südafrika empfohlen — „vielleicht mit dem Geistlichen John Mackenzie nochmals als seinem Unterbeamten und Führer". Der neugebildete „Südafrikanische Ausschuß" soll mittlerweile als Hebel dienen.

Ließe die Regierung sich in die genannten Pläne, welche sie bisher verworfen hat, je hineintreiben, so würde am Vorgebirge unfehlbar eine Bewegung entstehen, ähnlich derjenigen, welche im vorigen Jahrhundert England schließlich den Verlust seiner amerikanischen Siedelungen einbrachte.

Das Weißbuch über Samoa.

(Schluß.)

Es folgt nun ein Bericht des Konsuls Dr. Knappe über die thatsächlichen Vorgänge auf den Inseln im Monat Dezember:

„Apia, den 4. Januar 1889.
Eingegangen in Berlin am 6. Februar 1839.

Euerer Durchlaucht habe ich zuletzt unterm 3. v. Mts. über die hiesigen Verhältnisse zu berichten die Ehre gehabt.

Am 4. Dezember kam der englische Kreuzer „Royalist", Kapitän Hand, in Apia an, um die „Lizard" abzulösen. Es wurde sofort bekannt, daß der neue Kommandant die Parteinahme des englischen Konsuls für die Aufständischen nicht billigte.

Am 5. Dezember verließ die „Lizard" den Hafen von Apia. Am 7. desselben Monats ging auch Kapitän Leary, U. S. S. „Adams", in See, nachdem er noch vorher dem Rebellenführer Mataafa einen offiziellen Besuch abgestattet, ihn zum Ausharren ermahnt und mehrere amerikanische Kriegsschiffe in Aussicht gestellt hatte.

Ermutigt durch solche Versprechungen und mehr noch ermutigt durch eine Lieferung von 28 000 Stück Patronen, die mit dem englischen Dampfer „Richmond" in Fleischfässer verpackt hier angekommen waren und durch den Amerikaner H. J. Moors verkauft wurden, beschloß Mataafa, den Kampf wieder aufzunehmen. Jene Patronenlieferung blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung im Lager Tamaseses, wo bedenklicher Mangel an Munition eingetreten war.

Am 13. Dezember ging der in Abschrift anliegende Brief des Hauptmanns Brandeis ein. Tamasese sah keine Aussicht für den Fortbestand seiner Regierung gegenüber den von der offiziellen englischen und amerikanischen Vertretung unterstützten Aufständischen. Vier Monate dauerte der Krieg und noch immer traf keine Entscheidung aus Europa ein.

Am 14. Dezember v. J. lief S. M. S. „Olga", von Jaluit kommend, im Hafen von Apia ein. Infolge der auf das bestimmteste abgegebenen Erklärungen des englischen Konsuls und des amerikanischen Vizekonsuls, sie hätten von ihren resp. Regierungen die Mitteilung, Deutschland habe die Regierung Tamaseses sich selbst überlassen und die Kriegsschiffe dürften in Samoa nichts gegen die Aufständischen unternehmen, wuchs deren Frechheit. Die Deutschen wurden auf der Straße verhöhnt, und am Abend des 16. Dezember wurde ein Angriff auf die an Land beurlaubten Mannschaften der Kriegsschiffe unternommen.

Der amerikanische Halfcast George Scanlon, auf den sich der Bericht des Konsuls Becker vom 15. Oktober v. J. bezieht, und der während des jetzigen Krieges als Parteigänger Mataafas eine gewisse Rolle gespielt hat, zettelte in Begleitung mehrerer anderer Halfcasts einen Streit mit „Olga"-Leuten an, forderte dieselben zum Kampf heraus, und als die Bemühungen erfolglos blieben, gingen die Halfcasts ohne Veranlassung zu Thätlichkeiten über. In demselben Augenblick erfolgte ein allgemeiner Angriff mit Steinen und Feuerwaffen durch eine Schar von Samoanern, die im Gebüsch versteckt gewesen waren.

Wie sich der englische und der amerikanische Konsul der Sache annahmen, ergibt die in Abschrift gehorsamst beigefügte Korrespondenz mit denselben.

Auf Grund des oben erwähnten Briefes des Hauptmanns Brandeis habe ich mich am 17. Dezember morgens an Bord S. M. S. „Olga" begeben, um nach Luatuanuu zu gehen und daselbst eine Unterredung mit Tamasese zu haben. Der Kommandant S. M. Krz. „Adler" und älteste Offizier des Geschwaders befand sich gleichfalls an Bord. Die „Olga" ging zunächst nach Saluafata, wo S. M. Kbt. „Eber" vor Anker lag. Der Kommandant des „Eber", Kapitänleutnant Wallis, bestätigte die von Hauptmann Brandeis gemachten Mitteilungen. Noch in der Nacht vorher hatte eine Abteilung der Rebellen in etwa 60 Böten, also wohl an 1000 Mann, eine Landung hinter der Nordostecke des Hafens von Saluafata versucht, um von da aus einen Angriff auf die in Eva liegenden Verwundeten zu unternehmen. Der Angriff konnte nur über deutsches Land gemacht werden, da die Strecke zwischen der Landungsstelle und Eva größtenteils deutsches Eigentum ist.

Auch erfuhr ich, daß bei dem letzten Angriff der Rebellen östlich von Saluafata das Besitztum des deutschen Kapitäns Schlüter in Faleapuna vollständig verwüstet worden war, obwohl er es mit deutschen Flaggen abgesteckt hatte; sein Haus wurde abgerissen, seine Schweine getötet und sein Boot zertrümmert. Seine Proteste wurden mit Hohn und Spott zurückgewiesen.

Auf den Pflanzungen der Handels- und Plantagengesellschaft nahmen die Räubereien einen erschreckenden Umfang an. Scharen von Bewaffneten nahmen Stellung in der Nähe der Stationsgebäude, und unter ihrem Schutz wurden die Bananenfelder, Brotfrucht- und Kokosnußbäume geplündert.

Dies waren die Folgen der von den englischen und amerikanischen Vertretern unternommenen Agitation, daß trotz Artikel II des deutsch-samoanischen Vertrages Deutschland nicht berechtigt sei, den Schutz seiner Ländereien von den Aufständischen zu beanspruchen. Nach dem Weggang des amerikanischen Kapitäns Leary hielt es auch sein Nachfolger Kapitän Mullen für notwendig, seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Den unterm 15. Dezember an mich gerichteten Brief gestatte ich mir nebst meiner Antwort in Abschrift gehorsamst beizufügen.

Nachdem die Ausschreitungen der Aufständischen gegen deutsches Eigentum einen solchen Umfang angenommen hatten und drei deutsche Kriegsschiffe zur Verfügung standen, glaubte ich zu einer energischen Maßregel schreiten zu müssen. Die geplante Unterredung mit Tamasese wurde deshalb aufgegeben und statt dessen beschlossen, am 18. Dezember zunächst die Aufständischen zu entwaffnen und sodann die Truppen Tamaseses die Waffen niederlegen zu lassen.

Die an den Korvettenkapitän Fritze gerichtete Requisition ist in Abschrift gehorsamst beigefügt, desgleichen die Benachrichtigung der hiesigen fremden Vertreter von der beabsichtigten Aktion.

Am 18. Dezember morgens 2 Uhr verließ ein Prahm mit 90 Mann und 2 Böte mit zusammen etwa 50 Mann, sämtlich der „Olga" angehörend, den Hafen, um auf der deutschen Pflanzung Vailele zu landen und die Wege nach Apia abzuschneiden. Dies Landungskorps hatte den Befehl, nicht zu schießen, außer wenn es angegriffen würde.

S. M. Krz. „Adler" sollte mich mit Tagesanbruch nach dem Kriegsschauplatz bringen, um mit Mataafa in Verbindung zu treten. S. M. Kbt. „Eber" hatte den Befehl, sich gleichfalls vor Laulii einzufinden.

Die Böte fuhren zusammen ostwärts an der Küste entlang. Am englischen Konsulat ging sofort ein Signal auf, welches von den Aufständischen beantwortet wurde. Gleichzeitig schienen sich die Bewaffneten am Strande zu sammeln. Nach einiger Zeit wurden die Böte von Land aus angerufen, und zwar anfangs samoanisch, später in gutem Englisch. Der Amerikaner John C. Klein, ein Zeitungsreporter, der sich seit Ausbruch des Krieges im Lager Mataafas aufgehalten hat, hatte die Führung der Aufständischen übernommen. Ein zu den letzteren gehörender hoher Häuptling, der unter der eventuellen Regierung Mataafas in Aussicht genommene Vizekönig Tuimalealiifano, hat mir, nachdem ich ihm Straflosigkeit zugesichert, folgende Aussage gemacht und dieselbe mit einem andern beteiligten Samoaner beschworen:

Am Abend des 17. Dezember ging in Apia das Gerücht, daß die „Olga" mehrere Hundert Tamasese-Leute an Bord habe, und dieselben noch in derselben Nacht landen werde. Deshalb wurde am Strande scharfe Wache gehalten. Gegen 2 Uhr setzten die Böte von der „Olga" ab. Sofort gingen Boten nach allen Richtungen, um die Bewaffneten zusammenzurufen. In kurzer Zeit waren etwa 500 Krieger am Strande versammelt. Bei ihnen befand sich Klein, er übernahm die Führung, befahl den Samoanern, sich

Digitized by Google

niederzulegen, damit sie nicht gesehen würden, und leitete den Vormarsch, stets in gleicher Höhe mit den Böten bleibend, indem er sprungweise vorgehen ließ. In Taumeasina hielt er Kriegsrat ab und befahl den Manono-Leuten, ihre Kriegskanus zu besteigen, und von der See aus die Deutschen anzugreifen. Inzwischen hatte sich der Prahm von den beiden Böten getrennt, weil die letzteren einen größeren Tiefgang hatten und auf dem Riff nicht vorwärts kommen konnten. Der Prahm näherte sich bei Fagalii dem Lande, während die Böte nach Vailele weitergingen.

Als der Prahm dicht unter Land war, befahl Klein den Samoanern, zu feuern. Diese hatten inzwischen die weißen Uniformen der Matrosen erkannt und weigerten sich, die Deutschen anzugreifen. Klein beruhigte die Leute damit, daß die Tamaseseleute unten im Prahm versteckt wären, und als auch dies nicht wirkte, befahl er, über den Prahm weg zu schießen. Das war das Signal zum allgemeinen Angriff, an dem sich Klein auch persönlich beteiligte; er hat wiederholt selbst auf die Deutschen, die inzwischen eilig ihre Landung bewerkstelligten, geschossen.

Den beiden Böten wurde durch Klein eine Abteilung Samoaner bei Vailele entgegengeschickt, die das Feuer sofort eröffneten, weil sie bereits heftiges Feuer von Fagalii aus hörten.

Das Protokoll über die Vernehmung der beiden Samoaner, welches in samoanischer Sprache abgefaßt, den Erschienenen vorgelesen und von ihnen noch einmal selbst gelesen ist, ist in Übersetzung gehorsamst beigefügt.

Der Kommandeur des Landungskorps, Kapitänleutnant Jäckel, befand sich bei den Böten mit den Leutnants Sieger und Burchard; die Leute im Prahm waren befehligt durch den Leutnant Spengler. Zur Führung der Korps waren der Pflanzungsverwalter Hufnagel von Vailele und der Feldmesser Haidlen in Aussicht genommen, die Beide in Vailele die Landungskorps erwarteten.

Haidlen jagte sofort, als er Feuer in Fagalii hörte, dorthin und nahm die Abteilung, welche sich im heftigsten Kampfe befand, in Empfang. Da die Angreifenden eine überwältigende Übermacht zur Verfügung hatten, blieb nur der Ausweg, sich zur Abteilung des Kapitänleutenants Jaeckel durchzuschlagen. Haidlen übernahm die Führung. Zunächst ging es durch ein Bananenfeld einen steilen Abhang hinauf und von da mit aufgepflanztem Seitengewehr unter Hurrarufen vorwärts. Von allen Seiten drangen die Samoaner auf die kleine Schar ein. In drei Anstürmen gelang es, die Station in Vailele zu erreichen, aber leider waren 4 Mann zurückgeblieben. Die übrigen Verwundeten schleppten sich mühsam mit vorwärts und erreichten glücklich Vailele. Die Leichen der Vermißten wurden später gefunden, drei ohne Kopf, die vierte mit eingeschnittenem Hals.

Kapitänleutnant Jaeckel ließ nunmehr sein gesamtes Korps, dessen Reihen sich bedenklich zu lichten anfingen, eine Verteidigungsstellung vor dem Stationshaus Vailele einnehmen und hat noch weitere 2 Stunden das Feuer der Samoaner ausgehalten, von Zeit zu Zeit immer unter Hurrarufen einen Vorstoß unternehmend.

Gegen 8 Uhr erschien S. M. Kbt. „Eber" in der Bucht von Vailele. Das Landungskorps ging sofort an Land, und bald folgte auch dasjenige S. M. Krz. „Adler". Vom „Eber" selbst wurde eine Granate in das Dorf Letogo geworfen, welches von bewaffneten Rebellen besetzt war. Schon nach der Landung der „Eber"-Leute zogen sich die Aufständischen auf allen Punkten zurück. Nach einem weiteren allgemeinen Vorstoß auf der ganzen Linie erfolgte wilde Flucht und die deutsche Pflanzung war gesäubert.

Die Verluste waren schwere: Leutnant Sieger tot. Leutnants Spengler und Burchard verwundet, 13 Mann tot, 40 verwundet, 2 von den Letzteren, sowie Leutnant Spengler sind nachträglich gestorben.

S. M. Kreuzer „Adler", an dessen Bord ich mich befand, näherte sich gegen 8 Uhr Laulii mit der weißen Flagge im Vortop zum Zeichen, daß wir in Unterhandlungen zu treten wünschten. Als wir indessen von den Gefechten in Fagalii und Vailele Kenntnis erhielten, wurde die weiße Flagge sofort eingeholt und die Stellung der Samoaner, von der aus das Feuer erfolgt war, in Gemeinschaft mit den Geschützen des „Eber" beschossen.

Am Nachmittag erschien das amerikanische Kriegsschiff auf dem Schauplatz. Mit 4 Offizieren kam der Kommandant an Bord des „Adler" und protestirte gegen das Vorgehen: er nahm abermals Veranlassung, zu erklären, daß Artikel II des deutsch-samoanischen Vertrages keine Gültigkeit habe, weil er gegen das Völkerrecht verstoße, und ließ sich sogar zu der Drohung hinreißen, er werde sofort Mataafa aufsuchen, und der Rat, den er ihm geben würde, werde uns Deutschen nicht vorteilhaft sein.

Kapitän Mullan fuhr thatsächlich an Land und hat sich längere Zeit daselbst aufgehalten.

Am Abend des 18. wurde für den nächsten Morgen das Bombardement von Laulii in Aussicht gestellt, welches auch durch Sr. Majestät Kreuzer „Adler" ausgeführt wurde.

Inzwischen hatten sich die Aufständischen in und um Apia herum gesammelt. Das englische Konsulat schien der Vereinigungspunkt zu sein. Am Nachmittag des 18. Dezember sah man etwa 300 Bewaffnete, welche sich auf dem Grundstück des englischen Konsuls ausruhten und unbehelligt ihre Gewehre an den Gartenzaun gestellt hatten. In unmittelbarer Nähe der Stadt Apia haben die Aufständischen eine befestigte Stellung eingenommen. In der Nacht vom 18. zum 19. Dezember war allgemeine Panik in Apia, weil ein Angriff auf die Stadt befürchtet wurde. Frauen und Kinder waren an Bord der im Hafen befindlichen Schiffe gebracht, das Grundstück der Handels- und Plantagengesellschaft wurde als Verteidigungsstellung in Aussicht genommen und die Männer hatten sich bewaffnet. Die Engländer und Amerikaner trugen eine schwarze Binde am Arm und gaben sofort Mataafa von diesem Unterscheidungsmerkmal Kenntnis.

Am 19. Dezember erhielt ich einen nach samoanischer Art in demütiger Form geschriebenen Brief von Mataafa, worin er anfragte, ob ich nicht zu Verhandlungen bereit sei. In der sofort abgesandten Antwort wurde er aufgefordert, sich am 20. mittags zwischen 11 und 12 Uhr an Bord S. M. S. „Adler" zu stellen.

Sein Leben wurde ihm garantirt. Mataafa erschien nicht, sondern sandte abermals einen Brief, worin er sich in Gegenwart des englischen und amerikanischen Konsuls zu stellen versprach. Dieser Brief wurde ablehnend beantwortet.

Inzwischen hatte ich die in Abschrift gehorsamst beigefügte Requisition an Korvettenkapitän Fritze gerichtet und die in Übersetzung gleichfalls beigefügte Proklamation erlassen, in welcher die Rebellen aufgefordert werden, die Waffen niederzulegen, widrigenfalls das Dorf Matafagatele beschossen und dem Erdboden gleich gemacht werden würde.

Am 21. Dezember vormittags 10 Uhr wurde das Bombardement durch S. M. S. „Olga" eröffnet und das Dorf durch ein Landungskorps niedergebrannt. Die Proklamation ist öffentlich bekannt gemacht und den beiden andern Konsuln in Abschrift und Übersetzung zugestellt worden. Über den Angriff in Fagalii und Vailele sind dieselben durch das in Abschrift gehorsamst beigefügte Schreiben vom 19. Dezember authentisch unterrichtet worden.

Am 21. Dezember schlug der englische Konsul eine Besprechung der drei Konsuln und der Kriegsschiffkommandanten vor, um über die gegenwärtige politische Lage zu beraten. Der Nachmittag des nächsten Tages wurde für diese Besprechung in Aussicht genommen.

Es erschienen der englische Konsul, der englische Kommandant, der amerikanische Vizekonsul, der amerikanische Kommandant, Korvettenkapitän Fritze und ich.

Gegenstand der Beratungen war hauptsächlich die Sicherung der Stadt Apia durch Wahrung des neutralen Gebietes.

Im Oktober war infolge der Bemühungen des englischen Admirals Fairfax durch Tamasese und Mataafa die Respektirung eines gewissen neutralen Gebietes versprochen, und eine darauf bezügliche Verordnung erlassen worden. Mataafa hatte indessen eine befestigte Stellung mitten im neutralen Gebiet eingenommen und drohte, jeden Augenblick über Apia herzufallen. Ich erklärte mich bereit, mich an einer gemeinschaftlichen Proklamation zu beteiligen, worin den Samoanern die Respektirung des neutralen Gebietes anbefohlen würde. Der englische Konsul stellte indessen die Ansicht auf, daß jetzt Deutschland in den Kampf eingetreten sei, daß Mataafa im Kampf mit Deutschland an seine eigene Verordnung nicht gebunden sei, da dieselbe sich nur auf den Krieg mit Tamasese beziehe, und daß nunmehr, um gegen alle Parteien fair zu handeln, wenn Mataafa gezwungen sei, das neutrale Gebiet zu respektiren, auch die deutschen Truppen eine gleiche Verpflichtung einzugehen hätten. Selbstverständlich wurde diese Zumutung zurückgewiesen. Um indessen den berechtigten Wünschen der Fremden entgegenzukommen, erklärte ich mich bereit, 48 Stunden vorher den beiden Konsuln Anzeige zu erstatten, falls wir innerhalb des neutralen Gebietes zu einer militärischen Aktion zu schreiten genötigt wären.

Der englische Kommandant unterstützte mich in meinen Ausführungen, und es schien zuletzt auch, als ob der englische Konsul zu einer Verständigung hinneige; die Amerikaner machten keine Schwierigkeiten. Es wurde beschlossen, daß ein entsprechender Entwurf aufgesetzt und am nächsten Tage zur Genehmigung vorgelegt werde.

Am 23. Dezember ging das in Abschrift gehorsamst beigefügte Schreiben des englischen Konsuls ein. Er hatte seine Ansicht wieder geändert und nimmt in einer Weise für die Aufständischen Partei, die mit der neutralen Stellung, die er seinen Instruktionen gemäß einnehmen soll, sich schwerlich vereinigen läßt. In Alinea 4 und 5 werden die weitesten Garantien für die Sicherheit der Böte der Aufständischen verlangt, ohne daß ersichtlich ist, inwiefern der englische Konsul zu einer solchen Vertretung berechtigt ist.

Ich erklärte mich zunächst mündlich bereit, einen Vertreter zur Besichtigung des neutralen Gebiets zu stellen, um zu konstatiren, daß dasselbe in allen Teilen von den Aufständischen besetzt war, und stellte im übrigen eine schriftliche Antwort in Aussicht.

Dieselbe ist nebst Anlagen ganz gehorsamst beigefügt, ebenso die letzte Erklärung des englischen Konsuls und die mit dem amerikanischen Vertreter in der Angelegenheit geführte Korrespondenz.

Die aus einem Engländer, einem Amerikaner und einem Deutschen bestehende Kommission hat die Besetzung des neutralen Gebiets durch Mataafa bestätigt.

Inzwischen hatte ich Gelegenheit, den englischen Kommandanten zu sprechen. Derselbe erklärte mir, daß er die strikteſten Instruktionen habe, für Wahrung des neutralen Gebietes seitens der Eingeborenen zu sorgen.

Am ersten dieses Monats ist er wieder hierher zurückgekehrt und hat sich seitdem bemüht, den amerikanischen Kommandanten zu bestimmen, gemeinsam mit ihm und dem deutschen Geschwaderchef öffentlich für die Sicherheit des neutralen Gebietes einzutreten.

Am 24. Dezember lief der amerikanische Schuner „Orion" im Hafen ein, der, wie der Hauptagentur der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft aus San Franzisko mitgeteilt war, 35 000 Patronen an Bord hatte. Ich hatte bereits mehrere Tage vorher den amerikanischen Vizekonsul ersucht, jene Munition mit Beschlag zu belegen, erhielt aber zur Antwort, daß ihm kein amerikanisches Gesetz das Recht dazu gebe. Ich erbot mich darauf, den Eigentümer schadlos zu halten, wurde aber in dem bereits oben erwähnten Schreiben vom 26. Dezember an die Firma Moors verwiesen. So konnte es geschehen, daß jetzt wieder 35 000 Patronen in das Lager der Rebellen geliefert wurden.

Die für den 18. Dezember in Aussicht genommene Aktion würde gelungen sein, wenn die Fremden nicht in einer allerdings nicht zu ahnenden Weise eingegriffen hätten. Für sie stand alles auf dem Spiele. Mataafa und seine Partei sind seit dem Beginn des Aufstandes auch nicht im Besitz der geringsten Geldmittel gewesen. Der ganze Krieg wird auf jener Seite mit englischem und amerikanischem Kapital geführt. Die einzelnen Dörfer haben ihre künftigen Kopraernten und ihr Land verkauft und verpfändet, und die Gläubiger rechnen darauf, daß nach dem Sturz der Regierung Tamaseses auch jene Gesetze für ungültig erklärt werden, durch welche den Eingeborenen bis auf weiteres Verkauf und Verpfändung von Land verboten war.

Digitized by Google

Auch die Aufständischen sehnten sich nach Ruhe, und es war anzunehmen, daß Mataafa einer Demonstration der Kriegsschiffe gegenüber keinen Widerstand leisten würde. Das gewissenlose Eingreifen eines amerikanischen Abenteurers in Verbindung mit der systematisch betriebenen Verhetzung der Deutschen — es vergeht kein Tag, an dem nicht die unglaublichsten Gerüchte in Umlauf gesetzt werden — haben eine Katastrophe herbeigeführt, die in ihren Folgen noch nicht zu übersehen ist.

Mehrere Tausend Bewaffnete liegen in einer befestigten Stellung in unmittelbarer Nähe Apias. Diese Position ist vermutlich mit Rücksicht darauf gewählt, daß eine Aktion durch die Kriegsschiffe erschwert ist, und die deutschen Pflanzungen sich zum Zweck der Verproviantirung und eventuellen Rachenahme in der Nähe befinden. Die Pflanzungen Vaitele, Vailele, Vaivase, Motootua und Utumapu sind besetzt.

Im Falle einer Beschießung, die auch die Stadt Apia gefährden würde, muß man auch darauf gefaßt sein, daß die Pflanzungen verwüstet und für lange Jahre hinaus die deutschen Interessen schwer geschädigt sein würden.

Inzwischen finden auch unter den Aufständischen täglich Beratungen statt, deren Gegenstand die verlangte Niederlegung der Waffen bildet.

gez. Dr. Knappe.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck."

Hieran schließt sich die Mitteilung der Korrespondenz mit dem englischen und amerikanischen Konsul, sowie die Proklamation des kaiserlichen Konsuls an die Samoaner, in welcher dieselben aufgefordert werden, ihre Waffen an Bord des vor Matafagatele liegenden deutschen Kriegsschiffes zu bringen.

Den Schluß des Weißbuchs bildet die Instruktion des ältesten Offiziers der australischen Station an den Kommandanten S. M. S. „Olga" und an den Kommandanten S. M. Kanonenboot „Eber". Aus beiden Instruktionen geht hervor, daß es sich um die Entwaffnung handelt, und ausdrücklich befohlen war, nicht zu feuern, wenn nicht von samoanischer Seite gefeuert werde, sowie Unbewaffneten freien Abzug zu gestatten.

Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen.

Eine kolonialpolitische Studie vom Arzt Dr. O. Schellong, Königsberg i. Pr.

I. Die Gewinnung des Eingeborenen für die Arbeit.

Überall, wo kolonisatorische Unternehmungen entstehen oder entstanden sind, hat man sich die Frage vorlegen müssen, wie man die für den Plantagenbau erforderlichen Arbeitskräfte erlangen solle. Die Pflanzungen erfordern vorzugsweise Menschenarbeit zu ihrer Bestellung, und zwar in den allermeisten Fällen viel Menschenarbeit und, sofern es sich um die Rentabilität einer Pflanzung handeln soll, auch billige Menschenarbeit. Die billigsten Arbeiter aber sind diejenigen, welche bei höchster Arbeitsleistung den vergleichsweise niedrigsten Lohn erhalten. Das ist die Logik, welche die Konkurrenz auf dem Weltmarkt ausgebildet hat, und dieser Logik kann sich niemand entziehen, der heutzutage den Weltmarkt betreten will.

Der Europäer, welcher die Kolonisation unternimmt, ist außer Stande, aus seiner eigenen Rasse heraus ein Arbeitermaterial zu stellen, welches diesen Anforderungen genügte; das hat die Erfahrung von vielen Jahrhunderten gelehrt; das hat aber auch den Europäer frühzeitig auf den Gedanken geführt, sich der Arbeitskräfte der niederen farbigen Menschenrassen zu bedienen.

So entstand in Amerika die Sklavenarbeit, so erfolgte in Java die Unterdrückung und Indienststellung der malaiischen Rasse, so haben die Pflanzungen auf Samoa, Fidji, Neu-Seeland und Queensland seit Jahren ihre Arbeiter von den verschiedenen größeren oder kleineren Inseln der Südsee hergeholt und so sind auch unsere neuesten deutschen Kolonien in Kaiser Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel genötigt, sich nach farbigen Arbeitern umzusehen.

Vor einigen Jahren waren besonders die Salomo-Inseln und Neu-Mecklenburg der Schauplatz häufiger Arbeiteranwerbungen, und man erzählt sich von mancherlei Rohheiten und Grausamkeiten, welche bei solchen Gelegenheiten verübt wurden. Ohne Frage wird seitens roher und gewinnsüchtiger Schiffskapitäne hier und da gefrevelt worden sein, ohne Frage sind die ahnungslosen Eingeborenen oftmals in schändlicher Weise getäuscht und betrogen worden, und es wird verständlich, wenn dann die Eingeborenen der einen oder der andern Inselgruppe ihren gerechten Groll gegen die ganze Klasse des „Weißen Mannes" gerichtet haben, und wenn manche Europäer selbst ganz schuldlos für die Übergriffe ihrer schuldigen Stammesgenossen büßen mußten: das sind aber alles Dinge, welche jetzt bereits der Vergangenheit zugehören. Seitdem die verschiedenen, dabei interessirten Regierungen die Anwerbung schwarzer Arbeiter kontroliren, kommen Übergriffe oder Ungerechtigkeiten seitens der Werber immer seltener vor, und das um so weniger, als sich die Eingeborenen selbst immer mehr davon überzeugen lernen, daß ein gerechtes Gesetz waltet, welches auch ihnen Schutz und Hülfe gewährt.

Dadurch, daß Europäer und Farbige unter dasselbe Gesetz des Staates gestellt werden, ist der Sklavendienst aus der Welt geschafft, es gibt jetzt nur noch eine freie Arbeit, eine auf Grund persönlicher Entschließung und unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen kontraktlich festgesetzte und geleistete Arbeit.

So ist es auch in dem Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompanie, wo die allererstenRegierungs-Erlasse den Schutz der Eingeborenen in materieller und moralischer Hinsicht ins Auge faßten. Durch den Erlaß des Herrn Reichskanzlers vom 8. Juni 1885 wurde bestimmt, „daß Eingeborene zur Verwendung als Arbeiter aus dem deutschen Schutzgebiete nicht weggeführt werden dürfen, ausgenommen für deutsche Plantagen .... wo dies bisher geschehen war, jedoch nur unter Kontrole deutscher Beamten." Die geforderte Kontrole wurde anfangs durch den kaiserlichen Kommissar, später nach dessen Ablösung durch den Landeshauptmann oder dessen Bevollmächtigten ausgeübt; und es ist mir nicht bekannt, daß irgend welche Ungehörigkeiten bei dem Werbegeschäft vorgekommen wären.[1])

Ganz naturgemäß muß man sich aber den Gang einer Arbeiter-Anwerbung auch heutzutage in der Südsee nicht in der einfachen Art und Weise von statten gehend denken, wie bei uns zu Lande; und wer mit diesen Verhältnissen auch nur oberflächlich Bekanntschaft gemacht hat, wird das sehr natürlich finden. Denn das ganze Geschäft basirt hier auf ganz anderen Vorbedingungen, indem nämlich der farbige Arbeiter in dem Europäer, welchem er folgt, nicht blos seinen Herrn, sondern im wesentlichen seinen wohlwollenden Freund und fürsorglichen Vormund erblickt. Und solcher Bevormundung bedarf das farbige Naturkind dringend; wie sollte es auch anders sein bei einem Menschen, dessen Begriffe über seine kleine heimatliche Scholle nicht hinausreichen, welchem der Europäer und alles, was denselben umgiebt, wie ein großes unlösbares Rätsel erscheint. Wer von diesen Eingeborenen zum erstenmale seine Heimat verläßt, übergiebt sich dem Europäer gewissermaßen auf Gnade und Ungnade; und man muß gestehen, daß es einen gewissen persönlichen Mut in sich schließt, sich so aufs ungewisse in ganz fremde Verhältnisse zu begeben; die Begriffe der europäischen Zeitrechnung sind keinem einzigen Eingeborenen ganz geläufig; von dem Werte des Geldes haben sie gar keine Vorstellung, und da sie auch an dem Orte, an welchem sie arbeiten, kaum Geld in die Hände bekommen, da sie ihren Lohn meist in Waren erhalten, so bleiben sie auch weiterhin darüber ziemlich im Unklaren.

Wie sehr der Eingeborene das Vertrauen zum Europäer in den Vordergrund stellt, lehrt das Werbegeschäft selbst. Es gibt in der Südsee einzelne Personen, welche Arbeiter in beliebiger Anzahl an bestimmten Plätzen bekommen können, wo sie jahrelang freundschaftliche und geschäftliche Beziehungen unterhalten haben, während es an eben denselben Plätzen anderen Personen schwer fallen würde, auch nur einen einzigen Arbeiter anzuwerben.

In den meisten Fällen ist das Werbegeschäft eine mühsame und zeitraubende Sache; ich habe am Nordkap und an der Südwest-Küste von Neu-Mecklenburg solche Rekrutirungen mit angesehen. Man geht mit dem Schiff so nahe wie möglich an Land; dann wird der Werber im kleinen Boot abgesetzt, in welchem sich außer einer zuverlässigen Bootsmannschaft die sehr wichtige Kiste (trade box) befindet, in welcher Tabak, Streichhölzer, Thonpfeifen, rotes Tuch, Messer, Beile, Äxte, Glasperlen, kurz die ganzen Reichtümer des „weißen Mannes" enthalten sind. Das Boot wird schnell durch die Brandung gebracht und versammelt alsbald um sich die Schar der Eingeborenen, welche die Neugierde halb scheu — halb ängstlich herantreibt. Der Werber macht ein freundliches Gesicht, spricht und gestikulirt lebhaft und verteilt reiche Geschenke; je nachdem er das erforderliche Vertrauen gewonnen zu haben glaubt, gibt er sodann früher oder später seine eigentliche Absicht zu erkennen: er fragt, ob Jemand mit dem Schiff mitgehen wolle, und läßt es dabei an allen möglichen und unmöglichen Versicherungen nicht fehlen: not to much work; plenty kaikai; plenty lawa lawa (keine harte Arbeit bei reichlichem Essen und gutem Lohn); er findet zunächst nur ungläubige Gesichter und geht deshalb ruhig an Bord zurück, um zu gelegener Zeit wieder vorzusprechen, bis etwaige Entschließungen bei dem einen oder dem andern ausgereift sein möchten. Zahlreiche Kanus umgeben dann das Schiff; es entspinnt sich der übliche Tauschverkehr, so manches dieser Naturkinder klettert an Bord und bewundert das riesige Fahrzeug, sieht auch ein paar schwarze Kameraden, welche sich aus dem großen Kochtopf (für solche Zwecke stets an Bord genommen) zufrieden ihre gekochten Yamknollen herausholen; dann empfindet auch er vielleicht etwas wie Reiselust und er entschließt sich zum Mitgehen; er bezeichnet diejenigen seiner Angehörigen, an welche ein Handgeld von Äxten, Messern ꝛc. entrichtet werden soll, und der Werber darf dann nicht sparen, er zahlt bis zum Werte von 20 Mk. Hat sich so erst einer bereit gefunden, so folgen die andern leichter nach. Ohne weitere Abschiedszeremonie werden sie an Bord gebracht, und ohne viel zu überlegen, machen sie ein Kreuz unter den Vertrag, welcher ihnen vorgelegt und soweit als möglich verdolmetscht wird. Nur in seltenen Fällen verlangten Eingeborene aus eigener Initiative, an Bord genommen zu werden. Diese mochten dann von den verschiedensten Motiven geleitet worden sein; einen Teil mochte die Neugier dazu getrieben haben; anderen blühte in der Heimat vielleicht kein besseres Los; sie lebten vielleicht in Stammesfeindschaften oder mußten gar befürchten, bei passender Gelegenheit von ihren eigenen Stammesbrüdern an feindliche Nachbarn ausgeliefert zu werden. Ich erlebte die merkwürdigsten Szenen; da war ein Jüngling, welcher, von laut schreienden Frauen gewaltsam zurückgehalten, in die Brandung hineinsprang und unser Schiff durch Schwimmen zu erreichen suchte, da ein Anderer, welcher scheinbar gleichgültig mit seinem Kanu unser Schiff umkreiste und erst, als dieses abzudampfen begann, an Bord sprang, seinem Kanu einen Fußtritt versetzte und sich freute, seine Stammesbrüder so fein überlistet zu haben. Da waren andere, welche lange Strecken am Strande mitliefen und riefen, man solle sie mitnehmen, beständig verfolgt von einer ganzen Schar Männer, denen sie sich immer wieder zu entwinden wußten; da war eine Frau, welche von ihrem Manne beim Arme festgehalten und, wenn sie zu laut jammerte, nicht sehr zart mit dem flachen Speerschaft bearbeitet wurde.

Derjenige Teil der Eingeborenen, welcher bereits die Fremde und die

---

[1]) Von dem Landeshauptmann sind bereits unterm 26. Juli 1887 und demnächst unterm 15. und 16. August 1888 Verordnungen erlassen, welche sowohl die Anwerbung von Eingeborenen als Arbeiter sowie deren Wegführung und Zurückbringung als auch ihre Behandlung des genauern regeln. Sie sind in den „Nachrichten" der Neu-Guinea-Kompanie für 1888 S. 121 veröffentlicht und enthalten detaillirte Vorschriften, durch welche Zwang und Täuschung bei Eingehung der Arbeitsverträge ausgeschlossen, sowie eine allen Anforderungen der Menschlichkeit entsprechende Einrichtung der zur Beförderung dienenden Schiffe und der Arbeiterdepots gesichert wird. Auch ist durch Anordnungen der Direktion der Neu-Guinea-Kompanie sowohl die Überlassung von Spirituosen an die Eingeborenen als die Einführung von Opium bei Strafe verboten. D. Red.

Digitized by Google

Arbeit in der Fremde kennen gelernt hatte, verhielt sich verschieden; die einen sagten mit gleichgültiger Miene too much work, me no like; andere sprachen ruhig und klar ihre Ansicht aus, daß sie soeben erst zurückgekehrt seien und wünschten, zunächst noch so und so viele fellow yam (= year) zu Hause zu bleiben, dann würden sie sich eventuell wieder bereit finden lassen. Ganz begreiflich; denn sie hatten ja noch genügenden Vorrat an Stangentabak und Thonpfeifen, paradirten sogar noch in blauer Drillichhose und mit gelbkarrirtem Sonnenschirm.

Die erste Frage, welche überall gestellt wurde, war stets: what name ship? soll heißen: wo ist das Schiff her? Wir erzählten dann von einem Lande, genannt Kaiser Wilhelmsland, welches einem big fellow luluei (großer König) gehörte, der sehr viel Land besäße. Doch damit wußten sie nicht viel anzufangen. Ja, hätten wir ihnen Fidji Samoa oder Mackay (Zuckerpflanzung in Queensland) genannt, dann hätten sie gleich gewußt, woran sie wären; denn von diesen Orten hatten sie gehört oder waren gar selbst einmal dort gewesen.

Aber vielleicht hätten sie auch dann noch gezweifelt, denn unser Schiff war ja weiß angestrichen und viel größer, als alle bisher erblickten; auch den Kapitän hatten sie noch niemals gesehen, ebensowenig die anderen weißen Männer.

Wie berechtigt sind solche Bedenken bei einem Menschen, welchem Geographie und Weltgeschichte nicht einmal dem Namen nach bekannt sind! Was weiß er viel von Völkern, Nationen, Handels- und Nationalflaggen? er hat naturgemäß mehr Vertrauen zu dem Schiff und zu den Gesichtern auf demselben, welche ihm bekannt sind. Darin erblickt er die Garantie, daß man ihm nicht zu harte Arbeit aufbürden, daß man ihn gut behandeln und angemessen bezahlen und, wenn die Zeit um ist, auch wieder nach der Heimat richtig zurückbringen werde. In weitere Details dringt sein Geist nicht ein, und wenn trotzdem in den Verträgen Leistungen und Forderungen genau präzisirt werden, so geschieht das lediglich im Interesse der Kontrole der Arbeitgeber seitens der Behörden.

Ob einem nun seine Arbeiter freiwillig zulaufen, oder ob man sie durch Überredung gewinnt, thut nicht viel zur Sache. Die Hauptsache bleibt, daß dem Arbeiter ein gutes Los bereitet werde, und wer diese Aufgabe zu erfüllen sich ernstlich bemüht, der kann ein gutes Stück Kulturarbeit leisten.

Es würde sich für die Kolonisation der Inseln der Südsee eine sehr viel günstigere Perspektive eröffnen, wenn man die Heranbildung der Eingeborenen zur Arbeit in großem Maßstabe betriebe und den Versuch wagte, die Arbeiteraushebung ganz planmäßig zu organisiren.

Es würde eine solche methodische Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit Hand in Hand gehen müssen mit den Bestrebungen der christlichen Mission, sowie mit ernstlichen Studien auf ethnologischem und anthropologischem Gebiet. Alles könnte ineinandergreifen und die Resultate würden sehr viel günstigere sein können.

Der Plan, weiter ausgeführt, würde sich ungefähr folgendermaßen darstellen: Neben einem dem besonderen Zwecke der Rekrutirung dienenden Schiffe gehört vor allem dazu ein Kapitän, welcher für die Wichtigkeit der Aufgabe volles Verständnis hat; wenn der Kapitän der richtige Mann ist, wird es nicht nötig sein, auch auf eine auserlesene Schiffsmannschaft sein Augenmerk zu richten; es kommt besonders darauf an, daß die eingeschifften Arbeiter schon von vornherein freundlich behandelt werden. Sie müssen sich ungenirt an Bord bewegen und ihre Mahlzeiten halten dürfen, täglich ihr Stück Tabak, Frierende eine Decke erhalten, Kranke mit Arznei versorgt werden ꝛc. und sie könnten wie spielend zu kleineren Schiffsarbeiten herangezogen werden. Die wichtigste Person aber bleibt der Rekrutirer: dies muß ein Mann sein, der zunächst das richtige Verständnis für das Leben und die Anschauungsweise der Eingeborenen überhaupt besitzt, auch für die schwachen Seiten derselben, dem sodann noch einige Kenntnis der Eingeborenensprachen oder doch wenigstens Interesse dafür, im übrigen Energie und persönlicher Mut zu Gebote stehen; denn ohne Frage wird er hier und da in einen Konflikt verwickelt werden. Nicht zu unterschätzen ist auch eine auserlesene farbige Bootsbesatzung, welche von vornherein Vertrauen einflößt. Kapitän und Rekrutirer pflegten gewöhnlich pro Kopf des angeworbenen Arbeiters extra honorirt zu werden; es liegt in dieser Art der Bezahlung für meine Anschauung etwas unmoralisches insofern, als dadurch gerade allen möglichen Übergriffen Vorschub geleistet werden kann; doch ist es nicht zu verkennen, daß bei diesem Geschäfte, welches ein großes persönliches Risiko in sich schließt, nebenbei sehr mühsam und aufreibend ist, ein gewisses materielles Äquivalent verlangt werden darf. Dieses würde aber besser in einer besonders günstigen, über den Durchschnitt hinausgehenden Besoldung zu bestehen haben. Da bei einem solchen Bezahlungsmodus kein Grund vorliegt, zu befürchten, daß Unregelmäßigkeiten begangen werden, so kann auf die Anwesenheit eines Regierungskommissars für gewöhnlich verzichtet werden. Die ganze Sache würde aber gefördert werden, wenn wenigstens zeitweilig eine offizielle Person, etwa ein „Anwalt der Eingeborenen" das Werbeschiff begleitete; in jedem Falle würde aber die offizielle Kontrole seitens der Reichsbehörde fortbestehen müssen.

Die Arbeiteraushebung würde sich nun wesentlich verschieden gestalten, je nachdem man an einem Orte rekrutirt, wo Beziehungen zu Europäern bis dahin nicht bestanden haben, oder an einem anderen, wo solche seit längerer oder kürzerer Zeit im Gange waren. Im ersteren Falle wird jede erste Verständigung ihre Schwierigkeiten haben, und man wird sich darauf beschränken müssen, Geschenke auszuteilen, so gut es geht, zu überreden und abzuwarten. Wenn man Glück hat, jemanden zu gewinnen, so werden Verträge allgemeiner Natur abzuschließen sein, in welchen besonders die Zeitdauer des Engagements und die richtige Zurücklieferung auszudrücken wären.

An Orten, wo schon früher rekrutirt wurde, würde sich eine bessere Verständigung mit Hülfe des sehr verbreiteten Pigeonjargon von vornherein leicht erzielen lassen und man würde hier darauf Bedacht nehmen müssen, geeignete Dolmetscher für die benachbarten Distrikte zu gewinnen und mit Hülfe derselben diese Bezirke zu durchmustern; wenn möglich würden auch sofort die notwendigsten sprachlichen Erhebungen zu machen und zu Papier zu bringen sein, etwa eine Rede des folgenden Inhalts in möglichst viele Dialekte übersetzt: „You like go ship? ten fellow moon you stop! by and by you come back! get plenty tabacco; plenty tomahack; fine lawa lawa. You kai kai all the same yam, taro, coconut; not too much work. you like come? what name belong place? what name belong you? what name belong this fellow?" — Bei allen Arbeiter-Aushebungen, welche auf einem sprachlich ganz fremden Gebiete stattfinden, sollte man nicht weniger als 2 Leute zu erlangen suchen. Wenn so viele nicht zu gewinnen sind, dann würde die Werbung hier lieber zunächst ganz aufzugeben sein. Der einzelne würde sich in der Fremde zu vereinsamt vorkommen.

Es muß weiterhin darauf Wert gelegt werden, auch Frauen anzuwerben, teils zur Gesellschaft der Männer, teils in Rücksicht darauf, daß die Frau bei ihrer Rückkehr in die Heimat im allgemeinen sehr viel mehr durch günstige Berichte wirken kann als der Mann.

(Schluß folgt.)

Die Kaiserliche Bestallung und Instruktion für den Reichskommissar Wißmann.

Dem Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, ist folgende Kaiserliche Bestallung erteilt worden:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen ꝛc. ꝛc. ꝛc. thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß, nachdem durch das Gesetz vom 2. Februar d. J. — Reichsgesetzblatt Nr. 2, Seite 3 — Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika beschlossen worden sind, und die Ausführung dieser Maßregeln einem Reichskommissar übertragen werden soll, Wir für dieses Kommissorium unsern Hauptmann Wißmann, à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß, ausersehen und ihn zum Kommissar des Reiches für Ostafrika bestellt haben. Derselbe ist mit der Ausführung der in dem Gesetze vom 2. Februar d. J. vorgesehenen Maßregeln beauftragt. Wir befehlen daher dem Hauptmann Wißmann und erteilen ihm hiermit Vollmacht, nach Maßgabe Unserer ihm durch den Reichskanzler zu übermittelnden Weisungen als Unser Kommissar in Ostafrika und namentlich in den durch den Vertrag vom 28. April 1888 unter Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellten Besitzungen des Sultans von Sansibar sowie in den benachbarten, unter Unserem Schutze stehenden Gebieten des Festlandes die zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen erforderlichen Maßregeln zu treffen, für Herstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in den bezeichneten Besitzungen und Gebieten durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel Sorge zu tragen und für diese Zwecke die durch § 1 des Gesetzes vom 2. Februar d. J. zur Verfügung gestellten Mittel zu verwenden.

Indem Wir dem Hauptmann Wißmann dieses Kommissorium erteilen, befehlen Wir Unseren Offizieren und Beamten, ihn und im Falle seiner Behinderung den zu seiner Stellvertretung berufenen Beamten in der Erfüllung dieses Auftrages zu unterstützen, und fordern alle, die es angeht, auf, dem Hauptmann Wißmann, wie seinem etwaigen Stellvertreter, bei Ausübung der ihm durch diesen Unsern Auftrag übertragenen Funktionen den schuldigen Gehorsam zu leisten.

Des zu Urkund haben Wir gegenwärtiges Kommissorium Allerhöchst Selbst vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.

So geschehen und gegeben Berlin, den 8. Februar 1889.

(L. S.) gez. Wilhelm I. R.

ggez. Fürst v. Bismarck.

Der Reichskanzler hat dem Hauptmann Wißmann unterm 12. Februar eine Instruktion erteilt, in welcher es heißt:

„Was Ihr Verhältnis zu den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Ostafrika betrifft, so ist daran festzuhalten, daß die Rechte der Gesellschaft, welche sich aus dem zu Ihrer Information abschriftlich anliegenden Vertrage derselben mit dem Sultan vom 28. April v. J. ergeben, unverändert fortbestehen. Die Verwaltung bleibt unter Ihrer, in meiner Vertretung nach Art. 41 und 42 des anliegenden Statuts geübten Aufsicht den Organen der Gesellschaft in den ihr unterstellten Gebieten, insoweit nicht durch militärische Rücksichten Einschränkungen, beziehungsweise eine zeitweilige Suspension geboten erscheinen und mit dem Standrecht die Zivilbefugnisse auf das Militär übergehen. Eine Einmischung in die geschäftlichen Angelegenheiten der Gesellschaft und namentlich auch in die Zollverwaltung wollen Sie vermeiden. Dagegen übertrage ich Ihnen die Ausübung der mir statutenmäßig zustehenden Aufsicht über die Gesellschaft, soweit es sich um die Thätigkeit derselben auf dem ostafrikanischen Festlande handelt. Euer Hochwohlgeboren werden sich daher für befugt zu erachten haben, Abänderung etwaiger Anordnungen der Gesellschaft zu verlangen, welche geeignet scheinen, die einheimische Bevölkerung zu beunruhigen, oder welche im Widerspruch mit den vertragsmäßigen Rechten anderer europäischer Nationen stehen.

Wird Ihrem Verlangen keine Folge geleistet, können Sie die von Ihnen angefochtenen Verordnungen zeitweilig außer Kraft setzen.

Desgleichen sind Euer Hochwohlgeboren berechtigt, in dringenden Fällen die Entfernung von Beamten der Gesellschaft herbeizuführen, deren Verbleiben mit der Aufrechterhaltung der Sicherheit und der guten Beziehungen zu der einheimischen Bevölkerung nicht vereinbar erscheint."

Am 25. Februar war Hauptmann Wißmann in Alexandrien angekommen. Einige Herren der Expedition sind bereits an der ostafrikanischen Küste, während der von Wißmann außer den fünf gekauften Schiffen noch gecharterte Dampfer „Martha" am 11. März Hamburg verlassen dürfte. Premierleutnant Gravenreuth, welcher dem Geschäftsbüreau Wißmanns hier vorsteht, dürfte in den nächsten Tagen zur Dienstleistung beim Auswärtigen Amt kommandirt werden.

Digitized by Google

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Die Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels.) Unter Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg hat am 23. Februar im Hotel Kaiserhof eine erste Sitzung der Gesamtkommission zur Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels stattgefunden, in welcher über die Inangriffnahme der praktischen Thätigkeit beraten und die Wahlen des Präsidiums und des engeren Ausschusses der Kommission vorgenommen wurden. Die Sitzung war sehr zahlreich besucht Die Gesamtkommission besteht aus 53 Herren, welche die Wahl bereits angenommen haben, indes die Beitrittserklärung noch von 11 Herren aussteht. Zu Vorsitzenden der Kommission wurden erwählt die Herren: Fürst Hohenlohe Vorsitzender, Se. Exzellenz Hausminister v. Wedell 1. stellvertretender Vorsitzender und Herr Oberbürgermeister a. D. Weber 2. stellvertretender Vorsitzender. In den Ausschuß wurden ferner gewählt als Mitglieder: Se. Exzellenz Generalleutnant v. Drigalski, Superintendent Dryander, Dr. Ebert, Dr. Hammacher, vom Rath, Prof. Schüller, Kapitän z. S. Stenzel. Der Ausschuß wird durch Zuwachs auf 15 Mitglieder erhöht. Bezüglich der Thätigkeit der Kommission wurde als notwendige Vorbedingung jeden Eingreifens erachtet, Informationen zu sammeln und Nachrichten einzuziehen, um zu wissen, wie die Verhältnisse überhaupt sind, diese Kenntnisse in weiteren Kreisen unseres Volkes zu tragen und dadurch den Boden zu schaffen, auf dem man sicher vorgehen kann. Eine praktische Thätigkeit wird alsdann in Anlehnung an das, was vom Reiche geschieht, und an die Fortschritte, welche das Vorgehen des Reichskommissars Wißmann in Ostafrika macht, sich ergeben. Der engere Ausschuß wurde ermächtigt, alle Schritte zu thun, welche im Interesse der Kommission liegend und als notwendig und nützlich erachtet werden, und darüber baldigst in Unterhandlungen mit den Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft zu treten.

— Abteilung München. Der letzte Herrenabend bot den Anwesenden einen Vortrag des Stabsarztes Dr. Buchner über eine Frage von der größten Wichtigkeit für die Entwicklung tropischer und subtropischer Kolonien. Gegenstand war nämlich die Malaria nach ihrem Wesen und ihrer therapeutisch noch schwer besiegbaren Macht. Die von Dr. Buchner gegebenen Darlegungen wurden sowohl durch mehrere kleine physikalische Experimente, als durch Vorlage von Abbildungen der neuesten mikroskopisch festgestellten Ergebnisse besonders veranschaulicht. Diese Krankheit, welche übrigens in den verschiedensten Wärmegürteln der Erde auftritt, nur gradweise verschieden, wurde namentlich durch Untersuchungen italienischer Forscher als im Blute haftend erwiesen, da sie durch Blutinfektionen von Kranken auf Gesunde übertragbar ist. Es wurde sodann durch Gelehrte in Rußland, Nordamerika, Frankreich und namentlich Italien als unzweifelhaft dargethan, daß der Krankheitserreger, der kein Bacillus sei, in den eigentlichen Blutkörperchen seinen Sitz nimmt, in welchen er sich vermehrt, während er sie zerstört. Die Verbreitung wird wesentlich durch aufsteigende Luft in einer allerdings nur sehr geringen Höhe über dem Boden bewirkt. Die sowohl als Arznei wie auch prophylaktisch in Anwendung kommenden Mittel Chinin und Arsen seien zwar schätzenswert, aber keineswegs von allgemeiner Verläßlichkeit für die individuell so verschiedenen menschlichen Organismen. Für Herrn Premierleutnant v. Gravenreuth wird auf die Tage seiner Durchreise durch München eine gesellige Feier an einem noch zu bestimmenden Abend in Aussicht genommen.

— Abteilung Weimar. Den zweiten von der Abteilung in diesem Winter veranstalteten Vortrag hielt Dr. Hans Meyer am 11. d. M. vor einer großen Anzahl von Zuhörern, unter denen sich auch Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog, sowie der Erbgroßherzog von Sachsen befanden, ab. Der Redner sprach über seine letzte Reise, die er zur Erforschung des Kilimandscharogebietes im Sommer vorigen Jahres unternommen hatte, deren unglücklicher Verlauf bekannt ist. Der Vortrag, der außer eigenen Erlebnissen ein sehr klares und anschauliches Bild des Landes in geographischer und hydrographischer Beziehung gab, zeichnete sich besonders aus durch die belehrenden, auf Grund eigener Erfahrung mit Scharfblick und praktischem Sinn gemachten Mitteilungen über Deutsch-Ostafrika. Allseitiger lebhafter Beifall lohnte dem Redner. — Nach dem Vortrag vereinigten sich zahlreiche Mitglieder der Kolonialgesellschaft zu einem Herrn Dr. Meyer angebotenen einfachen Festmahl, bei dem Herr Generalkonsul Dr. Rohlfs dem Gast den Dank der Abteilung für seinen Vortrag aussprach und die besten Wünsche für das Gelingen der dritten von Dr. Meyer für den Sommer d. J. in Aussicht genommenen Reise zum Kilimandscharo aussprach. Herr Dr. Meyer entgegnete mit warmen Worten dankbarer Anerkennung für die Beweise der Teilnahme, die Seine Königliche Hoheit der Großherzog, sowie die Abteilung Weimar seinem Streben entgegengebracht.

— Die Abteilung Dortmund hat am 8. und 9. Februar zum Besten der Unternehmungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels lebende Bilder mit musikalischen Aufführungen veranstaltet, welche äußerst zahlreich besucht waren. Es waren dieselben Bilder, welche bereits in Köln und Aachen lebhafte Bewunderung erregt hatten: 1. Gründung der afrikanischen Handelsgesellschaft unter Major v. d. Groeben (1684). 2. In der Wüste. 3. Sklavenmarkt. 4. Arabische Gartenszene. 5. Flucht vom Sklavenschiff. 6. Sieg des Christentums und Einführung der Kultur.

— Abteilung Oberlahnstein. Der Vortrag des Herrn Paul Reichard am 28. Januar cr. war ein sehr stark besuchter, so daß der geräumige Saal des Kasinos die Zuhörer kaum alle aufzunehmen vermochte. Ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Teilnahme der Bevölkerung an unseren Bestrebungen. Der Vortrag fand den ungeteilten und lebhaften Beifall der Anwesenden. Sehr zur Belebung des Interesses in unserer Abteilung tragen auch die monatlich stattfindenden Herrenabende bei, welche mit einem Vortrag über ein beliebiges kolonial-politisches Thema jedesmal verbunden sind und bisher stets gut besucht waren und vielen Beifall fanden.

— Abteilung Pforzheim. Am 1. Februar sprach Herr Ministerial-Präsident Grimm auf Einladung verschiedener Korporationen in Rastatt und am 6. in Pforzheim, wo außerordentlich besuchte Versammlungen stattfanden, über die Lage der Verhältnisse in Ostafrika und über den Sklavenhandel. Die Vorträge erfreuten sich des lebhaftesten Interesses der Anwesenden.

— Abteilung Nürnberg. In der Sitzung am 21. v. M. teilte der Vorsitzende, Hr. Regierungsrat Frhr. v. Tucher mit, daß das hiesige Lokalkomitee für die deutsche Emin Pascha-Expedition beschlossen hat, von den hier gesammelten Geldern (11 300 Mark) 11 000 Mark an das Berliner Hauptkomitee zu senden. Hierauf erhielt Herr Missionar Deimler das Wort zu einem Vortrage über „Geschichtliche Bilder aus Ostafrika".

Kleine Mitteilungen.

— (Herr Dr. Peters) ist mit seinen Begleitern, zu denen noch Leutnant v. Skorzewski als Volontär gekommen ist, am letzten Dienstag abgereist, um sich nach Ostafrika zu begeben. Wir wünschen ihm den besten Erfolg. Noch heute bestehen ja dieselben Gründe, welche im vorigen Jahre die Bewegung in Deutschland anfachten, daß nämlich Emin Pascha Hilfe gebracht und damit zugleich eine Lösung großer wirtschaftlicher und humanitärer Fragen angebahnt werden müsse. Möge auch die Emin Pascha-Expedition dazu beitragen, diese hohen Ziele zu erreichen!

— (Die ostafrikanische Plantagengesellschaft), in deren Namen 50 000 M. dem Emin Pascha-Komitee unter gewissen Bedingungen zugesichert waren, hat in einer am vorigen Sonnabend abgehaltenen Generalversammlung die Ablehnung des auf Bewilligung dieser Summe gerichteten Antrages beschlossen. Wie wir hören, ist jedoch von anderer Seite zur Deckung des hierdurch entstandenen Ausfalls der Betrag von 50 000 Mark bereits wieder gezeichnet worden.

— (Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.) In der am 16. d. M. unter dem Vorsitz des Herzogs von Ujest stattgefundenen Sitzung des Verwaltungsrates der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welcher von seiten des Auswärtigen Amtes der Geh. Legationsrat Dr. Krauel beiwohnte, kam die durch die bekannten Vorgänge im Damaralande geschaffene Lage zur Erörterung. Da es der Gesellschaft unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich ist, ihre Rechte und Interessen in dem Gebiete Mahareros geltend zu machen, auch nicht die Mittel besitzt, um aus eigener Macht die Ordnung dort wiederherzustellen, so wurde beschlossen, den Schutz des Reiches anzurufen, einstweilen die Bergbehörde fortbestehen zu lassen, wenn dieselbe auch thatsächlich ihre Funktionen nur in den außerhalb des Maharerogebietes liegenden Teilen des deutschen Schutzgebietes ausüben kann. Die bisherigen Ermittelungen über die an vielen Stellen gemachten Goldfunde haben zwar noch nicht zur Feststellung eines abbauwürdigen, mit Aussicht auf Gewinn zu bearbeitenden Goldvorkommens geführt, aber sie lassen die Hoffnung begründet erscheinen, durch weitere Nachforschungen reichhaltigere und deshalb abbauwürdige Erzlagerstätten zu finden.

— (Der Sultan von Sansibar) hat eine Proklamation erlassen, durch welche die Einfuhr und Ausfuhr, sowie jeder Handel mit Waffen und Munition für Sansibar und Pemba untersagt werden. Der britische Konsul hat durch eine Konsularordnung allen britischen Unterthanen die Befolgung dieser Proklamation bei einer Strafe von eintausend Rupien, eventuell 2 Monaten Gefängnis anbefohlen. Der Sultan hat sich auch insofern entgegenkommend gezeigt, als er die Admirale bei den Flotten des Blokadegeschwaders ermächtigte in den Territorialgewässern von Pemba und Sansibar das sonst ihm zustehende Recht, arabische Sklavenschiffe, die sich des verbotenen Handels schuldig machten zu durchsuchen und wegzunehmen, auszuüben.

— (Im englischen Unterhause) erklärte Lord Salisbury, die Blokade sei, soweit ihm bekannt, erfolgreich; es seien nicht nur einige Sklaven weggenommen worden, der Erfolg der Blokade sei auch dadurch erwiesen, daß nur wenige Sklavenhändler sich auf das Meer wagten. Der Kampf mit den Sklavenhändlern werde ein langer und schwieriger sein, da die Araber, die von diesem Handel lebten, allarmirt seien und ihr möglichstes thäten, um die Unterdrückung desselben zu verhindern.

— (Der Direktionsrat der Ostafrikanischen Gesellschaft) trat am 20. zu einer Sitzung zusammen, in welcher der zur Berichterstattung hierher berufene Konsul a. D. Bohsen ein mit Befriedigung und Beifall aufgenommenes Bild seiner Thätigkeit in Ostafrika entwarf. Die Lage der Gesellschaft in den beiden Küstenplätzen Dar-es-Salaam und Bagamoyo war bis zur Abreise Bohsens derart, daß die Verwaltung der Zölle bis zur Abreise Bohsens noch ermöglicht und somit die Gesellschaft im stande war, die dem Sultan von Sansibar vertragsmäßig garantirte Summe an denselben abzuliefern. Sobald der Aufstand erloschen ist, werden die begonnenen Arbeiten der Gesellschaft wieder aufgenommen werden. Allseitig fand es Beifall, daß Konsul Bohsen wie die gesamte Beamtenschaft der Gesellschaft auf ihren schwierigen Posten ausharrten und auch beim Beginn der Unruhen nicht aufgehört hatten, die wirtschaftliche

Grundlage für die Ausbeutung der Schutzgebiete vorzubereiten. Die finanzielle Lage der Gesellschaft entspricht den vom Abg. Ochelhäuser im Reichstage gemachten Angaben vollauf. Der Direktionsrat beschloß, dem Reichskanzler für die dem Schutz der deutschen Interessen in Afrika gewidmete Thätigkeit seinen besonderen Dank auszusprechen, und erkannte das Eingreifen der Herren Ochelhäuser und v. Bennigsen zum Schutze der angegriffenen Interessen der Gesellschaft im Reichstage gleichfalls dankbar an. Herr Konsul Vohsen wird in nächster Zeit eine Denkschrift ausarbeiten, durch welche mit Leichtigkeit alle Verleumdungen gegen die Gesellschaft widerlegt werden können, die vom Auslande her ihren Eingang insbesondere in die freisinnige Presse gefunden haben. Zum Schluß wurde Herrn Dr. Peters der von ihm erbetene Urlaub bewilligt.

— (Über die Ausübung der Prisengerichtsbarkeit) aus Anlaß der ostafrikanischen Blokade ist am 15. Februar eine Verordnung im Reichsanzeiger veröffentlicht. Danach erfolgt die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der von dem deutschen Geschwader aus Anlaß der Blokade der ostafrikanischen Küste gemachten Prisen in erster Instanz durch das Prisengericht in Sansibar, in zweiter Instanz durch das Ober-Prisengericht in Berlin. Die allgemeine Geschäftsaufsicht über diese Gerichte steht dem Reichskanzler zu. Dem Prisengericht steht als Einzelrichter der kaiserliche Generalkonsul in Sansibar oder, im Falle seiner Behinderung, derjenige kaiserliche Beamte vor, welcher ihn bei der Ausübung der Konsulargerichtsbarkeit zu vertreten hat. Das Ober-Prisengericht besteht aus einem Vorsitzenden und sechs Beisitzern. Bei dem Prisengericht wie bei dem Ober-Prisengericht wird je ein Kaiserlicher Kommissar bestellt. Kaiserlicher Kommissar bei dem Prisengericht ist der Auditeur des Blokadegeschwaders, welcher im Behinderungsfalle durch einen vom Geschwaderchef zu bezeichnenden Offizier vertreten wird. Die Kaiserlichen Kommissarien haben den Anweisungen des Reichskanzlers Folge zu leisten. Die Ernennung der Mitglieder des Ober-Prisengerichts und ihrer Stellvertreter sowie des Kaiserlichen Kommissars bei dem Ober-Prisengericht erfolgt durch Kaiserliche Order.

— (Westgrenze des deutschen Schutzgebiets von Kamerun.) Durch Verschiebung der 1885er Grenze ist im folgenden Jahre das deutsche Schutzgebiet wesentlich geschmälert worden. Die neue Grenze, wie sie zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien am 24. Juli (2. August) 1886 bestimmt wurde, soll von der Quelle des Rio del Rey nach den Ethiope-Stromschnellen des Old Calabar (Großfluß) und von da in gerader Linie östlich nach der Stadt Jola laufen. Nun läßt leider diese Bestimmung verschiedene Auffassung zu, wie eine Vergleichung der neuesten deutschen und englischen Karten beweist. Vor allem ist zweifelhaft, wo die Quelle des Rio del Rey liegt. Dieser Fluß entsteht nämlich aus 2 Strömen, dem Akwayefe und dem Ndiani. Welcher ist nun der Quellfluß? Die deutschen Karten betrachten ersteren, die englischen letzteren als solchen. Haben diese Recht, so wird das deutsche Schutzgebiet ganz gewaltig geschmälert. Auch den weiter genannten Grenzpunkt — die Ethiope-Stromschnellen des Old Calabar (dessen Lauf auf beiden Karten äußerst verschieden ist) zeichnen die englischen Karten an offenbar falscher Stelle ein. Dagegen liegt nach den neuen, richtigen deutschen Karten z. B. die Station Katsena Allah der Nigerkompanie (am Fluß gleichen Namens, Nebenfluß des Benue) in deutscher Interessensphäre, ebenso der Hewettberg. Zur Beurteilung obiger Frage betrachte man die Karte von van der Vecht in Heft II von 1888 der Danckelmannschen Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten und andrerseits die Karte des englischen Vizekonsuls Johnston in den Proceedings der englischen Geographischen Gesellschaft vom Dezember 1888. Wie Wichmann in Petermanns Mitteilungen 1889 Heft I richtig bemerkt, wird es einer genaueren Abmachung der beiden beteiligten Mächte bedürfen. Jedenfalls sollten in einem Lande, wo so manches dunkel ist, Grenzbestimmungen nach natürlichen Merkmalen nur bei der Möglichkeit ganz zweifelloser Bestimmungen, sonst aber nach geographischen Längen und Breiten stattfinden. H.

— (Subventionirte Dampferlinie nach Ost-Afrika.) Die Nachrichten über die Einrichtung dieser Dampferlinie sind in der Tagespresse, so schreibt der „Export", wiederholt als unzutreffend bezeichnet worden. Unseres Wissens hat die Reichsregierung die ganz bestimmte Absicht, der Beschlußfassung des Reichstages die Errichtung einer subventionirten Dampferlinie nach Sansibar zu unterbreiten, nur ist es fraglich, ob es noch in dieser Session geschehen wird. Diese Verzögerung wird damit motivirt, daß infolge der kriegerischen Unruhen der Handelsverkehr in und mit Ostafrika ins Stocken geraten ist. Erwägt man jedoch, daß gerade während der Dauer der Unruhen ein regelmäßiger Verkehr sowohl für die Zwecke der Marine, wie der in Ägypten angeworbenen Landungstruppen und der in Ostafrika zu fördernden deutschen Interessen überhaupt wünschenswert erscheint, so liegt der Wunsch nahe, daß die neue Linie sobald wie möglich ins Leben trete. Sollten die Unruhen eher beendet sein, als nach Lage der Dinge zur Zeit vermutet werden kann, so dürfte in erster Linie die Dampferlinie dazu beitragen, die wirtschaftlichen Bedürfnisse und Interessen Deutsch-Ostafrikas in wirksamer Weise zu fördern. Auch wenn demnächst bereits die Mittel für gedachte Linie vom Reichstag bewilligt werden, so werden immer noch Monate bis zur Indienststellung der Schiffe vergehen. Weshalb also mit der Inszenirung einer Maßregel zögern, die mächtig zur Hebung einer Kolonie beitragen wird, welche zu halten und zu fördern die Reichsregierung jetzt verpflichtet ist. Bis dat, qui cito dat!

— (Erfolg italienischer Kolonialpolitik.) Die Einnahmen des Zollamtes von Massaua überschreiten, nach dem Mailänder „Sole", gegenwärtig den Monat 100 000 Franken, ein Beweis, daß der Handel dieses Hafenplatzes in steter Zunahme begriffen ist, denn im Jahre 1884, zur Zeit der militärischen Besetzung des Platzes durch die Italiener, betrug das Monatserträgnis des Zollamtes kaum 50 000 Franken.

— (Die deutsche Kolonisationsgesellschaft in Berlin-Schöneberg.) Der „Export" schreibt in seiner Nummer 7 in einem ähnlichen Sinne wie wir in Nr. 7, über diese Gesellschaft folgendes: Die Gründung neuer Kolonisationsgesellschaften in Deutschland hat allmählich einen Umfang erreicht, daß man sich bei der Ähnlichkeit ihrer Namen kaum noch zwischen ihnen zurechtzufinden vermag. Diejenige, mit welcher wir uns hier beschäftigen wollen, ist nicht identisch mit der aus der Fusion des früheren „Deutschen Kolonialvereins" mit der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" hervorgegangenen „Deutschen Kolonialgesellschaft", sondern sie ist eine offene Handelsgesellschaft, bei welcher mehrere Mitglieder die Haftpflicht übernommen haben, während alle anderen Mitglieder nur stille Teilnehmer sind und also nur mit dem von einem jeden gezeichneten Betrage haften. Zweck der Gesellschaft ist, Droguen, Medikamente, Gewürze und andere Naturprodukte aus den Tropengegenden Südamerikas in Deutschland einzuführen und deutsche Fabrikate nach jenen Ländern auszuführen. Unter den Einfuhrprodukten wird Papayotin und Ananassaft besonders namhaft gemacht. Auch die Kolonisation in solchen Ländern, in welchen durch die klimatischen und politischen Verhältnisse das gute wirtschaftliche und geistige Fortkommen, sowie die Erhaltung und weitere Kräftigung des Deutschtums der Einwanderer sicher gestellt ist, soll in möglichst engem Anschluß an die bereits in Südamerika bestehenden deutschen Kolonien ins Auge gefaßt, für Anlage von Faktoreien und für den Absatz der Erzeugnisse der Kolonisten nach Kräften gesorgt werden. Wie weit Papayotin und Ananassaft nutzbringend in Deutschland zu verwerten sind, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis; nach Ansicht des geschäftsführenden Vorstandes sichern diese beiden Handelsgegenstände allein der Gesellschaft ihr Bestehen. Sollte dies der Fall sein, so wird es der Gesellschaft ja nicht schwer fallen, ihren Geschäftsbetrieb allmählich zu erweitern und das ganze ihrem Unternehmen zu Grunde liegende Programm zur Ausführung zu bringen. Leider aber müssen wir befürchten, daß ihre Fusion mit der früheren „Deutsch-Brasilianischen Handels- und Plantagen-Gesellschaft", welche thatsächlich nichts Ersprießliches geleistet hat, im höchsten Grade hemmend auf ihre Entwickelung einwirken wird. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß die letztgenannte Gesellschaft behauptet hatte, in Rio Grande do Sul, Bahia und Santa Catharina Plantagen zu besitzen, und daß wir auf unsere bezüglichen Anfragen in allen diesen Provinzen in Erfahrung gebracht haben, daß dies nicht der Fall ist. Es ist somit eine offene Unwahrheit von ihr behauptet, eine Täuschung des Publikums von ihr begangen worden, und dies müßte doch wohl erst von der „Deutschen Kolonisationsgesellschaft" offen eingeräumt werden, bevor man ihr ein volles Vertrauen entgegenbringen kann. Diese Forderung ist um so berechtigter, als einige Personen, welche an ihrer Spitze stehen, auch der früheren „Deutsch-Brasilianischen Handels- und Plantagen-Gesellschaft" als geschäftsführende Vorstandsmitglieder angehört haben. Auch für die sogenannte Volkstümlichkeit des neuen Unternehmens, welche man durch Ausgabe von auf 100 Mk. lautenden Anteilscheinen erzielen will, vermögen wir uns nicht zu erwärmen. Derartige Experimente sind schon oft gemacht worden, haben aber noch stets Mißerfolge gehabt. Kann von der Gesellschaft der strikte Beweis geliefert werden, daß allein der Handel mit Papayotin und Ananassaft das Unternehmen sicher stellt, so giebt es doch wahrlich flüssiges Großkapital genug, um den Appell an das Kleinkapital vermeiden zu können. Wir wünschen der Gesellschaft die besten Erfolge, wollen auch nicht leugnen, daß uns der Inhalt ihres ersten Korrespondenzblattes wohlthuend berührt hat, müssen uns aber ihrer geschäftlichen Thätigkeit gegenüber die strengste Reserve auferlegen, bis sie durch ihre etwaigen Erfolge unsere oben ausgesprochenen Bedenken widerlegt hat.

— (Die Lage am Nyassa-See.) Im englischen Unterhaus erklärte am 21. Februar Unterstaatssekretär Fergusson: Die Regierung könne keine Verantwortlichkeit übernehmen hinsichtlich der Handels- und Missionsstationen am Nyassa-See und in Central-Nyassa; sie habe aber gegen jeden Versuch Portugals, die Schiffahrt auf dem Sambesi zu schließen, protestirt. Gegen Forschungsexpeditionen, welche von portugiesischer Seite in portugiesischen Besitzungen unternommen würden, könne die Regierung nicht protestiren. Es würde aber Grund vorhanden sein, zu klagen, wenn dergleichen Expeditionen als Mittel gebraucht würden, um die englischen Handels- und Missionsstationen zu schädigen.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Montag, den 4. März: Herrenabend. Bericht des Herrn Thießen über „Baumann, Usambara" und des Herrn Regierungsbaumeisters K. Hoffmann über die Expedition des Grafen Teleki.

Quittung.

über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Herrn Heinrich Strauß, Magdeburg, Mk. 300, von Herrn Rud. Mosse Mk. 50, von Herrn Gruson, Magdeburg Mk. 1000, von Herrn Theod. Mosse, in Firma Gebr. Mosse, Mk. 50, von Frau Hänel Clauß Mk. 20, von Herrn Ingenieur Mischke, Wellburg, Mk. 30, von Herrn Kammerrat von Koppelow, Schwerin i. Meckl., Mk. 10, von Herrn Bankier Meyer Cohn, Berlin, Mk. 60, von Frau Dr. Rose, Wismund, Mk. 3, von H. A., Quedlinburg, Mk. 15, von Herrn Geheimrat Dr. Meyer Mk. 10, von Fräulein Anna Wolf, Schwed: a. O., Mk. 4, von Herrn Mey, Plagwitz b. Dresden, Mk. 100, von Herrn Amtsrat Meier, Leisnig, Mk. 14, von Frau Haller, Hütten b. Parken i. Meckl., M. 10, von Hans und Swestinq (Hütten) aus ihrer Sparkasse Mk. 10, von Fräulein Charlotte Gerold gesammelt Mk. 18, aus Leisnig von Herrn Amtsanwalt Altenstädt Mk. 3, von Herrn Rechtsanwalt Dr. Mirus Mk. 5, von Herrn Amtsrichter Dr. Karl Meier Mk. 6, von Frau Vize-Admiral Livonius gesammelt Mk. 8, aus Görlitz Mk. 4. An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein Mk. 120.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 10. Berlin, 9. März 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Vorschläge zu einer praktisch-kolonisatorischen Inangriffnahme ostafrikanischer Besitzungen. Von Paul Reichard. — Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen. Von Dr. O. Schellong. (Fortsetzung.) — Koloniale Rundschau. — Neue koloniale Unternehmungen. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Bekanntmachung.

Sonnabend, den 23. März, nachmittags 4 Uhr,
wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in Berlin im großen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92, stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht, vorgelegt durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr 1888. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten. (Absch. VI Art. 5 der Satzungen.)
3. Der Voranschlag für 1889.
4. Wahl des Vorstandes auf drei Jahre, bestehend aus 25 Mitgliedern. (Absch. V Art. 1 der Satzungen.)
5. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. (Absch. VI Art. 5.)
6. Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen kolonialen Unternehmungen.
7. Etwaige Anträge.
   Die Abteilungen München und Berlin beantragen Änderung der Satzungen Abschnitt III Art. A 1 und ferner einen Zusatz zu Absatz 1, dahin gehend:
   Abt. München: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen als Jahresbeitrag mindestens so viel, als die Mitglieder der Abteilung."
   Abt. Berlin: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen mindestens 9 ℳ Jahresbeitrag."
8. Geschäftliches.

Der Hauptversammlung am 23. März wird eine Sitzung des Vorstandes vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird. Diese Sitzung beginnt am gleichen Tage um 11½ Uhr und findet in einem kleinen Saale des Hotel Kaiserhof statt. Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Vorschläge zu einer praktisch-kolonisatorischen Inangriffnahme ostafrikanischer Besitzungen.[1])

Von Paul Reichard.

Ganz eigentümliche Vorgänge spielen sich in allen denjenigen Ländern Afrikas ab, welche von kolonienbedürftigen zivilisirten Völkern in neuerer Zeit beschlagnahmt worden sind. Überall ein ungemein leichtes Eindringen mit nachfolgender Besitzergreifung, welcher sozusagen gar kein Widerstand entgegengesetzt wird; dann aber stellt sich überall, wo man eingedrungen ist, ein Etwas gegenüber, welches sich nicht greifen läßt, welches nirgends einen Punkt bietet, wo man einen Hebel einsetzen könnte, wo man den Feind packen könnte. Dieses Etwas ist der passive Widerstand der Eingeborenen und dieser ließ bis heute nirgends zu, daß der Europäer durchschlagende Erfolge in der Erschließung und Unterwerfung Afrikas zu erzielen vermochte. Überall steht ihm der Eingeborene mit seinen so sehr geringen Machtmitteln unbeeinflußt, unbewältigt gegenüber, an keinem Punkte vermochte der Europäer mit seiner Intelligenz die enorme Arbeitskraft des Negers auch nur in geringem Grade auszubeuten.

Sehen wir uns dagegen die Erfolge an, welche die sich feindlich gegenüberstehenden Wilden einander abgerungen haben, so muß man im Vergleich zu den unsern staunen.

Nach meist verhältnismäßig geringen Kämpfen, welchen diplomatische Erfolge auf dem Fuße folgen, erstehen große, mächtige Reiche. Der Sieger saugt den Unterworfenen auf und dieser fügt sich willig dem Bedrücker.

In dem neuen Reiche blühen Ackerbau und Viehzucht auf, und eine verhältnismäßige Sicherheit wird geschaffen, diese wiederum veranlaßt Einwandererzuzüge von allen Seiten. Alles dieses wird erreicht mit den so unzureichenden Mitteln an Macht und Intelligenz der Neger.

Dasselbe begegnet uns bei den Arabern, welche in Afrika eindringen. Überall haben sie in kürzester Zeit, meist sogar ohne Kämpfe, die Macht in Händen, und üben da, wo es ihnen darum zu thun ist, unbeschränkten Einfluß aus.

Sie sind zwar dem Neger weit überlegen, aber immerhin lange nicht in dem Maße, wie der Weiße dem Schwarzen gegenüber, immerhin verfügen sie nicht über die Macht- und Intelligenzmittel des Europäers, und dennoch bietet sich überall dasselbe Schauspiel: Der Neger hat für den ihn unterjochenden Araber, der ihn rücksichtslos ausbeutet, ihn brutal und verächtlich behandelt, eine große Vorliebe und weit mehr Respekt vor ihm, als vor dem Weißen. Er läßt den Einfluß des Arabers ganz und gar auf sich einwirken, während er den Europäer nie recht anerkennt, trotzdem er von dessen geistig hohem Standpunkt ohne weiteres überzeugt ist. Sogar der Negerhäuptling flößt ihm mehr Respekt ein als der Europäer.

Der Araber wie der mächtige Negerhäuptling vermögen Einwanderung in das von ihnen unterjochte Gebiet zu veranlassen. Der

[1]) Wir bringen den Artikel zum Abdruck, weil er eine brennende Frage behandelt und auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers beruht, müssen aber die Verantwortlichkeit aller von dem Herrn Verfasser gezogenen Folgerungen ablehnen. D. R.

Digitized by Google

Negerhäuptling treibt Ackerbau und Viehzucht und verkauft seine Produkte; ebenso der Araber, welcher noch dazu in kürzester Zeit den ganzen Handel an sich gerissen hat. Er lebt dann herrlich und in Freuden, und vermag sich ganz gut durch Handel, ausschließlich mit Landesprodukten, zu erhalten, indem er sich die Arbeitskraft der Schwarzen zu nutze macht.

Der Weiße dagegen vermochte nirgends, wo er in letzter Zeit in Afrika Kolonien gegründet hat, dem Boden auch nur so viel abzuringen, um wenigstens den Unterhalt für die ausübenden Organe seiner Unternehmungen zu gewinnen. Und hierzu reicht die Ertragfähigkeit Afrikas ganz zweifellos aus. Ja, er mußte überall sogar noch Geld zusetzen, statt diese selbst so geringen Vorteile zu erzielen.

Die Gründe für das Mißlingen der in Angriff genommenen Unternehmungen sind mannigfacher Art. (Die Frage des Wertes der neuen afrikanischen Kolonien läßt der Verfasser hier ganz außer Betracht.)

Einen großen Fehler begehen wir zunächst dadurch, daß wir unsre Unternehmungen auf zu große Länderstrecken ausdehnen, indem uns unwillkürlich das richtige Verständnis für die Größenverhältnisse jener Länder abgeht. Dieses falsche Auffassen der Größenverhältnisse ist uns gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen und dadurch hervorgebracht, daß wir in dem Schulatlas immer außereuropäische Länder auf demselben Flächenraum gezeichnet sehen wie unser spezielles Vaterland, ohne auf den Maßstab aufmerksam gemacht zu werden, ohne daß die verschiedenen Länder in demselben Maßstab einander gegenübergestellt werden. Der Hauptgrund jedoch für das Fehlschlagen unserer Unternehmungen den Eingeborenen gegenüber liegt darin, daß man mit den dortigen Verhältnissen garnicht bekannt, sich bis jetzt nicht genug Mühe gegeben hat, sich mit denselben aufs eingehendste vertraut zu machen. Die Mißerfolge haben wir uns daher selbst zuzuschreiben.

Operiren wir aber, mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen rechnend, verstehen wir es, alle unsere Handlungen den Negern verständlich zu machen, können wir es zu stande bringen, eine Situation zu schaffen, die in den Augen der Schwarzen als auf einem ihnen verständlichen Rechtsuntergrund basirend erscheint, so werden wir auf Erfolge rechnen dürfen und manche Frage, welche bisher als garnicht oder schwer zu bewältigen erschien, wird sich spielend von selbst lösen. Dahin gehört vor allem die Arbeiterfrage.

Mit andern Arbeitern als Negern wird man in Afrika, wo der Europäer nicht als Arbeiter zu verwenden ist, kaum jemals Resultate zu erzielen vermögen. Da der Neger arbeiten kann, so steht auch prinzipiell seiner Verwendbarkeit nichts im Wege. Nur verlange man auch hier wie bei allen afrikanischen Unternehmungen nicht, morgen schon zu ernten, was man heute erst säet.

Afrika wird zwar niemals ein zweites Indien werden, aber wenn es uns gelingt, die enorme, schlummernde Arbeitskraft der Schwarzen auszunützen und deren Konsumfähigkeit zu erhöhen, neben der Ausbeutung des Bodens, so wird Afrika dem deutschen Kapital an Geld und Intelligenz solchen Nutzen bringen, daß die schweren Opfer, welche jetzt gebracht werden, reiche Zinsen tragen werden.

Bei Inangriffnahme der Kolonisation Afrikas müssen wir uns selbstverständlich darüber klar sein, daß wir die ostafrikanische Küste und das Hinterland, welche der Verfasser hauptsächlich im Auge hat, unter allen Umständen zu halten gedenken und mit aller Energie an die Ausführung der ins Auge gefaßten Aufgabe gehen wollen.

Die Kraft, welche wir besitzen, muß sich dabei dem Schwarzen und Araber gegenüber wirklich äußern, und es genügt keineswegs, daß nur wir das Bewußtsein derselben haben; der Neger speziell muß den Ausdruck derselben auf seine eigene Person sich erstrecken sehen, denn er urteilt nur nach dem Erfolg.

Die allgemeine Zerfahrenheit der afrikanischen Verhältnisse, welche jede Sicherheit des Lebens und Eigentums ausschließt, wird dem Kolonisator seine Aufgabe sehr erleichtern. Ein geschlossener, heftiger Widerstand ist nirgends zu erwarten. Ein zielbewußtes, machtvolles Auftreten, gepaart mit höchster Mäßigung, wird in kurzer Zeit eine Situation schaffen, welche uns ein absolutes Übergewicht, einen unbestreitbaren Einfluß sichern, wenn wir unter strengster Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche des Landes operiren.

Der Neger wie sein Häuptling kennen nur denjenigen als Herrn, als regierende Gewalt an, welcher den Häuptling zu Tributentrichtungen zu zwingen vermag, welcher vermöge seiner Macht im stande ist, ungehindert alle afrikanischen Hoheitsrechte auszuüben, ganz besonders auch ausübt. Hier muß man also zuerst vor allen Dingen einsetzen.

Wir können dabei vieles von den ostafrikanischen Häuptlingen und den Arabern lernen. Beide sind stets bedacht, zuerst eine Tributentrichtung zu erzwingen, der Negerhäuptling läßt an den Häuptling, welchen er zu unterwerfen beabsichtigt, eine Gesandtschaft abgehen, welche ihm einen Pfeil oder eine Flintenkugel oder eine eiserne Hacke zu überreichen hat. Behält Letzterer die Kugel oder den Pfeil, so bedeutet dies, daß er den Kampf aufnehmen will, und wird dann natürlich die Entscheidung den Waffen anheimgegeben.

Behält der Häuptling die eiserne Hacke, so bedeutet dies, daß er fortan gesonnen ist, Feld zu bauen, und Tribut zu entrichten. Zunächst muß er dann eine Gesandtschaft an den Häuptling abgehen lassen mit Geschenken für die Wanjampara (Minister, Beiräte) desselben, um die Erlaubnis zu erwirken, daß seine eigenen Wanjampara mit denen des andern unterhandeln dürfen; wenn dies nach tagelangem Hin- und Herreden geordnet ist, so muß ein weiteres Geschenk verabfolgt werden für die Erlaubnis, mit dem Häuptling selbst in Verbindung treten zu dürfen, und dann erst beginnen die eigentlichen Verhandlungen wegen des Tributes, welcher natürlich nie in der geforderten Höhe gezahlt wird. Beide Teile suchen nun so viel wie möglich herauszuschlagen, d. h. der eine so viel wie möglich abzupressen und der andere so wenig wie möglich zu verabfolgen. Wenn auch der Bedrängte nur eine einzige eiserne Hacke gibt, so hat er damit doch die Unterwerfung vollzogen und erkennt die Oberhoheit des andern an. Diese Tributentrichtungen finden dann jedoch für die Zukunft nicht regelmäßig statt, sondern müssen immer wieder aufs neue eingefordert werden, wobei natürlich die Unterhandlungen, welche das erste Mal bis zu 4 Monaten gedauert haben können, sehr abgekürzt sind, und oft nimmt dann der Stärkere dem Schwächeren einfach weg, was ihm beliebt.

Stehen aber bei solchen Tributentrichtungen die erpreßten Objekte nicht im Verhältnis zu dem Besitztum des Geschädigten, sind sie zu wenig wert, so ist die Unterwerfung nicht erreicht, der Sieg nur halb errungen und die Übermacht des andern wird nicht anerkannt. Dies ist ein Punkt, der ganz besondere Beachtung verdient. Der Neger sagt dann, wiederum nach dem Erfolge urteilend, daß der andere nicht stark sei, daß er ihn nicht zu dem zu zwingen vermochte, was er beabsichtigte. Er vermag sich bei seiner Habgier nicht vorzustellen, daß jemand, im Besitze von Macht und Kraft, diese nicht bis zum äußersten ausnützt. Der Neger kennt eben nur brutale Gewalt oder Schwäche, Nachsicht erscheint ihm immer als Schwäche.

Verlegt sich ein solcher mächtiger Häuptling nicht ausschließlich auf Raub, wie dies einige wenige thun, sondern läßt seinen Unterthanen einigermaßen Schutz angedeihen, ohne sie allzusehr auszusaugen, so beginnen nach und nach Einwanderungen von außen.

(Schluß folgt.)

Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen.

Eine kolonialpolitische Studie vom Arzt Dr. O. Schellong, Königsberg i. Pr.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Eingeborene, welche bereits einmal fortgeführt waren, sollten nicht auf kürzere Zeit als auf zwei Jahre engagirt werden; man darf von diesen schon eine ordentliche Arbeitsleistung verlangen.

Die Eingeborenen aus ganz unvorbereiteten Distrikten dagegen würden zunächst nur kürzere Zeit zurückzuhalten sein; es müßte sich das richten nach den Versprechungen, welche ihnen oder ihren Angehörigen gemacht wurden; oder, wenn solche nicht vorliegen, nach den Umständen, unter welchen man sie bekommen hat.

Offenbare List bei der Aushebung anzuwenden, erscheint roh; man darf sich trotzdem die Frage vorlegen, was eine gelegentliche Überlistung schließlich so Unmoralisches und Hartes in sich schlösse. Was es z. B. für ein großes Verbrechen wäre, mit ein paar Eingeborenen, welche sich aus reiner Unkenntnis einer guten Sache verschließen, selbst gegen ihren Willen abzudampfen, dieselben gut zu verpflegen, sie zu überzeugen von den freundlichen Absichten des Europäers, ihnen die Grundbegriffe der Arbeit beizubringen und sie dann noch materiell reichlich belohnt nach ein paar Monaten wieder an ihrem Heimatsplatz abzusetzen?

Wie Außerordentliches haben die Holländer mit ihrem etwas brüsken Vorgehen auf Java erreicht und wie gestalten sich, damit verglichen, andererseits die Missionsbestrebungen in Englisch Neu-Guinea, welche hier seit einer Reihe von Jahren in gar zu humaner Weise betrieben werden! In religiöser Beziehung wurden vielleicht einige Resultate erzielt, indem mehr oder weniger Eingeborene die Taufe erhalten haben, in kultureller Hinsicht gar keine, da weder die Eingeborenen an geregelte Arbeit gewöhnt sind, noch sich auch in Gegenden, welche nicht mit Missionsstationen in direktester Fühlung stehen, Mord und Todschlag verringert haben, noch endlich auch hinsichtlich der Exploration des Landes etwas Wesentliches geschehen ist. Es ist das jedenfalls kein Resultat, welches im Verhältnis steht zu dem Maße aufgewendeter Mittel an Zeit und Geld. Und so ist es auch mit den Erfolgen anderer Missionsgesellschaften; man wird nirgends recht davon überzeugt, daß der kulturelle Nutzen, welchen sie stiften, ein nennenswerter ist; me belong missionary ist oftmals alles, was die jungen farbigen Christen darüber zu sagen wissen. Die Mehrzahl der Missionare verteidigt mit Hartnäckigkeit den Satz „erst Christentum, dann Kultur“ und erblickt als einziges Ziel ihrer Aufgabe die Vollziehung der christlichen Taufe an möglichst vielen Individuen. Nach meinem Dafürhalten ist aber der Satz „erst Kultur, dann Christentum“ zum wenigsten ebensowohl berechtigt; es scheint mir sogar viel mehr dem ganzen menschlichen Wesen zu ent-

sprechen, daß erst eine gewisse Stufe der Kultur erlangt sein müsse, bevor der Mensch befähigt wird, die Wahrheiten und Tiefe der christlichen Lehre zu begreifen.

Es muß hier noch die weitere Frage erörtert werden: Haben wir Europäer überhaupt ein Recht, in den Kulturgang der Eingeborenen einzugreifen, die Eingeborenen zu Christen zu machen, zur Arbeit zu gewöhnen? Haben wir ein Recht, uns ihre Arbeit nutzbar zu machen? Gewiß haben wir dieses Recht, sofern wir uns bewußt bleiben, daß wir ihnen ein besseres Los als ihr gegenwärtiges zu bereiten im stande sind. Die idealen Güter sind eine Errungenschaft der höheren Geistesbildung. Sie werden sich auch bei den höchst entwickelten Eingeborenenrassen immer nur sporadisch vorfinden; die Freude am Schaffen und dem Gedeihen der Arbeit ist ohne Frage ein kostbares Lebensgut. Wir finden davon bei den Eingeborenen kaum die leisesten Anklänge; ein gerechtes Gesetz, gerechter Sinn, menschliches Wohlwollen sind kulturelle Errungenschaften — der Eingeborene kennt nur das Gesetz des Egoisten.

Aber das, was wir den Eingeborenen bieten können, wird auch nicht immer das Bessere sein. Materielle Güter erhöhen den Lebensgenuß des Kulturmenschen; der Besitz von Gütern führt zum Genuß und der Mangel an Gütern, das Entbehrenmüssen des Genusses erscheint manchem wie eine Ungerechtigkeit des Schicksals. Wollten wir diese unsere Anschauungen dem Eingeborenen zu eigen machen, so würden wir in dieser Beziehung das besitz- und bedürfnislose Dasein des Eingeborenen schädigen; Not, Armut, Elend, Entbehrung, der Wert und die Macht des Goldes, Rangabstufung zwischen hoch und niedrig kennt er nicht oder nur in sehr milder Form. Wir würden da zugleich neben dem äußeren Glück auch das Unglück begründen. Es führt auch der Genuß zum Übergenuß und mit demselben stellen sich die Laster des Kulturmenschen ein. Solche Nachteile müssen wir vermeiden und sie werden vermieden werden, wenn wir uns stets der Mahnung erinnern, die Erziehung der Eingeborenen als eine ernste und würdige Kulturaufgabe zu betrachten.

Haben wir das Recht, dem Eingeborenen das Stück Erde, auf welchem er geboren ist, zu nehmen? — Nein, das haben wir nicht, wollen es auch nicht haben. Was er als seinen Besitz nachweist, mag er ruhig behalten; wir verlangen nur seine Hilfe für das viele herrenlose Land, welches vom menschlichen Fleiß bis jetzt ganz unberührt geblieben ist; das wollen wir mit seiner Hilfe für uns und ihn selbst, mit einem Worte für die Menschheit nutzbar machen. Wir können das nicht ohne ihn, er kann es nicht ohne uns. Naturgemäß fällt uns der größere Gewinn zu, weil wir den größeren Anteil an Intelligenz und Kapital einsetzen. Er soll aber auch seinen Nutzen haben, und daß dies geschehe, erfordert ein gemeinsames großes Vorgehen aller möglichen Faktoren. Solches Zusammenwirken haben die Missionare im englischen Neuguinea s. Z. abgelehnt; sie haben gemeint, lediglich durch Übermittelung der christlichen Lehre die Eingeborenen soweit heranbilden zu können, daß sie sich selbst ihr Land nutzbar machen würden. Sie glaubten durch die Mission das Land dem Eingeborenen zu seinem eigensten Vorteil erhalten zu können und waren ängstlich bestrebt, den weißen Kolonisten möglichst lange fernzuhalten. Bisher haben sie dadurch nur erreicht, daß gegenwärtig weder der Eingeborene noch auch der Europäer aus diesen Gebieten Nutzen zieht.

Will der Europäer ein neues Land kolonisiren, ohne zugleich die Landes-Eingeborenen zu Sklaven zu machen — und dem halten die Eingeborenen nicht stand —, sie würden aussterben, wie anderswo, wo in dieser Weise vorgegangen wurde — so bleibt nur übrig, dieselben zur Arbeit zu gewöhnen und zu erziehen. Das läßt sich aber einer alten Erfahrung gemäß niemals an dem Orte ausführen, wo sie heimisch sind, und es bleibt deshalb nur der eine Ausweg übrig, sie von der Heimat wegzuführen und sie das Arbeiten in der Fremde erlernen zu lassen.

Die Neu-Guinea-Kompanie ist durch die schon erwähnten Bestimmungen des Herrn Reichskanzlers in die glückliche Lage versetzt worden, in einem großen Teile der Südsee ohne Konkurrenz und ohne Einmischung fremden Einflusses die Arbeiterwerbung handhaben zu können, und von einer richtigen Lösung dieser wichtigen Frage wird möglicherweise die ganze Zukunft von Kaiser Wilhelmsland und den andern unter deutschem Schutze stehenden Inseln der Südsee abhängen.

II. Die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit.

In welcher Weise hat man sich nun die Erziehung der rekrutirten Arbeiter zu denken? Wie und wo soll der aus seiner Heimat fortgeführte Eingeborene untergebracht, wie beschäftigt, wie unterhalten werden?

Daß für das materielle Wohl dieser Arbeiter in gehöriger Weise gesorgt werde, ist eine ganz selbstverständliche Vorbedingung. Es müssen bereits beim Eintreffen der Arbeiter auf der Station eine ausreichende Anzahl bedeckter Wohnräume vorhanden sein; desgleichen der nötige Vorrat an Wolldecken, gehörige Quantitäten Yam, Tabak, Kochgeschirre, Arzneien, ein Hospital u. a. m.

Die Wohnhäuser werden zweckmäßig im Eingeborenenstil für je 50 Personen eingerichtet, eine Küche (gedeckter Schuppen) befinde sich in der Nähe je einer Wohnung, desgleichen ein überdachter Raum, in welchem die Arbeiter auch bei Regen um ihre Feuer sitzen können; den Bevorzugten, welche eine Frau ihr eigen nennen, werde ein besonderes Häuschen zu teil. Sonst können Frauen und Männer getrost zusammen placirt werden; man hat in sittlicher Beziehung nichts zu befürchten.

Die Wohnungen sind mit einem Dielenlager aus geschnittenen Brettern oder Bambusrohr zu versehen, einen Meter oder höher über dem Erdboden angelegt; das Dielenlager ist dann zugleich die Schlafstelle der Arbeiter. Es wäre auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß etwa in der Mitte des Dielenlagers ein mit Steinen ausgelegter Platz als Feuerstelle bestimmt werde, an welche der Südseeinsulaner so sehr gewöhnt ist. In jedem Hause befinde sich auch eine Tafel mit den Namen der darin wohnenden Männer und Frauen; bei der Feststellung der Namen besondere Sorgfalt; bei gleichklingenden Namen, welche häufig sind, kurze charakteristische Vermerke. Rings um das Haus werde ein tiefer Graben gezogen, welcher die Feuchtigkeit vom Hause ableitet, desgleichen bei dem Hause ein großer entgraster freier Tummelplatz angelegt für Spiele und Tänze.

Ein jeder erhalte seine Wolldecke zu eigen und werde angehalten, dieselbe sauber zu halten und zu lüften; ein jeder erhalte seine verschließbare Kiste, in welcher er sein Besitztum an buntem Tuch, Tabak, Pfeifen 2c. unterbringt; auch wöchentlich etwa ein Lendentuch (lawa lawa), 3 Stangen Tabak und eine Pfeife; endlich auf Wunsch kleine Geldbeträge und Waren à conto seines Lohnes.

Die Mahlzeit finde zweimal am Tage, mittags 11½ und abends 6 Uhr, statt, bestehe im wesentlichen aus Taro, Yam oder Reis, einmal in der Woche aus Fleisch oder Fisch; die Zubereitung der Speisen besorge ein farbiger Koch für je ein Wohnhaus; auch Frauen werden dabei beschäftigt. Um 5¾ Uhr Läutesignal zum Aufstehen, um 6 Uhr alles bei der Arbeit, nachmittags von 2—5¼ wiederum Arbeitszeit, nicht länger, damit noch vor Sonnenuntergang gebadet werden könne; von Zeit zu Zeit gemeinsame Vergnügungen und Belustigungen im Beisein der Europäer: das sei in kurzen Zügen das Lebensprogramm dieser Leute.

Für den sprachlichen Verkehr sollte als Grundlage bis auf weiteres das sogenannte Pigeonenglisch dienen. Es ist diesem, an und für sich abscheulichen Jargon aus vielen Gründen der Vorzug zu geben: einmal, weil das Pigeon bereits als bekannter Dialekt in einem großen Teile der Südsee angetroffen wird, sodann, weil dasselbe so leicht erlernbar und wegen seiner Kürze sehr praktisch ist, endlich weil dasselbe in seiner Art etwas bereits Abgeschlossenes darstellt.

Wollten wir — was ja eigentlich viel natürlicher wäre — diesen Menschen gleich das Deutsche beibringen, so würden wir in derselben Zeit auch nicht im entferntesten das Gleiche erreichen, weil ein in der Form so einfacher Dialekt, wie ihn das Pigeon darstellt, im Deutschen erst herausgebildet werden müßte. Der Deutsche würde zunächst ein, wenn auch noch so einfaches, so doch immer nur korrektes Deutsch sprechen können. Das Pigeonenglisch ist aber kein Englisch mehr, kann wenigstens auf irgend welche Korrektheit keinen Anspruch mehr machen; es ist vielmehr ein ganz lächerliches Idiom, welches Worte aus allen möglichen europäischen und außereuropäischen Sprachen entlehnt hat und auch noch immerfort weiter entlehnt; es ist keine eigentliche Sprache, nur ein brauchbarer Wortschatz; es ist das Produkt der Jahrhunderte alten englischen Kolonisation.

Der Deutsche mußte naturgemäß fragen: Was ist das? Wozu ist das? Wem gehört das? Für wen ist das bestimmt? Wo hast Du das her? Was willst Du damit? — Der Pigeonmann fragt einfach: what name? und macht das übrige mit der Pantomime.

Die beliebte Phrase: you look out for würden verschiedene Deutsche ausdrücken mit den Worten: hole mir, bringe mir, suche mir, gieb mir, sieh nach ihm, sorge für ihn, je nachdem gerade das eine oder das andere beabsichtigt wird. Was würde das für Konfusion im Eingeborenenkopf abgeben!

belong me heißt mein, mir, meines, mich, zu mir, von mir 2c. finished! würden wir wiedergegeben haben mit „es ist zu Ende", „hör auf", „wir wollen aufhören", „jetzt kannst Du gehen", „es ist leer" 2c. fiinne (von dem melanesischen Wort wawinne) ist Frau, Mädchen, das Weibchen von Tieren 2c.

Es würde sich die Zahl der Beispiele, welche die Nützlichkeit des Pigeon darthun, beliebig vergrößern lassen. Es soll das Pigeon natürlich nur ein erster Nothehelf sein, weil es eben erfahrungsmäßig leicht erlernbar ist. Das eigentliche Ziel bleibt dagegen immer die Einführung der deutschen Sprache als Verkehrsmittel.

Die schleunige Ausbildung eines einheitlichen Sprachidioms ist schon im Interesse der Arbeiter unerläßliches Erfordernis, da dieselben, sich größtenteils einander ganz fremd gegenüberstehend, darin alsbald ein wichtiges verbindendes Element zu schätzen wissen.

(Schluß folgt.)

Koloniale Rundschau.

Südsee.

Kaiser Wilhelmsland. Wenn es uns früher ganz gleichgültig war, ob die Regierung von Queensland der British-India-Dampfer-Kompanie in London gekündigt hatte oder nicht, so ist dies anders geworden. Wir haben jetzt ein großes Interesse daran, ob jene Linie, die einzige mit direkter Verbindung zwischen Europa und Australien via Batavia und Torresstraße, ihre Fahrten ganz einstellt oder, wie zu erwarten, auf anderer Route weiterführt. Die „British-India" bezog seit 8 Jahren von Queensland eine jährliche Subvention von 55000 Lstl. (1100000 Mark) und dieser Kontrakt geht mit dem 1. Februar 1890 zu Ende. Die Neu-Guinea-Kompanie, welche mit dem Norddeutschen Lloyd keine Verständigung erzielen konnte und bisher alle ihre Güter und Passagiere mit der englischen Dampferlinie nach Cooktown beförderte, muß sich daher nach einer anderen Verbindung umsehen. Zeitungsnachrichten zufolge ist dies bereits geschehen und mit einer holländischen Dampferlinie bereits ein Vertrag abgeschlossen worden, da sich der Plan, im Anschluß an eine Hamburger Linie nach Ostasien, eine subventionirte Dampferlinie nach Kaiser Wilhelmsland einzurichten, nicht hat verwirklichen lassen. Die Dampfer der Kompanie, welche die Strecke von Cooktown bis Finschhafen (über 800 Seemeilen) in zirka 4—5 Tagen zurücklegen pflegten, werden daher bis Makassar (auf Celebes) oder Surabaja (Java) einen zweimal so weiten Weg zu machen haben. Dagegen soll die neue Verbindung auf anderer Seite Vorteile bringen, worüber wohl bald genauere Nachrichten aufklären werden.

Digitized by Google

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung nach Kaiser Wilhelmsland selbst, wo inzwischen Herr Hugo Zöller große Erfolge errang. Die früher in Nr. 2 S. 13 zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnungen des Gelingens der Pläne des genannten Herrn haben sich in ungeahnter Weise erfüllt. In kurzer Zeit von kaum einem Monat ist es der Energie des Herrn Z. gelungen, zirka 15 deutsche Meilen (in der Luftlinie gemessen) bis ins Innere vorzudringen und wie im Sturme das Finisterregebirge bis zu einer Höhe von 9000 Fuß zu erklettern. Herr Z. ist also weiter gekommen als je ein Reisender vor ihm in irgend einem Teile Neu-Guineas. „Dem Mutigen gehört die Welt", sagt das Sprüchwort, aber „nichts ohne Glück!" Und dieses ist Herrn Z. in reichlichstem Maße zu teil geworden! Durch Vorsorge der Neu-Guinea-Kompanie von drei Beamten (den Herren Winter, Dr. Helwig und Jelliot) und 16 der besten Mioko-Schwarzen als Träger begleitet, durch Proviant unabhängig von den Eingeborenen, war die Expedition während ihrer ganzen Dauer unausgesetzt vom schönsten Wetter begünstigt, hatte keinerlei Unglücksfälle und nur in geringem Maße Krankheit zu erleiden. Durch eine fast fünfmonatliche Dürre waren die Flußbetten ausgetrocknet, so daß dieselben als die natürlichen Wege ins Innere benutzt werden konnten. Das darf man Glück nennen! Denn nur einer jener heftigen Regengüsse, welche in kurzer Zeit solche Flußbetten oft füllen, und die ganze Expedition hätte vernichtet werden können.

Wie Herr Zöller in dem Artikel der Kölnischen Zeitung (Nr. 34 vom 3. Februar): „Die Neu-Guinea-Expedition der Kölnischen Zeitung" berichtet, brach die Expedition (Anfang Oktober 1888) von Konstantinhafen ins Innere auf. Von den Bewohnern der nächsten Dörfer überall freundlich aufgenommen, schloß sich eine große Zahl derselben, oft 100, freiwillig dem Zuge an. Ihre Führerdienste erwiesen sich aber bald als trügerisch, da die Eingeborenen, ohnehin nicht weit mit dem Lande bekannt, sich absichtlich zu bemühen schienen irrezuleiten. So wurde es nicht bedauert, als die Eingeborenen am Morgen des dritten Tages sämtlich verschwunden waren. Bedurfte man ihrer doch nicht, da Jelliot, ein ponapesisches Halbblut, jedenfalls der beste Pfadfinder war, dessen unvergleichliches Talent für die Erfolge der Expedition von größter Wichtigkeit wurde. In südlicher Richtung, über die Küstenberge, durch die pittoreske Felsenpforte von Kadda in einer Schlucht vorwärts dringend, fand sich die Expedition plötzlich in einer ganz anderen Landschaft. So weit das Auge reichte, fruchtbares, welliges Hügelgelände, das die Reisenden einen ganzen Tag durchzogen. Dieses unbewohnte Hügelland bildet die natürliche Grenzscheide zwischen der Bevölkerung der Küste und des Inneren, die nichts von einander wissen. Bald traf man aber mit Eingeborenen zusammen, kräftigen Gestalten, die mit den Waffen (Bogen und Pfeil) in der Hand eine drohende Haltung annahmen. Offenbar geschah dies aus Furcht, die man erklärlich finden wird; hatten sie doch nie zuvor einen Fremden und darunter Weiße innerhalb ihrer Grenzen gesehen. In 15tägigen Gewaltmärschen, von täglich nie weniger als 8 bis 9 Stunden, ging es nun ins Finisterre-Gebirge, unter unsäglichen Strapazen und Entbehrungen, aufwärts. Da die Bevölkerung nur spärlich ist und sehr versteckt in den Schluchten haust, kam man mit ihr weiter nicht in Berührung, stieß auch auf keine Dörfer, sondern fand nur verlassene, schlechte Hütten und sinnreich konstruirte Fischwehre. Letztere reichten, wie die Spuren des Menschen überhaupt, bis zu einer Höhe von 4200 Fuß; aber Kasuarfährten wurden zahlreich noch viel höher angetroffen. In diesen 15 Tagen hatte die Expedition 230 Kilometer (ca. 33 deutsche Meilen) zurückgelegt und war weit über das Finisterre-Gebirge hinaus fast bis zu zwei Fünfteln der Gesamtbreite des Landes vorgedrungen (die hier von Küste zu Küste, in der Luftlinie gemessen, ca. 38 deutsche Meilen beträgt). Dann wandten sich die Reisenden „abwärts" mehr der Küste zu, in dem tiefen Thale zwischen zwei gewaltigen Bergriesen, die sich später als die beiden höchsten Ketten des Finisterre erwiesen, höher und höher und immer höher aufwärts steigend. „Auf solche Weise, blos durch Zufall, eine Art des Vorwärtskommens herauszufinden, die, so strapaziös sie sein mag, doch bisher alles Buschlichten unmöglich gemacht hatte, auf diese Weise, wie auf einem vorgezeichneten Pfade bis ins Herz des Landes, und zum Kamme des stolzen, bisher jungfräulichen Finisterre geführt zu werden, ist ein Spiel des Glücks, wie es sich, wenigstens in Neu-Guinea, noch nicht ereignet hat."

In einer Höhe von 5000 Fuß schien plötzlich jedes weitere Vordringen gesperrt: zu beiden Seiten steile Berge, voraus eine fast senkrechte Felswand! Aber der kühne Ersteiger des Pik von Kamerun ließ sich nicht so leicht aufhalten. Mit dem Buschmesser in der Hand wurde unter unsäglichen Schwierigkeiten der Versuch gemacht, die eine Seite des steilen Thales zu erklimmen, ein Versuch, der sich als erfolgreich erwies. Und so gelang es den kühnen Kletterern, das Gros der Schwarzen im Thale zurücklassend, bis zu einer Höhe von 2550 Metern emporzuklimmen. „Der 14. und 15. Oktober, jene beiden Tage, an denen zum erstenmale seit die Erde steht, Sterbliche der nie besiegten Jungfrau Finisterre ihren Fuß auf den stolzen Nacken gesetzt, gehören jedenfalls zu den strapaziösesten meines bisherigen Lebens", schreibt der Reisende in einem zweiten Artikel an die „Kölnische Zeitung" (Nr. 39, 8. Februar), in welchem er, in der ihm eigenen schwungvollen Sprache, die Lebensgefahren der Ersteigung und schließlich das von dort oben Gesehene schildert. In dieser Höhe zeigte das Thermometer nachts 8°, früh zwischen 6 und 7 Uhr 10° Celsius. Es fand sich hier noch hochstämmiger, moosbedeckter Laubwald und auch die Gladstonespitze, welche Zöller gegenüber den englischen Angaben von 11 400 Fuß nur auf 10 000 schätzt, ist mit dichtem Buschwald bedeckt. Das Finisterre tritt übrigens nicht bis an die Küste heran, wie bisher irrig angenommen[1]) wurde, sondern ist durch ein gewaltiges Thal und niedrige Hügelgelände vom Küstengebirge vollkommen getrennt. Während das letztere aus Kalkformation (Korallen) besteht, ist das Finisterre vulkanischen Ursprungs. Da die Expedition, bisher in Schluchten marschirend, wenig vom Lande zu sehen bekommen hatte, so harrte ihr in jener Höhe um so größere Belohnung und Überraschung. Der Fernblick landeinwärts war unbeschreiblich großartig. Zwischen dem Bismarck-Gebirge, welches „das wahre und wirkliche Rückgrat von Neu-Guinea zu sein scheint", und dem Finisterre, dehnt sich ein anderes gewaltiges, über 10 000 Fuß hohes Bergsystem aus, welches „Kraetke-Gebirge" getauft wurde. Der höchste Gipfel der Bismarck-Kette, „auf dem wir Schnee (?) zu sehen glaubten", wurde „Otto-Berg" genannt, die drei anderen höchsten Gipfel: „Marie, Wilhelm und Herbert".

Geschunden und mit Wunden bedeckt, aber sonst gesund, kehrte die Expedition, „die gerade einen Monat währte",[1]) Ende Oktober nach Konstantinhafen zurück. Nur sechs Schwarze hatten am Fieber gelitten und erst am letzten Tage war Herr Winter an solchem erkrankt. Die Resultate dieser kühnen Gebirgsfahrt kommen hauptsächlich der Geographie und Topographie, durch zahlreiche Barometermessungen, neue Entdeckungen ꝛc., zu gute; denn Sammlungen konnten bei der fliegenden Eile nicht gemacht werden. Nur Dr. Helwig brachte ein Herbar von Pflanzen, das aber leider größtenteils verdarb. Der ersten allgemeinen Schilderung der denkwürdigen Reise ließ Herr Zöller eingehendere Beschreibungen folgen (die noch fortgesetzt werden), die auch von der versprochenen Routenkarte begleitet sind. Sie geben, wenn auch in roher Skizze, ein Bild der durchwanderten Strecken, wenn auch diejenigen, welche sich eingehender für Neu-Guinea interessiren, die Daten vermissen werden. Einen besonderen Artikel („Ein Husarenzug ins Innere von Neu-Guinea": Köln. Z. Nr. 47, 16. Febr.) widmet Herr Z. seinen weißen und schwarzen Begleitern, denen er die vollste Anerkennung zollt, und gibt zugleich eine Zusammenstellung der Ausrüstung an Proviant, Tauschwaren ꝛc. Die detaillirten Berichte über die Reise selbst bringen folgende drei Artikel: 1. „Über die Grenze des Unerforschten" (Köln. Z. Nr. 48, 17. Febr., mit Routenskizze): schildert die Tour von Konstantinhafen bis zum Dorfe Dschongu (33 km von der Küste). 2. „Die Völkerscheide am Felsthor von Kadda" (Nr. 53, 22. Febr.): Reise vom Abmarsch am 9. Oktober bis jenseits des gigantischen Engpasses Kadda, welcher der Via mala ebenbürtig zur Seite steht. 3. „Die ersten weißen Männer im Finisterregebirge (Nr. 55, 24. Febr., mit Kartenskizze „bis zum fernsten erreichten Punkte"): behandelt die Gebirgsbesteigung bis zu einer Höhe von 700 Metern. Wir haben also noch weitere interessante Artikel zu erwarten.

Nach Konstantinhafen zurückgekehrt, schloß sich Herr Zöller der Rundreise des Landeshauptmanns Geheimrat Kraetke, an Bord der „Isabel", an, und machte somit eine interessante fliegende Tour durch verschiedene Teile des deutschen Schutzgebiets. Stephansort, die neubegründete Pflanzstation in Astrolabebai, und Hatzfeldthafen anlaufend, ging es nach den Purdyinseln. Hier waren bereits Vorarbeiten zur Gewinnung der Phosphate im Gange, deren Verschiffung indes, nach Herrn Z., große Schwierigkeiten bietet. Von hier wandte sich die „Isabel" nach Neu-Lauenburg, wo der Landeshauptmann die von seinem Vorgänger gegründete Station auf der Insel Kerawara, die sich als durchaus untauglich erwies, nach dem Festlande von Neu-Pommern zu verlegen beabsichtigte. Von Blanchebai dampfte die „Isabel" nach den Salomonsinseln, über die wir, seit sie teilweis zu Deutschland gehören, zuerst aus deutscher Feder einige interessante Mitteilungen durch Herrn Zöller erhalten (Köln. Z. vom 10. Febr.: „Die deutschen Salomonsinseln. Ein Besuch beim Häuptling Gorai"). Zuerst wurde Buka, die nördlichste Insel, angelaufen, die auf den Karten noch immer irrtümlich als Eins mit Bougainville dargestellt wird, obwohl sie schon d'Urville als besondere Insel erkannte. Unter der erprobten Führung Kapitän Dallmanns passirte die „Isabel" nun wirklich die enge, gefährliche Straße, welche beide Inseln trennt, aber nicht als erstes Schiff, wie Herr Z. irrtümlich glaubt, dessen versprochene Karte derselben indes nicht minder willkommen sein wird. Nachdem man an drei Stellen der Insel Bougainville gelandet, ging es nach der Shortlandgruppe, wo zunächst dem Häuptling Gorai in seiner Residenz auf dem Inselchen Morgusaie ein Besuch abgestattet wurde. Der alte Häuptling verhielt sich, wohl weil er den neuen Freunden nicht recht traute, sehr zurückhaltend und unterließ z. B. den versprochenen Besuch an Bord der „Isabel". Als er gefragt wurde, ob er „Agent" der Kompanie werden wolle, antwortete er, daß er darüber erst mit seinen beiden Hauptsöhnen überlegen müsse. Wenn noch vor kurzer Zeit ein erstes deutsches illustrirtes Blatt beim Schreiber dieses sich erkundigte, wer und wo die Neu-Guinea-Kompanie eigentlich sei, so wird man dem Kannibalenhäuptling verzeihen, wenn er selbst noch nicht wußte, daß er im Landeshauptmann seinen neuen Landesherrn vor sich hatte. Jedenfalls war Gorai mehr gewohnt, mit Kapitänen von Werbeschiffen als mit Geheimräten zu verkehren, denn wo hätten so viele „Labour trader" ohne Gorai ihre „Ware" hernehmen wollen. Nach Zöller ist sein Ansehen sehr gesunken; aber um dies zu beurteilen, war der Besuch wohl zu kurz, und der schlaue Fuchs verstellte sich nur, wie dies Kanaker so meisterlich verstehen. Gorai, den uns Guppy anziehend schildert und auch im Bilde vorführt, war vor kaum 7 Jahren jedenfalls einer der gewaltigsten Häuptlinge der Salomons. Seine Macht erstreckte sich über die Küsten und Inseln der Bougainvillestraße bis Buka, mehr als 100 Meilen weit. Wer innerhalb dieses Gebiets mit Gorai reiste, wie Guppy, durfte sicher sein, daß ihm nichts geschehen werde. Denn Gorai war überall gefürchtet und wußte seiner Autorität Nachdruck zu geben. Als 1880 die Kunde von der Ermordung des Kapitän Fergusson bei Numa-numa, einem Dorfe an der Ostküste von Bougainville, Gorai erreichte, beschloß dieser sofort, den Tod seines Freundes blutig zu rächen. Im Nu beorderte er seinen ältesten Sohn, mit einer Kanuflotte nach dem Schauplatz abzusegeln, der seinen Auftrag gewissenhaft ausführte. Das verräterische Dorf wurde überfallen und zwanzig Einwohner (Männer, Frauen und Kinder) erschlagen; „all some man of war", wie Gorai mit Befriedigung zu erzählen pflegte.

Da die Kompanie einen großen Teil ihrer Plantagenarbeiter auf den Salomons rekrutirt, so sind dieselben natürlich von großer Wichtigkeit. Sonst

[1]) Powell behauptete dies, wird aber schon von Dr. Finsch (Samoafahrten S. 121) widerlegt. Auf dem Übersichtskärtchen dieses Reisewerkes ist bereits das Finisterre ca. 10 deutsche Meilen von der Küste eingetragen. (D. R.)

[1]) So schreibt Herr Zöller in einem Briefe an Baron von Müller, aber da die eigentliche Expedition erst am 7. Oktober von Konstantinhafen abmarschirte und vor dem letzten wieder zurückkam, kann es nur weniger als ein Monat gewesen sein.

Digitized by Google

haben sie bis jetzt, trotz ihrer besonderen Fruchtbarkeit, keinerlei Nutzen. Nur ein einziger weißer Mann (ein Amerikaner) lebt innerhalb des deutschen Anteils als Händler (Trader), und zwar auf der Shortlandsinsel Fauro, welche von der „Isabel" ebenfalls angelaufen wurde. Von hier ging es zurück nach Finschhafen, wo der Dampfer am 17. November eintraf. Bereits am 3. Dezember finden wir Herrn Zöller, der kaum mehr als fünf Wochen in Kaiser Wilhelms-Land verweilt hatte, wieder in Cooktown, en route nach Ostafrika, wohin ihn seine Zeitung beordert hatte.

In zwei weiteren Artikeln der „Kölnischen Zeitung" (12. und 13. Februar) behandelt Herr Zöller „Kolonisationsstationen in Deutsch-Neu-Guinea", entwirft aber nur eine Skizze von Konstantinhafen nebst Astrolabebai, das nach ihm, und mit Recht, das versprechendste Feld ist (wenn nur ein guter Hafen vorhanden wäre). Im übrigen erfährt man nur, daß die Plantagenwirtschaft auch dort über „Ehrenerfolge" nicht hinauskam. Die braungelbe mischblutige „Tochter" von dem russischen Reisenden von Miklucho-Maclay, welche Zöller in Bongu sah, „meines Wissens der einzige für ganz Deutsch-Neu-Guinea bekannte Fall einer derartigen Blutmischung zwischen Papuas nnd Fremdlingen", ist übrigens eine echte Vollblut-Papuanin und nichts als eine Patin Maclays. Dieser Bahnbrecher der Zivilisation in Astrolabebai, welcher hier 32 Monate unter den Eingeborenen lebte, wurde häufig gebeten, seinen Namen an Neugeborene zu geben, und daher stammt diese „Tochter" Maclays. Wer den Reisenden kannte, weiß, daß das weibliche Geschlecht keine Reize für ihn hatte.

In Astrolabebai sind kürzlich drei Missionare der Rheinischen Gesellschaft eingetroffen, die noch zwei weitere Kollegen erwarten, um dann in Friedrich Wilhelmshafen eine Station zu gründen. Auch die katholische Mission fängt an, sich weiter auszubreiten, und zwar in Neu-Pommern. Hier war bisher nur ein katholischer Missionar thätig, der nun durch weitere fünf nnd einige Nonnen unterstützt werden wird. Hoffentlich entwickeln sich durch das Zusammenwirken zweier Konfessionen nicht jene ärgerlichen Konflikte, wie vor ein paar Jahren in Britisch-Neu-Guinea, wo es zu unliebsamen Erörterungen kam. Die Eingeborenen, welche derartige Reibereien um den größeren Einfluß wohl bemerken, erhalten dadurch gewiß kein Vorbild christlicher Duldsamkeit.

Die „Strafverordnung für Eingeborene", der bereits (Nr. 2 S. 13) gedacht wurde, ist bereits in seinem drohendsten „§ 5 Todesstrafe" angewendet worden, indem der Landeshauptmann schon im Oktober 1888 in Kerewara einen Eingeborenen durch den Strang hinrichten ließ, der vor 5 Jahren (also vor dem deutschen Protektorate) einen Weißen meuchlings erschoß. Das Gesetz, welches nach dem Wortlaut erst am 1. Januar d. J. in Kraft trat, ist also mit rückwirkender Kraft geübt worden. Wenn der Landeshauptmann, dessen Macht über Leben und Tod weiter geht, als z. B. die des Generalgouverneurs in Niederländisch-Indien, in dieser Weise weiter streng Gerechtigkeit üben will, so wird er noch manchen (vielleicht auch Weißen) aufhängen lassen müssen. O. Finsch.

Südost-Afrika.

Über das östliche Südafrika ist diesmal nicht viel Thatsächliches zu berichten. In Mosambik arbeiten die Portugiesen, zum geheimen Ärger so manches Engländers, ruhig weiter an der inneren Ausgestaltung ihres afrikanischen Kolonialreichs, das sie so lange Zeit hindurch vernachlässigt hatten. Der Hafen von Kilimane nimmt einen erfreulichen Aufschwung, und Lorenzo Marques an der Delagoabai entwickelt sich zu einer modernen Stadt. Der Verkehr auf der Eisenbahn, welche diesen Hafen mit der Transvaalgrenze bei Barberton verbindet, nimmt außerordentlich zu, und selbst in den Binnenstaaten der Eingebornen, Ghasa und Matabeleland, beginnt es sich erfreulich zu regen. Nur von der vor zwei Jahren geplanten deutsch-holländischen Eisenbahn nach Pretoria vernimmt man fast gar nichts, sei es nun, daß die Vorarbeiten ganz im stillen gefördert werden sollen, oder daß die Verhandlungen, betr. Anschluß an die Delagoabai noch nicht zum Abschluß gekommen sind. In Transvaal scheint der durch Ausbeutung der Goldfelder verursachte Aufschwung anzudauern. Die dort dem Staate aus Gebühren ꝛc. zugeflossenen Einnahmen beliefen sich im vergangenen Jahre auf mehr als 7 500 000 Mark, von denen nahezu die Hälfte aus Johannesburg stammt, während Barberton kaum ein Fünftel dazu beigetragen hat. Man denkt bereits daran, eine Staatsbank in Transvaal zu errichten, bei welcher deutsches und holländisches Kapital in hervorragender Weise beteiligt sein soll. Die gesamte Goldgewinnung soll sich im Jahre 1888 auf 250 000 (?) Unzen belaufen haben, während gleichzeitig die australische Kolonie Neuseeland (?) 426 000 Unzen erbrachte. Allerwärts regt sich das Verlangen, sich Anteile an diesen Unternehmungen zu sichern. Von Paris aus ist eine größere Expedition nach Südafrika abgegangen, um sich über die Verhältnisse der einzelnen Minengesellschaften an Ort und Stelle zu unterrichten, in Amsterdam aber ist die „Erste Niederländisch-Transvaalsche Goldminengesellschaft" mit 1 800 000 Gulden Kapital bereits fertig begründet; sogar in Berlin scheint es zahlreiche Interessenten zu geben, für die der Vertreter einer Londoner Brokerfirma vor kurzem ein Heftchen herausgegeben hat, in welchem die hauptsächlichsten Grundlagen der Südafrikanischen Minengesellschaften sich erörtert finden, deren Aktien zum Teil schon jetzt an der Londoner Börse gehandelt werden. Ein Zeichen der Zeit ist es auch, daß die Kupons der Aktien der de Beers Diamant-Minen-Gesellschaft jetzt bereits bei dem Bankhaus S. Bleichröder hier eingelöst werden können. Andererseits beginnt man auch in Südafrika in ganz moderner Weise vorzugehen, indem man z. B. ein Kartell zur Hebung der Diamantpreise plant.

Je mehr das Minenwesen sich entwickelt, welches in größter Menge zunächst Engländer ins Land bringt, desto brennender wird für Transvaal die Frage, ob es nicht möglich ist, eine diesem gefährlichen Zuwachs entsprechende Anzahl deutscher Ansiedler heranzuziehen. Unseres Erachtens ist die Vorbedingung hierfür eine größere Schenkung von Land an angesehene deutsche Unternehmer, welche die verantwortungsreiche Aufgabe der planmäßigen Leitung einer derartigen Ansiedelung im größerem Maßstabe zu übernehmen geneigt sind; bis jetzt allerdings scheint man in Transvaal zu glauben, daß man ganz ohne jedes Opfer die immer dringlicher werdende Hilfe erringen kann.

Mit Begründung deutscher Ansiedelungen in Pondoland soll nun binnen kurzem begonnen werden, nachdem die Deutsche Kolonialgesellschaft sowohl wie der Verein für Handelsgeographie dem Unternehmen der Deutschen Pondolandgesellschaft ihre Förderung zugesichert haben. Gleichzeitig damit soll die von fachmännischer Seite aus sehr günstig beurteilte Ausbeutung der Wälder des Pondolandes in Angriff genommen werden. Eine von dem kürzlich nach Berlin zurückgekehrten Dr. med. Franz Bachmann angelegte Hölzersammlung, von welcher auch die Deutsche Kolonialgesellschaft Proben für die Wandersammlung erhalten soll, legt Zeugnis ab von der Mannigfaltigkeit und dem Werte der dort vorkommenden Holzarten. O. Kersten.

Zentral- und Süd-Amerika.

Mexiko. Zum künftigen Haupthafen Mexikos wird Tampiko erhoben werden. Die Regierung subventionirt die für den Bau konzessionirte Gesellschaft mit 3 Mill. Pes. Die 400 Ml. Bahn, welche Tampiko mit der mexikanischen Zentralbahn verbinden sollen, sind im Bau. Der Hafen von T. wird in jeder Beziehung besser als der von Verakruz sein. Die größten Schiffe werden in die Mündung des Rio Panuko einlaufen und dort direkt in die Eisenbahnen ausladen.

Die von den fünf Republiken Mittelamerikas geplante Union, welche auch 1888 (Verhandlungen in San José de C.-R.) nicht perfekt geworden und sicher — wie die von Deutschland und Italien — nur „durch Blut und Eisen" möglich ist, erregt die Eifersucht der mexikanischen Presse. Dieselbe behauptet, Mexiko würde dagegen protestiren. Es wäre dies eine kaum glaubliche Überhebung.

Guatemala. Die Kaffeeernte verspricht hier, wie in ganz Mittelamerika, vorzüglich zu werden. Es herrscht Überfluß an Kapital, die Banken haben den Zinsfuß herabgesetzt, die Schuldpapiere Guatemalas, die bereits auf 35 gefallen waren, stehen 75. Es ist dies eine Folge der vor wenigen Jahren durchgeführten Unifizirung der auswärtigen und inneren Schuld des Landes und der Pünktlichkeit, mit welcher die Regierung ihren Verpflichtungen nachkommt — Durch Verbesserung der auf die Fremden bezüglichen Gesetze sucht Guatemala europäische Einwanderer zu gewinnen. Es ist unbestreitbar, daß es im zentralen Teile des Landes große, für den europäischen Landbauer passende Gebiete giebt.

Honduras. Nach dem letzten Zensus (vom Dezember 1887) hat Honduras 381 938 Einwohner. Davon sind 128 938 Männer und 134 107 Weiber Ladinos, d. h. Mischlinge zwischen Europäern und Indianern, und 34 137 Männer und 34 735 Weiber reine Indianer. Lesen und schreiben können 19 042, nur lesen 38 583.

Nicaragua. Am 7. Dezember diskutirte das Repräsentantenhaus in Washington (U. S.) abermals über das Kanalgesetz und nahm eine Zusatzbestimmung an, wonach die Vereinigten Staaten keinerlei Verantwortung für die Nicaragua-Kompanie übernehmen und diese Bestimmung auf allen Kontrakten, Schuldpapieren, Aktien ꝛc. der Kompanie bemerkt sein muß. Im Repräsentantenhause macht sich eine starke Opposition gegen den Kanal bemerkbar.

Als Direktor und Repräsentant Nicaraguas in der Kanalgesellschaft (New-York) ist José Pasos ernannt worden. Als Vertreter der Gesellschaft in Nicaragua wird sich Admiral Ammen in Granada niederlassen. — Die gefährlichste Sektion des Kanales ist, wie ich schon an anderen Stellen hervorgehoben habe, die am Atlantischen Ozean. Amerikanische Ingenieure schreiben, hier würden die Arbeiter wie die Fliegen sterben und selbst Neger nur zu enormen Löhnen zu gewinnen sein.

Costa-Rica. Die Angelegenheit der streikenden italienischen Erdarbeiter, von der ich in meiner ersten Korrespondenz (s. Nr. 3) sprach, ist noch immer nicht definitiv geordnet. Der Präsident der Republik erließ unter dem 20. November 1888 ein Dekret, worin gesagt wird, daß das Land sich in der Lage befinde, Einwanderer anzuziehen, und daß es deshalb angezeigt sei, die italienischen Arbeiter dadurch in Costa-Rica zu fesseln, daß man denselben ihre Familien nachkommen lasse. Die Regierung erklärt sich deshalb bereit, allen Italienern, welche einen Monat in der Landwirtschaft oder einem industriellen Unternehmen gearbeitet haben, ihre Familien auf Staatskosten nachkommen zu lassen. Listen zur Einschreibung dieser Arbeiter sind in den Hauptstädten ausgelegt worden und die Überführung der resp. Familien soll beginnen, sobald sich mindestens 50 Familienväter eingeschrieben haben. Ob diese italienische Einwanderung vorteilhaft für Costa-Rica ist, bezweifele ich sehr.

Am 29. und 30. Dezember fanden auf den zentralen Hochebenen starke Erderschütterungen statt. Die meisten der aus Stein erbauten Häuser, besonders in San José und Alajuela, haben mehr oder weniger stark gelitten. Der Regierung erwachsen hieraus bedeutende Ausgaben für notwendige Reparaturen. — Das Erdbeben ist im Gefolge einer neuen Thätigkeit des Vulkanes von Trazú, deren erste Spuren im Oktober 1888 beobachtet wurden, aufgetreten. Herr Dr. H. Pittier besuchte nun diesen Vulkan am 12. Dezember und fand an der Nordseite desselben unter dem Gipfel eine gewaltige Längsspalte, welcher große Massen heißer Dämpfe und schwefliger Säure entströmten (Gac. Ofic. vom 2. Januar 1889).

Ein kleines, Ende 1888 bei Ad. Mertens in Bruxelles erschienenes Buch: José F. de Peralta, La propriété foncière à Costa-Rica, verdient hier kurz angeführt zu werden. Dasselbe behandelt zunächst den Begriff des Grundbesitzes unter den Eingeborenen z. B. der Eroberung, giebt einige Angaben über die Kulturen während der Herrschaft der Spanier und geht dann zur heutigen Lage über, eingehend die durchaus geordneten Besitzverhältnisse des Landes schildernd. Die allgemeinen Angaben über den Wohlstand und die gute Verwaltung des Landes sind richtig. Das kleine Costa-Rica exportirte 1887—88 für 31 182 685 Frcs. Produkte, darunter für über 26 Mill. Kaffee und

Digitized by Google

für über 3½ Mill. Bananen. Der Import hatte einen Wert von 28 Mill. Frcs. — Die hier besonders interessirende Stelle des Buches (S. 43) besagt, daß die Regierung einen Vertrag mit der River Plate Trust Loan Comp. behufs Sendung von Auswanderern nach Costa-Rica abgeschlossen habe. 800 000 Acres seien der Eisenbahngesellschaft (Mr. Keith) überlassen. Bald würden Einwanderer diese herrlichen und fruchtbaren Gebiete ausnutzen. — Hierzu bemerke ich (was ich schon vor ca. 5 Jahren dem damaligen Präsidenten Fernandez schrieb und seitdem an vielen Stellen gesagt und geschrieben habe), daß die Auswanderung europäischer Ackerbauer nach Costa-Rica nur nach gewissen, hoch gelegenen Landstrichen in der Nähe der zentralen Hochebenen zu raten sei. Es ist eine Unverschämtheit, Europäer dahin zu schicken (in die Tiefebene nach dem San Juanstrom zu, wo die Bahn erbaut wird), wo die Landeskinder nicht hingehen wollen, weil das Klima mörderisch ist. Unter diesen Umständen ist von der Auswanderung nach Costa-Rica unseren Arbeitern und Ackerbauern dringend abzuraten. Es ist Gewohnheit der hispano-amerikanischen Republiken, für europäische Ackerbaukolonieen die entlegensten, ungesundesten und deshalb wertlosesten Plätze auszusuchen. Nur Chile (und bis zu einem gewissen Grade auch Argentinien) macht in neuester Zeit eine glänzende Ausnahme. Wären die Machthaber dieser Länder klüger und frei von Fremdenhaß, betrachteten sie die Einwanderer — obgleich sie von der Notwendigkeit und Nützlichkeit derselben für ihr Land überzeugt sind — nicht stets mit einem gewissen Haß und Mißtrauen, so würden sie in erster Linie die allerbesten Staatsländereien für europäische Ansiedler bestimmen.

Kolumbia. Das Jahr 1888 ist ohne innere Wirren zu Ende gegangen und hebt sich infolge dessen der Handel. Die der Kaufmannschaft der Stadt auferlegte Kontribution ist pro 1889 um 25 Prozent ermäßigt worden. Sie betrug im vorigen Jahre 200 000 Pes.

Die „Estr. de Panama" vom 22. Dezember 1888 konstatirt in einem längeren, sehr interessanten Artikel, daß die starke italienische Einwanderung nach Süd-Amerika nicht günstig für diese Länder sei, da die wenigsten Italiener sich ruhig der Arbeit widmen und durch diese ihr Glück zu machen suchen. Sie wollen den Landesgesetzen nicht gehorchen und verursachen den resp. Regierungen viele Schwierigkeiten. — Dieselbe Zeitung protestirt energisch gegen die amerikanische Presse, welche die Freiheit der Bestimmung der Regierung Kolumbias über den Weiterbau des Panamakanales beschränken will. Daß die Besitzer der großen interoceanischen Bahnen der Union jedem Kanale feindlich sind, ist allerdings notorisch.

Nach der „New York Preß" bildete sich im Dezember in New York ein Konsortium, dem die Herren James D. Leary, Morton, Bliß & Comp., Eug Kelly angehörten, welches 50 bis 75 Millionen Dollars zur Fortsetzung der Arbeiten am Panamakanal aufbringen wollte. Die Verhandlungen mit der „Comp. Univ." in Paris scheinen aber bis heute zu keinem Resultate geführt zu haben. — Daß man die Unterbrechung der Arbeiten (auf dem Isthmus) in Paris zu vermeiden sucht, zeigt eine Depesche des Direktoriums vom 6. Januar, wodurch dem Generaldirektor der Arbeiten 1½ Millionen Franken zur Verfügung gestellt werden. Man hat infolgedessen in Panama noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Herr Sonderegger, welcher die Arbeiten in der Sektion Kulebra in Entreprise hat, entließ am 7. Januar seine 2500 Arbeiter, gab aber bereits am Abend des 8. bekannt, daß die Arbeiten fortgesetzt würden.

Durch Cirkular vom 2. Januar, gerichtet an alle in Panama residirenden Konsule, macht der Gobernador des Depart. de Panama bekannt, daß die Regierung etwaigen Gewaltakten und Unordnungen, verursacht durch die plötzlich entlassenen Kanalarbeiter, mit größter Energie entgegentreten und die Ordnung herstellen würde. Der Gobernador hält eine Verständigung zwischen den Konsuln und der Lokalregierung des Departements für opportun, damit die Arbeiter der verschiedenen Nationen durch ihre Konsuln möglichst bald in ihre resp. Heimat befördert werden können. — Der Gesandte Kolumbias in Paris, General Posada, sprach sich einem Redakteur des „Echo de Paris" gegenüber dahin aus, daß Columbia hoffe und wünsche, Frankreich werde den Kanal vollenden. Kolumbia würde auch in eine längere Frist als die im Kontrakte vorgesehene (12 J.) willigen, erwarte aber daß die Arbeiten nicht länger als 6 Monate unterbrochen würden.

Venezuela. Ein vom Expräsidenten Crespo versuchter Aufstand ist im Dezember entdeckt und ohne Blutvergießen unterdrückt worden. Crespo bereist jetzt Süd-Amerika, die Anhänger Guzman Blancos sind aber unter sich nicht einig und sind weitere Unruhen zu befürchten.

Ecuador. Die Bahn zwischen Durán und Yaguachi ist Mitte Dezember dem Verkehre eröffnet. Um dem Verschwinden privater und offizieller Briefe auf den Postämtern zu steuern, sollen alle Einläufe gebucht werden, um konstatiren zu können, in (oder zwischen) welchen Postämtern die betreffenden Sendungen verloren gegangen sind. — Der innere Friede des Landes ist bisher unter der Regierung des Generals Flores erhalten.

Perú. Der Vortrag Aspillaga-Donoughmore (der modifizirte ältere Vertrag Grace-Aranibar) ist am 30. November vom Kongresse verworfen worden, worauf das ganze Ministerium seine Entlassung einreichte, die aber Präsident Cáceres nicht annahm. Am 5. Dezember bereits wurde der Vertrag, mit Fortlassung des beanstandeten Zusatzes, dem Kongresse von neuem vorgelegt. Volksmanifestationen in Lima und Callao suchen für Annahme des Vertrages zu wirken. Gegen die unberechtigte Einmischung der chilenischen Regierung in diese Verhandlungen protestiren Peruaner und Fremde. — Chilian Times (Valparaiso) erklärt, daß englisches Kapital nach Annahme des Vertrages in Menge in Perú angelegt werden würde. Die mit 50 Millionen Pesatos arbeitende „Anglo Peru Trad. Comp." will große Zucker-, Kaffee-, Reis- und Baumwoll-Plantagen anlegen, auch verschiedene Kolonien errichten. (Es wäre gut bald zu sagen, wo dieselben angelegt werden sollen).

Der oben zitirte Vortrag besagt in seinen wesentlichen Punkten: Das Komitee der Inhaber der Peruanischen Schuldpapiere übernimmt alle Verpflichtungen der Regierung bezüglich der Anleihen von 1869, 1870 und 1872. Die Regierung Perus überläßt den Gläubigern alle Staatsbahnen auf 66 Jahre. Für 5 Jahre steht den Gläubigern das ausschließliche Recht der Verlängerung der namhaft aufgezählten Bahnen zu. Alle Hafendämme u. s. w. können die Gläubiger frei benutzen, die dem Staate gehörigen Dampfer auf dem Titicacasee werden ihnen überlassen und erhalten sie das Recht der freien Schiffahrt auf diesem See. Unter Berücksichtigung des Friedensvertrages mit Chile erhalten die Gläubiger das ausschließliche Recht der Ausnutzung der Guanolager. Für 33 Jahre verpflichtet sich die Regierung, jährlich 80 000 £. an das Komitee der Gläubiger zu zahlen.

Die Gläubiger haben das Recht, die Eisenbahnen und Guanolager zu verpfänden, um Hypotheken bis zur Höhe von 6 Mill. Lstrl. aufzunehmen. Das Komitee verpflichtet sich, in zwei Jahren die Bahnstrecke von Chicla nach La Oroya und die von Callas nach La Oroya und die von Santa Rosa nach Marangani zu erbauen. In den zwei folgenden Jahren muß diese Strecke bis Sicuani fortgeführt und in weiteren sechs Jahren müssen noch 160 km Bahn gebaut werden. Nach den 66 Jahren erhält Peru alle Bahnen mit vollem Materiale gratis zurück, desgleichen die Guanolager (die dann aber sicher vollständig abgebaut sein werden). Die wichtigste Bestimmung ist die letzte, welche die Regierung aus der momentanen Geldverlegenheit reißen soll. Die Gläubiger zahlen nämlich an die Regierung sofort 50 000 Lstrl. und 190 000 Lstrl. in 19 monatlichen Raten, beginnend drei Monate nach dem Beginne der Kontraktzeit.

Das Handlungshaus Laudi Canessa u. Comp. hat von der Regierung 50 000 ha Land erhalten, um auf demselben Italiener anzusiedeln. Italienische Ingenieure sollen passende Ländereien aussuchen und vermessen.

Chile. Ende November bis Mitte Dezember haben verschiedene Teile des Landes sehr durch Ueberschwemmungen gelitten. Brücken sind zerstört und die Bahnverbindung ist an mehreren Stellen unterbrochen. Die meisten Flüsse haben durch ihr starkes Anschwellen Verwüstungen angerichtet; auch Menschen sind dabei ums Leben gekommen. Die Weizenernte wird etwas später als gewöhnlich beginnen, aber vorzüglich sein.

Aus Chile gingen mir neben einigen interessanten Broschüren über die neuen Eisenbahnen und der Ausgabe der Verfassung der Republik nach den Modifikationen durch Gesetz vom 10. August 1888 noch zu: 1. Chile Wiener, Chili et Chiliens. Paris, 1888. Herr Wiener hat auch dieses Buch im Interesse seiner Landsleute, der Franzosen, geschrieben und überschätzt zu diesem Zwecke den Einfluß derselben in Chile bedeutend. Im Handel, Unterrichts- und Militärwesen und in den Kolonien nehmen die Deutschen eine viel hervorragendere Stellung ein. Sehr gut sind die Kapitel, welche Herr Wiener der Industrie und dem Ackerbau widmet. So giebt er z. B. Abbildungen der importirten Zuchtpferde und Zuchtstiere des Landes. 2. Estadistica Comercial de la Republica de Chile comesp. al ano de 1887. Valparaiso, 1888. — Der Handelsverkehr zwischen den verschiedenen Häfen der Republik betrug im Jahre 1887 167 430 410 und der mit dem Auslande 120 474 277 Pes. Von letzteren kommen auf den Import 62 713 497 Pes. Die Zollhäuser nahmen 29 888 525 Pes. ein. 8 009 Schiffe liefen in die Häfen ein.

Der Import Englands stieg um 21,64 % (gegen 1886), der Deutschlands dagegen um 39,36 %; er stieg von 8 346 210 auf 11 631 891 Pes. Deutschland importirt besonders: Raffinirten Zucker, Lichte, Baumwoll- und Wollstoffe, Drogueu, Zündhölzchen, Papiere, baumwollene Strümpfe. Frankreich importirte für 5 500 949 Pes., 5,08 % weniger als im Jahre 1886. England importirte für fast 20½ Mill.

Dr. H. Polakowsky.

Neue koloniale Unternehmungen.

Das deutsche Pondoland-Unternehmen.

Wir können heute von einem neuen Unternehmen berichten, das in Südafrika kolonisiren will. Die Interessen der neuen Kolonisations-Gesellschaft liegen in einem Gebiet im Osten Südafrikas, das in die englische Interessensphäre fällt, nicht unserem eigenen Schutzgebiet angehört. Dennoch glauben wir für das Unternehmen eintreten zu dürfen, sofern das Vorgehen der Gesellschaft auf solider Basis beruht, und es sich, soweit wir uns darüber zu informiren im stande waren, um einen sehr wertvollen Privatbesitz handelt, der ebenso legal erworben wurde, als er Aussicht bietet, den deutschen Interessen einen gewichtigen Stützpunkt in diesem Teile Südafrikas zu bieten, in welchem in nächster Umgebung bereits zahlreiche deutsche Familien ansässig sind. Die deutsche Pondoland-Gesellschaft hat zu dem Zwecke der Besiedelung durch Deutsche in dem noch selbständigen Ländchen der Pondos einem Flächenraum von ca. 150 000 Hektar Landes von dem Pondokönige Umquikela erworben, bei dessen Ableben die Verkaufsakte von seinem jetzt herrschenden Nachfolger Usiglao bestätigt wurde. Pondoland, gelegen zwischen dem 31. und 32. Grad s. B., ist ein Küstenland, das im Osten von dem Indischen Ozean, im Norden von der englischen Kronkolonie Natal, im Süden und Westen von der Kapkolonie und deren Schutzgebieten begrenzt wird. Das Recht der Einfuhr an dem einzigen schiffbaren St. Johnsfluß und Hafen, an dessen südlichem Ufer sich die betreffende englische Station befindet, ist von der Kapkolonie durch Vertrag vom 10. Dezember 1886 erworben worden. Die Kapkolonie zahlt für dieses Recht eine jährliche Vergütung an den Pondokönig in Höhe von 200 Lstrl. als Entschädigung für den Ausfall an Einkünften des Königs aus den Schiffsgebühren und Zöllen. Die gegenwärtig zur Erhebung kommenden Abgaben sind dieselben, welche an die Kapkolonie gezahlt werden. Man könnte fürchten, daß aus diesem Rechte der Engländer leicht Störungen für deutsche Ansiedler entstehen werden, allein es ist kaum möglich, daß dieser Fall eintreten wird. Einmal sind es nicht die Engländer, sondern die Kapkolonie, welche auf diese Verhältnisse den maßgebenden Einfluß ausübt; die Annahme eines Gesetzes, das Differenzialzölle vorschriebe, ist aber in den gesetzgebenden Körperschaften der Kapkolonie als undenkbar zu betrachten. Auf jeden Fall dürfte kein deutscher Ansiedler im Pondolande schlechter gestellt sein, als ein Angehöriger der Kapkolonie oder ein Engländer selbst. Bei dem Unternehmen handelt es sich in höherem Grade

Digitized by Google

um den Wert von Grund und Boden, sowie ferner um die Möglichkeit, ob an dieser Stelle neben der Förderung deutsch-nationaler Interessen einem deutschen Auswanderer, welcher einen auskömmlichen, eigenen Besitz sucht, dieser unter billigen Bedingungen geboten werden kann. Gewährt dieser Besitz noch die Möglichkeit, die gewonnenen Produkte mit Vorteil verwerten zu können, so sind die notwendigsten Vorbedingungen gegeben, welche man an eine Gesellschaft, von der die Ansiedlung deutscher Auswanderer im Auslande betrieben wird, zu stellen berechtigt ist. Die Verhältnisse scheinen in dieser Beziehung günstig zu liegen. Der **sichere** Genuß des Besitzes gründet sich für die nach Pondoland auswandernden Deutschen auf der Voraussetzung, daß sie mit den Eingeborenen, die ihr Kommen gern sehen, in Frieden leben; die Pondos wohnen so spärlich in dem abgetretenen Gebiet, daß eine Störung in den beiderseitigen Interessen sehr leicht vermieden werden kann, so lange es die Deutschen als ihre Pflicht erachten, in dem Lande, wo ihnen Besitz und Freundschaft von den Eingebornen in gutem Vertrauen entgegengebracht wurde, aus den verläßlichen Freunden nicht erbitterte Feinde werden zu lassen. Sollte dagegen das gute Einvernehmen einmal auf die eine oder andere Weise gestört werden, so kann die Gefahr nicht groß sein, selbst wenn der englische Schutz versagen sollte, da Hilfe in den umwohnenden Deutschen und Buren nahe bei der Hand ist. Endlich ist in klimatischer Beziehung das Land als günstig zu bezeichnen; es ist von tropischen Fiebern jeder Art frei und das vorkommende höchste Maß von Wärme wird auch dem Norddeutschen Aufenthalt und Arbeit im Freien gestatten. Über die Bedingungen für den Ankauf in Pondoland teilt uns die Gesellschaft mit, daß sie den niedrigsten Besitzstand eines Ansiedlers auf etwa 50 Hektar berechnet und denselben durchschnittlich zum Preise von 500 Mk. abgeben will. Dadurch wird es auch dem Minderbegüterten ermöglicht, ein Eigentum sich zu erwerben. Die Abzahlung des Kaufpreises soll zudem auf eine Reihe von Jahren zulässig sein und dem Ansiedler mannigfache sonstige Erleichterung zum guten Fortkommen gewährt werden. Die Gesellschaft wird sich zugleich mit der Ausbeute ihrer Waldbestände beschäftigen, so daß dem Ansiedler auch Nebenverdienst und mit dem Fortschreiten der Waldindustrie eine vorteilhafte Absatzgelegenheit für seine Produkte im Lande selbst in Aussicht steht. Wir können nach allem, was wir über das neue Unternehmen in Erfahrung gebracht haben, ihm einen guten Fortgang wünschen. — Nähere Auskunft erteilt der Direktor der Gesellschaft, Herr Dr. Otto Kersten in Berlin N., Kolonieſtraße 1.

Siedelungsgesellschaft Herman.

Die unseren Mitgliedern bereits bekannte Siedelungsgesellschaft Herman, welche unter dem direkten Einfluß der Deutschen Kolonialgesellschaft vor etwa einem Jahre ins Leben trat, um in Südbrasilien die deutschen Ansiedelungen nach geeigneten Punkten zu lenken, wo den deutschen Auswanderern die Möglichkeit geboten wird, eine eigene auskömmliche Existenz zu gewinnen und den Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren, wo sie ihre Sprache reden und nach ihren gewohnten Sitten leben können, hat ihre erste in bester Lage in der Nähe der Stadt Porto Alegre gelegene Kolonie nunmehr vermessen und parzellirt. Sie kann Auswanderern, denen etwas Kapital zu gebote steht, gute Unterkunft mit sicherem Besitztitel vermitteln und bietet den Eingesessenen rechtlichen Schutz in geordneten staatlichen Verhältnissen. Der Ansiedler wird in Ruhe sein Besitztum ausbauen und seine Selbständigkeit in Zufriedenheit genießen können, ohne fürchten zu brauchen, daß er mit seinem Leben dafür gegen mißliebige Eingeborene einstehen zu müssen in die Lage kommen kann. Die Kolonie wird von einem Sachverständigen geleitet, der uns als ebenso pflichttreu, wie in kolonialen Dingen erfahren bekannt ist; er wird sich als guter Berater dem Ansiedler schätzbar machen und ihm als Freund zu Seite stehen. Nähere Auskunft über die Fruchtbarkeit von Grund und Boden, über den Preis des Ackers und die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse erteilt gern auf Anfrage der Direktor der Gesellschaft, Herr O. Kurella, Berlin SW., Dessauerstraße 25.

J. A.: Der Generalsekretär.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. Am 28. Februar hielt im großen Saale des Architektenhauses Leutnant Müller einen Vortrag über die Erforschung des Kassai. Unter der Führung Wißmanns war bekanntlich eine Expedition zur Erforschung des Kassai-Problems nach Afrika abgegangen, welcher auch nebst Dr. Wolf und von François der Redner angehörte. Die Expedition verließ am 16. November 1883 Berlin und gelangte nach mancherlei Gefährlichkeiten Mitte des nächsten Jahres nach Malange, von wo sie nach dem Kuango aufbrach. Da sich die Unmöglichkeit herausstellte, die große Karawane auf diesem Wege weiter vorwärts zu bringen, so trennte Wißmann die Expedition und entsandte von dem Lagerplatz Kassamba am 25. September den Redner mit 12 Mann nordwärts zu dem Negerfürsten Muata Kumbana, um bei diesem Erkundigungen über den Lauf des Kassai, Kuilu, Lowuo und Luschiko einzuholen. Der Reisende überschritt sodann den Luschiko und gelangte in eine reizvolle, aber schwer zu passirende Gegend. Einige Wochen darauf überschritt die Expedition, nachdem sie noch mit den diebischen, aber ziemlich hochstehenden Tupende, welche ein reiches Land bewohnen, Schwierigkeiten gehabt hatte, bei Kipoko den ersehnten Kassai. Der Kassai bildet eine geographische Grenze von hoher Bedeutung, an ihm beginnen Urwälder und andere Völkerstämme, die Baluba. Nachdem die Station Luluaburg angelegt war, ging die Expedition den Lulua hinab bis zum Zusammenflusse mit dem Kassai. Die Kassaifahrt dauerte fünf Wochen und war reich an Kämpfen und Abenteuern, besonders mit den Bassongo Mino. An einem Tag wurden u. a. in einem Gefecht 40 Eingeborene, welche mit Kühnheit die Weißen angriffen, erschossen. Redner schilderte sodann eine Jagd auf Elephanten, welche durch das Diorama auf der Jubiläumsausstellung allgemein bekannt geworden ist. Endlich war der Kongo und Leopoldville erreicht. Die Baluba wurden auf einem Dampfer, mit welchem Dr. Wolf noch einmal den Kassai und den Sankurru befuhr, in ihre Heimat zurückgeschickt, Wißmann ging nach Madeira und der Redner kehrte über Kapstadt und Sansibar nach Hause zurück. Ein sehr wichtiges Resultat der Reise ist der Nachweis, daß es möglich sein wird, vom Stanleypool nach Nyangwe auf dem Wasserwege zu gelangen. Früher hatte der Weg den ungeheuren Bogen, welchen der Kongo macht, nehmen müssen, während jetzt die Entfernung auf die Hälfte abgekürzt ist. Was die klimatischen und Bodenverhältnisse anbetrifft, so sprach sich der Redner darüber günstig aus, doch sei vorläufig an eine Siedelung daselbst nicht zu denken. Der Vorsitzende Herr Geh. Regierungsrat v. Cuny dankte im Namen der Versammlung dem Redner für den gehaltvollen und interessanten Vortrag.

— Die Abteilung Köln hielt am 22. Februar einen ihrer wöchentlichen Herrenabende im „Römer" ab. Herr Dr. Chambalu sprach im Anschluß an seinen Vortrag vom 8. v. M. über „Leben und Erlebnisse Emin Paschas". Er gab eine erschöpfende Schilderung des wechselvollen und thatenreichen Lebensganges dieses außerordentlichen Mannes unter besonderer Hervorhebung der hohen Gesinnungen und Ideen, welche seine rastlose Thätigkeit belebten. Der Redner erntete den wohlverdienten Beifall der sehr zahlreichen Versammlung. Die neu angelegte Bibliothek der Abteilung, die bereits eine große Anzahl der berühmtesten und interessantesten kolonialpolitischen Werke enthält, fand schon gleich nach ihrer Eröffnung lebhaften Zuspruch. Auch die ausgestellten zahlreichen Karten, sowie eine Sammlung von Bildern aus Deutsch-Ostafrika erweckten das allgemeine Interesse. Der Gesellschaft traten in den letzten 14 Tagen wiederum über 30 Herren aus den ersten Kreisen der Stadt als Mitglieder bei, so daß deren Zahl in Köln nun schon auf weit über 300 gestiegen ist.

— Ortsgruppe Baden-Baden. In einer überaus zahlreichen, von der besten Gesellschaft besuchten Versammlung hielt am Dienstag, den 26 Februar, Herr F. v. Schöler, Hauptmann a. D., einen Vortrag über die im Jahre 1880 unternommene ostafrikanische Expedition, an welcher außer dem Redner auch Dr. Böhm, Kaiser und Reichard teilnahmen. Den sehr interessanten Ausführungen folgte die Versammlung mit großem Interesse. Der Redner schloß mit dem Versprechen, ein oder zwei weitere Vortragsabende folgen zu lassen, da er nicht in der Lage gewesen sei, das umfassende Material, das er besitze, in einem Abend zu bewältigen. Ehe Herr v. Schöler in seinen Vortrag eintrat, gab der Vorsitzende der Ortsgruppe Baden-Baden, Herr Stadtrat v. Bömble, einen kurzen Überblick über die Entwickelung und den Stand der hiesigen Ortsgruppe.

— In der Abteilung Zweibrücken hielt am 27. Februar Herr Paul Reichard einen sehr besuchten Vortrag über Arabertum und Sklaverei in Ost- und Zentralafrika nach eigenen Erlebnissen. Der Vorsitzende, Herr Rechtsanwalt Schmidt, erstattete dem Redner den Dank der Versammlung für den interessanten Vortrag.

— Abteilung Trier. Am 20. v. M. hat Herr Paul Reichard hier geredet. Die zahlreich versammelten Zuhörer folgten den lehrreichen Ausführungen des Redners mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtlichem Interesse. Eine von Herrn Heinrich Schmidt entworfene und gezeichnete Wandkarte von Afrika gewährte ein deutliches und übersichtliches Bild der besprochenen Gebiete.

— Abteilung Kolberg. Die am 1. Januar ins Leben getretene Abteilung Kolberg, welche jetzt 41 Mitglieder zählt, hielt am 14. Januar ihren ersten Vereinsabend ab, an dem auch eine Anzahl Gäste, darunter auch einige Damen, teilnahmen. Gymnasiallehrer Dr. Schlemmer hielt einen Vortrag über „Gründung und Entwickelung unserer Kolonien", in welchem er nach einem Rückblick auf die kolonialen Bestrebungen früherer Zeiten die koloniale Bewegung im neuen deutschen Reiche und die Erwerbung der Kolonien seitens des Reiches und der betreffenden Privatgesellschaften schilderte und auch die Hoffnungen, die auf dieselben gesetzt werden können, klar legte. — Am 26. Februar fand der zweite öffentliche Vereinsabend statt, an welchem unter noch zahlreicherer Beteiligung des Publikums der Vorsitzende der Abteilung, Kapitänleutnant a. D. Muchall Viebrook, einen höchst interessanten Vortrag über „die Samoainseln in Gegenwart und Zukunft" hielt. Der Vortragende schilderte die gerade jetzt im Vordergrund des kolonialen Interesses stehenden Inseln auf grund eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Südsee und auf den Samoainseln selbst in sehr anschaulicher und anziehender Weise. Durch Mitteilungen aus seinen Tagebüchern über Sitten und Gebräuche der Samoaner und über größere Volksfeste und Feierlichkeiten, denen der Vortragende selbst beigewohnt, sowie durch Auslegung einer großen Anzahl von Ansichten und Photographien wurde der Vortrag besonders interessant und erntete den allgemeinen Beifall aller Zuhörer.

— Die Kolonialabteilung des Vereins Deutscher Studenten, die in corpore Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft ist, entwickelte diesen Winter ein reges Leben. Die Vortragsabende waren sehr zahlreich besucht, namentlich aus studentischen Kreisen, in die die Abteilung Interesse und Verständnis für deutsche Kolonialpolitik hineinzutragen sich zur Aufgabe gemacht hat. An Vorträgen wurden gehalten: 4. Dezember 1888 Herr stud. Held: „Wozu Kolonialpolitik?" Herr stud. Bergmann: „Die Übervölkerungs- und Auswanderungsfrage in ihrem Verhältnis zur Kolonialfrage." — 13. Dezember Herr Dr. Henrici: „Land und Leute in Deutsch-Togoland." Herr stud. Held: „Überblick über Deutschlands Kolonien." — 17. Dezember Herr Dr. Henrici: „Meine letzte Reise in Deutsch-Togoland." — 23. Januar 1889 Herr Dr. Kersten und Herr Dr. Bachmann: „Deutsche Kulturarbeit im östlichen Südafrika." — 6. Februar Herr Dr. Hollrung: „Reiseeindrücke aus dem deutschen Schutzgebiet der Südsee." — 13. Februar Herr Premierleutnant Weiß: „Reiseerlebnisse in Deutsch-Ostafrika." — 25. Februar Herr Geh. Legationsrat Prof. Dr. Brugsch-Pascha: „Ostafrikas älteste Vergangenheit." — Wertvolle Geschenke an Büchern, Broschüren ꝛc. wurden der Abteilung übermittelt. Allen den Herren und Gesellschaften, die sie so liebenswürdig unterstützt,

spricht die Abteilung auch hier ihren tiefgefühlten Dank aus. Die Leitung lag in den Händen der Herren stud. Bergmann, stud. Grell und stud. Henning.

— (Die Abteilung Dresden) hielt am 25. Februar im Weißen Saale der „Drei Raben" ihre ordentliche Generalversammlung ab. Den Vorsitz führte Hofrat Dr. Credé, der die Versammlung mit einer Begrüßung des als Ehrengast anwesenden Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg eröffnete und dann das Wort Herrn Th. Schrader, welcher lange Jahre in Port Elizabeth gelebt hat, zu einem Vortrag über Transvaal erteilte. Herr Telegraphendirektor Mohrmann erstattete hierauf als Schriftführer den Geschäftsbericht, der ein beredtes Zeugniß für die ersprießliche Thätigkeit der Gesellschaft ablegte. Hervorzuheben ist, daß durch die veranstalteten Sammlungen 7000 M. dem Krankenhaus in Sansibar und 3000 M. der Emin Pascha-Expedition zugeführt werden konnten. Die Mitgliederzahl ist auf 668 gestiegen. Im Anschluß an den Bericht wurde Herrn Hofrat Credé, als verdientem Vorsitzenden, ein mit allgemeiner Zustimmung aufgenommenes „Hoch" gebracht. Fürst Hohenlohe lud hierauf die Gesellschaft ein, sich recht zahlreich an der in Berlin am 23. März stattfindenden konstituirenden Versammlung der Kolonialgesellschaft zu beteiligen und die Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels thatkräftig zu unterstützen. Nach dem sodann von Herrn Hoflieferanten Richter erstatteten Kassenbericht betrugen die Einnahmen des Vereins 5968 M., die Ausgaben 5679 M. Den Schluß der Tagesordnung bildete die Neuwahl des Vorstandes. In denselben wurden folgende Herren gewählt: Hofrat Credé, Dr. med. Friedrich, Legationsrat v. Friesen, Kommerzienrat Günther, Major v. Hartmann, Gutsbesitzer Dr. v. Heyden, Generalmajor Heydenreich, Apotheker Krauß, Fabrikbesitzer Kretzschmar, Konsul Lüder, Hofrat Martini, Direktor Dr. Mehnert, Telegraphendirektor Mohrmann, Hoflieferant Richter, Generalarzt Dr. Roth. Mit Interesse nahmen die Anwesenden noch die von Herrn Schrader ausgestellte ethnographische Sammlung von Industrieprodukten der Eingeborenen des Transvaallandes, von Waffen, Schmuckgegenständen, höchst primitiven Bekleidungsstücken ꝛc., sowie von photographischen Aufnahmen ꝛc. in Augenschein.

Kleine Mitteilungen.

— (Über die Emin Pascha-Expedition) sind vielfach falsche Mitteilungen in der Presse verbreitet. Eine Zeitung wollte sogar wissen, daß die Reichsregierung die Ausführung der Expedition untersagt habe. Nach unseren Informationen entbehren diese und ähnliche Nachrichten der Begründung. Es ist nur richtig, daß der Reichskommissar Hauptmann Wißmann erklärt hat, daß er, wie sich übrigens ganz von selbst versteht, eine von seinem Befehl unabhängige Expedition in das Innere von Deutsch-Ostafrika nicht zulassen könne, ehe der ihm vom Reich erteilte Auftrag zur Wiederherstellung der Ordnung an der Küste erfüllt sei. Welchen Weg Herr Dr. Peters voraussichtlich einschlagen wird, darüber enthalten wir uns aus begreiflichen Gründen jeder Andeutung. Aber wir begrüßen es mit Freuden, daß endlich, nach monatelangen, freilich durch die Umstände gebotenen Verhandlungen und Verzögerungen, die deutsche Emin Pascha-Expedition zur Ausführung kommt. Und wir hegen zugleich zu der Energie und Umsicht des Führers, wie zu der Tüchtigkeit seiner Gehilfen das Vertrauen, daß das Unternehmen dem deutschen Namen zur Ehre gereichen wird. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir noch, daß Herr v. Skorzewski, welcher Herrn Dr. Karl Peters zu begleiten entschlossen war, in letzter Stunde aus Gründen, die nicht in der Sache selbst liegen, sein Vorhaben aufgegeben hat.

— (Mit Bezug auf die Expedition Wißmann) geht uns die Mitteilung zu, daß die Nachricht in Nr. 8 dieser Zeitung, wonach für die Zwecke der Expedition in Hamburg drei Schleppdampfer „Altona", „Vesuv" und „Vulcan" gekauft seien, insofern unrichtig sei, als nur der „Vesuv" und „Vulcan" angekauft sind. Bei dem Dampfer „Altona" war die Maschine nicht in gutem Zustande. An seiner Stelle wurde der erst 1884 erbaute eiserne Schleppdampfer „Max" gekauft, welcher gut erhalten ist. Die beiden ersten Dampfer haben etwa 225 indizirte Pferdekräfte, der letztere 150. Außer den drei in Hamburg gekauften See-Schleppdampfern, welche jetzt für den Gebrauch in den Tropen eingerichtet werden, sind von der Rhein- und Seeschiffahrtsgesellschaft in Köln der Doppelschraubendampfer „Harmonie", ca. 200 Register-Tons groß und mit 376 indizirten Pferdekräften, 1886 aus Stahl gebaut, und der Schleppdampfer „Lohengrin", von der Größe des „Vulkan", angekauft worden. Letzterer Dampfer ist 1880 gebaut und wird ebenso wie die „Harmonie" z. Z. für den Aufenthalt in den Tropen hergerichtet.

— (Se. Majestät der Kaiser) hat folgende Kabinetsordre erlassen: Ich freue Mich, aus den Mir vorgelegten Berichten über das Gefecht bei Apia am 18. Dezember v. J. entnehmen zu können, daß Offiziere und Mannschaften sich im Gefecht tadellos und des Geistes und der Tradition Meiner Marine würdig geführt haben. Ich habe Mich daher veranlaßt gesehen, einer Anzahl von Offizieren und Mannschaften Meiner Kreuzer-Korvette „Olga", Meines Kreuzers „Adler" und Meines Kanonenbootes „Eber" Auszeichnungen zu Teil werden zu lassen, und beauftrage Sie, auch allen übrigen, an den Gefechten beteiligt gewesenen Offizieren und Mannschaften Meine Anerkennung für ihr gutes Verhalten auszusprechen.

Berlin, den 21. Februar 1889. gez. Wilhelm I. R.

An den Chef der Admiralität.

— (In Dar-es-Salaam) ist es zu einem ernsten Zusammenstoß am 25. Januar gekommen, als die auf dem Grundstück der evangelischen Mission versteckten Insurgenten ein heftiges Feuer auf die Dau der Ostafrikanischen Gesellschaft eröffneten, während das Fahrzeug gerade den Hafen von Dar-es-Salaam verließ. Der Kapitän der Dau wurde durch einen Gewehrschuß am Arm verwundet. Nach kurzer Beschießung der Mission ließ der Kommandant S. M. S. „Sophie" das Landungskorps unter Führung des Kapitänleutnants Landfermann landen, und im Verein mit den unter Leitung der Angestellten der Ostafrikanischen Gesellschaft stehenden Askaris ging man gegen den Feind vor. Anfangs wehrten sich die Aufständischen, ausschließlich aus Arabern bestehend, tapfer; sobald aber die Matrosen mit aufgepflanztem Seitengewehr heranstürmten, ergriffen die Rebellen die Flucht. Von den etwa 80 Mann starken Arabern wurde der größte Teil getötet oder kampfunfähig gemacht und soll über die verlustreiche Niederlage große Niedergeschlagenheit bei den Aufständischen herrschen. Leider wurde die Freude über den Sieg der Unsrigen dadurch getrübt, daß ein Hitzschlag dem Leben des allgemein beliebten Kapitänleutnants Landfermann ein Ziel setzte. Am Lande plötzlich zusammenbrechend, verschied er wenige Stunden später an Bord der „Sophie".

— (Der Botaniker Braun), welcher zur Expedition Kund gehörte, ist aus Gesundheitsrücksichten von Westafrika nach hier zurückgekehrt.

— (Das Rattuhaus) bei Bagamoyo, welches wir unseren Lesern in einer Abbildung in Nr. 8 vorgeführt haben, ist am 21. Januar der Gegenstand eines heftigen Angriffes gewesen. In dem Hause waren an 400 Karawanenträger mit ihren Elfenbeinvorräten untergebracht, und es war bei dem Angriff offenbar darauf abgesehen, sich der letzteren zu bemächtigen. Den Angreifern gelang es, die Hausthür durch Beilhiebe zu sprengen; im Flur wurden die Eindringlinge indessen von den Uniamwesi, welche von dem Bezirkschef mit Waffen versehen waren, heiß empfangen und nach kurzem Kampfe wieder zum Hause hinausgejagt. Nicht besser erging es denjenigen, welche mittels Leitern die Mauern ersteigen wollten; sie wurden von oben hinuntergeworfen und mußten mit einem Verluste von sieben Toten und mehreren Verwundeten wieder abziehen. Charakteristisch für das Gefecht war einerseits die zum erstenmale versuchte Benutzung von Sturmleitern, sowie ferner die Verwendung von Mauser- und Snider-Gewehren, deren Patronenhülsen in größerer Menge vorgefunden wurden.

— (Über Samoa) wird uns aus Sydney folgendes berichtet: „Der Tag von Vailele ist für unsere jugendliche Kriegsmarine ein Ehrentag im vollsten Sinne des Wortes gewesen. Als solcher wird er neben den unvergänglichen Großthaten unserer deutschen Heere in der Geschichte fortleben. Möge aber auch das deutsche Volk dafür besorgt sein, daß sich auf der Stätte, an welcher die Gebeine der gefallenen Helden ruhen, recht bald ein würdiges Denkmal erheben und es dem Wanderer, der die ferne Südsee aufsucht, mit leuchtenden Buchstaben erzählen kann, daß man im deutschen Vaterlande derer nicht vergessen hat, die, ihrem Eid getreu, ihr junges, hoffnungsvolles Leben in den Tod gegeben haben. — Die heutige Lage der Dinge bringt es mit sich, daß wir auch noch dem stillen Wirken jener bescheidenen Männer, welche sich die Südsee zum Schauplatze ihrer segensreichen Thätigkeit erwählten, widmen müssen. Handelt es sich doch hierbei um Beziehungen, deren wohlthätige Einflüsse den deutschen Interessen in mehr als einem Falle sehr zu statten gekommen, deren Fortdauer mithin für dieselben wünschenswert erscheinen muß. Die französischen Marist engeistlichen, von diesen sprechen wir, haben sich, wie früher, auch bei dem heutigen Aufstand strengste Neutralität zur Pflicht gemacht, diese aber auch außerdem noch dadurch vor der Welt zu bethätigen getrachtet, daß sie, Mataafa und Tamaiese mit gleicher Liebe sich zuwendend, Tag für Tag abwechselnd bald im Lager der Regierungspartei, bald in demjenigen der Rebellen ihrer Seelsorgepflichten genügt haben. Australische Blätter haben zwar den vergeblichen Versuch gemacht, ihnen eine gewisse Verantwortung für die ausgebrochenen Unruhen in die Schuhe zu schieben, aber dies sind nichtswürdige Verleumdungen. v. K.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Herrenabend am Montag den 11. März. Vortrag des Herrn Regierungs-Baumeister Hoffmann über die Expedition des Grafen Teleki. — Kleine Mitteilungen. — Zahlreicher Besuch erwünscht, da Herr Premierleutnant von Gravenreuth und einige Offiziere der Wißmannschen Expedition vor ihrer Abreise der Sitzung der Abteilung, welche ihnen einen Abschiedstrunk zu geben beabsichtigt, noch einmal beiwohnen werden.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Frau Martha Frame, Glasgow, M. 131,80, von Herrn Pastor Heinzelmann, Trüstedt b. Jaeweitz, M. 2,63, von Frau Freiin Alice von Rosdek zur Rabenau, M. 10, von Frau Dr. Heinrich Roulfs, Wiesbaden, M. 20, von Frau Dr. Rehberg, Berlin, M. 10, von Herrn Portepee-Fähnrich Said Ruete, Anklam, M. 5. An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein M. 18.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V.: B. v. Bresky.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das Krankenhaus in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hierdurch herzlich dankend quittirt. Gräfin Martha Pfeil in Berlin 3 M., Rittmeister von Steun in Berlin 4 M., Thorner Missions-Hülfsverein 50 M., Lehrer Wesenick in Marwitz 10,80 M., Hauptmann a. D. Otto Hanke in Stuttgart 5 M., Gemeinde Labenz 2 M., Kapitän z. S. a. D. Strengel 3 M. Ungenannt 10 M., Kolonialverein, Abteilung Kolberg 17,30 M., Kolonialverein, Abteilung Belgard a. d. Persante 11,50 M., durch die Herren Pastor Diestelkamp 1078,47 M., Missionsinspektor Dr. Büttner 1587,49 M., Pastor Berlin 89,60 M., Graf Bernstorff 80 M., Sekretär Franke 306,34 M., Dr. Latrille 21,50 M., aus Frankfurt a/M. 1172,58 M., aus Wiesbaden 126,40 M., aus Minden 50 M., aus Koblenz 625 M. Zusammen 5253,98 M.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister.
J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 11. Berlin, 16. März 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die Lage am Nyassa-See. Mit Karte. — Vorschläge zu einer praktisch-kolonisatorischen Inangriffnahme ostafrikanischer Besitzungen. Von Paul Reichard. (Schluß.) — Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen. Von Dr. O. Schellong. (Schluß.) — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung.

Bekanntmachung.

Sonnabend, den 23. März, nachmittags 4 Uhr,
wird eine

Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft

mit nachstehender Tagesordnung in Berlin im großen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92, stattfinden. Etwaige Anträge für die Hauptversammlung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht, vorgelegt durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr 1888. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten. (Absch. VI Art. 5 der Satzungen.)
3. Der Voranschlag für 1889.
4. Wahl des Vorstandes auf drei Jahre, bestehend aus 25 Mitgliedern. (Absch. V Art. 1 der Satzungen.)
5. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. (Absch. VI Art. 5.)
6. Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen kolonialen Unternehmungen.
7. Etwaige Anträge.
   Die Abteilungen München und Berlin beantragen Änderung der Satzungen Abschnitt III Art. A 1 und ferner einen Zusatz zu Absatz 1, dahin gehend:
   Abt. München: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen als Jahresbeitrag mindestens so viel, als die Mitglieder der Abteilung."
   Abt. Berlin: „Mitglieder, welche einer am Orte bestehenden Abteilung beizutreten sich weigern, zahlen mindestens 9 ℳ Jahresbeitrag."
8. Geschäftliches.

Der Hauptversammlung am 23. März wird eine Sitzung des Vorstandes vorhergehen, in welcher über die Tagesordnung der Hauptversammlung beraten und Beschluß gefaßt werden wird. Diese Sitzung beginnt am gleichen Tage um 11½ Uhr und findet in einem kleinen Saale des Hotel Kaiserhof statt. Etwaige Anträge für die Vorstandssitzung bitten wir möglichst bald dem Büreau, Markgrafenstraße 25, zu übersenden.

Berlin, den 19. Februar 1889.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Die Lage am Nyassa-See.

(Mit Karte.)

Wir haben bereits in Nr. 7 die Zustände am Nyassa-See besprochen, mehr nach der kommerziellen Seite der Frage mit Bezug auf die Entwickelung der Dinge in Ostafrika, kommen aber noch einmal auf dieses Thema zurück in der Überzeugung, daß früher oder später die Wichtigkeit dieser Angelegenheit für uns vollkommen erkannt werden wird. Wir thun dies an der Hand einer Karte, welche besonders die diese Gegend durchschneidenden großen Sklavenkarawanenwege zeigen soll, weil sich aus ihrer Betrachtung unschwer erkennen läßt, wo der Hebel einzusetzen ist, wenn man einmal daran gehen wird, die Quelle des Übels, welches Ostafrika verheert, zu verstopfen.

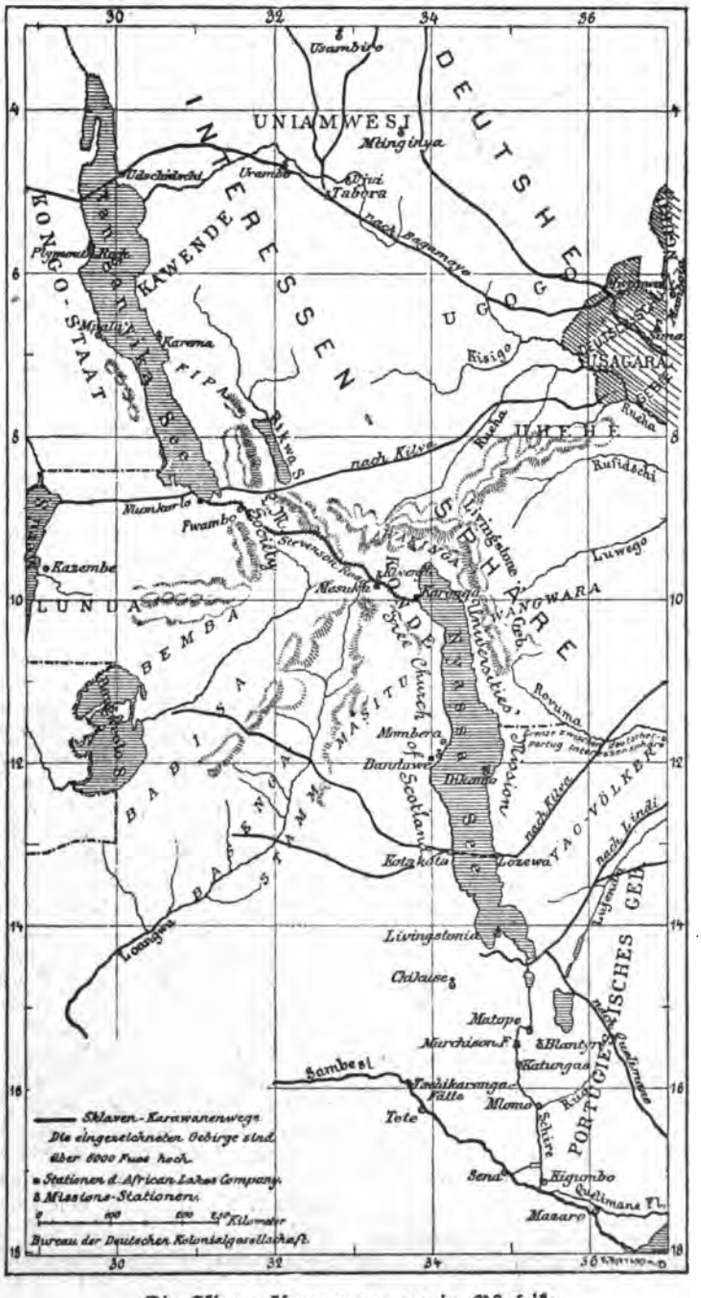
Es ist wohl heute die allgemeine Überzeugung geworden, daß die Blokade an der ostafrikanischen Küste dem Sklavenhandel nur soweit einen empfindlichen Schlag versetzen kann, als er für die Ausfuhr arbeitet, und nur soweit die Kanonen der Schiffsgeschütze reichen. Da diese Blokade in absehbarer Zeit ein Ende erreicht haben wird, so muß, soll sie von dauernden Folgen begleitet sein, entweder die seßhafte Macht der Europäer an der Küste eine solche geworden sein, daß sie die Ausfuhr vollkommen unterdrücken kann, oder die Anschauung der Araber über Sklaverei muß sich so verändert haben, daß sie die Versklavung und den Handel mit Menschen als etwas Abscheuliches betrachten. Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist, obwohl alle Kräfte dahin streben, dieses Ziel zu erreichen, die Vollendung doch noch in weiter Ferne liegend. Die Entwickelung der Dinge in Ostafrika wird wahrscheinlich in einem langsameren Tempo vor sich gehen als früher, man wird Schritt für Schritt erst den Boden prüfen, um diejenigen sicheren Grundlagen zu gewinnen, welcher das Kapital bedarf, soll es sich in höherem Maße als bisher an der Kolonisirung Ostafrikas beteiligen. Da dieselbe im Anfang nicht expansiv betrieben werden kann, so wird es trotz einer stärkeren Kolonisirung doch noch manchen Punkt geben, von wo eine Sklavenausfuhr betrieben werden mag, so daß auch später eine Überwachung der Küste, obgleich nicht mehr in derselben ausgedehnten Weise wie heute, notwendig sein wird. Über einen Umschwung in den tief eingewurzelten Anschauungen der Araber gibt man sich aber keiner Täuschung hin. Der Verbrauch der Sklaven in Sansibar, Pemba und weiter in Arabien ist ein zu bedeutender, der Handel, wenn auch gefährlich, doch noch zu einträglich, die Möglichkeit des schnellen Absatzes zu groß, als daß hier vorläufig eine durchgreifende Wandlung eintreten wird. Es ist die Furcht allein, welche das Geschäft beschränken wird; sobald sie wegfällt, wird sicher das alte Treiben aufs neue beginnen.

Nach dieser Darlegung drängt sich nun die Frage auf, was denn vielleicht zu geschehen habe, um noch wirksamer als durch diese Mittel dem Sklavenhandel Abbruch zu thun. Die Antwort ist gegeben, wenn man die auf der Karte verzeichneten Sklavenkarawanenwege eines großen Teils Ostafrikas betrachtet. Ein großer Strang läuft vom Südende des Nyassa nach Quelimane, ein andrer, das Thal des Lujenda verfolgend, nach Lindi. Bei Kotakota langt ein andrer Weg, welcher schon am Bangweolo-See seinen Ursprung nimmt, an. Die Sklaven werden über den See gesetzt und kommen auf die nach Kilwa führende Route. Am nördlichen Ufer des Sees sind keine Sklavenwege

eingezeichnet, sie sind von geringerer Bedeutung (obwohl der im Thale des Luwego begangen wird), da das Terrain zu gebirgig ist und hier noch Stämme wohnen, welche mit bewaffneter Hand sich den Sklavenjägern widersetzen. Aber daß die Stevenson oder Lake Junction Road von Sklavenwegen an mehreren Stellen gekreuzt wird, ist durch unwiderlegliche Zeugnisse erwiesen. Vom Südende des Tanganyika läuft ein Weg nach Kilva, während die große bekannte Straße den See bei Udschidschi kreuzt, dann nach Tabora und den Küstenplätzen zu geht.

Den Sklaventransport auf dem Tanganyikasee zu verhindern, ist bekanntlich der Plan des Kardinals Lavigerie, welcher aber nach den neuesten Nachrichten noch weit von seiner Ausführung entfernt ist. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß es äußerst bedenklich für die Missionsgesellschaften wäre, wenn sie sich darauf einließen, mit dem Schwerte in der Hand vorzugehen. Wenn man aber auch einmal von dem Grundsatze abweicht, daß die Mission auf friedlichem Wege für die Ausbreitung des Christentums und der Zivilisation thätig sein soll, und wirklich eine Ausnahme unter besonderen Umständen für geboten hält, so bleibt doch immer das Gefährliche eines Rückschlages für die anderen weit im Land zerstreuten Missionen zu befürchten, welche dann sicher aufgegeben werden müssen. Denn die katholischen Missionsstationen, welche besonders zahlreich bei Tabora und am Tanganyika liegen, kämen dadurch in nicht geringe Gefahr. Schon jetzt ist eine in nordwestlicher Richtung von Udschidschi am westlichen Ufer des Tanganyika gelegene Station, Kibanga, von den Arabern nach den neuesten Nachrichten hart bedrängt, und die englischen Missionsstationen dürften bald in dieselbe Lage kommen. Sollen nicht manche Menschenleben verloren gehen, so müßten sicher erst die unbeschützt zwischen dem Tanganyika und der afrikanischen Ostküste liegenden Missionen aufgegeben werden, im Falle der Plan des Kardinals Lavigerie allein zur Ausführung kommt. Ob aber die Missionsthätigkeit in diesen Gebieten nicht bereits so bedeutende Früchte getragen hat, daß die Aufhebung derselben mehr Schaden im Gefolge hat, als ein glückliches Gelingen des Lavigerieschen Planes Vorteile mit sich bringt, wagen wir nicht zu entscheiden.

Daß für vereinzelte Unternehmungen dieser Art die Kräfte von Missions- oder Privatgesellschaften nicht ausreichen, hat das Beispiel der African Lakes Company und der englischen Missionsgesellschaften am Nyassa bewiesen. Als Livingstone von seiner ersten Durchquerung Afrikas nach England zurückkehrte und die von ihm durchreisten Länder schilderte, gab er bekanntlich dem wissenschaftlichen Interesse der Erforschung Afrikas, dem wirtschaftlichen an der Erschließung dieser Länder für den Handel und der Missionsthätigkeit einen neuen Aufschwung. Die Mission war die erste auf dem Felde; sie siedelte sich auf dem Schire-Hochland, in einer verhältnismäßig gesunden Gegend, an und griff weiter um sich. Sie drängte nach dem Norden, andere Missionsgesellschaften legten Hand an das Werk und die Entwicklung nahm ihren ungestörten Fortgang. Die Mission verfolgte naturgemäß den Zweck, dem Sklavenhandel zu steuern, und es ist bereits vor Jahren gesagt worden, daß der Nyassa-See in der Zukunft die Hauptbasis für die Erschließung Afrikas und die Unterdrückung des Sklavenhandels bilden werde.[1]) Der Handel mit Menschen war an den Ufern des Nyassa schon damals in vollster Blüte. Dieses ersah, wie Paulitschke schreibt, Cotterill bei einem Besuche des Häuptlings Mankambiro (Juni 1877) aus der Frage, ob er nicht Sklaven kaufen wolle. Es war damals die Hoffnung lebendig, daß es gelingen werde, „wenn die Engländer den von Mackinnon von Dar-es-Salaam aus über den Rufidschi nach dem Nyassa-See in Angriff genommenen Bau einer Fahrstraße vollendet haben werden, dem Handel mit Menschenware am Nyassa und weiter hinaus Einhalt zu thun. Einen gleichen Erfolg wird ohne Zweifel auch die von Mackay von Saadani an der Suahelikküste bis Mwapwa 1877 angelegte Fahrstraße aufzuweisen haben."



Die Sklaven-Karawanenwege in Ostafrika.

Diese Hoffnung hat sich nun leider nicht verwirklicht, da die aufgewendeten Mittel nicht im Verhältnis zu dem Zwecke standen, und in der That der Schwerpunkt anderswo gesucht werden muß, eben an den großen Seen.

Die englische Bewegung gegen den Sklavenhandel dauerte in diesen Jahren ununterbrochen fort, aber die arabische Reaktion setzte allmählich ein und die englischen Missionen mußten sich nach und nach zurückziehen. Die London Missionary Society hielt es für geboten, ihre Station von Udschidschi nach Süden auf eine Insel im Tanganyika zu verlegen und sich in den Hochlanden zwischen Tanganyika und Nyassa anzusiedeln, um möglichst entfernt von dem arabischen Einflusse zu sein. Die Mission hatte ferner hart in Uganda zu kämpfen, um schließlich dort auch zu unterliegen, und der arabische Einfluß breitete sich immer weiter aus, so daß ein ernsthafter Konflikt nur eine Frage der Zeit war. Ob die Araber oder die Missionare den Streit begonnen haben, welcher nachher sicher dazu beigetragen hat, die Leidenschaften der Araber an der ostafrikanischen Küste zu entflammen, ist hier für uns zur Beurteilung der Sachlage gleichgültig, jedenfalls wurde Karonga von den Arabern besetzt, welche auf der Stevenson Road mehrere verpallisadirte Dörfer anlegten, deren Eroberung den Engländern trotz beträchtlicher Streitkräfte und der Unterstützung der Eingeborenen bis jetzt noch nicht gelungen ist. Es scheint sogar, daß auch die südlicher gelegenen Missionsstationen bedrängt sind, da einige den Arabern verbündete Volksstämme auf der westlichen Seite des Sees angeblich nach ihrem Besitze streben sollen. Die Lage der Universitäten-Mission ist günstiger, da Dikomo an dem östlichen Ufer des Sees auf einer kleinen Insel liegt.

Die englische Regierung hat es abgelehnt, offiziell etwas zum Schutze der englischen Mission und des Handels in der Nyassagegend zu thun, aber sie ist gleichwohl eifersüchtig auf Portugal und sucht die Meinung zu verbreiten, daß dasselbe kein Recht habe, seine Flagge in diesen Gebieten zu hissen, welche durch englischen Unternehmungsgeist erschlossen sind. Es liegt auf der Hand, daß dieser Zustand unter den jetzigen, den Kampf gegen den Sklavenhandel bedingenden Verhältnissen unhaltbar ist, und daß, wenn Portugal den festen Willen und die Macht hat, den Unruhen zu steuern, es ein gutes Recht dazu hat, da diese Gebiete das Hinterland seiner ostafrikanischen Besitzungen bilden.

Wir möchten aber noch weiter gehen und einen Gedanken befürworten, welcher sich bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse von selbst ergiebt, nämlich dieses ganze Gebiet zu einem neutralen zu machen, im ähnlichen Sinne wie den Kongostaat, immer den Fall vorausgesetzt, daß keine der konkurrirenden Mächte hier eine neue Interessensphäre begründet, um das, was privaten Kräften unmög-

[1]) Siehe Paulitschke: Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents. 1880.

lich erscheint, auf internationalem Wege zu ordnen. Durch gemeinsame Bemühungen müßte für die Sicherung des Verbindungsweges zwischen Nyassa und Tanganyika durch Anlegung von militärischen, Handels- und Missionsstationen gesorgt werden. Deutschland, England, Portugal und der Kongostaat hätten sich an einem solchen Abkommen zu beteiligen und die Arbeit je nach den Besitz- und Interessensphären unter sich zu verteilen. Nur ein solches, allerdings erst nach längerer Zeit durchführbares Unternehmen wird allein den arabischen Sklavenhandel dauernd unterdrücken, weil es ihn dort trifft, wo seine Wurzel liegt, nämlich im Innern des dunklen Weltteils.

Als diese Zeilen bereits geschrieben waren, kam uns die African Times zu Gesicht, in welcher angedeutet ist, daß Lovett Cameron den Plan hegt, eine Barrikade gegen den afrikanischen Sklavenhandel an den großen Seen zu errichten, und bereits an seine Ausführung denke. Nähere Mitteilungen liegen darüber nicht vor, aber wir glauben, daß Cameron mit einem Plane umgeht, welcher sich von dem hier entwickelten nicht sehr unterscheidet.

Die Wasserstraße vom Sambesi nach dem oberen Nyassa wird nur durch die Murchisonfälle unterbrochen, welche einen Landweg von Katunga nach Matope (etwa 70 englische Meilen) notwendig machen. Schon heute laufen Dampfer bis Katunga und von Matope bis Karonga, der ehrwürdige „Ilala", welcher schon 1875 in den Nyassa einlief, und der „Charles Janson". Die verschiedenen Stationen der Missionare und Handelsgesellschaften am Schire, wozu noch neuerdings die Niederlassung des englischen Konsuls gekommen ist, würden hier gute Stützpunkte für eine fernere Aktion abgeben.

Dann müßte die Stevensonstraße ausgebaut werden, deren Länge verschieden angegeben wird, von 230—268 englische Meilen. Nach Hauptmann Wißmanns Kartenskizze, welcher diese Gegend von dem 12. Mai bis 1. Juni 1887 durchkreuzte, beträgt sie etwa 260 englische Meilen und führt in ihrem nördlichen Teile durch sanft gewelltes, im südlichen Teile durch mehr gebirges Terrain, welches zur Anlage von Stationen sehr günstige Stützpunkte giebt. Dieser Verbindungsweg zwischen den beiden Seen ist von der höchsten strategischen Wichtigkeit, was die Araber wohl eingesehen haben. Wird diese Straße von ihnen gesperrt, so können die europäischen Ansiedlungen am Tanganyika, welche dann nur noch eine beschwerliche Verbindung nach dem Kongo haben, nicht gedeihen. Ist aber die Verbindung des Tanganyika mit den Nyassa gesichert, so ist es nicht übermäßig schwierig, einmal eine Verbindung mit Wadelai herzustellen.

Dieses auf den ersten Blick so phantastisch erscheinende Unternehmen haben die Engländer in der That durchzuführen gesucht und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sie ohne den Aufstand der Araber auch hierin von Erfolg begleitet gewesen wären und sowohl das portugiesische wie das deutsche Ostafrika umklammert hätten. Noch ist es an der Zeit für uns, auch hier einen Hebel einzusetzen, um für die Zukunft uns Gebiete zu sichern, deren Verlust einst schwer empfunden werden wird, wenn das steigende Interesse an der Lösung wichtiger handelsgeographischer Fragen sich vollendeten und nicht mehr rückgängig zu machenden Thatsachen gegenübersieht.

Vorschläge zu einer praktisch-kolonisatorischen Inangriffnahme ostafrikanischer Besitzungen.

Von Paul Reichard.

(Schluß.)

Als Ideal eines Staatsverbandes schwebt dem Neger ein Reich vor, wo er, wie er sich wörtlich ausdrückt, „mit dem Stocke spazieren gehen kann", d. h. nicht immer kampfgemäße Waffen zu tragen braucht und wo er „seine eigenen Felder essen kann", d. h. die Früchte seiner Arbeit zu genießen vermag. Daß dies erreicht werde, ist durchaus notwendig. Es ist aber dem Schwarzen ganz und gar gleichgültig, wer ihn regiert.

In einem Reiche, wo einigermaßen Sicherheit für Eigentum und Leben geschaffen ist, blühen dann Handel und Viehzucht sofort auf und die durch Einwanderung rasch zunehmende Negerbevölkerung mit ihrem heitern Temperament fühlt sich sehr wohl.

Solch einen Zustand in höchst möglicher Vollendung herbeizuführen, muß daher unser Hauptbestreben sein, überall da, wo wir uns festsetzen wollen. Hier beginnt die praktische Ausführung.

Es kommt nun in erster Linie darauf an, in den thatsächlichen Besitz von Grund und Boden zu kommen und thatsächlich von den Eingeborenen als rechtmäßige Herren anerkannt zu werden.

In dem Artikel in Nr. 6 der Deutschen Kol.-Ztg. hat der Verfasser dargelegt, daß es in Afrika keinen Grundbesitz in unserem Sinne giebt. Es ist daher auch in den Augen der Neger an eine durch Verträge zu stande gekommene Überlassung von Grund und Boden ebenso wenig zu denken, wie an eine durch Verkauf herbeigeführte. Dem Neger geht für eine derartige Besitzergreifung des Bodens alles Verständnis ab. Er empfindet aber auch auf der andern Seite kein Unrecht darin, wenn man den Boden mit Beschlag belegt und ihn bebaut. Selbst wenn man ihn von diesem Boden verdrängt, so sagt er sich, daß er eben der Gewalt weichen mußte, und tröstet sich damit, daß er es selbst schon so gemacht hat, daß er vielleicht eines Tages der Stärkere sein und seinen Bedränger zu vertreiben im stande sein wird. Da er sich überall wieder ansiedeln kann, denn Platz ist da und er braucht den Boden, welchen er bebauen will, nicht zu kaufen, so macht ihm die Frage seiner weiteren Existenz gar keine Sorge. Den Bedränger aber erkennt er, trotzdem er von ihm vertrieben wurde, nicht als seinen Herrn an, wenn er nicht im stande ist, Tribut von seinem Häuptling zu heischen. Erst mit der Tributerhebung hat man sich die Anerkennung der Oberherrschaft erzwungen. Auch darin, daß der Europäer sich irgendwo festsetzt, sieht er kein Unrecht, sondern das Recht des Stärkern, und deshalb auch hatten wir nirgends mit ernstlichen Schwierigkeiten zu kämpfen bei Anlegung von Stationen in Ostafrika oder wo immer wir erschienen sind.

Mit dem Bau von Stationen müssen wir auch unser Werk beginnen und zunächst nur die politische Seite des Unternehmens hervorkehren. Zunächst eine Zentralstation mit Unterstationen, welche ebenfalls von Europäern verwaltet werden, welche der Zentrale unterstellt sind.

Die wichtigste Persönlichkeit ist natürlich der Kommandeur der Zentralstation; von seiner Tüchtigkeit, seinem Verständnis, seiner Auffassung der Aufgabe hängt natürlich das Gelingen ab, und bei seiner Auswahl ist die größte Vorsicht zu gebrauchen. Heftige, aufbrausende, oder gar jähzornige Charaktere sind selbstverständlich ganz auszuschließen. Am besten eignet sich ein Mensch mit einigem Phlegma, das mit Energie gepaart ist. Sein Bildungsgrad muß ein hoher, jedoch unter keinen Umständen einseitiger sein, und da ihm ausgedehnte Vollmachten zu erteilen sind, muß er einen Charakter besitzen, der ihn gegen Ausschreitungen nach jeder Richtung schützt.

Mit Hülfe von Leuten, welche gegen Lohn angeworben sind, ist der Aufbau der Station zu vollführen, wobei man sich zunächst nicht etwa an der Höhe des geforderten Lohnsatzes stoßen darf, um sich nicht dadurch Schwierigkeiten zu bereiten. Die Herabsetzung der Löhne wird späterhin von selbst eintreten.

Zugleich mit dem Anwerben von Arbeitern sind Askari, d. h. Soldaten zu engagiren, und dürften für eine Station 100—120 genügen. Zu Arbeitern und Askari könnte man dann sehr gut befreite Sklaven verwenden. Zu letzteren jedoch nur solche, welche sich dazu eignen oder freiwillig melden, nachdem man ihnen zuvor ganz genau ihre Pflichten und Rechte klar gemacht und besonders betont hat, daß sie zu kämpfen verpflichtet sind.

Man gebe eingeborenen Negern, aus welchem Teile Afrikas immer sie herkommen, den Vorzug vor ausländischen Soldtruppen, Javanesen, türkischen Soldaten, Arabern oder Belutschen. Diese bleiben immer ein auf die Dauer wenig geeignetes Material.

Da man bei allen Operationen die Hauptstütze an eben diesen Soldaten hat, so ist große Sorgfalt auf ihre Behandlung und die Art ihrer Erziehung für den Zweck, welchem sie dienen sollen, zu verwenden. Der Neger ist ein freies, unabhängiges Leben gewöhnt und nicht geeignet und gewillt, sich in die beengenden Vorschriften unserer Heereserziehung, unseres Drilles zu fügen. Man hüte sich daher vor allem, ihn in unserem Sinn zu Soldaten erziehen zu wollen.

Man hätte in diesem Falle fortwährend mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen und verlöre durch Flucht den großen Teil der angeworbenen oder verpflichteten Truppen, stieße auf erhebliche Schwierigkeiten, neue zu finden. Besonders dürfte es äußerst unzweckmäßig sein, Unteroffiziere zum Einexerzieren zu verwenden, man würde damit einen Fehlgriff thun, vor welchem nicht genug gewarnt werden könnte. Derartige Leute besitzen erfahrungsgemäß infolge ihrer sehr mangelhaften Bildung nicht die moralische Qualität, dem Klima und den geistigen und körperlichen Unannehmlichkeiten zu widerstehen, welchen man in Afrika ausgesetzt ist; dann aber wären sie auch nicht im stande, in richtiger Abwägung der Verhältnisse ihre Aufgabe ganz zu begreifen, und würden, wie ja auch hier, ihr ganzes Bestreben darauf richten, Äußerlichkeiten, welche in Afrika gar nichts mit dem Wesen der Sache zu thun haben, eine zu große Wichtigkeit beilegen und nur auf einen guten Drill, der aber gerade vermieden werden muß, hinarbeiten. Zuletzt noch hätten sie einen schweren Stand dem Eingeborenen gegenüber, weil dieser im Unteroffizier einen Gleichgestellten, einen Sklaven, erblicken würde und sich gar nichts von ihm gefallen ließe und so von vorneherein in dieser Beziehung keine Disziplin aufkommen könnte. Dem Schwarzen gegenüber kann ihn der Kommandant selbstverständlich nicht als gleichberechtigt erscheinen lassen. Unter allen Umständen also gehe der Unteroffizier nicht nach Afrika als solcher.

An seine Stelle haben schwarze Unteroffiziere zu treten, deren Funktionen sich darauf zu beschränken haben, eine gewisse Ordnung in

den Kameradschaften, in welche sich die Askari alsbald von selbst teilen, aufrecht zu erhalten.

Als allererster Grundsatz stehe aber unter allen Umständen obenan, daß man nur dasjenige von den Leuten verlangen darf, was man in Anbetracht der dortigen Verhältnisse durchsetzen kann und auf die Dauer durchzusetzen vermag.

Man darf die Leute nicht mit Dingen quälen, welche nur als Faktoren eines großartigen, von lange her vorbereiteten Systems Bedeutung haben; dahin gehören Uniformirung, peinliche Ausführung detaillirter Instruktionen, Exerzieren und Wachtdienst, Appell, Garnisondienst und Felddienstübungen, welche einen geübten Drill voraussetzen. Durch all dies würde man sich nur die Sache erschweren, ohne das Geringste damit zu erzielen.

Man bedenke immer, daß der Feind, den man sich gegenüber hat, die denkbar primitivste Kampfweise übt: aufgelöst in langer Reihe, auf 10—15 Meter Front höchstens einen Mann, in einer Reihe, ohne Hintertreffen und nur zufällig hintereinander angeordnet, keinem Kommando gehorchend, jeder einzelne nach eigener Initiative handelnd, höchstens der Richtung des Führers folgend, jede Deckung benützend, schlecht schießend, zögernd vorgehend steht der Feind gegenüber, sofort eingeschüchtert durch den Verlust einiger Kameraden und einer schneidigen Attacke nie widerstehend, ist er leicht zu übermannen.

Der Charakter des Negers ist heiter, und wenn man diese Heiterkeit erhalten oder gar fördern kann, wenn man ihn nicht mit Dingen quält, welche ihm als Nichtigkeiten erscheinen, ihm den Schein erweckt, daß er thun und lassen kann, was er will, es dahin bringt, daß er in dem Chef den väterlichen Fürsorger erblickt, so kann man sich leicht eine verhältnismäßig zuverlässige Truppe schaffen.

Die gute Laune des Negers ist leicht zu erhalten, wenn man ihm stets ein weißes Hemd, eine weiße oder rote Mütze, ein neumodisches Hüftentuch und ein möglichst buntes Umhängetuch, mahïa, verschafft, ihn nicht hungern läßt, womöglich darauf hält, daß er ein Weib heiratet.

Der ganze Dienst bestehe darin, daß die Askari alle Morgen ihre Gewehre auf der Veranda der Station aufstellen und 8—10 Leute die Wache dort versehen, d. h. sich einfach dort aufhalten. Auf ein Trommel- oder Trompeten-Signal haben alle im Laufschritt zu erscheinen. Jeder, der die Station verlassen will, hat sich beurlauben zu lassen.

Die einzige Waffenübung bestehe in Felddienst, d. h. Angreifen auf einen markirten Feind. Bei gegen einander manövrirenden Truppenteilen könnte es bei dem lebhaften Temperament der Schwarzen leicht vorkommen, daß sie sich wirklich gegenseitig anfielen und verwundeten.

Bei diesen Übungen verabreiche man so viel Platzpatronen wie möglich, das erhöht die Kampfestüchtigkeit ungemein, befriedigt den Neger, der unter allen Umständen knallen will. Enthält man ihm dies Vergnügen vor, so wird er nicht lange bleiben.

Von sehr großer Wirkung wird auch die möglichst häufige Aufführung von Kriegstänzen unter dem Klange der Kriegstrommeln sein. Ganz besonders fördernd für den kriegerischen Geist sind die darauf bezüglichen Sitten der Wanjamuesi, welche aber hier nicht weiter beschrieben werden sollen.

Im allgemeinen gewähre man so viele Freiheiten, wie möglich.

Wegen der Behandlung der Waffen habe man keine Sorge, der Neger betrachtet es als eine Art Sport, sein Gewehr blank zu halten, innen wie außen.

Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, während welcher man sich ganz ruhig zu verhalten hat, und nachdem man gleich zu Anfang an die umliegenden Häuptlinge Geschenke versandt hat, beginne man damit, diesen Häuptlingen seine Verwunderung auszudrücken, daß noch kein Tribut gezahlt sei. Bei allen Dingen, welche man in Angriff nimmt, ist die größte Vorsicht anzuwenden, nichts darf überstürzt werden, einmal, um die Schwarzen nicht zu erschrecken und zum Auswandern zu veranlassen, und dann, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich in die Situation hineinzudenken; der Neger ist nämlich nicht im stande, sofort und ohne weiteres einen Gedanken aufzufassen und weiter zu spinnen.

Unsere Hauptfeinde haben wir in den Häuptlingen, und diese müssen zuerst in Abhängigkeit gebracht und dann ganz ihrer Würde entkleidet werden. An ihre Stelle hat der Stationschef oder Gouverneur der neuen Provinz zu treten. Dies kann nicht mit einem Schlage geschehen.

Durch Güte und leichten Zwang sind die Häuptlinge zur Tributentrichtung zu bestimmen; mit größter Geduld die Unterhandlungen zu pflegen. Der entrichtete Tribut muß sich genau nach dem Besitzstand und dem Können des Betreffenden richten und darf nicht zu klein sein, da sonst der betreffende Häuptling die an den Tag gelegte Nachsicht als Schwäche auffaßt und man schweren Stand haben wird. Diese Tributerhebung darf jedoch nicht den Eindruck hervorrufen, als wolle man sich bereichern, sondern sie soll das Zeichen der Unterwerfung sein, und begnüge man sich daher bei armen Häuptlingen selbst mit einer eisernen Hacke, nachdem er die üblichen Geschenke für die Erlaubnis der Unterhandlungen verabreicht hat, wie vorher beschrieben ist. Im Weigerungsfalle ist selbstverständlich Gewalt anzuwenden, doch wird dies in den Usagara- ꝛc. Gebieten sehr selten der Fall zu sein brauchen.

Allmählich sind alle umliegenden Häuptlinge zu zwingen, Tribut zu entrichten, und wird ein großer Teil sich von selbst dazu verstehen.

Nun schreite man zur Beseitigung der Häuptlinge und befolge dabei dieselbe Taktik wie die einheimischen mächtigen Häuptlinge. Dieselben laden die tributären Häuptlinge zu sich ein und weisen ihnen mit ihren Sklaven Land zum Bebauen an, ohne sie jemals wieder zurückzulassen, und sorgen für ihren Unterhalt und ihre Kleidung. Dies müssen wir natürlich auch übernehmen. An ihre Stelle sind weiße, oder besser schwarze Beamte zu setzen, welche aber niemals über einen weißen Mann und sei er ein letzter Diener oder Küchenjunge, das Geringste zu sagen haben dürfen, wie denn dem Neger niemals das Bewußtsein seiner Inferiorität genommen werden darf, das würde uns in ungeahnter Weise schädigen. Sind erst nach und nach die Häuptlinge beseitigt, ohne daß dabei große Störungen stattgefunden haben dürfen, so ist das Hauptwerk gethan und das Hauptmoment, die Haupturſache der regellosen, unsicheren Zustände in Afrika, fällt weg: die Unsicherheit von Person und Eigentum. Der Eingeborene wird von dem Druck der Hexenprozesse befreit, dem einzigen, aber um so gefährlicheren Machtmittel der Häuptlinge. Mit Religion haben diese Hexenprozesse übrigens gar nichts zu thun.

Bei all diesen sozialen Umwälzungen berühre man aber unter keinen Umständen die Frage der Sklaverei. Die wenigen wirklichen Freien (Wanjamiko), welche erst umständlich und genau eruirt werden müssen, setze man als Ortsälteste ein, die Sklaven derselben lasse man in ihrem Besitz und die oft sehr zahlreichen Sklaven der entthronten Häuptlinge haben in das Verhältnis der „Hauptstadtleute“ (Wanjukuru) überzutreten und sind dem Stationschef als Arbeiter unterzustellen, welche verpflichtet sind, der Station bestimmte Tage in der Woche Feld zu bestellen neben denjenigen Leuten, welche als befreite Sklaven sich in den Schutz der Station gestellt haben. Das ganze Territorium ist sodann einzuteilen und den Eingeborenen eine bestimmte Strecke, sehr reichlich bemessen, zuzuteilen, so daß sie Platz haben, ihre Brachwirtschaft — nach 3 Jahren durchschnittlich muß das Feld 3 bis 4 Jahre brach liegen — betreiben zu lassen. Von den Felderträgnissen ist ein Zehnter, bemessen nach der bebauten Oberfläche, einzuliefern und dagegen ist dem Neger eine absolute Garantie für Sicherheit des Lebens und Eigentums zu leisten, und ist dies eine Gegenleistung, welche für dortige Verhältnisse fast allein genügt, um etwaige Unternehmungen glücken zu lassen.

Angriffe von außen sind entschieden zurückzuweisen und jeder Eingriff in die Rechte der einer solchen Provinz angehörigen Leute aufs strengste zu ahnden.

Das Tragen von Waffen ist jedem, der nicht Askari ist, zu verbieten, ebenso durchziehenden Fremden.

Man wird dann denjenigen Zustand herbeigeführt haben, welcher, wie früher erwähnt, dem Neger als idealer Zustand vorschwebt, daß er, nur mit einem Spazierstock versehen, überall umherziehen kann, und daß er die Früchte seiner Arbeit unverkümmert zu genießen vermag. Ein solcher Zustand wird unfehlbar in kürzester Zeit Einwanderungen von benachbarten Gebieten zur Folge haben und dann beginnt sich die Arbeiterfrage zu lösen. Durch die infolge der Einwanderung vermehrte Bevölkerung werden Arbeitskräfte von selbst gewonnen sein, und die Löhne drücken sich infolge der Konkurrenz von selbst.

Aber auch die Konsumfähigkeit wird erhöht nicht nur durch die größere Anzahl von Menschen, sondern auch dadurch, daß die Leute mehr Bedürfnisse sich angewöhnen werden, denn Geselligkeit veranlaßt, daß mehr Ansprüche an das Leben gemacht werden.

Der Neger kann dabei allerdings nur seine Arbeitskraft in die Wagschale werfen. Das Übrige muß dem Boden in jeder möglichen Weise abgerungen werden.

Die Verwaltung des Landes geschieht von der Zentralstelle, dem Gouverneur, aus, die zugleich letzte Berufungsinstanz in der Gerichtsbarkeit ist. Europäische Unterbeamte verwalten die untergeordneten Stationen und die einzelnen Dörfer sind dem Dorfältesten oder intelligentesten Bewohner unterstellt, welche als Dorfschulzen gelten mögen.

Die Gerichtsbarkeit ist von Europäern unter Hinzuziehung erfahrener alter Eingeborener nach Landesgesetzen öffentlich zu üben, soweit dieselben mit unseren moralischen Anschauungen übereinstimmen. Gleichberechtigt dürfen dabei jedoch die zugezogenen Eingeborenen unter keinen Umständen sein.

Prügel- und Todesstrafen dürfen nicht aus falsch aufgefaßter Humanität abgeschafft werden.

Unter allen Umständen sind die Neger mit großer Energie und Strenge, aber auch äußerster Gerechtigkeit zu behandeln, welches aber

Digitized by Google

keineswegs eine freundliche, leutselige Behandlung ausschließt. Auf der andern Seite aber darf sich der Weiße nicht derart mit dem Schwarzen einlassen, daß letzterer anmaßend wird, und sollte er sich deshalb auch dem Neger gegenüber keine Blößen geben. Sehr eingehende Erwägung verdient die Stellung des Negers dem Weißen gegenüber. Es darf ihm, vorläufig wenigstens, nicht der Gedanke beigebracht werden, daß er gleichberechtigt ist. Damit wäre alles verdorben. Der Verfasser kann unter keinen Umständen dem geistig ganz und gar ungebildeten Neger dieselben Rechte einräumen wie dem Europäer, der sittlich so viel höher steht, der seit Jahrtausenden in andere, idealere Bahnen gelenkt wurde. Eine Gleichstellung wäre in Erwägung der Folgen gradezu unmoralisch. Das gedankenlose Nachplappern des christlichen Grundsatzes, das alle Menschen Brüder sind, hat schon viel Unheil angerichtet. Es giebt auch hier Wissende und Laienbrüder, welch letztere sich ihrer Unwissenheit wegen doch immer unterordnen müssen. Den idealen Sinn der menschlichen Brüderschaft vermögen doch selbst viele weiße Menschen nicht recht zu fassen, wie also sollte es der Neger. Mit einem Gleichstellen auf dieselbe Stufe mit uns würden wir ihn nicht zu uns emporheben, sondern der Neger würde den Weißen zu sich herabziehen. Es ist dies ganz besonders zu beherzigen.

Schon äußerlich sollte man den Neger nicht zu gleichberechtigt auftreten lassen und ganz entschieden das Tragen von europäischen Kleidern verbieten. An ihre Stelle lasse man ruhig die so sehr geschmackvolle arabische Kleidung treten. Auch lade man niemals einen Neger zu Tisch. Man kann dies leicht umgehen, indem man in besonderen Fällen den etwaigen schwarzen Würdenträger nach arabischer Sitte bewirtet, auf Matten am Boden kauernd, die Mahlzeiten einnehmen läßt.

Zum Eid lasse man den Schwarzen niemals zu, er würde jedesmal ohne Bedenken einen Meineid schwören, da ihm jede sittliche Grundlage fehlt und dadurch die Moral noch mehr untergraben würde. Auch dürfte ein Schwarzer allein niemals einen Weißen verklagen, immer müssen 2 oder 3 zusammen als Kläger auftreten.

Zur Regelung all dieser Zustände wird sich in gesetzgeberischer Beziehung die Volksvertretung eines Tages anschicken, Gesetze zu schaffen, es kann dabei gar nicht genug betont werden, welche Mißgriffe gemacht würden, wenn man die Angelegenheit zu theoretisch und sentimental betriebe. Es kann dabei nur auf die ungemeinen Unzuträglichkeiten hingedeutet werden, welche an der Westküste allenthalben entstanden sind, wo man Negern zu große Zugeständnisse in Bezug auf Gleichstellung mit den Weißen gemacht hat.

Es werden sich vielleicht eine Menge Stimmen theoretisch gebildeter und theoretisch humaner Menschen gegen obige Auslassungen erheben. Diesen kann nur der Rat erteilt werden, selbst nach Afrika zu gehen, dort Erfahrungen zu sammeln und dann Urteile zu fällen.

Man wird auch die Frage aufwerfen, ob wir berechtigt sind, den angestammten Häuptling seiner Würde zu entkleiden.

Der Verfasser glaubt diese Frage ohne weiteres bejahen zu können. Es liegt sogar der moralische Zwang vor, sobald wir uns überhaupt entschlossen haben, Kolonien zu gründen und zu halten.

Der Häuptling hat unter keinen Umständen die moralische Qualität, neben dem Europäer gleichberechtigt aufzutreten, und wir können uns in unserm eigenen Lande nicht der Herrschaft eines solchen Häuptlings unterordnen, zumal ein solcher unter allen Umständen Opposition machen wird, wenn auch nicht mit Gewalt, so doch durch den eingangs erwähnten passiven Widerstand, der gerade von dem Häuptling ausgeht und bisher alle unsere Bemühungen illusorisch gemacht hat. So lange der Häuptling daher als solcher existirt, wird auch der Eingeborene nicht zu gewinnen sein. Man vergesse auch nicht, daß der Häuptling nur ganz ausschließlich egoistische Sonderinteressen verfolgt und seine Würde nur ausnützt, möglichst viel aus seinen Unterthanen herauszupressen, ohne irgend welche idealen Ziele zu verfolgen, und daß sie dadurch grade das Haupthemmnis für die Weiterentwicklung der schwarzen Bevölkerung waren und sind.

Wir haben bis jetzt noch nicht der Araber Erwähnung gethan, da dieselben bei dem inneren Ausbau unserer Unternehmungen wenig in Betracht kommen und auch wenig oder gar keinen Widerstand entgegensetzen würden. Man irrt aber sehr, wenn man glaubte, sie einfach übersehen zu können oder mit brutaler Gewalt allein ihrer Herr zu werden. Sie sind jetzt in Afrika der eigentliche Machtfaktor und üben an der Küste und den Punkten, welche sie besetzt halten, unbeschränkten Einfluß, werden sogar durch Ausbreitung des Islam immer mehr an Bedeutung gewinnen. Gerade in letzterer Zeit wächst ihr Ansehen in einer geradezu gefahrdrohenden Weise. Das ist kein Zufall, sondern findet seine Begründung in dem Erfahrungssatz, daß der Islam nur durch Kämpfe, Feuer und Schwert im stande ist, sich auszubreiten, seine Anhänger zu Thaten aufzustacheln vermag. „Rast ich, rost' ich" heißt es hier, und Stagnation tritt sofort bei ihm ein, wenn nur der friedliche Weg des Handels betreten wird.

Durch die letzten Vorgänge an der Küste ist der Islam aufgerüttelt, seine Anhänger beginnen sich zu rühren, allenthalben und durch ganz Afrika flutet jetzt neues Leben unter den Arabern, welche jetzt durch die Erfolge derselben an der Ostküste ganz besonders rührig gemacht werden. Die Eingeborenen werden auch überall von diesen Erfolgen unterrichtet und beginnen dann Mißtrauen in unsere Macht zu setzen. Die Araber sind in ungleich höherem Grade befähigt wie wir, allen Verhältnissen zu widerstehen, da schon ihre Heimat ähnliche Verhältnisse, besonders in klimatischer Richtung, wie Afrika bietet.

Die Ausführung obiger Vorschläge setzt daher auch voraus, daß wir die Araber entweder nach allen Seiten bezwungen oder Frieden geschlossen haben. Mit Gewalt allein ist sicher nichts auszurichten. Wir müssen diplomatisch wirken und sie womöglich in ihren Handelsunternehmungen aus den Klauen der britischen Indier, der Wucherer par excellence, befreien.

Auf alle Fälle aber werden alle unsere Anstrengungen, welche wir durch selbst die größten Opfer an Menschenleben und Geld machen, nichts, gar nichts nützen, so lange wir nicht den Kopf des starken Leibes uns zu Willen gemacht haben: Sansibar.

Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland in seiner Stellungnahme zum Landeseingeborenen.

Eine kolonialpolitische Studie vom Arzt Dr. O. Schellong, Königsberg i. Pr.

(Schluß.)

Man soll aber den Pigeonjargon, so wie er sich durch Zufall entwickelt hat, sich auch durch Zufall ruhig weiter entwickeln lassen; man soll sich sogar bemühen, diejenigen Worte, welche zufällig von der einen oder der anderen Seite hineingetragen werden, schnell zu erfassen; für schnell! quick! wurde oft ein eejap oder olulub gebraucht; für krank, sick, ein malabang; und die Neu-Pommern, welche diese Worte zu gebrauchen pflegten, erkannten es meist dankbar an, wenn man sie sich selbst zu eigen gemacht hatte.

Daneben dürfen redliche Bemühungen, die Sprachen der einzelnen Eingeborenenstämme zu studiren, natürlich nicht fehlen. Es bildet auch ein so zusammengewürfeltes Menschenkonglomerat das günstigste Feld für den Sprachforscher, da ein Eingeborner, mit welchem man sich bereits verständigen kann, einem andern das, was man will, viel leichter begreiflich machen kann, als man es selbst im stande ist. Der Eingeborene unseres Südseegebietes ist ein Meister in der Zeichensprache, und es ist sehr interessant zuzusehen, wie sich z. B. ein Neu-Pommer mit einem Papuaner aus Kaiser Wilhelmsland über einen Gegenstand lediglich durch Zeichenvermittelung unterhält.

Die Feststellung der Eingeborenensprachen soll dabei zunächst vorzugsweise aufs Praktische gerichtet sein; erst später kommt das rein wissenschaftlich betriebene Sprachstudium.

Über alle sprachlichen Erhebungen müssen alsbald kleine Zusammenstellungen angefertigt und vielfach kopirt werden, damit sich dieselben möglichst viele schnell zu nutze machen und an der weiteren Ausbildung mitarbeiten können; auch was ursprünglich falsch notirt ist, wird sich so am leichtesten herausfinden lassen.

Das Interesse, bis dahin ganz unbekannte Sprachen kennen zu lernen und zu erforschen, wird ja bei den meisten Europäern, welche in den Dienst der Kolonisation getreten sind, vorauszusetzen sein; es könnte auch hier durch Arbeitsteilung ganz besonders Ersprießliches geleistet werden. Ein weiteres und sehr ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit hätten an solchen Arbeiterstationen die Missionare.

Die Missionare beginnen ja allenthalben ihr Werk mit der Erforschung der Eingeborenensprache; bis sie mit der eigentlichen Christenlehre beginnen können, vergehen im günstigsten Falle 1½ bis 2 Jahre. In ganz fremden und unsicheren Gebieten können die Missionare zu Anfang eine nur verhältnismäßig geringe Zeit solchen Studien widmen, da sie dann noch viel mit Existenzfragen beschäftigt sind; es handelt sich da vorerst um die Anlage von Wohnhäusern, Küchen, Schuppen, Gärten u. a. m. und alles das geht um so langsamer von statten, als sie dabei sehr oft ganz und gar auf ihrer eigenen Hände Arbeit angewiesen sind. Wie ganz anders gestaltete sich da die Sache, wenn sie auf einem Gebiete, wo sie selbst alles zum Leben Notwendige fertig vorfanden, ihre ganze Zeit ausschließlich dem Studium der Eingeborenen widmen könnten! Sie würden sich hier in kurzer Zeit einen kleinen Trupp von Eingeborenen heranziehen, an welchen sie später eine materielle und moralische Stütze fänden. Der Eingeborene im Heimatlande zeigt sich ja mehr oder weniger unzugänglich, der fortgeführte Eingeborene dagegen ist ein williges und für Wohlthaten empfängliches Individuum.

Es könnte gegen diesen Plan der Einwand erhoben werden, daß dem Missionar alsdann das sehr wichtige Studium der Lebensgewohnheiten und Sitten des Volkes entginge. Unleugbar ist die Kenntnis der ethischen Seite eines Volkes für den Missionar unentbehrlich, er soll sie aber auch nicht entbehren. Wenn er sich einen Trupp Zöglinge vorbereitet hat, so zieht er eben mit diesem auf die fremde Scholle, und was er, auf sich allein angewiesen, erst nach Jahren in Erfahrung gebracht haben würde, das könnte er durch die Vermittelung dieser Zöglinge dann in verhältnismäßig kurzer Zeit erlangen. Was wissen wir denn, die wir in Finschhafen länger als zwei Jahre mit Interesse und Eifer das Leben der Eingeborenen verfolgt haben, viel von ihren ethischen Anschauungen! Man informirt sich da mit leichter Mühe über die Häuser, die Zubereitung von Speisen, die Kunstfertigkeiten, den Fischfang, Volksfeste, kurz über alles, was offen zu Tage liegt. Damit ist es dann aber auch zu Ende. Die Bekanntschaft mit dem geistigen Leben eines Volkes erschließt sich dann erst in dem ganz allmählichen Tempo, in welchem die Kenntnis der Sprache fortschreitet.

Doch auch für seine engere Aufgabe, die Bekehrung und Überführung des Heiden zum Christentume, könnte der Missionar nicht leicht günstigere Verhältnisse finden, als die gedachten. Die sonntäglichen Gottesdienste, an welchen die Europäer teilnehmen, würden sie nicht auf das Eingeborenengemüt mächtiger einwirken als alles Andere, was man ihnen davon erzählt?

Ohne Zweifel würde es sich leicht einrichten lassen, Schulen zu organisiren, in welchen die vorgeschritteneren Eingeborenen, diejenigen also, mit welchen eine gute Verständigung bereits möglich ist, in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichtet werden könnten.

So würde sich also dem Missionar bei gutem Willen, sich einmal auch einem anderen Prinzip anzupassen, ein dankbares und fruchtbares Feld für seine Thätigkeit eröffnen.

Um den Arbeitern eine offizielle Vertretung in ihren Rechten zu sichern, würde es sich empfehlen, den Posten eines Eingeborenenanwalts zu schaffen. Dieser müßte eine energische, für alles, was Eingeborene angeht, lebhaft sich interessirende Persönlichkeit sein, ein Mann, in welchem jeder Eingeborene stets seinen Freund und Berater erblicken dürfte. Einem solchen käme es zu, fortlaufend diejenigen Vorschläge zu machen, welche sich auf den Gang, die Gegend, die Art der Rekrutirung beziehen; darauf acht zu haben, daß für die Arbeiter in der gehörigen Weise gesorgt werde; event. Ungehörigkeiten gleich einem Vormund zu Sprache zu bringen, die Eingeborenen im Fall der Anklage zu vertreten, Irrtümer, welche so leicht vorkommen können, klar zu stellen; Vorschläge wegen Beschäftigung und wegen weiterer Abgabe von Arbeitern an andere Stationen oder Private zu unterbreiten; die erforderlichen und unerläßlichen Sprachstudien zu machen; sich mit einem Worte dieser Naturkinder mit warmem Herzen anzunehmen. Wie dieser, so müßte auch das übrige europäische Personal, welches sich in der Folge der Arbeiter anzunehmen haben wird, so wenig wie möglich wechseln, da einen Eingeborenen nichts stutziger macht, als ein häufiger Wechsel in der Person seines Herrn.

Die wichtigste Aufgabe und diejenige, welche die größte Umsicht erfordert, besteht in der Erziehung zur Arbeit. Es kommt hierbei vor allem auf eine peinlichst durchdachte Organisation an. Als Grundprinzip muß eine milde und nachsichtige, möglichst individualisirende Behandlung hingestellt werden, gepaart mit dem nötigen Ernst und energischen Willen. Alle Roheit muß verbannt sein; eine Aufseherpeitsche giebt es nicht. Wer die Prügelstrafe für gewöhnlich nicht entbehren zu können glaubt, der hat von einem Eingeborenen eine ganz falsche Vorstellung.

Man darf freilich Eingeborenen-Arbeit nicht mit dem Maße messen, welches wir an die Arbeit des Europäers zu legen gewohnt sind. Das, was wir unter Arbeit verstehen, kennt der Eingeborene gar nicht; er hat keine Vorstellung davon, daß er für uns, seine Arbeitgeber, eine nutzenbringende Leistung verrichte; was weiß so ein Kind von Geld, Weltmarkt, Absatzprodukten ꝛc.! Er hat nur die Vorstellung, als ob wir aus irgend welchem Grunde ein Feld bebauen, eine Frucht ernten wollen; und da wir das allein nicht ausführen können, so hilft er uns dabei, zumal wir ihm dafür etwas geben. Weit entfernt davon, sich als Kapital für uns zu betrachten, ist er uns ein freundlicher Helfer und wir sind ihm die freundlichen Spender von Tabak, lawa lawa, Perlen und anderen Reichtümern, mit welchen sie sich in ihrer Heimat sehen lassen können.

Die große Mehrzahl der jugendlichen 15—20 jährigen Arbeiter nimmt durch ihren unbefangenen, frischen, etwas neugierigen Blick, den all das Neue, welches er sieht, mit Erstaunen und Interesse erfüllt, unsere Teilnahme gefangen; man erblickt in dem Eingeborenen das frische, im allgemeinen unverdorbene Naturkind, welches zu hüten eine große und würdige Aufgabe ist. Es soll die Arbeit, welche wir es lehren, nicht als Last, sondern als Lust kennen lernen.

Da ja auch die Bezahlung, welche man solchem Eingeborenen gewährt, eine vergleichsweise geringe ist, so kann man um so beruhigter auf die volle Ausnutzung des einzelnen verzichten. Man darf es ihm nicht zu sehr verübeln, wenn er sich bei der Arbeit bisweilen mehr der Pfeife widmet als dem Hackmesser, oder wenn er ganz ungenirt einmal die Arbeit ganz ruhen läßt aus geringfügigem Anlasse, weil er sich vielleicht den Finger leicht geritzt hat, oder weil er an einem Tage gerade nicht aufgelegt ist; was am ersten Tage nicht gleich geht, wird am zweiten sich schon besser machen.

Deshalb ist aber doch eine straffe Disziplin in gewisser Hinsicht gleich von vornherein unerläßlich. Der Arbeiter muß sich vom ersten Tage ab an die Arbeitsglocke gewöhnen, welche ihn am Morgen pünktlich aufstehen und zur Arbeit gehen heißt, ihn mittags zum Essen ruft, welche ihn zum Appell befiehlt u. s. f. Hier muß auf Pünktlichkeit mit Nachdruck gehalten werden.

Die Beaufsichtigung der Arbeiter hätte in erster Stelle durch den Stationschef und die Leiter von Plantagen zu erfolgen; unter ihrer Kontrolle müßten ein paar Arbeitsaufseher stehen. Die Zahl der letzteren wäre möglichst zu beschränken. Dem europäischen Arbeitsaufseher fiele im wesentlichen zu, auf die erforderliche Pünktlichkeit zu achten, die richtige Arbeiterzahl morgens und mittags festzustellen, die sich krank Meldenden zu notiren und dem Arzt zuzuführen, darauf zu sehen, daß bei den Mahlzeiten die vorgeschriebenen Rationen ausgeteilt werden, Arbeitslisten zu führen, die Vorarbeiter über die am betreffenden Tage zu leistende Arbeit zu unterrichten u. a. m.

Der eigentliche Ansporn zur Arbeit geht viel zweckmäßiger von besonderen Vorarbeitern aus; das müßten ältere, eine bestimmte Arbeit gut kennende, auch sonst bewährte und zuverlässige Farbige sein, welche einen höheren monatlichen Lohn erhalten, im übrigen aber mit den andern mitarbeiten und diese unterweisen. Das werden auch zugleich die Sprachlehrer des pigeon sein und die richtige Auswahl dieser Leute ist gerade von größtem Wert. Auf je 20 Arbeiter könnte etwa ein Vorarbeiter kommen und auf 100 Arbeiter ein europäischer Aufseher.

Die Art der Arbeit, welche von diesen Farbigen auszuführen wäre, müßte in der ersten Zeit möglichst einfach gewählt werden. Für Plantagen und Wegearbeiten dürften wohl die Allermeisten geschickt genug sein; desgleichen zu Arbeiten, welche im Wesentlichen auf die Entfaltung der physischen Kraft hinauslaufen, wie das Laden der Schiffe, Fortschaffen von Bauhölzern u. a. m. Es würde sich auch hierbei eine möglichste Arbeitsteilung empfehlen. Man müßte die Zöglinge nach ihren Heimatsorten gesondert unterbringen und mit den Beschäftigungen in bestimmten Zwischenräumen abteilungsweise wechseln. Außerhalb der Arbeitszeit mögen sich die Zöglinge ganz nach Belieben zusammenfinden und in möglichst nahe Beziehungen zu einander treten, sie mögen sich an den Abenden um ihre Feuer zusammenhocken, ihre Tänze, Gesänge betreiben u. a. m.; zu verlangen ist nur, daß sie da essen und schlafen, wo sie hingehören.

Ein weiteres Ziel wäre die Begründung von Handwerkerschulen, also von Instituten, in welchen die Eingebornen die ersten Hantirungen mit unsern europäischen Werkzeugen erlernten. Eine gewisse Lust und Vorliebe für derartige Beschäftigungen wird man bei den Eingebornen ohne Ausnahme voraussetzen dürfen, da ja ein jeder seine heimischen Handfertigkeiten mit der Steinaxt und dem Knochenpfriem geübt hat. Vieles sehen sie dann auch dem Zimmermann, Schmied ꝛc. ab, bei welchem sie Handlangerdienste verrichten. Es würde sich aber der weiteren Mühe verlohnen, ihnen an bestimmten Tagen noch einen speziellen Unterricht in Handwerksschulen erteilen zu lassen.

Es gehört zu der Einrichtung solcher Handwerksschulen nur ein großer überdachter Schuppen, ein paar Zimmerleute, welche für ihre Bemühungen besonders honorirt werden, und ein genügender Vorrat von Handwerkszeug. Der Meister bemüht sich, so viele Schüler an sich zu fesseln, als er jedesmal beschäftigen kann; andere stehen herum und schauen zu. Bei allzugroßem Zudrange wird ein Teil weggeschickt und auf ein anderes Mal vertröstet. Dieser Lehrschuppen wird auch besonders an denjenigen Tagen geöffnet, an welchen wegen heftiger Regengüsse nicht gearbeitet werden kann. Besonders eifrige und geschickte Schüler werden notirt und für Handlangerdienste in Vorschlag gebracht. Auch darf es nicht fehlen an Anspornungen und kleinen Belohnungen; ein Stück Tabak, eine Thonpfeife macht solchen Menschen schon glücklich; wer etwas Ordentliches fertig gebracht hat, erhält sein Handwerkszeug zum Geschenk.

Solche Erziehung zum Handwerke erscheint um so richtiger, als erfahrungsgemäß in manchen tropischen Gegenden die europäischen Handwerker im allgemeinen bald leistungsunfähig werden.

Die Frauen werden in anderer Art erzogen, sie werden zur Rein- und Instandhaltung von Wohnungen und Wohnplätzen und zu weiblichen Handarbeiten, wie Nähen, Waschen ꝛc. angehalten. Ihre Arbeit soll leicht sein, damit sie auch Zeit behalten, nach ihren männlichen Stammesgenossen zu sehen. Man darf voraussetzen, daß die europäischen Frauen gerne solche Unterweisungen übernehmen würden.

Es erübrigt zum Schlusse, die Frage aufzuwerfen, inwieweit der soeben ausgeführte Entwurf zur Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit vom ökonomischen Standpunkte aus als empfehlenswert erscheinen möchte. Was die Anwerbung der Arbeiter, die Unterhaltung derselben ꝛc. an pekuniären Ausgaben fordert, läßt sich einigermaßen zutreffend berechnen; und wenn man die Ausgaben für Schiffe, sowie die Besoldung für Eingeborenenanwalte und andere Beamte mitrechnet, dazu noch einen Arbeitslohn von etwa 10 Mark und eine Beköstigung im Werte von 12—15 Mark pro Monat und Kopf annimmt, so wird man zu Summen gelangen, welche von vornherein unverhältnismäßig hoch erscheinen. Es würde jedenfalls eine weit größere Kapitalsanlage erforderlich sein, als wenn man schon geschulte Arbeitskräfte aus China oder Indien importirte.

Doch sind die großen Vorteile auf der andern Seite nicht zu verkennen. Sie bestehen darin, daß mit dem Arbeitermaterial des eigenen Landes kolonisirt werden kann, welches, einmal richtig eingeschult, sich auch stets leicht ergänzen lassen wird. Es ist auch zu überlegen, daß man sich, indem man immer mehr und mehr Eingeborene als Arbeiter an sich zieht und zu Freunden macht, zu gleicher Zeit ebenso viele neue Kolonisationsgebiete spielend erschließt. Jedenfalls würde die Kolonisation in sehr viel schnellerem Tempo fortschreiten.

Das Ganze soll aber ein kulturelles Missionswerk im großen Maßstabe sein und daß dasselbe in ersprießlicher und nutzbringender Weise für die deutsche Kolonie und deren weiße wie schwarze Bewohner gefördert werde, verlangt ein einheitliches Zusammenwirken aller derjenigen Kräfte, welche dabei in erster Linie interessirt sind, der Gesellschaften für Kolonisation, der christlichen Mission und der wissenschaftlichen Gesellschaften.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 7. März unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab. Auf der Tagesordnung stand zunächst der Bericht der vereinigten Finanz- und Preßkommission, welchen Herr E. Arnhold erstattete. Die aus der Finanzlage sich ergebenden Schwierigkeiten wurden beleuchtet und Pläne zur Abhilfe derselben aufgestellt, welche den Abteilungen zugehen werden. Herr Generalmajor v. Teichmann-Logischen referirte über die Arbeiten der Auswanderungskommission, welche einen solchen Umfang annehmen, daß eine ständige Arbeit der Kommission immer dringlicher werde. Denn es sei notwendig, daß die Kommission nicht von Fall zu Fall, sondern in organischer Entwicklung arbeite, und die umfassendsten Informationen einziehe, um die praktische Ausführung kolonisatorischer Unternehmungen und weitere Leitung der Auswanderung einst in die Hand nehmen zu können. Jedes praktische Vorgehen erfordere aber Geld, und der Ausschuß werde deshalb gebeten, eine solche Bewilligung beim Vorstande zu beantragen. Der Herr Vorsitzende trat den Ausführungen des Referenten in allen Punkten bei und der Ausschuß beschloß auf seinen Vorschlag, sobald für kolonisatorische Arbeiten die Mittel flüssig würden, für die Förderung der Arbeiten der Auswanderungs-Kommission die Bewilligung der erforderlichen Summen beim Vorstande zu beantragen.

Digitized by Google

— Die Abteilung Berlin hielt am 4. März einen Herrenabend ab, an welchem Dr. Thießen die Reisen des Dr. Baumann in Usambara behandelte. Darauf sprach Herr Dr. Ebert über die ethnologischen Erfahrungen des Herrn Dr. Finsch in Englisch Neu-Guinea. — Der Herrenabend am 11. d. war sehr gut besucht, da Herr v. Gravenreuth und die hier anwesenden Offiziere der Wißmannschen Expedition ihr Erscheinen zugesagt hatten. Herr Dr. Ebert begrüßte die Gäste, in deren Namen Herr Premierleutnant Richelmann in Vertretung des am frühzeitigen Erscheinen verhinderten Premierleutnant v. Gravenreuth dankte. Herr Assistenzarzt Dr. Kohlstock nahm sodann das Wort, um über die sanitären Einrichtungen der Expedition zu sprechen. Herr Dr. Schmelzkopf ist bereits aufgebrochen, um die Lazaretteinrichtungen auf Sansibar zu treffen, wo 16 Betten Aufstellung finden werden. Den Dienst auf dem Festlande wird Dr. Kohlstock versehen. Es sind für jede der verschiedenen Stationen Apotheken bestimmt, welche vornehmlich Mittel gegen Fieber, Erkrankungen des Verdauungsapparates und antiseptische enthalten. Der Deutsche Frauenverein hat ferner 18 Betten und eine Apotheke (aus Dr. Kades Oranienapotheke) zur Verfügung gestellt, welche als Aushilfe für das stehende Lazarett und als Feldlazarett dienen soll. Auf den Stationen sollen nur leichtere Krankheitsfälle behandelt werden, die schwereren werden in Sansibar in die Kur genommen. Redner verbreitete sich noch ausführlich über die Verbandstoffe, neue Fiebermittel und Mittel, um das Durstgefühl zu stillen, so daß jeder die volle Überzeugung hegte, daß in dieser Richtung alles gethan sei, um den Eventualitäten zu begegnen. Herr Scheidel sprach über die Ausrüstung der Truppe, welche im Deutschen Offiziersverein mit Zuhilfenahme der besten Erfahrungen hergestellt worden ist. Jeder Offizier besitzt einen blauen Gala-Anzug aus Serge, zwei weiße Flanellanzüge mit Ärmelstreifen aus schwarz-weiß-rotem Band und für täglichen Gebrauch fünf weißbaumwollene Anzüge. Zu der Uniform gehört ein aus dem leichten Mark einer Pflanze gefertigter Tropenhelm, naturfarbene hohe Stiefel oder wasserdichte Leinenschuhe mit ledernen Gamaschen. Die Bewaffnung besteht aus einem Infanteriefeldzugssäbel an einer Marinekoppel mit dem Portepee in deutschen Farben, dazu Revolver an einem Leibriemen von braunem Leder mit Patronen- und Revolvertasche. Außerdem hat jeder Offizier einen Jagdanzug ohne Rangabzeichen, Joppe mit Gurt, dazu breitkrempigen hellgrauen Filzhut mit vielen Ventilationslöchern, eine Mauser-Repetirbüchse, Jagdgewehr Kaliber 12, und eine Doppelflinte mit Zentralfeuer. Über die passendsten Unterkleider hat man lange und eingehende Beratungen gepflogen und sich schließlich dahin entschieden, daß chinesische Rohseide, wenn auch teuer, doch das Beste sei. Als Schutz gegen den tropischen Regen dient ein Regenmantel, ein den Verhältnissen angepaßter, wasserdicht imprägnirter brauner Poncho in der bekannten Gestalt, um den Kopf durch die Öffnung hindurchzustecken. Dieser Poncho, welcher auch schon probeweise bei den letzten Manövern getragen wurde, ist den Offizieren und der Mannschaft gemeinsam. Von den Feldflaschen sind zwei Arten angefertigt, welche zur Probe getragen werden sollen: eine englische aus Hartgummi mit Filzbelag, Becher und Schloß, damit ihr Inhalt vor den Negern sichergestellt werden kann, und eine deutsche, aus Silber- und Kupferblech zusammengewalzt, welche ebenfalls außen mit fingerdickem Filz umgeben ist, und nur einen einfachen Korkstöpsel hat. Als Lager dient für die Offiziere eine zusammenlegbare, mit Leinwand überzogene, eiserne Bettstelle mit Moskitonetz, zum Zudecken werden zwei weiche Kamelhaardecken und eine seidene, buntfarbige, leichte Decke verwendet. Das ganze Mobiliar ist übrigens so angefertigt, um zusammengeklappt werden zu können und möglichst wenig Raum einzunehmen, Stühle und Tische sind Muster einer sinnreichen Konstruktion in dieser Beziehung. Jeder Offizier hat außerdem eine Hängematte, die allen möglichen Zwecken dienen soll: als wasserdichte Decke, um das Gepäck zu schützen, als Tragbahre für Kranke und Verwundete und zur Not als Badewanne. Badewannen aus Gummi sind außerdem vorhanden. Die Nachtanzüge (pachamas), aus Hose und Jackett bestehend, sind aus reinem Flanell. Zur Ausrüstung gehören ferner zusammenlegbare Laternen für Lichte (englisches Modell) mit Marienglas und Sturmlaterne für Verwendung von Petroleum oder vegetabilischem Oel, ferner zusammenlegbare Schreibzeuge, Croquirutensilien, Kompaß, Podometer u. s. w. Die Rangabzeichen sind die folgenden: Stationschef 3 Streifen, Leutnant 2 Streifen, Deckoffizier (Proviantmeister, Zahlmeister u. s. w.) 1 Streifen auf dem Unterarme, Unteroffizier zweibortigen nach oben offenen Winkel auf dem Oberarm, Heizer einen Streifen am Halskragen. Jeder Offizier besitzt ferner zwei Koffer aus Eisenblech, von einer Größe, daß derselbe etwa mit Inhalt eine Trägerlast von 60 Pfund ausmacht. Der Deckel ist mit weiteingreifenden Rändern und einem anschließenden Gummistreifen versehen. Um die Neger zwingen, diese Koffer richtig zu tragen, sind die oberen Kanten scharf, die unteren rund. Ein jeder Unteroffizier hat 4 Anzüge, 2 aus ungebleichtem Baumwollstoff mit Beinknöpfen, 1 aus grauem Drell und 1 zur Probe aus braunem Baumwollenstoff, mit dem die englisch-indische Armee bekleidet ist und dessen fabrikmäßige Herstellung auch in Deutschland begonnen werden wird. Außerdem erhält er 4 wollene Hemden, 1 Dutzend wollene Strümpfe, wollene Unterhosen, 2 Nachtanzüge, 5 Paar Schuhe und Stiefel, 1 Koffer und verschließbaren Sack für Wäsche. Die Anzüge der Negermannschaften sind aus weißer Baumwolle, nur die obere Brusttasche fehlt. Sie tragen den Fez und sind beschuht. Premierleutnant v. Gravenreuth sprach die Hoffnung aus, daß das Vertrauen, welches man in die Expedition setze, sich erfüllen werde, und trank auf die Ehre Deutschlands und die Ehre der deutschen Waffen. Es folgten noch eine Reihe launiger und ernster Toaste seitens des Herrn Major Liebert, des Direktors im Reichspostamt Sachse, Dr. Ebert u. a., in denen die Freude über das Vorgehen der deutschen Reichsregierung, die Tüchtigkeit der Mitglieder der Expedition und über die Leitung derselben einen beredten Ausdruck fand.

— Abteilung Magdeburg. Donnerstag, den 14. Februar, fand im Gartensaale des Hotels „Zum weißen Bär" die Hauptversammlung der Abteilung Magdeburg statt. Der erstattete Bericht über das letzte Jahr wies kurz auf die gegenwärtige Lage hin, schilderte die Thätigkeit der Kolonialgesellschaft im allgemeinen und erwähnte im besonderen die Vereinigung der beiden früher getrennten Kolonialvereine, die beiden Hauptgegenstände der Verhandlungen und Bestrebungen der letzten Zeit, das Emin Pascha-Unternehmen und die Bekämpfung des Sklavenhandels. Darauf ging er auf die Abteilung Magdeburg über und besprach die Versammlungen des vergangenen Jahres, die der Durchführung der Vereinigung des früheren Kolonialvereins und der Gesellschaft für Kolonisation am hiesigen Orte, der Sache des deutschen Krankenhauses in Sansibar, wofür Beiträge noch immer angenommen werden und erwünscht sind, sowie der Emin Pascha-Expedition gewidmet waren. Im Anschluß hieran wurde ein Schreiben des Emin Pascha-Komitees verlesen, welches für die bisherige Unterstützung dankt, den baldigsten Beginn der Unternehmung ankündigt und um weitere Hilfe bittet, damit dauernde Vorteile durch dasselbe gesichert werden können. — Nach dem Bericht über die Kasse und die Mitgliederzahl, gegenwärtig 140, wurde zur Vorstandswahl geschritten. Das Ergebnis derselben war die Wiederwahl der bisherigen Vorstandsmitglieder und die Neuwahl der Herren Kaufmann Fahrenhorst und Direktor Professor Dr. Junge an Stelle der von Magdeburg verzogenen Herren Präsident Dr. v. Arnim und Sekretär der Kaufmannschaft C. Hager. Zum Schluß wurde ein Antrag des Herrn Giesau auf monatliche zwanglose Versammlungen erörtert und beschlossen, daß es mit solchen Versammlungen versucht werde und daß dieselben im Gartensaale des „Weißen Bär" jeden ersten Donnerstag im Monat — mit Ausnahme der Monate Juni, Juli und August — stattfinden sollen. — Am 1. März redete Dr. O. Kersten über Kolonisation und Auswanderung mit besonderer Bezugnahme auf das östliche Südafrika.

— Abteilung Stettin. In einer gut besuchten Sitzung hielt Herr Dr. B. Schwarz am 22. v. Mts. einen Vortrag über das südwestafrikanische Schutzgebiet. Nach eigener jüngster Anschauung schilderte der Vortragende sehr anschaulich die Vorzüge und Mängel dieser deutschen Kolonie und hob dabei besonders deren Wert für Bergbau und Viehzucht hervor. Reicher Beifall lohnte dem Vortragenden, dem Herr Regierungsrat v. Knebel-Doeberitz den Dank der Versammlung aussprach. Dieser machte dann noch einige Mitteilungen über das weitere Anwachsen der Abteilung und über den Stand der Emin Pascha-Expedition, indem er zu weiterer Unterstützung derselben aufforderte. Die Mitglieder blieben dann noch lange mit Herrn Dr. Schwarz im zwanglosen Beisammensein, wobei derselbe noch mancherlei interessante Aufschlüsse über Südwestafrika gab.

— Abteilung Thorn. Im Dezember 1887 veranstaltete die Abteilung in den großen Rathaussaale eine Ausstellung von ethnologischen Gegenständen, Produkten der Tier- und Pflanzenwelt aus unseren überseeischen Besitzungen. Dieselbe hatte sich infolge ihrer Reichhaltigkeit eines recht zahlreichen Besuches zu erfreuen und dadurch die Abteilung ermutigt, Ende dieses Jahres wiederum mit einer solchen Ausstellung hervorzutreten. Das immerhin ziemlich schwierige Unternehmen wurde uns recht sehr erleichtert durch das Entgegenkommen des Herrn Generalsekretärs der Deutschen Kolonialgesellschaft, welcher eine umfangreiche Photographiensammlung und Originalgemälde ostafrikanischer Landschaften zur Verfügung stellte, sowie der Abteilung Berlin, die ostafrikanische Waffen, Tierfelle, Nilpferdschädel übersandte. Herr Maler Hellgrewe hatte ebenfalls ostafrikanische Gegenstände geschickt. Von Herrn Leutnant Ch. v. Steinäcker aus Liegnitz traf eine große Sammlung westafrikanischer Sachen, u. a. viele Tierfelle, Bekleidungsstücke, Schmuckgegenstände der Eingebornen, Antilopengehörne, Photographien ein. Herr Weiß-Berent beteiligte sich mit einer großen Anzahl von Gegenständen aus den Besitzungen in der Südsee. Außerdem gebührt noch vielen Thorner Herren, u. a. Rechtsanwalt Warde, Baumeister Polock, Ingenieur Wunsch, Gasanstaltsdirektor Müller, Kaufleute Duzinski und Hozakowski, für ihr freundliches Entgegenkommen unser Dank. — Am 22. Februar fand im Schützenhaussaale eine Hauptversammlung statt. In derselben erstattete der Schriftführer, Herr Premierleutnant von Seewen, den Jahresbericht, welchem folgendes zu entnehmen ist: Die Abteilung hat im verflossenen Jahre fünf größere Vorträge halten lassen und zwei Kolonial-Ausstellungen veranstaltet. Herrenabende mit kleineren Vorträgen fanden an jedem Donnerstag statt. Es sind 22 Mitglieder beigetreten, 9 ausgeschieden, so daß die Abteilung jetzt 69 Mitglieder zählt. Die Abteilung verfügt über eine Bibliothek, die nunmehr auch Nichtmitgliedern zugänglich gemacht ist. — In den Vorstand wurden gewählt: Landgerichtsdirektor Moeser, Justizrat von Heyne, Landrichter Biol, Premierleutnant von Seewen und Zimmermeister Wendt. — Am 8. Februar hielt Herr Dr. Hollrung einen Vortrag über das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

— Allenstein. Auf Veranlassung des Herrn Fabrikbesitzers Roensch hielt am 12. v. M. Herr Dr. Hollrung einen hochinteressanten Vortrag über seine Reisen in Kaiser-Wilhelmsland und Bismarck-Archipel. Ungefähr 300 Personen erschienen und zollten dem Redner großen Beifall. Eine Abteilung ist in der Bildung begriffen.

— In der Abteilung Eberswalde hielt am 8. März Herr Leutnant Müller einen Vortrag über seine Reisen im südlichen Kongobecken in den Jahren 1883 bis 1886. Der Vortrag war von etwa 250 Personen besucht, die mit dem größten Interesse den fesselnden Ausführungen des Redners folgten.

— Die Abteilung Köln hielt am 8. März ihre Hauptversammlung, verbunden mit einem Herrenabend, ab. Geh. Kommerzienrat Eugen Langen eröffnete und leitete die Versammlung. Er teilte zunächst mit, daß Herr Hauptmann Wißmann der Abteilung seinen besten Dank für deren Abschiedstelegramm und die herzlichsten Grüße gesandt habe. Sodann konnte er die erfreuliche Mitteilung machen, daß Herr Karl Kracht am Karnevalsmontag auf dem Neumarkt für die Pflege der kranken und verwundeten Marinemannschaften in Sansibar durch den Verkauf von Photographien afrikanischer Männer- und Frauengestalten, welche er auf seine Kosten nach Illustrationen in Reisebüchern hatte anfertigen lassen, 356 M. gesammelt hat, welche Summe von der Abteilung aus dem Ertrage der lebenden Bilder im Gürzenich auf 1000 M. erhöht und an den Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien abgesandt worden ist. Sodann trug Referendar Clemens den Geschäftsbericht vor, welcher einen geschichtlichen Rückblick auf die Ent-

stehung der deutschen Kolonialbewegung, der Deutschen Kolonialgesellschaft und der Abteilung Köln warf, die Mitwirkung der Abteilung Köln zur Veranstaltung der großen Gürzenichversammlung gegen den Sklavenhandel, die erfolgreiche Darstellung der „lebenden Bilder" im Gürzenich und ihre sonstige verdienstvolle Thätigkeit schilderte. Herr v. Recklinghausen erstattete den Kassenbericht, aus welchem hervorging, daß im Vorjahre von der Abteilung 1012 M. vereinnahmt wurden, wovon satzungsgemäß 698 M. an den Hauptverein nach Berlin abgeführt werden mußten. Verausgabt wurden 168 M., wovon die gesamten Unkosten der Abteilung bestritten wurden, sodaß der Überschuß am 1. Januar 1889 sich auf 144 M. bezifferte. Nachdem endlich noch ein Antrag der Abteilung nach Berlin abgesandt worden, wodurch die Kolonialgesellschaft zur schleunigen Veranstaltung von Geldsammlungen für Expeditionen gegen den Sklavenhandel aufgefordert wird, hielt Reg.-Rat Menz einen Vortrag über seine Reisen in Algerien und Tunesien, dessen Schluß folgende Nutzanwendung bildete: „Wenn der Deutsche eine solche Kolonie gesehen hat wie Algier, wo tausende ihr gutes Auskommen haben, wenn auch aus dem Lande bei weitem nicht das gemacht ist, was hätte daraus gemacht werden können, so muß er es schmerzlich empfinden, daß bisher die Deutschen dem Gabentische der fremden Erdteile fern gestanden haben und überall zu spät gekommen sind. Mit dem Überschuß unserer Bevölkerung, welcher fremde Nationen gestärkt hat, hätten wir zwei- bis dreimal ein neues Deutschland besiedeln können, und wie mächtig würde dann erst die deutsche Nation dastehen. Die deutsche Uneinigkeit, die politische Zerrissenheit, die deutsche Nörgelsucht und der Mangel an Wagemut sind die Ursachen, daß die deutsche Nation überall zu kurz gekommen ist. Noch ist es vielleicht nicht zu spät, noch einiges nachzuholen. Lassen wir uns nicht von dem Philistertum, von den Nörglern, die nicht sehen und leiden können, daß ein anderer etwas schafft und leistet, von den Sicherheitskommissaren, die nie etwas riskiren und wagen wollen und darum nie etwas gewinnen, abhalten, die Kolonisationsbestrebungen deutscher Männer zu unterstützen, die Mut und Unternehmungsgeist besitzen. Nachdem wir die eigenen Fehler erkannt haben, werden wir lernen können, sie zu vermeiden. Sorgen wir jeder zu seinem Teile, daß die neuen Wege der deutschen Politik getragen werden von dem vollen Vertrauen des deutschen Volkes." Nach dem Vortrag blieb die Gesellschaft noch geraume Zeit versammelt, um die höchst interessante Sammlung des Herrn Menz in Augenschein zu nehmen.

Kleine Mitteilungen.

— (Se. Majestät der Kaiser) empfing am 5. d. M. die hier anwesenden Herren der Wißmann-Expedition vor ihrer Abreise nach Afrika. Die Herren hatten dazu ihre Tropenuniform angelegt. Geheimer Regierungsrat Dr. Krauel vom Auswärtigen Amt hatte die Vorstellung übernommen. Es waren: der bevollmächtigte Vertreter des Reichskommissars Hauptmanns Wißmann, Premierleutnant Freiherr von Gravenreuth vom 3. bayerischen Infanterieregiment, ferner drei bereits in Afrika gewesene Herren: Premierleutnant von Zelewski, Leutnant der Reserve Dr. Schmidt vom 3. bayerischen Infanterieregiment und Premierleutnant Krenzler vom württembergischen Artillerieregiment Nr. 13; außerdem die noch nicht in Afrika gewesenen Herren: Hauptmann Richelmann vom 65. Infanterieregiment, Leutnant Johannes vom 48. Infanterieregiment und Assistenzarzt Dr. Kohlstock vom 1. Garde-Feldartillerieregiment. Se. Majestät reichte allen die Hand, erkundigte sich nach den Familienverhältnissen der Herren und musterte die Uniformen. Nach eingehender Besprechung der bevorstehenden Expedition entließ Se. Majestät die Herren, welche auch von Ihrer Majestät der Kaiserin in besonderer Audienz empfangen wurden. Alsdann beschied Se. Majestät nochmals den Geheimen Regierungsrat Dr. Krauel und den Premierleutnant Freiherrn von Gravenreuth zu längerer Audienz zu sich.

— (Die Auslösung) der bei Pugu in Gefangenschaft geratenen Missionare hat am 11. d. M. in Bagamoyo stattgefunden.

— (Aus Ostafrika.) In Bagamoyo fanden am 3. heftige Kämpfe statt, in welchen die Deutschen Sieger blieben. Der auf die Station Bagamoyo gemachte Angriff wurde durch einen von Leutnant Meier geführten Ausfall, bei dem zwei feindliche Krupp-Geschütze erobert wurden, ohne daß die deutsche Truppe Verlust erlitten hätte, zurückgeschlagen. — Die Beziehungen zwischen den Englisch-Indiern und den Eingeborenen in Kiloa und Lindi sollen, nach englischen Quellen, sehr gespannt sein.

— (Herrn Dr. Karl Peters) ist vor seiner Reise nach Ostafrika seitens des Direktionsrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft folgendes Dankschreiben zugegangen: „An den vorsitzenden Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn Dr. Karl Peters, Hochwohlgeboren. Der Direktionsrat hat uns in seiner gestrigen Sitzung beauftragt, Ihnen anläßlich Ihres durch den Ihnen erteilten Urlaub bedingten zeitweisen Ausscheidens aus unserer Gesellschaft seinen wärmsten Dank für die hohen Verdienste auszusprechen, welche Sie sich um unser Unternehmen erworben haben. Wie Sie der kühne, bahnbrechende Begründer desselben waren, so haben Sie demselben durch die Anbahnung des Zoll-Küstenvertrags mit dem Sultan von Sansibar eine unentbehrliche Grundlage verschafft. Indem wir uns des uns gewordenen Auftrages gern entledigen, erübrigt es uns, Ihnen die letzten Wünsche für die glückliche Durchführung der neuen großen Aufgabe, mit der Sie sich betraut sehen, zu widmen, und die Hoffnung auszusprechen, daß Ihre Thatkraft in dieser Aufgabe ihre volle Befriedigung finden möge. Wir sind mit vorzüglichster Hochachtung Ihre ergebensten Vorsitzenden des Direktionsrats der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft: Karl v. d. Heydt, Eugen Langen, Hugo Oppenheim."

— (Generalkonsul Dr. Stübel) ist mit einer Mission für Samoa betraut und hat Berlin verlassen.

— (Die rheinischen Missionare im Hererolande.) Über das Schicksal der rheinischen Missionare im Hereroland verlautet, daß, obwohl Maharero die Kirche und Schule der rheinischen Missionare in Okahandya geschlossen hatte, nach den letzten Berichten der rheinischen Missionsgesellschaft vom 17. bis 18. Dezember Verhandlungen zwischen ihnen und Maharero in Okahandya stattgefunden haben, durch welche es zu einer Aussöhnung gekommen ist, so daß Kirche und Schule wieder geöffnet werden konnten. Die Missionare befürchten nichts mehr, als ein bewaffnetes Einschreiten Deutschlands. So sprach sich in der Weser-Zeitung auch jüngst Herr Zahn gegen den von Dr. Schwarz in Anlehnung an eine Bemerkung des Fürsten Bismarck in der Kolonialzeitung gemachten Vorschlag aus, Hendrick Wittboy gegen die Hereros zu verwenden. Wir nehmen von dieser Auffassung Notiz, ohne uns weder für diese oder jene zu entscheiden, bemerke aber, daß andere gewichtige Stimmen laut geworden sind, die sich für ein Zusammengehen der Deutschen mit Hendrick Wittboy gegen die Hereros aussprechen.

— (Der belgische Verein gegen die Sklaverei) rüstet, der Kölnischen Zeitung zufolge, eine Abteilung von 10 Weißen und 75 Schwarzen aus, welche sich durch den Kongostaat nach dessen östlichem Gebiete begeben soll, um dort in zwei Stationen Aufstellung zu nehmen.

— (Winke für einen deutschen Kolonisten in Afrika) übernimmt aus der „Madras Times" die „Nordd. Allg. Zeitung". Die wichtigsten derselben sind von dieser durch den Druck kenntlich gemachte: Verkehre nicht mit den Eingeborenen, als ob sie von Deinen eigenen hochzivilisirten Gesetzen Kenntnis hätten. — Unterstütze niemals Eingeborene durch Überlassung Deiner eigenen überlegenen Waffen, denn diese könnten eines Tages gegen Dich selbst gekehrt werden. — Gieb einem Schiedsspruch von Eingeborenen stets den Vorzug vor Deiner eigenen Ansicht über das, was gesetzlich Rechtens ist.

— (Der Ausschuß für die Errichtung eines deutschen Krankenhauses in Sansibar) in der Stadt Frankfurt a. M. hatte bis zum 8. März 1889 die Summe von 4146 Mark eingenommen und diese Summe nach Abzug der Auslagen und Gebühren abgeliefert.

— (Der Reichskommissar Hauptmann Wißmann) hat, wie wir erfahren, die Anwerbung der schwarzen Truppen in Kairo fast vollendet und wird in den nächsten Tagen von dort abreisen.

— (Die Ausbeute an Gold in Transvaal) hat im verflossenen Jahre nach dem Bericht der Minen-Kammer in Pretoria bereits 230 911 Unzen betragen, welche einen Wert von achtzehn Millionen Mark repräsentiren. Die Ausbeute des Dezember belief sich auf 26 148 Unzen (Wert 2 039 124 Mark). Damit ist Transvaal in die Reihe der an erster Stelle zu beachtenden Gold produzirenden Länder eingetreten. M.

— (Aus Natal.) Der ungeheure Aufschwung, welchen die südafrikanischen Kolonien infolge der fortwährend sich mehrenden Entdeckungen von goldführenden Quarz-Adern genommen haben, zeigt sich dort auf allen Gebieten. Am 7. Januar d. J. ist in der Natal-Kolonie eine Lokomotive (Havelock genannt) in Dienst gestellt worden, welche in der Kolonie gebaut wurde. Vor einigen Jahrzehnten schien die Zeit dort noch in weite Ferne gerückt zu sein, in welcher überhaupt Eisenbahnen gebaut werden könnten. Jetzt finden wir in den englischen Kolonien Süd-Afrikas bereits ein ausgebreitetes Netz von Bahnen, auf vielen Linien werden Kohlen benutzt, die aus Minen des Landes gewonnen sind und in Uitenhage baut man seit Jahren bereits gewöhnliche Eisenbahnwagen. Der Ruhm aber, die erste Lokomotive in Afrika hergestellt zu haben, war der kleinen, aber gut verwalteten Natal-Kolonie vorbehalten. M.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin: Herrenabend am 18. März. Vortrag des Herrn Ballin über: „Die Samoainseln."

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt. Außerordentliche Beiträge von Sektion Görlitz des Vaterländischen Frauenvereins 50 M.; des Johanniterordens 3000 M.; Herrn Geh. Kommerzienrat Aug. Langen, Köln, 300 M.; Herrn Justizrat Rob. Effer, Köln, 100 M.; Fräulein von Winterfeld, Potsdam, 25 M.; Frau Frieda Rohmer-d'Orville, Frankfurt a. M., 20 M.; G. Z., Merseburg, 30 M.; Geheimer Kommerzienrat Schwartzkopff 1000 M.; Kaufmann Siemer, Hamburg, 100 M.; Frau E. von Garzen, Hamburg, 10 M.; Herrn Rittergutsbesitzer Dehrich, Ostpreußen, 50 M.; Herrn Professor Flemming, Kiel, 20 M.; Herrn Amtsrat Behm, Hagen (Anhalt), 100 M.; dem Verein zur Pflege verwundeter Krieger, Altenburg, 100 M.; Clara Hause, Genthin, 5 M.; Herrn Gutsbesitzer A. Böcking, Greifenbacher Hütte b. Kreuznach, 50 M.; S. W. (Überschuß eines 2-Markstücks von Kaiser Friedrich) M. 1,50; Herrn Oberlehrer F. U., Berlin, 3 M.; Frau Stabsarzt Dr. Düsterhof, Düsterhof, 6 M.; Frau Stabsarzt Dr. Schneider, Kiel, 5 M.; Frau Masch.-Ing. Schmidt 3 M.; Frau Masch.-Unt.-Ing. Merks 3 M.; Frau Masch.-Unt.-Ing. Eggert 3 M.; Frau Korvetten-Kapitän von Holleben 3 M.; Frau Baronin von Bincke 10 M.; Frau Kapitän z. See Sattig 3 M.; Frau Elise Schirmacher 6 M.; Frau Meta Johow 6 M.; Frau Franzius 10 M.; Frau Theod. Heeren 8 M.; Frau E. Lechner 6 M.; Ergebnis einer Sammlung in der Kolonialabteilung des Vereins Deutscher Studenten, Berlin, eingesandt durch Herrn cand. jur. R. G. Lencer, M. 57,20; Fräulein Else Röhl, Berlin, 20 M.; der Abteilung Köln der Deutschen Kolonialgesellschaft 1000 M.; Herrn W. von Krause jr. 100 M.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein 858 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 12. Berlin, 23. März 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? — Eine deutsche Niederlassung am Oranienflusse. Von Heinrich Petersen. — Matabele-Land und die Buren-Freistaaten. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. Bekanntmachung. — Quittung.

Bekanntmachung.

Umzugshalber bleibt das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft für die Zeit vom 30. März bis zum 5. April cr. geschlossen.

Die Büreauräume werden von Berlin SW., Markgrafenstraße 25, nach Berlin W., Linkstraße 25, verlegt.

Berlin, den 23. März 1889.

Dr. Bokemeyer, Generalsekretär.

Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?

I.

Die traurigen Erfahrungen, welche man mit der Überlassung von befreiten Sklaven an unbeschützte Missionsstationen in Ostafrika gemacht hat, lassen es als eine dringliche Frage erscheinen, wie man bei fortschreitender Pazifizirung des Landes die Sklaven in einer solchen Weise unterbringen kann, daß sie vor den Angriffen der Araber geschützt sind und zugleich bei den wieder aufzunehmenden Kolonisationsarbeiten eine passende Verwendung finden. Da die Engländer seit dem Jahre 1873, als Sir Bartle Frère den Sultan von Sansibar zur Erlassung eines Verbots der Sklavenverschiffung bewog, energisch gegen den Sklavenhandel einschritten und mancherlei Versuche gemacht haben, eine gute Verwendung für die befreiten Sklaven zu finden, so gibt vielleicht die Besprechung der einschlägigen Unternehmungen Anregungen, welche auch für uns verwendbar sind. Die Blue-Books, welche sich in sehr ausführlicher Weise darüber verbreiten, sind für diese Arbeit vornehmlich zu Grunde gelegt.

Als die Engländer ihre Thätigkeit, welche um so verdienstlicher war, als dadurch ihre eigenen Sklaven haltenden Indier betroffen wurden, begannen, ging der Sklavenhandel von der Küste aus noch nach denselben Gegenden wie früher. Die Sklaven wurden im Innern oder sogar dicht an der Küste aufgefangen und entweder von dem nächsten Hafen verschifft, oder längs der Küste hingeschleppt, bis sich eine passende Gelegenheit zur Einschiffung bot. Sie wurden nach den Inseln Sansibar, Pemba, Mafia u. s. w. von den mittleren Häfen, nach den entfernteren Inseln Madagaskar, den Comoren und selbst Réunion von den südlichen Häfen, und nach Arabien von den nördlichen und mittleren Häfen des Gebietes verschifft.

Da der Handel bald nicht mehr offen betrieben werden konnte, wurden die verschiedensten Arten des Transports gewählt. Die häufigste war noch immer die, daß das ganze Schiff voll von Sklaven gepfropft wurde, welche in einem unbeschreiblichen Zustande während der Dauer der Überfahrt sich befanden und oft so entsetzlich litten, daß viele nach ihrer Befreiung vor Entkräftung starben. Der größere Handel wurde in seetüchtigeren Schiffen betrieben und ging nach Arabien, Somaliland, Madagaskar, Johanna und Comoren. Kleinere Daus gingen nach Sansibar und Pemba, seltener nach Sansibar. Entweder hatten diese Daus keine Papiere oder verschafften sich arabische und französische, welch letztere (actes de francisation) auf den Comoren und auf Madagaskar so leicht zu haben waren, daß man Frankreich nicht den Vorwurf ersparen kann, im Interesse der Zuckerpflanzer auf ihren Besitzungen die Forderungen der Humanität außer Acht gelassen zu haben. Es hatte teilweise aus diesem Grunde, teilweise aus Eifersucht gegen England, das Recht der Durchsuchung der Schiffe nicht zugestanden und die englischen Kreuzer waren dem Treiben der unter französischer Flagge segelnden Sklavenhändler gegenüber fast ohnmächtig. Eine andere Form, Sklaven wegzubringen, welche mehr den Charakter der Schmuggelei hatte, war, sie als Passagiere oder Leute der Schiffsbemannung auszugeben, so daß die Schwierigkeiten der Engländer, die Sklaven zu entdecken, oft die größten waren, zumal die armen Geschöpfe vor den Engländern, deren humane Ziele ihnen unverständlich waren, noch mehr Furcht hatten als vor den Sklavenhändlern.

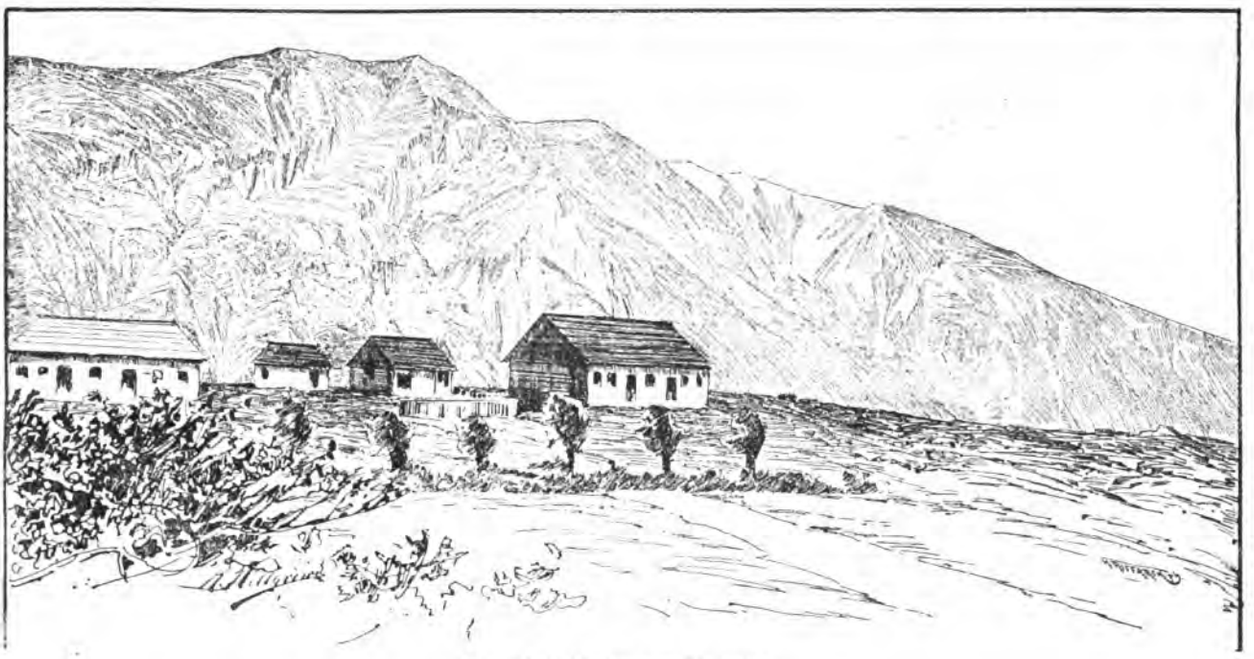
Als Zentralpunkt für die englische Aktion wurde für das mittlere und südliche Gebiet Sansibar bestimmt, wo ein Prisengericht eingerichtet wurde, welchem die genommenen Daus überantwortet wurden, während der Sultan die Bestrafung der gefangenen Sklavenhändler übernahm, und für den nördlichen Teil das britische Aden. Die Daus, welche als nicht seefähig sich erwiesen, wurden, nachdem Araber und Sklaven an Bord des Kriegsschiffes übergeführt waren, an Ort und Stelle vernichtet, die anderen ins Schlepptau genommen, wobei dann allerdings bei weiteren Entfernungen manche Dau in Stücke ging.

Für die Unterbringung der befreiten Sklaven gab es mehrere Wege, von denen der an und für sich einfachste, sie in ihr Heimatland zurückzubringen, naturgemäß ausgeschlossen war, da sie dort unfehlbar wieder der Sklaverei verfallen wären. Die Missionsanstalten auf der Insel und dem Festlande waren zu dieser Zeit nicht in der Lage, sehr viele von den Sklaven aufzunehmen. Sie wünschten vornehmlich Kinder zu erhalten, welche natürlicherweise leichter zu erziehen waren als Erwachsene und später dem oft beklagten Mangel an Dolmetschern und Dienern abhelfen konnten. So war besonders die katholische Mission in Bagamoyo gern zur Hilfe bereit, aber sie konnte sich nicht zu sehr an der unbeschützten Küste exponiren, zumal sie in beständiger Gefahr sich befand, ihre Zöglinge durch raubende Araber wieder zu verlieren. Denn nach dem Vertrag von 1873 war in der ersten Zeit ein Steigen des Sklavenhandels zu verspüren, aus dem einfachen Grunde, weil mit Wegfall der Zölle in Sansibar das Geschäft ein lohnenderes wurde und, wenn auch gefährlich, doch noch immer die größten Chancen für ein gutes Gelingen bot. War früher Kilwa Kivinje ein Hauptausfuhrhafen, so wurden jetzt häufig die nördlichen Häfen gewählt, wohin die Sklaven auf dem Überlandwege gebracht wurden. Der Landtransport von Kilwa nach Lamu oder Brawa kostete nur $1^1/_2$ Dollars per Kopf, während früher $2^1/_2$ Dollars Zoll bezahlt werden mußten, wozu noch die Seefracht kam. Da also die Küste unsicherer als je war, wurde eine Anzahl Sklaven der Universitäten-Mission auf Sansibar überwiesen, mit einem gewissen Widerstreben, weil der Mission der Vorwurf gemacht wurde, „daß ihre Bestrebungen eher auf rein religiösem Gebiete lägen, als auf dem, die Neger zu praktisch brauchbaren Menschen zu erziehen", und diejenigen, welche Suaheli verstanden und ihren Lebensunterhalt verdienen konnten, erhielten, nebst ihrem Freibrief, die Erlaubnis, in Sansibar zu bleiben.

Professor Schweinfurth hat mit Bezug auf die Sklavenbefreiungen in Ägypten einmal betont, daß man, um die befreiten Sklaven nicht sozial zu verlieren, Asyle errichten müßte, wo für sie gesorgt und sie

beschützt werden könnten, bis sie Arbeit hätten und sich selbst zu ernähren im Stande wären, und daß die Kinder nach einem wohldurchdachten Plane erzogen werden müßten. Die Engländer haben bis zu einem gewissen Grade für solche Anstalten in dem, was nicht zu vergessen ist, sehr fortgeschrittenen Ägypten gesorgt. Ihr Wohlthätigkeitssinn bewährte sich in reichem Maße, zumal ihre Interessen in Ägypten von großer Bedeutung waren, aber um in den von der Kultur wenig beleckten ostafrikanischen Gebieten etwas zu schaffen, was in einer umfassenden und großartigen Weise alle die Fragen der Erziehung des Negers zur Kultur zu lösen versucht hätte, dazu fehlte es ihnen trotz der von Sir Bartle Frère gegebenen Anregung an Mut. Wir wollen hier nicht ungerecht gegen die Engländer sein, aber man muß bei einer Nation, welche viel schwierigere Probleme gelöst hat, den höchsten Maßstab anlegen und kann hier das Bedauern nicht unterdrücken, daß sie in Ostafrika nicht den Versuch machten, nach einem umfassenden Plane vorzugehen.'

Es fand sich aber bald ein Aushilfsmittel, da in mehreren englischen Kolonien Arbeiter zur Bebauung des Landes um so dringender gebraucht wurden, je schnellere Fortschritte die Kolonisation in diesen Ländern machte. Es ist den Engländern besonders von französischer Seite vorgeworfen worden, daß sie die Sklaven nur befreit haben, um auf den Plantagen in Natal, den Seychellen und Mauritius, anstatt der teuren indischen Kulis billige Arbeitskräfte zu haben, aber mit Unrecht. Der Export nach Natal war nur durch die dringende Notlage, Unterkommen für die Befreiten zu schaffen, veranlaßt; man zögerte, sie nach dorthin zu bringen, verlangte Garantieen für eine ordentliche Pflege, entsandte Offiziere, um nach dem Rechten zu sehen, und bewilligte erst, nachdem diese Anfragen in günstigem Sinne erledigt waren, die verlangten Arbeitskräfte. In dem Seychellen gab man sich ebenfalls die größte Mühe, von dem Arbeitsmaterial zu erhalten, und setzte die genauesten Regulative fest, um eine gute Behandlung zu ermöglichen und den Schein zu vermeiden, als ob es den Pflanzern nur um Arbeitskräfte zu thun sei. Die Ausschiffung wurde danach von einem Polizeibeamten und einem Regierungsarzt beaufsichtigt. Sobald die Anzahl der gelandeten Personen sicher festgestellt war, wurden diejenigen, welche Symptome von Krankheit zeigten, oder welche sich in einem schwachen und erschöpften Zustande befanden, nach dem öffentlichen Hospital gebracht; die übrigen wurden in einem Gebäude in der Stadt untergebracht, welches einen großen, beschatteten und mit Wasser versehenen Hof besaß. Sie wurden hier gewöhnlich eine Woche gelassen, bis sie infolge der guten Pflege von den Leiden der Seereise sich erholt hatten, und bis genügende Maßregeln für ihre Verteilung getroffen waren. Die Verteilung oder Verlosung ging unter der direkten Aufsicht des Chief Civil Commissioner vor sich, an den alle Gesuche um Überlassung von Arbeitskräften gerichtet werden mußten. Die erwachsenen Männer und Frauen wurden regelmäßig den Pflanzern und Eigentümern als Feldarbeiter übergeben; Männer und Frauen, welche behaupteten, verheiratet zu sein, wurden niemals getrennt und Kinder unter dem Alter von zehn Jahren begleiteten stets ihre Mütter. Waisenkinder fanden regelmäßig als Diener Verwendung. Es war bestimmt, daß die Personen, welche für sie sorgten, keinen Anspruch auf sie hatten, aber berechtigt waren, mit Zustimmung ihrer gesetzlichen Vormünder ihre Dienste für eine Periode von fünf Jahren in Anspruch zu nehmen, sobald sie das gesetzliche Alter erreicht hatten, um ein Dienstverhältnis eingehen zu können. Bei der Auswahl der Gesuche wurde mit Sorgfalt darauf geachtet, denen den Vorzug zu geben, welche auf den von dem Negeraufseher (Inspector of Africans) angefertigten Listen standen, in welcher die Arbeitgeber nach ihrer Art und Weise, die ihnen überlassenen Arbeiter zu behandeln, unter folgenden Titeln klassifizirt waren: 1. Nahrung, 2. Lohn, 3. Wohnung, 4. Arbeit, 5. Beobachtung allgemeiner Vorschriften, 6. Moral. An einem festgesetzten Tage versammelten sich die Personen, welchen die Neger durch den Chief Civil Commissioner überwiesen werden sollten, auf der Polizeistation, und jeder von ihnen erhielt nach Bezahlung der Kosten für Ernährung, Kleidung und Impfung der Neger eine Bescheinigung, auswählen zu können, und jeder Neger einen Zettel mit seiner Personalbeschreibung. Der Inhalt dieser Zettel wurde in ein Register auf der Hauptstation eingetragen. An dem ersten passenden Tage nach dieser Zuteilung konnte der Arbeitgeber zu dem Magistrate kommen und hatte die Neger, mit welchen er einen fünfjährigen Dienstkontrakt schließen wollte, mitzubringen. Der Stipendiary Magistrate erklärte mittels eines Dolmetschers jedem Neger die Bedingungen der Abmachung, welche kurz



Die Wohnhäuser von Aufenkjer.

auf der Rückseite des Kontraktes notirt wurden, und der Kontrakt war damit geschlossen.

Der Protector of Immigrants and civil Commissioner war ex officio Vormund der Waisenkinder, er hatte auf das eingehendste sich um die Lebensbedingungen seiner Schutzbefohlenen zu kümmern und das Recht, auf allen Pflanzungen nach Belieben zu inspiziren und Abhilfe etwaiger Mißstände zu verlangen. Da die Schulen für die Bedürfnisse der Kreolenbevölkerung zugeschnitten waren, so sollten in besonderen Schulen die Negerkinder nach einem Plan unterrichtet werden, welchen der Bischof von Mauritius aufstellte. Auf Grund dieser Unterlagen trug man wenig Bedenken, besonders die in der Nähe von Madagaskar befreiten Sklaven nach beiden Ländern zu schicken.

*

Eine deutsche Niederlassung am Oranienflusse.

(Groß-Namaqualand, Südwest-Afrika.)

(Mit Illustrationen.)

Als ich im Jahre 1885 von meiner ersten Reise nach dem nördlich vom Oranienflusse belegenen Bondelzwaarts Territorium zurückkehrte, machte ich dem frühern Kolonialverein Anzeige von unserer soeben ins Leben gerufenen Niederlassung Aufenkjer am Oranienflusse. Der genannte Verein sprach damals den Wunsch aus, von mir seiner Zeit Nachricht über den Verlauf des Unternehmens resp. die errungenen Resultate zu erhalten. Leider haben sich mir in der ersten Zeit sehr große Schwierigkeiten in den Weg gestellt, und manchmal schien es gar, als wenn ich nicht im stande sein würde, meine Ideen zur Ausführung zu bringen.

Ich konnte weder von den Erfahrungen früherer Ansiedler profitiren, noch Rat und Beistand von den nächsten Nachbarn in Klein-Namaqua-Land erhalten, da auch dort, abgesehen von den wenigen Buren, welche neben Viehzucht nur wenig Ackerbau nach uralter Burenmanier betreiben, von Engländern und andern Europäern nur Beamte der Cape Copper Mining Company und Kaufleute vorhanden sind, aber kein Fachmann. Die bei der alten Kulturstätte am Kap gesammelten Erfahrungen konnten mir ebenso wenig zu gute kommen, weil dort ein viel rauheres Klima herrscht als bei uns und die Verhältnisse überhaupt ganz anders sind. Deshalb hatte ich bis jetzt dem Kolonialverein und den Lesern der „Kolonial-Zeitung" nichts Interessantes zu berichten, nunmehr glaube ich aber das Versäumte nachholen zu dürfen.

Die Tabak-Plantage.

Unter den Schwierigkeiten, welche der erste Pionier zu überwinden hat, stehen Mangel an Proviant und Arbeitskräften mehr oder weniger in erster Reihe. Bei unserer Niederlassung sind diese Schwierigkeiten ganz besonders ausgeprägt gewesen. Die nomadisirende Bevölkerung betreibt nur Viehzucht, produzirt also nur Milch und Fleisch. Alle anderen Lebensmittel müssen aus der Kapstadt oder sogar aus Europa bezogen werden. Am meisten hatte ich aber wegen Mangel an Arbeitskräften zu leiden, wodurch die Vollendung der notwendigsten Anlagen in die Länge gezogen wurde, und nachdem ich mich endlich nahe am Ziele glaubte, wurde durch einen unglücklichen Zufall wieder vieles in Frage gestellt. Während meiner zeitweiligen Abwesenheit von Aufenkjer wurde unser Gärtner Georg Lang — aus Bayern gebürtig — von drei Eingeborenen im Handgemenge getötet. Die Hottentotten sind im allgemeinen friedliebend und Lang kann nicht von jeder Schuld freigesprochen werden, seinen Tod durch barsche Behandlung der Leute und große Unvorsichtigkeit herbeigeführt zu haben. Die Folge dieses traurigen Vorfalles war, daß uns alle Hottentottenarbeiter wegliefen und sich erst nach Monaten unserem Platze wieder zu nähern wagten. Hierdurch ging uns die kostbare Zeit für die der Pflanzung vorauszugehenden Erdarbeiten verloren und somit eine ganze Ernte. Dem Arbeitermangel haben wir inzwischen durch die Anlage einer Faktorei abgeholfen. Diese zieht viele Leute an, aus denen wir Gelegenheit haben, unsere Arbeiter zu wählen.

In erster Linie haben wir uns auf den Tabaksbau gelegt. Unser Land eignet sich hierzu ganz besonders, und haben Proben der neuesten Ernte bei Tabakskennern in England großen Beifall gefunden. Ich bin der festen Überzeugung, daß der Tabaksbau am Oranienflusse eine große Zukunft hat, und daß wir einen bedeutend bessern Artikel zu bauen im stande sein werden als die Buren in Transvaal, deren Tabake in Südafrika ganz besonders beliebt sind und die besten Preise erzielen. Neben Tabak haben wir verschiedentliche Versuche mit semi-tropischen und tropischen Pflanzen gemacht und besonders mit Baumwolle gute Resultate erzielt. Es muß sich nun sehr bald herausstellen, welchem von diesen beiden Artikeln der Vorzug zu geben ist. Von großer Wichtigkeit für uns ist ferner die Kultur des Feigenbaumes. Derselbe gedeiht auf dem magersten Sandboden, darum gedenken wir auch an solchen Orten, welche sich zu nichts anderm eignen — z. B. auf steinigen Stellen oder unmittelbar am Flußufer — Feigenhaine anzulegen. Dies läßt sich auf sehr einfachem und billigem Wege machen. Die Stecklinge, welche in der Kapkolonie in Menge zu haben sind, werden ohne jede Vorbereitung des Bodens in die Erde gesteckt und höchstens im ersten Jahre hin und wieder begossen, wenn der Wasserstand des Flusses zufällig längere Zeit niedrig bleiben sollte. Im zweiten Jahre kann der Baum sich selbst überlassen werden, da die Wurzeln alsdann tiefer in die Erde gedrungen sind und dort diejenige Feuchtigkeit, welche zu ihrer Existenz notwendig ist, vorfinden. Im zweiten Jahre trägt der Baum bereits Früchte.

Der Oranienfluß östlich von Aufenkjer.

(Der Fluß teilt sich hier und bildet eine mit Weiden, Ebenholz und andern Bäumen bestandene Insel).

Daß der Wein in Südafrika ganz vorzüglich gedeiht, ist allgemein bekannt, und wir haben hiervon eine größere Quantität angepflanzt, ferner Kastanien, Orangen, Zitronen, Guaven, Mandeln, Oliven und verschiedene andere europäische Fruchtbäume. Die Bedingungen für das Gedeihen aller dieser Nutzbäume und Pflanzen sind bei uns ganz außerordentlich günstig. Hier finden wir nicht allein das rühmlichst bekannte südafrikanische Klima, sondern auch jungfräulichen,

Digitized by Google

oft 20 Fuß tiefen Alluvialboden, ferner die denkbar günstigsten isothermalen Verhältnisse. Wir haben weder Nachfröste noch Reif, weil das Uferland von hohen Bergen geschützt ist. Das ganze Thal bei Aufenkjer gewährt für Plantagen ähnliche Vorteile wie ein mäßig warmes Treibhaus. Dagegen weiter nördlich erhebt sich das Land, und findet man im Winter häufig 1/2 Zoll dickes Eis. Freilich kann man bei uns ohne Berieselung keine Plantage anlegen. Hat man aber erst die freilich etwas kostspieligen Berieselungsanlagen gemacht, so können in jedem Jahre mehrere Ernten erzielt werden. Wie schon vorhin gesagt, müssen außer Fleisch und Milch alle Lebensmittel aus Kapstadt importirt werden, und sind dieselben infolge der großen Transportkosten unmäßig teuer. Man rechnet in Groß-Namaqualand nicht nach Pfennigen und Mark, sondern nach englischen Schillingen und Pfunden. So kostet der Sack Weizen- oder Maismehl von 200 Pfund Gewicht in Warmbad 80 bis 90 Schilling. Mit dem Mais- (Melis-) und Weizenbau stehen wir im Begriff, in der Weise einen Versuch zu machen, wie man am Nil Feldbau betreibt. Wie dort, werden auch bei uns an einzelnen niedrig liegenden Stellen die Uferländer zu bestimmten Zeiten alljährlich überschwemmt. Am Olifantflusse in Klein-Namaqualand habe ich die Beobachtung gemacht, daß man dort das Land vor der Bebauung vermittelst Dampfpumpen so lange unter Wasser setzt, bis keine Feuchtigkeit mehr eindringen kann. Da das Wachstum in Südafrika sehr schnell vor sich geht, so reicht die dem Boden durch einmalige Auffaugung zugeführte Feuchtigkeit bis zur Reife der Pflanzen hin. Was man am Olifantflusse durch künstliche Vorrichtungen bewerkstelligt, sollten wir wie am Nil, durch natürliche Ueberschwemmung ebenso gut zu Wege bringen können.

Wie kommt es nun, daß in diesem Lande bis jetzt noch kein Anfang mit Besiedelungen gemacht worden ist. In Deutschland ist man über den Wert dieses Landstriches ganz im Unklaren. Wenn man dort von einer südafrikanischen Kolonie spricht, so versteht man darunter gewöhnlich Angra Pequena und meint, daß das ganze Hinterland gleich der Umgebung dieses Hafens eine Sandwüste sei. Die Engländer in der Kapkolonie geben noch immer nicht die Hoffnung auf, daß das deutsche Schutzgebiet eines Tages von den Deutschen aufgegeben wird. Um ihre Wünsche zu verwirklichen, verbreiten dieselben alle möglichen bösen Gerüchte, um nicht allein unternehmungslustige Deutsche, sondern auch ihre eignen Buren von der Einwanderung in das deutsche Schutzgebiet abzuhalten. Im vorvergangenen Jahre zeigte sich unter den Buren starke Neigung, nach dem deutschen Nachbarlande auszuwandern. Eine Anzahl wohlhabender Buren aus dem Calvinia-distrikte hatten sich zu diesem Schritte entschlossen. Was aus ihrem Vorhaben geworden ist, nachdem die englischen Zeitungen übertriebene Berichte über die angebliche große Unsicherheit in den deutschen Kolonien, namentlich dem Hinterlande von Walfischbai verbreiteten, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Es ist jammerschade, daß man so wenig unternehmende Deutsche findet, welche sich in dieser Gegend ansiedeln wollten. Ist es doch beinahe die einzige Kolonie, wo der Deutsche sich sofort akklimatisiren kann. In dem Bondelzwaarts Territorium kann man mehrere Tage lang durch die schönsten Weideplätze reisen, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen. Wie viele Familien könnten hier nicht eine sorgenfreie Existenz finden. Die Handvoll Hottentotten, welche dieses große Land bewohnen, haben sich bei den wenigen Quellen niedergelassen. Die großen Grasflächen sind unbewohnt, weil dort kein Wasser aus der Erde quillt und die Hottentotten zu arbeitsscheu sind, darnach zu graben. Wer sich der Mühe unterzieht, findet überall Wasser. Dieses hat schon vor mehreren Jahren ein unternehmender Bur, Herr Rautenbach bewiesen, indem er auf mehreren Stellen Brunnen grub, die schönes Trinkwasser liefern. Auf diese Weise erschloß er die herrlichsten Weideflächen der Viehzucht. Seiner Zeit wurde mir eine Besitzung des Herrn Rautenbach zum Kaufe angeboten, und auf einer Besichtigungsreise hatte ich Gelegenheit, auch die östliche Hälfte des Bondelzwaarts Territoriums kennen zu lernen. Naros, — dieses ist der Name des Platzes — liegt ganz im südöstlichen Teile des Landes. Auf dieser Reise sollten mir angenehme Überraschungen zu Teil werden. Die westliche Hälfte des Bondelzwaarts Territoriums ist baumarm, hier jedoch fand ich auf Strecken Bäume, die wirklich dem europäischen Begriffe von Bäumen entsprechen. Es sind dies die sogenannten Kameldornen. Sie erreichen riesenhafte Dimensionen und müssen viele hundert Jahre alt sein. Wenn ich nicht irre, so ist es der Baum, von dem das Heira oder Gummi arabicum gewonnen wird, welchen Artikel die Herren Dominikus und Walse zuerst von Groß-Namaqua-Land aus auf den Markt gebracht haben. Diese bestandenen Strecken bilden jedoch nicht einen kompakten Wald. Die Bäume stehen bald einzeln, bald in kleinern Gruppen. Kommt man weiter nach dem Süden (dem Oranienflusse zu) so nimmt der Bestand an Baum und Busch zu, die Landschaft gleicht einem englischen Park. Um das Ganze recht malerisch zu machen, hat die Natur mit Abwechslung aller Art nicht gespart. Hier ein isolirt liegender Berg, dort eine Hügelkette, hier ein haushoher Felsblock, dort eine mehrere hundert Fuß hohe Pyramide von lauter losen Steinen. Dieses ist das Landschaftsbild bis zum Oranienflusse. In dieser Gegend liegt des Herrn Dominikus Niederlassung Stolzenfels, und wahrlich dieser Name ist hier nicht weniger angebracht als am Rhein.[1])

Ich habe die Ufer des Oranienflusses, soweit sie sich im Bondelzwaarts Territorium befinden, zum größten Teil persönlich kennen gelernt. Nach bisherigen Beschreibungen sollte dieser Fluß kein bebaubares Uferland besitzen, sondern von sterilen hohen Felsen eingeschlossen sein. Dieses ist eine Unwahrheit. Die Ufer bestehen aus größeren und kleineren Thälern und nur ausnahmsweise tritt das Gebirge auf kürzere Strecken unmittelbar an den Fluß heran. So ist z. B. das Aufenkjer-Thal (worin unsre Plantage liegt) über zwei deutsche Meilen lang. Wenn diese Thäler an manchen Stellen auch ziemlich schmal sind, so bieten selbst diese engern Stellen Raum für bedeutende Plantagen. Wo das Land sich nur zur Viehzucht eignet, ist eine dichte Bevölkerung unmöglich, hier am Oranienflusse ist das Thalland der Länge nach von Weideland begrenzt, der Pflanzer kann zu gleicher Zeit Ackerbau und Viehzucht betreiben, ein Vorteil, welcher sich dort im Lande selten vorfindet. Noch ist das dem nördlichen Ufer des Oranienflusses unmittelbar angrenzende Weideland an niemand vergeben, aber wie schon erwähnt, bemühen sich englische Kaufleute darum. So erzählte mir der Händler Wihle, welcher im englischen Interesse arbeitet und Herrn Dominikus von einem der besten Plätze verdrängt hat, daß es jetzt die höchste Zeit wäre, sich die besten Weideplätze zu sichern. Noch zwei oder drei müßten sein werden, hauptsächlich Jerusalem und Uhabis. Letzteres liegt ungefähr unter dem 16. Längengrade am Großfluß und hat eine bedeutende, selbst in den trockensten Jahren nie versiegende Trinkwasserquelle, wo tausende Stück Vieh tränken können. Für das unmittelbare Hinterland ist die Quelle von Uhabis eine Lebensfrage.

Liverpool, im November 1888. Heinrich Petersen.

(Schluß folgt.)

Matabele-Land und die Buren-Freistaaten.

× London, 9. März.

Zwei Abgesandte Lobengulus, des Fürsten von Matabele-Land, welches zwischen dem Limpopo-, dem Sabia- und Sambesi Flusse gelegen ist, befinden sich seit kurzem hier. Der Königin Viktoria sind sie, vor der Abreise nach Biarritz, vorgestellt worden, um einen Brief ihres Herrschers zu übergeben. Herübergebracht wurden sie auf Veranlassung eines englischen Geschäftsunternehmers, Namens Maund, der mit einer anderen Firma (Rudd) im Streit und Wettbewerb liegt.

Zweck des Besuches in England ist, dem einfachen Volke der Eingeborenen einen Begriff von der Größe, der Macht, der Einwohnerzahl und dem Wohlstande des großen Reiches beizubringen, dessen Schutzherrschaft bereits bis an Lobengulus und Khamas Gebiet heranreicht. Man hält es wohl für um so nöthiger, einen solchen Eindruck hervorzurufen, weil die Niederlage, welche die Buren von Transvaal den englischen Truppen am Madschuba-Hügel beigebracht, in der afrikanischen Fama noch lange nicht verschollen ist. Ist aber der beabsichtigte günstige Eindruck erzielt, so dürften sich im Laufe der Zeit politische Folgen daran knüpfen.

Das ist wohl auch die im Hintergrunde stehende Berechnung des Unternehmers Maund. Sie trifft mit „den Wünschen einer hiesigen Gruppe von Mehrern des Reiches" zusammen, die, ohne Rücksicht auf Englands verhältnißmäßig geringe Streitkraft, das schon über alle Erdtheile sich ausbreitende Weltreich immer noch zu vergrößern trachten. Die Erinnerungen der römischen Geschichte tauchen da unwillkürlich auf.

Umschete und Babitschene heißen die beiden hierher gekommenen, dunkelhäutigen Söhne der Wildnis — wenn anders dieser Ausdruck auf Matabele-Land paßt. Eigentliche Kleidung sollen sie bis zu ihrer Abfahrt aus Afrika nicht getragen, auch bis dahin keine Gabel gesehen haben und noch auf keinem Stuhle gesessen sein. Den Mangel an einer Gabel braucht man ihnen nicht besonders zu verdenken. In England selbst kam dies Eßwerkzeug, trotz vorgeschrittenster Bildung, erst unter der Königin Elisabeth auf, welche sehr stolz auf ihre eigene erste Gabel gewesen sein soll. Daß London mit seinen fünfteinhalb Millionen Einwohnern (mehr als ganz Schottland hat!) auf die afrikanischen Naturmenschen einen ungeheueren, kaum zu fassenden Eindruck macht, läßt sich leicht begreifen. Geht es ja doch ähnlich Jedem so, der zum ersten Male dies „Reich im Reiche" kennen lernt. Der Gedanke aber, daß es noch weitere gewaltig volkreiche Kraale in Birmingham, Manchester, Liverpool u. s. w. gebe, will den von ihrem täglichen Erstaunen sich kaum erholenden Wildlingen schwer in den Kopf.

Was heute Matabele-Land genannt wird, muß vor Alters schon einmal sich größerer Sittigung erfreut haben. Weit ausgedehnte Stadt-Trümmer liegen dort bei Simbabye; und es geht die Mär um: „ein großer König habe einst daselbst Elephanten und Löwen in Ketten gehalten." Der Afrika-Reisende Baines wollte in den Trümmern den Palast der Königin von Saba erblicken Er meinte in jenen Gegenden das gold- und edelsteinreiche Land Ophir aus Salomons Zeiten zu erkennen.

[1]) Siehe Heft 12 (1887) der deutschen Kolonialzeitung „Deutsche Kolonie Stolzenfels am Oranjefluß" mit Karte, auf welcher auch Petersens Besitz eingezeichnet ist.

Digitized by Google

Diese Frage mag hier unerörtert bleiben. An Gold, Eisen, Kupfer u. s. w. besitzt das Land jedenfalls die Überfülle. Seine Fruchtbarkeit wird als eine außerordentliche geschildert. An den Ufern des Sambesi finden sich, zufolge einem Berichte des englischen Leutnants Haynes, eines Mitgliedes der Londoner Gesellschaft für Erdkunde, auch Steinkohlen-Lager. Weiter östlich, wohin nur wenige Reisende gedrungen, gebe es ganze Berge von reinem Eisen. Leutnant Maund von der Ingenieur-Abteilung (wohl ein Verwandter des im Eingange erwähnten Geschäftsmannes) bezeichnet das zum Matabele-Gebiet gehörige Maschona-Land als „das Eldorado (Goldland) von Süd-Afrika, sowohl an Ackerbau-Erzeugnissen, als auch an Erzreichtum". Es handelt sich also allerdings um einen ausnehmend wertvollen Erdstrich, welcher dereinst zu hoher Bedeutung gelangen dürfte.

Ursprünglich war das Land zwischen dem Limpopo und dem Sambesi, soweit sich geschichtlich etwas feststellen läßt, im Besitze des ehedem mächtigen Stammes der Makalaka. Ihre, noch über diese Grenzen hinaus einflußreiche Herrschaft wurde gestürzt durch ein von Nordwesten her eindringendes Volk, die Barotse oder Balosse, welche mit Raubzügen begannen, schließlich aber sich zu Herren des Landes aufschwangen. Das Reich der Balosse wurde dann seinerseits von Osten her durch die Zulu, von Westen her durch die dem Zulu-Stamme verwandten Matabele angegriffen, nachdem diese Letzteren, unter ihrem übel angeschriebenen, durch Grausamkeit berüchtigten Führer Mosilikatse, von den Buren aus Transvaal vertrieben worden waren.

Vor dem Ansturme der Matabele beugten sich rasch die friedlichen Betschuana. Nicht viel schwerer wurde den Ersteren die Überwindung der arbeitsamen Maschona und Makalaka. Der völlige Sturz der Balosse-Herrschaft erfolgte im Jahre 1866 unter der Regierung des Fürsten Sebamubamu („Gewehr"). Was von der Balosse-Bevölkerung aus den zweijährigen Kämpfen übrig blieb, zog sich in den gebirgigen Teil in der Nähe des Sabia-Flusses zurück oder wurde, zusammen mit den Makalaka, von den siegreichen Matabelen in den Stand von Hirten und Viehzüchtern herabgedrückt. So berichtet Mauch, welcher neun Monate unter den Makalaka verbrachte.

Vom Limpopo bis zum Sambesi, in der Richtung von Süden nach Norden, vom See Ngami bis zum Sabia-Fluß, in der Richtung von Westen nach Osten, erstreckt sich das Reich der Matabele. Der von ihnen bewohnte Gebietsteil besteht jedoch lediglich aus dem Hochlande, das sich nicht weiter als 180 engl. Meilen von Norden nach Süden, 150 engl. Meilen von Osten nach Westen ausdehnt. Dort sitzt das kriegerische, in seiner Heereseinrichtung fest geordnete, von einem Willkürherrscher regierte Eroberer-Volk in dem gesündesten Teile des Landes, vom Speer und von der Vieh-Beute lebend. Die unterworfenen Stämme betrachtet es als tief unter sich stehend. „Was haltet Ihr von den Makalaka?" fragte ein Freund die hier befindlichen Matabele-Gesandten. Eine wegwerfende Geberde und ein unwilliger Ausruf war die einzige Antwort.

Es ist ein tapferes, aber hochfahrendes Volk. Seine Zahl wird verschiedentlich auf 150 000 oder 200 000 Menschen angegeben; wovon fast zwei Drittel Frauen. Die Krieger schätzt man auf 15 000 Mann. Sie sind mit dem schweren Stoßspeer und einem aus Ochsenhaut gefertigten, sechs Fuß langen Schild bewaffnet. Eine Anzahl haben Schießgewehre, jedoch meist wertloser Art; doch soll der König etwa 800 Hinterlader (Büchsen und Karabiner) gesammelt haben. Das Heer ist nach vier Landbezirken eingeteilt; an der Spitze eines jeden Bezirks steht ein Oberbefehlshaber. Jede einzelne Heerschar erhält bei ihrer Bildung einen nach ihr benannten Kraal oder Sammelort. Diese Kraale werden in der Nähe von Gewässern errichtet. Ist die Gegend im Laufe der Jahre meilenweit rings herum abgeholzt, oder ist nicht mehr Weideland oder Wasser genug für das erbeutete oder gezüchtete Vieh vorhanden, so wird der Kraal verbrannt und in einem noch frischen Teile des Landes ein anderer errichtet.

Tschaka, der Gründer des Zulu-Reiches, der sich gern selbst den „schwarzen Napolean" nannte (er hatte von dem korsischen Eroberer gehört), und den man auch als den „Attila von Süd-Afrika" bezeichnet hat, war bekanntlich der Urheber der Heereseinrichtungen seines Landes. Nach seinem Muster ist der Wehrdienst der den Zulu verwandten Matabele gebildet. Die Heirat wird nur den Tapferen gestattet. Hat sich eine Heerschar im Kampfe ausgezeichnet, so wird ihr die Erlaubnis erteilt, Frauen zu nehmen; und zwar heiratet dann gleich das ganze Regiment. Die vermählten Männer tragen, gleich den betreffenden Zulu-Kriegern, einen Gummi-Ring auf dem Kopf. Zieht man zum Kriege aus, so geschieht es in fünf Heersäulen; vier aus jedem Landbezirk, und eine aus des Königs persönlicher Mannschaft. Zum Angriff breiten sich die Truppen in Sichelform aus, indem sie mit den beiden Spitzen die Flanken des Feindes zu überflügeln suchen.

Des Königs Gewalt über die Heerscharen erinnert an die schlimmsten russischen Zeiten; d. h. wie es noch gegenwärtig unter dem Zar Paul I. zuging, den zuletzt „der Schlag traf". Man erzählt, Lobengulu habe einmal in einem Zornesanfall bei einem Truppen-Aufzuge, wo seinem Befehl nicht nach Gebühr gehorcht worden war, sein doppelläufiges Gewehr auf die Abteilung gerichtet und zwei Mann erschossen, ohne daß Unzufriedenheit darüber entstand. Wild geht es auch bei den Raubzügen der Matabele zu. Einen zur Vernichtung ausersehenen Kraal greifen sie meist nächtlicher Weile oder in der Morgendämmerung an. Jeder Mann und jede alte Frau wird erbarmungslos niedergestochen. Die jungen Frauen und Mädchen, nebst den Kindern und dem Vieh, werden fortgeführt; der Kraal wird verbrannt.

Diese jungen Gefangenen werden mit dem Assegai (Speer) am Ohrläppchen durch einen Stich als künftige Matabele und als des Königs Eigenthum gekennzeichnet. Die Knaben verwendet man als Hirten; sie beginnen Soldatenspielen mit einem kleinen Speer und Schild, verlernen bald die heimatliche Sprache und vergessen selbst ihre Herkunft. So wachsen sie allmälig in den Matabele-Stamm hinein. Die gefangenen Mädchen haben Holz zu hauen und Wasser zu tragen und werden oft zu Gemahlinnen ihrer Eroberer. Es hat sich auf diese Weise innerhalb der als Matabele gerechneten Einwohnerschaft ein Mischlingsvolk von Zulu, Betschuana, Maschona und Makalaka, mit einer überwiegenden Anzahl weiblichen Geschlechtes, gebildet, welches unter dem Bande der Heereseinrichtung zusammengehalten wird, aber seit einiger Zeit anfängt, das Wesen des Matabele-Staates bedeutend zu verändern, indem ein merklicher Rückgang an Tapferkeit eingetreten sein soll.

Gesetzlich scheidet man zwar noch immer drei Stände. Es sind: 1) die Abezansi oder Abkömmlinge der ursprünglichen Zulu-Kriegersippe, welche das Land eroberte; 2) die Abemhla oder Abkömmlinge gefangener Betschuana; 3) die Maholi oder Abkömmlinge der in mannigfachen Kriegszügen gefangenen Maschona und Makalaka. Die zwei ersten Stände sollen, der Annahme nach, nicht außerhalb ihrer Volksverwandtschaft heiraten; allein wie das bei allen Kasten-Einrichtungen geht, das Fleisch ist stärker als das Gesetz. Die Maholi werden „Sklaven" genannt; es sind sozusagen die Thralle oder Knechte unter den drei Ständen, wie sie sich im „Liede von Riger" in der Edda finden. Im Kriege gilt der Verlust von ein paar Abezansi als ein sehr schwerer, während ein paar hundert Todte aus den beiden anderen Ständen kaum gerechnet werden. Dies erklärt sich aus der geringen Zahl und der größeren Tapferkeit der allmälig dahinschwindenden Zulu-Sippe, welche den Grundstock des Kriegswesens bildete.

Heutzutage sollen schon ganz junge Leute den Kopfring tragen, lediglich weil sie ein paar hilflose alte Männer und Frauen unter den Maschona getödtet haben. Früher — sagt Leutnant Haynes, der allerdings, gleich Leutnant Maund, die Austreibung der Matabele im Sinne hat — hätten die Tapferen bei dem alljährlichen Kriegstanze nur die Zulu, die Griqua und die holländischen Buren als Gegner gerechnet, die ihres Eisens wert seien, indem sie mit dem Speer zeigten, wie sie solchen Feinden den Garaus gemacht. Heute prahle man mit der Tötung von Greisen, alten Frauen und Kindern der ehemals verachteten Makalaka, Maschona und Tauani. Lobengulu habe einem Krieger-Kraal erlaubt, zu heiraten, weil sich ein paar hundert Mädchen in zwar ungesetzlichen, aber gesegneten Umständen befanden und man es nicht für ratsam gehalten habe, so viele Väter künftiger Soldaten dem Tode zu weihen als Strafe für ihr lockeres Benehmen vor der Heirat. Früher wären sie sicherlich auf Befehl des Königs niedergehauen worden.

Beim jährlichen Kriegstanze erscheinen die Matabeletruppen mit der Zierde der Straußenfedern. Es geht dabei oft sehr erregt zu, ganz wie bei den Zulu. Obwohl es nur ein Geberdenspiel ist, werden die Leidenschaften oft furchtbar wach, wenn der Einzelne, unter dem heftig ausgestoßenen Siegesruf: „Dschi!" mit dem Assegai das Niederstoßen seines Opfers nachahmt. Dieser „Dschi!"-Schrei ist auch bei den Zulu in ihrem Kriegstanze und den dabei gesungenen Kampfliedern üblich. Er heißt der „Ingoma"-Tanz, und ich habe ihn unter den vor einigen Jahren nach London gebrachten Zulu unter eigentümlichen Umständen gesehen, die mir einen guten Begriff davon beibrachten.

Nachdem ich diese Schwarzen, unter welchen sich ein Häuptling und ein Wunder-Arzt oder Zauberer befanden, über ihre Landessitten, ihren Glauben, ihre Zustände u. s. w. in einer uns gegebenen Sondervorstellung durch einen Dolmetscher hatte befragen lassen, wollte ich auch gern sehen, wie es mit ihrer gerühmten Körperstärke stehe. Ich wählte zu diesem Zweck den an Länge mir gleichen Wunder-Arzt aus, der unter seinen Landsleuten des Rufes übernatürlicher Eigenschaften genoß. Die Finger der rechten Hand in die seinigen verflechtend, forderte ich ihn zum Versuche der gegenseitigen Niederzwingung auf. Einige Minuten lang vermochte ich ihm nicht beizukommen und hatte ab und zu selbst einen schweren Stand; doch schließlich gelang es mir, ihm das Handgelenk zu beugen und ihn niederzukriegen. Die tiefste Betrübnis malte sich sofort auf dem Gesichte des vor seinen Volksgenossen nunmehr herabgewürdigten Zauberers. Vergebens suchte ich ihn durch freundliche Geberden und durch wohlwollendes Bestreichen seiner schwarzen Sammethaut zu beschwichtigen.

Nächst ihm schien der Häuptling, dessen Gesichtsbildung auffällig von der der andern Zulu abstach, tief empört zu sein. Als nun der Kriegstanz aufgeführt wurde, stieg ich auf die dafür errichtete Emporbühne, um alles so genau wie möglich anzusehen. Bald bemerkte ich, daß die Zulu sich in eine wirkliche Leidenschaft hineinarbeiteten, indem sie ihre Keulen schwangen, das Kriegslied sangen und unter Fußgestampfe das „Dschi! dschi! dschi!" des Liedes riefen, in welchem die Worte vorkommen:

Sie hieben sie in Stücke,
Sie richteten sie zurecht —
Ei wie? Ihr, wahrlich, gehört nicht zu uns!
Wir sind Tapfere; wir fürchten den König;
Ei wie? Ihr, wahrlich, gehört nicht zu uns!
Dschi! Dschi! Dschi! (Fußgestampf.)
Dschi! Dschi! Dschi! (Fußgestampf.)

Während dieser wilde Tanz vor sich ging und die Zulu plötzlich bald da, bald dorthin schwenkten, wobei sie manchmal dicht vor mich sprangen, musterte mich der Häuptling mit immer grimmiger werdendem Blicke. Ich hielt es für das beste, ruhig, mit leicht verschränkten Armen, die ganze Zeit der Vorstellung über auf der Bühne zu bleiben und dem aufgeregten Häuptling unverwandt in die Augen zu schauen, entschlossen, beim ersten Versuch eines Angriffes mit einem Fauststoß und einem Gegenversuch, den Widersacher vom Rande der Bühne herunterzuwerfen, zu erwidern. Indessen blieb es, so ungemütlich die Lage war, bei dem Kriegsgeschrei. Unter den Zuschauern war das Gebaren der Schwarzen, wie mir nachher mitgeteilt wurde, sehr aufgefallen und eine gewisse Besorgnis entstanden.

Da des Wunder-Arztes dieser Zulu gedacht worden ist, so mag erwähnt werden, daß der große „Kriegs-Doktor" Lobengulus eine hervorragende Rolle spielt. Er heißt Nungu, und ihm schreibt man es zu, daß so viele Raubzüge ausgeführt werden, bei welchen er seine Zaubermittel für den Sieg zu hohem Preise verkauft. Er wird durch Vieh bezahlt; das ist seine richtige pecunia als Gebühr für den Segen, welchen er dem Heere spendet.

Im übrigen ist der Glaube an Hexerei unter den Matabele ebenso verbreitet, wie unter den Zulu, oder wie unter dem unwissenden Volke vieler Länder Europas. Nur bedient man sich in Afrika von Seiten der regierenden Stände dieses Glaubens, um Feinde „herauszuriechen" und sich dann ihrer

unter einem scheinbar triftigen Vorwande zu entledigen. Lobengulu, der als ein grob aussehender, dicker, fetter Mann geschildert wird (alle Zulu neigen im höheren Alter zur Fettleibigkeit), hatte eine Schwester, namens Nui Nui, welche einer ungeheuren Menge Menschen durch solche Hexen-Riecherei den Tod verursachte. Zuletzt klagte sie ein junges Lieblingsweib ihres Bruders auf diese Weise an, weil sie eifersüchtig auf sie war. Da aber der König selbst von der schwarzen Schönen bezaubert war, so mußte Nui Nui diesmal ihrerseits als Opfer fallen.

Die Macht über Leben und Tod ist bei dem, einer Gottheit gleichgehaltenen Matabele-Fursten eine unbeschränkte. Gleichwohl hat auch er — wie es in dem Maundschen Berichte heißt — trotz seiner Gottahnlichkeit stets ein gewaltsames Ende zu fürchten. Das war schon so im Rom der vergöttlichten Cäsaren und Imperatoren. Lobengulus Auge soll ein „grausam ruheloses" sein. Im Übrigen sei er nur glücklich, wenn er, von seinem Krieger-Kraal entfernt, bei den Viehherden sich befinde, wo er sich wohl mehr in Sicherheit fuhlt. Ungleich der Masse seines Volkes, welches die Weißen haßt, sollen er und seine einflußreichsten Befehlshaber im Heere der weißen Einwohnerschaft im Lande stets Schutz verleihen.

Die von den Matabele unterworfenen Makalaka, welche in der Gegend nach dem Limpopo zu wohnen, sind in Süd-Afrika durch ihre Metall-Arbeiten beruhmt. Ihre westlichsten, nach Khamas Land hin gelegenen Ortschaften werden als zwei Herren dienend bezeichnet. So lange die Matabele sich in ihrer Nähe befinden, erweisen sie sich diesen als unterwürfig. Sind die Matabele fort, so halten die Makalaka es mit Lobengulus Nebenbuhler und Gegner Khama. Alte Eisen- und Kupferwerke, Schachte in Gold-Riffen u. s. w., welche im Makalaka-Lande bis in die Nähe von Schoschong (Khamas Hauptkraal) reichen, bilden die Spuren dieser Thätigkeit. Ein beträchtlicher Handel mit Gold wurde fruher mit den Portugiesen betrieben. Jetzt beschaftigen sich die Makalaka stark mit Viehzucht, und im Ackerbau sind sie den anderen Eingeborenen voran. Sie bauen ausgezeichneten Reis, welchen sie in schön gewebten Säcken verkaufen, machen auch Decken aus wilder Baumwolle, welche sie mit einem Indigo-Kraut färben. Ihr Tabak ist von den Matabele sehr geschätzt.

Nach Norden hin, im Maschonalande, wohnt das von den Matabele bedrängte Volk auf einzelstehenden, steilen, oft ganz aus Granit, aus Eisenstein oder aus reinem Eisen gebildeten Hugelkuppen, auf welche die Leute mit Leitern steigen, die sie hinter sich wieder hinaufziehen, um sich in Sicherheit zu bringen. Diese Gewohnheit, der auf Naturburgen hausenden Eingeborenen erinnert an die der Pfahlbauten-Menschen. Das mit der Brechstange auf den Hügelkuppen gewonnene Eisen wird sofort zu Speer- und Pfeilspitzen verhämmert. Gold wird aus dem Sande vieler Flusse gewaschen und an die Portugiesen verkauft. Nur gelegentlich erscheinen Züge von Matabele zum Viehraub; im Ganzen lebt die Maschona-Bevölkerung ruhig unter der Botmäßigkeit des Eroberervolkes.

Die englischen Berichterstatter Maund und Haynes behaupten: die Matabele selbst glaubten, ihre Herrschaft gehe ihrem Ende zu; ihre Zeit sei abgelaufen; das Land, das sie von der Hochebene aus in Unterwürfigkeit halten, könne nicht weiter ausgesaugt werden; es müßten daher Vorbereitungen zum Abzuge getroffen werden. Böte würden am Sambesi gebaut, um dereinst in Masse dort überzusetzen und eine neue Heimat jenseits des Flusses zu suchen. Gleichzeitig wird jedoch in dem Haynesschen Berichte gesagt: „unter einer gesitteten Regierungsform würden die Matabele ebenso nützliche Mitglieder eines Gemeinwesens werden, wie die Zulu in Natal; nur habe man sie erst gründlich zu hauen (require a good thrashing), und es müßte ein Geschlecht vergehen, ehe ihre kriegerischen Neigungen ausgerottet werden könnten."

Die Absicht ist unverkennbar — zumal da derselbe Berichterstatter die Abtretung der portugiesischen Besitzungen im Osten von Matabele-Land — gegen Tilgung der alten portugiesischen Schuld von 11000000 Pfd. Strl. — zu Gunsten Englands anregt, damit, wie er sagt, „dies östliche Thor zu unseren südafrikanischen Besitzungen in unseren Besitz gelange." Geschähe dies, so wären die Südafrikanische Republik und der Oranje-Freistaat ganz umschlossen und dem Erdrücktwerden nahe. Das ist unzweifelhaft das Ziel einer schon früher geschilderten Partei in London; und darum ist das Erscheinen einer Matabele-Gesandtschaft der Aufmerksamkeit wohl wert.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. An dem Herrenabend am 18. sprach Herr Ballin über die Samoainseln, ihre Einwohner, Lage, Beschaffenheit, Handel u. s. w. nach allen Seiten hin beleuchtend. Die politische Seite der Frage berührend, ging er genauer auf die Reichstagsverhandlungen von 1880 ein, in welchen die Samoavorlage leider fiel, deren Annahme den Deutschen den größten Einfluß auf der Inselgruppe gesichert haben würde.

— Abteilung Karlsruhe. In der am 6. März stattfindenden Hauptversammlung warf der Vorsitzende, Herr Ministerialpräsident Dr. Grimm, einen kurzen Blick auf die Entwickelung der deutschen Kolonialpolitik seit einem Jahre und berichtete über die ersprießliche Thätigkeit der Abteilung. Herr Professor Dr. Gothein behandelte sodann in einer längeren Rede die „Arbeiterfrage in den Kolonien". Als Schlußfolgerung ergab sich, daß bei neueren Kolonialgründungen überall da, wo eine Besiedelung durch Auswanderer nicht durchführbar sei und jetzt, nach Abschaffung des Menschenhandels, auf die eingeborene Bevölkerung als Arbeitermaterial gegriffen werden müsse, der gute Erfolg wesentlich davon abhängig sei, daß man die sozialen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, Sprache und Anschauungen so genau als möglich erforsche und daran zunächst so wenig ändere, als es die Erreichung des Zweckes irgend zulasse. Erst sehr allmählich sei die Ueberführung in einen höheren Kulturzustand durchzuführen. Die wahrhaft humanen Bestrebungen, von denen Deutschland durchdrungen sei, werden es ihm leicht machen, diesen Weg, welcher sich historisch als der richtige erwiesen hat, zu betreten und auf demselben große Erfolge zu erzielen. Herr Generalagent Finckh, welcher die Rechnungslegung der Abteilung eingehend geprüft hatte, sprach seine Anerkennung für die sorgsame Behandlung der Kassengeschäfte aus.

— Abteilung Krimmitschau. Auf Anregung des Vorsitzenden des hiesigen kaufmännischen Vereins, Herrn Handelsschuldirektor Dr. Goldberg, hat sich hier nach einem Vortrag des Herrn Dr. Kaerger über „die deutschen Schutzgebiete und die Aufgaben der Deutschen Kolonialgesellschaft" am 9. März eine Abteilung gebildet und Herrn Buchhändler Burkhardt als Vorsitzenden erwählt.

— Abteilung Oberlahnstein. Die Abteilung veranstaltete am 23. Februar einen Herrenabend, welcher sehr gut besucht war. Nachdem der Vorsitzende, Herr Amtsrichter v. Bülow, einige neue Erscheinungen aus dem Gebiete der Kolonialliteratur vorgelegt und auf den Aufruf des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien besonders aufmerksam gemacht hatte, schilderte Rektor Dr. S. Widmann zum Teil auf Grund eines ungedruckten Originalberichts Land und Leute des Samoa-Archipels in einem längeren Vortrage. Besonders eingehend behandelte er die Lebensweise, den Charakter und Geschichte der Samoaner und gab einzelne Proben des im geschäftlichen Verkehr mit denselben gebrauchten Pigeon-english. Auch über das Wirken der Missionäre und die Bedeutung der Samoaner als Kolonisatoren für einen großen Teil Polyneſiens verbreitete er sich und schloß seine Mitteilungen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß es der kühnen Thatkraft unserer jugendfrischen Marine in Verbindung mit der reifen, so oft glänzend bewährten Maßhaltung unseres großen Kanzlers gelingen werde, an Stelle der rot-schwarzen Kriegsfahne die samoanische Friedensflagge Weiß-Grün endlich dauernd aufzuhissen und damit den Samoanern selbst, den Yankees und den schadenfrohen Gegnern der deutschen Kolonialpolitik für immer Ruhe zu schaffen.

— Abteilung Magdeburg. Am 14. März hielt hier Herr Dr. Hollrung einen Vortrag über Reiseeindrücke aus den deutschen Schutzgebieten in der Südsee, welcher allgemeinen und lebhaften Beifall fand.

— Abteilung Dortmund. Die diesjährige Hauptversammlung der Abteilung eröffnete der Vorsitzende, Herr Bergrat Busse, mit einigen einleitenden Worten über den jetzigen Stand der Kolonialbewegung und dem Hinweis auf den wichtigen Abschnitt, zu dem sie gerade in diesem Jahre gelangt ist. Darauf gab er den Geschäftsbericht für das verflossene Jahr, aus dem zu ersehen war, daß die Abteilung, gegründet mit etwa 30 Mitgliedern, am Schlusse des vergangenen Jahres deren 71 zählte, denen 1889 37 neu hinzugetreten sind. Vorträge wurden im Jahre 1888 drei gehalten, die aber leider sehr schwach besucht waren. Die Sammlung für die Emin Pascha-Expedition ergab 2195,68 M. Der Erlös aus den Aufführungen der lebenden Bilder betrug nach der Teilung mit den Künstlern und nach Abzug der ganz bedeutenden Unkosten fast 600 M., wovon vorläufig 100 M. dem Frauenverein überwiesen wurden, der in Sansibar und an der Küste des Festlandes fliegende Lazarette errichtete für die im Aufstande Verwundeten. Der Rest wird verwahrt, bis die ganze Bewegung erst geordnet sein wird. — Die Einnahmen der Abteilung Dortmund betrugen im letzten Jahre 835 M., die Ausgaben 801 M. Dem Kassirer, Herrn Dreist, wurde Entlastung erteilt. Die durch das Los ausscheidenden 5 Mitglieder des Vorstandes wurden durch Zuruf wiedergewählt, neu Herr Oberst Westwerdt, so daß der Vorstand jetzt besteht aus den Herren Bernhardi, Brauns, Busse, Dreist, Hösch, Kleine, Massenez, Westwerdt, Overbeck, Schmieding, Schollmeyer und Schüchtermann. Alsdann gab Herr Busse in längerem, fesselndem Vortrage ein Bild der Entstehung der deutschen Kolonialbewegung und des augenblicklichen Besitzstandes Deutschlands in den außereuropäischen Ländern, mit vielfachen Seitenblicken auf die englische Politik, auf Stanley, Emin Pascha und die Lage der Deutschen in Nord- und Südamerika. Die Versammlung zollte dem Redner lauten Beifall und dankte ihm zugleich durch Erheben von den Sitzen für die große Mühewaltung, die das Amt eines Vorsitzenden erfordert.

— Abteilung Aachen. Der erste Herrenabend vereinigte am 14. Februar eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen im Bernartsschen Lokale, in dessen oberem Saale ausgestellte Karten von Afrika, Bücher über Afrikareisen und die Gegensklavereibewegung, eine Anzahl photo-lithographischer Wanderbilder aus Ostafrika, sowie eine größere Sammlung von Erzeugnissen aus unseren Kolonien geeignet waren, schon von vornherein das Interesse an dem vom Vereine verfolgten Zwecke zu erwecken. Der Vorsitzende der Abteilung, Herr Baurat Professor Dr. Heinzerling, eröffnete die Versammlung mit einem Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der Abteilung Aachen seit ihrer Gründung. Zum zweiten Punkt der Tagesordnung nahm Herr Professor Dr. von Mangoldt das Wort. Er berichtete über das große Reisewerk von Wißmann: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von Ost nach West". Es folgte nun der Vortrag des Herrn Gartendirektor Grube über die der hiesigen Abteilung von der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Verfügung gestellte Sammlung kolonialer Erzeugnisse aus der Südsee. Der Herr Vorsitzende teilt noch mit, daß es in der Absicht liege, für die Folge nicht nur Herrenabende zu veranstalten, sondern auch von Zeit zu Zeit Versammlungen abzuhalten, zu denen auch Damen Zutritt haben sollen, zumal wenn Gegenstände von allgemeinerem Interesse vorliegen. Für derartige Abende haben sich bereits Redner gemeldet; für einen der nächsten Herrenabende hat Herr Professor Schulz einen Vortrag über das koloniale Bergrecht und die Gesetzgebung in den Kolonien in Aussicht gestellt, ebenfalls will Herr Amtsgerichtsrat Dilthey über seine Erlebnisse in Afrika sprechen, ferner dürften auch Redner aus Köln u. s. w. Gelegenheit nehmen, sich über verschiedene im Rahmen der Abteilung liegende Fragen zu verbreiten.

— Abteilung Forst i. L. In der am 1. März abgehaltenen Generalversammlung machte der Vorsitzende zuerst die erfreuliche Mitteilung, daß die Abteilung seit dem Jahre 1887 sich verdoppelt habe. Gegenwärtig zählt sie

51 Mitglieder. Dem Kassenwart wird Entlastung erteilt. Nach eingehender Beratung beschließt die Versammlung, die Aufforderung, dem Märkischen Gauverbande beizutreten, abzulehnen. Durch Akklamation wird der gegenwärtige Vorstand wiedergewählt: Die Herren Oberlehrer Dr. Netzker als Vorsitzender, Kaufmann von Payr als stellvertretender Vorsitzender, Fabrikant Georg Rüdiger als Kassenwart nahmen die Wiederwahl dankend an.

— Abteilung Blankenburg. In einer gemeinschaftlichen Sitzung der Abteilung Blankenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft und der Litteraria hielt der Gymnasiallehrer Dr. Menzel einen Vortrag über Sansibar, in welchem er nach einer kurzen Übersicht der älteren Geschichte der Insel und einer Vorgeschichte der deutschen Erwerbungen in Ostafrika die Bedeutung jener für diese entwickelte, um dann weiterhin die klimatischen Verhältnisse, die Pflanzenwelt, den Handel Sansibars und seine Bewohner zu schildern.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Deutsche Kolonisationsgesellschaft.) Von den Herren Dr. E. Wolsborn und P. Wolsborn, welch' letzterer in Gemeinschaft mit Herrn Dr. v. Eye die Handelsfaktorei in Bahia leitete, geht uns eine Erklärung des Inhalts zu, daß sie aus dieser Gesellschaft ausgetreten sind und ihre Namen nicht länger in Verbindung mit derselben gebracht sehen möchten Dr. E. Wolsborn hat übrigens nur der früheren „Deutsch-brasilianischen Plantagen- und Handelsgesellschaft" angehört und ist am 31. Dezember 1888 ausgetreten, während Herr P. Wolsborn aus der Deutschen Kolonisationsgesellschaft am 30. Januar 1889 ausgetreten ist.

— (Die portugiesische Expedition) unter der Führung des Schiffsleutnants Antonio Cardoso hat (wie „Reuters Bureau" aus Lissabon meldet) den See Nyassa erreicht und kampirt auf dem Livingstegebirge. Leutnant Cardoso berichtet, daß die Könige von Cuirassia und Myonda die Expedition in friedlicher Weise empfangen und sich mit der portugiesischen Okkupation für einverstanden erklärten. Die geographische Gesellschaft ersuchte die Regierung, der Expedition neue Verstärkungen zu senden, und infolge dessen ist der portugiesische Infanterie-Hauptmann Geraldes, begleitet von mehreren Eingeborenen, vom Sambesi nach dem Nyassasee abgegangen. Myonda liegt nicht weit vom Ausfluß des Schire aus dem Nyassa. Man kann gespannt sein, welche Stellung die Engländer den Portugiesen gegenüber einnehmen werden. Fergusson hat im englischen Parlament erklärt, daß die englische Regierung nur dann einschreiten könne, wenn durch die Expeditionen der Portugiesen die Sicherheit der englischen Ansiedlungen am Nyassa bedroht sei. Bis jetzt hat man von solchen Unruhen noch nichts gehört.

— (Berichtigung.) In dem Dankschreiben des Direktionsrates der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft an Herrn Dr. Peters (siehe Nr. 11) ist anstatt „die letzten Wünsche" „die besten Wünsche" zu lesen.

— (Die Zusammenkunft der Präsidenten Krüger und Reitz) in Potchefftroom im Transvaal am 4. März hatte den Zweck, über die Gründung einer föderalen Union zu beraten. Nach den nach Kapstadt gelangten Meldungen drückte der Präsident des Oranje-Freistaates die Hoffnung aus, daß die südafrikanischen Staaten bald zu einem Bunde vereinigt sein würden. Eine Union zwischen seiner Republik und dem Transvaal ließe sich auf eine für alle Beteiligten befriedigende Weise abschließen. Präsident Krüger war gegen das Projekt, die Kimberley-Betschuana-Eisenbahn weiter fortzubauen und befürwortete den Bau einer Bahn von der Delagoa-Bai nach der Kapstadt durch den Freistaat. Diese Strecke könne allerdings erst dann in Angriff genommen werden, nachdem ein vernünftiger Tarif aufgestellt worden sei. Bis dahin könne er der Weiterführung der Eisenbahn über Bloemfontein nicht zustimmen. Schließlich erteilte Präsident Krüger die Versicherung, daß die Grobelaar-Khama-Angelegenheit freundschaftlich geordnet werden solle, war aber dagegen, die Entscheidung Sir H. de Villiers als Schiedsrichter zu übertragen, da dieser ein britischer Unterthan sei. Er schlug vor, den Präsidenten der französischen Republik oder den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ersuchen, das Schiedsrichteramt zu übernehmen.

— (Hauptmann Wißmann) ist am 18. d. von Kairo nach Aden abgereist.

— (Britisches Protektorat.) Aus Kapstadt wird dem Büreau Reuter unterm 13. März berichtet: Eine Extra-Ausgabe der „Amtszeitung" ist erschienen, worin erklärt wird, daß Lobengulu Maschonaland unter britischem Einflusse beherrscht und die Oberherrschaft Portugals über sein Gebiet von sich weist.

— (Aus Ostafrika.) Aus Sansibar vom 12. März wird dem „Büreau Reuter" telegraphirt: Der britische Generalkonsul ließ die amtliche Kundmachung des deutschen Admirals veröffentlichen, kraft welcher über die Distrikte Bagamoyo, Dar-es-Salaam, sowie über einen Umkreis von 5 engl. Meilen dieser Ortschaften das Standrecht verhängt wird. — Über die Freilassung der katholischen Missionare in Pugu wird gemeldet, daß die von den Arabern vor neun Wochen gefangen genommenen Mitglieder der deutschen katholischen Mission — 6 Männer und 1 Frau — gegen Zahlung eines Lösegeldes von 6000 Rupien und gegen Rückgabe von 12 von der deutschen Korvette „Leipzig" gefangen genommenen Sklaven in Freiheit gesetzt worden sind. — In Dar-es-Salaam ist seit dem erfolgreichen Gefechte am 26 Januar alles ruhig geblieben. Die Verluste der Araber an jenem Tage sind geradezu vernichtende gewesen, indem auch die meisten Verwundeten nach einigen Tagen ihren Wunden erlegen sind. Anscheinend ist, wie der „Nordd Allg. Ztg." mitgeteilt wird, der Aufstand im Niedergang begriffen; diejenigen, welche am Leben geblieben, haben sich still verzogen und von einem Lager ist in der Umgegend keine Spur mehr entdeckt worden. Die Ruhepause soll benutzt werden, um das Stationsgebäude der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durch Anbau mehrerer Bastionen in einen besseren Stand zu setzen und es, wie in Bagamoyo geschehen, in eine kleine Festung zu verwandeln, die ohne Geschütze uneinnehmbar wird. — Nach einem Telegramm der „Times" aus Sansibar vom 18. forderte der britische Konsul daselbst alle in Saadani ansässigen Engländer auf, diesen Ort zu verlassen, da der deutsche Admiral nach einer amtlichen Kundmachung Saadani zu züchtigen beabsichtige.

— (Das italienische Protektorat über Obbia.) Die dem italienischen Ministerpräsidenten nahestehende „Riforma" bespricht die Verkündigung der italienischen Schutzherrschaft über das Sultanat Obbia. (Oppia schreibt das italienische Blatt.) Darnach wurde der Schutz von mehreren Somalihäuptlingen im Auftrage des Sultans gegen Ende Januar bei dem italienischen Konsul in Sansibar nachgesucht und von der Regierung nach reiflicher Prüfung der Frage und nachdem sie sich mit den Signatarmächten des Berliner Vertrags ins Einvernehmen gesetzt, gewährt. Am 8. Februar ist inzwischen von dem Konsul in Obbia die Schutzherrschaft Italiens feierlich verkündet worden. Das Sultanat grenzt im Norden an das Gebiet des Sultans Osman von Halule, zu dem es in einem Abhängigkeitsverhältnis steht; im Süden reicht es bis zum Kap Asuad, etwa 4° 30' n. B. Der „Riforma" scheint, so schreibt die „Köln. Ztg.", es nicht bekannt zu sein, daß die Sultane von Halule und Obbia im Jahre 1885 mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Verträge abgeschlossen und ihr umfassende öffentliche und Privatrechte eingeräumt haben, so das Recht zur Aufstellung eigener Truppen, zur Anlegung von Befestigungen, Erhebung von Zöllen, ferner das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, von Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, von Wäldern und Flüssen, die Perlenfischerei u. a. Der Vertrag mit dem Sultan Jussuf Ali von Obbia datirt aus Halule vom 26. November 1885. Es darf wohl angenommen werden, daß die italienische Regierung der deutschen für den Verzicht der Ostafrikanischen Gesellschaft auf ihre Hoheitsrechte in Obbia eine Gegenleistung geboten oder in Aussicht gestellt hat. Welcher Art dieselbe ist, insbesondere ob etwa die Reichsregierung mit Italien eine ähnliche Gebietsausgleichung und Regelung der beiderseitigen Interessenkreise in Ostafrika vorgenommen hat, wie im Oktober 1886 mit England, ist nicht bekannt geworden. Ebenso bedarf der Aufklärung, inwieweit das Verhältnis des Sultans von Halule nunmehr eine Änderung erfährt, jedenfalls bleibt das Vertragsverhältnis zwischen Obbia und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, soweit es Privatrechte betrifft, auch unter der etwaigen italienischen Schutzherrschaft bestehen. Änderungen können nur auf dem Vertragswege mit der genannten Gesellschaft erfolgen.

Eingänge für die Bibliothek

vom 1. Januar bis 28. Februar 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht immer möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Adanson, M.: Histoire naturelle du Sénégal. Coquillage. Voyage en 1749—53. 4°. VI. 190. XCVI. 275. Orné de figures et d'une carte. Jean-Baptiste Bauche, Paris 1757.

Africa Pilot part. III.: South and east coasts from the cape of Good Hope to cape Guardafui including the islands in Mozambique channel. Originally compiled by capt. Algernon de Horsey. Fourth edition, with two appendices. 8°. VII. 489. 34. a map. Potter, London 1884. M. 5,50.

Agreement, regulating the postal relations of Italy and the rest of Europe via Italy with Australia, New-Zealand, Tasmania and the Fiji-islands. gr. f. 7. London 1889.

Barbier, A.: Catalogue à prix marqués de livres en tous genres, anciens et modernes, de cartes et de vues sur l'Afrique. 8°. 73. Barbier, Paris 1887.

—: Catalogue trimestriel N. 14. Asie. Spécialité d'ouvrages anciens et modernes en tous genres sur l'Afrique, L'Asie, L'Océanie et les colonies françaises d'Amérique. 8°. 50. Paris, May 1888.

Becker, J. (Leutnant im 5. belg. Art.-Rgt., ehemaliger Leiter der Station Karema am Tanganikasee): Über Ausbildungsanstalten für Forschungsreisende und Kolonisatoren. 8°. 30. Kockx & Cop., Antwerpen.

—: Congrès d'hygiène et d'acclimatement de Berlin; Gymnases d'exploration et de colonisation. 8°. 14. Mertens, Bruxelles 1888.

Bowdich, T. Edward: Excursions in Madeira and Porto Santo, during the autumn of 1823 while on this third voyage to Africa. 4°. VII. 278. G. B. Whittaker, London 1825.

Bruce, M. James: Voyage en Nubie et en Abyssinie, entrepris pour découvrir les sources du Nil pendant les années 1768—73. Trad. de l'anglais par M. Cassera. 11 tomes. 8°. dont un tome cont. cartes et figures en 4°. Paris 1791.

Clapperton, comd. of the royal navy: Journal of a second expedition into the interior of Afrika, from the leight of Benin to Soccatoo. 4°. XXIII. 355. John Murray, London 1829.

État Indépendant du Congo: Bulletin officiel 1885—88. 8°. F. Hayez, Bruxelles 1888.

Frenzel, Carl: Deutschlands Kolonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. 8°. 102. Mit vielen Karten, Abbildg. und einer Karte der deutschen Kolonien. C. Meyer, Hannover 1889. M. 2,50.

Further Papers reg. the laws or ordinances for regulating the sale of intoxicating liquors in the colonies and in native territories under British protection. gr. f. 42. London 1888.

Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft. Herausgegeben vom Zentralverein für Handelsgeographie unter verantw. Red. von Dr. O. Kersten. 1. Jahrgang. Heft I—V, 2. Jahrg., Heft I—II, 3. Jahrg., Heft I—III. gr. 8°. Walther und Apolant, Berlin 1879—81.

Gramberg, J. S. G.: Schetsen van Afrikas Westkust. 8°. III. 380. Mit Abbildungen. Weytingh & Brave, Amsterdam 1861.

Grimm, Dr. K.: Ministerial-Präs. a. D., Katalog der in seiner Bibl. befindlichen Bücher und Broschüren über Kolonien (bes. über Ost-Afrika). Manuskript.

Güßfeld, P.: Reise in den Andes von Chili und Argentinien. gr. 8°. Mit einer Übersichtskarte und zwei Spezialkarten. XII. 480. Gebr. Pätel, Berlin 1888. M. 9,90.

Her Majesty's Colonial possessions: Nr. 37 Ceylon, Nr. 38 Brit. Neu-Guinea, Nr. 39 Brit. Guiana, Nr. 40 Lagos, Nr. 41 Gambia, reports on the blue books for 1884, 85, 87. London.

Holzer, F.: General-Zolltarif für die Ein- und Ausfuhr aller Waaren der europ. Staaten. 2. Aufl. 1. Lfg. gr. 8°. 80. Spielhagen und Schurich. Wien 1889.

Junker, Dr. W.: Reisen in Ostafrika. Lfg. 2 u. 3. Lfg. M. 0,50.

Kayser, G.: Bibliographie d'ouvrages ayant trait à l'Afrique en général. 8°. Bruxelles 1887.

Labovari, J. G.: Dictionar geografic al Iudetului Arges. gr. 8°. 168 Socecu & Teclu. Bucuresci 1888.

Maier-Rothschild: Handbuch der gesammten Handelswissenschaften, 4. neu bearbeitete Auflage. 1.—15. Lfg. 8°. Dr. P. Langenscheidt, Berlin. Lfg. M. 0,50.

Mayet, P.: Japan. Bevölkerungsstatistik; Vortrag, gehalten am 20. Dezember 1882 vor der deutsch. Ges. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Separatabdruck aus Heft 36 der Mitteil. dieser Gesellsch. 4°. 20. Yokohama 1888.

—: Landwirthschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodenkredit und Schuldenablösung. Vorschläge zur Besserung der Lage des jap. Landwirts, im Auftrage des Kaiserl. Jap. Minist. d. Inn. abgefaßt. 8°. XIV. 449. 18 Tabellen, gedr. auf Befehl des Kaiserl. Jap. Verkehrsministeriums bei Kokubunscha in Tokio. Separat-Auflage des Verfassers. Verlag von R. L. Prager, Berlin 1888. M. 12.

Ministerio di agricultura, industria e commercio. Statistica della emigrazione italiana nell'anno 1887. Compendio delle leggi e reglementi sull'emigrazione vigenti in varii stati d'Europa. 4°. XII. 271. Tipogr. Aldina. Roma 1888.

—: Annali di statistica. Saggio di statistica delle mercedi. 8°. VI. 114 Tipogr. Eredi Botta. Roma 1888.

—: Annali di statistica. Statistica industriale. Provin. Cremona (fasc. XIV.) 8°. 70. 1 carta. Tipogr. Eredi Botta. Roma 1888.

Mitteilungen der k. k. geogr. Gesellsch. in Wien 1884. gr. 8°. VIII. 576. Ed. Hölzel. Wien 1884.

Mollin, G.: Travels in the interior of Africa to the sources of the Senegal and Gambia in the year 1818. 4°. with illustrations and map. XI. 379. Henry Colburn. London 1820.

Mungo Park (chirurgien): Voyage dans l'intérieur de l'Afrique dans les années 1795—97. Trad. de l'anglais par l'abbé du Voisin. 8°. t. I. 256. t. II. 259. P. F. Fauche & Co. Hambourg et Brunswick 1800.

Neumayer, Dr. G.: Anleitung zu wissenschaftl. Beobachtungen auf Reisen. Zweite völlig umgearb. Auflage in 2 Bänden. 8°. Bd. I. XIII. 655 u. 2 Karten. Bd. II. 627. Rob. Oppenheim. Berlin 1888. M. 34.

Nixon, John: The complete story of the Transvaal from the „great trek" to the convention of London. With appendix comprising ministerial declarations of policy and official documents. 8°. XX. 372 with sketch map of the Transvaal. Low, Marston, Searle and Rivington. London 1885. M. 11,75.

Oppel, Dr. A. u. Ludwig A.: Ferd. Hirths geogr. Bildertafeln III. Teil. Völkerkunde. 3. Abt. Völkerkunde von Afrika u. Amerika. gr. Folio. 47. Bild-Tafl. 110—140. F. Hirths Verlag, Kgl. Univers.- u. Verlagsbuchhandlung. Breslau.

Pieper, Ad.: Der Fang des Raubzeuges. Praktische Anleitung u. Gebrauchsanweisungen. 5. verm. u. verb. Aufl. gr. 8°. VIII. 261. Mit vielen Abbildungen. Selbstverlag. Moers a. Rh. 1889. M. 2,50.

—: Die Windkraft und ihre bessere Verwertung als Arbeitskraft. 8°. 80. Mit 38 Abbildgn., 21 Beispielen zu den versch. Anwendungsweisen u. 9 Berechnungstabellen zur übersichtlichen Beurteilung der Jedermann verfügbaren Arbeitskraft. Selbstverlag. Moers a. Rh. 1883. M. 2.

Plath, K. H. Ch.: Eine neue Reise nach Indien für Jung und Alt beschrieben. 8°. 170. Goßnersche Miss.-Buchhandlung. Berlin 1889.

Reichard, Paul: Vorschläge zu einer praktischen Reiseausrüstung für Ost- und Zentralafrika. Sonderabdr. aus d. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin 1889, Bd. XXIV., Heft 1. 8°. IV. 80. Mit 45 Abbildgn. Dietr. Reimer. Berlin 1889. M. 2.

Relatorio apresentado à assembéa legislativa provinciale de Santa Catharina Na 2. sesão de sua 26. legislatura pelo presidente Francisco José da Rocha em 11 Outubro de 1887. gr. f. 407. 6 Annexe. Coelha da Rocha & Cop. Rio de Janeiro 1888.

Reports on Slave Trade on the Eastcoast of Africa: 1887—88. Africa N. 7. gr. f. IV. 87. London 1888.

Revue française de l'étranger et des colonies. Tome I—VI. (1885—87). gr. 8°. Directeur: Ed. Marbeau. Paris.

Rösel, G.: Der Feldzug gegen die Sklaverei in Afrika, dessen Notwendigkeit, Ausführbarkeit und Organisation. 8°. 31. Paulinus-Druckerei. Trier 1889.

Schwarz, Dr. B.: In den Goldfeldern von Deutsch-Südwestafrika. Separatabdruck aus Nr. 660 der Magdeburger Zeitung vom 25. Dezember 1888. 8°. 15. Fabersche Buchdruckerei. Magdeburg 1889.

Theal, McCall: History of the emigrant boers in south Africa or the wanderings and wars of the emigrant farmers from their leaving the cape colony to the acknowledgment of their independence by Great Britain. 8°. XVIII. 392. 8. with 3 maps. Sonnenschein, Lowrey & Cop. London 1888. M. 14.

—: History of South-Africa (1691—1795). 8°. XVII. 419. With 2 charts. Sonnenschein & Cop. London 1888. M. 14.

Toussaint Ch. & Langenscheidt: Französisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern. 4. Auflage. gr. 8°. 90. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1884.

Über das von den Justizbehörden behufs Erwirkung von Auslieferungen zu beobachtende Verfahren. Abdruck aus dem nichtamtlichen Teile des Just.-Minist.-Blatt für 1889, S. 8 ff. 8°. 40. von Deckers Verlag. Berlin 1889.

Verein für Erdkunde zu Dresden: Festschrift zur Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des Vereins. 8°. 201. Mit Abbildungen und Tafeln. A. Huhle. Dresden 1888.

Karten.

Afrika: Spezialkarte in 10 Blatt, 1:4 000 000 entw. von Habenicht. 2. Aufl. J. Perthes in Gotha 1887. M. 15.

—: Generalkarte 1:14 500 000 entw. und gez. von Handtke. Flemming in Glogau 1889. M. 1.

—: Kamerunmündung 1:100 000. Hydrogr. Amt der Admiralität Nr. 101. D. Reimer. Berlin 1888. M. 1.

Zentral-Ost-Afrika: 1:3 000 000 entw. von Engelhardt und von Wenstersti, neueste Ausgabe. S. Schropp. Berlin. M. 1,50.

Die Bibliothekverwaltung.

— Von dem Redakteur dieser Zeitung ist ein Koloniales Jahrbuch, (Carl Heymanns Verlag; Berlin) herausgegeben worden. Die Kölnische Zeitung schreibt darüber: Von dem Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung Gustav Meinecke ist soeben der erste Jahrgang, für 1888, des Kolonialen Jahrbuchs erschienen, das die Fragen der Kolonialbewegung und die Vorgänge auf den überseeischen Gebieten sowie in den Interessenbereichen Deutschlands während des vergangenen Jahres in klarer, kenntnisreicher und fesselnder Weise behandelt. Die Schrift wird manche Vorurteile entfernen und ist einer günstigen Aufnahme bei allen Freunden unserer Kolonialpolitik versichert. Eine Übersichtskarte der deutschen Kolonien ist beigegeben und besondere Karten für die einzelnen Kolonien und Schutzgebiete sollen mit dem nächsten Bande folgen.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 25. März im kleinen Saale des Architektenhauses. Vortrag des Herrn Dr. Polakowsky: „Der Panamakanal."

Wandersammlung.

Es gelangen vielfache Wünsche an das Büreau wegen Übersendung einer unserer Wandersammlungen kolonialer Produkte. Leider sind wir nicht in der Lage, jedem derartigen Ansuchen sofort entsprechen zu können. Seit Monaten sind zwei Sammlungen unterwegs, deren Herstellung uns große Anstrengungen und Geldopfer gekostet hat. Die Abteilungsvorstände können uns in unseren Bemühungen, die Sammlungen nach und nach allen Abteilungen zugänglich zu machen, dadurch unterstützen, daß sie dieselben nicht länger, als zugesagt, also etwa 4 bis 5 Tage, behalten. Eine oberflächliche Berechnung ergibt, daß es selbst dann nicht möglich ist, in den Grenzen einer Saison allen Wünschen nachzukommen. Deutsche Kolonialgesellschaft.

Quittung.

Auf besonderen Wunsch bringen wir hier die uns schon vor längerer Zeit zugegangene Liste der Sammlungen für das Emin Pascha-Unternehmen in der Abteilung Minden:

Für die Emin Pascha-Expedition sind bei uns eingegangen bezw. gezeichnet von den Herren: Handelskammerpräsident Zamm 300 M., Regierungspräsident von Pilgrim 30 M., Landrat von Oheimb 10 M., Buchdruckereibesitzer K. 10 M., Kaufmann Gustav Hattenhauer 10 M., Oberbürgermeister Bleek 10 M., Bergrat Goedecke 10 M., Oberst von Schell 10 M., Generallieutenant von Schulz 10 M., Apotheker Faber 10 M., Oberpostdirektor Dybusch 10 M., Kaufmann H. Muermann 10 M., Sanitätsrat Dr. Müller 10 M., Justizrat Bernau 10 M., Postdirektor Wichhusen 6 M., Rechtsanwalt Schulte 10 M., Hauptmann von Hagens 6 M., Major Henke 6 M., Garnisonpfarrer Dr. Heine 6 M., Pfarrer Winzer 10 M., Kommerzienrat Meyer-Porta 20 M., Superintendent Kindermann-Dankersen 10 M., Stadtrat Lück 6 M., Kaufmann F. Ed. Lax 10 M., Rentner Schmitz 10 M. und Kaufmann Seiler 6 M., zusammen 556 Mark.

Indem wir die eingelaufenen Beiträge bezw. Zeichnungen dankend bescheinigen, bitten wir diejenigen verehrlichen Herren Vereinsmitglieder, denen aus Versehen die Zeichnungsliste nicht zugegangen sein sollte, ihre Beiträge eventuell bei unserem Schatzmeister, Herrn Buchhändler C. Jenuschke, geneigtest einzuzahlen.

Minden, den 10. Dezember 1888.

Der Vorstand der Abteilung Minden.

(gez.) von Pilgrim. Vorsitzender. (gez.) Rágóczy. Schriftführer.

Sprechstunden der Redaktion von 9—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin SW., Markgrafenstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Markgrafenstraße 25, Berlin SW., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 13. Berlin, 30. März 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die Disziplinirung der deutschen Auswanderung. Von C. Bolle. — Eine deutsche Niederlassung am Oranienflusse. Von Heinrich Petersen. (Schluß.) — Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten in der Südsee. Von R. Grundemann. — Vorläufiger Bericht über die Hauptversammlung vom 23. März. — Das neue Weißbuch über Samoa. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Quittung.

Bekanntmachung.

In der ordentlichen Hauptversammlung am 23. März ist auf Antrag der Abteilung München die folgende Zusatzbestimmung zu den Satzungen (Abschnitt III. Art. A 1) beschlossen worden:

„Mitglieder, welche einer am Orte ihres Wohnsitzes bestehenden Abteilung nicht beitreten, haben den Jahresbeitrag der Mitglieder der Abteilung zu zahlen."

Diese Bestimmung tritt mit dem Tage der Publikation ohne rückwirkende Kraft in Wirksamkeit.

Berlin, den 23. März 1889.

Dr. Bokemeyer, Generalsekretär.

Umzugshalber bleibt das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft für die Zeit vom 30. März bis zum 5. April cr. geschlossen.

Die Büreauräume werden von Berlin SW., Markgrafenstraße 25, nach Berlin W., Linkstraße 25, verlegt.

Die Disziplinirung der deutschen Auswanderung.[1])

Von C. Bolle.

In der „Leipziger Zeitung" vom 8. Januar erschien ein Aufsatz, worin die Verluste, welche unser Sprachstamm durch das Verenglikanern, Verbrasilianern u. s. w. vieler Ausgewanderten erleidet, auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die ihre Heimat verlassenden Scharen größtenteils hilf- und mittellos in die Fremde kommen; daselbst um ihres Unterhaltes willen genötigt sind, sich in den Dienst des zur Verfügung einer fremdsprachigen Bevölkerung stehenden Kapitals zu begeben; dadurch in Abhängigkeit zum fremden Sprachstamm geraten und nicht in der Lage sind, deutsche Kultur und Sprache zur Geltung zu bringen. Sie würden letzteres nur vermögen, wenn sie, mit allen Hilfsmitteln der modernen deutschen Kultur ausgerüstet, in die überseeischen Länder gesandt würden, so daß sie von vorneherein für sich selbst arbeiten könnten und nicht nötig hätten, Arbeit und Brot von den Fremden zu erbetteln.

In einer gewissen Beziehung hierzu steht, dem Sinne nach, der Bericht „über Kolonisation und Deutschtum in Nordamerika", abgedruckt in der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 9. Februar nach einem von Professor Sering in Köln gehaltenen Vortrage. Hier scheint die Auswanderung nach Nordamerika als unabänderliche Thatsache angenommen zu werden, wenn auch darauf aufmerksam gemacht wird, daß schon heute ein Vermögen von 4000 Mark dazu gehört, um sich dort seßhaft zu machen, weil die vorhandenen freien Gebiete immer mehr zusammenschrumpfen, in immer entlegenere Gegenden zurückweichen und zu verschwinden drohen. Daß Angebot und Nachfrage in direkter Beziehung zur Leichtigkeit oder Schwierigkeit, sowie zur Kostspieligkeit oder Billigkeit des Landerwerbes stehen, liegt auf der Hand. Es haben folgende Worte des Herrn Professor Sering alle Wahrscheinlichkeit für sich: „Die deutsche Einwanderung (nach Nordamerika) wird niemals mehr den Umfang annehmen wie im Anfang dieses Jahrzehnts." Und es werden ihm sicherlich viele Recht geben, wenn er fortfährt: „Wir brauchen also Ackerbaukolonien, wenn nicht in 100 Jahren nur noch zwei große Kulturgebiete vorhanden sein sollen, das anglo-amerikanische und das russische, und vielleicht noch chinesische, während das deutsche Volkstum, an ein kleines Stück der Erdoberfläche gefesselt, verglichen mit jenen, nach politischer Macht und kulturellem Einfluß eine ähnliche Stelle einnehmen würde, wie jetzt etwa Spanien im Verhältnis zum Deutschen Reich. Wir brauchen Ackerbaukolonien, wenn unser Volkscharakter nicht in der Enge der Verhältnisse nach chinesischer Art verkommen und verkrüppeln soll. Der Wahlspruch unserer Kolonialpolitik muß lauten: Hilf dir selbst!"

Wenn als Thatsache gelten darf, daß unsere heutigen Kolonialgebiete als Ziele für eine Massenauswanderung nicht tauglich sind, weil sie sich für Niederlassung kleiner Landleute nicht oder nicht in ausreichendem Maßstabe eignen; wenn ferner Nordamerika nicht lange mehr aufnahmefähig ist, so daß alsbald eine Stärkung des dortigen Deutschtums durch ferneren Zuzug nicht mehr zu erwarten steht; und wenn endlich der jährliche Überschuß unserer Bevölkerung im eigenen Lande nicht befriedigend ernährt und seine Auswanderung nicht verhindert werden kann — so tritt das Bedürfnis nach Ackerbaukolonien als ein unabweisbares zu Tage. Und es kann vielleicht demselben Genüge geschehen, ohne daß irgend eine zivilisirte Nation dabei in dem Besitze ihrer noch unbevölkerten Gebiete bedroht wird.

Südamerika, Südafrika und Australien haben sich mehr oder weniger geeignet für die Anlage von Ackerbaukolonien erwiesen. Alle drei sind von fremdsprachigen Völkern in Besitz genommen, aber noch nicht bevölkert. Soweit hier Kulturstaaten in Frage kommen, werden dieselben sicherlich die Gründung deutscher Privatkolonien eher willkommen heißen als verhindern, selbst wenn nicht mehr, wie bisher, eine mittel- und hülflose Einwanderung zu ihnen kommt, welche, durch die Lage der Umstände gezwungen, in subalterner Rolle sich fremde Sprache und Kultur aneignet, sondern welche unabhängig auf eignen Füßen zu stehen vermag und ihre vaterländischen Sitten nebst Sprache und deutscher Denkweise sich bewahrt.

Die Frage wird sein, wie ihr in der Fremde diese Unabhängigkeit gewährt werden könne, die an sich ja nirgend in neuen Ländern als etwas staatsgefährliches auftritt, da die Liebe zur Scholle und zum neuen Heim die Garantie ist für Anhänglichkeit und Treue gegen

---

[1]) Die Organisirung der Auswanderung ist schon mehrfach in der Kolonialzeitung besprochen worden, zum letzten Male in ausführlicher Weise in einem Artikel „Organisirung der Auswanderung" im 8. Heft (1887), wo der Grundsatz aufgestellt wurde, daß die Fürsorge für den Auswanderer den ganzen Zeitraum vom Eintritt des sich Anmeldenden in eine Auswanderergruppe bis zu seiner festen Ansiedlung in der ihm angewiesenen neuen Heimstätte umfaßt und ihm auch später noch, wenn nötig, Unterstützung angedeihen läßt.

Im Schoße der Deutschen Kolonialgesellschaft sind bereits die Vorarbeiten eingeleitet, um alle Fragen, welche auf eine praktische Durchführung der Leitung der Auswanderung Bezug haben, in eingehender Weise zu prüfen und diese hochwichtige Angelegenheit praktisch ihrem Ziele näher zu führen. Es kann uns aber trotzdem nur angenehm sein, wenn Sachkenner von der Bedeutung des Herrn Verfassers dieselbe Angelegenheit in unserem Blatte besprechen.

D. R.

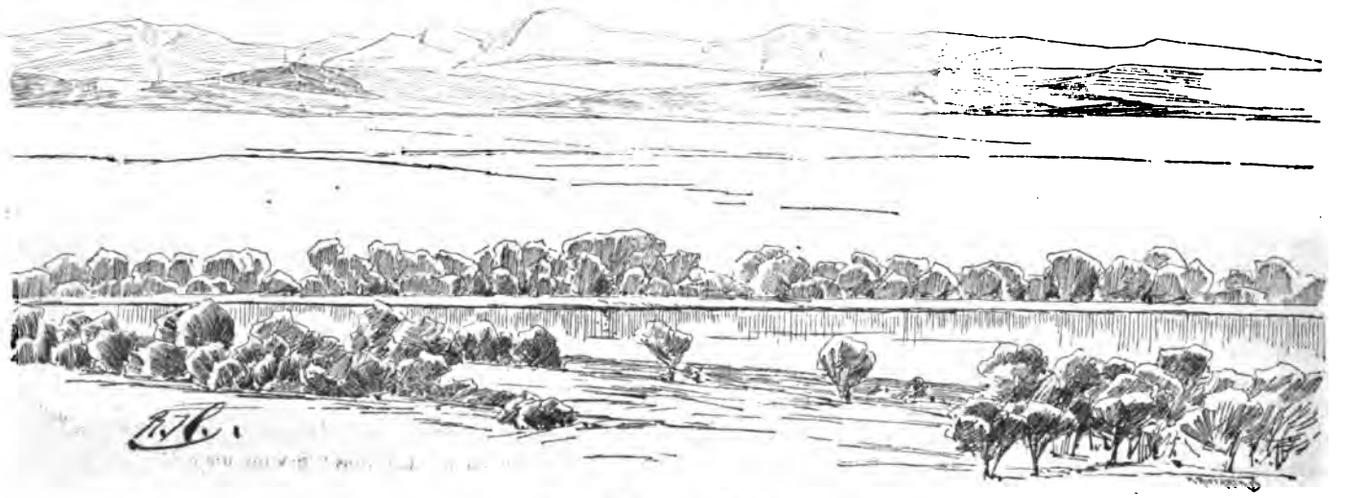
das neue Heimatland. Nur wo ein Sprachstamm den andern zu unterdrücken sucht, kann der Kampf um die Selbsterhaltung entbrennen. In den Vereinigten Staaten hat die koordinirte Stellung des Deutschtums verschiedener Regionen zum Anglokanertum derselben niemals Bedenken erregt, weil bei vorhandener, vollkommener Freiheit der Entwickelung niemand Ursache zur Klage hat.

Die Frage, ob die Gründung deutscher Ackerbaukolonien in geeigneten überseeischen Landgebieten möglich ist, darf bejaht werden. Es wird sich also um Mittel und Wege handeln, die geeignet sind, zum richtigen Ziele zu führen. Wenn die bisherige Art und Weise, in welcher die Auswanderung vor sich ging, zu unsäglichen Verlusten, die unser Sprachstamm erlitt, geführt hat, so kann daraus geschlossen werden, daß die Sache in dieser Form nicht weiter gehen darf, sollen nicht die Verluste, d. h. das Aufgehen und Verschwinden der Deutschen oder ihrer Nachkommenschaft in fremden Sprachstämmen, auch in Zukunft dauernde bleiben. Die heutige Massenauswanderung zerstreut sich in so vollkommener Weise über die denkbar ausgedehntesten Gebiete und gerät fast durchweg in solche Abhängigkeit zu dem fremden Sprachstamme, unter dem sie sich niederläßt, daß die schnell eintretende Entdeutschung des Nachwuchses niemanden Wunder nehmen kann. Wenn man sich über etwas wundern dürfte, so wäre es der Umstand, daß mit der Zeit sich trotz alledem in Nord- wie Südamerika und in andern Erdstrichen kleinere oder größere deutsche Sprachinseln zu bilden vermochten, die zum Teil schon seit verschiedenen Generationen sich inmitten fremdsprachiger Umgebung zu halten wußten, ja teilweise sogar (in Brasilien) den offen zu Tage getretenen Entdeutschungsversuchen einen zähen und nicht immer unwirksamen Widerstand entgegenzusetzen scheinen. Man gewähre dem Ausgewanderten die Möglichkeit, deutsch zu bleiben, so wird er wahrlich nicht die geringste Neigung zeigen, zu einem fremden Sprachstamme überzugehen. Er thut es auch heute nur, wenn er muß.

Zerstreuung oder Vereinzelung verbunden mit Mittellosigkeit waren die Ursachen, aus denen die erlittenen Verluste herzuleiten sind. Mithin müßte das Zusammenhalten der Auswanderer, ihre Ausrüstung mit den besten Mitteln deutscher Kultur und ihre planmäßige Hinleitung nach und Ansiedlung in geeigneten Gegenden als wirksame Abhülfe aufzufassen sein. Erst wenn Disziplin in die Auswandererschaaren gebracht wird, wenn sie in geordneten Zügen in sich abgeschlossene Ganze bilden, welche man zu überblicken, zu kontroliren und wirtschaftlich zu verwerten vermag, werden sie eine reelle Kraft darstellen, deren Arbeitsleistung einem sichern Kapitalwerte entspricht. Nimmt man an, daß die durchschnittliche Arbeits- und Produktionsfähigkeit jedes Auswanderers dem Minimalkapitale von 5000 Mark entspricht, so bedeutet das einen Rückhalt, auf welchen hin er heute nur deswegen keinen Kredit genießt, weil niemand, meistens er selbst nicht, weiß, in welchem fernen Erdwinkel und unter welchen Verhältnissen er schließlich sein neues Heim finden werde. Sobald aber geregelte und wohlgeleitete Kolonistenzüge eine genau bekannte Niederlassung, eine gewissermaßen garantirte, sichere Zukunft finden, wird die Summe ihrer Arbeitsleistungen Rückhalt für rentable Kapitalanlage sein. Alsdann wird man sie ohne Sorge um pekuniäre Verluste mit den besten Hülfsmitteln der überlegenen deutschen Kultur ausrüsten können; alsdann werden sie ein von Fremden unabhängiges Geschlecht sein, das nicht mehr sich fremder Kultur beugt, sondern deutsche Kultur in die Fremde trägt; und alsdann werden sie auch keine Veranlassung haben, um ihrer Existenz willen im fremden Sprachstamme unterzutauchen und darin zu verschwinden.

Für Gründung von Ackerbaukolonien hat das deutsche Kapital bisher wenig Neigung gezeigt; und das kann nicht Wunder nehmen, so lange der Auswanderer nicht sicher war, weil man nie versucht hat, dieselben zusammenzuhalten, zu disziplíniren, zweckentsprechend auszurüsten, anzusiedeln u. s. w. Im besten Falle hat man hier und da ein überseeisches Landgebiet erworben und auf dasselbe ein paar Tausend arme, hülflose Teufel gesetzt, die ohne kulturelle Hülfsmittel, mit ihrer nackten physischen Kraft gerade so viel erwarben, daß sie nicht gleich Hungers starben, und welche Jahrzehnte brauchten, um ihre Landgüter zu bezahlen und sich zu einiger Behäbigkeit emporzuschwingen. Währenddes jammerten die Kolonisten über die schlechte Verzinsung ihres meist lächerlich geringen Kapitals; aber der Vorgang war durchaus natürlich, denn in der modernen Zeit muß nach modernem System mit den vervollkommnetsten Hülfsmitteln gearbeitet werden, sonst wird in der neuen Welt der Erfolg ein ebenso schlechter oder geringer sein, wie er es bekanntermaßen in analogem Falle in der alten Welt zu sein pflegt.

Die Frage, ob die Auswanderung sich disziplíniren läßt, braucht kaum gestellt zu werden. Greift doch der Ertrinkende nach dem Strohhalm, um wie viel kräftiger aber nach dem rettenden Brette, das man ihm zuschiebt. Man schaffe das nötige Kapital, erwerbe passende Niederlassungsgebiete und hege den festen Willen, die Auswanderung zu disziplíniren, zusammenzuhalten, zweckentsprechend auszurüsten und anzusiedeln — so werden die Zehntausende des Exodus sich freudig der Disziplin fügen. Was der einzelne nicht könnte, selbst wenn man ihm 5000 Mark Kredit gäbe, das kann die zur Einheit verschmolzene Gemeinschaft vieler — sich der vollkommensten Hülfsmittel für ihre Arbeit und ihr materielles Gedeihen zu bedienen. Erst so wäre diese Arbeit eine lohnende, das Gedeihen ein schnelles und die auf solche Aussicht hin gemachte Kapitalanlage eine nach allen Richtungen erfolgreiche.



Das Thal von Aufenkjer.

(Die Ufer sind dicht bewaldet; hinter ihnen erstrecken sich ausgedehnte Grasflächen. Die Berge im Hintergrund sind 3/4 Stunde vom Flusse entfernt.)

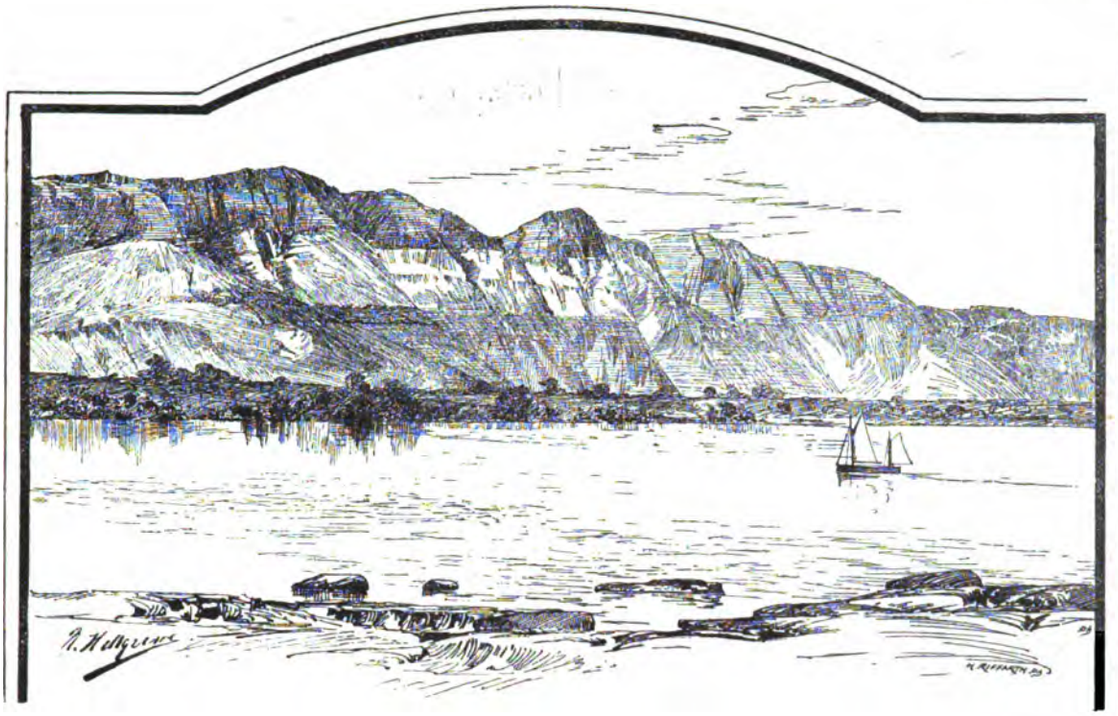
Eine deutsche Niederlassung am Oranienflusse.

(Groß-Namaqualand, Südwest-Afrika.)

(Schluß.)

Was nun den Großfluß (Oranienfluß) selbst anbelangt, so kann ich die Ansicht, derselbe sei nicht schiffbar, durchaus nicht teilen. Ich glaube vielmehr, daß er zu gewissen Jahreszeiten mit mäßig tiefgehenden Böten ganz gut befahren werden kann. Daß Herr Lüderitz den Fluß nicht schiffbar fand, ist mir sehr erklärlich, da er denselben gerade zu einer Zeit besuchte, als der Wasserstand am niedrigsten war. Während der Regenzeit im Transvaal (von November bis März) füllt sich jedoch der Fluß regelmäßig und muß dann ganz gut befahren werden können. Es kann während dieser Zeit höchstens vorkommen, daß er zu reißend wird. Dieser Fall tritt selten ein und währt nur ein paar Tage. Im Juni 1887 versuchte ich in der Nähe unsrer Plantage ein paar recht bedeutende Stromschnellen mit schwer beladenem Boote zu passiren, was mir auch ohne jeden Anstoß oder Unglücksfall gelang. Der Oranienfluß ist übrigens schon früher befahren worden, und zwar von der westlichen Grenze unseres Besitztums (dem großen Fischfluße) bis zur Mündung. Die Firma John

Owen Smith aus Port Elisabeth beförderte bis zum Jahre 1858 in 24 Fuß langen Walbooten Kupfer aus deren Koudasmine bis zur Mündung. Diese Böte sind nachher zu Wasserbehältern (tanks) umgearbeitet worden und werden noch heute in der Tafelbai benutzt, um Schiffe mit frischem Wasser zu versehen. Nun wird man aber sagen, ja, an der Mündung ist der Ausweg durch Sandbänke versperrt! Ich glaube nicht, daß diese während der obengenannten Zeit ein Hindernis sein würden. Selbst wenn das der Fall wäre, dann müßte dem Hinterlande durch Durchstechung der Sandbank ein Hafen geschaffen werden. Daß es hierzu kommen muß, ist nur eine Frage der Zeit.



Blick von Nabas Drift.

(Zehn Minuten weiter nach Westen tritt ein Berg an den Fluß heran und bildet den Abschluß des Thales. Hier befindet sich die Isabellen-Mine.)

Am 21. Juni v. J. wurde von dem Parlamentsmitglied Van Rhjin im Kap-Parlament der Antrag gestellt, die Sandbank an der Mündung des Olifantflusses durchstechen zu lassen. Dieser Antrag wurde angenommen. Als Notwendigkeitsbeweis wurde von Herrn Meurant angeführt, daß das Olifantflußthal sehr fruchtbar wäre und für den Auslaß seiner Produkte eines Hafens bedürfte. Nach Durchstechung der Sandbank würden kleinere Schiffe den Fluß aufwärts fahren können und die Uferländer der Kultur eröffnen. Am Oranienflusse finden wir diese Fruchtbarkeit in erhöhtem Maße. Das Uferland wird hier ebenso wie am Olifantflusse durch Berieselung urbar gemacht und das Wasser zu diesem Zwecke hier wie dort mit Maschinen aus dem Flusse gehoben. Am Olifantflusse sind die Leute aber nur auf Feldbau angewiesen, da die angrenzenden Gemarkungen nicht wie bei uns Viehzucht im großen Maßstabe begünstigen.

Ufer des Oranienflusses mit Windmotor.

Es hat sich viel weiter flußaufwärts in der englischen Region, da, wo der Oranienfluß durch die Kalahariwüste fließt, eine Gemeinde von Bastards gebildet, welche durch die häufigen Kaffernkriege heimatlos geworden sind. Unter Leitung eines deutschen Missionars haben diese Leute durch große Mühe und Ausdauer das Wasser aus dem Flusse über die Uferländer geleitet und so der Wüste größere Flächen abgerungen, welche nun der Bevölkerung durch Ackerbau eine sorgenfreie Existenz gewähren. Diese Niederlassung heißt Uppington. Ich führe dieses nur an, um zu zeigen, daß, wenn ganz unkultivirte Leute ohne Maschinen oder andere moderne Hülfsmittel in dem allerschlechtesten Teile des Uferlandes lohnend Ackerbau betreiben können, wir mit allen Vorteilen zu unsern Gunsten dasselbe viel leichter bewerkstelligen können.

An Zuchttieren halten wir in erster Reihe Ziegen. Sie liefern dem Haushalte Milch und schmackhaftes Fleisch. Für schlachtfähige Ziegen haben wir in allernächster Nähe einen sehr günstigen Markt, nämlich die Cape Copper Mining Company, deren Schlachthäuser sich in Dokiep, Steinkopf, Naninus und Port Nolloth befinden. In der trocknen Jahreszeit ist in dieser Gegend Mangel an Wasser und Gras, und werden dann gute feiste Ziegen mit 14 bis 20 Mark per Stück bezahlt. Diese Plätze sind von uns aus in ca. zwei Tagen zu erreichen. Da wir am Oranienflusse selbst in der trockensten Jahreszeit keinen Mangel an saftigem Grün haben, so können wir unser Schlachtvieh zur passenden Zeit auf den Markt bringen und so den besten Preis erzielen. Die Ziegen werden in Herden von je 150 bis 200 Stück den Fluß entlang verteilt und von Hottentotten beaufsichtigt, welche die zu ihrem Unterhalte nötige Milch, etwas Kaffee und Tabak und hin und wieder einige Kleidungsstücke erhalten.

Wir halten ferner Ochsen und Kühe. Dieselben werden meisten-

Digitized by Google

teils im Wege des Tauschhandels erworben und brauchen, da sie sich ziemlich regelmäßig zum Trinken einfinden, nicht so strenge beaufsichtigt zu werden als Ziegen und Schafe. Für Schafzucht eignen sich die Weidegründe bei uns ganz vorzüglich, da dort das feine Toagras wächst, ein Futter, welches diese Tiere mit großer Vorliebe fressen. Wir stehen im Begriffe, mit Schafzucht den Anfang zu machen.

Schweine und Gänse finden am Flusse Nahrung im Überfluß, sie gedeihen gut und bedürfen keiner Beaufsichtigung. Ebenso nutzbringend und einfach ist bei uns die Bienenzucht. Wie allgemein bekannt, gleicht die Gegend nach dem Regen einem Blumengarten. Der hier gewonnene Honig hat ein ganz besonders schönes Aroma.

Es kommt nun die Frage, welche Industriezweige man im Namaqualand einführen könnte. Grobe Arbeiten in buntfarbiger Wolle und Baumwolle für den dortigen Markt haben vielleicht eine Zukunft. Vor allem mache ich auf den Wagenbau aufmerksam. Der schwere Ochsenwagen ist für Südafrika ganz unentbehrlich und wird wohl nie aus der Mode kommen. Diese Wagen werden mit wenigen Ausnahmen in Kapstadt gebaut. Da nun Namaqualand ein viel trockeneres Klima hat als das Kap, so ist das zu einem solchen Wagen verwendete Kapländer Holz trotz der allergrößten Sorgfalt in der Auswahl hinsichtlich Trockenheit dennoch zum Eintrocknen und Springen geneigt, und zeigt sich dies schon nach kurzem Gebrauche im Lande. Diejenigen Wagen dagegen, welche an Ort und Stelle gebaut sind, haben diesen Fehler nicht und werden deshalb auch teurer bezahlt. Nun finden wir am Oranienflusse diejenigen Holzsorten, welche zum Wagenbau verwendet werden, in ganz vorzüglicher Qualität, hier wäre also für eine Wagenfabrik ein günstiges und lohnendes Feld. Ein solcher Wagen wird mit ca. 2200 Mark bezahlt.

Es kommt ferner die Korbflechterei in Betracht. Diese Industrie ist in Südafrika noch ganz unbekannt, und ist deshalb dort ein ganz vorzüglicher Markt für derartige Erzeugnisse. An wild wachsenden Weiden fehlt es allerdings nicht, jedoch eignen dieselben sich nicht für Flechtarbeiten. Nichts ist aber einfacher als die Weidenkultur an den Ufern des Oranienflusses. Darum haben wir auch bereits den Anfang gemacht, durch europäischen Samen verschiedene geeignete Weidensorten zu ziehen. Zu demselben Zwecke haben wir auch das chilenische Bambusrohr, das spanische Rohr und verschiedene tropische Schilfsorten angepflanzt. Einige Binsen und Schilfsorten, welche sich zu Flechtarbeiten eignen, wachsen bereits wild dort.

Zum Schlusse will ich noch einen lohnenden Artikel erwähnen, welcher bei planmäßiger Ausnutzung eine Quelle großen Nutzens werden müßte. Das Klein-Namaqualand ist in den Wintermonaten wohl das blumenreichste Land der Welt. Unsre Lage am Flusse ist die nördliche Grenze der Blumenregion. Weiter nach Norden kommen die Blumen nicht mehr in solcher erdrückenden Menge vor. Von den wohlriechenden Sorten kann man sehr leicht das Rohmaterial für Essenzen und Parfümerien gewinnen. Wenn man die Fabrikation auch vorläufig nicht an Ort und Stelle ausführen könnte, so findet man für das Rohmaterial in den europäischen und amerikanischen Fabriken stets willigen Absatz. Mir kam diese Idee, als ich die unabsehbaren Blumenfelder überschaute. Um nähere Information in dieser Sache zu sammeln, besuchte ich im vergangenen Winter die großen Parfümeriefabriken in Grasse (Süd-Frankreich, Departement der See-Alpen). Ich überzeugte mich nicht allein, daß wir die geeigneten Blumensorten haben, sondern auch, daß das Rohmaterial ohne große Auslagen sehr leicht zu gewinnen ist. Es ist mir in Grasse gesagt worden, daß die duftigsten Blumen auf kalkhaltigem Boden, in warmer Gegend in einer Höhenlage von mindestens 500 Meter über dem Meeresspiegel vorkommen. Je höher die Lage, um so feiner ist der Duft. Bei uns sind alle diese Bedingungen vorhanden. Wir haben während des ganzen Jahres duftige Blumen und Blüten. Selbst in der trockenen Zeit blühen am Oranien-Flusse eine Menge Bäume, von denen die Blüten verschiedener Gattungen Akazien die wertvollsten sind, da sie nach Rosen- und Orangenblüten für die Parfümbereitung den meisten Wert haben.

Liverpool, im November 1888.

Heinrich Petersen.

Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten in der Südsee.[1])

Von R. Grundemann.

(Schluß.)

1. Kaiser-Wilhelms-Land.

Seit vier Jahren steht der nordöstliche Teil von Neu-Guinea Kaiser-Wilhelms-Land, unter deutschem Schutze. Es läßt sich nicht erwarten, daß die deutsche Mission in diesem kurzen Zeitraume dort bereits Erfolge zu verzeichnen habe. Sie steht noch ganz in ihren Anfängen. Die erste derartige Unternehmung wurde von deutschen, lutherischen Gemeinden in Südaustralien gemacht, in Verbindung mit der bayrischen Missionsanstalt in Neuendettelsau (Regierungsbezirk Mittelfranken), mit der sie bereits unter den Eingeborenen der Kolonie auf der Station Bethesda die schwierige und wenig aussichtsreiche Arbeit treiben. Von dort aus wurde 1885 ein Missionar (Flierl I) zu einer Untersuchungsreise nach dem neuen deutschen Schutzgebiete entsandt. Während eines langen unfreiwilligen Aufenthalts in Cooktown, im nördlichen Queensland, gründete er dort unter dem Entgegenkommen der Behörden die Station Elim, die insofern für die Mission in Kaiser-Wilhelms-Land bedeutsam zu werden verspricht, als das gesunde Klima sie zu einer Erholungsstation für die auf Neu-Guinea vom Fieber befallenen Missionare geeignet erscheinen läßt. In Finschhafen wurde ihm seitens des Landeshauptmanns Freiherrn von Schleinitz freundliches Entgegenkommen zu teil. Während seines Aufenthalts daselbst hielt er sonntäglich deutschen Gottesdienst und machte von da aus fleißig Ausflüge, um einen passenden Ort für eine Missionsstation zu finden. Unter einem Viertelhundert besuchter Ortschaften, die eine Bevölkerung von 12—1500 Seelen repräsentirten, wählte er schließlich Simbang, an der Langemak-Bucht, 1½ Stunden südwestlich von Finschhafen. Hier wurde, als im Oktober 1886 ein zweiter Missionar (Tremel) eintraf, der Bau der Station begonnen. Die Papua dieser Gegend stehen auf einer höheren Kulturstufe als man nach den Berichten aus andern Teilen der Insel es erwarten durfte. Gegen billige Entschädigung waren sie bald zur Hilfe bei den Bauarbeiten zu bewegen.

Bis jetzt beschränken sich die Arbeiten der Missionare hauptsächlich noch auf die Erforschung der Sprache, welche auf einem 20 Stunden langen und eine Stunde breiten Küstenstriche herrscht. Im Innern folgt das weit ausgedehntere Gebiet eines verwandten Dialekts. Erkrankung nötigte den Missionar F. bereits, einen halbjährigen Urlaub zu nehmen. Er ging nach Südaustralien, um nach Stärkung seiner Gesundheit mit seiner Frau auf das neue Arbeitsfeld zurückzukehren.

Das zweite Missionsunternehmen in Kaiser-Wilhelms-Land war von der Rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) längere Zeit vorbereitet. Durch ihre auf mehreren Inseln des indischen Archipels gesammelten Erfahrungen mußte gerade diese Mission für die Arbeit auf dem neuen Gebiete befähigt erscheinen. Ein erfahrener Missionar, der seit 1871 auf Nias gearbeitet hatte (Thomas), sollte die erste Einrichtung übernehmen. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten konnte er im Februar 1887 in Finschhafen eintreffen; zwei Monate später folgte ihm ein zweiter, bereits mehrere Jahre im Hererolande thätig gewesener Sendbote (Eich). Mehrfache Untersuchungsreisen durften sie Dank dem Entgegenkommen der Kompanie auf deren Schiffen ausführen. Eine derselben führte sie auf dem K. Augusta-Flusse bis tief ins Innere. Zunächst schien Hatzfeldthafen der günstigste Ort für eine Station zu sein. Die Erkrankung des jüngeren Missionars verzögerte den Beginn der Anlegung, welche bald durch einen Überfall, den die Eingeborenen jener Gegend gegen die anwesenden Weißen ausführten, völlig vereitelt wurde. Hiernach wählte man die Gegend der Astrolabe-Bai, in der Nähe von Konstantinhafen. Ehe die Sendboten jedoch dort die Arbeit begannen, benutzten sie das Anerbieten des Landeshauptmanns, eine Rundreise durch den Bismarck-Archipel mit zu machen, die für sie durch Beobachtung der dortigen Mission sehr instruktiv wurde. Kaum zurückgekehrt wurde Thomas von einem so heftigen Fieber befallen, daß der Arzt seine sofortige Rückreise nach Deutschland verlangte. So hatte denn sein Kollege allein die Gründung der Station auszuführen, und zwar bei Bogadjim, einem Dorfe von 170 Häusern, 3—4 Stunden Ruderns von Konstantinhafen. Da er selbst noch viel vom Fieber zu leiden hatte, war der Anfang schwer. Anfangs 1888 aber trafen zwei junge Missionare (Schmidt und Bergmann) zur Verstärkung ein. Im März bedrohte eine gewaltige Flutwelle, welche die benachbarten Dörfer verwüstete, auch das eben vollendete Missionshaus. Doch blieb dasselbe schließlich unversehrt. Die Papua dieser Gegend beweisen sich freundlich und friedlich, willig zur Arbeit und kommen den Missionaren mit solchem Vertrauen entgegen, daß sogar schon ein kleiner Anfang mit Schulunterricht gemacht werden konnte. Die Neu-Guinea-Kompanie hat der Rheinischen Missionsgesellschaft ein ausgedehntes Gebiet zugewiesen, und diese ist bereit, die begonnene Arbeit möglichst energisch zu fördern.

2. Der Bismarck-Archipel.

Auf dem Bismarck-Archipel fanden wir bei Aufhissung der deutschen Flagge bereits eine Mission vor, die schon über ihre ersten Anfänge hinausgekommen war. Die Wesleyanischen Methodisten, durch deren eifrige Bemühungen[1]) die kannibalischen Fidschi-Insulaner christianisirt

[1]) Siehe Nr. 39, Jahrgang 1888.

[1]) Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Missionsmethoden zu kritisiren. Wohl hat die Art der Methodisten für uns Deutsche manches unsympathische und ihrer Mission in unserm Vaterlande, das sie in ihren Berichten mit Afrika

Digitized by Google

sind, hatten, als sich auf jener Gruppe die gröbste Arbeit der Mission ihrem Abschluß näherte, nach einem andern Felde ausgeschaut, um ihr Werk zu vergrößern. Die zu diesem Zwecke von Rev. G. Brown anfangs der siebziger Jahre ausgeführten Untersuchungsreisen fallen in dieselbe Zeit, in welcher unser Handel das gewinnbringende Feld des damaligen Neu-Britannien entdeckte. Die Gründung der ersten Missionsstation dürfte so ziemlich zusammenfallen mit der Anlage der ersten festen Handelsstationen im St. Georgskanal. Auf der nördlichsten Halbinsel von Neu-Lauenburg an dem malerischen Hunter-Hafen baute der genannte Missionar 1875 ein Haus. Das Missionswerk aber konnte er sogleich auf breiterer Basis beginnen. Er führte nämlich im Missionsschiff eine Anzahl von christlichen Fidschi-Insulanern, meist mit Frau und Kind, auf das neue Feld, welche entschlossen waren, sich unter den Eingebornen als Lehrer niederzulassen. Zu diesem Berufe hatten ihrer acht auf dem Seminar zu Nawuloa (auf Fidschilewu) eine verhältnismäßig gute Ausbildung empfangen. Die Arbeit des weißen Missionars bestand nur darin, seine farbigen[1]) Gehilfen an passenden Orten anzusiedeln und sodann sie auf fleißigen Besuchen in ihrer Thätigkeit anzuleiten und zu stärken. Es entstanden bald an verschiedenen Plätzen von Neu-Lauenburg, sowie auf der gegenüberliegenden Küste von Neu-Mecklenburg und auf der Gazellen-Halbinsel eine ganze Reihe solcher Außenstationen. Die Geduld, mit welcher die meisten dieser farbigen Lehrer unter großen Schwierigkeiten die Arbeit an der rohen Bevölkerung gethan haben, verdient alle Anerkennung. Oft waren sie hart bedroht. Manche wurden krank und mußten in ihre Heimat zurückkehren, aber immer fanden sich andere, in die leeren Stellen einzutreten, oder neue Stellen zu besetzen. Im Jahre 1878 wurden vier dieser Lehrer durch die Verräterei eines Häuptlings ermordet und gefressen. Es war ein kritischer Moment. Alle Weißen auf der Gruppe waren in der größten Gefahr, wenn dieser Mord nicht bestraft wurde. Rev. G. Brown ließ daher einen von den Handelsagenten unterstützten Kriegszug eines befreundeten Stammes gegen die Mörder zu und gestattete auch seinen Gehilfen, an demselben teilzunehmen. Die Maßregel hatte einen günstigen Erfolg und hat wesentlich die Sicherheit auf jenem Gebiete erhöht.[2])

Die Mission nahm bald eine solche Ausdehnung an, daß die Leitung die Kräfte eines europäischen Missionars überstieg obgleich B. mit einem kleinen Dampfboote leicht nach den verschiedenen Plätzen gelangen konnte. So wurden denn in den Gegenden, wo die Lehrer schon am meisten Anhänger gewonnen hatten, zwei weitere Hauptstationen angelegt, und zwar auf Neu-Pommern (Gazellenhalbinsel), die eine zu Kaluana südöstlich von der Blanche-Bai, die andre an der Nordküste der Insel zu Kabakada. — Die Erfolge dieser Mission sind augenfällig. Freilich wird kein Verständiger in wenig mehr als einem Jahrzehnt die völlige Umwandlung solch eines wilden Volkes erwarten. Sehen wir aber mehrere tausend vor kurzem noch kannibalischer Eingeborener sich mit Abscheu von ihrer alten Sitte abwenden, blicken wir hin auf die Kirchen, die sie sich selbst gebaut haben, und in denen andächtige Versammlungen[3]) das Evangelium hören, oder auf die 36 Schulen, in denen 1146 Schüler Unterricht empfangen, sehen wir die sonst so geldgierigen Eingeborenen ansehnliche Beträge für ihre kirchlichen Bedürfnisse und für die Mission beisteuern, erwägen wir, was die, wenigstens auf Neu-Lauenburg bereits erfolgte, Abschaffung des „Duk-Duk" zu bedeuten hat, mit dem das Heidentum der Insulaner in seiner Wurzel verwachsen ist — so werden wir nicht umhin können, die wohlthätigen Wirkungen dieser Mission anzuerkennen.

Die oberste Leitung der gesamten wesleyanischen Südseemission liegt jetzt in den Händen der Australasian Wesleyan Methodist Missionary Society, nachdem sich 1876 die australische Konferenz von der englischen abgezweigt hat. Das Domizil der Gesellschaft ist Sidney, und Rev. G. Brown, der sich nunmehr von der direkten Missionsarbeit zurückgezogen hat, widmet seine übrigen Kräfte der Sache als Generalsekretär.

3. Die Salomons-Inseln.

Nur eine von den drei großen Inseln des Salomo-Archipels, welche nebst mehreren kleinen Eilanden innerhalb der Grenzen des deutschen Schutzgebietes liegen, ist bisher von der Mission berührt worden, nämlich die südöstlichste, Isabella. Sie bildet den äußersten Ausläufer eines weiten Missionsgebietes, das von der Melanesischen Mission in eigentümlicher Weise bearbeitet wird. Originell war die Entstehung dieses Werkes. Bischof Selwyn von Neuseeland wagte sich 1849, begleitet nur von drei Maori, in einem kleinen Fahrzeug auf den Ozean hinaus, landete bei möglichst vielen melanesischen Inseln und knüpfte in primärster Weise mit den Eingeborenen freundliche Beziehungen an, womit er eingehende Sprachstudien verband. Bei wiederholten Besuchen auf einer und derselben Insel gewann er so sehr das Vertrauen der Insulaner, daß einige junge Leute seiner Aufforderung nachkamen, ihn nach Neuseeland zu begleiten, wo der Anblick des europäischen christlichen Lebens und die Anfänge eines elementaren Unterrichts tiefen Eindruck auf sie machten. Nach einigen Monaten wurden sie in ihre Heimat zurückgeführt, und wirkten unter ihrem Volke gewissermaßen als die ersten Pioniere christlicher Kultur. Diese Überführung nach Neuseeland nahm nach einigen Jahren solche Ausdehnung an, daß ein eigenes Institut für die Melanesier in der Nähe von Auckland gegründet wurde. Wegen der Ungunst des dortigen Klimas verlegte man die Anstalt 1867 nach der Norfolk-Insel, wo die Zöglinge längeren Aufenthalt ertragen konnten. Ein größeres Missionsschiff holte fleißig Eingeborene zusammen, und manche von ihnen wurden soweit gefördert, daß man sie hernach in ihrer Heimat als Lehrer anstellen konnte. Seit 1855 lag die Leitung der Mission in den Händen des trefflichen Bischofs J. C. Patteson, der sich u. a. durch seine Sprachforschungen sehr verdient machte, und den Verkehr mit den wilden Insulanern soweit förderte, daß er es wagen durfte, tagelang in ihrer Mitte zuzubringen und in ihren Hütten zu schlafen. Leider wurde gegen Ende der sechziger Jahre diese Mission schwer geschädigt durch das nichtswürdige Treiben gewisser Arbeiteragenten, welche auf jenen Inseln oft den baren Menschendiebstahl verübten und sogar das von den Missionaren erworbene Vertrauen für ihre verbrecherischen Zwecke mißbrauchten. Infolge der durch einen solchen Fall gereizten Blutrache fiel Patteson selbst als Märtyrer 1871. Die Mission aber ist nicht zum Stillstande gekommen, sondern hat im Gegenteil geradezu bewundernswerte Fortschritte gemacht. Das Zentrum derselben ist die sehr erweiterte Anstalt auf Norfolk-Insel. Hier halten sich die Missionare während der heißen Jahreszeit auf, in der Mitte von mehreren hundert Zöglingen. Leiter des Ganzen ist Bischof Selwyn, ein Sohn des Gründers der Mission.

Auf Isabella sind drei christliche Gemeinden vorhanden,[1]) und zwar an der Südwestküste zwei: Bulowu, und 7—8 Kilometer weiter Tega. Auf der Ostküste unter ganz verschiedener Bevölkerung ist Boko der Sammelplatz der kleinen Christengemeinde. Betreffs der Erfolge dieser Mission darf man ja allerdings die Erwartungen nicht zu hoch spannen, wenn man bedenkt, daß im ganzen und großen diese Inseln noch von dem wildesten Heidentume beherrscht sind. Dennoch aber wird der Wert dieser bisher gewonnenen christlichen Punkte, mögen sie auch zunächst noch schwachen Lichtern gleichen, kaum zu überschätzen sein.

Es könnte uns nur erwünscht sein, wenn auch auf die beiden anderen großen Inseln des Salomo-Archipels, über denen unsere Flagge weht, die so hingebende Pionierarbeit sich ausdehnte. Es wurde uns jedoch mitgeteilt, daß für das bis jetzt besuchte Gebiet bereits die Kräfte der Mission kaum genügen. So werden Bougainville und Choiseul-Insel wohl noch eine gute Weile auf die Einführung christlicher Kultur warten müssen, da auch unsere deutschen Missionsgesellschaften bei den vielen neuen Unternehmungen, die in den letzten Jahren gemacht wurden, nicht im stande sind, dies ganz frembartige Gebiet in Angriff zu nehmen — wenn nicht etwa ein reicher Menschenfreund für diesen Zweck besondere Mittel zur Verfügung stellte.

4. Die Marschall-Inseln.

Die Gründung der Mission auf diesem Gebiete datirt vom Jahre 1857. Schon auf einigen früheren Rundfahrten amerikanischer Missionare durch verschiedene Gruppen Mikronesiens, bei denen sie hier und da hawaiische Lehrer stationirten, waren auf der Insel Ebon Anknüpfungspunkte gefunden. Im genannten Jahre ließen sich die Missionare Doane und Pierson (vom American Board) mit einigen hawaiischen Gehilfen daselbst nieder. Die Insulaner zeigten freundliches Entgegenkommen. Sie bauten selbst eine Kirche, in der sich große Scharen um die Predigt sammelten. Obwohl sich eine Oppositionspartei bildete und die Anhänger der Christen mit Verfolgung bedroht wurden, konnte schon 1863 eine christliche Gemeinde von 15 Getauften sich konstituiren. An mehreren anderen Plätzen auf Ebon entstanden Schulen unter Leitung hawaiischer Lehrer. Ein solcher wurde 1865 auf Namerik stationirt, woselbst, wie auf mehreren anderen Inseln des Archipels, von den Missionaren zuvor regelmäßige Besuche gemacht waren. Nach

---

und Indien auf die gleiche Stufe stellen, werden wir stets energischen Protest entgegensetzen. Wo es sich aber darum handelt, Menschenfresser zu christianisiren, werden wir der aufopferungsfreudigen Arbeit ohne Rücksicht auf die Methode unsere Anerkennung zollen, zumal wenn sie ihre Aufgabe mit so sichtlichem Segen löst, wie es die Methodisten in der Südsee gethan haben.

[1]) Neben den Fidschi-Insulanern waren schon bei der ersten Expedition einige Tonganer und Samoaner.

[2]) Dies Verfahren des Missionars hat seiner Zeit scharfe Mißbilligung erfahren. Nach näherer Kenntnisnahme der Verhältnisse muß ich jedoch zugeben, daß solch eine Expedition das einzige Mittel war, dem feindlichen Stamme die ihm gebührende Lektion zu erteilen, und nehme gern mein in Burkhardt, Kl. Missionsbibliothek IV 3. 219, abgegebenes Urteil zurück.

[3]) Die Zahl der Getauften betrug 1887: 581, die der Taufbewerber 198

[1]) Ausreichende statistische Angaben fehlen. Ich finde nur, daß 1885 auf Isabella in 8 Schulen 99 Schüler unterrichtet wurden. Im vergangenen Jahre wurden dort 44 Personen getauft.

Digitized by Google

und nach geschah dasselbe zu Jaluit, Majuro, Mille und Arno. Auf Ebon wirkte jahrelang M. Snow, der sich durch seine Übersetzungsarbeiten verdient machte. Die Büchlein wurden an Ort und Stelle durch eine Handpresse vervielfältigt. Die Schulen hoben sich. Man konnte daran denken, die geförderten Schüler selbst zu Lehrern auszubilden. So entstand ein kleines Seminar. Dies wurde 1880 nach Kusaie verlegt, wohin auch der Missionar mit seiner Familie übersiedelte. Seitdem liegt die regelmäßige Missionsarbeit auf den Marschalls-Inseln lediglich in den Händen hawaiischer Lehrer und Prediger, sowie einiger bereits aus dem Volke selbst ausgebildeter Lehrer. Der Missionar macht jährlich auf dem Morning Star seine Rundreise, um die Agenten zu inspizieren und neue anzustellen. Sehr erfreulich war es, daß die Gemeinde auf Ebon bereits selber an dem Missionswerk sich beteiligte, indem sie für zwei aus ihrer Mitte hervorgegangene Lehrer auf Malwonlap das ganze Gehalt (je 200 Mark) aufbrachte. Die Beiträge bestanden meist in Kokosöl. Auf den meisten der nördlichen Inseln hinderten fortwährende Kriege den Anfang der Mission. So waren bei Aufhissung der deutschen Flagge erst 8 Inseln besetzt; auf den oben genannten bestanden bereits geordnete christliche Gemeinden, deren Mitgliederzahl schon 1880 auf 379 angegeben wurde.

Unter dem deutschen Schutze hat die Mission insofern gewonnen, als auf den meisten Inseln die Stammesfehden beseitigt worden sind. Es ist jetzt nicht blos die Möglichkeit gegeben, Lehrer auf bisher verschlossenem Gebiete anzustellen, sondern es kommen von verschiedenen Seiten Bitten um solche, so daß nicht Lehrer genug zu beschaffen sind, um alle Bitten zu befriedigen. Die Vertreter der Mission erkennen diese Wohlthat des deutschen Schutzes unumwunden an, wie nach den betreffenden Missionsberichten überhaupt eine freundliche Stellung der deutschen Beamten zur Mission gerühmt wird.

Vorläufiger Bericht über die Hauptversammlung vom 23. März.

Nachdem im Kaiserhof die Versammlung des Vorstandes der Kolonialgesellschaft stattgefunden hatte, begann etwa um 4½ Uhr im großen Saale des Architektenhauses die Hauptversammlung unter sehr zahlreicher Beteiligung. Se. Durchlaucht Fürst Hohenlohe eröffnete die Versammlung mit einem Rückblick auf die fortschreitende innere Thätigkeit der Gesellschaft und auf die Lage unserer Kolonien, in welchen die Eifersucht fremder Völker uns überall Schwierigkeiten in der Bestrebung, die Kultur hineinzutragen, entgegensetze.

Deutschland müsse in höherem Grade als andere Nationen gewappnet sein, und die Reichsregierung könne daher den von uns gehegten Wünschen und verfolgten Bestrebungen nicht in dem Maaße gerecht werden, wie wir oft glauben fordern zu sollen. Die Aufgabe der Kolonialgesellschaft müsse es sein, die Regierung in ihren Bemühungen zu unterstützen, den überseeischen deutschen Besitz zu befestigen. Mancher Mißerfolg sei auf Rechnung unserer kolonialen Unerfahrenheit zu schreiben, was uns aber nicht abschrecken dürfe. Redner betonte noch besonders die Notwendigkeit einer Regelung der Auswanderungsfrage, welche die Gesellschaft jetzt ernsthaft in Angriff nehmen wolle, nachdem eine eigene Kommission dafür gebildet sei und Mittel flüssig gemacht würden, und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser.

Vor Eintritt in die Tagesordnung beschloß die Versammlung, folgendes Telegramm an die von Hamburg nach Sansibar abgehenden deutschen Offiziere und Mannschaften abzusenden: „An den Kapitän der Martha! Die Versammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft ruft Ihnen ein kräftiges Glückauf für die Reise nach Ostafrika zu. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.“[1])

Der Herr Generalsekretär Dr. Bokemeyer referirte über das verflossene Geschäftsjahr, welches insoweit ein erfreuliches Resultat ergab, als die Mitgliederzahl stetig stieg und die Thätigkeit der Gesellschaft sich auf immer weitere Gebiete erstrecken konnte. Der Voranschlag der Einnahmen für 1889 beträgt 108 000 Mark, der der Ausgaben 101 160 Mark. Für das verflossene Jahr wurde Decharge erteilt.

Es folgte sodann die Wahl von 25 Mitgliedern des Vorstandes. Gegen den Antrag des Herrn Baumann (Frankfurt a. M.), die von einer größeren Anzahl Abteilungen vorgeschlagenen Mitglieder durch Zuruf in den Vorstand zu wählen, erhebt Herr Runge (Berlin) Einspruch. Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Hammacher äußert hierauf sein Bedenken, eine von einzelnen Berliner Herren vorgeschlagene Liste zur Abstimmung zu bringen, da dieselbe 19 Namen aus Berlin enthalte und den irrtümlichen Anschein erwecken könne, als wolle man aus der Deutschen eine Berliner Kolonialgesellschaft machen. — Herr Regierungsbaumeister Hoffmann (Berlin) bemerkt dagegen, da die Vorstands- und Ausschußsitzungen in Berlin stattfänden, sei man der Meinung gewesen, daß Berliner Mitglieder dazu besonders geeignet seien. Wenn übrigens aus der „Berliner Liste“ irgend eine Spaltung für die Gesellschaft befürchtet werde, so ziehe er lieber sofort seine Kandidatur zurück, mit dem nochmaligen ausdrücklichen Vermerk, daß bei der Aufstellung der Liste nichts weniger maßgebend gewesen sei, als eine etwaige Überschätzung der Berliner Kräfte; im Gegenteil, man wisse sehr wohl, was man an den auswärtigen Herren für außerordentlich tüchtige Kräfte habe. (Zustimmung.) Er ziehe also seine Kandidatur zurück. (Bravo.) — Herr Rechtsanwalt Weil (Karlsruhe) befürwortet hierauf nochmals die Annahme der von den Abteilungen vorgeschlagenen Liste durch Zuruf. — Herr Runge zieht seinen Antrag auf Zettelwahl zurück und es erfolgt — durch Zuruf — die Wahl der folgenden Mitglieder: Ed. Arnhold, Großkaufmann, Berlin; Oberpräsident von Bennigsen, Exzellenz, Hannover; Hofrat Dr. Credé, Dresden; Bezirksgeologe Dr. Ebert, Berlin; Dr. Fabri sen., Godesberg; Graf F. Frankenberg-Tillowitz; Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm, Karlsruhe; Dr. Hammacher, Reichstagsabgeordneter, Berlin; Fürst zu Hatzfeldt-Trachenberg, Trachenberg, Durchlaucht; Staatsminister a. D. von Hofmann, Exzellenz, Berlin; Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Langenburg; Kurella, Direktor der Deutschen Siedelungsgesellschaft Herman, Berlin; Dr. E. Lange, Berlin; Marschall von Bieberstein, Berlin; Oberbürgermeister Dr. Miquel, Frankfurt a. M.; Dr. Karl Peters, Berlin; Direktor im Reichspostamt Sachse, Berlin; Rittergutsbesitzer Dr. Schroeder, Berlin; Geheimer Regierungsrat a. D. Simon, Berlin; Generalmajor von Teichmann und Logischen, Berlin; Regierungsrat Freiherr von Tucher, Nürnberg; Oberbürgermeister a. D. Weber, Berlin; Fürst Wied, Durchlaucht, Neuwied; Baumeister Wiskow, Berlin; A. Woermann, Hamburg.

Herr Konsul a. D. Bohsen nahm darauf das Wort zu einem Vortrage über die Lage in Ostafrika. Er schilderte in eingehender Weise die Aussichten, welche sich der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Abschließung des Vertrages mit dem Sultan von Sansibar eröffnet hätten, kam auf die Affaire der Flaggenhissung zu sprechen, welche er als harmlos hinstellte, da der Sultan noch 6 Tage nach den bekannten Vorgängen in Bagamoyo einen schriftlichen Befehl betreffend die Flaggenhissung in Kiloa gegeben habe, ließ sich über die Eifersucht der Engländer und Inder und die geringe vom Sultan gewährte Unterstützung aus und versicherte, daß von den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nichts geschehen sei, was den Aufstand hätte hervorrufen können. Den Beamten hätten zweijährige Erfahrungen in Ostafrika zu Gebote gestanden und sie wären der Suahelisprache mächtig gewesen, während er selbst in zehnjährigem Verkehr mit den Eingeborenen der afrikanischen Westküste genügend Erfahrungen gesammelt habe, wie man mit den Einwohnern gut auskommen könne. Nach einem kurzen Rückblick auf die Thätigkeit der verschiedenen Missionen schloß er mit der Bemerkung, daß der Schwerpunkt der kolonialen Aufgabe jetzt beim Deutschen Reiche liege und es von dessen Handlungsweise abhängen werde, inwieweit jenen zivilisatorischen und wirtschaftlichen Elementen, die bis jetzt draußen thätig gewesen, Gelegenheit gegeben werde, mit erneuten Kräften für die koloniale Sache zu wirken. Nur nachdem eine gesunde Grundlage geschaffen sei, könne von neuem an eine Aufnahme der Arbeit gedacht werden. Herr Konsul a. D. Weber sprach über die Lage im Witulande, welche in fortdauernder Besserung gewesen sei, bis die Engländer auf das Fortschreiten der Deutschen eifersüchtig geworden seien und die British India Line nicht mehr Lamu angelaufen habe. Es habe das manche Störungen im Gefolge, die aber überwunden werden würden. Herr Oberbürgermeister a. D. Weber sprach über die Lage in Südwestafrika, wo bekanntlich infolge des Vertragsbruches Kamahereros sämtliche Arbeiten der Deutschen Gesellschaft eingestellt sind. Im Momente sei drüben nichts zu thun seitens der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Die Gesellschaft habe dem Reichskanzler erklärt, daß sie sich auf das Protektorat habe verlassen müssen, und daß sie für die Folge des Schutzes weiter bedürfe. Wenn jetzt die Gesellschaft den Schutz nachsuche, so hälfen die guten Worte nichts, und von der diplomatischen Aktion sei da drüben auch nichts zu erwarten. Die Politik der Vermittelung sei zu Ende. Er hoffe, daß der Reichskanzler jetzt den Schutz übernehmen werde, welchen er bei Übernahme des Protektorates uns erwarten ließ. Staatsminister v. Hofmann sprach über das Emin Pascha-Unternehmen, welches in noch höherem Maße als früher vom humanitären, wirtschaftlichen und politischen Standpunkte aus zu empfehlen sei, Kurella, Direktor der Siedelungsgesellschaft „Herman“, über die Lage in Brasilien, besonders im südlichen Teile und die Auswanderung nach dorthin, während Dr. Kersten die Mitteilung machte, daß die deutsche Ansiedelung im Pondoland bereits begonnen habe.

Über die Thätigkeit der Kommission zur Bekämpfung des ostafrikanischen Sklavenhandels referirte Se. Durchlaucht Fürst Hohenlohe. Es ist eine Eingabe an den Reichskanzler beschlossen, um denselben von diesen Bestrebungen zu unterrichten und seinen hohen Schutz dafür zu erbitten. Auch ein Anschreiben an die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft ist erlassen. In beiden Schriftstücken wird als erste Bedingung und nächster Schritt des Vorgehens anerkannt, so rasch als thunlich genauesste Informationen über den wahren Stand des afrikanischen Sklavenhandels zu sammeln, die Besprechung der traurigen Verhältnisse in der Tagespresse anzuregen und auch in anderer Weise durch Wort und Schrift über die noch so wenig bekannten entsetzlichen Zustände, die der Menschenhandel in Afrika anrichtet, mehr Kenntnis im deutschen Volke auszubreiten, das durch seine Weltmachtstellung und durch seinen afrikanischen Besitz jetzt mitzuwirken berufen wird, um Afrika von dem Fluche des Sklavenhandels zu erlösen. Man hat dagegen davon Abstand genommen, schon jetzt mit bestimmten Vorschlägen bezüglich eines praktischen Zieles, auf das die Bestrebungen auslaufen sollen, hervorzutreten. Als wahrscheinlich eintretende reale Aufgaben wurde dagegen bezeichnet, den befreiten Sklaven größere Sorgfalt in Zukunft zuzuwenden, etwa durch Gründung von besonderen Niederlassungen, die Missionen besser zu unterstützen zur rechten Erfüllung der ihnen zugewiesenen Aufgaben, sodann die Wahrnehmung derjenigen Bedürfnisse zu betreiben, welche sich im Fortlaufe der Aktionen der Regierung an der ostafrikanischen Küste ergeben würden. Die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft sind ersucht worden, ihrerseits sogleich Sammlungen zu gunsten der Bekämpfung der Greuel des Sklavenhandels einzuleiten.

Die Abteilung Köln hatte folgenden Antrag eingebracht:

„Die Kommission der Deutschen Kolonialgesellschaft gegen den Sklavenhandel wolle unverzüglich die Sammlung von Beiträgen einleiten für Unternehmungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika und damit

[1]) Auf dieses Telegramm ist an Se. Durchlaucht folgende Antwort ergangen: „Ich bitte der hochgeehrten Kolonialgesellschaft meinen herzlichsten Dank für den mir gesandten Glückwunsch gütigst abstatten zu wollen.
A. Hafenwinkel, Kapitän der Martha.“

Digitized by Google

zusammenhängende Bestrebungen, und die einzelnen Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Veranstaltung solcher Sammlungen veranlassen."

Der Vertreter der Abteilung Köln, Herr v. Recklinghausen, zog nach den Erläuterungen des Fürsten Hohenlohe den Antrag der Abteilung zurück.

Ein Antrag der Abteilung München wurde in folgender, gegen die ursprüngliche Fassung etwas modifizirter Form angenommen:

„Mitglieder, welche einer am Orte ihres Wohnsitzes bestehenden Abteilung nicht beitreten, haben den Jahresbeitrag der Mitglieder der Abteilung zu zahlen." [1])

Als Ort der Hauptversammlung für das nächste Jahr wurde Köln bestimmt.

Mit einem Hoch auf Se. Durchlaucht den Fürsten zu Hohenlohe trennte sich die Versammlung gegen 7½ Uhr.

Das neue Weißbuch über Samoa.

Ein neu ausgegebenes Weißbuch über Samoa enthält einen Bericht des Konsuls Dr. Knappe über die Ereignisse bis zum 31. Januar d. J.: über die Einschließung der Deutschen, die Plünderung der deutschen Pflanzungen, den Brand des deutschen Konsulats, die Vereitelung einer Verständigung durch fremde Agitation und über die Erklärung des Kriegszustandes. Den Bericht begleiteten dreißig Anlagen. Das letzte Aktenstück ist ein vom 9. März d. J. datirter Erlaß des Reichskanzlers Fürsten Bismarck an den Kaiserlichen General-Konsul Dr. Stübel in Apia, welcher lautet:

„Die in dem Bericht des Konsuls Knappe vom 31. Januar d. J. enthaltenen Mitteilungen über die Vorgänge auf den Samoa-Inseln bestätigen die Vermutung, daß derselbe in seinem Auftreten den Vertretern der fremden Mächte, wie auch den Eingeborenen gegenüber nicht mit der Ruhe und Kaltblütigkeit vorgegangen ist, welche für eine richtige Behandlung internationaler Fragen die unerläßliche Vorbedingung bilden und außer den gegebenen Instruktionen und den, Herrn Knappe als Mitarbeiter des Auswärtigen Amts genau bekannt gewordenen Regeln und Zielen der Politik Sr. Majestät des Kaisers entsprochen haben würden.

„Seine wiederholte amtliche Angabe, daß ihm von der Kaiserlichen Regierung die Ermächtigung oder der Auftrag erteilt sei, den Krieg oder auch nur den Kriegszustand zu erklären, beruht auf Willkür oder einem schwer erklärlichen Irrtum.

„Die telegraphische Weisung vom 8. Januar d. J., welche Konsul Knappe wahrscheinlich als Entschuldigung für sein Vorgehen anführen wird, stellt nur thatsächlich fest, daß die aufständischen Samoaner durch den Überfall vom 18. Dezember v. J. einen Kriegszustand mit uns herbeigeführt haben, derselbe blieb danach selbstverständlich auf Mataafa und seine Anhänger beschränkt. Es ist schwer verständlich, wie Konsul Knappe dies als eine Ermächtigung zur Erklärung des Kriegszustandes für alle Bewohner der Samoa-Inseln in der ganzen geographischen Ausdehnung, also ohne Rücksicht auf deren Parteistellung oder Nationalität, auffassen könnte. Der von uns anerkannte Souverän der Inseln, Tamasese, lebte mit uns in Frieden, also völkerrechtlich blieb der samoanische Staat im ganzen mit uns in Frieden und die Souveränetät des befreundeten Tamasese deckte für uns alle Fremden im Lande gegen Anwendung des Kriegsrechts. Die Gefahren und Konflikte, welche ein solcher Versuch, über Personen und Eigentum der Engländer und Amerikaner in Apia die kriegsrechtliche Jurisdiktion auszuüben, nach sich ziehen konnte, hat Konsul Knappe in seinem Bericht selbst hervorgehoben. Ich habe den Eindruck, daß die Empfindlichkeit über Mangel an Respekt und der aufhetzende Brief des Hauptmanns Brandeis vom 13. Dezember v. J. in Verbindung mit der Anwesenheit von drei deutschen Kriegsschiffen Herrn Knappe die Kaltblütigkeit benommen haben, welche allein seinen Blick für die Situation und deren mögliche Folgen vor Trübung bewahren konnte. Auch in der Korrespondenz mit seinen Kollegen scheint mir sein Ton ein schroffer und aufgeregter, welcher sich gelegentlich sogar zu Drohungen gegen die andern Konsuln versteigt.

„Auf eine Widerlegung der juristischen Argumente, welche bei Vorladung und Verhaftung von Ausländern in Apia, bei der Durchsuchung fremder Schiffe und bei sonstigen Maßregeln entwickelt sind, will ich hier nicht eingehen, da die von Konsul Knappe und Kapitän Fritze irrtümlich erlassenen Proklamationen und Anordnungen inzwischen auf Grund diesseitiger Richtigstellung wieder aufgehoben sind. Wegen der in Betracht kommenden völkerrechtlichen Gesichtspunkte verweise ich auf das im Weißbuch über Samoa, Seite 49 bis 51, abgedruckte Schreiben an den stellvertretenden Chef der Admiralität vom 5. Februar d. J.

„Euer Hochwohlgeboren ist bekannt, daß die von Konsul Knappe bei den Verhandlungen mit Mataafa gemachten Forderungen, daß Deutschland die Verwaltung der Samoainseln, einschließlich der politischen Vertretung nach außen, übernehmen solle, ungerechtfertigte waren, und daß deren sofortige Zurückziehung von hier telegraphisch angeordnet ist.

„Die ferneren Ausführungen in dem vorliegenden Bericht, daß eine Annektirung der Inselgruppe durch Deutschland sämtlichen Samoanern am liebsten sein würde, daß aber trotzdem geringe Hoffnung auf Nachgiebigkeit der Aufständischen vorhanden sei, erscheinen teils widerspruchsvoll, teils ohne praktische Bedeutung, da ohne Zustimmung Englands und der Vereinigten Staaten eine Veränderung der politischen Stellung Samoas vertragsmäßig nicht angestrebt werden kann. Es ist mir unverständlich, wie Herr Knappe noch jetzt auf den Annexionsgedanken wieder zurückkommen konnte, nachdem er durch seine Mitarbeit im Auswärtigen Amt, seine Instruktionen und durch die jüngste Korrespondenz wissen mußte, daß alle Annexionsgelüste bezüglich Samoas mit der Politik, die ich nach kaiserlichen Intentionen leite, in direktem Widerspruch stehen.

„Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, auch in dieser Beziehung von allen Verhandlungen Abstand zu nehmen und weitere Instruktionen von hier abzuwarten."

[1]) Siehe Bekanntmachung an Spitze des Blattes.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. An dem Herrenabend vom 25. d. M. sprach Herr Dr. Polakowsky über den Panamakanal. Zu Anfang der siebenziger Jahre dieses Jahrhunderts schien die Zeit gekommen, wo der Weltverkehr energisch die Herstellung des interozeanischen Kanales auf dem Isthmus von Amerika verlangte. Man glaubte, daß der Transit so bedeutend sein werde, daß er zur Verzinsung des Baukapitals genüge. Besonders in Frankreich interessirte man sich lebhaft für dieses Unternehmen. Es bildeten sich 1876 zwei kleine Gesellschaften in Paris. Die eine, die Société civile, sandte 1876—1878 mehrere Expeditionen, unter Leitung des Herrn L. Wyse, nach Darien. An der Spitze der anderen (Comité français) trat Herr Graf Ferdinand von Lesseps. 1879 berief die Geographische Gesellschaft zu Paris auf Antrieb des Herrn von Lesseps einen internationalen Kongreß nach Paris, wo über die Frage des „Wo?" für den Kanal definitiv entschieden werden sollte. Nach sorgfältiger Prüfung aller Projekte erklärte der Kongreß nur vier für möglich. Davon wurden als geringwertig die von San Blas und Atrato-Napipi bald ausgeschieden, und blieben also nur das von Nicaragua als das Beste für einen Schleusenkanal, und die Panamaroute. Diese wurde als die einzige Stelle des Isthmus bezeichnet, wo es möglich sei, einen Niveaukanal zu erträglichen Kosten zu erbauen. Mit großer Majorität nahm der Kongreß diese Route an. Die Kosten des Baues wurden (bei 6 Kilometer langem Tunnel) auf 1200 Millionen Franken geschätzt. Herr v. Lesseps stellte sich sofort mit der ihm eigenen Energie und Reklame an die Spitze der neuen Gesellschaft. Aber der erste Versuch der Aktienzeichnung (August 1879) mißlang, erst als Herr v. L. Nordamerika und einen Teil von Frankreich bereist und überall Vorträge über den geplanten Kanal gehalten hatte, gelang ein zweiter Versuch (Dezember 1880) glänzend. Redner gab nun an der Hand der Berichte, welche Herr v. L. auf den zehn Generalversammlungen der Aktionäre erstattet hatte, einen kurzen Abriß der Geschichte der Compagnie Universelle du Canal Interocéan de Panama, auf die zahlreichen Widersprüche, ungemein optimistischen Angaben und Berechnungen und falschen Prophezeiungen hinweisend. Als drei große, gleich im Anfange gemachte Fehler, welche für den Bau verhängnisvoll wurden, hob Redner hervor, daß das Aktienkapital viel zu niedrig war (300 Millionen Franken), daß der Bericht der technischen Kommission vom 14. Februar 1880, welcher die auszuhebenden Erd- und Felsmassen auf 75 Millionen Kubikmeter und die Arbeitskosten (ohne alle Zinsen) auf 843 Millionen Franken berechnete, von Herrn v. Lesseps kritisirt und unbeachtet gelassen wurde, und daß man die warnenden Stimmen englischer und amerikanischer Finanzgrößen, welche erklärten, daß eine Privatgesellschaft nie zu erträglichen Zinsen die ungeheuren Summen zur Erbauung dieses Kanals auftreiben werde, überhörte. Durch Ausgabe der Aktien und 3 Serien von Obligationen nahm die Gesellschaft bis Ende 1884 ca. 720 Millionen Franken zu 6 Prozent Zinsen inkl. Amortisation auf. Dann aber mußte sie für die folgenden 2 Serien der Obligations Nouvelles 9½ Prozent bewilligen. Ende 1887 kamen Herr v. Lesseps und die Leiter der Gesellschaft zu der Überzeugung, daß der geplante Niveaukanal zu viel Zeit und Geld erfordere, und man entschloß sich zur Erbauung eines Schleusenkanales, gegen welchen besonders Herr v. L. immer geeifert hatte. Herr Eiffel wurde mit der Erbauung der Schleusen beauftragt. Am 9. Juni 1888 wurde das Gesetz publizirt, welches die Gesellschaft zur Ausgabe von Lotterie-Obligationen ermächtigte. Es wurden 2 Millionen dieser Obligationen ausgelegt, aber — trotz aller Agitation — nur 800 000 gezeichnet. Am 14. Dezember 1888 wurde die Einstellung der Bezahlung von Zinsen und Amortisation aller Anleihen (mit Ausnahme der Lotterie-Obligationen, für welche ein Garantiefond deponirt worden), publizirt. Das Gericht ernannte drei Administratoren. Die Aktiva der Gesellschaft bestanden in den Aktien der Panamabahn (93 Millionen Franken), in Maschinen und sonstigen Materialien (90 Millionen), in Gebäuden und Grundstücken (40 Mill.) und in 250 000 Hektar Urland, dessen Wert aber als gering anzuschlagen ist. Ausgehoben waren bis Ende 1888 ca. 54 Mill. Kubikmeter. Es waren für den Niveaukanal noch mindestens 70, für den Schleusenkanal noch 40 Millionen Kubikmeter fortzuräumen. Die Gesammteinnahmen der Gesellschaft betrugen etwas über 1300 Millionen Franken. — Um die Arbeiten wenigstens bis 15 Februar 1889 mit sehr beschränkter Arbeiterzahl fortzuführen, hatte die Gesellschaft, wie die Administratoren auf der 11. Generalversammlung vom 24. Januar 1889 erklärten, die Hälfte der Aktien der Panamabahn verpfänden müssen. Alle Versuche des Herrn v. L. zur Bildung einer neuen Gesellschaft sind mißlungen, wie er in einem Briefe vom 9. Februar erklärt, in dem er die Aktionäre und Obligationsinhaber an den vom Gerichte ernannten Liquidator verweist. Diesem ist es durch neue Opfer gelungen, eine kleine Arbeiterschar auf dem Isthmus bis Ende März zu fesseln. Die Frage, ob es nun ratsamer sei, den Panamakanal zu vollenden, oder den Nicaraguakanal in Angriff zu nehmen, erklärte Redner für eine offene.

— Abteilung Aachen. Die im Dezember 1888 gegründete Abteilung nimmt einen erfreulichen Aufschwung; am 22. Januar veranstaltete sie eine Aufführung lebender Bilder zu gunsten der Antisklavereibewegung mit vielem Erfolg und am 15. Februar und 16. März Herrenabende, welche zahlreich besucht waren. An dem letzteren berichtete Herr Amtsgerichtsrat Dilthey über seine Reise in die ostafrikanischen Gebiete, von denen er die Gegenden von Pangani und Mombassa als ganz besonders zum Plantagenbau geeignet bezeichnete, und sprach zum Schluß die sichere Erwartung aus, daß es der Expedition Wißmann gelingen werde, die verloren gegangenen Stationen wieder zu erobern und das durch die Ereignisse der letzten Monate an die Araber übergegangene Prestige der Europäer in Ostafrika wieder herzustellen und jene Gebiete zum Segen des Vaterlandes für Kultur und Zivilisation zu erschließen.

— Die Abteilung Köln hat in der Hauptversammlung vom 8. d. M. die Neuwahl ihres Vorstandes angenommen. Nach Verteilung der Ämter setzt sich derselbe wie folgt zusammen: Geheimer Kommerzienrat Eugen Langen, Vorsitzender; Oberlandesgerichtspräsident Dr. Strucksmann, Ober-

staatsanwalt Hamm, Dompropst Dr. Berlage, stellvertretende Vorsitzende; Referendar Clemens, Schriftführer; W. von Recklinghausen jun., Schatzmeister; Leutnant Herold, Bibliothekar. Zugewählt sind die Herren Gymnasial-Oberlehrer Dr. Didolff, Realgymnasial-Oberlehrer und Religionslehrer Hespers, Kommerzienrat Gustav Michels, Oberst Schlüter, Regierungsrat von Ysselstein; außerdem als Ehrenmitglied der Abteilung Herr Dr. theol. Friedrich Fabri. Der Vorstand hat aus seiner Mitte und aus der Zahl der Mitglieder der Abteilung 5 Ausschüsse ernannt, nämlich für die Bibliothek, für die Presse, für die Vortragsabende, für die Herrenabende und für die Agitation. Im verflossenen Winter fanden 10 Vorstandssitzungen statt, deren Beschlüsse über die Frage der Bekämpfung des Sklavenhandels von besonderer Bedeutung sind. Den Mitgliedern der Abteilung wurden außer der großen Volksversammlung und der Aufführung lebender Bilder im Gürzenich 13 Vorträge zugänglich gemacht.

Kleine Mitteilungen.

— (Aus Sansibar) erhielt die „Kölnische Zeitung" am 24. folgende Depesche: Der Admiral gewährte Buschiri Waffenruhe für die Umgebung Bagamoyos; die „Schwalbe" beschoß am 23. d. M. Saadani.

— (Der Transportdampfer „Martha",) welcher am 23. in Hamburg eingetroffen ist, um das gesamte Kriegsmaterial und die Ausrüstungsgegenstände der Wißmannschen Expedition nach ihrem Bestimmungsorte zu bringen, wird nach einigen Tagen von dort abfahren. Während der Überführung ist Premierleutnant Krenzler Chef der Expedition. Die Anwerbung der Sudanesen in Ägypten ist unter günstigen Verhältnissen verlaufen, und ein Teil der Truppen, 3 Kompanien, ist, wie wir erfahren, bereits nach Sansibar unterwegs, während die zwei weiteren Kompanien so schnell als möglich nach Suez befördert werden sollen.

— (Aus Südwestafrika.) Als ein Beweis, wie sehr die kürzlich verbreiteten, aus englischen Quellen stammenden Berichte über die Vorgänge in Deutsch-Damaraland übertrieben waren und wie wenig Einfluß diese Vorgänge auf die geschäftlichen Interessen der dort ansässigen deutschen Kaufleute ausüben, wird uns von der Handelsgesellschaft „Deutsch-Westafrikanische Kompanie, Brueckner & Comp." ein aus Walfischbai, den 2. Februar 1889 datirter Originalbericht des Bevollmächtigten genannter Firma zur Verfügung gestellt, dem wir folgendes entnehmen: „Am 19. Oktober reiste ich von hier nach Otymbingue ab, teils um mich über den Stand unseres Viehpostens zu orientiren, teils um mit den Händlern im Inlande Geschäftsverbindungen und mit den eingeborenen Häuptlingen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Ich wählte für diese Reise die Route über Tincas, Onanis, Tsaobis nach Otymbingue, die ich noch nicht kannte und die des guten Weidefeldes wegen allgemein gelobt wurde, während auf dem gewöhnlich befahrenen Fußwege das Futter infolge der ungewöhnlich geringen Regenmenge des vorigen Jahres sehr knapp sein sollte. Ich fand auf dem ganzen Wege das Feld sehr gut und den ganzen Weg mit Ausnahme einiger sehr steiniger Stellen in gutem Zustande; dagegen ist das Wasser auf Klein Tincas stark brackig und auf Onanis jetzt am Ende der trockenen Zeit sehr knapp, so daß wir Mühe hatten, für die vier Gespanne Ochsen, die gleichzeitig dort waren, genügende Quantitäten zu finden. Auf Otymbingue angekommen, erfuhr ich die Nachrichten über die Verhandlungen zwischen Herrn Dr. Goering, Maharero und Lewis, über die ich schon von dort aus berichtete. Nachdem sämtliche neuangekommenen Deutschen (die Regierungsangehörigen, die Beamten der Kolonialgesellschaft und des Geldsyndikats) abgereist waren, verzogen sich auch die beiden eingeborenen Häuptlinge Zacharias und Elias, sowie die einflußreicheren Hereros, jedenfalls weil keiner von ihnen die Verantwortung für etwaige Gewaltthaten von seiten der aufgeregten Leute übernehmen wollte. Einen großen Teil der mitgenommenen Waren hatte ich an die Händler Hälbich und Rädecker verkauft und machte mich fertig, um nach Omaruru weiter zu reisen. Auf dem Wege dahin traf ich Elias von Otymbingue auf seinem Viehposten, handelte von ihm einige Ochsen ein und fuhr über Etiro weiter nach Erongo, wo augenblicklich die Werft von Manasse stand und auch der größte Teil der sonst in Omaruru ansässigen Leute wohnte, weil auf letzterem Platz das Feld zu abgeweidet war, um dort die Ochsen noch längere Zeit halten zu können. Manasse, der ganz auf seiten der Deutschen steht und als der rechtmäßige Oberkapitän von Otymbingue gilt, gab uns schriftlich die Erlaubnis, auf Otymbingue einen Store auf einem uns passenden Platz zu errichten und unsern Viehposten nach Obib zu legen und dort zu halten. Wir hielten uns auf Erongo 3 Tage auf und wurden während dieser Zeit in der freundschaftlichsten Weise behandelt. Wir kauften hier ca. 20 Ochsen und 30 Stück Kleinvieh und fuhren dann weiter nach Omaruru, wo wir nach einer Reise von einem Tage eintrafen. Auch hier blieb ich nur einige Tage, handelte von dem dort wohnenden Händler Pürainen 10 Ochsen und 60 Stück Kleinvieh gegen Waren ein und kehrte über Erongo nach Otymbingue zurück, wo ich am 3. Dezember wieder eintraf. Dannert war seine Wohnung gekündigt und Dr. Goering, der Otymbingue verließ, hatte ihm das Reichskommissariatsgebäude, sowie den dazu gehörigen Garten zur unentgeltlichen Benutzung überlassen, um das Haus nicht unbewohnt der Willkür der Eingeborenen zu überlassen. Diese letzteren aber hatten die Umzäunungen durchbrochen, im Garten Ochsen geschlachtet und mit größtem Lärm ihre Nationaltänze aufgeführt, ihre Gewehre abgefeuert und sich so flegelhaft wie möglich benommen, um zu zeigen, daß sie Reichseigentum als jetzt ihnen gehörig betrachteten. Manasse nun verbot dies und machte den Otymbinguer Unterhäuptlingen zur Pflicht, ferneren Unfug zu verhindern, die betreffenden Anstifter zu bestrafen und dafür zu sorgen, daß von dem Eigentum des Deutschen Reichs nichts beschädigt würde. Wenn diese Order auch nicht sofort befolgt wurde, so wurde es doch allmählich ruhiger und jetzt läßt sich selten noch ein Herero sehen. Auch die Leute von Otymbingue, von denen zwar eine Partei die Oberkapitänschaft von Manasse nicht anerkennen will, sondern der Ansicht ist, daß sie unter Maharero stehen, während eine dritte sich für ganz selbständig und unabhängig hält, würden uns bei Errichtung eines Stores keine Schwierigkeiten in den Weg legen, weil alle Eingeborenen Handelsniederlassungen gern sehen und begünstigen. Selbst von Maharero würden wir nach meiner Ansicht nicht gehindert werden, da zur Zeit wenig Händler im Lande sind und die Eingeborenen europäische Waren notwendig gebrauchen und gern zu kaufen wünschen. Jetzt haben wir in dem von Dannert bewohnten Regierungsgebäude in Otymbingue ein Zimmer zum Store eingerichtet, und wenn dies auch für die erste Zeit genügt, so müssen wir doch immer auf den Fall vorbereitet sein, daß Dr. Goering nach Otymbingue im Laufe einiger Monate zurückkehrt und wir dann gezwungen sind, so schnell wie möglich selbst zu bauen, da dort stets ein großer Bedarf in europäischen Artikeln ist."

— (Von der Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft) ist uns mit Bezug auf die Notiz in Nr. 9 der „Kolonialzeitung", die Sitzung des Verwaltungsrates der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika betreffend, eine Mitteilung zugegangen, daß nach ihrer Auffassung thatsächlich abbauwürdige Goldlagerstätten aufgefunden worden seien. Ihre Ingenieure z. B. hätten ca. 100 Kilometer nordöstlich von der Küste (Walfischbai) mehrere goldführende Quarzgänge gefunden, von denen zahlreiche Proben entnommen wurden. Die Gesellschaft hat dieselben in den Laboratorien der Berliner und Freiburger Bergakademien, sowie von dem vereideten Metallprobirer Görtz hier analysiren lassen, und die Resultate ergaben einen Metallgehalt von 0,196 bis 11,8 Unzen Gold pro Tonne Gesteins. Zu diesem Goldgehalt tritt auch ein erheblicher Gehalt an Silber hinzu, der bis zu 5 Unzen die Tonne beträgt. Die Schurfarbeiten sind soweit ausgeführt worden, daß die Ingenieure das Vorkommen als einen Gang mit Fug und Recht ansprechen konnten. Die Gesellschaft habe somit Resultate aufzuweisen, welche ihr für einen im Schutzgebiet zu etablirenden Betrieb genügende Garantien für eine reiche Ausbeute versprächen. Zugleich werden wir auf folgende Londoner Nachricht der „Vossischen Zeitung" vom 19. März aufmerksam gemacht: „Nach Meldungen, die in Kapstadt aus der Walfischbai eingegangen sind, fanden die Deutschen in Damaraland vom Flusse Zwaarkop bis Kuneni Gold in lohnender Menge, aber infolge der von Lewis ergriffenen Schritte zur Geltendmachung seiner Rechte stellten sie die weitere Ausbeute ein und strömten massenhaft nach der Walfischbai, wo sie die Weisungen der deutschen Regierung, was sie thun sollen, abwarten. Die Lage der Goldminen ist nur ihnen bekannt." Die Bezeichnung des Kuneni ist falsch; der nördlichste Punkt des bis jetzt konstatirten Goldvorkommens ist der Khanfluß.

— (Zu der italienischen Protektoratserklärung in Obbia in Ostafrika) wird der „Voss. Ztg." aus Rom gemeldet, die italienische Regierung erkenne dem Vertrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft keinen politischen Charakter zu, welcher die Schutzherrschaft einer anderen Macht ausschließe, und berufe sich auf die regelrechte Mitteilung über die Schutzherrschaft an die Berliner Konferenzmächte.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 1. April. Vortrag des Herrn Regierungsbaumeisters Hoffmann über: „Die Reise des Grafen Teleki".

An die Herren Abteilungsvorstände richten wir das ergebene Ersuchen, uns bei der Aufrechterhaltung der Ordnung in Buchführung und Expedition dadurch unterstützen zu wollen, daß bei Aufgabe von Wohnungsveränderungen der Mitglieder über folgende Punkte genaue Angaben gemacht werden:

1. ob der Mitgliedsbeitrag für das laufende Jahr von den Verziehenden bereits bezahlt ist und an wen?
2. bis zu welcher Nummer derselbe die Zeitung erhalten hat?

Wir machen bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf aufmerksam, daß der Verziehende aus seiner bisherigen Abteilung ausscheidet und der Abteilung seines neuen Wohnortes beziehungsweise dem Hauptverein überwiesen wird.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Quittung.

über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt. Außerordentliche Beiträge von Semelson 100 M.; Frau M. Bourjau 6 M.; Frau Emmy Loempcke, Domersleben 20 M.; Zweigverein Eberswalde 30 M.; Herrn Oberfalzinspektor Grotrian, Schöningen 10 M.

An laufenden Mitgliederbeiträgen 66 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1479 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 14. Berlin, 6. April 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Kolonisation im großen Stil. Von Dr. Karl Kaerger. — Die Samoa-Inseln. (Mit Karte). — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Kolonisation im großen Stil.

Von Dr. Karl Kaerger.

Den Ausführungen des Herrn C. Bolle über die Disziplinirung der deutschen Auswanderung (siehe Nr. 13 der Kolonialzeitung), mit denen ich in allen Punkten durchaus übereinstimme, möchte ich einige praktische Vorschläge hinzufügen, zu denen mir mein Kolonistenleben und meine wirtschaftlichen Forschungsreisen in Brasilien den Stoff und die Begründung liefern sollen. Es wird dabei vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß ich während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Rio de Janeiro die hier folgenden Vorschläge mit Herrn Bolle ausführlich besprochen habe, und daß wir hierbei zu einer vollständigen Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten gelangten.

In erster Linie waren wir darüber einig, daß zur Organisation der Auswanderung vor allen Dingen eine kapitalkräftige Gesellschaft gehöre. Herr Bolle sprach allerdings von einem Kapital von 20 Millionen Mark, während ich zu der Ansicht neigte, daß eine solche Summe in Deutschland vorläufig sicherlich nicht zu beschaffen wäre, und daß wenigstens für den Anfang der zehnte Teil desselben sich als ausreichend erweisen dürfte. Schlüge die Sache ein, so würde es nicht schwer halten, das Kapital zu vervielfachen.

Daß von diesem Umstande, d. h. von der Rentabilität der Anlage, das Gedeihen und der Fortschritt des ganzen Unternehmens überhaupt abhängig ist, leuchtet von selbst ein, und das zu lösende Problem liegt eben darin, einen Weg zu finden, welcher beides: die Rentabilität des von der Gesellschaft aufgewandten Kapitals und eine ausreichende Sorge für das Schicksal der Auswanderer, ermöglicht.

Bei der bisherigen praktischen und theoretischen Beantwortung dieser Frage hat man stets drei Punkte außer Acht gelassen, die für die deutsche Auswandereransiedelung der Gegenwart von ausschlaggebender Bedeutung sind:

1. Wir können die Auswanderung nur noch in fremde Kulturstaaten lenken.
2. Es stehen uns vom wirtschaftlichen und vom Standpunkt der Nationalitätsbewahrung aus nur noch subtropische Gebiete zur Verfügung.
3. Die Einteilung aller Kolonien in Herren- und Bauernkolonien ist eine durch und durch doktrinäre, die den thatsächlichen Verhältnissen absolut nicht entspricht.

1. Der Umstand, daß wir nur noch in fremden Kulturstaaten kolonisiren können, macht die Kolonisation für uns in erster Linie sehr kostspielig. Denn wir müssen das nötige Land erst von der fremden Regierung und oft zu verhältnismäßig sehr hohen Preisen kaufen, während, wenn der Staat selbst sein eigenes Gebiet besiedelt, er gar keine, und wenn er diese Thätigkeit nationalen Gesellschaften überläßt, diese gewöhnlich nur verhältnismäßig geringe Auslagen für den Landerwerb zu machen haben. Kauft also eine deutsche Gesellschaft beispielsweise in Brasilien Land, um es an Kolonisten zu parzelliren, so wird sie viel schlechter gestellt sein, als Staat, Gesellschaften oder selbst Private in Nordamerika es in früheren Zeiten waren. Sie kann die Parzellen nur zu einem verhältnismäßig hohen Preise abgeben, ein Umstand, der die Zahl der Kauffähigen erheblich beschränkt, und sie erleidet, wenn die Kaufgelder — wie das nur zu oft der Fall ist — nicht regelmäßig eingehen, nicht nur eine Verringerung ihres Gewinns, sondern auch durch die Unmöglichkeit, mit den Eingängen die teuren von ihr gezahlten Landkaufgelder zu verzinsen, direkte Verluste. Zweitens aber bedingt der Umstand, im fremden Lande kolonisiren zu müssen, eine große Unsicherheit bezüglich der Stellung der Regierung gegenüber der kolonisirenden Gesellschaft. Die Thätigkeit derselben hatte vielleicht zu einer Zeit begonnen, in der man der Einwanderung ihrer Volksgenossen freundlich entgegenkam, man hatte ihr deshalb Unterstützungen zugesichert, auf deren Fortbestehen die Gesellschaft ihre Rentabilitätsberechnungen stützte, und plötzlich nun schlägt die Stimmung um, und man entzieht oder beschränkt die Subventionen in willkürlicher Weise. Das erste Bedingnis für eine Kolonisationsgesellschaft muß daher das sein, daß sie pekuniär vollständig selbständig und von der fremden Regierung unabhängig dasteht. Ein warnendes Beispiel für die Schädlichkeit des entgegengesetzten Verfahrens liefert die Geschichte des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849 und der von ihm in der brasilianischen Provinz Santa Catharina gegründeten Kolonie Dona Francisca.

2. Von wesentlichstem Einfluß auf die thatsächliche Ausgestaltung der deutschen Kolonisation aber ist die Thatsache, daß dieselbe sich notgedrungener Weise nach subtropischen Gebieten richten muß. Diese nun haben die Eigentümlichkeit, daß ihr Klima zwar dem Europäer die Landarbeit gestattet, daß es aber zur Erzeugung der von diesem in seiner Heimat angebauten Kulturgewächse in den meisten Fällen nicht tauglich ist.

Der Deutsche, der nach Nordamerika auswandert, kann ruhig sich selbst überlassen werden. Er findet dort eine ihm bekannte Kultur,[1]) die mit ihm bekannten Mitteln betrieben wird, und die, wenn er sie in gewohnter Weise betreibt, ihm als die Erzeugerin von Welthandelsprodukten einen sichern Gewinn abwirft. Ganz anderen Verhältnissen sieht sich der Deutsche in Brasilien gegenübergestellt. Dort trifft er fast keine ihm bekannte, dafür aber eine Fülle ihm fremder Kulturen an. Dies hat zwei ungeheuer schwerwiegende Nachteile für ihn im Gefolge. Erstens versteht er es nicht, die fremden Gewächse richtig zu kultiviren, und insbesondere nicht — und darin liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage — die Ernten aus denselben so zu behandeln, daß er eine wirklich marktfähige Ware zu liefern im Stande ist. Zweitens aber kann er bei der großen Menge von möglichen Kulturen nie genügend beurteilen, welche von denselben, je nach der Qualität des Bodens, den Absatz- und Transportverhältnissen seiner Kolonie und je nach der Lage des Weltmarktes, die rentabelste für ihn ist.

Daraus folgt, daß in subtropischen Kolonien der Kolonist nicht sich selbst überlassen bleiben darf, sondern von wohlwollender, aber auch selbst dabei interessirter Seite darauf hingewiesen werden muß, was und wie er zu bauen hat. Die wirtschaftliche Krisis in den südbrasilianischen Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná ist nicht etwa auf die zu geringe Produktionsfähigkeit dieser fruchtbaren Gebiete, sondern einzig und allein auf den Umstand

[1]) Der Verfasser übersieht hier, daß in den südtropischen Gebieten Südbrasiliens, wie in Rio Grande do Sul, auch Kartoffeln und Tabak, und andere den Deutschen wohlbekannte Kulturpflanzen, gebaut werden. D. R.

Digitized by Google

zurückzuführen, daß die bisher von den Kolonisten gebauten Produkte ihren Wert verloren haben und daß die Kolonisten ohne eine energische Anregung von außen sich nicht entschließen können, zu anderen Kulturen überzugehen.

3. Gerade die thatsächlichen Verhältnisse in den subtropischen Kolonien sind geeignet, die doktrinäre Vorstellung, als ob es nur entweder Herren- oder Bauern-Kolonien geben könne, aufs gründlichste zu zerstören. Denn hier ist das Klima so beschaffen, daß der Auswanderer als Bauer selbst arbeiten kann, und sind die Produkte — zum Teil bekanntlich dieselben, die in den eigentlichen Tropen gezogen werden — so werthvoll, daß ihre Kultur auch dem Pflanzer, der mit fremden Kräften arbeitet, hohe Gewinne abwirft. Und gerade diese Thatsache ist es, die jene für die wirtschaftliche Blüte einer Ansiedelung so ungemein wertvolle Mischung von Großgrundbesitzern, Bauern und ländlichen Arbeitern, welchen nach kurzer Zeit die Verselbständigung offen steht, ermöglicht.

Auf Grund aller dieser vorhergehenden dargelegten Thatsachen nun glaube ich, daß folgendes Vorgehen einer Kolonisationsgesellschaft von bestem Erfolg begleitet sein würde.

Die Gesellschaft darf sich nicht, wie der Hamburger Kolonisationsverein von 1849, hier darauf beschränken, das von ihr erworbene Terrain parzellenweise an die Auswanderer zu verkaufen und diese sodann — wirtschaftlich — ihrem Schicksale zu überlassen. Sie muß vielmehr vor allen Dingen die von den Kolonisten gebauten Produkte diesen abkaufen, sie in marktfähigen Zustand bringen und eventuell industriell verarbeiten und sie dann auf den Weltmarkt werfen. Die Vortheile, welche hieraus für die Gesellschaft sowohl, wie für die Kolonisten entstünden, sind geradezu von unübersehbarer Tragweite. Die Gesellschaft, welche durch ihre kaufmännischen, in Deutschland wohnenden Mitglieder von den wechselnden Konjunkturen der tropischen und subtropischen Welthandelsprodukte stets genau unterrichtet werden könnte, würde die Kolonisten auf den Anbau der rentabelsten Gewächse hinweisen, sie würde, damit sie ein gutes Produkt von ihnen erhielte, sich angelegen sein lassen, dieselben mit der besten Kulturmethode bekannt zu machen, sie würde, um den Transport dieser Produkte in ihrem eigenen Interesse möglichst zu verbilligen, für gute Wege in den Kolonien sorgen, und würde durch den Vertrieb der daselbst gewonnenen Erzeugnisse und durch deren industrielle Verwertung einen so hohen Gewinn erzielen, daß sie die Kaufbedingungen für die Kolonistengrundstücke möglichst günstig stellen und die durch Nichteingang von Kaufgeldern unvermeidlich entstehenden Verluste vollauf damit decken könnte.

Die Kolonisten andererseits würden von einem Übelstande befreit, an dem so viele neue Ansiedelungen gescheitert oder wenigstens im Nichtverhungerungszustand stecken geblieben sind, dem Mangel an lohnendem Absatz. Sie wären nicht mehr genötigt, wie das in Brasilien noch unendlich häufig vorkommt, ihre Produkte beim Kaufmann gegen Waren abzusetzen, die sie im Augenblick gar nicht benötigen, und die sie viel zu teuer bezahlen müssen. Sie fänden vielmehr in der Gesellschaft einen sicheren, bar bezahlenden Abnehmer, welcher insbesondere auch durch Würdigung der Qualität der Produkte gar den Kolonisten zu einer sorgfältigen Kulturmethode anspornen könnte.

Aber damit hätte die Gesellschaft noch nicht genug gethan. Dieselbe muß vielmehr ganz unbedingt selbst Landwirtschaft betreiben, sie muß eine Verbindung der Herren- und der Bauernkolonien, der Kultivation und der Kolonisation, erstreben. Und das aus mehrfachen Gründen.

Erstens weil sie dadurch eine hohe Rente aus ihrem Kapital ziehen würde, die ihr nach Abzahlung der von den unternehmungskräftigen Aktionären wohlverdienten hohen Dividenden erlaubte, eine größere Ausdehnung der weniger, ja wenn sie sich auf bloße Landparzellirung beschränkt, oft gar nicht rentablen Kolonisation ins Werk zu setzen, und insbesondere auch ihr die Mittel lieferte, um die zur Erhaltung der Nationalität dienenden Anstalten, wie Schulen und Kirchen und andere gemeinnützige Institute, ins Leben zu rufen.

Zweitens aber würde die eigene Landwirtschaft der Gesellschaft den Kolonisten als ein zur Nachahmung anreizendes Beispiel dienen. Ich will damit etwa nicht die Einrichtung sogenannter Musterwirtschaften, die gewöhnlich die enormen in sie hineingesteckten Kapitalien nicht verzinsen, sondern nur den ganz simplen Betrieb rentabler Kulturen befürworten, und ich stütze mich dabei auf die Erfahrung, daß der Bauer auf Ratschläge nur selten hört, daß er aber, wo er einen praktischen Erfolg vorliegen sieht, weit eher zur Nachahmung sich geneigt zeigt.

Schließlich würde durch den Eigenbetrieb von Landwirtschaften die Gesellschaft unbemittelten Auswanderern durch die ihnen gewährte Arbeit die Gelegenheit gewähren, sich das zur Verselbständigung nötige Kapital zu verdienen und zu gleicher Zeit in dem Betrieb der gleichen Kulturen, die er selbst später in die Hand nehmen wird, Erfahrungen zu sammeln. Nur auf diese Weise ist es möglich, vollständig mittellosen Leuten zu eigenem Grundbesitz zu verhelfen, und ich dächte, daß das noch eine bei weitem erstrebenswertere Aufgabe sei, als die Ansiedlung von Leuten, die ein, wenn auch noch so kleines Kapital mit sich bringen. Tüchtige Elemente finden sich unter den Proletariern doch ebensoviele wie unter heruntergekommenen Kleingrundbesitzern.

Nur eine derartige Inangriffnahme der infolge der Jahr für Jahr immer näher heranrückenden Überfüllung Nordamerikas bereits brennend gewordenen Frage, wie eine Kolonisation im großen Stil, eine Kultivationskolonisation, einzurichten sei, kann nach meiner festen Überzeugung von einem nennenswerten Erfolge begleitet sein.

Die Samoa-Inseln.

Mit Karte.[1])

Die von dem Holländer Jakob Roggeveen im Jahre 1724 entdeckte Samoagruppe liegt zwischen dem 13° 31′ s. Br. und 172° 45′ w. L. und 14° 32′ s. B. und 169° 30′ w. L. in der Richtung von WNW. nach OSO. nördlich von der Tongagruppe hin. Es sind im ganzen 10 bewohnte Inseln, und zwar von O. nach W.: Tau, Olosenga, Ofu, Aunuu, Tutuila, Ruutele, Manono, Upolu, Apolima und Sawaii. Der gesamte Flächeninhalt mißt 2,787 Quadratkilometer (50,6 Quadratmeilen), wovon auf Sawaii 31 Quadratmeilen, auf Upolu 16 Quadratmeilen, und auf die übrigen Inseln von 2,5 Quadratmeilen bis 1,5 Quadratkilometer kommen. Das Gesamtareal des Archipels ist demnach um ca. 100 Quadratkilometer kleiner als das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz. Sämtliche Inseln sind vulkanisch, haben meist ansteigende Küsten, in der Regel ohne Buchten und mit nur wenigen Ankerplätzen, welche Schiffen Schutz gewähren. Überall ist die Bewässerung reichlich, und zu den Vorzügen landschaftlicher Schönheit gesellt sich ein wunderbar mildes Klima, welches dem Europäer jahrelangen Aufenthalt gestattet. Samoa ist reich an wertvollen Baumarten, und auf der Gruppe sind über 400 000 Hektare kulturfähigen Landes vorhanden. Reis ist von Deutschen mit Erfolg angebaut worden, Taback wächst wild, auch Kaffee und Zuckerrohr gedeihen, Arrowroot, Zimmt und Thee hat man ebenfalls mit ausgezeichnetem Erfolge anzupflanzen begonnen. Wichtiger aber als alle diese sind die Baumwolle und die Kokospalme, welch letztere vornehmlich Kopra gibt. Die größte der Inseln ist Sawaii, die 70 Kilometer in der Länge und 40 Kilometer in der Breite mißt, bei einem Umfang von 400 Kilometern, aber leider nur an der Bucht von Matautu einen leidlichen Ankerplatz abgiebt. Die Insel Upolu ist etwa 52 Kilometer lang bei 15 Kilometer größter Breite. Im Norden liegt ihr Haupthafen Apia,[2]) der Sitz des Königs, der Konsulate und der auf dem Archipel bestehenden Handelsgesellschaften. Der Name Apia umfaßt eine Reihe kleiner Ortschaften der Eingeborenen, welche um die Bucht liegen und in welche, dicht am Strande, die europäischen Wohnungen und Konsulate eingestreut sind. Die Namen dieser Ortschaften sind von Westen nach Osten Matautu, in ihm liegt das englische Konsulat, eine deutsche Niederlassung (Ruge) und das Haus des deutschen Lotsen Schmidt; es folgt nach Westen und jenseit eines Flüßchens Vaisignano der Ort Apia mit dem amerikanischen Konsulat, dem deutschen Hospital, einigen andern deutschen Niederlassungen und der englischen Firma Mc Arthur & Ko., deren Mutterhaus sich in Neuseeland befindet; weiter folgt Matafele mit dem deutschen Konsulat, einer größern Reihe deutscher Niederlassungen und der französischen Mission; darauf Songi, wo sich die sehr ausgedehnten Gebäude des Hauptsitzes der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee und anderer deutscher Niederlassungen befinden; endlich Mulinuu, eine etwa 1,2 Kilometer lange und sehr schmale Halbinsel, welche, mit einer Grundlinie von kaum fünfzig Schritt ansetzend nach Nordwesten hin die Bucht von Apia abschließt. Auf Mulinuu befinden sich nur Hütten der Eingeborenen, die Hütten des Königs, das Haus seines Beirats, des preußischen Hauptmanns a. D. Brandeis, das Haus seines europäischen Militärkommandanten (eines preußischen Unteroffiziers Marquardt) und ein Regierungsgebäude. Nur die letzteren drei Häuser sind von europäischer Bauart. Der gesamte Grund und Boden von Mulinuu gehört der deutschen Gesellschaft und ist mit Kokospalmen bestanden. Der Hafen von Apia ist, wie auch auf der Illustration ersichtlich, infolge der Korallenbänke ein gefährliches Fahrwasser. Ein neuerlicher Bericht über die Einfahrt in den Hafen giebt das folgende anschauliche Bild: „Meist einige Fuß unter dem Meeresspiegel, hier und da darüber hinaussehend, strecken die Korallen ihre zackigen, in unzählige Äste verzweigten Häupter empor, in gelblicher und grünlicher Farbe von dem

[1]) Abteilungen, welche Separatabdrücke dieser auf Grund vorzüglicher Information hergestellten Karte zu haben wünschen, können dieselben vom Büreau der Gesellschaft zum Preise von vier Mk. das Hundert beziehen.

Siehe auch Nr. 5 dieses Jahrganges.

[2]) In diesem gefährlichen Hafen sind auch am 16. März während eines Orkans von furchtbarer Gewalt, welcher diese Inseln heimsuchte, S. M. Kreuzer „Adler" und S. M. Kanonenboot „Eber" untergegangen, da es ihnen nicht möglich war, die offene See zu erreichen. S. M. Korvette „Olga" lief ebendaselbst auf den Strand, aber man hofft, daß sie vielleicht wieder abgebracht werden kann. Von S. M. Kanonenboot „Eber" sind nach den ersten Nachrichten ertrunken: Kapitänleutnant Wallis, Leutnants z. S. Eckardt, v. Ernsthausen, Assistenzarzt 1. Kl. Dr. Machenhauer, Unter-Zahlmeister Kunze und die ganze Mannschaft bis auf 9 Mann. Von S. M. Kreuzer „Adler" sind 20 Mann ertrunken, dagegen hat S. M. S. „Olga" keine Verluste gehabt. Der zweite schmerzliche Verlust unserer Marine innerhalb weniger Monate! Aber diesmal sind unsere tapferen Seefahrer nicht den heimtückischen Feinden, sondern höheren Gewalten erlegen, in treuer Pflichterfüllung willig und bereit, ihr Leben für das Vaterland hinzugeben. — Auch die amerikanischen Kriegsschiffe „Trenton", „Vandalia" und „Nipsic" sind bei diesem Sturm auf ein Riff getrieben und verunglückt.

Digitized by Google

prachtvollen Blau des tiefen Wassers sich abhebend, weithin eine bunte, Landkarten ähnliche Zeichnung darbietend. Die Hauptinsel des Archipels, Upolu, liegt vor uns, in der Ferne erscheint in dunkeln Umrissen die etwas größere Insel Sawaii, der erloschene Vulkan Apolima steigt zur Linken empor, noch eine halbe Stunde Fahrt unter den größten Vorsichtsmaßregeln und der lang dahin gestreckte palmenbesäte Strand von Apia bietet seine wundervolle Szenerie dem Auge dar. In einem weiten Halbrund öffnet sich die Bai, am Strande hingestreckt tauchen die fünf Ortschaften auf, welche unter dem Namen Apia zusammengefaßt werden. Die weißen Häuser der Europäer, einige Kirchen, im Vordergrunde das Leuchtfeuer auf dem Gehöft der französischen Maristen-Mission, weiterhin das deutsche Konsulat, der große Gebäudekomplex und die Güterschuppen der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, alles mit Palmengruppen und einer reichen Vegetation untermischt, ganz zur Rechten, die Bai abschließend, eine lange schmale Landzunge — Mulinuu, der Königssitz Samoas und der Aufenthalt Tamaseses. Die Landzunge ist dicht mit Kokospalmen bewachsen, unter denen die braunen Hütten der Eingeborenen, die schneeweiß glänzenden Gebäude des deutschen Beirats und Ministers des Königs, Hauptmann Brandeis, und das Regierungsgebäude, ein einstöckiger wellblechgedeckter und ebenfalls weiß getünchter Holzbau, hervorschimmern."

Im Osten von Apia liegt die Bai von Saluafata, an deren Ufern die deutsche Reichsregierung allein das Recht hat, Kohlenlager und Stationsgebäude zu errichten, und wo ein ausgezeichneter Ankerplatz ist.

Auf Tutuila (2,5 Quadratmeilen), der drittgrößten Insel der Gruppe, befindet sich Pago-Pago (oder Pango-Pango, wie auf unserer Karte), der beste Hafen Samoas, und mit richtigem Blick haben sich daher die Amerikaner diesen Hafen zur Anlage einer Schiffahrts- und Kohlenstation abtreten lassen. Der Haupthandelsplatz der Insel und Wohnsitz mehrerer Amerikaner ist Leone an der gleichnamigen Bucht, die aber nur für Küstenschuner zugänglich ist.

Die Samoa-Inseln zählen etwa 38000 Bewohner, darunter 300 Weiße, von denen ungefähr 180 Deutsche, die übrigen Engländer, Amerikaner, französische Missionare (Maristen) und Skandinavier sind. Die Eingeborenen sind Polynesier, ein bildungsfähiges Völklein, welches Zeugnis von einer mindestens nicht geringen geistigen Begabung abgelegt hat, ein olivenfarbiger, schlanker, kräftiger Menschenschlag. In der Beurteilung der Samoaner kann man mehrere Phasen beobachten. Lange Zeit wurden sie vermieden und umgangen, unter dem abschreckenden Eindruck, welcher aus der von La Peyrouse geführten Entdeckungsexpedition überdauerte. Ein großer Teil der vom Kapitän Delangle befehligten Bemannung war damals beim Wassereinnehmen niedergemetzelt worden (in der „Bai de massacre"), und die deshalb von den Kauffahrern geflohenen Gestade der berüchtigten Insulaner erhielten auch in den verschiedenen Umsegelungsreisen nur kurz vorübergehende Besuche. Die Inseln blieben seitdem, während der Dauer eines halben Jahrhunderts hindurch, dem Einfluß jenes Verbrechertums offen, das damals, ein Abschaum der Zivilisation, auf den Wellen der Südsee umhergetrieben wurde, den Banden der wegen Meuterei oder Desertation Flüchtigen, welche sich auf versteckten Inseln dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen suchten. Samoa wurde dadurch der Tummelplatz für weggelaufene Matrosen und andere Abenteurer, die einen solchen Einfluß auf die Eingeborenen erlangt hatten, um dort ein korrumpirtes Christentum einzuführen, das die Missionare, als sie mit Ausbreitung der Stationen in der Südsee dorthin gelangten, erst wieder zurecht zu setzen hatten, um für ihre Lehren einen geeigneten Boden zu finden. Als die Inselbewohner allmählich genauer bekannt wurden, erwiesen sie sich sehr verschieden von dem schlechten Rufe, der ihnen bisher angehaftet hatte. „Ihr Charakter war lange arg verkannt worden" (wie Meinicke bemerkt) durch das Brandmal, das ihnen aus der Vergangenheit aufgeprägt geblieben war. Aus den bei näherer Vertrautheit folgenden Schilderungen treten sie vielmehr mit all jenen vorteilhaften Zügen hervor, welche bei erster Bekanntschaft mit den Polynestern einen so anziehenden Reiz ausgeübt hatten, um die von revolutionären Ideen geschwängerten Köpfe des vorigen Jahrhunderts zu den Schwärmereien über einen unschuldsvollen Naturzustand zu verführen. Schon die Sagen der Samoaner, soweit sie zur Mitteilung gekommen sind, tragen eine poetisch-romantische Färbung. Sie besitzen eine reich ausgeschmückte Mythologie, und ihre kosmogenische Theorie zeigt jene Tiefsinnigkeit, wie sie neuerdings aus Polynesien bekannt geworden ist seit den unter König Kalakaua in Hawaii angestellten Sammlungen, sowie aus Neuseeland durch die Veröffentlichungen des einheimischen Gelehrten John White.

Die Samoaner sind ein aufgewecktes Völklein, redebegabt bis zur Spitzfindigkeit, und empfindlich in ihrem „point d'honneur", der sie aus Ruhmsucht zu unüberlegten Thaten treiben mag, jedenfalls aber, wenn plump verletzt, in störrigen Haß ausartet und sie aus dem Konzept der Zurechnungsfähigkeit bringt, wenn gewaltsam das zerrissen wird, was sie bisher in religiös heiligen Banden hielt, aus überlieferten Sitten und Gebräuchen. Jedenfalls sind sie von unberechenbarem, wechselvollem Charakter und starke Zweifel an ihre Gutmüthigkeit sind heute mehr als berechtigt, seitdem man weiß, daß sie verwundeten deutschen Matrosen die Köpfe abschnitten. Ihre Spitzfindigkeit äußert sich in vielen Fällen, welche genau studirt werden müssen, da aus scheinbar jämmerlichen Kleinigkeiten ernstliche Folgen entstehen können, wenn das erste Steinchen, das die Lawine ins Rollen bringt, nicht rechtzeitig beseitigt wird. So erzählt Konsul Pritchard in seinen Polynesian Reminiscences, daß durch Mißhandlung oder Mißachtung eines einem Häuptling zugehörigen Hundes ein in seinen Folgen so ernster Rechtsfall entstanden sei, daß Kriegsschiffe requirirt und tagelang Konferenzen gepflogen werden mußten.

Die Christianisirung der Samoaner hat sich rasch vollzogen. Im Jahre 1830 war es der Missionar Williams von der London Missionary Society, der in Begleitung des Missionars Barff und acht eingeborener Lehrer den ersten Versuch machte, die eingeborenen Samoaner dem Christentum zu gewinnen. Seine Bemühungen fanden einen ganz ungeahnten Erfolg, der wohl zum großen Teil darin begründet war, daß die religiösen Vorstellungen der heidnischen Samoaner, so verworren und unklar sie sonst heißen müssen, doch eine Art monotheistischer Tendenz und jedenfalls das Gepräge einer verhältnismäßig hohen Entwicklung zeigten. Dazu kam die relative Indolenz der Eingeborenen in Religionssachen, die ihnen sogar den Ruf der Irreligiosität eintrug und einen fanatischen Widerstand gegen die Aufnahme der christlichen Lehre von vornherein ausschloß, umsomehr, als hier nicht, wie sonst fast überall, ein in seinen Vorrechten bedrohter Priesterstand die etwaige Opposition organisirte und leitete. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß die christliche Lehre sofort lebhafte Aufnahme fand und sich infolge der eifrigen Thätigkeit der von Williams zurückgelassenen eingeborenen Lehrer, in deren Hände er die Fortführung des von ihm begonnenen Werkes gelegt hatte, mehr und mehr ausbreitete. Im Jahre 1835 waren bereits die Missionare G. Barnden, A. W. Murray, T. Heath, W. Mills und C. Hardie auf den Samoainseln thätig, zu denen sich im folgenden Jahre noch A. Macdonald gesellte. Die Thätigkeit dieser sechs Missionare beschränkte sich nicht nur auf die Samoa-Inseln, das Hauptfeld ihres Wirkens, sondern sie machten dieselben zu einem Zentralpunkt für die polynesische Mission überhaupt und besuchten von hier aus auch andere Inselgruppen, wie es die Umstände erforderten. Im Jahre 1843 erhielt die Mission eine neue Verstärkung durch George Turner und H. Nisbet, welche bisher auf den Hebriden thätig gewesen waren, und dem Fanatismus der Eingeborenen hatten weichen müssen. Diese Verstärkung war für das Gedeihen der Mission um so wichtiger, als im Jahre 1836 trotz gegenseitiger Übereinkunft auch die Wesleyaner ihre Sendboten hierher schickten, wodurch die Thätigkeit der Londoner sich vielfach beeinträchtigt fand. Andrerseits forderte diese Konkurrenz zu erhöhten Anstrengungen auf, deren nächste Frucht die Gründung eines Prediger-Seminars in Malua war. Diese von Turner und Nisbet (an des letzteren Stelle trat später Hardie) vorzüglich geleitete Anstalt unterstützte und unterstützt noch heutigen Tages die Bestrebungen der Londoner in so hervorragender Weise, daß sie ihren Konkurrenten, zu denen sich im Jahre 1845 auch noch die Katholiken gesellten, erfolgreich die Spitze bieten können. Dr. Turner schilderte die nachahmenswerte Einrichtung und die Erfolge dieses Seminars auf der Londoner Missionskonferenz im vergangenen Jahre (cfr. Report of the Centenary Conf. on the prot. Miss. of the World, vol. II pag. 206 ff.). Die Leitung der Anstalt liegt zur Zeit in den Händen der Missionare J. Marriott und J. E. Newell; sie bildete im letzten Jahre über 100 junge Männer, von denen 25 das vorgeschriebene Examen bestanden. Seit ihrer Gründung im Jahre 1844 haben hier 1681 Samoaner ihre Bildung empfangen, von denen viele unter ihren Landsleuten oder auf den übrigen polynesischen Inseln als Geistliche mit außerordentlichem Erfolg thätig sind.

In engem Anschluß an die Thätigkeit des Seminars zu Malua entstand ferner eine vollständige Bibelübersetzung, um deren Zustandekommen besonders der Missionar G. Pratt neben dem öfters genannten Turner sich die größten Verdienste erworben hat und von der die British and Foreign Bible Society vor einiger Zeit eine dritte Auflage veranstaltete. Auch andere Schriften samoanischer Zunge, teils theologischen Inhalts, teils den Zwecken des Unterrichts dienend, verdanken wir dem rastlosen Bemühen der an diesem Seminar thätigen christlichen Sendboten. So konnte es nicht fehlen, daß die Situation der samoanischen Mission von Jahr zu Jahr günstiger wurde. Die Londoner Missionsgesellschaft hat heute auf den Samoa-Inseln nach ihrem letzten Jahresberichte 8 Missionen und 177 eingeborene Pastoren, deren Verteilung über die Inseln aus dem folgenden ersichtlich ist:

	Europ. Missionare	Eingeb. Prediger
Upolu	6	99
Sawaii	2	54
Tutuila	—	24

Von diesen Missionaren werden zugleich die Gruppen der Tokelau-, Ellice- und Gilbert-Inseln bedient, welche unter der Verwaltung von 23 eingeborenen Geistlichen stehen; die Verteilung der Stationen zeigt die folgende Übersicht:

Upolu { 1. Malua mit 2 Missionaren,
2. Apia mit 2 Missionaren,
3. Aana mit 1 Missionar,
4. Falealili mit 1 Missionar,

Sawaii { 5. Faasaleleaga mit 1 Missionar,
6. Matauta mit 1 Missionar,

Tutuila 7. Leone, ohne europ. Missionar,

Manua 8. 1. Station.

Neben den europäischen Missionaren sind, wie schon erwähnt, 177 eingeborene ordinirte Geistliche und 166 Prediger thätig. In 164 Sonntags- und 402 Werktagsschulen werden 7000 resp. 8000 Schüler unterrichtet. Die Zahl der Kirchenglieder beläuft sich auf über 6000, die der Bekehrten überhaupt auf ca. 29 000, so daß mehr als 80 Proz. der gesamten Einwohnerzahl dem christlichen Bekenntnis angehören. Gewiß ein schöner Erfolg, wenn man auch zugeben muß, daß das Christentum vieler von diesen Bekehrten auf recht schwachen Füßen steht. Die Leichtigkeit, mit der die Samoaner die Lehren der christlichen Kirche sich aneignen, scheint leider nach den übereinstimmenden Klagen der Missionare in ihren Berichten mit der Seichtigkeit der Auffassung und dem Mangel aufrichtigen und tiefen Durchdrungenwerdens Hand in Hand zu gehen.

Die Verbindung des Samoa-Archipels mit den zivilisirten Ländern geschah bis vor zwei Jahren nur durch die Segelschiffe der Deutschen Südsee-Gesellschaft, welche mehrmals im Jahre mit Handelsartikeln und europäischen Provisionen ankamen und, mit Kopra beziehungsweise andern Plantagenerzeugnissen befrachtet, in unbestimmten Zeiträumen die Inseln wieder verließen. Im Jahre 1886 wurde dann die regelmäßige Postverbindung durch die Zweiglinie der deutschen Reichspostlinie nach Australien geschaffen, welche Zweiglinie anfänglich von Sidney direkt nach Apia lief und von dort über die Tongainseln nach Sidney zurückkehrte, seit dem Jahre 1888 aber auf dem Hinwege die Tongainseln berührt und von Apia direkt nach Sidney zurückkehrt. Etwa zur gleichen Zeit mit der Eröffnung der deutschen Reichslinie begann auch die amerikanische Postlinie, welche Sidney mit San Francisco verbindet, die Samoainseln anzulaufen, jedoch lediglich zum Zweck des Postverkehrs, so zwar,

daß die Schiffe derselben von Sidney nach Auckland auf Neuseeland laufen und von dort die Insel Tutuila des Samoaarchipels berühren. Zum Zweck des Postempfanges und der Postablieferung wird jedesmal ein Segelkutter von Apia nach Tutuila abgefertigt. Von der letzteren Insel aus gehen die amerikanischen Dampfer nach Honolulu (Sandwichsinseln), von dort nach San Francisco. In umgekehrter Weise läuft die Linie San Francisco-Sidney.

Was die Besitzverhältnisse auf den Inseln anlangt, so kommt nur die Insel Upolu selbst in Betracht. Wie hier gleich vorweg genommen sein mag, sind außerdem nur noch auf Sawaii einige zusammenhängende Landstrecken in europäischem Besitz, und zwar der kleinere Teil in deutschem, eine etwas größere Strecke in englischem. Doch ist zu bemerken, daß das deutsche Land das einzige auf der ganzen Insel ist, welches bebauungsfähig erscheint, während der englische Besitz in den die ganze Insel durchziehenden Gebirgen belegen, für Kokospalmen unbenutzbar und auch für andere Kulturen der schwierigen Zugänglichkeit wegen wertlos ist. Auf den übrigen Inseln bestehen nur Stationen, auf welchen einzelne Händler von den Eingeborenen Kokosnüsse oder Kopra aufkaufen. Die Zahl der englischen und amerikanischen Stationen kommt dabei gegen die deutsche überhaupt garnicht in Betracht. Auf der Hauptinsel Upolu sind zwei Fünftel in der Ausdehnung von 24—28000 ha im alleinigen und unbestrittenen Besitz der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Diese Gesellschaft hat die Stelle eingenommen, welche die alte und berühmte Hamburger Firma Godeffroy und Sohn lange Jahre behauptete, ehe sie durch ungünstige Konjunkturen aus derselben verdrängt wurde.[1]) Von dem Besitz der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee stehen etwa 3 200 ha unter rationeller Kultur, während vom Rest die Ernte von den wildwachsenden Kokosbäumen eingeheimst wird. Von den unter Kultur befindlichen Landstrecken liegen etwa 2000 ha ganz in der Nähe von Apia und erstrecken sich von dort ins Land hinein. Es sind dieses die Plantagen Vaivase, Vaitele, Mututua, Suga, Lafalafa und Utumapu. Auf den größeren dieser Plantagen ist schon seit langen Jahren außer der rationellen Anpflanzung von Kokospalmen auch die Kultur von Kaffee (Utumapu) und Baumwolle (Vaitele und Vaivase) in Betrieb. Lange, breite Alleen durchschneiden die Pflanzungen, die mit äußerster Sorgfalt angelegt sind, und was die Fruchtbarkeit des Landes und die Schönheit der Szenerie anbetrifft, können sie nicht übertroffen werden. Nachdem die Bäume geschlagen sind, pflanzt man während der ersten drei Jahre Baumwolle, sodann Kokospalmen, die, sobald sie sieben Jahre alt sind, die ersten Früchte tragen; in ihrem fünfzehnten Jahre haben sie ihre Blüte erreicht. Zahlreiche Herden Viehs werden ebenfalls auf diesen Plantagen gezogen und die beiden größten derselben besitzen über 1 600 Stück von ausgezeichneter Rasse. Das der Kokosnuß und Baumwolle nächst wichtigste Produkt dieser Plantagen ist der Kaffee; die Kultivirung der Kaffeestaude ist in letzterer Zeit im Wachstum, da sich deren Ernte am besten bezahlt. Auf der Utumapu-Plantage sind etwa 450 Acres mit Kaffeepflanzen bebaut, und die Kaffeeernte betrug im vergangenen Jahre auf dieser Pflanzung 90 000 Pfund. Die Kaffeebohne soll so gut wie der beste Mokka sein und wird hauptsächlich nach Hamburg verschifft, woselbst ein hoher Preis für dieselbe gezahlt wird. Die übrigen 1 200 ha, die sich unter Kultur befinden, liegen im Westen der Insel an der Küste. Außer dem zusammenhängenden Landbesitz und den Plantagen unterhält die Südsee-Gesellschaft auf der Insel Upolu selbst noch mehr als 40 Stationen, auf welchen weiße Händler Kopra von den Eingeborenen eintauschen. Einige kleine Inseln sind ganz im Besitz der Gesellschaft. Was die Bewirtschaftung der Plantagen angeht, so geschieht dieselbe, da der Samoaner zu keiner Arbeit zu bewegen ist, durch Eingeborene der Salomo-Inseln, der Ellicegruppe, der Kingsmill-Gruppe, der Neuen Hebriden und anderer Inseln. Die Arbeiter werden mit dreijährigem Vertrag unter Aufsicht des deutschen Konsulats auf ihren Heimat-Inseln angeworben und ebenfalls unter Aufsicht des deutschen Konsulats dorthin zurückgebracht, sie haben das Recht, sich bei dem deutschen Konsulat zu beschweren, genießen ärztliche Untersuchung und Behandlung u. s. w., endlich erhalten sie von der Plantagengesellschaft Kleidung, wodurch sie sich besonders in Apia vorteilhaft von den Samoanern unterscheiden. Sie haben eine bestimmte Arbeitszeit — von 6 bis 11 Uhr morgens und nachmittags von 12 bis 4 Uhr —, Sonntags ist stets ein Feiertag. Es giebt ca. 750 dieser Arbeiter auf den verschiedenen Plantagen.

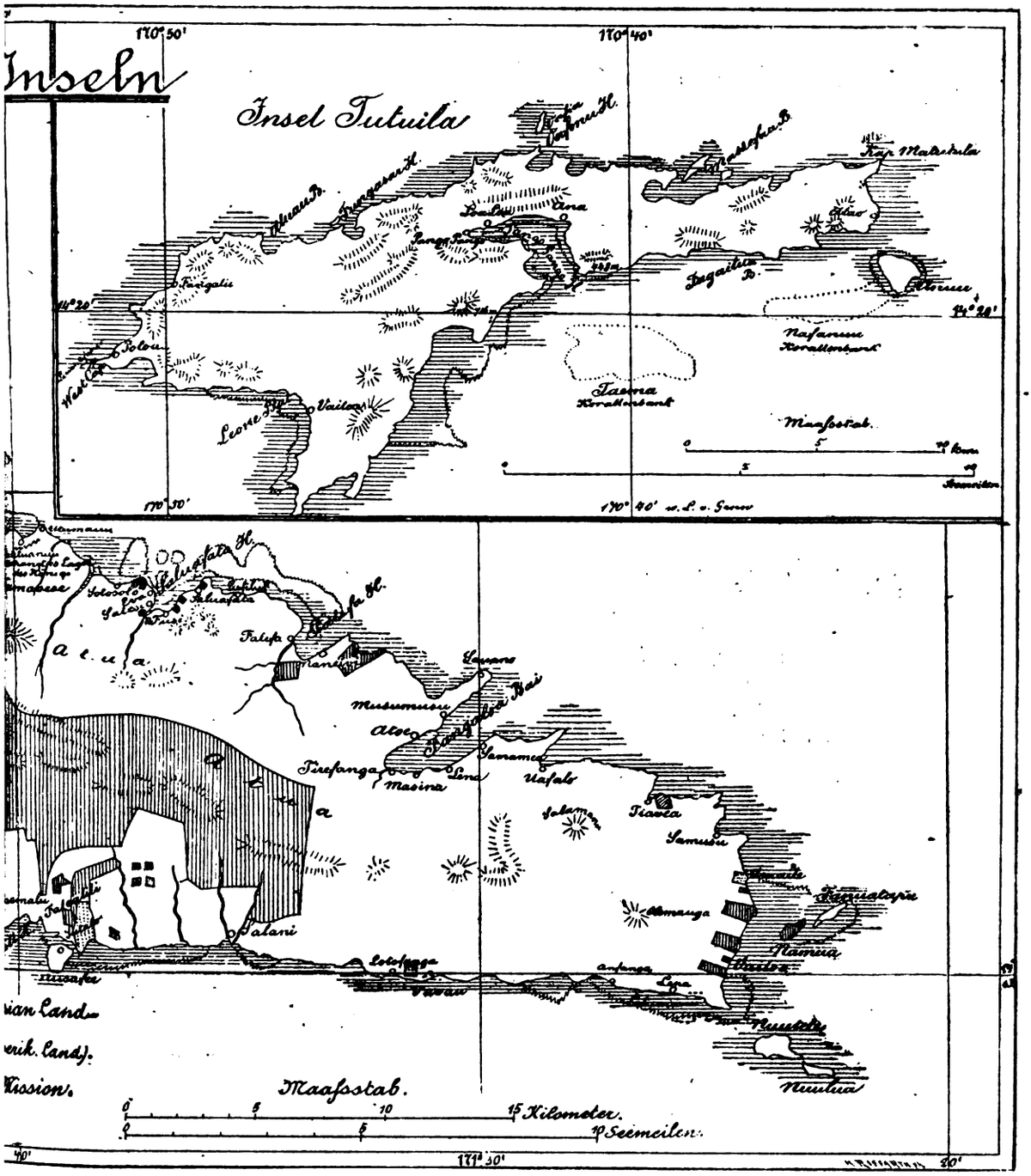
Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Demgegenüber beträgt der englische Landbesitz auf Upolu im ganzen etwa 3 200 ha, auf welchen sich nur zwei Plantagen im Gesamtumfange von etwa 200 ha befinden. Der amerikanische Landbesitz umfaßt vier Landesteile, welche der Central-Polynesian Land Company angehören und zusammen ungefähr 3 600 ha ausmachen, während ein weiteres Landstück von etwa 400 ha Größe von einem Amerikaner, namens Williamson, beansprucht wird, aber nur auf Grund zweifelhafter Rechte. Keine einzige amerikanische Plantage ist auf Samoa.

Schon diese Besitzstandsverhältnisse zeigen das ungeheure Übergewicht der deutschen Interessen gegenüber denjenigen der anderen Nationen, und thatsächlich ist auch von den Engländern die Sachlage niemals verkannt worden, obwohl

[1]) Siehe Nr. 36, 1888: „Die Lage im Bismarck-Archipel".

diese noch eher Ursache dazu hätten als die Amerikaner. In einem ebenso starken Maße aber wie im Landbesitz, ja, vielleicht noch mehr tritt das deutsche Übergewicht in dem gesamten Handelsverkehr auf den Inseln zu Tage. Der Samoa-Archipel steht, so kann man wohl sagen, vollständig unter dem Zeichen der deutschen Südsee-Gesellschaft. Hunderte ihrer Stationen, mit europäischen Händlern besetzt, überziehen nicht nur die Samoainseln selbst, sondern auch alle umliegenden Inselgruppen, auf denen sich (wie z. B. auf den Tongainseln in Nukualofa) je ein Mittelpunkt für die einzelnen Händler befindet, von welchen sie die Tauschwaren beziehen und an welche sie die eingetauschte



Kopra abliefern. Alle diese Zweigniederlassungen stehen dann ihrerseits mit der Zentrale in Apia in fortwährendem Verkehr durch Segelkutter, welche der Gesellschaft gehören. Der Handel mit den Eingeborenen besteht im Tausch der Kopra gegen Tabak, leichte Stoffe, Glasperlen, Zieraten u. a. Als Münze im Verkehr mit den Eingeborenen und im Verkehr auf Samoa überhaupt hat die Südsee-Gesellschaft den chilenischen Dollar eingeführt. In dem Hauptsitze in Apia beschäftigt die Gesellschaft etwa 30 Komtoristen, auf ihren Plantagen auf Upolu ungefähr 40 deutsche Stationshalter, außer diesen endlich ist es die große Menge der trader (an Zahl mehrere Hundert), welche das Personal der Gesellschaft ausmachen. Gegenüber dem starken Übergewicht, welches die Plantagengesellschaft durch ihre ganze Anlage, durch ihren langen Bestand und durch die Kapitalkraft, mit welcher sie betrieben wird, im Laufe der Jahre erlangt hat, ist natürlich das Aufkommen irgend eines Wettbewerbs außerordentlich schwierig, und aus der geschäftlichen Eifersucht heraus haben sich denn auch die gegenwärtigen Zustände entwickelt, hat sich allmählich das Verhältnis zwischen den drei Nationen so zugespitzt, daß um jeden Preis seitens der Amerikaner besonders eine Störung des Friedens befördert wurde, um auf diese Weise einmal die Geschäfte der Plantagengesellschaft zu behindern, anderseits bei den Aufständischen für sich selbst ein lohnendes Geschäft zu suchen, besonders natürlich durch den Verkauf von Waffen und Schießbedarf zu ungeheuren Preisen. Neben der Südsee- und Plantagengesellschaft besteht auch eine Anzahl kleiner deutscher Firmen, welche ohne eigene Plantagen und ohne Zwischenhändler mit den Eingeborenen in Apia selbst Handel treiben. Die englischen Handelsinteressen auf den Samoainseln beschränken sich, abgesehen von den beiden oben erwähnten kleinen Plantagen, auf das Haus Mc Arthur u. Co., ein Zweiggeschäft eines neuseeländischen Hauses, sowie auf einige kleinere Händler untergeordneten Ranges. Noch geringfügiger sind die amerikanischen Handelsinteressen. Es bestehen nur einige kleine amerikanische Handelshäuser auf Samoa, welche ebenfalls unmittelbar mit den Eingeborenen Handel treiben; dieselben sind aber nicht im stande, nachzuweisen, daß ihre Kopraausfuhr im ganzen Jahre 800 bis 1000 Tons erreicht.

Unter den fortgesetzten Unruhen hat natürlich die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee als Hauptinteressentin jedenfalls am meisten gelitten. Die Auslassungen amerikanischer Blätter, wonach die Gesellschaft ihr Gesamteigentum und Geschäft für 300 000 Pfund Sterling (6 Millionen Mark) veräußern wolle, waren natürlich nichts als böswillige Erfindung. Den Auslassungen des Abgeordneten Richter im Reichstage, daß die Gesellschaft stetig zurückgegangen sei, ist jüngst noch durch einen energischen Protest seitens der Direktion an den Reichskanzler begegnet worden, in dem sie u. a. die Gründe zur Abschreibung der Hälfte des Aktienkapitals (das früher 5 Millionen Mark betrug) motivirt und über den Stand ihrer Plantagen Daten gibt. Wir erfahren daraus, daß die Gesellschaft Ende 1887 ca. 3200 Hektare Land (ca. 12 500 preußische Morgen) unter Kultur hatte. Diese brachten 1888 nach Abzug aller Kosten einen Reingewinn, der das Gesamtkapital mit 2 Prozent verzinste. Wenn aber alles gut gehen wird, wie zu hoffen ist, darf man in 3 bis 4 Jahren auf 8 bis 10 Prozent rechnen, womit gewiß alle Zweifler an der Rentabilität des Samoaunternehmens zum Schweigen gebracht werden dürften. Freilich wird es bei uns immer noch Leute geben, welche behaupten, daß die Samoabesitzungen im Verhältnis zu ihrer Größe Deutschland doch recht viel Geld kosten, und daß die Flottenkosten in den letzten Jahren allein eine enorme Summe verschlangen. Aber Kolonisation kostet nun einmal Geld, viel Geld, ehe sie sich bezahlt machen kann, und darüber kann ein halbes Menschenalter hingehen.

Was nun die staatlichen Verhältnisse der Inselgruppe anbetrifft, so waren dieselben bereits zur Zeit der Ankunft der Europäer in völligster Auflösung begriffen. Früher soll die Verfassung eine monarchische gewesen sein, doch hat es einen staatlichen Mittelpunkt seit Menschengedenken nicht gegeben. Die 10 Distrikte, in welche die Gruppe geteilt ist, haben einander oft völlig unabhängig gegenübergestanden. Die Zustände, wie sie noch bis in die neueste Zeit bestanden, waren folgende. Die Grundlage der staatlichen Einrichtungen bildete die Familie, welche unter ihrem Haupt, dem Tulafale, stand. Mehrere Dörfer bildeten einen Bezirk unter einem Tupa und die Bezirke waren wiederum zu einem Distrikt vereinigt, welchem ein Tui vorstand. Die angesehensten der Tui von Sawaii bekleideten noch höhere Würden unter den Titeln Tamopinga und Malietoa, welche als Repräsentanten der Nation gelten dürfen. Keiner von allen diesen hatte viel Macht, doch waren sie hochgeehrt. Es giebt jetzt zwei königliche Familien auf Samoa, die alte Königsfamilie Tupua und die mehr moderne Malietoa. Die erstgenannte — zu welcher der den Deutschen

freundlich gesinnte Tamasese gehört — war, soweit die Geschichte der Inselgruppe zurückreicht, die herrschende. Der Name Malietoa — dessen Nachfolger Mataafa von Tamasese bekriegt wird — ist neueren Ursprungs; er stammt aus einem Kriege zwischen Samoa und Tonga. Damals vertrieb ein tapferer samoanischer Häuptling die seeräuberischen Tonganer aus Upolu, deren steinerne Befestigungen sich heute noch zerstreut dort vorfinden, und für diese That gaben ihm seine dankbaren Landsleute den Ehrennamen Malietoa, d. i. tapferer Krieger. Die Anhänger der Malietoa-Familie waren die Häuptlinge von Sawaii, Manono und Apolima, während die Tupua-Familie ihre Stützpunkte in Atua und Upolu hatte. Ein Nachfolger des erwähnten großen Malietoa eroberte Upolu, aber infolge einer Verschwörung wurde er sehr bald darnach ermordet, indes regierte sein Nachfolger Tawita, welcher 1840 starb, längere Zeit über ganz Samoa. Seitdem hat niemand alle fünf Titel, welche die Gruppe zu vergeben hat, in seiner Person vereinigt. Als 1859 Tavitas Sohn und Nachfolger starb, wurde sein Sohn Laupepa in Gemeinschaft mit seinem Oheim Talavu mit der Königswürde betraut. Bis 1868 bestand dies Duumvirat auch ungestört. In diesem Jahre wurde durch den Einfluß der Kolonisten eine Verfassung nach fremdem Muster eingeführt und beschlossen, nur ein Oberhaupt an die Spitze derselben zu stellen. Die Versammlungen sollten nicht mehr, wie früher, auf Manono, sondern in Mulinuu bei Apia tagen. Aber die Bewohner von Manono wollten sich diese Maßregel, welche ihrer Insel die Hegemonie nahm, nicht gefallen lassen und erhoben Talavu zum König. Bei dem sich nun entspinnenden Kriege, welcher bis in die allerjüngste Zeit fortgedauert und die Gruppe in 2 feindliche Parteien zerrissen hat, wurden die Anhänger Laupepas geschlagen. Endlich kam mit Hilfe der Konsuln im November 1873 eine Einigung der beiden streitenden Parteien zu stande, wonach die Regierungsgewalt in die Hände eines Septemvirats gelegt wurde. Diese Verfassung erhielt im Januar 1875 eine Abänderung durch die Erhebung Laupepas (aus der Malietoa-Königsfamilie) und Pulapoles (aus der Tupua-Königsfamilie) zur Königswürde, und bis Mai 1875 herrschten auf Samoa friedliche Zustände, dann wurden sie abermals, und zwar durch Einflüsse von außen her, unterbrochen.

In der Mitte des Jahres 1873 war der „Colonel" Steinberger als Kommissar von der amerikanischen Regierung nach Samoa abgesandt worden, um die Hilfsquellen der Gruppe zu studiren und über dieselben zu berichten. Diese Gelegenheit benutzte Steinberger, um die Samoaner zu überreden, das Protektorat der Vereinigten Staaten nachzusuchen. Dies gelang ihm und im Oktober 1873 kehrte er nach Amerika zurück mit einer an den Präsidenten gerichteten Petition, worin um Unterstützung bei Bildung einer zu schaffenden Regierungsform gebeten wurde. Wie wir bereits erwähnt haben, hatte sich die Regierung der Vereinigten Staaten schon i. J. 1872 den schönen Hafen Pago-Pago, auf Tutuila, abtreten lassen, und obgleich der Kongreß zu Washington zu einer Besitzergreifung der Inselgruppe nicht geneigt war, so kehrte Oberst Steinberger im April 1875 auf dem amerikanischen Kriegsschiffe „Tuscarora" mit einem Empfehlungsschreiben des Präsidenten Grant zurück. Er übergab den Samoanern 5 Geschütze als Geschenk der Regierung. Unter seinem Einflusse wurde eine neue Konstitution verfaßt, Malietoa Laupepa als König eingesetzt, während Steinberger nominell als sein Premierminister, faktisch als Diktator Samoas fungirte. Um sich noch mehr zu befestigen, rief er Amerikaner herbei und verlieh ihnen einflußreiche Stellungen, doch geriet er bald in einen Zuständigkeitsstreit mit dem amerikanischen Konsul Forster, der auch schließlich seinen Sturz herbeiführte. Der König, welcher allmählich zu einer bloßen Puppe herabgesunken war, wandte sich ebenfalls bald gegen Steinberger, und die Europäer nahmen an seinem wüsten Lebenswandel Anstoß. So geschah es denn, daß, als im Dezember 1875 das englische Kriegsschiff „Barracoota" in Apia einlief, die Konsuln bei dem Kommandanten das Ansuchen stellten, Steinberger als eine für die Ruhe der Inseln gefährliche Person aufzuheben. Der König entsetzte Steinberger seines Amtes, dieser aber ließ Malietoa ergreifen und unter Bedeckung nach Sawaii bringen. Die „Barracoota" brachte den König indes sofort wieder zurück und nun entspann sich ein nicht unblutiger Kampf, dessen Ende die Gefangennahme Steinbergers und seine Abführung nach Neuseeland war, von wo er in seine Heimat zurückkehrte. Für eine Zeitlang hörten zwar die Feindseligkeiten auf, allein die Spannung zwischen der alten Samoapartei und den Anhängern Steinbergers dauerte bis in die jüngste Zeit fort. Auch die Agitation für eine Besitzergreifung der Samoagruppe durch die Vereinigten Staaten war keineswegs zu Ende. Ende 1877 reiste Le Mamea, der Abgesandte der Tainwa, nach Washington, um der amerikanischen Regierung das Protektorat anzutragen. Obgleich man sich im Weißen Hause zur Übernahme des Protektorats nicht geneigt fühlte, so wurde doch im Januar 1878 ein Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen. Trotzdem erklärte der amerikanische Konsul Griffin schon im Februar darauf den Vertretern Deutschlands und Englands, daß er die Samoagruppe unter den Schutz seiner Regierung stelle. Beide Konsuln antworteten mit einem energischen Protest und Griffin wurde bald darauf abberufen. Die deutsche Regierung hatte schon im Juni 1877 mit der samoanischen Regierung einen Vertrag vereinbart, in welchem die Neutralität des von den Deutschen bewohnten Landstrichs, Schutz für deren Eigentum und die wichtige Klausel anerkannt wurde, daß in keiner Weise die deutsche Regierung zurückgesetzt und einer anderen fremden Regierung Vorrechte vor ihr gewährt werden sollten. Die in diesem Vertrage gemachten Zusagen waren aber keineswegs erfüllt worden, vergeblich hatte man mehrmals darauf gedrungen, und als nun jener Vertrag mit Nordamerika zu stande kam, erfolgte die Beschlagnahme der Häfen Saluafata und Falealili auf Upolu durch das deutsche Kriegsschiff „Ariadne". Beide Häfen wurden erst freigegeben, nachdem im Januar 1879 der Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrag endlich abgeschlossen war. Die vornehmsten Bestimmungen desselben sicherten den Deutschen das alleinige Recht der Anlage einer Station in dem Hafen von Saluafata, unbeschadet der Hoheitsrechte von Samoa, und ohne Schiffe anderer Nationen am Verkehr daselbst zu hindern. Doch dürfen in bezug auf diesen Hafen keiner Nation gleiche Rechte mit der deutschen gewährt werden. Für den Hafen von Apia wurde der freie Verkehr gesichert und bestimmt, daß die deutsche Nation in jeder Beziehung immer mit anderen gleichberechtigt sein soll. Im Jahre 1884 wurde ein neuer Vertrag mit Deutschland abgeschlossen, kraft dessen die Inselgruppe, so zu sagen, völlig unter deutschen Schutz gestellt wurde, doch da Nordamerika und England gegen den Vertrag Einspruch erhoben, so fand im Jahre 1886 — mit Ausschluß der Vereinigten Staaten — ein Übereinkommen zwischen England und Deutschland statt, wonach Samoa als neutrales Gebiet erklärt wurde. Eine Konferenz der drei Mächte — Deutschland, England und Nordamerika —, welche im Jahre 1887 zu Washington in Angelegenheit der Samoafrage saß, führte zu keinem Resultate. Malietoa, von Amerika aufgestachelt und unterstützt, erklärte zunächst Krieg gegen den uns freundlich gesinnten Gegenkönig Tamasese, infolge dessen deutsches Eigentum von den Anhängern des ersteren zerstört wurde und Malietoa sich öffentlich als Feind des Deutschen Reiches erklärte. Dies veranlaßte die Reichsregierung, ein Geschwader, welches unter dem Kommando des Admirals Knorr (Flaggschiff „Bismarck") stand, nach Samoa zu schicken, und da Malietoa nicht einverstanden war, eine von Deutschland geforderte Geldsumme als Entschädigung zu zahlen, so schickte man sich an, ihn gefangen zu nehmen. Er entfloh jedoch in das Innere des Landes, wurde aber, mit der Hülfe Tamaseses, in wenigen Wochen zur Übergabe gezwungen und im September 1887 an Bord des „Bismarck" abgeführt, worauf ihn der Kreuzer „Adler" zuerst nach Kamerun nahm und von dort nach Deutschland. Im Herbst 1888 wurde Malietoa per Reichspostdampfer „Nürnberg" von Bremen aus nach Aden übergeführt und daselbst auf die Kreuzerkorvette „Olga" überschifft, die ihn, via Batavia, direkt nach den Marschall-Inseln führte, woselbst er als Staatsgefangener gegen Ende November anlangte. Im September vorigen Jahres brach ein neuer Parteienkampf zwischen dem von der Reichsregierung seit der Deportation Malietoas zum alleinigen Herrscher der Inselgruppe ernannten Könige Tamasese und dem von den Amerikanern begünstigten Mataafa aus, welcher die bekannten bedauerlichen Vorgänge vom 18. Dezember im Gefolge hatte.

Aus dem vorher Gesagten ergiebt sich unschwer die Beantwortung der Fragen, wo die verschiedenen Steine des Anstoßes zu suchen sind: einmal bei dem Charakter der Samoaner, welche den Auflösungsprozeß ihrer staatlichen Verhältnisse nicht aufhalten konnten, dann aber in dem seit Ablehnung der Samoavorlage im Deutschen Reichstage stark gewachsenen Einflusse der Amerikaner und Engländer im Archipel, welcher, wie aus den Weißbüchern bekannt, von den schlimmsten Folgen für die Eingeborenen begleitet war. Wenn die Eingeborenen schon 1887 bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers (22. März) Deutsche mit Steinen bewarfen und überfielen, nach und nach immer frecher wurden, so hat dazu die Haltung der Vertreter Großbritanniens und der Vereinigten Staaten jedenfalls das meiste beigetragen. Obwohl seitens ihrer betreffenden Regierungen zur strengsten Neutralität angewiesen, war ihr Vorgehen doch ein diesen Befehlen sehr zuwiderlaufendes, wobei indes das korrekte Verhalten des englischen Kommandanten besonders hervorgehoben zu werden verdient. Selbst nachdem in der Häuptlingsversammlung am 9. Oktober (1887), auch von den Anhängern Malietoas ein Protokoll unterzeichnet war, worin sie ihre Unterwerfung unter Tamasese bestimmt erklärten, betrachteten die Vertreter der beiden Großmächte Malietoa nach wie vor als den eigentlichen Herrscher. So verlangten sie bei Gelegenheit einer Sitzung des Munizipalrates, daß die „Malietoaflagge" gehißt werde, der englische Konsul setzte widerrechtlich den Munizipalrat Martin ab, befreite in eigner Person einen Samoaner aus dem Gefängnis, und was dergleichen Übergriffe mehr waren. Die Partei des Prätendenten Mataafa mußte dadurch natürlich sehr gestärkt werden und erhielt nicht blos moralische, sondern auch faktische Unterstützung, namentlich seitens der Vertreter Amerikas. Kapitän Leary, der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes „Adams", ließ sich soweit hinreißen, Mataafa zum weiteren Ausharren zu ermuntern, und stellte ihm mehrere amerikanische Kriegsschiffe in Aussicht.

Selbst nach dem blutigen Kampfe vom 18. Dezember ließ es der amerikanische Vizekonsul geschehen, daß die mit einem soeben von San Francisco eingelaufenen amerikanischen Schiffe angebrachten 25 000 Patronen in das Lager Mataafas gelangten, trotz des Protestes des Vertreters Deutschlands, der sogar den amerikanischen Importeur schadlos halten wollte. Bei dem üblichen Preise von 6 Cents (20 Pf.) für eine Hinterladerpatrone (denn die Kanaken sind mit gewöhnlichen Donnerbüchsen längst nicht mehr zufrieden) stellen 35000 Patronen schon etwas vor in Apia. Denn da Kanaken selten bares Geld und sonst meist nicht viel besitzen, so müssen sie gewöhnlich den Ertrag ihrer Kopraernte oft für Jahre hinaus verschreiben, ein Verfahren, das nicht blos in Samoa, sondern überall in der Südsee geübt wird, da fast überall sich der weiße Händler bemüht, den Eingeborenen nie schuldenfrei werden zu lassen. Der Kanake bleibt eben überall derselbe. Mit einem anderen Denkvermögen und Gewissen ausgestattet als wir, schließt er ebenso leicht Verträge, wie er sie nicht hält, und wird ein williges Werkzeug in der Hand desjenigen, der sein Wesen genau kennt und ihn zu nehmen weiß. Dies soll gesagt sein, nicht um die Eingeborenen freizusprechen, sondern nur, um das Urteil über sie zu mildern. Aus eigener Initiative würden sie wohl nie gewagt haben, eine bewaffnete deutsche Macht zu überfallen, wären sie nicht dazu aufgehetzt und überredet worden, in diesem Falle von dem Amerikaner mit dem deutschen Namen Klein, der nicht nur die Eingeborenen anfeuerte, sondern sich persönlich beim Kampfe beteiligte. Leider ist der Hauptanstifter und Rädelsführer entkommen, und zwar an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes. Daß die Eingeborenen, auf die Hilfe Amerikas vertröstet, vielleicht gerechnet hatten, die Deutschen überhaupt los zu werden, kann bei ihrer mit unserer verschiedenen Denkweise und geringem Überlegungsvermögen nicht verwundern. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß allem Anscheine nach sich die Deutschen nicht sonderlich in den Sympathieen der Eingeborenen befestigt haben, und unter den ca. 300 ansässigen Weißen in Samoa wenig mehr als die Hälfte vertreten. Wie dünn aber trotz der Christianisirung das bischen Zivilisationstünche an jenen Stämmen haftet, haben die letzten Kämpfe wieder evident bewiesen: drei Leichen unserer Gefallenen fand man ohne Kopf!

Die Situation war seit der Zeit etwa folgende: Nach Verdrängung des

Digitized by Google

Mataafa aus seinem Lager bei Laulii und der Beschießung von Matafagatele fanden zwischen den samoanischen Parteien keine größeren Kämpfe mehr statt. König Tamasese ist, anscheinend auf Anraten des deutschen Konsuls, in seinem Lager bei Luatuanuu — etwa acht Seemeilen östlich von Apia — geblieben und verhält sich abwartend. Die Aufständischen haben sich in die südlich von Apia in den Bergen gelegenen Dörfer Vaivase, Maniani, Tanemamanono, Vaia, Vaitele zurückgezogen und dort von neuem verschanzt. Die Stellung ist geschickt gewählt, weil die Aufständischen hier in nächster Nähe, teilweise sogar innerhalb der deutschen Pflanzungen Vailele, Vaivase, Mututua, Utumapu und Vaitele liegen und von dort ohne Mühe allen erforderlichen Lebensbedarf stehlen und rauben können, während zugleich bei der geringen Entfernung des Rebellenlagers von Apia dieses in beständiger Gefahr eines Überfalls schwebt. Die deutschen Kriegsschiffe haben sich unter diesen Umständen darauf beschränkt, die im Westen der Stadt belegenen Gebäude der Handels- und Plantagengesellschaft durch eine starke Wache zu schützen. Auch das deutsche Konsulat mußte wohl aus diesen taktischen Gründen ohne Schutz bleiben. Dasselbe ist inzwischen, wie bekannt, in der Nacht vom 8. zum 9. Januar ein Raub der Flammen geworden. Der gesamte Brandschaden wird auf 100000 Dollars geschätzt. Die Gefährdung der Stadt durch die Aufständischen ließ es wünschenswert erscheinen, sie durch ein gemeinschaftliches Vorgehen der deutschen, englischen und amerikanischen Kriegsschiffskommandanten wenigstens zur Räumung des von ihnen teilweise besetzten sogen. neutralen Gebiets um Apia zu veranlassen. Schon bei Ausbruch des Aufstandes hatte sich Tamasese wie Mataafa gegenüber den drei Konsuln schriftlich verpflichtet, innerhalb einer gewissen, durch Flaggen abgesteckten Zone im Umkreise der Stadt nicht Krieg zu führen. Im Auftrage der drei Konsuln schritt am 24. Dezember der deutsche Geometer Haiblen, welcher die Grenzen seinerzeit abgesteckt hatte, diese in Begleitung eines Engländers und Amerikaners ab, und es ergab sich, daß die Aufständischen ihre Befestigungen an verschiedenen Stellen in neutrales Gebiet vorgeschoben hatten. Trotzdem erging der in Aussicht genommene Befehl der Kommandanten an Mataafa nicht, da amerikanischerseits die anfangs zugesagte Mitwirkung zurückgezogen wurde.

Das Vorgehen der Amerikaner kann man aber erst dann vollkommen begreifen, wenn man es nicht aus dem Gesichtspunkte der thatsächlichen Interessen, sondern der Monroe-Doktrin[1]) betrachtet, welche seltsamer Weise die Amerikaner und Australier jetzt gleichzeitig anwenden, im Hinblick auf die vielleicht erst in langen Jahren mögliche Eröffnung eines isthmischen Kanals und der dadurch gesteigerten Bedeutung dieser zentral gelegenen Inselgruppe. Australiens Aspirationen sind selbst in England nicht von allen Politikern anerkannt, während dagegen die hiesige „Freisinnige Zeitung" den politischen Anspruch Neuseelands für näher hält als den Deutschlands und Amerikas.

Jedenfalls müssen einmal die Rebellen für den Angriff auf die Deutschen gebührend bestraft und dann die verwickelten und nahezu unhaltbaren Verhältnisse auf Samoa so geordnet werden, daß neben voller Wahrung wohlerworbener Rechte und genügendem Schutze deutscher Interessen die Samoaner selbst aus dem jetzigen beklagenswerten Zustande herausgehoben werden.

Als im Jahre 1887 die Abhaltung einer internationalen Konferenz zur Begleichung der Samoastreitigkeiten in Vorschlag kam, war von Deutschland mit Zustimmung Englands als hauptsächlichster Punkt in Vorschlag gekommen, daß die Leitung der dortigen Angelegenheiten zur Vermeidung von Streitigkeiten in die Hände einer einzigen Macht gelegt werden soll; das hätte aber auf Grund der bestehenden Besitz- und Verkehrsverhältnisse nur Deutschland sein können. Staatssekretär Bayard lehnte diesen Vorschlag ab und erwiderte mit dem Gegenvorschlag, daß die Exekutivabteilung der künftigen Regierung von Samoa in einem aus fünf Personen zusammengesetzten Rate bestehen solle, und zwar sollte dieser Rat aus dem Könige, dem Vizekönige und drei von den Vertragsmächten zu ernennenden ausländischen Ministern bestehen, welche letzteren die auswärtigen Angelegenheiten, das Innere und die Finanzen verwalten sollten. Darauf erfolgte deutscherseits eine ablehnende Antwort, indem man den amerikanischen Vorschlag für unausführbar und sich selbst als außer stande erklärte, denselben als genügenden Grund zu weiteren Unterhandlungen zu betrachten. Deutschland wolle (so hieß es in dem Schreiben des Grafen v. Bismarck vom Oktober 1887) nicht an seinem Plane festhalten, da die amerikanische Regierung nicht von den praktischen Vorteilen des deutsch-englischen Vorschlags überzeugt werden könne. Den zu Anfang dieses Jahres erneuerten Vorschlag auf Abhaltung einer Samoakonferenz hat nun bekanntlich derselbe Staatssekretär Bayard angenommen, welcher 1887 durch seinen Gegenvorschlag sie verhinderte. Wie jetzt bekannt wird, hat man die Frage über die Ordnung der Dinge ganz bei Seite gelassen und hofft, durch den unmittelbaren Verkehr bevollmächtigter Vertreter auch ohne solche eine Verständigung herbeiführen zu können. Deutschland hat daher seinen damaligen Anspruch, daß ihm allein die Kontrolle und die Führung der dortigen Angelegenheiten übertragen werde, nicht wieder aufgestellt. Es scheint, als ob ein Vorschlag die meisten Aussichten auf Erfolg hat, nach welchem jede der drei Mächte einen Minister für eine bestimmte Reihe von Jahren mit Bewilligung der anderen Mächte ernennen soll.

Der Zusammentritt der Samoakonferenz, welcher durch den Wechsel in der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten verzögert war, dürfte im Mai in Berlin erfolgen. Wenn Deutschland auch die bestehenden Verträge achten wird, wünschen wir doch, daß es alle und jede Genugthuung fordern und — erlangen möge, ohne doch zugleich den Amerikanern, welche an dem ganzen Unglück zum größten Teil schuld sind, zu sehr entgegenzukommen. Die Gefahr eines Bruches mit den Vereinigten Staaten ist nicht zu befürchten. Wegen kleiner Inseln, weit draußen in der Südsee, führen Großmächte heutzutage keine Kriege mehr. Hoffentlich wird auf dieser Konferenz der bisherigen unerquicklichen „Dreiherrschaft" für immer ein Ende gemacht und die Regierung Samoas eine einheitliche Leitung erhalten. Denn erst dann darf man erwarten, dauernd Ruhe und Ordnung zu schaffen, die ja für die gedeihliche Entwickelung friedlicher Unternehmungen unbedingte Erfordernisse bilden.

[1]) Siehe Hefte 4 und 5, 1886, der Deutschen Kol.-Ztg. „Die Monroe-Doktrin".

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. Die Abteilung Berlin hielt am 1. April einen Herrenabend unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Ebert ab, an welchem Herr Regierungsbaumeister Hofmann über die Reise des Grafen Teleki berichtete, welche bekanntlich zur Entdeckung des Rudolf- und Stefanie-Sees, dort, wo der Samburu-See der neueren Karten sich befindet, führte. Herr Seydel berichtete über die italienische Besitzergreifung von Obbia, über deren Rechtmäßigkeit im Hinblick auf den Vertrag des dortigen Sultans mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft starke Bedenken in der Debatte laut wurden. Es wurde ein Antrag angenommen, daß der Vorstand der Abteilung Berlin die Frage näher prüfen, und eventuell den Ausschuß der Gesellschaft um Wahrung der Rechte ersuchen möge.

— Abteilung Stettin. Am Donnerstag den 28. März, sprach Herr Andrae (Roman) vor einer leider nicht sehr zahlreichen Zuhörerschaft von Herren und Damen über „Mission und Kolonisation". Redner wies den nahen Zusammenhang beider nach und betonte die vielfache Förderung, die die Kolonisation der Mission verdanke. Andererseits wies er darauf hin, wie bei uns das Interesse an der Mission durch die deutsche Kolonialpolitik mächtig gewachsen sei. Daß die Zahl der Zuhörer keine größere war, lag auch diesmal wieder teilweise an einem in den Kreisen unserer Mitglieder mehrfach verbreiteten Irrtum, daß es nämlich nicht gestattet sei, Gäste einzuführen, wenn dies auf den Einladungskarten nicht ausdrücklich vermerkt ist. Es ist selbstverständlich, daß uns Gäste stets willkommen sind, wie das ja schon aus der Eigenart unserer Gesellschaft als Agitationsgesellschaft, die den kolonialen Ideen Verbreitung schaffen soll, hervorgeht.

— Abteilung Wismar. In der Versammlung der Kolonialgesellschaft am 20. März wurde der Bericht über die Vereinsthätigkeit des verflossenen Jahres erstattet, aus dem hervorging, daß sieben Vorstandssitzungen und vier Vortragsabende stattgefunden haben. Die Redner waren Kaufmann Müller-Rostock, der über Südbrasilien sprach Gymnasiallehrer Dr. Kirchner, welcher Emin Pascha zum Thema wählt, Dr. Kersten-Berlin, der das Pondoland in Südafrika beschrieb, und Heidmüller-Wismar, welcher die Produkte der Tropenwelt in unserem Haushalte erläuterte im Anschlusse an eine Ausstellung der Wandersammlung, die von 300 Personen besucht worden war. Infolge des Vortrags über Emin Pascha von Dr. Kirchner wurden von hier 300 Mk. nach Berlin gesandt. Dann fand die Rechnungsablage von Herrn Buchhändler Witte statt, aus welcher ein Kassenbestand von 45,07 Mk. hervorging. Die Vorstandswahl ergab die Wiederwahl des Dr. Kirchner als Vorsitzenden, Buchhändler Witte als Kassirer, Lehrer Grünberg als Schriftführer, Kommerzienrat Podeus und Rechtsanwalt Dr. Stichert.

— Abteilung Köln. Am letzten Herrenabend, am 23. März, welcher unter dem Vorsitz des Herrn Oberstaatsanwalts Hamm stattfand, gab Herr Regierungsrat Menz zunächst eine Fortsetzung seiner Reiseschilderungen aus Tunesien, wobei er ein höchst anschauliches Bild von der Stadt Tunis, einer der interessantesten der Welt, sowie von dem Leben und Treiben ihrer zahlreichen, bunt zusammengewürfelten Bevölkerung entwarf. Sodann sprach Herr Landgerichtsdirektor Dr. Merrem über seine Reiseeindrücke und Erlebnisse in Algerien, sowie über die Vorgeschichte und die gegenwärtigen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zustände dieser größten und wichtigsten französischen Kolonie. Zur Erläuterung seiner inhaltreichen Ausführungen ließ der Herr Vortragende eine Anzahl von Photographieen und selbstgefertigten Skizzen im Saale zirkuliren. Beide Redner schlossen unter dem lebhaften Beifall der Versammlung ihre Vorträge mit dem Wunsche, daß auch Deutsche in größerer Zahl den Orient und Afrika zu ihrem Reiseziel wählen möchten.

Kleine Mitteilungen.

— (Von Herrn Dr. Peters) sind Nachrichten aus Aden eingelaufen, wonach derselbe am 25. v. M. von dort nach Sansibar abzureisen vorhatte. (Nach einem Telegramm aus Sansibar sind Hauptmann Wißmann und Dr. Peters am 31. März in Sansibar eingetroffen.) In Aden war Dr. Peters mit dem kurz zuvor von einer Reise nach Harrar zurückgekehrten Grafen Teleki zusammengetroffen. Graf Teleki hat bekanntlich vor einiger Zeit einen großen Teil der Gebiete bereist, durch welche voraussichtlich die deutsche Expedition zu Emin Pascha vordringen wird. Der genannte Reisende konnte daher Herrn Dr. Peters wertvolle Aufschlüsse über die zu Emin Pascha führenden Wege erteilen. In Bezug auf das Schicksal Emin Paschas sprach Graf Teleki seine Überzeugung dahin aus, daß Emin sich noch in Wadelai befinde und derjenigen Vorräte dringend bedürfe, welche die deutsche Expedition ihm überbringen soll. — In dieser Äußerung des Grafen Teleki liegt für uns ein Grund mehr, die Wahrheit der Nachrichten zu bezweifeln, welche neuerdings wieder von englischer Seite über das Schicksal Emins, und zwar, wie es fast scheint, mit der Absicht verbreitet worden, die deutsche Emin Pascha-Expedition noch in letzter Stunde zu hintertreiben. Weder die Nachricht von einem angeblichen Siege Emin Paschas über den Mahdi, noch die Mitteilung über das Gelingen der von Mombas ausgegangenen englischen Emin Pascha-Expedition ist bis jetzt in genügender Weise beglaubigt.

— (Die Postverbindung mit Kaiser-Wilhelmsland.) Nach einer Bekanntmachung des Reichspostamts wird die im Anschluß an die British India Line bestehende Dampfschiffverbindung der Neu-Guinea-Kompanie

Digitized by Google

zwischen Cooktown und Finschhafen demnächst aufgehoben. An deren Stelle tritt eine solche zwischen Finschhafen und Soerabaya (Java). Die Fahrten auf der neuen Linie finden in Zeitabständen von 6 zu 6 Wochen im Anschluß an die Postdampfer der Gesellschaft „Neederland" statt. Aus diesem Anlaß werden die nach Deutsch-Neu-Guinea gerichteten Briefsendungen von jetzt ab über Genua und Soerabaya befördert. Den Absendern wird empfohlen, die Adresse mit lateinischen Schriftzeichen zu fertigen und dieselbe mit dem Zusatze „Deutsch-Neu-Guinea via Soerabaya" zu versehen. Im weiteren vernehmen wir, daß mit dem 13. April d. J. die Beförderung ab Amsterdam, Genua und Soerabaya im 6wöchentlichen Turnus beginnen wird. Die für das deutsche Schutzgebiet in der Südsee bestimmten Stückgüter werden am vorteilhaftesten mittelst Durchkonnossement von Amsterdam bezw. Hamburg oder Genua via Soerabaya auf den Schiffen der Stoomvaart Maatschappy „Neederland" in Amsterdam resp. des Rotterdamschen Lloyd in Rotterdam verladen. Diejenigen Personen, welche durch Vermittelung der Neu-Guinea-Kompanie Passage nach dem Schutzgebiet nehmen, genießen eine Ermäßigung gegen die tarifmäßigen Passagepreise der Stoomvaart Maatschappy „Neederland".

— (Im englischen Unterhaus) wurde in der Sitzung vom 26. von Sydney Buxton eine Resolution zu gunsten der Berufung der Konferenz der Mächte nach London behufs wirksamer Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels eingebracht. Unterstaatssekretär Fergusson erklärte, daß der Marquis von Salisbury die belgische Regierung im September vorigen Jahres aufgefordert habe, die Mächte zur Beschickung einer solchen Konferenz zu veranlassen, die Vorgänge in Ostafrika hätten jedoch die Unterhandlungen unterbrochen. Die Regierung sei übrigens bereit, den Antrag Buxtons anzunehmen, falls Buxton denselben dahin abändere, daß die Regierung bei den Mächten anfragen möge, ob sie geneigt sei, die in Aussicht genommene Konferenz zu beschicken. Der Antrag wurde darauf mit dieser Abänderung angenommen. Es verlautet, daß in London bereits vertrauliche Mitteilungen eingegangen seien, wonach die Mächte die Berufung einer solchen Konferenz günstig betrachten würden. — Wir haben bereits im August vorigen Jahres, als die ersten Konferenzgerüchte auftauchten, darauf hingewiesen, wie wichtig und notwendig ein internationales Vorgehen für die Inangriffnahme dieses großen afrikanischen Problems sei.

— (Kampf in Kondutschi.) Aus Sansibar vom 28. März wird der „Köln. Ztg." berichtet: Die „Schwalbe" hat gestern 230 Mann gelandet, die Kondutschi (zwischen Bagamoyo und Dar es Salaam) niedergebrannt haben. Ein Mann wurde verwundet. Die Aufrührer hatten sechs Verwundete; ihr Widerstand läßt allerwärts nach. — Der Regen hat begonnen.

— (Das Pondoland-Unternehmen.) Wir machen noch besonders auf den in der heutigen Nummer erschienenen Prospekt über das Pondoland-Unternehmen aufmerksam, dessen Vorzüge wir schon mehrfach hervorgehoben haben. Es liegen uns zugleich zwei fachmännische Gutachten über die Waldbestände in Deutsch-Pondoland vor, welche die von uns früher mitgeteilten Thatsachen über den Wert dieses Gebietes vollkommen bestätigen.

— (Das erste Pauper Bürgschafts-Dokument) unter dem Einwanderungsgesetz der Vereinigten Staaten ist, wie uns geschrieben wird, am 5. März im Obergericht zu Baltimore eingereicht worden. In demselben übernehmen der Staats Einwanderungsbehörde gegenüber, welche die Landung von Josefa Czandala, einer auf dem Dampfer „Neckar" in Baltimore eingetroffenen betagten Einwandrerin, die für ihren Unterhalt nicht zu sorgen im stande ist, gestattet hat, T. Kronek und F. Lyewski die Verpflichtung, für Beköstigung, überhaupt Unterhalt und Beistand der Einwandrerin, so lange sie sich in den Vereinigten Staaten befindet, zu sorgen, so daß sie zu keiner Zeit der Kommunität zur Last fällt. In dem Dokument bezeugt auch J. Naparsetch, daß die beiden Bürgen völlig zum Unterhalt der eingewanderten Frau im stande sind. Die in der Urkunde enthaltenen Angaben mußten seitens der genannten Personen vor einem öffentlichen Notar beschworen werden. Von der Einwanderungsbehörde wurde die Landung der betagten Frau erst gestattet, nachdem deren Verwandte obiges Bürgschaftsdokument beschafft hatten.

— (Zum Stellvertreter des Reichskommissars für Ostafrika) ist Herr Major Liebert vom Großen Generalstabe ernannt worden. Seine vornehmste Aufgabe ist zunächst, die Vervollständigung der Ausrüstung, sowie die Nachschübe zu leiten.

— (Die „Martha") ist am 27. März von Hamburg nach Ostafrika abgegangen. Es befanden sich an Bord 10 Offiziere und 75 Unteroffiziere, ein Assistenzarzt, zwei Oberlazarettgehilfen und zwei Unterlazarettgehilfen. Die deutsche Nationalflagge wurde auf dem Hinterdeck der „Martha" entfaltet. Sobald das Schiff abfuhr, wurde von der ganzen Mannschaft das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen und darauf „Die Wacht am Rhein". Offiziere und Unteroffiziere hatten sich am Deck versammelt und ließen unausgesetzt lebhafte Hurras an Bord erschallen, welche von den am Lande stehenden zahlreichen Personen freudig erwidert wurden. Majestätisch dampfte das Schiff die Elbe abwärts, begleitet von den Segenswünschen vieler Tausender.

— (Vom Togogebiet.) Stabsarzt Dr. L. Wolf hat Ende 1888 von der Station Bismarckburg aus eine Reise durch das bisher noch unbekannte Adjuti-Land nach Salaga ausgeführt, von wo er am 21. Dezember wieder auf der Station eintraf. In Dagomba wütet seit Monaten ein mörderischer Bürgerkrieg, wobei alle gefangenen Nichtmuhamedaner, angeblich an 2000, ermordet sein sollen. Infolge dieses Krieges sind seit einiger Zeit keine Gruffi-Karawanen vom Niger in Salaga eingetroffen. Hauptmann von François, welcher eine neue Forschungsreise in das Hinterland des Togogebietes unternommen hat, ist am 21. Dezember in Klein-Popo angekommen und von dort, nachdem er 12 Etmina- (Fanti-), ebenso viele Kru- und 7 Ewe-Leute als Träger angeworben, am 30. Dezember nach dem Innern in der Richtung von Jo aufgebrochen. Von letzterem Orte aus, wo er am 11. Januar eintraf, schreibt er vom selben Tage: „Wetter und Wege begünstigten den Marsch von Lome bis Jo, welcher mich durch eine landschaftlich schöne, dicht bevölkerte Gegend führte. Der Boden ist fest und trocken. Bodenerhebungen sind kaum vorhanden. Wir passirten 6 kleine Bäche: Atete, Gbin, Anoleka, Chame, Towini und Ehe, von welchen der größte 10 m breit und 3 m tief eingeschnitten ist. Mit Ausnahme des Ehebaches trocknen diese Wasseradern in der regenarmen Zeit aus, doch bleibt ein ausreichender Vorrat in einigen Bettvertiefungen stehen. Holz findet sich überall. Die Bevölkerung zeigte sich durchaus entgegenkommend. Die Sympathien für Deutschland sind groß. Besonders gut deutsch gesinnt ist der Häuptling von Agome Palime, Gidde Gidde, der weit und breit ein großes Ansehen genießt. Ich habe ihm Tabak, Indigo, Weizen und andere Sämereien zur Anpflanzung übergeben. Dr. Henrici hat im Auftrage der Togo-Plantagen-Gesellschaft von Gidde-Gidde das Land nordöstlich von Agome Palime gekauft. Der Kauf ist nicht übel. Meine Träger sind leidlich marschirt. Morgen, am 12. Januar, werde ich den Marsch nach Kpandu fortsetzen."

— (Von den Expeditionen in Kamerun.) Dr. Zintgraff hat am 17. Dezember seine lange geplante Reise von der Barombistation am Elephantensee nach Adamaua mit einer Karawane von 180 Mann angetreten; auch der zu seiner Expedition gehörige Premierleutnant Zenner war mit den Vorbereitungen für eine größere Rundreise in dem Hinterlande des Kamerungebirges beschäftigt. Während seiner Abwesenheit sollte der Botaniker Dr. Preuß, dem die Erlaubnis erteilt worden ist, für Sammlungszwecke sich auf der Barombistation aufzuhalten, einstweilig die Leitung der Geschäfte dort führen. — Hauptmann Kund hat mit den übrigen zu seiner Expedition gehörigen europäischen Mitgliedern und 240 Eingeborenen Ende Dezember einen neuen Zug in das Hinterland der Batangaküste nach dem oberen Sannaga und dem Njong angetreten; vorher hatte er eine Station am Kribifluffe errichtet.

— (Herr Ehlers), welcher sich einige Zeit am Kilimandscharo aufgehalten hat, ist am 23. Februar in Mombas eingetroffen, begleitet von vier Kriegern des bekannten deutschfreundlichen Häuptlings Mandara, welche Sr. Majestät dem deutschen Kaiser reiche Geschenke an Elfenbein und Waffen überbringen sollen. Eine hübsche Schilderung der Feier des Geburtstages des Kaisers am Hofe Mandaras bringt die Kölnische Zeitung in Nummer 90 vom 31. März.

— Das von dem Redakteur dieser Zeitung herausgegebene „Koloniale Jahrbuch" (siehe Anzeige) hat folgenden Inhalt: Strömungen in Afrika; Die Mission in den deutschen Schutzgebieten, von P. S. Wallroth; Überseeische Waldwirtschaft, von Dr. O. Kersten; Deutsch-brasilianische Betrachtungen, von C. Bolle; Der Anteil der deutschen Kriegsflotte an der kolonialen Bewegung des Jahres 1887/88 innerhalb der deutschen Schutzgebiete; Die Deutsche Kolonialgesellschaft; Die deutschen Kolonien (Deutsch-Südwestafrika, das Kamerungebiet, das Togogebiet, Deutsch-Ostafrika, das Wituland, Kaiser-Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel, das Schutzgebiet der Marschall-Inseln); Litterarisches; Anhang, enthaltend die im Laufe des Jahres erlassenen Gesetze und wichtigsten Verordnungen; Register.

Bekanntmachung.

Die Büreauräume der Deutschen Kolonialgesellschaft sind von der Markgrafenstraße 25 nach der Linkstraße 25, Berlin W., verlegt.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 8. April. Vortrag des Herrn Pastor Diestelkamp: „Die gegenwärtige Lage der Mission in Ostafrika."

Im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie ist die Stelle eines Krankenpflegers zu besetzen. Bedingungen sind: Vertragsdauer drei Jahre, ein Anfangsgehalt von 2400 Mark, welches bei guten Leistungen sich auf 2700 Mark im zweiten, bezw. auf 3000 Mark im dritten Jahre erhöht. Außerdem werden gewährt: freie Wohnung und freie Ausreise, sowie freie Rückreise nach Ablauf der Vertragszeit. Bewerber wollen sich unter Vorlegung ihrer Zeugnisse, sowie eines Lebenslaufes im Büreau der Neu-Guinea-Kompanie, Berlin, Behrenstraße 43/44, melden.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar 450 M., Herrn Amtsgerichtsrat Dilthey, Aachen, 100 M., Fräulein A. Lentz, Hamburg-Eilbeck 10 M.

An laufenden Mitgliederbeiträgen 6 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V.: B. v. Breska.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das provisorische Krankenhaus und den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Zentral-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz für die Pflege Kranker und Verwundeter der deutschen Marinesoldaten und Matrosen 10 000 M.; Johanniterorden 3000 M.; Kraehahn in Berlin 10 M.; Pastor Geß in Berlin 3 M.; Dr. Weinland in Hohen-Wittlingen 3 M.; Ed. Danneel in Berlin 20 M.; Gen.-Lent. z. D. Hartmann 3 M.; Dr. Ld. Menzel in Blankenburg a. H. 33 M.; Büchcer u. Hoffmann in Eberswalde 489,50 M.; aus Frankfurt a. M. 339,04 M.; Ministerial-Präsident a. D. Grimm von der Kolonialgesellschaft Abteilung Karlsruhe 100 M.; Ungenannt 25 M.; Derge in Berlin 10 M.; durch Pastor Diestelkamp 1836,92 M.; Missionsinspektor Dr. Büttner 1478,64 M.; Oberpfarrer Koller in Nowawes 302,89 M. Zusammen 17 653,99 M.

Berlin, den 31. März 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister.
I. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 3 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 15. Berlin, 13. April 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Ordentliche Hauptversammlung vom 23. März d. J. in Berlin. — Die Expedition Stanley's. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen. —

Ordentliche Hauptversammlung vom 23. März d. J. in Berlin.

Unter dem Präsidium Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg fand im Saale des Architektenhauses zu Berlin am 23. März d. J. von 4 Uhr nachmittags bis gegen 7 Uhr abends die satzungsmäßige ordentliche Hauptversammlung statt, welche sowohl von Vorstandsmitgliedern, wie von Mitgliedern der Gesellschaft sehr zahlreich besucht war. Über die Verhandlungen geben wir nach den stenographischen Aufzeichnungen den folgenden Bericht:

Präsident: Die Sitzung ist eröffnet. Meine Herren! Wir sind heute zusammengekommen, um die Vereinigung, die wir im Dezember 1887 in provisorischer Weise geschlossen haben, unlöslich fest zu machen.

Die einjährige Dauer unserer gemeinsamen Arbeit zeigt uns, daß der Schritt, den wir damals gethan haben, uns auf den rechten Weg geführt hat, um ungestört die Ziele verfolgen zu können, die wir uns vorgesetzt haben. Die Arbeiten in den Abteilungen sowohl als auch bei der Zentrale nehmen ihren ruhigen Fortgang, man war und ist allseits bemüht, hindernde Reibungen zu vermeiden; ein frischer, freudiger Schaffensdrang zeigt sich überall. Selbst die Gegner unserer Vereinigung, und deren waren es seiner Zeit nicht wenige, werden zugeben müssen, daß deren Voraussagungen sich nicht bewahrheitet haben und daß heute an eine Trennung nicht mehr gedacht werden kann.

Die neueste Entwicklung der deutschen Kolonialpolitik mahnt uns aber auch ganz energisch, daß wir einig sind und jeder einträchtig mithelfe, die gegenwärtige Krisis zu überwinden; denn auch wir können den Schwierigkeiten nicht entgehen, welche sich jeder neuen Kulturaufgabe im Völkerleben zu Beginn entgegenstellen.

Es handelt sich ja bei uns nicht allein darum, die von Deutschen neuerworbenen überseeischen Gebiete der Kultur zu erschließen, sondern dabei auch die Eifersucht von Angehörigen der großen kolonisirenden Staaten zu überwinden, die uns die Arbeit auf jede Weise zu erschweren suchen. Wo immer wir Deutsche eingesetzt haben, wird von ihnen versucht, uns Konkurrenz zu machen; blicken wir an den Benuë, nach Damara- und Hereroland, nach Samoa, nach Ostafrika, überall wird versucht, die Eingebornen gegen uns einzunehmen. Es ist die Furcht, Deutschland könnte es gelingen, ebenbürtig mit einzutreten in den Wettkampf der kolonisirenden Völker, unzivilisirte Länder dem Handel und der Kultur zu erschließen. Dabei sind Deutschland die Hände mehr gebunden, als irgend einem anderen Großstaat. Wir können uns nicht verhehlen, daß Deutschland unausgesetzt auf der Warte stehen muß; es gilt sowohl unsere Stellung unter den Großstaaten Europas zu behaupten, als auch den Frieden in Europa aufrecht zu halten. Wir sind gezwungen, eine schwere Rüstung zu tragen, die uns schützen muß gegen Ereignisse, welche die Existenz unseres Vaterlandes in Frage stellen könnten.

Dieses stete Gewaffnetsein nimmt unsere Kräfte mehr in Anspruch, als dies bei Nationen der Fall ist, die sich in einer glücklichen geographischen Lage befinden. Deutschland hat nach vielen Seiten Aufgaben zu erfüllen, so daß die Reichsregierung den von uns gehegten Wünschen und verfolgten Bestrebungen nicht immer gleich in dem Maße gerecht werden kann, wie wir oft glauben, es fordern zu sollen. Jeder Konflikt mit einer der seefahrenden Mächte kann rückwirkend Verwickelungen auf dem europäischen Kontinent hervorrufen, die unsere Regierung in wohlverstandenem Interesse Deutschlands und des europäischen Friedens zu vermeiden sucht. Trotzdem schreckt sie aber nicht davor zurück, die nationale Flagge hochzuhalten, wo man ihr zu nahe treten will, und das einmal Erworbene festzuhalten.

Unsere Aufgabe wird es sein, indem wir unentwegt unsere Ziele verfolgen, mit der entsprechenden Vorsicht dies zu thun, um der Regierung keine Schwierigkeiten zu bereiten, sie aber auch zu unterstützen in ihren Bemühungen, den überseeischen deutschen Besitz zu befestigen.

Wir dürfen hierbei nicht außer Acht lassen, daß Mißerfolge mehr auf Rechnung unserer Unerfahrenheit in kolonialen Fragen zu schreiben sind. Ich will hier nicht auf Einzelnes eingehen, es würde das zu weit führen und zu Entgegnungen Veranlassung geben, die der Sache selbst wenig nützen würden. Wenn wir aber ehrlich sein wollen, so haben wir uns mannigfach die begonnene Arbeit zu leicht vorgestellt und sind nicht mit der entsprechenden Vorsicht vorgegangen. Es heißt wohl: „Dem Kühnen gehört die Welt", dem steht aber das Wort zur Seite: „Erst wäg's, dann wag's". Die Erfahrung hat uns jetzt schon gezeigt, daß manchmal die Erwägung fehlte und deshalb das Wagnis nicht glücken konnte. Wie alle Nationen, haben auch wir Lehrgeld bei der Kolonialpolitik zahlen müssen und müssen es noch; das darf uns aber nicht abschrecken, wenn wir die gemachten Fehler nur erkennen und künftig vermeiden lernen. Eine der vornehmsten Aufgaben unserer Gesellschaft ist es sonach, die Ursachen zu ergründen, welche Mißerfolge herbeiführen, und auf dieselben aufmerksam zu machen.

Fast bei jeder Hauptversammlung unserer Gesellschaft sehen wir uns veranlaßt, die Lösung der Auswanderungsfrage zu berühren, die die Nation von uns erwartet. Ich kann nicht umhin, diese heute, wo wir gleichsam in eine neue Phase unserer Thätigkeit eintreten, zu berühren. Es ist eine besondere Kommission für die Auswanderungsfrage eingesetzt worden unter dem Vorsitze des Herrn Generalmajors v. Teichmann und Logischen. Dieselbe hat ein Programm aufgestellt, das vollständig geeignet ist, die Lösung dieser schwierigen Aufgabe auf breiter systematischer Basis anzubahnen und namentlich auch die Ausbildung eines entsprechenden Auskunftsbüreaus herbeizuführen. Unsere Gesellschaft muß diese Aufgabe ernst in Angriff nehmen, und bin ich überzeugt, daß, wenn es uns gelingt, die Auswanderung in die rechten Bahnen zu leiten, man des Wirkens unserer Gesellschaft in noch fernen Zeiten mit Dank gedenken wird. Um dieser Aufgabe jedoch gerecht werden zu können, bedarf es umfassender Arbeiten und hierzu auch finanzieller Mittel, die zu beschaffen unser Bestreben sein muß.

Eine Anzahl wichtiger, sonstiger Aufgaben, sowohl auf dem Gebiete der praktischen Kolonisation, als auch auf demjenigen des mehr theoretischen, wissenschaftlichen liegen uns ob. Der Arbeit giebt es genug für die Thätigkeit unserer Mitglieder. Wir wollen daher nicht lässig werden in dem Bestreben, der Nation zu dienen, und zwar ohne Überstürzung, aber immer das große Ziel vor Augen, daß unserem deutschen Vaterlande eine Stellung unter den kolonisirenden europäischen Nationen gebührt.

Wir sehen, mit welchem Eifer und Interesse unser jugendlicher Kaiser die koloniale Bewegung in der Nation erfaßt und unterstützt. Indem wir unser Teil beitragen zur Förderung deutsch-kolonialer Interessen, dienen wir auch dem Bestreben Sr. Majestät. Wir können diese unsere Absicht nicht besser bekräftigen, als indem wir vertrauensvoll zu unserem Kaiser aufblicken und unsere heutigen Arbeiten einleiten mit dem Ruf: Se. Majestät, unser erhabener Kaiser, lebe hoch, hoch, hoch! Die Versammlung stimmt begeistert in diesen Ruf ein.

Vor Eintritt in die Tagesordnung macht der Herr Präsident die Mitteilung, daß der für die Expedition Wißmann gecharterte Dampfer „Martha" im Begriff sei, mit den deutschen Offizieren und Mannschaften von Hamburg nach Sansibar abzugehen; er schlage vor, an den Kapitän der „Martha" folgenden Abschiedsgruß zu richten:

> „Die Versammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft ruft Ihnen ein kräftiges „Glück auf" für die Reise nach Ostafrika zu."

Die Versammlung beschließt demgemäß.[1])

Zur Behandlung der Tagesordnung, in welche nunmehr eingetreten wurde, macht der Herr Präsident den Vorschlag, den Punkt 4 derselben vor Punkt 3 zu behandeln. (Kein Widerspruch.)

---

[1]) Auf dieses Telegramm ist an den Herrn Präsidenten folgende Antwort ergangen: „Ich bitte, der hochgeehrten Kolonialgesellschaft meinen herzlichsten Dank für den mir gesandten Glückwunsch gütigst abstatten zu wollen. A. Hasenwinkel, Kapitän der „Martha"."

Digitized by Google

Die Tagesordnung selbst lautet:

1. Jahresbericht, vorgelegt durch den Generalsekretär.
2. Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr 1888. Bericht der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten. (Abschnitt IV Art. 5 der Satzungen.)
3. Der Voranschlag für 1889.
4. Wahl des Vorstandes auf drei Jahre, bestehend aus 25 Mitgliedern. (Abschnitt V Art. 1 der Satzungen.)
5. Wahl der 5 Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. (Abschnitt VI Art. 5 der Satzungen.)
6. Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen kolonialen Unternehmungen.
7. Anträge.
8. Geschäftliches.

Der Generalsekretär erläutert den gedruckt vorliegenden Jahresbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft in dem abgelaufenen Jahre. Der Bericht läßt ein erfreuliches Wachstum der Mitgliederzahl erkennen; dieselbe ist um 2000 im vorigen Jahre gewachsen, indes 30 neue Abteilungen gebildet wurden. Es bestanden am Ende des Jahres:

138 Abteilungen mit	10 697	Mitgliedern,
101 Orte mit Vertrauensmann mit . . .	2 824	"
Kreuzbandempfänger und Abonnenten . .	3 221	"
zusammen	16 742	Mitglieder.

Diese Ziffer ist im Vergleich zur Bevölkerungszahl gering; die Mitglieder gehören aber zum größten Teile den ersten Klassen an, wodurch die Gesellschaft ihre Bedeutsamkeit erhält. Es muß hingegen erreicht werden, daß durch erfolgreiche Thätigkeit zum Besten aller Kreise im Volk, durch uneigennütziges Streben, woran jeder Stand ein Interesse hat, und besonders durch die zunehmende Aufklärung über die Zwecke und die Bedeutung der Gesellschaft auch in den breiteren Schichten der Bevölkerung ihre nutzbringenden Bestrebungen Anerkennung finden, damit eine raschere Zunahme der Mitgliederzahl die Unterstützung weiterer Kreise erkennen lasse. Unsere Gesellschaft will für, aber auch zugleich durch das Volk wirken.

In dem Personalbestande der Organe der Gesellschaft haben im abgelaufenen Jahre weitere Veränderungen nicht stattgefunden, als sie bereits in der Extranummer der Zeitung vom 25. September veröffentlicht worden sind.

Über die Gesellschaftsthätigkeit läßt sich erfreulicher Weise sagen, daß mehr und mehr der Kreis bestimmter Thätigkeiten sich abschließt, wodurch unserer Gesellschaft eine dauernde Wirksamkeit bei der neuen Entwickelung unseres kolonialen Erwerbslebens zufallen wird.

Für die Förderung des kolonialen Wissens wirkt besonders die Zeitung; sie bringt eine zuverlässige Berichterstattung über alle wichtigen Vorgänge auf kolonialem Gebiete. Es ist allerdings kaum möglich, viele Tagesneuigkeiten über die kolonialen Vorgänge zu bringen, da die großen Tagesblätter der kolonialen Frage sich bereits in umfangreicher Weise bemächtigt haben. Der Wert unseres Blattes wird aber auch nicht in dieser Eigenschaft gesucht, sondern in der sachlichen, untrügerischen Beurteilung kolonialer Dinge. So lange man nach dem Urteil der Kolonialgesellschaft fragen und darauf Wert legen wird, so lange bleibt die Kolonialzeitung ein gelesenes Blatt; die Zeitung steht und fällt mit der Gesellschaft. Es ist mit Hinsicht auf seine vornehmste Bedeutung sogar gleichgültig, ob unser Blatt acht- oder vierzehntägig erscheint.

Besondere Sorgfalt ist in dem abgelaufenen Jahre der Bibliothek zugewendet. Dieselbe ist von Grund auf neu eingerichtet, so daß auf der neuen Grundlage fortgearbeitet werden kann. Die Gesellschaft wird es sich mehr als bisher angelegen sein lassen müssen, die Bibliothek der Stellung und den Aufgaben der Gesellschaft entsprechend besser zu dotiren; es sollten auch vermögende Freunde etwas für dieses wichtige Institut thun. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat dazu den nächsten Beruf, eine Kolonialbibliothek, die in Deutschland noch nicht besteht, zu schaffen. Einen erfreulichen Anfang hatte der alte Kolonialverein damit gemacht; aus dem Besitz desselben stammen 1100 Bände, wobei alles Wertlose und Überflüssige ausgemerzt und nicht gebunden worden ist; dieser Bestand ist im vorigen Jahre auf 1300 Bände angewachsen. Alle Werke sind dauerhaft gebunden. Die Bibliothek ist mit einem Autoren- und Realkatalog versehen und mit Journalen nach dem Muster öffentlicher Bibliotheken eingerichtet. In erfreulicher Weise wird die Bibliothek besonders von arbeitenden Mitgliedern benutzt, die Vorträge in den Abteilungen halten und das litterarische Material zu ihren Studien von der Zentrale entleihen.

Sehr gut hat sich im vorigen Jahre die Einrichtung bewährt, daß von der Zentrale an die Abteilungen Kartenskizzen zur Verteilung an die Zuhörer bei Gelegenheit von Vorträgen geliefert worden sind. Die Herstellung der Skizzen ist sehr billig, und der Nutzen, den sie gewähren, in der That überraschend.

Ebenso zweckmäßig erweist sich die Herstellung von Photographien. Die gefertigte Sammlung beträgt zwar erst 250 Nummern, es wird aber fortgearbeitet werden, so daß sich die Gruppen der einzelnen zur Darstellung kommenden Gebiete immer mehr und mehr vervollständigen werden. Die Einrichtung ist so getroffen, daß sich Abteilungen ohne große Kosten dieses wertvolle Demonstrationsmaterial selber anschaffen können.

Die Wandersammlung kolonialer Erzeugnisse, welche im Laufe des Sommers in zwei Exemplaren neu eingerichtet und inhaltlich reich vermehrt wurde, hat einer großen Anzahl von Abteilungen im Laufe des Jahres zugesandt werden können. Dieselbe hat sich für Demonstration tropischer und subtropischer Nutzpflanzen, Mineralien, wie ethnologischer Gegenstände durchaus bewährt; die Neuheit mancher Stücke hat ebenso reges Interesse daran erweckt, wie die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse einen belehrenden Einblick in den Reichtum der Tropengebiete gestattete.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften, sowie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist es der Zentrale möglich gewesen, den Druck und Verlag eines Namaqua-Wörterbuchs zu übernehmen, das heute in würdiger Ausstattung vorliegt. Das außerordentlich wichtige und wertvolle Werk ist von Herrn Missionssuperintendenten Krönlein (jetzt Pfarrer der deutschen Gemeinde in Wisnberg bei Kapstadt) zusammengestellt, während die viel Mühe und Arbeit erheischende Korrektur für den Druck von Herrn Missionsinspektor Dr. Büttner (Berlin) besorgt worden ist. Der Hauptwert des Buches dürfte in der Eigenschaft gefunden werden, daß es das Ursprüngliche der heidnischen Zeit bei den Namaqua giebt; es stellt sprachlich dasjenige fest, was aus alter Überlieferung noch vorhanden ist und von dem Einflusse der Neuzeit noch nicht berührt wurde.

In gleicher Weise hat die Zentrale die Herausgabe einer Bildermappe von Ostafrika von Herrn Maler Hellgrewe (neue Folge) veranlaßt. Diese Erwerbung und Herausgabe hat sich ohne einen Geldzuschuß ins Werk setzen lassen, wodurch die Offerte der Erwerbung der Zentrale besonders annehmbar gemacht wurde.

Für die Bereicherung des kolonialen Wissens wie zur Belebung der Agitation erweisen sich auch als sehr angemessen die Vorträge, welche von der Zentrale den Abteilungen vermittelt werden. Im Verlauf des Jahres 1888 sind durch direkte Vermittelung der Zentrale 109 Vorträge gehalten worden. Dafür ist verausgabt die Summe von 6675,$_{00}$ Mark; die Rückvergütungen erreichten die Höhe von 1004,$_{89}$ Mk., so daß die von der Zentrale getragenen Kosten sich auf 5671,$_{10}$ Mk. beliefen. Die Herren, die im Jahre 1888 sich der Mühe unterzogen, größere Vortragsrundreisen zu übernehmen, waren: Dr. Breitenbach, Dr. Hollrung, P. Reichard und G. Truppel. Bei den Vorträgen, welche eine Abteilungsbildung zur Folge hatten, waren beteiligt: Dr. Bokemeyer (Berlin), Dr. Grosse (Straßburg), cand. jur. Lencer (Jena), Leutnant Maerker (Berlin), Dr. Pohle (Thorn) und Gymnasiallehrer Wittenbrinck (Burgsteinfurt). Die bei Gelegenheit der Vorträge gewonnenen Mitglieder belaufen sich insgesamt auf 522.

In der Erfüllung einer dem Wohle der Allgemeinheit zugewendeten Fürsorge ist das Bestreben, Auskunft und Rat zu erteilen, ein wichtiger Bestandteil. Das Auskunftsbüreau beantwortet alle Fragen über Verhältnisse im Auslande, mit ganz besonderer Sorgfalt aber diejenigen, welche in das Interesse des deutschen Auswanderers fallen.

Die Zahl der erteilten Auskünfte hat im Jahre 1888 eine ziemlich hohe Ziffer erreicht; es wurden gegen 1600 Anfragen beantwortet, die sich in der Hauptsache auf Auskünfte über Arbeits-, klimatische oder sonstige Verhältnisse im Auslande bezogen, welche den Auswanderer berührten. Eine große Anzahl Anfragen betrafen ferner Auskunftserteilung über die Vertrauenswürdigkeit bestehender oder in Bildung begriffener kolonialer Erwerbsgesellschaften. In dieser Beziehung scheint sich unser Volk bereits mit Vertrauen an die Deutsche Kolonialgesellschaft gern zu wenden.

Die Mehrzahl der Anfragen ging direkt von Auswanderern aus; diese werden immer mit dem Blick auf möglichste Wohlfahrt des Auswanderers beantwortet. Es fehlt aber an jeder Sicherheit, ob die erteilte Auskunft zum Besten des Fragestellers auch benutzt wird. Man kann beinahe annehmen, daß dies in den wenigsten Fällen geschieht, weil die weitere Vermittelung des Auswanderers nach seinem Bestimmungsorte durch oft sehr zweifelhafte Zwischeninstanzen führt, denen nicht selten der Auswanderer zur Beute fällt. Es wird die Deutsche Kolonialgesellschaft der Pflicht sich nicht länger entziehen können, die Auswanderung zu lenken, und damit sowohl den Auswanderern wie dem Vaterlande den allergrößten Dienst zu erweisen. Hierzu hat die Zentralleitung den entschiedenen Willen, und dürfen wir hoffen, daß wir in der ebenso wichtigen als schwierigen Frage im nächsten Jahre ein gut Stück vorwärts kommen werden.

Von den parlamentarischen Vorgängen des Jahres 1888 ist von entscheidender Bedeutung die Thronrede vom 22. November gewesen. Die Hoffnung und der Mut zu frischer Arbeit wurden dadurch neu belebt, und in allen beteiligten Kreisen gewann die Überzeugung Raum, daß man auf dem eingeschlagenen Wege beharren müsse. Bei den gleichzeitigen Störungen an der ostafrikanischen Küste und bei den unausbleiblichen Gegensätzen, welche die deutsche Kolonialpolitik bei Rivalen notwendig erzeugt hat, haben die kaiserlichen Worte desto freudigere Zuversicht in die Zukunft hervorrufen müssen. Die einmütige Annahme sodann, welche die ostafrikanische Vorlage in den jüngsten Tagen im Reichstage gefunden hat, darf uns zu der Hoffnung berechtigen, daß die Vertretung unserer Sache dort in den besten Händen ist.

Nicht ohne guten Erfolg hat auch die Zentrale in dem abgelaufenen Jahre die deutschen Interessen im Auslande zu vertreten Gelegenheit gehabt. Es lag ein ganz besonders wichtiger Fall in der Verletzung deutscher Interessen am Niger durch die Royal Niger Company vor. Eine persönliche Eingabe des Herrn Präsidenten an den Herrn Reichskanzler, sowie die sachgemäße und entschiedene Behandlung dieser Angelegenheit in der Öffentlichkeit hat es bewirkt, daß die Verhältnisse eingehend von unserer Reichsregierung untersucht worden sind und unser Recht mit Entschiedenheit verfolgt wird. Unser Reichskommissar in Äquatorial-Deutsch-Westafrika, Herr von Puttkamer, trat im November in einem eigenen Dampfer eine Reise nach den beregten Gebieten an, um an Ort und Stelle die Sachlage zu prüfen.

In mannigfacher Weise ist die Zentrale auch in anderer Beziehung im Auslande thätig und wirksam gewesen. Sie erachtete es für ihre Aufgabe, daß sie das Andenken der im Auslande Verstorbenen pflege, welche im Dienste für deutsch-nationale Bestrebungen geendet haben. Auch fehlt es nicht an Gelegenheit, der Wissenschaft in überseeischen Ländern gute Dienste zu leisten. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat es übernommen, in Verbindung mit der Deutschen Seewarte in Hamburg in deutschen Schutzgebieten oder in Ländern, wo die deutsche Bevölkerung vorwiegt, meteorologische Beobachtungsstationen zu errichten. Durch den Ausbruch der Unruhen in Ostafrika ist die Absendung der ersten Einrichtung, welche für Witu bestimmt ist, verzögert worden; es wird damit aber im nächsten Jahre vorgegangen werden.

Ferner hat der Herr Präsident in einer Eingabe an den Herrn Kultusminister die Frage angeregt, in dem königlichen Botanischen Garten zu Berlin die Einrichtung für tropische Pflanzenuntersuchungen nach dem Vorbild des Kew-Garden gestatten zu wollen. Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß

Digitized by Google

der Herr Kultusminister dieser Einrichtung zustimmen werde, wodurch der Deutschen Kolonialgesellschaft die, wenn auch mühevolle, so doch dankbare Aufgabe zufallen wird, das Material für die Untersuchungen aus fernen Ländern zu vermitteln.

Endlich ist auf dem weiten Gebiete der Thätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft die Bestrebung für Förderung praktischer Kolonisation zu nennen, des Endziels, auf welches alle die verschiedenen Zweige ihres Wirkens und Thuns so recht eigentlich auslaufen. Im Jahre 1888 haben die Zentrale drei wichtige Projekte beschäftigt, welche zur Ausführung gelangen dürften. Wir meinen das Emin Pascha-Unternehmen, die Gründung einer Niger-Benuë-Handelsgesellschaft und die Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels.

So lange die Deutsche Kolonialgesellschaft besteht, hat noch kein Projekt von der Wichtigkeit für Afrika wie das Emin Pascha-Unternehmen die Zentrale beschäftigt. Bewundernswert ist die Schöpfung Emin Paschas. Wenn man den Berichten eines Junker, eines Schweinfurth und Felkin u. a. Glauben schenken will, so hat Emin Pascha mitten im Herzen Afrikas den Neger für Arbeit und Gesittung bereits gewonnen; er hat die Bevölkerung seiner Provinz sich aufs engste verbunden. Die Anhänglichkeit und Treue seiner schwarzen Untergebenen haben den Jahre langen Verfolgungen von seiten des Mahdi standgehalten. Es mußte daher (und das gilt heute noch) von dem allergrößten Interesse sein, eine Verbindung mit Emin Pascha und damit zugleich den allersichersten Stützpunkt zur Erschließung von Äquatorial-Innerafrika für europäische Kultur zu gewinnen.

Das Emin Pascha-Unternehmen hat die Gunst des deutschen Publikums gewonnen; gegen Ende des Jahres war die durch die Vorstandssitzung in Wiesbaden vom 11. September vorgeschriebene Summe voll gezeichnet, so daß der Ausführung des Unternehmens die Wege geebnet waren. Hoffen wir, daß es für den beabsichtigten Zweck noch nicht zu spät sein wird, wenn die inzwischen abgegangene Expedition ihr Ziel glücklich erreichen sollte.

Die Bildung einer Niger-Benuë-Handelsgesellschaft wird nach dem Beschlusse des Vorstandes vom 11. September durch die Deutsche Kolonialgesellschaft nach Möglichkeit gefördert werden. Es wird nach Erledigung der zwischen den Regierungen Deutschlands und Englands noch schwebenden Unterhandlungen wegen der freien und ungehinderten Schiffahrt auf dem Niger und Benuë die Bildung einer Handelsgesellschaft nur noch eine Frage der Zeit sein können. Die Vorarbeiten Flegels harren der baldigsten Wiederaufnahme.

In der Hauptversammlung vom 22. November ist schließlich noch ein drittes wichtiges Projekt reif befunden worden, um der Wirksamkeit der Gesellschaft ein geeignetes Feld zu bieten. Die Antisklavereifrage hat insofern mittelbaren Zusammenhang mit den Aufgaben der Deutschen Kolonialgesellschaft, als der Kolonist in den unkultivirten Gegenden eine Kulturaufgabe zu erfüllen hat und sich nicht allein auf die Befriedigung seiner privaten Begehrungen und Ansprüche beschränken darf. Zwei besondere Momente verstärken aber noch die Notwendigkeit, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft der Frage näher tritt; einmal handelt es sich nicht um die Sklaverei im allgemeinen, deren Besiegung Sache des christlichen Erziehungswerkes sein und bleiben muß, sondern um die Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels, der den Wohlstand von Innerafrika vernichtet und den afrikanischen Handel ruinirt; sodann wird sich mit der humanitären Aufgabe eine praktische verbinden lassen, sodaß das Prinzip des praktischen Kolonisationszweckes gewahrt bleibt, mit dem die Bekämpfung des Sklavenhandels ja bereits mittelbaren Zusammenhang hat. Die Ausführung des Beschlusses vom 22. November bleibt der Thätigkeit im neuen Jahre vorbehalten, hoffen wir zu der Opferfreudigkeit, die in Deutschland für humanitäre und edle Zwecke besteht, daß die Lösung der Aufgabe eine ihrer Bedeutung und Größe würdige sein werde.

Über den Voranschlag für 1889 wird unter Nr. 3 der Tagesordnung der Herr Vorsitzende der Finanz-Kommission den Bericht erstatten.

Zum Jahresbericht wird das Wort nicht weiter verlangt; es folgt die Verlesung des schriftlichen Berichts der Vertrauensmänner über Prüfung der Rechnungslegung für 1888, welche die Dechargeerteilung beantragen. Die Versammlung beschließt demgemäß. Die Bilanz vom 31. Dezember 1888 schließt mit einem voraussichtlichen Überschuß von 6521 Mark ab, wovon gegen 5000 Mark laut früherem Beschluß des Vorstandes dem Emin Pascha-Komitee zuzuführen sind.

Vor Punkt 3 der Tagesordnung wird in die Erledigung von Nr. 4, die Wahl des Vorstandes, nunmehr eingetreten. Der Herr Präsident bemerkt dabei, daß die Hauptversammlung gemäß Absch. V Art. 1—3 der Satzungen die Vorstandsmitglieder zu wählen habe, die das Recht haben, sich durch Zuwahl auf 50 zu verstärken. Dieser Vorstand, dem selbstverständlich die Vertreter der berechtigten Abteilungen hinzutraten, habe dann das Präsidium und den Ausschuß zu wählen. Eine Vorstandssitzung zur Vornahme der Wahl des neuen Präsidiums und Ausschusses sei baldthunlichst zu berufen, bis wo das alte Präsidium und der alte Ausschuß ihre Funktionen weiter zu führen hätten. Das sei zwar nicht ausdrücklich in den Satzungen gesagt, er halte es jedoch für selbstverständlich. Falls kein Widerspruch dagegen erhoben werde, so nehme er an, daß die Versammlung damit einverstanden sei. (Kein Widerspruch.)

Der Herr Präsident verliest darauf eine von Herrn Baumann (Frankfurt a. M.) eingereichte Zuschrift, in welcher von einer großen Zahl Abteilungsvorständen und Mitgliedern die Wahl nachstehender Herren in den Vorstand empfohlen wird:

Ed. Arnhold, Großkaufmann, Berlin, Oberpräsident v. Bennigsen, Exzellenz, Hannover. Hofrat Dr. Credé, Dresden. Bezirksgeologe Dr. Ebert, Berlin. Dr. Fabri sen., Godesberg. Graf Frankenberg, Tillowitz. Ministerial-Präsident a. D. Dr. Grimm, Karlsruhe. Dr. Hammacher, Reichstagsabgeordneter, Berlin. Fürst zu Hatzfeldt-Trachenberg, Durchlaucht. Staatsminister a. D. von Hofmann, Exzellenz, Berlin. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht. Kurella, Direktor der Deutschen Siedelungs-Gesellschaft Herman, Berlin. Dr. E. Lange, Berlin. Marschall von Bieberstein, Berlin. Oberbürgermeister Dr. Miquel, Frankfurt a. M. Dr. Karl Peters, Berlin. Direktor im Reichspostamt Sachse, Berlin. Rittergutsbesitzer Dr. Schroeder, Berlin. Geheimer Regierungsrat a. D. Simon, Berlin. Generalmajor von Teichmann und Logischen, Berlin. Regierungsrat Freiherr von Tucher, Nürnberg. Oberbürgermeister a. D. Weber, Berlin. Fürst Wied, Durchlaucht, Neuwied. Baumeister Wiskow, Berlin. A. Woermann, Hamburg.

Herr Baumann (Frankfurt a. M.) befürwortet die Wahl der genannten Herren durch Akklamation.

Herr Runge (Berlin) tritt dem entgegen und bittet um Zettelwahl.

Herr Dr. Hammacher glaubt den Widerspruch des Herrn Runge auf die Verteilung einer Liste zurückführen zu müssen, die von einer Gruppe der Berliner Abteilung ausgehe. Er bitte die Herren, von dieser Liste, die fast nur Berliner Herren enthalte, abzusehen; man dürfe die Rücksicht nicht verletzen, welche bei der Wahl der Fünfundzwanzig auf ganz Deutschland zu nehmen sei: es sei für die Deutsche, nicht für eine Berliner Kolonialgesellschaft zu wählen. Ein solcher Fehler sei auch bei der späteren Kooptationswahl nicht wieder gut zu machen, denn diese sei nicht Sache der wählenden Hauptversammlung, sondern der Gewählten, denen heute die Versammlung ihr Vertrauen entgegenbringen werde. Er müsse aufs entschiedenste die Herren von der Berliner Abteilung, an deren guter Absicht er nicht zweifeln wolle, vor jeder Sonderauffassung warnen, die Uneinigkeit und Spaltung in die Gesellschaft zu bringen geeignet sei. (Lebhafter Beifall.)

Herr Baumeister Hoffmann (Berlin) erklärt, daß die Herren, von denen die Berliner Liste ausgehe, eine Spaltung herbeizuführen nicht beabsichtigt haben; man habe geglaubt, sein Augenmerk größtenteils auf Berliner Herren richten zu können, da die übrigen Gegenden Deutschlands ohnehin im Vorstande durch die Delegirten der Abteilungen vertreten seien; er für seine Person ziehe seine Kandidatur jedoch jetzt zurück.

Herr Baumeister Wiskow (Berlin) äußert sich in demselben Sinne.

Herr Rechtsanwalt Dr. Weill (Karlsruhe) befürwortet die Annahme des Antrags Baumann, die von einer großen Anzahl Abteilungen vorgeschlagenen 25 Herren durch Akklamation zu wählen, und bittet Herrn Runge um Zurücknahme seines Antrages auf Zettelwahl.

Herr Dr. Ebert (Berlin) äußert den gleichen Wunsch und erklärt, die Aufstellung der Berliner Liste sei dadurch entstanden, daß man geglaubt habe, Präsidium und Ausschuß müßten aus den ersten fünfundzwanzig Mitgliedern des Vorstandes gewählt werden.

Herr Runge zieht darauf seinen Antrag auf Zettelwahl zurück, und die fünfundzwanzig Herren nach dem Antrage Baumann werden durch Akklamation gewählt.

Es folgt die Beratung des Voranschlags für 1889.

Herr E. Arnhold: M. H. Der Voranschlag, wie er aus den Beratungen des Vorstandes hervorgegangen ist, ergiebt

an Ausgaben . . 101 160 ℳ.
an Einnahmen . . 108 000 ℳ.

Die Berechnung der Ausgaben schließt sich an den Verbrauch von 1888 an. Leider reichen die Einnahmen nur dazu aus, die Kosten für die Zeitung und die Verwaltung zu decken, so daß es für die Erfüllung der eigentlichen kolonialen Aufgaben an Mitteln gebricht. Wir haben daher erwogen, ob diesem Übelstande durch eine Verbesserung der Einnahmen oder eine Verminderung der Ausgaben abzuhelfen sei. Wir sind dabei zu der Überzeugung gekommen, daß das letztere das Rätlichste sei, und da bietet sich als einzig faßbares Objekt die Zeitung. Der Ausschuß hat dem Vorstande den Vorschlag gemacht, die Zeitung 14 tägig erscheinen zu lassen. Es würde damit eine Ersparnis von ca. 23 000 ℳ. erzielt. Der Ausschuß mußte davon ausgehen, daß unsere Zeitung in Bezug auf Aktualität so wenig bei wöchentlichem als bei 14 tägigem Erscheinen eine Konkurrenz mit den Tagesblättern aushalten kann. Aber darin liegt ja auch nicht ihr Wert, sondern im wesentlichen in der Zuverlässigkeit ihrer Mitteilungen und der Bedeutsamkeit ihrer Anschauungen und Ansichten.

Der Vorstand hat in der Sache in seiner heutigen Sitzung keinen bestimmten Entschluß gefaßt, sondern dieselbe mit der Maßgabe an den Ausschuß zurückverwiesen, die Angelegenheit in nochmaliger ernster Prüfung seinerseits zur Entscheidung zu bringen.

An den sonstigen Posten in der Ausgabe lassen Ersparungen sich nicht erwarten, da überall das Bedürfnis aufs knappste bemessen wurde. Eine thatsächliche Erhöhung gegen früher weist nur die Bibliothek auf, für welche statt 1000 Mark, wie sonst, für dies Jahr 3000 Mark ausgeworfen sind. Der Vorstand hat dieser Erhöhung zugestimmt, weil größere Ansprüche an die Bibliothek herantreten; die Abteilungen in den Landstädten, die sich nicht selber das litterarische Hilfsmaterial anschaffen können, nehmen mehr und mehr für ihre Vortragenden die Bibliothek der Zentrale in Anspruch, so daß die Benutzung der Bibliothek von außerhalb bedeutend zugenommen hat. Ich empfehle Ihnen daher nach den Beschlüssen des Vorstandes die Annahme des Voranschlags für 1889, wie derselbe Ihnen in dem gedruckten Jahresbericht vorliegt. (Bravo.)

Der Voranschlag wird ohne weitere Debatte wie folgt angenommen:

Einnahmen.

Jahresbeiträge:			
17000 à 6 ℳ.	ℳ. 102 000		
250 à 8 ℳ.	„ 2 000	ℳ. 104 000	
Abonnements:			
Buchhandel	ℳ. 1 500		
Post	„ 2 500	„ 4 000	
			ℳ. 108 000

Ausgaben.

Deutsche Kolonialzeitung	ℳ. 57 000
Gehälter	„ 19 760
Gratifikationen	„ 1 000
Seite . . .	77 760

Digitized by Google

Transport	.	ℳ. 77 760
Büreaumiete und Mietssteuer	.	„ 3 000
Reinigung, Beleuchtung, Heizung	.	„ 400
Büreaubedarf	.	„ 1 200
Druckkosten	.	„ 1 500
Porto	.	„ 3 000
Zeitungen	.	„ 500
Mobiliar	.	„ 300
Bibliothek	.	„ 3 000
Wandersammlung	.	„ 500
Vortrag und Reise	.	„ 8 000
Generalversammlung und Vorstandssitzungen	.	„ 1 000
Verschiedenes	.	„ 1 000
		ℳ. 101 160

Unter Nr. 5 der Tagesordnung erfolgt die Wahl der fünf Vertrauensmänner zur Prüfung der Rechnungsangelegenheiten für das laufende Jahr. Der Herr Präsident schlägt die Herren des Vorjahres zur Wiederwahl vor und an Stelle des ausscheidenden Herrn Dr. E. Lange, welcher in den Vorstand gewählt ist, Herrn Ingenieur Pfaff.

Die Versammlung nimmt diesen Vorschlag an; es sind demnach gewählt die Herren C. Grunert, Bankier Kistenmacher, Bankier Natorp, Ingenieur Pfaff und Bankdirektor Wallich.

Über den gegenwärtigen Stand in den deutschen Kolonien, Punkt 6 der Tagesordnung, spricht zunächst über Deutsch-Ostafrika

Herr Konsul Bohsen: Durch das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft aufgefordert, das Referat über Deutsch-Ostafrika, soweit es die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft betrifft, in dieser Versammlung zu erstatten, erlaube ich mir, zunächst auf die Veröffentlichung des Weißbuches und auf zahlreiche, in verschiedenen Zeitungen erschienene Berichte zu verweisen, durch welche im allgemeinen schon ein Bild von der Entwickelung Deutsch-Ostafrikas des letzten Jahres geschaffen worden ist. Die Betrachtungen jedoch, welche von englischer Seite und von Gegnern der deutschen Kolonialpolitik an diese Vorgänge geknüpft wurden, deren Spitze gegen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sich richtete, welcher die Heraufbeschwörung des Aufstandes und die Verantwortlichkeit für die Folgen in die Schuhe geschoben wurden, lassen es notwendig erscheinen, vom Standpunkte der die ostafrikanische Kolonialpolitik vertretenden Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft der Frage näher zu treten.

Bekanntlich besaß die Gesellschaft vor einem Jahre 9 bis 10 wirtschaftliche Stationen auf dem Festlande, in welchen sie Plantagen-Versuche anstellte, um die wirtschaftliche Tauglichkeit des Bodens zu prüfen und festzustellen, welche Kulturen mit Erfolg in Ostafrika betrieben werden könnten. In kommerzieller Hinsicht hatte es sich bereits herausgestellt, daß ohne Besitz der Küste schwerlich der deutsche Handel reüssiren würde; dazu kam die Schwierigkeit, mit den landwirtschaftlichen Stationen zu verkehren, da die von der Gesellschaft ausgerüsteten Karawanen mehrmals abgefangen wurden. Ein Fußfassen der Gesellschaft an der Küste erschien in jeder Beziehung sehr wünschenswert. Die Araber mit ihren Sklavenjagden wirkten zudem so zerstörend auf jede Arbeiterbeschaffung ein, daß die Gesellschaft nur sehr schwierig das notwendige Arbeitermaterial erlangen konnte.

Durch den Vertrag mit dem Sultan von Sansibar vom 28. April v. J. erwarb die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung des festländischen Gebietes südlich vom Umbaflusse und gewann Häfen, die in direkter Verbindung mit Europa und dem Hinterlande standen. Eine gesunde Grundlage zur Entwickelung war damit erreicht und alle bisherigen Hindernisse durch das glückliche Zustandekommen des Vertrags beseitigt. Es war jetzt möglich, ein neues Arbeitsprogramm einzuleiten. Man konnte sich der Gründung von Versuchsstationen zuwenden, um neue Kulturen einzuführen, ferner Handelsfaktoreien an der Küste gründen, sobald man genügende Erfahrung durch die Zollverwaltung gewonnen hatte, in der Hauptsache aber auch eine Verbindung mit der produzirenden Bevölkerung selbst herstellen. Durch Besetzung der Küste konnte es erreicht werden, den Handel im allgemeinen zu heben. Der Inder leiht zu Wucherzinsen Geld an den Araber aus, der seinerseits durch Sklavenhandel seinen hauptsächlichsten Gewinn macht; beide nützen dem Aufschwung des eigentlichen Handels nicht; ihr Wirken ist vielmehr dazu angethan, jede Thätigkeit der Eingeborenen im Keime zu ersticken. Der ganze Handel beschränkte sich auf Sklaven und Elfenbein, so daß eine Besserung der Zustände zu gunsten des Negers nur von der Besetzung der Küste durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu erwarten war. Den Aufschwung des Handels durfte man auch aus dem Umstande erwarten, daß durch direkte Verschiffung der Produkte von der Küste aus bedeutende Spesen in Wegfall kommen; die Ausfuhr von Kopra, Sesam ꝛc. stockt beispielsweise meist wegen der Unkosten, die bei deren Überbringung nach dem Markt von Sansibar entstehen.

Die Gesellschaft stellte sich sodann die Aufgabe, im deutsch-nationalen Interesse die Zivilisirung des Schutzgebietes zu übernehmen, daselbst den Bodenbau und Gewerbe anzubahnen und zu fördern. Es lag ihr die Errichtung einer Zollverwaltung und einer den Gewohnheiten und Sitten der Eingeborenen möglichst entsprechenden allgemeinen Verwaltung, wie sie die durch den Vertrag dem Sultan gegenüber eingegangenen Verpflichtungen erheischten, ob. Finanziell war die Gesellschaft den hier präzisirten Aufgaben völlig gewachsen. Außer den Einnahmen, die der Zollverwaltung entsprangen, für welche Verwaltung der Sultan der Gesellschaft einen Betrag von 170000 Rupien und 5% der Gesamteinnahmen vertragsgemäß garantirt hatte, waren noch Einnahmen zu erwarten aus den geplanten kaufmännischen Unternehmungen, den Ernten aus den Plantagen, dem Landverkauf im Gesellschafts- und Sultansgebiete, den Frachten des Gesellschaftsdampfers, aus Landvermessungen, Lizenzen, Hafensteuern u. s. w. u. s. w. Diesen Einnahmen gegenüber standen Ausgaben im Betrage von ungefähr 520000 Mark, so daß das Defizit, wenn es überhaupt stattfand, nur ein geringes hätte sein können. Bei der Entwickelung, welche die Gesellschaft anstrebte, wären ebenfalls durch die Hebung der Exporte ihre Einkünfte gestiegen und auch die Interessen des Sultans gewahrt worden. Die Gesellschaft hatte bereits Saaten von seinen Erdnüssen von Marseille bezogen und dieselben zur Verteilung gebracht, sie hatte Versuchsfelder für liberischen Kaffee angelegt, ihre Baumwollplantage stand im schönsten Flor. Wuchs aber die Produktion, so wuchsen mit ihr die Zölle und hierbei war der Sultan mit 50 Prozent der Mehreinnahmen interessirt. Sie sehen, meine Herren, es war kein Abenteuer, in das sich die Gesellschaft einließ; sie versuchte Mögliches und war sich der Bedeutung ihrer Aufgaben nicht sowohl in ihrem eigenen, als auch im Interesse der Gesamtheit des deutschen Vaterlandes sehr wohl bewußt. An Sklavenhändlern und gewissenlosen Arabern, die in der gewaltsamen Ausbeutung friedfertiger Neger seither ihren Vorteil gefunden und die sich in ihren Interessen gefährdet sahen, ist das Bestreben der Gesellschaft gescheitert. Nichts ist ungerechter als die Anschuldigung, der Ausbruch offener Rebellion sei dem verständnislosen Benehmen der Gesellschaftsbeamten zuzuschreiben.

Von Anfang an war es die Bestrebung der Generalvertretung gewesen, alle Schwierigkeiten hinwegzuräumen. So wurden Unterredungen mit Abgesandten des Sultans auf dem deutschen Generalkonsulat geführt und mit ihnen die Art und Weise der Ausführung der Vertragsbedingungen erörtert. So wurde das Zeremoniell der Flaggenhissung festgesetzt und sämtliche Verordnungen auch dem englischen Generalkonsul mitgeteilt und mit ihm besprochen, wodurch dessen Hilfe bei der Ausführung der schwierigen Aufgabe, die der Gesellschaft zufiel, gesichert ward. Die Gesellschaft war auch von Anfang an um einen militärischen Schutz der neuen Verwaltung besorgt.

Ich selbst hatte mich dieserhalb schon im Monat Juni an den General Matthews, den Oberbefehlshaber der Truppen des Sultans, gewandt, der es nicht geraten fand, an den bestehenden Truppenverhältnissen an der Küste etwas zu ändern. Die Einführung neuer Truppen, die mit den Verhältnissen des Landes nicht vertraut, ließ eine Revolte befürchten. Die Gesellschaft konnte bei Übernahme der Sultanstruppen annehmen, daß sie über etwa 500 Soldaten verfügte und daß bei der Willfährigkeit der seitherigen Sultansorgane, in ihren Dienst zu treten, keine Veranlassung für sie vorliege, neue Militär-Kräfte heranzuziehen. Als jedoch anfangs August die verschiedenen von der Gesellschaft designirten Bezirkschefs nach der Küste gelangten, wurden die Walis und Soldaten, die zuerst ihre Submission versprochen hatten, widersetzlich, und es kam dann zu bedauerlichen Ereignissen, die Sie, meine Herren, ja alle kennen. Schon vom Juli an hatte der Sultan gezögert, die von uns gewünschten Verständigungen an die Walis betr. Übernahme der Verwaltung abgehen zu lassen, und als er dieselben endlich an die Walis gelangen ließ, waren sie eben nur höchst ungenügend und zum Teil auch unrichtig gewesen. Anfangs August mußten wir sogar nach dem Eintreffen der Nachrichten von unseren Bezirks-Chefs, um die Zurückziehung von Walis und Soldaten, welche nicht in unsere Dienste treten wollten, ersuchen, und je näher wir der Übernahme der Küsten-Verwaltung kamen, desto mehr wuchsen die Schwierigkeiten. Der Sultan beanstandete die Schritte, welche der Bezirks-Chef in Bagamoyo zur rechtzeitigen Übergabe des uns am 16. August zustehenden Wali-Hauses unternehmen wollte, auf Grund einer angeblichen Beschwerde des Wali. Letzterer erklärte auf Befragen dann, daß er sich diesbezüglich durchaus nicht beschwert, sondern nur angefragt habe, weil er Freiheit und Leben riskire, wenn er irgend etwas ohne Erlaubnis des Sultans thue oder gestatte. Wir sahen uns schließlich genötigt, den deutschen General-Konsul zu bitten, eine Requisition an die Marine zur Assistenzleistung bei der auf den einzelnen Stationen vorzunehmenden Übernahme der Verwaltung zu richten. Der deutsche Generalkonsul gewährte diese Bitte, indem er unserem Zweifel in die Aufrichtigkeit der seitherigen Sultans-Organe stillschweigend zustimmte. Am 11. August waren mit dem Dampfer „Kiloa" trotz der so nahe bevorstehenden Verwaltungs-Übernahme bedeutende Waffen- und Munitions-Mengen durch den Sultan und die Inder nach Lindi verschifft worden, obschon dieser Bezirk, in welchem wenige Monate vorher eine Revolte der Sklaven ausgebrochen war, die der Sultan durch seine eigenen Soldaten unterdrücken lassen mußte, als besonders gefährlich bekannt war. So kamen uns auch noch am 15. August von allen Seiten Nachrichten zu, worin die meisten Walis mit Bestimmtheit behaupteten, daß ihnen Befehle des Sultans, uns zu gehorchen, nicht zugegangen seien. Am 18. August kam dann die Flaggenaffaire in Bagamoyo, wegen deren ich letzthin eine Erklärung erlassen habe, welche wohl in jeder Beziehung die vollständige Schuldlosigkeit der Gesellschaft in dieser Angelegenheit klargestellt hat. Wie wenig dieser Akt der Flaggenhissung überhaupt mit dem Aufstand in Bezug stand, beweist, daß der Sultan noch am 24. August, also 8 Tage nach der Flaggenhissung in Bagamoyo, einen weiteren schriftlichen Befehl erteilte betreffs der Flaggenhissung in Kiloa. Der Sultan wurde dann immer schwieriger zu behandeln, die Walis immer renitenter. Als nach Ausbruch der Revolte in Pangani die Ordnung wieder hergestellt werden sollte, verweigerte der Sultan sogar, nachdem er zuerst zugesagt, die von uns durch unseren Generalkonsul verlangte Hilfe. Nur gezwungen durch die Vorstellungen des englischen Generalkonsuls und des Generals Matthews gewährte er sie nachträglich. Wie bekannt, fraternisirte diese Truppe gleich nach ihrer Landung mit den Aufständischen. Die Stellung der Gesellschaft an der Küste und in Sansibar wurde so mehr und mehr erschüttert. Der englische Generalkonsul ebenfalls, der der Gesellschaft anfänglich sich sehr entgegenkommend gezeigt hatte, änderte plötzlich sein Benehmen und kleine bedeutungslose Verfügungen der deutschen Zollverwaltung auf Sansibar, die auf seine Requisition sofort zurückgezogen waren, wurden als Verletzungen der Rechte englischer Unterthanen aufgebauscht. In einer Konferenz, die ich mit ihm hatte, führte er einen offenen Bruch herbei, indem er mir erklärte, daß er sich nicht eher zufrieden geben werde, bis wir völlig aus dem Sansibar-Zollhause gewichen wären.

Der Bruch des englischen General-Konsuls mit unserer Gesellschaft, der offenkundig geworden war, that das Seinige, und am 28. September kam der

Digitized by Google

Aufruhr an der ganzen Küste zum Ausbruch. Von diesem Moment ab war das Schicksal der Gesellschaft so gut wie entschieden. Ein Hafenplatz nach dem andern ging verloren. In Kiloa wurden unsere Beamten ermordet. In Lindi und Mikindani flohen unsere Beamten noch rechtzeitig, ehe sie ein gleiches Schicksal ereilte, und nur Bagamoyo und Dar-es-Salaam hielten sich.

Während die „Leipzig“ vor Bagamoyo lag und diese Station von den Aufständischen angegriffen wurde, sandte der Kommandant Truppen ans Land und warf die Aufständischen mit starken Verlusten zurück und beließ eine Garnison in Bagamoyo. Nach diesem Ereignis änderte sich die Sachlage. Kriegsschiffe wurden in Bagamoyo und Dar-es-Salaam stationirt und die Gesellschaft aufs kräftigste von der Marine unterstützt.

Es ist bekannt, daß der durch Herrn Dr. Peters eingeleitete Küstenvertrag, bei dessen unternommener Ausführung alle diese Ereignisse eingetreten waren, durch den deutschen General-Konsul zu stande gekommen war, respektive letzterer dessen Zeichnung durch Said Chalifa erhalten hatte. Der General-Konsul hatte ebenfalls die politische Leitung des ganzen Unternehmens in seinen Händen. Ohne seine Zustimmung ist kein Schritt seitens der Gesellschaft gethan worden. Die General-Vertretung der Gesellschaft hatte von Anfang an die Ansicht vertreten, sich vor allem auf den Artikel 1 des Vertrags stützen zu müssen, worin sich Seine Hoheit verpflichtet, alles Notwendige zu thun, um den nötigen Nachdruck dem Vertrage zu verleihen und die Gesellschaft mit seiner ganzen Macht und Autorität in die Verwaltung einzuführen.

Gleich nach den Vorfällen in Bagamoyo verließ das Geschwader Sansibar, um dem Admiral entgegen zu fahren; bei seiner Rückkehr war der Aufstand in Pangani bereits ausgebrochen und es wurde vom deutschen Generalkonsul nun nicht mehr die Marine zur Herstellung der Ordnung herangezogen. Dadurch wurde ein so ungünstiger Eindruck auf die Bevölkerung hervorgebracht, der erst später durch die am 23. September eintretende nachhaltige Unterstützung der Marine wieder beseitigt wurde. Dieses neue Eintreten der Marine nach dem allgemeinen Aufstand am 23. September in Bagamoyo machte es den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft möglich, die Stationen Bagamoyo und Dar-es-Salaam zu halten. Es kam hierauf die Erklärung der Seeblokade und schließlich, da der Kampf mit Sklavenhändlern immer mehr entbrannte, die Entsendung einer Expedition unter Hauptmann Wißmann nach der Küste.

Haben bisher die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, deren Beamte sich wie Helden für die koloniale Sache schlugen, da ihnen eine wirtschaftliche Thätigkeit durch den Aufstand unmöglich gemacht war, ferner die Plantagengesellschaft und die Missionare, die in stiller und harter Arbeit für die deutsche koloniale Sache wirkten, die ostafrikanischen kolonisatorischen Bestrebungen gefördert, so liegt der Schwerpunkt der kolonialen Aufgabe jetzt beim Deutschen Reiche. Von dessen Unternehmungen wird es abhängen, inwieweit jenen zivilisatorischen und wirtschaftlichen Elementen, die bis jetzt draußen thätig gewesen, Gelegenheit gegeben wird, mit erneuten Kräften für die koloniale Sache zu wirken. Nur nachdem eine gesunde Grundlage geschaffen ist, kann ihrerseits von neuem an eine Aufnahme der Arbeit gedacht und eine segensreiche Entwicklung herbeigeführt werden. (Beifall.)

Herr Konsul Weber über Witu: Ich habe den Bemerkungen, die ich in der Hauptversammlung vom November über die Lage im Wituland machte, heute nur wenig hinzuzufügen. Ich möchte betonen, daß die politische Lage die gleiche ist; wir haben von den Unruhen nichts zu leiden gehabt und werden voraussichtlich auch nichts zu leiden haben. Auch durch den Tod des Sultans Achmed hat sich nichts geändert. Was den Handel anlangt, so haben wir eine weitere erfreuliche Entwickelung zu verzeichnen. Export und Import nehmen gleicherweise zu und es finden sich für beide immer neue Zweige. Die Schwierigkeiten, welche die Entwickelung des Handels einigermaßen hindern, sind:

1. die politischen Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste überhaupt, wodurch die Handelsverbindungen gehemmt sind;
2. das Eingreifen der Engländer auf Lamu, die uns Konkurrenz zu machen versuchen;
3. der Umstand, daß in der letzten Zeit die Boote der British India Line nicht mehr in Lamu angelegt haben.

Das hat einen sehr schlimmen Einfluß ausgeübt. Die sonstigen Verhältnisse in Witu sind jedoch noch genau dieselben. Wir haben nach wie vor die Hoffnung und Überzeugung, daß sich etwas machen läßt und wir die Schwierigkeiten endlich überwinden werden.

Herr Oberbürgermeister Weber teilt über Südwestafrika mit, daß dort bedauerlicherweise Unruhen ausgebrochen seien, durch welche die deutschen Beamten gezwungen wurden, zeitweise das Land zu verlassen. Materielle Verluste habe die Gesellschaft unmittelbar nicht gehabt, aber die Arbeiten seien augenblicklich gehemmt und die Expeditionen zurückgezogen. Leider habe die Gesellschaft auf den Rat des Reichskommissars eine zu geringe Schutztruppe aufgestellt, die den Bedürfnissen sich keineswegs gewachsen gezeigt habe; die Gesellschaft hoffe aber darauf, daß den aus diesem Übelstande hervorgegangenen Mißständen durch das Reich selbst werde abgeholfen werden.

Staatsminister von Hofmann: Es ist nun bald ein Jahr verflossen, seit die Abteilung Nürnberg in einer Vorstandssitzung zum ersten Male die Emin Pascha-Angelegenheit zur Sprache brachte, indem sie den Antrag stellte, eine deutsche Expedition auszurüsten. Sie erinnern sich, wie freudigen Beifall dieser Antrag gefunden hat. Der Gedanke, dem deutschen Landsmanne zu Hülfe zu kommen, der fern im äquatorialen Afrika das letzte Bollwerk der Gesittung aufrecht erhält, entsprach dem nationalen Gefühl. Hiermit verband sich der Wunsch, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Man dachte auch daran, daß sich durch die Verbindung mit Emin Pascha handelspolitische Vorteile erreichen lassen würden. Die Frage wurde damals von dem Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft gründlich geprüft und ein Entschluß gefaßt in bejahendem Sinne. Es bildete sich ein provisorisches Komitee, das schon damals Peters als Führer in Aussicht nahm. Man veranstaltete zunächst Sammlungen, ohne an die Öffentlichkeit zu treten. Auch an allerhöchster Stelle fand das Unternehmen Anklang. S. M. der Kaiser ließ demselben seine wärmste Sympathie ausdrücken. Es folgte die Vorstandssitzung in Wiesbaden. Damals war es der Direktor im Reichspostamt, Sachse, der einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Emin Pascha-Sache hielt. Die Abteilungen wetteiferten, ihre wärmste Unterstützung zuzusichern, und sie haben denn auch in erfreulicher Weise mitgewirkt. Im Sommer war Wißmann von Madeira zurückgekehrt und hatte sich zur Teilnahme bereit erklärt. In Wiesbaden gelang es, eine Vereinbarung zu stande zu bringen, wonach Wißmann den ersten, Peters den zweiten Teil der Expedition führen solle. Es war damals bestimmt, daß Wißmann im Oktober nach Sansibar gehen sollte, da kam die Nachricht von dem Aufstande in Deutsch-Ostafrika. Wir konnten Wißmann damals nicht entsenden; wir mußten abwarten, wie die Dinge sich weiter gestalteten. Auf diese Weise sind zwei kostbare Monate verloren gegangen. Erst im November kam wieder ein frischer Zug in die Bewegung, und zwar dadurch, daß W. den Vorschlag machte, er wolle den Weg durch Witu einschlagen. Es war hier in diesem Saale, daß er mit diesem Plane hervortrat, und es wurde damals der Beschluß gefaßt, es sei notwendig, daß die Emin Pascha-Expedition auf dem kürzesten Wege und in raschester Frist ihr Ziel zu erreichen suche. Wenige Tage darauf beschloß das Komitee, W. mit dem ersten Teile der Expedition nach Ostafrika zu entsenden mit dem Auftrage, dort die Route zu wählen. Wir hatten mit W. einen Vertrag abgeschlossen unter dem Vorbehalt, daß, wenn er im Reichsdienst Verwendung fände, er nicht an uns gebunden sei. Dieser Fall ist denn auch eingetreten. Dr. Peters mußte also wieder die alleinige Führung übernehmen. Es wurde ein Vertrag in diesem Sinne abgeschlossen, der Peters zur besonderen Aufgabe machte, die rascheste Verbindung herzustellen. Die Versammlung des Komitees am 31. Januar hat diesen Entschluß gebilligt und daraufhin ist die Expedition hinausgetreten in das Stadium der That. In den letzten Tagen des Februar ist Peters von Berlin abgereist, wird nächstens in Sansibar ankommen und dort die bereits angeworbene Mannschaft vorfinden. M. H.! Es ist in der Presse von einer Seite Verwunderung darüber ausgesprochen, daß man trotz aller Schwierigkeiten nicht von dem Unternehmen ablasse. Die Frage ist auch im Ausschuß und dem Komitee erwogen worden; aber wir mußten uns sagen, daß die Gründe, die im vorigen Sommer dafür sprachen, heute noch in demselben oder in verstärktem Grade dafür sprechen. Was erstens das persönliche Schicksal Emins betrifft, so sind Ihnen ja die widersprechenden Nachrichten bekannt, dadurch durften wir uns nicht irre machen lassen. Zweitens hat in neuester Zeit die Antisklaverei-Bewegung in Deutschland ihren Eingang gefunden. Die Position, die Emin Pascha inne hat, ist für die Antisklaverei-Bewegung ein wichtiger Stützpunkt. Die See- und Land-Blokade an der Küste wird dem Sklavenhandel schweren Abbruch thun, aber sie wird ihn nicht ganz verhindern. Wenn man dem Sklavenhandel ernstlich zu Leibe gehen will, dann muß man auch im Innern dieses Übel bekämpfen und daher die Verbindung mit Emin Pascha suchen. Darüber war auch Wißmann mit Peters einig. In handelspolitischer Hinsicht bestehen heute noch dieselben Aussichten, wie im vorigen Sommer. Wenn dem so ist, so wäre es schon an sich nicht richtig gewesen, an ein Aufgeben der Expedition zu denken. Dazu kommt der moralische Eindruck. Wer etwas zu seinem Vorteil oder Vergnügen unternimmt, der mag seinen Entschluß ändern, wenn die Ausführung auf Schwierigkeiten stößt; aber von einer nationalen Pflicht, da kann man nicht so leicht zurücktreten. Der Beweis, daß die Schwierigkeiten nicht zu überwinden seien, ist nicht geliefert und wir haben zu dem Führer der Expedition und seinen Begleitern das volle Vertrauen, daß sie alles, was möglich ist, thun werden; der Erfolg steht in Gottes Hand. (Beifall.)

Herr Direktor Kurella entwirft ein Bild von der Thätigkeit der deutschen Siedelungsgesellschaft Herman, indem er von der Thatsache ausgeht, daß unsere Schutzgebiete mehr für die Kultivation als für die Kolonisation geeignet seien und daher immer Herrenkolonien bleiben würden. Man habe daher Südamerika für die Auswanderung ins Auge gefaßt und das mit um so größerer Berechtigung, als es im handelspolitischen Interesse liege, die Staaten Südamerikas gegenüber dem Übergewicht Nordamerikas zu schnellerer Entwickelung zu bringen. Die deutsche Siedelungsgesellschaft Herman hat in der Provinz Rio Grande do Sul Ländereien gekauft, um dort deutschen Ansiedlern eine geeignete Heimstätte zu bereiten. Vom Retiro (so heißt die Ansiedelung) liegt etwa 17 Kilometer von der nächsten Dampferstation Pedras Brancas entfernt, fünfviertel Stunde Dampferfahrt von Porto Alegre. Die Verkehrsverhältnisse sind sehr günstig. Porto Alegre bietet ein gutes Absatzgebiet für die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht; der Boden ist fruchtbar, die Urbarmachung leicht, der Preis des Landes mäßig und das Klima gesund. Deshalb könne man mit gutem Gewissen Auswanderern die Ansiedelung in Vom Retiro empfehlen. Zum Schluß wendet sich der Redner an die Abteilungen mit der Bitte, für das Unternehmen einzutreten und demselben Freunde zu gewinnen. (Beifall.)

Herr Dr. O. Kersten teilt mit, daß kürzlich die ersten Ansiedler nach Pondoland abgegangen seien; Ende März wolle man einen Oberförster absenden, der mit der Waldindustrie beginnen solle. Es habe sich eine englische Pondoland-Gesellschaft mit einem Kapital von 4 Millionen gebildet, welche in dem nicht deutschen Gebiet Kupfer ausbringen will.

Herr Dr. Hammacher verzichtet wegen vorgerückter Zeit auf das Referat über Neu-Guinea, und es berichtet nur noch über die Antisklavereifrage:

Der Herr Präsident: Die letzte Hauptversammlung unserer Gesellschaft am 22. November vorigen Jahres hat den Beschluß gefaßt, in die Agitation für die Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklavenjagden einzutreten und den Mittelpunkt für dieselbe zu bilden. Sie hat den Vorstand beauftragt, den Beschluß zur Ausführung zu bringen.

Am 19. Januar trat der Vorstand zu einer sehr zahlreich besuchten Sitzung zusammen, in der eingehend darüber verhandelt wurde, in welcher Weise man dem Beschluß der Hauptversammlung gerecht zu werden vermöge.

Man kam zu der Überzeugung, daß es heute noch nicht möglich sei, den

Digitized by Google

Weg genau vorzuzeichnen, auf dem man zu dem erstrebten Ziel gelangen kann, d. h. die Mittel anzugeben, wodurch dem Sklavenhandel in Afrika wirksam gesteuert werden könne; man war aber einig darin, daß unsere Gesellschaft im engen Anschluß an die Maßnahmen der Regierung zu handeln habe.

Es gelte vor Allem, das Vorgehen derselben durch Belehrung des Publikums, durch Agitation für die Sache, durch Veröffentlichungen in der Presse moralisch zu unterstützen, andererseits aber auch Mittel zu finden, um dem Sklavenhandel in Afrika selbst entgegenzutreten. Besonders hervorgehoben wurde jedoch, daß die Frage der Abschaffung der Sklaverei nicht hiermit zu verbinden sei, da diese in keiner Weise spruchreif sei.

Der Vorstand beschloß, einen Aufruf gegen den Sklavenhandel zu erlassen, der von allen Vorstandsmitgliedern unterzeichnet wurde und den Sie wohl alle gelesen haben werden, da er an alle größere Zeitungen geschickt worden ist.

Der Ausschuß der Gesamtgesellschaft wurde beauftragt, eine Kommission aus seiner Mitte zu wählen, welche die Behandlung der Angelegenheit in die Hand zu nehmen und auszuführen habe. Zu gleicher Zeit wurden die Befugnisse der Kommission festgestellt und dieselbe ermächtigt, durch Zuwahl anderer in Deutschland für die Erreichung der Aufgabe wichtig erscheinender Persönlichkeiten sich zu verstärken. Die vom Ausschuß gewählte Kommission kooptirte 43 weitere Mitglieder aus hervorragenden Persönlichkeiten, deren Wahl vom Ausschusse nachträglich genehmigt wurde.

Am 23. Februar trat die Kommission zur Konstituirung zusammen. Da der Präsident der Kolonialgesellschaft als solcher nach den Beschlüssen des Vorstandes zu gleicher Zeit Vorsitzender der Kommission ist, so wurden nur zwei Stellvertreter gewählt: Se. Exzellenz Hausminister v. Wedell und Oberbürgermeister a. D. Weber.

Es wurde beschlossen, aus dieser Kommission einen engeren Ausschuß einzusetzen, dem die laufenden Geschäfte zu übertragen seien. Hierfür wurden bezeichnet: Generalleutnant v. Drygalski Pascha, Exz., Superintendent Dryander, Dr. Ebert, Dr. Hammacher, vom Rath, Professor Schüller, Kapitän Stenzel. Der Ausschuß wurde jedoch ermächtigt, nach Bedürfniß bis zu 5 weitere Mitglieder zu kooptiren.

Bei der Berathung über das geschäftliche Vorgehen der Kommission und des Ausschusses kam man dahin überein, daß vor allem Informationen über die Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste einzuziehen seien, um zu wissen, wie und wo man daselbst einzusetzen habe, um dem angestrebten Ziel näher zu kommen.

Diese Informationen sollten womöglich von den betreffenden Regierungsorganen an Ort und Stelle zu erlangen gesucht werden. Von der alsbaldigen Hinaussendung eines Kommissars unserer Gesellschaft, um Erkundigungen einzuziehen, wurde für jetzt als verfrüht abgesehen.

Man neigt jedoch zu der Ansicht, daß je nach den einlaufenden Nachrichten als zuerst in Angriff zu nehmende praktische Schritte anzusehen seien: Ein Asyl für befreite Sklaven zu schaffen, die Krankenhäuser in Sansibar und Dar-es-Salaam des Frauenvereins und des Missionsvereins zu fördern und in Verbindung mit den Missionsstationen zu treten, um deren Vorgehen eventuell zu unterstützen.

Der Ausschuß wurde von der Kommission beauftragt, bis zum nächsten Zusammentritt der Kommission alle Schritte zu thun, welche er im Interesse der Kommission für nützlich und notwendig erachte.

Zum Schatzmeister wurde Herr Geheimer Kommerzienrat Veit für seine Firma R. Warschauer & Ko., Berlin, erwählt, wohin Einzahlungen zu richten sind.

Am 7. März trat der Ausschuß zusammen, der ein Schreiben an die Abteilungen erließ, worin um Agitation für die Sache und etwaige Geldsammlungen innerhalb derselben gebeten wurde. In einem Schreiben an den Herrn Reichskanzler wurde der Zweck unserer Kommission dargelegt und um sein Wohlwollen und seine Unterstützung gebeten.

Man kam dahin überein, daß eine tüchtige Kraft gewonnen werden müsse, um die schriftlichen Arbeiten der Kommission zu besorgen, da es sich darum handle, mit gleichgesinnten Vereinen in Verbindung zu treten und in der Person für die Sache zu wirken. In der gestrigen Ausschußsitzung wurde ein Sekretär in provisorischer Weise ernannt, dem hauptsächlich in der ersten Zeit aufgegeben worden ist, sich genau über die Frage zu orientiren.

Von der Abteilung Köln und München wurde der Antrag eingebracht: Es sollen in ganz Deutschland Sammlungen für unsere Zwecke veranlaßt werden. Im Ausschuß war man der Ansicht, daß nach dem Ausschreiben an die Abteilungen nicht sogleich mit Sammlungen vorgegangen werden könne, es vielmehr ersprießlicher sei, die nächsten Ereignisse abzuwarten und an der Hand von Thatsachen das Volk zu Beiträgen aufzufordern, die dann sicherlich reichlicher fließen würden. (Beifall.)

Unter Nr. 7 der Tagesordnung wurden erledigt:

1. Ein Antrag der Abteilung München, welcher eine Satzungsänderung bezweckt und Annahme findet. Danach erhält Abschnitt III Art. A. 1 folgende Zusatzbestimmung:
   „Mitglieder, welche einer am Orte ihres Wohnsitzes bestehenden Abteilung nicht beitreten, haben den Jahresbeitrag der Mitglieder der Abteilung zu zahlen."
2. Ein Antrag der Abteilung Kölu, betreffend die Einleitung allgemeiner Sammlungen zu Gunsten der Bestrebungen zur Unterdrückung des ostafrikanischen Sklavenhandels.

Dieser Antrag wird von dem Herrn Vertreter der Abteilung Köln zurückgezogen, da der Vorstand gewillt sei, bei dem nächsten sich darbietenden direkten Anlaß sogleich mit Sammlungen vorzugehen.

Unter Nr. 8 der Tagesordnung beschließt die Versammlung auf Vorschlag des Herrn Präsidenten, die nächste Hauptversammlung in Köln stattfinden zu lassen. Ferner teilt der Herr Präsident mit, daß das Namaqua-Wörterbuch, welches von der Gesellschaft veröffentlicht werde, fertiggestellt und in einigen Exemplaren zur Ansicht ausgelegt sei.

Es bittet sodann noch Herr Regierungspräsident von Pilgrim (Minden) ums Wort, um dem Herrn Präsidenten für seine umsichtige Leitung der heutigen Verhandlungen, wie für die mühevolle Führung der Geschäfte überhaupt, unter lebhafter Zustimmung der Versammlung deren Dank auszusprechen. Schluß der Sitzung um 7 Uhr.

Dr. Bokemeyer, Generalsekretär.

Die Expedition Stanleys.

Die ersten Briefe Stanleys über seine Reise zu Emin Pascha sind an den Vorsitzenden des englischen Emin Pascha-Komitees und an seinen Freund A. L. Bruce in Edinburgh gelangt, welche dieselben veröffentlichen ließen. Sie sind voll des packendsten Interesses, reich an mannigfachen Schilderungen des schwierigen Zuges durch die unbekannten Wildnisse vom Aruwhimi bis zum Albert-Nyanza und geben ein gutes Bild der durchwanderten Gegenden und ihrer Volksstämme. Wie man sich erinnern wird, verließ Stanley am 27. Juli 1887 das Lager an den Yambuya-Fällen des Aruwhimi und lange Monate wurde nichts von ihm gehört, da auch seine Nachhut nach der Ermordung des Major Barttelot am 29. Juli v. J. vollständig zusammengebrochen war. Gegen Ende Dezember v. J. trafen endlich Depeschen von Sansibar und vom Kongo ein, nach welchen Stanley zum Aruwhimi zurückgekehrt sei; zugleich wurde der Brief an Tippu Tip bekannt, und nunmehr liegen auch die vorhin erwähnten Briefe vor. Der erste ist vom 28. August datirt und enthält zuerst eine kurze Schilderung der Instruktionen Stanleys für die Offiziere der Nachhut. Die erste Kolonne, bestehend aus 389 Mann, Offizieren und Trägern, kam nach einem Marsch von 12 Meilen in das weite Gebiet von Jankonde, wo die Eingeborenen sich dem Vordringen der Expedition mit bewaffneter Hand entgegensetzten, so daß dieselbe etwas vom Wege abgedrängt wurde. Sie erreichte den Fluß wieder am 5. Juli und marschirte von diesem Tage bis zum 18. Oktober am linken Ufer des Aruwhimi. Am 31. August waren sie auf arabische Sklavenhändler gestoßen, bei welchen alle Somalis zu bleiben vorzogen. Am 28. Oktober erreichte die Karawane eine andere arabische Niederlassung, Kilinga-Longas, welche dem berüchtigten Sklavenhändler Abed bin Salem gehört, nachdem an 55 Mann durch Hunger und Desertion verloren waren. Die Sklaven des arabischen Händlers tauschten von den Leuten Stanleys Flinten und Munition gegen Lebensmittel ein, so daß die Leute der Expedition wie Bettler die Station verließen. In derselben wurde das Boot, 70 Ladungen und Wundarzt Park und Kapitän Nelson zurückgelassen. Die Araber hatten die Gegend in einer schauerlichen Weise verwüstet, so daß Hungersnot herrschte. Am 12. November endeten diese Leiden, aber von 289 Leuten hatte Stanley nur 174, welche so demoralisirt waren, daß er zum warnenden Exempel zwei aufhängen lassen mußte. In Ibwiri, wohin die Araber noch nicht gedrungen waren, erholte sich die Expedition bald wieder; sie war noch 126 Meilen vom See entfernt, bekam am 1. Dezember das offene Land von der Spitze eines Berges zu Gesicht, und am 5. Dezember war die Ebene erreicht, die schauerliche Waldregion, welche von Kannibalen und Zwerg-Völkerstämmen bewohnt war, lag hinter ihr. Nach 160 Tagen ununterbrochener Dunkelheit sah sie wieder das Licht des Tages und alles jubelte auf. Am 19. kam sie in das Land des mächtigen Häuptlings Mozamboni, mit dessen Leuten die Expedition ein siegreiches Gefecht bestand. Am 13. Dezember sah sie den Albert Nyanza zu ihren Füßen liegen, stieg von dem Plateau, welches 5200 engl. Fuß über dem Meeresspiegel liegt, herunter und näherte sich am 14. dem in der Südwestecke des Sees liegenden Dorfe Kakongo, dessen Bewohner ebenfalls feindlich waren. Um ein Boot zu erhalten, wurde beschlossen, nach Kilinga-Longas zurückzukehren und in Ibwiri auf dem halben Wege ein Fort zu bauen. Am 15. marschirte die Expedition nach Kavali und war am 7. Januar wieder in Ibwiri. Von dort wurde Leutnant Stairs nach Kilinga geschickt, welcher das Boot und die dort verpflegten Mitglieder der Expedition holte. Nachdem Fort Bodo in Ibwiri erbaut und Nelson als Kommandant zurückgelassen war, brach die Expedition am 7. April wieder nach dem Albert Nyanza auf, erreichte am 26. April Mozambonis Land, dessen Eingeborne jetzt freundlich waren und reichlich Lebensmittel lieferten. Der Häuptling von Kavali übergab Stanley einen Brief Emin Paschas, datirt vom 25. März, laut welchem letzterer von der Ankunft Stanleys gehört hatte und mit seinem Dampfer ausgefahren war, ihn zu suchen. Er bitte ihn, an dem Orte zu bleiben, wo er wäre, bis er sich mit ihm in Verbindung setzen könne. Jephson wurde am nächsten Tage, den 23. April, abgesandt, um das Boot zum Nyanza zu schaffen, welcher am 26. die Mswa-Station fichtete, wo er von der egyptischen Garnison gastfreundlich aufgenommen wurde. Am 29. April kam der Khedive-Dampfer mit Emin Pascha und Casati an, und eine herzliche Begrüßung fand zwischen ihnen und Stanley statt. Einige Meilen nördlich von Kavali wurde das Lager aufgeschlagen, und die Europäer blieben bis zum 25. Mai bei einander. An diesem Tage ging Stanley wieder nach Fort Bodo zurück, welches sich in blühendem Zustande befand, und von dort mit 111 Sansibariten und 101 von Emin Paschas Leuten nach Kilinga-Longas, welches am 24. Juni erreicht wurde. Am 17. August kam die Expedition in Bunalya an, wo Stanley von Bonney erfuhr, daß Barttelot erschossen und die Nachhut nur noch ein furchtbares Wrack sei. Von dort brach Stanley mit einer nur mangelhaften Ausrüstung wieder nach Stanley auf und seitdem fehlen direkte Nachrichten von ihm. In dem Briefe an Mr. Bruce in Edinburg, welcher vom 4. September aus Ituri (Smupeituri) datirt ist, nahm er an, daß er etwa am 10. Dezember 1888 bei Stanley eintreffen werde.

Diese Reise ist eine ganz außerordentliche Leistung, nicht sowohl wegen der Länge des Weges, welche auf dem Rückwege vom Albertsee nach Bunalya nur 82 Tagereisen nötig machte, als wegen der Schwierigkeiten des Hinmarsches in der Waldregion, welche sich nach Stanleys Berechnung etwa 246000 engl. Quadratmeilen erstreckt, und wegen der in diesen Gegenden herrschenden Hungersnot. Stanley hat in nordwestlicher Richtung ein hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge gesehen und außerdem den Lauf des Aruwhimi

bestimmt, welcher 350 Kilometer vom Kongo Ituri (Iturí) heißt. Von der Quelle des Ituri kann man den Nyanzasee erblicken. Der von Junker zuerst entdeckte Nepoka ist danach nicht identisch mit dem Aruwhimi, sondern dessen größter Nebenfluß von Norden aus. Weiterhin dürfte die Reise Stanleys auch einige Aufklärungen dazu geben, ob der Muta Nsige zum Flußsystem des Nils oder des Kongos gehört. Der größte Nebenfluß des Aruwhimi von Süden aus ist nach Stanleys Aufzeichnungen der Lunda, welcher seinem Laufe nach aus dem Muta Nsige kommen könnte. Sonst erfuhr Stanley nur von Eingeborenen, daß der letztere nicht so groß sei, wie der Albert Nyanza.

Was Stanley über die Unterredungen mit Emin Pascha mitteilt, lassen wir hier im Wortlaut folgen:

Bevor ich meinen Brief schließe, lassen Sie mich genauer auf denjenigen Punkt eingehen, der mich in dieses Land geführt hat, nämlich auf Emin Pascha. Der Pascha hat zwei Bataillone Reguläre unter sich, das erste, mit ungefähr 750 Gewehren, hielt Duffle, Honyu Labore, Muggi, Kirri, Bedden, Rejaf besetzt; das zweite Bataillon, bestehend aus 640 Mann, beschützt die Stationen von Wadelai, Fatiko, Mahagi und Mswa — eine Verbindungslinie zwischen dem Nyanza und dem Nil von etwa 180 geographischen Meilen Länge. Im Inneren, westlich vom Nil, hält er drei oder vier kleine Stationen besetzt — im Ganzen 14 Stationen. Außer diesen beiden Bataillonen hat er eine ganz respektable Macht von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Kaufleuten und Dienern. „Im Ganzen", sagte er, „wenn ich einwillige, von hier fort zu gehen, werden wir etwa 8000 Mann bei uns haben." „Wäre ich in Ihrer Stelle, ich würde nicht einen Augenblick zögern oder eine Sekunde in Zweifel darüber sein, was zu thun ist." „Was Sie sagen, ist ganz richtig, aber wir haben eine große Zahl von Frauen und Kindern, wahrscheinlich 10 000 Köpfe in Summa. Wie können sie Alle von hier fortgebracht werden? Wir würden eine Zahl von Fuhrwerken gebrauchen". „Fuhrwerke! Wozu Fuhrwerke?" fragte ich. „Für die Frauen und Kinder. Sie werden sie gewiß nicht hier lassen wollen, und sie können nicht marschiren". „Die Frauen müssen gehen, das wird ihnen mehr Nutzen als Schaden thun. Was die kleinen Kinder anbetrifft, so ladet sie auf die Esel, ich höre, ihr habt etwa 200 derselben. Ihre Truppe wird nicht sehr weit im ersten Monat marschiren; aber in kurzem werden sie es gewohnt werden. Unsere Sansibar-Frauen haben Afrika bei meiner zweiten Reise durchquert. Warum können Ihre schwarzen Weiber nicht das Nämliche thun? Seien Sie nur wegen ihrer nicht ängstlich, die werden es besser durchsetzen als die Männer." „Sie würden eine große Menge von Lebensmitteln für den Marsch erfordern." „Gewiß, aber Sie haben, wie ich glaube, einige tausend Stück Rindvieh; die werden Fleisch liefern. Die Gegenden, durch welche wir passiren, müssen Korn und vegetabilische Nahrung liefern." „Gut, wir wollen die fernere Besprechung bis morgen aufschieben."

1. Mai 1888. Aufenthalt im Lager zu Nsabé. Der Pascha kam an das Ufer vom Dampfer „Khedive" ungefähr um 1 Uhr Mittags und wir setzen nach kurzer Frist unsere Unterhaltung fort. Viele von den eben angeführten Gründen wurden wiederholt und er sagte: „Was Sie mir gestern gesagt haben, hat mich dahin gebracht, ebenfalls zu meinen, daß es das Beste ist, uns von hier zurückzuziehen. Die Egypter sind durchaus willig, aufzubrechen. Das sind ohne Kinder und Frauen etwa 100 Mann. Von diesen ist also kein Anstand, und selbst, wenn ich hier bliebe, würde ich froh sein, von ihnen befreit zu sein, weil sie meine Autorität untergraben und alle meine Bemühungen, mich zurückzuziehen, vernichten. Als ich ihnen mitteilte, daß Khartum gefallen und Gordon Pascha erschlagen sei, haben immer die Nubier gesagt, daß es eine zusammengebraute Geschichte wäre, in ein paar Tagen würde man die Dampfer zu ihrer Befreiung den Fluß heraufkommen sehen. Aber über die Regulären, welche das 1. und 2. Bataillon bilden, bin ich sehr zweifelhaft; die haben hier ein solch freies und glückliches Leben gehabt, daß sie Anstand nehmen werden, ein Land zu verlassen, wo sie einen Luxus genossen haben, über den sie in Ägypten nicht verfügen können. Die Soldaten sind verheiratet, und verschiedene von ihnen halten einen Harem. Viele von den Irregulären würden also sich mit zurückziehen und mir folgen. Aber unter der Voraussetzung, daß die Regulären sich weigern, aufzubrechen, müßte ich meinen, daß meine Lage eine sehr schwierige sein würde. Würde es recht sein, sie ihrem Schicksale zu überlassen? Würde das nicht bedeuten, sie dem Untergange zu weihen? Ich würde ihnen ihre Waffen und Munition belassen müssen, und bei der Rückkehr wäre alle Disziplin zu Ende. Streitigkeiten würden entstehen, Parteiungen sich bilden. Die Ehrgeizigen würden mit Gewalt anstreben, Anführer zu sein, und aus diesen Rivalitäten würde Haß und gegenseitiges Abschlachten entstehen, bis sie keinen von sich übrig gelassen haben würden. „Vorausgesetzt, Sie beschließen, zu bleiben, was wird mit den Ägyptern?" — fragte ich. „Oh! Ich würde Sie zu bitten haben, so gütig zu sein, diese mit sich zu nehmen." „Nun wollen Sie, Pascha, mir die Gunst erweisen, Kapitän Casati zu fragen, ob wir das Vergnügen seiner Gesellschaft bis zum Meere haben werden, denn wir sind instruirt, ihn zu unterstützen, falls wir ihn antreffen sollten?" Kapitän Casati antwortete durch Emin Pascha: „Was der Gouverneur Emin darüber entscheidet, soll auch für mich die Richtschnur sein; wenn der Gouverneuer bleibt bleibe ich auch; wenn der Gouverneur geht, so gehe ich mit." „Nun gut, ich sehe, Pascha, daß im Falle Ihres Bleibens Ihre Verantwortlichkeit groß sein wird." (Ein Lachen wurde laut.) Der Satz war Casati übersetzt worden, und der patente Kapitän antwortete: „Oh, ich bitte um Verzeihung, aber ich entbinde den Pascha von jeder Verantwortlichkeit in Bezug auf meine Wenigkeit, weil ich nur durch meinen eigenen Entschluß beherrscht werde." — So habe ich Tag für Tag getreulich die Unterredungen berichtet, welche ich mit Emin Pascha hatte. Aber diese Auszüge offenbaren so viel, als für Sie notwendig ist, um die Lage zu verstehen. Ich ließ Mr. Jephson 13 von meinen Sudanesen und sandte eine Botschaft an die Truppen, bereit zu sein, wie der Pascha verlangt hatte. Alles ist also belassen, bis ich mit der vereinigten Expedition nach dem Nyanza zurückkehre. In zwei Monaten schlug der Pascha vor, Fort Bodo zu besuchen und Mr. Jephson mit sich zu nehmen. In Fort Bodo habe ich den Beamten die Instruktion hinterlassen, das Fort zu zerstören und den Pascha nach dem Nyanza zu begleiten. Ich hoffe, sie Alle wiederzutreffen am Nyanza, weil ich nach dem Nyanza hin eine Abkürzung auf einem neuen Wege zu machen beabsichtige. Respektvollst der Ihrige

Henry M. Stanley.

Ob der Brief vollständig mitgeteilt worden ist, ist die Frage. Wenn man diese aber bejaht, so geht aus demselben hervor, daß Emin Pascha noch nicht über die Schritte, welche er unternehmen wollte, sich klar war. Stanley, für welchen in Msala am Südende des Viktoria Nyanza eine Depot errichtet war, wie seiner Zeit Francis de Winton erklärt hat, beabsichtigte wahrscheinlich mit Emin Pascha und dessen Leuten nach Ostafrika zurückzukehren, da der Weg durch die Urwaldregion des Kongo für eine so starke Karawane unmöglich gewesen wäre. Auf das Bekanntwerden dieser Gerüchte scheint uns die aus arabischer Quelle stammende unwahrscheinliche Meldung in Stanley Falls zurückzuführen zu sein, wonach sich Stanley und Emin Pascha auf dem Marsche nach Sansibar befänden, mit mehreren tausend Männern, Frauen und Kindern und sechstausend Elephantenzähnen. Wenn man aber dies für richtig hält, so ist die andere Meldung, daß Emin der weiße Pascha sei, der die Truppen des Mahdi am Äquator besiegte und jetzt Khartum bedrohe, nicht gut zu erklären, denn Emin Pascha wird auf Stanleys Rückkehr am Albert Nyanza gewartet haben. Sollte aber wirklich der Mahdi ihn angegriffen haben, so ist es doch möglich, daß er nach Norden gezogen ist, obwohl es schwer gehalten haben mag, die Regulären fortzubringen. Es ist aber ebenso möglich, daß einem der ihn begleitenden Europäer die Aufgabe zugefallen ist, die Truppen des Mahdi zu bekämpfen. Man kommt, wie man sieht, aus den Widersprüchen nicht heraus, da in dem veröffentlichten Schreiben Stanley keine Aufklärung über seine weiteren Pläne macht. Die angeblich Tag für Tag angegebene Unterhaltung zwischen Stanley und Emin Pascha ist doch recht dürftig; wir hätten sicher erwarten können, gerade über diese wichtigen, alle Welt interessirenden Fragen etwas genauere Auskunft zu erhalten.

Aus Anlaß der Briefe Stanleys hat es natürlich nicht an Angriffen gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition gefehlt, obwohl sich jeder unparteiische Beobachter sagen müßte, daß gerade infolge der letzten Nachrichten die größte Ungewißheit über das Schicksal Emin Paschas noch fortbesteht. Wenn Emin Pascha gegen den Mahdi siegreich war, so wird die Waffen- und Munitionszufuhr seitens der deutschen Expedition, sollte sie glücklich sein, ihm nur nützen können; sollte er aber in der That Wadelai verlassen haben, wozu ihn augenscheinlich Stanley überreden wollte, so kann doch der wirtschaftliche und humanitäre Zweck der Expedition noch genügend Bethätigung finden, da in Wadelai ja doch eine Truppe zurückbleiben wird. Wie man auch die Angelegenheit betrachten mag, kann man bei der jetzigen Ungewißheit über den Stand der Dinge nur aufs neue betonen, daß kein durchschlagender Grund vorliegt, weshalb die deutsche Emin Pascha-Expedition ihre Aufgabe nicht ausführen solle.

So groß auch die für die Stanleysche Expedition aufgewandten Mittel waren und so große Opfer sie an Menschenleben gekostet hat, so hat sie doch ihren Zweck, Emin Pascha Hülfe zu bringen, total verfehlt. Auf seinem ersten Zuge kam Stanley als Hülfsbedürftiger zu Emin Pascha an, und ob er bei seinem zweiten Hinmarsche ein besseres Resultat erzielt hat, steht um so mehr dahin, als ja die Nachhut durch den Tod des Majors Barttelot und den Mangel an Trägern sich in vollständigster Auflösung befand. Jedenfalls muß das Scheitern der ersten Expedition als eine Verstärkung der nationalen Pflicht Deutschlands angesehen werden, auch aus Deutschland dem Landsmann Hülfe zu bringen.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Schlesien. In einer äußerst zahlreichen, auf eine Einladung des Vorstandes auch von Nichtmitgliedern besuchten Versammlung redete am 9. März im Musiksaale der Universität zu Breslau Gymnasiallehrer Dr. Benedict über „Samoa". Der Wichtigkeit unserer Interessen auf Samoa entsprechend, begegnete die von dem Redner am Schlusse seines Vortrags ausgesprochene Hoffnung, es werde der bewährten Einsicht und Geschicklichkeit unserer Reichsregierung gelingen, die hervorgetretenen Zerwürfnisse, ungeachtet der widerstreitenden Interessen Amerikas, auf friedlichem Wege beizulegen, der allgemeinen Sympathie der Anwesenden.

— Abteilung Karlsruhe. Unter dem Vorsitze des Herrn Präsidenten Grimm hielt die Abteilung Karlsruhe am 6. März ihre Jahresversammlung ab. Es fand die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes statt und wurde die vorgelegte Vereinsrechnung für unbeanstandet erklärt. Hierauf hielt Herr Dr. Gothein, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe, einen ebenso ansprechenden als wissenschaftlich bedeutungsvollen Vortrag über das Thema: „Die Arbeiterfrage in den Kolonien".

— Die Abteilung Wiesbaden hielt am 30. März ihre ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Wibel, erstattete den Jahresbericht. Im letzten Jahre haben 2 Hauptversammlungen und 10 Vorstandssitzungen stattgefunden und 5 Wandervorträge sind gehalten worden. Die Abteilung konnte 1800 M. für das Emin Pascha-Unternehmen nach Berlin absenden. Die Mitgliederzahl der Abteilung hat sich um 23 vermehrt. Herr Dr. Pröbsting brachte die Jahresrechnung zum Vortrage: die Einnahme betrug 1207 M. 16 Pf, die Ausgabe 1181 M. 25 Pf. Zu Rechnungsprüfern wurden die Herren Dr. Hintz und Kapitänleutnant Klett gewählt. Was den 3. Punkt der Tagesordnung: Vorstandswahl betrifft, so wurden auf Vorschlag des Herrn Sanitätsrats Dr. Pagenstecher die statutenmäßig ausscheidenden Herren wiedergewählt, nur an Stelle des aus dem Vereine ausgetretenen Herren Nöhel wurde Herr Kaufmann Perrot hier gewählt. Nach Erledigung dieser geschäftlichen Angelegenheiten hielt Herr Ingenieur Webner einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über seine Erlebnisse in Bolivien.

— In der Abteilung Weimar hielt am 19. Februar d. J. Herr G. Truppel einen Vortrag über die koloniale Entwickelung in der Südsee,

mit besonderer Berücksichtigung von Samoa. Der Vortrag stützte sich auf die reichen Erfahrungen, die Herr Truppel während seines Aufenthalts in Polynesien gesammelt hat, und gab ein sehr lebhaftes Bild der kolonialen Entwickelung und der Verhältnisse auf den Fidschi-, Samoa- und Tonga-Inseln sowie Neu-Guinea.

— Die Abteilung Dresden hat ihren ersten Jahresbericht als Broschüre herausgegeben. Wir entnehmen derselben, daß die verschiedenen Gruppen, deren Organisation schon früher mitgeteilt ist, mit erfreulichem Erfolg gearbeitet haben. Die Bibliothek umfaßte bei Jahresschluß 82 Bücher und Zeitschriften und 19 Kartenwerke. An das Krankenhaus in Sansibar wurden 181 Werke verschiedener Sprache in 384 Bänden, ferner chirurgische Instrumente, Arzneimittel, Verbandstoffe u. s. w. geschickt. Eine besondere Vereinigung für den Bau eines neuen Krankenhauses in Sansibar hatte sich gebildet, welche 6000 Mark zu diesem Zweck und 1000 Mark dem deutschen Frauenbund für Krankenpflege in den Kolonien überwies. Dem Emin Pascha-Komitee wurden 3000 Mark zugewendet. Dem alten Krankenhaus in Sansibar wurden ferner aus Vereinsmitteln 850 Mark übermittelt. Die Abteilung, welche auch eine große Anzahl von Vorträgen abhielt, deren bedeutendste auch von Sr. Majestät dem König von Sachsen und Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Georg besucht wurden, zählte Ende des Berichtjahres 651 Mitglieder, wozu im neuen Jahre bereits 15 neue getreten sind, so daß die Abteilung in jeder Beziehung bedeutende Fortschritte macht.

Kleine Mitteilungen.

— (Der Reichs-Anzeiger) veröffentlicht eine Auszeichnung eines Eingeborenen in Ostafrika, nämlich die Verleihung des Militär-Ehrenzeichens 2. Klasse an den Patrouillenführer Schausch Chomba Wadi Hamit in Bagamoyo.

— (Aus dem Witulande.) Eine beachtenswerte Erläuterung zu den Ausführungen des Herrn Konsul Weber in der Hauptversammlung bietet ein der „Kölnischen Zeitung" zur Verfügung gestellter Privatbrief aus Lamu von Mitte Februar, dem sie folgende Einzelheiten über die bereits gemeldete Einstellung des englischen Postdienstes entnimmt: „Der Direktor der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft, Mackenzie, ist hier gewesen und hat einen neuen englischen Vizekonsul hier eingesetzt. Auf seine Veranlassung sollten von jetzt ab von den Postdampfern die Briefsäcke u. s. w. nicht mehr an das deutsche Postamt hierselbst abgeliefert, sondern dem englischen Vizekonsul hierselbst abgegeben werden, der sie dann an das Postamt weiter befördern sollte, so hieß es anfänglich; am 15. Februar aber hat der englische Postdampfer Lamu einfach nicht berührt. Das bei Lamu (vor der deutschen Kolonie) stationirte englische Kriegsschiff ist draußen auf hoher See an den Postdampfer herangegangen, hat die Briefe für das englische Vizekonsulat in Empfang genommen, und dann ist der Postdampfer weiter gefahren. Wir Deutsche sitzen nun mit unsern Briefen da; wir müssen sie jetzt mit einer Dhau nach Sansibar schicken, damit sie dort auf den französischen Dampfer kommen. Herr Mackenzie hat dem Wali von Lamu 5000 Rupien (zu 1,50 Mark) als Geschenk übergeben und ihn gleichzeitig aufgefordert, das Zollhaus des Sultans von Witu am Belondsonikanal, schlimmsten Falls mit Gewalt, zu beseitigen. Darauf hat der neue Sultan Fumo Bakari, sobald er diese Nachricht erhielt, 30 Soldaten nach dem Zollhause geschickt und dieses befestigen lassen. Mackenzie hat ferner am untern Tana denjenigen im englischen Interessengebiet wohnenden Negern, welche deutsche Schutzangehörige sind, 50 Rupien versprochen, falls sie den deutschen Schutzbrief zerreißen.

— (Die Besitzverhältnisse in Ostafrika.) Wir haben bereits im vorigen Jahre uns energisch gegen den Einbruch der Italiener in die deutsche Interessensphäre in Somaliland, welche, obwohl durch einen Schutzbrief nicht geschützt, dennoch durch Verträge mit den Häuptlingen gesichert sein sollte, gewendet, als die Italiener sich Kismayo vom Sultan von Sansibar abtreten lassen wollten. Italien hat später seine Pläne dort nicht weiter verfolgt, dafür aber über Obbia die Schutzherrschaft erklärt. Formell mag es dazu im Recht gewesen sein, aber wir können folgender Auslassung der „Kölnischen Zeitung" nur zustimmen und müssen dabei den Wunsch aussprechen, daß man nicht wegen der gegenwärtigen Schwierigkeit in Ostafrika Interessen, welche bald sehr wichtig werden können, völlig aus den Augen verliert: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die kaiserliche Regierung eine fremde Aneignung in den ostafrikanischen Küstengebieten zu jeder Zeit unmöglich machen kann, indem sie den Schutzbrief der Ostafrikanischen Gesellschaft erweitert. Wenn sie von diesem Rechte bezüglich einzelner Gebietsteile zu gunsten Englands und Italiens keinen Gebrauch gemacht hat, so beweist das nur das selbstlose Entgegenkommen, welches Deutschland diesen Mächten gegenüber an den Tag gelegt hat. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Selbstlosigkeit auch ihre Grenze findet."

— (Das Unglück im Hafen von Apia) hat einen schnellen Ersatz der untergegangenen Schiffe nötig gemacht. Von deutscher Seite sind, Zeitungsmeldungen zufolge, die Kreuzer-Korvetten „Alexandrine" und „Sophie" und das Kanonenboot „Wolf" dazu ausersehen, während die Amerikaner die Kriegsschiffe „Alert", „Richmond" und „Adams" nach Samoa beordert haben. Die Frage, ob die Verwüstungen durch einen Orkan oder durch eine Flutwelle angerichtet worden sind, ist noch nicht gelöst, doch scheint es, als ob ein Cyklon in Verbindung mit einer Flutwelle so plötzlich aufgetreten sei, daß ein Entweichen nicht mehr möglich war. Das englische Kriegsschiff „Kalliope" dürfte erst in Samoa angelangt sein, als der Orkan vorüber war, welcher auch auf den übrigen Inseln Polynesiens großen Schaden angerichtet hat. Die allgemeine Lage wird natürlich durch das Unglück, welches die Schiffe der beiden Nationen betroffen hat, nicht geändert, nach wie vor hat Deutschland das vornehmste Recht, ein entscheidendes Wort bei der Gestaltung der Dinge mitzureden, nach wie vor sind die Ansprüche der Amerikaner, welche sich auf faktisch geringfügige Besitzverhältnisse stützen, so abenteuerhafter Natur, daß darüber die Akten geschlossen werden sollten.

— (Die belgische Regierung) soll sich neuerdings bereit erklärt haben, eine Konferenz zur Regelung der Sklavenfrage anzuregen.

— (Hauptmann Wißmann) hat sich am 4. April an Bord des deutschen Flaggschiffes zur Inspizirung der Küstenlinie begeben. Getreu seinem im Reichstag entwickelten Programm hat er, der Times zufolge, erklärt, daß es seine erste Pflicht sein würde, den Handel an der ostafrikanischen Küste wiederherzustellen und die Karawanenrouten zu schützen. Wißmann hat in Bagamoyo die deutsche Handelsflagge neben der Sultansflagge auf dem Stationsgebäude der Deutschostafrikanischen Gesellschaft aufziehen lassen.

— (Die unterseeische Verbindung), welche 1886 längs der Westküste Afrikas bis Loanda geführt wurde, wird, wie man uns mitteilt, in Kurzem bis nach Kapstadt weiter gelegt werden. Die Eastern Tel. Co. wird ein Kabel von Loanda unter Berührung der neu zu errichtenden Telegraphenanstalten: Nowo-Redondo, Benguela, Mossamedes, Walfischbay, Angra Pequena und Port Nolloth bis nach Kapstadt legen. Die Länge dieses Kabels beträgt 2200 engl. Meilen, also über 4000 Kilometer. Nach Vollendung dieser Verbindung werden zwei telegraphische Verbindungen mit Kapstadt weiter vorhanden sein.

— (Von der Deutschwestafrikanischen Kompanie) gehen uns unter dem 30. März folgende Mitteilungen zu: Nach einem uns gestern zugegangenen aus Walfischbay vom 26. Februar datirten Berichte unseres Generalbevollmächtigten Herrn Konsul a. D. Heinr. Vogelsang übertrifft das in unserer Exportschlächterei in Sandwichhafen hergestellte Rauchfleisch allen an dasselbe gestellten Erwartungen. Als die erste Sendung in Walfischbay eingetroffen war, sprachen sich der Herr Reichskommissar Dr. Göring, Herr Franken, der Vertreter der Kolonialgesellschaft, sowie der Kapitän und die Offiziere S. M. Schiff Habicht sehr lobend über die Qualität des Fleisches aus und gratulirten Herrn Konsul Vogelsang zu dem Erfolg und den guten Aussichten. Der Kapitän bestellte sofort einen größeren Posten für die Offiziersmesse S. M. Schiff Habicht. Leider konnte diese Ordre jedoch nicht mehr ausgeführt werden, da schon am nächsten Tage das Schiff in See gehen mußte und bis dahin kein Fleisch aus Sandwichhafen herbeigeschafft werden konnte. Uebrigens ist es jetzt bestimmt, daß mindestens alle drei Monate ein deutsches Kriegsschiff Walfischbay anlaufen wird.

— (Über Deutsch-Südwestafrika.) Es hat sich hier infolge eines mißverstandenen Telegramms aus London über Verhandlungen des Grafen Bismarck mit Lord Salisbury die seltsame Ansicht verbreiten können, daß Deutschland beabsichtige, das Damaraland aufzugeben. Es war das um so rätselhafter, als Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung am 14. Dezember der Behauptung des Abgeordneten Bamberger widersprochen hat, daß nämlich das Damaraland wertlos sei und ersichtlich gar kein Grund für Deutschland vorlag, das nach einem schweren diplomatischen Kampfe Gewonnene so ohne weiteres aufzugeben weil es einem Abenteurer gelang, den wankelmütigen Maharero umzustimmen. Daß man in Kapstadt das Land nicht für wertlos hält, geht daraus hervor, daß sich dort Syndikate gebildet haben, um die von Lewis beanspruchten Bergwerksrechte auszubeuten, welche angeblich an 5 Millionen Mark Aktienkapital haben und für ihre Anteilscheine einen leichten Absatz finden. In Kapstadt scheint man also die Minenrechte des Lewis für unzweifelhaft zu halten, was selbstverständlich vollkommen falsch ist, da nur die deutschen Behörden solche anerkennen können. Eine wahrscheinlich offiziöse Mitteilung der Kölnischen Zeitung vom 5. April spricht sich über die in Regierungskreisen herrschende Ansicht folgendermaßen aus: „Im „Daily Telegraph" vom 1. d. M. finden wir die Nachricht, Deutschland wolle das Gebiet zwischen der Walfischbay und Betschuanaland an Enaland abtreten. Damaraland sei für Deutschland stets ein „weißer Elefant" gewesen, und der Reichskanzler werde froh sein, das Gebiet für gute Bezahlung los zu werden. Wenn mit dem „weißen Elefanten" ein Besitztum bezeichnet werden soll, welches Kosten bringt und keinen wirtschaftlichen Wert hat, so ist dieser Vergleich für den in Rede stehenden Teil des deutschen Schutzgebietes wenig passend. Nach allen neuen Nachrichten ist der Mineralreichtum von Damaraland ein sehr bedeutender, und es ist bekannt, daß sich in Deutschland wie in der Kapkolonie gerade in jüngster Zeit zahlreiche Gesellschaften gebildet haben, um mit dem Bergbetrieb im Hererogebiete zu beginnen. Was aber den Kostenpunkt betrifft, so hat Damaraland dem Reiche bisher erwähnenswerte Ausgaben überhaupt nicht verursacht, was freilich nicht ausschließt, daß das Reich sich bereit halten muß, nötigenfalls auch seinerseits Aufwendungen zu machen und das Land dem Verkehr zu erschließen und die Ordnung in demselben aufrecht zu erhalten. Unter allen Umständen ist aber sicher, daß die kaiserliche Regierung nicht daran denkt, Damaraland an irgend eine fremde Macht abzutreten, und daß somit die Nachricht des „Daily Telegraph" völlig aus der Luft gegriffen ist. — Bei dieser Gelegenheit machen wir auch noch darauf aufmerksam, daß in dem „Cape Argus" vom 11. v. M. der Vorschlag gemacht wird, die Kapkolonie möge die Walfischbay dem Deutschen Reiche überlassen, wogegen Deutschland den südlichen Teil seines Schutzgebietes bis zum 26. Grad südlicher Breite an die Kapkolonie abzutreten hätte. Auch von solchen Tauschgeschäften kann nicht die Rede sein. aber es freut uns, feststellen zu können, daß jener vielfach für wertlos ausgegebene Teil des Schutzgebietes in der Kapkolonie hoch genug gilt, um ihn als einen gleichwertigen Ersatz für den bisher so wichtig geschätzten Hafen von Walfischbay zu betrachten."

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Montag, den 15. April, im kleinen Saale des Architektenhauses: Herrenabend.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 16. Berlin, 20. April 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? II. — Die Deutsche Siedelungsgesellschaft „Herman" in Berlin. Von Oskar Kurella. — Otyimbingue. Von Bernhard Schwarz. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung.

Bekanntmachung.

Montag, den 6. Mai,

Abends 1/2 8 Uhr

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Der Präsident: Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Die Zuwahl des Vorstandes.
2. Die Wahl des Präsidiums und des Ausschusses.
3. Geschäftliches.

Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?

II.

Obwohl die Engländer, wie in dem ersten Artikel nachgewiesen war, einige Vorsorge getroffen hatten, um die an der Ostküste befreiten Sklaven unterzubringen, dieselben nach Natal und den Seychellen schickten, oder der Universitäten-Mission auf Sansibar, der Church Mission Society in Mombas, der katholischen Mission in Bagamoyo oder schließlich der Polizei in Bombay überwiesen, so tauchten doch bald Schwierigkeiten auf, welche beim Vorhandensein eines genügend vorbereiteten Planes hätten vermieden werden können. In Sansibar war die Verwendung der Sklaven leichter zu ermöglichen, da dieselben in der aufblühenden Stadt oder auf den Besitzungen der Universitäten-Mission, dem etwa eine halbe Stunde südlich von Sansibar gelegenen Mbweni, ein Auskommen finden konnten. Dagegen weigerten sich bald die französischen Missionare in Bagamoyo, Erwachsene zu nehmen, da dieselben die erste beste Gelegenheit benutzten, um zu entfliehen, und außerdem schwer zu behandeln waren, und die Missionare in Freretown, bei Mombas, hatten ebenfalls die größte Mühe, den immer mehr an sie herantretenden Ansprüchen auf Aufnahme von Sklaven gerecht zu werden. Wenn auch nur wenige Hundert den letzteren überwiesen wurden, denn die Zahl der befreiten belief sich durchschnittlich im Jahre nicht über einhundert und fünfzig[1]), so genügte diese Zahl doch, um die größten Schwierigkeiten mit der arabischen Bevölkerung herbeizuführen, so daß die ungeschützten Missionen sich oft hilfesuchend an Sir John Kirk wandten, welcher ihnen dann auch stets durch Vermittelung des Sultans den nötigen Schutz angedeihen ließ.

Aber die Lage in Mombas blieb bis in die neueste Zeit eine sehr gefährliche; unter den befreiten Sklaven selbst entstanden infolge der Stammesverschiedenheiten Streitigkeiten, welche nur mit Mühe unterdrückt werden konnten, und Revolten kamen mehrfach vor. Dieser Zustand hörte erst auf, als neben der Missions- eine Zivilverwaltung eingesetzt wurde und durch Gewährung einer Subvention für jeden befreiten, der Mission überwiesenen Sklaven die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen die Mission zu kämpfen hatte, überwunden wurden. Trotz dieser trüben Erfahrungen machte Bischof Steere von der Universitäten-Mission einen kühnen Versuch, im Innern eine Niederlassung befreiter Sklaven zu gründen, in dem von den Yaos heimgesuchten Land, welches hinter Lindi sich fast bis an den Nyassa erstreckt, auf einem an und für sich günstigen Terrain. Es war an der nach Lindi führenden Karawanenstraße gelegen, auf welcher die Sklaven aus der Nyassagegend den Hafen erreichten, um von dort nach den Komoren und Madagaskar gebracht zu werden, seitdem der Transport nach Mafia oder Pemba mit den größten Gefahren verknüpft erschien. Es wurde damit der erste Versuch gemacht, die an der Küste gefangenen Sklaven in ihre Heimat zurückzubringen und dort unter der Aufsicht von Europäern anzusiedeln. Diese Station wurde bei Masasi im Jahre 1877 angelegt, etwa 150 Kilometer hinter Lindi, aber in einer Gegend, welche von Sklavenjägern häufig besucht wurde. Sie war im Aufblühen begriffen, hatte aber bald unter den Einfällen der Magwangwara zu leiden, welche im Jahre 1882 nur dadurch von der gewaltsamen Plünderung der Station abgehalten wurden, daß die Missionare ihnen die Vorräte und Geld auslieferten. Die farbigen Insassen der Station wurden aber als Sklaven fortgeschleppt.

[1]) Wir geben in nachfolgendem eine aus den englischen Blaubüchern zusammengestellte Liste der Verteilung der an der Sansibarküste befreiten Sklaven. In dem Jahre 1877 wurden noch 78 Sklaven nach Natal geschickt, von da ab ist die Ziffer der nach dorthin gesandten unbedeutend und deshalb nicht mehr aufgeführt worden.

	Stadt Sansibar	Universitäten-Mission	Mission in Bagamoyo	Mombas (church Mission Society)
1877	50	270	30	108
1878	39	84	1	13
1879	34	8	—	—
1880	130	132	—	—
1881	168	111	32	—
1882	37	55	17	—
1883	77	33	36	—
1884	23	2	—	169
1885	25	9	—	75
1886	24	4	—	—
1887	56	30	—	63
1888*)	143	36	42	55

*) nur für die beiden ersten Quartale.

Digitized by Google

Die übergroße Vertrauensseligkeit ist bitter gestraft worden. Seit jener Zeit ist der Versuch in großem Maßstabe seitens der Engländer nicht erneuert worden, es blieb uns erst vorbehalten, befreite Sklaven nach dem Innern, und zwar ebenfalls unbeschützt zu schicken und dazu noch in Zeiten einer offenbaren Rebellion. Die Lehren, welche die Geschichte uns hätte geben sollen, blieben leider unbenutzt, obwohl die Engländer gerade in Ostafrika Erfahrungen gesammelt haben, welche mit einigen Modifikationen im Hinblick auf die Gegenwart ihren Wert behalten.

Denn die Gegenwart unterscheidet sich von der Vergangenheit in mancher Beziehung, abgesehen von den neuen staatlichen Formen, welche in Ostafrika Geltung gewonnen haben oder im Begriffe sind, sich solche zu verschaffen. Das frühere Verhältnis, welches dem Europäer ein großes Übergewicht über den Araber und die Küstenbevölkerung gab, ist vorläufig dahin; die infolge der Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels in ihrem Gewerbe beeinträchtigten Araber und ihre Bundesgenossen haben in langen Jahren ein Gegengewicht gegen den europäischen Einfluß geschaffen. Da auch zu gleicher Zeit die Versorgung mit Munition und Waffen fast ungestört vor sich ging, kann man wohl die Zeit, da ein Schreiben des englischen Generalkonsuls in Sansibar oft genug ausreichte, um einem Reisenden freundliche Aufnahme bei Häuptlingen in entfernten Landen zu verschaffen, kaum als bald wiederkehrend betrachten. Je eher man sich die Lage klar macht, desto besser wird es für neue Unternehmungen, welche den Plantagenbau in Ostafrika wieder aufnehmen wollen, sein, oder für die Bestrebungen, welche den befreiten Neger jenem für ihn glücklichen Zustand entgegenführen wollen, da er, wie es Reichard als dessen höchsten Wunsch angiebt, „seine eigenen Felder essen" kann. Aber nicht nur die Araber, sondern auch die den Küstensaum bewohnenden Suaheli sind in der Empörung begriffen und haben wenigstens zeitweise über die Weißen triumphirt, so daß die passende Anlage einer Station auf dem Festlande eine sehr schwierige Aufgabe wird. Wird diese Station zu nahe der Küste angelegt, so wird der Einfluß der Suahelis auf das schädlichste sich bemerkbar machen, weiter nach dem Innern aber bedarf sie eines kräftigen Schutzes, um gegen etwaige Angriffe sichergestellt zu sein, welche auch dann vielleicht nicht ausbleiben werden, wenn wirklich die Sklavenausfuhr vollständig unterdrückt werden sollte. Denn seit dem Kampfe der Engländer gegen die Sklavenausfuhr hat sich auch an der Ostküste in einer ähnlichen Weise wie an der Westküste ein bedeutender Aufschwung der landwirtschaftlichen Produktion bemerkbar gemacht. Viele Sklavenhändler und ihre Mittelpersonen, die mit dem überseeischen Handel verknüpften Gefahren scheuend, verwenden ihre Sklaven zur Bebauung des Bodens, so daß sich dort, wo noch vor wenigen Jahren die Schädel und Gebeine umgekommener Sklaven bleichten, wie bei Kilwa, nach kurzer Zeit Schamba an Schamba reihte. Dies hat Sir John Kirk bei einem im Anfang der achtziger Jahre gemachten Besuche von Kilwa festgestellt.

Die Nachfrage nach Sklaven ist infolge dessen gestiegen und der Verbrauch wird sich bei fortschreitender Kultivirung des Bodens vergrößern, so lange es bei den Arabern und reichen Suahelis für eine Schande gilt, zu arbeiten. Das Küstengebiet hat große Strecken fruchtbaren Bodens, dessen Wert steigen wird, je mehr der Karawanenhandel zurückgeht, was nur eine Frage der Zeit sein kann.[1])

Ohne Sklavenarbeit kann auch der Araber heute gar keine Plantagen mit Aussicht auf guten Erfolg mehr bewirtschaften, da die Arbeitslöhne zu teuer und die Arbeitsleistungen der freien Eingeborenen zu unregelmäßige sind. Wenn auch auf Lewa der Versuch der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, mit freier Arbeit der Eingeborenen die Plantagen zu bebauen, vielversprechend war, so läßt sich doch noch kein bestimmtes Urteil über den Erfolg bilden, da die Plantage bekanntlich von den Aufständischen zerstört ist. Die Versuche der Missionare in Bajamoyo haben zwar ein günstiges Resultat ergeben, aber die Arbeit war auch von Missionszöglingen geleitet, welche man nicht als ganz und gar freie Arbeiter, wenigstens nicht in dem Sinne, daß es ihnen erlaubt wäre, nach ihrem Belieben zu arbeiten oder nicht, bezeichnen kann. Der bekannte Reisende Oskar Baumann spricht sich in der Österreichischen Monatsschrift für den Orient (Nr. 3) jüngst über den Plantagenbau im tropischen Afrika folgendermaßen aus:

Es ist nun eine bemerkenswerte, fast für die ganze tropische Welt giltige Regel, daß wirklich bedeutende Erfolge im Plantagenbau nur mit Hilfe farbiger, unbesoldeter oder nahezu unbesoldeter Zwangsarbeiter erzielt werden, möge man sie nun Sklaven, Contratados, Sträflinge, Missionszungen oder Kulis nennen. Da Europäer in den Tropen zu harter Arbeit nicht geeignet sind, so sah man sich überall genötigt, Eingeborene zu benutzen. Daß dies in Afrika, in einem Lande, welches Amerika mit tausenden von Arbeitern versehen hat, nicht gelingen sollte, scheint kaum glaublich. Doch sieht man, daß freie Arbeiter entweder sehr hohe Löhne verlangen und sich nur für kurze Zeit anwerben lassen, oder aber, wenn sie in der eigenen Heimat zur Verwendung kommen, sehr unverläßlich und zum Fortlaufen geneigt sind, so daß ein rechter Aufschwung der Plantagenwirtschaft nur bei Portugiesen und Arabern zu bemerken ist, welche eben zwangsweise völlig landfremde Arbeiter benutzen.

Jene Sklaverei, welche den Menschen für immer aus seiner Heimat reißt und ihn in der Fremde der Willkür eines Einzelnen preisgiebt, muß allerdings vom heutigen humanen Standpunkte aus verworfen werden. Andrerseits ist aber nicht gut einzusehen, warum gerade der Neger sein Leben im behaglichen Nichtsthun verbringen soll. Wenn die ungeheure Mehrheit der Europäer von früher Jugend bis zum Grabe ein Leben der Arbeit führen muß, so könnte es dem Neger sicher nichts schaden, einige Jahre fern von seiner Heimat auf Plantagen zu arbeiten. Eine solche Zwangsarbeit, die natürlich von Staatswegen und mit humanen Prinzipien durchzuführen wäre, würde plötzlich einen ungeheuren Aufschwung des Plantagenbaues im tropischen Afrika hervorrufen und die Kultur in diesem Kontinente mächtig fördern. Wenn man jedoch diesen Grundsatz inhuman findet, so ist es besser, auf die Erzielung eines materiellen Gewinnes in Afrika von vornherein zu verzichten und sich auf die Entsendung von Missionaren und Kulturaposteln zu beschränken, deren einzige Aufgabe in der Befreiung und Veredlung der Schwarzen besteht.

Die Vorbedingung für ein Vorgehen in dieser Richtung wäre aber, daß die Macht der Araber vollkommen gebrochen und eine feste Regierung eingerichtet würde, denn um die Neger stets zur Einhaltung eines Kontraktes zu zwingen, bedarf es nicht nur des Scheins, sondern des Vorhandenseins einer gewissen Autorität. Von der Zwangsarbeit der freien Neger, welche Herr Baumann vorschlägt, muß man natürlich absehen, denn eine solche unterscheidet sich von der Sklaverei nur wenig, aber es ist denkbar, daß eine Form gefunden wird, welche die Neger eine gewisse Zeit verpflichtet, sie an Arbeit gewöhnt, Bedürfnisse bei ihnen weckt, welche nur durch Arbeit befriedigt werden können, und sie so allmählich zu einer höheren Kultur emporhebt. Die Neger, welche ja doch über Sklaverei andere Anschauungen haben als wir, fühlen sich unter den Kontraktverhältnissen im allgemeinen wohl; die Contratados von St. Thome und Fernando Po, welche nach fünf Jahren in ihre Heimat, nach Loanda zurückgeführt werden müssen, erneuern sehr häufig ihre Kontrakte, doch wollen wir dem portugiesischen System keineswegs das Wort reden, da dasselbe den Sklavenhandel geradezu begünstigt. Der Werber in Benguela Veja zahlt für einen kräftigen stattlichen Mann durchschnittlich 250 Frkn. für eine 4—7 jährige Arbeitsdauer. Außer dem Lohne erhalten diese Contratados, welche als „Coloniales" auch der Kongostaat verwendet, 5—6 Lire Waren monatlich und kleine Geschenke und werden von der Regierung gut beaufsichtigt. Die Beispiele liegen uns aber viel näher, wenn wir nach den deutschen Kolonien der Südsee blicken, für welche eine regelrechte Arbeiterwerbung unter staatlicher Oberaufsicht stattfindet.

Es sind also mehrere Wege vorhanden, welche beschritten werden können, um die befreiten Sklaven zu schützen und allmählich auf eine höhere Stufe der Zivilisation zu heben. Wir gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß dies auf dem Festlande geschehen werde, da auf der Insel Sansibar die Deutschen bis jetzt nur wenig Grundbesitz haben und politische Gründe die erstere Verwendung als die passende erscheinen lassen. Einmal können sie, vorausgesetzt, daß der Staat, in diesem Falle die von dem Deutschen Reiche eingesetzte Verwaltung, diese Pflicht übernimmt, vielleicht in der Nähe befestigter Plätze angesiedelt werden. Dann würde die Mission erst in zweiter Linie kommen. Es ist ferner ein gemischtes System in Ostafrika versucht worden, in Mombas z. B., doch hat dieses sich infolge des Hervortretens von allerlei Kompetenzstreitigkeiten zwischen Missions- und Zivilbehörden nicht gut bewährt. Wenn man der Mission die Erziehung überläßt, so erscheint es als das richtige, daß der Staat die ganze Verwaltung leitet. Der andere Weg, der beschritten werden könnte, würde dahin gehen, die befreiten Sklaven zu Arbeitern für die neu zu errichtenden Plantagen zu benutzen, dieselben den Gesellschaften unter gewisser Garantie zu übergeben oder sie in andern deutschen Kolonien zu verwenden. Darauf muß immer Bedacht genommen werden, dem Neger eine häusliche Niederlassung auf den Plantagen zu gewähren, um aus den Kindern, für deren Unterricht durch Schulen zu sorgen wäre, einen Stamm neuer Arbeiter heranzuziehen. Es besteht auch noch die Möglichkeit, die befreiten Sklaven in Asylen unterzubringen, wie es die Engländer in Ägypten gemacht haben, als sie viele Hundert befreiter oder aus den Harems

[1]) Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß infolge der erleichterten Transportverhältnisse nach dem Sambesi vom Nyassa-See ein großer Teil des Elfenbeins aus Zentralafrika nach Süden abfließen wird; die im Kongobecken thätigen Forscher haben ebenfalls einige Zuflüsse des Kongo als überall schiffbar gefunden, so neuerdings Delcommun den Lomami, welcher unterhalb der Stanleyfälle in den Kongo mündet. Er hat denselben siebzehn Tage lang flußaufwärts befahren, bis zu einem Orte, welcher nur drei Tagereisen von Nyangwe entfernt war. Ein Blick auf die Karte lehrt die Wichtigkeit der Entdeckung. Es werden durch Benutzung des Lomami die Stanleyfälle umgangen und eine Wasserstraße bis zum Stanley-Pool geschaffen. Von dort aus soll bekanntlich die Kongoeisenbahn nach Vivi gebaut werden, nachdem es gelungen ist, im Gebiet der Livingstonefälle eine günstige Trace zu entdecken, über welche wir in einer der nächsten Nummern eine genaue Karte veröffentlichen werden.

Digitized by Google

entflohener Sklavinnen unterbringen mußten, damit sie nicht wieder der Sklaverei anheimfielen oder moralisch und physisch in den großen Städten, wie Kairo, untergingen. Diese Anstalten, für welche seiner Zeit auch Prof. Schweinfurth das öffentliche Interesse in England erregte, haben sich gut bewährt, aber daß man sie nicht ohne weiteres den viel weniger als die ägyptischen entwickelten ostafrikanischen Verhältnissen aufpfropfen kann, leuchtet auf den ersten Blick ein.

Die Arbeit der geeigneten Unterbringung der Sklaven wird eine mühsame und oft vergebliche sein, aber es darf uns dies nicht davon abschrecken, ein neues Feld unserer kolonisatorischen Thätigkeit unter Zuhilfenahme langjähriger Erfahrungen anderer Nationen mit frischem Mute zu eröffnen. Der Lohn für diese Arbeit wird nicht ausbleiben; die Entwickelung von Freetown in Sierra Leone liefert den besten Beweis dafür, was aus einer Kolonie von befreiten Sklaven werden kann. In einem dritten Artikel werden wir die Geschichte dieser Ansiedelung des näheren beleuchten.

Die Deutsche Siedelungsgesellschaft „Herman" in Berlin.

Von Oskar Kurella.

An dem ewig währenden Wettkampfe der großen Völker um den Besitz der Erde konnte das deutsche Volk zu seinem ungeheuren Schaden in den letzten Jahrhunderten nicht oder nur wenig teilnehmen, weil seine Zersplitterung in Kleinstaaterei es in betrübendster Weise zu gänzlicher Ohnmacht verdammte. Erst die Wiederherstellung des Reiches im Jahre 1871 machte es von neuem fähig, in diesen Wettkampf einzutreten und reiches Ergebnis war die für uns erfreuliche Folge. Weite Gebiete jenseits des Meeres in Afrika und Australien sind in überraschend kurzer Zeit für Deutschland erworben worden und ihm damit an Landbesitz für die Zukunft gesichert, was noch zu retten war.

Diese Landerwerbungen sind hoch erfreulich, weil sie deutschem Geist und deutschem Gelde ein weites Feld für reiche und in Zukunft zweifellos auch fruchtbringende Thätigkeit bieten. Sie vermögen jedoch nicht nachzuholen und wieder gut zu machen, was in der Vergangenheit versäumt worden ist: Raum und Gelegenheit zu schaffen und zu bieten für befriedigende Aufnahme des überreichen Zuwachses des deutschen Volkes, da sie, mit Ausnahme von Südwestafrika, ihres tropischen Klimas wegen den Weißen und insbesondere den Deutschen dauernden Aufenthalt nicht gestatten, mit sehr geringen Ausnahmen, und somit allzeit, ähnlich wie z. B. Holländisch- und Englisch-Indien, nur Herrenkolonien bleiben werden, d. h. Kolonien, in denen der Deutsche nur als Herr, als Soldat, Amtmann oder Unternehmer, als Pflanzer oder Kaufmann lebt und alle niedere Arbeit durch die Urbewohner des Landes verrichten läßt. Auch Südwestafrika, das in seinen klimatischen Verhältnissen günstiger gestellt ist, kann seiner geringen Fruchtbarkeit wegen nur verhältnismäßig wenigen Ansiedlern Aufnahme gewähren und wird auch das mit Aussicht auf Erfolg erst vermögen, wenn das Reich genügend die erforderliche staatliche Verwaltung und den unentbehrlichen staatlichen Schutz veranlaßt oder selbst eingerichtet und dauernd gesichert haben wird.

Trotz der ausgeführten Erwerbungen ausgedehnter Schutzgebiete ist das deutsche Volk nach wie vor daher vor die Frage gestellt, wie es die Auswanderung behandeln soll, und es hat wahrlich alle Ursache, dieser Frage vollste Beachtung zu schenken, da alljährlich eine sehr große Zahl seiner Kinder das Vaterland verläßt, um sich jenseits des Meeres für die Dauer eine neue Heimat zu gründen, und diese Thatsache größte Bedeutung hat.

Drei Fälle sind für die Behandlung dieser Frage denkbar: Unterdrückung oder Erschwerung, ungeregeltes Geschehenlassen und endlich zweckmäßige Gestaltung der Auswanderung.

Unterdrückung oder auch nur Erschwerung der Auswanderung ist in Wirklichkeit infolge der unantastbaren Freizügigkeit, der Leichtigkeit des Reiseverkehrs u. s. w. nicht möglich und würde andernfalls bei der überreichen Zunahme unseres Volkes unserem Gemeinwesen auch kaum zum Segen gereichen, da die Auswanderung, so wenig sie auch die Lösung der sozialen Frage zu bringen vermag, doch für die Zeit, da sie in großem Maße möglich ist, eine Milderung der sozialen Spannung erzielt und ihre Unterdrückung oder Erschwerung ganz zweifellos die erbitterten sozialen Kämpfe der Gegenwart zu bedenklicher und gefährlicher Schärfe führen würde.

Ungeregeltes Geschehenlassen ist zwar sehr bequem, aber durchaus nicht empfehlenswert, da fast die Gesamtheit unserer Auswanderer nach Nordamerika geht und dadurch fortdauernd ein Volk erheblich stärkt, das außerordentlich tüchtig und rührig ist und unserer Landwirtschaft, wie unserm Gewerbe und Handel die schärfste und empfindlichste Konkurrenz macht und gerade jetzt in Samoa auch auf politischem Gebiete zeigt, daß es sich nicht scheut, unsere Interessen auf frivolste Weise zu schädigen.

Zweckmäßige Gestaltung der Auswanderung endlich ist zwar schwierig, aber nicht unausführbar, und sie vor allem sollten die deutschen Kolonialfreunde zu erstreben suchen, da sie ganz zweifellos dem deutschen Volke keinen geringeren Nutzen bringen würde als der Besitz aller seiner Schutzgebiete.

Ich darf und will hier nicht das schöne und dankbare Thema besprechen, wie die zweckmäßigste Gestaltung der deutschen Auswanderung beschaffen sein müßte und zu verwirklichen wäre. Ich beschränke mich, darauf hinzuweisen, daß, wie die objektiv urteilenden Kenner der maßgebenden Verhältnisse ziemlich einstimmig anerkennen, in Gegenwart und absehbarer Zukunft das subtropische Südamerika, insbesondere Südbrasilien und die weiten Gebiete des Laplatastromes als das empfehlenswerteste Ziel für die deutschen Auswanderer anzunehmen ist, und daß die Ablenkung des mächtigen deutschen Auswandererstromes nach jenen Ländern daher nach Möglichkeit erstrebt werden muß.

Für die Auswanderer selbst ist die Niederlassung in diesen Ländern vorteilhaft, weil diese Gebiete die für das Gedeihen der Ansiedler erforderlichen Bedingungen ebenso gut, ja in manchen Beziehungen, z. B. in klimatischen, besser als in Nordamerika erfüllen und die Einwanderer dort den Wettkampf mit den heimischen, wirtschaftlich nicht besonders regen Bewohnern jener Länder leichter bestehen können wie mit den geriebenen Yankees in Nordamerika.

Für die südamerikanischen Staaten würde die deutsche Einwanderung ein großer Segen sein, da die Deutschen sich überall als friedliebende und gute Bürger ihrer neuen Heimat erweisen und, als beste Siedler der Welt, in erfolgreichster Weise dazu beitragen würden, jene menschenarmen Staaten zu gedeihlichstem Emporblühen zu bringen.

Und für Deutschland selbst würde die Ablenkung der deutschen Auswanderung von Nord- nach Südamerika von Vorteil sein, weil durch verstärkte Besiedelung Südamerikas mit Deutschen der wirtschaftliche Verkehr jener Länder mit Deutschland zum beiderseitigen Nutzen einen mächtigen Aufschwung erfahren und sich bei weitem höher gestalten würde als der mit den deutschen Schutzgebieten, da die auswandernden Deutschen in Südamerika mehr als in dem hochentwickelten Nordamerika die geistige und wirtschaftliche Verbindung mit der alten Heimat aufrecht erhalten und pflegen würden und als Kulturmenschen mehr schaffen und brauchen als die heimischen Bewohner der deutschen Schutzgebiete, die Schwarzen, die bedürfnisloser sind und bleiben werden als die Deutschen.

In wie hohem Maße das der Fall sein würde, zeigt uns ein Blick auf den englischen Handelsverkehr mit Indien, Nordamerika und Australien. Der englische Handel mit Indien ist verhältnismäßig nur gering und beträgt nur etwa 10 Mark auf den Kopf der Bewohner Indiens, da die Indier arm und bedürfnislos sind. Der Handel mit dem schutzzöllnerischen Nordamerika beträgt etwa das Fünffache, auf den Kopf der Bewohner dieses Landes berechnet, da der Yankee viel schafft und braucht. Und der Handel mit Australien endlich erreicht eine ganz außerordentliche Höhe, weil das Gewerbswesen dieses Landes, gleich dem von Südamerika, noch wenig ausgebildet ist und infolge dessen Australiens reicher Schatz an Rohstoffen zur Verarbeitung nach England gesendet und sein großer Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen von dorther bezogen werden muß.

Die in Nordamerika bereits erwachte Neigung, zum Vorteil der nordamerikanischen Fabrikanten ganz Nord- und Südamerika zu einem einzigen Zollgebiete zu machen, mahnt gleichfalls dazu, die Auswanderung so viel als möglich nach Südamerika zu lenken, um bei Zeiten dafür zu sorgen, daß die dortigen Staaten durch gesteigerte Einwanderung stark genug werden, dem selbstsüchtigen nordamerikanischen Liebeswerben mit Erfolg widerstehen zu können, da die frühere oder spätere Verwirklichung eines ganz Amerika umfassenden Zollvereins anderenfalls bei dem mächtigen Wachsen des amerikanischen Hauptstaates nicht ganz als Phantasiebild erscheint und der deutschen Industrie gewaltig schaden würde.

Die Aufnahme von Auswanderern in Südamerika bietet jedoch, bedingt durch die dortige Gestaltung der Landeigentumsverhältnisse und andere Gründe, einige Schwierigkeiten. Dieser Mißstand läßt sich indessen leicht beseitigen durch die Bildung und das Wirken besonderer Siedelungsgesellschaften, welche die Ausführung aller für die Besiedelung erforderlichen Vorarbeiten ins Werk setzen.

Die Schaffung solcher Gesellschaften ist daher ein dringendes Bedürfnis.

Die Beachtung dieser Thatsachen und Erwägungen führte vor nicht langer Zeit zur Gründung der Deutschen Siedelungsgesellschaft Herman in Berlin und rechtfertigt wohl zur Genüge die Mitteilung einiger Notizen über diese Schöpfung.

Die Deutsche Siedelungsgesellschaft Herman ist in Form einer Aktiengesellschaft am 12. Oktober 1887 gegründet, am 27. Februar 1888 in Berlin in das Handelsregister eingetragen und von der

Digitized by Google

Kaiserl. brasilischen Regierung durch Verfügung vom 15. September 1888 zum Geschäftsbetriebe in Brasilien zugelassen worden.

Die Gesellschaft bezweckt in denjenigen Ländern, welche für die Aufnahme der deutschen Auswanderer am brauchbarsten sind, große Flächen für die Besiedelung tauglichen, d. h. fruchtbaren und günstig gelegenen Landes zu erwerben, für die Besiedelung durch Vermessung, Bau von Wegen u. s. w. herzurichten und in Grundstücken von zweckmäßiger Größe, ca. 50 Hektar oder einem Vielfachen davon, an deutsche Ansiedler zu verkaufen, um ihnen günstige Gelegenheit zu gedeihlicher Ansiedelung in Gesellschaft von Volksgenossen zu schaffen und zu bieten.

Sie hat ihr praktisches Wirken begonnen durch Ankauf der Siedelung Bom Retiro in der Nähe von Porto Alegre, der ca. 50 000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Rio Grande do Sul, dem südlichsten Gau Brasiliens, weil die Ansiedelung in diesem Gebiete, in dem fast 100 000 Deutsche bereits angesiedelt sind und gut vorwärts kommen, zur Zeit am empfehlenswertesten erscheint. Sie übernahm diesen Besitz am 16. Mai 1888 thatsächlich und am 15. Dezember v. J. auch in rechtsverbindlicher Form; sie errichtete und betreibt darauf zu ihrem eigenen Nutzen, wie zur Belehrung und zum Vorteil der dortigen Ansiedler eine eigene Wirtschaft, in der planmäßige Versuche in Viehzucht, Ackerbau und Gärtnerei vorgenommen werden zur Erprobung der vorteilhaftesten Züchtungen, Kulturen und Wirtschaftsmethoden, und hat die Herrichtung des Landes für die Besiedelung durch Vermessung ꝛc. soweit gefördert, daß sie nun Ansiedler aufzunehmen vermag.

Die Gesellschaft will ganz selbstverständlich nicht zur Auswanderung aus Deutschland anreizen und mahnt alle Auswanderungslustigen, die sich an sie wenden, nachdrücklichst, sich den Entschluß zur Auswanderung reiflichst zu überlegen. Sie will nur die trotzdem Fortziehenden gedeihlich unterbringen und kann zu diesem Zwecke die Niederlassung auf ihrem Lande mit gutem Gewissen empfehlen, weil Bom Retiro für die Ansiedelung günstigere Verhältnisse bietet, als dies gewöhnlich der Fall ist. Gefährliche Eingeborene sind nicht vorhanden, da die Urbewohner des Landes schon längst gänzlich ausgerottet sind. Das Klima ist ausgezeichnet, ähnlich dem Italiens, aber durchaus gesund und völlig fieberfrei. Die Verkehrsverhältnisse sind günstig, weil das Land von Bom Retiro nur 17 bis 20 Kilometer von der Dampferstation Pedras Brancas liegt und einen guten Fahrweg dahin hat und dieses am Ufer des Hafens von Rio Grande, der Lagoa dos Patos erbaute Kirchdorf nur 1¼ Stunde Dampferfahrt von Porto Alegre entfernt ist und regelmäßigen Dampferverkehr mit dieser Stadt hat. Die Absatzverhältnisse sind gleichfalls günstig, weil das nahe Porto Alegre für alle guten Erzeugnisse des Ackerbaus und der Gärtnerei wie der Viehwirtschaft stets Absatzgelegenheit zu lohnendem Preise bietet. Das Land von Bom Retiro ist hinreichend bewässert und nicht Überschwemmungen ausgesetzt, flach-hügelig; es besteht aus einem Gemisch von rotem Lehm und Sand und kann ohne mühsames Waldroden sofort mit dem Pflug bearbeitet werden, da es nur zu 1/6 mit Wald bestanden, zu 5/6 fruchtbares Grasland (Kamp) ist, ähnlich den weiten Grassteppen in Süd-Rußland, Nordamerika (Prärien), La Plata-Ländern (Pampas) u. s. w. Die Beschaffenheit des Bodens und die günstigen Verkehrs- und Absatzverhältnisse gestatten Schlachtviehzucht, sowie Milchwirtschaft, Ackerbau und Gärtnerei. Es gedeihen mehr oder weniger gut fast alle europäischen Feld- und Gartenfrüchte, außerdem sehr gut Sorghum, Bergreis, Maniok, Erdnüsse (feine Ölfrucht, die Ersatz für Olivenöl bietet) u. s. w. Besonders vorteilhaft und empfehlenswert ist Tabak- und wohl auch Weinbau.

Der Verkauf des Landes geschieht in Flächen von zirka 50 Hektar oder einem Vielfachen davon, später in der Nähe eines Stadtplatzes auch zu 25 Hektar. Der Kaufpreis des Landes wird den Ansiedlern außerordentlich mäßig berechnet, mit fortschreitender Besiedelung jedoch allmählich gesteigert; er ist beim Kaufe bar zu bezahlen, wird soliden Ansiedlern auf Wunsch jedoch auch zum großen Teil auf längere Zeit gestundet gegen angemessene Verzinsung der Schuld. Billigeres Land ist nur in fernen Einöden zu haben, in denen selbst bei fruchtbarstem Boden der schlechten Verkehrs- und Absatzverhältnisse wegen ein Vorwärtskommen der Ansiedler nicht gut möglich ist. Der Kauf der Grundstücke kann in Berlin geschehen oder in Bom Retiro selbst nach Besichtigung des beabsichtigten Erwerbes an Ort und Stelle. Die Besitztitel sind sicher und werden von der Gesellschaft unbedingt garantirt. Den Bau der nötigen Häuser haben die Ansiedler selbst zu besorgen oder für eigene Rechnung ausführen zu lassen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die meisten Ansiedler hierin, wie schon in der Wahl der Hofstelle selbst, nicht bevormundet zu werden wünschen. Es schließt dies selbstverständlich nicht aus, daß die Gesellschaft den Ansiedlern auf deren Wunsch beim Hausbau jeden ihr möglichen Beistand gewährt, da sie in ihrem eigenen Interesse den Ansiedlern die Einrichtung so viel als möglich erleichtern muß. Unterkunft im Beginn ihrer Ansiedlung finden die Ankömmlinge natürlich nur in bescheidenster Weise in der Einwandererherberge der Gesellschaft, soweit der Raum ausreicht.

Die Beschaffung der nötigen Werkzeuge und Ackergeräte und des erforderlichen Viehs denkt die Gesellschaft den Ansiedlern gleichfalls so viel als möglich zu erleichtern. Lohnarbeiter und Bauhandwerker sind zu verhältnismäßig billigem Lohne zu haben. Zur Übernahme und zur Einrichtung einer größeren oder kleineren Wirtschaft in Bom Retiro sind erforderlich für Herren, die ähnlich unseren deutschen Gutsbesitzern wirtschaften wollen, 10- bis 20000 Mark, für Leute, die gleich den deutschen Bauern ihre Wirtschaft treiben, etwa 3- bis 5000 Mark. Die Gesellschaft wirkt dadurch, daß sie den Deutschen, die mißlicher wirtschaftlicher Verhältnisse wegen sich gezwungen sehen, ihr Vaterland zu verlassen, die großen Mühen und Schwierigkeiten in einem fremden Lande, in neuen und ungewohnten Verhältnissen sich ein befriedigendes Dasein zu schaffen, nach Möglichkeit erleichtert, wahrhaft menschlich und gemeinnützig, ohne eine Wohlthätigkeitsgesellschaft zu sein. Sie kann, soll und will das nicht sein, weil sie dauernd mit dem erwünschten Erfolge nur zu wirken vermag, wenn sie ihr Kapital erhält und befriedigend verzinst. Beides wird sie vermögen. Ihr Kapital wird sie sich dauernd erhalten, weil sie es hauptsächlich in Land anlegt und dieses nicht der Gefahr einer Entwertung ausgesetzt ist, sondern im Gegenteil mit fortschreitender Besiedelung jener Gebiete stete Wertsteigerung erfährt. Und befriedigende Verzinsung wird sie erzielen, weil der Einkauf des Landes in großen Flächen zu bei weitem geringerem Preise geschieht, als sein Verkauf in kleinen Grundstücken, der Betrieb der Viehzucht in der Zwischenzeit Ertrag bringt und die Verwaltung verhältnismäßig geringe Kosten erheischt.

Bei dieser günstigen Lage der Dinge läßt sich wohl hoffen und erwarten, daß der Deutschen Siedelungsgesellschaft Herman neues Kapital zuströmen wird, damit sie in erwünschter Weise ihr Unternehmen ausdehnen kann zum Segen der Auswanderer und ihrer neuen Heimat, sowie zum Vorteil für Alt-Deutschland.

Otyimbingue.

Ein Städtebild aus Damaraland.

Von

Dr. Bernhard Schwarz.

„Sandbüchse", wie das südwestafrikanische Schutzgebiet Deutschlands mit etwas papageienartiger Beharrlichkeit von gewissen Leuten genannt wird, die ein Urteil über dasselbe haben, obwohl sie weder dort waren, noch, bei dem fast gänzlichen Mangel von Litteratur, sich anders darüber unterrichten konnten, — verdient jener Teil Afrikas nach mancher Hinsicht allerdings genannt zu werden, denn er hat Flüsse ohne Wasser, Berge ohne Wälder, Ebenen ohne Felder und — Dornen ohne Rosen, darunter als besonderes Kuriosum jenen Stachelbusch, dem die Holländer wegen der allzu zärtlichen Beharrlichkeit, mit welcher er den unachtsamen Reisenden zum größten Nachteil seiner Kleider mittelst seiner nadelscharfen Fänge zu umarmen pflegt, die Bezeichnung: „Wacht en betjen" (Wart ein bischen) gegeben haben, ähnlich etwa, wie der Volksmund bei uns steile Ortschaften „Kniebreche" und „Sieh dich für" taufte.

Gleichwohl vermag doch selbst jene unermeßliche Steppe — denn dies ist der richtige Charakter des Landes — dem Auge des Europäers mancherlei Erfreuliches zu bieten, nicht nur mit den blinkenden Goldstückchen, die uns bei fleißigem Schürfen in Wahrheit aus dem grünen Malachit der Granitberge entgegenlachen, sondern auch in wirklich fesselnden Landschaftsbildern. Unter diesen letzteren steht mit in erster Reihe Otyimbingue mit seiner Umgegend, jener Ort, der jüngst so viel genannt wurde, daß es nur um so mehr berechtigt erscheinen dürfte, wenn wir ihn heute einmal etwas eingehender schildern.

Wie alle größeren Ansiedelungen, liegt derselbe nicht in der besonders öden Küstenzone, sondern bereits eine gute Strecke im Innern. Mit Ochsenwagen braucht man mindestens eine Woche bis dahin, von Walfischbai aus. Die Reise ist ermüdend, man sehnt sich, endlich einmal wieder etwas anderes zu sehen als die nackten Berge und die weiten Flächen mit ihrem strohgelben Grase. So kommt man auf dem letzten Abschnitt des Weges von der wasserreichen Tränkstelle von Tsaobis aus auf eine Art Gebirgssattel. Hier welch eine unerwartete totale Bühnenverwandlung! Dicht vor unseren Füßen, auf ausgedehntem Plane, ein wahres kleines Häusermeer — in einem Lande, welches so dünn bevölkert ist, daß es wie ausgestorben erscheint und die ungeheure Einsamkeit einem Alp gleich auf den verwöhnten Europäer drückt, gewiß schon an sich ein wohlthuender Anblick. Allerdings wird der größte Teil dieser Negerstadt nur von niedrigen, halbkugelförmigen Hütten gebildet, welche aus Baumästen und Zweigen errichtet sowie zum Schutz gegen Wind und Wetter mit Lehm oder Ochsendünger überstrichen wurden, doch findet sich unter ihnen auch schon eine ganze

Digitized by Google

Anzahl von Gebäuden mehr europäischer Art, mit blinkenden Fenstern und weiß getünchten Mauern. Sogar eine recht ansehnliche Kirche fehlt nicht, so daß wir fast wähnen könnten, ein deutsches Dorf vor uns zu sehen, in welchem allerdings die Backöfen, für die man die kugelrunden Negerhütten anzusehen versucht ist, eine allzu reichliche Vertretung erfahren hätten.

Doch dies alles, so originell es ist, vermöchte noch nicht, uns in den wahren Rausch des Entzückens zu versetzen, der uns auf dieser Höhe erfüllt. Dies thut erst der mehrere hundert Meter breite und wohl eine halbe Stunde lange, prachtvoll grüne Streifen, der sich wie eine Guirlande neben dem Orte hinzieht. Wir denken zuerst an saftige Wiesen, wie sie die ferne Heimat so vielfach als schmuckes Kleid trägt, bis wir erkennen, daß es wogende, üppig dichte Getreidefelder sind. Und dies, nachdem wir noch eben seufzten, daß die Wüste, die uns vom Meere ab umgab, doch gar kein Ende nehmen wolle. Was? Äfft uns vielleicht wieder eine Fata Morgana, wie uns solche in der furchtbaren Einöde der „Namib" hinter Walfischbai wiederholt blaue Seeflächen und dunkle Waldmassen vorspiegelten? Nein, diesmal unterliegen wir keiner Täuschung. Es ist das Bett des Swakopflusses, das jene reizenden Fruchtgefilde umschließt. Oberflächlich trocken, voll zollhohen, scheinbar völlig hoffnungslosen Sandes, birgt es doch in seiner Tiefe Schätze von Wasser, weise vor der verzehrenden Tropensonne gehütete Reste der Regenzeit, die dem Wachstum, das wir bewundern, das Leben geben. Ist es nicht, als ob eine höhere Macht hier dem Worte gehorcht habe: „Sprich, daß diese Steine Brot werden"? Ja, Brot erzeugt an dieser Stelle das vielverschriene Land. Wollen hartgesottene Kolonialfeinde das noch bezweifeln, so können sie im Orte davon sogar essen, und es sollen ja genug Leute existiren, die auf die Zungenprobe mehr geben als auf das Zeugnis der Augen. —

Fesselt Otyimbingue, das übrigens, um das Bild einer schönen Landschaft ganz zu liefern, noch in weitem Bogen von stolzen verblauenden Hochgebirgen umkränzt wird, in dieser Weise schon von weitem, so wird uns der Besuch, den wir ihm abstatten, noch weniger gereuen, wenn wir in sein Inneres eintreten.

Der Ort zerfällt in zwei Teile, das Oberdorf und das Unterdorf, die durch das breite, natürlich gleichfalls wasserlose Bett eines Nebenflusses des Swakop getrennt werden und etwa eine halbe Stunde von einander entfernt liegen. Nach Ober-Otyimbingue wenden wir uns aus Patriotismus zuerst, denn daselbst befindet sich, oder, wie man jetzt leider sagen muß, befand sich der Sitz der deutschen Kolonialregierung. Auf dem niedrigen aber steilen Uferhang des Swakop finden wir dort ein nettes Häuschen mit einer ganzen Anzahl von Zimmern, welche durch allerhand Trophäen von der einheimischen Jagd, Antilopengeweihe, Vogelbälge, Decken aus den so kostbaren Silberschakalfellen u. dergl. einen etwas fremdartigen, fast orientalischen Anstrich erhalten haben, indessen gleichwohl den wohnlichsten Eindruck machen. Wirklich hat sich hier auch mancher deutsche Reisende nach langer Fahrt im wilden, fremden Lande wie zu Hause gefühlt, denn der Herr Reichskommissar Dr. Göring, der bis vor kurzem in diesem Gebäude wohnte, ist nicht nur ein tüchtiger Beamter, sondern auch eine durch und durch noble, gastfreie Natur. Die Reize des lauschigen Heims wurden beiläufig im vorigen Jahre noch dadurch erhöht, daß auch die Gemahlin des Herrn Reichskommissars samt ihrem Söhnchen daselbst zu stetigem Aufenthalte eintraf, was ich nur deshalb erwähne, weil damit dem in der That vortrefflichen Klima des Landes das beredteste Zeugnis ausgestellt wird.

Einer Zierde müssen wir noch gedenken, welche die Außenseite des netten Hauses trägt. Es ist dies ein großes Schild mit dem deutschen Wappen und der stolzen Aufschrift: „Kaiserlich Deutsche Post". Leider nur verspricht in diesem Falle unser genialer Stephan einmal mehr, als er halten kann. Wir würden uns täuschen, wenn wir glaubten, von dort aus einen Brief für 10 oder auch nur für 20 Pfennige nach der Heimat befördern zu können. Allerdings wurde im Vorjahre bekannt gegeben, daß das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet in den Weltpostverein aufgenommen sei. Das will indes nach Lage der Verhältnisse nicht mehr besagen, als wenn man etwa dem Nordpol den gleichen Vorzug erwiesen hätte. Denn da wir keine direkte Verbindung nach der Kolonie da unten haben — ein Mangel, der fast noch schwerer wiegt, als die dortige Wasserarmut und verhältnismäßige Unfruchtbarkeit — da vielmehr die Briefe dahin aus Deutschland den Weg über Kapstadt nehmen müssen, das selbst noch nicht im Weltpostverein sich befindet, so erscheint die beregte Vergünstigung völlig illusorisch. Das mußten wiederholt Herren von der von mir geführten Expedition zu ihrem Nachteil erfahren, indem sie Briefe von zu Hause erhielten, die nur eine 20 Pfennig-Marke trugen und deshalb eine Strafportonachzahlung von immer mindestens 1 Mark 10 Pf. nötig machten. Ob und mit welchem Erfolge aber die Empfänger den beabsichtigten Prozeß gegen die deutsche Postverwaltung angestrengt haben, wie sie seiner Zeit ingrimmig drohten, darüber weiß ich nichts zu berichten.

Somit hat denn das schöne deutsche Wappenschild in jenem entlegenen Lande nur den einen Ruhm, daß es von den imposanten Vertretern einer exotischen Pflanzenwelt beschattet wird und so gleichsam wenigstens eine Prophezeiung auf die künftige koloniale Entfaltung Deutschlands in diesen Gebieten abgiebt. Denn der geräumige Garten, der sich vom Hause des Reichskommissars terrassenförmig ins Swakopthal absenkt, trägt verschiedene hochstämmige Palmen und ähnliche südliche Gewächse. Nur ein darunter befindlicher Weinstock, der bereits einen Stamm von der Dicke eines Mannesarmes besitzt und alljährlich ganze Mengen der süßesten Trauben liefern soll, verrät, daß hier die Hände von Leuten aus kälterer Zone schafften. Wenn ich nicht irre, pflanzte den edlen Baum vor Jahren der bekannte Missionsinspektor Dr. Büttner auf diesem jungfräulichen Boden, dem Vorbild des ehrwürdigen Noah folgend. Vielleicht hat er aber damit, bewußt oder unbewußt, zugleich einen Fingerzeig daraufhin gegeben, was für eine Gabe das dürftige Land zu liefern im stande sein würde: statt des Wassers, an dem es so arm ist, köstlichen Rebensaft. Sind doch in der That mehrere warm-trockene Länder zu Weinländern geworden, z. B. Palästina, die Kapkolonie u. a.

Unter den rauschenden Palmenwedeln jenes Gartens stand zu meiner Zeit auch die „Reichskutsche", der etwas altmodische und schwerfällige, aber bequeme und mit einem deutschen Wappen gezierte Galawagen des Herrn Reichskommissars, der am besten gleichfalls mit den landesüblichen Ochsen bespannt wurde, wodurch allerdings eine etwaige Auffahrt weder an Eleganz noch an Schnelligkeit gewinnen konnte. Bei dem „Staatsstreich" des Herrn Lewis dürfte dieses unbeholfene Gefährt wohl kaum auf englischem Boden mit in Sicherheit gebracht worden sein, so daß vielleicht jetzt mit ihm der englische Usurpator seine Huldigungsreisen durch das Land macht oder gar die schwarze Hoheit Maharero damit vor seinen Unterthanen paradirt. —

Mit einem leicht begreiflichen Instinkte hatten sich seiner Zeit um das Reichskommissariat wie um einen natürlichen Mittelpunkt herum auch alle anderen Deutschen, die irgend welche offizielle Stellung bekleideten, angesiedelt, so daß dort bereits eine ganze kleine, wohl zwei bis drei Dutzend Köpfe umfassende deutsche Kolonie entstanden war. Hier befanden sich die Vertreter der südwestafrikanischen Kolonisationsgesellschaft, die Bergbehörde, das Kommando der Schutztruppe u. a. Infolge besonderer Umstände machte die kleine Ansiedlung einen höchst seltsamen Eindruck, etwa wie ein Zigeunerlager oder ein kleinstädtischer Jahrmarkt. Neben Bretterbuden standen Wellblechschuppen und Leinwandzelte der verschiedensten Form und Größe mit bunten wehenden Fähnchen oben darüber. Diese Zusammenwürfelung der heterogensten Baustilarten war durch einen verhängnisvollen Mißgriff entstanden. Man hatte, natürlich mit ganz enormen Kosten, Häuser aus Europa gebracht, die für die Tropen absolut nicht taugten. In einem derselben fand ich z. B. an einem Vormittag die ungeheure Temperatur von 36° R., so daß ich trotz meines Durstes die mir von dem unglücklichen Bewohner angebotene Erfrischung unhöflicher Weise im Stiche ließ und sofort wieder ins Freie stürmte. Selbst in den Nächten strahlten die dünnen Holzwände und Blechdächer dieser unpraktischen Wohnungen noch eine unerträgliche Backofenwärme aus, so daß eben viele der Herren zu Zelten ihre Zuflucht nahmen oder auch im Freien auf dem Erdboden schliefen. Daß damals dortselbst nicht schwere Krankheiten, Fieber, Dysenterien und dergleichen zum Ausbruch kamen, ist ein wahres Wunder und bezeugt nur abermals das wahrhaft unverwüstlich gute Klima des Landes. Übrigens hatte man bei meinem Besuch bereits angefangen, den Notstand auf dem allein richtigen Wege zu beseitigen und Häuser nach dem Vorgang der Europäer, die schon lange im Orte wohnen, d. h. aus den daselbst von Eingeborenen ganz kunstgerecht verfertigten und in der dünnen, trockenen Luft bald wahrhaft versteinerten ungebrannten Ziegeln zu errichten, die weit, kühl und — billig sind. Durch die Lewissche Katastrophe wurden, wie man weiß, auch diese baulichen Bestrebungen lahm gelegt, angeblich, weil man versäumt hatte, von den Negern als den Herren des Grund und Bodens eine Bauerlaubnis einzuholen, die man allerdings mit einigen Tauschwaren sich leicht erkauft haben würde.

Trotz der primitiven Wohnungsverhältnisse dieses Otyimbinguer „Regierungsviertels" fehlte es aber dort doch niemals an Leben, das allerdings auch einen etwas fremdartigen, ungewöhnlichen Charakter trug. Da sah man Leute in Uniform neben solchen in Hemdsärmeln, Reiter auf wilden Rossen zwischen stämmigen Gestalten zu Fuß mit der Büchse auf dem Rücken, braune Hottentotten untermengt mit tiefschwarzen Hereros, bald geschäftig ab und zu gehend, bald träge und lachend und schwatzend in ganzen Gruppen herumstehend. Wenn aber der Abend über das merkwürdige Lager sich niedergesenkt hatte, schimmerte traulicher Lichtglanz aus den kleinen Behausungen und nicht selten verriet wohl auch Gläserklang, daß man dort noch nach gut heimatlicher Sitte bei einem Schoppen deutschen Gebräues zusammensaß.

In der That, so wenig entwickelt auch das deutsche Protektorat zur Zeit noch war, es machte sich hier doch schon etwas wie das

Treiben einer Residenz, eines Hofes, an dem die Fäden aus den Provinzen zusammenlaufen, bemerklich. Es langten mitunter sogar Gesandtschaften aus weiter Ferne an, die dann mit ihren fremdartigen Figuren, ihren Rossen oder Fuhrwerken und ihren nächtlichen Lagerfeuern nur noch den bunten Anstrich des Ganzen verstärkten. So erschien eines Tages mit einem mächtigen Ochsenwagen und einer ziemlichen Anzahl berittener Reißiger eine Deputation aus dem südöstlich fern am Rande der Kalahari-Wüste belegenen Orte Hoachanas, um im Auftrag des dortigen einflußreichen Namahäuptlings Manasse zur Verteidigung gegen Hendrik Wittboy, von dem man einen Überfall befürchtete, Waffen zu erbitten, die den Leuten, nebenbei bemerkt, in der Folge auch wirklich bewilligt wurden.

Ein ganz besonderes Ereignis für die Otyimbinguer Fremdenkolonie war aber der im Sommer vorigen Jahres erfolgte Besuch deutscher Seeoffiziere, wohl der ersten, die in jenem Teile Afrikas über die Küste hinausgekommen sind. Als ich nämlich nach einem schweren vierwöchentlichen Ritt durch das noch so wenig bekannte mittlere Kuistgebiet einige Zeit zur Erholung in Otyimbingue zubrachte, kam plötzlich die Kunde, daß in Walfischbai ein deutsches Kriegsschiff eingelaufen sei. Man kann sich denken, daß der Eindruck dieser Nachricht nicht nur bei den Deutschen, welche sich durch das in der letzten Zeit vorher rasch immer übermütiger gewordene Benehmen der Schwarzen bereits etwas bange hatten machen lassen, nun jedoch die lang vermißte militärische Unterstützung endlich im Anzug glaubten, sondern mehr noch bei den Eingeborenen ein außerordentlicher war. Mit der Blitzesschnelle, mit welcher gerade in einem Lande, wo Zeitungen und Telegraphen fehlen, Neuigkeiten durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt werden, eilte die Kunde schreckenbringend nach allen Richtungen, natürlich sehr bald ins Ungeheuerlichste aufgebauscht. Über 1000 Mann sollte das „orlogskip“ (Kriegsschiff) als Besatzung haben mit nicht weniger als 100 Kanonen, vor welch letzteren die Neger überall im dunklen Erdteil eine wahrhaft ergötzliche Furcht hegen. Bald hieß es auch, 200 Mann seien mit 10 Geschützen nach Otyimbingue unterwegs. Infolgedessen trat ein wahrhaft lähmendes Entsetzen ein. Elias, Josua und all die andern Notabeln mit den streitbaren Namen hatten den Kopf verloren und sandten Boten an den Oberhäuptling nach Okahandya mit der Anfrage: was sie denn um alles in der Welt thun sollten, es kämen so viel Deutsche, daß sie ihr ganzes Land verlieren würden.

Leider traf dies letztere nicht zu. Eines schönen Tages langte statt des erwarteten Artillerieparks nur ein friedlicher Ochsenwagen an, aus dessen dunklem Schoße allerdings uniformirte Gestalten, jedoch deren nur drei, entstiegen. Nun, unsere Freude über diese Gäste, die allerdings auch zu den liebenswürdigsten Offizieren der ganzen deutschen Marine zählen, war trotzdem keine geringe. Aber auch diese Herren selbst zeigten sich nicht wenig erfreut, daß sie endlich das Ziel erreicht hatten. Sie mochten sich die achttägige Reise von Walfischbai herauf doch leichter gedacht haben. Und in der That, wer gewohnt ist, auf der freien Kommandobrücke zu stehen und mit Dampfeskraft über das weite Meer zu gleiten, dem mag das Reisen im engen, schwerfälligen Ochsenwagen nicht gerade munden.

Nach einigen frohen Tagen kehrten die trefflichen Herren nach Walfischbai und zu ihrer Korvette zurück, um mit derselben bald darauf über Kapstadt nach Sansibar behufs Teilnahme an den dortigen Kämpfen abzugehen. Ihr Besuch im Binnenlande hatte wohl nur privaten Charakter getragen. Ich kann mir es indes nicht versagen, bei dieser Gelegenheit zu betonen, wie sehr dies alle Deutschen in Otyimbingue beklagten. Und mit Recht, denn es ist kaum zu bezweifeln, daß Lewis sich seinen Gewaltstreich nicht getraut oder daß er doch dazu die Zustimmung von den Hereros nicht erlangt haben würde, hätten auch nur 100 handfeste deutsche Matrosen vorher einmal eine Exkursion nach Otyimbingue gemacht, ja wäre auch nur jenes Schiff oder ein anderes zu längerem Aufenthalt in Walfischbai kommandirt worden. Das letztere Verlangen kann überdies nicht einmal ein unbescheidenes genannt werden. In Kamerun sind zwei Kriegsfahrzeuge stationirt, von denen eins aus Gesundheitsrücksichten so wie so schon immer fernab auf der hohen See kreuzt. Ließe man diese alternirend in Walfischbai ankern, würde man sicher zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, der Pazifikation des Landes dienen und die sanitären Zustände unter der Mannschaft bessern. Für die Richtigkeit der letzteren Behauptung weise ich nur auf das Urteil des Arztes der vorerwähnten Korvette, Stabsarzt Dr. Weiß, hin, welcher nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt an dieser Küste geradezu dafür plädirte, Walfischbai zu einer Gesundheits- und Erfrischungsstation für die aus den Tropen kommenden deutschen Schiffe zu erheben.

Die ganze eben hier erwähnte Episode veranlaßt mich, an dieser Stelle auch gleich noch der vielbesprochenen „Schutztruppe“ zu gedenken, zumal dieselbe ebenfalls innerhalb der offiziellen deutschen Niederlassung in Ober-Otyimbingue ihr Heim hatte. Sie wurde bekanntlich von einem halben Dutzend ehemaliger deutscher Unteroffiziere gebildet, die meist allerdings das kanonische Alter schon bedenklich überschritten hatten und, wie man wissen wollte, auch erst in Kapstadt aus abenteuernden Elementen angeworben worden waren. Ich habe nun diese Leute bei meinem zweimaligen Aufenthalte öfters gesehen und kann sagen, daß sie jederzeit nur einen günstigen Eindruck auf mich gemacht haben. Sie waren höflich und bescheiden, führten ein stilles Leben und wanderten Sonntags, mit dem Gesangbuch unter dem Arm, ganz ehrbar zur Kirche. Auch daß sie nicht hätten reiten können — was allerdings unter einem Volke von ausgezeichneten Reitern, wie die Hottentotten sowohl als die Damaras sind, der größte Fehler sein würde, schien mir nur eine Erfindung der bösen Welt zu sein, die bekanntlich alles Glänzende zu schwärzen sucht, auch die blanken Knöpfe preußischer Korporale. Ich sah wenigstens verschiedene dieser Leute öfters ganz tadellos durch den Ort sprengen oder da und dort vor einem Hause das Roß pariren und reglementsmäßig absitzen. Ja, am Abend fehlte selbst der Zapfenstreich, der in Form eines ganz fehlerlosen Trompetensignals wundersam durch die Stille der afrikanischen Wildnis tönte, nicht. Endlich war auch die Uniform nicht gerade unschön, wenngleich der etwas plumpe Helm und der wenig militärische Schnitt des Waffenrocks eine spöttische Natur leicht zu Vergleichen mit den ehemaligen Stadtsoldaten, oder wenigstens einer kleinstädtischen Feuerwehr und Schützengilde bringen konnte. Indessen das alles sind doch Nebensachen, die ebensowenig an dem Fiasko, das man mit dieser Armada erlebte, Schuld waren, wie ihre geringe Kopfzahl. Man weiß ja, daß sie nur der Stamm, die Schule für eine aus den Eingeborenen anzuwerbende größere Macht sein sollten. Daß dieses nicht glückte, dadurch ist vornehmlich das Sedan bedingt worden, welches wir dort draußen kürzlich erlebten. Warum aber konnte das nicht glücken? Aus dem einfachen Grunde, weil jene Eingeborenen, die als Nomaden an das freie Leben der Steppe gewöhnt sind, wohl meist ganz gute Krieger, aber nicht so leicht in unserem Sinne, nach unserem strengen Exerzierreglement abgeben. Man hätte hier mit Europäern anfangen sollen, für die sich ja auch das Klima eignet und deren man, wie wieder die Erfahrungen bei den Werbungen Wißmanns zeigen, leicht Hunderte für solche Zwecke haben konnte. Allmählich würden sich dann auch die Landeskinder mit unserem Militärsystem befreundet haben, wie es bei einzelnen übrigens schon jetzt der Fall war. Ich sah wenigstens einmal einen Hereroneger in der deutschen Uniform, mit Helm, Aufschlägen und Seitengewehr, der in der That ein ganz schneidiges Aussehen hatte und meinen biederen Goslarer Bergleuten nicht wenig imponirte. Immerhin bleibt es eine großartige Niedertracht, daß der englische Eindringling den Eingeborenen einredete, diese Soldaten seien die besten, ja überhaupt die einzigen Truppen des Kaisers von Deutschland, „denn“, so soll er dabei argumentirt haben, „hätte er mehr und bessere, würde er sie schicken.“

Wir wenden uns nunmehr dem Unterdorfe zu. Hinter uns liegt bald das geräuschvolle Treiben unserer jungen Landsleute da draußen, im grellen Kontrast dazu zeigt sich dicht am Wege ein memento mori, ein Grab, das in dem „dunklen“ Erdteil, wo der Tod den Menschen so oft noch rascher antritt, als anderwärts, immer auch doppelt ernst stimmt. Das kleine, von einem Eisengitter umrahmte und mit einem Marmorkreuz gezierte Fleckchen Erde hier hat aber noch eine besondere Bedeutung, es ist die Ruhestätte des Missionars Kleinschmidt, eines der ersten und verdientesten Pioniere in diesem wilden Lande. Der Platz ist trefflich gewählt. Man sieht von hier hinab in das breite Swakopthal, das an dieser Stelle einen kleinen Hain von alten dickstämmigen und breitwipfligen Akazien trägt. Zwischen den letzteren schimmert eine blaue Wasserfläche, ein von den Eingeborenen gegrabenes geräumiges Bassin, welches stets von langgehörnten Rindern umgeben ist, die entweder ihren Durst stillen oder träge wiederkäuend auf dem grüngrasigen Boden liegen, das Ganze eine Idylle so friedlich, wie es das Leben des stillen Schläfers auf dem Uferhang oben war, der ohne Schwertstreich das Land eroberte.

Weniger harmlos sieht es auf der andern Seite unseres Pfades aus. Hier zieht sich parallel zur Flußrichtung eine lange Kette von steilen Felsklippen hin, treffliche natürliche Brustwehren, als welche sie auch schon längst von den Schwarzen benützt wurden, freilich nicht immer mit dem erhofften Vorteil. Hierzu nur einen ergötzlichen Beleg. An einer dieser wilden Zacken führt eine rohe, steile Treppe auf eine Art geräumige Zinne empor, um welche die Hereros eine Schutzmauer zogen. So war die Zitadelle von Otyimbingue fertig, und als eines Tages die Kunde kam, daß die Erzfeinde, die Hottentotten, im Anrücken begriffen seien, legte sich der kriegskundige Häuptling Elias mit einem Fähnlein Reifiger da oben auf Wacht. Indes, wie das auch anderwärts vorkommt, der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Als die Nacht niedersank, verfiel Elias samt seinen Getreuen in tiefen Schlaf, der auch anhielt, bis in fahler Morgendämmerstunde, der im Lande beliebtesten Zeit für einen Überfall, plötzlich die Kugeln der Hottentotten über die kleine Festung hinwegpfiffen. Das erschreckte die ahnungslosen Schläfer dergestalt, daß sie ganz die Un-

Digitized by Google

einnehmbarkeit ihres Aufenthaltes sowie ihre Pflicht, von dort aus den Sturm der Feinde zu vereiteln, vergaßen und spornstreichs zu den Landsleuten im Orte hinunterliefen. —

Wenn wir im Unterdorfe angekommen sind, dürfte uns unter den dortigen Gebäuden die Kirche am meisten interessiren. Sie steht auf einem freien Platze und ähnelt völlig einer stattlichen Dorfkirche. Allerdings entbehrt sie des Turmes, doch hängen hoch und frei am Westgiebel die zwar kleinen, aber helltönenden Glocken, deren Schall bei der dünnen Luft des Landes weithin über den großen Ort und in die schweigsame Einöde ringsum hinaus klingt. Glocken haben im „schwarzen" Erdteil überhaupt ein ganz besonderes Tönen. Sie reden deutlicher als alles andere von der weltüberwindenden Macht des christlichen Geistes, des Geistes der Liebe, die auch über die sprödeste Wildnis triumphirt. —

Als ich das erstemal an diesem Gotteshause vorüberging, waren darinnen gerade eine ganze Menge frische Negerdirnen mit Fegen und Säubern beschäftigt, und sie walteten dieses ihres Amtes unter Kichern und fröhlicher Neckerei, wie es die Art der Wäscherinnen auch anderwärts ist.

Der nächste Tag war ein Sonntag. An einem solchen findet immer dreimal Gottesdienst statt, in den früheren Vormittagsstunden für die Europäer, darauf für die Hottentotten und zuletzt für die Neger. Ich schloß mich der Wallfahrt von geputzten und würdevoll einherschreitenden Menschen an, welche die erstgenannte Feier im Auge hatte. Das geräumige Schiff der Kirche war bald gefüllt und bot einen originellen Anblick. Auf den sauberen Sitzen gewahrte man mitten zwischen Herren im schwarzen Rock und modisch gekleideten Damen, den Angehörigen von Missionaren, Beamten und Händlern, unter denen sich, beiher bemerkt, manch wirklich schönes Gesicht befand, auch Männer und Frauen mit unverkennbarem Namatypus, die letzteren insgesamt mit reinlichen weißen Hauben oder bunten Kopftüchern versehen, zu denen sich noch als Nationaltracht weite bauschige Röcke gesellten. Diese Eingebornen sind entweder wirkliche Hottentotten, die im Dienste von Europäern schon eine etwas vornehmere Art angenommen haben, oder mehr noch sogenannte Bastards, d. h. Menschen, die zwar nicht selbst mehr Mischlinge, wohl aber Nachkommen solcher von holländischen Männern und hottentottischen Weibern in früherer Zeit erzeugter sind. Sie haben sich allmählich vielfach zu ganzen Stämmen, wie ein solcher beispielsweise den großen Ort Rehoboth, südöstlich von Otyimbingue, unter eigenen Häuptlingen bewohnt, verdichtet. In Otyimbingue nehmen dieselben in beträchtlicher Zahl namentlich den westlichen Teil des Ortes ein. Bemerkenswerter Weise halten sie sich, was eben auch dieser ihr Besuch des Frühgottesdienstes beweist, gern zu den Europäern, wie sie denn auch meist ihren Stammbaum bis zu den holländischen Ahnen hinauf ganz genau kennen. Einen fast komischen Eindruck macht es, daß man unter ihnen sogar noch viele Namen von altholländischen Adelsfamilien vertreten findet, deren jüngere Söhne wohl einst abenteuernd nach der ehemals ja im Besitz der Niederlande befindlichen Kapkolonie und von da weiter bis hier herauf gelangten. So nennen sich manche jener braunen Landeskinder noch „van Nell", andere „van Wyk" u. s. f.

Weniger um dieser Bastards willen, die außer holländisch auch noch das Nama-Idiom handhaben, als weil es die allgemeine Verkehrssprache Südafrikas ist, fand die, nebenher bemerkt, kurze und erbauliche Predigt in holländischer Sprache statt. Recht ansprechend war daneben der Gesang, den die deutschen Missionare im ganzen Lande zu großer Blüte entwickelt haben. Von rein musikalischem Standpunkte aus hörte ich allerdings noch lieber, als eine solche Gemeinde mit vorwiegend europäischem Charakter, immer die Hottentotten singen, nicht allein wegen ihrer ganz besonders melodischen Stimme sowie ihres wahrhaft erstaunlichen musikalischen Talentes überhaupt, als wegen der ihrer Sprache eigenen Schnalzlaute, die auch beim Gesang nicht fehlen dürfen. Jedesmal, wenn im Text der Gesangbücher ein solcher seltsamer Konsonant vorkam, setzten a tempo alle Zungen an und es gab eine ganze Schnalzsalve, die sich etwa anhörte, als ob hundert Hasenklappern mit einem Schlage in Bewegung gesetzt würden.

Eine Orgel existirte leider nicht, doch war ein vorzügliches Harmonium vorhanden, welches auch von dem Lehrer der deutschen Schule ganz meisterhaft gespielt wurde. Bei dem Schlußchoral sollte meiner aber noch eine ganz besondere Überraschung warten. Auf der hohen Empore setzte plötzlich mit dröhnendem Schalle Blechmusik ein, und als ich meine Augen dahinauf richtete, bemerkte ich, daß die Künstler lauter Neger waren. Nun, um Virtuosen zu sein, fehlte ihnen freilich noch recht viel, aber in solchen Fällen ist doch schon der gute Wille etwas wert.

Bei dem „Morgenschoppen", der, wenn ich das hier verraten darf, um die Mittagszeit in der traulichen Behausung eines Händlers von uns Deutschen eingenommen wurde, erhielt ich auch den Schlüssel zu dem Rätsel. In einem Gebäude, nahe dem von einigen Dattelpalmen beschatteten Missionshause, befindet sich — man staune — sogar eine Art Universität, ein Priesterseminar, welches die Aufgabe hat, junge begabte Eingeborene zu Predigern heranzubilden. Aus den Zöglingen dieser Anstalt setzte sich das schwarze Musikkorps zusammen, dessen Kraftleistungen wir zu hören Gelegenheit hatten.

(Schluß folgt.)

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 10. April in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung unter dem Präsidium Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg ab, in welcher als erster Punkt der Tagesordnung die Beschlußfassung über die dem Ausschusse überwiesenen Beschlüsse des Vorstandes und der Generalversammlung zur Verhandlung kamen. Es wurde nach eingehender Beratung besonders im Hinblick auf die Beschaffung größerer Mittel zum Zwecke einer praktischen Thätigkeit in Sachen der Auswanderungsfrage beschlossen, Ersparnisse an der Zeitung zu machen. Da sich auch die größere Anzahl der Abteilungen für ein Erscheinen in längeren Zwischenräumen ausgesprochen hat, wird die Zeitung vom 1. Juli ab vierzehntägig in einem Umfang von 12 Seiten, anstatt der bisherigen 8 Seiten der wöchentlichen Ausgabe, erscheinen. Der Antrag Eberswalde, welcher das Kassenwesen der Abteilungen regeln will, wurde der vereinigten Finanz- und Geschäftskommission überwiesen. Es wurde sodann beschlossen, die nächste Vorstandssitzung, welche die konstituirende sein wird, auf Montag, den 6. Mai, abends ½8 Uhr, im kleinen Saale des Kaiserhofes abzuhalten. Die Statuten der Abteilung Danzig, welche sich mit 75 Mitgliedern gebildet hat, sowie von Erlangen und Hildesheim wurden genehmigt. Ein Antrag der Abteilung Stettin, zu untersuchen, welche Schritte notwendig seien, um die Lage im deutschen südwestafrikanischen Schutzgebiete umzugestalten, wurde der Auswanderungskommission überwiesen, welche dem südwestafrikanischen Gebiete schon längere Zeit ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es lag noch ein Antrag Berlin vor, das Protektorat der Italiener über Obbia betreffend, welcher nach längerer Debatte der Kommission für praktische Kolonisation überwiesen wurde.

— Abteilung Berlin. An dem Herrenabend am 8. April hielt Herr Pastor Diestelkamp einen Vortrag über den Stand der deutschen evangelischen Mission in Ostafrika. Nachdem er einen Blick auf die Verwüstung der deutschen Missionen durch die Araber geworfen, konnte er doch die erfreuliche Mitteilung machen, daß nach Meldungen des Missionars Greiner aus Dar-es-Salaam das noch nicht ganz vollendet gewesene Hauptgebäude stehen geblieben sei und viele der zersprengten Neger sich wieder angefunden hätten. Die evangelische Mission ist aber jetzt fort von Dar-es-Salaam und befindet sich in Sansibar, wo sie auch bedeutende Aufgaben in der Krankenpflege zu erfüllen haben wird. Gleich nach Bekanntwerden der Nachrichten von der Blokade hatte sich Pastor Diestelkamp, überzeugt von der Notwendigkeit einer geregelten Krankenpflege, an das Auswärtige Amt mit der Bitte gewandt, diese vermehrten Anforderungen an die Mission zu fördern, und mehrere Vorschläge gemacht. Das Auswärtige Amt wandte sich an Konsul Michahelles, welcher eine Barackenanlage für die Kranken nicht für ratsam hielt, sondern ein massives Steinhaus zu mieten vorschlug. Er befürwortete die Miete des französischen Hotels, welches leicht einzurichten sei. Pastor Diestelkamp wurde ersucht, sich darüber mit dem Freiherrn von Gravenreuth in Verbindung zu setzen. Die Verhandlungen mit anderen Beteiligten wurden dann weitergeführt und glücklicherweise mit dem Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, welcher bekanntlich das stiegende Lazarett auf dem Festlande errichten wird, eine Einigung erzielt. Für dieses neue Lazarett ist ein Arzt gewonnen; an die Spitze der Krankenpflege sind zwei durch den Johanniter-Orden ausgebildete Damen, Gräfin von Blücher und Freiin v. Borkel, getreten und es werden die für die Krankenpflege ausgebildeten Missionare verwendet werden. Wie rege das Interesse an der Krankenpflege dort ist, zeigt sich auch daraus, daß hier einige bedeutende Ärzte, unter ihnen Prof. Koch, zusammengetreten waren, um eine Zentralstelle für die Ärzte in den Tropen zu bilden, welche auf den Vorschlag Prof. Kochs die Krankenhaussache im großen und ganzen in die Hand nehmen wollte. In Dresden hatte sich aber bereits ein Komitee gebildet, welches für das schon bestehende Krankenhaus 7000 Mark aufgebracht hatte, ebenso in Frankfurt, Hamburg, Wiesbaden. Es fanden darüber Verhandlungen statt, welche dahin führten, daß die Genossenschaft für Krankenpflege unentgeltlich Pfleger stellen will. Die Missionsgesellschaft ist deshalb jetzt in der Lage, zumal auch eine Baracke auf der „Martha" unterwegs ist, welche auf einem Seitenflügel des alten Krankenhauses aufgestellt werden soll, mindestens 45 Betten bald zur Benutzung zu haben. Die Krankenpflege ist also augenblicklich die Hauptarbeit der Mission geworden, aber daneben bleibt die Arbeit an der Erziehung der Kinder und befreiten Sklaven, welche durch neue Fänge von Sklavenschiffen jeden Augenblick größer werden kann. Die Schularbeit für die Kinder ist eine durchaus wichtige. Der Missionar Greiner war nun vom Stellvertreter des Reichskommissars aufgefordert worden, den Bau des Missionshauses in Dar-es-Salaam zu vollenden, und wird, obwohl in den Kreisen der Mission ein gewisses Bedenken herrschte, doch, wenn es notwendig ist, wieder hinausgehen und das Haus vollenden. Redner teilt sodann einige Einzelheiten über das Krankenhaus in Sansibar mit, um einige mißgünstige Urteile über die Verwaltung zurückzuweisen. Er plaidirte am Schluß dafür, daß für das neu zu errichtende Krankenhaus, welches 200 000 Mark kosten soll, eine lebhafte Agitation eingeleitet werde, und sich zu diesem Zwecke hier eine besondere Vereinigung in der Abteilung bilden möge, damit die Missionsgesellschaft nachher weiter vorgehen könne,

Digitized by Google

um ihre wichtigste Aufgabe erfüllen zu können, für die Verbreitung des Christentums zu wirken.

— Abteilung London. Am 11. April fand bei Hermann u. Birkenfeld in London Wall, eine zwanglose Zusammenkunft der Londoner Abteilung statt. Zuerst sprach Herr Heinrich Schlichter, Doktor der Naturwissenschaften, über die Wüste Sahara und ihre Bedeutung für die Kultur und Entwickelung Afrikas. Die Karawanenstraßen wurden ausführlich an der Hand der neuesten Karte erörtert. Vier derselben sind von hervorragender Wichtigkeit, nämlich die Route: Marokko—Arauan—Mabrûk—Timbuktu; zweitens: Tripolis—Ghadames—Rhat—Tsadsee. Diese führt nach den hochentwickelten Haussastaaten Sokoto und Kanô. Drittens: Tripolis—Fessân, Kanar, Bilma, direkt nach dem Tsadsee. Dies ist die von Europäern am meisten gewählte Route. Sie ist am kürzesten und außerdem führt sie nach dem Reiche Bornu, wo bisher Europäer immer noch freundlich aufgenommen worden sind. Die vierte Straße endlich führt ganz im Osten von Benghasi über Audschila und den Oasengürtel von Kufra nach Wadai. Dieser Weg ist indessen noch nie von einem europäischen Reisenden vollständig zurückgelegt worden. Nachdem Redner die Bewohner der Sahara und die Handelsprodukte derselben erörtert hat, weist er auf die Wichtigkeit der Sahara als Etappe beim Vordringen in das Innere des afrikanischen Kontinents hin und spricht die Ansicht aus, daß die Sahararoute für Expeditionen größere Berücksichtigung verdiene, obwohl sie jetzt durch die Unternehmungen vom Kongo und von Sansibar aus etwas in den Hintergrund gedrängt worden sei. Was sie besonders empfiehlt, ist die Möglichkeit, mittels des Kameels zu transportiren, und der Umstand, daß der Sklavenhandel dort keinen Fuß gefaßt hat und infolge des unter europäischem Einflusse stehenden Hinterlandes am Mittelländischen Meere auch voraussichtlich nicht wird fassen können. Herr C. Nolte verlas sodann interessante kapländische Zeitungsberichte über die Schwierigkeiten der Deutschen in Damaraland. Speziell schildert er den Händler Lewis, von dem er sagt, daß er vor einigen Jahren noch nicht habe lesen und schreiben können. Im besonderen weist er auf den Umstand hin, daß Lewis nicht schon lange gegen die deutschen Verträge Einspruch erhoben habe, während dieselben doch angeblich schon mehrere Monate vor der Verhandlung der Deutschen mit Kamaherero zum Abschluß gebracht waren, und Herr Nolte bringt dies mit Auffindung eines Goldriffs in Verbindung. Äußerungen des Lewis in seinen Berichten lassen an Gehässigkeit gegen die Deutschen nichts zu wünschen übrig. Herr Nolte hat eine sehr gute Meinung (aus eigener Anschauung) von dem Werte des Damaralandes und spricht nur sein Bedauern aus, daß sich das deutsche Kapital von nationalen Unternehmungen so ängstlich fernhalte, da es doch nichts weiter als des Kapitals bedürfe, um blühende Verhältnisse dort draußen zu schaffen. Nach einer kurzen Diskussion, in welcher die zunehmende Verengländerung des Transvaal betont und der Bemühungen der stammverwandten Transvaaler, sich ihr Volkstum zu erhalten, sympathisch gedacht worden war, schloß die Sitzung.

— Die Abteilung Darmstadt hielt am Donnerstag, den 11. April ihre 5. ordentliche Generalversammlung ab. Zunächst erstattete der erste Vorsitzende den Geschäftsbericht über das verflossene Vereinsjahr. Es ist daraus u. a. zu bemerken, daß die Abteilung seit der letzten Generalversammlung im April v. J. zwar 8 Mitglieder verlor, aber 27 gewann, darunter verschiedene Vereine als korporative Mitglieder, so daß sie jetzt 116 zählt, ferner daß seitdem 8 Vorstandssitzungen bezw. Herrenabende sowie im verflossenen Winter drei Vorträge (von G. Rohlfs, P. Reichard und Dr. Hollrung) abgehalten wurden, wozu noch nächstens ein vierter kommen wird, daß die für die Emin Pascha-Expedition s. Z. veranstaltete Sammlung 3154 Mark ertrug, wovon netto 2970 Mark dem Komitee eingeschickt werden konnten. Aus diesen und den weiteren näheren Mitteilungen war ersichtlich, daß die hiesige Abteilung eine lebhafte und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat, und daß sie im besten Fortschreiten begriffen ist. Nachdem dann der Kassirer seine Rechnungsablage fürs verflossene Geschäftsjahr vorgetragen hatte, gab der Vorsitzende einen eingehenden Bericht über den gegenwärtigen Stand unserer Kolonien an der Hand aufgelegter Karten. Hieran schloß sich endlich eine Besprechung verschiedener Anträge und Anfragen. Erster Vorsitzender ist z. Z. Rechtsanwalt Grünewald; zweiter Vorsitzender Fabrikant von Lecoq; Kassirer und Schriftführer Generalagent Schneider; die übrigen Vorstandsmitglieder sind: Rentner W. Dieffenbach, Provinzialdirektor von Marquard, Fabrikant W. Merck, Fabrikant Dr. R. Schäfer, Fabrikant C. Schenk, Oberschulrath Solden, Kaufmann L. Trier, Oberst und Flügeladjutant Wernher.

— Abteilung Belgard. In der Abteilungssitzung vom 9. April cr. referirte der Vorsitzende, Amtsrichter Domann, über die kolonialen Ereignisse seit der letzten Sitzung. Gymnasiallehrer Heling hielt einen Vortrag über das Thema: „Welches sind die Gründe, daß Deutschland so spät in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist", woran sich eine lebhafte Debatte knüpfte. Die Dezernate über West- und über Ostafrika wurden anderweit verteilt. Nächste Sitzung 6. Mai cr.

— Abteilung Hamm i. W. Mittwoch, den 8. April, hielt Herr Paul Reichard in Hamm im Saale der Gesellschaft „Harmonie" auf Veranlassung der Abteilung einen öffentlichen Vortrag über seine Reise von der Ostküste Afrikas nach dem Kupferlande Katanga im Innern. Ohne hier auf Einzelheiten irgen wie einzugehen — denn der Vortrag dürfte sich inhaltlich mit an andern Orten gehaltenen des Herrn Reichard decken — wollen wir hier nur bemerken, daß die Anwesenden — gegen 200 Personen, darunter auch eine ganze Anzahl Damen — den Ausführungen des Redners mit dem lebhaftesten Interesse folgten. — Die Abteilung Hamm ist Herrn Reichard zum aufrichtigsten Danke verpflichtet und hofft, daß der Vortrag nicht wirkungslos bleiben wird.

— Abteilung Karlsruhe. In der Mitgliederversammlung der Abteilung Karlsruhe vom 3. April d. J. gedachte zunächst der Vorsitzende, Herr Präsident Grimm, des schmerzlichen Verlustes, welchen unsere tapfere Flotte jüngst vor Samoa erlitten hat. Das deutsche Volk werde, wie Redner überzeugt sei, den Offizieren und Mannschaften, welche hierbei in standhafter Erfüllung ihrer Pflicht und im Dienste hochwichtiger überseeischer Interessen ihres Vaterlandes den Tod fanden, stets eine treue und dankbare Erinnerung bewahren. Hierauf hielt der praktische Arzt Herr Dr. Wilser von Karlsruhe einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über: „Die Menschenrassen in den deutschen Kolonialgebieten. Daran reihte sich eine kurze Besprechung der in der Vorstandssitzung und Generalversammlung vom 23. v. M. vorgenommenen Neuwahlen und gefaßten Beschlüsse, mit deren Inhalt sich die Abteilung vollkommen einverstanden erklärte. Einige Bemerkungen des Herrn Apotheker Schoch über die Bedeutung der Kolanüsse als Nahrungs- und Arzneimittel, sowie über eine von ihm mit Erfolg angewendete Präparationsart derselben bildeten den letzten Verhandlungsgegenstand des Vereinsabends.

Kleine Mitteilungen.

— (Herr Dr. Peters) ist aus dem Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft geschieden, da seine Thätigkeit für das Emin Pascha-Unternehmen eine längere Abwesenheit von dem Sitze der Geschäftsleitung bedingt, dagegen in den Direktionsrat eingetreten. An seine Stelle ist Herr Konsul Bohsen gewählt worden. Am 16. d. M. fand eine Sitzung des Direktionsrates statt, in welcher über interne Angelegenheiten verhandelt wurde.

— (Aus Sidney) liegt die erfreuliche Mitteilung vor, daß die Kreuzerkorvette „Olga", welche bekanntlich bei dem Sturm am 16. März im Hafen von Apia strandete, aber wieder flott gemacht werden konnte, dort eingetroffen ist, um die erlittene Havarie zu repariren. — Ein Wachtkommando von 100 Mann ist in Apia zurückgeblieben, um die deutschen Interessen zu schützen. Die Streitigkeiten unter den Eingeborenen haben zur Zeit aufgehört und Mataafa hat den größten Teil seiner Leute entlassen. — Deutschland und England sind übereingekommen, während der Dauer der Berliner Konferenz sich nur durch je ein Kriegsschiff vor Apia vertreten zu lassen. Das Schiff „Alert" wird Nord-Amerika, die „Sophie" (welche von der „Alexandrine" abgelöst werden soll) Deutschland und wahrscheinlich die „Calliope" England vertreten.

— (Die Expedition Wißmann.) Dem englischen Auswärtigen Amte war am 12. ein Telegramm aus Sansibar zugegangen, nach welchem die französischen Missionare in Bagamoyo von Bushiri die Mitteilung erhielten, daß die Missionare von Mpwapwa das Innere verlassen hätten und wohlbehalten in der Nähe der Küste angekommen seien. Tags darauf meldete denn auch ein Reutersches Telegramm die Ankunft der Missionare in Bagamoyo, welche zugleich berichteten, daß Bushiri mit dem Reichskommissar Wißmann wegen des Friedens verhandle. — Die „Martha" ist am 12. in Port Said eingetroffen; an Bord befand sich alles wohl.

— (Zollstatistik der Kolonien.) Da eine offizielle Statistik unserer Kolonien noch fehlt, ein Zustand, welcher zu entschuldigen ist, aber doch bald aufhören sollte für die Kolonien, welche eine deutsche Zollverwaltung besitzen, ist der Gedanke aufgetaucht, daß doch wenigstens von den interessirten Kreisen in irgend einer Weise das nötige Material beigebracht werden möchte. Das Reichsamt des Innern hat auch einer Anregung des Herrn Möhlau in Düsseldorf zufolge die deutschen Handelskammern, insbesondere derjenigen Städte, in welchen Kolonialgesellschaften ihren Sitz haben, oder von wo aus koloniale Unternehmungen betrieben werden, also Berlin, Hamburg und Bremen, aufgefordert, über dieselben in ihren Jahresberichten statistische Mitteilungen aufzunehmen. Leider hat sich die Hamburger Handelskammer ablehnend verhalten, da sie nicht in der Lage sei, sich ein zuverlässiges Urteil über den Stand der aus ihrem Bezirk betriebenen kolonialen Unternehmungen zu verschaffen.

Deutsche Pflanzer-Gesellschaft.

Die diesjährige ordentliche Generalversammlung unserer Gesellschaft findet am **Sonnabend, den 4. Mai, vormittags 10 Uhr** im kleinen Saale des Englischen Hauses (Huster) in Berlin W., Mohrenstraße 49, statt und werden unsere Herren Aktionäre hiermit zu derselben gemäß §. 15 unseres Gesellschaftsvertrages eingeladen.

Tagesordnung:

1. Bericht des Aufsichtsraths und des Vorstandes über die Lage des Unternehmens, Vorlage der Gewinn- und Verlust-Rechnung und der Bilanz für 1886 und Bericht der Revisoren.
2. Genehmigung der Bilanz und Erteilung der Entlastung.
3. Wahl des ersten ordentlichen Aufsichtsrats.
4. Änderung der §§. 3, 10 und 16 des Statuts.

Nach §. 16 Absatz 2 des Statuts müssen zur Ausübung der Stimmberechtigung die Aktionäre ihre Aktien bezw. Interimsscheine spätestens am 2. Mai d. J. im Bureau der Gesellschaft Berlin W. Mauerstraße 49, hinterlegen.

Deutsche Pflanzer-Gesellschaft.
von Frankenberg. Carl Strantz.

Quittung.

über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Fräulein Baist, New York 8 M., Frau von Arnim Teichow bei Angermünde 30 M., Freifrau Toni von (unleserlich) 10 M., St. J. Potsdam, durch Frau von Reese 6 M., gesammelt von Fräulein Gertrud Neumann, Frau Rumbauer 3 M., Fräulein Ellen Schulz 5 M., Fräulein M. Riemer 2 M., aus einer Sammelbüchse 0,25 M.; Diverse Einnahmen 12 M. An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein 53 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Der Schatzmeister: W. v. Kranse jr.
I. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 17. Berlin, 27. April 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die Italiener im Somaliland. — Otyimbingue. Von Bernhard Schwarz. (Schluß.) — Was sagt der Koran über Sklavenjagden und Sklaverei? Von A. Merensky. — Koloniale Rundschau. — Das Weißbuch über Samoa. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung.

Bekanntmachung.

Montag, den 6. Mai,

abends 1/2 8 Uhr

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Der Präsident: Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Die Zuwahl des Vorstandes.
2. Die Wahl des Präsidiums und des Ausschusses.
3. Geschäftliches.

Die Italiener im Somaliland.

Die italienische Regierung hat bekanntlich über das Sultanat Obbia,[1]) welches an der Ostküste des Somalilandes in einer nicht näher bestimmten Ausdehnung sich erstreckt, das Protektorat erklärt, und demselben auch sichtbar dadurch Ausdruck gegeben, daß es seine Flagge in dem von keinem einzigen Europäer bewohnten Orte Obbia selbst, auf dem einzigen dort befindlichen Steinhause des Sultans Jussuf, aufhissen ließ. Sie hat ferner nach den in der Kongoakte niedergelegten Bestimmungen dieses Protektorat den Mächten notifizirt und glaubt, damit allen Einwendungen, welche vielleicht von einer andern Macht gegen diese Erwerbung beliebt werden könnten, die Spitze abgebrochen zu haben.

Dieser Eingriff in ein Gebiet, welches man, obwohl es nicht durch einen Kaiserlichen Schutzbrief garantirt war, doch mit Fug und Recht als zur deutschen Interessensphäre gehörig bezeichnen muß, hat in den weiten Kreisen der Kolonialfreunde aufs äußerste verstimmt. Das Somaliland, in dem v. d. Decken, Jühlke und Güntter ihren Tod fanden, ist einem jeden Deutschen, der sich genauer mit seiner Geschichte, seinen Produkten und seiner Bevölkerung befaßt hat, ans Herz gewachsen. Diesen mit deutschem Blut getränkten Boden, auf den Deutschland infolge der Verträge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit den Sultanen des Somalilandes das erste Anrecht haben sollte, einer andern Macht überlassen zu müssen, mag sie auch mit uns noch so eng verbunden sein, ist ein kränkendes und schmerzhaftes Gefühl. Es wird um so tiefer empfunden als es für die deutsche Regierung möglich gewesen wäre, durch ihren Schutz den Verträgen der Ostafrikanischen Gesellschaft den Inhalt zu geben, welcher das Land völkerrechtlich sicher gestellt hätte. Das ist aber leider nicht geschehen. Die Gründe, welche die deutsche Regierung zu einer ablehnenden Haltung bestimmten, haben wir hier nicht weiter zu untersuchen. Mögen sie sich aus Bedenken wirtschaftlicher oder politischer Natur hergeschrieben haben, sie waren jedenfalls wohlerwogen und es liegt uns fern, der Regierung, welche seiner Zeit das deutsche Ostafrika für uns in einem scharfen diplomatischen Feldzuge gesichert hat, darüber Vorwürfe zu machen, daß sie weitergehende Pläne der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nicht mehr unterstützt hat. Aber trotzdem müssen wir beklagen, daß Verhältnisse, welche zu ändern vielleicht nicht in unserer Macht lag, eingetreten sind und ein Bethätigen der deutschen Politik in Somaliland verhindert haben, wozu noch im letzten Jahre Zeit gewesen wäre.

Als die Italiener nach ihrem anscheinend vergeblichen Versuch im letzten Sommer, sich in Kismayu festzusetzen, ihr Auge auf die weiter nördlich liegenden Gebiete warfen, war die Situation etwa folgende:

Im Jahre 1885 war durch die Herren Regierungsbaumeister Hörnecke und Leutnant von Anderten als Beauftragte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Großsultan aller Somali, Osman von Halule[1]) und dem Sultan Jussuf von Obbia unter Zustimmung der in Frage kommenden Untersultane ein Vertrag abgeschlossen worden, welcher es ermöglicht hätte, das ganze Somaliland von der englischen Grenze unweit Berbera an bis nach Warscheich bei Magdischu unter den Schutz des Deutschen Reiches zu bringen. Jussuf erhielt später auf Grund der Verträge im Jahre 1886 vom Grafen Pfeil 1000 Doll. in Aden ausbezahlt. Wir lassen hier einen der abgeschlossenen Verträge, und zwar den zwischen Leutnant von Anderten und dem Sultan Jussuf, auszugsweise im Wortlaute nachfolgen:

„Im Anschlusse an den am 6. September 1885 zwischen Seiner Hoheit dem absoluten Großsultan Osman aller Somali-Stämme an der Ost-Afrikanischen Küste und dem Regierungsbaumeister Hörnecke, Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Berlin, zu Halule abgeschlossenen Kontrakte wurde heute, den 26. November 1885, zwischen Seiner Hoheit dem Sultan Jussuf Ali, Sultan im Reiche Seiner Hoheit des Großsultan Osman, und Herrn Claus von Anderten, Vertreter der oben angeführten Gesellschaft, in Gegenwart der unterzeichneten Zeugen:

1. Sultan Muhamed Hassan;
2. des arabischen Kapitäns Muhamed ben Ali;
3. des Dolmetsch Juma Msena;
4. Herrn Max Winter

nachfolgender für ewige Zeiten gültige Freundschaftsvertrag abgeschlossen.

Seine Hoheit der Sultan Jussuf Ali tritt für eine anderweitig vereinbarte Entschädigung das gesamte zur Zeit nicht in Benutzung genommene, ihm als unumschränktem Herrn und Fürsten gehörige, zwischen der Stadt Obia und der dem Sultan Said Bargasch von Sansibar eigentümlichen Stadt Warrischir (circa 3 geographische Meilen nördlich Mongudischu) einerseits, dann dem indischen Ozean und der circa 25 Tagereisen landeinwärts befindlichen Gallagrenze andererseits, gelegene Land an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Berlin

[1]) Obbia ist die gewöhnliche Schreibweise; es kommt daneben auch Obiad, Hopiad und Hobya vor.

[1]) Das Haus der Osman ist schon seit 25 Generationen die regierende Dynastie, der gegenwärtige legitime Fürst ist Sultan Mohamed Osman, geb. 1861.

(Dr. Karl Peters und Genossen) zur völlig freien Verfügung ab. Insbesondere erhält die genannte Gesellschaft das alleinige Recht, Kolonisten in das Land einzuführen, denselben das unbebaute Land zu übergeben, den Grund und Boden, Forsten und Flüsse in jeder beliebigen Weise auszunutzen, Bergwerke anzulegen und Handel zu treiben.

Die hiermit ausgesprochene Landesabtretung, welche der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Berlin das privatrechtliche Eigentum am Land gesichert hat, ist dahin zu verstehen, daß unbeschadet des Seiner Hoheit dem Sultan Jussuf Ali und dessen Erben und Rechtsnachfolgern verbleibenden Sultantitels die sämtlichen Hoheitsrechte, insbesondere Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege, einbegriffen sind." ꝛc. ꝛc.

Zugleich mit diesem Vertrage lief das folgende Handschreiben Sr. Hoheit des Sultans selbst hier ein, das in Übersetzung wörtlich folgendermaßen lautet:

„Jüsef Ali Jüsef, Sultan der Somali von Hobyá, dessen Herrschaft von der Meeresküste an fünfundzwanzig Tagereisen ins Innere des Landes und von Hobyá an bis zur Hafenstadt Warscheich bei Makdischo reicht, Claus von Anderten, dem Angehörigen des Herrn Karl Peters und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, am 26. November 1885. Zeugen dabei waren der Sultan Muhammed Hassan, Muhammed ibn Ali, Dschumia ibn Musén und Maksuda.

Der Sultan Jüsef Ali wird von jetzt an der Freund Karl Peters' und seiner Gesellschaft sein und gibt ihm die Erlaubnis, seine Landsleute zu bringen, wenn sich hier irgendwo leere und mit Wasser versehene Strecken finden, will er hier Ackerbau treiben, so gestattet er ihm das; ist an einem Orte Wasser und er will es zum Meere hinableiten, so gestattet er ihm das, will er in den Flüssen fischen oder im Lande herumreisen oder irgendwo Holz abschlagen oder jagen, oder aus einem Berge Eisen oder anderes graben, oder Steinkohlen suchen, so gestattet er ihm das und alles, was dazu gehört; wollen seine Leute im Lande Handel treiben, so ist ihnen das gestattet, und wenn jemand ihnen Böses zufügen oder sie töten will, so ist es ihnen gestattet, sich zu verteidigen; ꝛc. ꝛc.

(gezeichnet) „Richtig! Jüsef Ali Jüsef."

Die Ostafrikanische Gesellschaft begnügte sich nicht mit diesen ziemlich platonischen Verträgen, sondern knüpfte nähere Beziehungen mit den nördlicher wohnenden Somalis an, welche im Jahre 1887 bei der Anwesenheit des Herrn Dr. Peters in Aden zu einer Bestätigung der früheren Verträge führten. Es erschien dort Mohamed Said bin Sementer, der Sohn eines der kleineren „Sultane" von Halule und naher Verwandter des Großsultans, um feierlichst die Erklärung zu Protokoll zu geben,[1]) daß die Somali Medjertin sich voll und ganz an die mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft abgeschlossenen Verträge gebunden erachten. Er wurde sodann zum Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft für das Nordost-Somaliland ernannt, und hat sich bis auf den heutigen Tag durchaus loyal benommen. Es lag also gar kein Grund vor, anzunehmen, daß der nordöstliche Teil des Somalilandes nach diesen Verträgen und Freundschaftsbeteuerungen, welche später noch mehrfach selbst in Sansibar wiederholt wurden, nicht gegen einen fremden Einbruch gesichert sei. Wenn infolge von trüben Erfahrungen, welche man mit den südlicher wohnenden Somalis machte, und der näher liegenden Aufgaben in Ostafrika eine Fortführung der früheren Pläne zur Zeit auch nicht erfolgte, so waren diese von der kolonialfeindlichen Presse oft angegriffenen Verträge dennoch ebenso gültig, wie die mit andern halbwilden Völkerschaften geschlossenen, welche das Reich später anerkannt hat.

Es könnte nun angenommen werden, daß die Stimmung der nördlichen Somalis in der letzten Zeit zu unseren ungunsten umgeschlagen sei, und daß sie, wankelmütig und geschenkefroh, sich den Italienern in die Arme geworfen hätten, wenn dem nicht das Zeugnis jenes schon erwähnten Said bin Sementer entgegenstände, der im März in Sansibar eintraf und dort erklärte, daß die Sultane in Halule den Wunsch hätten, daß die Deutschen sich dort niederlassen möchten. Da der Sultan Mohamed Hassan, Onkel des Said Sementer, gestorben war, so konnte dieser Wunsch außer von dem Großsultan Osman nur von Jussuf Ali, Sultan Jussuf Farrach-Shirwa und dem Haupt der Sementer ausgehen. Man steht also vorläufig vor einem Rätsel.

Was nun den südlichen Teil des Somalilandes anbetrifft, so hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Rechte an der Mündung des Wubuschi erworben, da dem Sultan von Sansibar nur einige Küstenplätze des Somali-Gebietes mit einem Umkreis von 5—10 Meilen durch den Vertrag zwischen England und Deutschland garantirt sind. Auf dieses südliche Gebiet erheben nun neuerdings einige Engländer, allerdings nur in Zeitungen, Ansprüche, und zwar auf Grund einer eigentümlichen Auslegung dieses Vertrages. Der betreffende Passus des Übereinkommens vom 29. Oktober 1886 lautet:

Das Gebiet, auf welches dieses Übereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovuma-Fluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tana-Flusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkt des Äquators mit dem 38° östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkt des 1.° nördlicher Breite mit dem 37.° östlicher Länge, wo die Linie ihr Ende erreicht.

Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe, in gerader Richtung nach dem Jipe-See laufen, dann entlang an dem Ostufer und, um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima-Ndscharo in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Nianza-Sees, welcher von dem 1.° südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt.

Den letzten Passus wollen die Engländer nun so interpretiren, daß Deutschland sich verpflichtet habe, im Norden der beiderseitigen Interessensphären keine Gebietserwerbungen zu machen, obwohl nur von der Linie, der Demarkationslinie, die Rede ist, welche von der Mündung des Wanga bis zum Viktoria-Nyanza läuft. Mit dieser Interpretation werden sie aber wohl kein Glück haben.

Da nun aber Italien de facto im Besitze von Obbia ist und möglicherweise noch Absichten auf diesen südlichen Teil des Somalilandes haben könnte, so möchten wir den Vorschlag machen, daß Deutschland und Italien sich über die beiderseitigen Interessensphären in Somaliland im Sinne freundschaftlicher Verständigung auseinandersetzen, wie es seiner Zeit Deutschland, England und Portugal in den südlicheren Gebieten der Ostküste gethan haben. Das Land ganz aufzugeben, würden wir, obwohl wir die großen Schwierigkeiten der Durchführung unserer Kolonialpolitik gerade im jetzigen Augenblick nicht verkennen, für verfehlt halten, denn je mehr es erforscht wird, desto tiefer befestigt sich die Überzeugung bei allen Kennern, daß es wert ist, festgehalten zu werden.

[1]) Nr. 22 der Kolonialpolitischen Korrespondenz, 1887.

Otyimbingue.

Ein Städtebild aus Damaraland.

Von

Dr. Bernhard Schwarz.

(Schluß.)

Dieses dunkle Predigerkolleg sollte übrigens gerade mir noch zu einem recht erheiternden Abenteuer verhelfen. Eines Tages gehe ich durch den Ort. Da kommt mir ein Neger in einem sauberen, hellen Anzug entgegen. Der junge, intelligent aussehende Mann stutzt, als er mich erblickt, dann zieht er seinen Hut und ruft im besten Deutsch, ja sogar mit unverkennbarem Anklang an den Berliner Jargon: „Herr Doktor, ist es möglich, Sie hier?" Ich glaubte, zu träumen, und vermochte erst nach einiger Zeit zu erwidern, daß wohl weniger meine als seine Erscheinung auffällig sein müsse. Darauf er: „Wie? Kennen Sie mich wirklich nicht mehr? Waren Sie nicht so oft bei meinem ehemaligen Herrn, dem Major von Mechow, Winterfeldstraße 14, 3 Treppen?" Und nun setzte er mir weiter auseinander, wie er dort (in Berlin) eines Tages entlaufen und lange Zeit im Thiergarten herumgeirrt sei, bis ihn die Polizei aufgegriffen und, da er sehr marode gewesen, nach dem nahen Elisabethkrankenhaus gebracht habe. Von dort wurde er nach seiner Heilung mit Rücksicht auf seine Fertigkeit in der deutschen Sprache und sonstige Anstelligkeit an die Rheinische Missionsgesellschaft abgeliefert und diese wieder sandte ihn zu weiterer Ausbildung in das Otyimbinguer Institut.

Ich nahm den liebenswürdigen Menschen mit nach meinem Quartier und verplauderte dort ein Stündchen mit ihm. Wir kamen dabei auch auf Damaraland im allgemeinen zu sprechen, und äußerte er u. a.: „O nicht wahr, droben bei uns ist es doch viel schöner als hier!" Er meinte mit dem Vergleichsobjekt, welches er im Auge hatte, das äquatoriale Afrika, aus welchem ihn Herr von Mechow seiner Zeit bei Gelegenheit seiner großen afrikanischen Reise mit nach Europa nahm. Da der junge Mensch weiter auch wußte, daß ich im Binnenlande von Kamerun gewesen war, so glaubte er in der angegebenen Weise sich mit mir gewissermaßen als einem Landsmann von ihm zusammenfassen zu dürfen. —

Um noch einmal auf das Predigerseminar zurückzukommen, so dürfte für die Wahl Otyimbingues wohl der Umstand ausschlaggebend gewesen sein, daß hier 2 Missionare stationirt sind, von denen der eine den Rang eines Superintendenten erhielt. Beide Herren treiben, gleich den meisten ihrer Kollegen, neben ihrem priesterlichen Amte auch noch nützliche Nebenbeschäftigungen. Der eine hat höchst wertvolle Studien über die Hererosprache veröffentlicht, während der andere die Funktionen eines Arztes ausübt, an welchem es zur Zeit in der jungen Kolonie noch gänzlich gefehlt. Wie man sagt, ist der geistliche Herr in der That ein recht geschickter Operateur, doch laufen da-

Digitized by Google

neben, wie bei jedem unvollkommen ausgebildeten Schüler Aeskulaps, wohl auch noch manche Absonderlichkeiten mit unter. Beispielsweise bediente er sich in der Zeit meiner Anwesenheit zur Heilung eines Karbunkels, an welchem ein Landsmann litt, frischen Ochsendüngers, den er für das zugkräftigste aller Pflaster erklärte. Er wandte diesen unappetitlichen Umschlag ohne irgend eine isolirende Umhüllung selbst noch an, als das Geschwür schon aufgegangen war, wogegen ich im Interesse der Verhütung einer Blutvergiftung energisch protestirte.

Ich erwähne dieser kleinen Episode nicht nur zum Beleg dafür, wie vieler selbst unbedingt nötiger Dinge die Leute in solchen Landen noch entbehren, sondern auch, um damit die Frage der Anstellung eines Arztes im südwestafrikanischen Schutzgebiete, welche doch schon die Unterhaltung eines Reichskommissariats daselbst nahe legen sollte, anzuregen, indem ich dabei noch betone, daß auch in dem englischen Walfischbai ein Jünger der Heilkunde nicht zu finden ist.

Von dem Klerus gehen wir nun zu der Laienwelt von Unter-Otyimbingue über, zumal zwischen beiden Elementen insofern ein Zusammenhang stattfindet, als sämtliche dortselbst ansäßige Deutsche durch die Rheinische Missionsgesellschaft, welche früher auch Handel trieb, dahin gezogen wurden. Die hervorragendste Rolle unter diesen alten Damaralandkolonisten spielt der jedem Reisenden, welcher in jenem Teile Afrikas sich aufhielt, wohlbekannte Herr Hälbig, eine Art Faktotum oder Universalgenie, der zugleich Schnittwarenhändler und Hufschmied, Viehzüchter und Ochsenwagenfabrikant ist, und jetzt ein Pferd beschlägt, um alsbald darauf eine Uhr zu repariren, eine Vielseitigkeit, wie sie ja das Leben in unzivilisirtem Lande leicht erzeugt. Herr Hälbig leistet aber sogar noch mehr. Neben seiner friedfertigen Eigenschaft als Kirchenältester nimmt er auch unter allseitiger Anerkennung seitens der Dorfbewohner, der Weißen wie der Farbigen, den hohen Rang eines Platzmajors oder Oberstkommandirenden im Orte ein, weniger allerdings wegen besonderer militärischer Fähigkeiten, als weil er der Besitzer eines richtigen Festungsturmes ist, der sich am Ende des von ihm bewohnten ausgedehnten und an sich schon festungsartigen Gebäudekomplexes erhebt. In diesem Bollwerke lagern die Munitionsvorräte des Dorfes, und von seinem platten Dache aus wurden wiederholt die einen Überfall versuchenden feindlichen Hottentotten durch wohlgezielte Kugeln zurückgescheucht. Bei ähnlichen Gelegenheiten erschien dann das Haus des Herrn Hälbig immer auch in ein Asyl für wehrlose Frauen und Kinder, wie in eine Kaserne für die schwarzen Streiter verwandelt. Die Letzteren erwiesen sich allerdings in den Stunden der Gefahr nicht immer besonders todesmutig. Herr Hälbig erzählte mir selbst, daß er einmal einen Damarakrieger unter dem Tisch, ein andermal einen solchen mit seiner langen Schmiedezange sogar aus dem Backofen hervorholte, wohin derselbe sich aus Angst vor den einschlagenden Kugeln verkrochen hatte.

Ein Besuch des Hälbigschen Verkaufsladens, in welchem wir am Kontorpult einen richtigen Buchhalter und auf Regalen wie in Kisten und Kasten alle möglichen Importwaren finden, vom edlen Mokka und dem indischen Reis bis zur Kartoffel und der Bohne, von der englischen Scheere bis zum einfachen Nagel, vom Anzug nach europäischem Schnitt bis zu der blauen Leinwand für den Lendenschurz herab, — wie nicht minder ein Gang durch die mächtige Schmiede mit den rußigen Gesellen und durch die Stellmacherwerkstatt, in welcher die besten Ochsenwagen, die man haben kann, hergestellt werden, vermag uns leicht davon zu überzeugen, wie weit es ein thätiger und intelligenter Mann selbst in einem scheinbar so wenig verheißenden Lande, wie es das Damaragebiet ist, noch bringen kann. Leider nur hat Herr Hälbig, ebenso wie der andere unsern wohnende und gleichfalls bedeutende Händler Redecker, durch wiederholte Beraubung seitens der Hottentotten, die dem großen, festen Ort zwar noch nie etwas Ernstliches anhaben konnten, wohl aber öfters das außerhalb desselben weidende Vieh wegtrieben, schwere finanzielle Schädigungen erlitten, wobei ich jedoch im Interesse der Gerechtigkeit nicht versäumen will, zu bemerken, daß wenigstens der vielverrufene Namahäuptling Hendrik Wittboy noch nach jedem Raubzug den Europäern, die zu ihm kamen und ihre Rinder oder Pferde reklamirten, dieselben anstandslos zurückgab und nur das, was Eigentum der Neger war, behielt.

Für den Reisenden hat das Hälbigsche Heim noch insofern Bedeutung, als er daselbst für mäßigen Preis Wohnung und Beköstigung finden kann, was nach einer etwaigen längeren Fahrt durch das im übrigen so unwirtliche Land und allen dabei ausgestandenen Leiden sicher hochwillkommen erscheint. Haus Hälbig ist somit eine Oase in der Wüste. Und welche ganz besonderen Genüsse außer einer reichlichen und trefflich zubereiteten Hausmannskost findet man da nicht! So u. a. delikates Rauchfleisch, das dem besten Hamburger nicht nachsteht, welches man jedoch so bereitet, daß man das frische Rindfleisch in lange Streifen schneidet, einsalzt und es dann wie Wäsche über die Leine hängt, woselbst es bald eintrocknet, ferner das schon erwähnte Brod aus einheimischem Getreide, selbstverfertigte frische Butter, selbstgezogenen Salat, Gurken und andere Gemüse nebst Erdbeeren und sogar Obst, alles Dinge, die man auf einer Binnenlandsreise nur zu sehr entbehrt und im Innern des schwarzen Erdteils nicht so leicht wiederfinden dürfte. Dazu die prachtvollsten Blumen aus dem Gärtchen vor dem Hause und — als das Beste von allem — das entgegenkommende, freundliche, fürsorgliche Wesen der lieben Leute, bei denen man bald wie mit zur Familie gehörig behandelt wird.

Das letztere zeigt sich auch darin, daß man zu den allabendlichen Hausandachten eingeladen wird, die unter Harmoniumklang hier in jedem deutschen Hause von dem Hausvater im Kreise der Seinen und selbst der farbigen Dienerschaft abgehalten werden. Und wer, der unter diese wackeren Leute kommt, sollte ihre fromme Sitte nicht wenigstens ehren! Legt doch schon ihr langjähriger Aufenthalt in einer so wilden Umgebung, unter Gefahren allerlei Art, Zeugnis davon ab, daß es nicht Furcht und Feigheit ist, wenn sie ihre Hände falten und ihre Augen zu einer höheren Welt emporrichten. —

Außer den bisher erwähnten Europäern finden wir in Otyimbingue immer noch einige andre, die daselbst nur vorübergehend weilen. Es sind dies Händler, nebenbei bemerkt zumeist ebenfalls deutscher Abkunft, welche sich mit Vieherport befassen. Sie kommen von der Küste her mit ganzen Zügen schwer beladener Ochsenwagen an und auf die Kunde davon strömen bald von allen Seiten Eingeborene mit ihren Rindern nach der kleinen Metropole, um gegen die letzteren allerhand Waaren einzutauschen, darunter namentlich Zeuge, Gerätschaften, dann Reis, Kaffee, Zucker, Salz, Mehl, Tabak und — nicht als Parfüm, sondern als Ersatz für Spirituosen, deren Einfuhr von den Engländern sehr erschwert wird, — Eau de Cologne, die in der That einen der gangbarsten Artikel darstellt. Haben in solcher Weise jene Händler nach einigen Wochen oder Monaten mehrere hunderte, wenn nicht gar tausende der gehörnten Wiederkäuer beisammen, so treiben sie dieselben nach Kimberley oder selbst nach Transvaal. Sie erzielen dabei einen guten Gewinn, denn der Einkaufspreis eines Schlachtochsen beträgt in Damaraland in der Regel 20—35 Mark in Waare, was für den Händler nur 10—15 Mark in Geld bedeutet, während an den eben gedachten Bestimmungsorten der Tiere 150—200 Mark für je ein Stück derselben gezahlt werden. Allerdings geht auf der sechs- bis achtmonatlichen Reise meist eine größere Anzahl von ihnen verloren und die Händler riskiren sogar das eigne Leben. Muß doch die furchtbare Kalahariwüste durchschritten werden, wo bekanntlich das Wasser oft so rar ist, daß man es durch ortskundige Buschmänner mittelst langer Röhrchen aus dem Boden saugen läßt, um dann die durch den Mund dieser Leute in ein Gefäß entleerte Masse als Getränk zu benutzen. Mehrmals gibt es sogar für die Dauer von zwei bis drei Tagen überhaupt keine Spur des erquicklichen Nasses. Die Durchquerungen Afrikas, welche jene unsere Landsleute dergestalt ausführen, nicht ein Mal nur, wie unsere berühmten, wissenschaftlichen Pioniere, nein, oft und immer und immer wieder, würden bei uns sicher als Großthaten ersten Ranges angestaunt werden, während die Händler selbst davon sprechen, etwa wie wir hier von einer Fußwanderung durch Thüringen, und beispielsweise den von eigentlichen Forschern noch so selten berührten Ngamisee im Herzen von Südafrika in der Unterhaltung so nebenher als Durchgangsstation oder Haltepunkt erwähnen. Otyimbingue aber, das an sich so unbedeutende Städtchen, erhält durch diese eigenartige Handelsbewegung den Charakter eines wichtigen und belebten Karawanenstapelplatzes, wie es denn in der That auch neben dem unfernen Okahandya der letzte größere Ort vor der genannten Wüste ist.

Man sieht, schon das europäische Element da draußen bietet Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. In ungleich höherem Grade gilt dies aber natürlich bezüglich der eingeborenen Bevölkerung. Dieselbe wird in Otyimbingue vorzugsweise von den Hereros repräsentirt, deren ungefähre Südgrenze gegen das hottentottische Volkstum der Swakop bildet. Neben Okahandya, der Residenz des Oberhäuptlings Maharero, und Omaruru, dem, wie es scheint, größten Platze des gesamten Landes, ist der Ort in numerischer Hinsicht sogar eins der Zentren des Damaragebietes. Es mögen wohl mehrere hundert Schwarze daselbst ihren Wohnsitz haben.

Was die Art derselben anlangt, so wurde von ihrem, namentlich im Vergleich zu den Hottentotten, wenig kriegerischen Wesen bereits gesprochen. Eine weitere unangenehme Eigenschaft, die bei der eben genannten gelben Rasse gleichfalls sehr zurücktritt, muß ihre Bettelei und Zudringlichkeit überhaupt heißen. Keinen Augenblick ist man sicher vor ihnen. Namentlich die Repräsentanten der Honoratiorenwelt belagern, ohne der ehrwürdigen alttestamentlichen Namen, welche sie tragen, eingedenk zu sein, den ganzen Tag, von früh bis abends das Haus, in dem man sich aufhält, und kaum ist eine Gruppe glücklich abgeschoben, so drängt sich schon eine neue herein, und nun sitzen sie da auf den Stühlen und mustern mit ihren großen schwarzen Augen das Zimmer und alles und jegliches darinnen, schärfer, als der unnachsichtigste Zollbeamte. Wehe, wenn sie dabei eine Flasche oder auch nur etwas Flaschenähnliches, ja selbst etwa ein Glas ent-

decken! Sie bleiben dann mit der Beharrlichkeit eines Säulenheiligen auf ihrem Beobachtungsposten, bis man endlich, um sie nur los zu werden, doch einen Trunk einschenkt. Ein erfahrener Reisender läßt vor ihnen nicht einmal die Tintenflasche stehen, da sie in Bezug auf alles, was einen Stöpsel trägt, Verdacht schöpfen.

Wie oft man hier in der unverschämtesten Weise angezapft wird, dafür nur ein Beispiel. Ich war noch nicht eine Stunde in Otyimbingue, da klopfte es auch schon, und herein bewegte sich eine schwarze Gestalt, die, nachdem sie ganz höflich den Hut gezogen, mir wie einem alten Bekannten die Hand schüttelte und sich darauf mit freundlichem Grinsen als den „Kapitän" des Ortes — so nennen sich die Häuptlinge überall in ganz Südafrika — Elias mit Namen vorstellte. Ich sprach natürlich gleichfalls höflich meine Freude aus, einen so „großen" Mann zu sehen. Aber mit einer solchen platonischen Liebe war der schwarzen Hoheit wenig gedient. Er äußerte schließlich mit verschmitzter Miene, daß ich unter meinen vielen Waren doch gewiß auch etwas zu trinken haben werde, und bat, nachdem ich ihm ein Glas Wein eingeschenkt hatte, gleich um eine ganze Flasche. Als ich ihm auch diese gegeben, wußte er noch eine Flanelljacke zu erpressen, bis ich seiner Begehrlichkeit endlich ein kategorisches „Stop" entgegensetzte. Das Schönste war, daß bald darnach ein anderer erschien, der ebenfalls das Oberhaupt des Ortes sein wollte und daraufhin die Verabfolgung von Gastgeschenken beantragte. In der That war dieser Mensch, der den Namen Zacharias trug, der eigentliche Häuptling, indes da er an einer gewissen, selbst für diese Naturkinder etwas zu auffälligen geistigen Beschränktheit litt, hatte man ihm seinen Bruder Elias als eine Art Regenten substituirt. Zum Betteln war er freilich, wie ich sehen mußte, nicht zu dumm. Natürlich wiederholten die beiden Würdenträger ihre gütigen Besuche noch oft und brachten später auch ein rasch anwachsendes Gefolge mit. Daß Geben seliger ist als Nehmen, scheinen darnach die Missionare, die sonst so viel im Lande ausrichteten, ihren dunkelhäutigen Beichtkindern noch nicht beigebracht zu haben.

Teilen aber diese üble Angewohnheit die Hereros mit allen übrigen Negerstämmen Afrikas, so sind sie doch den meisten derselben in verschiedener Beziehung weit überlegen. Dies schon in ihrer äußeren Erscheinung. Keine andere schwarze Rasse kann sich eines so hohen, schlanken Wuchses rühmen, selbst die Weiber inbegriffen, und zwar ist die ungewöhnliche Körperlänge so allgemein, daß auch nur Mittelgröße kaum vorkommt. Ferner gehen diese Hereros alle vollständig bekleidet, manche Vornehmeren sogar in stutzerhafter Weise, und ebenso haben sie durchgängig ein manierliches, freundliches Wesen, das sich nur etwa in der Trunkenheit oder infolge von Aufhetzungen, wie dies jüngst geschehen, in Frechheit und rohe Art verkehrt. Besonders rühmend ist aber ihrer nutzbringenden Thätigkeit zu gedenken. Allerdings findet man bei ihnen keinerlei Spuren einer besonderen einheimischen Industrie, außer etwa dies, daß sie Ochsenhäute an Baumästen aufhängen und dann mittelst eines unten angebrachten Holzes, wie mit einem Göpelwerke, strickähnlich so lange zusammendrehen, bis das Fell alle Feuchtigkeit und Fette verloren hat und an der Sonne vollends getrocknet werden kann. Dafür sind sie jedoch, wie bekannt, wahre Meister der Viehzüchtung. Auch die Neger von Otyimbingue halten in sogenannten Werften nach Hunderten und selbst Tausenden zählende Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen. Diese Kraale liegen teils meilenweit entfernt, so daß immer ein gut Teil der Bewohner des Ortes auswärts weilt, namentlich in der Trockenzeit, teils befinden sie sich aber auch in nächster Nähe. In letzterem Falle treibt man die Tiere am Abende aus Furcht vor schweifenden Hottentottenbanden in große, mit mannshoher Lehmmauer umgebene Einfriedigungen, die sich mitten im Dorf befinden und das Aussehen von Redouten haben, als welche sie in der That bei feindlichen Einfällen auch schon oft benützt wurden.

Wie man weiß, hielten die Hereros bis vor kurzem diese großartigen Viehmassen eigentlich nur zum Ansehen, „zum Staat", wie man sagt. Lediglich die Milch wurde benützt, und zwar zur Bereitung der sogenannten Dickmilch, eines der Hauptnahrungsmittel im ganzen deutschen Schutzgebiet. Nebenbei bemerkt, versteht man, aus derselben durch weitere Gährung sogar ein schwach berauschendes Getränk zu fabriziren. Auch das Fleisch der Tiere als Speise zu verwenden, dazu konnte man sich jedoch früher hier nur entschließen, wenn eins derselben an Altersschwäche starb oder infolge des Todes eines Häuptlings oder sonstigen Vornehmen die von demselben bei Lebzeiten zu diesem Zwecke auserlesenen und besonderen Vertrauten zum Hüten übergebenen, je nach dem Rang des Abgeschiedenen 50–80 Köpfe zählenden Totenopferstiere, die „Omacho", der Sippe des Letzteren den üblichen Leichenschmaus liefern mußten. Ebenso fand ein Verkauf höchst selten statt. Neuerdings hat sich dies jedoch sehr geändert, und gerade die Hereros von Otyimbingue vertreten als die Aufgeklärtesten den Fortschritt und betreiben einen schon recht lebhaften Viehhandel.

Daneben haben diese krausköpfigen Burschen — und dadurch unterscheiden sie sich auch einmal zu ihren gunsten von den Hottentotten — große Neigung und Befähigung zum Ackerbau und zur Gärtnerei. Von ihren Getreidefeldern war schon die Rede. Sie erzielen aber auf gleichfalls im Flußbette des Swakop angelegten, sauber gehaltenen Beeten, die sie mittelst alter Töpfe, Flaschen, Blechbüchsen u. s. w. aus aufgegrabenen Brunnen bewässern, auch vortreffliche Gemüse in Menge, so Salat, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln, Erbsen u. a. m.

Endlich will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß sich sogar Anfänge einer Dichtung unter ihnen finden, namentlich auf das Tierleben bezügliche Erzählungen mit heiterer, satyrischer Tendenz. Ich gebe hier eine solche, die mir gerade auch in Otyimbingue überliefert wurde.

Nahe beim Orte tauchte einst ein Löwe auf. Alle Welt war entsetzt, lange wußte Niemand zu sagen, wie man den gefährlichen Burschen unschädlich machen könne, bis endlich einige Schlauberger vorschlugen, daß man ein Haus aufheben und über die Bestie stülpen möge, um sie so gefangen zu nehmen. Gesagt gethan, die Hütte wird wirklich bis zum Schlupfwinkel des Ungeheuers geschleppt; aber die Träger haben sich aus Versehen auf der Innenseite plazirt, so daß sie, als das Gebäude niedergelassen war, selbst mitgefangen sind. Zu ihrem Unglück, oder richtiger Glück hatten sie jedoch mit ihrer sauren Mühe nicht einmal ihr Ziel erreicht, denn als sie sich in ihrem Kerker voll Schrecken umschauten, zeigte es sich, daß sich der Löwe aus dem Staube gemacht hatte.

Wer sollte bei ähnlichen poetischen Erfindungen nicht an unsere lustigen Geschichten von den Schildbürgern und dergl. denken müssen! —

Fast gar nicht ist in Otyimbingue infolge des herrschenden Vernichtungskrieges zwischen den beiden Hauptnationen des deutschen Schutzgebietes, den Hereros und den Hottentotten, dieses letztere Element vertreten. Indes gerade die vorhandenen wenigen Exemplare beweisen unwiderleglich, welch' wahrhaft erstaunliche Veredlung bei dieser interessanten Rasse erreicht werden kann. Hierfür nur ein Beispiel. Der schon genannte Herr Hälbig hat in seinem Dienst als eine Art Hausmädchen eine junge Hottentottin, die allgemein mit „Fräulein Josephine" titulirt wird. Sie verdient aber diese modern-europäische Bezeichnung auch vollständig, denn sie spricht das Deutsche meisterhaft, ist so trefflich gebildet und hat ein so gewandtes wie gleichzeitig anständiges Benehmen, daß noch jeder, der mit ihr in Berührung kam, vergaß, daß er ja eigentlich eine sogenannte Wilde vor sich habe, und sie unwillkürlich ganz so wie seinesgleichen behandelte. Das junge Mädchen versteht sogar recht gut, Harmonium zu spielen. Mag sie auch mit alledem unter ihren Landsleuten als große Ausnahme dastehen, so dürfte doch wenn irgendwo hier „die Ausnahme die Regel machen" und diese Hottentottenmaid uns eine Bürgschaft für die Kulturfähigkeit des ganzen großen Stammes gewähren. —

Mit einem landschaftlichen Bilde habe ich angefangen, mit einem solchen will ich auch schließen. Otyimbingue steht auf einer Sandfläche, die so kahl ist, als sei sie mit einem Rasirmesser geschoren. Jedoch wenn die Regenzeit erscheint, wenn die ersten Tropfen gefallen sind, erwacht das spröde Erdreich aus seinem Totenschlafe wie Dornröschen unter dem Kuß des Fürstensohnes, und nach wenig Tagen ist der ganze Plan in eine blumige Wiese verwandelt, auf der das Vieh weidet, Kinder sich tummeln und emsige Bienen ihre Süßigkeit sammeln.

Es schlummern Lebenskeime in dem armen Lande, deutsches Volk, laß Dir das gesagt sein!

Was sagt der Koran über Sklavenjagden und Sklaverei?

Von A. Merensky.

Der Koran ist für die Mohammedaner bekanntlich nicht nur ein Religionsbuch, sondern wie die Quelle aller Theologie, so auch die aller Philosophie, Jurisprudenz und Politik. Sein Inhalt gilt als ewig wie Gott selbst, da in ihm die ewigen, unabänderlichen Ratschlüsse Gottes verzeichnet sind. Der Engel Gabriel hat eine Abschrift des Buches in den untersten Himmel gebracht und dem Propheten den Inhalt kapitelweis geoffenbart. Mohammed teilte diese Offenbarungen seinen Schülern mit, welche sie in einzelnen Blättern aufbewahrten, bis Abu-Bekr sie nach dem Tode seines Schwiegersohnes ordnete und zusammenstellte. Die Frage, in wie weit die Greuel, welche sich die arabischen Sklavenjäger und Sklavenhändler in Afrika zu Schulden kommen lassen, auf Vorschriften dieses Buches zurückzuführen sind, ist in der neuesten Zeit mehrfach erörtert worden. Eine Zusammenstellung der hier in Betracht kommenden Koranstellen dürfte deshalb wichtig und von Interesse für alle sein, welche den Zeitbewegungen folgen wollen.

Daß der Krieg gegen die Ungläubigen durch den Koran nicht nur gutgeheißen, sondern gefordert wird, geht aus einer ganzen Anzahl von Stellen zweifellos hervor. „O du Prophet," heißt es in Sure 9, Vers 74, „führe Krieg wider die Ungläubigen und Heuchler und handele streng gegen sie." Weiter: „O du Prophet, muntere die Gläubigen zu Streit und Krieg auf, denn wenn von euch nur zwanzig sind, so sollen sie zweihundert überwinden,

Digitized by Google

und wenn von euch hundert sind, so sollen sie tausend überwinden." (Sure 8, Vers 66.) Daß aber nicht etwa nur dem Propheten und dessen Zeitgenossen solch' heiliger Krieg anbefohlen war, sondern daß er Pflicht der Anhänger des Islam für alle Zeiten ist, geht aus anderen Stellen zur Genüge hervor. So heißt es in Sure 4, Vers 102, ganz allgemein: „Die Ungläubigen sind eure offenbaren Feinde!" und weiter in Sure 8, Vers 57. 59: „Die Ungläubigen sind vor Gott schlimmer als das unvernünftige Vieh, weil sie nicht glauben wollen. Wenn du ihnen im Kriege begegnest, so vertreibe und zerstreue sie, denen zum Exempel, die nach ihnen kommen." „Ich ließ einen Schrecken in die Herzen der Ungläubigen kommen und befahl euch: Hauet ab ihre Hälse und schneidet ihnen ab alle Finger." (Sure 8, Vers 12.) Daß diese Kriege den Zweck haben sollen, den Islam auszubreiten, zeigen folgende Stellen: „Streitet mit eurem Hab und Gut und Leib und Leben für den Weg der Religion Gottes." (Sure 9, Vers 41). „Streitet für die wahre Religion und tötet die, so wider euch kriegen." (Sure 2 Vers 186.) „Streitet wider die Ungläubigen, bis daß keine Trennung oder Verführung mehr ist und die Religion und der Gottesdienst allgemein werde." (Sure 8. Vers 40.)

Es fehlt aber auch nicht an solchen Stellen, in welchen Vorschriften gegeben sind, welche sich Sklavenjäger direkt zu Nutze machen können, wenn sie die Eingeborenen fangen und die Sklavengabeln an ihre Hälse legen, denn in Sure 47, Vers 4 lesen wir Folgendes: „Wenn ihr die, so ungläubig sind, angreift, so schlagt ihnen die Köpfe ab, so lange, bis ihr sie in Menge niedergemacht habt, den übrigen legt feste Fesseln an und laßt sie entweder umsonst los oder fordert von ihnen ein Lösegeld, bis die Beschwerde des Krieges vorüber ist." „Nehmt keine (Ungläubigen) als Freunde an, bis sie wegen der Religion Gottes aus ihrem Lande fliehen. Weigern sie sich aber (zu fliehen), so fanget sie und tötet sie, wo ihr sie findet." (Sure 4, Vers 91.) „Wenn die heiligen Monate vorüber sind, (da zu streiten nicht erlaubt ist), so tötet die Ungläubigen, wo ihr sie antreffet, und belagert sie und nehmt sie gefangen." (Sure 9, Vers 5.) In Bezug auf die Behandlung der Sklaven finden sich im Koran nur wenige Vorschriften. Jedenfalls fehlt es an Stellen, durch welche eine rohe und grausame Behandlung im allgemeinen sich rechtfertigen läßt. Der Umgang mit Sklavinnen ist freilich in das Belieben des Herrn gestellt (Sure 23, Vers 7). Es ist auch erlaubt, Sklavinnen zu heiraten (Sure 4, Vers 3), auch solche die schon verehelicht sind (Sure 4, Vers 28), doch nur solche, die sich dazu willig finden lassen (Sure 4, Vers 29), und auch dann nur mit Erlaubnis ihrer Herren.

Bekannt ist, daß die Sklaven von Mohammedanern, abgesehen von den entmenschten Sklavenjägern und Händlern, meist gut behandelt werden. Gewiß ist das auch eine Folge von einigen solches vorschreibenden Stellen des Koran. In Sure 4, Vers 40 sind die Sklaven neben den Eltern, Waisen, Armen, Fremdlingen und Reisenden als solche genannt, denen Wohlthaten und Gutes erwiesen werden sollen, und Sure 76, Vers 8, rühmt es als gute That: „Speise geben den Armen, Waisen und gefangenen Sklaven." Besonders aber wird betont, daß das Loslassen oder das Loskaufen von Sklaven eine gerechte, gottgefällige That sei. Unter den guten Handlungen wird (Sure 90, Vers 13, Sure 9, Vers 60 und Sure 2, Vers 172) die Befreiung eines Gefangenen oder Sklaven genannt. Ebenso wird die Befreiung eines Sklaven neben Fasten oder Almosen als gute That genannt, wodurch ein falscher Eid (Sure 5, Vers 91) oder ein einem Weibe angethaner Schimpf (Sure 58, Vers 3) gesühnt werden kann. Ja, in Sure 24, Vers 33 findet sich folgende, die Sklaverei mildernde Bestimmung: „Wenn einige eurer Knechte und Mägde, die ihr als Sklaven erkauft habt, einen Freibrief oder Abschied begehren, so schreibt ihnen einen solchen, wenn ihr sie als gut und treu erkannt habt, und gebt ihnen etwas von dem Vermögen, welches euch Gott bescheert hat."

Wir sehen aus den angeführten Stellen, daß der arabische Sklavenjäger bei seinen grausamen Raubzügen gegen heidnische Völker sich darauf berufen kann, daß der Koran ihm solche gebiete, sehen auch, daß er im Recht ist, wenn er das Fangen und Fesseln der bei solchen Kriegen gemachten Gefangenen als mit den Vorschriften des Koran übereinstimmend bezeichnet, daß er aber kein Recht hat, als frommer Muselmann angesehen zu werden, wenn er die gefangenen oder gekauften Sklaven grausam behandelt.

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Das gegen Ende Februar an der deutschen Ostküste amtlich publizirte Verbot der Einfuhr von Lebensmitteln hat neben dem vom Sultan erlassenen Verbote der Einfuhr von Waffen und Munition unter den interessirten Kreisen der Küstenbewohner lebhafteste Erregung und Unzufriedenheit hervorgerufen, welche, noch zu den fortwährend stattfindenden größeren oder kleineren Gefechten hinzukommend, die Zustände an der Ostküste nicht gerade gemütlicher machen.

Am 3. März fand bei Bagamoyo wieder ein größeres Gefecht statt, an welchem sich die deutsche Marine beteiligte und das mit einem glänzenden Siege für unsere Truppenabteilung endete. Es wurden dabei Geschütze der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zurückerobert. Der Rebellenführer Buschiri wurde verwundet, so daß sich seine Banden nach dem Innern zu zurückzogen. Verluste waren dabei nach Berichten auf unserer Seite nicht zu beklagen.

Am 27. März fand ebenfalls ein Gefecht nördlich von Dar-es-Salaam statt, wobei der nördlich gelegene Ort Konduschi von Marinetruppen niedergebrannt wurde. Allenthalben jedoch gewinnt man den Eindruck, daß der Widerstand der Araber im Abnehmen begriffen ist.

Daß der Aufstand vom jetzigen Sultan von Sansibar unterstützt wird, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß man auf einer gekaperten Dau gute Broncegeschütze fand, die wahrscheinlich dem Geschützpark des Sultans entstammen. Verschiedene Zeitungen betonen immer wieder eine angebliche Zunahme der Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, wobei fälschlich Araber, Wasuheli (islamitische Küstenbewohner) und heidnische Eingeborene durcheinander geworfen werden. Die beiden ersteren sind selbstverständlich unzufrieden, da beider Interessen gemeinsame sind. Die heidnischen Stämme jedoch kommen wenig in Betracht, da sie ziemlich passiv den ganzen Vorgängen zusehen. Man überschätzt daher die Schwierigkeiten ganz bedeutend, und so dürften denn gewisse Vorschläge, 20 000 Mann deutsche Soldaten ins Feld zu führen, nur als ein phantastischer Plan anzusehen sein, vorgeschlagen von Leuten, welche keinen Begriff von den dortigen Verhältnissen haben. Von einer Verwendung deutscher Soldaten in Afrika kann und darf niemals die Rede sein, abgesehen von Marinetruppen.

Ebenso dürften Spekulationen als gänzlich falsche zu bezeichnen sein, welche darzuthun versuchen, daß die erhöhte Waffen- und Munitionseinfuhr an der Westküste dem Aufstande an der Ostküste Vorschub leistet. Für den Kenner wird darin gerade eine Gewährleistung für das Gegenteil liegen. Die Zunahme des Waffen- und Munitionsimportes hat notwendig die Zunahme des Exportes irgend eines Artikels zur Folge, denn um Gotteslohn wird kein Kaufmann seine Ware hergeben. Die beiden in Frage kommenden Artikel werden hauptsächlich gegen Elfenbein eingetauscht, und werden sich die Araber des Innern mit ihren Elfenbeinvorräten der nun näheren Westküste zuwenden, um dorthin neue Handelswege zu öffnen. Damit aber beginnt für den Elfenbeinbesitzer, sei er Araber oder Eingeborener, das Interesse für die Ostküste zu schwinden und damit auch naturgemäß das Interesse für den Aufstand, welcher doch auch in gestörten Handelsinteressen seinen Ausgangspunkt genommen hat. Ein höheres Interesse wie dieses aber kennt weder der Araber, noch der Eingeborene, und wird es keinem der beiden jemals einfallen, aus reiner Menschen- und Nächstenliebe oder wegen Stammesangehörigkeit die Araber an der Ostküste zu unterstützen in Kämpfen, deren Ausgang niemandem zweifelhaft erscheinen kann.

Dazu kommt noch, daß Waffen und Munition, von der West- nach der Ostküste gebracht, unerschwinglich teuer würden, und daß der Ostküstaraber jene Produkte, welche der Händler im Innern einzutauschen kommt, das Elfenbein hauptsächlich, gar nicht besitzt und es erst fern im Innern kaufen müßte, um es dann dort in Waffen und Munition umzusetzen. Kommerziell sind die Schwierigkeiten also ebenso groß, wenn nicht größer, denn der Indier, d. h. der Kapitalist, wird sein Kapital zu derartigen Unternehmungen, die sein Interesse in höchstem Grade schädigen, nicht hergeben. Man sieht, daß man sich wegen der Belebung des Kriegsmaterialhandels an der Westküste in Bezug auf den Ostküstaufstand keine grauen Haare wachsen zu lassen braucht, und auch der Reichskommissar Hauptmann Wißmann wird, so lange Waffengewalt in Betracht kommt, wenig erheblichen Widerstand finden.

Wißmann traf am 31. März in Sansibar ein, nachdem es in Kairo gelungen, sudanesische Soldaten anzuwerben, welche unter Führung europäischer Offiziere und Unteroffiziere auf den von Wißmann teils gekauften teils gemieteten Dampfern vollzählig wohl gegen Mitte Mai mit der ganzen Ausrüstung in Sansibar eintreffen dürften. Selbstverständlich wird über alles nähere tiefstes Schweigen beobachtet. Die Ausrüstung der Expedition ist aufs beste nach praktischen Vorschlägen vollendet. Wißmanns Thätigkeit begann nun damit, die Engländer und britischen Inder bezüglich seiner Absichten soweit als thunlich aufzuklären und darzulegen, daß Deutschland die Handelsinteressen derselben zu schützen und zu fördern beabsichtige. Seine Eröffnungen haben denn auch den besten Eindruck in Sansibar gemacht. Seinen Sitz hat er in Bagamoyo genommen und nach Herunterholung der Flagge der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft die deutsche Handelsflagge auf seinem Hause gehißt.

Mit Wißmann zugleich kam Dr. Peters, der Führer der Emin Pascha-Expedition, in Sansibar an, dieser hat mit bedeutend höheren Schwierigkeiten zu kämpfen wie Wißmann, da er vom Reichskommissar erst dann Unterstützung zu erwarten hat, bis einigermaßen Ordnung in den Aufruhrgebieten geschaffen ist. Der Sultan von Sansibar hat die Landung von 100 gemieteten Somalis in Sansibar verhindert, und wurden dieselben in Dar-es-Salaam ausgeschifft, nachdem die Engländer eine Landung bei Lamu nicht gestatten wollten.

Dr. Peters hat infolgedessen einem Londoner Telegramm zufolge einen Schadenersatz bei der British India Line erhoben, da die Billette auf Lamu lauteten, die Schiffgesellschaft daher verpflichtet ist, ihren damit eingegangenen Vertrag einzuhalten. Die englischen Beamten legen bei all diesen Angelegenheiten eine sehr große Eigenmächtigkeit an den Tag und haben sogar die deutsche Post für Lamu auf dem Dampfer gelassen, während die englische den betreffenden Adressaten eingehändigt wurde. Das Vorgehen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft steht überhaupt in jeder Beziehung im schroffen Gegensatz zu dem von der „Nordd. Allgem. Ztg." berichteten loyalen Vorgehen der englischen Regierung unseren Bestrebungen gegenüber.

Die ganze Emin Pascha-Sache ist nun in ein neues Stadium getreten, nachdem endlich zuverlässige Nachrichten von Stanley selbst nach Europa gelangt sind und besonders ausführliche Berichte dieses kühnen Reisenden an die Geographische Gesellschaft in London und das Londoner Emin Pascha-Komitee ihre Adresse erreicht haben.

Die bis dahin letzten direkten Nachrichten von Stanley datirten vom 27. Juni 1887 von den Jambuya-Fällen des Aruwhimi. Am 19. Juli 1888 wurde Barttelot ermordet und erst am 31. Dezember v. J. trafen in England Depeschen vom Kongo und Sansibar ein, welche Stanleys Rückkehr meldeten, und erst jetzt haben wir sichere Nachrichten. Wenn aber Emin Pascha einen Zug nach der Ostküste unternähme, so würde die ganze Situation mit einem Schlage für alle beteiligten Kreise eine andere werden, mit noch nicht genügend zu übersehenden Konsequenzen.

Besonders wird für die Araber alsdann sehr bald der Zeitpunkt eintreten, wo sie sich unterwerfen müssen, und auch der Sultan Said Khalifa, der seine europäerfeindliche Gesinnung immer weniger zu verbergen im stande ist, wird dem ihm vom Verfasser dieses längst prophezeiten Schicksale kaum mehr entgehen können.

Der in Kämpfe gegen die sudanesischen Derwische verwickelte Negus

Digitized by Google

Johannes von Abessinien ist in der Schlacht von Metemeh gefallen und dadurch für Italien eine neue Lage geschaffen. Es steht außer allem Zweifel, daß die Vorgänge dort nicht ohne Folgen für unsere Unternehmungen an der Ostküste bleiben werden. Auf den abessinischen Thron spekuliren jetzt eine Menge Prätendenten. Nach der „Köln. Ztg." Dedschak Mangascha, ein Neffe Königs Johannes. Doch wird ihm durch Debeb, der wahrscheinlich als der von Italien am meisten begünstigte anzusehen ist, die Sache nicht leicht gemacht.

Der König Menelik von Schoa hat den Afrikaforscher Traverst in geheimer Mission nach Rom gesandt und macht für den Fall seiner Thronbesteigung durch Italiens Beihilfe diesem alle möglichen Versprechungen.

In Italien nimmt die Strömung, zu gunsten des Planes Asmara und Keren zu besetzen, immer mehr zu, und wäre Italien nur Glück zu wünschen, wenn es eine so günstige Gelegenheit wie jetzt nicht unbenutzt vorübergehen ließe.

Die Benediktus-Genossenschaft St. Ottilien, deren gefangene Mitglieder bekanntlich glücklich ausgelöst wurden, sendet aufs neue 50 Kleriker nach Ostafrika, denen im Sommer 40 Schwestern folgen sollen. Reichard.

Britisch-Neu-Guinea.

Bekanntlich läßt die Regierung Großbritanniens über jede ihrer Kolonien Jahresberichte herausgeben, die für geringes Geld Jedermann durch den Buchhandel zugänglich sind. Man erhält darin zuverlässigen Nachweis über die wichtigsten Vorgänge, Ein- und Ausfuhr u. s. w. und kann sich auf das leichteste informiren. Es ist dies gewiß eine sehr nützliche Einrichtung, deren Nachahmung auch bei uns, wo das so verstreute Material über unsere Schutzgebiete oft kaum zu beschaffen ist, mit Freuden begrüßt werden würde. Obwohl Großbritannien das bisherige Protektorat erst am 24. September 1888 in eine Kronkolonie verwandelte, so ist doch bereits für „British New Guinea" der „Report of the special commissioner for 1886" erschienen (London 1888, 97 S. gr. 8°, Preis 6½ Pence). Das Heft enthält viele sehr interessante und wichtige Mitteilungen, aus denen einige Notizen willkommen sein dürften, um zu zeigen, wie unsere Nachbarn haushalten, wirtschaften und regieren. Britisch-Neu-Guinea ist in drei Divisionen geteilt, deren jeder ein Beamter vorsteht, das Beamtenpersonal also, mit Einbegriff einiger Subalternen, ein sehr geringes. Damit stehen auch die Unkosten im Einklang, welche 1887 insgesamt (Gehalte, Reisen, Schiffsunkosten, Neueinrichtung von Stationen u. s. w.) kaum 300 000 Mark betrugen. Dabei geschah zur Verbesserung sehr vieles, in erster Linie natürlich an dem Zentralpunkte Port Moresby. Hier wurde der neue Ort „Granville" gegründet, der einst die Hauptstadt werden soll. Die Regierungsgebäude, Post, Schiffsoffice u. s. w. sind hierher verlegt und ein „acommodation-house" errichtet worden, in welchem selbstverständlich ein „Lesezimmer" nicht fehlt. Es ist bekannt, daß trotz des schlechten Alang-alang-Grases, welches deutsche Gelehrte für durchaus unbrauchbar erklärten, Pferde und Rindvieh trefflich gedeihen. Pferde wurden in der Mitte der siebziger Jahre zuerst durch Goldsucher mitgebracht und die wenigen zurückgelassenen sind seitdem zu einer Heerde von 50 Stück angewachsen. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese in der Freiheit geborenen Pferde nicht verwildert, sondern zahm geblieben sind, jedenfalls weil sie über den durch steile Berge engbegrenzten Distrikt von Port Moresby nicht hinaus können und täglich Menschen zu sehen bekommen. Durch Einführung wertvollerer Hengste, Bullen, sowie Eber ist man bemüht gewesen, die Zucht von Haustieren zu verbessern.

Wie das englische Konsulatswesen überhaupt nicht streng an Juristen festhielt und sich mehr bemüht, praktisch erfahrene Männer hinauszusenden, so sucht man insbesondere für neue Gebiete derartige tüchtige Kräfte zu gewinnen. Es kommt dabei vor allem darauf an, daß es Leute sind, welche im Umgange mit den Eingeborenen Erfahrungen haben und ihre Humanität dabei erprobten. Die frühere Lebensstellung des Betreffenden ist dabei nebensächlich, so daß wiederholt frühere Reisende und Forscher (Forbes, Powell, Kirk 2c.) Regierungsposten in solchen Gegenden erhielten, welche dieselben genau kannten, ja man ließ sich nicht abhalten, auch geeignete Ausländer anzustellen. Die Regierung legt dabei keinen Wert darauf, welches Jus der Betreffende studirte, wenn er nur das ungeschriebene Gesetzbuch der Eingeborenen gründlich kennt, d. h. auf verständige Weise mit denselben umzugehen und zu verkehren versteht. Der persönlichen Einsicht des einzelnen Beamten ist somit ein weiter Spielraum gelassen, aber es muß eben ein Mann sein, der im gegebenen Augenblick die Initiative zu ergreifen versteht. Zur Geltendmachung der Autorität genügt eine bewaffnete Macht von 20 Mann. Aber das sind alles in den Tropen erzogene, erprobte und — weiße Männer, was von großer Wichtigkeit ist. Der Eingeborene hat nun einmal überall vor dem Weißen besonderen Respekt, und dann will man schon deshalb keine „black troopers", weil man zur Genüge kennt, wie brutal dieselben in Australien wirtschaften. Während sich aber dort das Verhältnis in verschiedenen Distrikten zum Vernichtungskampfe entwickelte, will man hier in Neu-Guinea in Freundschaft mit den Eingeborenen leben, um sie womöglich zur Arbeit heranzuziehen. Leider ist dies selbst in Port Moresby, nach 18jähriger Missionsthätigkeit, nur in bescheidenem Maße gelungen. Doch sind andere zivilisatorische Fortschritte zu verzeichnen, so z. B., daß die Bewohner Port Moresbys bereits Münzen zu unterscheiden wissen und anfangen, ihre Toten, statt wie üblich vor dem Hause, auf einem Kirchhofe zu beerdigen. Der Häuptling von Port Moresby erhält ein kleines Salär, und zwar in Mais, obwohl er wenig Macht besitzt. Aber man bemüht sich, Autoritäten unter den Eingeborenen heranzubilden und, wo solche bereits vorhanden, zu unterstützen. Dabei werden selbst frühere Missethaten vergessen. Während der Landeshauptmann in Neu-Pommern kürzlich einen Eingeborenen aufhängen ließ, begnügte sich sein englischer Kollege in einem ähnlichen Falle, den Mörder nur als Gefangenen fortzuführen. Später wurde er sogar nach seiner heimatlichen Insel zurückgebracht, wodurch die dauernde Freundschaft des ganzen Stammes erworben wurde. Das scheint uns zu milde, ja als gegen unser Strafgesetzbuch verwerflich, wer aber, wie der Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, die Erfahrungen eines Romilly zur Seite hat, wird den Fall anders beurteilen. Man kann Eingeborenen gegenüber eben nicht an dem starren Buchstaben des Gesetzes festhalten, sondern jeder Fall erfordert eine besondere Behandlung, wobei die Person und viele kleine Umstände zu berücksichtigen sind. Jedenfalls ist der Deputy-Commissioner Romilly der beste Kenner der Papuas, der durch jahrelange Erfahrung und gründliche, vorurteilsfreie Studien tiefer in ihr Wesen eindrang, als irgend ein anderer. Wir erfahren durch ihn in einem sehr interessanten Berichte, daß Aberglauben, Geisterfurcht und Zauberei unzertrennlich mit dem Ideenkreise des Papuas sind und eine Rolle in seinem Leben spielen, die nur die wenigsten oberflächlichen Beobachter ahnen. Und dies gilt nicht blos für die Eingeborenen der Südostküste Neu-Guineas, sondern für alle Papuas, von denen Romilly mehr Stämme kennen lernte, als irgend ein anderer. Der Einfluß des Geisterglaubens ist von eminentestem Einfluß im Leben der Papuas. Er kann bewirken, daß eben gegebene Versprechen gebrochen werden, daß Freundschaft in Feindschaft übergeht, ja kann zum Mord oft eines Unschuldigen führen. Da ist zufällig ein Eingeborener gestorben, als gerade ein Weißer da war, und die Schuld wird natürlich dem Letzteren aufgebürdet, u. s. w. Meist kann der umherschweifende Geist des Verstorbenen durch Bezahlung an die Überlebenden zur Ruhe gebracht werden, aber es giebt Fälle, wo der Geist des von einem Weißen getöteten Eingeborenen den Geist eines Weißen erfordert u. s. w. Romilly führt eine Menge durch Eingeborene begangener Morde auf solche Ursachen zurück. Wer gesehen, wie selbst christliche Papuas die drohenden Wellen der Brandung durch Besprechen zu besänftigen suchten, wer selbst erlebte, daß die eingeborenen Träger plötzlich wegliefen, weil irgend ein unheilverkündender Vogel vorüberflog, oder im Nachbardorfe ein großer Zauberer gestorben war, der wird ihm gewiß beipflichten. Jedenfalls sollte mit solchen Faktoren gerechnet werden. Denn mit der Ansiedelung des weißen Mannes kann sein dunkler Bruder unmöglich sich gleich dessen Sitten und Gesetze zu eigen machen. Der Ideengang des Eingeborenen ist eben ein durchaus verschiedener. „Es ist unmöglich," sagt Romilly, „selbst für den erfahrensten weißen Mann, dem Ideengange des Eingeborenen zu folgen; von einem Gewissen in unserem Sinne hat er keine Idee." Und im vollen Verständnis der Eingeborenen berichtet Herr Douglas an die Regierung: „Es wird noch für viele Jahre hin unmöglich sein, englisches Gesetz in Angelegenheiten mit Eingeborenen anzuwenden."

Was die wirtschaftliche Seite anbelangt, so hat auch Britisch-Neu-Guinea noch keine Erfolge aufzuweisen. Ansiedler sind bis jetzt nicht gekommen und das Großkapital hat zur Anlage von Plantagen auch noch keine Lust verspürt. So sind die Einnahmen natürlich außerordentlich geringe. An Steuern wurden 1878 im ganzen ungefähr Lstrl. 100 vereinnahmt und zwar nur für Cedernholz (per 100 Fuß 1 Schill.); sonst wurde nichts ausgeführt. Die Spekulation in Cedernholz, welche anfangs nach dem nahen Australien so lohnend schien, hat sich nicht rentirt. Hunderte gefällter Stämme faulen am Boden, weil sich die Arbeit des Transports bis zum Verschiffungsplatze zu hoch stellt. Die Versuche mit Sago-Ausfuhr aus dem an diesem Artikel so reichen Motumotu-Distrikte brachten nur Nachteile, wie der mit den Eingeborenen versuchte Handel selbst an deren Bedürfnislosigkeit scheiterte. Daß es mit dem Goldreichtum der Louisiade (Südost-Insel) wieder einmal nichts war, ist bereits berichtet worden. Leider erging es der anfangs aussichtsvollen Fischerei auf Perlmutterschalen nicht besser. Da dieser in Torresstraße so bedeutende Erwerbszweig, infolge Ausfischens der Bänke, sehr zurückgegangen ist, so machten sich einige „Pearlsheller", bekanntlich sehr energische und unternehmende Leute, auf, um andere, lohnendere Gebiete aufzufinden. Sie fanden solche in der riffreichen Louisiade, wo Perlschale in ausgezeichneter Qualität und großer Menge vorkommt. Leider lebt das Schaltier hier in Tiefen von 22 bis 24 Faden (132 bis 144 Fuß), wo ihm nicht beizukommen ist. Zwar schreckten die erprobten Taucher selbst vor dieser enormen Tiefe nicht zurück, aber nur wenige vermochten es längere Zeit auszuhalten und mußten die ringsum winkenden Schätze liegen lassen. Ehe daher nicht Perlschalenlager in Tiefen von 18 Faden und weniger gefunden werden, ist an einen Aufschwung dieses profitablen Gewerbes nicht zu denken.

Erfreulicher sind die Fortschritte, welche der Handel mit Kopra, an der Ostspitze, namentlich der an Kokospalmen so reichen Milne-Bai, macht. Aber der Verkehr mit den Eingeborenen erfordert hier große Vorsicht; sie sind eben anders, schlechter geworden. Und zwar, wie Romilly nachweist, lediglich infolge der Arbeiterwerbung (Labour-trade), die fast überall schädlichen Einfluß ausübt und dauernd hinterläßt. So wurde erst vor ein paar Monaten in den Britischen Salomo-Inseln, und zwar auf Malayta, der Regierungsagent eines Werbeschiffes erschlagen, ungefähr alles, was aus jenem Teile des britischen Protektorats zu berichten wäre. Finsch.

Südamerika.

⊙ Brasilien. In Nr. 8 d. Bl. teilten wir unsern Lesern den Inhalt eines Erlasses der brasilianischen Regierung betreffs der den Einwanderern gewährten Begünstigungen mit. Am 24. Januar d. J. hat nun das Ackerbauministerium den brasilianischen Konsuln folgende Instruktionen zur Ausführung jenes Erlasses zugehen lassen.

Die Konsuln haben in strengster Weise den Dienst der kontraktlich mit der Einführung von Einwanderern betrauten Personen zu überwachen, um sowohl einer mißbräuchlichen Verwendung der erwähnten Begünstigungen zum Schaden Brasiliens, als auch einer Benachteiligung der Einwanderer vorzubeugen.

85 Prozent aller Einwanderer müssen wirkliche Ackerbauer sein und sich als solche vor den Konsuln legitimiren; die übrigen 15 Prozent können aus Handwerkern bestehen.

Digitized by Google

Bevorzugt sollen solche Einwanderer werden, welche bereits Verwandte in Brasilien haben und von diesen veranlaßt worden sind, ihnen zu folgen; doch darf durch sie die erwähnte Zusammensetzung des Einwandererertransportes keine Änderung erleiden. Als Familien sollen auch Witwer, resp. Witwen nebst Kindern und Stiefkindern und Großeltern nebst Abkömmlinge gelten. Alleinstehende Ehepaare dürfen nicht über 45 Jahre alt sein. Die Konsuln sind verpflichtet, der Regierung jeden Einwandererertransport durch Listen anzumelden, aus welchen Name, Alter, Stand, Herkunft, Beruf und Religion eines jeden Einwanderers hervorgehen. Bei der Feststellung des Berufes haben die Konsuln sich einer besonders scharfen Kontrole zu befleißigen, um zu verhindern, daß von den Auswanderern falsche Angaben gemacht worden. Die Zulassung von Krüppeln ist möglichst zu erschweren, und einer Familie, in welcher nicht mindestens zwei gesunde arbeitsfähige Personen sind, darf kein Paß ausgestellt werden. Der Transport soll in Dampfern erster Klasse, die mit allen Bequemlichkeiten versehen sind, erfolgen. Die Beköstigung jedes erwachsenen Einwanderers muß derjenigen eines Matrosen gleichkommen und die Rationen für die Kinder müssen in dem entsprechenden Verhältnisse stehen. Die Konsuln haben genau zu prüfen, ob auf jedem Schiffe gute und ausreichende Nahrungsmittel vorhanden sind. Bei mehr als 100 Personen muß ein Arzt an Bord sein. Das Gepäck der Einwanderer soll in demselben Schiffe, auf welchem diese die Reise antreten, verfrachtet werden, und wenn es abhanden kommen sollte, so ist der betreffende Unternehmer verpflichtet, Entschädigung zu leisten. Im Weigerungsfalle übernimmt die Regierung die Verpflichtung, einen Monat nach Ankunft des Reklamanten die Entschädigungssumme zu zahlen. Die Einwanderer haben zollfreie Einfuhr aller ihrer Acker- und Handwerksgeräte, soweit die Grenzen ihres eigenen Bedarfes nicht überschritten werden. Die Unternehmer sind verpflichtet, den Konsuln die schriftliche Erklärung eines jeden Familienhauptes vorzulegen, daß dasselbe keinerlei Reisegeld ꝛc. bezahlt hat, und erst nachdem dies geschehen, darf der Konsul die Listen unterzeichnen, welche die Unternehmer zur Empfangnahme der Passagegebühren von seiten des Schatzamtes berechtigen. Einer ganz besonderen Aufmerksamkeit haben sich die Konsuln in Bezug auf die Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes des Einwanderers hinsichtlich seines Niederlassungsortes zu befleißigen, und jeder das Land diskreditirenden Spekulation nach Kräften vorzubeugen.

Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen, welche das Rundschreiben des Ackerbauministers vom 24. Januar d. J. enthält. Sie lassen erkennen, daß man endlich in Brasilien die Mängel der früheren Herbeiziehung von Einwanderern, wenigstens in Bezug auf das Beförderungswesen, erkannt hat und sie in praktischer Weise abzustellen sucht. Damit allein dürfte allerdings noch wenig gewonnen sein, wenn nicht auch endlich eine Neuorganisation des ganzen Kolonialwesens und vor allen Dingen eine praktische Reform des Landgesetzes von 1850 für den Zweck einer gedeihlichen Besiedelung der unkultivirten Teile des Großgrundbesitzes eintreten sollte. Man darf nach den bisherigen Leistungen des gegenwärtigen Ackerbauministers Antonio da Silva Prado aber wohl die Zuversicht haben, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern in der angedeuteten Richtung vorgehen werde, um den Ansprüchen der heutigen Masseneinwanderung gerecht zu werden. Wie bedeutend die Einwanderung in den letzten Jahren zugenommen hat, ersieht man aus folgenden Daten:

Es wanderten in Brasilien ein: 1886: 25 741 Personen,
" " " " " 1887: 54 990 "
" " " " " 1888: 130 056 "

Die Einwanderung im gegenwärtigen Jahre dürfte aber die des Vorjahres noch bedeutend übertreffen; denn allein im Monat Januar kamen im Hafen von Rio 11 763 und im Hafen von Santos 7 916, zusammen also 20 673 europäische Einwanderer an.

Die Nachrichten aus den Nordprovinzen lauten insofern günstig, als dort endlich reichlicher Regen gefallen ist; auch in Mittelbrasilien haben sich die Niederschläge gemehrt, doch sind die Ernteaussichten nichts weniger als günstige. Dazu kommt noch die Kalamität, daß in Rio de Janeiro und in Santos das gelbe Fieber mit ziemlicher Heftigkeit auftritt und zahlreiche Opfer fordert. In das Innere und in die südbrasilischen Hafenstädte hat es sich glücklicherweise nicht verbreitet und ist gegenwärtig auch in Mittelbrasilien in Abnahme begriffen.

Am 13. Februar d. J. ist in Rio de Janeiro der Baron von Cotegipe, Präsident des Senats und einer der hervorragendsten Staatsmänner Brasiliens, gestorben. Gegen die deutsche Einwanderung hat er stets eine große Animosität an den Tag gelegt, und wird sein Tod wohl wenig von unsern Landsleuten in Brasilien betrauert werden.

Die neuesten Nachrichten aus den Südprovinzen bieten für unsere Leser nur geringes Interesse dar.

Argentinien. Wie in Brasilien, so wird auch in Argentinien in lebhaftester Weise für die Herbeiziehung von Einwanderern agitirt. Mit Hilfe der Reisevorschußbillets, welche den letzteren gewährt werden, ist es geglückt, im Monat Januar 25 420 Personen (15 281 mehr, als im gleichen Monat des Vorjahres) einzuführen, darunter 8 473 Italiener, 4 309 Spanier, 3 550 Franzosen, 1 796 Belgier, 422 Österreicher, 427 Holländer, 328 Engländer, 149 Schweizer, 146 Russen, 117 Deutsche ꝛc. Der argentinische Generalkommissar für Einwanderung, Herr Navarro, sucht, dem „Argentinischen Wochenblatt" zufolge, vorzugsweise Franzosen, Belgier, Spanier, Holländer und Irländer zu gewinnen, ohne damit aber der italienischen Einwanderung bisher beachtenswerten Eintrag gethan zu haben. Das genannte Blatt deckt übrigens manche Mißstände auf, welche bei der Beförderung von Auswanderern nach Argentinien vorkommen sollen, wie z. B. die gesundheitswidrige Zusammenpferchung der Zwischendeckspassagiere und die mangelhafte Verpflegung derselben. Auch die gänzliche Unzulänglichkeit der in Rosario vorhandenen Einwandererherbergen wird scharf gerügt und Abhilfe dagegen verlangt.

Trotz dieser vorhandenen Mißstände ist die Einwanderung auch im Monat Februar eine sehr bedeutende gewesen, denn auf 76 Dampfern langten aus europäischen Häfen nicht weniger als 26 839 Personen in der Argentinischen Republik an. Die Ansiedlung bezw. Beschäftigung dieser Menschenmassen scheint bisher keinerlei Schwierigkeiten bereitet zu haben.

Paraguay. Die Erregung betreffs des bolivisch-paraguayschen Grenzstreites hat sich völlig gelegt, seitdem die betreffenden Regierungen ihre Neigung kundgegeben haben, die Entscheidung der Frage einem Schiedsgericht zu unterbreiten.

Bekanntlich wird auch Paraguay auf der Pariser Weltausstellung vertreten sein. Zu ihrem Generalkommissar hat die Regierung Herrn Dr. med. Emil Haßler ernannt, der bereits mit zwei Assistenten nach Paris abgereist ist. Es ist dies derselbe Herr, gegen welchen der deutsche Forschungsreisende Dr. Karl von den Steinen auf dem Amerikanistenkongreß die Anklage erhoben hat, in dem von ihm veröffentlichten Werke: „Central-Südamerikanische Forschungen" über Forschungsreisen berichtet zu haben, welche er gar nicht unternommen, eine Anklage, welcher er in Nr. 12 der Zeitschrift „Export" unter Beifügung überzeugender Beweise erneuten Ausdruck geliehen hat.

Das Weißbuch über Samoa.

Von dem Weißbuche über Samoa ist soeben dem Reichstage eine Fortsetzung zugegangen. Dieselbe enthält zwei Aktenstücke, nämlich den Bericht des Kaiserlichen Konsuls Dr. Knappe in Apia vom 26. Februar, und den Erlaß des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Generalkonsul Dr. Stübel in Apia vom 16. April.

Der Bericht des Konsuls Dr. Knappe schildert den Verlauf der Verhandlungen mit den Aufständischen und enthält Ausführungen über die am 19. Januar erfolgte Erklärung des Kriegszustandes und die den Aufständischen gegenüber gestellte Forderung, daß die Verwaltung Samoas auf Deutschland übergehe. Sodann wird über die Lage in Samoa berichtet.

Konsul Knappe hatte bereits unter dem 23. Januar telegraphisch gemeldet, er habe Kriegszustand in Samoa erklärt und Fremde dem Kriegsrecht unterworfen, hierauf habe der englische Konsul eine Proklamation erlassen, daß britische Unterthanen ausschließlich unter britischer Gerichtsbarkeit ständen. Ferner hatte Herr Knappe in dem Telegramm berichtet, er habe bei den Verhandlungen mit den Aufständischen die Übergabe der Waffen, Auslieferung der Rädelsführer und Übernahme der Verwaltung von Samoa durch Deutschland gefordert.

Auf dieses Telegramm, welches am 31. in Berlin eintraf, erging der folgende, in einer Anmerkung zu dem Knappeschen Berichte mitgeteilte telegraphische Erlaß:

„Telegramm.

Berlin, den 31. Januar 1889.

Folgendes an Konsul in Apia zu übermitteln.

Unter Bezugnahme auf Telegramm vom 23. Januar bemerke ich, daß Ihnen kein Recht zusteht, Fremde der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln zu entziehen. Der Widerspruch Ihres englischen Kollegen gegen die getroffenen Maßnahmen ist begründet. Bei Konflikten, welche aus diesem Anlaß entstehen, würden Sie sich im Unrecht befinden. Die von Ihnen gestellte Forderung, betreffend Übernahme der Verwaltung Samoas durch Deutschland, liegt außerhalb Ihrer Instruktionen und unserer Ziele. Nehmen Sie dieselbe alsbald zurück. Abgesehen von Auslieferung der verbrecherischen Angreifer ist keine Forderung zu stellen, zu der Sie nicht ermächtigt sind. Falls Ihr Telegramm hier richtig verstanden wird, kann ich Ihr Verhalten nicht gutheißen.

gez. v. Bismarck.

Deutsches Konsulat Auckland."

Der Erlaß des Reichskanzlers an den Generalkonsul Dr. Stübel, aus welchem der Inhalt des Knappeschen Berichts ersichtlich ist, hat folgenden Wortlaut:

„Berlin, den 16. April 1889.

Mit Bezug auf den Bericht des Konsuls Knappe vom 26. Februar d. J. über die Lage auf Samoa bemerke ich zu Ihrer Information, daß die darin enthaltenen Ausführungen das Vorgehen des Konsuls während der dortigen Unruhen nicht rechtfertigen. Es bleibt die bedauerliche Thatsache bestehen, daß Konsul Knappe ohne höhere Ermächtigung, ohne zwingende Gründe und ohne Wahrscheinlichkeit des Erfolges am 17. Dezember v. J. militärische Maßregeln herbeigeführt hat, deren Folgen sich in dem Verlust an Menschenleben vom 18. Dezember, in der unerwünschten Änderung der Lage unserer Pflanzer auf Samoa und in der Gefährdung des Friedens mit Amerika darstellen. Hätte Konsul Knappe seine Requisition vom 17. nicht erlassen, so könnte der, nicht gerade befriedigende, aber doch erträgliche Zustand, wie er vorher war, noch heute bestehen. Die den fremden Vertretern amtlich mitgeteilte Absicht des Konsuls Knappe, die Truppen Mataafas und später auch die des von uns anerkannten Souveräns Tamasese zu entwaffnen, lag außerhalb der Instruktion und Machtvollkommenheiten des Konsuls und war mit der geringen und noch geteilten Mannschaft, welche dazu verwandt wurde, militärisch nicht ausführbar.

Was die Verhandlungen mit Mataafa betrifft, so stehen die Angaben des vorliegenden Berichts nicht im Einklang mit früheren Berichten. Unter dem 31. Januar d. J. hatte Dr. Knappe gemeldet, daß er sich bemüht habe, eine Unterredung mit Mataafa herbeizuführen und die Häuptlinge umzustimmen, daß jedoch geringe Hoffnung auf Nachgiebigkeit seitens der Aufständischen vorhanden sei. In dem vorliegenden Bericht dagegen wird angeführt, die Häuptlinge hätten eine Annäherung gesucht und sich zur Unterwerfung geneigt gezeigt. Auch wenn eine solche Disposition jener Häuptlinge ernstlich bestanden hätte, so ist nicht ersichtlich, zu welchem Ergebnis die Verhandlungen hätten führen können, da über Mataafas Stimmung, auf welche es in erster Linie angekommen wäre, an der betreffenden Stelle des Berichts nichts gesagt ist. Selbst wenn die anderen rebellischen Häuptlinge aber die von Herrn Knappe ohne diesseitigen Auftrag gestellte Forderung angenommen hätten, daß die Verwaltung der Samoainseln und die politische Vertretung nach außen auf Deutschland über-

Digitized by Google

gehen sollte, und wenn Tamasese dem zugestimmt hätte, so würde die Lage dieselbe geblieben sein, da die notwendige Zustimmung der Vertragsmächte zu einer solchen Veränderung der politischen Verhältnisse nicht vorhanden war. Wenn wir mit Samoa allein und nicht mit den beiden anderen Mächten zu rechnen hätten, so wäre die Situation überhaupt keine schwierige. Der von Dr. Knappe gemachte Unterschied, daß er seine Forderungen nicht formell gestellt hätte, ist unwesentlich und ändert nichts an ihrer Tragweite und seiner Verantwortlichkeit; auch die nicht formell gestellte Forderung war unautorisirt, widersprach den Intentionen der kaiserlichen Regierung und mußte auf unsere Stellung zu den Vertragsmächten und damit auch auf unsere Gegner in Samoa eine unerwünschte Rückwirkung ausüben. Es genügte daher nicht, daß Konsul Knappe seinem englischen Kollegen „vertraulich eröffnete", daß die Übernahme der Verwaltung Samoas durch Deutschland, nach Inhalt erhaltener Instruktion, außerhalb der Absichten der kaiserlichen Regierung liege. Diese Mitteilung hätte vielmehr an beide Konsulate öffentlich und amtlich erfolgen müssen, in gleicher Weise, wie wir diese Forderung des Konsuls Knappe der englischen und amerikanischen Regierung gegenüber amtlich desavouirt haben.

Die Angabe, daß die Anhänger Tamaseses „in treuer Ergebenheit der Befehle der Deutschen Regierung harren", beweist, daß Dr. Knappe sich bis zuletzt unser Verhältnis zu den Samoanern nicht klar gemacht hat. Wir haben denselben nichts zu befehlen, soweit es sich um Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten handelt, und kein Bedürfnis, die Ordnung der letzteren zu übernehmen. Unsere Aufgabe beschränkt sich darauf, die Reichsangehörigen zu schützen und denselben eine gedeihliche Entwickelung ihrer wirtschaftlichen Interessen zu ermöglichen.

Die Wichtigkeit, welche Dr. Knappe der Ernennung eines Lotsen für amerikanische und englische Schiffe beilegt, ist mir nicht verständlich. Die Thatsache dieser Ernennung und die Publizirung derselben in einer samoanischen Zeitung sind alltägliche Vorgänge. Der englische und der amerikanische Konsul haben die freie Befugnis, jeden beliebigen Lotsen für Schiffe ihrer Flagge zu ernennen, und haben damit weder gegen uns, noch gegen die von England und den Vereinigten Staaten nicht anerkannte Regierung Tamaseses gefehlt.

Was die von Dr. Knappe veranlaßte Erklärung des Kriegszustandes und die Ausdehnung desselben auf die in Samoa anwesenden Fremden betrifft, so verweise ich wiederholt auf die völkerrechtlichen Gesichtspunkte, welche in meinem Euer Hochwohlgeboren bekannten Schreiben an den stellvertretenden Chef der Admiralität vom 5. Februar d. J. entwickelt sind.

gez. von Bismarck.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Kaiserlichen Generalkonsul Herrn Stübel,
Apia."

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Bruchsal in Baden. Die Stadt Bruchsal bildet gegenwärtig einen ebenso erfreulichen als sprechenden Beweis für die völlige Unrichtigkeit, ja Ungereimtheit der in neuerer Zeit ab und zu gehörten Behauptung, daß in jetziger Zeitlage das koloniale Vereinsleben angeblich seinen Höhepunkt überschritten habe und in eine rückläufige Bewegung eingetreten sei. Einsender konnte demgegenüber schon in dem Hefte Nr. 4 dieser Zeitung (Seite 31) berichten, daß in Bruchsal, in welcher Stadt bisher nur eine aus einigen Mitgliedern bestehende Ortsgruppe der Abteilung Karlsruhe vorhanden war, in neuerer Zeit das Interesse an der kolonialen Entwickelung Deutschlands gerade umgekehrt erheblich erstarkt sei, und daß man im Begriffe stehe, eine größere Abteilung an diesem Platze zu gründen. Unsere Vorhersage hat sich nun zu unserer Freude sehr rasch verwirklicht; schon am 10. April d. J. hat sich die neue Abteilung Bruchsal, und zwar sofort mit der erheblichen Zahl von 72 Mitgliedern[1]) konstituirt. Die Chargenwahl ergab: Erster Vorsitzender Freiherr Emil Stockhorner von Starein, Großh. bad. Oberamtsrichter und Kammerherr, zweiter Vorsitzender der königl. preuß. Rittmeister im 2. badischen Dragonerregiment in Bruchsal Herr Stephany, Schatzmeister Herr Bankdirektor Bopp, Schriftführer Herr Professor Klingelhöfer, weiteres Vorstandsmitglied Herr Fabrikant Wilhelm Schrag. — Die neue Abteilung gedenkt fürs erste regelmäßige Vortragsabende — Herren- und Damenabende — unter Beizug einheimischer und fremder Redner einzurichten und sodann will man namentlich auch den umliegenden Landorten eine größere Aufmerksamkeit, als dies bisher anderwärts der Fall war, durch die Abhaltung von jedermann frei zugänglichen Versammlungen zuwenden, in welchen die Grundgedanken der Kolonialpolitik unserer Reichsregierung dem Verständnisse und dem Herzen unserer Landbevölkerung nahe gebracht werden sollen. Der Bruchsaler Abteilungsvorstand wird zur Verwendung in den Landorten unter anderem auch von den teilweise schon in Berlin selbst vorgezeigten vortrefflichen und sprechenden Wandbildern in ganz großem Format, welche die Abteilung Karlsruhe über die verschiedenen Szenen des Sklavenhandels besitzt und bei auswärtigen Vorträgen mit so viel Erfolg verwendet hat und durch welche der Zentrale so viele neue Mitglieder gewonnen wurden, für die Bruchsaler Abteilung genaue Kopien anfertigen lassen. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Erfolg wie die stattgehabte Abteilungsgründung in einer kleinen Stadt nur durch ein einmütiges, von allen politischen und religiösen Gegensätzen vollkommen losgelöstes Zusammenwirken aller maßgebenden Faktoren der Stadt sich erzielen ließ. Das Hauptverdienst aber — nächst dem Vortrage des Vorsitzenden der Karlsruher Abteilung, Herrn Präsidenten Grimm aus Karlsruhe, welcher den kräftigen und erfolgreichen Anstoß dazu gab, die Stadt Bruchsal für die Deutsche Kolonialgesellschaft zu gewinnen und die Abteilung ins Leben zu rufen — gebührt der hingebenden Thätigkeit des Herrn Oberamtsrichters Freiherrn Stockhorner von Starein in Bruchsal, welcher sich die Mühe nicht verdrießen ließ, überall persönlich vorstellig zu werden, ob man nicht, um der vaterländischen Sache zu dienen, Mitglied werden wolle, und daher denn auch bei dem in Bruchsal herrschenden patriotischen Geiste in der That allenthalben die vollkommenste Bereitwilligkeit zum Eintritt einerntete. — Die neue Abteilung wählte darum auch mit gutem Grund den Freiherrn Stockhorner v. Starein zu ihrem ersten Vorsitzenden und hofft, unter dessen sicherer und erfahrener Leitung fortan ein recht würdiges, angesehenes und rühriges Glied im Kranze der deutschen Kolonialabteilungen, dieser Art von kolonialem Städtebund, zu bilden.

[1]) Da die Stadt Bruchsal ungefähr 12 000 Einwohner zählt, so stellt die Mitgliederzahl, mit welcher die junge Abteilung ins Leben tritt, sich als eine außergewöhnlich große dar, nämlich beiläufig 7 pro mille. Auf je tausend Einwohner entfallen nämlich in der gleichfalls als sehr stark geltenden Abteilung Karlsruhe $7^6/_7$, auf Berlin unter 1 (etwa $^{10}/_{12}$), auf Dresden $2^5/_{12}$. (Deutsche Kolonialzeitung 1888 Nr. 35 S. 277.)

Kleine Mitteilungen.

— (Kämpfe in Kamerun.) Einem der „Nordd. Allg. Ztg." aus Kamerun zugegangenen Bericht über eine Expedition der Mannschaft von der Hyäne gegen die feindlichen Loculloneger entnehmen wir, daß das Landungskorps, bestehend aus dem ersten Offizier (Leutnant z. S. Weyer), Dr. Krabbes, Premierleutnant Zeuner, dem englischen Kaufmann Waldau, 3 Unteroffizieren, 2 Dienstthuenden, 30 Mann, sowie 38 schwarzen Trägern, von denen 17 bewaffnet waren, mehrere Dörfer niederbrannte, aber bald auf größere Negerabteilungen stieß und unter Verlust eines Toten (Matrose Völker) und zweier Verwundeten (Leutnants Zeuner und Weyer) sich zurückziehen mußte. Der Rückzug war mit großen Schwierigkeiten verknüpft und die Mannschaften wurden ungemein angestrengt. Zwei Sektionen waren zurückgeblieben und mußten später wieder aufgesucht werden. Wie groß die Verluste in dem Gefechte bei Bokullu auf seiten des Feindes waren, hat sich nicht feststellen lassen, jedoch konnte man aus dem öfter ausgestoßenen Wutgeheul und Jammergeschrei schließen, daß seine Verluste nicht gering sein konnten. Am Montag den 11., nachdem in Betika-ba-massungo das Landungskorps an Land gesetzt war, ging S. M. Kanonenboot Hyäne zurück nach Bibundi, um den dort ansässigen Stamm zu züchtigen, welcher unsern Feinden vermittelst Kanus behilflich war, die von den Negern Betika-malale geraubten Weiber und gestohlenen Waren wegzubringen. Die Dörfer waren sämtlich von ihren Bewohnern verlassen, und mußte man sich auf Niederbrennen der Hütten beschränken. Es wurden gegen 20 Ziegen und 50 Hühner erbeutet. Die von dem Landungsboot S. M. Kanonenboot Hyäne gemachten Gefangenen wurden dem Gouverneur von Kamerun abgeliefert.

— (Der Reichskanzler) hat unter dem 4. April eine Zirkularverfügung an die Konsuln des Reiches erlassen, im Hinblick auf die bekannten Vorgänge in Samoa. Danach ist der Kommandant eines Kriegsschiffes in Zukunft verpflichtet, auch seinerseits die rechtliche und politische Seite einer an ihn gestellten Requisition eines Kaiserlichen Vertreters im Auslande zu prüfen, wenn letzterer seine Ermächtigung zu der fraglichen Requisition nicht durch Auftrag oder Instruktion des Auswärtigen Amtes nachweist. Fehlt es an dieser Vorbedingung, so ist der Kommandant befugt, die Requisition bis zur Einholung höherer Entscheidung abzulehnen, falls er die Überzeugung von der Notwendigkeit bewaffneten Einschreitens nicht teilt. Es soll damit eine erhöhte Sicherheit gegen Gefahren gesucht werden, welche die kritiklose Annahme und Ausführung von Requisitionen zur Folge haben kann.

— (Expedition Wißmann.) Der Dampfer „Vesuv" trat am 17. die Reise nach Sansibar an. Derselbe wird Plymouth anlaufen, um Kohlen einzunehmen, und in Aden mit den übrigen Dampfern der Expedition zusammentreffen, um in Gemeinschaft mit diesen die Reise fortzusetzen. — Einer Meldung der „Times" aus Sansibar vom 14. April zufolge ist dem Vernehmen nach vor einigen Tagen eine kurze Waffenruhe zwischen den Deutschen und Aufständischen an der Küste vereinbart worden.

— (Der Sultan von Sansibar) hat dem „Reuterschen Büreau" zufolge am 15. nach Wiederherstellung von seiner längeren Krankheit wieder die ersten Audienzen erteilt und den Vertreter des englischen Generalkonsuls, Hawes, empfangen.

— (Von der Emin Pascha-Expedition.) Nach einem Telegramm des „Reuterschen Büreau" aus Sansibar hat Herr F. Bley namens der Expedition von Dr. Peters Anspruch auf eine Entschädigung von 15 000 Rupien (nach einem Privattelegramm des „Hamburger Korrespondenten" waren es 15 000 Pfd. Sterl.) erhoben, weil der Postdampfer der British India Line im März c. in Lamu nicht angelegt hat. Nach derselben Quelle soll Dr. Peters am 19. d. M. in Kilwa angekommen sein. Letztere Nachricht dürfte wohl auf einem Irrtum beruhen.

— (Als Schiedsrichter) in dem zwischen der Witugesellschaft und der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft entstandenen Streite über das Vorrecht auf die Zollpacht von Lamu ist der belgische Staatsminister Lambermont ernannt worden. Die Ansprüche der englischen Gesellschaft stützen sich auf schriftliche Beweise vom jetzigen Sultan, während die der Witugesellschaft auf Versprechen des verstorbenen Said Bargasch beruhen.

— (Dr. Weißenborn), der Zoologe der Kund-Tappenbeckschen Expedition, ist in Kamerun am Fieber gestorben.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 29. April im kleinen Saale des Architektenhauses.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 6 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 18. Berlin, 4. Mai 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Die deutschen Interessen auf Samoa. Von Dr. Neubaur. — Kolonisation im großen Stil. Von Dr. Karl Kaerger. — Die ersten Reisen von Europäern in unserem Südwestafrikanischen Schutzgebiet. Von C. G. Büttner. — Korrespondenz. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachung.

Bekanntmachung.

Montag, den 6. Mai,

abends 1/2 8 Uhr

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Der Präsident: Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Die Zuwahl des Vorstandes.
2. Die Wahl des Präsidiums und des Ausschusses.
3. Anträge.
4. Geschäftliches.

Die deutschen Interessen auf Samoa.

Im Anschluß an den neulich von uns veröffentlichten Artikel über die allgemeinen Verhältnisse auf den Samoainseln sind wir heute in der Lage, die deutschen Interessen dortselbst, sowie die in Abhängigkeit davon stehenden Beziehungen mit anderen Inselgruppen der Südsee im Verhältnis zu den Interessen der anderen Nationen des Näheren zu beleuchten und vor allen Dingen ziffermäßige Darlegungen zu geben, welche bis in die neueste Zeit, nämlich bis in die Mitte des Jahres 1888, d. h. kurz vor Beginn des Aufstandes, rücksichtlich des Handelsumfangs jedoch bis zum Ende des Jahres 1888 gehen. Es mag bemerkt sein, daß die gesamte Darstellung auf persönlichen Anschauungen an Ort und Stelle beruht, und daß die gegebenen Ziffern unbedingt authentisch sind.

Es ist bekannt, daß der bei weitem größte Teil der deutschen Interessen auf den Samoainseln durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln dargestellt wird, welche ihrerseits als Fortsetzung des ehemals Godefroy'schen Unternehmens zu betrachten ist. Außer der genannten Gesellschaft kommt nur in Betracht das Haus H. M. Ruge & Co., dessen Geschäftsverkehr jedoch zu demjenigen der Südseegesellschaft nur etwa im Verhältnis von 1 zu 6 steht, während die Firma eigenes Land auf den Samoa-Inseln überhaupt nicht besitzt. Die weiteren deutschen Beziehungen, welche sich aus der Handelsthätigkeit einiger kleiner deutscher Kaufleute ergeben, fallen vorläufig nicht ins Gewicht.

Was zunächst den Landbesitz angeht, welcher auf Grund unantastbarer und auch allgemein anerkannter Rechte sich in den Händen der oben genannten Südsee-Gesellschaft befindet, so entfällt der wesentlichste Teil desselben auf die im ganzen Samoa-Archipel wertvollste Insel Upolu. Hinsichtlich der Orientirung über die im Folgenden gegebenen Namen und die Lage der einzelnen Teile verweisen wir auf die von uns veröffentlichte Karte. Der Besitz ist von deutschen staatlich geprüften Geometern nachgemessen und beträgt in den einzelnen Teilen der Insel gegenwärtig:

in Saleimoa ungef.	21 550	Acres	=	8727 750 Hekt.
„ Aana . . . „	12 000	„	=	4 860 „
„ Falealili . „	30 200	„	=	12 231 „
„ Faasaleleaga „	20 750	„	=	8403 750 „
Zusammen ungef.	84 500	Acres	=	34222 591 Hekt.

Gegenüber diesem außerordentlich beträchtlichen und zweifellosen deutschen Besitz betrugen bis zum Ausbruch der gegenwärtigen Unruhen die englischen Besitzansprüche auf Upolu im ganzen nur etwa 4500 Hektar. Von den amerikanischen Besitzansprüchen ist ein großer Teil gänzlich zweifelhaft; nach einer Angabe des amerikanischen Konsulats vom Ende des Jahres 1886 betrug der zweifellose amerikanische Besitz — verzettelt auf zwölf Eigenthümer — noch nicht ganz 600 Hektar, keiner der einzelnen Besitzer erhob Anspruch auf mehr als 150 Hektar. Das Ganze stellt eben nichts weiter dar, als die um die Gehöfte herumliegenden, zum Teil als Gemüsegärten, zum größeren Teil aber unbenutzt liegenden kleinen Landstrecken. Über das von der „Central Polynesian Land Company" beanspruchte Areal drückt sich der Bericht des von Deutschland im Dezember 1886 nach Samoa gesandten Kommissars Generalkonsul Travers folgendermaßen aus:

„Die Landansprüche der ehemaligen „Central Polynesian Land Company" werden von dem englischen Konsul als durch einen gewissen Sherwood vertreten, als englische Ansprüche behandelt, von dem amerikanischen Konsul werden sie dagegen als amerikanischen Bürgern zustehend betrachtet. Bezüglich derselben ist folgendes zu bemerken:

Die leichtfertige Art, in welcher während der Bürgerkriege die Samoaner anfangs der siebziger Jahre sich ihres Landes behufs Erwerbes von Waffen entledigten, hatte amerikanische Spekulanten im Jahre 1872 veranlaßt, eine Gesellschaft zu gründen, welche sich mit dem Erwerb und der Kultur von Ländereien in Samoa befassen sollte. Die zu diesem Zweck in San Franzisko gegründete „Central Polynesian Land Company" hatte mit dem Ankauf von Ländereien Agenten beauftragt und denselben eine bestimmte Kommission per Acre gekauften Landes bewilligt.

Diese Agenten, in erster Linie auf ihre Kommission bedacht, verfehlten nicht, ein sehr beträchtliches Areal, man sprach von über 300000 Acres Land, zusammenzukaufen.

Die Gesellschaft geriet schon nach kurzer Dauer in Konkurs und die Ländereien wurden von einem Syndikat in San Franzisko übernommen, von welchem sie nach englischer Behauptung auf den oben erwähnten Sherwood übertragen wurden, während amerikanischerseits diese Übertragung bestritten wird. Ob nun die aus den Erwerbungen der „Central Polynesian Land Company" hergeleiteten Landansprüche als amerikanische oder als englische Interessen zu behandeln sind, muß dahingestellt bleiben, soviel steht jedoch fest, daß der Gesamtumfang

Digitized by Google

des von der Gesellschaft erworbenen Landes — vorausgesetzt immer, daß die betreffenden Besitztitel demnächst als gültig befunden werden — nur 15- bis 25 000 Acres umfaßt."

Beim Beginn der gegenwärtigen Unruhen bezifferte sich der als ungefähr sicher zu betrachtende Besitz der bezeichneten Gesellschaft auf nur etwa 4 500 Hektar; durch die Unruhen selbst sind nun Verhältnisse entstanden, welche hier erwähnt werden müssen, da dieselben zweifellos einen wesentlichen Verhandlungspunkt in der gegenwärtigen Konferenz der drei Mächte bilden werden. Der gegenwärtige, von Deutschland amtlich anerkannte König Tamasese erließ gleich bei Antritt seiner Regierung ein Gesetz, nach welchem jedem Samoaner die Verpfändung von Land verboten, der Verkauf selbst nur dann für gültig erklärt wurde, wenn derselbe bei dem königlichen, von dem Richter Martin verwalteten Grundbuchamt angemeldet würde. Es sind nun während der Dauer der gegenwärtigen Unruhen die Besitztümer ganzer Dörfer der Aufständischen für Munition- und Waffen-Lieferung, hauptsächlich an die amerikanische Firma Moors und an die englische Firma Mc. Arthur & Cie. (Hauptsitz in Neu-Seeland) verkauft, und die Copra-Ernten, sowie das Land einer Menge anderer Dörfer und einzelner Samoaner verpfändet worden. Da nun Amerika die Regierung des Königs Tamasese gar nicht anerkannt hat und auch England eine amtliche Anerkennung nicht ausgesprochen, sondern nur mit seiner Regierung als der de facto bestehenden verhandelt hat, so werden zweifellos die neu erworbenen Besitzansprüche als solche geltend gemacht und auf diese Besitzansprüche hauptsächlich amerikanische Interessen an den Samoainseln geltend gemacht werden, welche, ganz abgesehen von der Art ihrer Erwerbung, nach deutscher Auffassung als nicht bestehend betrachtet werden müssen.

Von der wesentlichsten Bedeutung für die Beurteilung der deutschen Interessen und deren Wert ist nun aber ganz besonders die stetig fortschreitende Plantagenanlage auf dem obigen deutschen Landbesitz. Von Anfang an hat man sich auf deutscher Seite bemüht, durch die rationelle Anpflanzung der Kokospalme einen bedeutend höheren Ertrag von den Ländereien zu erzielen, und man hat außerdem versucht, tropische Kulturen anderer Art auf dem außerordentlich ergiebigen Boden einzuführen. Zu diesen Kulturen gehört in erster Linie die Baumwolle und der Kaffee; daneben sind auf den Pflanzungen Fruchtbäume der verschiedensten Art, besonders Bananen und Brotfruchtbäume angepflanzt worden, endlich ist in ziemlich weitem Umfange die Viehzucht im Betriebe. Seit dem Bestehen der Südsee-Gesellschaft ist ein fortwährendes, stetiges Anwachsen der einzelnen Plantagen und ihrer Erträge zu bemerken gewesen. Es möge gestattet sein, Umfang und Betriebsart der einzelnen Plantagen im Folgenden wiederzugeben, wie dieselben sich im Jahre 1888 darstellten:

Areal der deutschen Pflanzungen auf Samoa, dessen Benutzung und Zahl der Arbeiter.

Pflanzung.	Areal			Kokospalmen			Baumwolle allein	Kaffee	Diverses			Arbeiterzahl ultimo 1887.
				nicht tragend								
	ultimo 1886	dazu in 1887	ultimo 1887	allein	mit Baumwolle	tragend			Bananen, Brotfrucht, Korn u. s. w.	Weiden und Baustellen	Brache und unbepflanzt.	
	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	
Vailele	2 100	37	2 137	731	—	872	—	—	121	413	—	186
Le Utu Sao Vaa	3 369	248	3 617	2 182	374	450	491	—	45	27	48	446
Vaitele	1 446	—	1 446	403	23	26	791	—	101	45	57	241
Utumapu	195	9	204	—	—	—	6	94	30	74	—	122
Vaipouli	175	—	175	80	—	60	—	—	15	20	—	9
Total	7 285	294	7 579	3 396	397	1 408	1 288	94	312	579	105	1 004
gegen 1886	—	216	7 285	3 236	390	1 194	1 369	81	177	581	257	965
" 1885	—	541	7 110	3 261	438	1 162	1 105	100	137	627	280	1 088
" 1884	—	317	6 569	2 909	765	1 115	946	112	123	600	—	1 057
" 1883	—	217	6 237	2 203	1 483	1 112	694	139	107	500	—	1 249

Was die Viehzucht anbelangt, so erstreckt sich dieselbe auf Rinder, Pferde, Esel, Schafe, Schweine, Geflügel, Bienenzucht und anderes; hauptsächlich kommen dabei in Betracht die Plantagen Vailele, welche durch den Kampf vom 18. Dezember größtenteils verwüstet wurde, Le Utu Sao Vaa und Vaitele. Der Bestand verteilte sich bis zu jenem Kampfe in der folgenden Weise:

Viehbestand.

Pflanzung.	Rinder.	Pferde.	Maultiere.	Esel.	Schafe.	Schweine.	Hunde.	Geflügel. Dtzd.	Bienen. Stöcke
Vailele	607	29	3	41	50	35	2	16	14
Le Utu Sao Vaa	604	22	4	42	—	19	—	34	—
Vaitele	101	11	—	4	—	82	1	10	—
Utumapu	1	3	—	—	—	—	—	10	—
Vaipouli	8	1	—	3	—	—	—	3	—
Total	1321	66	7	90	50	136	3	73	14
Gegen 1886	1264	57	8	84	3	106	4	57	—
" 1885	1356	56	10	71	12	168	6	67	—
" 1884	1176	51	10	35	—	356	—	80	—
" 1883	1026	49	10	39	—	254	—	76	—

Die Arbeiter, welche gegenwärtig in der Zahl von 1004 auf den Plantagen und etwa 50—100 in der Hauptstation in Apia beschäftigt sind, stammen insgesamt von anderen Inselgruppen, da die Samoaner zu jeder dauernden Arbeit unfähig sind. Unter Konsulatsaufsicht von ihren Heimatsinseln geholt, ärztlich untersucht, pflegen sie gegen dreijährigen Kontrakt sich zu verdingen und werden nach Ablauf des Kontrakts — ebenfalls unter Konsulatsaufsicht — nach ihren Heimatsinseln zurückbefördert. Die Inselgruppen, welche die besten Arbeiter liefern, sind die Salomoinseln, die Ellicegruppe, die Gilbertinseln, die neuen Hebriden, der Bismarckarchipel und andere.

Gegenüber den deutschen Plantagen mit ihrem Umfange von ungefähr 4000 Hektar stehen nur zwei kleine englische Plantagen, welche noch nicht 300 Hektar umfassen, eine amerikanische Plantage existirt auf den Samoainseln nicht.

Was jedoch den Samoainseln und den deutschen Interessen daselbst den Hauptwert verleiht, das ist der Umstand, daß die ersteren vermöge ihrer außerordentlich günstigen Lage — als Mittelpunkt einer großen Reihe ziemlich dicht an einander liegender Inselgruppen — eben ihrerseits selbst den Mittelpunkt eines außerordentlich großen Kreises bilden, welchen Handelsbeziehungen nach allen Richtungen hin durchkreuzen. Auch in dieser Beziehung ist Deutschland die einzige Macht, welche solche Beziehungen in weitem Umfange durch die oben erwähnte „Handels- und Plantagen-Gesellschaft" der Südseeinseln geschaffen hat, Beziehungen, deren Fäden insgesamt in der Hauptagentur in Apia zusammenlaufen. Auf den einzelnen umliegenden Inselgruppen sind, und zwar ebenfalls in stetig fortschreitender Anzahl und Ausdehnung, eine große Menge Niederlassungen einzelner Händler begründet worden, welche selbständig den Handelsverkehr mit den Eingeborenen der betreffenden Inselgruppen leiten, durch Tauschhandel die Copra ankaufen und durch regelmäßig verkehrende, der Gesellschaft gehörende kleinere Segelschiffe (gegenwärtig einige 20) in bestimmten Zeiträumen an die Hauptagentur abliefern. Solche Handelsstationen unterhält die Gesellschaft: auf den Samoainseln selbst 26, auf den Tongainseln 26, im Bismarck-Archipel 13, auf den Ellicеinseln 5, auf Uvea oder Wallis 2, auf Futuna, Niuafoou und Niouatobutabu je eine, ferner arbeiten mit der Gesellschaft selbstständige Händler auf den Fidschi-Inseln; die Interessen und Stationen auf den Marschallinseln und den Carolinen sind im letzten Jahre mit denen der Firma Robertson u. Hernsheim unter dem Namen der Jaluit-Gesellschaft vereinigt worden.

Auf den Inselgruppen, auf denen Handelsstationen in größerer Anzahl bestehen, wie auf den Tongainseln und im Bismarck-Archipel, sind besondere Agenturen in Thätigkeit, welche die Verschiffungen selbstständig besorgen; einen Anhalt für die Ausdehnung des deutschen

Handelsverkehrs geben die Ein- und Ausfuhrziffern der Waaren und rohen Erzeugnisse, welche durch die Hauptagentur in Apia sich hindurchbewegen. Es sei gestattet, dafür die vergleichenden Ziffern der Jahre 1887 und 1888 für die Einfuhr anzugeben: Es wurden eingeführt Waren

Von	1886 Mk.	1887 Mk.	1888 Mk.
Hamburg	484 752,60	387 649,68	532 615,72
Sydney	127 551,—	163 467,60	166 966,26
S. Francisco (Cal.)	123 731,70	113 094,75	157 399,09
Auckland	46 344,—	54 837,50	90 947,82
Adelaide	1 681,—	19 278,20	21 996,67
Cooktown	—	—	2 884,60
Lewuka	—	—	651,22
zusammen Mk.	784 060,30	738 327,73	973 461,38

Die Beträge von Hamburg sind einschließlich Fracht und Spesen, die der übrigen Plätze ohne Zuschlag für dieselben.

Was die Ausfuhr betrifft, so nimmt natürlich die erste Stelle die Copra ein. Unter Zugrundelegung der oben angeführten Inselgruppen und Handelsstationen stellte sich, wie wir des Vergleichs halber anführen, die Verschiffung von Copra durch die Agenturen und Stationen der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft allein wie folgt:

Verschifft von	1886	1887
Samoa und Umgegend	2 126 Tons	3 222 Tons à 1016 Kilo
Niuafoou	239 "	148 "
Tongatabu	836 "	597 "
Hawaii	805 "	426 "
Vavau	326 "	547 "
Jaluit	1 096 "	572 "
Mioko	171 "	122 "
Fidschi	1 247 "	335 "
	6 846 Tons in 15 Schiffen;	5 969 Tons in 13 Schiffen.

Für das Jahr 1888 beläuft sich die Verschiffung auf etwa 8000 Tons, der Abfall im Jahre 1887 gegen 1886 erklärt sich aus den Verheerungen, welche ein Wirbelsturm in der Tongagruppe angerichtet hatte. Um einen weiteren Vergleich zwischen dem Umfang der deutschen und englischen Verschiffungen zu gewinnen, mag bemerkt sein, daß beispielsweise von den Tongainseln das Verhältnis sich folgendermaßen stellte:

		1886	1887
deutsche	Verschiffungen	3 047	1 840 Tons
englische		1 684	154 "

Für die Samoa-Inseln ist das Übergewicht der deutschen Handelsbeziehungen noch unendlich viel größer. Nächst der Ausfuhr von Copra kommt nur die allein in deutschen Händen befindliche und in deutschen Plantagen gewonnene Baumwolle in Betracht, deren Erträge sich beliefen auf

1886 204 432 Pfund,
1887 292 633 "
1888 226 873 "

Endlich sind zu nennen die Verschiffungen von Früchten, wie Bananen, Ananas u. s. w., welche meist mit dem Zweigdampfer der australischen Reichspostlinie nach Sidney befördert werden.

Bei der Beurteilung der im vorstehenden gegebenen Darstellung fällt besonders ins Gewicht, daß es sich um eine verhältnismäßig geringe Reihe von Jahren handelt, in denen die bezeichneten Erfolge als Grundlage für eine zu erwartende außerordentliche Ausdehnung der deutschen Handelsbeziehungen in der Südsee errungen worden sind. Nichts beweist deutlicher, als die Unruhen und die Verwickelungen der letzten Jahre, in wie hohem Grade der Wert der Samoainseln als Mittelpunkt für solche Beziehungen von Amerikanern und Engländern angeschlagen wird. Gerade gegenüber diesen Bemühungen — hauptsächlich von amerikanischer Seite — den Bemühungen sagen wir, durch künstliche Erregung von Unruhen auf den Inseln auf Kosten der unglücklichen Insulaner um jeden Preis wenigstens eine Störung des deutschen Handels herbeizuführen und während dieser Störung selbst im Trüben zu fischen, erscheint das Gebahren der deutschen sogenannten freisinnigen Presse geradezu unglaublich. Um jeden Preis sollen auch hier die Störung der Ruhe auf den Samoa-Inseln und die Unglücksfälle, welche die deutsche Marine daselbst betroffen haben, als Agitationsmittel gegen die Kolonialpolitik des Reichs dienen. Die Herren hinter dem grünen Tisch haben vergessen, daß sie im Jahre 1879 sowohl bei der Samoavorlage, als auch in den letzten Jahren bei jeder Gelegenheit, wo es sich um Kolonialpolitik handelte, jedesmal mit dem Brustton der vollsten Überzeugung in alle Welt geschrieen haben, man sollte die Eroberung ausländischer Gebiete und die Kolonisation, wenn man denn solche überhaupt wolle, dem Handel überlassen. Auf den Samoainseln hat der Handel allein kolonisirt, jede Staatshülfe, jede Einmischung des Staates, welche vor zehn Jahren mit einem Schlage die wichtigsten Interessengruppen der Südsee in deutsche Hände gebracht haben würde, ist von jenen selben Freisinnigen verhindert worden; jetzt, wo durch die Aufwiegelungen von Menschen, welche nichts zu verlieren haben, die durch den deutschen Handel erworbene Stellung auf das äußerste gefährdet ist, soll womöglich der Staat dafür verantwortlich gemacht werden, daß er die deutschen Interessen daselbst schützt. Die Ausbeutung des Unglücks der letzten Tage nach jener Richtung hin erinnert an eine Forderung, welche wir in diesen Blättern bereits im Jahre 1886[1]) aufgestellt haben, und welche für die Südsee eine ganz andere Klasse von Schiffen verlangte, als gegenwärtig dort zur Verwendung kommen; so wie bisher die Verhältnisse daselbst gelegen haben, sind stets nur etwa 2 Schiffe an der Küste Australiens und in der Südsee stationirt gewesen, und bei den großen Entfernungen sind jene Schiffe kaum ein- bis zweimal im Jahre auf die einzelnen Punkte zurückgekehrt, um die deutsche Flagge dort zu zeigen und die Achtung vor dem deutschen Namen bei den Eingeborenen zu befestigen. Eine ganz andere Wirkung würde erzielt werden, wenn man eine ganz leichte Art von Kreuzern, ohne alle Panzerung, ja sogar eher dem Typus der Handelsdampfer nahekommend, aber mit einer Besatzung von etwa 120 Mann und einigen leichten Landungsgeschützen, sowie schnell und weit feuernden Kanonen, dauernd an den Hauptpunkten der deutschen Interessengruppen in der Südsee stationirte: Schiffe, welche eine Art von militärischer Oberaufsicht mit Leichtigkeit aufrecht erhalten könnten und durch ihre fortwährende oder doch sehr häufige Anwesenheit die Insulaner dauernd in der Achtung vor der deutschen Kriegsflagge erhalten würden. Es würden in der Hauptsache drei solcher Schiffe für die ganze Südsee genügen, und zwar würden dieselben ihre Wirkungskreise zu suchen haben im Bismarck-Archipel, in den Marschalls-Inseln, endlich in der Samoa-Gruppe.

Dr. Neubaur.

Kolonisation im großen Stil.

Von Dr. Karl Kaerger.

II.

In einem früheren Artikel habe ich auseinanderzusetzen versucht, in welcher Weise nach meiner Überzeugung eine Kolonisation in großem Stil mit Aussicht auf einen durchschlagenden wirtschaftlichen und nationalen Erfolg ins Werk gesetzt werden müßte. Heute möchte ich ein Beispiel für die Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze zu geben versuchen, indem ich auf die verschiedenen wirtschaftlichen Thätigkeiten hinweise, die eine kapitalkräftige deutsche Kolonisationsgesellschaft in den vier südlichsten Provinzen Brasiliens nach Lage der dortigen natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse am besten in Angriff nehmen könnte.

Nach einer sorgfältigen, und gewissenhaften Durchforschung der Provinz São Paulo bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß kein Teil Brasiliens sich so vorzüglich, sowohl zu einem Anlagefeld für deutsches Kapital im allgemeinen, sowie insbesondere auch zu einem Gebiet für deutsche Kolonisation eignet, als gerade das Hochland von São Paulo. Schon der berühmte Martius bezeichnet (Reise nach Brasilien I. S. 231) das Klima von São Paulo als „eines der angenehmsten auf der Erde". Und dieses Urteil muß Jeder bestätigen, der jenes Land betreten hat. Die ganz abnormen Witterungsverhältnisse allerdings, die in diesem Jahre in São Paulo herrschen, dürfen dabei nicht als Maßstab für die Beurteilung der durchschnittlichen Temperaturverhältnisse angenommen werden. Die ganz außergewöhnliche Hitze dieses Jahres hat ebenso wie São Paulo auch alle übrigen Teile Brasiliens heimgesucht. Sie hat in den Nordprovinzen eine erschreckliche Dürre hervorgerufen, und hat das gelbe Fieber nach Gegenden verbreitet, wo es bisher noch nie aufgetreten war. Das Hochland von São Paulo ist von dieser entsetzlichen Plage verschont geblieben — von allen Seiten strömen vielmehr die Leute grade dorthin, um sich vor ihr zu retten — und nur in die unter ganz ausnahmsweis ungünstigen klimatischen Verhältnissen liegende Stadt Campinas hat infolge der ungewöhnlichen Hitze ein perniziöses, wenn auch, wie es scheint, nicht das gelbe Fieber, seinen Einzug gehalten. Sehen wir also von solchen Abnormitäten ab, so müssen wir das Klima des Paulistaner Hochlandes für sehr gesund und ganz zweifellos für noch gesünder bezeichnen, als es das Klima des Küstengebiets der drei südlichen brasilianischen Provinzen ist, welches doch als ein klimatisch durchaus geeignetes Ziel für deutsche Auswanderung seit einem halben Jahrhundert sich bereits erwiesen hat.

São Paulo bietet aber zweitens dem Einwanderer sowohl wie dem Kapitalisten und den Kolonisationsgesellschaften die günstigsten wirt-

[1]) Heft 6, 1886, Deutsche Kolonialzeitung.

Digitized by Google

schaftlichen Bedingungen, weil es ein Produkt erzeugt, dessen Kultur vielleicht die rentabelste aller in größerem Umfange betriebenen landwirtschaftlichen Kulturen überhaupt ist, den Kaffee. Nach meinen auf die ausführlichsten Angaben kleinerer oder größerer Kaffeeproduzenten sich stützenden Berechnungen verzinsen die Kaffeefazenden São Paulos je nach der Güte des Bodens und der Entfernung von dem Hafenplatz Santos das in sie gesteckte Kapital mit 20—30 Prozent, in Ausnahmsfällen noch höher

Die Kaffeekultur eignet sich aber nun auch ganz besonders für eine nach den von mir skizzirten Grundsätzen geleitete Gesellschaft, und zwar deswegen, weil sie ebensogut für den Großbetrieb mit fremden Arbeitskräften, wie für den bäuerlichen Kleinbetrieb paßt, falls letzterer in der Gesellschaft diejenige Unterstützung findet, die ich als eine der Hauptaufgaben einer solchen hinstellen zu müssen geglaubt habe. Die wichtigste Bedingung für den Kaffeeproduzenten ist nämlich die, daß er in den Stand gesetzt wird, mit Hülfe der besten Maschinen eine gute, marktfähige Ware herzustellen. Dazu aber fehlen dem Kleingrundbesitzer die Mittel. Hat dagegen die Gesellschaft, welche ihm sein Grundstück verkauft hat, im Mittelpunkt der Kolonie eine Maschineneinrichtung aufgestellt, so findet er in ihr einen sichern Abnehmer seiner Ernte, und die Gesellschaft kann durch Präparation der ihr von allen Seiten gelieferten Kaffeebohnen einen hohen Gewinn erzielen. Die bei dieser Aufbereitung abfallenden Kaffeeschalen, welche, zu Kompost verarbeitet, einen vorzüglichen Dünger darstellen, kann die Gesellschaft ihren Kolonisten wieder ablassen, und selbst wenn sich dieser Modus als zu umständlich erweisen sollte, so fällt der Verlust der Kaffeeschalen für den Kleingrundbesitzer nicht so sehr ins Gewicht, weil gerade dieser eher als der Großgrundbesitzer in der Lage ist, durch intensiveren Wirtschaftsbetrieb eine ausgedehntere Düngung seiner Kaffeeberge vorzunehmen.

Mit diesem System ließe sich aber ganz vorzüglich auch die Erfüllung der zweiten von mir geforderten Bedingung einer gedeihlichen Kolonisation verbinden: der Eigenbetrieb der Landwirtschaft durch die Gesellschaft selbst. Diese würde dann entweder auf denselben Fazenden, auf denen sie die Ernten ihrer Kolonisten aufbereitet, auch eigene Kaffeeberge bewirtschaften, oder aber solche Fazenden, welche sich aus örtlichen Gründen nicht zur Parzellirung eignen, vollständig auf eigene Rechnung verwalten.

Zu landwirtschaftlichen Arbeitern müßte die Gesellschaft nun, wenn angängig, ausschließlich deutsche Einwanderer wählen, denen auf diese Weise Gelegenheit geboten würde, sogleich nach ihrer Ankunft bares Geld zu verdienen und Erfahrungen in der Kaffeekultur zu sammeln. Gerade solche Familien wären dann, nachdem sie durch mehrjährige Arbeit sich ein Anlagekapital erspart haben, die vorzüglichsten Elemente für die Ansiedelungen selbständiger Kleingrundbesitzer und Bauern. Als Lohnsystem nun für diese landwirtschaftlichen Arbeiter würde sich das in neuester Zeit in der Provinz São Paulo zu allgemeiner Geltung gekommene ganz besonders gut empfehlen.

Es sind in São Paulo auf den Kaffeefazenden drei Lohnsysteme auf einander gefolgt, die ich kurz skizziren möchte. Anfangs herrschten die sogenannten Parcerie- oder Halbpartsverträge. Dieselben verpflichten den Arbeiter zur Pflege und Aberntung der von ihm übernommenen Kaffeebäume und den Fazendeiro zur Auszahlung der Hälfte des Kaufpreises des gereinigten Kaffees, nach Abzug der Hälfte der Kosten der Bearbeitung, der Fracht und der Hälfte der Kommissionsgebühren. Es wurde dabei ein stehendes Verhältnis zwischen dem abgelieferten rohen und dem verkauften bearbeiteten Kaffee angenommen. Die Ablieferung an den Fazendeiro geschah nach dem Maß, der Verkauf seitens desselben aber nach dem Gewicht, und es war allgemein festgesetzt, daß auf 3 Alqueiren (anfangs 40, später 50 Liter fassend) rohen 1 Arrobe (= 15 Kilo) präparirten Kaffees gerechnet wurden.[1])

In den ersten Zeiten nun, in denen deutsche Arbeiter in dieser Weise auf den Fazenden von São Paulo beschäftigt wurden, also in den fünfziger und sechziger Jahren, sind mannigfache Mißbräuche vorgekommen, die in der That die damaligen Arbeiter halb und halb zu Sklaven ihrer Herren machten. In meinem demnächst erscheinenden Werke über São Paulo habe ich dieselben, größtenteils auf Grund der mir gemachten Mitteilungen der Kolonisten selbst, ausführlich dargelegt; hier will ich nur soviel hervorheben, daß dieselben in der thatsächlichen Macht, welche die Fazendeiros damals den Kolonisten gegenüber hatten, begründet waren, daß sie aber bei der jetzigen Lage der Verhältnisse durchaus ausgeschlossen sind.

Diese Mißbräuche wären bei jedem anderen Lohnsystem auch möglich gewesen und entstammten nicht den Parcerieverträgen an sich. Dagegen hatte dasselbe andere Mängel, insbesondere die Ungewißheit über die Höhe des Lohnes und die Notwendigkeit, mit der Feststellung desselben bis nach dem Verkauf der Ernte warten zu müssen. Diese führten zu einem anderen System. Man bezahlte jetzt für jede abgelieferte Alqueire rohen Kaffees einen bestimmten Satz, der ungefähr dem mehrjährigen Durchschnitt des ja auch bei den Parcerieverträgen stets alqueirenweis berechneten Lohnes entsprach, verpflichtete aber auch nach wie vor den Arbeiter, für diesen Lohn den Kaffeeberg das ganze Jahr über in Stand zu halten, insbesondere zu reinigen.

Allein auch dieses System befriedigte nicht recht, denn es machte den gesamten Lohn zwar nicht mehr von dem jeweiligen Verkaufspreis des Kaffees, aber doch von der Größe der Ernte abhängig. War dieselbe eine ausnahmsweise geringe, so erhielt der Arbeiter ungerechtfertigter Weise keinen genügenden Lohn für seine Reinigungsarbeit.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man nun in neuester Zeit ein Lohnsystem eingeführt, welches man nahezu als ein ideales bezeichnen könnte. Der Arbeiter erhält erstens ein festes „Hackgeld" für das Reinigen der Kaffeebäume, und zweitens für jede von ihm gepflückte Alqueire Kaffeebohnen einen bestimmten, dem vorigen System gegenüber etwas niedriger gehaltenen Satz. Dadurch wird er einerseits für seine Reinigungsarbeit unter allen Umständen entschädigt und hat auch bei Mißernten einen sicheren Gewinn, anderseits nimmt er Teil an dem höheren oder geringeren Ausfall der Ernte. Da dieser aber in hohem Grade von guter und schlechter Reinigung der Bäume abhängig ist, so wird der Arbeiter angespornt, gerade die Arbeit, für welche er einen gleichbleibenden Lohn bezieht, besonders sorgfältig zu verrichten. Das eigene Interesse des Arbeiters ist es also, welches ihn eine Akkordarbeit in möglichst guter Qualität zu liefern anspornt, sodaß der häufig mit diesem Lohnsystem verbundene Nachteil, schlechte Qualität infolge von Übereilung der Arbeit, hier durchaus nicht zu befürchten ist.

Man wird gegen diesen Vorschlag vielleicht den Einwurf erheben, es mangele den deutschen Gesellschaften vorläufig noch an den zum Eigenbetrieb tropischer Landwirtschaft geeigneten Verwaltern. Allein dieser thatsächlich vorhandene Mangel dürfte sich in São Paulo gerade am wenigsten fühlbar machen, wenn man das dort von den großen Fazendeiros befolgte System in der Verwaltung ihrer Güter gleichfalls einführt. Dieselben lassen nämlich die Arbeiten im Kaffeeberg durch einen der ältesten Kolonisten — den sogenannten Kolonialdirektor — beaufsichtigen, der meistenteils selbst dabei noch die Behandlung einer Anzahl von Kaffeebäumen in Akkord genommen hat, und legen die Aufsicht über die Erntebearbeitung in die Hände des Rechnungsführers, des sogenannten Administrators. Eine deutsche Gesellschaft würde nun unter älteren deutschen Kolonisten immerhin genug Personen finden, welche die Stelle eines Koloniedirektors — wir würden ihn nach unserem Sprachgebrauch lieber Inspektor nennen — anzunehmen bereit wären. Die Verwaltung der Güter wird sie dann deutschen Landwirten, welche mit Maschinen umzugehen wissen, oder besser noch wirklichen Technikern, welche einiges Interesse und Verständnis für die Landwirtschaft zeigen, in jedem Fall gebildeten Leuten anvertrauen, welche mit der Buchführung vertraut sind, und sich womöglich durch irgend welche praktische Thätigkeit einen gewissen geschäftlichen Überblick verschafft haben. Auf die Wahl dieser Personen wird natürlich das Meiste ankommen, und man wird gut thun, hierbei in höherem Grade auf die Fähigkeiten der Bewerber als auf ihre Kenntnisse zu achten. Einige technische Kenntnisse sind allerdings auf jeden Fall zu verlangen, denn die ganze Kaffeebearbeitung erfolgt nur noch und kann nur noch erfolgen mittelst komplizirter, steten Verbesserungen zugänglicher und, wo nicht eine große Wasserkraft vorhanden ist, von Lokomobilen bewegter Maschinen. In allen rein landwirtschaftlichen Fragen wird der Verwalter bei dem ihm zur Seite stehenden Kolonialinspektor sich stets Rat zu holen haben.

Die Verwalter der Gesellschaft werden sich nun viel schneller in die ungewohnte Thätigkeit hineinarbeiten, wenn die Gesellschaft anfangs ausschließlich bereits vollständig eingerichtete und seit einer Reihe von Jahren rentirende Fazenden in Betrieb nimmt, deren Abschätzung natürlich auch weit leichter fällt, als die Bonitirung von noch unbebautem Boden. In jedem Jahre müssen natürlich auf diesen Fazenden die Anpflanzungen vergrößert und der Betrieb erweitert werden. Auf diese Weise erlernt der Verwalter ohne größeres Risico der Gesellschaft nach und nach die Anlage neuer Fazenden kennen, und die Gesellschaft kann diese so angelernten Kräfte nunmehr darauf verwenden, Grundstücke in noch garnicht oder nur wenig besiedelten Gegenden anzukaufen und nach den Mustern ihrer alten Fazenden einrichten zu lassen. Es wäre der größte Fehler, wollte sie, von der doktrinären Idee befangen, eine Kolonisationsgesellschaft habe ausschließlich die Aufgabe, unbesiedelte Strecken Landes der Kultur zu erschließen, nun von vorneherein damit anfangen, ihren mit den Verhältnissen des Landes absolut nicht vertrauten Verwalter tief ins Innere des Landes, wo noch keine Eisenbahnen hindringen, hinzuschicken

[1]) Dadurch charakterisiren sich diese Verträge, streng wissenschaftlich genommen, nicht als Halbpartsverträge, sondern als Lohn mit gleitender Skala.

Digitized by Google

mit weiter keiner geistigen Ausrüstung als der lakonischen Instruktion versehen: „Pflanze Kaffee!“

Dagegen aber läßt sich das Bedenken, welches man in anderen Provinzen Brasiliens gegen eine zu weite Hinausschiebung der Kultur ins Innere mit Recht geltend machen könnte, nämlich, daß die dortigen Erzeugnisse den Transport nicht vertragen würden, gegen eine Errichtung von Kaffeefazenden im Innern der Provinz São Paulo nicht erheben. Und zwar aus drei Gründen nicht. Erstens hat die Provinz São Paulo schon jetzt ein so ausgedehntes Eisenbahnnetz, wie auch nicht annähernd eine andere Provinz Brasiliens — dasselbe ist in der eigentlichen Kaffeezone noch dichter, wie beispielsweise von Frankreich — und kann in Folge dessen die Produkte der Provinz aus weiter Ferne verhältnismäßig billig an den Hafenplatz schaffen. Zweitens schieben die Paulistaner Bahngesellschaften ihre Linien alljährlich eine große Strecke weiter in das Innere hinein, so daß, wer auch an einem, bisher noch nicht von den Schienen berührten Punkte Land zu billigem Preise gekauft hat, bei der Kapitalkräftigkeit der Paulistaner Gesellschaften und dem hervorragenden Unternehmergeist ihrer Mitglieder mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß nach Ankauf eines fast genau zu berechnenden Zeitraums sein Land dem Weltverkehr angegliedert sein wird. Drittens sind die Bahnunternehmungen in São Paulo so ungemein rentabel — die drei bedeutendsten (Santos-Jundiahy, Paulista und Mogyana) zahlen regelmäßig 10—12 pCt. Dividende, und die Mogyana verwendet daneben eine gleich hohe Summe (12 pCt. des Kapitals) auf die Erweiterung ihrer Linien — daß sie zu Gunsten der entfernteren Gegenden Differential-Tarife bereits eingeführt haben und gegründete Aussicht auf eine stetige Herabsetzung der Frachten vorhanden ist. Man kann daher mit Sicherheit annehmen, daß die Kultur des wertvollen Kaffeebaues auch tief im Innern der Provinz, z. B. in dem überaus fruchtbaren Gebiete des Paranapanema-Flusses eine die Frachtkosten ertragende und darum durchaus rentable sein wird.

Allein der Kaffee ist durchaus nicht das einzige Produkt, das in São Paulo mit Vorteil erzeugt werden kann. Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, chinesischer Thee, die tropischen Zerealien und Futtergewächse, ja, in kleinem Umfange sogar Weizen und Roggen werden daselbst angebaut. Besonders hervorzuheben ist aber die Wichtigkeit des Weinbaues, der in São Paulo ganz enorme Fortschritte macht, und der den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil hat, daß er gerade auf dem weniger fruchtbaren mehr sandigen Boden der ersten Hochebene, woselbst der Kaffeebaum nicht gedeiht, ganz vorzügliche Resultate liefert. In diesen, durch die Nähe der Hauptstadt auch wirtschaftlich bevorzugten Gegenden deutsche Niederlassungen zu gründen, erscheint mir ganz besonders aussichtsvoll. Denn der Wein hat in São Paulo jetzt noch einen so hohen Preis, daß der Weinbau vorläufig noch rentabler erscheint als der Kaffeebau. Das wird sich bei weiterer Ausdehnung des Weinbaues sicher ändern. Allein einen lohnenden Preis wird der Wein stets behalten, und zwar, weil nicht nur der Brasilianer den Genuß des Weines sehr hoch schätzt, und darum bis jetzt noch große Mengen portugiesischer Weine einführt, sondern weil auch die Hunderttausende eingewanderter Italiener in Folge ihres hohen Verdienstes auf den Kaffeefazenden und ihrer nationalen Vorliebe für den Wein stets willige Abnehmer desselben sein werden.

Die Kolonien könnten entweder so wie die Kaffeefazenden eingerichtet werden — Eigenbetrieb des Weinbaues durch die Gesellschaft, Akkordlohn für die Kolonisten mit festem Satz für die Hackarbeit und je nach dem Ertrag wechselnde Lohnsummen für das Pflücken — oder aber vielleicht noch besser in der Weise, daß man die Kolonisten auf eigenem Grund und Boden die Reben kultiviren läßt, die Ernte aber aufkauft und mit modernen Maschinen bearbeitet. Letzteres muß auf jeden Fall erstrebt werden, da man mit einem, nach allen Regeln der Kunst zubereiteten Wein die meisten der bisherigen Konkurrenten in São Paulo sicherlich schlagen würde.

In ganz abweichender Weise könnte man in der Nähe der Hauptstadt selbst kolonisiren. Man wird mich vielleicht der folgenden Vorschläge halber der Inkonsequenz zeihen und mir vorwerfen, ich trete durch dieselben mit den von mir aufgestellten allgemeinen Grundsätzen in Widerspruch. Darauf kann ich aber nur erwidern, daß die Verhältnisse sehr wohl eine Änderung dieser Grundsätze möglich machen können, und daß nichts verderblicher wäre für eine gedeihliche Kolonisation im großen Stil als ein doktrinäres Schablonisiren.

Die Stadt São Paulo liegt in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel, so daß ihre klimatischen Verhältnisse weit mehr denen der gemäßigten, wie denen der heißen Zone entsprechen. Sie ist umgeben von weiten, meist noch unbebauten Campflächen, die zwar meist nicht sehr fruchtbar und oft recht trocken sind, aber sofort mit dem Pflug bearbeitet und durch Dünger verbessert werden können. Und sie birgt drittens eine ungeheuer kaufkräftige, stetig in rapider Weise wachsende Bevölkerung, welche einen vorzüglichen Absatz speziell für alle Arten Zerealien und Produkte der Viehwirtschaft bildet. Unter diesen Umständen kann man den deutschen Bauer hier ruhig ansiedeln, ohne sich im geringsten weiter um sein wirtschaftliches Fortkommen abmühen zu brauchen. Hier kann er seine altgewohnte Pflug- und Düngerwirtschaft treiben, kann europäische Zerealien und Futtergewächse bauen und eine europäisch eingerichtete Viehzucht betreiben. Hier also hätte die Gesellschaft einfach das gekaufte Land zu parzelliren. Selbst die Sorge für Wege wird bei dem schon vorhandenen Wegenetz und bei der Leichtigkeit der Herstellung von Campwegen sie in den meisten Fällen nicht allzuschwer in Anspruch nehmen. Natürlich sind die Bodenpreise verhältnismäßig teuer, sind aber stets noch für die Kolonisation niedrig genug, weil das Land bis jetzt meistenteils nur zu Weiden benutzt wird, sein Wert durch den Ackerbau aber erheblich steigen würde.

In den anderen Provinzen des südlichen Brasilien hätte die Gesellschaft andere Kulturen zu betreiben und ihren Betrieb durch die Kolonisten zu veranlassen. So insbesondere den Tabakbau, welcher übrigens — wie ich der geehrten Redaktion der Kolonialzeitung gegenüber bemerken möchte — doch nur einem ganz geringen Teil unserer Auswanderer aus der Heimat her bekannt ist und der z. B. in der Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul erst dadurch eine große Ausdehnung erlangt hat, daß ein unternehmender Kaufmann ganz in derselben Weise vorgegangen ist, wie ich das von einer Kolonisationsgesellschaft verlangen zu müssen vermeine. Ferner glaube ich die Seidenraupenzucht empfehlen zu können, da es erwiesen ist, daß der Maulbeerbaum in ganz Südbrasilien, auf dem Hochland sowohl wie im Küstenland, prächtig fortkommt.

Für letzteres, speziell in der Provinz Santa Catharina, scheint mir ferner empfehlenswert der Anbau von Orangen — namentlich der bitteren — und Zitronen, und insbesondere — denn die Kultur selbst ist bereits in großer Ausdehnung vorhanden — eine rationelle Verwertung derselben durch Anlage von großen Fabriken, welche Orangenmus, kandirte Schalen, krystallisirte Zitronensäure, Essenzen und noch viele andere Fabrikate mit Hilfe moderner Maschinen herstellen könnten. Es wäre dieser Betrieb um so vorteilhafter einzurichten, als man den dazu nötigen Zucker in denselben Gegenden aus dem daselbst vortrefflich gedeihenden Zuckerrohr gewinnt, und dieser Zucker auch z. B. in der Kolonie Dona Francisca in der Fabrik von Pirabiraba bis zu einem für die Verwertung in den Orangenfabriken vollständig ausreichenden Grade raffinirt wird. Auf diese Weise würden die Kolonisten auf schlechterem Boden durch den höheren Absatz der auf demselben durchaus mit Vorteil zu produzirenden Orangen und Zitronen, die Kolonisten auf gutem Flußschwemmboden aber durch den sichern Absatz ihres Zuckerrohrs ihre wirtschaftliche Lage ungemein verbessern.

Für dieselben Gegenden wäre auch die Kultur der in den Flußschwemmgebieten des Küstenlandes ausgezeichnet — unkrautartig — gedeihenden Ramieh in Betracht zu ziehen, falls es nämlich gelingt, ein durchaus befriedigendes Verfahren für die Entfaserung derselben ausfindig zu machen.

Für das Hochland Südbrasiliens endlich scheint mir die Kultur des Matébaumes in Angriff genommen werden zu müssen. Derselbe ist in Brasilien bis jetzt nur in geringem Maßstabe und mit unzureichenden Mitteln angebaut worden, aber daß seine Kultur in der That möglich ist, haben die Jesuitenpflanzungen in Paraguay bewiesen. Vor dem jetzigen Verfahren der bloßen Ausbeutung wildwachsender Bäume würde das einen enormen Vorzug haben. Die Matéblätter müssen nämlich sofort, nachdem sie abgepflückt sind, getrocknet werden. Während das jetzt nun zuerst im Walde über offenem, rauchendem Feuer geschieht und dann erst in der Fabrik in einem rotirenden Zylinder, könnte, wenn die Fabrik rings von Matéwaldungen umgeben wäre, dieser erste Prozeß vermieden und damit dem Maté ein Nachteil genommen werden, der seine Einführung in Europa bis jetzt stets verhindert hat.

Die Anlegung dieser Matéwaldungen würde wohl in derselben Weise seitens der Gesellschaft zu erfolgen haben, wie die der Kaffeefazenden. Haben die Arbeiter erst einige Jahre in denselben gearbeitet, so gehen sie vielleicht auch an die Anpflanzung eigener Waldungen. Jedenfalls aber bilden sie einen vortrefflichen Absatzmarkt für den auf dem Hochland gebauten Roggen, dessen Mehl sich unter den Brasilianern nur langsam Eingang verschaffen kann. Man würde auf diese Weise zu gleicher Zeit die wirtschaftliche Existenzmöglichkeit einer großen Menge anderer Kolonisten schaffen, welche auf den leicht zu bearbeitenden, aber gleichfalls unbedingt zu düngenden Campos des Hochlands heimatliche Landwirtschaft auf diese Weise mit Vorteil treiben und aus diesem Grunde daher im allgemeinen wirtschaftlich sich selbst überlassen werden könnten.

Mit dem Betrieb von Kolonisation, Landwirtschaft und landwirtschaftlicher Industrie brauchte die Gesellschaft aber die Reihe ihrer Aufgaben noch nicht erfüllt zu sehen. Der Import deutscher Industrieprodukte würde ihr ein weiteres, großes und segensreiches Feld der Thätigkeit eröffnen, in welchem sie auch einem großen nationalen

Digitized by Google

Zwecke dienen würde. Vor allem aber müßte sie ihr Augenmerk auch auf den Erwerb bestehender und den Bau neuer Eisenbahnen richten. Es ist nicht nötig, auszuführen, welch ungeheure wirtschaftliche und nationale Vorteile daraus erwachsen würden. Die ganze Thätigkeit der Gesellschaft würde hierin erst ihre Krönung erhalten. Sie selbst und ihre Kolonisten würden die besten Kunden der Bahnen sein, und die deutschen Ansiedler würden durch diese gegenseitige Annäherung in der Erhaltung ihrer Nationalität ungeheuer gestärkt werden. Wie schon oft, weise ich auch hier wieder darauf hin, welche große Wichtigkeit in dieser Beziehung eine Verbindung der drei Südprovinzen mit dem Hochland von São Paulo haben würde.

Zur Erreichung aller dieser Ziele gehört aber Geld, viel Geld! Es treibt sich jetzt so sehr viel Kapital auf dem Markte umher, welches, ich möchte sagen mit fieberhafter Hast nach Anlage sucht. Warum wendet sich dasselbe nicht diesem Gebiete zu, welches ihm unter Umständen eine ganz enorme, sicher aber stets eine lohnende Verzinsung verspricht? Es existirt ja bereits eine deutsche Gesellschaft, welche in Brasilien ganz in derselben Weise vorgehen zu wollen scheint, wie ich das hier ausgeführt habe: Die deutsche Siedelungsgesellschaft Herman. Warum entschließen sich die deutschen Kapitalisten nicht, die bis jetzt noch unzulänglichen Mittel dieser Gesellschaft zu vergrößern, ihr Kapital zu verzehnfachen? Ich glaube, die deutschen Kapitalisten können dieser Gesellschaft mit vollem Vertrauen ihre Gelder zur Verfügung stellen, denn dieselbe hat entschieden durch ihr bisheriges Verhalten bewiesen, daß sie dasselbe verdient. Sie ist mit großer Vorsicht und unter eingehender Prüfung aller Verhältnisse vorgegangen. Sie hat das São Feliciano-Projekt fallen lassen, obwohl seine Annahme lockend genug schien, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß dasselbe nicht genug Garantien der Rentabilität biete. Und sie hat jetzt eine Besitzung erworben, die schon deswegen allein die besten Aussichten auf Gedeihen hat, weil sie in der Nähe einer großen, konsumtionsfähigen Stadt (Porto Allegre) gelegen ist. Denn sicherer Absatz ist für alle Kolonisationsunternehmungen die allerwichtigste Bedingung, weil es die einzige ist, deren Herbeiführung selbst beim besten Willen niemals in den Händen der Gesellschaft oder der Kolonisten liegt. Alle anderen Faktoreien des Gedeihens lassen sich im Notfall künstlich schaffen, der sichere Absatz nicht. Ist ein solcher aber vorhanden, dann gerade ist die wirtschaftliche Möglichkeit gegeben, jene mangelnden Faktoren künstlich zu erzeugen. Diese Wahrheit fest im Auge behalten zu haben in der negativen Entscheidung bei São Feliciano und in der positiven bei Bom Retiro, ist das große Verdienst des Herman und seines tüchtigen Vertreters. Möge das deutsche Kapital Vertrauen zu dieser Gesellschaft haben, und möge diese Gesellschaft selbst als von ihr unablässig zu erstrebendes Ziel hinstellen: Eine deutsch-brasilianische Kolonisation im großen Stil.

Die ersten Reisen von Europäern in unserem Südwestafrikanischen Schutzgebiet.

Man hatte bisher geglaubt, daß erst um die Mitte dieses Jahrhunderts einzelne Europäer aus der Kapkolonie über den Oranjefluß weiter hinein in das jetzt deutsche Schutzgebiet von Gr. Namaqua- und Damaraland vorgedrungen seien, und es wurden dabei besonders die Namen des Missionars Schmelen und des englischen Reisenden Kapitän James Alexander genannt.

Neuerdings hat nun Herr George Mc. Call Theal aus den Archiven der Kapkolonie und aus holländischen Archiven eine Menge vergessener Details wieder hervorgesucht und in seiner History of South Africa, deren Studium allen Afrikaforschern dringend zu empfehlen ist, publizirt. Es finden sich hier nun auch einige Angaben über die Reisen der ersten Europäer nördlich vom Oranjefluß, und da jede Nachricht über die frühere Geschichte der Völker unserer Schutzgebiete nur geeignet ist, das bisherige Dunkel aufzuhellen, so gestatte ich mir, diese Angaben zur Kenntnis weiterer Kreise zu bringen.

Im Jahre 1760 ging ein Buur, namens Jacobus Coetsee, mit zwölf Hottentoten von Piketberg über den Oranjefluß, um Elephanten zu jagen, wie man glaubt als der erste Europäer, der den Oranjefluß überschritt. Nach seiner Rückkehr erzählte er, daß er auf dieser Fahrt von einem schwarzen Volk, den Damra, gehört hätte, welche noch zehn Tagereisen weiter von dem nördlichsten Punkt, den er erreicht, wohnen sollten; dieselben trügen langes Haar und gewebte Kleider. Auch heute noch tragen ja die vornehmen Herero (Damra) langes Haar, dagegen ist der Gebrauch gewebter (einheimischer) Zeuge offenbar schon seit lange verschwunden, da die Herero im Laufe dieses Jahrhunderts nur Fellkleider tragend gefunden sind. Dagegen hat die Sprache ein altes Wort für gewebtes Zeug, onguyu, dessen Bedeutung um so weniger fraglich sein kann, als dasselbe mit dem in Ostafrika allgemein gebräuchlichen: nguo fast identisch ist. Daß ein Mißverständnis nicht vorliegen kann, ist unzweifelhaft; denn da die Hottentotten, welche die Nachricht übermittelten, selbst nur Felle tragen, so mußte ihnen der Gebrauch von Zeugen bei Schwarzen um so auffälliger erscheinen. So haben wir hier einen neuen Beweis, wie der gegenwärtige Naturzustand der Schwarzen gegen den früheren als ein gesunkener anzusehen ist. Wie denn die neuesten Forschungen immer deutlicher zeigen, daß die Weberei in Zentralafrika früher auf verhältnismäßig hoher Stufe gestanden haben muß. (Vgl. die afrikanischen Gewebe im Museum für Völkerkunde hier.)

Auf die Berichte von Coetsee wurde seitens der Regierung der Kapkolonie eine große Expedition nach Gr. Namaqualand im Jahre 1761 unter der Leitung des Kapitän Hop ausgesandt. Ein Botaniker Jan Andries Auge, ein Arzt Carel Christoffel Rijkovet, welcher zugleich Mineralog war, und ein Geometer Carel Frederik Brink, der die Karte aufnehmen sollte, sowie noch andere 13 Buren mit 68 Bastardhuechten gehörten zu der Expedition, die 15 Wagen mit sich führte. Hop fand Kl. Namaqualand durch die Buschmänner verwüstet, seit etwa 20 Jahren waren die Einwohner nach Norden ausgewandert. Wir haben hierin wohl zuerst bestimmte Nachrichten über die erste Einwanderung der sogenannten Orlam, die jetzt den Stamm von Bethanien bilden, und es wird damit die dort durch die Tradition überlieferte Nachricht, daß diese Einwanderung Mitte des vorigen Jahrhunderts stattgefunden, nur bestätigt.

Am 29. September überschritt die Expedition den Oranjefluß durch eine Furt, bei welcher der Strom etwa 1100 Fuß Breite hatte, wahrscheinlich die Harachasfurt, bei welcher auch ich 1885 den Fluß überschritt. Sie kamen dann bald zu einer heißen Quelle, worin wir unschwer das jetzige Warmbad erkennen, und zogen dann an der Westseite der Karasberge entlang, so daß die dort noch jetzt bestehende große Fahrstraße wohl damals zuerst eröffnet ist. Nahe dem Großfluß schossen sie einige Giraffen, und das Fell von einer derselben, welche in das Museum der Universität Leiden kam, war die erste Haut einer südafrikanischen Giraffe, die überhaupt Europa erreichte.

Etwas nördlich vom 26. Breiten-Grad fand die Expedition ihren äußersten Punkt. Es war Anfang Dezember herangekommen, das ist die schlimmste Zeit, wo die Hitze am größten und die Dürre am schrecklichsten ist. Hätte man gewußt, daß man nur noch wenige Wochen auf Regen zu warten brauchte, so hätte die Expedition sicher noch viel weiter vordringen können. So kehrte man am 7. Dezember um, um nun unter den schwierigsten Verhältnissen den Rückweg zu machen. In den Uferbergen des Oranjeflusses, den man Anfang Januar 1762 wieder erreichte, fand man Kupfer. Im letzten Stadium der Reise wurden der Expedition viele Ochsen von Buschmännern geraubt, so daß der Erfolg der Unternehmung nicht gerade zur Wiederholung reizte, zumal man die Herero, bei denen man billig Rinder zu kaufen gedachte, nicht erreicht hatte.

Im Jahre 1777 war ein englischer Offizier Patterson auch nördlich vom Oranjefluß gewesen, und es wurde behauptet, daß dieser dort Gold gefunden hätte, obwohl er selbst nichts darüber sagt. Aber ein gewisser Sebastian Valentin van Reenen, der ihn auf dieser Fahrt begleitet, hatte ein Stück Gestein mitgebracht, aus dem ein Chemiker einige Gran Gold herauszog. Allerdings wußte er nicht, von wo das Gestein eigentlich herstammte.

Auf diese Nachrichten hin richtete ein Bur Willem van Reenen einen großen Zug nach dem Norden aus. Am 30. Oktober überschritt er den Oranjefluß, und der Spur des Kapitän Hop folgend, erreichte er am 18. November dessen nördlichsten Punkt. Man ließ sich aber nicht durch die immer drückendere Hitze und Dürre abschrecken, sondern drang mutig vor, bis man am 23. Januar einen Berg mit einer starken sehr heißen Quelle erreichte, in deren Nähe man Kupfer-Erz fand. Meiner Ansicht nach ist das Rehoboth gewesen. Die Expedition wurde in der Nacht nach ihrer Ankunft von Hottentotten angefallen, aber schon am folgenden Tage entschuldigte sich der Häuptling derselben damit, daß ein Mißverständnis vorgelegen hätte, und bot freiwillig drei Ochsen und vier Schafe als Entschädigung an.

Ein Teil der Expedition zog unter Führung eines gewissen Pieter Brand noch einige Tagereisen weiter, und er mag bis an die große Omuramba gekommen sein. So weit er kam, fand er die Herero überall von den Hottentotten unterworfen und von diesen ihrer Herden beraubt. Sie hätten, wie man sagt, den Hottentotten nicht mehr widerstehen können, seitdem dieselben durch ihre von Süden eingewanderten Landsleute soviel Eisen erhalten hätten, und man begreift hier die Nachricht, daß die Landeseingesessenen Namaqua den Bethanern ihr Gebiet für Messer und Beile verkauft. Man sagte dem Herrn Brand, daß er noch neun weitere Tagereisen vor sich hätte, bis er freie Herero finden würde.

Nach Brands Rückkehr zum Lager wurde dieses nach „Modderfontein" zurück verlegt, dem jetzigen Keetmannshoop, und die Expedition blieb dort bis zum 23. April. Gras und Wild waren nun vollauf vorhanden, allein 65 Rhinocerosse wurden erlegt und 6 Giraffen. Auch glaubte man endlich die Goldminen gefunden zu haben und belud die Wagen mit dem Gestein. So wurde denn die Rückkehr angetreten. Auf dem Rückwege traf man einen Stamm des sogenannten roten Volkes, dessen Häuptling von van Reenen Nonbelo, von den kolonialen Hottentotten Roode Mos genannt wird. Dieser nahm die Reisenden freundlich auf und schenkte ihnen vier Ochsen. Am 20. Juni 1792 erreichte van Reenen wieder sein Gut Leeke Vley nach einer Abwesenheit von 9 Monaten. Freilich stellte sich das mitgebrachte Gold als Kupfererz heraus.

Unterdessen war auch Sebastian van Reenen, jener Begleiter Pattersons nicht müßig gewesen. Er hatte bei der Regierung beantragt, daß man sich in den Besitz aller Häfen von Gr. Namaqualand setzen möchte, um sich den Zugang zu den Goldfeldern zu sichern. Und als einer von den Begleitern des Willem van Reenen, Namens Barend Freyn nach seiner Rückkehr mitteilte, daß er von einem Hottentottenhäuptling Namens Ynemand gehört hätte, der 12—14 Tagereisen nördlich von Oranjefluß wohne, und der wissen solle, wo die Goldminen sich befänden, so wurde diesem Barend Freyn aufgetragen, mit Wagen zu dem Ynemand hinzufahren und dort auf die übrige Gesellschaft welche zur See über Walfischbay reisen wollte, zu warten.

Am 3. Januar 1793 segelte S. van Reenen mit großer Begleitung auf der Meermin aus der Tafelbay. Das Schiff besuchte zunächst die Guanoinseln an der Küste, auf welchen man einige Engländer und Amerikaner auf der Robbenjagd fand. Am 12. Januar wurde auf Possessioneiland eine Steinsäule mit dem holländischen Wappen zum Zeichen der Besitzergreifung aufgestellt, ebenso am 20. Januar auf Halfaxeiland in der Nähe von

Digitized by Google

Angra Pequena. Überall fragte man nach, ob man nichts von Barend Freyn oder von dem Häuptling Ynemand wüßte, aber es war über dieselben nichts zu erfahren. Denn es besteht eben nur selten Verbindung vom Inland mit der Küste. Man erzählte nur von einem gewissen Gideon Visagie, einem Weißen (Bastard), der bei den Hottentotten herumvagabundirte.

Am 23. Januar erreichte man Walfischbay. Der Kapitän der Meermin war schon vor zwei Jahren in diesem Hafen gewesen und hatte damals die dortigen Hottentotten im Besitz von etwa hundert Rindern gefunden. Am 25. ging S. van Reenen ans Land und handelte einiges Vieh von den Hottentotten ein. Diese kannten den Kapitän Ynemand und bedeuteten, daß er südöstlich von Walfischbay wohne, doch lehnten sie es ab, die Holländer zu ihm zu führen. Am 29. Januar machte sich einer der Begleiter van Reenens, Pieter Pienaar, mit einigen der vom Kap mitgebrachten Hottentotten auf die Reise ins Innere. Sie kamen am 20. Februar zurück. Nach ihren Berichten sind sie wahrscheinlich das Schwachaubthal ein Ende hinaufgegangen. Sie hatten 5 Damarawersfte getroffen. Aber niemand hatte weiter im Lande etwas von Ynemand oder von einem andern Metall als von Kupfer gehört, Wild hatte sich im Überfluß gezeigt, Elefanten, Rhinocerosse, Büffel, Antilopen und Löwen. Am 26 Februar wurde auch in Walfischbay ein Hoheitszeichen aufgerichtet, und da man die Hoffnung, Gold zu finden, aufgab, so kehrte die Meermin am 3. März wieder von Walfischbay nach Kapstadt zurück, wo sie am 10. April ankam. Es stellte sich hinterher heraus, das Freyn, angeblich der Dürre wegen nur eine sehr kurze Strecke vorgedrungen war.

Die politischen Wirren, welche um diese Zeit die Kapkolonie beunruhigten und welche dahin führten, daß im September 1795 die Kapkolonie in englichen Besitz überging, verhinderten die Buren selbst, die bisherigen Erfahrungen auszunutzen. Dagegen rückten nun immer heftiger hottentottische Einwandrer aus dem Süden nach dem Norden (unter ihnen besonders der Stamm der Afrikaner), welche dann allmählich wiederum ihrerseits den Weißen das Vordringen erleichterten. Aber erst in neuester Zeit haben wir Gewißheit erlangt, daß jene Nachrichten über das Vorkommen des Goldes nicht ohne Grund gewesen sind. C. G. Büttner.

Korrespondenz.

Santiago del Estero (Argentinien), im Januar.

Die Provinz Santiago del Estero hat noch eine große Zukunft; bis vor wenigen Jahren noch so zu sagen die letzte der 14 argentinischen Provinzen in allem, sowohl in Aufklärung als in Industrie, hat sich dieselbe jetzt im Zeitraum von kaum drei Jahren bedeutend herausgearbeitet. In der Zuckerfabrikation macht sie schon jetzt der benachbarten Zucker-Provinz Tucuman bedeutende Konkurrenz und es wird viel Wein produzirt. Der jetzige Gouverneur Absalon Rojas, obwohl nicht sehr weiß an Farbe, ist ein intelligenter und thätiger Fortschrittsmann; er hat in den zwei Jahren seiner Regierung viel Neues geschaffen und vermittelst des Expropriationsgesetzes viele Straßen der Hauptstadt gerade legen lassen, eine Provinzialbank mit 5 Millionen Pesos Nacionales (1 Pesos = 4 Mark nominal) vermittelst Hilfe der Nationalregierung ins Leben gerufen, ebenso eine Hypothekenbank auf dieselbe Weise und viele Schulen in der Provinz eingerichtet. Die Stadt selbst ist eine der ältesten der Republik, schon 1550 von einem Francisco Aguirre gegründet, ist aber immer noch klein. Doch ihre Bevölkerungszahl wächst zusehends, auch das deutsche Element, welches 1868, als ich die Stadt zum ersten Male betrat, nur aus einem Deutschen bestand, der Apotheker und einziger Arzt war. Die ganze Provinz hat auf 6500 Quadratmeilen nur ungefähr 150 000 Einwohner, von denen eine große Anzahl nur Quicha, die Sprache der Indianer sprechen. Es ließe sich hier noch für eine Gesellschaft mit reichlichen Geldmitteln ein weites Feld für deutsche Ackerbaukolonien eröffnen; bis jetzt existirt noch keine Kolonie, weil bisher die Kommunikation gefehlt hat, aber schon im Juli dieses Jahres erreicht die Eisenbahn von Santa Fé nach Norden die Hauptstadt der Provinz, Santiago. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Rio dulce; die Eisenbahn kommt von Santa Fé vom Süden am linken Ufer, doch sind hier schon bedeutende Massen Material zum Bau der Eisenbahnbrücke in Santiago angelangt, so daß Santiago in kurzer Zeit mit den Paranahäfen Santa Fé und Rosario in direkter Verbindung stehen wird. Von Norden kommt die Eisenbahn in die Proinz Salta, um die fruchtbaren Gegenden des Bermejo-Flusses mit Buenos Aires zu verbinden. Der Train der letzteren Eisenbahn ist bereits abgesendet. A. H.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 26. v. M. eine Sitzung unter dem Präsidium des Herrn Geh. Regierungsrats Simon ab, in welcher die Tagesordnung für die Vorstandssitzung am 6. d. M. endgiltig festgestellt und andere geschäftliche Angelegenheiten erledigt wurden.

— Abteilung Erfurt. Am 11. und 12. April fand hier auf unsere Anregung die Aufführung der von Düsseldorfer Künstlern gestellten „Lebenden Bilder aus Afrika" statt. Die Mitwirkenden gehörten den besten Gesellschaftskreisen an. Leider entsprach der Besuch nicht den gehegten Erwartungen, so daß in Folge der mit der Aufführung verbundenen erheblichen Unkosten — z. B. 1200 Mark an die stellenden Künstler — sich nur ein geringer, durch freiwillige Zuwendung einiger Abteilungsmitglieder resp. Zuschuß der Abteilung selbst auf 400 Mark erhöhter Überschuß ergab. Letzterer war zum Besten des deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien und zum Besten der Hinterbliebenen der bei Samoa und an der Ostküste Afrikas Gefallenen und beim letzten Orkane Verunglückten bestimmt und wird der Kaiserlichen Admiralität zur entsprechenden Verwendung überwiesen werden.

Kleine Mitteilungen.

— (Über die Expedition Wißmann) berichtet Herr Hugo Zöller, der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", folgendes vom 3. April: „Reichskommissar Hauptmann Wißmann hat sich sofort nach seiner Ankunft mit dem französischen Postdampfer am Nachmittage des 31. März an Bord der am Tage vorher vor Sansibar eingetroffenen „Leipzig" begeben und dort mit Admiral Deinhard und Generalkonsul Dr. Michahelles eine lange Beratung gepflogen. Der Generalkonsul wird sich wahrscheinlich binnen kurzem auf Urlaub nach Deutschland begeben. Es bleiben dann in Ostafrika drei deutsche Machtfaktoren (kaiserliche Marine, Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und Reichskommissar) übrig, deren Wirken hoffentlich auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sein wird. Schon vor Wißmanns Ankunft waren sowohl in Bagamoyo als in Dar-es-Salaam Gebäude zur Aufnahme seiner Expedition hergerichtet worden. Als kaufmännischer Beirat des Reichskommissars wirkte und wirkt in Sansibar Herr Wolf, der unter Beihilfe des Leutnant Märcker Häuser angekauft und eingerichtet, die Ausrüstungsgegenstände in Empfang genommen und verteilt, alle denkbaren Vorbereitungen getroffen und überhaupt als Wißmanns Bevollmächtigter mit großem Eifer und sehr viel Geschick geschaltet hat. In Bagamoyo waren Wißmannsche Beamte oder Offiziere bisher nicht eingetroffen. In Dar-es-Salaam werden, da die Landung dort leichter ist als in Bagamoyo, die Wißmannschen Waffen-, Munitions- und Lebensmittelvorräte ausgeschifft; dort waren seit längerer Zeit die Herren Leutnant Schmidt, Tschepe und Blümke damit beschäftigt, durch Reinigung und Ausbau einiger der stark verwüsteten bessern Häuser Wohnungen für Wißmanns Offiziere und Mannschaften herzustellen. Aber in dem weitläufigen Bagamoyo findet sich weit mehr Gelegenheit, selbst eine größere Anzahl Menschen auf bequeme Art unterzubringen, als in dem kleinen Dar-es-Salaam. Das neben dem Usagaragebäude gelegene ehemalige Haus des Wali von Dar-es-Salaam soll den Wißmannschen Offizieren als Wohnung dienen. Der ebenfalls in Dar-es-Salaam untergebrachte Wißmannsche Geschützpark besteht aus sechs Revolverkanonen (gleich denjenigen unserer Marine) und zwölf leichten Feldgeschützen, die aber bloß als Positionsgeschütze dienen können, da ihre Spurweite viel zu groß ist, als daß sie auf Negerpfaden vorwärts gebracht werden könnten. Will Wißmann Kanonen mit ins Innere nehmen, so dürfte es für ihn angezeigt sein, sich mit jenen kleinen Schnellfeuergeschützen (Kaliber 4,7 cm) zu versehen, wie die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft deren eine Anzahl von Krupp bezogen hat. Die Spurweite beträgt bloß 60 cm. Der mit Verschluß 63 kg wiegende Lauf wird von zwei Leuten an einer Stange getragen, die Lafette wiederum von zwei Leuten; von den übrigen hat jeder Mann außer seiner Ausrüstung noch ein Rad zu tragen. Auch bilden hundert Granaten dieses Geschützes, das sich bisher sehr gut bewährt hat, bloß eine Traglast. Die 700 000 Patronen, welche für Wißmann in Dar-es-Salaam lagern, werden hoffentlich wohl nicht vollzählig gebraucht werden. Denn der ganze Vorrat des ganzen deutschen Geschwaders stellt sich, um ein Beispiel anzuführen, bloß auf 100 000 Patronen. Von Wißmannschen Offizieren, die vorher eingetroffen sind, wäre noch Leutnant Ramseh zu erwähnen, der sich zur Zeit behufs Anwerbung einiger hundert Zulusoldaten zu Inhambane in der portugiesisch-ostafrikanischen Provinz Mosambik befindet. Am 1. April ist Hauptmann Wißmann mit allem militärischen Pomp, den der alte brave General Matthews zu entfalten vermochte, vom Sultan von Sansibar empfangen worden. Heute am 3. April wird er sich zum Besuch der vier festländischen Küstenplätze Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Tanga und Pangani an Bord der „Leipzig" einschiffen und vielleicht für die nächste Zeit seinen Wohnsitz in Dar-es-Salaam aufschlagen. Soweit ich mich aus den Zeitungen darüber zu unterrichten vermochte, scheint in Deutschland die Ansicht vorzuwalten, als ob die beiden andauernd von den Deutschen besetzt gebliebenen Plätze Bagamoyo und Dar-es-Salaam gefährdet seien und möglicherweise verloren gehen könnten. Diese Ansicht ist vollkommen irrig. Die Angriffskraft der unglaublich schlecht schießenden Eingeborenen ist äußerst gering. Kleine, mit einem halben Dutzend Europäern und einem halben Hundert Askaris besetzte Forts würden für ostafrikanische Verhältnisse uneinnehmbar sein. Der Aufstand konnte aber, als er im Herbst vorigen Jahres ausbrach, von den wenigen Stationsbeamten, die in offenen und unbefestigten Häusern wohnten und über keinerlei Truppenmacht geboten, unmöglich im Keime erstickt werden. Ohne die Hilfe der kaiserlichen Marine würde auch Bagamoyo und Dar-es-Salaam verloren gegangen sein. Inzwischen haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Der Zurückeroberung ist bereits tüchtig vorgearbeitet worden. Obwohl man an Stelle der ursprünglichen Unordnung eine gewisse Organisation des Aufstandes zu setzen versucht hat, ist nach den sich Schlag auf Schlag folgenden Niederlagen, welche unsere Marine den Aufständischen beibrachte, Entmutigung und Zerfall eingetreten. Bagamoyo und Dar-es-Salaam sind inzwischen befestigt worden und gegen jeden Angriff gesichert. Allerdings ist die Zahl der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Askaris zu klein, als daß, auch abgesehen von der Blokade, die Anwesenheit des deutschen Geschwaders bereits entbehrt werden könnte. Um Ostafrika dauernd zu halten, beziehentlich um zunächst geordnete Verhältnisse anzubahnen, werden an den Hauptverkehrsmittelpunkten der Küste und des Innern kleine Forts ohne Erdwerke eingerichtet und mit einer kleinen Truppenmacht von Weißen oder Schwarzen besetzt werden müssen. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß es am zweckmäßigsten gewesen sein würde, zur Zurückeroberung Ostafrikas weiße Soldaten, also deutsche, die man doch mit Leichtigkeit hätte anwerben können, zu verwenden. Haben doch auch die Engländer fast ihre sämtlichen Kriege in Indien, im Sudan und anderen tropischen Ländern mit europäischen Soldaten geführt. Die Ueberlegenheit des Weißen über den Farbigen hat sich bei keiner mir bekannten Gelegenheit in solch glänzendem Lichte gezeigt, als während dieser ostafrikanischen Unruhen. Nicht ohne eine gewisse Besorgnis sehen daher manche Leute hier dem Wißmannschen Unternehmen entgegen, bei dem farbige, größtenteils mohamedanische Söldner von frisch herauskommenden, in keiner Weise mit Sprache, Sitten, Anschauungen und Verhältnissen vertrauten deutschen Offizieren und Unteroffizieren geschult und geführt werden sollen. Mit einer in Deutschland an-

geworbenen Truppe, bei der auch die Schwierigkeit der Verständigung weggefallen wäre, hätte Wißmann, was in mehrfacher Hinsicht wünschenswert gewesen wäre, sofort nach seiner Ankunft und ohne jeden Verzug vorgehen können. Nachtrag. Gestern, am 2. April, hat sich auch Dr. Peters mit einem Sultansdampfer nach Lamu begeben. Aus Witu wird hierher geschrieben, daß der deutsche Vizekonsul Assessor Behrendt mit den Herren Denhardt und Töppen, die sich ausgesöhnt hätten, zum Sultan von Witu abgereist sei. Von deutscher Seite zeige man gegenüber den Wünschen und Beschwerden des Sultans von Witu ein größeres Entgegenkommen. Wißmann wird vielleicht schon in den nächsten Tagen und noch ehe seine Mannschaften eingetroffen sind, den Oberbefehl an der Küste vom Admiral übernehmen. Er will sich nicht um die Regenzeit kümmern und sofort vorgehen, sobald seine fünf Kompanien ausgedienter sudanesischer Soldaten von Aden her hier eingetroffen sind. Auf die Zulus will Wißmann mit seinen militärischen Operationen nicht warten."

— (Über die Machinationen der Engländer) gegen das deutsche Emin Pascha-Unternehmen schreibt Zöller in der Köln. Ztg. aus Sansibar unter dem 3. April: „Am 12. März waren hundert für die Petersche Emin Pascha-Expedition bestimmte Somali in Lamu durch die Engländer an der Landung verhindert worden. Als am 13. März der British-India-Dampfer „Mekka" mit den hundert Somali in Sansibar eintraf, hieß es, daß sie auf Befehl des Unruhen befürchtenden Sultans auch dort nicht landen dürften. Sie wurden am 14. März mit dem Sultansdampfer Barawa nach Bagamoyo befördert, wo der Admiral und die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ihnen eine Anzahl seit dem Aufstande leerstehender, dem Indier Khandjee gehöriger Steinhäuser anweisen ließ. Auf den durch eine provisorische Brücke miteinander in Verbindung gebrachten flachen Dächern zweier großen Häuser bezogen Leutnant v. Tiedemann und Herr Fricke mit den Somali eine bei dem Fehlen höherer Häuser leicht zu verteidigende Stellung, die außerdem noch durch einen Zaun aus Stacheldraht verstärkt wurde. Auch wurden mit den Herren vom Usagarahause, dem jetzigen Fort von Bagamoyo, Signale vereinbart. Die Expedition kann am Tage durch Zeigen einer weißen Flagge und nachts durch abwechselndes Hissen und Verdunkeln einer Laterne Hülfe herbeirufen. Da die Somali strenge Mohamedaner sind, viel strengere als die Suaheli, und da man befürchtet, daß sie vielleicht nicht gegen ihre Glaubensgenossen würden kämpfen wollen, war es im Grunde genommen ganz erwünscht, daß es zwischen ihnen und den Aufständischen schon in der zweiten Nacht zu einer kleinen Herumschießerei kam. Als die Meldung eintraf, daß bei den Emin Pascha-Häusern lebhaft gefeuert werde, sprang ich gleich den andern im Usagarahause wohnenden Herren sofort aus dem Bette, um mich über die Vorgänge zu unterrichten. Die Patrouille aber, aus mehreren Zügen Askaris bestehend, welche Herr v. Eberstein, der Bezirkschef von Bagamoyo, alsbald durch die stockfinster dunkle Nacht zu den Khandjee-Häusern führte, brachte die Meldung zurück, daß es sich blos um ein paar von den gelegentlich in den Trümmern umherspringenden Spionen abgefeuerte Schüsse gehandelt habe, welche von den Somali mehr als ausgiebig beantwortet worden seien. Recht viel Staub hatte in den vorhergehenden Tagen die Bewaffnungsfrage aufgewirbelt. Die Somali waren ohne Waffen angekommen, und es waren auch keine Waffen in Bereitschaft, die ihnen hätten eingehändigt werden können. Waffen in Sansibar anzukaufen und zur Küste zu bringen, war wegen der auf den Waffenhandel bezüglichen Bestimmungen und Vereinbarungen unthunlich. Schließlich verstand sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft dazu, den Somali etwa 20 ältere Zündnadelgewehre zu Verteidigungszwecken zu überweisen. Ihnen noch mehr Gewehre zu geben, erschien auch deshalb nicht ratsam, weil die Möglichkeit, daß sich die Somali hätten widerspenstig zeigen können, denn doch nicht ganz ausgeschlossen war. Drohte doch sogar der Admiral, daß er die Somali, wenn sie sich nicht ganz gut betrügen, auf eine Insel bei Pangani schaffen lassen werde. Bisher aber hat man keinen Grund zur Klage über diese Leute gehabt, die in ihrer Art ganz wacker und zuverlässig zu sein scheinen. Übrigens dürfen die Somali blos in Begleitung von Europäern ihre Häuser verlassen. Herr Fricke, der, wie er sich auszudrücken pflegt, aus „Geschäftsrücksichten" den Mohamedaner spielt, spricht arabisch mit ihnen. Da aber einige englisch sprechen, ist auch die Verständigung mit den übrigen Herren der Emin-Expedition nicht schwer. Leutnant v. Tiedemann ist nun, während Herr Fricke in Bagamoyo und Kapitänleutnant Rust in Sansibar verblieb, am 29. März mit dem Sultansdampfer Barawa nach Lamu abgereist, um, da Wituland zum Ausgangspunkt der Emin-Expedition ausersehen ist, Erkundigungen einzuziehen und Vereinbarungen zu treffen. Am 31. März ist denn auch der Führer der deutschen Emin-Expedition Dr. Karl Peters mit Herrn Oskar Borchert hier eingetroffen. In einem gewissen Zusammenhang mit der Petersschen Expedition stehen die Übergriffe, welche sich die Engländer seit längerer Zeit betreffs Lamus und des Witulandes erlaubt haben. Nicht nur, daß seitens der Verwaltung der British India Line, deren Dampfer Lamu bloß noch höchst unregelmäßig anlaufen, die deutschen Interessen in jeder denkbaren Weise geschädigt werden, ist man namentlich dem deutschen Postbüreau gegenüber selbst vor gewaltthätiger Eigenmächtigkeit nicht zurückgeschreckt. Auf Veranlassung des deutschen Generalkonsulats fuhr am 21. März der deutsche Aviso Pfeil nach Lamu ab, um den Assessor Behrend, welcher sich zum Studium der Verhältnisse einige Zeit in Witu aufhalten soll, nach Lamu zu bringen. Dem deutschen Kriegsschiff folgte am 29. März der Sultansdampfer Barawa, welcher unbekannte Befehle des Sultans nach Lamu gebracht hat. Als ich am 29. März beim Sultan von Sansibar eine mehr als halbstündige Audienz hatte, fragte derselbe, ob die Truppen des Sultans Fumo Bakari von Witu mit Hinterladergewehren ausgerüstet seien und auf wie viel Mann sie sich bezifferten. Er (der Sultan von Sansibar) entschlage sich jeder Verantwortlichkeit, falls seine Leute von den Wituтruppen angegriffen werden sollten. Er habe strengen Befehl gegeben, ruhig zu bleiben. Wenn aber seine Leute angegriffen werden sollten, müßten sie sich doch verteidigen. In Wahrheit liegen die Verhältnisse ganz anders, als man nach den Worten des Sultans annehmen sollte, denn Fumo Bakari von Witu ist nicht der bedrohende, sondern der bedrohte. Die Engländer behaupten, daß sich der dem Sultan von Sansibar durch die Mächte zugesprochene Küstenstreifen in der Breite von zehn englischen Meilen bis über den Belesonikanal (zwischen Tana- und Ossifluß) hinaus erstrecke, an dem sich seit vielen Jahren die letzte Zollstation Fumo Bakaris befindet, da er dem Drucke Deutschlands nachgeben und seine Zölle an der Küste hat abschaffen müssen. Daß die Sansibarleute es wagen sollten, die schlecht bewaffneten, aber wackern Mannschaften Fumo Bakaris in ihren Stellungen am Ossifluß anzugreifen, ist nicht wohl anzunehmen. Auch werden sich wohl nach der am 23. März telegraphisch erfolgten Abberufung des englischen Generalkonsuls Obersten a. D. Euan Smith die englischen Zettelungen zunächst in etwas milderer Form bethätigen." —

Nicht nur in einem gewissen, sondern in einem Kausalzusammenhang steht das Auftreten der Engländer zu der Emin Pascha-Expedition. Man vergegenwärtige sich, daß der Leiter der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft Mr. Mackinnon, auch zugleich der Besitzer der British India Line ist und dem englischen Emin Pascha-Relief-Komitee angehört. Die Zeitungen, welche jetzt dazu raten, das deutsche Emin Pascha-Unternehmen fallen zu lassen, betreiben eine recht kurzsichtige Politik zu gunsten der Engländer. Im Übrigen aber ist, wie wir schon mehrfach auseinandergesetzt haben, durch die Nachricht von dem Zusammentreffen Stanleys und Emin Paschas die Bedeutung der deutschen Emin Pascha-Expedition in keiner Weise gemindert. Es steht fest, daß Stanley ohne Vorräte bei Emin Pascha anlangte und daß es ihm bisher nicht gelungen ist, eine Verbindung zwischen Wadelai und der Küste herzustellen. Ohne eine solche aber bleibt die Stellung Emins gefährdet.

— (Die Samoa-Konferenz) ist programmgemäß am 29. v. Mts. kurz nach $2^1/_2$ Uhr im auswärtigen Amt zu Berlin zusammengetreten; Graf Herbert Bismarck eröffnete dieselbe mit einer kurzen Rede in französischer Sprache. Über die Verhandlungen, welche sodann in englischer Sprache weitergeführt wurden, ist auf den Antrag der deutschen Vertreter vorläufige Geheimhaltung proklamirt worden. Die erste Sitzung war nur kurz und hatte mehr einen vorbereitenden Charakter; in die eigentlichen Verhandlungen ist sie dem Vernehmen nach noch gar nicht eingetreten. Die amerikanischen Abgesandten sind die Herren Kasson, Phelps und Bates, als englischer Deputirter fungirt neben dem Botschafter Malet der Gesandte in Bern, Scott, und der Spezialattachee für Handelsangelegenheiten in Paris, Crowe. Die deutschen Teilnehmer sind außer dem Vorsitzenden Graf Herbert Bismarck der Wirkl. Geh. Legationsrat Baron von Holstein und der Geh. Legationsrat Dr. Krauel. Bates hat in der Antrittsvisite, die dem Grafen Bismarck abgestattet wurde, gehässige Anklagen, welche er in einer amerikanischen Monatsschrift gegen die deutsche Politik auf Samoa geschleudert hatte, zurückgenommen mit der Begründung, daß ihm zu der Zeit, als er die Arbeit geschrieben, die Weißbücher noch nicht bekannt gewesen seien.

— (Aus Apia.) Neuere Nachrichten aus Apia über das Unglück vom 16. März geben ein anschauliches Bild von der Kraft und Gewalt des Sturmes, welchem die Kriegsschiffe zum Opfer gefallen sind. Es geht daraus hervor, daß auch die „Calliope", welche zu dieser Zeit im Hafen lag, ebenfalls in der schwersten Gefahr schwebte, da sie gegen andere Schiffe rannte, aber durch die große Kraft ihrer Maschinen, welche ein Ankämpfen gegen Wind und Wellen möglich machte, im stande war, die offene See zu gewinnen.

— (Buschiri), welcher die deutschen katholischen Missionare ausgeliefert hat, hat auch den englischen Missionar Roscoe und seine Frau, die auf dem Wege von Mamboia nach der Küste gefangen genommen waren, in Freiheit gesetzt, hält aber noch einige englische Missionare als Geiseln bis zur Zahlung eines Lösegeldes zurück. Da der Vertreter des englischen Generalkonsuls in Sansibar Anweisung gegeben hat, das Lösegeld zu zahlen, werden auch diese Europäer bald befreit sein. Im Allgemeinen hat er, klug auf seinen Vorteil bedacht, die Gefangenen nicht schlecht behandelt.

— (Am Landungsplatze in Kilwa) sind die Köpfe der beiden ermordeten Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Hessel und Krieger, noch immer auf Stangen zur Schau ausgestellt.

— (Zu einem Antisklaverei-Kongreß) in Luzern, welcher unter dem Vorsitz eines päpstlichen Abgesandten stattfinden wird, sind nach Zeitungsmeldungen von dort u. a. Kardinal Lavigerie, Graf de Mun, Dr. Windthorst u. s. w. eingeladen worden. Im Ganzen werden etwa 300 Teilnehmer erwartet. Dieser Kongreß ist natürlich ein rein katholischer und nicht mit dem internationalen zu verwechseln, welcher von Belgien angeregt worden ist.

— (Malietoa in Freiheit gesetzt.) Laut Bericht des Korvettenkapitäns Erard hat der Häuptling Malietoa nach seiner Landung in Jaluit (Marschall-Inseln) eine Besprechung mit anderen samoanischen Häuptlingen gehabt und nach Beendigung derselben dem Korvettenkapitän Erard in feierlicher Weise sein Bedauern über sein früheres Verhalten ausgesprochen; gleichzeitig hat er gebeten, Se. Majestät der Kaiser möge das Vorgefallene als gesühnt betrachten. Se. Majestät haben auf Vortrag dieses Berichts zu bestimmen geruht, daß Malietoa in Freiheit gesetzt werde.

Bekanntmachung.

Die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft werden zu einer außerordentlichen Generalversammlung auf Sonnabend, den 15. Juni 1889, abends 7 Uhr, in das Geschäftslokal des Herrn Rechtsanwalt und Notar Hentig zu Berlin, Friedrichstraße 62, hierdurch ergebenst eingeladen.

Tagesordnung: Beschlußfassung über den Antrag des Aufsichtsrates auf Erhöhung des Grundkapitals der Gesellschaft.

Berlin, 27. April 1889. **Herman, Deutsche Siedelungsgesellschaft.**
Der Aufsichtsrat:
Ernst Freiherr Molitor von Mühlfeld.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 6. Mai, abends 8 Uhr, im Vereinszimmer im Architektenhaus.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 19. Berlin, 11. Mai 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Die Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? III. — Der Handel des Kongostaates und die Kongoeisenbahn. Mit Karte. — Koloniale Rundschau. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Die Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft,

welche am 6. Mai 1889 in dem kleinen Saale des Kaiserhofes stattfand, wurde in Abwesenheit Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, welcher als Präsident der württembergischen Ständekammer durch seine parlamentarischen Obliegenheiten am Erscheinen verhindert war, durch den Herrn Geh. Regierungsrat Simon eröffnet. Als erster Punkt der Tagesordnung stand die Zuwahl von 26 weiteren Mitgliedern des Vorstandes, nachdem 25 Herren auf der Hauptversammlung vom 23. März gewählt worden waren, von denen Se. Durchlaucht Fürst zu Hatzfeldt-Trachenberg wegen überhäufter Geschäfte die Wahl abgelehnt hatte. Es wurden sodann das Präsidium und der Ausschuß gewählt, so daß nunmehr folgende endgültige Aufstellung gemacht werden kann:

Präsidium:

Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Präsident.
Dr. jur. Hammacher, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, I. stellvertret. Präsident.
Simon, Geh. Regierungsrat a. D., Landtagsabgeordneter, II. stellvertret. Präsident.
v. Hofmann, Staatsminister, Exzellenz, III. stellvertret. Präsident.
Sachse, Direktor im Reichs-Postamt, IV. stellvertret. Präsident.

Ausschuß:

Arnhold, Großkaufmann.
Annecke, Konsul.
Dr. Ebert, Bezirksgeologe.
Kurella, Direktor der Deutschen Siedelungsges. Herman.
Dr. Lange, E.
Livonius, Vize-Admiral a. D., Exzellenz.
Dr. Martius, Fabrikdirektor.
Dr. Schröder, Rittergutsbesitzer.
Schüller, Professor.
von Steun, Rittmeister.
von Teichmann und Logischen, Generalmajor.
Weber, Oberbürgermeister a. D.
Weber, Vize-Konsul a. D.
Wiskow, Regierungs-Baumeister.

Vorstand.

Albrecht, Vorsitz. d. Geogr. Ges., Bremen. von Balan, Landrat, Schlawe i./Pom. von Bennigsen, Oberpräsident, Exzellenz, Hannover. von Bitter, Reg.-Präsident, Oppeln. Cohn, Dr. med. Frankfurt a./M. Cornelius, Direktor, Berlin. Dr. Credé, Hofrat, Dresden. von Cuny, Geh. Justizrat, Professor, Berlin. Dr. Fabri sen., Godesberg. von Fischer, Oberbürgermeister, Augsburg. von Flottwell, Reg.-Präs. a. D., Breslau. Graf Frankenberg, Tillowitz. Friederichsen, L., I. Schriftführer d. Geogr. Ges., Hamburg. Dr. Grimm, Ministerialpräsident a. D., Karlsruhe. Hasse, Direktor des Statistischen Amtes, Leipzig. von Heereman, Frhr. Dr. Clemens, Reichstagsabgeordneter, Münster. Hentig, Rechtsanwalt, Berlin. von der Heydt, Bankier, Elberfeld. Langen, Geheimer Kommerzienrat, Köln a. Rh. Lucas, Direktor, Berlin. Marschall von Biberstein, Berlin. Dr. Miquel, Oberbürgermeister, Frankfurt a. M. Dr. Karl Peters, Berlin. von Pilgrim, Regierungspräsident, Minden i. W. Dr. von Schauß, Landtagsabg., München. Dr. Schenkel, Ministerialrat, Karlsruhe. Schueck, Regierungs-Rat a. D., Berlin. Freiherr von Tucher, Regierungsrat, Nürnberg. von Wedell, Minister des Königlichen Hauses, Exzellenz, Berlin. Se. Durchlaucht Fürst Wied, Neuwied. A. Woermann, Hamburg.

Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?

III.

Die einstige Sklavenkolonie, welche wir jetzt zu schildern unternehmen, Freetown in Sierra Leone, liegt an der afrikanischen Westküste, etwa unter dem 9° n. Br. und 13° w. L. von Greenwich, eine blühende Gemeinde in einer Gegend, welche vor hundert Jahren ein trostloses Bild des Verfalls darbot. Der Sklavenhandel hatte nach mehrhundertjährigem Bestehen alles verwüstet, die aufblühende Kultur der Neger vernichtet, die Produktion gelähmt, einzelne Stämme zersprengt oder ausgerottet und die Sitten der Bevölkerung auf das denkbar tiefste Niveau herabgedrückt. Wie eine unheilbare Krankheit durchdrang das Gift des Sklavenhandels und der Sklaverei aber nicht nur die afrikanischen, sondern auch die europäischen Völker, bis die im vorigen Jahrhundert verbreiteten Humanitätsbestrebungen allmählich einen allgemeinen Umschwung in dieser Richtung herbeiführten. Doch nur langsam dämmerte die Erkenntnis des ungeheuren Schadens, welchen der Sklavenhandel Afrika zugefügt hatte, und der Verächtlichkeit des Gewerbes auf, es bedurfte einer langjährigen Arbeit, um diesen Zustand herbeizuführen. Die ersten reformatorischen Arbeiten auf diesem Gebiete haben wir den Engländern zu verdanken; im Jahre 1772 wurde das englische Gesetz, wonach ein Sklave, der von Westindien nach Großbritannien von seinem Herrn gebracht wurde, in demselben Verhältnis wie früher bleiben sollte, umgestoßen und bestimmt, daß ein jeder Sklave frei werde, sobald er seinen Fuß auf englischen Boden setze.

Zehn Jahre nach dieser Entscheidung des Oberrichters Mansfield war die Anzahl der befreiten Sklaven in England, deren Lage bei dem herrschenden Vorurteil der Engländer gegen die schwarze Rasse

Digitized by Google

sehr ungünstig geworden war, stark angewachsen und es wurde deshalb der Vorschlag gemacht, eine freie Kolonie dieser Neger in Sierra Leone zu gründen.

Auf dem Kriegsschiff „Nautilus", also mit Hülfe der englischen Regierung, wurden am 8. April 1787 von den englischen Philanthropen 400 Neger und 60 Europäer nach dort gesandt, aber deren Schicksal war kein beneidenswertes. Viele erlagen dem Klima, der Rest baute sich Häuser und kultivirte das ihm von der St. George Company, einer damals in Sierra Leone bestehenden Handelsgesellschaft, angewiesene, zu diesem Zwecke angekaufte Land. Aber schon im Jahre 1790 wurden die Früchte ihrer Arbeit durch die Eingebornen zerstört, welche die Ansiedlung aus Rache für das Niederbrennen einer ihrer Ortschaften durch ein englisches Schiff angriffen, zerstörten und die frühern Sklaven zerstreuten. Die Kolonisten wurden im Jahre 1790 durch einen Abgesandten der St. George Company wieder gesammelt, der ihnen die nötigen Mittel zum Aufbau einer neuen Ansiedlung gewährte. Die Kompanie, welche in den Jahren 1790 und 1791 zu diesem Zwecke mehr als 2 Millionen Mark ausgegeben hatte, war nun darauf bedacht, nachdem sie vom englischen Parlamente unter König Georg III. anerkannt war, die Zahl der Kolonisten zu vermehren. Die Gelegenheit dazu bot sich bald.

In dem Kriege Englands mit den nordamerikanischen Freistaaten hatten die Engländer allen jenen Sklaven die Freiheit versprochen, welche sich ihrer Fahne anschlossen. Nach Beendigung des Krieges wurden die befreiten Sklaven nach Nova Scotia geschafft, wo ihnen Land angewiesen wurde, dessen Besitznahme aber vielerlei Schwierigkeiten bereitete. Die Neger baten deshalb, nach Sierra Leone befördert zu werden, und die englische Regierung übernahm es, die Kosten der Ueberfahrt zu tragen. Es wurden bei der Ankunft jedem Mann 10 Acres, jeder Frau 5 Acres und jedem Kind 2 Acres Land zugesprochen unter der Bedingung, daß die Einwanderer sich den Gesetzen und den Verordnungen der Kolonie unterzuordnen hätten. Zu der Ueberfahrt wurden 16 Schiffe requirirt, welche im März 1792 1131 befreite Sklaven in Sierra Leone landeten, wohin schon vorher 100 Europäer, Handwerker und Ackerbauer, dirigirt waren, welche mit der Anlage von Freetown begonnen hatten. Beim Eintritt der Regenzeit wurden diese Kolonisten, Europäer und Neger, sehr heimgesucht, aber, da im nächsten Jahre die klimatischen Verhältnisse günstiger waren und infolge des Aufbaues neuer Häuser sich fortdauernd verbesserten, so bildete sich bereits ein gewisser Wohlstand heraus. Obwohl 1794 ein französisches Geschwader Freetown zerstörte, so wurde es doch schnell wieder aufgebaut und bestand im Jahre 1798 aus 300 Wohnhäusern und verschiedenen öffentlichen Gebäuden. Die Zahl der Einwohner betrug damals 1200; die eine Hälfte davon bestellte das Land, die andere trieb Handelsgeschäfte, denn bald war ein kleiner Tauschverkehr mit den Eingeborenen entstanden. Der Einfluß der Kolonie auf die Eingeborenen wuchs zusehend, und viele der letzteren legten sich ebenfalls auf den Ackerbau, als eine neue Krisis die junge Ansiedlung bedrohte.

Die St. George Company hatte das ganze Geschäft monopolisirt und durch die Monopolwirtschaft mannigfache Unzufriedenheit erzeugt, welche ihre Regierung ernsthaft bedrohte. Unter diesen schwierigen Umständen erhielt zwar die Direktion eine neue Charter, durch welche die Gewalt in den Händen des Gouverneurs und seines Beirats sehr vermehrt wurde, so daß der Gouverneur sowohl mit der Kriminal- und Ziviljustiz betraut war, aber es war nur der Ankunft von 550 westindischen Maroons aus Jamaica, welche nach Eroberung der Insel durch die Engländer in Freiheit gesetzt worden waren, und von einigen englischen Soldaten zu verdanken, daß die Empörung niedergehalten werden konnte. Die Gesellschaft erhielt im Jahre 1800 durch Parlamentsbeschluß für ihre durch die Empörung erlittenen Verluste eine Entschädigung und außerdem 5000 Lstr. mit der bestimmten Weisung, ein Fort damit zu erbauen. Diese Kämpfe zwischen den Eingeborenen einerseits und den Kolonisten und der Regierung andererseits, hauptsächlich aber das im Jahre 1806 erlassene Gesetz der Abschaffung des Sklavenhandels, wodurch es für England notwendig wurde, einen Platz an der Küste Afrikas zu besetzen, wo die von den gekaperten Sklavenschiffen herrührenden Neger gelandet und angesiedelt werden konnten, führten zur Abschaffung der Sierra Leone-Gesellschaft und im Jahre 1808 zur Übertragung der Zivil- und Militärgewalt an die englische Krone. Es wurde aus der St. George Company eine neue Gesellschaft, „The African Institution," gebildet, welche die Verwaltung bis zum Jahre 1827 führte, in welchem Sierra Leone definitiv der Krone unterstellt wurde.

Nach 1808 wuchs die Kolonie schnell. Im Jahre 1811 bestand die Einwohnerzahl aus beinahe 4500 Seelen, von welchen die Hälfte befreite Sklaven waren, im Jahre 1817 waren, 5130 Neger in der Kolonie, von welchen 284 dort geboren waren, im Jahre 1833 belief sich die Gesammtbevölkerung auf ungefähr 30 000 Seelen. Vom Jahre 1819—1833 waren nicht weniger als 27 167 Sklaven befreit und in der Kolonie gelandet worden.

Wir übergehen hier die verschiedenen Phasen der staatlichen und wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie, um einen Blick auf ihren jetzigen Zustand zu werfen.

Die Einwohnerzahl war nach dem Zensus vom Jahre 1881 auf 60 546 gestiegen, unter welcher sich 35 430 befreite Sklaven und Nachkommen derselben befanden. Der Etat der Kolonie balanzirte im Jahre 1883 mit etwa 62 282 Lstr. Die Garnison bestand aus 400 Mann Schwarzer, während die Offiziere und meistens auch die Unteroffiziere Weiße waren. Bekanntlich ist zur Sicherung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung der Hafen von Sierra Leone in den letzten Jahren stark befestigt worden.

Im Jahre 1880 hielten die 82 Schulen 8545 Schüler, gewiß eine große Zahl im Verhältnis zu der 60 000 Seelen zählenden Bevölkerung, außerdem bestanden einige höhere Schulen, aus denen manche tüchtige Leute hervorgegangen sind.

Was nun die Erfolge der Mission anbetrifft, so zählte Sierra Leone im Jahre 1880 18 660 Anhänger der Episkopal-Kirche, 17 098 Wesleyaner und einige Tausend Christen anderer Denominationen. Den deutschen Missionaren gebührt vor allem ein großer Verdienst an der Christianisirung der Eingeborenen. Als die Society for Missions for East Africa, welche später in die Church Missionary Society umgewandelt wurde, Anfang dieses Jahrhunderts beschloß, in Westafrika thätig zu sein, fand sich in England kein Geistlicher der englischen Episkopal-Kirche, um in dieses gefährliche Klima zu gehen. Hier in Berlin dagegen wurden deutsche Missionare in den Personen des Melchior Renner, eines Württembergers, und Peter Hartwig, eines Preußen, welche beide in einer hiesigen Missionsanstalt vorgebildet worden waren, gefunden, die sich 1804 nach Sierra Leone und von dort nach dem nördlich davon liegenden Rio Pongo, welches jetzt zum französischen Senegambien gehört, begaben. 1806 folgten ihnen drei andere deutsche Missionare, welche von ihren Frauen begleitet waren. Daß sie gute Deutsche blieben, beweist die Einteilung des Arbeitsplanes, nach dem am ersten Montag eines jeden Monats eine öffentliche Gebetsübung in deutscher Sprache gehalten werden sollte. Bis zum Jahre 1840 lag beinahe die ganze religiöse Erziehung in den Händen von Deutschen, von denen mehr als 53 (die Frauen inbegriffen) den Anstrengungen und dem Klima dort erlagen. England und die ganze Menschheit schuldet auch hier den Söhnen Deutschlands wie auf so manchen anderen Punkten Afrikas und des Erdballs einen großen Teil der erzielten Erfolge, denn ohne die Arbeit der deutschen Missionare würde die Kolonie sich sicher nicht in dem heutigen Zustand befinden. Auch die Grammatik der Fullah- und der Timeneh-Sprache, verdanken wir ihrer unermüdlichen Arbeit.

Ein besonderer Erfolg der kolonisatorischen Arbeiten zeigte sich aber in dem Aufschwung der landwirtschaftlichen Produktion. Die St. George Company hatte zwar schon Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Baumwollenbau begonnen, aber diese Versuche nach großen Opfern bald aufgegeben, da der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach. Die Gründe dieser Mißerfolge waren dieselben wie an der englischen Goldküste: Streitigkeiten mit den eingeborenen Häuptlingen, Strikes der Arbeiter und Unbeständigkeit in der Verwaltung infolge des durch das Klima bedingten häufigen Wechsels der oberen Leiter. Die befreiten Sklaven betrieben nur so viel Ackerbau, wie zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse ausreichte, und da die Versuchsplantagen der Europäer allmählich aufgegeben waren, so verfiel man auf das Mittel, befreite Sklaven nach den Antillen zu senden, um sie dort in den Künsten des tropischen Landbaues unterrichten zu lassen, als Lehrmeister zu verwenden und dann neue Kulturen einzuführen. Bald darauf sah man einen Erfolg, aber nicht des Groß-, sondern des Kleinbetriebes. Im Jahre 1846 war ein Export von 131 105 Pfund Ingwer und 82 486 Pfund Arrowroot zu verzeichnen, welcher allmählich stieg, so daß im Jahre 1880 ein Export von 4 000 000 Pfund Ingwer nachgewiesen wird. Wenn man nach Edwards 140 Pfund getrockneten Ingwer auf einen Acre rechnet, so waren schließlich 29 770 Acres mit Ingwer bepflanzt, ungefähr 40 Quadratmeilen oder der achte Teil der Oberfläche der Kolonie. Im ganzen mag wohl 1880 der fünfte Teil der Gesamtoberfläche der Kolonie unter Kultur gewesen sein. Diese Ingwerkultur wird meistens von eingewanderten Timeneh unter der Leitung von befreiten Sklaven betrieben und geht jetzt immer mehr in die Hände der Eingeborenen über, da die Kultur bei den heutigen Marktpreisen nur einen äußerst geringen Verdienst abwirft.

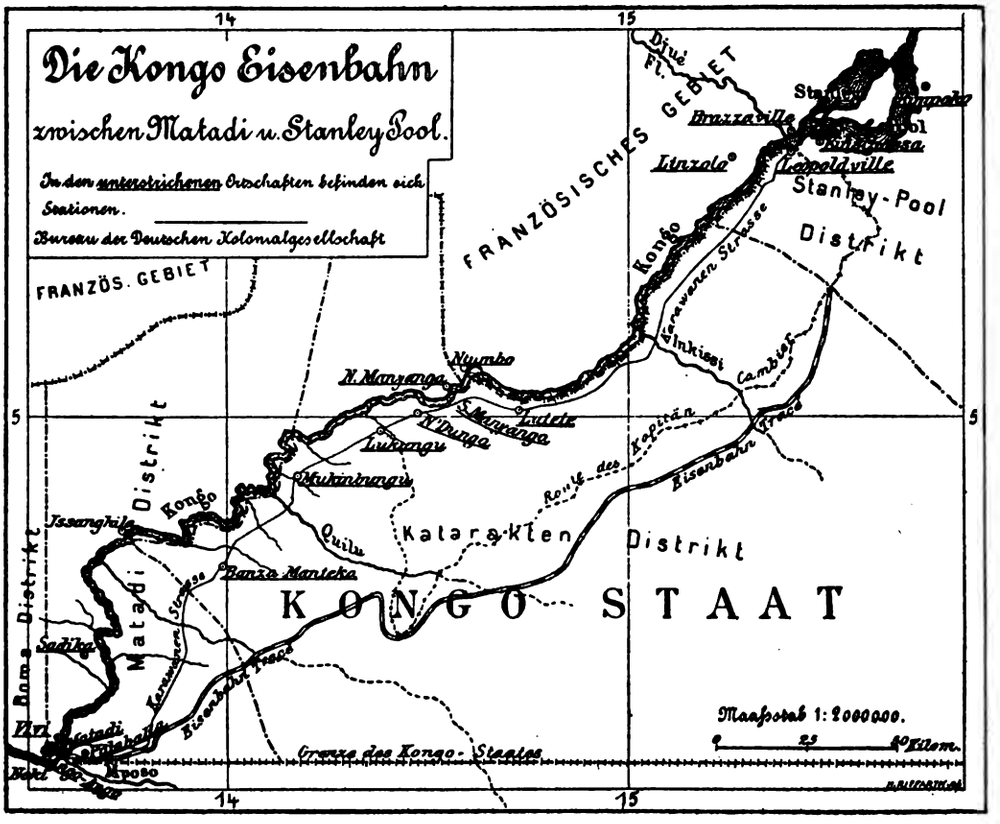
Der Handel hat sich infolge der fortschreitenden Kultur und des größeren Freiwerdens von Arbeitskräften nach Aufhören der Sklavenausfuhr ganz bedeutend gehoben, so sehr, daß das letzte englische Blaubuch von Sierra Leone sein Übergewicht beklagt, wenn es da heißt: „Es gibt in der Kolonie Land im Überfluß, welches sich für den Anbau durchaus eignet, aber Handel und Schacherei hat eine größere Anziehungskraft für das Gemeinwesen. Ein Zustand der Dinge, in welchem jeder an einen andern verkauft, kann nicht als zufriedenstellend betrachtet werden; so lange aber das

Digitized by Google

Handeln sich bezahlt, ist wenig Wahrscheinlichkeit, daß die Arbeit der Hände bei den Klassen Gunst finden wird." Trotz dieser Klage über die agrikulturelle Entwickelung, deren Berechtigung noch zu untersuchen wäre, muß man über die Handelsbewegung billig erstaunen, welche im Jahre 1889 aus einer Einfuhr von 445385 Lstr. und einer Ausfuhr von 375986 Lstr. bestand.

Dabei erstreckt sich der europäische Einfluß noch keine 12 englische Meilen weit ins Land hinein und ist noch gar nichts geschehen, um dem Sklavenhandel im Innern ein Ende zu machen!

Die einstige Sklavenkolonie ist heute ein blühendes Gemeinwesen, Dank ihrer günstigen Produktions- und Handelsentwicklung, welche mit dem Aufhören der Sklaverei begann, und des Schutzes, welchen die Regierung ihr gegen feindliche Völkerstämme der Umgegend angedeihen ließ. Wenn es wahr ist, daß der Handels- und Schachergeist heute bei den Negern überwiegt, so wird man vielleicht in von deutscher Seite anzulegenden Sklavenstationen Bedacht darauf zu nehmen haben, daß vor allem der landwirtschaftliche Betrieb gepflegt werde, denn es läßt sich nicht leugnen, daß gerade der Neger als Händler manche schlechte Eigenschaften entwickelt, welche in ihm schlummern.



Der Handel des Kongostaates und die Kongoeisenbahn.

Die Handelsstatistiken des Kongostaates für das letzte Jahr sind soeben erschienen. Nach dem Berliner Vertrage dürfen keine Importsteuern auferlegt werden, sodaß der Staat sich damit begnügen muß, Ausfuhrzölle zu erheben, um seine Ausgaben zu decken. Die Statistiken beziehen sich also nur auf den Export. Die folgende Tabelle giebt die Ziffern für 1887 und 1888:

	1887		1888	
	Quantität Kilogr.	Wert Francs	Quantität Kilogr.	Wert Francs
Palmöl	1 780 000	801 000	1 177 000	799 000
Palmnüsse	4 861 000	972 000	5 973 000	1 194 000
Elfenbein	92 000	1 841 000	101 000	2 035 000
Kaffee	1 331 000	1 809 000	575 000	863 000
Gummi	441 000	1 743 000	593 000	2 078 000
Copal	74 000	136 000	81 000	142 000
Wachs	59 000	125 000	37 009	77 000
Fasern	447 000	76 000	157 000	26 000
Orchil	39 000	43 000	55 000	61 000
Häute	26 000	29 000	30 000	33 000
Erdnüsse	54 000	16 000	157 000	47 000
Sesam	52 000	13 000	49 000	12 000
Verschiedenes	—	60 000	—	—
Rocon	—	—	1 144	1 191
Kupfer	—	—	9 401	18 802
Baumwolle	—	—	921	1 013
Zusammen		7 668 000		7 392 000

Man wird bemerken, daß der Gesamtexport in 1888 gegen 1887 einen kleinen Rückgang aufweist, doch sind andererseits verschiedene neue Artikel hinzugekommen. Die obigen Ziffern beziehen sich auf den allgemeinen Export von den Häfen des Kongostaates und schließen alle Waren ohne Unterschied ein, ob sie nun aus dem Freistaate oder den angrenzenden Kongoterritorien stammen. Der Wert der Ausfuhr des Freistaates beträgt 2 609 000 Franken — ein wenig über ein Drittel des Gesamtwertes. Was die verschiedenen Artikel anbetrifft, so kommt Kaffee hauptsächlich von den portugiesischen Besitzungen, Elfenbein dagegen vom oberen Kongo, dem Territorium des Freistaates; letzteres bildet überhaupt den bedeutendsten Export-Artikel von dem oberen Fluß. Dies erklärt sich daraus, daß der Transport von unterhalb der Kataraкte ausschließlich durch Träger geschieht und daß schwere Waren sich durch eine so kostspielige Beförderung zu teuer stellen würden. Die Höhe der Einfuhr in den Kongo kann nur geschätzt werden. Da der Verkehr mit den Eingeborenen nur durch den Austausch von Baumwollstoffen, Metallwaren, Messingdraht, Glasperlen, Feuerwaffen u. s. w. gegen die einheimischen Produkte geschieht, so giebt der Umfang der Ausfuhr einen ungefähren Maßstab für den Import. Außer den Waaren, die die Eingeborenen im Austausch nehmen, werden jedoch auch solche für die dort lebenden Europäer eingeführt, wie Flanellkleider, Maschinen, Eisenblech und eiserne Häuser, Dampfboote, Konserven u. s. w. Unter den Eingeborenen sind Baumwollstoffe natürlich am meisten gefragt. Es ist selbstverständlich, daß, bis durch die projektirte Eisenbahn die Verbindung mit dem oberen Flusse und seinen breiten schiffbaren Nebenflüssen hergestellt ist, der Handel sich nicht wird ausdehnen können und mehr oder weniger auf den unteren Kongo beschränkt bleiben muß.

Die Erbauung einer Eisenbahn, die die schiffbaren Teile des Kongoflusses mit einander verbindet, wird aber hoffentlich bald zur Thatsache werden. Bekanntlich fanden schon länger Unterhandlungen zwischen einem englischen Syndikat und der Regierung des Kongostaates statt, aber letztere verweigerte die Konzession unter den von dem Syndikat stipulirten Bedingungen. Belgische Kapitalisten nahmen nun den Plan auf, erhielten die Konzession, und unter dem Titel: Compagnie du Congo pour le Commerce et l'Industrie bildete sich eine Gesellschaft mit folgenden Zwecken: 1. Die Vermessung, Erbauung und Betreibung aller Eisenbahnen und anderer Kommunikationsmittel zu Lande in dem unabhängigen Staate des Kongo und seinen benachbarten Territorien. 2. Die Überwachung und Verbesserung der Schiffahrt auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen. 3. Die Einrichtung von neuen Schiffslinien, Häfen, Depots ꝛc. 4. Der Betrieb von Handels-, Finanz- oder irgend welchen anderen Operationen im Kongostaat und den benachbarten Territorien, die für ihre Zwecke nötig oder förderlich sind. Die Gesellschaft hat außerdem das Recht, einen Teil ihrer Rechte und Erwerbungen abzutreten; sie kann nach dem Beschluß einer Generalversammlung die Eisenbahnen, die sie erbaut, andern übergeben; besondere Gesellschaften mit ähnlichen Zwecken, wie ihre eigenen, bilden; als Aktionär oder in irgend einer andern Eigenschaft bei der Errichtung und Entwicklung solcher Gesellschaften sich beteiligen und sich mit anderen ähnlichen amalgamiren oder verbinden. Das vorläufige Kapital der Gesellschaft ist auf 800 000 Mark in 2000 Aktien à 400 Mark festgesetzt und die Direktoren haben das Recht, es bis auf 1 600 000 Mark zu erhöhen; weitere Vergrößerungen desselben können jedoch nur auf Beschluß einer Generalversammlung stattfinden. Die Konzession nun verpflichtet die Gesellschaft, die vollständigen Vorarbeiten zur Errichtung einer Eisenbahn, die den unteren Kongo mit Stanley Pool verbindet (die Linie muß sich ganz und gar im Kongo-Freistaat befinden), innerhalb 18 Monaten fertig zu stellen und alle Einzelheiten in bezug darauf, sowie auf die Erbauung und Kosten der Regierung zu unterbreiten. Dafür erhält die Gesellschaft, unter Vorbehalt in bezug auf den Umfang der einzelnen Terrains, ferner solcher, die zu öffentlichen Zwecken notwendig sind, und an die andere bereits Ansprüche haben, 150 000 Hektar Land, welche sie spätestens drei Monate nach Ablieferung der oben erwähnten Details auszuwählen hat. Unter ähnlichen Bedingungen soll die Gesellschaft weitere 1500 Hektar Land haben für jeden Kilometer Eisenbahn, der dem Verkehr eröffnet ist. Achtzehn Monate nach Unterbreitung der Einzelheiten über die Vorarbeiten hat die Gesellschaft die Konzession zur Erbauung und den Betrieb der Linie für 99 Jahre zu erhalten, nach welcher Zeit die Eisenbahn Staatseigentum wird. Der Staat verpflichtet sich, während der Dauer der Konzession der Gesellschaft einen jährlichen Zuschuß von 20 Prozent der Bruttoeinnahmen aus den Exportsteuern des vorhergehenden Jahres zu gewähren, doch darf dieser Zuschuß 5 Prozent des Kapitals, das die Gesellschaft bis zu Ende des betreffenden Jahres für Vorarbeiten, Erbauung und Maschinen verausgabt, nicht übersteigen. Der Verdienst der Gesellschaft ist wie folgt zu vertheilen: 5 Prozent Reservefonds, 6 Prozent für Zinsen des verausgabten Kapitals; der Überschuß soll zu 40 Prozent an den Staat, zu 60 Prozent an die Gesellschaft fallen. Mit Ausnahme in bezug auf das Land, welches in den absoluten Besitz der Gesellschaft übergeht, darf an den festgesetzten Bedingungen ohne Einwilligung des Staates nichts geändert werden.

Die Eisenbahn hat Aussichten auf Erfolg, weil durch dieselbe erst der Kongo erschlossen wird.

Schiffe von größtem Tonnengehalt können Ponta da Lenha, das 30 Meilen von der Mündung des Kongo gelegen, ohne Schwierigkeiten erreichen. Von da ab hindert eine Anzahl von Inseln die Schiffahrt, die außerdem durch Sandbänke, die sich je nach der Jahreszeit verschieben, erschwert ist; mit Hilfe von Bojen und Steckzeichen jedoch ist dieselbe bis Boma zu ermöglichen, welches die Endstation der Walford-Dampferlinie von Antwerpen ist. Hinter Boma wird die Strömung stärker, aber Fahrzeuge von genügender Dampfkraft können trotzdem Matadi erreichen, welches infolge seiner vorzüglichen Hafenbeschaffenheit ein bedeutender Ort zu werden verspricht. Die Entfernung und die Zeit, um per Schiff nach Matadi zu gelangen, ist in der folgenden Tabelle gegeben:

Banana nach Ponta da Lenha . . .	50 Kilom.	3 St.	30 M.
Ponta da Lenha nach Boma	45 "	3 "	30 "
Boma nach Mossuko	50 "	4 "	— "
Mossuko nach Noki	20 "	2 "	— "
Noki nach Matadi	15 "	1 "	— "
zusammen . .	180 Kilom.	14 St.	— M.

Bei Matadi beginnen die Kataraкte. Von Issanghila nach Manyanga ist der Fluß wieder schiffbar, obgleich durch die Felsen und Strudel nur unter Schwierigkeiten. Von Manyanga bis zum Stanley Pool sind wieder Kataraкte, welche alle Schiffahrt hindern. Von Stanley Pool aber ist der obere Fluß schiffbar direkt durch das Herz Afrikas bis zu den Stanleyfällen. Die ganze schiffbare Länge des oberen Kongo einschließlich der bis jetzt durchforschten Nebenflüße beträgt ca. 9 000—12 000 Kilometer. Der erste Schritt, welchen die belgische Gesellschaft unternahm, war, eine Anzahl Männer auszusenden, um die Vorarbeiten zu beginnen; dieselben reisten Anfang 1887 ab und haben ihr Werk vollendet. Zuerst beabsichtigte man, die schiffbaren Teile durch zwei Linien zu verbinden. Dieser Plan wurde jedoch wieder fallen gelassen und die Vermessungen durchschneiden direkt das Land und sind von der Karawanenroute etwas entfernt. Am 26. September hatte die Gesellschaft die Vorarbeiten bis zum Flusse Lucuffu fertiggestellt und gedachte am 15. November oder 1. Dezember den Stanley Pool zu erreichen. Die Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten, waren geringer, als man erwartet hatte, doch mußte man sich teilweise durch dichte Wälder Bahn schaffen. Zwischen Matadi und Lonkunga sind 170 Kilometer, zwischen Lonkunga und Inkissi 150 und von Inkissi bis zum Stanley Pool 100 Kilometer vermessen worden; die Eisenbahn wird also eine Länge von ca. 400 Kilometer haben. Etwas mühevoller dürfte die Arbeit ca. 5 Meilen hinter Matadi werden, wo die Eisenbahn den Palaballa-Berg durchkreuzt und eine Brücke über den Mpoffo erbaut werden muß. Hinter diesem Fluß geht der Weg über ein leicht hügeliges Plateau. Im Laufe dieses Jahres wird wohl mit der Erbauung der Bahn begonnen werden, welche angeblich 20 000 000 Millionen Franken kosten soll.

Oberhalb des Stanley Pool ist der Fluß wiederum schiffbar und die Dampfer gehen durch das Herz Afrikas hindurch bis zu den Stanley-Fällen, d. h. über 200 Meilen. Große schiffbare Nebenflüsse von Norden und Süden und wiederum schiffbare Zuflüsse von diesen durchkreuzen überall den dunklen Kontinent. Seit 1886 haben weitere Erforschungen 3000 Kilometer mehr der Schiffahrt gewonnen und nach Nachrichten, welche der König von Belgien jüngst empfing, ist ein neuer Nebenfluß gefunden worden, durch welchen ein Land eröffnet werden könnte, das in Bezug auf den Reichtum seiner Produkte alle andern Teile des Kongostaates übertrifft — ein Land, das aller Wahrscheinlichkeit nach der Mittelpunkt für den europäischen Handel im tropischen Afrika werden wird. Bis jetzt war man immer der Meinung, daß weiter als bis zu den Stanley-Fällen sich keine Kommunikation mit Zentralafrika aufrecht erhalten lasse. Der Lomami, der nahe bei den Fällen sich mit dem Kongo verbindet, ist nur auf eine kurze Strecke erforscht. Wißmann hat ihn allerdings weit oben bis zu einem schiffbaren Punkt überschritten, aber es war die Frage, ob er bis zu diesem Punkt ununterbrochen schiffbar ist. Ist dies der Fall, so würde der Lomami, der in derselben Richtung wie der Kongo selbst oberhalb der Fälle läuft, den Weg zu den Territorien Katanga und Urua bilden, die auf dem Kongo infolge der großen Kataraкte hinter den Fällen unerreichbar sind. Katanga ist ein an Mineralien reiches Land, besonders scheint sich viel Kupfer und Gold dort zu finden. Außerdem macht es auch seine hohe Lage für Europäer bewohnbar. Ivens, der portugiesische Forschungsreisende, sagt, nachdem er den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Landes beschrieben, das 1400 Meter über dem Meeresspiegel liegt und durch südöstliche Winde erfrischt wird, daß Katanga verdiene, ernstlich erforscht zu werden, denn es sei zweifellos, daß Europäer sich daselbst niederlassen könnten. Cameron und Reichard äußerten sich in ähnlicher Weise darüber. Nördlich davon liegt Urua, welches 1874 Cameron durchkreuzte, der in den glühendsten Farben den Reichtum desselben schildert und Beweise dafür hatte, daß dasselbe Silber birgt. Nördlich von Urua, zwischen Lake Tanganyika und dem unzugänglichen Kongo, liegt Manyema, welches Livingstone den Garten Afrikas nannte. Dieses ganze Land wurde bis zum letzten Februar für unerreichbar gehalten, als M. Delcommune, ein Agent der Kongo-Eisenbahn-Erforschungsgesellschaft, den Lomami im „Roi des Belges" hinaufging und so um gegen 900 Kilometer den Wasserweg in der Richtung der Distrikte Urua und Katanga vergrößerte. Bei 4 Grad 20 Minuten südlicher Breite war M. Delcommune infolge des Gesundheitszustandes seines Begleiters genötigt, umzukehren, doch wäre der Lomami noch weiter hinauf schiffbar gewesen. Die durchschnittliche Breite des Flusses beträgt, wie er berichtet, 250 Meter, seine Tiefe 3½ bis 5½ Meter, mit einem schwachen Strom von circa einer halben Meile per Stunde. Die Ufer sind dicht bevölkert. Vom Lomami erreicht man Nyangwe in drei Tagemärschen und von da zum Lake Tanganyika führt der Weg durch das schöne Manyema. Es steht zu hoffen, daß man keine Zeit verlieren wird, um den Lomami weiter hinauf zu gehen. Jedenfalls ist alle Aussicht vorhanden, daß eine neue Region eröffnet werden wird, die dem europäischen Unternehmungsgeist im oberen Kongo vielleicht eine ganz unerwartete Richtung giebt.

Der Plan der Kongoeisenbahn hat übrigens in dem französischen Teile des Kongogebietes einige Bestürzung hervorgerufen und man trägt sich in Frankreich bereits mit einem Plan, eine weniger kostspielige Verbindung zwischen dem Stanley Pool und dem Meere herzustellen, durch Verbesserung der Schiffbarkeit des Quilu-Niari. Das französische Projekt, welches von de Brazza herrührt, besteht darin, ein großes Wehr bei N'Gotu zu errichten, wo die Schiffahrt dem Niari aufhört oder schwierig wird. Die Ausführung dieses Projekts, welche auf 1 200 000 Franken veranschlagt wird, würde zur Folge haben, daß der Niari bis oberhalb Bouenza, etwa 100 Kilometer von Brazzaville schiffbar würde. Ein Weg würde für diese Strecke erbaut werden und vielleicht später, wenn der Handel sich entwickeln sollte, eine Eisenbahn. Die Kosten der Verproviantirung der französischen Stationen belaufen sich jährlich auf 500 000 Mark, nach Verbesserung des Weges würden sie nur die Hälfte betragen. Dieser Verbindungsweg auf dem Quilu-Niari hatte bereits früher die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen, da er in der That der am leichtesten zugängliche ist und die Association internationale africaine hatte gleich nach ihrer Gründung einige kleine Stationen, wie Philippeville, Beaudoinville, Rudolfstadt, Stephanieville dort errichtet, welche den Weg von der Küste nach Stanley Pool schützen sollten. Als Brazza dieses Gebiet in französischen Besitz gebracht hatte, erkannte er sofort die Wichtigkeit dieses Weges, auf dem er seine Karawanen expedirte.

Koloniale Rundschau.

Central- und Südamerika.

Mexiko. Der Bau der neuen Telegraphenlinie von Alamos (Sonora) bis zur Westgrenze von Chihuahua, welche die Sierra Madre überschreitet und verschiedene Minendistrikte berührt, ist vollendet. — Die telegraphisch nach New York und von dort nach allen Hauptstädten Europas übermittelte Nachricht, wonach am 28. Dezember v. J. in Mexiko eine blutige Revolution, angestiftet von der klerikalen Partei, ausgebrochen sei, war absolut falsch. Diese Fälschung hat dem Handel und den Finanzen des Landes geschadet.

Die auswärtige Schuld betrug Ende 1888 14 605 000 Lstr. Nach dem Budgetentwurf sollen die Ausgaben für das am 30. Juni 1889 endende Finanzjahr 28 527 239 Pes. betragen. Davon kommen über 12 Millionen auf die Finanzen, fast 13¼ Millionen auf Heer und Marine und nur 1 421 200 Pes. auf Justiz und öffentlichen Unterricht. Der Gesamtexport Mexikos betrug 1887/88 48 885 908 Pes., wobei für 31 006 188 Pes. Edelmetalle.[1])

Honduras. In Tegucigalpa hat sich am 30. November die Banco Centro Americano und am 1. Januar die Banco Nacional de Honduras gebildet und haben dieselben ihre Thätigkeit begonnen. Amerikanisches Kapital wird weiter in Bergwerken angelegt. In der Botschaft des Präsidenten Bogsan vom 15. Januar werden von außerordentlichen Ausgaben für 1889 angekündigt: je 100 000 Pes. für Unterricht und für Brückenbau und 50 000 Pes. als Subvention an Küstendampfer. Zum ersten Male decken im Entwurf für 1889 die Einnahmen die Ausgaben. 30 000 Pes. befinden sich in den Kassen; die innere Schuld beträgt nicht 1 Million Pes. Die auswärtige Schuld beträgt aber (nach Report of the Corporat. of for. bondholders) die ungeheure Summe von 5 398 570 Lstr., wozu noch an rückständigen Zinsen seit 1873 über 7½ Millionen Lstr. kommen.

Nicaragua. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat das Gesetz über die Nicaraguagesellschaft unterzeichnet, und ist dieselbe dadurch als gesetzliche Körperschaft der Union anerkannt. Das Gesetz gibt dem Minister des Innern der Union das Recht der Kontrolle über die Gesellschaft, auch können die Bestimmungen des Gesetzes jederzeit geändert oder zurückgenommen werden. Alle Aktien, Obligationen oder sonstigen Wertpapiere der Kompanie müssen in New York ausgegeben werden.

Costa-Rica. Herr Minister Keith hat auf dem Isthmus von Panama 1000 der entlassenen Kanalarbeiter für seine Bahnarbeiten anwerben lassen. 500 derselben gingen bereits am 15. Februar nach Costa-Rica. Die Arbeitslöhne sind zur Zeit sehr hoch, da die Ausbesserung der Schäden, welche das große Erdbeben verursacht hat, viele Hände in Anspruch nimmt. Im „Moniteur de Rome" vom 21. Februar tritt Herr E. Palacios, Generalkonsul für Costa-Rica in Paris, den falschen Angaben einiger italienischer Zeitungen über das Verhalten der Regierung gegen die italienischen Arbeiter (s. Korresp. in Nr. 3 und 10) entgegen. Der größte Teil derselben hat Arbeit auf den Hacienden der gesunden Hochebenen gefunden, nur wenige sind nach Italien zurückgekehrt.

Das Beispiel Costa-Ricas zeigt, wie diese Länder des spanischen Amerika bei geordneter, ehrenhafter Verwaltung prosperiren, reiche Überschüsse der Staatseinnahmen geben. Dabei erwachsen diese fast ausschließlich aus den Zöllen, dem Tabak- und Branntweinmonopol. Costa-Rica steht allerdings, was den Fleiß (Ackerbau) seiner Bewohner betrifft, einzig unter allen Republiken des spanischen Amerika da. — Die ganze innere konsolidirte Schuld von 2 650 843 Pes. wurde in 4 Jahren 11 Monaten getilgt, also 44 920 pro Monat zurückgezahlt. Die 4 ersten Koupons der auswärtigen Schuld zahlte — nach Kontrakt — Herr Keith. Vom 1. Januar 1888 an übernahm die Regierung die Tilgung und zahlte am 2. April 32 000 Lstr. und 50 000 Lstr. am 1. Juli 1888 an die englischen Gläubiger zurück. (Siehe näheres im bereits zitirten Report of the Corpor. of for. Bondh.)

Colombia. Mehr und mehr machen sich die segensreichen Wirkungen des dreijährigen inneren Friedens bemerkbar. Die Zolleinnahmen werden pro 1888 auf 7 000 000 Pes. geschätzt. Verschiedene Eisenbahnen werden mit Subvention der Regierung gebaut, so z. B. die Puerto Berrio (am Rio Magdalena) nach Medellin, welche etwa in 6 Jahren fertig sein wird, und die besonders wichtige zwischen Bogota und Girardot (am Rio Magdalena), von welcher am 21. Januar eine Strecke von 8 Leg. (à 5 Kilometer) dem Verkehr

[1]) Siehe Sixteenth Annual general Report of the Council of the Corporat. of foreign bondholders for the Year 1888. London, Febr. 1889.

Digitized by Google

übergeben wurde.[1]) Die Länge der ganzen Bahn wird 22 Kilometer betragen, Auch von Bogota aus wird an dieser Bahn gearbeitet, und sind bald 6 Kilometer auf der Hochebene fertig. Mit D. Indal. Liévano ist ein Kontrakt behufs Erbauung einer Bahn abgeschlossen, welche den Magdalena zwischen Conejo und Guarumo verläßt und in Bogota endet. Der Unternehmer erhält als Subvention nur 150 000 Hektar Urland. — Die auswärtige Schuld beträgt 1 913 500 Lstr., dazu kommen rückständige Zinsen bis 1. April 1889 896 534 Lstr. Die innere Schuld beläuft sich auf über 29½ Millionen Pes., wovon über 10 Millionen als Papiergeld zirkuliren. In der Hauptstadt Bogota starben 1888 4 335 Personen = 4,8 Prozent. Über die Anzahl der Geborenen fehlen die Daten.

Die Regierungen von Chile und Colombia haben sich beeilt, ihre Konsuln in Panama zu beauftragen, die Kanalarbeiter ihrer Nation auf Staatskosten in die Heimat zu befördern. Die englische Regierung hat den Gouverneur von Jamaica durch Telegramm angewiesen, die Rückreise der Neger der britischen Inseln (Westindien) in jeder Weise zu unterstützen. Ein Beamter der Regierung von Jamaica ist bereits Mitte Februar auf dem Isthmus angekommen. Eine kleine Anzahl von Arbeitern soll noch bis zum 15. März in Thätigkeit bleiben. Man hofft, bis dahin eine neue Gesellschaft gebildet zu haben. Jacquier ist Direktor der Arbeiten auf dem Isthmus. Er hat allen Beamten der Kompanie zum 16. Febr. gekündigt, und gelten dieselben von diesem Tage an nur als zeitweilig beschäftigt. Alle Extrazulagen ꝛc. hören auf. Einige Unternehmer setzten bereits Mitte Januar die Löhne bedeutend herab. Zu nennenswerten Unruhen ist es nicht gekommen, und dürften dieselben auch für die Folge nicht zu befürchten sein.

Ecuador. In einem längeren Schreiben an den Finanzminister entwickelt Präsident Ant. Flores seine Ansichten über eine Konvertirung der auswärtigen Schuld. Das Kapital soll möglichst reduzirt und dafür den Gläubigern Staatsländereien (auch die Galápagosinsel und eventuell die Staatsbahnen für 66 Jahre überlassen werden. Zugleich soll mit europäischen Kapitalien eine Bank nach dem Muster des Crédit Foncier zur Hebung der Landwirtschaft gegründet werden. Das Jahr 1888 schloß mit einem Defizit von 126 474 Pesas und wird dasselbe für 1889 voraussichtlich durch die Abschaffung des Zehnten wachsen. Die einzigen größeren Einnahmen rühren von den Zöllen her, und können dieselben nur insoweit verpfändet werden, als die Einnahmen derselben über 3 Millionen Pesas pro Jahr betragen. Auch alle zu entdeckenden Reichtümer und alle Staatsländereien sollen eventuell verpfändet werden. Die finanzielle Lage des Landes ist momentan — wie der Präsident schreibt — eine verzweifelte und sind die notwendigen Ausgaben nur mit Hülfe der Bank von Ecuador zu bestreiten gewesen, welche der Regierung pro Monat 150 000 Pesas vorgeschossen hat.

The South Amer. Journ., der Economist und die Finance Times sind der Ansicht, daß Ecuador nicht fähig sei, seine große auswärtige Schuld zu bezahlen. Der zitirte Report der Bondh. konstatirt, daß die Verhandlungen mit dem Finanzminister noch zu keinem Resultate geführt haben. Die auswärtige Schuld beträgt £ 1 824 000, die rückständigen Zinsen (nur 1 Prozent pro Jahr gerechnet) £ 392 160. Nach dem offiziellen Bericht des Finanzministers Salazar beliefen sich die Staatseinnahmen pro 1887 auf 4 479 004, die Ausgaben auf 4 428 597 Pesas. Der Wert des Importes war 1887 — 11 462 533, der des Exportes 10 119 489 Pesas.

Bolivia. Der Streit um den Besitz von Puerto Pacheco hat sich verschärft. Paraguay hat es abgelehnt, die gefangenen Bolivianer in Freiheit zu setzen, und hat deshalb der Gesandte B.s seine Pässe gefordert. Wahrscheinlich wird der Streit dem Schiedsspruche des Papstes unterworfen werden. — Die Regierung weigert sich, die durch die Revolution vom September geschädigten Privatleute zu entschädigen, und verweist dieselben an die Gerichte.

Chile. Anfang Januar waren 493 km der Bahn Autofagasta-Asootàn (Grenze von Bolivia) fertig. — Die Bank von Valparaiso zahlte für die zweite Hälfte d. J. 1888 eine Dividende von 12½ und die Banco National de Chile eine solche von 10½ Prozent. — Durch den Krieg, die Epidemien (Pocken und Cholera) und den der arbeitenden Klasse Chilis eigenen Hang zur Auswanderung hat Chile in den letzten 20 Jahren viele Arbeitskräfte verloren. Die Zunahme der Bevölkerung ist deshalb eine geringe, der Aufschwung der Industrie ist fast unmöglich gemacht, die Arbeitslöhne sind sehr gestiegen. Um diesen Übelständen abzuhelfen, soll kräftig für die europäische Einwanderung agitirt werden. Der Minister hat einen Gesetzentwurf eingebracht, wonach die Staatsländereien im südlichen Teile des Landes (an die neuen Kolonien anschließend) vermessen und große Summen für die Agitation und für die Unterstützung der Einwanderer bewilligt werden sollen. Der Senat hat den Gesetzentwurf bereits angenommen.

Der Minister erklärte vor dem Senate: bis zum Juni sollten 300 000 Pesas für die Einwanderung von Arbeitern ausgegeben. Der Generalagent in Paris habe erklärt: er könne 1889 bis zu 10 000 Arbeitern schicken, jedenfalls werde er 5—6000 Mann senden. In den nächsten 10 Jahren sollen 100 000 Personen nach Chile befördert werden. Die notwendigen Summen würden im Juni vom Kongresse gefordert werden. Die Staatsausgaben sind pro 1889 auf ca. 60 Millionen Pesas normirt, darunter nur die genannten 300 000 für Einwanderung und Kolonisation. **W. Polakowsky.**

[1]) Beide Bahnen sind auf der neuen, vorzüglichen 6 Blatt-Karte von Südamerika, herausgegeben vom Geographischen Institut von Just. Perthes in Gotha (Bearbeitung von 1888) angegeben. Ich empfehle diese neue Karte allen denen, welche sich spezieller für das spanische Amerika interessiren, hiermit bestens.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Die Abteilung Nürnberg hat mit der am 24. v. M. stattgehabten Hauptversammlung ihre Thätigkeit für das abgelaufene Winterhalbjahr abgeschlossen. Vor allem war es die Ausführung des aus der Mitte der Abteilung hervorgegangenen Gedankens der Entsendung einer deutschen Emin Pascha-Expedition, die den Gegenstand lebhafter, auch finanziell hervorragender Beteiligung gebildet hat. Wenn auch der Unternehmung Hindernisse aller Art in den Weg traten, die zu Anfang in keiner Weise vorhergesehen werden konnten, wenn insbesondere die nächste Voraussetzung, daß Stanley nicht zu Emin durchzudringen vermocht habe, sich als hinfällig erwiesen hat, so kann doch auch heute noch nicht die innere Berechtigung eines Unternehmens geleugnet werden, das nicht nur einem Landsmann die Unterstützung zuführen wird, die er von Stanley eben doch nicht erhalten konnte, sondern das auch einen Hort europäischer Kultur in Mitte des fanatischen sklavenjagenden Arabertums zu stärken, handelspolitische Beziehungen von äußerster Wichtigkeit für Deutschland anzuknüpfen verspricht und alles in allem ein neuer mächtiger Impuls für die deutsche Kolonialsache, sowie eine erfreuliche Kundgebung dafür geworden ist, daß Deutschland begonnen hat, sich auf die Bedeutung seiner überseeischen Aufgaben zu besinnen. Wünschen wir dem entschlossenen Führer der Expedition den besten Erfolg gegenüber allen Schwierigkeiten, die sich gegen die Unternehmung auftürmen, und hoffen wir, daß es ihm beschieden sei, dieselbe zur Ehre des deutschen Namens siegreich zum Ziel zu führen. Weiterhin entfaltete die Abteilung in ihren monatlichen Vereinsabenden reges Leben. Vom Monat Oktober an folgten sich in denselben neben jeweiliger Erörterung der im Vordergrund der kolonialen Situation stehenden Fragen Vorträge des Herrn Heinrich Scharrer über den Unterschied der kolonisatorischen Aufgaben der Jetztzeit im Vergleich zur Vergangenheit, des Herrn Pfarrers Itameier von Reichenschwand über Leben und Wirken der bayerischen evangelischen Missionare auf den Stationen Dschimba und Mbungu in Ostafrika, des Herrn J. Meshaler über die jüngste Reise des Grafen Teleki, des Herrn Missionar Deimler über Geschichtliches aus Ostafrika, in zwei Abteilungen. Dazwischen hatten in zahlreich besuchten öffentlichen Versammlungen im Monat Dezember Herr Paul Reichard über Reiseerfahrungen in Zentralafrika mit Berücksichtigung der Lage in Ostafrika, und im Januar Herr Gustav Truppel über die koloniale Entwicklung in der Südsee gesprochen, und durch die anschauliche Behandlung ihrer vom aktuellsten Interesse getragenen Stoffe lebhafte Anregung erweckt. Die Abteilung hält fest an der Thatsache, daß die Pflege des deutschen kolonisatorischen Gedankens ein unabweislicher Teil unserer nationalen Arbeit geworden ist; sie will die Ziele der deutschen Kolonialgesellschaft in Geduld und Ausdauer durch nüchterne sachliche Arbeit fördern und weiß sich in diesem Bestreben frei gegenüber dem Vorwurf blinder Kolonialschwärmerei oder einseitigen Parteitreibens.

— Abteilung Braunschweig. Am 10. April hielt Herr Truppel einen Vortrag über die deutschen Kolonisationsbestrebungen in der Südsee.

— Abteilung Danzig. Die Abteilung Danzig der Deutschen Kolonialgesellschaft hat sich am 29. März konstituirt, nachdem Herr Geheimrat Gibsone einen Vortrag über die Zwecke des Vereins und die gegenwärtige politische Lage gehalten hatte. Um das Zustandekommen der Abteilung hat sich besonders Herr Leutnant v. Kern verdient gemacht, welcher mit Herrn Gibsone die konstituirende Versammlung zusammenberief, nachdem sie in den verschiedenen Gesellschaftskreisen Freunde für die gute Sache gewonnen hatten. Zu den ersten Mitgliedern gehören ferner noch Sanitätsrat Semon, Regierungsrat Schönian, Regierungsassessor Messerschmidt und Stabsarzt Dr. Korte, so daß wir der Hoffnung Ausdruck geben können, daß die Abteilung Danzig zur Verbreitung der kolonialen Idee in ihrem Kreise aufs beste wirken wird.

Kleine Mitteilungen.

— (Der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Emin-Pascha-Komités) hat gegenüber einer Auslassung der Zeitung „Post" nachstehende Erklärung beschlossen: „Durch die Nachricht von dem Zusammentreffen Stanleys und Emin Paschas ist die Bedeutung der deutschen Emin Pascha-Expedition in keiner Weise gemindert. Es steht fest, daß Stanley ohne Vorräte bei Emin Pascha anlangte und daß es ihm bisher nicht gelungen ist, eine Verbindung zwischen Wadelai und der Küste herzustellen. Ohne eine solche aber bleibt die Stellung Emins gefährdet. Die günstigeren Nachrichten von der Macht Emins haben im Gegenteil den Wert der deutschen Emin Pascha-Expedition erheblich gesteigert, da einerseits die Befürchtung wegfällt, daß die Expedition ihr Ziel zu spät erreicht und da andrerseits gegenüber den Anstrengungen der Engländer, eine Verbindung der Provinzen Emin Paschas mit der englisch-ostafrikanischen Interessensphäre herzustellen, eine Wahrnehmung der deutschen Interessen bei Emin Pascha und die Herstellung einer Verbindung zwischen ihm und Deutsch-Ostafrika dringend geboten ist. Aus den Verhältnissen der aufständischen Bezirke in Deutsch-Ostafrika läßt sich keinerlei neues Argument gegen die Deutsche Emin Pascha-Expedition herleiten. Ob die Expedition durch das aufständische Gebiet zu führen ist, wird Hauptmann Wißmann an Ort und Stelle entscheiden. Ohne seine Zustimmung darf die Expedition selbstverständlich und gemäß der ihr gegebenen Instruktionen hier nicht vorgehen. Erscheint die Expedition durch Deutsch-Ostafrika nicht rätlich, so bleibt die von Hauptmann Wißmann früher für sich ins Auge gefaßte Route außerhalb des Aufstandsgebietes und der englischen Interessensphäre offen. Wir bedauern, daß gehässige, aus englischer Quelle stammende, durchaus unglaubwürdige Nachrichten wie die des Landungsversuchs des Dr. Peters bei den Somalis in der deutschen Presse Glauben finden konnten und daß einzelne deutsche Zeitungen der den Nachrichten zu Grunde liegenden Tendenz dadurch Vorschub leisten,

daß sie auf Grund dieser Nachrichten die deutsche Emin Pascha-Expedition angreifen. Ebenso weisen wir die Zumutung zurück, die für die Deutsche Emin Pascha-Expedition gesammelten Gelder zu irgend einem andern Zweck als zu dem der Expedition selbst zu verwenden. Solange die Ausführung der deutschen Emin Pascha-Expedition sich nicht als thatsächlich unausführbar herausstellt, halten wir es für unsere Pflicht, ein Unternehmen, für welches seiner Zeit von Sr. Majestät dem Kaiser die wärmsten Sympathien ausgesprochen sind und welches von dem Herrn Reichskanzler als patriotisch anerkannt und in den weitesten Kreisen der Nation mit lebhafter Teilnahme begrüßt worden ist, mit allen Kräften aufrechtzuerhalten und durchzuführen. Der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitee. gez. von Hofmann, Vorsitzender."

Die „Nordd. Allg. Ztg." erklärte dem gegenüber in einer längeren Ausführung, es sei uns nicht erfindlich, worauf sich die Behauptung gründet, daß der Reichskanzler die Emin Pascha-Expedition als ein patriotisches Unternehmen anerkannt habe. Eine dahin gehende Kundgebung des Fürsten Bismarck liegt unseres Wissens nicht vor."

Wir bemerken dazu, daß der Umstand, daß sowohl Se. Majestät der Kaiser als der Herr Reichskanzler sich in wohlwollendem Sinne über das deutsche Emin Pascha-Unternehmen geäußert haben, seiner Zeit in der Presse erwähnt worden ist, ohne von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren. Wenn die Thatsache bezüglich der Stellungnahme des Reichskanzlers erst jetzt angezweifelt wird, wo sich das Unternehmen bereits in Ausführung befindet, so ist dies sehr auffallend. Wir können übrigens nicht daran zweifeln, daß der Emin Pascha-Ausschuß guten Grund zu seiner Bemerkung gehabt hat, und daß ein schriftliches Aktenstück vorliegt, durch welches er nötigenfalls die Wahrheit seiner Behauptung darthun kann.

— (Verwaltung von Kaiser Wilhelms-Land.) In dem Neu-Guinea-Schutzgebiet dürfte, gleichwie in den westafrikanischen Schutzgebieten, eine Verwaltung von Reichswegen eingesetzt werden, während die Neu-Guinea-Kompanie nur den wirtschaftlichen Teil der dortigen Aufgaben fernerhin durch eigene Angestellte besorgen läßt. Zum Generaldirektor der Kompanie daselbst ist der bisherige hier beschäftigte Direktor Arnold ernannt, welcher am 20. Mai seine Reise nach Neu-Guinea über den Sunda-Archipel antritt. Der bisherige Landeshauptmann, Geh. Postrat Kraetke, ist von Kaiser Wilhelms-Land abberufen, da sein Urlaub Mitte dieses Jahres abläuft, und wird wahrscheinlich nicht dahin zurückkehren, so daß also das Reich einen anderen leitenden Beamten dahin als Gouverneur senden würde. Die Neu-Guinea-Kompanie bestreitet, wie es auch bei der Jaluit-Gesellschaft der Fall ist, die sämtlichen Kosten für die Reichsbeamten und die Verwaltung.

— (Die Senussiten), bekanntlich eine fanatische Sekte der Mohamedaner, sollen, empört darüber, daß der Mahdi den Pilgern nach Mekka den Durchzug verweigerte, von Wadai nach Osten gezogen sein und im Süden weiter vordringen. Es heißt sogar, daß sie Khartum eingenommen hätten, nachdem sie den Mahdi geschlagen, doch liegt hierüber nichts Sicheres vor. Sie verstehen es, sich die Sympathien der einheimischen Bevölkerung durch Schaffung leidlich geordneter Zustände zu gewinnen. Während die Senussiten beispielsweise das Institut der Sklaverei als solches nicht antasten, erklären sie den Handel mit Schwarzen als dem Koran zuwider und befreien diese aus den Händen der Sklavenhändler, wo solche angetroffen werden. So soll der Scheik der Senussi erst kürzlich mehrere größere Sklavenkarawanen abgefangen haben.

— (Neue Aktenstücke über Samoa.) Dem Reichstage ist eine Fortsetzung des Weißbuchs über Samoa zugegangen. Die Aktenstücke umfassen die Zeit vom 21. bis 26. März und bestehen aus einer vom Konsul Dr. Knappe eingesandten Widerlegung der amerikanischen Zeitungsberichte über die Verletzung amerikanischen Eigentums bei dem Einschreiten der kaiserlichen Kriegsschiffe, sodann aus einem Berichte desselben Konsuls über den Orkan vom 15. bis 17. März, sowie über die Zustände in Apia und das Verbot der Verabfolgung geistiger Getränke an amerikanische Matrosen durch den Konsul der Vereinigten Staaten, endlich aus einem Berichte des Konsuls über die politische Lage in Apia und die Bemühung, die Anhänger Mataafas zur Aufgabe ihrer Stellungen hinter Apia und in der Nähe der deutschen Plantagen zu veranlassen. Den Schluß bildet ein Schreiben des Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffes „Trenton". In dem Berichte über den Orkan wird bestätigt, daß die Gewalt des Sturmes ein Entkommen für die deutschen Schiffe unmöglich machte. — In amerikanischen, natürlich auch deutschen freisinnigen Zeitungen war bald nach dem Orkan zu lesen, daß die Krieger Mataafas sich an dem Rettungswerk beteiligt hätten, und daran die Bemerkung geknüpft, daß die Wilden doch bessere Menschen seien. In dem Berichte des Herrn Knappe vom 25. März aber heißt es: „Für die Deutschen zu arbeiten, war kurz nach der Katastrophe den Samoanern durch Mataafa streng verboten, so daß ich zuweilen nicht in der Lage war, eine angetriebene Leiche zu beerdigen." Die Führer der Partei Mataafas sollen übrigens untereinander nicht mehr einig und Mataafa selbst nie mehr als ein Werkzeug gewesen sein, das den Häuptlingen jetzt anfange, unbequem zu werden. Nur dem Einfluß der Engländer und Amerikaner sei es zuzuschreiben, daß die Spaltung noch nicht definitiv zur Ausführung gekommen sei. — Die Samoakonferenz hielt am 4. d. M. ihre zweite Sitzung. Da über die Verhandlungen Stillschweigen verhängt ist, ist nichts Authentisches über die Vorgänge in derselben bekannt geworden.

— (Die Unterdrückung des ostafrikanischen Sklavenhandels.) In der „Weser-Zeitung" spricht sich Herr Missionsinspektor Zahn in einem ähnlichen Sinne, wie wir in Nr. 11, über die Möglichkeit einer Aktion am Nyassa aus: „Die einzige Stelle, wo der Kampf einer Handvoll europäischer Freiwilligen gegen die Sklavenhändler nicht von vornherein ganz aussichtslos ist, dürfte am Schire und Nyassa zu finden sein. Auch hier kann selbstverständlich nicht der gesamte afrikanische Sklavenhandel niedergeworfen, sondern nur vielleicht ein, allerdings wichtiger Punkt vor den Arabern bewahrt oder richtiger aus ihren Händen entrissen werden. Diese Stelle hat nämlich den Vorteil, daß man an Sambesi und Schire einen Wasserweg besitzt, der ohne Schwierigkeit bis tief ins Land führt. Wenn der neu entdeckte Arm des Sambesideltas, von dem dieser Tage die „Times" berichten, der Khindi, sich wirklich so günstig beweist, wie ihn der Entdecker beschreibt, und wenn er, was Cameron sofort gefordert hat, von Portugal nicht verschlossen werden darf; so ist dieser Wasserweg um so mehr wert. Doch wichtiger ist, daß an dieser Stelle seit anderthalb Jahrzehnten protestantische Missionare und Kaufleute gearbeitet und das Vertrauen der Eingeborenen für sich gewonnen haben. Die Lakes Company hat dort, von den Arabern angegriffen, sich wenigstens halten können. Major Lugard, ein englischer Offizier, der seinen Urlaub zu einer afrikanischen Reise benutzt hatte, ließ sich bereit finden, die Verteidigung und den Angriff zu leiten. Da sein Urlaub abläuft, hat er vor einigen Tagen in der „Times" gebeten, daß doch andere eintreten. Er teilt mit, daß sie mehrere Hundert Eingeborene auf ihrer Seite haben und leicht einige Tausende, mit Speeren bewaffnet, aufbieten könnten. Die Schwierigkeit aber ist, daß die europäische Leitung fehlt. Die wenigen Europäer sind durch Verwundung oder Fieber kampfunfähig geworden. Cameron hat diesen Aufruf schleunigst benutzt, um für seinen Plan, an eben dieser Stelle vorzugehen, aufs neue zu werben, und er teilt mit, daß ihm auch Hülfe zugesagt sei. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß hier unter so günstigen Verhältnissen auch durch Private ein partieller Erfolg errungen würde. Die englische Regierung hält sich übrigens davon fern, und der englische Konsul scheint, so klagt wenigstens Major Lugard, der Sache nicht einmal freundlich zu sein. Man wird diesen Kampf am südlichsten der innerafrikanischen Seen mit Teilnahme verfolgen können, ohne darum zu meinen, daß dort die Hauptaktion geschehe. Diese liegt in den Händen der Mächte, und einstweilen können dieselben nicht viel mehr thun, als den Sklavenhandel auf dem Meere unterdrücken . . . . ."

— (Der Prozeß gegen die Zuluhäuptlinge) ist in Etschowe beendet worden und hat zur Verurteilung von Dinizulu zu 10 Jahren Gefängnis, von Undabuko zu 15 Jahren und Tshingaan zu 12 Jahren Gefängnis geführt. Die liberalen Zeitungen Englands protestiren gegen dieses Urteil, erinnern daran, daß Dinizulu, welcher sich in Transvaal in Sicherheit befand, sich freiwillig gestellt habe, und kritisiren auf das abfälligste die englische Politik, welche nach Unterdrückung des Vaters nun auch den Sohn vernichten will.

— (Aus Sansibar.) Unter Befehl des Leutnants Ramsey sind 80 Zulus, welche für die Expedition des Hauptmanns Wißmann bestimmt sind, vom Kap am 5. Mai eingetroffen. Man erwartet nach dem Telegramm des Reuterschen Büreaus den baldigen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und Buschiri, dessen Streitkraft gering und in dessen Lager Mangel an Lebensmitteln und Munition sein soll. Hooper, der letzte der von Buschiri gefangen gehaltenen Missionare, ist glücklich in Sansibar angekommen. Fünf portugiesische Kriegsschiffe befinden sich gegenwärtig in der Tungi-Bai und man glaubt, daß die Araber den Hafen während dieses Monats angreifen werden.

Litteratur.

Harar, Forschungsreise nach den Somal- und Gallaländern Ostafrikas, ausgeführt von Dr. Kammel, von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke, beschrieben von Dr. Philipp Paulitschke. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. gr. 8°, 557 S.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: einen mehr erzählenden, der dem Leser den Verlauf der Reise schildert, und einen zweiten, der den wissenschaftlichen Gewinn der beiden Forscher darlegt. Jener macht uns mit Land und Leuten der Somali- und Gallaländer in allen ihren Beziehungen in äußerst gewandter Darstellung bekannt und zeichnet sich besonders durch die streng wissenschaftliche Behandlung des Materials aus, ohne daß dadurch das Ansprechende der Form irgendwie beeinträchtigt würde. Der zweite Teil unterrichtet uns über die astronomischen, magnetischen und topographischen Arbeiten der Expedition, über die botanischen, petrographischen, linguistischen Ergebnisse derselben, über die von der Expedition gesammelten Coleopteren ꝛc. Eine Anzahl charakteristischer und gut ausgeführter Abbildungen und Karten dient zur Belehrung und Veranschaulichung des Textes, so daß das Werk eine namhafte Bereicherung unserer Kenntnisse über jene Gegenden darstellt. A. S.

Der Sklavenhandel in Afrika und seine Gräuel, von Humanus. Münster, Heinrich Schöning. — Eine sehr zeitgemäße Broschüre, die in einem Monat in 10 000 Exemplaren abgesetzt wurde. — Mit Porträt des Kardinals Lavigerie, 4 Bg. 8°, Preis 60 Pfg.

Auf Veranlassung des Kardinals Lavigerie herausgegeben und mit dessen Porträt als Titelbild geziert, hat sie wohl zunächst den Zweck, die deutschen Katholiken für die Verhältnisse in Afrika zu erwärmen, und dieses Ziel erreicht sie vollkommen. Bereits sind dem Verfasser sehr hohe Anerkennungsschreiben zugegangen, und der Absatz von 10 000 Exemplaren in einem Monate, sowie die beim Verfasser eingelaufenen Anmeldungen zur Teilnahme am Kampfe gegen die Sklavenjäger spricht deutlich. Auch der Nichtkatholik wird sie mit großem Interesse lesen und ihre weiteste Verbreitung kann einer deutschen Aktion auf afrikanischem Boden nur förderlich sein. Der Druck ist elegant, der Preis von 60 Pfg. (12 Stück 6 Mk.) muß sehr mäßig genannt werden.

J. Rothwisch, Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- und Auswanderungspolitik. Berlin 1889. Selbstverlag, Kommissionär Robert Hoffmann in Leipzig. Preis 2,50 Mark. 192 Seiten.

In den ersten Kapiteln dieses kleinen Werkes sucht der Verfasser ganz im allgemeinen nachzuweisen, daß in dem naturnotwendigen Kampfe um das Dasein unter den Völkern, welcher zu unserer Zeit sich wesentlich auf wirtschaftlichem Gebiete abspielt, Auswanderung und Kolonisation von der aller-

größten, ja von ausschlaggebender Bedeutung sind. Sodann speziell auf die deutsche Auswanderung und Kolonisation und deren bisherige Erfolge eingehend, gibt er eine anregende, übersichtliche Darstellung der gegenwärtigen Lage unseres Volkstums außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, in Europa sowohl, wie in den fremden Weltteilen. Von den letzten Kapiteln verdienen diejenigen, welche die deutsche Schule und die deutsche Presse im Auslande behandeln, besonders erwähnt zu werden.

Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika (Transvaal) 1859–1882.

Von A. Merensky, Missions-Superintendent. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing 1888. 493 S. Preis geb. 7 Mark.

Der Verfasser, einer der namhaftesten Pfadfinder in der afrikanischen Mission, beschreibt hier die ersten und schwersten Jahre seiner Missionsthätigkeit mit ihren Leiden und Freuden, Mißerfolgen und Siegen. Was speziell Südafrika betrifft, so zählen die Wesleyanischen Missionsgemeinden dort 30 000 erwachsene Mitglieder, 293 Kirchen und Kapellen, und 14 000 Kinder werden in ihren Schulen unterrichtet. Sehr erfreulich ist auch, was die Berliner Missionsgesellschaft im Transvaallande unter den Kaffern für die Ausbreitung des Christentums gethan hat. Auf 23 Stationen arbeiten jetzt 25 Missionare, die Zahl der Getauften ist auf 9865, die Zahl der Katechumenen (Schüler, Taufaspiranten) auf 850 angewachsen. Dazwischen gibt er Bilder aus dem Jagd- und Lagerleben beherzigenswerte Mitteilungen und Ratschläge aus dem Schatze einer langen Missionserfahrung und eine interessante Beschreibung der Werkstätten in Botschabelo, welche den Bedürfnissen der Station dienten, in denen aber auch die Eingeborenen Gelegenheit fanden, nützliche Handwerke, wie Schlosserei, Maurerei, Schreinerei ꝛc zu erlernen. Es ist ein interessantes Buch, Land und Leute in lebendiger und farbenreicher Darstellung schildernd, dabei nüchtern und nichts weniger als optimistischer Übertreibung. Für Freunde der Mission, ja für jeden, der sich für den schwarzen Erdteil und die dortigen Kolonien interessirt, eine ebenso belehrende als fesselnde Lektüre

Prof. Baumgarten.

Franz Holzer: General-Zoll-Tarif für die Ein- und Ausfuhr aller Waren der europäischen Staaten. I. Lieferung, Wien 1889. 80 S.

Der Verfasser des in der ersten Lieferung der 2. Auflage vorliegenden, im Verlage von Spielhagen & Schurich erschienenen Werkes hat sich bereits durch seine im gleichen Verlage veröffentlichte „Historische Darlegung der indirekten Steuern in Belgien, Dänemark ꝛc." vorteilhaft bekannt gemacht. Das gegenwärtige Werk, das in 6 dreiwöchentlichen Lieferungen erscheinen soll, enthält die Zusammenstellung eines General-Zoll-Tarifs für Ein- und Ausfuhr aller Waren der europäischen Staaten. Die Gruppirung des außerordentlich reichhaltigen Stoffes ist eine sehr klare und übersichtliche und schließt sich genau dem Systeme des österreichisch-ungarischen allgemeinen Zolltarifes an. Das ganze weite Warengebiet teilt der Verfasser in 50 Klassen ein und behandelt innerhalb jeder Klasse die Zölle der einzelnen Länder, welche sich wieder in allgemeine und vertragsmäßig festgesetzte Zölle gliedern. Für den Handel und die Kolonialpolitik hat das Buch den besonderen Wert, daß es Vergleiche anzustellen erleichtert über den Umfang der Handelsbeziehungen der einzelnen Staaten. Der Preis von 2 Mark für jede Lieferung im Umfange von 80 Seiten darf ein mäßiger genannt werden. A. S.

Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, in Einzelabhandlungen.

Verfaßt von P. Ascherson ꝛc., herausgegeben von Dr. G. Neumayer, II. Aufl. 2 Bde. 655 u. 627 S. (Preis 34 M.)

Das Werk braucht heute keine Empfehlung mehr. Schon bei dem Erscheinen der ersten Auflage fand die wissenschaftliche und praktische Bedeutung desselben ungeteilte Anerkennung. Wenn seitdem der rastlose Fortschritt auf allen einschlägigen Gebieten eine Umarbeitung und Erweiterung des Buches nötig gemacht hat, so erkennen wir gern an, daß es in dieser neuen Gestalt in erhöhtem Maße nicht nur die Aufmerksamkeit des Forschers, der sich an der Hand desselben für seine Aufgabe vorbereiten will, sondern das lebhafteste Interesse jedes Gebildeten und insonderheit jedes Freundes der Kolonialpolitik zu erregen geeignet ist. Dient es doch in erster Linie dem gleichen Zwecke, dem auch wir einen großen Teil unserer Arbeit widmen, nämlich der Förderung des kolonialen Wissens. Der außerordentlich reiche Stoff konnte naturgemäß in keiner andern Weise bewältigt werden, als daß eine Anzahl von Spezialisten die einzelnen Gebiete in gesonderten Abhandlungen bearbeitete. Neumayer selbst liefert einen trefflichen Aufsatz über „Hydrographische und magnetische Beobachtungen an Bord". Ferner enthält der erste Band: Fr. Tietjen, Geographische Ortsbestimmungen. — W. Jordan, Topogr. und geogr. Aufnahmen. — von Richthofen, Geologie. — H. Wild, Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus. — J. Hann, Meteorologie. — E. Weiß. Anweisung zur Beobachtung allgemeiner Phänomene am Himmel. — P. Hoffmann, Nautische Vermessungen. — C. Börgen, Beobachtungen über Ebbe und Flut. — von Lorenz-Liburnau, Beurteilung des Fahrwassers in ungeregelten Flüssen. — O. Krümmel, Einige Oceanogr. Aufgaben. — M. Lindeman, Erhebungen über den Weltverkehr. Band II enthält: A. Meitzen, Allgemeine Länderkunde, politische Geographie und Statistik. — A. Gärtner, Heilkunde. — A. Orth, Landwirtschaft. — L. Wittmack, Landwirtschaftliche Kulturpflanzen. — O. Drude, Pflanzengeographie. — P. Ascherson, Die geographische Verbreitung der Seegräser. — G. Schweinfurth, Pflanzen höherer Ordnung. — A. Bastian, Allgemeine Begriffe der Ethnologie. — H. Steinthal, Linguistik. — H. Schubert, Das Zählen. — R. Virchow, Anthropologie und prähistorische Forschungen. — R. Hartmann, Säugetiere. — H. Bolau, Waltiere. — G. Hartlaub, Vögel. — A. Günther, Reptilien, Batrachier und Fische. — von Martens, Mollusken. — K. Möbius, Wirbellose Seetiere. — A. Gerstäcker, Gliedertiere. — G. Fritsch, Das Mikroskop und der Photographische Apparat. A. S.

Eingänge für die Bibliothek

vom 1. März bis 30. April 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

A few facts, relating to the slave trade in central and eastern Africa. Issued by the brt. and forgn. anti-slav. society. 8°. 3. London 1887.

Anderson and Wepp: The colonial office list for 1889, compr. historical and statistical information respecting the col. dependencies of Gr. Britain. 8° 496. Harrison and sons. London.

Annuario estadistico de la republica del Paraguay, año 1886. Lib. 1 gr. 4°. VIII. 275. Fischer & Quell. Asuncion 1888.

Anti-slavery reporter, the, Under the sanction of the brt. and forgn. anti-slav. society. Vol. I—VII. gr. 8°. London 1881—87. Mk. 29.

Arendt, H.: Englische Handelskorrespondenz. 8°. 160. Groos' Slg. Heidelberg 1889. Mk. 2.

Beretning fra det danske Missionsselskab for 1887. 8°. 24. Kobenhaven. 1888.

Brassert: Bergordnung für Annam u. Tonking vom 16. Oktob. 1888. 8°. 24. Sepdr. aus „Zeitschrift für Bergrecht". Bd. 30 (1889) Heft 2. Bonn.

Buß, Pfarrer Dr., in Glarus: IV. Jahresbericht des allgm. evang. prot. Miss.-Vereins für 1887/88. 8°. 16. Haack. Berlin 89.

Cachet, Lion: De worstelstrijd der Trausvaalers aan het volk von Nederland verbaald. gr. 8°. VIII. 582. met platen en Kart. Höveker & Zoon. Amsterdam 1883. Mk. 8.

Carrasco, Gabriel: Primer censo general de la prov. de Santa-Fé. Libros II—VIII. gr. f. LXIV. 185. Buenos Aires 1888.

Christlieb, Theod., Prof. Dr.: Ärztliche Missionen. 8°. 108. Bertelsmann. Gütersloh 1889. Mk. 1,50.

Churchward, W. B.: My consulate in Samoa. A record of four years sojourn in the Navigator Islands, with personal experiences of king Malietoa Laupepa, his country and his men. gr. 8°. XII. 403. Bently & son. London 1887.

Cooper, Joseph: Un continent perdu ou l'esclavage et la traite en Afrique 1875. 2 édit. Ouvrage trad. de l'anglais et contenant une préface de M. E. Laboulaye. gr. 8°. 12. 160. 1 carte. Hachette et Co. Paris 1876.

— Turkey and Egypt, past and present in relation to Africa. With an appendix on consular reports concerning slavery and the slave-trade throughout the ottoman empire by A. Buyacost. 8°. IV. 22. 6. S. Harris & Co. London 1876.

Cust, R. N.: A sketch of the modern languages of Africa. Accompanied by a language-map. II. vol. gr. 8°. vol. I. XVI. 287. vol. II. 288—556. Trübner & Co. London 1883.

Durand: A voyage to Senegal; or historical, philosophical and political memoirs. 8°. VIII. 181. a map. R. Phillips. London 1806.

Eben, W.: Africa. De slavenhandel en de internationale maatschappij ter beschaving en verkenning von Africa. gr. 8°. 218. Peters Rubens in Leuven. 1882.

Ellis, the revd. W.: Three visits to Madagascar during the years 1853—54—56 incl. a journay to the capital. gr. 8°. XVII. 476. 32. with illustr. and map. John Murray. London 1888.

Engler, Gustav: Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten. 8°. 169. Verlagsanstalt Aktien-Gesellsch. Hamburg 1889.

Gesellschaft f. Erdkunde, Berlin, „Zeitschrift" und „Monatsberichte" vom Anfang ihres Erscheinens an; Jahrg. 1840—1884 incl. 8°. 51 Bände.

Gordon, colonel, and the slave trade in Egypt the Soudan and equatorial Africa. 8°. 11. Brt. and forgn. anti-slav. society. London 1880.

— projected mission to the Congo by Charles H. Allen, secretary of the anti-slav. society. gr. 8°. 8. London 1884.

Gosse, P. H.: Sacred streams: the ancient and modern history of the rivers of the Bible. With engravings and a map. 8°. XII. 435 Hodder & Stoughton. London 1877.

Harnier, W. v.: Reise am oberen Nil 1860—61. Nach seinem hinterlassenen Tagebuch von A. v. Harnier, Vorwort von Dr. A. Petermann. Quer Fol. IV 84. Mit 1 Karte u. 27 Abbildungen. E. Zernin, Darmstadt u. Leipzig 1866.

Heitmann, G.: Transvaal, das Land, seine Bewohner und seine wirthschaftlichen Verhältnisse. Kl. 8°. XI 112. Eine Karte. G. Weigel, Leipzig.

Hellwald, v.: Zentralasien, Landschaften und Völker in Keschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. 4°. VIII. 506. Mit Abbildgn. u. 1 Karte. O. Spamer, Leipzig 1880.

Her Majesty's col. poss. N. 42 Sierra Leone, N. 43 Victoria, N. 44 Br. Bechuanaland.

Heuglin v.: Reise nach Abessinien, den Gallaländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 u. 62. Gr. 8°. XII 459. Mit Illustr. u. Karte. Griesebachs Verlag. Gera 1874.

Hume, D.: The history of England, from the invasion of Jul. Cäsar to the revolution in 1688. 8 Bde. 8°. Millar, London 1763.

Digitized by Google

Journal des Museums Godeffroy. 2 Hefte. Gr. 4°. Heft 1. 70. Heft 2. 103. Viele Abbildungen und Karten. L. Friederichsen & Ko. Hamburg 1873.

Junkers Reisen, Dr. W.: Lfg. 4 u. 5.

Kolonial-Museum te Harlem. Beschrijvende Catalogus. Zesde deel. I Tin. 8°. 56. De erven Loosjes, Harlem 1889.

Krönlein, J. G.: Wortschatz der Khoi-Khoin (Namaqua-Hottentotten). Gr. 4°. VI 350. Deutsche Kolonial-Gesellschaft in Kommiss. bei C. Heymann, Berlin 1889. M. 20.

Laillet, E.: La France orientale. L'ile de Madagascar. La situation, ses produits, ses habitants et leurs moeurs. Gr. 8°. IV 212. Avec illustrations et une carte. Challamel ainé. Paris 1884.

Lanier, M. L.: L'Afrique. Choix de lectures de géographie accompagnées de résumés d'annalyses, de notes explicatives et bibliographiques et ornées de 57 vignettes, de 10 cartes tirées en couleur et de 32 cartes intercalées dans le texte. IV édit. 8°. X 920. E. Belin et fils. Paris 1887.

Mackenzie, Donald: A report on the condition of the empire of Marocco. 8°. 53. With illustr. and map. Brt. and forgn. anti-slav. society. London 1886.

Mahon, Lord: Geschichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles 1713—1783. 8°. in 5 Bänden. Deutsch von Dr. F. Steger. G. Westermann, Braunschweig 1856.

Maltzan, Frhr. v.: Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko. 4 Bände 8°. Bd. 1: VI 285. Bd. 2: VI 314. Bd. 3: VI 314. Bd. 4: VIII 304. Dürr, Buchhdlg. Leipzig 1863.

Meinecke, G.: Kolonitales Jahrbuch. Erster Jahrgang. Das Jahr 1888. Gr. 8°. 319. Mit einer Karte. C. Heymanns Verlag. Berlin 1889. M. 6,00.

Ministère de la marine et des colonies: Sénégal et Niger. La France dans l'Afrique occidentale 1879—83. Gr. 8°. 455 v. I texte. v. II atlas. cont. 6 cartes et 14 plans. Challamel ainé. Paris 1884.

Ministerio di agricultura, industria e commercio. Annuario statistico italiano 1887—88. Gr. 4°. XVI. 1290. Eredi Botta, Roma 1888.

Mittheilungen des k. k. milit. geogr. Instituts (Wien). VIII. Bd. 1888. Gr. 8°. 311. Mit 8 Beilagen. In Kommission bei R. Lechner, Wien 1888.

O'Neill, H. E.: The Mozambique and Nyassa slave-trade, showing its policy with reference to the question of contract labour. gr. f. 32. Society offices, London 1888.

Olpp, Joh.: Angra Pequena und Groß Nama-Land. Mit einem Vorwort von Fabri. 8° 41. Mit einer Karte des Herero- und Nama-Landes. L. Friederichs. Elberfeld. 1884.

Oordt, Dr. C. W. G. van.: De transvaalsche geburtenissen en de toekomst van Zuid-Afrika. Gr. 8°. 113. H. J. Steinbergs'Gravenhage. 1881.

Oration by cardinal Lavigerie at a meeting of the anti-slavery society held in princes-hall, London. tuesday July 31. 1888. 8°. London. 1888.

Otto, Dr. E.: Kleine englische Sprachlehre, besonders für Elementarklassen von Real- und Töchterschulen, sowie für erweiterte Volks-Fortbildungs- und Handelsschulen. Neu bearbeitet von H. Runge. 3. umgeb. Aufl. 8°. VIII. 208. J. Grooß' Vlg. Heidelberg 1888. Mk. 1,60.

Pacific Islands, vol. II. Sailing directions for Kermadeo, Tonga, Samoa, Union, Phoenix, Ellice, Gilbert and Marshall Islands. gr. 8°. VIII. 104. a. map. J. D. Potter, London. 1885.

Perez-Rosales: Essai sur le Chili. 8°. XXI. 455. 2 cts. Nethler u. Melle. Hambourg. 1857.

Proceedings of the R. G. S. Vol. VI Nr. 10. 1884. gr. 8. 551—614. two maps. Stanford, London 1884.

Protokoll über die am 3. und 4. Oktober 1888 zu Hannover abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz. 8°. VII. 144. Müllers Buchhdl. Rudolstadt. 1889.

Rochon, A voyage to Madagascar and the East Indies. gr. 8°. LXIV. 406. a maps. London. 1793.

Rohlfs, G.: Meine Mission nach Abessinien. gr. 8°. XX. 348. Mit zwanzig Separatbildern und einer Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig. 1883.

Roorda Smit, Dr. J. A.: Het goed recht der transvaalsche boeren. Tweede druk. kl. 8°. 108. Met bijlagen en een kaartje. Geb. v. d. Post, Utrecht. 1881.

Serpa Pinto: Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean. Übers. von Wobeser. Zwei Bände gr. 8°. Mit 24 Tonbildern und über 100 Holzschnitten, 1 gr. u. 13 kl. Karten. Bd. 1. XIV. 325. Bd. 2. V. 334. F. Hirth & Sohn, Leipzig. 1881.

Snouk-Hurgronje, Dr. C.: Mekka. gr. 8° zwei Bände. Bd. 1: Die Stadt und ihre Herren. IX. 228. Bd. 2: Aus dem heutigen Leben. XIV. 397. Mit Bilderatlas. M. Nijhoff, Haag. 1888.

Statement of the brt. and forgn. anti-slav. society. showing its policy with reference to the question of contract labour. gr. f. 32. London.

Vaissière, P. de: L'histoire de Madagaskar, ses habitants, et ses missionaires. Deux vol. gr. 8° vol. I. XII 520 avec une carte, vol. II. 486 avec une carte. V. Lecoffre, Paris. 1884.

Veth, P. J. Onze transvaalsche broeders, vermeerderd met een Nachschrift. 8°. 85. v. Kampen & Zoon, Amsterdam. 1881.

Vlaming, A. de: Amboinse oorlogen. 12°. XXIV. 369. A. Bon, Delft. 1663.

Wallace, D. M: Egypt and the egyptian question. gr. 8°. X. 521. Macmillan & Co., London. 1883.

Waller, H. revd.: Paths into the slave preserves of East Africa: being some notes on two recent journeys to Nyassaland. 8°, 40. W. Clawes & Sons, London.

Werner, B. v.: Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Gr. 8°. 48. Mit Abbild. u. 1 Karte. 1. Liefg. Brockhaus, Leipzig.

Wien, Universität: Bericht über das XIV. Vereinsjahr (31. Okt. 87/88) erstattet vom Vereine der Geographen. gr. 8°. 57. Vereinsvlg. Wien 1888.

Williger od, Lilly. Ein Seemannsleben. Erzählg. für die reifere Jugend. 8°. 219. Mit Illustr. F. A. Perthes, Gotha.

Karten.

Admiralität, Kaiserl. (Hydr. Amt): Nr. 93. Karolinengruppe Ruk-Atoll 1:350 000. 1886. Mk. 0,25.
Nr. 95. Neu-Guinea. Kaiser Wilhelms-Land. Astrolabebucht. Großfürst Alexis-Hafen. 1:27 000. 1887. Mk. 0,25.
Nr. 102. Bismarck-Archipel. Nordöstlicher Theil von Gazelle-Halbinsel. 1:100 000. 1888. Mk. 0,75.
Nr. 103. Kaiser Wilhelms-Land. Finsch-Hafen. 1:8000. 1888. Mk. 0,60.
Nr. 104. Guinea-Golf. Rumbi und Massakai. (Westküste von Afr.) 1888. Mk. 0,30.
Nr. 106. Samoa-Inseln. Mittlerer Theil der Nordküste von Upolu. 1:50 000. 1888. Mk. 1,20.
Nr. 107. Samoa-Inseln. Insel Upolu. Hafen von Apia. 1:10 000. 1888. Mk. 0,30.
Nr. 108. Samoa-Inseln. Insel Upolu. Safatu-Bucht. 1:200 000. 1888. Mk. 0,30.
Nr. 109. Wasin und Germany. (Ostküste von Afrika.) 1889. Mk. 0,40.
Nr. 110. Dar es Salaam. 1889. Mk. 1,50.
Nr. 111. Bismarck-Archipel. Neu-Mecklenburg. N.-W.-Teil. 1889. D. Reimer, Berlin. Mk. 1,00.

Brasilien (Süd). Mit Angabe der von Deutschen bewohnten Kolonien. Von Dr. H. Lange. 1:5 250 000. W. Greve, Berlin. Mk. 1,00.

Deutsch Ost-Afrika. Spezial-Wandkarte in 12 Bl. 1:3 000 000. Von Ketteler. Geogr. Institut zu Weimar 1888. Mit Spezialkarte der deutschen Schutzgebiete. 1:1 000 000. Mk. 9.

— Handkarte der deutschen Schutzgebiete. Von Ketteler. 2. Aufl. der Spezialkarte. 1889. 1:1 000 000.

Samoan-Islands, surveyed by Ch. Wilkes. Publ. at the admiralty 1839, corrected Jan. 1889. London, Potter. Mk. 2,30.

Upolu, Hafen von Apia. Land zwischen den Flüssen Sigago und Leloga. Von Friederichsen. 1:20 700. Friederichsen & Ko. Hamburg 1873.

An Barbeträgen für Neuanschaffungen, worüber wir hierdurch dankend quittiren, sind der Bibliothek zugewendet: Von Herrn Dr. Bokemeyer 20 Mk.

Die Bibliotheksverwaltung.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 13. Mai, abends 8 Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses. Vortrag des Herrn A. Leue: Erlebnisse in Ostafrika. — Wir machen hierbei gleich aufmerksam, daß für den Herrenabend am 20. Mai, dessen Programm noch veröffentlicht werden wird, eine Anzahl aus den Kolonien zurückgekehrter Herren ihre Teilnahme zugesagt haben.

Deutscher Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien.

Zu der

Sonnabend, den 1. Juni d. J. abends 6 Uhr
im Hôtel Kaiserhof zu Berlin (Eingang Wilhelmsplatz)
stattfindenden **ordentlichen Hauptversammlung**

ladet die ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder ergebenst ein,

Berlin, den 6. Mai 1889.

Der Vorstand,
Gräfin **von Monts**, geb. von Ingersleben,
Vorsitzende.

Tagesordnung.

1. Verlesung des Protokolls der Hauptversammlung vom 30. April 1888.
2. Jahresbericht des Vorstandes.
3. Rechnungslegung des Schatzmeisters.
4. Wahl von Rechnungs-Revisoren.
5. Vorstandswahl.
6. Beschlußfassung über Anträge von Mitgliedern.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Herrn Direktor Karl Funck, Mannheim, 20 M., Herrn Reichstagsabgeordneten Scipio 100 M., Frau Korvetten-Kapitän Galster, Wilhelmshaven, 2 M., Frau Ingenieur Lehmann 2 M., Frau Ingenieur Formée 2 M., Frau Ingenieur Barth 1 M., Frau Ingenieur Dittrich 2 M., Frau Prem.-Leutnant von Bülow 2 M., Frau Kapitän-Leutnant Büllers 2 M., Frau Intendant.-Ass. Albath 2 M., Frau Prem.-Leutnant Scheeffer 2 M., Frau Ingenieur Schurmick 2 M., Resultat einer Sammlung in Weimar 625,75 M. (Daran beteiligten sich S. K. H. der Großherzog von Sachsen-Weimar, J. K. H. die Großherzogin von Sachsen-Weimar mit je 50 M. Von Frau Geheimrat Krupp, Essen, 500 M., Herrn Forst-Assessor Badstübner, Potsdam 30 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4-gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 20. Berlin, 18. Mai 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: An die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Der Sieg in Ostafrika. — Mandara. — Die Banane. Mit Abbildung. Von Paul Reichard. — Über afrikanische Sklaverei. Von A. Seidel. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

An die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft hat mir in der Sitzung am 6. Mai die Ehre erwiesen, mich wiederum zum ersten Präsidenten der Gesellschaft zu erwählen.

Indem ich den verehrten Herren des Vorstandes und in ihnen allen Mitgliedern unserer Gesellschaft meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank ausspreche für das ehrende Vertrauen, das mir durch meine Wiederwahl entgegengebracht wird, bitte ich, die Versicherung entgegenzunehmen, daß ich, wie seit 8 Jahren, in welcher Zeit ich berufen war, der Leitung des Kolonialvereins und der Kolonialgesellschaft vorzustehen, bestrebt sein werde, der großen nationalen Idee, der kolonialpolitischen Entwicklung Deutschlands, auch ferner mit Herz und Sinn zu dienen. Hat unsere Gesellschaft in Verfolgung ihrer nationalen Bestrebungen auch manchen Rückschlag erleben müssen, stoßen wir auch verschiedentlich auf Hindernisse, die sich der Erreichung des uns vorgesteckten Zieles entgegenstellen, so darf dadurch unser Eifer nicht erlahmen, wir müssen im Gegenteil alles aufbieten, um die einmal als notwendig für das künftige Gedeihen unseres Vaterlandes erkannte Aufgabe ihrer Lösung entgegenzuführen. Im Vertrauen auf unsere gute Sache werden und müssen wir den endlichen Erfolg erreichen.

In dieser Zuversicht will ich, soweit ich es vermag, des mir übertragenen Amtes walten und reiche allen Mitgliedern unserer großen Gesellschaft mit der Bitte die Hand, mich wie bisher einmütigst zu unterstützen.

In geeinter opferfreudiger Arbeit wollen wir für das Vaterland wirken.

Langenburg, den 10. Mai 1889.

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Der Sieg in Ostafrika.

Eine freudige Botschaft, den ersten Sieg des Hauptmanns Wißmann, des Reichskommissars für Deutsch-Ostafrika, meldend, ist am 9. Mai aus Sansibar hierher gelangt, nach den vielen Widerwärtigkeiten, mit denen wir in Ostafrika zu kämpfen hatten, der erste Lichtblick. Es war hohe Zeit, daß der arabische Übermut, welcher die Deutschen vollkommen von der Küste zu vertreiben unternommen hatte, gedämpft und aller Welt gezeigt werde, daß die Deutschen in ihren Kolonialgebieten auch zu siegen verständen. Denn von größeren Erfolgen konnte bisher kaum die Rede sein, da die Deutschen Mühe genug hatten, die letzten Stationen an der Küste zu halten. Wenn auch gelegentlich ein kleiner Vorstoß unternommen und der Feind zurückgetrieben wurde, so hatte man sich doch bei dem Mangel an ausreichenden Truppenkräften fast ausschließlich auf die Defensive zu beschränken und mußte zusehen, wie von Tag zu Tag die durch die Araber angestachelte Empörung weiter verbreitet und das Ansehen, welches die „Wadaitschi" bislang genossen hatten, immer tiefer sank. Die Gefahr lag nahe, daß die Stellung der Europäer bei den Negerstämmen unwiderbringlich verloren gehen, daß der Übermut der Araber keine Grenzen mehr kennen würde, wenn nicht durch einige entscheidende Schläge unsere Gegner in corpore vili von der Macht des Deutschen Reiches überzeugt werden würden.

Buschiri, die Seele des Aufstandes, hatte schließlich, die Nutzlosigkeit von weiteren Angriffen auf die wohlbefestigten und wohlverteidigten Stationen der Deutschen einsehend und den bei Mißerfolgen unausbleiblichen schlechten Eindruck auf seine Leute fürchtend, sich hinter Bagamoyo in der Nähe der großen Karawanenstraße festgesetzt. Von dort aus beunruhigte er gelegentlich Bagamoyo, aber ohne aus den anderen insurgirten Distrikten größere Kräfte an sich heranzuziehen. Es ist möglich, daß er trotz seiner letzten Mißerfolge glaubte, die Lage noch vollständig zu beherrschen, aber wahrscheinlicher, daß er von seinen Bundesgenossen in den Küstenstädten nicht kräftig unterstützt wurde, welche sich, wie aus mancherlei Anzeichen hervorgeht, schon eher mit dem Gedanken einer Unterwerfung vertraut gemacht hatten, und daß er selbst eine geringere Hausmacht besaß, als allgemein angenommen wurde. Jedenfalls hatten sich von den großen Scharen seiner Anhänger diejenigen, welche weniger der Haß gegen die Deutschen als die Aussicht auf reiche Beute zu ihm geführt hatte, im Laufe der Monate bedeutend gelichtet, aber noch immer hatte er 600 Mann um sich versammelt und war noch Herr der Lage. Eine Vorahnung des Kommenden mochte ihn aber wohl oft befallen, denn er wurde von Tag zu Tag diplomatischer. Die in seine Gewalt gelangten Missionare beschützte er nach Kräften, wobei allerdings seine auf das Lösegeld gerichtete Habsucht größer als seine Rachsucht gewesen sein mag, dagegen ließ er mit echt arabischer Grausamkeit den in seine Hände gefallenen deutschfreundlichen Suahelis die Hände abhauen. Gegen die katholisch-französischen Missionare bei Bagamoyo, durch deren Vermittlung er mit den Deutschen verkehrte, hat er sich nie gewendet, ein guter Charakterzug, den wir auch bei unserm Feinde anerkennen müssen, vielmehr betont, daß er nur gegen die Deutschen kämpfen wolle. Seine Vernichtung mußte also das erste Ziel der Wißmannschen Unternehmungen sein.

Der Reichskommissar hatte in der ersten Woche des April eine Rekognoszirungsreise nach den nördlichen Häfen bis nach Tanga unternommen, und war dann nach Bagamoyo zurückgekehrt, um nach Ablauf des Waffenstillstandes den Angriff zu organisiren. Als der Dampfer „Martha" mit den deutschen Truppen eingelaufen und noch 100 Zulus, welche Leutnant Ramsey in der Delagoabai mit Erlaubnis der portugiesischen Behörden angeworben hatte, angelangt waren, zählte die deutsche Macht mit den schon früher angeworbenen 600

Sudanesen und 100 Somalis 800 farbige Soldaten, zu denen noch die deutschen Truppen kamen.[1])

Der Angriff auf das Lager Buschiris fand am 8. Mai statt. Zu diesem waren 600 Sudanesen kommandirt, welche noch durch 200 Mann der Marine verstärkt waren; das befestigte Lager Buschiris, welches von seinen 600 Leuten tapfer verteidigt wurde, wurde nach hartem Kampf eingenommen und vollständig zerstört. Buschiri, welcher das Lager vor dem Angriff verlassen hatte, verlor 80 Tote und 20 Gefangene. Von der Wißmannschen Truppe wurden Feldwebel Peter (vom Feld-Art. Regt. General-Feldzeugmeister Nr. 3) und 40 Schwarze getötet und Hauptmann Richelmann, Proviantmeister Illich und Stabsarzt Schmelzkopf leicht verwundet. Von der Marinemannschaft fielen Unterleutnant zur See Franz Schelle aus Danzig und Matrose J. H. Foell aus Nürnberg, verwundet wurde der Matrose Klebba aus Großendorf.

Der Sieg war teuer erkauft, aber nicht zu teuer, wenn es dadurch gelungen sein sollte, Buschiri lahm zu legen. Die freisinnigen Zeitungen malen es zwar mit einem gewissen Behagen aus, daß Buschiri sich nun auf den Guerillakrieg verlegen und den Deutschen noch immer empfindlichen Abbruch thun werde, aber wir glauben nicht, daß er uns in dieser Hinsicht noch besonders gefährlich werden kann. Seine Anhänger setzten sich, abgesehen von den Arabern, aus Suahelis zusammen, welche den verhältnismäßig schmalen Küstensaum bewohnen, und einigen kleinen Negerstämmen des Innern. Wenn auch die Suahelis noch zu ihm halten sollten, werden sich die ihm freundlichen Negerstämme, unzuverlässig im Gefühl ihrer vollkommenen Inferiorität, dem wieder aufgehenden Gestirn zuwenden und ihn verlassen. Weiter im Innern ist er aber fast vollkommen auf diese Negerstämme angewiesen, da es Araber in größerer Anzahl dort nicht mehr giebt, und hat keinen festen Stützpunkt. Wenn noch Mitte März die beiden in Mwapwa ausharrenden Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft sich gesund und wohl befanden und bisher durch den Aufstand nicht behelligt worden waren, so geht daraus hervor, daß im Innern die Stämme noch in Frieden leben. Es ist diese Ruhe in Mwapwa um so bemerkenswerter, als dasselbe an der großen Karawanenstraße nach Tabora liegt, wo arabischer Einfluß ein ganz gewaltiger war. Wir glauben also nicht, daß Buschiri später Stützpunkte genug finden wird, um den kleinen Krieg mit Erfolg treiben zu können.

Daß er aus dem Lager entwichen ist, braucht man nicht als Feigheit auszulegen. Die Araber am Nyassasee, welche gegen die Engländer kämpfen, ziehen auch nicht mit ihren Sklaven zu Felde, sondern lassen dieselben den Angriff wagen, während sie in Deckung bleiben. Der arabische Begriff von Tapferkeit im Kriege ist eben ein anderer als der unsrige.

Aus der Zahl der Toten geht hervor, daß die tapferen Schwarzen der Wißmannschen Truppe die größten Verluste gehabt haben, daß aber auch die Suahelis Buschiris besser gekämpft haben müssen, als man nach ihren sonstigen Charaktereigenschaften annehmen konnte. Wenn man aber bedenkt, daß sich um die Person Buschiris die hartnäckigsten Gegner der Deutschen befanden, ergiebt sich leicht eine Erklärung für die Erbitterung, mit welcher dieselben kämpften.

Der Sieg der Deutschen wird sicher eine große, heilsame Wirkung haben, der sich auch bald in der Interessensphäre der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft geltend machen dürfte. Wenn die englischen Zeitungen, die „Times" voran, uns jetzt zu dem Siege gratuliren, nachdem sie über die „Landblokade" früher sich in allerlei versteckten Drohungen ergingen, so treibt sie dazu vor allem die Erwartung, die Folgen davon auch in ihrem Gebiete zu spüren.

Vom Reichskommissar Hauptmann Wißmann, dem Se. Majestät der Kaiser auf die Nachricht von dem Siege ein Danktelegramm hat zugehen lassen, in dessen Tapferkeit, Erfahrung und Umsicht wir stets volles Vertrauen gesetzt haben, darf man erwarten, daß er den ersten großen Sieg vollkommen ausnutze und dann die anderen Stützpunkte der Insurgenten angreife. Seine fünf Dampfer, von denen einige bereits in Aden eingetroffen sind, werden im Laufe der nächsten Wochen in Sansibar eintreffen, und es wird dann möglich sein, mit Hilfe der Marine Kilwa zu strafen, wo das Blut der ermordeten Deutschen noch heute ungerächt ist, Pangani, den ursprünglichen Sitz der Empörung, zurück zu erobern und den Weg nach dem Kilimandscharo frei zu machen. Dann aber wird es seine Aufgabe sein, die so lange unterbrochenen Handelsbeziehungen wieder zu eröffnen, damit Handel und Wandel wieder aufblühen kann, weil dies das beste Mittel zur Beruhigung des Landes ist.

*

---

[1]) Wir geben in folgendem zur Ergänzung unserer früherer Mitteilungen die Liste der Offiziere des Wißmannschen Korps, soweit sie hier bekannt ist:

Kompanieführer:

Freiherr v. Gravenreuth, Premierleutnant im 3. bayrischen Inf.-Reg., Geologe Dr. Schmidt, Leutnant d. Ref. im 3. bayrischen Inf.-Reg., Krenzler, Premierleutnant im Württ. Feld-Artillerie-Reg. Nr. 13, Schmidt, Sekondeleutnant im 1. Feld-Art.-Reg., v. Zelewski, Premierleutnant der Landwehr.

Leutnants:

Sulzer, Leutnant im 45. Regiment, Böhlau, Premierleutnant im 4. Fuß-Art.-Reg., Richelmann, Hauptmann im 65. Regiment, v. Behr, Leutnant im 10. Dragoner-Regiment, Johannes, Leutnant im 48. Regiment, Theremin, Leutnant im 96. Regiment, End, Leutnant im 8. bayrischen Inf.-Reg., v. Bülow, Freiherr v. Eberstein, Raabe, Ramsey, Dr. Bumüller, Stabsarzt Dr. Schmelzkopf, Assistenzarzt Dr. Kohlstock.

Deckoffiziere:

Zahlmeister Merkel, Proviantmeister Blümecke, Proviantmeister von Witzleben, Proviantmeister Janke, Proviantmeister v. Sievers, Sekretär Regel.

Außerdem hat Hauptmann Wißmann in Ostafrika selbst noch folgende Herren, welche zum Teil in Diensten der Deutsch Ostafrikanischen Gesellschaft standen, angeworben, über deren Stellung in der Truppe jedoch hier nichts Genaueres bekannt ist: v. Medem, Illich, Tschepe, Leutnant Märker, Groote (Sekretär in Sansibar), Holz (früher Kapitän des Dampfers „Zühlke"). — Ferner befindet sich in Dar-es-Salaam der kaufmännische Berater Eugen Wolf. — In der nächsten Nummer werden wir die Liste der Unteroffiziere veröffentlichen. D. R.

Mandara.

In diesen Tagen ist eine Gesandtschaft des „Sultans" Mandara von Moschi in Deutschland angekommen, von Herrn Ehlers geführt, welcher bekanntlich das Glück gehabt hat, im vorigen Jahre von Pangani aus den Kilimandscharo zu erreichen, während Dr. Hans Meyer, der sich bereits wieder zu einer neuen Expedition rüstet, in die Hände Buschiris fiel und von dessen Leuten übel behandelt wurde. Herr Ehlers hat sich mehrere Monate in Moschi aufgehalten, mit dem dortigen Häuptling Mandara Freundschaft geschlossen und nach Deutschland eine Gesandtschaft desselben hinübergeleitet, welche mit mancherlei Geschenken für Se. Majestät den Kaiser ausgerüstet ist, von denen das erwähnenswerteste ein Elefantenzahn im Gewichte von 118 Pfund sein dürfte, welches kolossale Stück Elfenbein ein Neger vom Kilimandscharo bis nach Mombas hinunter getragen hat. Nachdem uns Flegel seiner Zeit mit den Haussa, Dr. Henrici mit den Ewe bekannt gemacht haben, werden nun zum erstenmale Mitglieder des interessanten Dschaggastammes die Hauptstadt des Deutschen Reiches besuchen, um später ihren Landsleuten einen Begriff von der Macht des Deutschen Reiches beizubringen, soweit sie das zu thun, und ihre Stammesgenossen es zu begreifen im stande sein werden. Um das Urteil über diese Neger, ihren Häuptling und das sie bewohnende Land zu klären, ist es von Interesse, das Hauptsächlichste in objektiver Weise zusammenzustellen.

Die Dschaggalandschaften wurden im Jahre 1885 von Herrn Dr. Jühlke und Premierleutnant Weiß für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erworben, da es bekannt war, daß Mandara, der dortige mächtigste „Sultan", den Deutschen freundlich gesinnt war, wie seiner Zeit der so unglücklich ums Leben gekommene Baron v. d. Decken erfahren hatte. Die Erwerbung war, abgesehen von politischen Erwägungen im Hinblick auf die Gelüste der Engländer auf das Kilimandscharogebiet, auch insofern von einer großen Wichtigkeit, als man annahm, die Höhenlage dieses Gebietes garantire eine relative Fieberfreiheit und könne später bei der Anlage eines Sanatoriums in Betracht kommen. Obwohl das Höhenklima auch schwere Fieber nicht verhüten kann, wie seiner Zeit Dr. Fischer erfahren hatte, der am Naiwascha-See in einer Höhe von 9000 Fuß von einem heftigen Gallen-Fieber befallen wurde, an dem auch viele seiner Leute erkrankten, so haben doch die Erfahrungen der Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche sich dort längere Zeit aufgehalten haben, bewiesen, daß in dem Gebiete des Kilimandscharo bösartige Fieber sehr selten vorkommen. Nebenbei hegte man auch wohl noch den Gedanken, da die Küstengegenden Ostafrikas für eine Ansiedlung deutscher Bauern sich nicht eigneten, am Kilimandscharo geeignete Gebiete dafür zu erwerben. Die beiden oben genannten Herren lösten ihre Aufgabe in vortrefflicher Weise; sie schlossen Verträge mit den dortigen Häuptlingen ab, besichtigten eingehend das Land und, wenn auch ihre Schilderungen[1]) das leicht begreifliche Gepräge eines schönen Enthusiasmus tragen, so hat sie die Begeisterung doch nicht verleitet, ein einseitig gefärbtes Bild zu liefern.

Die Landschaft Moschi liegt auf und an einem der südöstlichen Ausläufer des Kilimandscharo in einer Höhe von etwa 1000 m über dem Meere und bildet die bedeutendste Landschaft des Dschaggalandes, welches sich vom Fuße des Kilimandscharo bis zur Höhe von etwa

---

[1]) Meine Reise nach dem Kilimandscharo-Gebiet. Von Kurt Weiß, Premier-Leutnant im Hessischen Pionier-Bataillon Nr. 11. Berlin 1885. Druck und Verlag von Friedrich Luckhardt.

Die Erwerbung des Kilimandscharo-Gebietes. Von Karl Jühlke. (Sonderabdruck aus der Kölnischen Zeitung.) Köln 1885. Druck von M. du Mont-Schauberg.

Digitized by Google

3000 m um die Ost-, Süd- und Westseite des Berges erstreckt. Ein sehr anziehendes Bild der Landschaft gibt Thomson in seinem Werke: „Durch Massai-Land,“[1]) wenn er schreibt:

Moschi liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thal begrenzt wird. Vom obern Teil desselben leiten sehr geschickt angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines kleines Baches über den ganzen Bergrücken, und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reichern und mannigfaltigern Anblick genoß ich an keinem andern Punkte Afrikas. Die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananenwäldern, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams u. s. w. Hie und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaarfarrn und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen, saftigen Grase; lustige muntere Ziegen hüpften um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele aus. Mit ungeheueren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den Vorzug eines schönen Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus. Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht unbeschränkt; nach Norden türmte sich in gebietender, majestätischer, Ehrfurcht einflößender Mächtigkeit und stiller Ruhe, die schneebedeckte Spitze des Kibo empor. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Blut lief wärmer durch die Adern, angeregt durch die nervenstärkende Bergluft, bis man sich gedrungen fühlte, „prächtig“ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi überkam einen nicht das Gefühl des köstlichen lotusessenden Nichtsthuns, wie in dem träumerischen poetischen Leben zu Taweta; und das trotz der zauberischen Naturmusik, welche der entfernte Wasserfall oder der träumerische „Sogg“ des Flusses tief unten im Thal machte, und vom kühlen Winde auf flaumigen Fittigen zu unsern Ohren getragen wurde. Solcher Art war unsere unmittelbare Umgebung. Wir wollen indessen von unserm vorteilhaften Aussichtspunkt noch einen Blick in die Weite über das flache Land von Djagga werfen. Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe sonnenverbrannte Ebene dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pic von Kadiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrunde die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unsern Füßen. Hier wölbt sich domartig ein „Gallerie“-Wald über einem rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgekrönter Hügelrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten, und man hat Dschagga. Nach derselben Seite, doch über den Fuß des Berges hinaus, wird das Auge gefesselt von einem ausgedehnten reichen Walde und Röhricht mit Tüpfeln von seltsamen kleinen zuckerhutartigen Bergkegeln, welche Zeugnis ablegen, daß die Schmiede Vulkans da unten einstmals ihre feurigen Essen hatte. Die Aufmerksamkeit wird schließlich durch den Blick auf den silberhell schimmernden Ipesee gefesselt, welcher soeben an der Ugonobergkette vorbei sichtbar wird, und weit darüber hinaus in dämmernder Ferne erblickt ein scharfes Auge noch die Berge von Pare und Usambara. Nach Süden schweift der Blick über die wohlbewässerte Ebene des Kahelands bis zu den interessanten Bergen von Sogonoi. Diese ganze Gegend, eine der reichsten in ganz Afrika, ist thatsächlich, mit Ausnahme einiger Walddickichte, unbewohnt, infolge des Schreckens, den die Massai verbreiten. Nach Westen ist die Aussicht malerischer und mannigfaltiger, denn dort schweift der Blick über Majame (einem Dschaggastaat), über die sonnigen Abhänge des Kilimandjaro vom Gipfel bis zum Fuß, und über den ihn flankirenden schrundigen, schluchtenreichen Schira, dessen düstere schwarze Klippen und enge Schluchten gar sehr von dem lieblichen Anblick von Majame an seinem Fuße abstechen. Dahinter erheben sich die prächtigen, wenn auch schlichten Umrisse des wunderbaren Vulkankegels Meru, welcher sich aus der ihn umgebenden Ebene bis nahezu 2 700 Meter erhebt und dasteht in all der strengen und doch gefälligen Würde einer von den Cyklopen gebauten Pyramide. Von dem Ausblick nach Norden, welcher das herrliche Panorama abschließt, will ich keine Beschreibung zu geben versuchen, weil mein Wortvorrat nicht ausreicht, um eine würdige Schilderung der Wirkung zu geben, welche der Anblick des Kibo und Kimawensi auf den Geist ausüben. . . .

Mandara wohnt in einem Hause, welches sich durch seine längliche Form von den Bienenkorb ähnlichen Hütten seiner Unterthanen unterscheidet. Es ist hoch und luftig gebaut, hat einen Flur, auf dessen beiden Seiten das Wohn- und Schlafgemach liegen. Es sieht bei ihm schon einigermaßen zivilisirt aus; in seinem Schlafzimmer steht die landesübliche Kitanda (das Bett der Eingeborenen), mit wollenen Decken, seidenen gestickten Kopfkissen und außerdem noch ein großes breites europäisches Bett; an den Wänden hängen und stehen Blechkoffer, Teller, europäische Stühle, Tassen, Nachttische, Schlaguhren, Schilde, Speere und Gewehre, alles Sachen, welche ihm die durchreisenden Europäer halb gezwungen, halb freiwillig geschenkt hatten, um seine Gunst zu erwerben oder zu erhalten. Er ist von hoher, kräftiger Statur, auf dem einen Auge blind, außerordentlich beweglich, dabei aber selbstbewußt auftretend, nach Thomson von fürstlicher Haltung, und Europäern sehr geneigt, die Engländer ausgenommen, welche, wie Johnston, übertriebene Ansprüche an ihn stellten. Er hat, wie viele seiner Unterthanen, nicht den gewöhnlichen Negertypus, sondern scharf markirte Gesichtszüge, schmale Lippen, seitwärts hervorstehende Backenknochen und schlichtes Haar, so daß der Typus eher an den der Indianer Nordamerikas erinnert. Als Kleidung trägt er die gewöhnlichen blauen Maskattücher mit bunter Kante, togaartig um Leib und Schultern geschlungen, und auf dem Haupt eine rothwollene Mütze; die Ohrklappen sind wie bei den meisten Bewohnern des Landes durch hineingespannte Zierraten von Draht oder Holz unförmlich erweitert. Die Hautfarbe ist hell, gelblich-braun. Seine Sprache — er beherrscht das Kisuaheli vollkommen geläufig — ist lebendig, ausdrucksvoll und wird unterstützt durch ein beredtes Geberden- und Minenspiel, das besonders bei allen stärkeren Gemütsbewegungen hervortritt.

Mandara ist sehr ehrgeizig und liegt in Verfolgung seiner Pläne deshalb im beständigen Kampfe mit seinen Nachbarn, deren Vieh er wegtreibt und deren Bananenbäume er umhauen läßt, damit Hungersnot entstehe und die Bewohner ihn als ihren Sultan anerkennen sollen. Er zählt an 500 Krieger, besitzt also die stärkste Macht unter den zwerghaft kleinen Dschaggafaaten, kann aber mit den verbündeten Wakuafi wohl 2000 Krieger ins Feld stellen und fühlt sich deshalb als ein großer Fürst, als ein „großer Mann“, wie er seiner Zeit an Dr. Hans Meyer schrieb, um denselben zu veranlassen, über Moschi die Besteigung des Kilimandscharo zu versuchen.[1]) Dr. Hans Meyer hielt nämlich den Weg über Marungu, bei dessen Fürsten Mareale er freundliche Aufnahme gefunden hatte, für den besseren und fürchtete, von Mandara nach Möglichkeit ausgeplündert zu werden. Meyer hat eine ungünstige Meinung von dem Charakter Mandaras, welcher aber in mancher Beziehung ein besserer als der anderer Negerhäuptlinge ist. Auch Thomsons Urteil ist ein sehr verklausulirtes. Er behauptet, daß Mandara den englischen Missionar Rew seiner Zeit vollkommen ausgeplündert und die Absicht gehabt habe, denselben zu töten, woran er aber durch seine Mutter verhindert worden sei. Thomson erhielt aber später die goldene Uhr Rews ohne weitere Schwierigkeiten zurück und muß, als ein gutes Verhältnis mit dem Häuptling hergestellt war, seine Gastfreundschaft und seine Intelligenz loben. Die schwache Seite in Mandaras Charakter ist offenbar seine Habsucht, und darin unterscheidet er sich nicht im geringsten von den Negerhäuptlingen Ostafrikas, welche der Schrecken der Reisenden sind und durch die Einrichtung des Hongo, die Wegsteuer, es ganz in ihrer Gewalt haben, die Reisenden bis aufs Blut zu schröpfen. Dieses System ist bei den Massais, mit denen Mandara oft in Fehde liegt, am weitesten ausgebildet. Dabei liegt es im Negercharakter, beständig an den Geschenken zu mäkeln, mögen sie auch noch so bedeutend sei, in der Absicht, noch mehr herauszupressen. In einer ergötzlichen Weise schildern die Reisenden, wie Mandara bei der Besichtigung der ihm vorgelegten Geschenke verfährt; zu ihrem nicht geringen Erstaunen stieß der Häuptling einen langgezogenen Pfiff, nach Jühlke sogar in der Art einer chromatischen Tonleiter aus, was das Zeichen seiner Unzufriedenheit oder in einem anderen Falle seines Erstaunens war. Es blieb natürlich nichts weiter übrig, als zuzulegen, was ja nach Ansicht der Neger für die Europäer als unglaublich reiche Leute ein Vergnügen ist, und auch Jühlke mußte, so oft er dieses fatale Pfeifen hörte, wieder in den Koffer greifen. Aber im allgemeinen benahm sich Mandara sehr liebenswürdig, schloß mit Dr. Jühlke Blutbrüderschaft und war augenblicklich geneigt, sein Land den Deutschen abzutreten. General Matthews, der Abgesandte des Sultans von Sansibar, war kurz vor der deutschen Expedition bei ihm gewesen und hatte gewünscht, einen Vertrag mit ihm zu schließen, aber Mandara ließ sich so ohne weiteres nicht darauf ein, nahm zwar 600 Rupien und die rote Fahne des Sultans, aber verlangte noch vorher eine besondere Bescheinigung, daß Matthews auch der Abgesandte des Sultans sei. Ehe diese Bescheinigung aber nach Moschi kam, trafen die Deutschen ein und Mandara fand sich augenblicklich bereit, mit ihnen Verträge zu schließen. Ob er die 600 Rupien an den Sultan von Sansibar zurückgesandt hat, verschweigt die Geschichte.

Was nun die Dschaggaleute anbetrifft, so sind die Männer lediglich Krieger und Jäger, da die ganze Gegend äußerst wildreich ist; die Weiber besorgen Feld- und Hausarbeiten. Der Gottesbegriff fehlt diesen Negern gänzlich, obwohl Thomson behauptet, daß sie in dem Kibo den Aufenthalt des höchsten Wesens sähen, doch ist ihre Moral ziemlich entwickelt. Die einen Beobachter schildern die Krieger als mutig, voller Leben und Thatkraft, was sich auch in ihrem Äußern zeige, die anderen — und das sind die, welche am längsten in Moschi gelebt haben — als feige Räuber, welche bei den meist harmlosen Gefechten viel Pulver verknallen und die Dörfer beim Morgengrauen überfallen, da es ihnen weniger darauf ankomme, einen feindlichen Stamm zu besiegen, als sein Vieh wegzunehmen. Wenn sie ernsthaft Widerstand finden, sollen sie sich sofort zurückziehen. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Auch die Massai sind schließlich nur Viehdiebe, dabei aber

[1]) Leipzig. F. A. Brockhaus. 1885.

[1]) Siehe: Briefwechsel mit einem ostafrikanischen Fürsten, Nr. 12, Jahrgang 1888 der Deutschen Kolonialzeitung.

Digitized by Google

wird ihnen Niemand Mut absprechen können. Jedenfalls ist Mandara eine hervorragende Persönlichkeit, und es dürfte sich wohl lohnen, die Verbindung mit ihm fester und inniger zu gestalten, als bisher, wenn die Route von Pangani aus wieder sicher ist, denn auch die Dschaggastämme scheinen mehr Anlagen zu einer Entwicklung zu besitzen, als manche der Küste näher wohnende Negerstämme. *

Die Banane (Musa *L.*).

Die Banane ist eine baumartige üppige Staude, welche ausschließlich den Tropen angehört und dort allenthalben gedeiht. Sie kommt noch bis zu einer Höhe von 1500—1600 m gut fort und verträgt selbst ein Klima mit einer mittleren Jahrestemperatur von 12° C., wobei jedoch das Minimum nicht bis auf 0 Grad sinken darf.

Der Verfasser hat nun zwar im folgenden hauptsächlich die afrikanische Banane (Musa paradisiaca) im Auge, doch gilt alles Gesagte so ziemlich für alle Bananenarten und Varietäten der ganzen tropischen Welt.

Die Banane entsprießt einem dicken Wurzelknollen mit Pfahlwurzel. Die gezüchtete Banane kann nur durch Versetzen solcher Wurzelknollen gedeihen, da deren Samenkerne nicht aufgehen, während die wilde Banane keimfähig ist. Die Neger stecken die Wurzelknolle in mit dem Arme gegrabene Löcher, ohne sich dann weiterer Pflege derselben hinzugeben. Der Verfasser erzielte auf der deutschen Station in Kakoma in Unyamuesi ausgezeichnete Resultate, indem er je eine der armdicken Pfahlwurzeln mit dem Knollen in 1 m tiefe und ebenso weite Gruben pflanzte, wobei dem roten Laterit etwas Humus und Rindermist zugesetzt wurde. Die Pflanzen schossen bei anfangs täglicher einmaliger Begießung fast zusehends in die Höhe, so daß sich die Unyamuesi des Dorfes garnicht ausreden ließen, daß Zaubermittel angewandt worden wären.

Zunächst entwickelt sich ein etwa handgroßes zartes Blatt von hell maigrüner Farbe. Die junge Pflanze muß nun sehr vor den Angriffen von Ziegen, Schafen und besonders Hühnern geschützt werden, welche gierig die jungen zarten Schößlinge abfressen. Ein einfaches Auflegen einiger Dornzweige genügt vollkommen. Allmählich schießt nun ein Blatt nach dem andern fest gerollt aus dem Herzen der Pflanze hervor, und wenn es etwa Meterlänge erreicht hat, entfaltet es sich, indem es aufrollt und sich im leichten Bogen umlegt. Dann wächst es bis zu 2, selbst 2½ m Länge und oft noch mehr bei einer Breite von 60 cm. Sobald ein Blatt aufgerollt ist, zeigt sich am Grunde schon ein neues, und dauert die Entwicklung höchstens 8—10 Tage. Die Blätter stehen wechselständig, sich dabei in doppelter steiler Windung übereinander stellend. Die Stiele sind am Grunde scheidenförmig, und die verlängerten Scheiden bilden den Stamm. Der Blattrand ist ganz glatt, und von der starken Rippe, welche sich nur nach unten wölbt, gehen fast senkrecht zu dieser genau parallel laufende Blattnerven aus. Oben sind die Blätter stumpf abgerundet und unten legen sie sich lanzenförmig an die Rippe an. Die Blattscheiden bilden, ringsum übereinander gelegt, den doppelt schenkeldicken Stamm, der massig und von grüner Farbe mit rotbraunen Streifen und Flecken besetzt ist. Die unteren Blätter werden nach und nach gelb und dürr, hängen herab und sterben dann ab, während die Scheide noch lange aufliegt. Die zarten Blätter werden stets, wenn sie Winden ausgesetzt sind, ganz und gar in der Richtung der Blattnerven gerissen und zerschlissen. Schneidet man die absterbenden Blätter zeitig ab, so fördert dies das Wachstum der Pflanze ungemein.

Die ganze Staude zeigt ein sehr lockeres Zellengewebe, welches von Saft strotzt, so daß es erstaunlich ist, wie selbst auf trockenem Lateritboden wachsende Bananenpflanzen so mit Wasser gesättigt sind. Sie verdanken dies offenbar nur ihrer Eigenschaft und Fähigkeit, Wasser in großer Menge aus der Atmosphäre aufzufangen. Ihre großen weitgespannten Blätter eignen sich dazu ganz besonders. In der Nacht nämlich kühlen sie sich sehr stark ab, da sie zum Ausstrahlen so große Fläche bieten. Bei Sonnenaufgang mit der rasch zunehmenden Wärme schlägt sich dann das in der Luft enthaltene Wasser als Tau an den Blättern nieder und bis gegen 10 Uhr morgens triefen die Bananenpflanzen vom Tau wie nach einem Regenguß. Die Blätter saugen dann zum Teil das Wasser auf, zum Teil rinnt es den Blattstengel entlang um die Blattscheiden und wird von dem Stamm aufgenommen.

Die Stauden erreichen eine Höhe von 4—10 m und wachsen nie einzeln, sondern seitwärts sprießen aus derselben Wurzel neue Pflanzen, um dann wieder einige Wurzelknollen zu bilden, und so entstehen Gruppen von 10—12 Stämmen. Die unfruchtbar gewordenen Stauden, deren jede nur einmal trägt, sterben dann ab und sinken um.

Die Banane liebt feuchten Humusboden, gedeiht aber auch in trockenem Laterit ganz gut, und zwar ohne alle Pflege. Es ist ein Beweis für die große Indolenz der Neger, daß sie nirgends diese nützliche Pflanze stark anbauen, mit Ausnahme von Uganda, wo man fast ausschießlich von den Früchten derselben lebt.

Der Verfasser dieses hat die Beobachtung gemacht, daß das Vorhandensein von Bananenplantagen bei Dörfern stets mit Sicherheit auf geordnete staatliche Verhältnisse, d. h. nach afrikanischen Begriffen gemessen, auf Sicherheit von Person und Eigentum und auf das Vorhandensen starker Häuptlinge schließen läßt, während umgekehrt der Mangel von Bananenpflanzungen auf dauernden Kriegszustand, hohe Unsicherheit und Zerrissenheit des Stammes, sowie auf die Herrschaft kleiner, fortwährend sich befehdender Häuptlinge deutet.

Die Banane nämlich braucht bei der Faulheit der Neger vieler Jahre, um sich selbst in kleinen Hainen anzusiedeln, und fällt bei Kriegen stets dem Sieger zum Opfer, indem derselbe die Stauden umschlägt, wozu sie mit ihrem weichen Fleisch geradezu einladet. Da, wo nun dauernde Unsicherheit herrscht und womöglich alle Jahre die Pflanzungen zerstört und wieder andere errichtet werden, können Bananen nicht aufkommen.

Die Bananenstaude beginnt schon nach 3—4 Monaten einen 4—6 cm starken Blütenstiel zwischen den Blüten in 2—4 Meter Höhe zu treiben, welcher sich im Bogen nach unten senkt. Schraubenförmig sind die flachen Blütengruppen angeordnet. Die gelblichen weichen Blütenscheiden sind an der Spitze rot und die Dachscheiden lang überhängend von lebhaft purpurbrauner oder purpurvioletter Färbung. Diese fallen ab, sowie die Blüte die Frucht angesetzt hat. Unten befinden sich dabei die weiblichen Blüten, in der Mitte unfruchtbare Zwitterblüten und oben die männlichen Blüten. Die Befruchtung übernehmen zum großen Teil die Bienen, welche zur Zeit der Blüte die Bananen in großen Mengen umschwärmen, so daß ihr Summen oft an leises fernes Glockenläuten erinnert.

Während nun die obern weiblichen Blüten schon Früchte angesetzt haben, sprießen unten immer neue weiter, was einen ganz eigentümlichen Anblick gewährt und den Eindruck strotzender Fruchtbarkeit hervorbringt. Die leicht nach oben gekrümmten gurkenartigen Früchte haben eine Länge von 20—30 cm und meist einen rechteckigen Querschnitt. In den Tropengegenden züchtet man etwa 40—50 Varietäten. Auf Sansibar und der Ostküste sind die beiden besten Arten Mkono wa tembo (Elefantenfuß), so genannt wegen ihrer Größe. Dieselben werden so lang wie ein Unterarm vom Ellbogengelenk bis zu den Fingerspitzen und so dick wie der Arm über dem Handgelenk. Die Trauben dieser Varietät bringen jedoch nur 5—6 Früchte zur Reife. Ferner Sukari (Zucker), kleine, nur fingerlange Früchte, gedrungen mit rundem Querschnitt. Beide Sorten haben im reifen Zustande ein hartes Fleisch von außerordentlichem Wohlgeschmack.

Die Fruchttraube der Banane enthält 20—120 Früchte und wird oft 150 und mehr Pfund schwer, so daß sie oftmals am Stamme gestützt werden muß, um diesen nicht abzuknicken. Der Verfasser hat Bananentrauben gesehen, welche zwei Mann nicht zu tragen im stande waren.

Die Frucht der gezüchteten Bananen enthält zahlreiche ganz verkümmerte, kaum stecknadelgroße dunkle Fruchtkerne, welche nicht keimfähig sind. Diese sind von einem mehlig fleischigen Fruchtbrei umschlossen, dessen Farbe weißgelblich ist und in seinem Geschmack lebhaft an sehr feine Birnen erinnert und stark nach Apfelsäure duftet.

Diese dreifingerdicken Früchte sind von einer lederartigen, 4 Millimeter dicken Schale umgeben, welche in der Längsrichtung leicht reißt und abzuziehen ist, während die Frucht halb querbrüchig ist. In unreifem Zustand ist die Schale dunkelgrasgrün mit schwarz vorlaufender Spitze. Reif dagegen nimmt sie eine lebhaft goldgelbe Färbung an. Die Früchte der wilden Bananen (Musa Ensete) sind ungenießbar von ähnlicher Gestalt wie die veredelten, in reifem Zustand lebhaft goldgelb und rot gefärbt. Das weniger dicke Fleisch umschließt schwarze harte bohnenartige Kerne, welche von den Negern vielfach als Schmuck auf Schnüre aufgereiht werden.

Der Anblick eines Bananenhaines hat etwas ungemein Anziehendes, Fremdartiges und die schöne Staude bildet auch wirklich eine Zierde der Flora. Der ganze Habitus des üppigen Gewächses mit den breiten Blättern, welche sich im eleganten Bogen wölben, im Winde spielen, leise rauschen, das schöne helle Maigrün bis dunkle Saftgrün bildet einen so schönen angenehmen Kontrast gegen die einförmige prosaische Umgebung der Felder oder zerfallenen strohgedeckten Lehmhütten mit den Kegeldächern, oder die unschönen Dorfumzäunungen aus hohen, unregelmäßigen, krummen Baumstämmen, daß man als Neuling neugierig das grüne Dämmerlicht dort und die kühle, feuchte Luft des Haines aufsucht, um so schnell wie möglich wieder das Freie zu gewinnen, denn „dort unten aber ist's fürchterlich". Diese Bananenpflanzungen werden allgemein von den Dorfbewohnern verunreinigt und es entströmt dem Boden ein beleidigender Geruch. Die Luft ist außerdem feucht, moderig von den abgefallenen Blättern und umgesunkenen verfaulenden Stammstrünken. Außerdem wimmelt es dort stets von giftigen und ungiftigen Schlangen, doch alle sind furchtsam

Digitized by Google

und flüchten pfeilschnell vor dem Nahenden. Der Verfasser hat auch nie gehört, daß dort Menschen von Schlangen gebissen wurden. Gefährlicher sind schon die Skorpione, welche sich im trockenen Laub verbergen. Ihr Stich verursacht rasende Schmerzen, Drüsenanschwellungen, ohne aber jemals lebensgefährlich zu werden. Auch Scolopender (Tausendfuß) trifft man zuweilen. Bei diesen aber ist der Biß großer Exemplare tödlich.

Weiter hausen dort unzählige Insekten in Tausenden von Arten, ganz besonders Spinnen in allen Größen, Ameisen und Moskitos sitzen in ganzen Schwärmen auf der Unterseite der Blätter, um den Tag dort zu verbringen, scheuen sich aber keineswegs, aufgescheucht, den Eindringenden anzuzapfen. Selbst Fledermäuse flattern auf, wenn der glückliche Besitzer einer Staude die schweren Früchte kappt.

Die Banane liefert ganz außerordentliche Mengen von Nahrungsstoffen. Auf gleicher Grundfläche 40 mal so viel wie Kartoffel und etwa 130 mal so viel wie unsere Feldfrüchte. Denn an derselben Stelle können jährlich 2—3 Stauden je 150 Früchte, allerdings die Schale eingerechnet, liefern. Die Staude trägt nur einmal und stirbt dann ab oder wird abgeschlagen, und man kann schon eine Stunde später ein neues Wachstum von der Mitte aus bemerken. Die Banane hat noch den besonderen Vorteil, in unreifem wie reifem Zustande genossen werden zu können.

Die Banane.

Unreif gekocht, gebraten als Purée oder Salat ersetzt sie vollkommen die Kartoffel und ist ebenso nahrhaft und leicht verdaulich wie diese. Sie enthält unreif große Mengen Stärkemehl, und bereitet man in Guayana eine Art Arrowroot daraus: die unreifen Früchte werden in Scheiben geschnitten, in der Sonne getrocknet und zu Mehl zerstampft, worauf durch Schlemmen das Stärkemehl gewonnen wird. Es bildet ein rötliches, angenehm schmeckendes Mehl.

Die unreif getrockneten Scheiben können ebenfalls aufgekocht als Gemüse genossen werden.

Der reifen Bananen, roh genossen, wird man sehr leicht überdrüssig, doch sind dieselben keineswegs als Früchte ungesund, wie man dies vielfach von tropischen Früchten annimmt. Diese angebliche Schädlichkeit rührt daher, daß Neulinge dieselben im Übermaß genießen und so die Verdauungsorgane überanstrengen und leicht empfänglich für Infektionen machen. Nebenbei bemerkt, kann sich außer reifen Ananas und den unvergleichlichen Apfelsinen von Sansibar, welche einzig in ihrer Art sind, keine der Tropenfrüchte an Wohlgeschmack mit unsern Früchten messen.

Betreffs der Bananen glaubt der Verfasser jedoch die Beobachtung gemacht zu haben, daß dieselben zuweilen nach dem Genuß in rohem Zustande Fieber erzeugten, doch will er es nicht mit Bestimmtheit behaupten. Dasselbe erzählt man sich im Sansibar von rohen, nicht gut gereinigten Ananas. Unmöglich wäre dies nicht, da Bananenpflanzungen fieberschwangere Lokalitäten erzeugen, indem der Boden allmählich durchfeuchtet und von den Negern nicht reingehalten wird. Dieser Mißstand könnte durch europäische Kultivatoren ferngehalten werden. Die reifen Bananen als Kompot jedoch mit Mehl und Eiern gedämpft oder mit Eiern in Fett gebacken oder als Bananenstrudel, munden vortrefflich, sind sehr gesund und nahrhaft, wie man denn aus denselben eine Menge Gerichte herstellen kann. Dick eingedämpft, geben sie ein vortreffliches Mus, welches sich lange hält und auch sicher zum Export geeignet wäre. Unter Zusatz von Zucker und etwas Rum kann man eine feine Marmelade bereiten. Es sei hier nur noch eines eigentümlichen Gerichtes gedacht, welches an der Ostküste vielfach genossen und dort Romunada genannt wird. Zu gleichen Teilen werden sehr reife Bananen und Reismehl gut gemengt, fruchtgroße Klöße geformt und mit frischen Bananenblättern umwunden in Wasser gar gekocht. Diese sehr erfrischende wohlschmeckende Speise hält sich 5—6 Tage und ist so besonders auf Reisen leicht mitzuführen.

In der reifen Banane ist fast alles Stärkemehl in Zucker umgesetzt, und dieser ließe sich wohl ebenso vorteilhaft daraus gewinnen wie die darin enthaltene Apfelsäure. Auch Spirituosen lassen sich daraus brauen. Die Eingeborenen bereiten aus dem ausgedrückten Saft ein moussirendes, nicht berauschendes Getränk und der Verfasser stellte einen allerdings nicht sehr empfehlenswerten Essig für seinen Reisebedarf aus reifen Bananen her.

Der Banane kann man ein sehr hohes Aroma und große Süßigkeit auch künstlich in sehr kurzer Zeit geben, wenn man die Traube, welche eben zu reifen beginnt, in eine Grube verbringt, welche mit Feuer ausgeglüht und deren Boden mit heißer Asche bedeckt ist. Die Traube wird in der Grube aufgehängt, ohne mit der glühenden Asche in Berührung zu kommen, mit Ästen und frischen Bananenblättern zugedeckt, auf welche man ebenfalls heiße Asche einbringt und das Ganze mit Erde zuwirft. Nach 48 Stunden sind die Früchte gelb und vollständig gereift. Dasselbe kann man auf dem Transport in Holzschachteln erzielen, in welchen man die Banane mit heißer Asche umgiebt.

Doch nicht allein auf kleinen Strecken ist die Banane transportabel, sie verträgt, in kalten Räumen untergebracht, lange Seereisen, und von den jährlich in New York importirten 1 Million Bananentrauben verderben z. B. nicht ganz 20 Prozent.

Doch nicht allein die Frucht ist verwendbar, auch die Herzfaser der stammbildenden Blattscheide liefert den sogenannten Manilla-Hanf, welcher in neuerer Zeit vielfach Verwendung findet. Die jungen Blattschößlinge können als Gemüse genossen werden, haben aber einen etwas bitteren Geschmack. Die trockenen Blätter und Blattscheiden werden von Rindern und Kleinvieh mit großer Gier gefressen, sodaß sie sogar zur Mast verwendet werden können.

Es dürfte sich daher ganz entschieden empfehlen, dem Anbau von Bananen mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und die geringe aufzuwendende Mühe würde sich sicher besser lohnen, als die Anstrengungen, welche man gemacht hat, um europäische Pflanzen in den Tropen zu akklimatisiren.

Paul Reichard.

Über afrikanische Sklaverei.

Die Bewegung zur Unterdrückung der Greuel des afrikanischen Sklavenhandels und der Sklavenjagden hat in diesen Tagen den deutschen Idealismus in erfreulichem Maße wachgerufen. Je mehr aber eine Bewegung an den Idealismus einer Nation appellirt, um so wichtiger ist es, ihr das Objekt derselben mit voller Schärfe und Klarheit vorzurücken; denn selbst weite Kreise der Gebildeten pflegen eine große Frage von allgemeinem Interesse mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande und daher wohl mit der dem Deutschen eigentümlichen Wärme, aber mit einer Unklarheit aufzufassen, welche, als notwendige Folge der oberflächlichen Beschäftigung mit der Frage, der Sache selbst nicht geringen Abbruch thun muß. Die Vertreter der deutschen Bewegung zur Unterdrückung des Sklavenhandels, wie sie sich in der Deutschen Kolonialgesellschaft zentralisirt hat, haben sich wiederholt veranlaßt gesehen, zu erklären, daß man nicht daran denke, die Sklaverei als soziale Institution in Afrika zu beseitigen, sondern daß die Spitze der Bewegung lediglich darauf gerichtet

sei, die Sklavenjagden und den Sklaventransport zu unterbinden. Es ist dabei allerdings auch als notwendig bezeichnet worden, daß man Anstrengungen mache, die Sklaverei in Arabien, Persien, Indien ꝛc. zu bekämpfen und zu beseitigen, d. h. in den Ländern, die als Absatzgebiete des ostafrikanischen Negerhandels vorzugsweise in Betracht kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Bestrebung für die Sache der Antisklavereibewegung die besten Erfolge zeitigen würde. Die halbe Arbeit, ja mehr als das, wäre gethan, wenn die arabischen und indischen Händler vor die Thatsache der Unrentabilität ihres schmählichen Geschäftes sich gestellt sähen. Auch wird niemand, der über die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände der genannten Länder einigermaßen orientirt ist, an der Durchführbarkeit und Opportunität einer solchen Maßregel zweifeln. Anders liegt die Sache in Afrika selbst. Wir sind über die große Mehrzahl der afrikanischen Völkerschaften und ihre Einrichtungen, über das, was ihnen not thut und den rechten Weg zu ihrer Zivilisirung noch viel zu unzulänglich unterrichtet, um die Abschaffung der Sklaverei in ganz Afrika mit voller Überzeugung befürworten zu können, so dringlich auch Christentum und Humanität eine solche Maßregel erscheinen lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Antisklavereikommission der Deutschen Kolonialgesellschaft mit der Trennung jener beiden Fragen nicht etwa eine Sympathie für die Sklaverei als gesellschaftliche Institution hat bekunden wollen. Sie hat sicherlich damit nur ausdrücken wollen, daß sie die Frage noch nicht für spruchreif halte, ohne sie damit von ihren Aufgaben gänzlich auszuschließen. Ich halte es für notwendig, dies ganz besonders zu betonen, da man fürchten muß, daß eine absichtliche oder unabsichtliche Verkennung dieser Thatsache der ganzen Bewegung großen Schaden zufügen würde, zumal die Gegensätze auf dem Gebiete der Frage, ob die Sklaverei in Afrika aufzuheben sei, sich bereits so scharf herausgebildet haben, daß man durch eine Stellungnahme im Kampf der Meinungen wohl gar in Gefahr kommt, entweder als Humanitätsschwindler oder als Sklavereipropagandist angesprochen zu werden.

Wenn man nun auch anerkennt, daß zunächst das vorliegende Material für eine gewissenhafte Entscheidung der Sache noch nicht genüge, so folgt doch daraus noch nicht, daß man augenblicklich weiter nichts thun könne, um die Frage ihrer endgültigen Lösung näher zu bringen, als abzuwarten, bis uns diese Materialien durch Forscher auf afrikanischem Boden zugänglich gemacht sind. Die Sache hat einmal auch eine sehr wichtige, aprioristische Seite, deren Behandlung doch nicht ganz außer Augen zu lassen ist, und dann ist es unter allen Umständen eine notwendige Aufgabe, daß man zunächst die Resultate der bisherigen Forschungen resümire und damit nachweise, was bereits zur Lösung der Frage gethan ist und wo die weitere Forschung einzusetzen hat. Hierzu sollen die folgenden Zeilen anregen.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, schicke ich voraus, daß darüber natürlich kein Zweifel sein kann, daß die Sklaverei als eine den Geboten des Christentums und der Humanität widersprechende Institution ausgerottet werden muß, wo immer sie sich findet. Es ist überflüssig, zur Unterstützung dieser Ansicht irgend etwas beizubringen. Was in Frage gestellt werden kann und eben auch im vorliegenden Falle Anlaß zu Zweifeln bietet, ist nur, ob es in einem gegebenen Momente rätlich ist, durch äußere, gewaltsame Mittel eine solche mit den Sitten und Anschauungen, dem wirtschaftlichen und politischen Leben — so weit davon die Rede sein kann — organisch verbundene Institution unvermittelt aus der Welt zu schaffen. Vor die Frage in dieser allgemeinen Form gestellt, wird niemand anders als mit einem entschiedenen „nein“ darauf antworten können, umsomehr, als ja die vielfachen Experimente dieser Art Gelegenheit zu bitteren Erfahrungen genug geboten haben. Das jüngste Beispiel ist Brasilien, das dadurch in seinem wirtschaftlichen Leben einen argen Stoß erlitten hat, von dem es sich nicht so rasch wird erholen können; und doch lagen die Verhältnisse für das Gelingen des Experiments hier vergleichsweise günstig, wenigstens unendlich viel günstiger, als es jetzt in Afrika der Fall sein würde. —

Wenn der Arzt eine Krankheit heilen will, so sucht er ihre Ursachen aufzuspüren und zu beseitigen. Einem sozialen Übel kann nur auf dieselbe Weise Abhülfe geschaffen werden. Wir werden daher zunächst, wenn wir der Frage auf den Leib rücken wollen, zu prüfen haben, welche Verhältnisse das Entstehen dieser sozialen Einrichtung begünstigt haben, in welcher Form und in welchem Umfange dieselbe z. B. noch besteht, wie weit sie mit den rechtlichen und ethischen Anschauungen des Afrikaners verwachsen ist. Wir würden ferner im einzelnen zu betrachten haben, welche Nachteile eine sofortige Aufhebung der Sklaverei für die intellektuelle, sittliche, wirtschaftliche, rechtliche und politische Entwickelung der Eingeborenen, für die wirtschaftliche Eroberung Afrikas, für Handel und Wandel und Kolonialpolitik der Kulturnationen im Gefolge haben würde. Es würde endlich unsere Aufgabe sein, nach der positiven Seite hin festzustellen, durch welche Maßnahmen man die von Humanität und Christentum geforderte Aufhebung der Sklaverei vorzubereiten hat, und den Zeitpunkt zu bestimmen, wann endlich ohne Schaden dieses soziale Übel mit der Wurzel ausgerottet werden kann.

Das Grundübel ist ethischer Natur und findet sich in dieser Form bei allen Naturvölkern auf tiefer Kulturstufe. Der Afrikaner hat seinen eigenen Maßstab für die Wertschätzung der Arbeit. Durch ganz Afrika ist die Anschauung verbreitet, die ja bekanntlich auch unseren Altvorderen sehr geläufig war, daß nämlich Jagd und Krieg die einzigen, dem freien Manne wohlanständigen Beschäftigungen seien; die Erziehung der Kinder, die Besorgung des Hauses, das Bestellen des Ackers u. s. w. sind nach fast allgemeiner Auffassung mit der Würde eines freien Mannes unvereinbar. Diese Geschäfte weist er denen zu, über welche er auf irgend eine Weise eine Superiorität erlangt hat, also in erster Linie den Weibern, dann den Kriegsgefangenen, soweit sie nicht getödtet werden, den zahlungsunfähigen Schuldnern, denen, die eine Freveltat zu sühnen haben oder sich gegen ihre Verfolger in seinen Schutz begeben. Endlich werden die Kinder von Sklaven regelmäßig wieder Sklaven. (Vergleiche hierzu die dankenswerten Auseinandersetzungen von Dr. Albert Herm. Post in seinem lange nicht genügend bekannten Werke „Afrikanische Jurisprudenz“, Oldenburg und Leipzig 1887.) Diese Verhältnisse sind fast für ganz Afrika maßgebend und charakterisiren zugleich die Herkunft der Sklaven. An einzelnen Orten finden sich natürlich kleine Abweichungen. So stellen die Mpongwe am Gabun, wie Wilson berichtet, ihren Kriegsgefangenen frei, ob sie sterben oder der Sklaverei anheimfallen wollen; Munzinger erzählt, daß sogar die Kinder eines zahlungsunfähigen Tigré der Sklaverei verfallen, wenn der Schuldner stirbt, ohne den Gläubiger befriedigt zu haben. Hier und da verbreitet ist auch folgende Form der Schuldhaft: Um ein Darlehn zu erhalten, bietet sich der Neger selbst als Pfand an. Die Sklaverei ist sein Loos, wenn er das Darlehn nicht pünktlich zurückzahlt. Einzelne Völkerschaften kennen dagegen die Schuldknechtschaft nicht, wie die Barea und Kunama, andere, wie die Marea schließen dieselbe wenigstens für die edlen Geschlechter ihres Volkes aus. An manchen Orten verpfänden Eltern ihre Kinder, die dann als Sklaven verkauft werden, wenn der Einlösungstermin nicht eingehalten wird.

Weit verbreitet ist auch der Gebrauch, dem Verbrecher die Freiheit abzuerkennen, dadurch, daß man ihn als Sklaven verkauft, so bei den Fantis, den Joloffen, in Loango, Siagara, an der ganzen Westküste des afrikanischen Kontinents. Bei den Mandingos ist die Sklaverei die gewöhnliche Strafe für Diebstahl, Ehebruch und manche andere Vergehen; doch ist hier begüterten Leuten die Freiheit gelassen, sich mit einer bestimmten Summe loszukaufen. Eine ganz eigentümliche Sitte, zu der allerdings auch bei uns die Analogien nicht ganz fehlen, herrscht bei den Kimbundas, und nach Hartmann (die Expedition an der Loangoküste) und Munzinger auch an der Loangoküste und bei den Bogos. Dieselbe trägt allerdings weniger zur Entstehung der Sklaverei bei, als vielmehr bietet sie dem Sklaven eine Gelegenheit, seinen Herrn zu wechseln. Die verschiedenen Formen, in der diese Sitte auftritt, kommen alle darin überein, daß ein Individuum demjenigen, dessen Sklave er werden will, irgend einen Schaden zufügt und ihm nach dem geltenden Rechte dadurch verfällt. Es ist dies besonders ein beliebtes Auskunftsmittel, um zur Zeit einer Hungersnot oder einer von mächtigeren Feinden drohenden Gefahr sich den Schutz eines begüterten und einflußreichen Patrons zu verschaffen. Auch greifen die Sklaven in jenen Gegenden gern zu diesem Mittel, um einen strengen Herrn gegen einen im Rufe größerer Milde stehenden zu vertauschen.

Dieser Gebrauch ist, wie gesagt, weit verbreitet. Weniger gleichförmig sind die Anschauungen über die durch die Geburt entstehende Sklaverei bei den afrikanischen Völkerschaften. Nach Posts Untersuchungen sind dabei zwei Fälle zu unterscheiden. Stammt das Kind von Eltern, welche beide unfrei waren, so fällt auch das Kind der Sklaverei anheim und wird Eigentum des Herrn, dem die Eltern dienstbar sind. Gehört dagegen nur der Vater oder die Mutter dem Sklavenstande an, so ist für den Stand des Kindes meistenteils das herrschende Verwandtschaftssystem maßgebend; indes sind andere Rechtsnormen durchaus nicht ausgeschlossen (vergl. z. B. Munzinger, Über die Sitten und das Recht der Bogos. Winterthur 1859.)

Über das Los derer, die auf irgendeine der näher bezeichneten Arten ihre persönliche Freiheit eingebüßt haben, herrschen vielfach noch recht verworrene Vorstellungen. Einmal ist vorweg zu bemerken, daß man sich hüten muß, ganz Afrika der Frage, um die es sich handelt, als gleichartiges Objekt gegenüberzustellen. Der größte Teil der afrikanischen Völkerschaften kennt und übt die Institution der Sklaverei; indes finden sich auch hie und da Gegenden, in denen die Sklaverei unbekannt ist. Von der Decken berichtet uns z. B., daß den heidnischen Wanika bei Mombas und manchen Stämmen im Innern des Festlandes die Sklaverei noch völlig fremd sei. Manche Thatsachen sprechen dafür, daß die Sklaverei, wo sie in Ostafrika besteht, zum größten Teil dem Einfluß des Islams und der Araber zuzuschreiben ist. In Timbuktu kann ein Eingeborener nach dem herrschenden Rechte überhaupt nicht Sklave werden, wenn wir Abd Salam Schabini (ed. by Jackson, London 1820) glauben dürfen. Außer diesen Einschränkungen darf nicht vergessen werden, daß die persönliche Unfreiheit nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden durchaus nicht überall den Charakter einer vollständigen Rechts- und Schutzlosigkeit trägt. Vielmehr ist zu sagen, was an sich wahrscheinlich ist, daß in Afrika alle Stufen von der völligen Rechtlosigkeit bis zu der von voller persönlicher Freiheit nur wenig unterschiedenen Stellung eines Klienten im römischen Sinne des Wortes vorkommen. Zwar erzählt Nachtigal, daß die Sklaven in Tibesti durchgängig sehr strenge gehalten werden; Buchholz meldet uns das Nämliche von einigen Gegenden in Kamerun, und Raffenel schildert in lebhaften Farben die grausame Behandlung der Sklaven in Senegambien. Hie und da mögen auch sonst gewohnheitsmäßig oder bei besonderen Anlässen die Sklaven eine harte Behandlung zu erdulden haben; aber im Durchschnitt ist die Stellung des Sklaven doch eine recht erträgliche und teilweise sogar behäbige. Von der Bestimmung, daß jeder Sklave, der den englischen Boden betritt, gesetzlich frei ist, wird daher nur selten Gebrauch gemacht. Wenn auch von einem kodifizirten Recht nirgends die Rede sein kann, so hat doch die herrschende Sitte die Befugnisse der Sklavenbesitzer erheblich eingeschränkt. Formell ist der Herr in vielen Gegenden berechtigt, seine Sklaven zu töten und zu verkaufen; thatsächlich bringt er nur selten dieses Recht zur Anwendung und dann fast nur bei Kriegsgefangenen, deren Stellung durchweg eine sehr viel ungünstigere ist, als die der ererbten oder im Lande geborenen Unfreien.

Diese Beschränkung geht in Dahome sogar so weit, daß zum Verkaufe eines Sklaven die Erlaubnis des Königs nötig ist (vergl. Labarthe, übersetzt von Berger, S. 93). Auch die Sitten der Barea und Kunama, der Joloffen, der Mpongwe sowie der meisten Stämme des äquatorialen Westafrika verbieten die Tötung und den Verkauf von Sklaven. Ja, der Herr hat bei vielen Stämmen dem Sklaven gegenüber gewisse Verpflichtungen, z. B. ist er für die Verbrechen und Schulden seiner Sklaven haftbar. Uebrigens steht auch dem Sklaven vielfach das Recht zu, sich seine Freiheit durch Erlegung einer gewissen Summe wieder zu erkaufen, was allerdings wohl nur dann Anwendung findet, wenn der Sklave von freien Eltern stammt. Außerdem bietet die oben angedeutete Sitte der noxae datio bei manchen Völkerschaften ein beliebtes Auskunftsmittel, um einem überstrengen Herrn zu entgehen. Alles in Allem genommen ist die Stellung des Sklaven mit wenigen Einschränkungen vielfach nicht schlechter, als die unserer ländlichen

Digitized by Google

Dienstboten. Der Sklave ißt mit seinem Herrn an demselben Tisch, kann nach Gefallen sogar mit Freien eine Ehe eingehen, hat das Recht, für seine Rechnung Handel zu treiben, eigenes Vermögen zu besitzen und sogar seinerseits wieder Sklaven zu halten.

Er wird als zur Familie gehörig betrachtet, und Fälle, daß die Sklaven, wie Buchholz aus Kamerun erzählt, in besonderen Dörfern wohnen, gehören zu den Ausnahmen. Es würde zu weit führen und dürfte für den vorliegenden Zweck auch weniger erheblich sein, die rechtlichen Anschauungen, die sich durch Jahrhunderte lange Gewohnheit bei den einzelnen Stämmen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Sklaven und Herren herausgebildet haben, im Einzelnen zu verfolgen; es genügt darauf hinzuweisen, daß bei der Entstehung dieses Gewohnheitsrechtes vor allem zwei Faktoren wirksam waren: einmal das Bestreben, den Sklaven gegen etwaige Grausamkeiten seines Herrn thunlichst sicher zu stellen und andrerseits die sichtliche Bevorzugung des im Lande selbst geborenen Sklaven vor dem importirten. Das eine Moment zeigt, daß der Neger humanen Regungen sehr wohl zugänglich ist; das andere zeugt für die Hochschätzung des Vaterlandes.

Diese kurze Überschau dürfte ein einigermaßen genügendes Bild von der Sklaverei in Afrika gewähren; sie giebt zugleich die Grundlagen für die Erörterung der Frage, welche Nachteile die sofortige Aufhebung der Sklaverei in den oben angedeuteten Beziehungen im Gefolge haben würde.

Man vergegenwärtige sich aus dem Vorhergehenden, daß die Entstehung der Sklaverei im Wesentlichen von zwei Momenten begünstigt wird, deren eines, die Geringschätzung der Arbeit, mehr subjektiv-ethischer, das andere, die Meinung von der Inferiorität der oben erwähnten Klassen, mehr objektiv-rechtlicher Natur ist. Beide müssen beseitigt werden, wenn man der Sklaverei den Boden entziehen will; aber beide sind zugleich mit der Kulturstufe des Durchschnittsnegers eng und organisch verbunden. Man wird den Neger also auf eine höhere Stufe der Gesittung und Bildung zu erheben haben, wenn man diese Übel ohne Schaden beseitigen will. Denn was man sonst auf allen Gebieten praktischen Thuns als zweckwidrig und schädlich erkannt hat, einem Folgeübel mit Gewalt zu Leibe gehen zu wollen, dessen Ursachen man nicht die Möglichkeit hat aus dem Wege zu räumen, das wird man doch auf diesem Gebiete nicht wieder praktiziren wollen, etwa weil das ungeduldige Verlangen die Verwirklichung unserer kolonialpolitischen Pläne über Gebühr zu beschleunigen strebt. Nichts ist wahrer und berechtigter als die eindringliche Mahnung von Lanessan in seinem kürzlich erschienenen Werke l'Indo-Chine française: „Achtet den Gottesdienst und die gesellschaftlichen Einrichtungen des zu zivilisirenden Volkes und lasset die bestehende Regierung intakt; bedient euch derselben, wo es die Verhältnisse irgend zulassen!" Die bestehenden Verhältnisse zu entwickeln und der niedriger stehenden Rasse Zeit zu lassen, daß sie sich unter verständiger Leitung allmählich zu der Stufe erhebe, welche sie zur Aufnahme unserer Kultur ohne Nachteil befähigt, das muß die Aufgabe jeder zivilisatorischen Thätigkeit in Afrika sein. Kann man billig erwarten, daß eine Rasse, die kaum erst die ersten Etappen auf dem Wege zur Zivilisation zurückgelegt hat, sich gedeihlich entwickle, wenn man ihr plötzlich und unvermittelt das Wenige nimmt, was sie bereits errungen hatte und sie vor die Notwendigkeit stellt, sich von heute auf morgen eine Kultur anzueignen, zu deren Erwerbung wir einige Tausend Jahre Zeit gebraucht haben? Muß man es nicht natürlich finden, daß eine solche Rasse, der man allen Halt geraubt hat, vor der nutzlosen Anstrengung, das Unmögliche zu leisten, mutlos zurückschreckt und körperlich und geistig verkümmert? Woher sollen sie gar die Kraft und den sittlichen Halt nehmen, um den Lastern der Zivilisation zu widerstehen? Man darf sich nicht wundern, daß es abwärts geht mit allen Naturvölkern, die mit der europäischen Kultur beschenkt werden; aber das ist erstaunlich, daß man die Nutzanwendung in der Praxis immer wieder vergißt. Auch in Afrika ist schon gar viel gesündigt, aber noch ist es Zeit, sich eines Besseren zu besinnen. Man verfalle in Afrika in denselben Fehler, so wird man das Land, statt es wirtschaftlich zu entwickeln, zu einer großen Wüste machen, die nicht, wie etwa Amerika, von Weißen bevölkert werden kann. Denn darf man eine sittliche Entwicklung des Afrikaners erhoffen, wenn man ihn dem wirtschaftlichen Ruin preisgiebt? Wird er nicht aufs tiefste empört und in seinem Rechtsgefühl verletzt, wenn wir ihm mit Gewalt das Recht über seine Sklaven, das ihm nach seinen Anschauungen so wohl begründet scheint, nehmen? Wenn wir die mühsam gesellschaftlichen Ordnungen, so unvollkommen sie sind, zerstören, wie dürfen wir erwarten, daß das politische Leben sich ersprießlich entwickle? Und die Kultivation und Kolonisation des schwarzen Erdteils, wie soll sie gelingen, wenn wir die einzigen Arbeiter, die dazu helfen können, dem Elend preisgeben? Können wir glauben, Absatzgebiete für unsern Handel in einem Erdteile zu finden, den wir wirtschaftlich zu Grunde richten? Und dabei denken wir noch gar nicht an die Schwierigkeit, daß wahrscheinlich die Sklaven selbst zum großen Teile der Durchführung einer solchen Maßregel den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen würden. Nun und nimmermehr kann man daran denken wollen, in wohlmeinender Humanität dem gesamten wirtschaftlichen Leben des afrikanischen Kontinents eine Wunde zuzufügen, an der es unfehlbar verbluten muß. Das Interesse der Sklaven, der Sklavenbesitzer, der zivilisirten Völker und der Zivilisation, wie die Interessen des Christentums und der Humanität verbieten die sofortige Aufhebung der Sklaverei. Aus der Forderung, die wir oben stellen mußten, erhellt, daß selbst in absehbarer Zeit noch nicht die Rede davon sein kann; denn das Werk der sittlichen und geistigen Erziehung der schwarzen Rasse wird noch Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Zwar herrschen an der Perfektibilität des Negers heute bei allen denen keine Zweifel mehr, die sich von dem verwirrenden Eindruck oberflächlicher oder tendenziöser Schilderungen losgemacht haben; aber die Geschichte der eigenen Entwicklung mahnt zur Geduld. Die Erfüllung jener Aufgabe wird zunächst in ihrem Hauptumfange der Mission zufallen, die daher in hervorragender Weise Anspruch auf weitgehendste Unterstützung hat. Wie dieselbe ihrer Aufgabe gerecht wird, das zu erörtern, kann nicht Gegenstand der vorliegenden Zeilen sein. Nur das muß hier betont werden, daß der Weg nimmermehr zum Ziele führt, der mit der Einprägung der Lehren der Religion beginnt. Die englische Mission ist in dieser Hinsicht der deutschen lange voraus gewesen. Zu den Hauptaufgaben der Missionsthätigkeit würde dann auch die Bekämpfung des Islam zu zählen sein, der mehr als alles andere geeignet ist, die Entwicklung eines Volkes zu hemmen. A. Seidel.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Eine Ausschußsitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft fand am 13. Mai in den Räumen der Gesellschaft statt, welcher zuerst Herr Geh. Reg.-Rat Simon und dann Herr Dr. Hammacher präsidirte. Der Herr Vorsitzende begrüßte die neu eingetretenen Mitglieder des Ausschusses und teilte mit, daß wegen der Anwesenheit Sr. Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe eine Ausschußsitzung für den nächsten Freitag anberaumt sei. Als das Protokoll der Vorstandssitzung genehmigt war, wurden die dem Ausschuß durch den Vorstand zur Erledigung überwiesenen Anträge der Abteilungen behandelt. Die Anträge wurden den verschiedenen Kommissionen überwiesen, welche neu gebildet wurden. Die Kommissionen setzten sich nunmehr folgendermaßen zusammen: Preßkommission: Staatsminister v. Hofmann (Vors.), Kurella, Dr. Schroeder, Prof. Schüller, Rittmeister v. Steun; Finanzkommission: Arnhold (Vors.), Dr. Martius, Dr. Schroeder; Geschäfts- und Agitationskommission: Dr. Ebert (Vors.), Konsul Annecke, Dr. Lange, Konsul Weber, Reg.-Baumeister Wiskow; Kommission für praktische Kolonisation: Direktor im Reichspostamt Sachse (Vors.), Dr. Ebert, Kurella, Vizeadmiral a. D. Livonius, Dr. Martius, Geh. Reg.-Rat Simon, Konsul Weber; Auswanderungs-Kommission: Generalmajor v. Teichmann-Logischen (Vors.), Konsul Annecke, Dr. Ebert, Dr. Hammacher, Kurella, Dr. Lange. Die Satzungen der Abteilung Danzig wurden genehmigt.

— Die Abteilung Berlin hielt am 13. Mai einen sehr stark besuchten Herrenabend ab, welchen Herr Professor Freiherr von Cuny mit einigen warmen Worten des Nachrufes an den hier verstorbenen Ingenieur Rohde, welcher in Ostafrika thätig gewesen, einleitete. Das Wort nahm sodann der tapfere Verteidiger von Dar-es-Salaam, A. Leue, zu einem Vortrage über seine Erlebnisse in Ostafrika. Da wir ausführlicher auf diesen Vortrag, der lebhaften Beifall gefunden hat und viel neues enthielt, zurückkommen werden, begnügen wir uns heute mit dieser kurzen Notiz, und wollen nur noch erwähnen, daß nach der Ansicht des Redners von den 5000 an der Küste wohnenden Arabern höchstens 1000 an dem Aufstand beteiligt gewesen sind. Dem Herrn Hauptmann Wißmann werde es bald gelingen, den Aufstand zu dämpfen, wenn auch bei Pangani und Kilwa noch kleine Gefechte vorkommen sollten, doch müßten natürlich noch längere Zeit schwarze Truppen dort stationirt bleiben, um den Wiederausbruch der Unruhen zu verhüten. Was die Neger anbetreffe, so hege er die Überzeugung, daß dieselben sich bald wieder beruhigen und ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen würden. An dem Herrenabend nahmen auch zwei interessante Gäste teil: die Inder Seewa Hadschi aus Sansibar und Eduljee Morris aus Bombay. Der erstere ist denen, welche sich für die Geschichte der ostafrikanischen Expeditionen interessiren, eine bekannte Persönlichkeit, da er als Mittelsperson zwischen Arabern und Deutschen uns manche Dienste geleistet hat, wie er auch fast regelmäßig die für die Expedition nötigen Träger lieferte. Er hat ein rundes Gesicht, das von einem schwarzen, kurzgeschorenen, spitz zugeschnittenen Backenbart umrahmt wird, einen ziemlich dünnen Schnurrbart, eine leicht gebogene Nase, und spricht nur Suaheli und Hindostani. Er trug einen langen, schwarzen, bis oben zugeknöpften Rock und eine schwarze, runde, schirmlose Kappe. Die Herren der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hatten ihnen zu Ehren am Montag ein Diner im Kaiserhof gegeben. Sie werden sich hier einige Tage aufhalten, um dann nach Paris zu reisen.

— In der letzten Nummer der Kolonialzeitung war gesagt worden, daß Se. Durchlaucht Fürst zu Hohenlohe-Langenburg wegen seiner parlamentarischen Obliegenheiten als Präsident der württembergischen Ständekammer am Erscheinen auf der Vorstandssitzung am 6. Mai verhindert gewesen sei. Diese Angabe enthält insofern einen bedauerlichen Irrtum, da Se. Durchlaucht nicht Präsident der Ständekammer, was beide Kammern bedeutet, sondern Vizepräsident der ersten Kammer ist.

— Die Abteilung Berlin hat ein Verzeichnis ihrer Mitglieder im Druck erscheinen lassen. Dasselbe ist für die betr. Mitglieder gratis zu haben bei der „Deutschen Bank", W. Mauerstr. 29, sowie in der Kunstverlagshandlung von Carl Grunert, SW. Charlottenstr. 22.

Kleine Mitteilungen.

— (Eine neue Expeditionstruppe) für das deutsche Südwestafrika ist in der Bildung begriffen und wird unter der Führung des Hauptmanns v. François, des bekannten Afrikareisenden, und dessen Bruders, des Leutnant v. François, so bald als möglich nach ihrem Bestimmungsorte gebracht werden. Die Truppe besteht nur aus Weißen, und zwar in Deutschland angeworbenen Kavalleristen, und soll aus höchstens 30 Mann sich zusammensetzen. Eine Zeit lang hatte man die Absicht, einen Teil der Wißmannschen Expedition, sobald etwas Ruhe in Ostafrika eingetreten, abzulösen und in Damaraland zu verwenden. Dieser Plan ist jedoch aufgegeben, da die Wißmannschen Truppen möglicherweise noch auf längere Zeit voll in Ostafrika gebraucht werden. Die Kosten der Truppe sollen bestritten werden aus den in den Etat für 1889/90 für die Errichtung einer Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika eingestellten 80 000 Mark und aus einem Restbestand von 51 000 Mark, welche aus dem Etat für 1888/89 aus dem Titel Schutzgebiete als in das laufende Etatsjahr übertragbar erklärt worden waren. — Laut einer Notiz der Berliner Politischen Nachrichten versenden die von den Lewisschen Gesellschaften angeworbenen

Digger nach Bericht des Kaiserlichen Kommissars Dr. Goering mit jeder Gelegenheit erhebliche Quantitäten von Gold- und anderen Erzen.

— (Aus Samoa.) Der am 30. April von Samoa abgegangene Dampfer „Lübeck" berichtet, die Eingeborenen seien völlig ruhig, die Stellungen auf beiden Seiten unverändert; Admiral Kimberley habe auf Anregung Mataafas durch einen Unterhändler den deutschen Konsul Knappe ersucht, Tamasese zum Frieden zu bestimmen, Tamasese habe dies indessen von seiner Anerkennung als König abhängig gemacht. Kimberley habe außerdem Proklamationen verbreitet und die Eingeborenen aufgefordert, Frieden zu machen. Der Dampfer „Rockton" sollte am 1. Mai von Apia mit 450 Amerikanern an Bord, welche den durch Sturm untergegangenen Schiffen angehören, nach San Francisco abgehen. Admiral Kimberley war mit 80 Mann in Apia zurückgeblieben. — Der neu ernannte deutsche Generalkonsul Stübel war in Apia angekommen, der bisherige Konsul Dr. Knappe befand sich an Bord der „Lübeck".

— (Vom deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien). Über die Thätigkeit des Vereins nach Ausbruch der ostafrikanischen Unruhen erfahren wir folgendes: Der Verein stellte nach Annahme der ostafrikanischen Vorlage im Reichstag sich dem Herrn Reichskommissar mit seinen Mitteln zur Verfügung und erließ einen Aufruf, welcher günstigen Erfolg hatte und dem Verein neue Mittel zuführte. Der Reichskommissar nahm das Anerbieten des Vorstandes in dem Sinne an, daß der Frauenverein ein fliegendes Lazarett einrichten solle, um gegebenen Falles dem Rufe des Führers auf das Festland sogleich folgen zu können. Der Vorstand rüstete demgemäß ein Feldlazarett mit 18 Betten aus, welches auf der „Martha" in Sansibar angelangt ist. An Pflegekräften befand sich bereits in Sansibar Schwester Auguste Hertzer, welcher Schwester Antonie Bäumler zur Seite gestellt wurde. Um die vorhandenen Kräfte und das vorbereitete Material nicht längere Zeit ungenützt brach liegen zu lassen, hatte der Vorstand beschlossen, bis zu der an ihn ergangenen Aufforderung zur Ausübung der Pflege auf dem Festlande in eine Bethätigung des Samariterdienstes auf Sansibar einzutreten. Da das von der Missionsgesellschaft auf Sansibar unterhaltene Krankenhaus, auch nach seiner Erweiterung, den Ansprüchen an Krankenpflege-Einrichtungen keineswegs genügen kann, so wurde, unter Zustimmung und Bethätigung der offiziellen Kreise beschlossen, unabhängig von dem bereits bestehenden Missions-Krankenhaus provisorisch noch ein neues deutsches Hospital zu gründen. In diesem Hospital sollen die Pflegekräfte des Vereins und die ausgerüsteten 18 Betten bis zu ihrer Verwendung auf dem Festlande vorläufig verbleiben. Der Missionsgesellschaft ist die Wahl der Oberin überlassen. Diese fiel auf Asta Gräfin von Blücher, welche am 29. April in der Kapelle des Lazarus-Kranken- und Diakonissenhauses eingesegnet wurde. Die Feier gewann eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß Ihre Majestät die Kaiserin derselben beiwohnte und nach derselben die Vorsitzende Frau Gräfin v. Monts mit einer huldvollen Ansprache beehrte. Auch Se. Majestät der Kaiser hat dem Verein sein Interesse durch Zuwendung eines Gnadengeschenkes unter anerkennenden Worten über die beschlossene gemeinsame Hospitalthätigkeit kundgegeben.

— (Die Afrikanische Konferenz in Brüssel.) Die Aufgaben der in Brüssel zusammentretenden Afrikanischen Konferenz werden immer umfangreicher. Maßnahmen gegen den Sklavenhandel, die Einfuhr von geistigen Getränken, Waffen und Kriegsmunition, sowie Grenzfeststellungen stehen, wie mehrfach berichtet wird, auf ihrer Tagesordnung, und nun treten noch wichtige internationale Rechtsfragen, die im Interesse der afrikanische Gebiete besitzenden Staaten erörtert werden müssen, hinzu. Auch die von Italien erhobene Streitfrage, welches nach der Besitzergreifung von Massauah seine Gesetze an die Stelle der Kapitulationen setzen wollte, wird entschieden werden — kurz die Brüsseler Afrikanische Konferenz wird die Berliner Kongo-Konferenz in sehr bedeutsamer Weise fortführen. Dabei verdient noch Erwähnung, daß auch Kardinal Lavigerie im Einverständnisse mit den belgischen Antisklaverei-Gesellschaften seinen Antisklavereikongreß in Brüssel tagen lassen wollte. Darauf ging aber der König der Belgier, welcher Brüssel für die von den Regierungen beschickte Konferenz reserviren wollte, nicht ein; er verlangte auf das bestimmteste, daß der Kardinal sich für seinen Kongreß ein anderes Land auswähle; daher tagt derselbe in Luzern. Der Kardinal hat mit seinen Bestrebungen und vor allem mit seinem Kreuzzuge nur eine sehr geringe Zustimmung bei dem belgischen Könige gefunden.

— (Bei der Blokade an der Ostküste Afrikas) hat sich vielfach der Übelstand fühlbar gemacht, daß Sklavenschiffe unter französischer Flagge fahren und deshalb nicht von fremden Kriegsschiffen untersucht werden dürfen. Von französischer Seite hat man nun alle möglichen Versicherungen gegeben, um den Verdacht einer Unterstützung des Sklavenhandels von sich abzulenken. Doch man ist noch weiter gegangen: Frankreich hat auf seinen Besitzungen in den ostafrikanischen Gewässern dahin gewirkt, daß die Sklaverei überhaupt durch gesetzliche Akte aufgehoben wurde. Auf Andrängen des französischen Residenten für die Comoren, Dr. Ormières, auf der Johanna-Insel hat der Sultan Abdallah am 29. Januar die Aufhebung der Sklaverei für sein ganzes Gebiet angekündigt.

— (Deutsche Pflanzergesellschaft.) Die diesjährige ordentliche Generalversammlung der Gesellschaft fand unter dem Vorsitze des Aufsichtsratsvorsitzenden Herrn Kommerzienrat Stahlberg aus Stettin am 4. Mai in Berlin statt. Vertreten waren 90 Aktien. Der Bericht des Vorstandes über die Lage des Unternehmens, die Gewinn- und Verlustrechnung, sowie die Bilanz für das Geschäftsjahr 1888 mit den Bemerkungen der Revisoren wurde von Herrn Direktor Strauß verlesen. Wir entnehmen demselben, daß von Herrn von Bülzingslöwen Berichte eingetroffen sind, welche eine Niederlassung der Gesellschaft auf der Insel Sansibar, der Bodenbeschaffenheit wegen, nicht rätlich erscheinen lassen. Auch von einem Beginn der Arbeiten im Gebiete der Deutschen Witu-Gesellschaft und des Sultans von Witu glaubte man nach den Berichten des Herrn v. B. Abstand nehmen zu müssen, obwohl daselbst, namentlich im Gebiete des Sultans von Witu, geeignetes Land gefunden worden war. Es waren dort namentlich infolge der Blokade heimische Arbeiter gar nicht zu haben. In Erwägung dieser Umstände stellte der Vorstand beim Aufsichtsrate den Antrag, von einer Anlegung von Plantagen in Witu Abstand zu nehmen, und der Aufsichtsrat beschloß in seiner Sitzung vom 7. April d. J. den Generalbevollmächtigten in Ostafrika zu ersuchen, Lamu möglichst bald zu verlassen und, sobald es die politischen und sonstigen Verhältnisse erlauben, das nördliche Usambaragebirge, speziell das Hinterland von Tanga einer Beurteilung in Bezug auf die Zwecke der Gesellschaft zu unterziehen. Der königliche Kammerjunker Freiherr von Solemacher-Antweiler sprach namens der Aktionäre dem Aufsichtsrat und dem Vorstande den Dank der Versammlung für ihr vorsichtiges und sparsames Vorgehen in der Geschäftsführung aus und bat um die beantragte Genehmigung der Bilanz und Erteilung der Decharge. Die Bilanz wurde genehmigt und die Decharge erteilt, und zwar einstimmig und ohne Widerspruch. Sodann wurde der bisherige Aufsichtsrat einstimmig durch Zuruf wiedergewählt, nämlich Kommerzienrat Paul Julius Stahlberg-Stettin, Vorsitzender, Rentner Hermann Peters-Blankenburg a. H., stellvertretender Vorsitzender, Hofrat Dr. Credé-Dresden, Major a. D. von Frankenberg und Proschlitz-Berlin, Kommerzienrat A. Lilliendahl-Neudietendorf, königl. Kammerherr Major a. D. Freiherr von Müllenheim-Rechberg-Straßburg. Schließlich wurde von der Versammlung dem Direktor Herrn von Bülzingslöwen, als dessen Stellvertreter im Vorstand während seiner Abwesenheit das Aufsichtsratsmitglied Herr Major von Frankenberg thätig ist, der Dank der Generalversammlung für seine eingehende und gewissenhafte Berichterstattung ausgesprochen.

— (Dr. Peters) ist der „Köln. Ztg." zufolge nach Briefen, welche Anfang April von Lamu abgingen, dort mit dem Sultansdampfer „Kilwa" eingetroffen. Vor ihm war zuerst Leutnant von Tiedemann nach Lamu gekommen, um dort Träger zu suchen, was aber nicht gelang. Dann fuhren drei seiner Begleiter unter Anführung des Kapitäns Rust mit dem Sultansdampfer ebenfalls von Sansibar nordwärts; sie hatten sich aber vorher verpflichten müssen, nicht in Lamu auszusteigen. Sie blieben daher an Bord des Dampfers und fuhren dann mit ihm nach Merka.

— (Das Emin Pascha-Komitee) hält am Montag, den 20. Mai, Abends 8 Uhr, im Büreau der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Wilhelmstraße 98, I. eine Sitzung ab, in welcher Bericht über den Stand des Unternehmens erstattet werden soll. — Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" druckt folgendes Schreiben des Fürsten Bismarck an das provisorische Komitee für die deutsche Expedition zum Entsatz von Emin Pascha, zu Händen des Premierleutnants a. D. Herrn Wißmann, ab:

„Friedrichsruh, den 15. August 1888.

Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die in dem gefälligen Schreiben vom 20. enthaltenen interessanten Mitteilungen über die beabsichtigte Ausrüstung einer deutschen Expedition zum Entsatz von Emin Bei und wünsche, daß es den patriotischen Bemühungen des Komitees gelingen möge, dieses schwierige Unternehmen durchzuführen. Eine Beihilfe aus Reichsmitteln für die geplante Expedition vermag ich zu meinem Bedauern nicht in Aussicht zu stellen, da über die Mittel, welche im laufenden Etatsjahr zur Förderung afrikanischer Unternehmungen verwandt werden können, bereits im Interesse der Erschließung unserer Schutzgebiete verfügt worden, und die Verwendung oder Beantragung der Bewilligung von Reichsmitteln für einen hochherzigen, aber unseren Kolonialinteressen fremden Zweck, dem Reichstage gegenüber sich mit Erfolg nicht wird vertreten lassen. Die Kundgebung der Geneigtheit für derartige Verwendung von Reichsmitteln wird vielmehr die Wirkung haben, die Bereitwilligkeit zu Bewilligungen für Kolonialzwecke abzuschwächen.

gez. v. Bismarck."

Bekanntmachung.

Unsere verehrlichen Mitglieder, welche mit ihren Jahresbeiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, ersuchen wir, die Zahlung der Jahresbeiträge beschleunigen zu wollen. Abteilungsmitglieder zahlen an den Schatzmeister der Abteilung, zu welcher sie gehören, Kreuzbandempfänger, die keiner Abteilung angehören, direkt an das Büreau, Berlin SW., Linkstr. 25.

Berlin, 15. Mai 1889. Deutsche Kolonialgesellschaft.

Verein deutscher Studenten. In der Kolonialabteilung des Vereins deutscher Studenten (Karlstr. 27) wird Herr A. Leue am 25. Mai über seine Erlebnisse in Ostafrika reden.

Abteilung Berlin.

Großer Herrenabend am 20. Mai.

Zu Ehren derjenigen Herren, die in den deutschen Kolonien thätig gewesen sind und sich augenblicklich hier aufhalten, wird im großen Saale des Architektenhauses, abends 8 Uhr, von der Abteilung ein Kommers veranstaltet werden, zu dem eine recht zahlreiche Beteiligung erwünscht ist. Die verehrlichen Mitglieder der Abteilung erhalten eine besondere Einladung durch eine Beilage in der Kolonialzeitung. Gäste sind willkommen.

Der Vorstand der Abteilung Berlin.
Wiskow, Schriftführer.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 21. Berlin, 25. Mai 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Das Emin Pascha-Komitee. — Ein Zukunftsland in Süd-Afrika. Von Karl Blind. — Das Gebiet des unteren Umzimvubu in Pondoland. Von Conrad Beyrich. — Koloniale Rundschau. (Mit Karte.) Von Paul Reichard. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Das Emin Pascha-Komitee

war am 20. Mai von dem geschäftsführenden Ausschuß zu einer Sitzung eingeladen, um den Bericht über den Stand des Unternehmens entgegenzunehmen. Es waren mehrere Umstände eingetreten, welche einen solchen Schritt notwendig machten, da die Weiterführung der Expedition durch die Beschlagnahme der Waffen und sonstige dem Herrn Dr. Peters bereitete Schwierigkeiten in Frage gestellt schien.

Die Geschichte der Entwickelung des Emin Pascha-Unternehmens ist unseren Lesern so bekannt, daß wir nur einige Hauptpunkte hervorheben möchten. Der Plan der deutschen Emin Pascha-Expedition unter Führung des Herrn Dr. Peters wurde infolge einer Anregung der Abteilung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Nürnberg im vorigen Frühjahre gefaßt, und durch die opferfreudige Beihilfe der ganzen Nation gelang es, eine beträchtliche Summe zusammen zu bringen, da die Wichtigkeit einer Verbindung der Äquatorialprovinz mit den deutsch-ostafrikanischen Besitzungen, wenn es gelang, zu Emin Pascha zu dringen und ihm Vorräte an Waffen und Munition zuzuführen, überall anerkannt wurde. Der Aufstand in Ostafrika verzögerte die Ausführung des Unternehmens bedeutend; Herr Hauptmann Wißmann, welcher, im Falle die Expedition nicht durch Ostafrika gehen könne, die Wituroute vorgeschlagen hatte, wurde zum Reichskommissar ernannt und konnte deshalb die von ihm übernommene Führung des ersten Teils der Expedition nicht behalten; es wurde deshalb beschlossen, Herrn Dr. Peters allein mit der Ausführung der Expedition zu betrauen. Herr Dr. Peters, der Begründer der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, wurde nun in der freisinnigen Presse der bestgehaßte Mann, weil er, von dem vollen Vertrauen eines aus angesehenen Männern zusammengesetzten Komitees getragen, ein Unternehmen durchführen wollte, welches als ein nationales anerkannt war. Wenn nur die freisinnige Presse den Dr. Peters mit giftigem Spott und Hohn überschüttet hätte, so würde man es eben achselzuckend als etwas Selbstverständliches aufgenommen haben, daß aber ein Teil der nationalen Presse in diesen Ton mehr und mehr einstimmte, muß auf das äußerste befremden, zumal dieselben Blätter sich von Anfang an dem Unternehmen freundlich gesinnt gezeigt hatten. Diese Wandlung trat ein mit dem Bekanntwerden der Nachricht von der Ankunft Stanley's bei Emin Paschas und stützte sich auf die irrige Ansicht, daß nunmehr die deutsche Expedition nutzlos sei.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß Stanley seine eigentliche Aufgabe nicht gelöst hat, daß nach wie vor die Grundbedingungen vorhanden sind, welche die deutsche Expedition als rätlich erscheinen lassen, und die letzte Erklärung des Ausschusses des Emin Pascha-Komitees hat diese Ansicht nur noch bestärkt. Wäre nicht noch als besonderes Moment die angebliche Unfreundlichkeit der Regierung dem Unternehmen gegenüber eingetreten, so würde wohl auch die Stimmung nicht so plötzlich umgeschlagen sein. Es wurde von gegnerischer Seite angenommen, daß unsere Beziehungen zu England eine größere Rücksichtnahme notwendig machten, und angedeutet, daß das Komitee, welches erklärt hatte, im Einverständnis mit der deutschen Regierung zu handeln, dadurch in eine Lage gebracht worden sei, welche eine weitere Inangriffnahme des Werkes verbot. Diejenigen, welche diese Auffassung ins Feld führten, konnten aber zur Begründung nichts weiter anführen, als offiziöse Preßstimmen, und konnten das Rätsel nicht lösen, welches darin lag, daß die Regierung jetzt durchaus gegen das Unternehmen sein sollte, welches sie noch vor einigen Monaten hatte ruhig gewähren lassen. Solange nicht eine offenbare Erklärung des Inhaltes vorlag, daß das Unternehmen der Politik des Deutschen Reiches Schwierigkeiten bereite, verdienten die absprechenden Äußerungen der offiziösen Presse zwar als Symptome eine gewisse Beachtung, konnten aber darum doch nicht maßgebend sein. Von diesen Erwägungen ausgehend, ist auch in der zahlreich besuchten Sitzung des Emin Pascha-Komitees einstimmig, mit nur einer Stimmenthaltung, beschlossen worden:

> „Das deutsche Emin Pascha-Komitee spricht dem geschäftsführenden Ausschuß seine volle Zustimmung zu den seitherigen Maßnahmen und die Hoffnung aus, daß das patriotische, durch freiwillige Beiträge aus der Nation ins Leben gerufene Privatunternehmen der deutschen Emin Pascha-Expedition seinen glücklichen Fortgang nehmen werde."

Wir können diesen Beschluß nur freudig begrüßen, und wollen wünschen, daß bald eine günstige Ansicht wie früher über die großen humanitären und wirtschaftlichen Ziele, welche das Unternehmen verfolgt, sich dort geltend machen möge, wo man ihm heute zweifelnd gegenübersteht.

Ein Zukunftsland in Süd-Afrika.

Von Karl Blind.

London, 17. Mai.

Das Land zwischen dem Limpopo und dem Sambesi ist so sicher ein Land der künftigen großen Entwickelung, daß alle verläßlichen Mitteilungen darüber als wertvoll gelten dürfen. Eine solche liegt aber jetzt in der „Fortnightly Review" aus der Feder des Herrn F. C. Selous, eines jungen Engländers, vor, der seit Jahren im Maschuna-Lande als kühner Jäger und Pfadfinder bekannt ist. Ich bin früher mit ihm persönlich hier zusammengetroffen und besitze von ihm eine aus dem Jahre 1880 stammende Schilderung seiner waid-

männischen Erlebnisse, welche er am Zusammenflusse des Umfuli[1]) und Umnyati und in Nordost-Maschunaland auf einem mit Herrn J. S. Jameson unternommenen Reiseabenteuer gehabt.

Herr Selous ist ein erfahrener und tapferer Nimrod. Mit dem Lande, dem Menschenschlage und der Tierwelt der Gegenden am mittleren Sambesi ist er gut vertraut. Über das Gebiet Khamas, des Häuptlings der Bamangwato, welches zum Teil innerhalb der englischen Schutzherrschaft liegt, zum Teil noch unabhängig ist, bemerkt er:

„Gegen Ende der nassen Jahreszeit, wenn alle Bäche und Flüsse voll sind und das Büffelgras grün unter den Dornbüschen wogt, ist Khamas Reich ein lachendes Gefilde. Aber in der darauf folgenden Trocknis verändert sich der Anblick des Bodens ganz. Unmittelbar östlich von Khamas Gebiet liegt Matabele-Land, ausgezeichnet durch seinen Reichtum an Erzen; es schließt die jetzt berühmten Goldfelder von Tati in sich."

Dann heißt es weiter:

„Fern im Nordosten, jenseits von Matabele-Land, liegt ein Land der ewigen Ströme, wo der Boden nie der Feuchtigkeit entbehrt. Hier, auf einer als Maschuna-Land bekannten Hochebene, dehnt sich das schönste und vielleicht auch das reichste Land von ganz Süd-Afrika aus. Diese Hochebene, welche von sehr großem Umfang ist, bildet die Wasserscheide zwischen dem Sambesi nach Norden und Osten und dem Limpopo und dem Sabi[2]) nach Süden hin und erhebt sich 4000—4600 Fuß über dem Meeresspiegel. Fast der gesamte, prachtvoll bewässerte Boden ist ein vollkommenes Netzwerk von Strömen, welche von den höchsten Teilen der Hügel hervorquellen, so daß ein ungeheures Gebiet unter regelrechte Bewässerung gebracht werden kann. Das ganze Jahr über weht ein kühler Wind fast beständig von Südost her. In den Wintermonaten wird er so kalt, daß er seinen Ursprung wohl zwischen den Eisbergen der antarktischen See haben könnte. Infolge der hohen Lage sind die Nächte das ganze Jahr über frisch. Von September bis März ist die Sonne heiß am Tage, obwohl die Hitze stets von der südöstlichen Brise gemildert ist. In den Wintermonaten ist der Himmelsstrich ganz ausgezeichnet — vielleicht etwas trüb und kalt —, im Juni und Juli (das ist Mitt-Winter in Süd-Afrika) aber sehr heilsam und stärkend. Dies ist in Wahrheit ein Land, wo die Kinder von Europäern kräftig und gesund aufwachsen könnten und unser englisches Obst seine Schmackhaftigkeit bewahren würde. Der Boden ist höchst kräftig und fruchtbar, und infolge der Leichtigkeit der Bewässerung könnten ungeheure Massen Weizen gebaut werden. Sie werden auch eines Tages gebaut, vielleicht in zehn oder mehr Jahren, früher oder später, das ist gewiß. Damit ließen sich große Mittelpunkte von Einwohnerschaft versorgen, welche in den goldhaltigen Bezirken im Norden und Osten der Hochebene entstehen werden. Die höchsten und gesunden Teile des Landes sind sehr offen; doch hat man stets Gruppen Waldbäume vor sich, so daß man der Annehmlichkeit eines guten Feuers bei Nacht immer genießen kann. Diese Annehmlichkeit wissen Reisende, welche durch die baumlosen Einöden der Ansiedlung am Vorgebirge, des Oranien-Freistaates und der Transvaal-Republik gekommen sind, wohl zu schätzen."

Für die Viehzucht ist noch das Nachstehende von Bedeutung. „In allen anderen Teilen von Süd-Afrika," sagt Hr. Selous, „mit denen ich bekannt bin, sei es nun Transvaal, Betschuana-Land oder Matabele-Land, sobald das hohe Sommergras weggebrannt ist — was gewöhnlich im Juni und Juli eintritt —, so stellt sich das Land als eine geschwärzte, traurige, graslose Wüstenei dar, bis die folgende Regenzeit beginnt. Oder nehmen wir an, es seien Vorsichtsmaßregeln getroffen, und das Gras wird erhalten — nun, dann wird es so trocken wie Zunder, und da aller Nahrungsstoff aus ihm durch den Sonnenbrand hinweggesengt ist, so kommt das Vieh jedesmal arg herunter. Ist die Regenzeit eine späte, so stirbt viel Vieh aus Futtermangel. Auf einem sehr großen Striche der Maschuna-Hochebene ist das vollkommen anders. Brennt man das lange Sommergras im Juni ab, so sproßt sofort ein kurzes, süßes Kraut hervor, das, wenn es etwa einen Fuß hoch gewachsen ist, in Samen schießt. Von diesem Grase gedeihen Vieh und Rosse wunderbar. Während also im August, September und Oktober ganz Inner-Afrika, allgemein gesprochen, ein versengtes, durstiges Land ist, welches die Bezeichnung „ausgedörrt" wohl verdient, und die Herden elend, hager und knochig aussehen, sind die Hochland-Thäler des Maschuna-Gebietes mit zartem, wehendem, grünem Grase bedeckt; kleine Flüsse und Bächlein tosen und rieseln durch alle Tiefen, und alles Vieh sieht fett und behaglich aus. Die Zeit zur richtigen Beurteilung der Ergiebigkeit eines Landes in Süd-Afrika ist nicht im Mai, am Ende der Regenzeit, wo alle Thäler und Flüsse noch wasserhaltig sind, sondern im Oktober und November, am Ende der Zeit der Trocknis."

Vor etwa achtzig Jahren muß das Maschuni-Land, zufolge dem Verfasser, dicht bewohnt gewesen sein, da fast jedes Thal unter Bodenbau stand. Man sieht es noch an den Spuren von Dörfern, und an den da und dort stehenden Gruppen von Dornbäumen (Acacia Giraffae), welche da, wo einst Dörfer waren, zu höherem Wuchse gelangen.

Ein vorübergehender kriegerischer Einfall von Zulus im Anfange dieses Jahrhunderts, und dann der bereits früher geschilderte[1]) Einbruch der den Zulus verwandten Matabelen, welcher etwa um das Jahr 1840 erfolgte, brachte die traurige Störung. Die des Krieges wenig gewohnten Maschuna, welche in kleinen, über das Land hin verstreuten Gemeinwesen wohnten, fielen den wilden, speerkühnen Eindringlingen rasch zur Beute, und bald hielten Geier und Hyänen ihr ungestörtes Mahl unter den Trümmern verwüsteter Heimstätten. Das Vieh, die Schafe, die Ziegen des besiegten Volkes wurden von den Eroberern fortgetrieben. Säuglinge und viele Weiber wurden gespießt, die Kinder von zehn bis zwölf Jahren als Sklaven mit fortgeschleppt. Was an Maschuna-Männern entrann, flüchtete in die bergigen Gegenden im Süden und Osten der Hochebene, wo das Volk noch lebt.

Beiläufig gesagt, nennen sich die Maschuna nicht selbst so. Wie der Name für die vielerlei Stämme entstand, welche verschiedene Mundarten einer Sprache reden, läßt sich nicht mehr feststellen. Unter sich, sagt Herr Selous, nennen sie sich nur nach Stammesnamen: Bambiri, Mabotscha, Barotse u. s. w. Die Tätowirungs-Zeichen scheiden jeden Stamm von dem anderen ab. Von den am Nord-Abhange des Maschuna-Landes wohnenden Überbleibseln des Bambiri-Stammes sagt Herr Selous:

„Es ist ein freundliches, friedliches Volk, aber jammervoll arm, da die Matabelen ihnen alle ihre Herden genommen haben, an denen ihre Vorfahren reich waren. Es sind sehr gute Eisenarbeiter, und ich habe sie Decken aus einheimischer Baumwolle auf einem einfachen Handwebestuhl weben sehen. Bei meiner Reise durch dies Land im Jahre 1880 bemerkte ich, daß hinter jedem Bambiri-Dorf einige Baumwollbäume gepflanzt und mit einer Hecke umzäunt waren. Im Jahre 1887, als wir mit Freunden in jener Gegend jagten, fanden wir viele kleine Dörfer von ihren Einwohnern verlassen; die Hütten waren gleichwohl noch ganz neu. Auf Befragen nach der Ursache war die Antwort immer die gleiche: „Das Volk konnte nicht länger bleiben; die Löwen trieben es zu schlimm. In einem Dorfe waren drei Frauen von diesen reißenden Tieren getötet und gefressen worden; in einem anderen ein Mann und zwei Mädchen u. s. w."

Herr Selous erzählt allerhand Löwengeschichten; eine derselben aus dem Munde seines Dieners, eines Eingeborenen, genannt „Zwart Jantje" (Schwarzer Hannes). Holländisch ist nämlich die Verkehrssprache zwischen den Europäern und diesen Leuten aus dem Kaffern-Stamm. Daher die niederdeutsche Bezeichnung des Dieners. Daat's de Leeuw wieder! (Das ist der Löwe wieder!) ruft der schwarze Diener, als das reißende Tier in der Morgendämmerung ins Lager hereinbrach. Mancherlei niederdeutsche Wörter, wie „Vley" (Bach, fließendes Wasser), „Spoor" (Spur) werden von dem Verfasser kurzweg ohne Erklärung gebraucht — wie das bei allen Engländern üblich, welche längere Zeit in Südafrika gewesen. „Inspan" und „outspan" (einspannen und ausspannen) — wofür das roßkundige Volk der Engländer auffallenderweise keine so gute und kurze Bezeichnung hat — ist in englischen Schilderungen aus Süd-Afrika ganz üblich, aber gleichwohl noch nicht hier in die allgemeine Sprache gedrungen. Auch „Scherm" (Schirm, Einzäunung des Lagers bei Nacht) gebraucht Herr Selous.

Der Sinnesart der Maschuna gibt er ein sehr gutes Zeugnis. „Ich reiste gewöhnlich mit einem ganz kleinen Gefolge und war stets vollkommen in der Hand der Eingeborenen, wären sie böse gegen mich aufgelegt gewesen. Allein nie hatte ich irgend welche widrige Ungelegenheit mit ihnen, und persönlich habe ich sie lieber, als irgend einen anderen afrikanischen Stamm, mit welchem ich in Berührung gekommen. Sie scheinen gar wenig von der Wildheit zu haben, welche gewöhnlich einen so hervorstechenden Zug roher Urvölker bildet, und in ihren Stammesstreitigkeiten wird selten Blut vergossen. Man hat mir wiederholt versichert, daß selbst in Fällen, wo ein Mann der Hexerei für schuldig gehalten wird, man ihn nicht tötet, sondern lediglich aus dem Stamme verbannt, wobei seine Habe natürlich mit Beschlag belegt wird. Der Religionsglaube der Maschuna ist möglichst unbestimmt. . . . . .

Soweit die Darstellung in der „Fortnightly Review". Als Merkwürdigkeit für Naturforscher sei aus der mir vorliegenden früheren Aufzeichnung, welche sich auf die Selousschen Jagd- und Reiseabenteuer des Jahres 1880 bezieht, folgende Stelle erwähnt:

„Hier, wie auch höher oben, fließt der Umfuli durch eine Reihe

[1]) „Um" ist ohne Zweifel auch hier das Geschlechtswort, und die eigentlichen Flußnamen lauten: Fuli und Nyati.

[2]) Auch Sabia genannt.

[1]) Siehe Nr. 12 dieses Jahrganges.

Digitized by Google

Felsschluchten und stürzt über und zwischen einer großen Masse Granit dahin. Durch diese Hohlwege müssen Flußpferde während zahlloser Zeitalter hin- und hergegangen sein; denn an einer Stelle, wo ein Riff entlang des Stromes sich zog, haben sie quer drüber einen etwa 20 Ellen langen Pfad ausgetreten, der in dem harten Stein mindestens vier Zoll tief ist. Dieser in dem festen Felsen eingetretene Pfad entspricht genau denjenigen, welche neuerdings in weichem Boden auf ähnliche Weise entstanden sind. Die schwächere Furche findet sich nämlich in der Mitte, da das Flußpferd nicht, wie andere Tiere, die Füße kreuzt, sondern sie in gleichlaufenden Linien fortbewegt Die Zeit, welche für eine verhältnismäßig kleine Zahl dieser Tiere notwendig war, um in so außerordentlich hartem Felsen einen vier Zoll tiefen Weg zu bahnen, scheint sich fast aller Berechnung zu entziehen."

Am Schlusse empfiehlt Herr Selous, obwohl nur in kurzer Andeutung, die Besiedelung des Maschuna-Landes durch Europäer. Es liege da, sagt er, ein gewaltiger Gebietsumfang des prächtigsten, unbebauten Bodens vor, dessen Besetzung niemandem ein Unrecht zufüge. Die Eingeborenen selbst könnten sich eines ihnen werdenden europäischen Schutzes nur freuen. Auch Matabele-Land will er in solche Unternehmung hineingezogen wissen, und denjenigen, welche von „Abenteurern" sprechen, ruft er zu: „Abenteurer? Ja, und am Ende ist das gar kein Vorwurf für einen Engländer, denn Clive und Warren Hastings waren sicherlich Abenteurer, und Abenteurer haben das britische Reich zu dem gemacht, was es ist."

Da Matabele- und Maschuna-Land an die Südafrikanische Republik grenzt und der Plan, diesen Freistaat durch förmliche Umzingelung zu ersticken, oft genug aufgetaucht ist, so werden sich vielleicht auch andere die obigen Worte merken.

Das Gebiet des unteren Umzimvubu in Pondoland.

Von Conrad Beyrich.

Es war ein heißer Tag im März des vorigen Jahres, als wir, Dr. Bachmann und ich, unsere längst geplante Reise nach dem kleinen englischen Gebiete am Südufer des Umzimvubu oder St. Johnsflusses zur Ausführung brachten. Nachdem wir bei Mr. Dorkin, einem freundlichen Engländer, dem Gewehrschmied der Pondos (am Intsubanawald, s. Dr. Bachmanns Karte von Deutsch-Pondoland[1]) unser Frühstück eingenommen, ritten wir in weitem Bogen an der unter dem Grikwamissionar Windvogel stehenden Missionsstation St. Andrews vorbei, um den Fahrweg zu gewinnen, der von Kokstad über Emfundisweni nach dem St Johnsgebiete führt.

Die einförmigen Grashügel des Landes machten in der Mittagshitze einen ermüdenden Eindruck, da man hier keine Felder sieht und die Kraalhütten der Kaffern, ihrer Kleinheit wegen, in der weiten Landschaft verschwinden. Der Weg ging immer längs der Höhenlinie von aneinander sich anschließenden Hügeln hin und senkte sich nur dann, wenn die zu überschreitenden Bäche und Flüsse dies unumgänglich nötig machten. So gelangten wir endlich zu der Besitzung eines Engländers, Mc Gowan, eines weißhaarigen Mannes, der uns in bequemer Haustracht, d. i. barfuß und im Unterbeinkleid, begrüßte und uns abzusatteln einlud. Er erzählte uns, daß er bereits seit 30 Jahren in Pondoland ansässig sei, zeigte uns auch seinen herrlichen Garten mit vielen schönen Pfirsichbäumen und teilte uns viel Lehrreiches betreffs Pondolandes mit. Seine Frau, eine Kafferin, setzte uns zum Abend Mais in neuer Zubereitung vor, nämlich gestampft und mit saurer Milch, ein sehr schmackhaftes Gericht. Dazu leuchtete eine altertümliche Lampe in Gestalt einer doppelt geschnäbelten Schale, in welcher der Docht schwamm, der jede halbe Minute mit einem Holzspahn befettet werden mußte. Wir erhielten die Erlaubnis, die ziemlich kühl gewordene Nacht auf Tisch und Bänken zu verbringen, und verabschiedeten uns am Morgen mit herzlichem Dank.

Bald nach unserem Weggange überschritten wir den Umzimklavafluß. Der Himmel machte ein trübes Gesicht, und dichte Nebelwolken umgaben uns; doch bald zerteilten sich dieselben und ließen uns, wie unter einem Schleier hinweg, in die grünenden Thäler blicken. Das Land stellt hier, im Gebiete der Schieferformation, ein Durcheinander von Hügeln und Thälern dar, ohne eigentlich gebirgig zu sein, während nach der See zu, namentlich in der Umgegend von Port Grosvenor (Station Lambasi der Deutschen Pondoland-Gesellschaft), die mehr horizontale und steilklüftig gerissene Sandsteinformation zutage tritt. Kleine Büsche, sowie Mimosengesträuch und hohes Tambukigras, welches fruchtbaren Boden liebt, zeigen sich jetzt öfters auf den Hügeln, zwischen denen einzelne Maisgärtchen zu sehen sind. Ab und zu begegnen wir einigen Kaffernkindern, die mit geflochtenen gelben Grasketten geschmückt sind, da sie noch kein Geld für Drahtringe und Perlen haben; sie rufen uns den üblichen Gruß „Morno Baas" (Guten Morgen, Herr) oder „Morno Inkös" (Guten Morgen, Häuptling) zu oder beginnen statt dessen die übliche Tabaksbettelei. Bald aber fesselt unsern Blick ein weiter und tiefer sich öffnendes Thal, in welchem ein Fluß, der Entafufu, sich hinschlängelt. Durch einige kleine Waldungen reiten wir auf zwei, weiter unten am Flusse liegende Ansiedelungen zu, von denen die eine zwei Engländern, Ball und Browne, die andere aber einem Deutschen namens Wirth gehört, einem früheren Apotheker in Kokstad. Natürlich wollten wir zunächst unsern Landsmann kennen lernen. Wir wurden von ihm und seiner Frau auf das freundlichste aufgenommen und erfuhren, daß er hier eine Farm bewirtschaftet und Tauschhandel mit den Eingeborenen treibt. Wirth besitzt einige Häuschen und einen schönen Garten und konnte uns nicht genug von der Fruchtbarkeit des Thales erzählen, von welcher uns übrigens seine üppigen Maisfelder, Bananen und Granadillas (mit wohlschmeckenden eiförmigen Früchten) das beste Zeugnis gaben. Unser Landsmann konnte uns vielfach mit Rat und guten Mitteilungen dienen, und am anderen Morgen ließ er uns durch einen seiner Kaffern auf einem kürzeren Wege zur Umzimvubu-Furt geleiten.

Bei günstigem Wetter ritten wir, durch gute Bewirtung gestärkt, wieder die steilen Hügel am anderen Ufer des Entafufu hinauf. Unser Führer eilte in erstaunlich schnellem Schritt den Pferden voraus auf einem schmalen Pfade, der von zahlreichen anderen, zu den verschiedenen Kraals führenden gekreuzt wurde, bergauf und bergab. In den Thalsenkungen rieselten kleine Bäche, und Buschwäldchen gaben ab und zu willkommenen Schatten Ein unbeschreiblicher Zauber war namentlich über die feuchten Waldschluchten ausgebreitet, die mir als der Inbegriff aller Idylle erschienen, mit ihren gewaltigen Felswänden und Blöcken, zwischen denen schöne belaubte Bäume und großblättrige Strelitzien wucherten. Zwischen riesigen Farnen und edelgeformten Palmwedeln, die mit Thautropfen behangen sind, sprudelt das krystallklare Wasser herab, sich bald im Fall ergießend, bald wieder über flache Felsen gleitend, und unter den Bäumen ziehen sich Schlingranken entlang oder hängen in Guirlanden herab. Am meisten entzückten mich die prächtigen langen Blätter der stolzen Strelitzie, die ich als Königin der hiesigen Flora bezeichnen möchte, wenn sie im Luftzug schwanken und die Sonnenstrahlen durch die smaragdgrüne Bedachung glänzen. An solchen Stellen, denen des Himmels Blau und die Frische des Baches, in welchem das Ganze sich spiegelt, noch einen besonderen Reiz verleiht, herrscht tiefer Friede, und man vergißt, im Genuß der schönen Natur, gern alles Ungemach.

In einem Wäldchen machen wir Rast. Ein großer Schlangenvogel (Sekretär) fliegt vor uns auf, und maigrüne Papageien mit dunkelroten Flügeln und zarten weißen Spitzen auf der Haube flattern rings umher, während eine wilde Feigenart, die einen alten Baum umrankt, uns eßbare Früchte bietet. Wir ritten weiter, an Feldern mit hohem, grünem Mais und Kafferkorn vorbei, di überragt waren von kleinen, halboffenen, auf hohe Pfähle gestellten Strohhütten, in denen menschliche Vogelscheuchen saßen. Nicht selten sahen wir nackte Kinder, die aus Kafferkraals neugierig nach uns herauslugten, und Erwachsene, die, in ihre langen Decken gehüllt, vor den Thüren lagen und faulenzten oder mit üblichem Gruß und Bettelei an uns herantraten. Hier und da wurde uns süße oder saure Milch (intusi oder amasi) sowie das berühmte Kafferbier angeboten. Sehr schüchtern waren die dunkelhaarigen Schönen des Landes; wenn wir mit ihnen scherzen wollten, entwichen sie kreischend und gerieten derart in Furcht, daß sie selbst das Geld für die uns verkaufte Milch nicht aus der Hand zu nehmen wagten.

Nachdem wir noch eine Anhöhe erklommen und eine kleine Hochebene überschritten hatten, bot sich uns ein neues überraschendes Bild. Vor uns erhoben sich zwei gigantische Felsmassen mit jähem steilen Abfall, nur durch eine verhältnismäßig schmale Kluft getrennt, als ob sie ursprünglich mit einander verbunden gewesen wären, und zwischen den Bergen erglänzte die blaue See, in der Ferne nahezu mit dem Blau des Äthers verschwimmend. Zu unserer Rechten aber zeigte sich tief im Thale der stattliche Strom, den zu sehen wir ausgezogen waren, der Umzimvubu oder St. Johns, der zwischen jenen hohen Felsenburgen majestätisch seine Fluten hindurchwälzt. Näher dem Meere liegt die kleine englische Ansiedelung St. Johns, halb versteckt in dunklem Wald, der sich an den Bergen hoch emporzieht. Unterhalb unseres Standpunktes macht der Fluß eine Biegung; eine kleine Insel verengt das Bett, weiterhin streckt sich eine Landzunge vor, auf welcher einige Kafferhütten zu sehen sind, und dahinter gewahrt man das sogenannte Cameronthal.[1]) Uns schräg gegenüber steht

[1]) Diese Karte wird auf Anfrage unentgeltlich versendet von Herrn Dr. O. Kersten, Birkenstraße 59, II. Berlin.

[1]) Cameronthal, wo sich zwei, jetzt bereits in Südafrika eingetroffene Gruppen von Kolonisten niederlassen wollen, ist als Platz für die erste größere Ansiedelung in Aussicht genommen.

Digitized by Google

ein Wellblechhaus, M. Whites Store, und vor uns liegt unser nächstes Ziel, das Häuschen des Fährmanns.

Wir standen noch eine Weile unter dem Eindruck des großartigen Blickes auf dieses schöne Land, konnten jedoch nicht lange rasten, da unser Weg noch weit war, und ritten den holprigen Pfad bergab, durch Wald oder hohes Gras, hinunter in das Thal. Hier hatten wir noch einen gefährlichen Morast zu überwinden, in welchem unsere Pferde oft über die Knie versanken, obwohl sie durch Niedertreten des hohen Binsengrases einigen Halt gewannen, doch gelangten wir glücklich nach dem vorher erwähnten Häuschen am Flusse. Der Wirt, Mr. Vincence, war nicht zu Hause, doch seine braungelbe Grikwafrau, welche glücklicherweise englisch sprach, nahm uns freundlich auf; sie bewirtete uns auf sauberer weißer Tischdecke mit Kaffee und gutem Napfkuchen, einem lange Zeit nicht gesehenen Leckerbissen.

Die Tüchtigkeit der Grikwafrauen in Küche und Haus wird allgemein anerkannt; sie sind stille, arbeitsame Wesen, aber die gelbbraune Farbe ihrer Haut, ihr wolliges Haar und das meist knochige Gesicht machen auf den Europäer wenigstens anfangs keinen angenehmen Eindruck, wozu auch die unvorteilhafte Tracht mit beitragen mag, ein formloses Kattunkleid und eine Kiepenhaube von weißem, gefaltetem Stoff mit Nackenschurz. Übrigens sind die Grikwa oder Hottentotten nächst den Deutschholländern oder Afrikanern eines der wichtigsten Kulturelemente Südafrikas, soweit sie sich nicht bereits mit den Kaffern vermischt haben. Der letzte Rest dieses Stammes hatte Aufnahme in Pondoland gefunden, nachdem der inzwischen verstorbene Häuptling oder Kapitän Adam Kok, nach welchem der englische Distriktsort Kokstad benannt ist, sein Land durch dessen Annexion an die Kapkolonie verloren hatte.

Während wir uns erfrischten, erschien Mr. Vincence, ein Mitglied der C. M. R., wie die Cape Mounted Rifles, die bewaffnete Macht und Polizei der kapländischen Regierung, kurz benannt werden. Auch er, ein noch junger Mann, begrüßte uns freundlich und erfüllte bald unsern Wunsch, nach dem andern Ufer des Flusses übergesetzt zu werden. Unsere Pferde waren inzwischen durch Mais zur bevorstehenden Strapaze gestärkt worden. Wir führten sie unter einen schattigen Baum und legten unsere Sättel in ein kleines Boot, das hinabgestoßen wurde. Zunächst stieg ich in den schwankenden Kahn, mein Pferd am Zügel haltend und zum Wasser ziehend. Der schwarze Fährmann stößt ab; das widerstrebende Tier wird vom Lande aus mit Stöcken vorwärts getrieben und versinkt bis an die Hüften im Schlamm, sodaß ich besorgt bin, es könne die Beine brechen oder stecken bleiben, doch mit aller Kraftanstrengung und ein paar gleichbeinigen Sätzen arbeitet es sich heraus. Bald verliert es den Boden unter den Hufen und muß schwimmen, während der Schiffer das Fahrzeug stromauf lenkt, um es gerade gegenüber anlaufen zu lassen. Doch noch ist die Gefahr nicht überwunden, denn in der Mitte des Flußes dreht das Pferd durch eine heftige Bewegung das Boot im Kreis; es arbeitet gewaltig mit den Beinen, und schnaufend und pustend droht es unterzusinken, obgleich ich es kurz am Zügel und möglichst hoch halte. Nach Verlauf von 5—10 Minuten erreichen wir endlich das jenseitige Ufer; das Pferd steht am ganzen Leibe zitternd im Schlamm fest, macht sich aber wieder frei, um nach ein paar Sprüngen abermals einzusinken, bis es endlich mit gewaltigen Sätzen herausspringt und keuchend auf die Erde fällt. Anfangs meinte ich, es habe die Beine gebrochen, indessen sprang es bald wieder auf, und der Kahn wandte sich zurück, um meinen Gefährten mit seinem Reittier zu holen, sodaß ich nun dasselbe Schauspiel vom Ufer aus ansehen konnte.

Nachdem der Fährmann seinen Obolus empfangen und wir den ermatteten Pferden noch eine halbe Stunde Rast gegönnt, ritten wir weiter durch ein kurzes Stück Sumpfdickicht und gelangten dann bald in der Nähe einiger freundlicher kleiner Häuschen und Kafferhütten, auf einen frisch hergestellten Fahrweg, die Straße von Umtata nach St. Johns. Jetzt sahen wir den breiten, großen, steil abfallenden Felsberg (Mount Thesiger) dicht vor uns aufragen, aus einem Saum von hohen, uralten Bäumen mit runden, dicken Stämmen von kerniger Frische, und ihm gegenüber, in dem deutschen Landerwerb, den ebenso hohen, von einem Felskegel gekrönten Sattelberg (Mount Sulivan), umgeben von Waldungen, die noch über Cameron-Thal hinausreichten, soweit wir stromauf und stromab nur sehen konnten. Beide Felsmassen bilden als „Thore des Flusses" (St. Johns Gates) auch von See aus ein Wahrzeichen, das kein Schiffer verkennen kann, wenn er es auch nur einmal gesehen. Seitwärts im Busch am Uferrande schimmert ein herrlicher Hain von schattigen echten Bananen, und zwischen den großen Blättern lugt, wie aus einem lauschigen Versteck, ein Plantagenhäuschen hervor. Wir fanden kein Ende, uns gegenseitig auf alle Einzelheiten des schönen Bildes aufmerksam zu machen.

Wir hörten nun näher klopfen und schaufeln und kamen bald darauf zu einer größeren Anzahl von Kaffern, die mit einigen weißen Aufsehern am Wegebau beschäftigt waren und uns Halt machen hießen, da sie gerade eine Sprengung in dem Felsen (Sandstein von fest quarzitischer, beinahe krystallinischer Struktur) vornehmen wollten. Als die Dynamitschüsse verhallt waren, mußten wir unsere Pferde eine weitere Strecke über das Steingeröll hinwegführen, um nach einem breiten Pfade zu gelangen, der sich die schmale, von Sträuchern und einigen Bäumen bewachsene Uferböschung entlang zieht, dicht an der bewaldeten Berglehne hin, zur Seite des prächtigen Stromes. Wir hören nun immer näher das Brausen des Meeres und können uns bereits an einer bis hierher vordringenden Seebrise erquicken. An der Haltestelle der Dampfer vorbei, einem Bollwerk mit Anlegepfahl und einem jetzt verschlossenen großen Warenhaus biegen wir um eine waldige Ecke, hinter welcher die kleine Niederlassung St. Johns mit ihrem lieblichen freien Platze vor unsern Blicken erscheint. Links am Eingang steht ein alter schattiger Baum, mit runder Sitzbank umgeben, und durch das Gesträuch am Flusse schimmern weiß gestrichene Böte, die auf den Sand gezogen sind; am Walde rechts, in wohlumzäunten Vorgärten, zeigen sich hübsche bunte Häuschen, gleich denen unserer europäischen Seebadeorte, und uns gegenüber, an dem mit weißem Dünensand bedeckten Platze, steht ein größeres Gebäude mit laubumranktem Flügel, das langersehnte „Hotel".

Wir lassen unsere Pferde in den Stall bringen und können endlich wieder einmal mit vollem Behagen dem Genuß der Zivilisation uns hingeben. Einige Mannschaften der C. M. R., der Besatzung von St. Johns, in ihren adretten knappen Uniformen mit Reitstiefeln und Käppi, standen am Schänktisch und brachten uns zum Bewußtsein, daß wir in unseren Buschanzügen nicht gerade sehr repräsentabel waren; wir beschlossen daher, möglichst inkognito zu bleiben, und erfrischten uns zunächst an einigen Flaschen des hier billigen Exportbieres. Unter der berankten Vorhalle erhielten wir ein Schlafgemach, und nach der wohlmundenden Abendmahlzeit mit einem Nachtisch von Bananenfrüchten streckten wir bald die müden Glieder zum festen Schlaf. Ein Hochgenuß war uns am anderen Tage der Morgenkaffee unter der grünenden Vorhalle, welche uns einen lieblichen Blick auf das blumige Gärtchen vor uns, auf die lauschige Ecke mit dem großen Baum und weiterhin auf den Wald und die über ihn hinausragenden hohen roten Sandsteinfelsen gewährte.

Ich benutzte den Vormittag, während mein Gefährte einiges Geschäftliche erledigte, zu einem Spaziergang und zur Besorgung einiger Einkäufe. Ein Ladeninhaber, bei welchem ich das Gespräch auf die Deutschen in Pondoland brachte, zeigte sich der Sache sehr günstig gesinnt; er meinte, die Stimmung in St. Johns sei für unser Vorhaben, denn der Platz könne nur gewinnen, wenn neues Leben sich in Pondoland entfalte. Nach einem Ausflug in den Wald vernahm ich, daß der kleine Dampfer Somtseu, welcher die Verbindung mit den nächstgelegenen größeren Häfen unterhielt, seit gestern auf der Außenreede lag und jetzt mit Eintritt der Flut hereinkommen werde.

Am Nachmittag ging ich nach dem Platze, wo wir gestern die Böte gewahrt hatten. Hier bildet der Fluß, von dem jenseitigen Ufer steil begrenzt, eine breite, lagunenartige Ausbuchtung, in welche das Meer über einige inselartig aus der See auftauchende Felsen noch schwach hineinbrandet; diesseits ragt eine Landspitze vor mit einem Hügel, auf welchem die schöne, massive Villa des Besitzers unseres Hotels steht. Ich wanderte an dem weithin sich ausbreitenden Strande den feuchten Sand entlang und erfreute mich an den von den Wogen angespülten zarten Algen, Tangen, Schwämmen und Korallen. Die schöne Bucht, welche den Namen Gordon Bai führt, wird im Südosten von einem Bergvorsprung, Kap Hermes, begrenzt, auf welchem sich eine Warte mit Zeichen für die Schiffahrt sowie anscheinend ein Fort befindet.

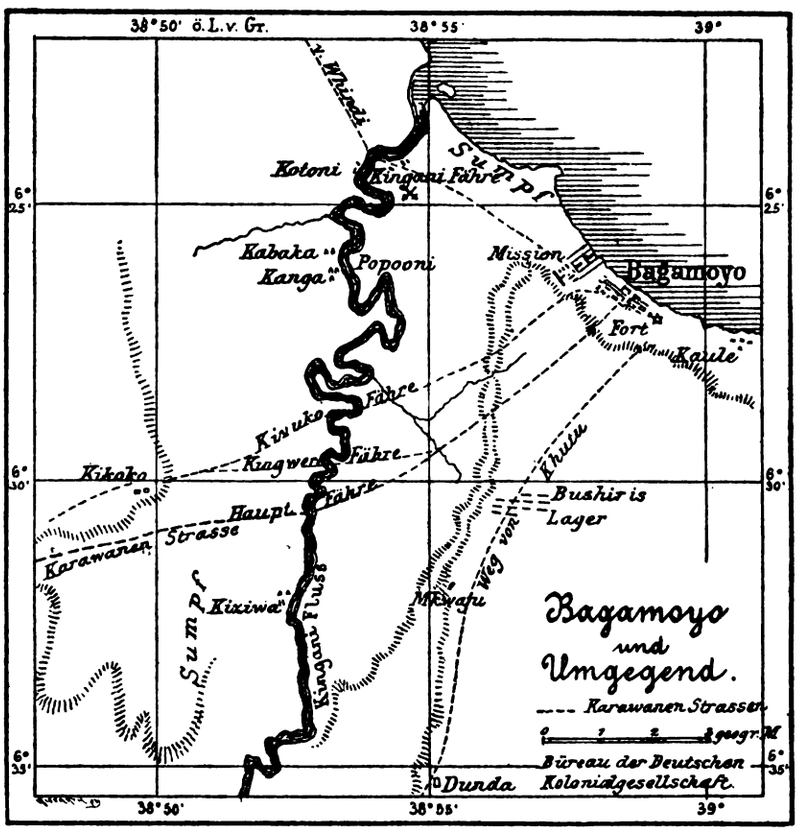
Den buschbedeckten, nicht allzu hohen Abhang des Landes hinaufkletternd, wende ich mich nach St. Johns zurück, durch grasige und hügelige Flächen, die fast ausschließlich von Dünensand gebildet sind und im Südwesten von höheren Bergen umgrenzt werden. Dann gelange ich über einen kleinen Friedhof mit einfachen Holzkreuzen nach einem größeren Platz, der soeben sauber gefegt wird, weil morgen ein Faustwettkampf und andere Belustigungen hier stattfinden sollen. Einzelne Niederlassungen und Häuschen mit freundlichen Gärten sind ringsum zerstreut, zum Theil auch auf den Hügeln selbst. Die Straße ist breit und voller Dünensand; in den Gärten fällt mir neben den Bananen noch der Melonenbaum auf (Carica Papaya) mit seinen rings um die Krone hängenden kinderkopfgroßen gelben Früchten, welche sehr erfrischend schmecken, und zwar sowohl roh wie als Gelée zubereitet. Eine Anzahl viereckiger Häuschen mit spitz zulaufenden Strohdächern, die ich weiterhin bemerkte, bilden das Lager der C. M. R. An einer massiven kleinen Kirche vorbei, gelangte ich wieder zum Hotel.

Am andern Morgen begaben wir uns auf den Rückweg. Wir

Digitized by Google

ritten flußaufwärts bis zu der vorerwähnten, zu St. Johns gehörigen kleinen Kolonie, unter deren an Maisfeldern gelegenen Häuschen und Kafferhütten eine Schmiede sich bemerklich machte. Bald verließen wir die Niederung, da die Straße zur Vermeidung einiger Windungen des Flusses etwas an dem Abhang emporgezogen war. Dieselbe ist so einfach wie möglich gebaut, aus dem gerade zur Stelle befindlichen Material aufgeschüttet oder aus der Berglehne herausgestochen, und nur hier und da, wo es unumgänglich war, sind die Sandsteinfelsen weggesprengt. An den Wasserrinnen, um die sich die Straße schlängelt, ist die Berglehne bewaldet, und schöne Schmetterlinge, besonders Schwalbenschwanzarten, gaukeln hier von Busch zu Busch; in einer schattigen Ecke labte uns ein frisch über Felsen rinnender Quell. Es war Mittag geworden, als wir wieder bergab ritten nach einer waldigen Schlucht, durch welche ein kleiner Nebenfluß dem Umzimvubu zufließt. Bald gelangten wir an ein sonderbares hölzernes Häuschen, ein „Hotel", in welchem wir gern einkehrten. An diesem Zsinnka genannten Orte teilt sich der Weg; der eine Zweig führt nach Umtata an der Südwestseite von Pondoland, der andere durch Pondoland nach Kokstad, dem Hauptorte des zur Kapkolonie gehörenden Ostgrikwalandes. Von dem Wirt erfuhren wir, daß der Straßenbau von St. Johns bis hierher die Summe von 32000 Mark und von hier bis Umtata 160000 Mark gekostet habe, während die Straße von Kokstad nach St. Johns [1]) auf 360000 Mark veranschlagt ist, so daß man sieht, daß die Kapkolonie keine Kosten scheut, um diese Länder zu erschließen und den Hafen von St. Johns mit dem Hinterland zu verbinden.

An einer hübschen, von den nicht genugsam zu schätzenden Blaugummibäumen (Eucalyptus) beschatteten Besitzung vorbei, gelangten wir von unserem Nachtquartier aus nach der schon früher erwähnten Niederlassung von White mit seinem großen Wellblechhause. Bis hierher, bei hohem Wasser auch noch weiter, ist der St. Johns oder Umzimvubu schiffbar, und der Dampfer bringt öfters Waren hier herauf; der Einfluß von Ebbe und Flut ist noch etwas weiter bemerkbar. Obgleich auch hier ein Boot zum Übersetzen vorhanden, ritten wir noch eine Stunde am Flusse entlang, bis zur Fährstelle in der Nähe des jetzt verlassenen Forts Harrison. Auf unsern Ruf kam bald ein schwarzer Fährmann herüber, um uns abzuholen. Diesmal war indessen der Übergang noch etwas schwieriger, weil Ebbe war und zu beiden Seiten tiefer Schlamm passirt werden mußte. In einem Häuschen, das der Fährmann allein bewohnt, stärkten wir uns durch etwas Milch und ritten dann weiter durch das hügelige Land, nicht selten an schönen Feldern mit Mais und Kafferkorn und an zahlreichen Kraals vorüber. Bisweilen trafen wir einige mit Assegais bewaffnete Pondos zu Fuß oder zu Pferde, die von Biergelagen kamen und uns als „Amadjallemane" (Germans oder Deutsche) freundlich begrüßten. Wir beeilten uns thunlichst, da der Himmel ein drohendes Gesicht machte, entgingen jedoch einem heftigen Gewitter nicht, das uns gegen Abend am Entafufu erreichte. Diesmal übernachteten wir bei den Engländern Ball und Browne, die uns ein sauberes Stübchen zur Wohnung gaben. Am anderen Tage erreichten wir, weil wir mehrfach den Weg verloren hatten, erst gegen Mitternacht unseren Ausgangspunkt wieder, das Haus unseres Freundes Mr. Dorkin.



Koloniale Rundschau.

Ost-Afrika.

Von Belgien aus ging durch mehrere Blätter die Nachricht, daß anfangs April in Sansibar eine arabische Verschwörung gegen sämtliche Europäer entdeckt worden sei, was sich aber nicht bestätigte. Solche und ähnliche Gerüchte, welche gewissermaßen einen Rückgang unserer Kolonialunternehmungen dokumentiren sollen, dürften stets als tendenziöse Erfindungen aufzufassen sein.

Ebenso befleißigt man sich vielfach, jede jener kleinen Reibereien zwischen Deutschen und Eingeborenen zu einer cause célèbre aufzubauschen. Derartige Vorgänge werden stets in Kolonien stattfinden, und da wir noch nicht daran gewöhnt sind, so können sie von kolonialfeindlicher Seite noch als Mittel zum Zweck ausgebeutet werden, doch mit fortschreitender Entwicklung unserer Kolonien wird es niemandem mehr einfallen, solchen Nichtigkeiten große Bedeutung beizulegen.

Etwas anderes ist es, wenn Menschenleben dabei verloren gehen. Das deutsche Geschwader in den ostafrikanischen Gewässern hat seit Beginn der Operationen dort 19 Mann durch den Tod verloren, darunter 3 Ermordete und einen im Kampfe Gefallenen, abgesehen natürlich von den Verlusten bei den jüngsten Ereignissen. Ein Offizier starb am Sonnenstich. Offiziere und Mannschaften, deren Gesundheit durch das Klima ernstlich angegriffen wurde, sind mit Postdampfern nach der Heimat gesandt worden.

Anfangs Mai tauchte in Sansibar das Gerücht von einem Anmarsche Stanleys und Emin Paschas zugleich auf, doch hat sich dasselbe nicht bestätigt. Die allerneusten Nachrichten lauten dahin, daß Stanley innerhalb 3 Monaten in London ankommen werde. Es wäre kaum denkbar, daß Emin jetzt, nachdem er Stanleys Briefen zufolge sich in so günstigen Verhältnissen befindet, sein mühsam errichtetes Gebäude zertrümmern sollte durch das Verlassen seiner Provinzen. Auffallend ist es übrigens, daß Emin selbst nicht eine einzige Zeile nach Europa gelangen ließ. Dies beredte Schweigen könnte so gedeutet werden, daß die beiden kühnen Männer nicht in vollkommener Übereinstimmung betreffs ihrer politischen Ansichten sind und Emin die sonderbare Zumutung Stanleys, er, Emin, solle seine Provinz verlassen, als eine Aufforderung zur Überantwortung seiner Provinz in fremde Hände ansah. Der Umstand, daß Stanley zum zweiten Mal zu Emin zurückkehrte und zwar zum zweiten Mal von allem entblößt, da er seine Vorräte im Aruwhimilager nicht mehr vorfand infolge eines unverantwortlichen Rückzuges seiner Unterbeamten, kann der Verfasser nur als einen Akt der Verzweiflung Stanleys auffassen. Derselbe will vielleicht lieber mit Unterstützung Emins an der Ostküste erscheinen, um sich wenigstens diesen Erfolg zu sichern.

Es scheint überhaupt ein eigentümliches Verhängnis über allen denen zu walten, welche sich Emin Paschas annehmen, und so ist es Dr. Peters bis jetzt auch nicht gelungen, weiter zu kommen, besonders, da man von seiten des Reiches zu sehr von der Wißmannschen Expedition in Anspruch genommen ist und einen Durchzug durch die aufgeregten Gebiete nicht gestattet.

Nach scharfem Kampfe hat Hauptmann Wißmann am 8. Mai das Lager des Buschiri, welches von 600 Mann verteidigt wurde, vollständig zerstört. Buschiri selbst entfloh. Der Sieg ist wohl hauptsächlich auch den Marinemannschaften mit zu verdanken, welche dem Feinde früher schon Niederlage auf Niederlage bereiteten. (Siehe Karte von Bagamoyo und Umgegend.)

Der Sieg ist von weittragender Bedeutung und wird den Widerstand der Aufständischen vollständig brechen; aber nur dann, wenn wir alle Punkte, welche früher besetzt waren, wieder besetzen, den Sieg durch Erzwingung von Zugeständnissen ausnützen, und wenn wir uns nicht damit begnügen, bewiesen zu haben, daß wir die Starken sind, sondern wenn wir auch zeigen, daß die Gewalt nur Mittel zum Zwecke ist. Bei der Ausnutzung des Sieges müssen die dort beauftragten Organe vor allem darauf Bedacht nehmen, in Rücksicht auf dortige Gebräuche zu handeln und dies in prononcirter Weise, soweit es mit unseren Anschauungen in Einklang steht.

Genauere Meldungen über Wißmanns Sieg bringen hoffentlich zugleich Nachrichten von diplomatischen Erfolgen dort. Eines kann aber unter allen Umständen als feststehend angenommen werden, daß unser Sieg dort das sehr gesunkene deutsche Ansehen gehoben hat und auch auf die Entschließungen anderer Nationen einen Einfluß ausüben wird. Die vom Reichstag bewilligten 2 Millionen Mark werden nicht genügen, besonders da man genötigt war, in Aden ein französisches Schiff für 96000 Mark zu chartern zum Transport der angeworbenen Schwarzen Wißmanns. Hoffen wir, daß die großen Opfer ihre Früchte tragen werden. Ein dieser Tage in unseren Mauern weilender Inder Seewa Hadji, der in Sansibar schon seit lange Geschäfte betreibt, und welcher die Ausrüstung fast sämtlicher Expeditionen seit Stanleys erster Reise ausgeführt, also jedenfalls ein Kenner der dortigen Verhältnisse ist, erklärte dem Verfasser, daß er bereit sei, selbst größere Kapitalien in die

[1]) Dieselbe ist jetzt fertig und führt unterhalb Cameronthal (s. Karte) zum Umzimvubu, der mittelst einer Fähre zu überschreiten ist.

Ostafrikanischen Unternehmungen zu stecken, wenn sich der Staat dafür interessirte. Madchoni dchangun-namona faida mingi huko (in meinen Augen seheich großen Gewinn dort) teilte er dem Verfasser mit. Umsomehr ist es zu bedauern, daß die Reichsregierung beschlossen, den wiederholt aus den beteiligten kolonialpolitischen Kreisen an sie herangetretenen Ansuchen um Subventionirung einer zu errichtenden Zweigdampferlinie von Aden nach Lamu und Sansibar nicht stattzugeben. Auch soll keine Aussicht sein, daß dem Reichstag in dieser Session ein darauf bezügliches Verlangen zugehen werde. Dieser Beschluß der Regierung sei allerdings nach eingehenden Erhebungen gefaßt. Aber wir haben in Amerika Beispiele, daß Unternehmungen dort der Eisenbahn folgten und dann im höchsten Grade prosperirten. Wenn auch Ostafrika nicht mit Amerika zu vergleichen ist, so wäre doch sicherlich vorläufig durch den Handel Gewinn dort zu erzielen und eine subventionirte Dampferlinie dürfte unter allen Umständen Handelsunternehmungen Vorschub leisten.

Die von deutscher Seite in London geführte Beschwerde wegen Nichtanlaufens der englischen Post in Lamu hat bis jetzt noch keinen sichtbaren Erfolg gehabt, doch wäre dies um so mehr zu wünschen, als von deutscher Seite aus nichts für Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung geschieht.

Dem Sultan von Witu gegenüber zeigt man auf unserer Seite ein größeres Entgegenkommen, und die beteiligten deutschen Interessenten, zwischen welchen Differenzen vorlagen, sind ausgesöhnt. Die Engländer fahren jedoch fort, den Sultan hart zu bedrängen und Ansprüche bezüglich Grenzregulirungen zu erheben, die sie offenbar nicht zu machen haben.

Die Gesandten des Häuptlings Mandara (leider beginnt man in Deutschland allgemein den Sprachgebrauch einzuführen, jeden Führer einer Horde Schwarzer „Sultan“ zu tituliren) vom Kilimandscharo sind auf Veranlassung des Afrikareisenden Herrn Ehlers hier angekommen und vom Kaiser in Audienz empfangen worden. Der Verfasser ist übrigens der Ansicht, daß das Einführen solcher Wilden nach Europa keinerlei Ersprießliches hat, und zwar für beide Teile. Der Wilde findet zunächst alles selbstverständlich, was der vielvermögende Europäer zu Wege bringt. Deswegen imponirt ihm gar nichts, zumal er alles Können einer höheren Zaubermacht entsprungen glaubt, dann, weil er einen sehr scharfen Blick für die Schwächen seines weißen neuen Freundes hat und so in die Heimat zurückgekehrt nur von diesem allgemein Menschlichen erzählen wird und kann. Für außerhalb seines Begriffsvermögens liegende Dinge hat er weder Verständnis noch ist er sprachlich im stande, das Gesehene zu beschreiben. Zum Dritten zeigt man ihm Dinge, welche ihm daheim als große Seltenheiten von hohem Werte dünken, hier in großen Mengen aufgehäuft; so wird ihm der Wert derselben ganz bedeutend herabgemindert erscheinen, seine Ansprüche wachsen, ohne daß er entsprechende Gegenleistung zu machen im stande wäre. Um unsere Macht zu zeigen, haben wir in Afrika selbst Mittel genug.

In unserer Zeit, wo nun alles den Blick nach Afrika und besonders der Ostküste richtet, glaubte es der Sultan in Konstantinopel auch seinem Titel als Beherrscher aller Gläubigen schuldig zu sein, einen Vertreter nach Sansibar zu senden, und hatte denselben auch schon in der Person des Abd el Kader Efendi ernannt, doch ist ihm einmal von anderen Seiten die Zwecklosigkeit derartigen Unterfangens so deutlich gemacht worden, daß er eingesehen hat, es möge die Schwierigkeiten in Sansibar nur noch vermehren, und so hat er seinen Plan wieder aufgegeben. —

Trotzdem Crispi in der italienischen Kammer eine Entscheidung betreffs der Besetzung von Kerem und Asmara nicht herbeiführte, so hat er doch einen entscheidenden Sieg für Expansivpolitik in Afrika erfochten, und wird Italien dies nur zum Vorteil gereichen. Der Schwierigkeiten bleiben aber dort noch manche, denn es sind heftige Kämpfe entbrannt um den Thron des gefallenen Königs der Könige, Johannes.

Das rote Kreuz wird nun auch bald über dem Congostaate wehen, um seine Segnungen den Negern teilhaftig werden zu lassen; der König der Belgier hat einen Verein ins Leben gerufen, der sich der Genfer Konvention angeschlossen hat.

Pastor Büttner wird Ende dieses Jahres aus seiner Stellung als Missionsinspektor der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft ausscheiden.

Paul Reichard.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Aus der Vorstandssitzung vom 6. Mai, deren hauptsächlichstes Resultat, die Wahlen, wir bereits mitgeteilt haben, tragen wir noch nach, daß unter Punkt 4 der Tagesordnung der Herr Generalsekretär einige geschäftliche Mitteilungen gemacht hat, aus denen hervorgeht, daß die Zahl der Mitglieder seit dem 1. Januar um 1214 zugenommen habe, während in dem gleichen Zeitraum 443 Abmeldungen erfolgt sind. Unter den Arbeiten der Zentrale sind die Bestrebungen bemerkenswert, welche zur praktischen Lösung der Auswanderungsfrage geschehen. Es wurde eine Wandkartenskizze des südwestafrikanischen Schutzgebietes im Maßstabe 1 : 750 000 vorgelegt, die den allseitigen Beifall der Versammlung fand; ferner eine größere Anzahl neuer Photographien. Der Vorsitzende, Herr Geh. Reg.-Rat Simon, teilte noch mit, daß der Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, der um die Ausbreitung des deutschen Handels so große Verdienste sich erworben habe und in verwandter Beziehung mit unserer Gesellschaft ähnliche nationale Aufgaben zu erfüllen mit Erfolg bestrebt sei, sich an die Deutsche Kolonialgesellschaft um Unterstützung einer Expedition zur wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erforschung Marokkos gewendet habe. Der Zweck dieser Expedition sei in hohem Maße anzuerkennen, und hat der Herr Vorsitzende, aus den Reihen unserer Mitglieder das Unternehmen fördern zu wollen, wozu die Gesellschaft als solche wegen ihrer eigenen umfassenden Aufgaben und Bedürfnisse nicht wohl in der Lage sei. Ferner macht der Herr Vorsitzende noch Mitteilung von einem demnächst im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erscheinenden Werke „Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern“ (1647—1721) von Dr. jur. Richard Schück, mit einer Einleitung von Dr. jur. Paul Kayser. Dem Erscheinen dieses Werkes, für dessen Herausgabe Herr Legationsrat Kayser sich besonders interessirt habe und das aus offiziellen Quellen geschöpft sei, dürfe die Deutsche Kolonialgesellschaft mit besonderer Freude entgegensehen, weswegen er schon jetzt darauf hinweisen möchte.

— Unter den neu gewählten Kommissionen haben wir in der letzten Nummer die Kommission zur Bekämpfung des Sklavenhandels nicht besonders namhaft gemacht, da dieselbe in ihrer Gesamtheit einfach nur bestätigt wurde. Dieselbe setzt sich folgendermaßen zusammen: Präsidium: Se. Durchlaucht Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, Langenburg. W. von Wedell, Minister des Königlichen Hauses, Berlin. Weber, Oberbürgermeister a. D., Berlin. — Ausschuß: Dryander, Superintendent, Berlin. von Drygalsky-Pascha, Generallieutenant a. D., Berlin. Ebert, Dr. Th., Bezirksgeologe, Friedenau. Hammacher, Dr., Reichstagsabgeordneter, Berlin. vom Rath, Ad., Rentier, Berlin. Scholz, Professor, Archidiakonus an St. Marien, Berlin. Schüller, Dr. med., Mar, Professor, Berlin. Stenzel, Kapitän z. S. a. D., Berlin. — Schatzmeister: Veit, Geh. Kommerzienrat, Berlin W. 64, Behrenstr. 48. — Fernere Mitglieder der Kommission: Arnhold, Eduard, Kaufmann, Berlin. Graf von Arnim-Muskau, Reichstagsabgeordneter, Muskau O.-L. Brugsch-Pascha, Geh. Legationsrat, Professor Dr., Berlin. Graf von Douglas, Reichstagsabgeordneter, Berlin. von Ernsthausen, Berlin. Fabri, F. sen., Dr. theol., Godesberg b. Bonn a. Rh. von Fischer, Oberbürgermeister, Reichstagsabgeordneter, Augsburg. Graf F. von Frankenberg-Tillowitz, Tillowitz i. Schl. von Frankenberg, Major a. D., Berlin. Se. Durchlaucht Fürst Karl Fugger-Babenhausen, Augsburg. Gerhardt, Professor, Geh. Med.-Rat, Berlin. Grimm, Dr., Ministerialpräsident a. D., Karlsruhe. von Hardt, Richard, Berlin. von Helldorff, Kammerherr, Reichstagsabgeordneter, Bedra bei Frankleben. Herzog, Staatssekretär, Exzellenz, Berlin. von der Heydt, Karl, Bankier, Elberfeld. von Hofmann, Staatsminister, Exzellenz, Berlin. Graf von Holstein, Reichstagsabgeordneter, Waterneverstorff bei Lütjenburg. Fürst Isenburg-Birstein, Birstein. Kögel, Ober-Hof- und Domprediger, Berlin. Langen, Eugen, Geh. Kommerzienrat, Köln a. Rh. Livonius, Vize-Admiral a. D., Exzellenz, Berlin. Marschall von Bieberstein, Berlin. Meier, H. H., Konsul, Bremen. Meitzen, Geh. Regierungsrat, Berlin. Nobbe, Reichstagsabgeordneter, Niedertopfstedt bei Greußen. Se. Durchlaucht Herzog von Ratibor, Mitglied des Herrenhauses, Schloß Rauden bei Ratibor. Reichard, Paul, Berlin. Rumpff, Landtagsabgeordneter und Fabrikbesitzer, Schloß Aprath bei Wülfrath, Rheinland. Sachse, Direktor im Reichspostamt, Berlin. Schroeder, Dr., Rittergutsbesitzer, Berlin. Schwarzkopff, Geh. Kommerzienrat, Berlin. Scipio, F., Reichstagsabgeordneter, Mannheim. von Siemens, Geh. Regierungsrat, Charlottenburg. Spinola, Geh. Ober-Regierungsrat, Berlin. Frhr. von Tucher, Chr., Regierungsrat, Nürnberg. Weber, Karl E., Vize-Konsul a. D., Berlin. Wesendonck, O., Rentier, Berlin. Se. Durchlaucht Fürst zu Wied, Neuwied. von Wildenbruch, Ernst, Legationsrat, Berlin. Woermann, Ad., Reichstagsabgeordneter, Hamburg.

— Die Abteilung Berlin veranstaltete am 20. Mai im großen Saale des Architektenhauses einen Festkommers zu Ehren der aus Afrika heimgekehrten Herren. Der Besuch war trotz ungünstiger Verhältnisse doch ein ziemlich lebhafter, auch die Gefeierten hatten sich zahlreich eingefunden. Man bemerkte die Herren Leue, Premierleutnant Weiß, Regierungsbaumeister Hörnecke, Staudinger, v. Elz u. s. w. Gegen 8¾ Uhr eröffnete der Vorsitzende, Herr Geheimer Rat v. Cuny, den Kommers, begrüßte mit schwungvollen Worten die Erschienenen, insonderheit die Ehrengäste, und brachte ein Hoch auf Se. Majestät aus, in welches die Versammelten begeistert einstimmten. Nachdem man die Nationalhymne gesungen, feierte Herr Regierungsbaumeister Wiskow die Ehrengäste durch einen schneidig kommandirten Salamander. Gegen 10 Uhr betrat die Gesandtschaft der Dschagganeger unter Führung des Herrn Ehlers den Saal, welcher dem Ersuchen des Herrn Geh. Rat von Cuny in bereitwilligster Weise gefolgt war und eine Zeit lang alles Interesse absorbirte. Darauf toastete Herr Leue auf die deutsche Marine, deren hilfreichen Beistand in mancher Bedrängnis er rühmend hervorhob. Premierleutnant Weiß dankte namens der Ehrengäste für die dargebrachte Ovation. Regierungsbaumeister Hoffmann brachte ein Hoch aus auf die Armee, für welches Generalmajor von Teichmann in warmen Worten dankte. Regierungsbaumeister Hoernecke toastete auf das deutsche Vaterland, Herr von Tiedemann auf den glücklichen Fortgang der Emin Pascha-Expedition. Eine Anzahl glücklich gewählter Festlieder trugen wesentlich dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Erst nach 12 Uhr schloß der offizielle Teil der Feier.

— Abteilung Thorn. Am 8. Mai feierte die Abteilung ihr fünfjähriges Bestehen durch ein Zusammensein in dem geschichtlich berühmten Gasthause „zu den drei Kronen“, der Residenz Peters des Großen vor zwei Jahrhunderten. Die Festrede hielt der Vorsitzende. Es wurde mitgeteilt, daß, nachdem die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation Ende März 1884 gegründet war, die Abteilung Thorn als erste in Deutschland am 8. Mai 1884 mit etwa 20 Mitgliedern sich konstituirte. — Begrüßungstelegramme trafen ein von dem Mitstifter der Abteilung, Herrn A. Leue aus Dar-es-Salaam, gegenwärtig in Berlin, sowie dem bisherigen Schriftführer, Premierleutnant von Seemen (Regiment von Borke), z. Z. in Spandau.

— In der Abteilung Belgard hielt am 6. Mai cr. Herr Hauptmann Heydemann einen Vortrag über „die englischen Kolonien in Australien und die politischen Beziehungen zwischen diesen und dem Mutterland“. Der Vorsitzende, Amtsrichter Damann, referirte über das Bahnprojekt Reise-Valparaiso. — Nächste Versammlung 3. Juni. Vortrag über „Deutsche Ansiedlungen in Rio Grande do Sul“.

— Abteilung Köln. In der hiesigen Abteilung sprach am 12. April Direktor Spiecker von Kalk über Land und Leute der deutschen Kolonien in

Südwestafrika. Der Vortragende entwickelte aus eigener Anschauung ein vielseitiges Bild von den Zuständen des Großnamaqua- und des Hererolandes und verbreitete sich insbesondere über die Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der beiden feindlichen Stämme der Herero und der Nama. Die Inland-Expedition des Redners im Jahre 1881 hatte sieben Monate in Anspruch genommen und war von Otjep aus, von dem nördlichsten Hafen des Kaplandes, angetreten worden. Als Direktor der früheren Missionshandels-Aktiengesellschaft Barmen war Herrn Spiecker die Aufgabe zugefallen, über die Lage in Südwestafrika zu berichten. Er durchzog Großnamaqualand der ganzen Länge nach, nachdem er den Oranjefluß überschritten, bis zum Kuisipfluß, dem Grenzstrom der Namaqua, die spätere deutsche Kolonie-Lüderitzland mit Angra Pequena sonach westlich liegen lassend, streifte östlich die Kalahariwüste und gelangte zur ersten Handelsniederlassung der Gesellschaft, Rehoboth, einem Platz, in welchem sich von 1875 bis 1880 etwa 1500 aus der Kapkolonie ausgewanderte Mischlinge niedergelassen hatten. Von da gings nach Okahandja, dem Hauptort der Hereros, nach Otjimbingue, dem größten Lager der Gesellschaft, in einer Rundreise zu allen Missionsstationen und schließlich von der Walfischbai aus auf einem kleinen Segelboote nach Kapstadt zurück.

— Abteilung Magdeburg. Am 2. Mai fand die monatliche zwanglose Versammlung der hiesigen Abteilung und zugleich eine Vorstandssitzung statt, in welcher über eine Ausstellung der Wanderversammlung am hiesigen Orte beraten wurde, welche im September oder Oktober hier zur Ausstellung kommen soll. Die nächste ähnliche Versammlung wird am ersten Donnerstag im September stattfinden.

— Abteilung Neustettin. Am 30. April hielt Herr Postdirektor Raab in der Monatssitzung der hiesigen Abteilung einen Vortrag über Nordamerika mit besonderer Berücksichtigung der Vereinigten Staaten. Besonders eingehend beschäftigte sich Redner mit den gewaltigen Verkehrsstraßen, welche die Amerikaner mit beispielloser Energie in unglaublich kurzer Zeit zu schaffen wußten, und schilderte mit beredten Worten die Bedeutung, welche die Pacificbahn nicht nur für die Verbindung der Ost- und Weststaaten der Union, sondern auch für den gesamten Weltverkehr haben. Der Vortrag war auch von Nichtmitgliedern gut besucht und fand viel Beifall.

— Abteilung Oberlahnstein. Am 4. Mai d. J. fand im Hotel „Weller" eine Generalversammlung mit dem fünften Herrenabend verbunden statt. Nachdem der Vorsitzende Herr Amtsrichter von Bülow einen Jahresbericht pro 1888/89 gegeben hatte, fand die Neuwahl des Vorstandes statt. Es wurden durch Akklamation die früheren Vorstandsmitglieder einstimmig wiedergewählt, so daß zur Zeit fungiren die Herren: 1. Amtsrichter von Bülow von Braubach als Vorsitzender, 2. Rechtsanwalt und Notar Zils von Oberlahnstein als Schriftführer. 3. Distriktsarzt Dr. Michel von Niederlahnstein als Schatzmeister, 4. Landrat Bake von St. Goarshausen, 5. Rektor Widmann zu Oberlahnstein, 6. Fabrikant Stadelmann daselbst als Beisitzer. Sodann hielt Fabrikbesitzer Th. Stadelmann einen Vortrag über das Thema: „Warum treiben wir Kolonialpolitik und wie weit hat sich Deutschlands Handel nach seinen Kolonien und Schutzgebieten bis heute entwickelt?" Aus dem Berichte, welchen der Vorsitzende über das verflossene Abteilungsjahr bezüglich der hiesigen Abteilung gab, sei hervorgehoben, daß drei größere öffentliche Vorträge von Afrikareisenden im Kasinosaale zu Oberlahnstein gehalten wurden; nämlich am 11. März 1888, dem Geburtstage der Abteilung Oberlahnstein, von Herrn Dr. Breitenbach, am 26. Oktober von Herrn Dr. Hollrung und am 28. Januar 1889 von Herrn Paul Reichard. Aus der Abteilung heraus sprachen an den Herrenabenden über kolonialpolitische Fragen die Herren Amtsrichter von Bülow, Rechtsanwalt und Notar Zils, Rektor Dr. Widmann, Institutsdirektor Berg und Fabrikant Stadelmann. Die Abteilung besteht zur Zeit aus 37 Mitgliedern.

— Abteilung Kassel. Am 8. Mai hielt die Abteilung Kassel der Deutschen Kolonialgesellschaft im Hotel Stück ihre jährliche Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Danker, gab eine Übersicht über das Wachstum und die Thätigkeit der Abteilung im letzten Vereinsjahre. Danach zählte die Abteilung 34 Mitglieder, ist aber jetzt auf 57 Mitglieder gestiegen, ein Zuwachs, der hauptsächlich durch zwei Vorträge des Herrn Dr. Ulrici im nationalliberalen Wahlverein hier: „Über Deutsch-Ostafrika" und „das Emin Pascha-Unternehmen" gewonnen wurde. In den monatlichen zwanglosen, geselligen Zusammenkünften wurden alle auf dem Gebiete der Kolonisation wichtigen Vorkommnisse besprochen. Zwei größere, sehr ansprechende Vorträge im Verein hielt Herr Löbekke über Livingstones Reisen in Afrika. Im Januar 1889 sprach der Afrikareisende P. Reichardt vor zahlreichen Zuhörern und unter großem Beifall über seine Erlebnisse im schwarzen Erdteil. Vorstandssitzungen fanden mehrfach statt. Der Vorsitzende schloß hieran noch einen interessanten Überblick über den jetzigen Stand der deutschen Kolonien, ganz besonders der schweren Opfer gedenkend, die Naturereignisse und Kämpfe mit aufgehetzter Bevölkerung in den Kolonien gefordert haben. Darauf legte der Schatzmeister Rechnung und erhielt Entlastung. Erfreulich war es, daß die Kasse einen Überschuß aufwies. Bei der nun folgenden, satzungsgemäßen Vorstandswahl ward der alte Vorstand: Herr Realgymnasiallehrer Dr. Danker, Vorsitzender, Herr Rittergutsbesitzer Löbekke, Stellvertreter, Herr Baudirektor a. D. von Rehus, Schatzmeister, Herr Realgymnasialoberlehrer Dr. Ulrici, Schriftführer, wiedergewählt. Verstärkt wurde der Vorstand durch Herrn Kaufmann Arendt. Allgemein wurde anerkannt, daß das abgelaufene Jahr für die deutsche Kolonisation kein günstiges gewesen ist. Dies hat auch auf das Wachstum der Abteilung seinen Einfluß ausgeübt und die anfängliche Begeisterung zum Teil empfindlich gedrückt. Aller Anfang aber ist schwer. Alle Völker haben bei Anlegung von Kolonien zuerst vielfach traurige Erfahrungen machen und schwere Prüfungen bestehen müssen, schließlich ist das Unternehmen doch gelungen und für das Heimatland sind die schönsten Früchte erwachsen. Daß das kräftig aufblühende und sich ausdehnende Deutschtum anfangs, zumal bei dem großen Neide der Nachbarvölker, andere Erfahrungen mit Kolonien hätte machen sollen, das war kaum zu erwarten. Zu erwarten aber und sicher zu hoffen ist, daß deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer, wie allenthalben auf dem Erdenrund, so auch in den deutschen Kolonien, auf das schönste belohnt werden wird. Unerschrocken, festen Schrittes, das bestimmte Ziel im Auge, auszuharren auch bei den herbsten Schicksalsschlägen, das ist unsere Pflicht, und Mühe und Arbeit muß für Kolonien wie für das Mutterland Heil und Segen bringen.

— In der Abteilung Köln hielt Samstag, den 11. Mai Herr G. Truppel einen Vortrag über die Samoainseln in ihrer Bedeutung für die koloniale Entwickelung. Der Vortrag über dieses augenblicklich im Mittelpunkt des kolonialen Interesses stehende Gebiet fand ungeteilten Beifall. — Die Abteilung hat dem Reichsmarineamt für die Hinterbliebenen der vor Samoa verunglückten deutschen Seeleute aus gesammelten Geldern 3000 Mark übersandt.

— Die Abteilung Hildesheim, welche sich jüngst konstituirt hat, hat in den Vorstand folgende Herren gewählt: Regierungspräsident Dr. Schultz, Vorsitzender; Major Graf v. Schwerin, stellv. Vors.; Gymnasiallehrer Dr. Schimmelpfeng, Schriftwart; Schwemann, Kassenwart; Gymnasialdirektor Dr. Kirchhoff, Senator Dr. Gerland, Gymnasiallehrer Flöckher, Gymnasiallehrer Dr. Vogeler, Kaufmann Braun. Um das Zustandekommen der Abteilung haben sich besonders die Herren Dr. Schimmelpfeng und Vogeler verdient gemacht.

Kleine Mitteilungen.

— (Folgende Liste der Unteroffiziere in der Expedition des Reichskommissars Wißmann) ist uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden: 1. Hermann Becker, 2. Garde-Feld-Art.-Rgmt., Forsthaus Karthan bei Wilsnack. 2. Gustav Bilke, 2. Garde-Feld-Art.-Rgmt., Zedlitz, Kr. Oblau. 3. August Bluhm, Eisenbahn-Rgmt., Luftschiffer-Abteil., Weserow, Kr. Anklam. 4. Gustav Brose, Fuß-Art.-Rgmt. v. Hindersin, Pomm., Nr. 2, Bahn Kr. Greifenhagen. 5. Joseph Budau, Fuß-Art.-Rgmt. v. Lingen, Kl. Schwenkitten, Kr. Heilsberg. 6. Karl Burwitz, Fuß-Art.-Rgmt. v. Hindersin, Pomm., Nr 2, Tilsit. 7. Wilhelm Busch, II. Matrosen.-Div., Halle a.S. 8. Richard Eben, II. Matrosen-Div., Chemnitz. 9. Sebastian Firnstein, II. Matrosen-Div., Bamberg i. Bayern. 10. Friedrich Fricke, Eisenbahn-Rgmt., Hamburg. 11. Otto Gaffri, Eisenbahn-Rgmt., Trosedow, Kr. Ueckermünde. 12. Christoph Gaßmann, Train-Bat. Nr. 15 Heyerode, Kr. Mühlhausen i. Th. 13. Ernst Germer, Eisenbahn-Rgmt., Bernburg. 14. Maximilian Greff, Garde-Fuß-Art.-Rgmt., Thorn. 15. Franz Grucza, Rgmt. Gardes du Corps, Lukoschin, Kr. Dirschau. 16. Wilhelm Gurkasch, 1. Garde-Feld-Art.-Rgmt., Brenkenhofsbruch, Kr. Friedeberg i. N.-M. 17. Adolph Hartmann, Fuß-Art.-Rgmt. v. Lingen, Memel. 18. Richard Hoffmann, 1. Garde-Feld-Art.-Rgmt., Schmiedeberg i. Schl. 19. Gotthardt Hoffmann, See-Bat., Langenbielau, Kr. Reichenbach. 20. Gustav Kaiser, Schlesw. Fuß-Art.-Bat. Nr. 9, Chzempin, Kr. Kosten. 21. Emil Kay, 1. Hans. Infant.-Rgmt. Nr. 75, Lojow, Kr. Stolp i. P. 22. Karl Kopp, Rgmt. Gardes du Corps, Bürgerhuben, Kr. Niederung. 23. Max Kühne, Infant.-Rgmt. v. Keith (Nr. 22), Beuthen i. O.-Schl. 24. Reinhold Leber, Eisenbahn-Rgmt., Sorau N.-Lauf. 25. Gustav Ludwig, Garde-Fuß-Art.-Rgmt., Breslau. 26. Georg Martini, S. M. S. „Friedrich der Große", Neu-Trebbin, Kr. O.-Barnim. 27. Peter Mutter, Eisenbahn-Rgmt., Paris. 28. Ernst Naeter, Eisenbahn-Rgmt., Bernburg. 29. Heinrich Peter†, Feld-Art.-Rgmt. General-Feldzeugmeister (Nr. 3), Adl. Gut Dittersdorf, Kr. Braunsberg. 30. August Piehl, I. Matrosen-Div., Nordhausen. 31. Karl Reich, 2. Garde-Feld-Art.-Rgmt., Dessau. 32. Paul Rohr, I. Matrosen-Div., Goghau, Kr. Schweidnitz. 33. Georg Rymarzig, Garde-Fuß-Art.-Rgmt., Charlottenburg. 34. Adolf Schaubacher, II. Matrosen-Div., Stuttgart. 35. Joseph Schulte, Infant.-Rgmt. Nr. 97, Soest i. Westf. 36. Karl Schwarz, Fuß-Art.-Rgmt. Nr. 11, Krotoschin. 37. Sieben Snakker, Schlesw. Fuß-Art.-Bat. Nr. 9, Grothusen, Kr. Emden. 38. Otto Semmling, I. Matrosen-Div., Königsberg O.-Pr. 39. Otto Steinbach, Garde-Fuß-Art.-Rgmt., Tuchel b. Konitz. 40. Heinrich Tanner, Fuß-Art.-Rgmt. Enke, Magdeb. Nr. 4, Wasungen i. Herzogt. Sachs.-Mein. 41. Franz Thielke, II. Matrosen-Division, Rendsburg. 42. Joseph Velten, Versuchs-Komp. der Art.-Prüf.-Kommiss., Saarbrücken. 43. Anton Weiß, Infant.-Rgmt. Nr. 30, Trier. 44. Gustav Wille, Fuß-Art.-Rgmt. Nr. 2, Braunschweig. 45. Reinhold Wonneberger, Rgmt. Gardes du Corps, Breslau, Kr. Sorau. 46. Julius Först, Leib-Garde-Husaren-Rgmt., Preetz, Kr. Ploen. 47. Schafflick. 48. Gotthardt Freitag, Kaiser Franz-Garde-Gren.-Rgmt. Nr. 2, Naumburg a. S. 49. Rudolph Mittelstädt, 1. Württemb. Feld-Art.-Rgmt. Nr. 13, Emilienau, Kr. Bromberg. 50. Andreas Bauer, Landwirt, Augsburg. 51. Franz Drescher, Gärtner, Berlin. 52. Hugo Fritz, Friseur, Stuttgart. 53. Gustav Fülleborn, Steuerbeamter (ausgesch.), Bonn. 54. Ernst Hocke, Bergmann, Poln. Hammer, Kr. Trebnitz. 55. Karl Hoffmann, Maschinenschlosser, Breslau. 56. Philipp Jacobs, Kaufmann, Bengel a. M. Kr. Wittlich. 57. Hugo Kröhnke, Jäger, Forsthaus Platkow, Kr. Lübben. 58. Bruno Markgraf, Schutzmann, Hain a. Harz. 59. Hermann Marquardt, Jäger, Persing b. Kurken, O.-Pr. 60. Max Neumann, Kamm- und Bürstenmacher, Naumburg a. S. 61. Karl Nowack, Schmied, Reinerswalde, Kr. Heilsberg. 62. Friedrich Roberth, Rentner, Wien. 63. Eduard Schmid, Tischler, Geislingen, Kr. Balingen. 64. Johannes Schultz, Maurer, Berlin. 65. Georg Steinkopff, Kaufmann, Hamburg. 66. Paul Stolle, Maschinist, Osterfeld, Kr. Weißenfels.

— (Französische Dampferlinie nach West-Afrika.) Das Gesetz über die neue französische Dampferlinie nach Westafrika ist jetzt veröffentlicht. Danach sollen jährlich 6 Fahrten gemacht werden, nämlich von Marseille nach Oran, Dakar, Sierra Leone, Kap Palmas, Grand Bassam, Kotonu, Benito, Libreville bis zur Loangoküste. Doch ist es dem Unternehmer gestattet, auch andere Häfen anzulaufen, unter der Bedingung, daß die festgesetzte Zahl der jährlichen Fahrten eingehalten wird. Unter demselben Vorbehalte können die Fahrten auch weiter nach Süden bis zum Kap der guten Hoffnung aus-

gedehnt werden. Sollte die Gesellschaft ihre Fahrten bis Kapstadt ausdehnen, so würde sie den englischen Dampfern genau wie im Osten nach Sansibar gewiß manchen Abbruch thun.

— (Die Schule für Kolonisten in England.) Seit zwei oder drei Jahren besteht in England ein Institut, daß die Aufgabe hat, jungen Leuten, die es als Lebensberuf gewählt haben, sich in den Kolonien anzusiedeln, so weit es möglich ist, eine dazu vorbereitende Ausbildung zu geben. — Unter dem Protektorat der königlichen Kolonialgesellschaft bildete sich damals ein Aktienunternehmen, das in Hollesley Grafschaft Suffolk eine 1500 Acres (1 Acre = 0,4047 ha.) große Besitzung ankaufte. Nach erfolgtem Umbau und Pachtung einer 500 Acres großen Fläche begründete man die dem oben erwähnten Zweck gewidmete Anstalt, an deren Spitze man eine Persönlichkeit stellte, welche auf diesem Gebiete Erfahrungen hatte. Der Kursus ist ein zweijähriger, und bereits ca. 80 Schüler haben denselben durchgemacht. Das erste Jahr schloß mit einem Verlust ab, indes schon das zweite brachte einen, wenn auch nur kleinen Überschuß. Der Grundbesitz besteht aus leichtem und lehmigem Acker- und Weideland, ist übrigens auf allen Teilen gut bewaldet. Die Nähe des Meeres ist vorteilhaft für das Klima und bietet ein durch die Besitzung gehender Fluß günstige Gelegenheit zum Vervollkommnen im Schwimmen, Rudern ꝛc. Da keine Eisenbahnstation sich in unmittelbarer Nähe befindet, so bekommen die jungen Leute, die nebenbei bemerkt sehr streng gehalten werden, einen kleinen Vorgeschmack von dem Leben eines Kolonisten, was sie in die Lage versetzt zu entscheiden, ob sie dem gewählten anstrengenden Beruf treu bleiben wollen. Großen Wert legt man auf die praktische Erlernung der Schafszucht, besonders wie sie in Südamerika und Australien der Wollproduktion halber betrieben wird. Zu dem Zweck wird eine große Heerde gehalten, unter der sich allein 300 Mutterschafe befinden, die in diesem Frühjahr nicht weniger als 520 Lämmer geboren haben. Außerdem besitzt die Schule auch eine größere Anzahl Rinder. Dem Milchwesen wird ebenfalls große Sorgfalt geschenkt und die Zöglinge lernen sowohl die Butterfabrikation, als auch die Bereitung von Rahm. Ferner finden Unterweisungen in der Gemüse-, Geflügel-, Bienenzucht ꝛc. statt. Ebenso ist Gelegenheit geboten, die Zimmerei, Ziegelei und Sattlerei zu erlernen, Thierheilkunde, Feldmessungskunst, Lichten von Wäldern und das damit verbundene Urbarmachen von Land, Brückenbau, Konstruktion von Flößen, kurz alles, was dem künftigen Vorläufer der Zivilisation in fernen Landen von Nutzen sein könnte. Zwei Stunden pro Tag liest ein Professor über Geologie, Mineralogie, Ackerbau im Allgemeinen ꝛc., die übrige Zeit wird zum Arbeiten im Freien verwandt. Da nun nicht alle diese Gegenstände gelehrt werden können, so wählt man dasjenige aus, was dem Schüler in seinem künftigen Bestimmungsort, der gewöhnlich bei der Aufnahme angegeben wird, besonders dienlich sein dürfte. Gegenwärtig sind sämtliche verfügbaren Plätze (42) ausgefüllt, doch geht man mit der Absicht um, durch einen Neubau Raum für 200 Zöglinge zu schaffen. Der Pensionspreis beträgt ca. 1700—2400 Mark das Jahr. Das Durchschnittsalter der Besucher ist 18—20 Jahre, und zwar rekrutiren sich dieselben aus allen Schichten der oberen und mittleren Klassen.

— Ueber den Aufstand in Ostafrika hat Herr Zöller der Köln. Ztg. aus Bagamoyo im April einige sehr interessante Mitteilungen gemacht, der wir das Folgende entnehmen: „Der Aufstand ist erst nach und nach organisirt worden, und von Buschiri wird die für arabische Verhältnisse beinahe ungeheuerliche Thatsache erzählt, daß er seine Leute sogar habe exerziren lassen. „Habe" sage ich absichtlich, denn in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, sind wohl die meisten von Buschiris Leuten ihm abtrünnig geworden. Die Djumbes, denen durch allerlei Aufhetzung die Besorgnis beigebracht worden war, daß sie von den Deutschen in ihren alten Rechten beeinträchtigt werden sollten, würden aus sich heraus nicht den Mut zu ernstlichem Vorgehen gehabt haben. Erst Buschiri hat ihnen diesen Mut beigebracht. In seiner besten Zeit soll er über 2000 Mann verfügt und 300 Maskat-Neger und Beludschen, welch' letztere in jeder Hinsicht den Arabern gleichzustellen sind, als Kerntruppe gedrillt haben. Zur Zeit befinden sich, wie es heißt, in Buschiris Lager nicht mehr als 50 „weiße" Araber. Die Araber zahlten ihren Soldaten 5—6 Dollars monatlich. Selbst wenn bloß die Kerntruppe von 300 Mann diesen Sold erhalten hätte, würde das doch eine monatliche Ausgabe von 1800 Dollars bedingt haben. Da trotzdem im Lager der Aufständischen nichts weniger als Geldmangel herrschte, vermutet man, daß eine hohe Person, welche amtlich dem Aufstande fernsteht und denselben sogar bekämpft, die benötigten Geldmittel gespendet habe. Uebrigens erheben die Araber an der Fähre über den Kingani einen nicht ganz unbedeutenden Zoll. Die Aufständischen, die seit dem 3. März wohl noch alte Böller, aber keine brauchbaren Geschütze mehr besitzen, sind mit allen denkbaren Arten von Hinterlader-, Perkussions- und Steinschloß-Gewehren bewaffnet. In einem der halb zerstörten Steinhäuser von Bagamoyo fand man eine ganze Anzahl auf Stöcke aufgesteckter Bajonnette; die Hinterlader rühren hauptsächlich von Dr. Meyer, die übrigen Gewehre teilweise von Karawanen her, deren Träger weggelaufen waren. Gewöhnlich führten die Aufständischen kleine weiße arabische Fähnlein mit sich. Eine am 3. März in Bagamoyo erbeutete, aus europäischem Zeug gefertigte und mit dem Stempel einer deutschen Firma versehene Fahne ist halb rot und halb weiß. Auf der weißen Hälfte sind Koransprüche eingeschrieben. Eine Gesamtleitung des Aufstandes, an dem sich ein paar Dutzend kleine Dorfhäuptlinge beteiligen oder vielmehr beteiligt haben, hat es niemals gegeben. Jeder handelt, den andern mißtrauisch ansehend, auf eigene Faust. Aber die hervorragendste Figur, wenn bei solch erbärmlichem Aufstand das Wort hervorragend überhaupt angewandt werden kann, ist unzweifelhaft der Suaheli-Neger Buschiri, dem keiner der Djumbes seine unangefochtene Befehlshaberstellung vor Bagamoyo streitig zu machen wagt. Dieser Buschiri, den ich von den Franzosen so sehr loben hörte, soll nach anderen Quellen nichts weiter als ein berufsmäßiger Abenteurer und Unruhestifter sein. Alles in allem sollte man diesen ganzen Aufstand nicht übermäßig ernst nehmen. Abgesehen von den allerdings großen Kosten, bietet er keinen Anlaß, uns unsere schöne und wertvolle Kolonie Ostafrika zu verleiden. Den Engländern ist diese Art von Aufständen, deren sie in neu erworbenen Ländern fast alljährlich ein paar niederzuwerfen haben, ebenso wohlbekannt wie den Portugiesen. Der Generalgouverneur von Mosambik Augusto de Castillo, äußerte sich mir gegenüber dahin, daß der Aufstand die Stellung der Deutschen wesentlich verbessern werde und daß er daher, abgesehen von den Kosten, kein so schlimmes Unheil sei."

— (Aus dem Sudan.) Die Nachricht, daß Khartum von den Senussiten eingenommen sei, ist unbegründet. In Wady Halfa angekommene Eingeborene, welche Khartum nach dem gemeldeten Datum der Einnahme verließen, berichten, daß zur Zeit ihrer Abreise man nicht einmal wußte, daß die Senussiten im Anmarsche auf Khartum seien.

— (Oberst M'Murdo), der leitende Geist der Delagoa-Bahngesellschaft, ist plötzlich gestorben. Sein Tod wird schwerlich ohne Einfluß auf das Geschick der Bahn bleiben, zumal da in einigen Monaten die Frist abläuft, innerhalb welcher er die Bahn zu vollenden hatte. Die portugiesische Regierung dürfte sich aber wohl kaum ihres Vorrechtes auf die Bahn bei ihrem Geldmangel bedienen, dagegen böte sich jetzt wieder deutschen Kapitalisten eine Gelegenheit, sich der zukunftsreichsten aller afrikanischen Bahnen zu bemächtigen, und zwar für einen äußerst niedrigen Preis.

— (Emil Schulze), ein geborener Hamburger, ging im Jahre 1868 für Woermann nach Westafrika und war dort in verschiedenen Stellungen thätig, bis er 1877 Generalagent für die genannte Firma wurde. In demselben Jahre zum deutschen Konsul in Gabun ernannt, schloß er mit Admiral Knorr und Generalkonsul Nachtigal die bekannten Verträge mit den Eingeborenen, welche den Anfang unserer deutschen Erwerbungen auf kolonialem Gebiete bilden. Im April 1886 kehrte Schulze nach seiner Vaterstadt zurück und erkrankte kurze Zeit darauf an einem Nierenleiden, dem er am 14. Mai erlegen ist.

— (Der Reichstag) hat am 14. den Antrag Stöcker, der die verbündeten Regierungen ersucht zu erwägen, ob und wie der Branntweinhandel in Afrika eingeschränkt werden könne, fast einstimmig angenommen.

— (Von den Wißmannschen Dampfern) hat der größte, die „Harmonie", den weitesten Vorsprung; sie war schon am 7. Mai in Aden angekommen, und dürfte jetzt in Sansibar sein. „München", „Vulkan", und „Max" sind am 11. von Suez nach Aden abgegangen, der „Vesuv" war am 17. in Malta angekommen und sofort nach Port Said weitergegangen.

— (Über Buschiris Grausamkeit) wird uns ein neuer Fall aus Bagamoyo berichtet: „Am 6. April wurde ein einheimischer Maurer namens Dunia auf dem Wege von der Mission nach dem Stationsgebäude der Ostafrikanischen Gesellschaft von zwei bewaffneten Arabern und einem bewaffneten Schwarzen festgenommen und nach Buschiris Lager geschleppt. Dort wurde er in Ketten gelegt und sollte verkauft werden. Am 9. April kamen mehrere Leute aus Kaule in Buschiris Lager an, unter ihnen auch ein Araber, Malari, welcher von den Deutschen gefangen genommen, aber gegen die Pugu-Missionare ausgeliefert worden war. Derselbe kannte Dunia und erzählte Buschiri, daß der Gefangene die Bastionen an dem Stationsgebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erbaut habe, worauf Buschiri eine Axt holen und dem Unglücklichen in seiner Gegenwart beide Hände abhauen ließ. Dann wurde er freigelassen und schleppte sich nach Bagamoyo, wo er von einem Arzt der „Schwalbe" verbunden wurde."

Bekanntmachung.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Tlaxcala, San Luis Potosí und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Abteilung Berlin. Herrenabend am 27. Mai, abends 8 Uhr, im kleinen Saale des Architektenhauses. Vortrag des Herrn Staudinger: „Mitteilungen aus dem Niger-Benuë-Gebiete".

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von S. M. dem Kaiser 1000 M., Frau Geh. Rat Krupp, Essen 500 M., Herrn Forst-Assessor Badstübner, Potsdam 20 M., Frau Anna Schimmelpfennig, Dresdow bei Germin 5 M., Frau Geh. Rat Goldschmidt 20 M., Frau Gräfin Schlippenbach 25 M., Frau von Brahenburg, geb. von Salwien 20 M., Herrn Dr. Onaglio 10 M., Fräulein Weike 20 M., aus Chemnitz, Ertrag des 2. und 3. Unterhaltungsabends des Deutschen Frauenbundes 400 M.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein 62 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V.: B. v. Breska.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das provisorische Krankenhaus und für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Durch Seine Majestät den Kaiser 1000 M.; aus Frankfurt a. M. 1031,08 M.; aus Wiesbaden 1982,50 M.; Wahl in Küstrin 600 M.; Kons.-Rat Ficken in Hagen 100 M.; Pf. Hopf in Faurndau 20 M.; Kirchenrat Dr. Hasse in Striesen 5 M.; Expedition des Kreisanzeigers in Ploen 9 M.; Pf. Delius 15 M.; Zinsen 15 M.; Ertrag des Konzerts in der Philharmonie 4888 M.; Past. Dürselen in Berlin 6,06 M.; J. L. in Halberstadt 1,50 M.; Rittergutsbesitzer von Dewitz in Schönhagen, vom Kolonialverein Abteilung Rangard 56 M.; Kolonialverein Abteilung Dortmund, durch Bergrat Busse 500 M.; Lokalkomitee in Bochum, durch Geh. Kommerzienrat Baare für die befreiten Sklaven 200 M.; Prälat a. D. Klaiber in Stuttgart 2 M.; durch die Herren Pastor Diestelkamp 2469,65 M., Dr. Büttner 1773,16 M., Pastor Böhme 287,48 M., Pastor Berlin 132 M., Kapitän z. S. a. D. Stenzel 60 M., Sekretär Franke 457 M. Zusammen 15 609,43 M.

Berlin, den 30. April 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister.
I. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 22. Berlin, 1. Juni 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Englische Gesellschaftscharters und die Royal Niger Company. — Neue Verwendungsarten einiger tropischer Produkte. — Aus Ostafrika. — Hexenprozesse in Afrika. Von Paul Reichard. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Englische Gesellschaftscharters und die Royal Niger Company.

Im Hinblick auf das allgemeine Interesse, welches sowohl in Deutschland als in England das Gebahren der Royal Niger Company erregt, welche bekanntlich in der rücksichtslosesten, den Interessen der Handeltreibenden im Nigergebiet schädlichsten Weise ein unumschränktes Monopol zu errichten im Begriff steht, drucken wir nachfolgenden uns aus England zugegangenen Bericht ab, obwohl er verschiedenes unseren Lesern bereits bekanntes enthält, unsere Bemerkungen dazu an den Schluß anknüpfend:

„Seitdem England im Jahre 1858 die enormen Besitzungen der East India Company als Staatseigentum übernahm, machte sich die nämliche Politik, die zu so großartigen Erfolgen geführt hatte, in der Kolonialpolitik überall geltend, wo nur immer die Möglichkeit neuer Erwerbungen vorlag. Die Laufbahn der genannten Company war allerdings eine so brillante, daß solche in England wenigstens noch auf lange Zeit hinaus als Vorbild zu dienen berufen scheint. Im Jahre 1600 mit einem ganz unbedeutenden Kapitale zu Handelszwecken gegründet und von der Königin Elisabeth mit einer weitreichenden Charter (Privilegium) versehen, bildete sich das Unternehmen im Laufe der Zeit zu einer riesenhaften Macht aus und erwarb für Großbritannien das indische Kaiserreich im Umfange von 1 648 944 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 271 Millionen Menschen. Nach einem derartigen Vorgange erscheint es nur natürlich, daß außereuropäische halbzivilisirte Staaten mit Mißtrauen auf das Eindringen von englischen Handelsbeflissenen und Missionaren blicken, wie dies z. B. in Persien der Fall ist, wo der Schah seit vielen Jahren danach strebt, die englischen Schiffe von seinen Häfen und englische Kaufleute vom Innern des Landes fern zu halten.

In neuerer Zeit ist es Afrika, wo sich der englische Missions- und Handelseifer besonders entwickelt und dem Beispiele der asiatischen Gesellschaft folgt. Die Imperial East African Company, die sich auf Grund der bekannten Abmachungen zwischen Deutschland und England und mit der Hülfe von handeltreibenden Missionaren in den Besitz sehr umfangreicher Länderstrecken brachte, hat dieselben nunmehr derart organisirt, daß solche in aller Kürze unter englische Staatsverwaltung kommen dürften, oder in andern Worten, das Land annektirt werden kann, sobald die Gesellschaft die Grundlage zu einem geeigneten Administrationswesen gelegt hat. Noch näher liegt die Entscheidung in betreff der Royal Niger Company, deren Charter nahezu abgelaufen ist. Die Gesellschaft trug in üblicher Weise auf Erneuerung ihrer Rechte an, und die Regierung zieht nun in Erwägung, „ob die Interessen Großbritanniens sowie der Eingeborenen des Ölflußdistrikts besser gewahrt sind, wenn das Land noch ferner der Company angehört, oder in eine Kronkolonie verwandelt wird". Die Entscheidung dieser Frage besitzt gegenwärtig ein viel weiteres als englisches Lokalinteresse, weil sich verschiedene europäische Nationen in den Westen Afrikas teilen und speziell die deutschen Kolonien der britischen Sphäre sehr nahe liegen. Es ist deshalb am Platze, die Situation der Company und ihre bisherige Wirksamkeit kurz zusammenzufassen. Die „Royal Niger" entstand aus der National African Company Limited, die im Jahre 1882 mit einem Kapitale von 1 000 000 Lstr. (20 000 000 Mark) gegründet wurde. Die Gesellschaft bezweckte, Handels- und finanzielle Geschäfte in Afrika zu betreiben und sich von der englischen Regierung sowie von afrikanischen Behörden oder Königen Konzessionen zu verschaffen, die dieser Absicht förderlich sein sollten. Es wurden auch bald Depots in Akassa, am Ausflusse des Nigerstromes, sowie den Fluß entlang und an dessen Nebenfluß Benuë errichtet. In diesen Regionen bestanden aber schon viele englische und französische Etablissements, die mit der Company konkurrirten, und letztere entschloß sich nach wenigen Jahren, dieselben sämmtlich anzukaufen, um jede Konkurrenz zu beseitigen. Damit gewann die Gesellschaft das fast alleinige Handelsmonopol in ihrer Geschäftsregion und trug kurz darauf, im Jahre 1886, auf die Gewährung eines Privilegs (charter) an, das ihr auch bewilligt wurde. Nach der bezüglichen Eingabe war fast das ganze Kapital (976 750 Lstr.) gezeichnet und eine Anzahl von „Königen, Häuptlingen und Stämmen" hatten der Company Territorien abgetreten. Die Gesellschaft, zur Zeit die einzige europäische Handelsfirma im ganzen Distrikte, beschäftigte sich damit, ihre Beziehungen mehr nach dem Innern auszudehnen und die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, wodurch den Eingeborenen große Vorteile erwachsen sollten u. s. w. Das erbetene Privileg, datirt vom 1. Juli 1886, verwandelte die ursprüngliche National African Company in die Royal Niger Company, Chartered & Limited. Der Inhalt der Charter räumt ihr für die Dauer der Konzession Rechte ungewöhnlicher Natur ein. So ist die Gesellschaft u. a. ermächtigt, alle Hoheitsrechte in und über Territorien, Landbesitz und sonstiges Vermögen auszuüben. Sie soll ferner nach Kräften auf die Beseitigung der Sklaverei wirken und sich in die Religionen der Eingeborenen nur dann mischen, wenn Humanitätsgründe dafür vorliegen. Die Company hat souveräne Gerichtsbarkeit und muß englischen Schiffen den freien Gebrauch ihrer Häfen gestatten u. s. w. Das Komische besteht in dem ausdrücklichen Verbote jedes Monopols und der Anordnung, daß Engländer und andere Nationalitäten ganz gleiche Rechte besitzen wie die Company, nur gehalten sein sollen, „sich den jeweiligen Gesellschaftsanordnungen hinsichtlich der gesetzlichen Ordnung und in Handelssachen zu fügen". Abgaben und Zölle dürfen nur insoweit erhoben werden, als es die Kosten der Regierung erforderlich machen, worüber die Gesellschaft dem britischen Kolonialminister von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten hat. Im übrigen ist die Company an alle Vertragsverbindlichkeiten gehalten, die auf der Berliner Konferenz von 1885 mit Bezug auf den Niger und seine Nebenflüsse getroffen wurden. Artikel 27 des betreffenden Aktes enthält indes Bestimmungen über die freie Schiffahrt auf dem Niger u. s. w. und über den Handel in allen britischen Besitzungen oder Protektoraten, über Zollfreiheit und andere Punkte, welchen die Gesellschaft, wenn nicht offen, so doch auf indirektem Wege, zuwiderhandelt. Seitdem fast alle andern Geschäftshäuser in dieselbe aufgingen, wurde die Company aus einer Handelsfirma gleichzeitig eine Regierung mit der Berechtigung, Steuern für Verwaltungszwecke zu erheben, und konnte damit einen großen Druck auf die ganze Gegend ausüben. Erstens ist die Royal Niger seit Auffaugung ihrer frühern Konkurrenten die einzige Absatzquelle für die Landesprodukte und kann also die Preise nach Gutdünken festsetzen, während zweitens die „Regierungskosten" nicht zu ermitteln sind und die Gesellschaft danach wegen der Abgaben nach Belieben schalten und walten kann. Die Rechnungen,

Digitized by Google

die dem Minister in London von der Direktion zugehen, werden nicht veröffentlicht, doch welchen Regierungsaufwand die Bilanzen auch anführen mögen, so ist es doch unmöglich, die Richtigkeit der Zahlen zu prüfen, zudem die Grenze zwischen den Handelswesen und Regierungskosten der Company sehr schwer zu ziehen ist. Jedenfalls macht dieselbe einen überaus umfangreichen Gebrauch von ihrem Rechte, Steuern ꝛc. zu erheben, und hat sich dadurch bereits den Unwillen der englischen Kronkolonie von Lagos (Westafrika) zugezogen. Die Kaufleute dieser Kolonie hielten nämlich eine öffentliche Versammlung ab, richteten darauf eine Eingabe an die englische Regierung, in welcher die Nachteile für Westafrika beschrieben sind, die eine Charter-Erneuerung mit sich brächte, und auf Annexion des Territorialbesitzes der Gesellschaft seitens Großbritanniens angetragen wird. Die Royal Niger erhebt z. B. von jedem Geschäftsmanne eine „jährliche“ Konzessionssteuer von 1000 Mark für die erste und je 200 Mark für jede weitere Niederlassung. Der Handel in Spirituosen ist mit 2000 Mark p. a. für jeden daran Beteiligten belegt, und da die Company selbst große Quantitäten betäubender Getränke importirt, so genießt sie in dieser Hinsicht ein wirksames Monopol.

Ein Vergleich der bezüglichen Zollsätze zeigt, daß:

Salz im Nigerdistr. mit	2	Mk.	per Ztr.	u. in Lagos nur	25	Pf.	per Ztr.
Tabak „	„	„	1 „ „	Pfund „	„	„	17 „ „ Pfd.
Sprit „	„	„	2 „ „	Gallone „	„	„	50 „ „ Gall.
Schießpulver „	„	200 %	„	ad valorem „	„	2	Mk. „ Ztr.
Waffen „	„	200 %	„ „	„ „	„	1	„ „ Stck.

besteuert ist, während Lagos überhaupt keinen Ausfuhrzoll erhebt und die Company Palmöl, Schiebutter, Elfenbein und alle andere Produkte mit Abgaben belegt.

Eine besondere Härte liegt in der Verfügung der Royal Niger, wonach alle Eingangszölle in klingender englischer Münze zahlbar sind, obgleich das ganze Geschäft in der Nigergegend auf Tausch beruht. Was die Gesellschaft mit ihrer Administration beabsichtigt, ist die gänzliche Monopolisirung des gesamten äußeren und inneren Verkehrs, und obgleich die Londoner Verwaltung vielleicht weniger gewinnsüchtig sein mag, so verfolgen ihre Beamten in Afrika in ihrem ganzen Thun und Lassen doch nur das einzige Prinzip, Geld zu verdienen, dem gegenüber diplomatische Differenzen wenig Beachtung finden. Die Gesellschaftsaktien waren allerdings in letzterer Zeit nicht lukrativ, denn nachdem solche mehrere Jahre bis zu 15 Prozent Dividende einbrachten, wurde in drei Jahren gar nichts verdient, und für 1888 5 Prozent verteilt.[1]) Diese Zustände sollen augenscheinlich durch große Steuern gebessert werden, gleichviel, ob die Auflage berechtigt ist oder nicht. Wenn das Ministerium mit der Erneuerung des Charters zögert, so geschieht es hauptsächlich wegen der Befürchtung, daß die Gesellschaft England in Differenzen mit Deutschland verwickeln könne. Die Berliner Regierung beschwerte sich bereits wiederholt über Vertragsverletzungen im Nigerbezirke, und wie angelegen es sich das Kolonialamt auch sein läßt, den deutschen Ansprüchen gerecht zu werden, so kann es sich doch nicht gegen die Gesellschaft aussprechen, ohne die einschlägigen Verhältnisse zu kennen. Wäre nun das Nigerterrain in eine britische Kronkolonie verwandelt, so träte das merkantilische Interesse, den Beziehungen zu andern Mächten gegenüber, in den Hintergrund, und damit würde wahrscheinlich jede Ursache zur Beschwerde seitens Deutschlands beseitigt. Vom englischen Gesichtspunkte ist jedoch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, um die Company abzulösen; dazu wäre ihr Besitztum noch zu klein und ihre Machtstellung zu gering. Eine Handelsgesellschaft kann mit weniger Formalitäten weitere Länderstrecken von einheimischen „Königen und Häuptlingen“ erwerben, als eine Großmacht, und so ist denn die Regierung geneigt, die Charter der Royal Niger zu erneuern, selbst wenn die kommerziellen Interessen von Lagos und der ganzen Flußregion darunter leiden. Es ist ein eigentümliches Prinzip, ferne Inseln und große Kontinente anstatt mit Waffengewalt, durch Handelsanknüpfungen und Verbreitung des Christentums zu erobern. Die Methode bewährte sich aber für England bisher und trägt noch immer goldene Früchte. Wenn Afrika der Zivilisation etwas zugänglicher als jetzt ist und seine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen beginnt, dann werden die mit der Königlichen Charter versehenen englischen Kompanien den wesentlichsten und besten Teil des Landes für Großbritanniens Besitznahme bereit halten, vorausgesetzt, daß die Regierung nicht durch besondere Umstände gezwungen wird, ihre Erbschaft verfrüht anzutreten.“

[1]) Sir George Goldie, der Direktor der Company, giebt als Grund für die geringen Exporte des Jahres 1888 in einem Briefe an die Times an, daß der Niger und seine Nebenflüsse zum Teil nur während 9 Monate des Jahres schiffbar seien, was aber nicht im geringsten bewiesen ist. Die Gründe liegen vielmehr in den durch die Anmaßungen der englischen Company geschaffenen Unruhen und den daraus entstandenen Handelsstörungen. Nach einer neueren Arbeit von Georges de Laveleye im Moniteur der Intérêts matériels ist der Niger von der Mündung bis 700 km weit schiffbar. D. R.

Die Ansicht unseres Korrespondenten wird, wie aus dem Briefe hervorgeht, wesentlich durch englische Auffassungen beeinflußt und stellt in einigen Punkten die Company in ein günstigeres Licht, als nach den Thatsachen gerechtfertigt ist. Man weiß, auf welchen fadenscheinigen Gründen die Verträge der Company mit manchen eingeborenen Häuptlingen bestehen, man weiß, daß Verträge fingirt sind, daß in anderen Fällen mit brutaler Gewalt vorgegangen ist, und daß eine Folge davon die Ausschließung der freien Händler und Lagos-Kaufleute am Niger war, damit nicht die Kenntnis über das ungerechtfertigte Vorgehen dieser Gesellschaft allgemein werde und zu Maßregeln der Regierung führen möchte. Wir haben uns über diese Verhältnisse aus Anlaß des ganz eklatanten Falles Hönigsberg des Langen und Breiten ausgelassen in der Erwartung, daß das unserem Landsmann zugefügte Unrecht seine Sühne finden werde. Wenn die englische Regierung mit dieser Monopolwirtschaft, welche ihren eigenen Unterthanen in Lagos den größten Schaden zufügt, so schnell als möglich aufräumt, so erfüllt sie damit nur ihre durch die Unterzeichnung der Nigerakte übernommenen Pflichten, sollte sie auch wirklich mit den einzelnen Uferstaaten neue Verträge schließen und in vieler Beziehung von vorne anfangen müssen. Der Niger muß wieder frei werden, wie es die Nigerakte bestimmt, da, abgesehen von den allgemeinen Prinzipien des Rechtes und der Billigkeit, eine wirtschaftliche Nutzbarmachung des zum Teil in die deutsche Interessensphäre fallenden Benuegebietes sonst unmöglich gemacht werden würde.

Neue Verwendungsarten einiger tropischer Produkte.

Obwohl im Laufe von Jahrhunderten die Menschheit eine Unmasse tropischer Produkte kennen und gebrauchen gelernt hat, so ist es doch bei dem Reichtum der tropischen Flora nicht anders zu erwarten, als daß von Jahr zu Jahr neue Pflanzen bekannt werden, welche als Genuß- oder Heilmittel, oder für technische Zwecke Verwendung finden. Einige von ihnen pflegen so schnell zu verschwinden, wie sie aufgetaucht sind, bis durch irgend eine neue Zubereitungsart, eine maschinelle Entdeckung oder ein sich bildendes Bedürfnis das Auge wieder auf diese Produkte gelenkt wird und sie aus der Verborgenheit hervorzieht. Andere wieder werden lange Jahre hindurch gebraucht, dienen aber untergeordneten Zwecken, bis mit dem Bekanntwerden einer neuen Verwendungsart ihre Wichtigkeit in fast ungeahnter Weise zunehmen kann. Wir brauchen dabei nur an den gewaltigen Aufschwung zu erinnern, welchen die Einfuhr von tropischen Ölen und Fetten, von der Schiebutter an bis zur Kopra, in den letzten zwanzig Jahren genommen hat, und daß darauf in der That die Prosperität ganzer Erwerbszweige beruht. Und doch wird sich mancher gefragt haben, warum nicht bis jetzt dieser Reichtum an tropischen Pflanzenfetten, auf deren Ausbeutung die Anstrengungen unserer Kolonisatoren mehr gerichtet sein sollten, als auf die Anlage von Versuchsplantagen und den Betrieb von Kulturpflanzen, deren Rentabilität erst bewiesen werden muß, als Nahrungsmittel Verwendung finden konnte. Die Antwort liegt in der Thatsache, daß alle Fette und Öle einem Zersetzungsprozeß verfallen, indem der Sauerstoff der Luft die in ihnen enthaltenen ätherischen Öle verändert und die Bildung freier Fettsäuren verursacht. Die Fette und Öle werden, wie wir uns gewöhnlich ausdrücken, „ranzig“ und können in diesem Zustande nur noch technischen Zwecken dienen. Der Prozeß des Ranzigwerdens beginnt sehr häufig schon in den Oelfrüchten, aus welchen die Fette gewonnen werden, und bei den animalischen Fetten begünstigen die in ihnen enthaltenen Eiweißkörper außerordentlich die Zersetzung, so daß wir bis jetzt im Handel noch nie ein Fett oder Öl besessen haben, in welchem nicht freie Fettsäuren in beträchtlicher Menge nachgewiesen werden konnten. Je weniger freie Fettsäuren in den Fettarten enthalten, je weniger zersetzt die ätherischen Öle noch sind, um so höher schätzen wir dieselben, um so leichter verdaulich sind sie.

Diese leichte Zersetzlichkeit ist auch der Grund, weshalb bisher die großen Mengen Ölfrüchte und Fette, welche die Tropen erzeugen, uns nicht als Nahrungsmittel dienstbar gemacht werden konnten, denn bis dieselben den langen Seeweg von den Tropen zu uns zurückgelegt haben, ist das in ihnen enthaltene Fett ranzig geworden.

Die stete Zunahme der Bevölkerung Europas und die hiermit gleichen Schritt haltende Preissteigerung der Nahrungsmittel spornte jedoch stets zu neuen Versuchen an, diese exotischen Fette verwertbar zu machen und dadurch die Zahl unserer Nahrungsmittel zu vergrößern.

Von allen diesen Fetten war es von jeher das in der Kokosnuß enthaltene, welches die größte Aufmerksamkeit auf sich zog und auch verdiente, hatte doch schon Liebig darauf hingewiesen, daß es der Milchbutter am nächsten steht, eine Thatsache, die neuerdings Fresenius durch seine Untersuchungen bestätigt fand.

Digitized by Google

Die Kokospalme, deren Heimat ursprünglich nur die Südseeinseln und die Inseln des ostindischen Archipels waren, ist jetzt in allen Ländern der Wendekreise in Wäldern angebaut und die nützlichste Palmenart; dient sie doch nach der Volkssage der Hindus zu 99 Dingen. Diese Palme trägt bereits in ihrem 8. und bis zum 100. Jahre, und zwar zu allen Jahreszeiten, Kokosnüsse, etwa 18 bis 30 Stück an jedem Kolben, die vier- bis fünfmal jährlich geerntet werden und die Größe eines Kindskopfes erreichen. Der innere Kern dieser Nüsse, anfangs fast ganz aus flüssigem, süßem und milchartigem Eiweiße, der Kokosmilch, bestehend, enthält nach der Reife eine weiße, fleischige, nußartig schmeckende Masse, die sogenannte Kopra oder Koppera; dieselbe enthält 60—70 Prozent Fett und 9 bis 10 Prozent Eiweiß. An Ort und Stelle bereits gewinnt man das Fett durch Auspressen oder Auskochen. Seit den letzten Jahren wird die getrocknete Kopra auch nach Europa verschifft und hier in den Ölfabriken ausgepreßt. Das aus frischen Nüssen bereitete Kokosöl hat eine schöne weiße Farbe, milden Geschmack und einen charakteristischen, nicht unangenehmen Geruch. Leider geht aber gerade beim Kokosnußöl die obenerwähnte Zersetzung in freie Fettsäuren und die Veränderung der ätherischen Öle sehr rasch von statten, wodurch es zu Speisezwecken ganz und gar unbrauchbar wird.

Die schon wiederholt vergebens versuchte Lösung der Frage, wie dieses äußerst wertvolle Fett wieder genießbar zu machen sei, ist in den letzten Jahren einem Chemiker Dr. H. Schinck in Ludwigshafen a. Rh. in vollkommener Weise gelungen. Nach dem Verfahren dieses Chemikers wird von der Mannheimer Kokosnußbutterfabrik von P. Müller u. Söhne das Fett der Kopra gereinigt und unter dem Namen „Kokosnußbutter" rein als Speisefett in den Handel gebracht.

Das neue Speisefett enthält keinerlei Beimischungen, es ist in seiner ursprünglichen Zusammensetzung durch die Raffinationsmethode durchaus nicht verändert, nur die ranzigen Substanzen sind daraus entfernt, es ist somit ein reines Naturprodukt. Die Kokosnußbutter stellt sich dar als eine weiße Masse, etwas härter wie Kuhbutter, und ist ausschließlich für die Zubereitung von Speisen bestimmt; zum Aufstreichen auf Brod ist sie schon ihrer Härte wegen nicht geeignet und würde die Kuhbutter nicht ersetzen.

Zwei Punkte sind es, die die Kokosnußbutter besonders empfehlenswert machen: erstens ihre absolute Reinheit und zweitens ihr billiger Preis. Nach den Analysen von Fresenius, Chevreuil und von anderen namhaften Chemikern besteht dieselbe aus:

Fett . . .	99,979	Prozent
Wasser . . .	0,020	=
Mineralstoffe .	0,001	= ,

stellt also ein vollständig neutrales Fett dar, frei von jeder Fettsäure und jeglichem ätherischen Öle, läßt sich folglich in praktischer Beziehung als chemisch rein betrachten. Es ist diese Eigenschaft der Kokusnußbutter auch insofern von Wichtigkeit, als die freien Fettsäuren einen schließlichen Einfluß auf die Verdauung haben.

Der scharfe, zum Husten reizende Geruch, der sich so oft in unseren Küchen bemerkbar macht, zeigt die Entwickelung freier Fettsäuren an, die besonders im Backwerk eingeschlossen, oft der Grund für die Schwerverdaulichkeit oder richtiger die Schädlichkeit des Fettgebackenen sind. Bei der Kokosnußbutter ist dieser Übelstand vollständig beseitigt und sie empfiehlt sich deshalb in sanitärer Hinsicht als das gesundeste Speisefett. Aber nicht nur für Kranke empfiehlt sich dieselbe, ihr mäßiger Preis gestattet auch allen Klassen der Bevölkerung die Verwendung. Es würde vor allem für die Entwickelung unserer Kolonien von großem Vorteile sein, wenn es gelänge, die Kokosnußbutter hier einzubürgern; die gesunkenen Preise der Kopra würden sich wieder heben und mit ihnen der Handel, welcher infolge derselben arg darniederliegt.

Ein anderes Produkt, welches neuerdings in Aufnahme zu kommen scheint, ist die präparirte Kola. Dieses diätetische Mittel, dem entölten Kakao ähnlich, hat auf Anregung des Herrn Dr. Spuler Herr Apotheker Schoch in Karlsruhe (Baden) aus den sogenannten Kolanüssen dargestellt. Die Kolanüsse sind, wie wir schon mehrfach erwähnten, die Samen eines besonders im Nigergebiet, aber auch in den deutschen Kolonialgebieten Westafrikas vorkommenden Baumes, der Sterculia acuminata P. R., dessen Anbau in neuerer Zeit auch in den Kolonialbesitzungen Englands in Südostfrika große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Kolanüsse werden von den Eingeborenen als Genuß- und Heilmittel, sowie zur Verbesserung schlechten Trinkwassers hoch geschätzt und bilden einen bedeutenden Handelsartikel nach dem Innern, wo oft fabelhafte Preise dafür gezahlt twerden. Die Zusammensetzung der Kolanüsse, welche als wesentlichsten Bestandteil Coffein und Theobromin, außerdem Gerbsäure, Zucker, Stärkemehl, Proteïnstoffe, nebst einer sehr kleinen Menge Fett enthalten, erklärt diese Wertschätzung und stellt dieselben in die Reihe der auch bei uns hochgeschätzten Genußmittel Kakao, Kaffee und Thee. Die Kolanuß, welche übrigens von den Europäern in Westafrika nicht besonders goutirt wird, wurde hier mehr als ein Kuriosum betrachtet, da eine Präservation der frischen Nuß kaum möglich war. Getrocknet soll sie hierher exportirt werden und zur Verfälschung der Chokolade dienen. Obwohl die Nüsse 1,83 % Coffein enthalten, eignen sie sich nach einer Untersuchung von Jobst und Hesse nicht als Ersatzmittel für Kaffee. Das Schochsche Präparat, ein dem Kakaopulver ähnliches rötlichbraunes, feines Pulver, 2 Prozent Coffein enthaltend, wird wie Kakao zubereitet, indem man einen Theelöffel bis kleinen Eßlöffel voll der präparirten Kola mit einer Tasse Wasser oder Milch aufkocht und nach Belieben mit oder ohne Zucker, wohl auch einem kleinen Zusatz von Vanille, genießt. Die Kola giebt ein, namentlich bei größeren Anstrengungen, wohlthuend anregendes Getränk, welches als diätetisches Mittel bei Magen- und Darmbeschwerden, chronischen Diarrhöen, nervösem Kopfschmerz, namentlich auch bei mangelhafter Herzthätigkeit und deren Folgen nach den bisher gemachten Erfahrungen gute Dienste leistet. Der Preis des Präparates ist dem des Kakaopulvers ähnlich und könnte bei regelmäßiger Einfuhr des Rohstoffs und wenn der Verbrauch die Herstellung in größerem Maße gestatten sollte, wohl auch noch ermäßigt werden.

Aus Ostafrika.

Von dem Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, ist nachstehender Bericht, d. d. Bagamoyo, den 1. Mai 1889, an den Fürsten Bismarck hier eingetroffen:

„Auf der Ew. Durchlaucht bereits gehorsamst gemeldeten Rekognoszirungsfahrt mit Herrn Admiral Deinhard fand ich in Bagamoyo die Befestigungsarbeiten schon weit vorgeschritten. In Dar-es-Salaam war erst mit gleicher Arbeit begonnen, jedoch ist der Ort durch die Nähe des Ankerplatzes S. M. S. „Carola" gesichert.

In Pangani war noch an dem Morgen meines Besuchs auf die Dampfpinasse geschossen worden. Große Menschenmassen hatten sich vor dem Orte versammelt, scheinbar einen Angriff erwartend; die in der Einfahrt angebrachten Befestigungen waren besetzt. Auffallend war es, trotz dieser Verhältnisse die Daus ruhig ein- und auspassiren zu sehen. In Tanga, dem bei weitem unbedeutendsten Punkt, zeigten sich ebenfalls Bewaffnete, die aufmerksam den Bewegungen des Schiffes folgten. Saadani, jetzt von vielen Aufständischen besetzt, ist mit einer guten Pallisadenenceinte befestigt.

Herr Admiral Deinhard hatte bis zu meiner Ankunft mit Buschiri einen Waffenstillstand geschlossen, und hatte Buschiri Bedingungen gestellt, unter denen er Frieden schließen wollte.

Ich nahm, da ich noch nicht schlagfertig war, den Waffenstillstand an, ließ jedoch Buschiri zugleich sagen, daß ich mit ihm nur als Rebellen verkehren würde und seine Friedensbedingungen zurückweise. Diese Bedingungen waren derartig, daß man sie nur mit dem Namen „lächerlich" belegen kann. Abgesehen davon werde ich mich gegen weitere Vorschläge von Buschiri schroff stellen, da ich mir von einem erfolgreichen Schlage gegen denselben mehr verspreche, als von einem noch so günstigen Frieden. Buschiri hat denn auch bald den Waffenstillstand gebrochen, indem er einen meiner Leute im Vorterrain abgefangen hat und mir denselben mit abgehauenen Händen nach Salaam zurückgesandt hat.

Die Bestrafung zweier Leute mit dem Tode durch Hängen, die speziell in dieser Angelegenheit Verräter waren und der Spionage überführt sind, habe ich auf Bitten der englischen Behörde in Sansibar aufgeschoben bis zur erfolgten Auslieferung der in Buschiris Gewalt befindlichen Missionare von Mamboia.

Die Missionare in der Hand von Buschiri sind für mich geradezu Daumschrauben.

Ich habe den französischen Missionaren mitgeteilt, daß sie sich in den Schutz meiner Befestigung oder nach Sansibar begeben möchten, und daß ich, falls sie das nicht thäten, jede Verantwortlichkeit ablehne. Sollte jedoch Buschiri, der die französische Mission immer noch als neutral anerkennt, auch gegen diese Feindseligkeiten beginnen, so werde ich den Missionaren den Befehl geben, die Küste zu verlassen.

Den englischen Missionaren in Mpwapwa und weiter im Innern steht der von der Bewegung vollständig unberührte Weg durch das Massailand südlich vom Kilimandscharo und nach Witu offen, und ich habe den Rat erteilt, diesen Weg, der auch von den beiden Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft genommen ist, zu wählen. — Am 28. v. M. überfiel Buschiri ein 2,5 km südlich von Bagamoyo gelegenes Dorf, Kaule, dessen Schech und Ältesten (Beluschen) ich als verdächtig in Gewahrsam hatte. Die Bewohner des Dorfes hatten Zeit, sich durch Flucht zu retten, und haben sich unter dem Schutz des Forts in Bagamoyo niedergelassen. An 1000 Wanyamwesi, deren Älteste mich noch von meinem Besuch bei Mirambo 1882 kannten, bewohnen ebenfalls Bagamoyo und haben sich in allen Gefechten mit der Station gegen Buschiri, der es auf ihr Elfenbein abgesehen hatte, geschlagen und schon etwa 50 Mann verloren. Diese Leute werden mir bei dem bevorstehenden Angriff auf Buschiris Lager eine höchst erwünschte Hilfe, da ich ihnen vollständig vertrauen kann. Ich ließ mit allen irgend aufzutreibenden Handwerkern die Befestigung von Dar-es-Salaam beschleunigen und dieselbe wird, wie auch die in Bagamoyo, einen befriedigenden Zustand erreicht haben, bevor Ew. Durchlaucht diese Meldung erhalten.

Die Verteilung von Kriegsmaterial und Proviant war auf den Stationen beendet, als am 29. v. M. die Somalis mit 4 Kompanien in Bagamoyo eintrafen und am selbigen Tage bewaffnet und untergebracht wurden. Viele gut erhaltene Häuser und leichte Ausbesserung der zerstörten erleichterten die Unterbringung der Truppen in Bagamoyo.

Digitized by Google

60 Mann habe ich sofort zur Kompletirung der Besatzung nach Dar-es-Salaam gesandt, da der Herr Admiral Deinhard die „Carola" aus Gesundheitsrücksichten von dem Hafen dicht bei der Station auf die äußere Rhede verlegt hat.

Auf die 100 Sulu vom Süden werde ich nicht rechnen können, meine Streitkräfte werden aber nach Eintreffen der „Martha", die ich stündlich erwarte, ausreichend sein, und zwar:

6 Kompanien Sudanesen zu 100 Mann =	600	Mann
weniger in Dar-es-Salaam befindliche . . .	50	„
bleiben	550	Mann
50 Somalis weniger 10 in Dar-es-Salaam =	40	„
zusammen	590	Mann
Askari in der Station Bagamoyo	60	„
Somalis von der Emin Pascha-Expedition .	80	„

(von 100 Mann sind fast stets 20 krank), die mir Herr Dr. Peters einen Monat unterstellt hat.

In Summa 750 Mann schwarze Truppen mit dem Mausergewehr bewaffnet und etwa 200 irreguläre Wanyamwesi mit Vorderladern bewaffnet, geführt von 20 Deutschen, und außerdem ein geschlossener Trupp von 40 Deutschen. Ob die Verhältnisse eine Unterstützung von der Marine, event. von Booten mit Bewaffneten auf dem Kinganifluß erlauben, darüber bin ich noch mit dem Herrn Admiral Deinhard in Verhandlung.

Buschiri liegt auf 6 Kilometer in 3 Lagern im Halbkreise um Bagamoyo und hat den jetzt sehr angeschwollenen Kingani mit der ersten Fähre etwa 8 Kilometer hinter sich. Das Hauptlager in der Mitte, unter ihm persönlich, ist das stärkste und von etwa 500 Mann besetzt; unter diesen sind zweihundert vor kurzem aus Mombasa zu ihm gestoßene Araber. Es liegt auf flacher Erhöhung und ist mit Erdwall und Palmenpalisaden (die das Mausergeschoß durchschlägt) befestigt. Eine unter allen Umständen zu passirende überschwemmte Niederung umgiebt den befestigten Hügel. Eine günstige Position für meine kleinen transportablen Geschütze ist vorhanden. 4 bis 5 Tage nach Eintreffen der „Martha" denke ich schlagfertig zu sein und hoffe, daß bis dahin der noch in Buschiris Macht befindliche englische Missionar frei sein wird.

Der Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zeigt sich in jeder Weise entgegenkommend. Anbei übersende ich die Abschrift des Protokolls der ersten Abmachungen mit ihm.

Der Reichskommissar für Ostafrika.
gez. Wißmann, Hauptmann."

Auszug aus dem zwischen dem Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, und dem Generalvertreter der Deutsch Ostafrikanischen Gesellschaft von St Paul Illaire aufgenommenen Protokoll, d. d. Bagamoyo, den 28. April 1889.

I.

Vom heutigen Tage geht auf den Reichskommissar über: 1. Das Oberkommando über die militärischen Machtmittel der Stationen, sowie über alle militärischen Maßnahmen und Operationen. — 2. Die Leitung und Anordnung der zur Verteidigung der Stationsgebäude und Ortschaften erforderlichen Bauten und sonstigen Einrichtungen. — 3. Die Oberleitung der Zivilverwaltung — abgesehen von der Zollverwaltung.

II.

Station Bagamoyo.

1. Gebäude.

a) Das Stationshaus und die dazu gehörigen Baulichkeiten werden dem Herrn Reichskommissar für seine Zwecke seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zur Verfügung gestellt. — b) Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft reservirt sich für ihre Zwecke die erforderlichen Räumlichkeiten für Wohnung und Diensträume der auf der Station verbleibenden Beamten. — c) Das Stationshaus und die dazu gehörigen Baulichkeiten bleiben im Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche die baulichen Arbeiten nach Rücksprache mit dem Herrn Reichskommissar auf ihre Kosten fertigstellen läßt.

2. Inventar.

Das gesamte Stationsinventar, welches im Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bleibt, wird dem Herrn Reichskommissar bis auf weiteres zur Benutzung übergeben . . . . Reparaturen, sowie Neuanschaffungen von etwa erforderlichem weiterem Inventar fallen dem Herrn Reichskommissar zur Last; die Gesellschaft behält sich das Recht vor, dasselbe bei Rückgabe der Station zu einem dann zu vereinbarenden Preise zu übernehmen. Die Böte der Gesellschaft stehen jederzeit dem Herrn Reichskommissar zur Verfügung.

3. Beamte.

a) Handelt vom Übertritt dreier Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in die Dienste des Reichskommissars. — b) Auf der Station verbleiben von europäischen Beamten der Gesellschaft: (folgen 3 Namen), von farbigen Beamten: 1. die beim Bau beschäftigten Handwerker und Aufseher, — 2. der Komorenser Ali, welcher den Betrieb der Faktorei führt, — 3. eine Bootsbesatzung und je ein Diener für jeden auf der Station verbleibenden Beamten der Gesellschaft, — 4. die europäischen und farbigen Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche auf der Station verbleiben, unterstehen in militärischer und polizeilicher Beziehung den Befehlen des Herrn Reichskanzlers bezw. des ihn vertretenden Stationschefs; im übrigen erhalten sie alle Ordres von der Generalvertretung der Deutsch Ostafrikanischen Gesellschaft. — Die Beamten stehen zu allen militarischen Unternehmungen im Verwaltungsbezirk dem Herrn Reichskommissar zur Verfügung, doch sollen dieselben nach Eintreffen der Truppen des letzteren möglichst wachfrei bleiben. Requisitionen wegen zeitweiliger oder dauernder Versetzung oder Abberufung dieser Beamten wird der Herr Reichskommissar schriftlich an die Generalvertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft richten, welche das Erforderliche veranlassen wird. In besonders dringenden Fällen steht dem Herrn Reichskommissar das Recht zu, die Beamten ohne vorherige Mitteilung an die Generalvertretung von der Station fort nach Sansibar zu schicken. Im Bedarfsfalle kann das Beamtenpersonal der Gesellschaft auf der Generalvertretung nach Rücksprache mit dem Herrn Reichskommissar vermehrt werden. — d) Die farbigen Soldaten der Station treten unter den Befehl des Herrn Reichskommissars und beziehen vom 1. Mai ab ihre sämtlichen Kompetenzen durch denselben.

III.

Station Dar-es-Salaam.

1. Gebäude.

a) Das alte Stationsgebäude mit Hof, welches im Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bleibt, wird dem Herrn Reichskommissar für seine Zwecke zur Verfügung gestellt. — b) Die Gesellschaft reservirt sich in demselben ein Zimmer in der ersten Etage, welches dem Zollbeamten der Gesellschaft als Bureau und Wohnung u. s. w. dient. — c) Alle an der neuen Station (welche durch Hineinziehung des Walihauses in die Befestigung gebildet ist) erforderlichen Bauten und Arbeiten läßt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nach der erforderlichen Besprechung mit dem Herrn Reichskommissar machen. — d) und e) betreffen Rückgabe und Mietszins.

2. Inventar.

Vom Inventar gilt das für Bagamoyo Gesagte auch für Dar-es-Salaam.

3. Beamte.

a) Handelt vom Übertritt eines Gesellschaftsbeamten in die Dienste des Reichskommissars. — b) Auf der Station verbleibt von Gesellschaftsbeamten nur ein Gesellschaftsvertreter zugleich Zollbeamter. — c) Die Gesellschaft verzichtet auf die Dienste der wenigen arabischen Askaris und Wanyamwesi-Rekruten und stellt es dem Herrn Reichskommissar anheim, dieselben zu übernehmen oder zu entlassen. — d) Betreffs der Bootsleute und Hausdiener gilt das für Bagamoyo Gesagte.

4. Messe.

Die Meßverhältnisse sind in gleicher Weise wie in Bagamoyo zu regeln.

5. Faktorei.

Die Einrichtung einer Faktorei in Dar-es-Salaam seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bleibt weiteren Abmachungen vorbehalten.

Bagamoyo, den 28. April 1889.

(gez.) Wißmann. (gez.) v. St. Paul.

Hexenprozesse in Afrika.

Eine bis jetzt noch viel zu wenig richtig gewürdigte Erscheinung im Kulturleben der Bantu-Neger im zentralen und östlichen Teile von Afrika ist der afrikanische Hexenprozeß.

Man hält dieselben einfach für einen Ausfluß des religiösen Fanatismus und erhofft daher von den Missionaren, daß diese im Stande sein werden, durch Predigen und Verbreitung des Christentums diese gräulichen Zustände aus der Welt zu schaffen. So lange wir jedoch diese Erscheinung nur vom religiösen Standpunkte aus betrachten und bekämpfen, werden wir wenig dagegen auszurichten im Stande sein.

Allgemein übersieht man in interessirten Kreisen, daß die Hexenprozesse hauptsächlich eine eminent politische Bedeutung haben, und daß sie ausschließlich vom politischen Standpunkte aus zu bekämpfen sind.

Vor allem bilden die Hexenprozesse die einzigen, aber um so gefährlicheren Waffen und Machtmittel des afrikanischen Häuptlings. Bei den geringen und ganz verschwommen religiösen Begriffen des Negers haben sie mit Religion so gut wie gar nichts zu schaffen.

Dem Häuptling stehen nach Lage der dortigen Verhältnisse keinerlei Mittel zur Verfügung, seinen Willen dem Widerspenstigen gegenüber mit brutaler Gewalt durchzusetzen und Ordnung durch diese aufrechtzuerhalten. Er kann weder körperliche Züchtigungen vornehmen lassen, noch Straffällige gefangen halten, noch auch in zu ausgedehnter Weise Geldstrafen verhängen. Seine Unterthanen als Sklaven zu verkaufen, wird er sich nur ausnahmsweise gestatten können.

Theoretisch steht ihm zwar die Befugnis zu, all dieses anzuwenden. Wollte er es aber praktisch anwenden, so würde er bald in schlechten Ruf kommen, Massenauswanderung herbeiführen und bald allein ohne alle Macht zurückbleiben.

Die afrikanische Häuptlingswürde ist allerdings aus der Notwendigkeit hervorgegangen, einer Anzahl von Personen ein Oberhaupt zu geben, damit diese ihre Interessen durch eine verkörperte Obergewalt besser wahren können. Allein der Häuptling denkt nicht daran, aus irgend welchen sittlichen Gründen, geleitet von idealen Ansichten, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, sondern hat, im höchsten Grade egoistisch, nur seinen eigensten Vorteil im Auge. Was aus diesem Grunde ihn zwingt, für das Wohl seines Volkes zu unternehmen, das allein kommt diesem zu gute.

Digitized by Google

Da dem Häuptlinge keine Zwangsmittel zur Verfügung stehen, ist seine Macht nur sehr beschränkt und wird dadurch noch beschränkter, daß seine Entschließungen unselbständig sind, eingeengt durch die Beeinflussung seiner Wanjampara oder Räte. Eifersüchtig wachen diese darauf, daß des Häuptlings Macht ihnen und dem Volke gegenüber nicht die hergebrachten Grenzen überschreite und ihr eigener Einfluß der maßgebende bleibe.

Aus alledem ginge hervor, daß der Häuptling eigentlich nur ein Nganga, ein Strohmann, sein müßte, der als Oberhaupt eines Staates

eigene Habgier aber wird nicht zugeben, daß jemand Vermögen erwirbt und es auch behält, wo er die Macht in Händen hat, sich in den Besitz dieses Vermögens zu setzen.

Ebensowenig kann und darf er zugeben, daß einer seiner Unterthanen zu großem Einfluß gelangt infolge seiner Intelligenz, ohne diesen Einfluß in seine, des Häuptlings Dienste zu stellen.

Da das Motiv des Häuptlings, das ihn in all diesen Fällen leitet, sein eigener Vorteil ist, so greift er zur Intrigue, und ist die Schlinge [illegible] so wird dem Opfer der Prozeß gemacht, dessen Ausgang Dies einzig und allein giebt ihm seine Macht und Da das Mittel den Schein hat, als befördere Wohl, so stößt er bei Anwendung desselben auf

für den Häuptling nur um Erpressung einer ver- so genügt meist der Hinweis, daß der Betreffende rei verdächtigt werden könnte, um ihn gefügig zu ist mit geleisteter Zahlung für den Betreffenden ber der Mfummu ebenso bedacht sein will, wie der r Häuptling selbst.

ren wird bei etwaiger Widerspenstigkeit oder Un- ndet. Ist aber der Häuptling lüstern nach dem ers, so nützen alle Geschenke nichts, und wird auch earbeitet, solche zu erpressen.

s Opfer sein Schicksal, so kann es nur sein Leben ucht retten mit Hinterlassung alles dessen, was mitgenommen werden konnte. Mit dieser Flucht huldgeständnis gemacht und der Häuptling zieht liebene Vermögen ein.

ympathien für ein solches Opfer im Keime zu uptling in ein Licht zu stellen, als sei er gewisser- n Handeln gezwungen, läßt er allmählich das Ge- der Unglückliche im Verdacht der Zauberei stehe. gebung vorgekommene Todesfälle geben den Dolus, getragen vom Scheine der Rechtlichkeit, Gerechtig- um das Wohl seiner Unterthanen, beruft nun eine ung der Großen seines Reiches ein. Jetzt treten tion. Sie müssen durch Zaubermittel zu ergründen ächtige wirklich ein Zauberer ist, oder unschuldig. s denn auch hier und da vor, daß ein solch Ver- gang und Vermögen hat, so daß er die Wafummu te, was ihm aber wirksam auch nur dann gelingt, nd Wafummu mit dem Häuptling unzufrieden sind. ird seine Unschuld klar zu Tage treten.

wohnte selbst einem Prozesse bei, der einen schlim- en Verdächtigten hatte.

ufenen Versammlung ließ der Häuptling den Fall mhanja (wörtlich: oberster Graf) vortragen ohne d ohne die geringsten Andeutungen betreffs der tigten. Ein Mann stehe im dringenden Verdacht, urch geheime Zaubermittel ums Leben gebracht zu rosi (Kiunjamuesi), mschaui (Kisuaheli) zu sein. iegende Fall war im höchsten Grade instruktiv, da blick in die Verhältnisse jener Völker gestattete, Stellung des Häuptlings charakterisirte und zeigte, ser Heimtücke und Feigheit der Neger ausge-

hanja erklärte noch, daß der mfummu vor dem Künste bald erfahren werde, ob der Verdächtige In ersterem Falle müsse er natürlich sterben, da Warosi in seinem Lande dulden dürfe. Allge- rmel der aus allen Gegenden des Reiches Gekom-

nun vor das songäro, dasjenige Thor des Ortes, nrichtungen stattfinden. Es war ein unbebautes grelle Sonne beschien einige frische, halb von chädel, als letzte Überreste der vor einigen Tagen

ise hockten und standen die Leute umher, denselben n offen lassend. Der Häuptling pflegt solchen nen und bleibt im Ort. Dem Haufe voran ging rüstet mit einem Bündel großer und kleiner Kale- öpfen und einem Huhn, dessen Füße zusammen-

er den großen Topf mit Wasser, entnahm seinen eheimnisvolle Kräuter, welche er in das Wasser er mit der mit einem Stiele versehenen Schwanz- quaste einer Antilope einige sonderbare Bewegungen, tauchte sie in Wasser, um zunächst das Huhn, dann die Umsitzenden damit zu bespritzen.

Hierauf füllte er das kleinere Thongefäß ebenfalls mit Wasser und

ihm niemand zu Vermögen gelangt. Geradezu verhindern kann er dies nicht, um nicht in den Ruf eines Herrschers zu kommen, der die Interessen seiner Unterthanen schädigt. Dulden darf er es nicht, um nicht eines andern Einfluß zur Geltung gelangen zu lassen. Seine

Verlag von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

In meinem Verlage erscheint in den nächsten Tagen eine Schrift:

Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik

von

Friedrich Fabri.

Preis ℳ 2.60.

Wie vor 10 Jahren desselben Verfassers Broschüre „Bedarf Deutschland der Kolonieen?" (dritte Ausgabe 1884) den wesentlichsten Anstoß zur deutschen Kolonialbewegung gegeben hat, so wird die hier angekündigte Schrift auch für das zweite Stadium deutscher Kolonialpolitik, in welches wir unaufhaltbar getreten, eine vielleicht entscheidende Bedeutung erlangen.

In ebenso maßvoller wie durchaus sachlicher Weise, aber auch offen und ohne Rückhalt giebt der Verfasser einen Rückblick auf die fünfjährige Entwickelung deutscher Kolonialpolitik. Eingehend legt er die mannigfachen Fehler, die gemacht worden, dar, bezeichnet aber auch überall positive Wege, welche uns aus der Krisis, in welcher heute unsere überseeischen Besitzergreifungen stehen, herauszuheben geeignet erscheinen. Eine Fülle kolonialen Wissens und kolonialpolitischer Gedanken, nahezu ein Handbuch der praktischen Kolonialpolitik, ist in der Schrift gegeben, aber in kürzester und knappester Fassung. Von der Reichhaltigkeit des Inhaltes mag das nachfolgende Verzeichnis der einzelnen Abschnitte eine Andeutung geben: Vorwort. Die Anfänge deutscher Kolonialpolitik. Das kolonialpolitische Programm der Reichsregierung. Die Lage in Ostafrika, die Emin-Pascha-Expedition und die Antisklavereibewegung. Die Wirren in Südwestafrika. Das Bedürfnis einer kleinen kolonialen Militärmacht. Allerlei Aufgaben für ein deutsches Kolonialamt. Ein Wort über Samoa. Schlußwort.

Bedarf Deutschland der Kolonieen?

Eine politisch-ökonomische Betrachtung

von

D. Friedrich Fabri.

3. Auflage.

Preis ℳ 1.—

Von der Buchhandlung

verlange aus

dem Verlage von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha:**

Ex. **Fabri, Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik.** ℳ 2.60

Ex. **Fabri, Bedarf Deutschland der Kolonieen?** 3. Aufl. ℳ 1.—

Ort u. Datum: Name:

Digitized by Google

60 Mann habe ich sofort zur Kompletirung der Besatzung nach Dar-es-Salaam gesandt, da der Herr Admiral Deinhard die „Carola" aus Gesundheitsrücksichten von dem Hafen dicht bei der Station auf die äußere Rhede verlegt hat.

Auf die 100 Sulu vom Süden werde ich nicht rechnen können, meine Streitkräfte werden aber nach Eintreffen der „Martha", die ich stündlich erwarte, ausreichend sein, und zwar:

6 Kompanien Sudanesen zu 100 Mann = 600 Mann
weniger in Dar-es-Salaam befindliche . . . 50 „
bleiben
50 Somalis weniger 10 in Dar-es-Salaam =
zusammen
Askari in der Station Bagamoyo . . . .
Somalis von der Emin Pascha-Expedition .
(von 100 Mann sind fast stets 20 krank),
die mir Herr Dr. Peters einen Monat
unterstellt hat.

In Summa 750 Mann schwarze Truppen mit de
waffnet und etwa 200 irreguläre Wanyamwesi mit Ve
geführt von 20 Deutschen, und außerdem ein geschloss
Deutschen. Ob die Verhältnisse eine Unterstützung von
von Boten mit Bewaffneten auf dem Kinganifluß erlau
noch mit dem Herrn Admiral Deinhard in Verhandlung.

Buschiri liegt auf 6 Kilometer in 3 Lagern im Hal
und hat den jetzt sehr angeschwollenen Kingani mit
8 Kilometer hinter sich. Das Hauptlager in der Mitte,
ist das stärkste und von etwa 500 Mann besetzt; unter
vor kurzem aus Mombassa zu ihm gestoßene Araber.
Erhöhung und ist mit Erdwall und Palmenpallisaden (d
durchschlägt) befestigt. Eine unter allen Umständen
schwemmte Niederung umgiebt den befestigten Hügel. E
für meine kleinen transportablen Geschütze ist vorhanden.
Eintreffen der „Martha" denke ich schlagfertig zu se
dahin der noch in Buschiris Macht befindliche eng
sein wird.

Der Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellscha
Weise entgegenkommend. Anbei übersende ich die Abschri
ersten Abmachungen mit ihm.

Der Reichskommi
gez. Wißmann

Auszug aus dem zwischen dem Reichskommissar f
mann Wißmann, und dem Generalvertreter der Deutsch
sellschaft von St Paul Illaire aufgenommenen Protok
den 28. April 1889.

I.

Vom heutigen Tage geht auf den Reichskommissar
kommando über die militärischen Machtmittel der Stati
militärischen Maßnahmen und Operationen. — 2. I
ordnung der zur Verteidigung der Stationsgebäude und
lichen Bauten und sonstigen Einrichtungen. — 3. Die L
verwaltung — abgesehen von der Zollverwaltung.

II.

Station Bagamoyo.

1. Gebäude.

a) Das Stationshaus und die dazu gehörigen Baul
Herrn Reichskommissar für seine Zwecke seitens der D
Gesellschaft zur Verfügung gestellt. — b) Die Deutsch-O
schaft reservirt sich für ihre Zwecke die erforderlichen
Wohnung und Diensträume der auf der Station verble
c) Das Stationshaus und die dazu gehörigen Baulichkei
der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche die bau
Rücksprache mit dem Herrn Reichskommissar auf ihre Kos

2. Inventar.

Das gesamte Stationsinventar, welches im Besitz der D
Gesellschaft bleibt, wird dem Herrn Reichskommissar bi
Benutzung übergeben . . . . Reparaturen, sowie Neuanf
erforderlichem weiterem Inventar fallen dem Herrn Reich
die Gesellschaft behält sich das Recht vor, dasselbe bei R
zu einem dann zu vereinbarenden Preise zu übernehmen.
sellschaft stehen jederzeit dem Herrn Reichskommissar zur V

3. Beamte.

a) Handelt vom Übertritt dreier Beamten der D
Gesellschaft in die Dienste des Reichskommissars. — b)
bleiben von europäischen Beamten der Gesellschaft: (fol
farbigen Beamten: 1. die beim Bau beschäftigten Handwer
2. der Komorenser Ali, welcher den Betrieb der Faktore
Bootsbesatzung und je ein Diener für jeden auf der S
Beamten der Gesellschaft, — 4. die europäischen und farb
Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche auf der Stati
stehen in militärischer und polizeilicher Beziehung den
Reichskanzlers bezw. des ihn vertretenden Stationschefs;
sie alle Ordres von der Generalvertretung der Deutsch O
schaft. — Die Beamten stehen zu allen militärischen Unternehmungen im Verwaltungsbezirk dem Herrn Reichskommissar zur Verfügung, doch sollen dieselben nach Eintreffen der Truppen des letzteren möglichst wachfrei bleiben. Requisitionen wegen zeitweiliger oder dauernder Versetzung oder Abberufung dieser Beamten wird der Herr Reichskommissar schriftlich an die Generalvertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft richten, welche das Erforderliche veranlassen wird. In besonders dringenden Fällen steht dem Herrn Reichskommissar das Recht zu, die Beamten ohne vorherige Mitteilung an die Generalvertretung von der Station fort nach Sansibar zu schicken. Im Bedarfsfalle kann das Beamtenpersonal der Gesellschaft auf der Generalvertretung nach Rücksprache mit dem Herrn Reichskommissar vermehrt werden. — d) Die farbigen Soldaten der Station treten unter den Befehl des Herrn Reichskommissars und beziehen vom 1. Mai ab ihre sämtlichen Kompetenzen durch denselben.

III.

für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, sondern hat, im höchsten Grade egoistisch, nur seinen eigensten Vorteil im Auge. Was aus diesem Grunde ihn zwingt, für das Wohl seines Volkes zu unternehmen, das allein kommt diesem zu gute.

Digitized by Google

Da dem Häuptlinge keine Zwangsmittel zur Verfügung stehen, ist seine Macht nur sehr beschränkt und wird dadurch noch beschränkter, daß seine Entschließungen unselbständig sind, eingeengt durch die Beeinflussung seiner Wanjampara oder Räte. Eifersüchtig wachen diese darauf, daß des Häuptlings Macht ihnen und dem Volke gegenüber nicht die hergebrachten Grenzen überschreite und ihr eigener Einfluß der maßgebende bleibe.

Aus alledem ginge hervor, daß der Häuptling eigentlich nur ein Popanz, ein Strohmann, sein müßte, der als Oberhaupt eines Staatsverbandes, dessen Angehörige außerdem noch stark von einem demokratischen Zuge durchweht sind, ohne Bedeutung und Einfluß ist.

Dies ist aber keineswegs der Fall. Dasjenige, welches ihm dennoch Ansehen, Macht und Einfluß verschafft, sind die Hexenprozesse. Er appellirt an den Aberglauben der Menschen, und dies hat nie und nirgends den Dienst versagt. Es kommt natürlich nur darauf an, daß er sich dieses Mittels geschickt zu bedienen versteht.

Der afrikanische Zauberglauben (Kisuaheli: mschuai, Kiunjamuesi: mrosi) unterscheidet sich von dem im Mittelalter bei uns so verbreiteten und selbst jetzt noch hie und da hier zu Tage tretenden dadurch, daß dort wenig oder gar kein Gewicht auf die Schädlichkeit und Verdammungswürdigkeit der Hülfe böser Dämonen (msimu), sei es zum Nutzen oder Schaden der Menschheit, gelegt wird, wie bei dem Teufelsbündnis, sondern die Person des Übelwollenden wird nur wegen vollbrachter schlechter That verfolgt.

Der Häuptling verdammt daher nicht alle Zauberkünste, da er ja selbst ihrer als Mittel zum Zweck bedarf, und Zauberkünste, welche das Wohl des Menschen fördern, werden nie verfolgt.

Soll daher die Handhabung der Hexenprozesse den gewünschten Effekt erzielen, dem Häuptling zur Wahrung seines Ansehens und seiner Macht zu verhelfen, so muß er sich dabei den Schein des Wohlthuns verschaffen.

Übrigens handelt der Häuptling bei Anwendung der Hexenprozesse in den meisten Fällen im guten Glauben an die Gefährlichkeit der Zauberer und benutzt so unbewußt das einzige Mittel, welches ihm seine Macht sichert. Oft aber auch handelt er mit wohl überlegter Absicht. Nie aber geht er gerade auf sein Ziel los, und um eines Opfers habhaft zu werden, muß er unter Umständen oft Jahre lang operiren. Seine ausübenden Organe sind ihm dabei nicht immer ohne weiteres zu Willen. Am wenigsten diejenigen, deren er am meisten dazu bedarf, die Wasummu oder Fetischmänner.

Der Einfluß dieser Wasummu ist zwar ein bedeutender, aber niemals ein größerer als der des Häuptlings, ausgenommen bei den Massai, welche allein eine Art geistigen Oberhauptes anerkennen. Der materialistische und realistische Neger mit seinem mangelhaften religiösen Wissen ist geistig fast gar nicht zu beherrschen. Nur der Häuptling genießt daher als die Verkörperung der Gewalt Ansehen, während der Mfummu bei wiederholtem Mißerfolg leicht lächerlich wird.

Der Häuptling hat bei seinen Operationen gegen drei Faktoren zu kämpfen, gegen sein Opfer, gegen seine Wasummu (Fetischmänner) und gegen seine Wanjampara.

Bei einfachen Rechtsstreitigkeiten, bei welchen man des Häuptlings Entscheidung anruft, sei es wegen Vermögensangelegenheiten, Kaufabschlüsse, Heiraten, d. h. wegen des vom Bräutigam erlegten Brautgeldes, Ehebruchs, Diebstahl und Mord, ist die Rechtsprechung, abgesehen von der ungemeinen Umständlichkeit des Verfahrens sehr einfach. Unter Vorsitz des Häuptlings wird mit den Wanjampara zu Gericht gesessen und der gefällte Urteilsspruch der unter allen Umständen, bei Bestrafung oder Freisprechung, dahin lautet, daß der Verurteilte oder beide Teile eine Summe an den Häuptling für seine Mühewaltung zu entrichten haben, wird ohne Murren vollzogen und die Strafe gezahlt. Auf die häufig dabei vorkommenden Gottesurteile kommt der Verfasser noch zurück.

Ganz anders aber gestaltet sich die Sache für den Häuptling, wenn er aus eigener Initiative einschreiten will, um Vorteile zu erringen oder Mißständen abzuhelfen. Hier kann er nicht, selbst oft in Fällen offnen Widerstandes und Mißachtung seiner Befehle, geradezu und gewaltsam eingreifen, man würde dies ohne weiteres als einen Versuch, sich Vermögensvorteil zu verschaffen, auslegen. Bei wiederholten Versuchen käme der Häuptling bei seinen eigenen Leuten derart in Mißkredit und würde sich so viele Feinde schaffen, daß er infolge seines nunmehr geringen Anhanges um seine Häuptlingswürde besorgt sein müßte und äußere Feinde leichtes Spiel hätten.

Auch in Afrika kann man nur mit Geld etwas erreichen. Wer am meisten besitzt, ist auch dort der mächtigste, sei er Häuptling oder nicht.

Der Häuptling muß daher aufs eifrigste bedacht sein, daß außer ihm niemand zu Vermögen gelangt. Geradezu verhindern kann er dies nicht, um nicht in den Ruf eines Herrschers zu kommen, der die Interessen seiner Unterthanen schädigt. Dulden darf er es nicht, um nicht eines andern Einfluß zur Geltung gelangen zu lassen. Seine eigene Habgier aber wird nicht zugeben, daß jemand Vermögen erwirbt und es auch behält, wo er die Macht in Händen hat, sich in den Besitz dieses Vermögens zu setzen.

Ebensowenig kann und darf er zugeben, daß einer seiner Unterthanen zu großem Einfluß gelangt infolge seiner Intelligenz, ohne diesen Einfluß in seine, des Häuptlings Dienste zu stellen.

Da das Motiv des Häuptlings, das ihn in all diesen Fällen leitet, sein eigener Vorteil ist, so greift er zur Intrigue, und ist die Schlinge zugezogen, so wird dem Opfer der Prozeß gemacht, dessen Ausgang nie zweifelhaft ist. Dies einzig und allein giebt ihm seine Macht und macht ihn gefürchtet. Da das Mittel den Schein hat, als befördere es das allgemeine Wohl, so stößt er bei Anwendung desselben auf keinerlei Hindernis.

Handelt es sich für den Häuptling nur um Erpressung einer verweigerten Zahlung, so genügt meist der Hinweis, daß der Betreffende am Ende der Zauberei verdächtigt werden könnte, um ihn gefügig zu machen; die Gefahr ist mit geleisteter Zahlung für den Betreffenden abgewendet, wobei aber der Mfummu ebenso bedacht sein will, wie der Wanjampara und der Häuptling selbst.

Dasselbe Verfahren wird bei etwaiger Widerspenstigkeit oder Unbotmäßigkeit angewendet. Ist aber der Häuptling lüstern nach dem Besitztum seines Opfers, so nützen alle Geschenke nichts, und wird auch garnicht darauf hingearbeitet, solche zu erpressen.

Ahnt ein solches Opfer sein Schicksal, so kann es nur sein Leben durch schleunigste Flucht retten mit Hinterlassung alles dessen, was nicht auf der Flucht mitgenommen werden konnte. Mit dieser Flucht hat es aber sein Schuldgeständnis gemacht und der Häuptling zieht das ganze zurückgebliebene Vermögen ein.

Um etwaige Sympathien für ein solches Opfer im Keime zu ersticken und den Häuptling in ein Licht zu stellen, als sei er gewissermaßen zu derartigem Handeln gezwungen, läßt er allmählich das Gerücht verbreiten, daß der Unglückliche im Verdacht der Zauberei stehe. Einige in dessen Umgebung vorgekommene Todesfälle geben den Dolus, und der Häuptling, getragen vom Scheine der Rechtlichkeit, Gerechtigkeit und der Sorge um das Wohl seiner Unterthanen, beruft nun eine feierliche Gerichtssitzung der Großen seines Reiches ein. Jetzt treten die Wafummu in Aktion. Sie müssen durch Zaubermittel zu ergründen suchen, ob der Verdächtige wirklich ein Zauberer ist, oder unschuldig.

Dabei kommt es denn auch hier und da vor, daß ein solch Verdächtiger großen Anhang und Vermögen hat, so daß er die Wafummu zu bestechen vermochte, was ihm aber wirksam auch nur dann gelingt, wenn Wanjampara und Wafummu mit dem Häuptling unzufrieden sind. In solchem Falle wird seine Unschuld klar zu Tage treten.

Der Verfasser wohnte selbst einem Prozesse bei, der einen schlimmen Ausgang für den Verdächtigten hatte.

In der einberufenen Versammlung ließ der Häuptling den Fall durch seinen mgaue mhanja (wörtlich: oberster Graf) vortragen ohne Namensnennung und ohne die geringsten Andeutungen betreffs der Person des Verdächtigten. Ein Mann stehe im dringenden Verdacht, mehrere Menschen durch geheime Zaubermittel ums Leben gebracht zu haben, also ein mrosi (Kiunjamuesi), mschaui (Kisuaheli) zu sein.

Der ganze vorliegende Fall war im höchsten Grade instruktiv, da er einen tiefen Einblick in die Verhältnisse jener Völker gestattete, ganz besonders die Stellung des Häuptlings charakterisirte und zeigte, mit welch' bodenloser Heimtücke und Feigheit der Neger ausgestattet ist.

Der mgaue mhanja erklärte noch, daß der mfummu vor dem songäro durch seine Künste bald erfahren werde, ob der Verdächtige schuldig oder nicht. In ersterem Falle müsse er natürlich sterben, da der Häuptling keine Warosi in seinem Lande dulden dürfe. Allgemeines Beifallsgemurmel der aus allen Gegenden des Reiches Gekommenen erfolgte.

Der Haufe zog nun vor das songäro, dasjenige Thor des Ortes, vor welchem die Hinrichtungen stattfinden. Es war ein unbebautes Stück Land und die grelle Sonne beschien einige frische, halb von Hyänen zernagte Schädel, als letzte Überreste der vor einigen Tagen Hingerichteten.

In weitem Kreise hockten und standen die Leute umher, denselben nach einer Seite hin offen lassend. Der Häuptling pflegt solchen Akten nie beizuwohnen und bleibt im Ort. Dem Haufe voran ging der Mfummu, ausgerüstet mit einem Bündel großer und kleiner Kalebassen, zwei Thontöpfen und einem Huhn, dessen Füße zusammengebunden waren.

Zunächst füllte er den großen Topf mit Wasser, entnahm seinen Kalebassen einige geheimnisvolle Kräuter, welche er in das Wasser rührte, dann machte er mit der mit einem Stiele versehenen Schwanzquaste einer Antilope einige sonderbare Bewegungen, tauchte sie in Wasser, um zunächst das Huhn, dann die Umsitzenden damit zu bespritzen.

Hierauf füllte er das kleinere Thongefäß ebenfalls mit Wasser und

Digitized by Google

streute etwa zwei Prisen fein geriebenen Muafis hinein. Dies Muafi ist die sehr giftige Wurzel einer aus dem Innern westlich vom Tanganyika stammenden Wasserpflanze. Sie ist gelb und sieht fast genau wie Rhabarberwurzel aus. Nachdem er das Gebräu umgerührt, bespritzte er auch diesen Topf mit seinem Wedel und setzte etwa 10 Minuten seine sonderbaren Bewegungen fort. Als das Wasser gelbe Farbe von der Giftwurzel angenommen hatte, wurde es dem Huhn dargereicht, welches gierig zu trinken begann, da man es wahrscheinlich zuvor hatte dursten lassen. Der Mfummu fand dies schon höchst bedenklich. Nach einer Weile begann das Huhn mit den Flügeln zu schlagen und vermochte, losgebunden, nicht mehr auf den Füßen zu stehen. Als die nun beginnenden Krämpfe sehr heftig geworden waren, das Huhn zu taumeln begann, ergriff der Mfummu dasselbe anscheinend harmlos unter den Flügeln und drückte ihm die Lunge ein, ohne daß dies von den Leuten bemerkt wurde. Der Tod, welcher unfehlbar in Folge des genommenen Giftes eingetreten wäre, wurde dadurch nur beschleunigt. Die Prozedur des Drückens hatte jedoch einen ganz anderen Zweck.

Als das Huhn verendet war, riß der Mfummu auf der Bauchseite heftig einige Federn aus und zerriß damit die dort sehr zarte Haut. Dies galt schon als ein schlimmes Zeichen. Hierauf zog er die Haut in großen Fetzen vom Körper und da, wo er das lebende Huhn gedrückt hatte, zeigten sich blutunterlaufene Flecken. Triumphirend hielt der blöde dreinschauende Staatszauberer das Huhn den erwartungsvoll Dreinschauenden hin: „Es ist schon verwest" sagte er und alle glaubten es, alle bestätigten die angeblich erfolgte Verwesung. Einige rochen sogar Verwesungsgeruch. Alle schüttelten den Kopf und hielten vor Erstaunen die gekrümmte Hand vor den offenen Mund. Auch ein alter Mann, dessen spärliche, schneeweißen Haare eine schimmernde Glatze umrahmten, dessen schlaffe Haut in Runzeln auf dem welken Körper hing und der sich kauernd mühsam auf ein altes Feuersteingewehr stützte, auch er stimmte dem allgemeinen Urteil zu und sagte: „mrosi mähnhojo" (er ist ein Zauberer). Da krachte plötzlich aus dem Hause ein Schuß und mit lautem Aufschrei, die Hände in die Luft werfend, stürzte der Greis aus seiner hockenden Stellung nieder, mit einer Kugel im Rücken. Schnell aber raffte er sich wieder auf, sein Gewehr ergreifend, lief er blutüberströmt und taumelnd weiter. Unter höhnischem uui! uui! Geschrei ließ ihn die Menge ruhig fliehen und als er etwa 200 Schritte weit gekommen, setzte ihm ein Ruga-Ruga (Krieger) in weiten Sprüngen nach und warf ihm dann auf 10 Schritte Entfernung in elegantem Wurfe den Speer in den Rücken. Lautlos stürzte der Alte zusammen. Afrikanische Gerechtigkeit hatte ihren Lauf genommen.

Der Gemordete war Dorfältester und hatte sich zwei schwere Verbrechen zu schulden kommen lassen. Einmal hatte er sich durch Fleiß und vernünftige Ackerwirtschaft ein hübsches Vermögen im Laufe der Jahre erworben, welches er in Sklaven und unvernünftiger Weise in der letzten Zeit in Elfenbein angelegt hatte. Bei der Auswahl des Bodens für seinen Acker war er mit großem Verständnis zu Werke gegangen und vermochte fast Jahr um Jahr gute Ernten zu erzielen. Dies allein legte man ihm schon als Zauberei aus. Unter dem vor über Jahresfrist verstorbenen Häuptling, welchen er schon als Kind gekannt hatte, war er als dessen erster Berater und Freund in vollständiger Sicherheit. Das Wohlwollen seines Häuptlings ließ ihn ruhig das Erworbene genießen. Der neue Häuptling aber, die Schwester des Verstorbenen, sah mit neidischen Augen auf seine Reichtümer.

Während des bis zur Einsetzung des neuen Häuptlings etwa ein Jahr dauernden Interregnums hatte der Alte unvorsichtiger Weise 2 Zauberer, seine eigenen Sklaven, hinrichten lassen und der damals noch interimistisch regierenden Schwester des früheren Häuptlings erst nach vollbrachter Tat Anzeige erstattet. Er war also nur halb im Rechte. Seinen Sklaven konnte er ja töten, um aber Tributzahlung zu vermeiden, welche er im Falle des Tötens seiner Sklaven, auf einfache Gehorsamsverweigerung hin, hätte leisten müssen, hatte er selbst zu dem heimtückischen Mittel gegriffen, zwei seiner widerspenstigen Sklaven als Zauberer zu töten und damit sich Häuptlingsrechte angemaßt. Dem Häuptling wäre damit zwar das Recht zum Eingreifen gegeben gewesen, allein er fürchtet in solchem Falle, die Gemüter von vorneherein zu ängstigen, und griff zu dem feigen Mittel des Hexenprozesses, da ihm in diesem Falle auch noch als ganz selbstverständlich das Vermögen des Gemordeten zufiel, seine Erntevorräte, seine Sklaven, sein Elfenbein. Die Angehörigen wären in diesem Falle eigentlich auch die Sklaven des Häuptlings geworden, allein er fürchtete, durch allzu scharfes Vorgehen Unwillen zu erregen, ließ ihnen die Freiheit und so viel Feldfrüchte, um bis zur nächsten Ernte leben zu können.

Doch noch andere Motive als pekuniärer Vorteil können den Häuptling veranlassen, sich des Hexenprozesses zu bedienen, und dürfte dies am besten wiederum durch ein Beispiel illustrirt werden. Der berühmte Häuptling Mirambo ließ stets, wenn er von einem seiner Kriegszüge heimkehrte, eine Menge Weiber hinrichten, und zwar umsomehr, je größer die Verluste in den Kämpfen waren. Es herrscht nämlich im Wanjamuesistamm der Aberglaube, daß durch Untreue des Weibes der im Krieg abwesende Gatte im Kampfe fallen muß. Da nun Mirambos Kämpfe sehr viele Opfer forderten, so beugte er etwa einreißender Entmutigung unter seinen Kriegern dadurch vor, daß er die untreuen Weiber tötete und Weiber, welche aus Eifersucht angeblich den Tod eines Mannes im Kriege durch Zaubermittel herbeiführten, waren leicht zu finden. So erreichte er durch die Anwendung der Hexenprozesse in der That, daß man ihn niemals für die oft zahlreichen Verluste seiner Krieger verantwortlich machte. Im Gegenteil, sein Gerechtigkeitsgefühl stand in glänzendem Lichte.

Das Verfahren bei solchem Prozesse ist anders wie in dem vorbeschriebenen. Die Verdächtige wird gefangen genommen und ihr werden die Arme auf den Rücken geschnürt, ein Verfahren, welches mit seltenen Ausnahmen nur bei Zauberern angewandt wird. Dann muß sie sich einer Hexenprobe unterwerfen, welche auch bei uns im Mittelalter sehr gebräuchlich war, nämlich aus einem Topf mit siedendem Wasser einen Gegenstand — hier eine Pfeilspitze — herauszuholen. Verbrennt sich die Verdächtige, so ist natürlich die Schuld zweifellos erwiesen. Die Verbrecherin wird, wie alle weibliche Hexen, auch hier übereinstimmend mit unsern mittelalterlichen Gebräuchen, vollständig entkleidet. Bis zur Vollziehung der Hinrichtung überläßt man sie nun irgendwo angebunden dem Hohn und Spott des Publikums, das sich in rohester und gemeinster Weise mit dem unglücklichen Opfer amüsirt, wobei sich besonders Knaben durch empörende Handlungen an der Wehrlosen auszeichnen.

Die Hinrichtung, an welcher sich jeder beteiligen kann, wird in grausamer Weise vollzogen. Die Wasagara und Wadoha an der Küste verbrennen ihre Zauberer. Jeder Dorfbewohner schleppt zum Scheiterhaufen einige Scheite des dort vorkommenden Ebenholzes, welches wie unser Kienholz brennt, heran. Eine Klafter dieses Holzes genügt, um einen lebenden Menschen in ein Häuflein Asche zu verwandeln.

In Unjamuesi zieht man vor, das Opfer mit Lanzenstichen oder Keulenschlägen, wie ein wildes Tier zu morden. Eine sehr beliebte Methode ist das Pfählen, indem man dem am Boden festgehaltenen Opfer einen langen fein zugespitzten Pfahl zwischen den Schenkeln in den Leib treibt, daß er durch den Körper und Hals in den Kopf eindringt, oder indem man die Bedauernswerten auf den meterhohen, eingegrabenen, geölten spitzigen Pfahl setzt und den Körper langsam daran nach unten gleiten läßt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenzen.

Aus Anlaß unserer Artikel „Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?" sind uns mehrere Zuschriften zugegangen, welche sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigen. Wir bringen davon die nachfolgenden zum Abdruck, welche von Männern ausgehen, die Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, indem wir die Bitte daran knüpfen, uns ferner Material zu einer allseitigen Lösung dieser Frage zukommen zu lassen:

„In der in diesen Blättern veröffentlichten Abhandlung „Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?" ist diese Frage offen gelassen. Die dankenswerte Zusammenstellung der bisher eingeschlagenen Wege mit ihren Resultaten kann um so weniger zur Nachahmung reizen, als wir im guten wie im schlechten Sinne doch mit anderen Verhältnissen zu rechnen haben, als die allein zum Vergleich stehenden Engländer. Verfasser möchte nun in Nachstehendem einen positiveren Vorschlag zur Sache den kompetenten Persönlichkeiten, deren Zahl er allerdings nicht hoch schätzt, zur Beurteilung unterbreiten.

Er hält die befreiten Sklaven und die bei Dämpfung der unvermeidlichen Unruhen gemachten Kriegsgefangenen für das einzige Menschenmaterial, welches sich für absehbare Zeiten zur Kultivation im Hübbe-Schleiden'schen Sinne verwenden läßt. Eine Machtentfaltung, wie sie notwendig wäre, die ansässige Bevölkerung mit hineinzuziehen, läßt sich nicht schaffen, auch würde dieselbe den wirtschaftlichen Gewinn aufzehren. Leichter wird sich die nötige Autorität über die den verschiedensten Stämmen angehörigen Sklaventransporte oder über die zu trennenden Angehörigen unterworfener Völkerschaften herstellen und erhalten lassen.

Für die anzulegenden Stationen wäre guter Boden auszusuchen, die Nähe der Küste und unruhige Nachbarschaft zu vermeiden. Die Organisation müßte eine militärische sein, zur Erlangung einer straffen Zucht und eines gewissen Grades von Verteidigungsfähigsfähigkeit. Die Familienbildung wird, soweit nicht schon vorhanden, nach Landessitte schnell vor sich gehen, eventuell muß sie gefördert werden, worauf zur Landaufmessung geschritten wird. Jeder Haushalt hätte Land für den eigenen Unterhalt und außerdem mit bedingtem Eigentumsrecht eine nach den Arbeitskräften bemessene Fläche für die anzubauende Kulturpflanze zu erhalten. Der Ertrag der letzteren wäre gegen Entschädigung abzuliefern. Stehen diesem Verfahren nicht unübersteigliche, dem Verfasser trotz oberflächlicher Kenntnis von Land und Leuten unbekannte Hindernisse im Wege, so wird er zunächst vor anderen den Vorzug der größten Billigkeit haben.

Digitized by Google

Für die Erziehung der Neger ist der denkbar größte Spielraum gewährt, die Freude am ungestörten Grundbesitz wird geweckt, die Verantwortlichkeit für die geleistete Arbeit wird durch die Abschätzung des abgelieferten Produkts nach Menge und Güte vor Augen geführt und schließlich darf die gute Wirkung des Beispiels derartiger zur Blüte gebrachter Stationen auf die ansässige Bevölkerung erwartet werden. Den Plantagen mit Lohnarbeit gegenüber dürften solche Wirtschaften im Vorteil sein. Für die Leiter und Angestellten der Pflanzstätten bietet wohl kein Volk ein solch vorzügliches, pädagogisch vorgebildetes Personal, als das durch Schule und Heer gegangene deutsche.

Gar oft und viel tauchte in der letzten Zeit die Frage auf, was mit den befreiten Sklaven zu beginnen sei, aber ihre Lösung ist nicht so einfach, wie manchem scheinen mag. Die Sklaven einfach befreien und wiederum in die Heimat zu befördern, wäre ein unsinniges Unterfangen, denn dadurch würde man die Leute nur neuen Gefahren aussetzen. Sie an Missionsniederlassungen en masse abzusetzen, geht aus verschiedenen Gründen auch nicht; es wäre somit ein anderes Hilfsmittel zu suchen. Da nun aber die durch Jahrhunderte hindurch gewohnte Anschauung der Neger über Sklaverei und Abhängigkeit sich nicht so leicht verwischen läßt, so wäre eine plötzliche Versetzung in den Stand der zügellosen Freiheit ebenso nachteilig, wie wenn man unsere europäische arbeitende Klasse mit einmal zu Herren machen wollte oder vielmehr den Standes- und Vermögensunterschied aufheben wollte.

Es darf der Neger nicht gänzlich von der Abhängigkeit befreit werden, weshalb eine Sklaverei, wie sie z. B. noch auf der Goldküste besteht, von Vorteil ist, da sich so die Neger allmählich an die Freiheit gewöhnen, der Drang nach Selbständigkeit und nach Bildung Hand in Hand geht mit der immer größer werdenden Freiheit. Die Sklaven auf der Goldküste dürfen nicht mehr verkauft werden, gelten vor der Regierung als Freie und können auch jeden Tag von ihrer Freiheit Gebrauch machen, aber da sie von ihren Herren als Glieder der Familie angesehen werden, sogar (was namentlich von den Sklaven gilt, die in der Sklaverei, das heißt bei ihren Herren geboren wurden), sich in die Familie ihrer Herren hineinheiraten können und auch gänzlich sorglos dahin leben, so haben sie keinen Drang, keine Lust nach Freiheit.

Auch könnte man, ähnlich wie es auf der Westküste von Afrika mit den Krunegern geschieht, Leute für die verschiedenen Faktoreien und Plantagen auf 1 oder 2 Jahre anwerben, um sie dann, falls Ruhe herrscht, wieder in ihr Land zurückzubringen; es würde, wenn die Behandlung derselben anständig und der Lohn entsprechend ist (welcher nach Qualifikation außer der Tagesration von 1 Pfund Reis und am Samstag 25 Pfennige pro Mann Tagesgeld und etwas Tabak, 4—6 Dollar pro Monat betragen würde, die natürlich größtenteils in Waren ausbezahlt werden, wobei den Leuten die freie Auswahl der Waren zugestanden wird), es nicht schwer fallen, immer neue Leute zu bekommen. Außerdem dürfte sich eine Methode wohl bewähren, die die Basler Mission auf der Goldküste ausführte. Nachdem ein größerer Länderstrich in jeglicher Hinsicht vor Angriffen von Seiten der benachbarten Stämme sichergestellt wurde, wurde die Kultivation desselben mit ehemaligen Sklaven von Westindien unternommen, die aber zugleich mit den befreiten Sklaven angesiedelt wurden. Natürlich müßte die Auswahl so getroffen werden, daß man Leute herbrächte, die teilweise ein Handwerk verstehen, oder den Anbau von Tabak, Kaffee, Südfrüchten, kurz mit dem Plantagenbau vertraut sind.

Diese Leute würden sich mit der Zeit Grundbesitz erwerben, der Grundbesitz würde an Wert steigen, und durch letzteres wäre der Neger auch zu einem seßhafteren Volke heranzuziehen. Der Neger ist auch nur so lange mißtrauisch, als er die guten Absichten der Weißen noch nicht völlig erkannt hat. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß der Neger für ihn gebrachte Opfer gar wohl zu schätzen weiß. Man gebe ihm Unabhängigkeit vom arabischen Elemente, Abhängigkeit von einer wohlmeinenden Obrigkeit, Schutz vor Gewaltthaten und Möglichkeit zur Gründung einer Existenz, einer seßhaften Niederlassung, eines geregelten Lebens, eines geregelten Verdienstes, und wird dann diese Frage leichter lösen können. Da aber der Europäer nicht immer direkt mit den eingeborenen Negern verhandeln, nicht immer auf ihr soziales Leben einwirken kann, so muß man ihnen gleiche Elemente zugesellen, die man aber nur durch Verpflanzung, etwa der Westindier, erreichen könnte. Denn daß Neger, speziell solche, die auf einer höheren Kulturstufe stehen, als ihre Mitbrüder, am meisten unter den Negern wirken können, dürfte jedem klar sein.

Elwert.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. Die Abteilung hielt am 27. d. Mts. einen Herrenabend unter dem Vorsitz des Herrn Prof. Dr. Cuny ab, in welchem Herr Paul Staudinger über seine Reise im Niger- und Benuegebiet berichtete. Wir werden auf den Vortrag noch näher zurückkommen. — Es wurde sodann eine Zeichnungsliste zur Errichtung eines Denkmals für die auf Samoa umgekommenen Angehörigen der deutschen Marine ausgelegt, welche sich schnell mit Unterschriften bedeckte.

— Abteilung Burgsteinfurt. Das Leben und die Thätigkeit der hiesigen Abteilung, welche z. Z. 57 Mitglieder zählt, war im verflossenen Winter zufriedenstellend. Da viele Mitglieder sich fast täglich im „Verein" treffen und ihr Interesse durch häufige und lebhafte Erörterung der Vorkommnisse auf kolonial-politischem Gebiete bekunden, macht sich ein Bedürfnis nach häufigeren Zusammenkünften der Abteilung nicht geltend. Es wurden daher nur vier größere Abteilungsabende abgehalten. Am 22. September sprach der von der Wiesbadener Versammlung zurückgekehrte Vorsitzende über: „Emin Pascha und die deutsche Expedition." Nach dem Vortrage fand die satzungsmäßige Hauptversammlung statt. Die in den nächsten Tagen für die Emin Pascha-Expedition veranstaltete Sammlung ergab ca. 325 Mark. Gegen Mitte November wurde eine von der Zentrale übersandte Wanderversammlung kolonialer Erzeugnisse zur Besichtigung ausgestellt und erklärt; dieselbe fand viele Anerkennung. Am 23. Januar sprach der Vorsitzende über Paul Reichards Aufenthalt in Afrika, worauf die neue Ausgabe der Hellgreweschen Bilder aus Ostafrika besichtigt und besprochen wurde. Am 1. April hielt ein Mitglied hiesiger Abteilung, Herr Apotheker Dr. Schröter einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Tropische Nutzpflanzen". An demselben Abend gab der Vorsitzende noch einige Auskunft über die Antisklavereibewegung und gedachte auch in warmen Worten der wackern, vor Samoa verunglückten deutschen Seeleute. Am Schluß der Abteilungsabende fand gewöhnlich die Hauptausgabe bez. der Umtausch der Bücher der kleinen Abteilungsbibliothek statt. Dieselbe erfuhr auch in diesem Winter durch Geschenke und Anschaffungen einigen Zuwachs. Besonders muß hervorgehoben werden, daß einige Mitglieder die große Habenichtsche Spezialkarte von Afrika schenkten. — Der Vorstand hielt seine Sitzungen je nach Bedürfnis ab.

— Abteilung Danzig. Am 29. März d. J. gelang es den Bemühungen der Herren Geheimrat Gibsone sen., Sanitätsrat Dr. Semon, Divisionsauditeur Pilling, Regierungsassessor Messerschmidt, Stabsarzt Dr. Krosta und Leutnant von Kern, in einer von Leutnant von Kern berufenen Versammlung der in Danzig und Umgegend wohnhaften Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Abteilung Danzig der Deutschen Kolonialgesellschaft in der Stärke von 75 Mitgliedern zu konstituiren. Herr Geheimrat Gibsone hielt einen kurzen Vortrag über die Zwecke der Gesellschaft und die gegenwärtige kolonialpolitische Lage und ging alsdann zur Tagesordnung über, welche mit der Wahl des Vorstandes begann. Es wurden gewählt: die Herren Geheimrat Gibsone als erster, Sanitätsrat Dr. Semon als zweiter Vorsitzender, Leutnant und Adjutant von Kern als erster, Divisionsauditeur Pilling als zweiter Schriftführer, Kaufmann Premierleutnant a. D. Otto Wanfried als Schatzmeister, Stabsarzt Dr. Krosta als zweiter Schatzmeister, Konsul A. Gibsone als Protokollführer und Beisitzer, Regierungsassessor Kautz als Beisitzer und Bibliothekar, die Herren Regierungsassessor Messerschmidt, Kaufmann Martin Morwitz und Leutnant zur See und Adjutant der Kaiserl. Werft Gercke als Beisitzer. In der darauf folgenden Hauptversammlung am 3. Mai d. J. erhielt die junge Abteilung einen nicht unerheblichen Zuwachs von Mitgliedern, so daß die Abteilung nunmehr 100 Mitglieder zählt. Durch Ankauf der neuesten Werke der Kolonialliteratur und durch freiwillige Spenden hat sich die Abteilung eine bereits vielfach in Anspruch genommene Bibliothek gegründet, die das Material für die gelegentlich der allmonatlichen Versammlungen zu haltenden Vorträge liefern soll. Das Interesse in der Abteilung ist ein ungemein reges und berechtigt zu der Hoffnung, daß letztere, immer mehr erstarkend, unser nationales Werk mit Kraft stützen und fördern helfen wird.

— Abteilung Stettin. Die hiesige Abteilung veranstaltete am 13. d. M. ihren letzten Herrenabend in diesem Frühjahr. Der Vorsitzende Herr Regierungsrat von Knebel-Doeberitz machte zuerst einige geschäftliche Mitteilungen, aus denen erwähnenswert ist, daß die Abteilung den Anfang mit einer kleinen Sammlung von Kolonialprodukten gemacht hat, ferner, daß zur regelmäßigen Ergänzung der Bibliothek 10 Prozent der Einnahmen der Abteilung für diese überwiesen sind, sowie endlich, daß ein Mitglied der Abteilung, Herr Kaufmann Steinkopf, an der Witzmannschen Expedition teilnimmt. Herr von Knebel sprach sodann über die Expedition des Grafen Teleki nach dem Kilimandscharo und Kenia, als deren kolonialpolitisch wichtiges Ergebnis er die erneute Feststellung bezeichnete, daß die Abhänge des Kilimandscharo sich für europäische Ansiedlung eigneten. Zum Schluß gab Herr Regierungsassessor Dr. Jacobi einen Überblick über die Ereignisse in der deutschen Kolonialpolitik seit Oktober 1888. Redner hob namentlich hervor, daß in dieser Zeit ein Wendepunkt in der deutschen Kolonialpolitik eingetreten sei, ein Wendepunkt insofern, als die deutsche Kolonialpolitik an mehreren Punkten auf ernsten Widerstand gestoßen sei, dieser Widerstand aber auf dem Punkte der Überwindung stehe, ein Wendepunkt auch insofern, als infolge dieser Ereignisse die „Gesellschaftskolonien" verschwänden, und sämtliche Kolonien jetzt thatsächlich, und bald wohl auch formell Reichskolonien würden. Nach einem Blick auf die Verhältnisse in den einzelnen deutschen Kolonien, sowie für Deutschland wichtiger nichtdeutscher Gebiete, wie Südamerika, Südafrika, Marokko, kam Redner noch auf die Aufgaben der deutschen Kolonialgesellschaft zu sprechen und bezeichnete als solche namentlich die, die öffentliche Meinung in Kolonialdingen zu vertreten und anzuregen. Er forderte die Anwesenden auf, sobald es eines von ihnen notwendig schiene, daß die deutsche Kolonialgesellschaft das Wort ergriffe, entsprechende Anträge an den Vorstand zu richten, der für ihre Vertretung an geeigneter Stelle sorgen würde.

— Abteilung Dortmund. Infolge des durch Versetzung veranlaßten Ausscheidens der Herren Oberbergrat Schollmeyer und Bergrat Dr. Busse, welche sich um das Gedeihen der Abteilung große Verdienste erworben haben, hat die Abteilung einen neuen Vorstand gewählt, der nunmehr aus folgenden Herren besteht: Oberst und Bezirkskommandeur Mestwerdt, Vorsitzender; Buchhändler Dreist, Kassirer, Generaldirektor Brauns, Handelskammersekretär Dr. Bernhardi, Konsul Hösch, Stadtrat Kleine, Generaldirektor Massenez, Brauereidirektor Dr. Overbeck, Landrichter Dr. Schmieding, Kaufmann Schüchtermann, Baurat Staberow. — Die Abteilung hat sich das Verdienst erworben, einen jener gefährlichen Auswanderungsagenten, welche die unerfahrenen Leute ins Unglück stürzen, dingfest zu machen, daß er der gerechten Strafe verfiel. Ein Bergmann Brinkmann, welcher einige Zeit in Peru als Bergmann gewesen war, hielt zunächst in Evinq Versammlungen, in welchen er den Leuten, die sich zur Auswanderung entschließen würden, mehrfach goldene Berge versprach; er sagte, die Leute verdienten in Peru monatlich mindestens 350 Mark, wovon sie etwa 200 Mark zurücklegen könnten; außerdem ließe die Regierung in Peru den zurückgebliebenen Frauen monatlich mindestens 130 Mark auszahlen, und zwar geschehe solches durch die Reichsbank in Hamburg. Daß unter solchen Umständen viele sich bereit erklärten, die Heimat zu verlassen, liegt nur zu nahe, es hatte denn auch Brinkmann nach kurzer Zeit 150 Namen auf seiner Liste. Die ganzen

Versprechungen beruhten jedoch auf Schwindel und Brinkmann wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, eine viel zu geringe Strafe, wenn man bedenkt, welches Unglück durch solche Schwindler angerichtet werden kann. Da den Abteilungen mannigfach solche und ähnliche Fälle zur Kenntnis kommen mögen, so sei noch besonders auf die Wichtigkeit hingewiesen, diesem Treiben überall nach besten Kräften zu steuern. Es wird dann öfter möglich sein, einem der Zwecke der Kolonialgesellschaft zu dienen, welche nicht die Auswanderung befördern, sondern nur der Verleitung und Versuchung dazu entgegenarbeiten will.

Kleine Mitteilungen.

— (Von dem Bundesrat) ist die Vorlage eines Nachtragsetats zum Reichshaushalt angenommen worden, betreffend die Übernahme der Verwaltung des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompanie durch das Reich. Die Einbringung des Nachtragsetats ist durch den Wunsch der Neu-Guinea-Kompanie veranlaßt worden, daß die mit der Landeshoheit verbundene Verwaltung ihres Schutzgebietes, einschließlich der Rechtspflege, durch kaiserliche Beamte übernommen werde, wogegen sie sich bereit erklärt hat, die Kosten der Verwaltung dem Reiche zu erstatten. In der Begründung der bezüglichen Vorlage heißt es: „Bereits früher hatte die Neu-Guinea-Kompanie eine Änderung ihres Statuts vorgenommen, die gestattet, die ihr durch kaiserlichen Schutzbrief übertragenen Rechte der Landeshoheit gänzlich oder zeitweilig Beamten des Reichs zu überlassen. Man glaubte, dem Wunsche entsprechen zu sollen, da eine lediglich durch Beamte der Gesellschaft geleitete Verwaltung und Rechtspflege nicht dasjenige Ansehen und Vertrauen, wie eine Verwaltung und Rechtspflege durch das Reich, genießen kann, außerdem auch die Gesellschaft durch die Ausübung der Landeshoheit in der Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Aufgaben beeinträchtigt wird, und es ist denn auch eine Verständigung mit der Gesellschaft dahin zu stande gekommen, daß für die Ausübung der Landeshoheit ein kaiserlicher Kommissar in Aussicht genommen ist, welchem ein Kanzler und ein Sekretär beigegeben werden soll. Die für diese Beamten notwendigen Gehälter im jährlichen Gesamtbetrage von 52 500 Mark sollen nunmehr in den Etat eingestellt werden; für das laufende Jahr ist nur die Hälfte der Summe angesetzt, weil man, wenn man auch wünscht, daß die Verwaltung durch die kaiserlichen Beamten baldmöglichst übernommen werden solle, doch glaubt, daß das nicht lange vor dem 1. Oktober 1889 geschehen könne. In künftigen Etatsjahren würde der volle Betrag von 52 500 Mark in Ausgabe und Einnahme erscheinen. Die ganze Summe erstattet, wie gesagt, die Neu-Guinea-Kompanie dem Reiche, sodaß eine Neuforderung im Nachtragsetat nicht erhoben wird. Im übrigen soll die lokale Verwaltung für Rechnung der Neu-Guinea-Kompanie auf Grund eines zwischen dem Auswärtigen Amt und der Gesellschaft jährlich zu vereinbarenden Etats in der Weise erfolgen, daß die Ausgaben der örtlichen Verwaltung aus den Einnahmen gedeckt werden und etwa erforderliche Ausfälle bezw. Überschreitungen von der Gesellschaft zu tragen sind, Ersparnisse und Überschüsse ihr dagegen zu gute kommen." Als die Neu-Guinea-Kompanie die Verwaltung von Kaiser Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel auf Grund des Kaiserlichen Schutzbriefes vom 17. Mai 1885 übernahm, wurde neben dem vom Reichskanzler bestätigten Landeshauptmann, welcher auf Kaiser Wilhelms-Land seinen Sitz nahm, auch ein Reichskommissar dahin geschickt, der zu Matupi in der Blanche-Bai an der Gazellen-Halbinsel seinen Wohnsitz erhielt. Als aber der Inhaber dieses Postens, v. Oertzen, zum Konsul von Serajewo in Bosnien ernannt war, wurde die Stelle eines Reichskommissars dort nicht wieder besetzt, weil offenbar für ihn dort kein Feld der Thätigkeit war, da dem Landeshauptmann eine Anzahl staatlicher Befugnisse zustanden. Jetzt wird nun wiedere in Reichskommissar dahin geschickt, wie nach den übrigen Kolonien, dem die staatliche Verwaltung ganz und gar zufällt. Er wird, wie verlautet, seinen Sitz ebenfalls in Kaiser Wilhelms-Land nehmen, wo nicht nur ein bequemes Wohngebäude für ihn nebst Zubehör vorhanden ist, sondern wo er in unmittelbarer Berührung mit der Verwaltung der Kompanie bleibt und auch eine durchaus regelmäßige Postverbindung mit der Heimat hat.

— (Die deutsche Expeditionstruppe für Südwestafrika), unter vorläufiger Führung des Leutnants von François, ist jetzt auf hoher See unterwegs nach Südwestafrika, und es ist vielleicht angebracht, über ihre originelle Ausrüstung, welche von der der Wißmannschen Truppe bedeutend abweicht, einiges mitzuteilen. Während die Wißmannsche Expedition in einem tropischen Klima zu manövriren hat, wird diese in einem subtropischen sich aufhalten, welches außerdem ganz gewaltigen Temperaturwechseln ausgesetzt ist, so daß eine leichte Tropenausrüstung in demselben nicht angebracht ist. Obwohl Damaraland fast noch ganz in den Tropen liegt (der Wendekreis des Steinbocks geht südlich von Sandwichhafen und von Rehoboth durch dasselbe), so hat das Gebiet durch seine hohe Lage und durch besondere meteorologische Erscheinungen doch ein Klima, welches sich von dem sonstigen tropischen Klima wesentlich unterscheidet. Das Land steigt von der Küste aus sehr rasch an, hat bei Otjimbingue, 200 Kilometer vom Meere, bereits eine Höhe von 900 Meter und steigt im Nordosten bis zur Erhebung von 2000—2500 Meter. Das Thermometer fällt daher nicht selten auf Null und darunter. Man mußte bei Aufstellung der Prinzipien, nach welchen die Ausrüstung zu geschehen hatte, im wesentlichen drei Gesichtspunkte als maßgebend anerkennen, einmal das Klima, dann den Umstand, daß die Expedition keiner Träger, sondern nur der Ochsenwagen bedarf, und schließlich den Charakter einer berittenen Truppe. Das Klima verlangte also eine dichte, warme Bekleidung und zugleich eine solche, welche den Dornen widerstehen konnte. Auf Empfehlung des Missionsinspektors Büttner wählte man aus diesem Grunde das graue Manchester Cord, auch Corduroy genannt, jenen sammetartigen bekannten dichten Stoff, und gab den Leuten für die heißen Tage noch einen Anzug aus Drillich. Für den Wachtdienst in der Nacht hat Jeder einen grauen lammgefütterten Mantel mit großem Kragen, welcher aufgeschlagen werden kann, und einige wollene Decken. Die Schuhbekleidung, sowie die Lederriemen mit Patronentaschen sind aus naturfarbenem Leder und ähneln der Wißmannschen Ausrüstung, dagegen hat man von dem Tropenhelm aus dem Grunde absehen müssen, weil der hintere Schirm des Tropenhelmes die Bewegung des Kopfes beim Schießen hindert. Man hat aus diesem Grunde den altbrandenburgischen Filzhut, aber in grau gewählt, dessen eine nach oben geschlagene Krämpe die schwarz-weiß-rote Kokarde trägt. Diese Vorrichtung erlaubt zugleich, daß bei Sonnenschein diese Krämpe heruntergeschlagen werden kann. Die Abzeichen der Unteroffiziere bestehen wie bei der Wißmannschen Truppe aus einem Haken, dagegen trägt der Offizier zwei schwarz-weiß-rote Litzen, die nach russischer Manier von der Schulterhöhe nach der Brust zu laufen. Wichtig ist noch das an der Seite zu tragende Bowiemesser, welches so konstruirt ist, daß es dazu dienen kann, Bäume und Sträucher zu fällen, um einen Verhau zu machen, und sowohl als Schlächtermesser wie als Waffe Verwendung zu finden. Ferner sind die Leute mit einem Mauserkarabiner und Revolver bewaffnet und tragen die in der Armee eingeführten Brodbeutel und Feldflaschen. Zur Pferdeausrüstung gehört die Bockpritsche, wie sie hier die Offiziere verwenden, und einfaches Zaumzeug mit Kandare ohne Trense. Die ganze Ausrüstung ist wieder im deutschen Offizierverein hergestellt worden, wo die Leute auch eingekleidet sind, und dürfte sich gut bewähren.

— (Von den Wißmannschen Dampfern.) Die drei kleinen Wißmannschen Dampfer Vulkan, Max und München sind, wie uns freundlichst mitgeteilt wird, am 20. Mai in Aden angekommen. Der Vesuv ist am 23. Mai in Port Said angekommen und beabsichtigte am 26. Mai wieder in See zu gehen.

— (In Kamerun) in der Nähe von Bimbia ist seiner Zeit von Dr. Zintgraff eine Mineralquelle entdeckt worden, deren durch das Reichsgesundheitsamt aufgestellte Analyse ergab, daß das Wasser sich im Geschmack kaum von dem eines gewöhnlichen kalkhaltigen Wassers unterscheidet und außer Kohlensäure in großer Menge Schwefelwasserstoff, Kalium, Natrium, Eisen, Calcium, Magnesium, Kieselsäure und Chlor enthält. Auf ein Liter Wasser kommen 344 Milligramm Calciumcarbonat, 233 Milligramm Magnesiumcarbonat, 96 Milligramm Kieselsäure, 82 Milligramm Natriumchlorid, 52 Milligramm Natriumcarbonat, 43 Milligramm Eisencarbonat u. s. w.

— (Über das Emin Pascha-Unternehmen) geht uns von dem Geschäftsführenden Ausschuß folgende Mitteilung zu: „Mit der am 22. d. Mts. angelangten Post aus Sansibar sind Berichte von Dr. Peters eingetroffen, die bis zum 2. Mai reichen. Darin ist die zuversichtliche Hoffnung ausgedrückt, das deutsche Emin Pascha-Unternehmen, trotz aller von englischer Seite bereiteten Schwierigkeiten mit Erfolg zu Ende führen zu können. Aus den Berichten ergiebt sich u. a., daß die englischerseits verbreiteten telegraphischen Nachrichten über die Reise des Dr. Peters nach der Somaliküste den wirklichen Sachverhalt tendenziös entstellt haben. Die englischen Intriguen geben hauptsächlich von Herrn Mackinnon aus, welcher im Interesse der von ihm geleiteten oder unterstützten Unternehmungen die deutsche Emin Pascha-Expedition zu vereiteln bestrebt ist. Herr Mackinnon ist nicht nur bei den englischen Expeditionen zum Entsatze Emin Pachas, sondern auch bei der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der British-India-Steam-Navigation-Company vorzugsweise beteiligt." — Inzwischen hat ein durch die Zeitungen veröffentlichtes Telegramm gemeldet, daß Dr. Peters an Bord der „Neera" aus Bagamoyo nach Sansibar zurückgekehrt sei und sich wahrscheinlich im Laufe der Woche nach der Delagoabai begeben werde, wo die Träger für die Expedition eingeschifft werden sollten, von dort werde er alsbald nach Lamu zurückkehren. — Wir bemerken dazu, daß diese Nachricht des Wolffschen Telegraphenbüreaus mit Vorsicht aufzunehmen ist.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin. Während der Sommerszeit finden bis auf Weiteres keine Vorträge statt, doch versammeln sich jeden Montag, wie üblich, eine Anzahl Mitglieder der Abteilung zwanglos im Vereinszimmer im Architektenhause oder bei günstigem Wetter auf der Terrasse. Gäste sind stets willkommen.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Unsere verehrlichen Mitglieder, welche mit ihren Jahresbeiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, ersuchen wir, die Zahlung der Jahresbeiträge beschleunigen zu wollen. Abteilungsmitglieder zahlen an den Schatzmeister der Abteilung, zu welcher sie gehören, Kreuzbandempfänger, die keiner Abteilung angehören, direkt an das Büreau, Berlin SW., Linkstr. 25.

Berlin, 15. Mai 1889. Deutsche Kolonialgesellschaft.

Quittung.

Über nachstehend verzeichnete Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt.

Außerordentliche Beiträge von J. M. der Kaiserin Augusta Viktoria 125 M., von dem Frauen-Verein in Kiel 1000 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Kranse jr.
I. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 23. Berlin, 8. Juni 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Englische Bestrebungen in Zentralafrika. — Nachrichten über die deutsche Emin Pascha-Expedition. — Hexenprozesse in Afrika. Von Paul Reichard. (Schluß.) — Koloniale Rundschau. — Die englische Ansiedelungs-Politik am Scheidewege. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Englische Bestrebungen in Zentralafrika.

Als wir im vorigen Jahre mehrfach auf das große handelspolitische Ziel der Engländer hinwiesen, welches offenbar darin bestand, die Portugiesen und Deutschen an der ostafrikanischen Küste mit einem Gürtel zu umgeben und dabei einen Keil zwischen die portugiesischen und deutschen Besitzungen der Ost- und Westküste einzuschieben, welcher sich vom Sambesi bis nach dem Nil erstrecken sollte, fanden wir wenig Glauben mit unserer Auffassung. Der Plan erschien aber durchaus nicht so ungeheuerlich und abenteuerhaft in einem Jahrhundert, vor dessen Ablauf noch die Verteilung Afrikas unter die verschiedenen europäischen Nationen vollendet sein wird, daß er nicht ernsthaft von den leitenden englischen Kreisen verfolgt worden wäre. Jeder, welcher den Lauf der Dinge in jenem Weltteil beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß mehrere Umstände wirtschaftlicher und politischer Natur und zwar in jüngster Zeit eingetreten sind, welche die Ausführung dieses Planes beschleunigt haben, und daß auch die englische Regierung in den Strudel jener südafrikanischen Politik hineingezogen ist, von welchem sie sich bislang, wenigstens dem Anschein nach, fernhielt.

Man konnte leicht verfolgen, wie die Engländer schrittweise vom Süden nach dem Sambesi vorrückten, die Burenfreistaaten umklammernd, in die Nähe eines Gebietes, welches von den Portugiesen beansprucht wurde. Es erhob sich dann die Streitfrage über Maschonaland zwischen England und Portugal, welche heute noch nicht gelöst ist. Nördlich von dem Sambesi, im Gebiet des Nyassa-Sees, hat sich England eine neue Interessensphäre durch die Afrikanische Seen-Gesellschaft geschaffen, deren Aufblühen aber durch den Aufstand der Araber und die Zollregulative der Portugiesen an den Mündungen des Sambesi unterbunden worden war. Die Rechtsansprüche der Portugiesen auf die Küste sind unzweifelhaft, aber die Grenze nach dem Innern zu ist so wenig bestimmt, daß noch im vorigen Jahre die portugiesische Regierung eine Expedition ausrüstete, um mit den Häuptlingen Verträge abzuschließen. Portugal stellt sich bei Verfechtung seiner Ansprüche vornehmlich auf den historischen Standpunkt. So behaupten die Portugiesen nach alten portugiesischen Quellenwerken, daß schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese Gebiete von portugiesischen Reisenden und Kaufleuten vielfach bereist wurden, daß das Gebiet von Tete am Sambesi in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu Portugal stand, daß ein lebhafter Handelsverkehr der Nyassaländer mit den portugiesischen Niederlassungen an der Küste im Gange war, daß man schon damals die Wichtigkeit des Sambesi-Schire-Weges erkannt hatte, und endlich, daß die durch Livingstone bekannt gewordenen Murchison-Fälle bereits 1624 von Luiz Mariano erwähnt werden. Die Engländer hielten dem entgegen, daß Portugal in diesen Jahrhunderten nichts für die Entwickelung der Länder gethan habe, vielmehr stets weiter von den kriegerischen Stämmen zurückgedrängt worden sei und am Unterlauf des Sambesi nur geduldet werde. In diesen Streit aber mischte sich die englische Regierung nicht offiziell; sie hoffte auf ein gütliches Abkommen mit Portugal, um den Sambesi zu einer freien Wasserstraße zu machen, und weigerte sich, die Afrikanische Seen-Gesellschaft in ihrem Kampfe gegen die Araber bei Karongas mit staatlichen Mitteln zu unterstützen.

Die Afrikanische Seen-Gesellschaft befand sich infolgedessen in einer schlimmen Lage, und man kann wohl sagen, daß sie dem Bankerott nahe war, wenn es ihr nicht gelang, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden. Trotz der rührigen Arbeit ihrer Vertreter in England hätte sie aber keine Hülfe gefunden, wenn nicht die englischen Missionen in Ost- und Zentralafrika infolge des Aufstandes der Araber in eine schlimme Lage gekommen wären und ihren Einfluß auf die Regierung geltend gemacht hätten. Lord Salisbury nahm schließlich zu diesen Klagen Stellung, als er jüngst einer Deputation von Missionaren und Händlern gegenüber betonte, daß England den Anspruch von Portugal auf das Schire-Hochland und die Ufer des Sambesi nicht gelten lassen könne. Auf diese Äußerung sich stützend, hat sich nun sofort in England ein gewaltiger Plan entwickelt, von dem ein Eingesandt in der „Times" uns Kunde giebt. Der hauptsächlichste Inhalt desselben lautet:

„Einzelne Personen und Gesellschaften haben versucht, südlich des Sambesi dasselbe auszurichten, was die Seen-Gesellschaft mit einigem Erfolge im Norden durchgeführt hat. Die gesetzmäßige Sphäre der letzteren ist durchaus nicht auf den Nyassa-See beschränkt. Sie erstreckt sich westlich bis zum Tanganyika, dem Moero und Bangweolo-See, einschließlich der Länder, welche durch die Reisen und den Tod Livingstones geheiligt sind, und den großen Windungen des mittleren Sambesi. Es wird daher vorgeschlagen, die Afrikanische Seen-Gesellschaft in eine größere konzessionirte Gesellschaft aufgehen zu lassen. Die letztere soll die Verwaltung aller jener nördlich und südlich des Sambesi gelegenen Länder, wo jetzt britischer Einfluß vorherrscht, oder wo keine feste Regierung besteht, übernehmen. Das Gebiet würde zwischen dem Südende des Tanganyika, dem Westufer des Nyassa, der Südgrenze des Kongo-Freistaates und den westlichen und östlichen Besitzungen Portugals bis zur Grenze des Betschuanaland-Protektorats sich erstrecken. Was das Schire-Hochland betrifft, so kann die Missionsarbeit daselbst ohne portugiesische Einmischung verrichtet werden, wie Lord Salisbury kürzlich der Abordnung zu wissen that. Sicherlich könnten aber auch in dem Hochland westlich vom Nyassa, in dem reichbewässerten Maschona-Plateau, südlich des Sambesi, in den Ländern zwischen dem Nyassa und Tanganyika, Mittelpunkte für die Missionen gegründet werden, deren Einfluß sich von da über die gesamte Gegend verbreiten würde. Abgesehen davon, daß die berührten Länderstrecken mit die reichsten in Mittelafrika sind, so würde, wenn sie unter britischen Einfluß gebracht sind, eine Verbindung vom Kap bis zum Nil eröffnet werden. Die Missionare und Händler würden von Portugal und vom untern Sambesi unabhängig werden. Das Geld ist schon gezeichnet, um eine Eisenbahn von der Kapkolonie nach dem Sambesi zu bauen, und dieser Verkehrsweg bietet mehr Sicherheit, als der ungewisse Zustand des Flusses. Zugleich würden Telegraphen und Fahrstraßen angelegt werden. Kurz, was der britische Unternehmungsgeist auch anderswo in Afrika unter dem Patronat der britischen Krone zu Wege gebracht hat, wird auch hier geschehen zur Zivilisirung und Entwicklung des Kontinents. Lord Salisburys fester Standpunkt in der Angelegenheit sollte jede Befürchtung, die von Seite der Portugiesen drohen könnte, verscheuchen. Die Häuptlinge der Eingeborenen sind überall dem Plane günstig gesinnt und haben meistens Verträge mit der Afrikanischen Seen-Gesellschaft und anderen britischen, an dem großen Unternehmen beteiligten Korporationen abgeschlossen. Die herzliche Mitwirkung der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft ist gesichert, leitende Finanziers Englands und des Kaps unterstützen in erster Linie das Unternehmen, und auch das philanthropische Element fehlt nicht im Verwaltungsrat. Die Politik dieser großen südafrikanischen Gesellschaft, welche das mittlere Sambesi-Becken unter ihre Botmäßigkeit zu bringen sucht, wird, soweit möglich, den Verkauf von Schnaps und Feuerwaffen ausschließen. Dem Vernehmen nach sehen sowohl das auswärtige wie das Kolonial-Amt den ihnen von den

Digitized by Google

Befürwortern der neuen Gesellschaft vorgelegten Plan mit günstigen Augen an, und es besteht daher geringer Zweifel, daß die Regierung in Anbetracht der starken, von der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft geforderten Garantien der neuen Gesellschaft eine Konzession bewilligen wird. Solche Garantien sind allerdings durchaus notwendig. Das Recht der Krone, jeden Augenblick einzuschreiten, sobald die Bedingungen der Konzession verletzt werden, muß gewahrt werden. Wenn diese Bedingungen veröffentlicht werden, ist es noch Zeit genug, sie zu erörtern. Auf diese Weise allein kann das britische Südafrika rechten Fuß fassen in Mittelafrika. Auf diese Weise würden auch die Missionen und die kommerziellen Unternehmungen im Nyassaland die richtige Unterstützung erhalten."

Die Gesellschaften, welche südlich des Sambesi thätig sind, sind Lord Gifford's Company und Cecil Rhodes' Company. Die erstere Gesellschaft, auch British Bechuanaland Company genannt, macht Ansprüche auf das ganze Reich Khama's bis zum Sambesi und westlich bis zum Ngami-See und hat mit Moremi einen Vertrag abgeschlossen. Die andere Gesellschaft heißt auch die Central British African Company, sie beansprucht Matabele- und Maschonaland bis zum Sambesi, obwohl Lobengulu die sogenannte Rhodes-Konzession aufgehoben und zwei Indunas (Räthe), welche diese Konzession unterzeichneten, hat töten lassen.

Man brauchte über diesen gewaltigen Plan, welcher doch auf recht schwachen Füßen steht, sofern es nicht gelingt, große Geldmittel zu seiner Durchführung flüssig zu machen, sich nicht besonders zu beunruhigen, wenn nicht anscheinend die englische Regierung hinter diesem Projekt stände in Verfolgung ihrer Thätigkeit, die großen Handelsgesellschaften als Pioniere in Länder vorzuschicken, um dieselben die erste harte Arbeit thun zu lassen. Die „Pall Mall Gazette" verrät auch ganz offen die Absichten der Regierung in einem Leitartikel, welcher die bezeichnende Überschrift trägt: „Das Rot-Anstreichen der afrikanischen Karte", wenn sie nach einer blühenden Lobpreisung des zentralafrikanischen Gebietes schreibt:

„Das deutsche Gebiet, daß heißt das als deutsch auf der offiziellen Karte bezeichnete Gebiet, endigt am Rovuma am Nyassasee im Nordosten, und an der nördlichen Grenze von Damaraland im Südwesten. Das nächste beanspruchte Land ist das sehr schattenhafte Gebiet des Kongofreistaates. Aber selbst, wenn wir alle die Schatten als thatsächliche Wirklichkeiten behandeln, würde doch nördlich vom Sambesi und südlich vom Viktoria Nyanza eine große Strecke von Plateauland übrig bleiben, welches von großen Binnenseen bewässert wird und bis jetzt von keiner europäischen Macht beansprucht wurde. Der große Plan ist, daß das Ganze des noch freien Gebiets in Zentralafrika, das große Rückgrat des Kontinents, für England in Anspruch genommen werden soll, nach einem vorgeschlagenen modus operandi, wonach eine kolossale südafrikanische Kompanie gebildet werden soll, welche unter dem Schutze einer Royal Charter die Verwaltung aller der Gegenden nördlich und südlich des Sambesi, wo keine Regierung besteht, übernehmen soll . . . Die erste Frage, welche gestellt werden wird, wird die sein, ob die beabsichtigte Kompanie die nötigen Mittel habe. Wenn sie sie nicht hat, brauchen wir uns nicht weiter damit aufzuhalten. Ohne Geld kann keine Companie, und wäre sie siebenmal mit einer Charter versehen, etwas Bemerkenswertes unternehmen. Wenn die Karte auf eine billige Weise rot angestrichen werden kann, so sollte dies nicht von Abenteurern mit einer Charter, sondern der britischen Regierung gethan werden. Aber es kann natürlich nicht umsonst gethan werden, und da die englische Regierung sich weigert, das Geld zu finden, so ist die Thür offen für eine Gesellschaft — wenn sie das nötige Geld bekommt. Welche Aussicht hat sie aber nun, das Geld zusammenzubringen? Zuerst haben wir da zu rechnen mit dem gemeinnützigen Geiste patriotischer Millionäre, welche bereit sein mögen, ein Reich eher zu unterstützen, als zu dulden, daß das Rückgrat Afrikas unseren Händen entschlüpft. Zweitens ist die Möglichkeit vorhanden, daß das Land Ophir reich genug an Gold sein mag, um die Kosten der Verwaltung von Betschuanaland bis zum Tanganyika zu tragen. Die Berichte über den Reichtum der Alluvialgoldlager im Maschonaland wären geradezu fabelhaft, hätte uns nicht die Erfahrung mit den Diamantfeldern aus dem Transvaal gelehrt, zu glauben, daß alles in dem unbekannten Afrika möglich ist. Es ist daher nicht unmöglich, daß das Geld sich finden wird. Wenn dies so ist, so ist die andere Frage die, wer die Leitung haben soll. Mit anderen Worten, welches sind die Männer, denen wir die Pflicht übertragen werden, Pionierdienste für das Reich auszuüben? In dieser Hinsicht ist aber, wenn alles, was uns erzählt wird, wahr ist, keine Schwierigkeit vorhanden, um einen Vorstand zu erhalten, welcher das Vertrauen des Publikums sowohl hier als in Südafrika genießen muß. Ist dies aber der Fall, und ist es ganz klar, daß die Regierung sich durchaus weigert, das nötige Geld zu verschaffen oder die Pflicht auf sich zu nehmen, die Arbeit selbst zu thun, dann können wir nur zu den Abenteurern mit ihrer Charter (chartered adventurers) sagen: Vorwärts! Aber die Regierung hat hierbei eine ernste Verantwortlichkeit. Sie muß zuerst und vor allem aufhören, sich um die Ansprüche Portugals zu kümmern. Wenn es Lord Salisbury gefällt, kann er ein billiges Abkommen mit den Portugiesen machen, wenn er es sogleich macht, ohne weitere Umschweife und Winkelzüge. Zweitens muß die Regierung ihrer Verantwortlichkeiten in Betschuanaland sich bewußt sein und sie klar stellen, und drittens muß sie die Bedingungen aufstellen, auf Grund deren eine Charter bewilligt werden kann. Aber es giebt etwas, was die Regierung nicht thun kann. Sie darf nicht länger unentschlossen herumtappen. Jetzt, da der Plan bekannt ist, muß sie handeln, sogleich handeln. Verzögerung kann verhängnisvoll sein."

Wir begegnen hier wieder dem Bestreben der Engländer, sich über vorhandene Abmachungen leichtfertig hinwegzusetzen. Einmal besteht zwischen Portugal und Deutschland ein Vertrag, wonach die südliche Grenze des portugiesischen Gebietes und die nördliche des deutschen südwestafrikanischen Schutzgebietes bei der Mündung des Cunene beginnt und an den Mololo-Fällen des Sambesi endigt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Vertrag zu beachten ist. Leider sind die Grenzverhältnisse unseres südwestafrikanischen Gebietes nach Osten hin noch sehr unsicher, da die Grenzen von Khama's Reich nicht genau definirt sind und mit England nur ein Abkommen getroffen ist, welches den 20° ö. L. und 22° s. B. als Grenze der englischen Interessensphäre, beziehungsweise des englischen Protektorates über Betschuanaland, angiebt.

In Ostafrika sind die Grenzverhältnisse ebenfalls noch sehr der Klärung bedürftig. Zwar ist nach Norden und Süden hin das deutsche Gebiet durch Abmachungen mit England und Portugal gesichert, aber nach Westen hin noch keine unanfechtbare Grenze geschaffen.

Wir möchten auf diesen Punkt besonders die Aufmerksamkeit unserer Kolonialfreunde lenken, welche in ihrer Mehrzahl immer noch anzunehmen scheinen, daß das deutsche Gebiet bis zum Tanganyka sicher gestellt ist. Nicht nur aus der obigen Auslassung der Pall Mall Gazette sondern auch aus früheren Angaben[1]) geht hervor, daß gewisse englische Kreise als westliche Grenze von Ostafrika eine Linie annehmen, welche von dem nördlichsten Punkte der Demarkationslinie zwischen der englischen und deutschen Interessensphäre, also vom Viktoria Nyanza nach dem Endpunkte der südlichen Abgrenzungslinie am Nyassa, etwa den 35° ö. L. verfolgend, gezogen wird. Wenn diese Grenze anerkannt wäre, würde, sollte das westliche Gebiet in englische Hände kommen, nach wenigen Jahren der Karawanenhandel nach der Ostküste, nach Sansibar, gewaltig darunter leiden. Heute noch sind die Routen sehr stark begangen, aber es ist wahrscheinlich, daß später die wichtigsten Landesprodukte, Elfenbein und Kautschuk, über den Nyassa nach Süden abfließen wurden. Darunter würde natürlich der zu erwartende Aufschwung Deutsch-Ostafrikas bedeutend leiden und seine Zukunft gefährdet werden.

Bei der Betrachtung kolonialpolitischer Verhältnisse muß man sich auf einen höhern Standpunkt als den des augenblicklichen Nützlichkeitsprinzips stellen. Erst in der Zukunft werden sich zwar die Gebiete des innerafrikanischen Plateaus entwickeln, aber diese Zukunft ist bei dem Wachsen der deutschen Bevölkerung nicht mehr so fern, daß man nicht in der Gegenwart schon darauf Rücksicht nehmen sollte. Wir können nicht dulden, daß in Ostafrika dasselbe geschehe wie in Südwestafrika, daß uns nämlich der Zugang zu dem Innern abgeschnitten wird und zur Beherrschung des Kontinents sich eine Macht aufwirft, von der wir Deutsche in kolonialen Angelegenheiten nichts Gutes zu erwarten haben.

Wir hoffen daher, daß das Auswärtige Amt die Interessen Ostafrikas, sollten sie wirklich bedroht werden, mit Nachdruck vertreten wird.

Nachrichten über die Deutsche Emin Pascha-Expedition.

Mit der letzten Post von Sansibar sind Berichte über die Emin Pascha-Expedition eingelaufen, von welchen wir einige im Auszuge zur öffentlichen Kenntnis bringen wollen. Zunächst ein Bericht des Kapitän-Leutnant Rust an Herrn Dr. Peters. Derselbe lautet:

Ew . . . . beehre ich mich in betreff meiner gezwungenen Landung in Sansibar mit Herrn Fricke und 101 Somalis auf dem Dampfer „Mekka" der British India Line, während Passage für Lamu bei dem Agenten der British India Line, Herrn Dinshaw am 5. März genommen war, das Folgende zu berichten:

Am 12. März mittags gelangte das Schiff „Mekka" bei durchaus günstigem Wetter vor die Einfahrt von Lamu. Der Kapitän des Schiffes, Mr. Skinner, lag etwa eine Stunde gestoppt vor der Barre, um Hochwasser abzuwarten. Im Verlaufe dieser Zeit waren zwei Boote des in Lamu stationirten englischen Kanonenbootes „Langsseit" gekommen. Kurz darauf erklärte mir der Kapitän, daß er Ordre habe, innerhalb zehn Minuten nach Sansibar zu gehen, und mich nicht landen könne. Ich erhob hiergegen Einspruch mit dem Hinweis, daß mir Passage für Lamu gegeben und er die Verpflichtung habe, da keine außergewöhnlichen Umstände hinderten, mir die Gelegenheit einer Landung auf eigene Gefahr und Kosten zu geben. Ich machte den Kapitän für die etwa dadurch entstehenden Verwickelungen und pekuniären Schäden, die eine solche Hinderung nach sich ziehen könnte, verantwortlich und suchte die Intervenirung des englischen Offiziers herbeizuführen, welcher dieser aber nicht stattgeben zu können vorgab, und

[1]) Siehe Tropical Africa. By Henry Drummond 1888, und die Karte von Bartholomeus, abgedruckt im Märzheft der Scottish Geographical Magazine 1888.

Digitized by Google

mir auch nicht Gelegenheit verschaffen wollte, seinem Vorgesetzten meine Lage vorzustellen und so eine Entscheidung herbeizuführen. Der Kapitän Skinner nahm hierauf unmittelbar Kurs auf Sansibar. In Sansibar war die Landung der Somalis ebenfalls untersagt, und wurden die Leute durch S. H. S. „Barawa" nach Bagamoyo überführt. Ich erwähne, daß unter nur geringem Zeitverlust die Landung in Lamu jedenfalls hätte erfolgen können und keine anderen Umstände, wie die vermeintliche Ordre des Kapitän der „Mekka" das Hindernis war. — Soweit der Bericht des Herrn Rust.

In Bagamoyo wurden die Somalis an der nördlichen, dem Lager Buschiris zugekehrten Seite der Stadt in zwei großen Hinduhäusern untergebracht, welche vis-a-vis an der Hauptstraße liegen. Auf den Dächern, welche durch eine Brücke mit einander verbunden sind, ist durch Steinaufschüttung eine Art Brustwehr geschaffen; hier weht die deutsche Handelsflagge und bei Tage ziehen 2, nachts 4 Mann als Wache auf. Die Straße zwischen den beiden Häusern unten ist durch starken Draht abgesperrt. Hier wachen Tag und Nacht sechs Mann, welche regelmäßig abgelöst werden. Herr Kapitänleutnant Rust mit dem ganzen Somalitrupp ist generell Herrn Hauptmann Wißmann unterstellt worden, und so hat die Truppe der Deutschen Emin Pascha-Expedition, als die Wißmannschen Truppen noch nicht angekommen waren, wochenlang den Hauptbestandteil der deutschen Garnison in Bagamoyo gebildet. Ihrer Anwesenheit ist es zuzuschreiben, daß eine Wanyamwesi-Karawane in der Hauptstraße von Bagamoyo sich sicher niederlassen und damit die völlige Verödung der Stadt aufheben konnte.

Aus weiteren Berichten ergiebt sich dann, daß die Konfiskation der Waffen der Emin Pascha-Expedition seitens der Engländer vorgenommen worden ist.

Über die sehr wichtige Trägerfrage berichten die letzten Nachrichten aus Sansibar, daß es dem Lieutenant von Tiedemann gelungen sei, in Witu ausreichend Träger zu bekommen, auch sei die dauernde Freundschaft des Sultans von Witu für die deutsche Expedition gesichert. Durch die Vermittlung von Seewa Hadji wurde alsdann in Bombay der Dampfer „Neera" gechartert, wodurch die Expedition sich auf freie Füße stellte.

In Bezug auf den Aufstand und die Stellung Buschiris melden die Berichte etwa folgendes:

Den Aufstand hier halten wir bereits für gebrochen; Buschiri ist mit seinem Anhange zerfallen und darf nach Pangani nicht mehr hinein. In Pangani herrscht die gemäßigte Sultanspartei, deren vollständige Unterwerfung durch einen energischen Druck in Sansibar leicht zu erzwingen wäre. Buschiri hat am 27. April durch Mr. Taylor, einen englischen Missionar, den er gefangen hatte, an Dr. Peters seine Friedensbedingungen mitgeteilt, welche von hier sofort an Wißmann weitergegeben wurden.

Die Hauptpunkte dieser Bedingungen sind die folgenden:

Buschiri will Gouverneur von Bagamoyo werden, als solcher die polizeiliche Gewalt allein ausüben und dafür soviel Gehalt beziehen, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung, die er alsdann garantirt, nötig ist. Buschiri wird für die Rechtspflege einen arabischen Richter anstellen. Auf dem Gouvernementshause, in welchem Buschiri wohnt, soll die arabische Flagge wehen, während die deutsche Flagge auf dem Zollhause aufgezogen werden soll. Die N'jumbes (Dorfschulzen in der Umgegend von Bagamoyo) sollten ihre alten Privilegien wieder erhalten, welche die folgenden sind:

a. Ihre Abgaben (den Zehnten) an der Kinganifähre von den Wanyamwesi-Karawanen an Elfenbein- und Rhinocerushörnern;

b. den Zehnten vom Fisch, den die Bagamoyo-Bevölkerung fängt;

c. das Recht, Streit, welcher unter ihren Unterthanen entsteht, selbst zu schlichten.

Die Deutschen sollen zwei Beamte anstellen für die Verwaltung der Zölle, sollen aber alle bewaffnete Macht zurückziehen und keinerlei Festungen oder Forts bauen, indessen sollen sie freien Durchzug durch das Land haben und das Recht, sich anzusiedeln und zu kultiviren, wo sie Lust haben.

Sklaven soll man, wie früher, halten dürfen und auch im Lande kaufen und verkaufen, während der Sklavenexport verboten sein soll.

Die Entwicklung der Dinge hat ja gelehrt, daß deutscherseits diese frechen, freilich nach arabischer Art sehr aufs Abhandeln berechneten Bedingungen nicht angenommen wurden, und Wißmann hat alsdann am 9. Mai das Lager Buschiris erstürmt und dessen ganze Streitmacht zersprengt.

Über die Reise, die Dr. Peters mit einigen Begleitern nach dem Somalilande machte, melden die letzten Berichte etwa folgendes:

Wir beabsichtigten auf der „Kiloa", einem von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft gecharterten Schiffe, zunächst nach Lamu zu reisen von Sansibar aus. Wir schickten daher an den Kapitän dieses Dampfers mit der Anfrage wegen Passage, und der ließ uns sagen, wir möchten nur an Bord kommen und könnten dort die Passage bezahlen. Dies thaten wir und dampften am 2. April abends nach Mombas ab. Hier kam am 3. April sofort Mr. Buchanan, der Vertreter der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an Bord und erklärte sich mit den getroffenen Arrangements einverstanden. Er begab sich sodann wieder an Land. Eine Viertelstunde später kam uns ein englisches Kanonenboot von Sansibar nachgedampft, sendete mittelst Pinasse eine Botschaft für Mr. Buchanan und dampfte sofort nach Sansibar zurück. Buchanan ließ darauf Kap. Ferchau von der „Kiloa" zu sich kommen und eröffnete ihm, solange wir an Bord seien, dürfe die „Kiloa" in Lamu nicht landen. Am nächsten Morgen hatten wir eine persönliche Rücksprache mit Kapitän Ferchau, wodurch erreicht wurde, daß die „Kiloa" Lamu anlaufen dürfe unter der Bedingung, daß wir nicht an Land gingen. Die Herren von Tiedemann, Töppen und Denhardt kamen indessen in Lamu an Bord, und mit diesen konnten wir wegen der Trägerfrage ꝛc. alles Nötige erledigen. Auch dies war den Engländern unangenehm, denn als wir auf der Rücktour unter denselben Bedingungen am 16. April in den Hafen von Lamu eindampfen wollten, kam uns eine englische Kriegspinasse entgegen, welche jegliches Landen verbot.

Dieses ganze Verfahren erklärte uns am folgenden Tage in Mombas Mr. Last, der eben dorthin von der gescheiterten englischen Expedition zurückgekommen war, für „a conformed shame". Da wir keine Gelegenheit nach Sansibar hatten, so reisten wir nordwärts zum Besuche der Benadirküste und besuchten hier die Reeden Barawa, Merka und Magdischu.

Hier hat der Sultan von Sansibar seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen, Deutschen Schutz und Siedelungsrecht zu gewährleisten, zu keiner Zeit nachkommen können. Wir fanden an allen Plätzen eine starke Erregung der Somalis gegen die Araber, überall waren Tausende aus den Stämmen des Innern zusammengeströmt, und tumultuarische Auftritte der Somalis gegen die Araber fanden statt. Die Liwalis des Sultans von Sansibar ersuchten uns, nicht an Land zu gehen, und Kapitän Ferchau verweigerte uns definitiv die Boote zur Landung. In Merka gelang es uns, ein Kanu zu bekommen und mit demselben durch eine sehr steife Brandung gegen Abend an Land zu gehen. Wir fanden dort eine große Menschenansammlung, die uns indessen nicht abgehalten hätte, die Stadt zu besuchen, wenn nicht der arabische Liwali uns den direkten Befehl gegeben hätte, sofort auf das Schiff zurückzukehren, was dem vertragsmäßigen Rechte durchaus widersprach. Gegenüber der Übermacht blieb aber nichts übrig, als unter Protest auf die „Kiloa" zu gehen. Die Engländer haben dies in der Presse so dargestellt, als wollten die Somalis der deutschen Expedition das Landen verwehren. Dies ist aber doch tendenziöse Entstellung, da wir an einem den Somalis gehörigen Punkte nicht an Land wollten, sondern überall nur mit den Organen des Sultans von Sansibar zu thun hatten, und diese verboten uns, wozu wir vertragsmäßiges Recht hatten, den Aufenthalt in diesen Plätzen. Wir führten dies auf dieselben, durch englische Intriguen entstandenen Motive zurück, welche den Sultan von Sansibar zu der Erklärung veranlaßt hatten, er würde jedem den Kopf abschlagen lassen, der sich bei uns als Träger engagiren ließe.

Hiermit ist das Wesentlichste der letzten Berichte wiedergegeben.

Hexenprozesse in Afrika.

(Schluß.)

Ganz besonders als politische Morde sind zahlreiche Hexenprozesse anzusehn, welche ihre Opfer nach der Einsetzung eines neuen Häuptlings fordern. Derselbe entledigt sich damit aller derjenigen Personen welche ihm früher feindlich und mißliebig begegnet sind, also aus Rache, und besonders solcher Menschen, welche entweder gegen seine Macht intriguirt haben, oder von deren Einfluß schlimmes zu befürchten ist. Da der Afrikaner infolge seines eigenen schlechten Charakters so überaus mißtrauisch ist, so wittert er in allem etwas Schlechtes, und daher sind in solchen Fällen die Opfer eines thörichten Aberglaubens auch so zahlreich, wobei, wie schon gesagt in den meisten Fällen der Aberglaube nur vorgeschoben wird, um einer schlechten Handlung den Schein des Rechtes zu geben.

Die Beunruhigung der Bevölkerung eines selbst kleinen Negerstaates ist daher auch bei einem Thronwechsel eine ganz ungeheure, indem neben den Streitigkeiten um die Erbfolge fast jeder um sein Leben besorgt ist und die allgemeine Unsicherheit ganz bedeutend erhöht wird. Es finden eine Menge Auswanderungen statt und der neue Häuptling findet oft nur die Hälfte der früheren Bevölkerung, zumal es auch gewissermaßen zum guten Ton gehört, bei einer Thronbesteigung möglichst viele Hinrichtungen vornehmen zu lassen.

Die Anwendung der Hexenprozesse in der gewöhnlichen Rechtspflege der Neger ist ebenfalls dem Mangel an äußern Zwangsmitteln

Digitized by Google

viel mehr zuzuschreiben wie dem Aberglauben und streift so auch nach dieser Richtung das politische Gebiet.

Es verlaufen solche Prozesse auch oft sehr harmlos wie folgendes Beispiel darlegen möge.

Aus einem kleinen Dorfe im Lande Ugunda war ein Mjamuesi als Träger nach der Küste gezogen, und ohne daß seine Rückkehr bekannt geworden wäre, erschien er unerwartet in seinem Heimatdorfe. Als er auf seine Hütte zutrat, kam ein Mann aus der Thüre, während er sein Weib im Innern der Wohnung vorfand. Aufs unangenehmste berührt, klagte er auf Ehebruch und Entschädigung beim Häuptling. Gerichtssitzungen hatten schon wiederholt stattgefunden und waren mit der landläufigen Umständlichkeit verhandelt worden, wobei alle Teile ihren Vortrag damit begannen, wie immer bei solch wichtigen Angelegenheiten, ihre ganze Lebensgeschichte von der Geburt an zu erzählen. Der Verklagte jedoch leugnete ebenso wie das Weib, behauptete zuerst gar nicht in der Hütte gewesen zu sein, da zufällig gar keine weiteren Zeugen vorhanden waren. Zuletzt erzählte er unter ungeheurem Gelächter der Zuhörer, daß er nur habe Tabak bei dem Weibe holen wollen, doch habe sie ihm nichts geben können, und dabei blieben beide, sodaß der Häuptling die Entscheidung dem Gottesgericht anheim geben wollte. Als dasselbe einige Tage später stattfinden sollte, gestand der Beklagte seine Schuld ein, zahlte die geforderte Entschädigung an den gekränkten Ehemann und die hohen Gerichtskosten an den Häuptling.

Im Falle der Vollziehung eines solchen Gottesgerichtes, dem sich unter Umständen der Verklagte sowohl wie der Kläger unterziehen müssen, letzterer sogar zuweilen freiwillig, wird folgendermaßen verfahren.

Nach Erledigung einiger höchst kindischer Ceremonien trinkt der Betreffende langsam schluckweise das mit Wasser angerührte giftige Pulver und muß dann, umgeben von einem Kreise Neugieriger, auf und abgehen. Es liegt natürlich ganz in der Hand des betreffenden Mfumu, den Verlauf zu reguliren, je nach der beigemischten Quantität Giftes und der Art des Beibringens. Hat es der Beklagte verstanden den Mfumu zu bestechen, so wird er stets mit heiler Haut davon kommen. Je schneller das Gift getrunken wird, um so ungefährlicher, da es, in großer Menge in den Magen gebracht, zum Brechen reizt und ausgespien wird. In diesem Falle ist die Unschuld erwiesen und die Gefahr beseitigt, höchstens bleibt ein Unwohlsein zurück. Vermag aber der Betreffende das Gift nicht auszubrechen, dann tritt hochgradige Übelkeit ein ohne Erbrechen, Auftreibung des Leibes, heftige Kopfschmerzen, Krämpfe. Er ist dann rettungslos verloren und stirbt am Gift, mit seinem Tode zugleich den Beweis für seine Schuld erbringend.

Geständnisse werden auch durch Anwendung der Marter erpreßt. Der Verfasser sah die Leichen zweier Zauberer, welchen man auf folgende Weise den Prozeß gemacht hatte:

Ein Ehepaar war angeklagt, durch Zauberei schon mehrere Menschen getötet zu haben, und wurde auf den Verdacht hin, weitere Zauberei zu treiben, gefangen genommen. Zunächst wurden die Arme mit trockenem Baste auf den Rücken geschnürt. Als das Fleisch zu schwellen begann, feuchtete man den Bast mit Wasser, in welches Holzasche gerührt war, an, so daß der sich nun zusammenziehende Bast ins Fleisch einschnitt und durch die beißende Schärfe der Asche die heftigsten Schmerzen verursacht wurden. Die Beiden wollten jedoch nicht gestehen, selbst nicht, als man ihnen Akaziendorne mit feinen Brennhaaren unter die Nägel trieb. Erst als man glühende Kohlen unter die Sitzenden brachte, verstanden sie sich dazu, Mitteilungen zu machen. Man fand nach ihrer Angabe unter der Schwelle eines fremden Hauses ein thönernes Gefäß, in welchem sich tote Schlangen, Käferlarven, Kräuter und Nuß befanden, die dorthin wirklich in der Absicht verbracht worden waren, den Eigentümer der Hütte zu töten. Nach diesem Geständnis löste man ihnen die Hände und Füße aus den Gelenken aus und ließ sie so liegen; am nächstfolgenden Tage waren nur noch einige Knochen als die Reste einer üppigen Hyänenmahlzeit zu finden. — Da es in der That Menschen giebt, welche durch Anwendung solch thörichter Mittel, wie eben jene, an geheime böse Zauberkünste glauben, so ist die Entrüstung über entlarvte Hexen und Hexenmeister im allgemeinen sehr groß.

Die Denunziation aus Rache kommt seltener vor, und zwar deshalb, weil in Afrika kein Geheimniß gewahrt bleibt, wegen der Schwatzhaftigkeit der Neger, und so jeder befürchten muß, unter Umständen ebenfalls denunzirt zu werden. Der Mfumu hat übrigens manchmal kein so leichtes Spiel, das Publikum zu überzeugen, besonders wenn es sich darum handelt, ein Opfer zu töten, weil der Häuptling nach dessen Besitztum trachtet, oder wenn es sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, so daß das Publikum nicht so ohne weiteres an die Schuld zu glauben geneigt ist. Oft hat der Mfumu dann noch zu befürchten, daß in solchem Falle der Angeklagte ihn selbst der verbotenen Zauberei beschuldigt und unter Umständen leicht Wiederhall erwecken könnte. In solchen Fällen bedient er sich aller möglichen Taschenspielerkünste, um die Schuld der Beklagten zu erweisen. So verstehen es manche, aus dem ganz nackten Körper des angeblichen Zauberers ganz geschickt Zähne, Haare, Kräuter und Tuchfetzen zu ziehen. An ganz beliebige Stellen machen sie einen leichten Hauteinschnitt und ziehen dann die Gegenstände heraus, welche sie in manschettenartigen aus Perlstickerei gefertigten Umhüllungen der Unterarme verborgen gehalten. Zuweilen kommt es auch vor, daß man zu den sonderbarsten Mitteln greift, einen angeblichen Zauberer zu überführen.

In Igonda, dem Hauptorte Ngundas, erkrankte ein Mann und siechte langsam dahin. Bosheit beschuldigte die Frau des Mannes der Zauberei, und nun zwang man die Frau, den Mann zu pflegen unter fortwährender Beaufsichtigung. Der Mann starb und damit glaubte man die Schuld des Weibes zweifellos erwiesen und hätte ein so gemeingefährliches Individuum eigentlich töten müssen. Der Häuptling jedoch, selbst ein Weib, welches also gar kein Interesse an der Person der Verbrecherin hatte, ließ sie leben und gab damit ein glänzendes Beispiel negerhafter Inkonsequenz.

Doch auch gegen den Häuptling kann sich das Mittel wenden, welches er so häufig selbst anwendet, und so sein Handeln bestimmen. Der jetzige Häuptling vom Unjanjembe, Sike, leitete seine Regierung damit ein, daß er jeden Morgen eines der Rinder aus der großen Herde schlachten ließ, welche ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte. Er würde so bald die ganze Herde verzehrt haben und erregte durch solch unerhörte Verschwendung die Besorgnis seiner Kronräte. Dieselben machten dem Häuptling Vorstellungen und baten ihn, den Staatsschatz doch nicht in so unerhörter Weise zu verschwenden.

Doch alles fruchtete nichts. Sike ließ sich trotzdem das Rindfleisch gut schmecken. Endlich vermochte man einen großen berühmten Mfumu dazu, sich der Sache anzunehmen, doch auch seine Verwarnungen fruchteten nichts. Zuletzt prophezeite er dem Häuptling Krankheit, im Falle er sein frevelhaftes Beginnen nicht einstellte, und als derselbe kurz darauf an einem Hautausschlag erkrankte, bekam er solche Angst, daß er in der That nicht wagte, fernerhin täglich Fleisch seiner eigenen Rinder zu verzehren, sondern nunmehr hie und da nur eine Ziege schlachtete.

Die Handhabung der Hexenprozesse hat in Afrika eine Lage geschaffen, welche alle und jede Garantie für Leben und Eigentum ausschließt, so daß jetzt geordnete Zustände niemals herbeigeführt werden können. Da, wo wir deshalb unsere Kultur ausbreiten wollen, um Vorteile aus den betreffenden Ländern zu ziehen, müssen wir vor allem darauf dringen, die greulichen Hexenprozesse abzuschaffen. Durch Missionsthätigkeit wird einer Institution gegenüber nichts auszurichten sein, welcher der afrikanische Herrscher allein seine Macht und sein Ansehen zu verdanken hat. Ohne dieselben ist er ein Nichts, ein Popanz ohne alles Ansehen. Da die Institution der Hexenprozesse aber so innig mit dem Bestand der Häuptlingswürde verschmolzen ist, so wird sie auch mit dieser verschwinden, und so müssen wir in unsern neuen Kolonien umsomehr darauf hinwirken, die Häuptlingswürde ganz abzuschaffen, welches als das vorteilhafteste für unsere Unternehmungen der Verfasser schon in einem vorhergehenden Artikel klargelegt hat.

Paul Reichard.

Koloniale Rundschau.

Süd-Amerika.

⊙ **Brasilien.** Am 3. Mai sind in Rio de Janeiro die Kammern eröffnet worden, von deren diesjährigen Sitzungen man die Annahme außerordentlich wichtiger Reformen erwartet. In einer Rede, die er kürzlich in São Paulo gehalten, hat der Ackerbauminister Antonio Prado auf die Notwendigkeit einer größeren Dezentralisation der Verwaltung hingewiesen und der Autonomie der Provinzen und Munizipien das Wort geredet, und zwar mit dem Bemerken, daß sich die Regierung bereits mit der Ausarbeitung einer bezüglichen Vorlage beschäftige. Es verlautet ferner, daß auch die Einführung der Zivilehe, Kultusfreiheit und die Säkularisation der Kirchhöfe beabsichtigt sei, und daß man auf agrarpolitischem Gebiet durch Kreirung von Grundsteuern für den unkultivirten Großgrundbesitz günstigere Bedingungen für die Kolonisation schaffen wolle. In welchem Umfange nun dieses alte Programm der liberalen Partei durch das gegenwärtige konservative Ministerium zur Ausführung gebracht werden wird, läßt sich nicht vorhersagen, erfreulich ist es aber immer, daß sich die beiden großen politischen Parteien des Landes bezüglich des Charakters der einzuführenden Reformen in Übereinstimmung zu befinden scheinen.

Befremdend ist es dagegen, daß einer Depesche vom 5. Mai zufolge der thätige und mit Recht hochgeschätzte Ackerbauminister Antonio Prado seine Entlassung genommen hat und durch Andrade Figueira ersetzt worden ist, obgleich derselben Drahtnachricht zufolge die Majorität beider Häuser des Parlaments dem gegenwärtigen Ministerium durchaus günstig gesinnt sein soll. Wir vermögen uns vor der Hand diesen Rücktritt nicht zu erklären, halten es aber nicht für unmöglich, daß die vielen Mißhelligkeiten, welche dem Ackerbauminister aus der italienischen Masseneinwanderung erwachsen sind, dazu die Veranlassung gegeben haben. Der Minister hat jedenfalls das Beste im

Digitized by Google

Sinne gehabt, als er diese Einwanderung nach Kräften zu fördern suchte, aber er hat leider nicht genügend mit der Spekulation der Unternehmer und Agenten gerechnet, welche sich nicht scheuten, die nichtsnutzigsten Subjekte nach Brasilien zu senden. Als er nun die nötige Fiskalisation im Einwanderungsdienst eintreten lassen wollte, war das Unglück schon geschehen. Massenhaft trieben sich bettelnde Italiener in der Reichshauptstadt umher und in den Provinzen São Paulo und Rio Grande do Sul kam es sogar zu offenen Revolten. In Porto Alegre z. B. lagen über 700 Calabresen, welche sich die gute Verpflegung, die ihnen dort zu teil wurde, wohl gefallen ließen, sich aber hartnäckig weigerten, auf die Kolonien zu gehen oder gegen einen Tagelohn von 2 Milreis oder 4,62 Mark zu arbeiten, ja sogar ihren eigenen Konsul bedrohten, falls dieser sie nicht über Montevideo nach Italien zurückbefördern würde. Derselbe sah sich schließlich genötigt, die Hilfe der Polizei für die Sicherung seiner Wohnung und seiner eigenen Person in Anspruch zu nehmen. Die brasilianische Regierung machte jedoch kurzen Prozeß und schickte die Unzufriedenen auf Kosten der Unternehmer heim. Andere italienische Kolonisten, welche freie Passage von der brasilianischen Regierung erhalten hatten, ließen sich durch argentinische Agenten verleiten, nach der Republik am La Plata durchzubrennen. Alle diese Vorgänge scheinen nicht wenig dazu beigetragen zu haben, den Enthusiasmus der Brasilianer für die italienische Einwanderung beträchtlich abzukühlen, umsomehr, als dieselbe jetzt von seiten der italienischen Regierung bedeutend erschwert wird, so zwar, daß bereits ein erheblicher Rückschlag in der Einwanderungsziffer eingetreten ist. Während z. B. im Januar d. J. 20 673 und im Februar 15 337 Einwanderer in Brasilien anlangten, bezifferte sich die Einwanderung im März nur noch auf 7479 Personen, von welchen der größte Teil allerdings aus Italienern bestand.[1])

Hemmend für die Einwanderung ist auch die Gelbfieberepidemie geworden. Dieselbe ist freilich in Rio de Janeiro nicht heftiger als in manchen früheren Jahren aufgetreten, sie hat sich aber in diesem Jahre auch in das Innere verbreitet, was sonst nicht geschehen ist. Namentlich war es die Stadt Campinas auf dem Hochlande von São Paolo, welche in furchtbarer Weise von den Übel heimgesucht wurde. Man hat zwar versucht, der dort ausgebrochenen Pest andere Namen, wie „febre perniciosa“ oder „accesso pernicioso‘, zu geben, es hat sich jedoch bei manchen Ärzten und bei dem großen Publikum die Ansicht befestigt, daß man es dort thatsächlich mit dem richtigen gelben Fieber zu thun hat. Die sonst so rührige Stadt liegt heute verödet da. Mehr als 15 000 Bewohner haben sich geflüchtet und von den noch vorhandenen 3000 sollen 500 krank sein. Die Zahl der innerhalb einer der letzten Wochen an der Pest Gestorbenen wird auf 6—700 angegeben. — In Santos, der Hafenstadt der Provinz São Paolo, ist das gelbe Fieber ja überhaupt endemisch, es ist aber im gegenwärtigen Jahre daselbst mit besonderer Heftigkeit aufgetreten, Handel und Wandel in schwerster Weise schädigend. — Auch in die südbrasilischen Hafenstädte ist das gelbe Fieber von Rio de Janeiro her eingeschleppt worden, es hat sich aber glücklicherweise trotz der ungewöhnlichen Hitze des gegenwärtigen Jahres nicht weiter verbreitet, vielmehr sind nur die bereits krank aus Rio de Janeiro ankommenden Personen daran gestorben.

Mit Eintritt der kühlen Jahreszeit pflegt das gelbe Fieber bekanntlich aufzuhören, dann aber wird man ja sehen, ob es Brasilien gelingt, eine stärkere Einwanderung als in den letzten zwei Monaten zu gewinnen. Leider müssen wir der Befürchtung Raum geben, daß dies nicht der Fall sein wird, denn allen neueren Nachrichten zufolge ist in der Provinz São Paulo das Arbeitsangebot bereits weit stärker, als die Nachfrage, und für Anlage neuer Kolonien ist weder dort noch in den anderen Provinzen des Reiches in dem Maße, wie eine Masseneinwanderung es erheischt, gesorgt worden.

Wenn man jetzt in den offiziellen Blättern Brasiliens öfter dem Wunsche begegnet, daß die germanische Einwanderung eine größere Ausdehnung, als bisher, annehmen möge, so wird an eine Erfüllung desselben nur dann gedacht werden können, wenn für die Anlage geschlossener deutscher Ansiedlungen nach dem bewährten System des Kleingrundbesitzes in größerem Maße, als bisher, Sorge getragen und der Kolonisationsdienst überhaupt besser als früher organisirt wird. — Die von der brasilianischen Regierung den Einwanderern gewährte freie Überfahrt kann dem Lande allerdings eine stärkere Einwanderung, als bisher, zuführen, sie ist aber keineswegs das richtige Mittel, um dasselbe mit tüchtigen Elementen zu bevölkern. Dazu gehört eine methodische und zielbewußte Arbeit, und diese mußten wir leider im brasilianischen Kolonisationsdienst seither schmerzlich vermissen. So lange der letztere nicht neu und zweckentsprechend organisirt ist, kann, wie schon bemerkt, von einer stärkeren deutschen Einwanderung in Brasilien nicht die Rede sein, vielmehr wird für den Umfang der deutschen Einwanderung das Vorhandensein disponibler Kolonieplätze auf den bereits bestehenden, aber räumlich beschränkten deutschen Ansiedlungen in Südbrasilien maßgebend bleiben.

Glücklicherweise befindet sich Brasilien ja jetzt in einer so günstigen finanziellen Lage, um für die Kolonisation weit größere Opfer, als bisher, bringen zu können. Der Kurs der brasilianischen Valuta scheint sich auf über Pari behaupten zu wollen, und massenhaft fließen dem Lande europäische, und nicht an letzter Stelle deutsche Kapitalien, für Eisenbahnbauten und industrielle Unternehmungen zu. Die schwebende Schuld im Betrage von 65 000 000 Mark konnte bereits getilgt werden und der Kredit Brasiliens an den europäischen Börsen ist gegenwärtig größer als je. Es hängt also nur davon ab, daß das Ministerium diese günstigen Konjunkturen auszunutzen versteht, um die Einwanderung und Kolonisation, von welchen so viel für die Zukunft des Landes abhängt, in der richtigen Weise zu fördern.

Die Nachrichten aus Süd-Brasilien lauten größtenteils befriedigend. Für die Provinz Rio Grande do Sul ist endlich ein Spezialzolltarif eingeführt worden, der ganz dazu angethan ist, dem Schmuggelhandel von der Banda Oriental her den Garaus zu machen und dem seit Jahren schwer geschädigten legitimen Handel zu seinem Rechte zu verhelfen. Damit würde sich ohne Frage auch die Lage der deutschen Ansiedelungen erheblich bessern.

Mit Interesse haben wir gelesen, daß der Abgeordnete C. von Koseritz in der Provinzialassemblea sehr energisch für die Abstellung eines Mißbrauches eingetreten ist, unter welchem die evangelische Kirche in Brasilien bisher dadurch zu leiden hatte, daß häufig Personen, welche sich in keiner Weise für das Amt eines Geistlichen qualifizirten, auf bloßes Ansuchen der betreffenden Gemeinden von der Regierung als Pfarrer registrirt wurden. Hoffentlich wird seinem Antrage, nach welchem gut beleumundete Personen mit pfarramtlicher Vorbildung als evangelische Geistliche registrirt werden können, die nötige Berücksichtigung von seiten des Ministeriums zu teil werden.

Sehr beachtenswert ist ein von Herrn H. Sovaux in „Koseritz' Deutsche Zeitung“ über den Rio-Grande-Tabak veröffentlichter Artikel. Der Verfasser hat sich bekanntlich auf den Woermannschen Plantagen in Westafrika hauptsächlich mit der Tabakkultur beschäftigt und hat dieselbe gegenwärtig auf den Ländereien der Deutschen Siedlungs-Gesellschaft „Herman“ mit Eifer in Angriff genommen; sein Wort verdient demnach vollste Beachtung von seiten der Rio-Grandenser Pflanzer. Er entwickelt in diesem nun die Ursachen, warum der von ihnen gebaute Tabak sich im Laufe der Jahre immer mehr verschlechtert hat und darum im Preise so sehr gesunken ist, daß er mit den Produkten anderer Herkunft auf dem Weltmarkte nicht mehr konkurriren kann, und weist in überzeugender Weise auf die Notwendigkeit hin, die Massenproduktion aufzugeben, sich dagegen einer rationelleren Saatzucht und Behandlung der Tabakspflanzen als bisher zu befleißigen. Möchte die von ihm gegebene Anregung nicht unbeachtet bleiben!

Argentinien. Trotz sinkenden Kurses der Landesvaluta und Verschlechterung der Finanzen, durch welche auch der Handel in nicht geringem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird, hat die Einwanderung auch während der Monate März und April keine Stockung erlitten. Sie bezifferte sich im März auf 18 965 und im April auf 15 439 Personen, die Passagiere erster und zweiter Kajüte nicht mitgerechnet. Italiener, Spanier, Belgier und Franzosen bildeten die vorwiegendsten Elemente unter den Einwanderern, Deutsche sind dagegen in der offiziellen Statistik gar nicht aufgeführt. Beachtenswert ist es, daß die belgischen Sozialdemokraten Argentinien auf Kosten der dortigen Regierung durch ihren Genossen Percureur haben bereisen lassen. Ob die Zunahme der belgischen Einwanderung als Resultat dieser Expertise aufzufassen ist, läßt sich vorläufig nicht ermitteln, sollte es der Fall sein, so wäre es nicht ohne Interesse zu beobachten, welchen Einfluß das unruhige Element der belgischen Sozialdemokratie auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse in der großen Republik am La Plata gewinnen wird.

Uruguay. In der Zeitschrift „Export“ wird von Ed. Guttzeit, früherem

[1]) Über die italienische Auswanderung nach Brasilien entnehmen wir dem „Popolo Romano“ vom 15. Januar folgende Ausführungen: „Im Laufe des Jahres 1888 sind 130 000 Einwanderer in Brasilien gelandet. Diese ungeheure Zahl beweist, daß der Auswandererstrom aus Europa seine Rechnung fand, indem er sich nach den neuen Kolonien dieses Reiches, das neuerdings die Sklaverei abschaffte und dadurch neue Verhältnisse für Kapital und Arbeit schuf, lenkte. Das Faktum ist aber eines größeren Kommentars unsererseits wert, weil die Elemente, die in dieser Einwanderung vorwiegen, italienische sind. Um dies zu beweisen, nehmen wir die brasilianische Statistik des verflossenen Monat November zum Beispiel. In genanntem Monat waren unter den in Brasilien im Hafen von Rio gelandeten 9463 Auswanderern 7558 Italiener und unter den im Hafen von Santos ausgeschifften 9632 Auswanderern 8699 Italiener, also 16 258 Italiener auf 19 095 Einwanderer! Wir wollen hier nicht die Ursachen erörtern, die die Thatsache hervorgerufen haben, sondern beschränken uns darauf, sie zu konstatiren, weil sie der größten Aufmerksamkeit wert erscheint. Wir lassen hier die im „Journal do Commercio“, dem offiziellen Organ der brasilianischen Regierung, über die Einwanderung in jedem Monat des verflossenen Jahres veröffentlichten Angaben folgen:

	Rio	Santos	zusammen
Januar	4 043	2 020	6 063
Februar	4 375	6 286	10 661
März	3 629	7 434	11 063
April	2 087	7 581	9 668
Mai	4 156	7 970	12 126
Juni	3 254	4 572	7 826
Juli	1 844	3 484	5 328
August	3 228	3 339	6 567
September . . .	2 230	4 231	6 461
Oktober	6 088	8 584	14 672
November . . .	9 436	9 632	10 095
	44 397	65 133	109 530

Im Monat Dezember wird die Einwanderung über 20 000 Personen betragen haben. Vielleicht ist diese Ziffer auch noch zu niedrig gegriffen, da die Progression in den letzten drei Monaten eine sehr bemerkenswerte ist. Wir haben keine bestimmten Daten, um mit Sicherheit den Prozentsatz der italienischen Einwanderer bei der Gesamtsumme angeben zu können; können aber annehmen, daß über zwei Dritteile jener Einwanderer aus unseren Landsleuten bestanden. Bei dieser Gelegenheit müssen wir eine Thatsache lobend hervorheben, welche beweist, wie groß die Liebe ist, die die Italiener trotz trauriger Schicksale und schwieriger nationalökonomischer Verhältnisse mit ihrem Vaterlande verbindet, die sie zwingen, sich ihr Brod in fernen Ländern zu suchen. Von 1883 bis zum 9. Mai 1888 ließen sich 4396 Ausländer, unter welchen 2059 Portugiesen, 923 Deutsche, 216 Österreicher, 174 Preußen, 109 Spanier und 86 Franzosen als Brasilianer naturalisiren. Die Italiener figuriren, obgleich sie eine so große numerische Überlegenheit erreicht haben, nur mit 429 Köpfen, was die Liebe und Zähigkeit dieser armen Kolonisten, sich ihre Nationalität in der Hoffnung, früher oder später ihr entferntes Vaterland wiederzusehen, zu bewahren, beweist. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß die Zahlen, die wir der Statistik entnommen, sich nur auf Erwachsene beziehen.“

D. R.

Digitized by Google

Redakteur des „Uruguayschen Wochenblattes" sehr energisch gegen die Auswanderung von Deutschen nach der orientalischen Republik gewarnt, und zwar unter Hinweis darauf, daß es dort an Fiskalland für Kolonisationszwecke mangle, daß die dort bestehenden Ackerbau-Kolonien noch sehr weit in der Entwicklung zurück seien und sich auch schwerlich jemals besser entwickeln würden, daß die Finanzwirtschaft grenzenlos lüderlich sei, daß es überall an Kommunikationen mangele, daß von einer Fürsorge der Regierung für die Einwanderer keine Rede sein könne, daß die ewige politische Unsicherheit den Aufschwung des Landes verhindere u. s. w. Er kommt zu dem Schluß, daß derjenige Deutsche, welcher nach den La Plata-Ländern auszuwandern beabsichtige, sich besser nach Argentinien, als nach Uruguay wende.

Die englische Ansiedelungs-Politik am Scheidewege.

× London, 29. Mai.

Seit der Hierherkunft Sir Herkules Robinsons, des Statthalters der Kap-Ansiedelung und Oberbevollmächtigten in Süd-Afrika, handelt es sich um die Frage: ob die englische Regierung in ihrer dortigen Ansiedelungs-Politik einen anderen Weg als den bisher von ihm und ihr eingeschlagenen betreten soll?

Geschähe dies, so würde er auf seinen Posten nicht zurückkehren. Nimmt er seine Amtsstellung wieder auf, so darf die mehrfach geschilderte Mackenzie'sche Partei als zurückgedrängt betrachtet werden. Täuschen uns nicht alle Zeichen, so wird sich das Salisbury'sche Kabinett nicht in eine Richtung hineindrängen lassen, welche für Englands Besitzstand am Vorgebirge große Gefahren heraufbeschwören würde.

Um einen Begriff von den neuesten Zielen der Groß-Afrikaner von Herrn Mackenzie's Schlag zu geben, mag hier ein Auszug aus einem Schreiben mitgeteilt werden, welches in einem dieser Partei günstigen Blatte soeben erschienen ist und in seinen Schlußworten die Urheberschaft verrät. Bisher war bekanntlich die Ausdehnung der Schutzherrschaft bis zum Sambesi und die Unterstellung des ganzen riesigen südafrikanischen Gebietes unter einen Oberstatthalter, nebst hochgestiefelter Niedertretung der Verfassungsrechte der einzelnen Ansiedelungen und klar angedeuteter Erdrückung der unabhängigen „Buren"-Freistaaten der ausgesprochene Zweck jener gewaltthätigen Gruppe. Dies alles ist selbstverständlich auch in dem genannten Schreiben enthalten. Allein statt der Ausdehnung bis zum Sambesi heißt jetzt die Lösung des Verfassers schon: „Bis zum Äquator ....

In seinem wesentlichen Inhalte lautet die Darlegung des mit dem Geistlichen Mackenzie, dem grimmen Feinde der Südafrikanischen Republik und des Oranien-Freistaates, offenbar nahe befreundeten Groß-Afrikaners so:

„Wenn nach der unlängst von Sir Herkules Robinson in Kap-Stadt gehaltenen Rede die Regierung ihn wieder seinen Posten einnehmen ließe, so würde sie reichlich verdienen, unter Staatsanklage gestellt zu werden. Gott verhüte, daß einem solchen burisch-germanisirten Oberbevollmächtigten noch einmal die Möglichkeit geboten werden sollte, sein eigenes Volk zu beschimpfen, indem er unseren Feinden in die Hände arbeitet."

Nach diesem vielversprechenden Eingang, durch welchen unzweifelhaft Raum für den Flügelschlag des Mackenzie'schen Ehrgeizes gemacht werden soll, nimmt der Verfasser sofort ganz Betschuana-Land und Matabele-Land in Beschlag, und zwar als unmittelbaren Reichsbesitz, unter Abweisung jeglichen Anspruches, der etwa von dem Volke der Kap-Ansiedelung erhoben werden könnte. Oberst Schermbrucker, der in der Kap-Regierung eine Stelle als Bevollmächtigter für die Kron-Ländereien und für öffentliche Arbeiten einnimmt, hat in Bezug auf Betschuana-Land das Vorrecht der Kap-Bevölkerung betont. Er wird daher auch als ein „germanisirter Bur" abgethan, welcher die Gesinnungen des Afrikander-Bundes ausspricht, dem unser edler Sir Herkules Robinson sich ergeben hat.

Dann heißt es weiter:

„Die wahre Politik besteht für Großbritannien darin, fest zu erklären und mit rücksichtsloser Strenge darauf zu halten, daß der britische Einfluß von Kap-Stadt bis an den Äquator vorherrscht. Zu diesem Zweck führe man eine Vereinigung der Regierungen von Natal, dem Oranien-Freistaat und Transvaal herbei als Gegengewicht gegen die Kap-Ansiedelung, welche bereits zu groß ist, als daß die dortige Regierung sie weise und gut verwalten könnte."

Also sozusagen eine Kriegserklärung gegen die überwiegend von einem Volke holländischer Abkunft und Sprache bewohnte Ansiedelung am Vorgebirge — eine Kriegserklärung, auszusprechen durch einen zu bildenden Bund, in welchem zwei der Bundesmitglieder wesentlich demselben holländischen Stamme angehören und nicht unter England gestellt werden wollen! „Verhaltet Euch das Lachen, Freunde!"

Gleich darauf hören wir, wie die Geschichte gemacht werden soll. Ein einziger Oberstatthalter der Reichsgewalt ist in Südafrika einzusetzen, mit einem Unter-Verwalter in jeder einzelnen Ansiedelung. So soll dem „Afrikander-Bund" Schach geboten werden und „wir uns entschlossen zeigen, daß nichts Burisches uns in den Weg kommen darf (nothing Boerish shall be allowed to thwart us). Nun dehnt sich aber der Afrikander-Bund bekanntlich vom Kap bis in den Oranien- und Transvaal-Freistaat aus. Also Kriegserklärung gegen Alle und Jedermann! „Feinde ringsum!" Wo aber die Streitmacht herkommen soll, durch welche diese Gewalt-Politik durchgesetzt werden könnte, sagt der Verfasser nicht.

Auch Deutschland bekommt sein Teil ab. Hier wird gesagt:

„Wenn ein Gebietsaustausch für Angra-Pequena nicht vereinbart werden kann, so sollten wir dasselbe zurückkaufen. (!) Wir verdanken unsere Schwierigkeiten mit den Buren in hohem Maße der Anzettelung von Ränken gegen uns, und anstatt deutscher Ansiedelung auf einem Boden Hilfe zu leisten, welchen unsere Händler und Glaubensboten für die menschliche Sittigung gewonnen haben, sollten wir den Ruf erheben: „Hände weg!"

Einiger Zweifel steigt dem Verfasser der Darlegung mittendrinn doch auf, ob es so leicht sein werde, Natal, den Oranien-Freistaat und die Südafrikanische Republik in ein Gemeinwesen unter englischer Oberhauptschaft zusammenzuschweißen. Dafür geduldig und entschlossen zu arbeiten, um die Geschicke Süd-Afrikas zu modeln, müsse jedoch unablässig die Losung sein. „Transvaal wird rasch von englischen Ansiedlern überflutet, und halten nur die Goldfelder vor, so werden wir in einigen Jahren die Oberhand erlangen und fähig sein, das Land zu leiten und zu einer engeren Vereinigung mit uns zu veranlassen."

Dann wird ein deutscher Butzemann aufgestellt, durch welchen die mit Herrn Mackenzie nicht Übereinstimmenden ihm zugejagt werden sollen. „Nicht übersehen darf werden", heißt es da, „stets in der Erinnerung muß man vielmehr behalten, daß Deutschland alles thun wird, um unsere Absichten zu durchkreuzen. Die Hoffnung einer Partei in Deutschland geht dahin, daß es eines Tages, früher oder später, fähig sein wird, das kleine Holland zu verschlingen, und daß damit auch alle holländischen Ansiedelungen unter seine Flagge und seinen Einfluß kommen werden. Unsere Händler und Glaubensboten wissen wohl, was das Ergebnis wäre."

Dies ist sehr schön von einem Manne gesprochen, welcher die holländischen Freistaaten Südafrikas in den eigenen großen Reichssack stecken und dann schnurstracks bis zum Äquator hinaufrennen möchte. Sein Haß gegen die Bevölkerung holländischer Abkunft ist derart, daß er schreibt: „Natal ist eine englische Ansiedelung, und ihr kann man sicher ein gut Stück Selbstregierung überlassen. Die dortige gesetzestreue Einwohnerschaft sollte in jeder Weise ermutigt, der aufsässige (disloyal) Teil in der Kap-Ansiedelung aber ebenso entschlossen im Zaume gehalten werden."

Das sieht fast aus, als werde das Verlangen gestellt, eine Verfassungskürzung am Vorgebirge vorzunehmen, damit der Bevölkerung holländischen Ursprunges die Raupen ausgetrieben werden, und den staatlichen Schwerpunkt nach Natal zu verlegen.

Schließlich ruft der sich nicht mit Namen nennende Verfasser hinter der Orakelmaske hervor:

Wie kommt es, daß ein guter und bewährter Diener der Krone, wie Sir Karl Warren, nicht den Posten am Kap erhält, oder besser: zum Reichs-Oberbevollmächtigten in ganz Südafrika ernannt wird? .... Warum sollte die Regierung die Ernennung eines Statthalters für Betschuana-Land und Matabele-Land noch weiter hinausschieben? Und wo ließe sich ein besserer Mann finden, als Hochwürden John Mackenzie? Sicherlich, die Dienste, welche er England und den Eingebornen jener Länder geleistet, sind so weitreichend, daß sie diesen Mann in ganz ausgezeichneter Weise für solche Ehre bestimmen."

Habemus confitentem reum. Ein solcher Aufsatz konnte gar nicht anders endigen. Wir haben deren schon eine Reihe ähnlicher gelesen, und es wird auch in Zukunft nicht an weiteren warmen Empfehlungen des unvermeidlichen Retters von Südafrika mangeln. Die Schreibart ist immer dieselbe, und man merkt die Absicht leicht. Was Sir Karl Warren betrifft, so hat zwar er, unter Verletzung des zwischen der südafrikanischen Republik und England im Jahre 1884 abgeschlossenen Vertrages, Betschuana-Land mit Truppen überrannt und eine Schutzherrschaft dort ausgerufen. Auch wurde Herrn Mackenzie damals gestattet, beim Feldzuge mitzugehen. Gleichwohl ist Warren keineswegs der Mann nach dem Herzen der Mackenzianer; selbst er ist ihnen nicht schneidig genug. Doch denkt diese Gruppe wohl: einstweilen sei es geraten, den hochstrebenden Geistlichen unter Warrens Flügel zu nehmen, damit er so allmälig selbst zum Oberstatthalter von Süd-Afrika aufwachsen könne.

Herr Mackenzie hat sich schon einmal als Störenfried und Feuerbrand in Süd-Afrika erwiesen, und er mußte zurückberufen werden. Die Worte, durch welche Sir Herkules Robinson ihn kennzeichnete, sind in der „Deutschen Kolonial-Zeitung" vom 2. März nach dem Blaubuch mitgeteilt worden. Die von Mackenzie gemachten Vorschläge — so sagte damals der Oberbevollmächtigte in Süd-Afrika — wären nicht allein den Regierungen und den Bevölkerungen der diesseitigen britischen Ansiedlungen, sondern auch den holländischen Freistaaten höchst widerlich, und es würde dadurch ein feindlicher Gegensatz zwischen der Reichsregierung und den Ansiedelungs-Regierungen erzeugt werden, der das Reichsband aufs äußerste anspannen, wenn nicht zum Bruche bringen müßte.

In demselben Aufsatze erwähnten wir am Schlusse, daß „in den Blättern, mit welchen Herr Mackenzie enge Fühlung hat, bereits Sir Karl Warren, der die Schutzherrschaft über Betschuana-Land, unter Ausstreichung der Buren-Freistaaten Stella-Land und Goschen, ins Werk setzte, zum Oberbevollmächtigten in Süd-Afrika empfohlen wird — vielleicht mit dem Geistlichen John Mackenzie nochmals als seinem Unterbeamten und Führer". Statt des „vielleicht" haben wir jetzt schon eine offene Befürwortung seiner Ernennung zum Statthalter für Betschuana-Land und Matabele-Land, obwohl über letzteres noch gar keine englische Herrschaft oder Schutzherrschaft besteht. Und statt des Sambesi als vorläufiger Grenze, macht man bereits kühnlich einen Strich quer durch Afrika am Äquator!

Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn sich Graf Salisbury und Lord Knutsford zu solchen Tollheiten fortreißen und in offene Feindschaft gegen die holländische Bevölkerung in Süd-Afrika hineintreiben ließen. Das wäre der Anfang vom Ende. Deshalb muß man um des Friedens und des ruhigen Fortschrittes willen hoffen, daß Sir Herkules Robinson auf seinen Posten wird zurückkehren können.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Abteilung Berlin.) Der Vorstand der Abteilung Berlin hat in seiner Sitzung am 3. Juni beschlossen, dem deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien 2000 Mark zu überweisen.

Digitized by Google

— Abteilung Frankfurt a. O. Die Abteilung hielt am Mittwoch, den 29. v. M., im Saale des Zivilkasinos eine Sitzung ab, in welcher Herr Landrat Falkenthal, früherer kaiserlicher Kommissar im Togogebiet, einen Vortrag hielt. Redner legte in längerer Rede dar, daß die Bedeutung des Togogebiets, welches 8 Meilen Küstenlänge hat, eine große sei; schon heute ergebe der jährliche Handelsumsatz 8 Millionen Mark. Eine Eigentümlichkeit der Küste besteht darin, daß parallel zu derselben ein Binnenwasserstreifen, entstanden durch Versandungen der Flußmündungen, läuft, welcher für den Warentransport die größten Vorteile bietet. Eine große Zukunft habe besonders das im deutschen Besitz befindliche Little-Popo. Der landschaftliche Eindruck sei zwar im Vergleich zu Kamerun nicht günstig, doch entbehre die Landschaft in ihrer üppigen Vegetation und mit den günstigen Bodenverhältnissen nicht der Lieblichkeit und des Reizes. Über dem Binnenwasserstreifen, den Lagunen, beginnt ein reicher Diluvialboden mit tropischen Pflanzen, unter denen alle Arten von Palmen, besonders die Ölpalme, welche angeschont wird, den ersten Rang einnehmen; auch Laubwälder finden sich zahlreich. Der schlechte Ruf des Klimas sei übertrieben. Außer der Malaria, welche allerdings 10 Prozent der Weißen hinraffe, fänden sich keine anderen Epidemien, und auch das Fieber sei mit der zunehmenden Zivilisation im Abnehmen begriffen. Die Wärme sei erträglich und variire zwischen 18 und 28 Grad; einen Winter gibt es nicht, nur zwei Regenperioden; die größte Trockenheit herrscht um die Weihnachtszeit, so daß sich Bücherdeckel wie Rollen zusammenziehen; sonst ist die Luft sehr feucht. Was die Bevölkerung betrifft, so ist die dort lebende Negerrasse die beste von allen; die schlanken, kräftigen, fast ganz schwarzen Leute sind ein vorzügliches Menschenmaterial, sie sind gut beanlagt — es gibt unter ihnen Doktoren, Ärzte, Musiker — und von kindlichem Charakter. Das Christentum macht trotz des geringen Widerstandes keine Fortschritte, blos äußerlich, dagegen zeigt der Muhamedanismus, der sich besser in die wirtschaftlichen Formen der Neger einfügt, starke Zunahme. Die Sklaverei erfahre in Europa meist eine falsche Beurteilung, es besteht zwischen den Sklaven und ihren Herren ein vollständig patriarchalisches Verhältnis. Die Stammverfassung beruht auf eigenartigen Erbschaftsverhältnissen, indem nicht der Sohn erbt, sondern der Neffe, während ersterer mitgeerbt wird. So manche Rechtsinstitution weist auf altrömische Verhältnisse, z. B. das Obligationenrecht, indem von der Obligation der ganze Mensch ergriffen wird, sogar sämtliche Stammesangehörige des Schuldners. Einfuhrartikel sind Pulver, Gewehre, Kattun und — Schnaps, welcher übrigens dem Neger durchaus nicht so gefährlich sei; er habe wenigstens keinen Trunkenbold unter Negern kennen gelernt. Zum Schluß sprach der Vortragende über die Aussichten der Kolonien, welche er als recht günstige schilderte. Besonders die Zukunft des Plantagenbaues sei nur eine Frage der Zeit. Würde sich erst das Kapital demselben zuwenden, so sei ein großer Ertrag ohne Zweifel. Der Vorsitzende, Regierungsrat Buhlers, welcher auch die Sitzung eröffnet hatte, dankte zum Schluß dem Vortragenden im Namen der Anwesenden für den äußerst interessanten und fesselnden Vortrag.

— Abteilung London. Am Donnerstag, den 30. Mai fand eine Versammlung der Abteilung London der deutschen Kolonialgesellschaft statt, für welche die Frage der deutschen Emin Pascha-Expedition zur Diskussion gestellt war. Dr. H. Schlichter referirte über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit, wobei er von einer Erörterung dessen, was von Stanley wirklich erreicht worden sei, ausging. Vor allem hob er den merkwürdigen Charakter der jüngst eingetroffenen Briefe Stanleys hervor, die Dürftigkeit der Angaben, welche dieser sonst so gewandte Korrespondent über seine Verhandlungen mit Emin Pascha macht. Redner legte gegen die Angriffe, die auf die Person des Dr. Peters gemacht werden, Verwahrung ein und richtete seine Worte gegen die Bestrebungen derer, die aus persönlicher Abneigung gegen diesen Mann das Zustandekommen der Expedition gefährden. Dann besprach er die verschiedenen an der Ostküste nach Wadelai führenden Wege und die Chancen jedes derselben. In kurzen zusammenfassenden Worten beleuchtete er den Zweck der Expedition, die Unterstützung Emins und die Notwendigkeit, den Kulturposten am oberen Nil zu halten, und schloß mit dem Wunsch für das Gelingen des Unternehmens, welches deutsche Mitarbeit an der Zivilisation Afrikas bedeutet. Bei der folgenden Diskussion stand insbesondere die Frage, ob jetzt der richtige Zeitpunkt sei oder noch gewartet werden solle, im Vordergrund. Schließlich gelangte die folgende von Dr. Fick vorgeschlagene und von Herrn Seven unterstützte Resolution zur einstimmigen Annahme: „Die Abteilung London der deutschen Kolonialgesellschaft giebt ihrer Genugthuung über den Beschluß des Emin Pascha-Komitees Ausdruck, demzufolge die deutsche Expedition durchgeführt werden soll. Die Abteilung London stellt fernerhin in Anbetracht des Umstandes, daß der Zweck der Emin Pascha-Expedition durch Stanleys Zug keineswegs erreicht worden ist, den Antrag an den Vorstand der deutschen Kolonialgesellschaft, durch lebhafte Agitation das Verständnis für die Zwecke dieser Expedition in weitere Kreise des Volkes zu tragen und insbesondere durch Veranstaltung von Versammlungen in allen größeren Städten Deutschlands das Interesse für die Expedition zu beleben und dieselbe nach Möglichkeit zu fördern." Bevor die Versammlung geschlossen wurde, richtete Herr R. Schlesinger einige herzliche Abschiedsworte an Herrn E. A. Oldemeyer, der im Begriffe steht, nach Sansibar abzureisen. Herr E. A. Oldemeyer hat als Vorstandsmitglied stets das größte Interesse für die Abteilung bekundet, welche ihre Blüte zum großen Teile den Bemühungen dieses Herrn verdankt.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Deutschen in Ostafrika) sind in der Sitzung des englischen Oberhauses vom 28. Mai Gegenstand einer längeren, für uns sehr unfreundlichen Debatte gewesen. Viscount Halifax hatte sich zum Mundstück der Klagen der englischen Missionare in Ostafrika gemacht und hielt eine Philippika gegen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft, in welcher er aber die außerordentlichen Irrthümer beging, die Zeit der deutschen Erwerbungen in Ostafrika in das Jahr 1888 zu verlegen und die Expedition Wißmann als von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgehend zu betrachten. Er verlangte von der englischen Regierung, sie solle bei der deutschen vorstellig werden, damit der deutschen Gesellschaft der beabsichtigte Angriff auf Tanga und Pangani verboten würde im Hinblick auf die Lage der englischen Missionare im Hinterlande! Lord Salisbury fand es leicht, diese ganz falschen Voraussetzungen klar zu legen. Er sagte, daß, als die deutsche Gesellschaft von dem Gebiete an der Küste Besitz ergriffen, sie ohne Zweifel große Fehler begangen habe, doch habe England mit dem kolonisatorischen Vorgehen nichts zu thun und sei in keiner Weise für diese Fehler verantwortlich. Die deutsche Regierung habe erklärt, daß in Hinblick auf ihre militärische Ehre, ihre Kolonialinteressen und ihr erlangtes Ansehen es für Deutschland als Nation wesentlich sei, die Oberhoheit an den Punkten, wo sie verloren gegangen, wieder herzustellen. Die militärischen Operationen verursachen natürlich eine starke Bewegung überall in den angrenzenden Gebieten. Unglücklicherweise seien auch die Missionsdistrikte davon betroffen. Es sei mehr als zweifelhaft, ob die Missionare den richtigen Weg eingeschlagen haben, als sie alle Warnungen ignorirten und glaubten auf Grund ihrer höheren Pflichten auf ihren Posten ausharren zu müssen. Während die Missionare sich weigerten, angesichts der großen Gefahr ihre Distrikte zu verlassen, hätten für sie ihre Freunde den Schutz der englischen Behörden angerufen. Er glaube nicht, daß es Christenpflicht sei, unnötig in Gefahr zu bleiben oder durch die Vernunft gebotene Vorsichtsmaßregeln zu unterlassen. Er sei nicht der Ansicht, daß die Missionare sehr weise und dadurch in höherem Grade christlich gehandelt haben. Die englische Regierung könne weder eine Armee noch eine Flotte aufbieten, um die Operationen des Hauptmanns Wißmann aufzuhalten. Es sei lächerlich, zu behaupten, daß man die Diplomatie in Bewegung setzen solle. Angesichts der Vorstellungen des Bischofs von London und des Erzbischofs von Canterbury werde er mit der deutschen Regierung in Verhandlung treten. Indes sei es der einzige richtige Weg für die Missionare, ohne Verzug sich aus dem Bereich der militärischen Operationen zurückzuziehen, um so den Gefahren zu entgehen, welche mit der Beendigung der Operationen aufhören würden.

— (Die Deutschen in Mpwapwa.) Auf der Karawanenstraße von Sansibar, bezw. Bagamoyo nach Tabora und dem Tanganyika bildet Mpwapwa, ungefähr 300 km von der Küste, für Expeditionen einen wichtigen Punkt, da dort eine Niederlassung der englischen Baptistenmission vorhanden war, wo die Europäer gute Aufnahme fanden. Dort hatte auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine Station errichtet. Die dort befindlichen Beamten der Gesellschaft, Leutnant Giese und Nielsen, waren die einzigen, welche nicht vor dem Aufstande an die Küste gelangen konnten, und man war wiederholt in Besorgnis um sie. Jetzt wird der „Kölnischen Zeitung" darüber berichtet: „Am 11. Februar hatte der Bevollmächtigte der Gesellschaft drei Boten von Sansibar abgeschickt, welche in ihren Amuletbeutelchen klein geschriebene Briefe an Leutnant Giese mit sich führten. Die Leute wurden von Buschiri angehalten und untersucht. Das Öffnen der Amuletbeutel wurde durch einen vornehmen Araber verhindert, da die Boten erklärten, daß dawa (Zaubermedizin) darin enthalten sei. Nach zweimonatlicher Abwesenheit sind die Boten wieder zur Küste zurückgekommen. Sie haben den Weg nach und von Mpwapwa, zu dem man gewöhnlich 25—27 Tage gebraucht, als Neger also sehr schnell zurückgelegt. Leutnant Giese hatte in den Kolbenhälsen der Gewehre Briefe versteckt, die Boten aber, die richtig voraussetzten, daß ihnen die Gewehre bei einer Gefangennahme fortgenommen werden würden, verbargen die Briefe wieder in den Amulettaschen. Es kam, wie sie dachten; Buschiri fing sie ab, nahm ihnen die Gewehre weg, und sie brachten die Briefe richtig nach Sansibar. Leutnant Giese schreibt, daß in Usagara alles ruhig sei, und daß er, da er ein ungehindertes Durchkommen nach der Küste für unmöglich halte, versuchen würde, nach Moschi am Kilimandscharo zu marschiren, wo bis vor drei Monaten ebenfalls eine Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war. Der Weg von Moschi über Taveta nach Mombas ist für kleinere Karawanen noch offen. Der Marsch Mwapwa-Moschi wird voraussichtlich sehr schwierig sein. Er führt durch vollkommen unbekanntes, von den wilden Massais bewohntes Gebiet. Dasselbe wurde erst einmal von Dr. Fischer durchquert, welcher es als eine wasserlose, öde Steppe bezeichnet. Die Boten berichten ferner, daß die Station Mpwapwa sehr stark befestigt und mit einem Feldgeschütz und einer 4,7 cm-Kanone ausgestattet sei! — Nach neueren Mitteilungen sollen Giese und Nielsen diese Reise nach Moschi aber aufgegeben haben und beabsichtigen, auf der Station auszuharren. Doch hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihnen die Mitteilung zukommen lassen, daß es bei der Lage der Dinge zu ihrer Sicherheit notwendig sein werde, Mpwapwa zu räumen!

— (Der Afrikareisende Stokes) ist, wie „Reuters Bureau" aus Sansibar vom 30. Mai berichtet, in Begleitung des Araberhäuptlings Merokesa mit einer großen Karawane in Ugogo auf seiner Reise nach der Küste angekommen. Derselbe kommt wahrscheinlich vom Tanganjika her.

— (Vom Kongostaat.) Der Vize-General-Gouverneur des Kongostaates, Ledeganck, und der frühere Kommandant des Bezirks von Leopoldville, Leutnant Liebrechts, sind am 28. Mai in Brüssel eingetroffen. Letzterer hat, wie das W. T. B. meldet, die Station Leopoldville vollständig umgestaltet; das bebaute Terrain erstreckt sich auf eine große Entfernung um die Station. Das Ansehen des unabhängigen Staates ist vollkommen hergestellt in dem Bezirk von Stanley Pool bis zum Inkissi-Flusse. Die örtlichen Kriege haben beinahe aufgehört. Der Dampferdienst geht auf dem Kongo einer guten Entwickelung entgegen. Der belgische Leutnant Becker hat Tippo-Tip bei den Falls getroffen. Das Aruwimigebiet ist unter den direkten Einfluß des Kongostaates gestellt. Die Errichtung des Lagers am Aruwimi ist nahezu vollendet.

— (Die Goldproduktion Südafrikas) hebt sich sehr rasch. Während die Goldausfuhr aus der Kapkolonie und Natal im Jahre 1886 erst 137 080 Lstrl. betrug, stieg dieselbe im Jahre 1888 bereits auf 991 093 Lstrl.

Digitized by Google

und hat während der vier Monate des Jahres 1889 bereits die Summe von 423 089 Lstrl. erreicht.

— (Über Handel und Zölle in Ostafrika) bringt die Kölnische Zeitung aus der Feder des Herrn Zöller eine sehr instruktive Abhandlung, der wir folgende interessante Daten entnehmen. Die Einfuhr von Sansibar nach dem deutsch-ostafrikanischen Festlandsgebiete stellte sich vom 18. August 1888, an welchem Tage die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Zollverwaltung übernahm, bis zum 1. April 1889 wie folgt:

	18. Aug. bis 31. Okt. 1888.	Nov. u. Dez. 1888 u. Jan. 1889.	Febr. 1889.	März 1889.
	$	$	$	$
Gesamt-Einfuhr	188 300	90 700	20 500	63 000
Darunter: Baumwollwaren	108 000	56 000	20 500	—
Waffen	8 000	600	fehlt	—
Pulver	14 000	151	fehlt	—
Petroleum	4 300	3 000	1 200	—
Kupfer- und Eisendraht	3 500	2 400	400	—
Butter und Speise-Öle	3 000	2 400	—	—
Perlen	4 000	600	300	—
Zucker	1 100	—	—	—
Getreide	52	3 800	—	—
Getrocknete Fische	—	3 700	—	—

Die Werte sind in Dollars (Maria-Theresien-Thalern) angegeben, die nach dem heutigen Stande etwa 3 Mark gelten dürften. Man sieht, daß kurz vor Ausbruch und auch noch im Beginn des Aufstandes sehr viel Waffen und Pulver eingeführt worden sind. Im November, Dezember und Januar sank infolge des Aufstandes die Einfuhr ganz beträchtlich, um im März, als sich die Gemüter bereits zu beruhigen begannen, plötzlich wieder emporzuschnellen. Den hauptsächlichsten Einfuhrartikel, der drei Fünftel des ganzes Einfuhrwertes für sich in Anspruch nimmt, ist das zum überwiegenden Teil aus Bombay (dem indischen Manchester), in geringern Mengen aber auch aus Amerika und England kommende und nach erstern Lande „Merrikani" genannte Baumwollzeug. Waffen, welche vor dem Aufstande hauptsächlich von dem Hause O'Swald u. Co. eingeführt wurden, kommen aus Lüttich und aus England, Pulver kommt fast ausschließlich aus Deutschland. Petroleum, Baumwollzeug, Holz und Hartbrot werden zum größten Teil aus Amerika, zum geringern über Bombay aus Rußland bezogen. Kupfer- und Eisendraht, auch ein bedeutender Handelsartikel für Ostafrika, hat gewöhnlich Deutschland oder England zum Herkunftsland. Die in großen Mengen ins innere gehenden Perlen entstammen den böhmischen oder auch den venetianischen Glasfabriken. Deutschland und England liefern die wenigen in Ostafrika nötigen Glas- und Steinwaren. Die Getreide-Ein- und Ausfuhr ist je nach dem Ergebnis der eigenen Ernte, namentlich der Mtamaernte, eine äußerst schwankende. Butter und süße Speiseöle werden in großen Mengen, aber fast nur an der Küste von Indiern verbraucht. Der Zuckereinfuhr steht eine durchaus nicht unbedeutende Zuckererzeugung in Ostafrika gegenüber. Namentlich am Pangani giebt es viele Arabern gehörige Zuckerfabriken mit Handbetrieb. Eine mit Dampfkraft arbeitende, ebenfalls am Panganifluß gelegene Fabrik des Sultans ist jetzt außer Betrieb. Die Ausfuhr aus dem deutsch-ostafrikanischen Gebiet stellte sich nach den Zolllisten wie folgt:

		18. Aug. bis 31. Okt. 1888.	Nov. und Dez. 1888 und Jan. 1889.	Februar 1889.	März 1889.
Gesamt-Ausfuhr	$	410 000	242 600	79 400	75 800
Darunter:					
Elfenbein	Gewicht u	70 300	28 500	10 000	—
	Wert . $	200 600	75 000	36 000	—
Kopal	Gewicht u	116 400	86 000	52 000	—
	Wert . $	33 500	22 500	15 500	—
Kautschuk	Gewicht u	107 000	38 500	8 400	—
	Wert . $	41 000	17 000	3 900	—
Sesam	Gewicht u	1 580 000	730 000	1 800 000	—
	Wert . $	43 800	27 700	5 000	—
Mtama	Gewicht u	1 066 000	2 000 000	1 600 000	—
	Wert . $	24 000	26 300	2 200	—
Häute	Gewicht u	20 000	38 400	3 600	—
	Wert . $	2 700	2 400	290	—
Orseille	Gewicht u	9 300	42 000	2 400	—
	Wert . $	800	1 700	190	—
Nashornhörner	Gewicht u	8 500	6 600	1 900	—
	Wert . $	4 000	2 500	950	—
Flußpferdzähne	Gewicht u	9 300	4 000	1 200	—
	Wert . $	3 000	1 300	4 700	—

Eingänge für die Bibliothek

vom 1.—31. Mai 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Ausland, das, Band 68—82.

Bastian, Einiges aus Samoa und anderen Inseln der Südsee. Mit ethnographischen Anmerkungen zur Kolonialgeschichte. 8°. IV. 107. Dümmlers Verlag, Berlin 1889.

Benkard, Chr. In ferner Inselwelt. Roman in 2 Bd. kl. 8°. 1 Bd. 254. 2 Bd. 246. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1889. Mk. 5.

Boettger, Dr. O. Beiträge zur Herpetologie und Malakozoologie Süd-West-Afrikas. Separat-Abdruck der Senkenbergerschen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 8°. 29. 38. 3 Tafeln, Knauer, Frankfurt a. M. 1886.

Bulletin de la soc. d. études indo-chinoises de Saigon. Années 1884—88. gr. 8°. Saigon.

Carrasco, Gabriel. Primer censo general de la provincia de Santa Fé. lib. 9—11. gr. f. 153. Buenos Aires 1888.

Fabri, F. Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. 8°. XV. 153. F. A. Perthes, Gotha 1889.

Globus, Band 1—50.

Hager, Carl. Deutschlands Beruf in Ostafrika. 8°. 39. C. Meyer, Hannover 1889.

Her Majesty's colo. pos. No. 45 Br. New Guinea.
— No. 46 Newfoundland.
— No. 47 New Zealand.

Holzer, F. General-Zolltarif, Lfg. 2—4. gr. 8°. Spielhagen und Schurich, Wien 1889.

Junker's W. Reisen in Afrika, Lfg. 6—8.

Kgl. Pr. Meteorologisches Institut. Anleitung zur Beobachtung und Meldung der Gewitter-Erscheinungen. gr. 8°. 15. A. Asher u. Ko. Berlin 1888. Mk. 0,60.

Ministère de gouvernement. Annuaire statistique de la province de Buénos Ayres 1887. gr. 4°. XVI. 399. La Plata 1889.

Mitteilungen der K. K. geogr. Gesellschaft zu Wien. Jahrg. 1—30 (1857—1888.)

Ortel, F. Wissenswertes für den deutschen Exporteur über Rumänien und die deutsch-rumänischen Handelsbeziehungen. Walther und Apolant. Berlin 1889. Mk. 3,50.

Proceedings of the Royal Geogr. Society London vol. 18—21. (1874—78). New Series 1879—85 (vol. I—VII).

Silvestre, J. L'empire d'Annam et le peuple Annamite. 8°. 380. Avec une carte. F. Alcan, Paris 1889.

Stapff, Dr. F. M. Bodentemperaturbeobachtungen im Hinterlande der Walfischbay. g. 8°. 23. 2 Karten, Staatsdruckerei in Wien 1888.

Thudichum, C. Das sogenannte Französisch für Kaufleute der Herren Touissaint und Langenscheidt. 2. Aufl. gr. 8°. VI. 56. H. Georg, Genf 1889.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Jahrgang 1—10 (1874—1883). D. Reimer, Berlin.

Werner, B. v. Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Lfg. 2—5.

Karten.

Leuthner, F. The interoceanic canal of Nicaragua and Costa Rica. 1 Relief-Karte, 1 Profil-Karte und 1 Welt-Karte.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin. Während der Sommerszeit finden bis auf Weiteres keine Vorträge statt, doch versammeln sich jeden Montag, wie üblich, eine Anzahl Mitglieder der Abteilung zwanglos im Vereinszimmer im Architektenhause oder bei günstigem Wetter auf der Terrasse. Gäste sind stets willkommen.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosí und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1472 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 6 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 24. Berlin, 15. Juni 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Emin Pascha und die Engländer. — Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. — Englische Bestrebungen in Zentralafrika. — Die Mandara-Neger. — Eine weiße Dame am Tanganyika-See. — Korrespondenzen. — Mitteilungen aus der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Kleine Mitteilungen.

Emin Pascha und die Engländer.

In unserer letzten Nummer haben wir einen Bericht über die Schwierigkeiten veröffentlicht, welche der deutschen Emin Pascha-Expedition von Arabern und Engländern in den Weg gelegt werden. Thatsächlich besteht an der ostafrikanischen Küste ein arabisch-britisches Bündnis zur Verhinderung der Expedition des Dr. Peters, und die Vertreter dieser Allianz glauben sich alles herausnehmen zu dürfen, um ein Unternehmen, für welches in Deutschland das lebhafteste Interesse besteht, zum Scheitern zu bringen. Daß die Araber so handeln, kann nicht überraschen. Sie sehen in jedem Europäer, der bewaffnet den afrikanischen Boden betritt, einen Feind. Aber was treibt unsere britischen Vettern dazu, der deutschen Expedition Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten? Haben sie nicht selbst in Namen der Menschlichkeit und der Gesittung Stanley zum Entsatze Emins ausgesandt? Haben Sie nicht neuerdings eine Expedition zu gleichem Zweck in Mombas ausgerüstet? Stanleys Zug hat bis jetzt seinen Zweck verfehlt; nicht Hülfe bringend — Hülfe suchend kam Stanley zu Emin; was seit seiner Rückkehr nach dem Aruwimi aus ihm geworden, weiß niemand. (Ein in Sansibar verbreitetes Gerücht wollte wissen, Stanley befinde sich mit Tippu Tip auf Raubzügen.) Die in Mombas ausgerüstete Expedition muß von neuem gebildet werden, weil die ersten Träger davon gelaufen waren. Wenn es hiernach den Engländern bis jetzt nicht gelungen ist, Emin zu „entsetzen", warum wollen sie uns Deutschen nicht gönnen, daß wir auch unsererseits den Versuch machen, dem Dr. Schnitzer, unserem Landsmann, die Hand zu reichen? Wir erkennen gern und in vollem Maße an, was englischerseits für Emin Pascha geschehen ist! — Auch war England, auf dessen Veranlassung Ägypten den Sudan aufgegeben und Emin seinem Schicksal überlassen hatte, in erster Linie verpflichtet, diesem hochverdienten und ausgezeichneten Mann in seiner gefährdeten Lage Unterstützung zu bringen. Außerordentliche Verdienste hat sich England schon längst um die große Sache der Abschaffung des Sklavenhandels erworben, und es war nur die Fortsetzung einer ruhmvollen Überlieferung, wenn von England aus die kräftigsten Anstrengungen erfolgten, um Emin Pascha Hülfe zu bringen. Denn ein Hülfszug nach Wadelai ist für den Kampf gegen die Barbarei des Sklavenraubs mindestens ebenso bedeutungsvoll, wie der von Kardinal Lavigerie gepredigte Kreuzzug im südlichen Teile des Seeengebiets. Hochherzige Denkungsart und menschenfreundliche christliche Gesinnung gehörten ohne Zweifel zu den Triebfedern für die englischen Bestrebungen zu gunsten Emin Paschas. Aber wie soll man mit solchen Triebfedern das jetzige Verhalten der Engländer gegenüber der deutschen Emin Pascha-Expedition in Einklang bringen? Ist es den englischen Freunden Emins wirklich nur um dessen Unterstützung und um die Bekämpfung des sklavenraubenden Arabertums zu thun, so muß ihnen jede auf das gleiche Ziel gerichtete Bemühung anderer Nationen willkommen sein. Wenn aber diese Herren, wie sie es jetzt wirklich thun, mit den Arabern gemeinschaftliche Sache machen, um die deutsche Emin Pascha-Expedition zu vereiteln, so müssen notwendig bei ihrem ganzen Vorgehen noch andere als die oben erwähnten uneigennützigen Beweggründe wirksam sein. Es ist nicht schwer, diese anderen Motive zu finden. Sie liegen in dem selbstsüchtigen Streben, die Verbindung mit Emin Pascha handelspolitisch auszubeuten. Die englischen Interessenten, mit welchen wir es hier zu thun haben, wünschen eine gesicherte Handelsverbindung zwischen dem Gebiet Emin Paschas und der ostafrikanischen Küste herzustellen. Dieselben Personen, welche die Stanley-Expedition ins Leben riefen, stehen an der Spitze der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft und wollen dieser Gesellschaft und ihr allein die Vorteile einer Handelsverbindung mit Wadelai zuwenden. Hier tritt nun der englische Egoismus in der Eifersucht gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition mit seiner ganzen Nacktheit zu Tage. Von dem Verkehr mit Emin Pascha sollen unsere deutsch-ostafrikanischen Küstenplätze ausgeschlossen werden. Deshalb muß Peters mit allen Mitteln an der Landung und an dem Marsch ins Innere verhindert werden. Die englische Marine hat, wenn man den eingegangenen Berichten Glauben schenken darf, in dieser Richtung den beteiligten englischen Gesellschaften bereitwillig Dienst geleistet, während die deutsche Emin Pascha-Expedition sich irgend welcher Unterstützung von seiten der deutschen Marine bis jetzt nicht zu erfreuen hatte. Glücklicherweise hat die Leitung der deutschen Expedition den Mut nicht verloren. Die deutschfreisinnigen Blätter triumphiren zu früh, wenn sie das ihnen verhaßte patriotische und nationale Unternehmen bereits als gescheitert hinstellen. Wir hoffen im Gegenteil, daß Herr Dr. Peters, der unter den schwierigen Verhältnissen, mit welchen er zu kämpfen hat, eine bewundernswerte Ausdauer, Thatkraft und Klugheit entwickelt, mit seinen von gleicher Gesinnung beseelten Begleitern den Sieg über alle von englischem Eigennutz und arabischer Tücke ihm bereiteten Hindernisse davontragen wird. Dies ist auch heute noch der Wunsch aller patriotisch gesinnten Kreise unseres Volks. Nimmt auch die Wißmannsche Expedition in der Entwicklung der ostafrikanischen Dinge jetzt den ersten Rang ein, so darf man doch nicht vergessen, daß dasselbe Arabertum, mit welchem Wißmann zu kämpfen hat, auch der Feind ist, der Emin Pascha bedroht. Wißmann, als der Vertreter der offiziellen Macht des Reichs, und Peters, als der Leiter eines auf dem Zusammenwirken vieler Einzelner beruhenden patriotischen Privatunternehmens, arbeiten zuletzt doch auf dasselbe Ziel los: mit deutscher Kraft für den Sieg der Gesittung im dunklen Weltteil zu kämpfen.

Erreicht die deutsche Emin Pascha-Expedition ihr Ziel, so wird Deutschland davon Ehre, Ruhm und Vorteil haben. Scheitert sie an unüberwindlichen Hindernissen, so werden wir wenigstens unsere Schuldigkeit gethan und der Welt gezeigt haben, daß uns Deutschen der Mut nicht fehlt, an die Lösung schwieriger Aufgaben in fernen Weltteilen, bei denen ein nationales Interesse auf dem Spiele steht, auch mit privaten Kräften heranzutreten. Schmachvoll aber wäre es, wenn wir, dem Rat unsrer kolonialfeindlichen Blätter folgend, den arabisch-englischen Intriguen gegenüber feig das Feld räumen wollten. *

Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik.

Es liegt nahe, nachdem ein Lustrum der offiziellen Deutschen Kolonialpolitik verflossen ist und die Entwicklung der Kolonien neben manchen erfreulichen auch bedenkliche Erscheinungen gezeitigt hat, in einer zusammenfassenden kritischen Weise das gesammelte, von der Tagespresse bereits verarbeitete Material nun unter gewisse Gesichtspunkte zu bringen. Der Zeitpunkt ist insofern günstig gewählt, als

Digitized by Google

die ganze deutsche Kolonialpolitik sich in einer Krisis befindet, deren Überwindung notwendig ist, soll sich ein gedeihliches Leben in unseren Kolonien entwickeln, und als sich die Anzeichen einer Veränderung, welche nur eine Besserung sein kann, mehren. Wenn die Kritik von bedeutenden Kennern der einschlägigen Verhältnisse in einer solchen Weise geübt wird, daß man das warme Interesse für die Sache durchleuchten sieht, so hat sie Anspruch auf Beachtung, mag man auch in dem einen oder andern Punkte ihr nicht beistimmen. Dr. Friedrich Fabri, welcher bereits vor zehn Jahren eine Schrift veröffentlichte: „Bedarf Deutschland der Kolonien?", die für die Entwicklung des kolonialen Gedankens seiner Zeit von Wichtigkeit war, hat unter dem obigen Titel ein neues Werk[1]) erscheinen lassen, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Fabri erkennt von vornherein an, daß der Grund der bisherigen Zurückhaltung des öffentlichen Urteils und vor allem der nationalgesinnten Presse keineswegs bloß in einer gewissen Ratlosigkeit zu suchen sei, sondern, und vielleicht zum größeren Teil, auch in dem alt- und wohlbegründeten Vertrauen zu unserem leitenden Staatsmann, dessen Zirkel zu stören man Bedenken trage. Er erinnert in der Vorrede an die wiederholten eigenen Erklärungen des Reichskanzlers, daß diese überseeischen und kolonialpolitischen Dinge ihm sehr fern lägen, daß er „nie ein Kolonialmensch gewesen" und eigentlich nur den Wünschen der öffentlichen Meinung und des Reichstags in diesen Dingen gefolgt sei. Und während Fürst Bismarck es stets abgelehnt habe, in der bei den übrigen Großmächten üblichen Weise über den Gang der auswärtigen Politik fortlaufende Veröffentlichungen zu machen, sei die Eröffnung der Kolonialpolitik sofort von der Herausgabe von Weißbüchern, die heute schon einen stattlichen Umfang gewonnen haben, begleitet gewesen; ein Ausnahmeverfahren, das offenbar dem Bedürfnis entsprang, unsere überseeischen und kolonialpolitischen Unternehmungen der Kenntnis und dem Urteil des Reichstags und der öffentlichen Meinung zu unterstellen. Man dürfe daher glauben, daß auch ihm eine sachliche Besprechung unserer heutigen kolonialpolitischen Lage nur willkommen sein kann.

Die historische Einleitung können wir füglich übergehen, da das Meiste bekannt und für manches andere noch nicht die Zeit gekommen ist, alle Motive in ihrer vollen Wirksamkeit zu erkennen oder zu offenbaren. Sie dient dem Verfasser auch nur dazu, nachzuweisen, daß unser kolonialer Besitz uns zufällig und ohne einheitlichen Plan geworden und unter diesen Umständen von einem eigentlichen kolonialpolitischen Programm nicht die Rede sein konnte. Die Regierung stellte aber doch ein koloniales Programm auf, welches bekanntlich darauf hinauslief, den Handel zu beschützen, ihm den Vortritt zu lassen, und nicht in den Fehler der französischen Kolonialregierungen mit ihrem umständlichen Beamtenapparat zu verfallen.

„Es ist wesentlich der Schutz der Handelsinteressen, der bestehenden oder zukünftigen überseeischen Faktoren, welcher im Regierungsprogramm betont und als kolonialpolitisches Vorgehen betrachtet wird. Diese Auffassung wird als unzutreffend bezeichnet werden müssen. Handelspolitischer Schutz ist noch keine Kolonialpolitik; ihn leistet jede größere Nation teils durch ihre Konsulate, teils durch ihre Marine. Heute aber sind Kolonial- und Handelspolitik wesentlich verschiedene Dinge, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sich scharf gesondert und verschiedene Interessenkreise geschaffen haben. Die Zeit der großen Handelskompanien mit ihren Monopolen und steten Eroberungskriegen ist unwiederbringlich abgelaufen. Der Handel ist Welthandel geworden, ist kosmopolitisch, und begehrt heute nichts als die möglichst freie Bewegung zu ungehindertem Wettbewerbe. Der Großhandel ist und mußte in unserem Jahrhundert freihändlerisch sein, er wird daher nie eine besondere Zuneigung für stets weitaussehende, kolonialpolitische Unternehmungen haben. Wie wenig unser Handel kolonialpolitisch gesinnt ist, zeigen auch am besten unsere Hansestädte, wo noch heute die Mehrzahl der kaufmännischen Kreise kolonialen Bestrebungen kühl, wenn nicht gegnerisch gegenübersteht." Überseeischer Handel und Kultivation oder Kolonisation seien also in der Gegenwart durchaus geschiedene Gebiete. Die irrtümliche Meinung, daß der Handel eigentlich der berufene Träger unserer kolonialpolitischen Versuche in tropischen Ländern sei, habe aber mit einer gewissen Notwendigkeit dahin geführt, die Grundbedingung, welche tropische Kultivationsarbeit erheischt, nämlich die geordnete Feststellung der Übermacht des eindringenden Europäers gegenüber den Eingeborenen zu schaffen. Privatgesellschaften können diese Aufgabe nicht erfüllen, die Regierung hatte sich bis jetzt in Verfolgung ihrer einmal eingeschlagenen Politik nicht damit befaßt und dadurch einen verhängnisvollen Irrtum begangen. Die weitere Durchführung des kolonialpolitischen Programms der Reichsregierung erscheine daher unmöglich und bei dieser Betrachtung habe sich seine Undurchführbarkeit auch bereits thatsächlich erwiesen. Denn sowohl in Kamerun-Togo als in Südwestafrika haben wir, nachdem dort das Hanseatische Syndikat, hier die Deutsche Kolonialgesellschaft die Übernahme der Hoheitsrechte und der Verwaltung aus begreiflichen Gründen abgelehnt hat, schon eine Reichs- oder, nach dem englischen Ausdruck, eine deutsche Kronkolonie, bezw. eine territoriale Besitzergreifung auf Reichskosten und unter Verwaltung von Reichsbeamten. Und wie jetzt bekannt geworden, ist ja nunmehr auch schon die Übernahme der Landesverwaltung der Neu-Guinea-Kompanie im Werke. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat allerdings Hoheitsrechte begehrt und erhalten, aber zur Ausführung sind sie nicht gekommen, und jetzt waltet auch dort ein auf Kosten des Reiches ausgesandter Reichskommissar. Kurz, der thatsächliche Gang der Dinge weise gebieterisch darauf hin, daß das erste kolonialpolitische Programm der Reichsregierung endgültig aufzugeben und durch ein neues, der heutigen Lage und ihren Bedürfnissen angemessenes zu ersetzen sei mit klaren und bestimmten leitenden Gedanken, ohne welche jede Behandlung von Fall zu Fall uns nur immer tiefer in Verwickelungen führen müsse.

Mit wenigen Ausnahmen ist „auf das unverantwortliche Vorgehen von Privaten" das verantwortliche „Eintreten" der Regierung und des Reiches gefolgt. Der Verfasser nennt es eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, wenn nicht auch die Reichsregierung erkennen sollte, daß ihr erstes Programm längst überschritten und sie zu unserer heutigen kolonialpolitischen Lage und den Bedürfnissen klar und bestimmt Stellung nehmen müsse. Er begründet dann sein Programm im einzelnen, welches etwa auf folgendes hinausläuft: Organisation einer hinreichend starken Regierung in den Kolonien von seiten des Reiches; Bildung eines Reichskolonialamtes, welchem die Kolonialregierungen unterstehen; Schaffung einer kleinen ständigen Kolonialtruppe.

Die kritische Betrachtung der Lage in Ostafrika ist eine ziemlich ungünstige und Dr. Fabri hat die Hoffnungen, welche er früher an die deutschen Erwerbungen in Ostafrika knüpfte (Deutsch-Ostafrika. Eine kolonialpolitische Skizze. Sonderabdruck aus der Kölnischen Zeitung, Köln 1886), im Hinblick auf die Unmöglichkeit der Durchführung der damals gehegten Pläne vielleicht zu sehr herabgeschraubt. Wenn jetzt das Mißverhältnis zwischen Recht und aufgewandter Macht, welches bald zu Tage getreten sei, besonders betont wird, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß dieser Zustand von Manchen schon früher als etwas sehr Gefährliches angesehen worden ist. Daß die Aufgaben der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft über den „Rahmen" der Bismarckschen Handelspolitik hinausgingen, und letztere infolge dessen bei der erstern größern Probe aufs Exempel versagt habe, ist kaum vollkommen zu beweisen. Wir sehen jetzt wieder, wie am Niger eine mächtige Kompanie ein faktisches Monopol ausbeutet und ohne von der englischen Regierung besonders unterstützt zu sein, ein Reich aufzubauen im Begriffe stehe. Es bestehen dort zwischen der Kompanie und den mohamedanischen Herrschern dieselben Schwierigkeiten wie in Ostafrika. Aber die englische Regierung würde gar nicht daran denken, die Charter der Kompanie aufzuheben, wenn sie nicht die Handelsinteressen ihrer eigenen Unterthanen bedroht sähe. Das englische System wird heute auch noch in Matabele und Nyassaland angewandt, und zwar mit Erfolg, da die Gesellschaften über große Kapitalien verfügen. Hätte das deutsche Kapital sich für überseeische Unternehmungen mehr erwärmen können, so würde die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in der Lage gewesen sein, die Stationen an der Küste ausreichend mit Mannschaft zu besetzen und den Ausbruch der Unruhen hintanzuhalten, wenn nicht ganz zu verhindern. Der größte Fehler lag darin, daß die deutsche Kolonisation mit zu geringen Mitteln unternommen wurde.

Eine andere Ursache des ersten deutschen Mißerfolges in Ostafrika ist ebenfalls nur gestreift, obwohl sie gerade sehr wichtig zur Beurteilung ist. Prof. Bastian hat in einer neuen Arbeit,[1]) welche neben mancherlei krausen Gedanken sehr schätzenswerte Beiträge liefert, von neuem die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit des Studiums der Kolonialgeschichte gelenkt und sehr treffend gesagt: „Ein gründliches Studium der Kolonialgeschichte vergangener Jahrhunderte, eine eingehende Kenntnisnahme von den ethnischen Verhältnissen hätten eine weit wirksamere (und weit billigere) Waffe in die Hände geliefert, als diejenigen, durch welche manch unnützes Pulver verschossen und manch unnötiger Staub außerdem unnötigerweise noch aufgewirbelt wurde".

Der Vorschlag, welchen Fabri hinsichtlich der deutsch-ostafrikanischen Kolonien macht, läuft darauf hinaus, daß das Reich das ganze Gebiet der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre als Deutsche Kronskolonie übernehme, aber die Verwaltung vorläufig auf den Schutz der Küste und der nächst anstoßenden Gebiete beschränken soll; an der Küste bis auf weiteres, wie gegenwärtig, Admiral und Reichskommissar im Namen des Sultans handelnd; die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bleibe als Erwerbsgenossenschaft im Besitze des Vertrages über die Zölle, der freilich nach Herstellung der Ordnung einer Revision zu unterwerfen sein werde.

Für Südwestafrika, wo die Verhältnisse bekanntlich in einer ähnlichen

[1]) Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Rück- und Ausblicke von Friedrich Fabri. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1889.

[1]) Das Fremdwort der Kolonien zur Sprachreinigung empfohlen. Eine Anfrage an Freunde derselben, Berlin 1889, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Digitized by Google

Weise verwickelt sind und der erste Versuch einer Schutztruppe gescheitert ist, gelangt Fabri zu dem Ergebnis, daß eine Wiederholung des Versuches mit zu geringen europäischen Machtmitteln völlige Anarchie und Vertreibung der Deutschen zur Folge haben müsse. Man kann ihm darin vollkommen beistimmen und es ebenfalls für nötig halten, daß Walfischbai in deutsche Hände komme, da ohne dieses Thor das deutsche Südwestafrika wertlos bleiben werde.

Interessant sind des Verfassers Ansichten über das Bedürfnis einer kleinen kolonialen Militärmacht, welche aber beileibe keine Kolonialarmee sein soll. Wir brauchen letztere nicht, da die Völker unserer Schutzgebiete wenig zivilisirt sind und mit einer Ausnahme, in Ostafrika, auch vor einer kleineren Truppenmacht nicht Stand halten werden. Wir sind in dieser Beziehung bedeutend glücklicher gestellt als der Holländer, Franzose und Engländer. Während die Zahl der Truppen zur Bevölkerung in Britisch-Indien sich wie 1 : 1300, in Niederländisch-Indien wie 1 : 1000 verhält, kann dieses Verhältnis in den deutschen Kolonien bedeutend geringer sein. Die Marine muß unter allen Umständen entlastet werden. Er empfiehlt deshalb, in Kamerun eine Truppe von Haussa-Negern unter deutschen Offizieren zu bilden.

Es ist möglich, daß sich Haussa bewähren, nach unserer Ansicht sind sie nur als Notbehelf zu verwenden, ebenso wie die Sudanesen des Wißmannschen Korps. Der Verfasser kommt zu der Schlußfolgerung, daß für unsere gesamten Kolonien eine europäische Truppe von höchstens 1000 Mann ausreichen würde, welche als ein neues aus Freiwilligen bestehendes Seebataillon im Anschluß an die Marine gedacht wird.

Der schwerwiegendste Abschnitt ist einer der letzten, er behandelt die wichtige Frage, wie nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung unsere Kolonien am besten verwaltet werden sollen. Der Verfasser berührt damit einen wunden Punkt unserer ganzen Verwaltung, und zwar mit vollem Rechte. Die Leitung der oft schwierigen kolonialen Verhältnisse wird heute nur im Nebenamt ausgeübt, zwar von tüchtigen und gediegenen Juristen, die aber doch für die kolonialen Geschäfte nicht besonders vorgeschult sind. Es fehlt überall an Fachleuten, wie dies ja auch bei der kurzen Zeit, in welcher Deutschland Kolonialpolitik treibt, erklärlich ist. Man sollte sich deshalb nicht so sehr gegen die Aufnahme von Fachleuten sperren, auch wenn sie kein juristisches Examen gemacht haben. Fabri befürwortet die schon vielfach gewünschte Schaffung eines eigenen deutschen Kolonialamtes. Es ließe sich dagegen höchstens anführen, daß die für die kolonialen Arbeiten in Berlin erforderlichen ordentlichen und außerordentlichen Hilfskräfte im Bedarfsfalle sehr rasch dem auswärtigen Amt als Hilfsarbeiter eingegliedert werden können und daß die weit überwiegende Zahl der Geschäftsnummern des Auswärtigen Amtes sich als ein Schriftenwechsel mit europäischen Kabinetten darstellt. Ein solches Reichsamt ließe sich vielleicht eher schaffen, wenn demselben, wie es Fabri wünscht, neue Aufgaben überwiesen werden können, vor allem die Anregung zu einer stärkeren Beteiligung Deutschlands an überseeischen Produktiv-Assoziationen, sowie die Fürsorge für die deutsche Massenauswanderung.

Dr. Fabri ist bekanntlich ein eifriger Befürworter, die Auswanderung nach Südamerika zu lenken, und vertritt auch hier wieder seinen alten Standpunkt, doch zieht er auch den Osten in Betracht. Ungeheure Gebiete an der Ostküste des Mittelländischen Meeres und deren weiteren Hinterländern, die Kornkammern der alten Welt, liegen heute brach und warten der Wiederbelebung durch europäische Einwanderung und Kultur. Schon heute wäre es erwünscht, so schreibt er, daß deutsche Unternehmer in der Türkei in größerer Anzahl festen Fuß faßten, Landankäufe in der Levante erweisen sich schon gegenwärtig vorteilhaft und werden mit der politischen Liquidation der Türkei ihren Wert sofort bedeutend vervielfachen. Der Verfasser hat hier ein Thema berührt, welches bislang noch viel zu wenig gewürdigt worden ist.*)

*

Englische Bestrebungen in Zentralafrika.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß durch die beabsichtigte Bildung einer englischen zentralafrikanischen mit einer Royal Charter versehenen Gesellschaft die Frage der Begrenzung der deutsch-ostfrikanischen Interessensphäre nach Westen in Fluß kommen würde, da die Engländer darauf ausgehen, sich im Rücken des deutschen Schutzgebietes festzusetzen und dies unmöglich von Deutschland zugelassen werden kann, will es nicht mit ansehen, daß eine zukunftsreiche ostafrikanische Kolonie einmal in die Lage einer Enclave komme.

Die Engländer berufen sich zur Begründung ihrer Ansicht auf das englisch-deutsche Abkommen vom 29. Oktober und 1. November 1886. Nach demselben geht die Demarkationslinie vom Umbe zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre vom Flusse Tanga aus, durchschneidet die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte durch und wird an dem nördlichen Abhang des Kilimandscharo bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria Nyanza geführt, welcher von dem 1° südl. Br. getroffen wird. Die mit Portugal vereinbarte südliche Grenzlinie geht am Rovuma entlang bis zum Nyassa. Die Engländer behaupten nun, wie schon ausgeführt, daß die westliche Grenzlinie der deutschen Interessensphäre durch eine Linie gebildet wird, welche zwischen den beiden Endpunkten gezogen wird, so daß das ganze Gebiet südlich des Viktoria Nyanza also noch unbeansprucht sei. Sie stützen sich dabei auf den Wortlaut der Abmachung, nach welcher allerdings ausgeschlossen sei, daß südlich der Demarkationslinie England Protektorate erwerben könne, aber unterlassen worden sei, über das Gebiet am Tanganyika etwas festzusetzen. Dagegen wird auf deutscher Seite behauptet, daß die deutsche Interessensphäre, obgleich eine Westgrenze nicht vereinbart worden sei, bis zum Tanganyika reiche, an dessen westliches Ufer der Kongostaat grenzt, und daß auch die südliche Grenzlinie bis zum Kongostaat verlängert werden müsse. Es sind besonders wirtschaftliche Gründe, welche für eine solche Annahme maßgebend waren. Diese Ansprüche werden aber, wie Silva White im Royal Geographical Magazine im vorigen Jahre auseinandersetzte und Henry Drummond in seinem Buche „Tropical Africa" des längeren ausführte, von den Engländern nicht anerkannt, wenigstens nicht von denen, welche den Plan eines großen zentralafrikanischen Reiches stets im Herzen gehabt haben. So schreibt Silva White: „Die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft hat durchaus keine Rechte in diesen großen Territorien, in deren größeren Teil ihre Reisenden und Forscher niemals gedrungen sind, und thatsächlich sind keine Verträge mit den Häuptlingen der Stämme am Ufer des Tanganyika und Nyassa geschlossen worden. Außerhalb des offiziellen deutschen Schutzgebietes hat die Gesellschaft eine große Anzahl von Stationen (die am weitesten nach dem Innern vorgeschobene ist Mpwapwa), aber Deutschland hat keine Ansprüche auf irgend einen Teil des Ufers des Nyassasees, noch auf das Land, welches von der sogenannten Stevenson Road durchschnitten wird." Diese Ansicht ist natürlich irrtümlich, da eine solche Unterscheidung zwischen Schutzgebiet und Interessensphäre nicht gemacht werden kann. — Es wird, da diese englischen Anschauungen hier nicht verborgen blieben, obwohl man ihnen kein großes Gewicht beilegte, nun gefragt werden, warum nicht Schritte geschehen seien, um alle Reklamationen für die Zukunft zu vermeiden und unverrückbar fest die Grenze nach Westen zu tragen. Dieselben sind allerdings schon früher gethan, und zwar zur Zeit, als man allgemein annahm, Stanley sei von der englischen Regierung beauftragt, Emin Pascha unter englischen Schutz zu stellen und dann auf dem Rückwege noch Verträge mit den Häuptlingen des Innern zu schließen. Die englische Regierung hat schon damals geleugnet, daß Stanley dahingehende Aufträge von ihr habe, und hat durchblicken lassen, daß sie nicht beabsichtige, im Hinterland der deutschen Interessensphäre Erwerbungen zu machen; aber man weiß, daß in England die öffentliche Meinung schon oft die Regierung zu Schritten gedrängt, welche zu thun dieselbe sich jahrelang geweigert hat. Infolge der Erklärung der englischen Regierung unterblieb aber hauptsächlich die Absendung einer von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eventuell geplanten Expedition nach dem Tanganyika. Heute aber schickt die englische Regierung eine große Gesellschaft vor, welche, wie es in der „St. James Gazette" heißt, von den Herren Rothschild unterstützt wird, und wenn es derselben gelingt, festen Fuß am mittleren Tanganyika zu fassen, so wird sie schwerlich die Ansprüche Deutschlands anerkennen können. Es ist also nötig, daß diese Frage einmal gelöst und festgesetzt werde, ob England heute noch auf dem 1887 eingenommenen Standpunkte steht, im Hinterland der deutschen Interessensphäre keine Erwerbungen machen zu wollen, und welche Ausdehnung sie dem Begriffe Hinterland giebt. Wir würden es sehr beklagen, wenn wir in Ostafrika in einer ähnlichen Weise wie in Südwestafrika, wie es dort auf dem größten Teil der Ostgrenze der Fall ist, eingeengt würden, denn wir müssen mit der Zukunft rechnen. Wenn auch augenblicklich die Kolonialpolitik mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so wird doch einst eine Zeit kommen, wo dieselben überwunden sein und die handelsgeographischen Gedanken sich in Thaten umsetzen werden. Wenn dann Zentralafrika in den Händen der Engländer ist, so haben sie damit die politische und kommerzielle Eroberung Afrikas zum großen Teil vollendet.

Portugal befindet sich in derselben Lage wie Deutschland, sich gegen die englischen Übergriffe verteidigen zu müssen. Lord Salisbury hat kürzlich schon sich zu der offiziellen Erklärung veranlaßt gesehen, daß England die portugiesischen Ansprüche auf das ganze Land von Küste zu Küste nicht anerkenne; mit anderen Worten gab der englische Premierminister Portugal zu verstehen, daß er es für durchaus berechtigt erachte, „gewisse Teile" des Innern Afrikas unter englischen Schutz zu stellen. Es kann sich dies nur auf das Nyassaland beziehen, wo die Portugiesen neuerdings eine Ansiedlung veranlaßt haben. Der portugiesische Minister des Äußern Barros Gomes kündigte kürzlich in einer Kammersitzung, von dem glücklichen Erfolge der unter Schiffsleutnant Cardoso nach dem Nyassasee entsendeten Mission ausgehend, die Errichtung einer bleibenden Niederlassung am südlichen Ufer dieses Sees zu dem doppelten Zwecke an, um die portugiesische Herrschaft in jenem Gebiete zu sichern und um den Engländern ihr Hauptargument gegen die portugiesische Herrschaft in jenen Gegenden, daß nämlich die portugiesische Regierung daselbst keine festen Niederlassungen besitze, zu entwinden. Hierbei rechne die Regierung in hohem Grade auf die Unterstützung der katholischen Missionare, welche ein Gegengewicht gegen die schottischen Missionare bilden sollen, die von dem Minister als die Urheber der portugiesischen Herrschaft entgegenstehenden Schwierigkeiten bezeichnet werden. Was die zwischen Portugal und England schwebende Streitfrage bezüglich der Schiffahrt auf dem Sambesi betrifft, erklärte der Minister Barros Gomes, daß Portugal niemals seine in der Berliner Konferenz festgesetzten Rechte auf diesen Fluß aufgegeben habe. Diese

*) Wir verweisen denjenigen, welcher sich näher über diesen Gegenstand informiren will, auf ein lesenswertes Büchlein, welches allerdings einige bedauerliche und ungerechte Ausfälle auf den früheren Deutschen Kolonialverein wegen seiner Propaganda für Lenkung der Auswanderung nach Brasilien enthält: Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart. Von Dr. A. Sprenger. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1886. D. Red.

Rechte könne England ebensowenig bestreiten, als das Portugal, gleich allen anderen Ländern der Welt, zustehende Recht, sich nach dem Innern Afrikas hin auszubreiten. Nichtsdestoweniger betonte der Minister die Notwendigkeit, bezüglich Ostafrikas mit England zu einem Abkommen zu gelangen, zu welchem Behufe ein Gedankenaustausch ohne formellen Charakter zwischen beiden Kabinetten im Zuge sei.

Das Bekanntwerden des großen Planes der Engländer auf Zentralafrika hat in Portugal eine große Aufregung hervorgerufen. Am 7. Juni nahm die erste Kammer, am 8. die Deputirtenkammer einstimmig einen Antrag an, durch welchen die Rechtsansprüche Portugals auf Gebiete in Ost- und Zentralafrika bestätigt werden und die Regierung aufgefordert wird, dieselben entschieden aufrecht zu erhalten.

*

Die Mandara-Neger

haben Deutschland verlassen und befinden sich wieder auf der Rückreise nach Ostafrika, reich beschenkt und erfüllt von den Eindrücken, welche sie hier erhalten haben. Wir haben bereits früher der Ansicht Raum gegeben, daß das Vorführen allerlei wilder Völkerschaften in Europa seine Bedenken hat, würden aber auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückkommen, wenn nicht nachträglich sich die freisinnige Presse in sehr abfälliger Weise mit ihm beschäftigte.

Man mag nun über eine derartige Gesandtschaft, über ihren politischen Wert u. s. w. denken, wie man will; dieselbe war auf Wunsch Sr. Majestät des Kaisers als Gäste desselben nach Berlin gekommen, ist vom Kaiser überaus huldvoll empfangen und mit Geschenken reich beladen in ihre Heimat entlassen worden. Die Frage, ob die Kosten der Reise nun von Sr. Majestät dem Kaiser oder von Herrn Ehlers, der dieselben nach Berlin geführt hat, getragen werden, ist eine recht müßige, da die Folgen dieser Gesandtschaft bald sichtbar werden dürften. Wer Mandara ist und welchen Einfluß er am Kilimandscharo ausübt, das hat man an maßgebender Stelle bei uns jedenfalls besser gewußt, als diejenigen, welche sich nur kurze Zeit daselbst aufgehalten und weder das Land Mandaras noch diesen selbst gesehen haben.

Die Berichte über die ostafrikanische Küste, die wir s. Z. unsern Lesern aus der Feder des Herrn Otto E. Ehlers boten, zeugten davon, daß dieser Reisende eine gute Beobachtungsgabe besitzt, und wir müssen vorläufig annehmen, daß ihn diese auch während seines fünfmonatlichen Aufenthaltes im Fürstentum Moschi nicht im Stich gelassen hat. Wenn andere Reisende nur Schlechtes über Mandara zu berichten wissen, wenn sie unter seinen Erpressungen da zu leiden gehabt haben, während Ehlers stets in bester Freundschaft mit ihm gelebt hat, so beweist das eben, daß letzterer es verstanden hat, mit solchen Leuten umzugehen. Daß Mandara gerade zu einer Zeit, wo andere Häuptlinge sich gegen die Europäer auflehnen, in demonstrativer Weise durch eine Gesandtschaft seine deutschfreundlichen Gesinnungen zum Ausdruck bringt, zeugt doch dafür, daß er Vertrauen zu den Deutschen gewonnen hat. Wie würde sonst ein als so mißtrauisch und habgierig geschilderter Mann einem Europäer vier seiner Leute und wertvolle Geschenke anvertraut haben! Der Einfluß Mandaras, so klein sein Land ist, darf nicht unterschätzt werden, erstens weil Mandara, wie von allen Reisenden anerkannt wird, ein sehr intelligenter Mann ist, und zweitens, weil er es verstanden hat, sich die überall gefürchteten Massais zu Freunden zu machen; sein Name ist in ganz Ostafrika bekannt, als der eines mächtigen Mannes, während die Namen der Herrscher der übrigen Dschaggastaaten von keinem Menschen genannt werden. Die Engländer sind sich des Einflusses Mandaras wohl bewußt und haben deswegen eine Missionsstation bei ihm — anscheinend nur aus politischen Gründen, denn anders ist der Missionar bisher nicht in Aktion getreten — errichtet. Noch kurz bevor Ehlers Moschi verließ, hatte der englische Generalkonsul in Sansibar eine Karawane mit wertvollen Geschenken an Mandara abgelassen und sich überhaupt stets bemüht, etwaige Wünsche dieses Fürsten zu erfüllen, trotzdem Moschi nicht in der englischen, sondern in der deutschen Interessensphäre liege (sic!). Aus allen Berichten des Herrn Ehlers geht hervor, daß er, wohin er kam, Freundlichkeiten empfangen hat. Er stand sich ebenso vorzüglich mit den deutschen wie sogar mit den englischen Behörden, er ist vom Sultan in Sansibar ebenso wie von den verschiedenen Missionen in seinem Unternehmen gefördert worden, kein Träger ist ihm entlaufen, und er hat selbst mit solchen Leuten in Frieden gelebt, mit denen andere nicht auskommen konnten. Dazu gehört ein gewisses diplomatisches Talent, wie es ja auch der ebenfalls nicht geographisch gebildete, leider verstorbene Pogge in hohem Grade besaß. Neben einer Polemik gegen Herrn Ehlers wegen der Gesandtschaft Mandaras läuft nun eine andere wegen seiner Besteigung des Kilimandscharo. In den Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins hat Herr Dr. O. Baumann, der Begleiter von Dr. Hans Meyer auf ihrer letzten verunglückten Expedition nach dem Kilimandscharo, einen Artikel veröffentlicht, in dem er nachzuweisen sucht, daß Herr Ehlers nicht über die von Dr. Hans Meyer erreichte Höhe hinausgekommen sei. Er kritisirt dabei mit einer ganz unnötigen Schärfe, da er selbst bei der Angelegenheit gar nicht interessirt ist, die Angaben des Herrn Ehlers über seine Besteigung des Berges, und sucht ihm verschiedene Irrtümer nachzuweisen. Die Sache hat für Leute, welche nicht professionelle Bergsteiger sind, einen leichten Anflug von Komik, Kolonialfreunde aber können vielleicht Bedauern darüber empfinden, daß dort, wo viel wichtigere Interessen wahrzunehmen sind, die Ausübung eines Sportes das Wichtigste zu sein erscheint. Uns läßt also die Frage, wer höher auf den Kilimandscharo geklettert ist, vollkommen gleichgültig. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Hamburg vom 6. Juni hat übrigens dem „Hamburger Korrespondenten" zufolge, Herr Ehlers über seine Besteigung des Berges folgende Schilderung gegeben, mit der wir diese Noten schließen wollen: „Die Besteigung des Kilimandscharo ist für einen Menschen mit normaler Muskulatur kein besonderes Kunststück, die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, Träger zu bekommen, die das Zelt durch den Schnee schleppen. Auch gehören mindestens 5 nebelfreie Tage dazu. Die bisherigen Besteiger haben die Ostseite gewählt, ich nahm die Nordseite, als ich den Versuch machte, in Begleitung des Dr. Abbott von der Englischen Mission. Wir stiegen zunächst bis zu 14 800 Fuß aufwärts und hatten kaum unsere Zelte aufgestellt, als ein heftiges Gewitter mit Schneesturm losbrach. Unsere 5 Träger hatten trotz aller Ermahnungen ihr Zelt schlecht versichert, so daß sie stark unter dem Hineinwehen des Schnees litten. Wir bereiteten uns ein Mahl über einer Stearinkerze und erwarteten sehnsüchtig den Morgen, der denn auch mit 2 Grad Kälte bei wolkenlosem Himmel anbrach. Um 9 Uhr brachen wir die Zelte ab und zogen durch 6 Zoll hohen Schnee, der die vulkanische Asche bedeckt, nach dem Kibo-Gipfel. Ein neuer Schneefall, der unser Fortkommen sehr erschwerte, ließ die Träger zusammenbrechen, aber etwas Kognak half ihnen wieder auf. Die Leute hatten geradezu Unglaubliches geleistet. Nach einer Stunde Rast ließen wir sie zurückmarschiren, weil sie es im Schnee nicht aushalten konnten, und blieben nun allein in unserm Zelt. Als es später wieder klar wurde, stellte Dr. Abbott Schildkrötensuppe in Theewasser her, und wir sahen dem kommenden Tag mit bester Hoffnung auf gutes Wetter entgegen. Auf eine stille Mondnacht folgte denn auch am 18. November ein klarer, kalter Morgen, und wir marschirten über hartgefrorenen Schnee wie auf Asphaltpflaster. Um 7 Uhr befanden wir uns 17 200 Fuß hoch und hatten eine prachtvolle Aussicht über das Massailand. Dr. Abbott mußte sich erschöpft niedersetzen, ich fühlte mich aber noch völlig kräftig und gelangte nach zweistündigem Marsch an die vom Grafen Teleki und Dr. Meyer schon geschilderte unersteigliche, oben überhängende Eiswand. Ich sah, daß hier nichts zu machen war, und ging an der Nordwestseite entlang, wo sich plötzlich eine Stelle zeigte, an der das Eis zusammengestürzt war und ein Aufstieg möglich schien. Es gelang mir, weiterzukommen, und auf 19 300 Fuß Höhe befand ich mich auf einmal am Rande des alten Kraters des Berges und überblickte eine etwa 2 Kilometer im Durchmesser haltende Fläche, die nichts anderes war als der ausgefüllte Krater. Da der Schnee etwa 6 Zoll hoch lag, konnte ich über die Masse, die den Krater füllt, nichts näheres feststellen, ich glaube aber die Frage gelöst zu haben, ob der Krater des Kilimandscharo ausgefüllt ist, oder nicht. Leicht wäre es gewesen, um den Krater herumzugehen, da sich aber wieder drohende Wolken am Himmel zeigten, trat ich eilig den Rückweg an und vereinigte mich bald wieder mit meinem Gefährten."

*

Eine weiße Dame am Tanganyika-See.

Einen hohen Grad von Unternehmungsgeist hat eine Engländerin gezeigt, welche sich in einem Tragesessel in das Innere Afrikas hat tragen lassen, und wir müssen allen Ernstes den Mut und die Ausdauer dieser Frau bewundern, die durch ihre Unerschrockenheit dem sogenannten „schwachen" Geschlechte alle Ehre macht, denn nicht Prahlerei, sondern Pflichtgefühl und edle Anregung haben sie bestimmt, diesen für Damen noch „sehr ungewöhnlichen Weg" zu betreten. Lassen wir die mutige Frau, deren Reise noch wenig bekannt sein dürfte, im Auszuge selbst sprechen. Sie erzählt in ihrem Buche „To lake Tanganyika in a bath chair, by Annie Boyle Hore" etwa folgendes:

Mein Mann, Kapitän Edward H., war schon 3 Jahre lang am Tanganyikasee gewesen, welchen er in seiner Eigenschaft als Seemann erforschte, um der Mission und dem Handel die Wege zu ebenen. Der See liegt 2800 Fuß über dem Meeresspiegel, ist von steilen Felsen eingeschlossen und außerordentlich fischreich. An seinen Ufern treiben sich Flußpferde, Krokodile, Büffel, Paviane, Antilopen in Masse, auch gelegentlich Elefanten und Löwen herum. Die anwohnenden Negerstämme leben unter geregelter Herrschaft und besitzen eine gewisse Bildungsfähigkeit. Sie bearbeiten fleißig Kupfer und Eisen, bereiten Palmöl, sehr schöne Topfwaren, Netze, Butter und Baumwollenzeug. Getrocknete Fische bringen sie weithin ins Innere. Einzelne Dörfer, wie Kuanda mit seinen 400 Häusern, sind in regelmäßigen Straßen gebaut und umgeben mit unabsehbaren Reis- und Kornfeldern. Kurz, die Bevölkerung unterscheidet sich sehr vorteilhaft von den heruntergekommenen Stämmen der Meeresküste. Der See ist häufigen Stürmen und dem Wechsel des Monsuns

[illegible]erworfen. In Udschidschi lebte mein Mann 2 Jahre und stand mit den Eingeborenen auf bestem Fuße trotz der Einflüsterungen der Araber, die sich den Engländern feindlich erwiesen, weil diese dem Sklavenhandel in der Umgegend kräftig entgegentraten, so daß der öffentliche Verkauf unterblieb. Mit einzelnen ansässigen Arabern stand er dagegen in bestem Einvernehmen.

Ich will nun erzählen, wie ich in Begleitung meines 3 Monate alten Sohnes Jack eine Reise unternahm, die noch keine weiße Frau vor mir ausgeführt und wie es mir nach vergeblichen Versuchen endlich gelang, die 836 Meilen von der Küste aus in 90 Tagen zurückzulegen und meinen Mann am Tanganyikasee zu erreichen.

Ich darf folgendes vorausschicken. 1877 war mein Mann als Offizier einer Unternehmung beigegeben, die den Zweck hatte, eine Missionsstation einzurichten, wobei ihm hauptsächlich aufgetragen war, ihn behufs Schiffbarkeit zu untersuchen, um die Verbindung mit den Küstenstämmen daselbst zu bewerkstelligen. Seine Erfahrungen trug er in England vor. Die Londoner Missionsgesellschaft billigte seine Vorschläge, rüstete eine große Expedition aus, der ein Segelboot mit Dampfaushülfe, sowie ein zerlegbares Eisenboot nach von meinem Manne erfundener Bauart beigegeben wurden.

Ich sollte mitgehen. In meine Freude mischte sich, das gestehe ich, einiges Zittern. Denn wie sollte ich vom Flecke kommen? Ein Wagen mit Zugtieren wäre am besten gewesen. Aber die Expedition von 1877 hatte schon gezeigt, daß in jenen Breitegraden die Ochsen den Stichen der Tsetsefliege erliegen. Es blieb also nur übrig, mich durch Neger tragen zu lassen. Zu dem Zwecke wurde eine Bahre aus Weidengeflecht angefertigt, mit zwei Seitenrädern und einem Vorderrad, doch so, daß auch auf nur einem Rad gefahren werden konnte. Zwei kurze Stangen dienten dazu, die Bahre über schwierige Stellen hinüber zu heben. Das Ganze glich einem Baukarren und war von allen Seiten durch wasserdichtes Tuch gegen Regen und Sonne geschützt.

Im Mai 1882 segelte ich mit meinem Manne und meinem Söhnchen von London nach Sansibar. Dort mietete ich für Jack ein Kindermädchen. Dieselbe verbrachte aber ihre ganze Zeit damit, mich und das Kind anzustaunen und dann ihren Freundinnen darüber zu berichten. Ich entließ sie daher und mietete einen Negerknaben, der auch gut einschlug. Wir sendeten 90 Träger mit Zeug nach Mpwapwa, 220 Meilen weit voraus, 50 nach Uniamwesi (600 Meilen) und 120 nach Udschidschi mit solchen Sachen, die wir unterwegs nicht brauchten. Da die Böte noch nicht angelangt waren, sollte ich voraus reisen. Wir fuhren ans Festland nach Saadani über. Sofort war ich von Schwarzen umringt, die offenbar noch keine weiße Frau mit Kind gesehen hatten. Wir eilten nach dem hochgelegenen Dorfe Ndumi, um rasch aus der Gegend des Sumpffiebers zu kommen. Während der Nacht wurde mir ein Ständchen gebracht von — Hyänen, begleitet vom fernen Baß der Löwen. Mein Zelt war durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt, mit Tisch und Stuhl, eiserner Feldbettstelle, einem Korbe für Jack, Muskitonetz, Wasserkanne und kleiner Badewanne versehen. Mit Lebensmitteln, besonders Schiffszwieback waren wir wohl vorgesehen. Von den Eingeborenen konnten wir meist Ziegen, Schafe, Hühner erhalten, auch Reis, Erbsen, Kürbisse, süße Kartoffeln und Nüsse, die reichlich um jedes Dorf wachsen.

Zwei Tage brachten wir mit Umpacken zu, am dritten wurde aufgebrochen. Es giebt nur ein Mittel, Marschbereitschaft in die Karawane zu bringen, denn die Träger lassen Alles bis zum letzten Augenblicke liegen. Dies Mittel heißt: wirklicher Abmarsch. Ergötzlich ist, wie die Neger sich um die bequemsten Ballen zanken. Das sind nicht etwa die leichtesten, sondern die handlichsten. Lange, schmale Päcke sind am gesuchtesten. Der Sansibarneger trägt lieber auf dem Kopfe, der von Uniamwesi auf beiden Schultern, wozu er sich zweier Stöcke bedient. Da mein Karren noch nicht fertig, bestieg ich einen Esel und nahm Jack auf den Schoß. Tag für Tag ging es ohne Abwechslung an kleinen Dörfern vorbei. In Mamboia, einer kleinen sansibarischen Militärstation, fand ich englische Missionare, bei denen ich bis zur Rückkunft meines Mannes blieb, der sich nach Sansibar begab, um die Ankunft unseres Bootes zu erwarten. Ein Sonnenstich warf mich hier einige Wochen aufs Lager.

Unser Boot war immer noch nicht von England eingetroffen. Die Jahreszeit war nicht mehr günstig für die Reise, ich mußte zurück nach Sansibar, zurück nach England.

Den zweiten Versuch beschloß mein Mann auf dem Wasser statt auf dem beschwerlichen Landwege zu machen, und zwar über den Nyassa, wo sich Stationen der Afrika-Seegesellschaft befanden. Ich fuhr daher im Juli 1884 von England nach Quilimane. Hier traf ich meinen Mann nicht, hoffte ihn unterwegs zu finden und fuhr den Kwakwafluß hinauf. Da auf dem Boote keine Vorrichtung zum Kochen war, mußten wir am Lande abkochen. Auch abgesehen von der Muskitoplage war der Aufenthalt auf dem Boote viel schlimmer als ich erwartet. Am Tage nichts als eintönige Landschaft, nachts die Muskitos, dazu Jack im Fieber! In Marandeni erhielten wir noch überdies die Nachricht, am Sambesi sei Krieg ausgebrochen. Zahlreiche Kähne mit Bewaffneten fuhren vorüber. Die Neger hatten sich gegen die Portugiesen erhoben. Wir mußten umkehren. Ich glaubte, nie mehr den Tanganyikasee erreichen zu können. Jack wurde täglich schwächer, von meinem Manne kam keine Nachricht. Kein Wunder, daß ich sehr gedrückt war. Trotz Kriegslärm gelang die Rückfahrt, der nächste Dampfer brachte mich nach Durban in Sicherheit. Da rief mich ein Telegramm meines Mannes nach Sansibar.

Zum dritten Male bereiteten wir uns zur Reise vor. Bei der vorgeschrittenen Jahreszeit hielt es schwer, in Sansibar genug Träger zu bekommen. Abschreckende Gerüchte von Karawanen, die infolge der allgemeinen Trockenheit umgekommen, drangen zu uns. Aber es mußte gewagt werden und wir setzten am 4. Oktober nach Saadani an das Festland über. 200 Träger führten wir mit uns, 200 folgten unter der bewährten Leitung eines Führers, da wir sehr viel Sachen für die Missionsstation am Tanganyika mitzunehmen hatten. Mein Zelt, Gepäck und Lebensmittel fand ich stets bei Ankunft nach jedem Marsche vor. Mein Tragkorb wurde nun der Räder entkleidet und von 2 Negern mittels einer Stange getragen, während 14 Träger als Ablösung folgten. Für Jacks Korb waren deren 4 bestimmt. Das Nahen der Regenzeit kam uns insofern zu statten, als das hinderliche hohe, dichte Gras niedergebrannt war, frische Luft zuließ und hie und da trinkbares Wasser sich fand. Von Makuru bekam Jack derartiges Fieber, daß er meinen Schoß nicht verließ. Zur Erfrischung boten sich nur Bananen. Den Rukiguraßluß trafen wir ganz ausgetrocknet, dagegen im Wami prächtiges Wasser, ebenso im Felsenfluß bei Mchiropa. Nun ging es durch eine 17 Meilen breite Wüste bei großer Hitze nach Msuro. Mein armer Knabe konnte nur durch unsere reichlich mitgeführte Arznei am Leben erhalten werden. Die glühende Hitze und der Mangel an Trinkwasser erschöpften unsere Kräfte aufs äußerste, obgleich wir bisher nur 8 bis 10 Meilen täglich zurückgelegt, von Dorf zu Dorf. Jenseits Mchiropa, besonders im Thale des Mukondokwaflusses, wurde endlich die Gegend reicher. Aber es trat auch die Regenzeit mit heftigen Güssen ein, die alles in Morast verwandelten. Doch kaum stand die Sonne am Himmel, so wurde der Boden wieder steinhart. In Muingi Usagara fanden wir die Eingeborenen in großer Aufregung wegen eines Überfalls durch die Wakamba. Nun lag eine Wüste von 40 Meilen bis Mpwapwa vor uns. Schreckliche Gerüchte von der in Ugogo herrschenden Hungersnot machten uns erbeben, so daß an der Möglichkeit weiteren Vordringens Zweifel entstanden. Das Jahr war ungewöhnlich trocken und unfruchtbar gewesen. Wir versahen uns möglichst mit Wasser und hofften, in zwei Tagen die Wüste zu durchschreiten. Eine Menge von schwarzen Leichen, von den Sklavenjagden herrührend, lagen am Wege. Die trockene Luft hatte sie unverwest erhalten. Zu der glühenden Hitze gesellte sich noch die Plage des alles bedeckenden Dornengestrüpps. Nirgends Wasser, nirgends Schatten, keine Spur von Wind. Endlich erreichten wir, völlig erschöpft, am 29. Reisetage Mpwapwa, 220 Meilen von der Küste. Vor uns die 40 Meilen breite Wüste von Ugogo. Nach eintägiger Rast brachen wir auf. Unter Mittag ruhten wir im Schatten eines Baobabbaumes, ohne Nahrung kaufen zu können. Der nächste Marsch brachte uns bessere Gegend und etwas Wasser. In Ugogo erblickten wir die traurigsten Folgen der schlechten Ernte und Hungersnot. Stets bei Sonnenaufgang aufbrechend, marschirten wir eiligst 2 Stunden vorwärts, um dann genau 1 Stunde lang Frühstückspause zu machen. Wieder folgte ein schattenloser Marsch nach Mpara. Manche unserer Träger hatten ihre siebentägige Ration allzufrüh aufgezehrt und waren nun dem Verhungern nahe, so daß eine Extraration ausgegeben wurde. In der Nacht brach ein beispielloses Gewitter los, das unser Lager sofort in einen See verwandelte. Mein Bett war plötzlich von steigendem Wasser umgeben, auf dem meine Schuhe schwammen. Nur rascher Ortswechsel rettete uns. Nächsten Tags erreichten wir Unianguira, wo Nahrung zu haben war. Jetzt galt es, in 2 Tagen nach Muhalada und dann in 7 Tagen durch die glühende Wüste von Magunda Mkali zu marschiren, um das ersehnte Uniamwesi zu erreichen. Der Zustand der Karawane ließ am Gelingen zweifeln. Der übergroßen Hitze wegen brachen wir nachmittags auf. Am 24. November betraten wir die gefürchtete, unbewohnte Gegend. Mangel an Wasser und Nahrung brachte uns in äußerste Not, so daß uns einige Träger entliefen, deren Ladung wir preisgeben mußten. Noch zu rechter Zeit fanden wir bei Hitura nicht allein Wasser, sondern auch bebaute Felder ringsum, kurz, wir waren geborgen. Hier muß ich meines Tragesessels erwähnen, der sich sehr bewährt und allein mir die Reise ermöglicht hatte, denn er schützte mich vor Sonne, Regen und Dornen, und war stets an der Spitze der Karawane geblieben. Bei Magunda Mkali erfreute uns eine herrliche, wildreiche, mit Wasser gesegnete Umgebung. Nach 6 Tagen war der Hauptplatz Tabora in Sicht, auf dessen Markt alles zu haben war. Das neugierige Volk umdrängte meinen Sessel so, daß ich kaum von der Stelle kam. Fünf Tage lang genoß ich hier den lang entbehrten Schutz eines Hauses, dessen schlechte Luft aber weder mir noch meinem kranken Söhnchen gut bekam. Wir begrüßten daher den Aufbruch nach Urambo. Die Dörfer sind mit dichten Holzgittern umgeben, deren Eingänge so schmal, daß mein Tragesessel manchmal außen bleiben mußte. Wir setzten über den Malagarasifluß, dessen Ufer in dieser Jahreszeit weithin zum Sumpf geworden und nur schwer zu durchwaten waren. Am 2. Januar durchschritten wir in waldreicher Gegend den Lufugefluß. Nach 4 Tagen, meist durch Sumpf marschirend, zeigte sich uns die langersehnte, schimmernde Fläche des Tanganyikasees. Die letzte Strecke mußte mein Sessel durch den heftig strömenden Fluß getragen werden. Vor uns lag inmitten tiefgrüner Ölpalmen das sehnlichst erhoffte Udschidschi. Wir dankten Gott.

Udschidschi blieb, trotz seiner großen arabischen Häuser und des äußerst lebhaften Handelsverkehrs und des täglichen Marktes, doch weit unter meiner Erwartung. Es ist ein schmutziger, ungesunder Platz. Aber der Anblick des herrlichen Sees mit seinen steilen Felsufern entschädigt reichlich. Die früher dichtbewohnten Ufer sind leider durch die unmenschlichen Sklavenjagden zum großen Teile entvölkert. Trotzdem stehen die Eingeborenen auf weit höherer Stufe, als die an der Meeresküste. Sie bilden ein dankbares Feld für europäischen Einfluß. Soviel ist gewiß, daß hier der Sklavenhandel nicht blos ungeschmälert, sondern im denkbar schrecklichsten Maße blüht. Wollte man auch die Sklavenmärkte schließen, der Handel von Stamm zu Stamm im Innern würde dennoch fortdauern. Während des Jahres, welches ich am See zubrachte, zog ein ununterbrochener Transport von Sklaven vorüber, der zum großen Teile Absatz im Innern fand. Gesetz und Ordnung thut den kindischen Negern vor allen Dingen not. Sie würden sich gern der höheren Gewalt fügen, um in Ruhe und Frieden leben zu können. Gerade am Tanganyika haben die Missionare schon mit gutem Erfolge gewirkt, aber man soll nicht mit Bibelsprüchen anfangen, sondern mit nützlicher Unterweisung in Handarbeit.

Behufs Schiffsverbindung auf dem See war mein Mann eifrig mit dem Bau eines Hülfsdampfers am Südende des Tanganyika beschäftigt. Anstatt dieses Platzes bezogen wir am 20. Januar die Udschidschi gegenüberliegende Insel Kavala als dauernden Wohnsitz und Schiffsbauplatz. Da unser Dampfboot noch unvollendet war, kauften wir ein arabisches Boot. Kawala liegt hoch in der Mitte der Westküste und besitzt zwei gute Häfen mit tiefem Wasser, sehr gute Luft bei völliger Fieberfreiheit. Wenn auch unser Haus nur aus Lehm besteht, so überkam mich doch ein Gefühl [illegible] dankbarer Dankbarkeit, endlich nach

so gefährlicher Reise in Sicherheit zu sein. Vor allem widmete ich mich der häuslichen Einrichtung. Nach und nach traf unsere ganze Karawane ein, ferner das zerlegbare Dampfboot von Quilimane auf dem Sambesi, das andere über Land von Sansibar durch 1000 Träger befördert.

Mein erster Besuch im Dorfe erregte einen großen Zusammenlauf der Bevölkerung, die mich anstaunte, daß ich mir vorkam wie ein merkwürdiges Tier im Zoologischen Garten. Meine ganze Unterhaltung mit dem Häuptling bestand in gegenseitigem stummen Anblick, womit er auch befriedigt schien. Seiner Frau, d. h. derjenigen von 40, welche erschien, schenkte ich ein Stück Zeug. Wochenlang erfaßte ich nun jede Gelegenheit, Bekanntschaft mit den Negerinnen zu machen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sobald ich mich von den Mühsalen der Reise erholt und Jack wieder zu Kraft gelangt war, widmete ich mich vollständig der Erziehung der Negermädchen. Nachdem ihre erste Scheu überwunden, kamen deren immer mehr zu mir, sodaß ich regelmäßigen Unterricht in Lesen, Schreiben und Nähen anfing, mich der Suahelisprache bedienend. Bald erschienen meine Schülerinnen in selbstgefertigten Kleidern. Rasch wuchs die Zahl der Lernbegierigen, unter denen auch Jack Platz nahm, sodaß ein neues Schulhaus gebaut wurde. Das Betragen der 20 Mädchen von 7 bis 15 Jahren verdiente alles Lob. Durch die neuen Kleider angelockt, baten jetzt aber auch die jungen Frauen um Unterricht. Ich versuchte es, mußte aber davon abstehen. Zur Zeit der Saat und Ernte ist meine Schule wenig besucht, aber meine erste Klasse von 6 Mädchen näht sehr hübsch, liest, lernt Gebete und singt. Es ist unglaublich, welche Änderung die Kleidung und die Kenntnisse in dem Wesen der Mädchen hervorzaubert. Sie sind kaum wiederzuerkennen. Ich hoffe, dadurch auf ihre Familien günstigen Einfluß zu üben. Auf Bitten des Häuptlings hat mein Mann angefangen, die Knaben täglich kurze Zeit zu unterrichten. Aber sonderbar: für jede Arbeit verlangt der Neger Bezahlung. Wir sollten auch für die Arbeit unserer Schüler bezahlen. Das schlugen wir rund ab. Auf Wunsch der Neger wurde Sonntags öffentlicher Gottesdienst eingerichtet, an dem 20 Personen teil nahmen. So haben wir alle Hände voll zu thun, finden aber große Selbstbefriedigung und erfreuen uns bester Kraft und Gesundheit.

Wenn ich mich auch oft nach Unterhaltung mit einer Engländerin sehne, so fehlt es mir durchaus nicht an Gesellschaft, denn die 40 Weiber des Häuptlings besuchen mich oft — ein Geschenk erwartend. — 1886 schreibt die kühne Frau: Wir sind munter und gesund. Im März wütete ein furchtbarer Sturm, der unsere Schmiede umwarf. Der große Häuptling Msowa besuchte uns in großem Aufzuge, ebenso später ein weiblicher Häuptling, dessen Name durchaus keine poetischere Übersetzung zuläßt, als „das Schwein". Sie verlangte zu trinken. Da aber kein lebendes Wesen zusehen darf, wenn eine so hohe Persönlichkeit etwas zu sich nimmt, wurde ihr hinter unserem Zeltvorhang hervor ein Glas Wasser gereicht u. s. w. — Rings um den See sind zahlreiche gesunde Plätze, die sich zur Anlage von Missionsstationen trefflich eignen würden, um das begonnene Werk zu krönen. An Kräften fehlt es doch wahrlich in Europa nicht, um dem schwarzen Erdteile Licht zuzuführen. —

So weit die unerschrockene Frau. Wir können ihr unsere Anerkennung nicht versagen. Möchte es in Zukunft auch Deutschen gelingen, an dem großen Werke der Gesittung unserer schwarzen Brüder und Schwestern teilzunehmen. An Mut und Ausdauer fehlt es weder deutschen Männern noch Frauen. Gerade den letzteren erschließt sich ein Wirkungskreis, der die schönsten Erfolge verspricht. Haben deutsche Männer erst festen Fuß im dunklen Erdteile gefaßt, so wird die deutsche Frau nicht zurückbleiben. Der Weg ist gezeigt.

H.

Korrespondenzen.

Die Unterbringung der befreiten Sklaven.

Zu der Frage der zweckmäßigen Unterbringung der befreiten Sklaven geht uns noch folgende Mitteilung zu:

„Vor allen Dingen ist zu warnen vor der Einführung westindischer Neger. Bei genauerer Kenntnis der Missionsgeschichte erweist sich der von der Baseler Gesellschaft auf der Goldküste gemachte Versuch als ein entschiedener Mißgriff. Die Westindier sind als Bildungsfaktoren unter ihren ehemaligen afrikanischen Landsleuten im großen und ganzen nicht zu verwerten, da sie sich durch ihre, wenn auch noch so mangelhafte, Kultur über dieselben weit erhaben fühlen. Die Baseler Missionare haben mit jener Kolonie außerordentlich viel Not gehabt. Sie ist der Mission viel mehr zum Hindernis als zur Förderung geworden. Alles, was sich nach einer Reihe von Jahren von dem kleinen Reste der Ansiedler, die damals noch übrig geblieben waren, sagen ließ, war dies, daß sie noch immer mitten in der heidnischen Umgebung, wenngleich in Schwachheit, eine christliche Gemeinschaft darstellten. Soviel mir bekannt ist, hat nur einer dieser Westindier der Mission gute Dienste geleistet — aber das war eine Ausnahme, die die Regel nur bestätigt.

Was die Vorschläge im übrigen betrifft, so sind sie jedenfalls sehr wohlgemeint. Der Mangel an Sachkenntnis aber offenbart sich an dem einen Punkte, wenn man glaubt, die Freude am ungestörten Grundbesitz zu einem Bildungsmittel machen zu können, da wir ja durch ausführliche Erörterungen Ihres Blattes gelernt haben, daß der Afrikaner überhaupt kein Verständnis für den privaten Grundbesitz hat (der hier doch allein gemeint sein kann). Solche Grundbegriffe einer Nation lassen sich nicht über Nacht umwandeln.

Vor allem vermißt man an den Vorschlägen das Eingehen auf den Kern der Sache. Nicht die äußere Lage und die äußere Verwendung des befreiten Sklaven bildet die Hauptschwierigkeit, sondern sein innerer Zustand, ohne dessen Änderung er nie zu einem brauchbaren Menschen werden wird. Die Verkommenheit und Verwahrlosung afrikanischer Verhältnisse, wie ein Zweig derselben in dem Artikel über die Hexenprozesse (Nr. 22) treffend charakterisirt wird, hat ihren tiefsten Grund in dem Aberglauben und den heidnischen Religionsvorstellungen. Wenn der Verfasser sie lediglich vom politischen Standpunkte auffassen will, so verwechselt er dabei Ursache und Wirkung. Es läßt sich bei den Bantuvölkern jedenfalls nachweisen, daß die Häuptlingswürde selbst in der Religion wurzelt. Alles Elend, das sich aus dieser Quelle so reichlich über die unglücklichen Völker ergießt, ist in keiner Weise nachhaltig zu beseitigen, wenn nicht der inwendige Bann gebrochen wird. Ohne Mitwirkung der Mission also wird keine erfolgreiche Lösung der in Rede stehenden Frage möglich sein.

Ich möchte freilich keineswegs einer einseitigen Lösung derselben unter ausschließlich religiöser Einwirkung das Wort reden. In den betreffenden englischen Versuchen mag mancher Mißgriff gesehen sein. Wir sollten die Erfahrungen uns zu nutzen machen und das Lehrgeld sparen, was unsere englischen Vettern vor uns ausgiebig zahlen mußten, freilich meistenteils, ohne etwas zu lernen. Ihr Hauptversehen besteht darin, daß sie die sogenannten Naturvölker als eine tabula rasa nehmen, auf der sie die Linien europäischer Kultur zu zeichnen beginnen, unbekümmert um die fest wie mit ehernem Griffel im Laufe der Jahrhunderte dem Volksbewußtsein eingravirten Ordnungen. Was für Schwierigkeiten müssen z. B. entstehen, wenn man mit Menschen, die garnicht den Begriff des Grundeigentums haben, verhandelt, als wenn sie von Jugend auf in unsern Rechtsanschauungen aufgewachsen wären. Nur durch ein Eingehen auf die Eigentümlichkeiten der Afrikaner wird man zu einer richtigen Behandlung derselben kommen. Man vergleiche ein so wohl geordnetes, in den Grundzügen ganz nach Basutorecht eingerichtetes Gemeinwesen, wie z. B. Botschabelo in Transvaal,[1]) mit den nach europäischen Regeln angelegten und geleiteten Kolonien und wird ziemlich deutlich die Ursache des mangelhaften Gelingens der letzteren erkennen. Wollte man dagegen einwenden, daß auf der genannten Missionsstation Angehörige eines oder zweier Stämme gesammelt sind, so ist zu erwidern, daß erfahrungsmäßig in Afrika sehr verschiedene Stammesangehörige zu einer politischen Einheit verschmelzen, sobald sie unter einheitlicher Leitung Schutz und Sicherheit finden. Es sind daher dergleichen eminente Erfolge, wie der erwähnte, von der größten Wichtigkeit für eine richtige Lösung der Frage, was man mit den befreiten Sklaven zu thun habe.

D. R. Grundemann.

Eine amerikanische Kommunistenkolonie.

St. Louis.

Amerika ist seit Jahrhunderten das Land gewesen, wo jeder „nach seiner Façon selig werden" kann, und religöse wie wirtschaftliche Schwärmer und Sonderlinge aller Art haben bekanntlich von jeher dort eine Zuflucht gesucht. Von den religiösen Schwärmern waren aber viele sehr unternehmende Männer und hatten geistige Ziele viel weniger im Auge, als materielle. Hier in Amerika sind die Mormonen ein treffliches Beispiel, und nächst ihnen ist der kommunistischen Gemeinwesen zu gedenken, die in verschiedenen Teilen der Union bestanden haben oder noch bestehen; auch bei ihnen bilden religiöse Gesichtspunkte scheinbar wirtschaftliche, aber in der That das gemeinsame Band und die Triebfeder des Handelns. Am bekanntesten unter diesen kommunistischen Kolonien sind Oneida in New-York und Economy in Pennsylvanien, weniger bekannt und in den dem Schreiber dieser Zeilen zugänglichen deutschen Büchern gar nicht erwähnt ist die Kommunistenkolonie Amana in Jowa. Die Stammgemeinde dieser Kolonie kam im Jahre 1842 unter Führung von Christian Metz von Deutschland nach Amerika und siedelte sich bei Buffalo in New-York an. Von dort siedelte die Gemeinde im Jahre 1855 nach ihrem jetzigen Besitztum Amana über, welches im östlichen Teil des County Jowa im gleichnamigen Staate liegt. Dort besitzen die „Amaniten" ein Grundstück von 7 englischen Meilen im Quadrat, auf welchem sie, etwa 2000 Köpfe stark, in den Ortschaften Homestead, Groß-Amana, Mittel-Amana, Klein-Amana, West-Amana, Süd-Amana und Ost-Amana wohnen. Die nächste größere Stadt ist Jowa City, welche 23 englische Meilen östlich von Homestead liegt. Die Art ihrer Ansiedelung weicht vollkommen von der amerikanischen ab und ist für die Amerikaner ein Gegenstand der Verwunderung, denn der Amerikaner kennt nur den Farmer, der mitten auf seinem Besitztum wohnt, sodaß sich die Farmhäuser vollkommen auf der Kulturfläche zerstreuen, während die Amaner nach deutscher Sitte richtige Dörfer angelegt haben, in der Art, daß sich ihre Wohnungen zu beiden Seiten einer langen Straße hinziehen; sie konnten es um so leichter thun, als sie ihre Felder gemeinsam bestellen. Im Dorfe selbst aber weicht vieles von allgemein deutscher Art ab, denn die sämtlichen Stallungen und Scheunen befinden sich zusammen an einem Ende der Ortschaft. Dort kann man die schönen glatten Pferde und die stattlichen Ochsen der Amaniten in Augenschein nehmen, und mit Staunen sieht der Amerikaner dort, was er sonst nicht so leicht vor Augen bekommt: ungeheure Erntewagen, die von vier kräftigen Ochsen der Scheune zugeführt werden. Außer diesen gemeinsamen Wirtschaftsgebäuden findet man nur noch bei dem Gasthause einen Stall. Die Häuser der Amaniten sind alle in gleichmäßigem, einförmigen Stil erbaut, zweistöckig und ohne anderen Schmuck als etwa ein Weinspalier. In Bezug auf das Material herrscht indessen Verschiedenheit, denn es finden sich Häuser von Stein, von Ziegeln und von Holz. In jeder der Ansiedlungen befindet sich je eine Werkstatt der wichtigsten Handwerke, sowie ein Kaufladen, in welchem eine bescheidene Auswahl von Waaren zu finden ist. Drei Ärzte sorgen für die Gesundheit der ganzen Kolonie.

Die Tracht der Amaniten ist überaus einfach. Die Männer sehen wenig auf guten Schnitt ihrer Kleider, sondern sind zufrieden, wenn dieselben bequem sitzen und dauerhaft sind. Die Frauen pflegen sich in blauen Kattun zu kleiden und tragen schwarze Mützen. Ganz im Gegensatz zu den Sitten, die sonst in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten herrschen, ist der Ver-

[1]) Wir werden später einen Artikel über diesen Gegenstand bringen, der besonders in kolonisationstechnischer Beziehung von großer Bedeutung ist. D. R.

Digitized by Google

der Geschlechter ein äußerst beschränkter, so daß die jungen Leute kaum kommen, ein Mädchen so nahe kennen zu lernen, wie es für die Eheschließung wünschenswert ist. In jedem Dorfe finden sich drei Küchen, in welchen die Bewohner gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen. Jeder Küche steht eine Frau vor, der aber andere Frauen und Mädchen zur Hilfe beigegeben werden. Das Brot wird in der großen Bäckerei jedes Dorfes hergestellt und den Küchen geliefert. In jeder Küche stehen drei große Tische, die mit Wachstuch überzogen sind. Bänke stehen an ihren Längsseiten, Stühle an den Enden. Gewöhnlich essen Männer und Frauen an gesonderten Tischen; läßt sich dieses aber nicht thun, so sitzen sie einander gegenüber, und die Unterhaltung ist spärlich und trocken. Die Kost, welche in den Küchen zubereitet wird, ist einfach, aber schmackhaft, kräftig und nicht ohne Abwechslung. Nach deutscher Sitte werden nicht weniger als fünf Mahlzeiten täglich genossen: erstes Frühstück um 6 Uhr, zweites Frühstück um 9, Mittag um 12, Vesper um 3 und Abendbrot um 6 Uhr.

Der Fremde muß sich in den Gasthöfen wohl oder übel den Ortsgebräuchen fügen und darf mit seinem Bierdurst nicht über das den Amaniten gestattete Quantum hinausgehen.

Die Amaniten beschäftigen sich mit Ackerbau und Industrie, und die Erzeugnisse ihrer ackerbauenden Thätigkeit sind in den Nachbarstädten nicht weniger geschätzt wie die Produkte ihrer Industrie im ganzen Staate und noch darüber hinaus. Die größten industriellen Anlagen befinden sich in Groß-Amana, nämlich eine Wollenweberei, eine Fabrik von Druckattunen und eine Mahlmühle. Die verwendete Triebkraft ist die des Wassers. Ein mehrere englische Meilen langer und 30 Fuß breiter Kanal führt das Wasser herbei, welches durch fünf Turbinen ausgenutzt wird. Es sind auch Vorrichtungen für Dampfbetrieb vorhanden, doch pflegt das Wasser zu genügen. Ähnliche industrielle Anlagen sind in Mittel-Amana. Die Fabriken sind oft mit Bestellungen so reich versehen, daß sie den Anforderungen kaum genügen können.

Durch ihren Fleiß haben die Amaniten es dahin gebracht, daß ihr Besitztum einen ganz bedeutenden Wert hat; derselbe wird auf sieben Millionen Dollars geschätzt. Aller Gewinn geht in eine gemeinsame Kasse, aus welcher jedes ordentliche Gemeindemitglied jährlich eine bestimmte Summe erhält. Wer an diesen Glücksgütern der Amaniten Teil haben will, kann sich zum Eintritt in ihre Gemeinde melden. Er muß dann zwei Jahre für Kost und Kleidung arbeiten und am Ende dieser Frist seinen Besitz an Geld in die gemeinsame Kasse abliefern. Wünscht er je wieder aus dem Gemeindeverbande loszukommen, so erhält er den Betrag seiner Einlage ohne Zinsen zurück. Es ist begreiflich, daß bei diesem System die Kassen der Amaniten immer wohl gefüllt sind.

An der Spitze der ganzen Kolonie steht ein „durch Inspiration" gewählter Leiter, während die einzelnen Dörfer durch gewählte Vertrauensmänner, trusters, verwaltet werden.

Dem hohen materiellen Wohlsein der Amaniten steht keine entsprechende geistige Regsamkeit gegenüber; geistiges Leben und ehrgeiziges Streben sind bei ihnen so gut wie unbekannt, wie dem Fremden schon die Züge der Gemeindemitglieder, mit denen er in Berührung kommt, verraten. Auch Lustbarkeiten, Spiele und Unterhaltungen finden wenig Anklang bei ihnen, und schon die Kinder werden auf stetige Beschäftigung mit nutzbringender Arbeit hingewiesen. Die Amaniten kümmern sich nicht viel um die Welt außerhalb ihrer Kolonie, wenn man sie nur ihren eigenen Gang gehen läßt. T.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Erklärung.

In mehreren Zeitungen, zuerst in der fortschrittlichen „Danziger Zeitung" und dann in dem „Deutschen Tageblatt", ist gegen Ende vorigen Monats ein identischer Schmähartikel gegen die Deutsche Kolonialgesellschaft erschienen, welcher, unter dem Deckmantel der Kolonialfreundlichkeit einhersegelnd, da er angeblich aus Berliner kolonialen Kreisen stammen sollte, doch so viele faktische Unrichtigkeiten und falsche Behauptungen enthält, daß es angezeigt ist, ihn näher zu beleuchten. Wir thun dies mit einem gewissen Widerstreben, da wir der Meinung sind, daß die Mitglieder der Gesellschaft, welche einigermaßen aufmerksam die Berichte über die Geschäftsthätigkeit verfolgt haben, über diesen Gegenstand im Klaren sind und wir schon früher Gesagtes nur wiederholen könnten. Das Hauptargument, welches der Verfasser des Schmähartikels gegen die Deutsche Kolonialgesellschaft ins Feld führt, besteht darin, daß er behauptet, 94 907,77 *M.* seien für Bureaukosten und die Kolonialzeitung im vorigen Jahre verausgabt worden. Diese Behauptung ist unwahr. Die Ziffer der Ausgaben, welche richtig angegeben ist, hat der Verfasser aus dem offiziellen Jahresbericht genommen, aber er hat entweder versäumt, was selbst der unfähigste Reporter kaum unterläßt, die einzelnen Positionen, aus welchen die Schlußsumme sich zusammensetzt, durchzusehen, oder hat absichtlich verheimlicht, daß in jener Summe auch die Ausgaben für die verschiedenen Thätigkeiten der Gesellschaft enthalten sind. Die Zeitung hat im verflossenen Jahre 51 049,16 *M.* gekostet. So hoch die Ausgabe an sich ist, so wird sich Niemand wundern, der in der Lage ist, sich ein sachliches Urteil darüber zu bilden, was ein wöchentlich erscheinendes Blatt von dem Umfange der Kolonialzeitung bei einer Auflage von 18 500, welches unentgeltlich den Mitgliedern, darunter einer großen Anzahl Kreuzbandempfänger und überseeischen Mitgliedern, zugestellt werden muß, kostet. Es ist bekanntlich mit Rücksicht auf diese Kosten beschlossen worden, vom 1. Juli ab die Zeitung, um einen halben Bogen verstärkt, nur vierzehntägig erscheinen zu lassen, um dadurch Ersparnisse zu machen. Nach Abzug der Kosten für die Zeitung verbleiben noch 43 858,66 M., von welchen also behauptet wird, sie seien für Büreauunkosten draufgegangen. Es fällt aber sofort bei der Durchsicht der Aufrechnung der Ausgaben im Jahresbericht in die Augen, daß das Konto für unvorhergesehene Ausfälle an Außenständen (schuldige Beitragsgelder) allein auf

M. 6 945,13

beziffert ist. Sodann haben wir die kolonisatorischen Thätigkeiten zu berücksichtigen, von denen der unzufriedene Anonymus allerdings nichts wissen zu wollen scheint. In den obigen Ausgaben sind nämlich enthalten die aufgewendeten Mittel für

a) die Verbreitung von Kartenmaterial, Schriften, Nama-Wörterbuch 2c. . . . . = 2 195,60
b) die Bibliothek (dieselbe wird in ganz Deutschland von unsern Abteilungen benutzt) . . . = 1 165,21
c) die Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen der Abteilungen oder behufs Bildung der Abteilung . . . . . = 4 684,36
d) die Ausstellung von kolonialen Wanderversammlungen . . . . . = 331,49
e) die Porti . . . . . = 2 773,60

die deshalb nicht als Büreauunkosten zu rechnen sind, weil sie für Zwecke des Vereins, nicht für Unterhaltung des Büreaus aufgewendet werden,

f) endlich sind für die unentgeltliche Auskunfterteilung 2c. die Ausgaben nicht als Büreauunkosten anzusehen; die Ausgaben für Zeitungen aus dem In- und Auslande . . . . . *M.* 383,75
Verschiedenes . . . . . = 714,86

zusammen . . = 1 098,61

dienen zu den allgemein nützlichen Zwecken der Gesellschaft, nicht aber der Unterhaltung des Büreaus.

Außerdem wird auch der Posten Generalversammlungen = 1 022,76

zusammen . . *M.* 20 216,76

als eine Ausgabe zu gunsten der Unterhaltung des Büreaus von niemandem angesehen werden, der prüft oder weiß, wofür diese Ausgaben gemacht sind.

Diese Summe von 20 216,76 M. von den 43 858,66 M. abgezogen, ergiebt 23 641,90 M. eigentliche Büreauunkosten, also Gehälter, Büreaumiete, Büreaubedarf, Heizung, Licht u. s. w. Die einzelnen Positionen dafür sind in Ansehung der Leistungen des Büreaus nicht nur nicht übertrieben, sondern Ansätze einer durchaus sparsamen und gewissenhaften Wirtschaft. Da es uns nicht daran liegen kann, uns in eine unfruchtbare Zeitungspolemik mit Gegnern einzulassen, welche das Visir nicht offen haben, lassen wir es bei diesem Beispiel bewenden, um die bona fides dieses Sprechers „aus kolonialen Kreisen" zu zeigen. — Die oben angedeuteten Angriffe wurden aber noch überboten durch einen Artikel des Berliner Tageblattes vom 8. Juni gegen die Deutsche Kolonialgesellschaft. Wir enthalten uns, darüber heute etwas zu sagen, da sich das Blatt vor dem Strafrichter deswegen zu verantworten haben wird. Nur das sei hier bemerkt, daß die in dem Artikel gegen die Kolonialgesellschaft und deren Geschäftsführung erhobenen Vorwürfe auf gänzlich unwahren oder doch sehr entstellten thatsächlichen Behauptungen beruhen. Der Verdacht liegt nahe, daß wir es hier mit einem Akt der Rache seitens eines kürzlich durch das Büreau der Gesellschaft entlassenen Beamten zu thun haben.

— Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 6. Juni in den Geschäftsräumen unter dem Vorsitz Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers v. Hofmann eine Sitzung ab. An Stelle des durch Berufspflichten behinderten Herrn Dr. Schroeder wurde Herr Dr. E. Lange als Mitglied der Preßkommission gewählt. Unter den geschäftlichen Angelegenheiten ist zu erwähnen, daß die Satzungen der Abteilung Hildesheim genehmigt worden. Der Ausschuß nimmt Kenntnis von einem Schreiben der Abteilung Itzehoe, in welchem gegen den Beschluß des Ausschusses vom 17. Mai, betreffend die Mitgliedschaft zur Abteilung und Hauptgesellschaft, Einwendungen gemacht werden. Der Ausschuß konstatirt demgegenüber nochmals, daß es wider die Satzungen ist, daß eine Abteilung Mitglieder haben kann, welche nicht zuerst Mitglieder der Hauptgesellschaft sind. Der Ausschuß nimmt Kenntnis von einem Schreiben der Abteilung Dresden. Der Vorstand dieser Abteilung hat einmütig den Beschluß gefaßt, die Verteilungsgebühr für das Austragen der Zeitung bereits vom 1. Januar ab auf die Abteilungskasse zu übernehmen. Es kam auch der schon erwähnte Schmähartikel der „Danziger Zeitung" zur Sprache. Es ist in diesem Artikel auch u. a. behauptet, daß Parteiungen in der Kolonialgesellschaft beständen, und deutlich darauf anspielt, daß infolge der Nichtberücksichtigung einiger Herren bei der letzten Vorstandswahl eine Sezession nicht ausgeschlossen sei. Der Ausschuß verurteilte einstimmig jeden derartigen Versuch, durch Verbreitung entstellter Angaben Zwietracht und Mißstimmung zu erregen, als ein illoyales Vorgehen. Jeder, der eine von der Geschäftsleitung abweichende

Digitized by Google

Meinung, der Wünsche oder Vorschläge geltend zu machen habe, sei als Mitglied der Gesellschaft ebenso sehr verpflichtet wie berechtigt, seine Anliegen an zuständiger Stelle: bei der Abteilung, dem Vorstande oder gelegentlich der Hauptversammlung zum Ausdruck zu bringen. Alle bisher an den Ausschuß oder Vorstand gelangten Wünsche und Vorschläge seien stets mit Sorgfalt geprüft worden, dies werde auch in Zukunft geschehen. Den Bestrebungen unzufriedener Kreise aber, welche, anstatt sachliche und ausführbare Anträge zu stellen, gegen die Gesellschaft den öffentlichen Vorwurf der Unthätigkeit erheben und auf eine neue Trennung hinarbeiten, müsse nach der einstimmigen Ansicht des Ausschusses mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden, und zwar nicht blos von der Gesamtleitung, sondern auch von den Vorständen der einzelnen Abteilungen. — Am 11. d. M. hielt der Ausschuß unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher abermals eine Sitzung ab, in welcher hauptsächlich über die Schritte beraten wurde, welche gegenüber einen neuerdings im „Berliner Tageblatt" erschienenen verleumderischen Angriff gegen die Geschäftsführung der Kolonialgesellschaft zu thun sind. Es wurde einstimmig beschlossen gegen das Blatt gerichtlich vorzugehen.

— Abteilung Bromberg. Auch die hiesige Abteilung ist im verflossenen Winter und Frühjahr nicht müßig gewesen, den kolonialen Gedanken sowohl im engeren Kreise der Abteilung zu pflegen, als auch das größere Publikum für denselben zu erwärmen. Am 8. November sprach Herr Gymnasiallehrer Dr. Schmidt über die Lage in Ostafrika und die Aussichten der Emin Pascha-Expedition. Am 17. Januar fand die satzungsgemäße Generalversammlung statt, wo die Neuwahl des Vorstandes erfolgte: Die Herren Professor Dr. Kleinert erster, Major z. D. von Bredow-Schrottersdorf zweiter Vorsitzender, Gymnasiallehrer Dr. Schmidt erster, Kaufmann Robert Dietz zweiter Schriftführer, Kaufmann H. Lindner, Schatzmeister. Am 24. Januar hielt das Abteilungsmitglied Herr Direktor der Höheren Töchterschule G. Nehlipp einen öffentlichen Vortrag über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarckarchipel; am 7. März sprach Herr Professor Dr. Kleinert über die Malaria, am 11. April Herr Gymnasiallehrer Dr. Schmidt über die erste Reise Wißmanns quer durch Afrika. Außerdem gelang es der Abteilung, Herrn Paul Reichard für einen Vortrag am 17. Mai über seine Reisen ins Quellgebiet des Kongo zu gewinnen. Die Abteilungsbibliothek, welche durch Anschaffung und Schenkung wertvoller Werke reicher geworden ist, wurde von den Mitgliedern eifrig benutzt.

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsch-Westafrikanische Kompanie Brueckner u. Komp.) In der am 6. Juni stattgehabten Generalversammlung der Mitglieder obiger Handelsgesellschaft, in welcher von den 900 stimmberechtigten Anteilscheinen 742 vertreten waren, wurde dem geschäftsführenden Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Nachdem der persönlich haftende Gesellschafter Herr Brueckner ausführlich die Beweggründe motivirt hatte, welche den Gesamtvorstand und die persönlich haftenden Gesellschafter veranlaßt haben, der Versammlung den vorliegenden Antrag zur Umwandlung der stillen Handelsgesellschaft in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien zu stellen, und nachdem auch der Syndikus der Gesellschaft, Herr Justizrat Haagen, die Notwendigkeit der Umwandlung bei dem Aufschwung, den die Kompanie genommen, vom juristischen Standpunkt aus hervorgehoben hatte, wurde einstimmig beschlossen, die stille Handelsgesellschaft aufzulösen und eine Kommanditgesellschaft auf Aktien unter gleicher Firma mit einem Kapital von 500 000 Mark zu gründen. Die Versammlung beschloß ferner einstimmig, das gesamte Gesellschaftsvermögen unter reichlicher Abschreibung sämtlicher bisher entstandenen Organisations-, Einrichtungs- und Handlungsunkosten mit zusammen 200 000 Mark mit nur 300 000 Mark in die neu zu begründende Kommanditgesellschaft einzubringen und dagegen Aktien in gleichem Betrage zu übernehmen. Für die übrigen 200 000 Mark sollen weitere 200 Aktien à 1000 Mark ausgegeben werden, welche von einem Konsortium übernommen sind. Zum Aufsichtsrat der neuen Kommanditgesellschaft auf Aktien wurden die Mitglieder des Gesamtvorstandes der alten Gesellschaft unter Vorsitz des Admirals a. D. Grafen von Hacke gewählt, während die persönlich haftenden Gesellschafter der alten Gesellschaft in gleicher Eigenschaft in die neue Gesellschaft übertreten.

— (Der Einführung von Chinesen in deutsche Kolonien) redet der in Shanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd" das Wort. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es wahrscheinlich nicht gelingen werde, die enorme, schlummernde Arbeitskraft der schwarzen Bevölkerung auszunutzen. Wir sind anderer Meinung. Die Versuche in Lewa in Ostafrika, und in einem gewissen Sinne auch die in Kamerun haben gezeigt, daß die Neger zur Arbeit zu erziehen sind. Die Einfuhr von Chinesen könnte nur als das letzte Mittel in Anwendung kommen, wenn alle anderen Versuche fehlgeschlagen sind, die auf einer größeren Basis zu unternehmen eine der ersten Aufgaben der Deutschen nach Wiederherstellung der Ruhe in Ostafrika wäre.

— (Hauptmann Wißmann) hat einen neuen Sieg in Ostafrika zu verzeichnen. Er hat laut telegraphischen Berichten am 6. Juni, nach Einleitung des Gefechts durch Feuer des Geschwaders, Saadani und Uwindji (wahrscheinlich das nördlich von Bogamoyo gelegene Dorf Whindi. D. R.) genommen und verbrannt. Auf deutscher Seite ein Mann tot, ein Offizier, ein Unteroffizier und sechs Schwarze leicht, Unteroffizier Wilke und ein Zulu schwer verwundet. Die Verluste des Feindes sind noch unbekannt. Ein Telegramm vom 8. meldet, daß die deutsche Macht auf einen ernsteren Widerstand zuerst südlich von Saadani gestoßen sei, indessen die Eingeborenen nach kurzer Zeit gefloben seien. Augenblicklich schweben Verhandlungen, von deren Ausgang es abhängt, ob die Deutschen Pangani angreifen werden.

— (Vom Kongo) ist eine sehr befremdliche Nachricht eingetroffen. Major Parminter, der Direktor der Kongogesellschaft, war in der Fallsstation und hat daselbst mit dem Araberhäuptling Tippu Tip eine Begegnung gehabt. Der Araber, dessen Loyalität bisher die Kongoregierung sehr lobte, fordert von dieser Regierung, da Deutschland die Einfuhr von Waffen und Munition an der Ostküste hindere, innerhalb sechs Monaten 200 Gewehre und Munition. Mit anderen Worten, Tippu Tip will der Herr des Fallsgebietes bleiben; erhält er die Gewehre nicht, so betrachtet er sich nicht mehr als Beamten des Staates.

— (Über die Neu-Guinea-Gesellschaft) wird nach auswärts geschrieben, daß Herr Arnold seine Reise nach der Südsee angetreten habe, um nach einem Besuche von Holländisch-Indien zum Zwecke des Studiums der dortigen Kolonialwirtschaft die Leitung der Kolonialverwaltung in Kaiser-Wilhelmsland zu übernehmen. Auf den Wunsch der Neu-Guinea-Kompanie hat bekanntlich die Reichsregierung ihr die Last der Regierungsgeschäfte — einstweilen interimistisch bis zur definitiven Genehmigung durch den deutschen Reichstag — abgenommen. Der erste Beamte der Gesellschaft kann somit in Zukunft seine Thätigkeit vollkommen auf die geschäftlichen Interessen konzentriren. Für Justiz und Verwaltung werden nunmehr ein kaiserlicher Kommissar und ein Kanzler, ebenso wie in den anderen Schutzgebieten, sorgen. Für letzteren Posten ist der nun schon seit Jahren auf Neu-Guinea als Richter erfolgreich thätige Assessor Schmiele gewonnen worden. Der Kommissarposten ist dem bisherigen Landeshauptmann, Geh. Oberpostrat Krätke, angeboten worden. Doch zieht derselbe vor, nach Deutschland zurückzukehren. Sein Amt wird daher einer anderen, seit langem mit überseeischen Verhältnissen vertrauten Persönlichkeit übertragen werden, von der man ein einträchtiges Zusammenwirken mit der Oberleitung der Kompanie erhofft. Es ist gegenwärtig ein kleiner Stab guter Beamten herangebildet, welcher für die fernere Entwicklung der Kolonie das Beste erhoffen läßt. Wie bekannt, wird die Kompanie vor der Hand hauptsächlich den Tabakbau betreiben, da die Probepflanzungen verschiedener feiner Tabaksorten ganz vorzügliche Resultate ergeben haben. Es sind bereits größere Flächen an verschiedenen Küstenpunkten in Kultur genommen, und ohne unvorhergesehene Zwischenfälle dürfte im nächsten Frühjahr ein beträchtlicher Posten Neu-Guineatabak auf dem Weltmarkte erscheinen. Die Versuche bei dem Anbau anderer tropischen Gewächse, mit der Einbürgerung verschiedener Haustiere und vor allem die botanische und bergmännische Erforschung des Schutzgebietes werden übrigens daneben ohne Unterbrechung fortgesetzt und dürften sicherlich gleichfalls zu lohnenden Resultaten führen.

— (Der internationale Antisklaverei-Kongreß) wird in Luzern vom 4. bis 8. August tagen.

— (Die unter dem 25. März 1888 erlassene Bergordnung für Südwestafrika) hat, wie die „N. Allg. Ztg." schreibt, in der praktischen Handhabung zu mancherlei Anständen Anlaß gegeben, deren Beseitigung sowohl von den Kolonialgesellschaften, als auch von zu kolonialen Unternehmungen geneigten Einzelpersonen gewünscht wird. Nach den gewonnenen Erfahrungen erscheint es geeigneter, bei Regelung der Materie sich an die Gesetze der benachbarten englischen Kolonien und holländischen Republiken, wie Transvaal, Oranje-Freistaat, anzuschließen, als die Grundsätze der deutschen Berggesetze in Anwendung zu bringen. Im Anschluß an die genannten Vorbilder ist jetzt ein Entwurf aufgestellt worden, über welchen demnächst zwischen den beteiligten Ressorts und den beteiligten Kolonialgesellschaften kommissarische Beratungen stattfinden werden.

— (Sir H. Robinson) ist von seinem Amte als Statthalter der Kapkolonie zurückgetreten. Es wird uns darüber aus London geschrieben: „Durch freiwilligen Rücktritt hat Sir H. Robinson schließlich sich seines Amtes begeben. Der Minister für die Ansiedelungen glaubte daraufhin im Oberhause behaupten zu können: „Keinerlei Mißbilligung der von dem Oberbevollmächtigten in Süd-Afrika bisher befolgten Politik sei ausgesprochen worden; auch gedenke man nach wie vor mit der Transvaal-Republik und dem Oranje-Freistaat die freundlichsten Beziehungen fortzusetzen." Indessen schob doch Lord Knutsford die Bemerkungen dazwischen: es seien „neue Fragen" entstanden, welche der reiflichen Erwägung bedürften. Diese Fragen betreffen selbstverständlich Betschuana-Land und Matabele-Land; und hier gehen die Ansichten Robinsons von denen jener „großafrikanischen" Gruppe auseinander, durch welche sich die Londoner Regierung augenscheinlich im letzten Augenblicke hat umstimmen lassen. Man schreibt dies dem Einflusse einiger Männer zu, auf deren politische Bundesgenossenschaft das Ministerium Salisbury in der irischen Frage angewiesen ist. Lord Knutsford will zwar auch jetzt noch glauben machen, es sei nicht beabsichtigt, in südafrikanischen Dingen einen anderen Weg einzuschlagen. Wenn dies keine absichtliche Täuschung ist, so ist es eine sonderbare Selbsttäuschung des wohlmeinenden, aber vielleicht nicht besonders festen Mannes. Die besseren Kenner der Verhältnisse haben im Oberhaus und in der Presse bereits entschieden die Ueberzeugung ausgesprochen: England ziehe sich auf diese Weise schwere Gefahren zu, indem es mit der holländischen Bevölkerung am Vorgebirge in einen Widerstreit trete, der dort nur zur Förderung der Bestrebungen für gänzliche Unabhängigkeit führen werde. Die verblendeten Ratgeber oder Dränger Lord Knutsfords laden damit eine schwere Verantwortlichkeit auf sich. Herkules Robinson hat am Scheidewege den richtigen Pfad eingeschlagen, die Regierung den falschen, an dessen Ende für sie Kampf und Verwirrung liegt."

— (Der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien), über dessen Thätigkeit im verflossenen Geschäftsjahr wir noch jüngst eingehende Mitteilungen brachten, hielt am 1. Juni seine diesjährige Hauptversammlung im Hotel Kaiserhof unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von Monts ab. Der Verein zählt jetzt 711 Mitglieder und hat einen Vermögensbestand von nahe an 20 000 Mark. Die ausgelosten Vorstandsmitglieder wurden auf Antrag aus der Versammlung einstimmig wiedergewählt. Ein Antrag, die Resultate der Thätigkeit des Vorstandes öfter bekannt zu geben, fand Unterstützung. Der Vorstand gab eine dahingehende Zusage ab.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1479 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 25. Berlin, 22. Juni 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Kolonisation im großen Stil. Von Dr. Karl Kaerger. III. — Über die Haussaländer und die Deutsche Niger-Benuë-Expedition. Vortrag von Herrn P. Staudinger. — Dar-es-Salaam. Vortrag von Herrn A. Leue. — Koloniale Rundschau. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Quittungen.

Kolonisation im großen Stil.

Von Dr. Karl Kaerger.

III.

In den beiden vorhergehenden Artikeln haben wir Grundlagen und Folgen einer deutsch-brasilianischen Kolonisation im großen Stil nur nach der wirtschaftlichen Seite hin betrachtet. Es erübrigt nunmehr, uns auch die Frage vorzulegen, ob und inwieweit eine solche auch dem deutsch-nationalen Interesse zu dienen im stande wäre.

Das Thema, das ich hier anzuschlagen im Begriff bin, ist ein recht heikles. Auf der einen Seite müssen die deutschen Kolonialschwärmer, die, wenn irgend möglich, eine politische Annexion eines Teiles von Brasilien offen oder heimlich als erstrebenswertes Ziel einer deutschen Kolonialpolitik vor Augen haben, auf der andern Seite die brasilianischen Chauvinisten bekämpft werden, die eine vollkommene Verschmelzung der Einwanderer mit den Brasilianern als wahres Ziel der brasilianischen Bevölkerungspolitik aufzustellen geneigt sind. Jenen muß entgegengetreten werden, weil man sonst das entschiedene Mißtrauen, welches auch unbefangen urteilende Brasilianer gegenüber der deutschen Einwanderung nicht verbergen können, bis zu einer gefährlichen Höhe steigern könnte, und diesen muß entgegengehalten werden, daß die deutschen kolonialen Kreise für eine Auswanderung nach Brasilien sich überhaupt nur durch die Hoffnung erwärmen lassen, daß die Deutschen in Brasilien ihr Deutschtum besser bewahren könnten, als sie es in Nordamerika gethan haben.

Von einer politischen Annexion eines Teils Brasiliens sprechen kann nur derjenige, der niemals jenes Land gesehen hat, und der sich unter ihm ein Staatengebilde vorstellt, wie sie etwa von den kleinen Fürsten von Indien beherrscht werden. Man vergißt ganz, daß wir es mit einem vollständig zivilisirten Staate zu thun haben, mit welchem wir, um ihm einige Provinzen zu entreißen, einen regulären Krieg führen müßten. Wenn wir nun über den Ausgang eines Krieges zwischen Brasilien und Deutschland auch keinen Augenblick im Zweifel zu sein brauchten, so möge man doch bedenken, daß ein solches völkerrechtswidriges Verhalten die ganze zivilisirte Welt gegen uns aufbringen, und daß wir ganz zweifelsohne nicht nur Brasilien, sondern auch Nordamerika und England uns als Feinde gegenüber sehen würden. Nur eine wahrhaft kindliche Phantasie kann sich also ernsthaft mit diesem verschrobenen Gedanken abgeben.

Eine andere Frage ist es dagegen, ob die Deutschen Brasiliens nicht die Möglichkeit haben, einen legalen politischen Einfluß in Brasilien auszuüben, und ob in dieser Beziehung die Verhältnisse sich nicht noch günstiger gestalten könnten.

Viel allerdings ist hier schon erreicht. Die neuere Gesetzgebung erkennt den naturalisirten Fremden das aktive und passive Wahlrecht für alle Wahlstellen zu, und die Deutschen haben von diesem Recht auch einen verhältnismäßig umfangreichen Gebrauch gemacht. Sie haben einen Abgeordneten in den Reichstag, mehrere Abgeordnete in die Provinzialversammlungen der Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina geschickt, und es giebt eine große Reihe städtischer Verwaltungen (Munizipal-Kammern) in letztgenannten Provinzen, in denen sie die Mehrheit, und auch eine Anzahl solcher in Paraná und São Paulo, in denen sie etliche Vertreter haben. Leider ist aber der thatsächliche Einfluß, den das Deutschtum durch diese Vertretung auf den Gang der Politik, insbesondere auf die wirtschaftliche Gesetzgebung und die Verwaltung, ausüben kann, bisher nur ein geringer gewesen, und zwar infolge des zentralistischen Systems, mit welchem Brasilien regiert wird.

Naturgemäß ist die Vertretung des Deutschtums im Reichstag, weil nur von einem einzigen Abgeordneten ausgeübt, eine fast gar nicht ins Gewicht fallende, und sie wird selbst bei einer sehr verstärkten Einwanderung, da eine solche stets nur nach einem beschränkten Gebiet des ungeheuren Reiches sich richten kann, immer eine verhältnismäßig geringe bleiben.

Die Körperschaften dagegen, in denen die Deutschen vielfach in der Mehrheit sich befinden, haben so gut wie gar keine thatsächliche Macht, da alle ihre Beschlüsse der Bestätigung durch den Provinzpräsidenten unterliegen, und dieser es daher in der Hand hat, aus deutschfeindlicher Gesinnung die Ausführung von Beschlüssen, welche das Deutschtum zu stärken geeignet sind, z. B. die Errichtung deutscher Schulen, kurzer Hand zu verhindern.

In der Mitte, sowohl hinsichtlich des Machtbereichs wie hinsichtlich der Anzahl der deutschen Abgeordneten, stehen die Provinzialversammlungen.

Die Entwicklung der politischen Zustände Brasiliens drängt aber nun mit Entschiedenheit auf eine Verschiebung der Rechtsverhältnisse hin. Durch das ganze Land geht seit vielen Jahren schon der Ruf nach einer größeren Dezentralisation von Gesetzgebung und Verwaltung. Der Grad, in welchem dieselbe von den verschiedenen Politikern und Nichtpolitikern angestrebt wird, ist ein verschiedener. Während die Einen die Separation, also eine völlige Zerteilung des Reiches in eine Anzahl nur völkerrechtlich mit einander verbundener Staaten wollen und dabei sich meistenteils dieses so entstandene Staatengebilde als Republik denken, verlangen Andere nur eine völlige gesetzgeberische und verwaltungsrechtliche Autonomie der Provinzen in allen Angelegenheiten mit Ausnahme von Militär und Marine und Wahl der Provinzpräsidenten durch die Vertreter der Provinz selbst, und würden sich noch Andere mit der bestehenden Verfassung begnügen, wenn nur die Einnahmen der einzelnen Provinzen in der Hauptsache diesen selbst zu gute kämen, die Provinzen also eine Art Finanzautonomie erhielten. Daß bei diesen Zeitströmungen eine Dezentralisation irgend welcher Art eintreten wird, ist kaum zu bezweifeln, hat doch selbst vor einigen Monaten der Staatsmann Brasiliens, auf dessen Energie und Fähigkeiten man die meisten Hoffnungen für die Zukunft setzte, der gegenwärtige Ackerbauminister Antonio Prado, ein Paulistaner, in öffentlicher Rede sich unumwunden als einen Anhänger der Dezentralisationspolitik erklärt. Ist eine solche aber durchgeführt, dann wird es auch den naturalisirten Deutschen möglich sein, einen größeren Einfluß in öffentlichen Dingen zu erreichen und einmal ihre wirtschaftlichen Interessen besser als bisher zu verteidigen, zweitens aber auch diejenigen Mittel, welche der Stärkung des Deutschtums dienen könnten, in energischer Weise durchzuführen.

Denn nur, insoweit die Deutschen nach dieser Richtung hin thätig sind, können sie die Sympathien des Mutterlandes mit all' ihren Bestrebungen beanspruchen. Daß es unsern ehemaligen Landsleuten im Auslande individuell gut gehen möge, ist gewiß der Wunsch eines

Digitized by Google

jeden Deutschen, allein wer in der Beförderung dieses Wohlergehens, sei es auch nur theoretisch, durch Erforschung der für die Auswanderung geeignetsten Gebiete thätig ist, erfüllt nur einen humanitären, nicht aber einen nationalen Zweck, so lange er sich nicht auch die Frage zur Beantwortung vorlegt: Können und wollen die Deutschen in einer für ihr individuelles Wohlergehen geeigneten Gegend auch ihr Deutschtum, also insbesondere deutsche Sprache und deutsche Sitte, und die Liebe zur deutschen Heimat bewahren. Denn nur wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sind, können wir aus der Ansiedelung von Deutschen im Auslande für die Entwickelung unser Nationalwirtschaft, insbesondere unseres Exports und unserer Seeschiffahrt und indirekt für unseren Nationalcharakter günstige Folgen erwarten.

Es fragt sich nun, wie weit ist in Brasilien bisher diese Bedingung erfüllt worden?

Was zunächst die Bewahrung der deutschen Sprache und Sitte betrifft, so giebt man sich nach dieser Hinsicht in Deutschland entschieden zu großen Illusionen hin. Die deutsche Sprache wird nur dort treu bewahrt und auf Kinder und Kindeskinder vererbt, wo die Deutschen in größeren Gemeinschaften zusammenwohnen und sich von der ehelichen Vermischung mit Brasilianern fern halten. Solche Niederlassungen wie Dona Francisca, Blumenau und, soviel ich gehört habe, auch die meisten Kolonien in Rio Grande do Sul halten an ihrer Muttersprache unentwegt fest. Dort sorgen auch eine große Anzahl von Gemeindeschulen dafür, daß die Kinder in deutscher Sprache unterrichtet werden, ja in Dona Francisca ist sogar seit mehreren Jahren bereits ein Realgymnasium in Funktion, welches von den wohlhabenderen Bewohnern Joinvilles gegründet und unterhalten, unter der Leitung eines früheren Lehrers an einem deutschen Realgymnasium sehr befriedigende Resultate liefert. Auch in Blumenau ist man in jüngster Zeit dazu geschritten, eine Schulanstalt mit ähnlichen Zielen, wie die von Joinville ins Leben zu rufen. Aber selbst in diesen deutschen Kolonien bleiben die Kinder aus einer deutsch-brasilianischen Ehe, insbesondere dann, wenn die Mutter der brasilianische Teil ist, fast niemals deutsch, sondern werden in Sprache und Sitte zu vollkommenen Brasilianern.

Schlimmer noch geht es mit deutschen Familien, welche vereinzelt unter Brasilianern verstreut leben. Hier werden nicht nur die Kinder der Einwanderer mit absoluter Unfehlbarkeit durch und durch verbrasilianert, sondern diese selbst nehmen nur zu oft Wesen und Sitten und für den täglichen Verkehr auch die Sprache ihrer Nachbarn an.

Ich habe in dieser Beziehung gerade in der Provinz São Paulo höchst lehrreiche Erfahrungen sammeln können. Wenn vielfach behauptet worden ist, daß die Fazendenkolonisten dieser Provinz, und zwar gerade deswegen, weil sie auf brasilianischen Fazenden Jahre lang als Arbeiter beschäftigt gewesen seien, in Gegensatz zu den selbständigen Kleingrundbesitzern ihr Deutschtum verloren hätten, so entspricht dies den Thatsachen in keiner Weise. Gerade auf den Fazenden, wo stets eine größere Anzahl von deutschen Familien in dorfweise angelegten Kolonien zusammen wohnten, sehr häufig sogar einer Schule mit deutschem Lehrer sich erfreuten, haben die Deutschen ihre Sprache und Sitte ganz vorzüglich erhalten und ungeschwächt auf ihre Nachkommen übertragen. Ich habe diese Beobachtung sowohl dort machen können, wo die Kolonisten, wie z. B. in Cresciumal, einer Fazenda in der Nähe der Station Leme an der Paulista-Eisenbahn, teilweise schon 10 bis 15 Jahre dort waren, weil sie ihr behagliches und sorgenfreies Leben dem verantwortungsreichen Dasein als selbständige Grundbesitzer vorzogen, und deshalb, obwohl sie es nach ihrem eigenen Ausspruch gekonnt hätten, sich kein Kapital zum Ankauf eines Grundstücks zurückgelegt hatten, als auch dort, wo frühere Fazendenkolonisten sich in größerer Anzahl zusammengefunden, und aus eigener Initiative eine Kolonie von selbständigen Grundbesitzern gegründet haben, wie das insbesondere in Pires, Friedburg, Rocinha und Ribeirão der Fall ist. In Pires und Friedburg hört man kein Wort brasilianisch und es giebt dort viele Kinder, denen diese Sprache überhaupt fremd ist. In beiden Kolonien wird deutscher Unterricht erteilt, und in Pires lebt ein deutscher Prediger. Den Friedburgern ist schon zu wiederholten Malen nahe gelegt worden, sie möchten sich doch um die Gewährung einer staatlich unterstützten Schule bewerben, aber da sie in diesem Falle auch die Einsetzung eines brasilianischen Lehrers sich hätten gefallen lassen müssen, so haben die wackern Pommern und Holsteiner standhaft diesen Lockungen widerstanden, haben nach wie vor ihren Lehrer aus eigenen Mitteln besoldet und an die Spitze der Satzungen ihres Schulvereins den Satz gestellt: In der Schule in Friedburg darf nur ein deutscher Lehrer in deutscher Sprache unterrichten.

Ganz anders dagegen fand ich es bei den Familien bestellt, welche sich vereinzelt unter Brasilianern niedergelassen hatten. Die Kinder derselben waren durch den steten Umgang mit ihren brasilianischen Nachbarn zum größten Teil derartig entdeutscht, daß sie die deutsche Sprache überhaupt nicht mehr verstanden, und daher die Eltern genötigt waren, in einer andern als der „Muttersprache" mit ihnen zu verkehren. Und diesen Zustand fand ich nicht etwa nur in den Familien früherer Fazendenkolonisten, sondern auch in denen der früheren Kleingrundbesitzer, welche im Jahre 1828 von der brasilianischen Regierung in S. Amaro, 13 Kilometer von São Paulo entfernt, angesiedelt worden waren, später aber sich weiterhin unter die Brasilianer verstreut hatten. Ich sehe ihn noch vor mir, den alten, ehrwürdigen Greis, der als Junge mit seinen Eltern herübergekommen war, später sich selbständig gemacht und sich ein kleines Vermögen erspart hatte, dieses aber einer vollständig verbrasilianerten, keines deutschen Wortes mächtigen Nachkommenschaft hinterlassen mußte. Alle möglichen alten Schriften, Kalender, Zeitungen, Unterhaltungsbücher, alle in deutscher Sprache, kramte er hervor, um mir seine geistigen Schätze zu zeigen, und als ich mein freudiges Erstaunen über ihre große Menge ausdrückte, da antwortete er wehmütigen Tones: Und wem soll das alles einmal nach meinem Tode zu gute kommen? Meine Kinder — die werden den alten Plunder bald verbrannt haben.

Welch niederschlagendes Resultat für die Erhaltung des Deutschtums ergeben diese Thatsachen! Ist nur ein Teil der Eltern brasilianisch, so vermag der Umgang mit den deutschen Nachbarkindern, so vermag die deutsche Schule nichts gegen die Macht des elterlichen Hauses, der eine brasilianische Elternteil zieht die Kinder unweigerlich in seine Sprachgemeinschaft hinein. Leben aber die Deutschen in brasilianischer Umgebung, so ist der Einfluß des Elternhauses, selbst wenn beide Elternteile deutsch sind, ohnmächtig gegenüber dem Einfluß des Verkehrs mit den brasilianischen Nachbarkindern. Ja, diese Gewalt der brasilianischen Sprache geht sogar soweit, daß selbst in der Stadt São Paulo, wo die zahlreiche, wohlhabende deutsche Kolonie eine eigene Schule ins Leben gerufen hat, in welche natürlich fast nur deutsche Kinder geschickt werden, diese doch, wenn sie unter sich sind — wie ich das bei dem dortigen Schulfest habe beobachten können — lieber brasilianisch als deutsch sprechen.

Ganz toll wird die Sache aber nun da, wo beide entdeutschende Momente zusammentreffen. Etwa 30 km von Curityba, Hauptstadt der Provinz Paraná, entfernt, traf ich einen gebildeten Deutschen, der eine Brasilianerin geheiratet und sich mitten unter Brasilianern niedergelassen hatte. Was für eine Familie hatte dieser Mann sich geschaffen! Nicht nur, daß keines seiner zahlreichen Kinder auch nur ein einziges Wörtlein deutsch verstand, war auch der ganze Haushalt nach brasilianischem Schnitt eingerichtet, und das will sagen, sein Haus bildete ungefähr den vollständigen Gegensatz von dem, was wir unter einem „gemütlichen Heim" zu verstehen gewohnt sind. Auch dieser Mann wurde, als ich einen Tag in seinem Hause zugebracht hatte, warm, und schüttete mir förmlich sein ganzes Herz aus. Anfangs habe er mit aller Energie angekämpft gegen die totale Verbrasilianerung seines Haushalts, schließlich aber habe er den ungleichen Kampf gegen Stumpfheit und Indolenz aufgeben müssen und sich mit Resignation in sein Schicksal gefügt. Alle Versuche, seine Lage in ökonomischer sowohl wie in geistiger Hinsicht zu verbessern, habe er aufgegeben, er lasse jetzt alles gehen, wie es eben gehe; er selbst sei schließlich auch von der Indolenz und Energielosigkeit des Brasilianertums angesteckt worden, sei selbst zu einem halben Brasilianer geworden.

Allein, wenn auch an vielen Orten die deutsche Sprache und Sitte gefährdet ist, die Liebe zur deutschen Heimat ist allerwärts in Brasilien gleich stark geblieben, und hat sich oftmals schon in glänzender Weise praktisch bethätigt. Mit Interesse verfolgt man die politischen Vorgänge in Deutschland und — was sehr bemerkenswert ist — stellt sich dabei stets auf Seite der regierungsfreundlichen Parteien. Die Opposition des Liberalismus ist dem Deutschen im Auslande etwas absolut unverständliches und verdammenswertes. Er, welcher die Einzelheiten der politischen und gesetzgeberischen Vorgänge nicht so genau zu verfolgen imstande ist, hat einen gewissen Blick für das große Ganze bekommen, und so erscheinen ihm gegenüber den Erfolgen unseres großen Staatsmannes die Nörgeleien der Opposition nur als eine lächerliche Wortemacherei, auf welche man eigentlich gar nicht nötig hätte, irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Nur für eine Bewegung der Gegenwart fehlt unsern Landsleuten in Brasilien Verständnis und Sympathie vollständig: für unsere deutsche Kolonialpolitik in Afrika und in der Südsee. Der Ausdruck „Schwarzer Schwindel" ist die stehende Bezeichnung dieser Bewegung in deutsch-brasilianischen Blättern. Man mag zugeben, daß die Furcht, man könnte in Deutschland ob unserer Schutzgebiete die deutschen Wirtschaftskolonien in Brasilien ganz vergessen, die hauptsächlichste Ursache für diese Antipathie ist, und daß diese Furcht ja auch nicht ganz unbegründet und vom Standpunkt der Interessen jener Kolonisten auch berechtigt ist. Die Thatsache aber, daß die Deutschen in Brasilien für diese deutsch-patriotische Bewegung so gar nichts übrig haben, sollte doch in gewisser Richtung eine Warnung für unsere absoluten Brasilschwärmer sein; denn sie zeigt aufs schlagendste, daß jene ausgewanderten Landsleute sich nicht mehr in vollem Umfange als Deutsche

Digitized by Google

fühlen, sondern daß die Liebe zu ihrer neuen Heimat sich an Stelle des Deutschtums wenigstens insoweit gesetzt hat, als andere Länder in dem Interesse, das sie für Deutschland beanspruchen, mit Brasilien in Konkurrenz treten.

So liegen die Verhältnisse, soweit sie die nationale Frage betreffen, gegenwärtig in Brasilien. Würde nun eine deutsch-brasilianische Kolonisation im großen Stil an demselben etwas zu ändern vermögen?

Hat dieselbe die Erfolge, welche sie nach meiner Überzeugung, wenn in der im vorhergehenden Artikel geschilderten Weise geleitet, haben muß, so wird sie vor allem einen wohlhabenderen deutschen Grundbesitzerstand schaffen, als er bis jetzt in Brasilien vorhanden ist. Gegenwärtig ist es im Durchschnitt nur der Kaufmann und der Gewerbetreibende, welcher sich ein gewisses Vermögen erspart hat, der „Kleingrundbesitzer" lebt von der Hand in den Mund. Das aber hat zur Folge, daß die Interessen der deutschen Landwirtschaft nur höchst mangelhaft in den verschiedenen Körperschaften, insbesondere aber in den nach Lage der Dinge wichtigsten und späterhin noch an Wichtigkeit bedeutend gewinnenden Provinzialversammlungen vertreten sind. Die jetzigen Abgeordneten, welche ausnahmslos Kaufleute oder wenigstens Städtebewohner sind, haben oft sogar den Interessen der deutschen Kolonisten zuwidergehandelt. So haben beispielsweise der Reichstagsabgeordnete aus Desterro, der Hauptstadt von Santa Catharina, ein sehr begüterter Großkaufmann, namens Ferdinand Hackradt, sowie der frühere Provinzialabgeordnete für Joinville, ein Großkrämer, namens Hermann Lepper, beide Jahre lang einmütig darauf hingewirkt, daß in São Francisco do Sul, dem Hafenort der Kolonie Dona Francisca kein Hauptzollamt errichtet würde, obwohl die gesetzlichen Vorbedingungen für die Schaffung eines solchen längst vorhanden waren. Dadurch aber wurden alle eingeführten Waren mit wenigen Ausnahmen gezwungen, erst einen andern Hafen behufs ihrer Verzollung anzulaufen, um dann erst, meist nach Umladung auf brasilianische Küstendampfer nach São Francisco zu gehen. Infolge hiervon aber mußte an Fracht und Spesen das Doppelte ausgelegt werden, als bei direkter Einfuhr, und es war selbstverständlich, daß die Kolonisten, welche wirtschaftlich vollkommen in den Händen der Kaufleute sind, diese Mehrausgaben im Preise der Waren bezahlen mußten. Herr Hackradt aber hatte als Kaufmann von Desterro ein wesentliches Interesse daran, daß im Hafen von São Francisco nicht dem schlechten Hafen seiner Stadt eine gefährliche Konkurrenz entstünde und Herr Lepper wollte keine Alfandega (Hauptzollamt), einmal weil es sich bei einem Nebenzollamt mit seinen ortsgebürtigen Beamten und seiner geringeren Kontrole bedeutend besser schmuggeln läßt, als bei einem Hauptzollamt, und dann, weil er fürchtete, daß nach Eröffnung eines solchen die Konkurrenz kleinerer Kaufleute, die bisher der höheren Kosten halber ihre Waren nicht direkt beziehen konnten, eine größere werden würde.

Dieses Beispiel wird genügen, um zu zeigen, wie wichtig eine öffentliche Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen für die deutschen Kolonisten in Brasilien ist. Eine solche ist aber nicht möglich, so lange die Landwirte nicht mit einem größeren Vermögen auch höheres Ansehen, Muße, sich fortzubilden, und die Mittel, für die Zeit ihrer Abwesenheit genügenden Ersatz in der Wirtschaft zu schaffen, erlangt haben.

Wenn nun eine große Kolonisationsgesellschaft dadurch, daß sie dem Auswanderer sofort einen lohnenden Verdienst giebt, ihn zur Kultivirung rentabler Gewächse anhält und ihn durch Barabkauf seiner Produkte von dem verderblichen Einfluß des Kaufmanns freihält, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen wohlhabenden Bauernstand würde schaffen können, so würde sie andrerseits durch die Rentabilität ihrer eigenen Betriebe auch in den Stand gesetzt, größere Mittel zur Erhaltung des Deutschtums zu verausgaben, als es bisher möglich war. Die Sorge für einen ausgiebigen deutschen Unterricht, für deutsche Seelsorger würde eine ihrer vornehmsten Aufgaben bilden, und sie würde dieselbe zweifellos mit noch besserem Erfolge lösen können, als bisher der Opfermut einzelner zu thun vermocht hat.

Noch nach einer dritten Richtung hin aber würde eine Kolonisation im großen Stil die Stärkung des Deutschtums in Brasilien zur Folge haben. Sie würde den Zusammenhang der Deutschen daselbst mit der Heimat im hohen Grade befestigen. Das Bewußtsein, sei es als Arbeiter, als Kolonist oder als Beamter einer großen deutschen Gesellschaft thätig zu sein, die Gewißheit, daß diese Thätigkeit im Mutterland mit wachsendem Interesse verfolgt werde, das Gefühl, auch im fernen Lande stets als Deutscher betrachtet und als ein im deutsch-nationalen Interesse thätiges Glied der Nation anerkannt zu werden, das wird die Liebe zur Heimat ungemein kräftigen und das in manchen Beziehungen im Ersterben begriffene Verständnis für alle Gebiete des deutschen Geisteslebens wieder in so hohem Grade zum Erwachen bringen, daß auch der Deutsche in Brasilien für unsere kolonisatorischen Bestrebungen in anderen Erdteilen, namentlich da er ja dann sicher sein wird, daß dieselben das Interesse der Heimat für die deutsch-brasilianische Kolonisation nicht zu ersticken vermögen, lebhafte Sympathien gewinnen wird.

Allein wenn auch diese Schlußforderungen weil zu wenig mit greifbaren Thatsachen rechnend, Vielen als zu gewagt, um nicht zu sagen, zu nebelhaft erscheinen möchten, eine Folge einer deutsch-brasilianischen Kolonisation durch eine kapitalkräftige Gesellschaft wird auch der ungläubigste Geist als notwendig eintretend anerkennen müssen: die Hebung unserer Nationalwirtschaft, in Sonderheit unserer Exportindustrie. Deutschland steht unter den nach Brasilien importirenden Ländern bereits an zweiter Stelle, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Bevölkerung Brasiliens eine der Hauptursachen der steigenden Einfuhr deutscher Waren ist. Um wieviel größer aber würde diese Steigerung sein, wenn jene Gesellschaft eine noch weit kaufkräftigere deutsche Landbevölkerung schaffen würde, als es bisher der Fall war, und wenn sie dadurch, daß sie selbst die Einfuhr deutscher Waren in die Hand nähme, einen ganz direkten Einfluß auf die Ausfuhr deutscher Industrieprodukte ausüben könnte.

Eine deutsch-brasilianische Kolonisation im großen Stil würde aber auch noch in einer ganz andern Richtung von nationaler Bedeutung sein.

Wir stecken bekanntlich noch in den kolonisatorischen Kinderschuhen. Aus uns selbst heraus werden wir aber schwerlich diejenigen Erfahrungen und Kenntnisse sammeln können, welche zur Kolonisation unserer Schutzgebiete nötig sind. Wir müssen vielmehr bei anderen Völkern in die Schule gehen, nicht nur indem wir die Litteratur, welche die kolonialen Bestrebungen anderer Völker schildert, durchstudiren, sondern insbesondere auch, indem wir uns praktisch in fremden, bereits seit Jahrzehnten und Jahrhunderten bearbeiteten Kolonisationsgebieten praktisch bethätigen.

Hierzu würde sich aber in Brasilien und insbesondere in der Provinz São Paulo, einem Gebiet, welches fast sämtliche tropischen und subtropischen Nutzpflanzen hervorbringt, und in welchem gerade jetzt infolge der Sklavenemanzipation viele Fazenden für einen verhältnismäßig geringen Preis zu haben sind, eine in so hohem Grade günstige Gelegenheit bieten, wie sie sich vielleicht niemals und nirgends auf der Erde wiederholen wird.

Betriebe nun eine kapitalkräftige Gesellschaft dort wirklich Kolonisation im großen Stil, so hätten eine große Menge von Beamten Gelegenheit, daselbst die tropische Landwirtschaft nach ihrer technischen und nach ihrer wirtschaftlichen Seite schneller kennen zu lernen, als in einem von Europäern noch gar nicht kultivirten Land, wo ihnen jedes Beispiel und jede Unterstützung durch die bereits gewonnenen Erfahrungen Anderer mangelt. Und ein Teil dieser Beamten würde sicherlich nach etwa drei- oder fünfjähriger Arbeit in Brasilien bereit sein, seine Kräfte nunmehr der Kultivation in unseren Schutzgebieten zu widmen, sei es in Diensten einer kolonialen Gesellschaft, sei es möglicherweise in späteren Jahrzehnten, wenn die Rentabilität der Plantagenwirtschaft in unseren Schutzgebieten als erwiesen gelten kann, auch als selbständige Landwirte.

Damit berühre ich einen zweiten Punkt, in welchem die von mir anempfohlene Unternehmung für unsere Schutzgebiete von Vorteil werden könnte. Geht die Gesellschaft in der Weise vor, wie ich das in meinem zweiten Artikel kurz zu skizziren versucht habe, so kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß sie hierbei große Gewinne erzielt. Das nun hat sicherlich zur Folge, daß die Aktionäre dieser Gesellschaft überhaupt Lust zu überseeischen Unternehmungen bekommen, und damit auch den ganzen deutschen Kapitalmarkt gewissermaßen anstecken. Bis jetzt sind es nur verhältnismäßig wenig Männer gewesen, welche nicht aus Gewinnsucht, sondern vor allem aus Patriotismus einen Teil ihres Kapitals den kolonialen Unternehmungen in unserem Schutzgebiete zur Verfügung gestellt haben. Man kann wohl füglich behaupten, daß vorläufig nur ein verschwindend kleiner Teil unserer Kapitalisten an die Rentabilität dieser Unternehmungen glaubt. Die Thatsache, daß von anderen Völkern große Gewinne mit überseeischen Kapitalanlagen gemacht worden sind, überzeugt sie nicht recht; und sie werden nicht eher ihre Ansichten ändern, als bis ihnen die reichen Gewinne, die sozusagen ihre Nachbarn damit erzielt haben, die Möglichkeit dieser Rentabilität in sichtbarer Weise vor Augen geführt haben. Kommt dann hinzu, daß dieselben Beamten, durch deren Thätigkeit in Brasilien jene hohen Dividenden erzielt werden konnten, nunmehr auch in anderen Schutzgebieten Verwendung finden, so wird sich allmählich das Vertrauen unserer Kapitalistenwelt auch für die Unternehmungen in diesem Gebiete gewinnen lassen.

Damit wäre aber ein Sieg unserer jungen Kolonialpolitik gewonnen, welcher meines Erachtens vorläufig ihr Hauptziel bilden muß: Das deutsche Kapital muß für überseeische Unternehmungen flüssig gemacht werden. Nur zagend und zögernd folgen bis jetzt noch die Deutschen dem Vorbilde ihrer angelsächsischen Brüder, welche nicht nur in ihren eigenen Kolonien, sondern auf der ganzen bewohnten

Digitized by Google

Erde ihr Kapital in überseeischen Unternehmungen angelegt haben. Das zu erreichen, muß aber auch unser, der Kolonialfreunde, Bestreben sein. Nicht neidisch darf, wer für die Südsee sich interessirt, die Beteiligung deutschen Kapitals an asiatischen Unternehmungen betrachten, nicht mißgünstig muß der Afrikaner auf deutsch-brasilianische Kapitalanlagen blicken. Die ganze Welt muß unserer Intelligenz, unserem Kapital und unserem Unternehmungsgeist erschlossen werden. Dann wird schneller, als man es geahnt, auch dort, wo in fernen Erdteilen die schwarz-weiß-rote Flagge weht, den kühnen politischen Thaten unserer Kolonienerwerber die wirtschaftliche Eroberung des Landes in großem Stile nachfolgen. Dann erst werden wir zu derjenigen Stellung uns aufschwingen, welche die Völkergeschichte uns für das kommende Jahrhundert anzuweisen sich anschickt, dann erst werden wir aus einer kontinentalen Großmacht eine **Weltmacht** werden.

Über die Haussaländer und die Deutsche Niger-Benuëexpedition.

Vortrag von Herrn P. Staudinger.*)

Im Anfange des Jahres 1885 war unter der größten Teilnahme des wissenschaftlichen und kolonialpolitischen Publikums die Herausfendung der Niger-Benuëexpedition von der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" beschlossen worden. Die Unternehmung sollte verschiedenen Zwecken dienen. Als Hauptprogramm wurde allerdings die Erforschung des westlichen und mittleren Sudan, die Auffindung eines Weges von Adamaua nach Kamerun, sowie die Untersuchung der Wasserverhältnisse zwischen Benuë und Tschadsee einerseits, sowie des erstgenannten Flusses und Kongo anderseits, aufgestellt, aber ebensoviel Wert legte man an maßgebender Stelle auf die Erschließung dieses Gebietes für das deutsche Vaterland und die Anknüpfung von kolonialpolitischen Beziehungen mit den eingeborenen Fürsten. Se. Majestät, unser hochseliger Kaiser Wilhelm I., sowie Se. Durchlaucht der Fürst Bismarck und das Auswärtige Amt hatten deshalb dieser nationalen Sache ihr höchstes Interesse bezeigt.

Ich hatte mich der Expedition angeschlossen und war Anfang März bereit, die große gefahrvolle Reise anzutreten. Aus verschiedenen Gründen verzögerte sich aber der Aufbruch und ich beschloß daher, den übrigen Mitgliedern vorauszueilen, um meine freigewordene Zeit in Lagos zum Einleben in die neuen Verhältnisse, sowie zur Anstellung entomologischer Sammlungen zu benutzen. Nach kurzer Fahrt erreichte ich den hochbedeutenden Handelsplatz der Westküste Afrikas. Mein Aufenthalt dort war ebenso interessant wie belehrend, und als Gast des Hauses G. L. Kaiser gelang es mir schon, eine Spanne in das Innere des sogenannten dunkeln Erdteils einzudringen, indem ich die kürzlich vom Generalkonsul Nachtigal für Deutschland erworbenen Königreiche Mahin und Jtebu besuchte. In der Folge wurden allerdings die Besitzungen wieder, wie so manches andere, den Engländern zugesprochen. Nach Ablauf der mir gebliebenen Frist traf ich mit meinen Reisekameraden auf der Rhede von Lagos zusammen und wir begaben uns nun nach Braß, einer an einem der vielen Mündungsarme des Niger gelegenen Handelsniederlassung, wo sich zur Zeit 5 englische Faktoreien in der Nähe verschiedener Negerdörfer befanden. Die hier ansässigen Agenten der Firmen kauften in der Hauptsache Palmenöl und Palmenkerne, welche ihnen durch die eingeborenen Zwischenhändler vom unteren Niger zugeführt wurden. In Braß fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme bei einem Engländer, Namens Townsend, und machten uns mit Eifer an die Erledigung der verschiedenen Arbeiten, welche dem Aufbruche einer größeren Expedition vorausgehen. Der damalige Leiter unserer Unternehmung war der wohlbekannte Rob. Ed. Flegel. Wir besaßen eine kleine Dampfbarkasse, sowie ferner ein zerlegbares Boot und ein großes etwa 8—10 Tonnen haltendes Kanu.

Bald waren wir mit unserer Ausrüstung fertig und hoffnungsfreudig steuerten wir am 22. Mai durch das von Mangroven umsäumte Eingangsthor, dem Akassacreek, in den gewaltigen Niger hinein. Mancherlei Schwierigkeiten stellten sich uns schon in den ersten Tagen entgegen, namentlich bereiteten bei dem zur Zeit niedrigen Wasserstand Untiefen, Felsen ꝛc. dem Vorwärtskommen des Dampfers große Schwierigkeiten.

Die Uferstrecken am unteren Niger werden von unter sich in Bezug auf Sprache, Abstammung ꝛc. oft sehr verschiedenen Völkerschaften bewohnt, von denen uns noch immer eine auch nur einigermaßen genauere Kenntnis fehlt. Bei einigen der Stämme soll nach glaubwürdigen Berichten noch Anthropophagismus herrschen, andere setzten früher dem Eindringen der Europäer lebhaften Widerstand entgegen. Viele Häuptlinge und kleine sogenannte Könige haben aber begriffen, daß ein reger Handelsverkehr mit den Weißen ihnen wie ihren Unterthanen nur von Vorteil ist, und namentlich unsere Expedition wurde vornehmlich da, wo schon die unbeliebte National African Company Niederlassungen hatte, mit großer Freude begrüßt und überall bot man uns Land an und ersuchte uns um die Errichtung von Faktoreien.

Von der größeren Ortschaft Idah aus, noch mehr aber von dem der Mündung des Benuë gegenüberliegenden Lokodscha macht sich schon der Einfluß der muhamedanischen Haussa geltend. Beim Versuch, den Benuë hinaufzufahren, mußte sich unsere Expedition teilen, da die zur Zeit niedrigen Wasserverhältnisse dieses bedeutenden Stromes der Weiterfahrt unseres Dampfers zu große Schwierigkeiten entgegensetzten. Flegel ging mit Hartert und dem Ingenieur Thiel noch einmal an die Küste nach Braß zurück, um den Rest unserer Güter zu holen und bei der zweiten Fahrt den König von Onitscha und den Sultan von Nupe behufs Abschließung von Verträgen zu besuchen, während die Herren Semon, Gürich und ich mit dem größten Teil unserer Dienerschaft und den beiden Haussamadugus nach dem zu unserem Standquartier ausersehenen Loko vordrangen. Als Transportmittel besaßen wir das zerlegbare Boot und das große Kanu, und wir hatten während der 10tägigen Wasserfahrt schon einen guten Teil der Sorgen und Strapazen einer innerafrikanischen Reise durch Klimakrankheiten, ungenügende Verpflegung und auffässige Bootsleute durchzumachen.

In Loko wurden wir von den angesehenen Bürgern gut aufgenommen. Der Ort steht unter der Oberhoheit des Königs von Anassarawa, eines Vasallen des Sultans von Saria und hat als Elfenbeinplatz eine ziemliche Bedeutung gewonnen. Den dominirenden Teil der Bevölkerung bilden die mit Fulbe untermischten Haussa, ferner gab es aber noch eine Anzahl Nupe- und Yorubafamilien am Platze, auch befanden sich unter den Ackerbauern und Sklaven Egbirri-, Afo- und Akpotoheiden. Ich gab mich nun hier der Erforschung der Fauna hin, soweit dies die grassirenden Fieber, welche Neulinge stets befallen, und die Stationsarbeiten gestatteten. Die Last derselben ruhte nämlich bald allein auf meinen Schultern, denn meine beiden Gefährten waren gefährlich erkrankt und ihr Leben wurde nur dadurch gerettet, daß sie von unserem inzwischen eingetroffenen Dampfer nach der Küste resp. nach einem heimwärtsgehenden Schiffe gebracht wurden.

Da nun Flegel seine Zeit anderen Unternehmungen widmen wollte, so fiel mir die ehrenvolle Aufgabe zu, die Briefe und Geschenke Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm an die Sultane von Sokoto und Gandu zu bringen. Als Begleiter zu der gefährlichen Reise, die auf neuen Wegen durch noch unerforschte Gebiete führen sollte, wurde mir Herr Hartert zuerteilt und als nutzloses, ja sogar sehr hinderndes Anhängsel hatten wir den von seinem Aufenthalte in Berlin her bekannten Maduga dan Tambari. Derselbe erwies sich als ein betrügerischer, gewissenloser Intrigant, der durch die verkehrte Art und Weise, mit der meistens bei uns in Deutschland mitten aus ihren heimatlichen Verhältnissen herausgerissene Eingeborene behandelt werden, völlig verdorben worden war. Alle Vorkehrungen wurden nun indessen zu unserer großen Inlandstour getroffen, und wir hatten eben die nötige Anzahl von Trägern zusammen, als Flegel zum dritten Male den Benuë hinaufkam. So konnten wir noch Abschied von ihm nehmen, ein Abschied, der durch das düstere Geschick zu dem letzten wurde. Ich kann nun hier nicht eine lange Schilderung meiner mühevollen Reise geben, Genaueres können Interessenten in meinem Werke, „Im Herzen der Haussaländer", lesen, nur in kurzen Zügen teile ich den ungefähren Verlauf derselben mit.

Zuerst durchzogen wir das Gebiet der götzenanbetenden Afo- und Kotoheiden und gelangten nach dem Sultan von Anassarawa. Dann erreichten wir das im gleichnamigen Königreich gelegene mächtige Handelsemporium Keffi abd es Sfenga, wo die Produkte der Kanuri und Tuareg, die Schätze des elfenbeinreichen Adamaua zusammen mit den Waren der Engländer und Araber aufgestapelt werden, um dann entweder nach den europäischen Faktoreien in Eggan, Loko oder Ubeni oder nach den Märkten von Bautschi, Saria, Kano weiterverhandelt zu werden. In diesen beiden kurz erwähnten Hauptstädten hatte ich schwierige Verhandlungen zu führen, die aber noch glücklich für unsere Expedition abgewickelt wurden. Nach kurzer Rast ging es weiter. Auf noch nicht von Europäern begangenen Pfaden, bald die Städte der verfeinerten Haussa berührend, bald die im Walde versteckten Dörfer der heidnischen Vorbevölkerung, deren Weiber noch zum großen Teil wie Eva vor ihrem Falle umherliefen, besuchend, mit gaunerischen Wasserkönigen wegen des Überganges über reißende Ströme streitend,

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf das Reisewerk des Herrn Paul Staudinger aufmerksam: „Im Herzen der Haussaländer" (Berlin 1889, Adolf Landsberger, Verlag), in welchem über diese hochinteressanten halbzivilisirten Staaten die ausführlichsten Aufschlüsse gegeben und die Werke von Clapperton, Barth und Rohlfs wesentlich ergänzt werden. Wir können das Werk, welches in einem frischen, anmutigen Stile geschrieben ist, jedem Kolonialfreunde nur empfehlen. Diese Völkerschaften interessiren uns in hohem Grade, da ja auch das Hinterland von Kamerun von ihnen bewohnt wird.

Digitized by Google

oder mit hellfarbigen, langgelockten, fanatischen Fulbes unterhandelnd, erreichten wir die Thore des alten, mächtigen Saria. Durch berittene Vornehme, sowie Musikanten wurden wir feierlichst eingeholt. Scharen von halbwüchsigen Buben und Mädchen strömten herbei, um sich an unserer fremdartigen Erscheinung zu ergötzen. Der Schwarm wuchs von Minute zu Minute, und manchem armen Höckerweibe wurde ihr Korb mit schöner weißer Furrah (Kugeln aus Sorghummehl) von der einherströmenden johlenden Jugend in den Staub geworfen. Der Empfang beim Sultan war ein glänzender. In dieser alten Hauptstadt hielten wir uns nun, gezwungen durch die eiserne Macht der Verhältnisse, längere Zeit auf und hatten dadurch Gelegenheit, das Leben der eigentlichen Haussa zu studiren. Hochinteressant war ein mehrwöchentlicher Ausflug nach dem reichen Kano, welches als südwestlichster Markt der nordafrikanischen Araber zu betrachten ist. Die Kultur der Eingeborenen erreicht in dieser Metropole ihren Höhepunkt, ebenso wie der Beherrscher der Provinz der reichste und mächtigste König im Haussaland ist. Von den hier zu Lande als Geld und Scheidemünze dienenden Kaurischnecken befinden sich hunderte, ja tausende von Säcken (à 20 000) am Platze, während man in andern Städten mit Mühe 5 oder 10 zusammenbekommt. Der Besuch des Marktes bot in ethnographischer, wie auch kultureller Beziehung eine Fülle des Interessanten und Belehrenden. Leider war aber dies Studium mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn so wie einer von uns die ersten Marktgassen betrat, hörte der Schacher auf und das ganze Interesse zog sich auf unsere Personen zusammen. Es entstand nun ein solches Gedränge und Geschiebe der Neugierigen, namentlich aber der Straßenjugend in den engen Wegen, daß aller Verkehr stockte und öfters durch die Henkersknechte des Königs die Menge durch Gertenhiebe zurückgetrieben werden mußte. Der Sultan von Kano kann im Kriegsfalle seinem Oberherrn allein 6000 Reiter zur Heerfolge stellen. Nach längerem Warten unternahmen wir von Saria in Gemeinschaft mit dem Könige, der Tribut an seinen Oberherrn bringen mußte, die Reise nach dem Sultan von Sokoto. Unser Zug bestand aus Tausenden von Bewaffneten, welche teils zu Pferde, teils zu Fuß waren. Eine so starke Bedeckung machte sich nach Ansicht der Haussa nötig, da die dortigen Gegenden im hohen Grade durch die Einfälle der räuberischen Gobirri- und Maradivölker unsicher gemacht werden. Ein buntes Bild mag unsere Karawane gegeben haben, denn außer den Kriegern waren noch Reisige, Weiber, Sklaven, Träger, Musikanten, sowie Prinzen und Minister in Kostümen, die vom einfachen Schamtuch bis zur reichen sudanesisch-muhammedanischer Tracht abwechselten, mit auf der Fahrt begriffen, und Pferde, Ochsen, Esel, Dromedare dienten zur Beförderung von Menschen und Lasten.

Ohne Anfechtung erreichten wir indessen das noch nicht von Europäern betretene Sultanat Samfara und trafen bald darauf mit dem Herrscher von Sokoto, der als sseriki-n-musulmin (d. i. Beherrscher der Gläubigen) der Oberherr aller Haussafürsten ist, zusammen. Unser Empfang war ein äußerst günstiger. In feierlicher Audienz sicherte der König uns und unseren Landsleuten seine Gunst und Hilfe zu. An jedem Platze seines Reiches könnten wir uns niederlassen und Häuser bauen, unser Volk sei ihm hochwillkommen zu Handel und Wandel, auch die Unterkönige an den Flüssen müßten uns alle Rechte gewähren. Er erklärte ausdrücklich, daß er keinen Zoll seines Landes an die Engländer verkauft habe, noch verkaufen werde, auch könne er ihnen nie besondere Rechte einräumen, denn seine Märkte seien frei für alle Völker. Von Gidan Goga, wo zur Zeit 5 mächtige Sultane um ihr Oberhaupt versammelt waren, gingen wir über Sokoto nach Gandu, der Residenz des Sultans der gleichnamigen Staatengruppe. Der Oberherr dieses Landes besaß für uns deshalb Wichtigkeit, weil der König von Nupe, zu dessen Reich zum Theil die Uferstrecken des mittleren Niger gehören, sein direkter Vasall ist. Auch hier bekamen wir dieselbe günstige Auskunft, mußten aber zur endgiltigen Regelung der Fragen nochmals nach dem in Wurnu residirenden Sultan von Sokoto wandern. Hier erhielt ich außer Schreiben an die Landesfürsten noch einen Antwortsbrief an unseren damaligen allergnädigsten Kaiser Wilhelm I.; ein edles Berberroß, sowie einen Wechselbrief von einer Million Kauri als Reisezehrung, übersandte mir ferner der Landesherr als Zeichen seiner Huld. Unter denselben Beschwerden und Gefahren, die gefährlichen Stellen diesmal mit einer kleinen Schar in Eilmärschen durchkreuzend, kehrten wir nach Loko zurück und unternahmen von hier aus noch eine Reise nach dem stromaufwärts gelegenen Dschibbu, wo von Flegel einige Stationsgebäude errichtet waren. Er selbst weilte zur Zeit in Gaßka, von wo aus er nach Jola gehen wollte. Ich mußte aber nun mit meinem Begleiter die zukunftsreichen Gebiete verlassen, da unsere Expedition wegen Nichtbewilligung von Geldmitteln seitens des Reichstages zurückberufen wurde. Glücklich erreichten wir Europa, während im September der Telegraph die Trauerbotschaft vom Tode Rob. Ed. Flegels brachte.

Ich gebe nun noch einige spezielle Notizen über die Verhältnisse in den von mir bereisten Gegenden.

Der Haussastaat oder richtiger das Reich der Haussa-Fullani besteht in seiner jetzigen Verfassung erst seit Anfang dieses Jahrhunderts und umfaßt, um einen ungefähren Größeninhalt zu geben, ca. 18 000 Quadratmeilen. Man darf aber nicht unberücksichtigt lassen, daß noch mancher unabhängige Heidenstamm zwischen der herrschenden Bevölkerung lebt. Bornu und Bagirmi sind die Nachbargebiete im Osten, und die Sourrhayländer, sowie der unabhängige Theil von Yoruba liegen an den Westgrenzen.

Im Norden reicht die Haussaherrschaft bis an den Südrand der Sahara und im Süden liegen die Städte der Adamaua-Reiche ungefähr bis zum 6. Grad n. B., während Haussaeinfluß noch bis zum 4. Grad und weiter zu finden ist. Als Vorbevölkerung kann man wohl die jetzt noch im Innern in den Wäldern oder auf Felsen versteckt lebenden Heidenstämme ansehen. In einer nicht mehr nachzuweisenden Zeit drangen die in der Oase Asbin und Umgegend wohnenden Gobirri nach Süden vor, verdrängten oder unterjochten die dort seßhafte Bevölkerung und gründeten etwa im heutigen Gandu, Sokoto, Katschena, Saria, Samfara, Rano, Bautschi ꝛc. ein neues Reich. Die edlen Familien der Gobirri (jetzigen Haussa) sollen nach Barth von den Kopten oder Berbern abstammen. Die Bevölkerung muß schon damals eine gewisse Halbkultur besessen haben, denn das Verkehrsleben konzentrirte sich in großen befestigten Städten, es wurde ein schwunghafter Handel betrieben und einige Industrien gelangten zu einer gewissen Blüte.

Da trat eine neue Epoche für diese Länder ein.

(Schluß folgt.)

Dar-es-Salaam.

Vortrag des Herrn A. Leue, gehalten in der Abteilung Berlin am 13. Mai d. J.

Wir sind in der erfreulichen Lage, unseren Mitgliedern die hochinteressanten Mitteilungen, welche der verdienstvolle Verteidiger von Dar-es-Salaam über seine Erlebnisse in Ostafrika kurz nach seiner Rückkehr in der Abteilung Berlin gemacht hat, heute anbieten zu können. Wir verdanken die Aufzeichnungen der besonderen Güte des Herrn Leue, der im Begriff steht, zum andernmal nach Ostafrika zu gehen, und trotz seiner gehäuften Arbeiten die Mühe sich genommen hat, die in der Abteilung Berlin gegebene Schilderung seines Aufenthalts und Wirkens in Ostafrika unseren Lesern persönlich zu übermitteln. Mit unserem Danke für diese Güte verbinden wir den aufrichtigen Glückwunsch für eine erfolgreiche zweite Reise.

„Es sind jetzt etwas über 2 Jahre, daß ich die Ehre hatte, mit der Expedition des Herrn Dr. Peters nach Ostafrika hinauszugehen. Ich hatte vorher manches geschrieben über die dortigen Verhältnisse und muß gestehen, daß ich einigermaßen neugierig war, ob sich meine Behauptungen bewahrheiteten. Ich hatte mich dabei auf die Berichte der dortigen Beamten gestützt, welche teilweise des Lobens und Rühmens voll waren, teilweise sich aber auch widersprachen. Der erste Eindruck, welchen Ostafrika auf mich machte, war nicht gerade ein angenehmer. Schon auf der Reise, von Suez an, sieht man nichts als kahle, felsige Berge, Wüstenstrecken, Sumpf und Sandboden. Auch Lamu und Sansibar sind nicht dazu angethan, einen berauschenden Eindruck hervorzurufen, und im allgemeinen muß ich sagen, daß mir die Abneigung vieler Reisenden gegen Ostafrika ganz erklärlich erschien. Ich war froh, als ich die engen, staubigen und heißen Straßen, die glühende Luft und den alles wie eine Wolke umhüllenden Geruch von angebranntem Öl und geräucherten Fischen in Sansibar im Rücken hatte und die Küste von Ostafrika mit ihren blauen Bergen und bewaldeten Höhen vor mir aus der See emporsteigen sah.

Wenige Tage nämlich nach unserer Ankunft in Sansibar wurde ich mit 8 Herren auf S. M. Kreuzer „Möve“ nach Dar-es-Salaam übergesetzt, um dort eine Station anzulegen. Von der Einfahrt des Hafens von Dar-es-Salaam sieht man vom Meer aus nichts wegen einer vorliegenden Halbinsel. Der Kanal ist, sobald einige Bojen gelegt sind, durchaus nicht schwierig zu befahren und vier Flaggen, welche wir als Seezeichen aufrichteten, genügten vollständig, um selbst größeren Schiffen, wie die Olga, Sophie, Karola, ohne weiteres die Einfahrt zu ermöglichen. Das Hafenbassin ist so tief, daß die Fahrzeuge bis nahe an das Ufer heranfahren können, und groß genug, um 8 bis 10 Dampfschiffen ohne Umstände Platz zu gewähren. Will man sich auch des Creeks bedienen, so können natürlich sehr viele Schiffe im Hafen untergebracht werden. Der Ort Dar-es-Salaam bietet dem Ankömmling einen erquickenden Anblick. Die ganze Stadt und der Hafen sind umsäumt von einem sich weit erstreckenden Palmenhain, einer Plantage des Sultans. Die Gebäude und Schloßruinen schauen aus reizenden Verstecken von Mandel- und Mangobäumen hervor. — Wie Kulissen springen bewaldete Anhöhen in den Hafen hinein. Und es ist zu begreifen, wenn bei der afrikanischen herrlichen Beleuchtung jeder der Besucher von der Schönheit des Platzes überrascht wird. Indes muß ich hierbei bemerken, daß man an der Küste von Ostafrika durch Naturschönheiten nicht gerade verwöhnt wird.

Die Bevölkerung Dar-es-Salaams setzt sich aus Indiern, Arabern und Suahelis zusammen, die sämtlich sich zum Islam bekennen, abgesehen von einem Teil der Indier, den sogenannten Banianen, welche Buddhisten sind.

Digitized by Google

In Dar-es-Salaam wohnten zu meiner Zeit etwa 300 Araber, wovon ein großer Teil im Dienste des Sultans stand. Es befand sich dort ein arabischer Gouverneur mit etwa 60 bis 70 Soldaten und Aufsehern. Die übrigen Araber befassen sich hauptsächlich mit Fischfang und Landwirtschaft, in geringerem Maße mit Handel.

Als Ausfuhrprodukte sind zu nennen in erster Linie Kautschuk und Kopal. Hier und da kommen auch Elfenbeinkarawanen nach Dar-es-Salaam und zwar die kleineren aus Mahenge, die größeren aus Unjanjembe. Allerdings ist für Elfenbein der eigentliche Stapelplatz Bagamoyo; indes die Ueberfüllung dieses Ortes mit Trägern und die unangenehmen Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse daselbst veranlassen die Karawanen oft, sich an kleinere Plätze der Küste zu begeben. So habe ich in Kondutschi, Magagoni, Kismanjao und Kikunja lagernde Elfenbeinkarawanen angetroffen, die von diesen Ortschaften aus ihre Waren zu vertreiben suchten. Außer diesen Artikeln wird noch eine Menge von anderen Waren ausgeführt, wie z. B. Nutz- und Edelhölzer, Erdnüsse, Sesam, Gewürze, Reis, Mais, Mtama und dergl. — Der Kleinhandel ruht völlig in den Händen der Indier, und ich glaube, es ist am besten, wenn er denselben auch verbleibt, da sich Europäer wegen des Zeitverlustes kaum damit befassen können, von einem jeden Neger einige Kautschukbälle oder einige Hände voll Kopal einzuhandeln. Andererseits ist es durchaus unrichtig, wenn man glaubt, daß mehr oder weniger sämtliche Indier an der Küste den großen indischen Firmen in Sansibar unterständen. Es gibt nur eine geringe Anzahl von indischen Kaufleuten, und zwar sind es die sogenannten Schreiber, welche nicht auf eigenen Füßen stehen. Ebenso wurde oft behauptet, daß das Elfenbein schon in Tabora, Udschidschi ꝛc. von den reichen Indiern aufgekauft würde. Ich habe das Unrichtige dieser Behauptung zu verschiedenen Malen darthun können. Selbstverständlich schicken Indier eigene Karawanen hinaus. Auch ist es richtig, daß viele Araber mit Geld und Waren versehen werden, um für Rechnung der Indier Handel zu treiben, indes sind es doch immer die Ausnahmen von der Regel. Der Häuptling der Wanjamwesi-Karawane, die in letzter Zeit meines Aufenthaltes in Dar-es-Salaam dort lagerte, ein Neffe des bekannten Mirambo, behauptete, gewöhnlich führten die Wanjamwesi-Händler den Handel auf eigene Rechnung, und das ist ja auch im allgemeinen das Wahrscheinlichere. Bei dem Export wurden die Waren in Dar-es-Salaam nur insofern verzollt, als dort einige indische Zollbeamte den Dauführern bezw. Eigentümern der Waren Zollpapiere ausstellten. Die Abgabe selbst wurde in Sansibar entrichtet.

Von den muhamedanischen Indiern, den sogenannten Hindus, unterscheiden sich scharf in jeder Beziehung die Banianen, die sich zum Buddhismus bekennen und, wie einst der König Wischwamitra, die Kuh göttlich verehren. — Die letzteren schließen sich inihrer Häuslichkeit, durch ihre vielen Gebräuche und Lebensregeln von der übrigen Bevölkerung sorgfältig ab. — Die Araber leben an der Küste, wie bekannt, als herrschende Klasse. Es sind in den Hauptorten ein Liwali, und alle zwei Tagereisen davon Unterliwalis als Gouverneure eingesetzt. Diese Leute hatten bis dahin eine unumschränkte Gewalt, welche sie auch mit Hilfe ihrer Askaris und andrer Organe rücksichtslos zu gebrauchen pflegten. Unter ihnen standen ein Akida und ein Schausch als Befehlshaber der Irregulären. Das Gerichtsverfahren war ein mündliches und die Bestrafungen kamen sofort zur Ausführung. Die letzteren bestanden in Stockprügel, eventl. unter peinlicheren Umständen, und in Kettengefangenschaft. Bei Zivilstreitigkeiten urteilte der Liwali nach Gewohnheit und Sitte. Sehr häufig gab zu Prozessen die Sklaverei Anlaß. Die letztere ist durch besonderes Gesetz geregelt. Es würde zu weit führen, dasselbe detaillirt zu besprechen. Ich will daher nur erwähnen, daß es nicht erlaubt ist, einen Sklaven in hervorragendem Maße zu mißhandeln, und daß keine Sklavin gewaltsam gezwungen werden darf, Nebenfrau oder Suria ihres Gebieters zu werden. Ebenso dürfen ererbte Sklaven ohne ihren Willen nicht von dem ererbten Grundstück, an dessen Scholle sie gebunden sind, verkauft werden. Wie fein die Rechtsbegriffe der Araber in mancher Beziehung sind, zeigt der Umstand, daß das Kind einer Sklavin, die ihr Herr zu seiner Suria erhoben hat, ein freies ist. Und da andrerseits ein freier Mensch nur von einer freien Mutter geboren werden kann, bleibt dem Gebieter nichts anders übrig, als die Mutter seines Kindes vor der Geburt des letzteren freizugeben. Und dies geschieht auch ohne Murren und ohne Umstände. Überhaupt muß ich hierbei bemerken, daß die Sklaverei entschieden nicht schlimmer ist, als früher die Leibeigenschaft in Europa. Auch fühlen sich viele Schwarze in der Sklaverei glücklicher als in der Freiheit. Ich gebe zu, daß auf die Dauer die Sklaverei, als eine barbarische Einrichtung, von einer europäischen Herrschaft nicht geduldet werden kann. Auch habe ich gefunden, daß die freien Arbeiter, vor allem die Waschensi aus dem Innern, fleißiger sind, als das an das arabische dolce far niente gewöhnte Sklavengesindel. Mit der Abschaffung der Sklaverei hat es aber, dächte ich, auch nicht so große Eile, als daß wir uns deswegen gleich im Anfang der Kolonisirung Ostafrikas die ganze muhamedanische Bevölkerung auf den Hals hetzen sollten. Außer den Sklaven, die allerdings wohl die Mehrzahl bilden, giebt es noch eine Menge freier Schwarzer, die sich meist mit Landwirtschaft, d. h. mit dem dürftigen Anbau von Mhogo (Tapioka), Reis und Bataten befassen. Auch wird ziemlich viel Zuckerrohr, Gemüse, von dem ich besonders einen spinatartigen Kohl erwähne, Gurken, Melonen und Kürbisse angebaut. Die Bevölkerung ist im allgemeinen harmlos, und von besonderem religiösen Fanatismus habe ich nichts bemerkt. Sowohl die Maskataraber und Wiroboto, als auch die Indier und die Schwarzen haben ihre verschiedenen Moscheen bezw. Gebetshäuser, wo sie sich darauf beschränken, ihr Lailailala häufig des Abends, jedenfalls aber am Freitag, ertönen zu lassen. In jeder Moschee ist eine Art von Küster angestellt, der die Gläubigen alle 4 Stunden zum Gebet ruft."

(Schluß folgt.)

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Unter dem 28. April hat der Reichskommissar Herr Hauptmann Wißmann mit dem Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen, wonach er alle Rechte und Pflichten sowie die Stationen Bagamoyo und Dar-es-Salaam dieser Gesellschaft übernimmt mit Ausnahme der Zollverwaltung.

Unter Wißmanns Leuten sind die Pocken ausgebrochen und hat man sich deshalb unnötigerweise beunruhigt. Die Pocken grassiren ausnahmslos alle Jahre an der Küste und begleiten fast ebenso ausnahmslos die Karawanen, ohne daß man in den beteiligten Kreisen der Sache besondere Aufmerksamkeit zuwendete oder sich in seinen Aktionen stören ließe. Todesfälle kommen natürlich immer vor, doch nur äußerst selten in so erheblicher Anzahl, daß die Epidemie besorgniserregend würde. Durch Impfen kann dem Übel sehr leicht gesteuert werden und Weiße werden erfahrungsgemäß nur ausnahmsweise dort von den Blattern befallen.

Wißmann greift seine Sache gründlich an, und wurde unter dem 6. d. M. von einem auf Saadani geplanten Angriff gemeldet, welcher bald darauf ausgeführt wurde und wiederum mit einem Siege über die Araber endete. Saadani und Uvindsi wurden genommen und verbrannt. Von deutschen Schiffen waren beteiligt „Leipzig", „Möwe", „Pfeil" und „Schwalbe", und dürfte auch hier wiederum den Mannschaften der Marine der Löwenanteil an der Erringung des Sieges zukommen, wie bei der Erstürmung von Buschiris Lager. Den feindlichen Verlust geben Zeitungen auf 400 Mann an, doch dürfte dies wohl zu hoch gegriffen sein, da auf feindlicher Seite nach den dem Verfasser bekannten Verhältnissen kaum so viel gekämpft haben dürften. Auf deutscher Seite ist ein Matrose und Unteroffizier Wilke und ein Zulu schwer, ein Offizier, ein Unteroffizier sowie sechs Schwarze leicht verwundet. Das zerstörte Eigentum soll fast alles britisch-indischen Unterthanen gehören. Admiral Deinhard hat vom Sultan das Großkreuz des Ordens vom Strahlenden Stern erhalten. Von Saadani aus will Wißmann nach Pangani vordringen, und schweben augenblicklich Unterhandlungen. Man bezeichnet die Kapitulation von Pangani als fraglich. Bei derartigen Äußerungen englischer Blätter kann nur der Wunsch des Gedankens Vater sein; denn bei einem Orte, der für die Geschütze der Kriegsschiffe geradezu auf dem Präsentirteller liegt und selbst nicht von Geschützen in unserem Sinne oder vielleicht überhaupt nicht verteidigt wird, auch keinerlei nennenswerte Befestigung aufweist, kann von Fraglichkeit der Übergabe gar keine Rede sein. Die Hauptsache bei allen unseren Unternehmungen neben den Siegen über die Araber ist die diplomatische Ausbeute diesen und fremden Nationen gegenüber.

Über die Petersche Emin Pascha-Expedition ist das große Publikum sehr im unklaren, und im Interesse der Sache ist dies das Beste. Für derartige Unternehmungen ist es am besten, wenn möglichst wenig an die Öffentlichkeit dringt, weil sonst von allen Seiten entgegengearbeitet wird. Alle Nachrichten dürften als Mutmaßungen aufzufassen sein, wie z. B. auch die, daß Dr. Peters nach der Delagoabai behufs Anwerbung von Trägern ginge, wenigstens ist bis jetzt von der Ausführung eines derartigen Planes nichts bekannt geworden.

Ebenso oder noch größere Unklarheit herrscht für Italien in Abessinien. In Adua sind fast sämtliche Heerführer des gefallenen Negus um dessen Sohn Mangascha versammelt. Nur Ras Michael weilt in Magdala. Zwischen ihm und Ras Alula herrscht zwar Verbindung, aber es hat ein kühles Verhältnis Platz gegriffen. Der Sohn des Königs Theodor, namens Maskascha, ist aus seiner Gefangenschaft entflohen und tritt jetzt ebenfalls als Thronprätendent für Abessinien auf, jedoch, wie es scheint, mit wenig Aussicht.

Über die Bewegungen der Derwische ist man ganz im unklaren, und scheint es sich nicht zu bestätigen, daß Scheik Inussi den Khalifen Abdallah in Chartum bedroht.

Nach neuesten Nachrichten aus Rom hört man übereinstimmenden Meldungen zufolge, daß König Menelik von Schoa langsam aber unaufhaltsam gegen die Provinz Tigre vorrückt. Da jedoch in Abessinien Hungersnot herrscht, so wird sein Marsch sehr aufgehalten und dürfte er erst nach etwa zwei Monaten den Ras Alula im Rücken angreifen können. Menelik scheint die meisten Aussichten auf den abessinischen Thron zu haben und sollen sehr viele abessinische Häuptlinge ihn bereits anerkannt haben.

Am 2. Juni hat der italienische Major Dimajo mit einem Bataillon eingeborener Truppen, einer Gebirgsbatterie, einem Zug Kundschafter und vier Banden Eingeborener Keren besetzt, ohne auf Widerstand zu stoßen. Er hat auf dem Fort Keren unter Geschützsalut die italienische Flagge gehißt. Die Bevölkerung begrüßt das Ereignis als die Einleitung zu einer neuen Ära der Ordnung.

Keren wurde infolge verdächtiger Haltung des Häuptlings Kafel besetzt. Der Kommandant von Massaua erhielt die Beweise, daß Kafel in verräterische Verbindung mit Ras Alula getreten war, welch letzterer sich mit 8000 Mann mit Kafel vereinigen wollte. Ras Alula stand schon in der Nähe Kerens, entfloh jedoch beim Anrücken der Italiener. Die italienischen Truppen stellen die Straße nach Asiuda her, was auf eine bevorstehende Okkupation Asmaras hindeutet.

Die italienischen Parteien fassen die Vorgänge in Abessinien sehr geteilter Ansicht auf. Die offiziösen Blätter bezeichnen die Besetzung Kerens als den ersten Schritt zu einer kommerziell produktiven Kolonialpolitik, während unabhängige Blätter vor allzugroßem Optimismus warnen. Die Opinione ermahnt die Regierung, auch Asmara zu okkupiren. Jedenfalls aber scheint Italien gewillt zu sein, energisch und zielbewußt seine Absichten zu verfolgen und unentwegt daran festzuhalten. Bei der Kolonialpolitik kann es nur heißen: das Ziel verfolgen und zugreifen, oder aber, wenn äußere Umstände dies unmöglich machen, alles fallen lassen. Ein Zaudern und Hin- und Herschwanken, ein

Digitized by Google

gewisses passives Vorgehen, ein Sichschiebenlassen ist unter allen Umständen kommerziell ebenso schädlich, als es dem Ansehen einer Nation schadet.

Die Dschagganeger haben zu ihrer eigenen Freude Europa und Deutschland wieder verlassen. Sie waren, wie der Verfasser in einer längeren Unterredung mit ihnen in Kisuahelisprache, welche zwei derselben sehr gut verstehen, konstatiren konnte, sehr unzufrieden, sie sind anspruchsvoll geworden, und wird ihre Reise, entgegen der Ansicht des Herrn Ehlers, nicht nur nicht nützlich für Deutschland, sondern eher schädlich wirken.

Die evang. Missionsgesellschaft für Ostafrika hat vom Sultan Chalifa in Sansibar auf 100 Jahre ein Grundstück gepachtet zur Errichtung eines Krankenhauses. Von den 200 000 Mark, welche dazu erforderlich sind, sind erst 20 000 Mark durch Sammlung aufgebracht. Der Rest soll durch eine Lotterie von Kunstgegenständen zusammengebracht werden.

Vom 4. bis 8. August wird in Luzern der Antisklavereikongreß tagen. Wenn derselbe die Ausrottung der Sklaverei in Afrika überhaupt auf seine Fahne schreibt und über theoretische Erörterungen und Aufstellungen von Prinzipien hinausgeht, um in diesem Sinne praktisch zu wirken, so wird dadurch ganz zweifellos zu den großen Verwirrungen, welche in Afrika allenthalben herrschen, eine noch größere hineingetragen werden. Andere Resultate wären von einer Konferenz über Sklavenhandel zu erwarten. Im englischen Unterhause gab der Unterstaatssekretär Fergusson auf eine diesbezügliche Anfrage die Erklärung ab, es finden Unterhandlungen statt mit Belgien, welches in dieser Angelegenheit die Initiative ergreifen wolle. Es soll kaum zweifelhaft sein, daß noch in diesem Jahre eine Konferenz zusammentreten werde. Dem Sklavenhandel kann man unter Umständen steuern, aber der Kampf gegen die Sklaverei als solche ist in Ländern, wo wir noch gar keinen oder sehr geringen Einfluß besitzen, vorläufig ein Kampf mit Windmühlen, der mit fortschreitender Zivilisation von selbst in Wegfall kommt, indem sich mit dieser die Frage von selbst löst. Man befreit nicht die Sklaven, sondern sie befreien sich von selbst, wenn sie dazu reif sind. Vorläufig sind sie noch ganz zufrieden mit ihrer Sklaverei.

Der Direktor der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft empfahl, in London weitere 60 000 Lstr. zum Loskauf von 30 000 Sklaven aufzuwenden. Der Präsident der Gesellschaft stellt baldige Dividende in Aussicht, und soll das Gesellschaftskapital von 750 000 auf 1 Million Lstr. erhöht werden, um vor allem so schnell wie möglich eine Eisenbahnverbindung mit dem Nyassasee, sowie Karawanenwege herzustellen. Da wo so gewaltige Kapitalien arbeiten, wird eine Rentabilität nicht ausbleiben. Der Engländer wagt an derartige Unternehmungen nicht allein deshalb so viel Geld, weil es ihm zu Gebote steht, sondern auch, weil er immer im gegebenen Moment darauf rechnen kann, seine Regierung hinter sich zu haben, welche seinen Unternehmungen auf alle erdenkliche Weise Vorschub leistet, was in letzter Linie ja doch dem Lande zu gute kommt. Deshalb erschallt auch heute von allen Seiten der Ruf zur Gründung einer königlich zentralafrikanischen Gesellschaft, welche ganz Zentralafrika vom Kap bis zum Victoria Nyanza, mit Außerachtlassung der „schattenhaften" Ansprüche Portugals annektiren will. In Afrika und bei den Engländern ist alles möglich und das nötige Kleingeld würden sie zweifelsohne in allerkürzester Zeit aufzubringen im stande sein. Vorbereitungen haben sie schon lange getroffen und verstanden es vortrefflich, sich noch im letzten Augenblick Positionen zu sichern, welche ein so großes Unternehmen ermöglichen könnten. Vor allem haben sie sich durch Missionsniederlassungen allenthalben Ansprüche erworben, welche sie zu gegebener Zeit geltend machen werden.

Von portugiesischer Seite wird Englands Afrikagier energisch zurückgewiesen. Die erste portugiesische Kammer hat einstimmig einen Antrag angenommen, demzufolge Portugals Rechtsansprüche auf Gebiete in Ost- und Zentralafrika bestätigt werden und die Regierung aufgefordert wird, dieselben entschieden aufrecht zu erhalten.

Auch die portugiesische Deputirtenkammer nahm einen ähnlichen Antrag an.

Die englische Regierung beansprucht auf dem Sambesi Freiheit der Schiffahrt, was jedoch die portugiesische Regierung nicht anerkennen wird, da es seine auf der Berliner Kongokonferenz anerkannten Rechte nicht preisgeben will. Dennoch dürfte Portugal Zugeständnisse machen, um sich anderweitig schadlos zu halten, besonders dadurch eine Gebietsverbindung seiner Ost- und Westküste zu erreichen. Portugal befürchtet, daß England Gebietserwerbungen in Ländern machen möge, auf welche Portugal Suzeränetätsrechte beansprucht. Um denselben mehr Nachdruck zu geben, hat der Schiffsleutnant Mardasso am Südende des Nyassa eine bleibende Niederlassung gegründet.

Von deutscher Seite wird man in maßgebenden Kreisen hoffentlich auch sein Möglichstes thun, um die Hinterländer der Ostküste bis zum Tanganyika zu sichern. Ohne diese wären unsere ostafrikanischen Besitzungen ganz wertlos. Wir müssen unsere junge Kolonie zunächst als Handelsgebiet ausnutzen und so natürlich die Produkte der Hinterländer dorthin ziehen, um allmählich selbst zur Ausbeutung der gebotenen Hilfsquellen zu schreiten. Sind diese Hinterländer aber in andere Hände übergegangen, so fließen die Produkte jener Länder ganz selbstverständlich nach jenen Gebieten, deren Küstenländer in denselben Händen sind. Usagara, Uguha, Ngami und Ukami sind zu unbedeutend, als daß wir uns von diesen allein Gewinn versprechen könnten. Die bis dahin gebrachten Opfer für diese Gebiete wären ganz umsonst, besonders aber die vom Reichstag bewilligten 2 Millionen Mark. Der Reichstag dürfte sich dann auch kaum zur Bewilligung der weiteren erforderlichen Millionen entschließen, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß all das Geld nicht nur für die kleinen Besitzungen ausgegeben wird, sondern auch für das mächtige Hinterland mit einem Flächenraum, doppelt so groß wie Deutschland. In dem Handelsbericht der Handelskammer für Aachen und Burtscheid für 1888 wird das Wort für unsere Kolonien ergriffen. Es wird darin mit Freuden begrüßt, daß die Regierung mit aller Kraft unsern Besitz verteidigt und unsern Handel schützt. Denn nur durch eine kräftige Unterstützung des Reiches sei es möglich, unseren Kolonialbesitz dem Vaterlande zu erhalten und im Laufe der Jahre nutzbar zu machen. Es wird darin weiter ausgeführt, daß auch Konsularagenten mehr dazu beitragen sollten, den Handel zu beleben, ebenso Bankinstitute.

Es dürfte dabei natürlich keineswegs an der nötigen Vorsicht fehlen, damit nicht Zustände hervorgerufen werden, wie sie infolge des Zusammenbruches des Comptoir d'Escompte in Madagaskar eingetreten sind. Angesehene Mitglieder der Hova-Regierung hatten dem Institut Gelder anvertraut und umgekehrt hatte das Institut der Hova-Regierung 15 Millionen vorgestreckt. So hat der Zusammenbruch des Institutes den allerschlimmsten Eindruck auf Madagaskar gemacht. Die französische Regierung scheint daran zu zweifeln, den passiven Widerstand der Hova zu bewältigen, welcher durch englische Missionare geschürt wird. Überall stiften diese Verwirrungen an und führen Unzuträglichkeiten herbei. Die bevorstehende Abreise des Herrn Le Myre de Vilers, welcher seinen Posten als Generalgouverneur jener Insel mit einem Mandat in der französischen Kammer vertauscht, wird als eine Art Zugeständnis der Ohnmacht gegenüber den Hova angesehen.

Endlich ist auch von Stanley wieder ein Lebenszeichen eingetroffen, und zwar über London aus Sansibar. Dorthin gelangte an den Generalagenten des englischen Emin Pascha-Hilfskomitees ein Brief eines Händlers, der ein Schreiben Stanleys zur persönlichen Übergabe in Händen habe und dasselbe bald überbringen werde. Aus dem Schreiben des Händlers geht hervor, daß Stanley am 2. Dezember in Ururi angekommen sei, dort Kranke und Gewehre zurückgelassen, dann wieder nach dem nördlichen Seengebiet gezogen wäre, um wieder nach Ururi zurückzukehren. Da aus dem sehr undeutlichen Schreiben die ethnographische Lage Ururis nicht zu ermitteln ist, kann man auch kein Urteil über die gemachten Angaben fällen. Stanley soll dann wieder nach Ururi zurückgekehrt sein, nachdem er Emin getroffen, um zurückgelassene Leute und Vorräte zu Emin zu bringen. Woher aber diese angeblichen Vorräte kommen, ist sehr rätselhaft, da Stanley doch nach den früheren Nachrichten nichts mehr haben konnte. Emin soll in Ungara, fünfzehn Tagereisen von Ururi, weilen. Stanley ziehe jetzt gegen Sansibar, welchen Weg der Verfasser für den wahrscheinlichsten weiteren Verlauf der Reise hält. Daß Emin mit ihm zur Küste ziehe, hält er für ganz ausgeschlossen. Der Brief des Händlers ist vom 2. Februar datirt und kann sehr leicht so lange Zeit unterwegs gewesen sein. Der Verfasser legt sich Stanleys langes, anscheinend unnützes Verweilen bei Emin oder in dessen Nähe so aus, daß es sich für Stanley um sehr wichtige politische Abmachungen handelt und er sich bis jetzt noch nicht mit demselben einigen konnte. Es wäre nicht unmöglich, daß die größten Überraschungen, mit welchen uns Stanley begrüßen wird, politischer Natur sind, und zwar solcher Art, daß wir sie als Deutsche für unsere koloniale Entwicklung nur werden bedauern können. Paul Reichard.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

Erklärung.

Das Berliner Tageblatt hat nach einer Berichtigung, welche demselben aus Anlaß seiner in Nr. 285 veröffentlichten Schmähungen unserer Gesellschaft zugegangen war, seinen Irrtum nicht einsehen wollen, sondern will hier aus Bedürfnis der Skandalsucht aus dem Vorgang weiteren Nutzen ziehen. Daß es seine Angaben, welche zu persönlichen Verdächtigungen benutzt worden, wie ihm nachgewiesen und auch bewußt ist, aus völlig unlauterer Quelle schöpft, scheint dem Blatte bei seiner bekannten Gesinnung sogar anziehend zu sein. Wir können nur wiederholen, daß das Vorgehen des Berliner Tageblattes ein gewissenloses ist in Bezug auf die ausgesprochenen persönlichen Verdächtigungen, ein unwahres nach Inhalt der Angaben und ein höchst bedenkliches nach der Beziehung des Blattes mit einem anscheinend charakterlosen Mitarbeiter.

— Abteilung Karlsruhe. Vor einer Zuhörerschaft von etwa 700 bis 800 Personen sprach am 4. Juni d. J. im großen Museumssaale der Afrikareisende Herr Dr. Hans Meyer aus Leipzig über: „Meine letzte Reise in Ostafrika". Die hiesige Ortspresse spricht sich übereinstimmend höchst befriedigt über den interessanten und belehrenden Vortrag aus, man lobt namentlich auch das klangvolle Organ und die ruhige, klare, weithin verständliche Ausdrucksweise des Redners. Die Anwesenden freuten sich über die Schilderung der prachtvollen und zukunftsreichen, von Meyer quer durchzogenen, schon eine Tagereise von der Küste beginnenden Gebirgslandschaften der deutschen Schutzprovinz Usambara, sie zollten ihre vollsten Sympathien dem leidigen Geschick des Reisenden, das ihn auf seiner zweiten Reise in die Gefangenschaft Buschiris führte und unter Verlust der sehr kostbaren Reiseausrüstung und Zurücklassung eines sehr bedeutenden Lösegeldes das jähe Scheitern der via Kilima-Ndjaro bis zum Viktoria Nyanza-See und dem rätselhaften Muta Nsige-See geplanten Reise zur Folge hatte. Die Anwesenden belehrten sich endlich aus Meyers Mund über die wahren Ursachen des Aufstandes, die der Vortragende teils in dem Widerstand des in seinen Geldinteressen betroffenen Arabertums gegen das Eindringen des Europäertums auf das afrikanische Festland, teils aber auch in dem für Deutschland gerade damals sehr ungünstigen, durch den Tod des kraftvollen Said Bargasch in Sansibar herbeigeführten Regierungswechsel erblickt. Eingestreut waren ferner einige interessante Bemerkungen über die damalige mutmaßliche Lage von Emin Pascha und von Stanley. Die Anwesenden ließen endlich ihre besten Segenswünsche dem mutigen Reisenden für die neue Reise zu teil werden, die der unermüdliche Forscher im Juli d. J. abermals zu den Schneehängen und Schneespitzen des Kilima-Ndjaro antreten wird. Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden, sowie Ihre königliche Hoheit die Frau Großherzogin hatten geruht, dem Vortrage anzuwohnen, gleichwie schon Tags zuvor Seine königliche Hoheit der Groß-

Digitized by Google

herzog die Gnade gehabt hatte, den Herrn Dr. Hans Meyer in Audienz zu empfangen und letzterem bei dieser Gelegenheit das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens samt Eichenlaub zu überreichen, eine hohe Auszeichnung, welche in wissenschaftlichen und kolonialpolitischen Kreisen Badens angesichts der Verdienste, die sich Meyer um die geographische Wissenschaft erworben hat, allenthalben freudig begrüßt wird.

Kleine Mitteilungen.

— (Samoa-Konferenz.) Am Sonnabend, dem 14. Juni, hat die letzte Sitzung der Samoa-Konferenz stattgefunden und verlautet übereinstimmend, daß der Vertrag unterzeichnet worden ist, der aber nicht eher veröffentlicht werden soll, als bis er vom Senate in Washington ratifizirt worden ist. Wie die „Frankfurter Zeitung" mitteilt, soll der Vertrag die vollständige Autonomie der Inseln gewährleisten; die Bevölkerung wählt einen König und Vizekönig, als ersteren höchst wahrscheinlich Malietoa. Je ein Vertreter Deutschlands und Amerikas steht der einheimischen Regierung als Ratgeber zur Seite; als Schiedsrichter bei Meinungsverschiedenheiten fungirt der englische Vertreter. Die einheimische Regierung hat vollständig freie Hand in der inneren Verwaltung, auch das Recht, Zölle zu erheben, eventuell auch Schutzzölle; es wird ein einheimisches Kabinett gebildet, aus einem Ober- und Unterhaus bestehend. Das erstere besteht aus dem König, Vizekönig und den Häuptern der Stämme; in das Unterhaus wird auf je 2000 Einwohner ein Vertreter gewählt. Über die Errichtung von Kohlenstationen und Ankerplätzen für die Vertragsmächte sind genaue Bestimmungen getroffen; für die Entscheidung der Landstreitigkeiten ist eine besondere Verwaltungsbehörde eingesetzt. Deutschland erhält eine Geldentschädigung für seine Verluste auf Samoa. Wenn diese Abmachungen sich bestätigen sollten, so wollen wir wünschen, daß die friedliche Vereinigung und Gemeinschaft, in welcher die Konferenz die streitenden Interessen versöhnt hat, auch in der Praxis sich bewähren werde. Ein Urteil über den Grad dieser Wahrscheinlichkeit wird sich erst nach Kenntnis des ganzen Vertrags gewinnen lassen.

— (Stanley.) Über Stanley und Emin Pascha schwirren wieder Gerüchte von neuen, „zuverlässigen" Nachrichten durch die Blätter. Diesmal bietet dazu den Anlaß eine telegraphische Meldung, welche Francis de Winton, der Vorsitzende des englischen Eminhilfskomitees, von seinem Generalagenten in Sansibar erhielt. Danach soll Stanley im Dezember vorigen Jahres in der Landschaft Ururi, welche südöstlich vom Viktoria-Nyanza gelegen ist, sich befunden haben, sei bald darauf nach Norden gezogen, aber später wieder nach Ururi zurückgekehrt, um danach zu Emin zu stoßen, welcher ihn in Ungara erwarte, einem Orte, von welchem es heißt, daß er 15 Tagereisen von Ururi entfernt liege. Wir glauben, daß diese Meldung, wie alle früheren ähnlicher Art, mit großer Vorsicht aufzunehmen sein wird. Es ergeben sich bei einiger Prüfung zwei Merkmale, welche Zweifel an der Nachricht erregen müssen. Einmal wird in der Korrespondenz selbst zugestanden, daß der Brief des Händlers, der die Nachricht an den englischen Generalagenten in Sansibar absandte, undeutlich sei, zum andern ist Ungara, der Name des Ortes, an welchem angeblich Emin auf Stanley wartete, unbekannt oder entstellt wiedergegeben. Die spätere Berichtigung, daß für Ungara Unyoro zu lesen, wird die Zweifel nicht beseitigen. Englische Blätter wissen bereits von Beziehungen Stanleys mit den neuerdings vielbesprochenen Bestrebungen der Engländer in Zentralafrika zu berichten. Das „Echo" äußert sich beispielsweise darüber in nicht gerade bescheidenen Hoffnungen, indem es darauf hinweist, daß die, welche glaubten — und mit Recht glaubten —, daß Südafrika bis hinauf zu den großen Seen in nächster Zukunft bestimmt sei, der Schauplatz eines neuen Kapitels in der wunderbaren Entwickelung Englands zu werden, mit großem Interesse darauf harren müßten, was er (Stanley) über die von ihm durchforschten Gebiete zu berichten haben würde. Es gehöre nur wenig Anstrengung dazu, die Kette der Herrschaft vom Kap bis zu den Seen zu vervollständigen. Der Sudan sei zwar im Aufstande, aber die Erhebung sei bereits im Absterben begriffen. Zweifellos werde diejenige Macht, welche Ägypten beherrsche, die erste sein, um den Nutzen und die Wohlthaten des wieder hergestellten Friedens zu ernten. Wir müssen die Hoffnungen des Echo für etwas sanguinisch halten, obwohl nicht verkannt werden soll, daß wir aufmerksam bleiben müssen, um jeden neuen Einbruch in unsere Rechte und Interessen mit Entschiedenheit zurückzuweisen.

Wenn in deutschen Zeitungen an die oben mitgeteilte Nachricht die Folgerung geknüpft wird, daß Emin Pascha und Stanley sich gemeinsam auf den Weg nach der Ostküste begeben hätten, so scheint uns dies eine sehr gewagte Vermutung. Über eine Vereinigung der beiden zu diesem Zwecke meldet die angeführte Depesche nichts und nach den früheren Mitteilungen Stanleys über sein Verhältnis zu Emin muß man, wie dies auch englische Zeitungen aussprechen, sehr bezweifeln, daß Emin Pascha geneigt sei, seine Provinz mit Stanley zu verlassen.

— („Ein wichtiger Entwurf") ist ein in der „La Plata-Ztg." vom 18. April d. J., einer in Buenos Aires erscheinenden Zeitung, veröffentlichter Aufsatz überschrieben, der interessante Mitteilungen über die Einrichtungen einer Kolonie enthält, welche, wie es in Aussicht genommen zu sein scheint, zu dem sehr anerkennenswerten Zwecke gegründet werden soll, um Einwanderern germanischer Abkunft als erste Zufluchtstätte zu dienen. Der Zweck des Unternehmens soll hauptsächlich humanitärer Art sein. Es sollen auf der zu gründenden Kolonie germanische Einwanderer, das heißt alle Ackerbauer und die es werden wollen, sowie auch nach Bedarf die Gewerbetreibenden sofort Beschäftigung finden können. Das Geld zur Gründung der Kolonie wird seitens des Vereins zum Schutze germanischer Einwanderer in Buenos Aires durch Gründung einer Aktiengesellschaft aufzubringen sein. Das Kolonieland wird aus wenigstens 3 Leguas (eine Legua gleich 2400 Qu.-Hektare) bemessen; es soll ans Meer, einen schiffbaren Fluß oder an eine Eisenbahn grenzen, damit dem Verkehre und Produktentransporte keine Schwierigkeiten entgegenstehen. Nach Festlegung der Grenzen des Terrains wird dasselbe im horizontalen wie vertikalen Sinne vermessen, indem ein zweckentsprechendes Liniennetz nivellirt wird. Nur nach solchen Aufnahmen ist die Herstellung eines auch topographisch brauchbaren Planes möglich; erst dann vermag man bei Weganlagen sumpfige Stellen und andere Hindernisse zu vermeiden, Be- oder Entwässerungen vorzunehmen, sowie die für die verschiedenen Pflanzenarten, ja selbst für die Anlage der Gebäude am besten geeigneten Stellen zu ermitteln. Nunmehr wird das solcherart vorbereitete Terrain einem in der Landwirtschaft erfahrenen Manne übergeben. Dem Verwalter bleibt es überlassen, die Lage des demnächst zu gründenden Dorfes zu bestimmen. Er hat das Recht, Lieferungskontrakte mit Ziegelbrennern, Holzlieferanten 2c. abzuschließen, kurz Verträge jeder Art einzugehen, welche auf die Einrichtung der Kolonie und des Dorfes Bezug haben. Von allem, dessen er bedarf, giebt er der Direktion des Vereines Kenntnis, damit sie die nötigen Mittel zur Verfügung stelle. Dem Verwalter steht ferner bis zur Einsetzung eines Friedensrichters die Amtsbefugnis dieses zu. Er kann auch im Namen des Vereines an solche Leute, welche auf der Kolonie Handel treiben wollen, unter der Bedingung, daß die Waren vom Vereine bezogen werden, die betreffende Erlaubnis erteilen. Von dem für die Landwirtschaft bestimmten Terrain darf nichts verkauft werden. Grundbesitz kann nur erworben werden innerhalb des Ortsgebietes, also zur Anlage von Wohn-, Wirtschaftsgebäuden, Hof und Garten. Die Kolonie soll für den neu Eingewanderten der nächste Zufluchtsort sein, wo er, gegen Willkür geschützt, sofort Arbeit findet, gegen möglichst geringe Zahlung gesunde, gute Lebensmittel erhält, in dem Verwalter einen erfahrenen, uneigennützigen Berater zur Seite hat, im Mitleben seiner Landsleute die deutsche Sprache nicht verlernt und in einer zu gründenden Schule die Landessprache zu erlernen Gelegenheit trifft. Es soll dem neu Eingewanderten auf der Vereinskolonie die beste Art des hiesigen Ackerbaubetriebes und die Bekanntschaft mit den Gesetzen des Landes und der Eigenart der Bewohner beigebracht werden.

Es ist der Wunsch berechtigt, daß der obige Plan in die Wirklichkeit übertragen werde. Die beabsichtigten Einrichtungen entsprechen dem von uns längst anerkannten dringenden Bedürfnisse, daß zum Schutze der Einwanderer in fremden Ländern eine geregelte Leitung und Obhut notwendig sei, welche in der Hand uneigennütziger Vereine am besten ruht, soweit die Organe der Regierungen für den vorliegenden Zweck nicht ausreichend sein können. Es wird hoffentlich möglich sein, daß solche Bestrebungen, wie sie von dem Verein in Buenos Aires beabsichtigt werden, bald eine ernste Unterstützung von seiten des deutschen Mutterlandes finden werden, welchem die meisten Auswanderer germanischer Abstammung angehören.

Bekanntmachungen.

Abteilung Berlin. Während der Sommerszeit finden bis auf Weiteres keine Vorträge statt, doch versammeln sich jeden Montag, wie üblich, eine Anzahl Mitglieder der Abteilung zwanglos im Vereinszimmer im Architektenhause oder bei günstigem Wetter auf der Terrasse. Gäste sind stets willkommen.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hiermit mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge: von Dr. Barthermann, Mörs 4 M., O. Lencke, Ihehoe M. 3, Christin in Leipzig 0,50 M., zwei deutsche Dienstmädchen in Holland 2 M., Fanny Conrad in Hermannstadt 16,79 M., A. H. in Bückeburg 1 M., Frau Bernh. Hoffmann in Erfurt 30 M., Abteilung Helmstedt 7 M., Frau Elise Ahlers in Elsfleth 30 M., Frau R. L. in M. 1 M., Abteilung Dresden 171,16 M., Kreisschulinspektor Sachse 10 M., ungenannt 1 M., Deutsche Kolonialgesellschaft Abt. Berlin 2000 M.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein 28 M.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V.: B. v. Breska.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für die beiden Krankenhäuser und für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Durch Direktor Banza in Frankfurt a. M. 244,48 M.; durch Dr. Schroeder noch nachträglich für das Konzert in der Philharmonie 248 M.; Maschineninspektor Delisle in Karlsruhe 3 M.; Frau Draeger geb. Kemper in Berlin 25 M.; Frau Prediger Steinbach in Berlin 5 M.; Reg.-Assessor Schwartzkopff in Berlin 10 M.; Frau Pastor Böhme in Berlin 3 M.; Sup. Dryander in Berlin 15 M.; Thorner Missions-Hülfsverein 50 M.; Ministerialpräsident Dr. Grimm in Karlsruhe 3 M.; Hauptmann Lappen in Memel 4 M.; J. Dornwarth in Furtwangen 4 M. Durch die Herren Pastor Diestelkamp 360,09 M., Missionsinspektor Dr. Büttner 1162,12 M., Pastor Böhme 442,50 M., Pastor Berlin 707,70 M., Konsistorialrat Balan 150 M. Im ganzen 3436,89 M.

Berlin, den 13. Juni 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister.
J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. Expedition: Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1473 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen, Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der Expedition der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 26. Berlin, 29. Juni 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Bekanntmachung. — Aus Südwestafrika. Mit Karte. — Über die Haussaländer und die Deutsche Niger-Benuë-Expedition. Vortrag von Herrn P. Staudinger. (Schluß.) — Dar-es-Salaam. Vortrag von Herrn A. Leue. (Fortsetzung.) — Reise des Grafen Teleki und des Schiffsleutnants v. Höhnel in das Gebiet des Kilimandscharo und Kenia. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Unsere Zeitung, deren nächste Nummer am 5. Juli zum Versand kommen wird, erscheint von da ab in einer Verstärkung um 4 Seiten und wird dagegen nur vierzehntägig ausgegeben werden. Der Versand geschieht pünktlich an jedem zweiten Freitag und im Packetverkehr nach entfernteren Orten möglichst schon am Donnerstag; etwaigen Wünschen der Abteilungen kann hierin nunmehr leichter Rechnung getragen werden.

Infolge des Überweisungsbeschlusses des Vorstandes vom 23. März d. J. hat der Ausschuß nach eingehender Beratung diese Änderung im Erscheinen der Zeitung vorgeschrieben, welche manche Vorzüge darbieten wird. Abgesehen von der nicht unerheblichen Ersparnis an Portos, Druckkosten und anderen Kosten, wodurch mehr Mittel zur praktischen kolonialen Arbeit flüssig werden, liegt es auch heutzutage mehr im Nutzen unserer Zeitung selbst, daß sie seltener erscheint und dafür etwas mehr Text bringt. Dies ist insonderheit mit Rücksicht auf den Umstand der Fall, daß eine Wochenschrift sogenannte „Neueste Nachrichten" auf kolonialem Gebiet nicht wohl bringen kann, trotzdem unsere Kolonialpolitik aus den Anfängen längst zu großer Bedeutung emporgewachsen ist, so daß die großen Tagesblätter sich damit eingehend beschäftigen. Das Schwergewicht unserer Zeitung liegt heute vornehmlich in der gründlichen Beurteilung kolonialer Vorgänge und Verhältnisse, in dem Bestreben, authentische Berichte aus den Kolonien zu bringen, welche eine klare Vorstellung über das Wesen und die Beschaffenheit unserer Kolonien wie der Kolonialpolitik überhaupt vermitteln, Berichte, aus welchen wir die Bedürfnisse und den Fortgang deutsch-kolonialer Entwickelung kennen lernen. Dagegen liegt es heute auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens so, daß hier eine gedeihliche und zweckmäßige Wirksamkeit unsrer Zeitung besser in einer zusammenfassenden Rück- und Rundschau geübt werden kann. Diese Änderung macht es wünschenswert, daß in der einzelnen Nummer mehr Platz gewonnen werde. Die Verstärkung der einzelnen Nummer wird aber auch auf die Geschlossenheit und Gediegenheit des Inhalts von gutem Einflusse sein, so daß künftig in erhöhtem Maße die Kolonialzeitung ein Nachschlagebuch und eine gute Quelle sein wird, aus der man über die kolonialen Vorgänge und Verhältnisse leicht und genau sich unterrichten kann.

Mit der Änderung wird endlich dem Übelstande Abhülfe geschaffen, über welchen nicht selten Klage geführt ist, daß gute Aufsätze mit Rücksicht auf den beschränkten Raum sehr abgekürzt oder auf verschiedene Nummern, gewöhnlich zum Schaden der Sache, verteilt werden mußten.

In der äußeren Form tritt eine Änderung nicht ein; ebenso bleibt unsere Zeitung selbstverständlich nach wie vor Gratisblatt der Mitglieder. Auch der Bezugspreis für Buchhändler und Postabonnenten bleibt derselbe, da eine Ermäßigung bei dem ohnehin sehr niedrig gestellten Preise völlig ausgeschlossen ist.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Aus Südwestafrika.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat zur Verwaltung der von ihr übernommenen ehemals Lüderitzschen Niederlassung in Lüderitzbucht (Angra Pequena) einen Verwalter in der Person des Herrn Premierleutnant der Reserve a. D. E. Hermann eingesetzt. Derselbe war früher praktischer Landwirt; er hat lange Jahre hindurch ein Gut in Pommern bewirtschaftet und ist im Jahre 1887 mit der Absicht in den Dienst der Gesellschaft getreten, seine Erfahrungen und Kenntnisse für die Erschließung des Hinterlandes von Lüderitzbucht nutzbar zu machen, insbesondere Wollschafzucht ꝛc. zu betreiben. Herr Hermann hat es sich denn auch angelegen sein lassen, Land und Leute unsres südwestafrikanischen Schutzgebiets, namentlich des Groß-Nama-Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen; er hat mehrfache Reisen in das Innere unternommen und über seine Beobachtungen sehr interessante Berichte erstattet. Der erste seiner Berichte, in Tagebuchform gehalten, ist unter der Überschrift: „Ein Ritt durch das südwestafrikanische Küstengebiet" in Nr. 30 der Deutschen Kolonialzeitung von 1888 erschienen.

Wir sind jetzt in den Stand gesetzt aus weiteren Berichten Hermanns einige Mitteilungen zu veröffentlichen.

I.

In einem Bericht vom 29. April 1888 finden sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Hinterlandes von Lüderitzbucht in zusammenhängender Weise geschildert.[1])

Bis Tsirub ist die Vegetation sehr dürftig, obgleich an Zahl der Individuen wie Arten nicht in dem Maße, als es auf den ersten Anblick erscheint. Die Pflanzen sehen meist abgestorben aus, haben die Farbe der Felsen und fallen daher nicht auf. Sieht man näher hin, so findet man, besonders auf den Südwestabhängen, die etwas geschützter vor den Sonnenstrahlen und dem herrschenden Seewinde ausgesetzt sind, auf jedem Quadratmeter ein oder mehrere Pflanzen. Diese haben die Lebenskraft, jahrelang abgestorben dazustehen, um nach einem Regen frische Blüthen und Blätter zu treiben. Ich habe den Versuch im Glase Wasser gemacht, und zu meinem Erstaunen eine wunderbare Pflanze, die nur aus dornigen Ästen zu bestehen schien, an denen dann und wann eine hübsche rosa Blüthe sproßte, beobachtet. Der Blüthe wegen brach ich einen großen Teil der Pflanze und stellte sie in Wasser. Nach einiger Zeit welkte die Blume, dafür bedeckte die ganze Pflanze sich mit Blattknospen.

Am Strande, in den sandigen Niederungen, wächst ein krüppelhafter Strauch mit perlartigen graugrünlichen Blattorganen. Dieser Strauch wird vom Flugsande verweht, dies tötet ihn aber nicht, die Spitzen wachsen aus dem Sande weiter, es entstehen runde Hügel von 10—15 Fuß, von außen ganze Blattorgane und frische Zweige, innen alles Holz und Flugsand. Dieser Strauch bildet unsere Wälder und ist für uns sehr wichtig. Ein guter Windstoß bläßt dann und wann einige Hügel auseinander, nun stirbt der Strauch ab und liefert vorzügliches Brennholz.[2]) Bei Galovidia, der nördlichen Hälfte von Lüderitzbucht, steht so ein zusammenhängender Wald von einigen 100

[1]) Vergl. die nachstehende Kopie einer von Hermann gefertigten Kartenskizze des Weges von Lüderitzbucht nach Bethanien nebst Darstellung der Höhenverhältnisse.

[2]) Den Eingebornen dient dieser Strauch, der „Narastrauch", durch seine Frucht zur Ernährung. (Vgl. u. a. den Aufsatz von Pechuel-Löschе „Zur Bewirtschaftung Südwestafrikas", Kolonialzeitung von 1888 S. 271. A. d. R.)

Digitized by Google

Morgen. Bei Elizabethbai habe ich noch größere gefunden, kleinere treten häufig auf. Wäre dieser Strauch nicht, müßte Brennmaterial importirt werden. Gegenwärtig ernährt diese Vegetation eine überraschende Zahl von Insekten und auch einiges Wild, Hasen und kleine Antilopen, dem Reh ähnlich.

Von Tsirub ab ändert sich das Land. Der Boden ist ja kein reicher und von einer Humusschicht ist auch nichts vorhanden, aber trotzdem ist die Ebene regelmäßig mit niederen Büschen, Gras und wenigen Bäumen bestanden, in den Spalten und Ritzen der felsigen Berge wachsen auch Sträucher und andere Bäume. Das Gras, was uns hier am meisten interessirt, bildet nirgends einen zusammenhängenden geschlossenen Rasen, sondern wächst büschelweise in mehreren Arten, feines fingerlanges bis 3/4 Meter hohes grobes, getreideartiges. Alle Arten werden vom Vieh gefressen, das feine aber zunächst vorgezogen. Diese Steppe nimmt ungeheure Flächen ein, ist aber nicht überall gleich. Der Boden mag stellenweise etwas reicher sein, da ist das Gras denn auch reichlicher vertreten. Im großen ganzen herrscht in der Mitte der Ebene das Gras, in der Nähe der Berge die Sträucher vor. Die wenigen natürlichen Quellen sind von den Eingeborenen besetzt; wenn der Europäer im stande ist, Brunnen an geeigneten Stellen zu graben, so können hier noch zahlreiche Herden leben.

In den Tafelbergen ist es anders. Die Berge sind hier auch meist unfruchtbar und schon der sie bedeckenden scharfen Trümmersteine wegen dem Vieh schwer zugänglich, die Thäler, oft breit und sehr lang, haben größtenteils guten, oft sogar reichen Boden. Sie sind mit denselben büschelartigen Grasarten bedeckt wie die Steppe, nur dichter und höher.

Die Quellen treten zahlreicher auf wie im östlichen Gebiet des Küstenstrichs, sind aber bei weitem nicht genügend für die Zahl von Haustieren die hier leben könnten. Auch hier sind Brunnen nötig. Im Tafelgebirge treten überall trockene Betten von Regenbächen, Flüßchen, Flüssen und Strömen auf. Sie münden alle in das große, breite Strombett, an welchem Bethanien liegt, und gehören somit zum Stromgebiet des Orangeriver.

Von den Tsirubbergen bis Bethanien ist das Land also nichts weniger als eine Wüste. Vergleiche ich es mit Europa, so kommen dort große, weite Strecken vor, die von Natur viel, sehr viel schlechter sind und doch Menschen ernähren, so in Westpreußen, Pommern, Holstein und Hannover. Dort kommt zu der Armut des Landes noch die Härte des Klimas hinzu. Dieses ist hier in Namaqualand köstlich, das schönste der Erde. Der Fleiß von vielen Jahrhunderten hat unter einer guten Regierung dort aus Einöden bewohnbare Länder geschaffen, hier gehört auch Fleiß und schwere Arbeit dazu, aber weniger, und das schöne Klima unterstützt die Bemühungen des Menschen. Zunächst wäre nichts so nötig, wie das Graben von Brunnen.

Daß dies mit Erfolg möglich, hat Lüderitz bewiesen, wenn er auch viel Lehrgeld dabei bezahlt hat. Sind Brunnen gegraben, so ist Weide für viel Vieh da, welches das ganze Jahr draußen unter freiem Himmel seine Nahrung findet. Als ich Ostern im Lande war, lachte mich die grüne Steppe an, alles Vieh war schneckenfett, das saftige Gras ließ sie nur selten zum Wasser kommen. Im Januar und Februar war das anders, die hohen, fahlen, abgestorbenen Grasbüschel machten einen traurigen Eindruck auf mich. Und doch frappirte mich der gute Futterzustand aller Viehherden, ich versichere Sie, er war besser als der der europäischen Haustiere im Durchschnitt zu irgend einer Jahreszeit. Ich dachte über die Sache nach und kam zu folgendem Schluß: Die Zahl der hier vorhandenen Tiere, Haustiere sowohl wie Wild, ist nur im stande, einen ganz geringen Bruchteil des jungen Grases zu vertilgen. Der bei weitem größte Teil, vielleicht 90 Prozent, bleibt stehen und stirbt in der trockenen Jahreszeit ab. In Europa laugt Wind und Wetter so einen abgestorbenen Grashalm vollständig aus, es ist ein wertloses Futter. Hier in diesem trockenen Klima behält der Grashalm, auch abgestorben, noch Futterwert, er ist mittlerem oder geringerem Heu gleich und gewährt vermittels der ungeheuren vorhandenen Menge genügend Futterstoff, um den im frischen Grase angefressenen Feist zu erhalten. Nur für Wasser muß dann gesorgt werden, welches die Tiere dann viel mehr gebrauchen. Nun soll es ja vorkommen, daß es zuweilen ein oder mehrere Jahre gar nicht regnet. Die starken Nebel im Winter, hier Mistregen genannt, beleben dann wohl die Vegetation etwas, aber schaffen doch nicht ein neues Grasfeld. Dauert dies mehrere Jahre, so werden die alten Vorräte verzehrt, es soll dann zuweilen Mangel eintreten, Vieh zu Grunde gehn, aber mehr aus Durst als Futtermangel. Kennt Europa nicht auch schlechte Jahre, Mißwachs u. s. w.?

Ackerbau ist zunächst nicht ins Auge zu fassen, obgleich durchaus nicht unmöglich. Bei Aus und besonders in den Thälern der Tafelberge mit dem reichen Boden ist Ackerbau beschränkt, ohne künstliche Bewässerung sehr gut möglich. Es müssen nur geeignete, im Punkt der Bodenfeuchtigkeit genügsame Pflanzen gewählt werden, vielleicht Kartoffeln, Gerste, Roggen, Hirse, doch geht hier probiren über studiren. Nur zahlreich angestellte Versuche in betreff der Auswahl sowohl wie der zur Bestellung passenden Jahreszeit werden hier das Richtige lehren. Doch wird der Ackerbau wohl niemals Exportartikel liefern und würde es auch vollständig genügen, wenn er die dem Europäer notwendige vegetabilische Nahrung hier lieferte. Vorläufig muß diese in Gestalt von Kaffee, Reis, Mehl und getrocknetem Gemüse eingeführt werden.

Hier leben nicht viele Europäer, es ist aber eine Thatsache, daß die meisten, die das Schicksal hierher verschlug, als Trader (Händler), Guanoarbeiter, Fischer, Jäger oder Diener hier im Lande bleiben und nicht an ein Weggehen denken. Der Handel hat lange aufgehört, gewinnbringend zu sein, die Trader bleiben aber im Lande als Viehbauern und treiben nebenbei noch kleinen Handel, ebenso die andern. Das schöne, gesunde Klima, die leichten Lebensbedingungen machen ihm das Land wert.

Ich habe mich bemüht, Ihnen ein Bild des Landes zu geben, wie ich es als Ökonom beurteilen kann. Ich glaube mich nun zu dem Schluß berechtigt, daß eine Besiedelung mit Deutschen aus dem Bauern- und Arbeiterstande mit gutem Gewissen zu verantworten ist. Das „Wie" ist nur die Frage. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er, nach einer anderen Gegend verlockt, mit ungemessenen Hoffnungen und Ansprüchen hingeht; die Enttäuschung bleibt dann nicht aus, er übersieht das wirklich Gute, beachtet nur das Mangelhafte und ist unzufrieden mit Verhältnissen, die, selber gewählt, ihm sehr annehmbar erschienen wären. Hier das Richtige zu finden, wird Ihnen vielleicht schwer werden, ist aber nicht unmöglich. Sie müssen nur jede Gelegenheit wahrnehmen, Deutsche jenes Standes hierherzuschicken, die sich Ihnen darbietet, und diesen Leuten es überlassen, hier zu bleiben oder nicht. Ich bin überzeugt, die meisten bleiben hier, und sind erst 20, 30 Kolonisten hier, dann ziehen diese von selber andere nach.

Vor jeder Anlage von großen Kapitalien — vom Bergbau abgesehen — möchte ich dringend warnen. Es müssen hier erst Werte geschaffen werden, und dazu eignet sich die stille, aber dauernde Thätigkeit des kleinen Mannes mehr, wie die des großen Kapitals. Augenblicklich hat das Land nur Produkte der Viehzucht abzugeben, und so wird es noch lange bleiben Diese Produkte haben überall jetzt einen schlechten Markt. Das große Kapital kann hier nur sehr teuer produziren. Erhält der Eingeborene, wenn man die Bezahlung in Waren berücksichtigt, auch nicht viel mehr als der europäische Arbeiter, so arbeitet er doch sehr viel weniger, und so stellt sich der Lohn für eine Arbeit doch hier 3 bis 4 mal so hoch als dort. Dies fällt bei dem kleinen Mann weg, der mit seiner Familie den größten Teil der Arbeit vollbringt. Nun kommt die Sicherheit: Kolonisten schützen sich durch ihre größere Zahl selber, der Kapitalist wird bei eintretenden Zwistigkeiten mindestens von seinen eingeborenen Dienern verlassen, er steht allein da, sein Eigentum kann er nicht schützen und muß glücklich sein, das Leben seiner Familie gerettet zu haben.

Aus den Kolonisten werden schon ganz von selber mit der Zeit Kapitalisten hervorgehen. Ferner verzehrt der Kolonist mit seiner Familie einen viel größeren Prozentsatz seiner Produkte als der große Herdenbesitzer, von dem hier doch nur die Rede sein könnte. Die schwierige Frage des Absatzes ist also bei jenem nicht so brennend, wie bei diesem. Der Kapitalist will und muß eine Rente sehen, der Kolonist ist zuvörderst zufrieden mit einem guten Leben.

Bevor Sie an eine Besiedelung des Landes denken, müßten aber zwei Dinge oder drei geregelt werden, was Ihnen nicht ganz leicht fallen dürfte. Erstens die Frage der Autorität; vorläufig sind wir hier nur die Geduldeten. Das kann so nicht bleiben, die Gewalt muß den Eingeborenen sanft entwunden werden.

Zweitens kommt die Frage der Reisekosten. Von Hamburg nach Nordamerika, einem sehr guten Emigrationsgebiet, beträgt der Fahrpreis dritter Kajüte 95 Mark. Von Hamburg nach Capetown 330, von dort nach hier 100, macht zusammen 430 Mark, einen möglichen längeren, sehr teuren Aufenthalt in Capetown gar nicht gerechnet. So lange es Ihnen nicht gelingt, eine direkte, regelmäßige Verbindung mit billiger Fahrgelegenheit ins Leben zu rufen, kann Südafrika mit Nordamerika nicht konkurriren. Drittens der Absatz. Auch der Kolonist will schließlich etwas absetzen. Der große Herdenbesitzer hat in den letzten Jahren auf seinen Triebs nach Capetown nur Geld verloren. Capetown hat nur 50 000 Einwohner, die essen ja viel mehr Fleisch als eine gleiche Zahl in Europa, selbst England mit einbegriffen, aber das Produktionsgebiet wird schließlich zu groß. Kommt so eine große Herde, die einen Trieb bilden muß, wenn die Kosten nicht zu groß werden sollen, dort an, so wissen die Schlächter, daß sie die Besitzer nach Belieben drücken können, und thun dies denn auch mehr, als recht und billig. Außer Capetown ist hier kein Markt. In Ochiep und Port Nollot werden zuweilen ganz gute Preise gezahlt, der Markt ist hier aber noch viel kleiner wie dort und daher den Zufälligkeiten noch mehr unterworfen. Einzelne Händler haben nach Kimberley, in die Diamantenfelder, ihr Vieh getrieben, sollen dort auch gute Preise erzielt, auf dem weiten Wege durch die wasserarme Kalahari aber viel Vieh verloren haben. Soll dem Lande geholfen werden, muß Lüderitzbucht ein Absatzplatz werden. Die Sache ist sehr schwierig.

II.

In den Monaten Mai bis Juli v. Js. unternahm Hermann eine Reise von Lüderitzbucht über Bethanien, Gibeon, Hoachanas, Rehoboth und Otyimbingue nach Walfischbai. Dem bezüglichen Bericht vom 11. Juli v. Js. entnehmen wir folgendes:

Von Bethanien aus ritt ich zunächst 25 Meilen (stets englisch) nach Südost im Thal des Löwenflusses, der weiter südlich in den Fischfluß mündet. Das Thal ist etwa 8 Meilen breit und besteht, wie fast alle Thäler in den Tafelbergen, aus angeschwemmtem gelben, fetten Lehm, einem sehr reichen Boden. Ich grub mit meinem großen Jagdmesser ein Loch von etwa 10 Zoll in die Erde, um die Bodenfeuchtigkeit zu untersuchen. Der Boden war aber hart und geborsten, ich fand ihn absolut trocken. Ob eine Bearbeitung der obersten Schicht dem Boden aus der Luft Feuchtigkeit zuführen würde, ist noch nicht versucht. Theoretisch läßt sich darüber nicht entscheiden, da Luftfeuchtigkeit u. s. w., alles noch viel zu unbekannt, dies können nur praktische Versuche thun. Bestanden ist das ganze Thal dicht mit dornigem Gebüsch, meist der Akazienfamilie angehörend, einzelnen Akazienbäumen, dazwischen Grasbüschel. Auf einzelnen größeren Flächen, wo augenscheinlich sich in der Regenzeit Wasserpfützen bilden, ist kein Gras zu finden. Diese Flächen haben durch die Wasserniederschläge einen außerordentlich reichen Boden. Dieselbe Kalkbank, der in Bethanien die reichen Quellen entströmen, setzt sich noch etwa 10 bis 15 Meilen nach Südost, am Fuße der sich östlich vom Löwenfluß wiederum bis zu etwa 1500 Meter erhebenden Tafelberge fort. Es ist noch nicht versucht, ob hier Brunnen mit Erfolg anzulegen wären. Heute ist die Fläche nur bis auf etwa 10 Meilen von Bethanien abgeweidet, weil die Tiere auf das dortige Wasser angewiesen. Von da ab liegen Flächen von der Größe deutscher Provinzen und Kleinstaaten unabgeweidet da.

Östlich in den Tafelbergen liegt Canas, ein dem Händler Sinclair von Bethanien schon lange für eine jährliche Abgabe von 25 £ überlassener Platz mit reicher Quelle. Die Tafelberge bestehen großenteils aus Thonschiefern, oft noch recht weich, oben Steinhalden, das Gras hier soll sehr nahrhaft sein.

Digitized by Google

Niedere Büsche, Euphorbien. Ich übernachtete bei Sinclair, wurde freundlich aufgenommen. Der Mann hat durch die Lungenseuche in diesem Jahre über 200 Stücke Rindvieh verloren, Durchschnittspreis 2,10 £ = 500 £ = 10 000 Mark. Die Seuche ist durch zwei eingehandelte Ochsen eingeschleppt, der Platz gesperrt. Anfangs April d. J. kamen die Kapitäne Josef Frederik aus Bethanien und Jakobus Isaak aus Bersaba zu Sinclair nach Canas, um ihn anzupumpen. Als schlechte Zahler bekannt, wurde ihr Verlangen abgeschlagen. Da sie Schnaps forderten, erhielten sie drei Flaschen „Eau de Brem", durch F. A. E. Lüderitz eingeführtes Riechwasser, hier als Getränk im Gebrauch. Die Herren sind Kenner von Alkohol; Sinclair wurde, wegen geringschätziger Behandlung der „großen Männer", eine Strafe von 10 £ dekretirt und gleich eingetrieben. So war der Zweck des Besuches erreicht.

Den 7. Juni passirte ich den Fischfluß zum ersten Mal, also fast ¼ Jahr nach der Regenzeit, etwas südöstlich von Keetmanshop. Das Bett ist hier etwa so breit wie die Oder bei Glogau. Ich fand große Wasserpfützen im Bett, bis 50 Schritt breit, einige hundert Schritt lang, 1—1½ Fuß tief. Das Wasser bewegt sich von Lache zu Lache in einigen Schritten breiten und ganz flachen Rinnsalen langsam abwärts. Diese Wasserlachen sollen bis September vorhalten, Grabwasser ist das ganze Jahr im Flußbett leicht zu erlangen in wenigen Fußen Tiefe. Mein mich begleitender Nama versicherte, daß in tieferen Stellen, welche auch das ganze Jahr Wasser halten, Fische bis zu Armeslänge vorkommen. Der Fischfluß bildet hier die Grenze des Bethanischen Gebiets. Östlich des Fischflusses geht die einförmige Tafelbergformation allmälig in andere Gebirgsformation über. Die sehr breiten Thäler haben lehmigen Sandboden, zahlreiche Flußbetten, durchweg mit Grabwasser, häufiger überlaufende Quellen, sehr reichen Graswuchs. Die Flußbetten, wie der Fischfluß, durchweg von Akazienwäldern besäumt. Im Hintergrunde das schöne, stolze Karasgebirge. Keetmanshop steht nicht im Schutzvertrage mit Deutschland, es wäre heute leicht zu haben.

Herr Missionar Fenchel versuchte vor 7 Jahren, hier eine Wollschafzucht zu begründen, er kaufte zu diesem Zweck von einem treckenden Buren 10 Schafe und 1 Bock. Die Sache scheiterte, nicht, weil die Tiere nicht gediehen, sie wurden von dem Hirten verzehrt.

Keetmanshop hat zirka 800 Einwohner, zirka 140 Pferde, 1800 Rinder, 8000 Kleinvieh, wovon etwa zwei Drittel Fettschwanzschafe.

Von Keetmanshop ritt ich nach Bersaba, hier fand ich die Weideflächen kahl gefressen; aus Furcht vor Paul Fister hatten die Einwohner all ihr Vieh auf die südlichen Weideplätze geschickt, diese dadurch überladen; ihre besten Weideplätze lagen nach Norden, diese waren nun unbenutzt. Herr Hegner, der eigentliche Missionar von Bersaba war nach Capetown gereist, dagegen fand ich dort Herrn Rust, den früheren Missionar von Gibeon, der den Platz wegen Feindseligkeiten der Einwohner und namentlich des früheren Kapitäns, des von P. Fister erschossenen Moses Witboi, vor etwa Jahresfrist hat verlassen müssen.

Gibeon, nicht im Schutzvertrage mit Deutschland, ist von jeher das Brutgebiet aller Unruhen im Lande; Herr Rust war von März 1880 bis August 1887 am Platz, hat alle Unruhen von ihrer Entstehung an in nächster Nähe beobachtet, alle Persönlichkeiten gekannt, er ist ein ruhiger, vorurteilsfreier Mann, seine Mitteilungen waren von großer Wichtigkeit.

Bis zum Jahre 1882 wohnten in Groß-Fontain, westlich von Gibeon, aber zu Bethanien gehörig, Bastards, welche durch Fleiß einen großen Herdenbesitz hatten. Auf eigene Kosten hielten diese Leute sich einen Missionar, Herrn Papst, jetzt in Riedfontain, und bezahlten ihn in barem Gelde. Ihre Wohlhabenheit reizte vereinzelte Namas zum Raube. Die vom Kapitän in Bethanien angerufene Hülfe wurde nicht gewährt. Ob heimliches Einverständniß, ob Schwäche die Hülfe fern hielt, läßt sich schwer entscheiden. Die Selbstverteidigung wurde den Bastards nicht gestattet, Gesindel raubte ihr Vieh und tötete ihre Leute, in den drei Jahren, welche Missionar Papst dort war, wurden sechs ihrer Leute getötet. Die Leute konnten dies nicht länger ertragen, sie räumten den Platz, der bis heute verödet, unbewohnt daliegt. Daß der Platz gut war und die Leute tüchtig, geht daraus hervor, daß 30 Familien dem Missionar 100 £ in barem Gelde pro Jahr gaben, was in diesem allen baren Geldes barem Lande etwas sagen will. Beim Verlassen des Platzes teilten sich die Bastards; ein gewisser Ari van Weik zog mit seiner Herde nach Rehoboth und übergab den Teil der Herde, den er nicht dort halten konnte, Leuten auf Dachanafer Gebiet zum Hüten. Dies war 1883, damals war P. Fister noch Feldkornet (d. i. Vorsteher einer Außenwerft) von Moses Witboi, und als solcher raubte er die Herde des Ari. Fister behauptet, von seinem Kapitän dazu beauftragt zu sein; Moses behauptet, Fister nach Damara auf Raub beordert zu haben. Thatsache ist, daß beide Vorteil aus dem Raube zogen und der Händler Hite die geraubten Tiere von ihnen in Zahlung bekam. Dieser Raub war die mittelbare Ursache der Trennung Hendrik Witbois von seinem Vater Moses und so des jetzt im Lande tobenden Bürgerkrieges unter den Namas. Der Missionar verweigerte nämlich dem Moses so lange das Abendmahl, bis Ari entschädigt wäre. Sein Sohn Hendrick, ein religiöser Schwärmer, verließ den Platz, weil er diese und andere Räubereien nicht billigte, ihm folgte mehr als die Hälfte des Stammes und entschieden die besseren Leute. Später bildete sich in ihm die fixe Idee aus, daß er von Gott berufen wäre, die Namas in ein glücklicheres Land nach Norden zu führen. Er stieß oben auf starken Widerstand, holte sich blutige Schädel, Not und die Tücke Jan Jonkers zwangen ihn zum Raube, und heute ist er der Ärgsten einer. Alle Missionare haben ihn aufgegeben und halten ihn für unverbesserlich. Inzwischen schien dem Moses Witboi sein Feldkornet Fister zu mächtig zu werden; obgleich sein Schwiegersohn, griff er ihn unerwartet und ohne jeden Grund an, wurde mehrere Male geschlagen, schließlich von Fister gefangen genommen und erschossen. Hendrik eilte nun seinem bedrängten Vater zu Hülfe, kam zu spät, wollte nun den Tod desselben rächen, wurde aber von Fister viermal geschlagen. Nach Herrn Rusts Schätzung sind in den Kämpfen zwischen Witboi und Fister mindestens hundert Namas ums Leben gekommen, in den Kämpfen gegen die Damaras sind gleichfalls viele Leute gefallen. Vor der Trennung zählte der ganze Gibeoner Stamm etwa 800 Einwohner ohne die Buschleute, 1000 Stück Rindvieh, 100—150 Pferde, 3—4000 Schafe und Ziegen. Auf meine Bitte begleitete Herr Rust mich als Dolmetscher zu Fister. Nördlich von Bersaba bis Girichas, 1½ Breitengrade, fand ich außer einer dem Händler Mace gehörigen Viehstation, bewacht von einigen Buschleuten, weder Menschen noch Vieh. Schöne, dicht bestandene Grasflächen und zahlreiche Wasserplätze. Mir scheint das ganze Gibeoner Gebiet der Tafelbergformation anzugehören, die durchweg fruchtbaren Boden aufweist, ich habe das Gebiet in seinem größten Durchmesser durchschnitten und nur fruchtbaren Boden gefunden. Es wird von Norden nach Süden von dem stets Wasser haltenden Fischfluß durchschnitten und hat zahlreiche, stark fließende Quellen, es ist das fruchtbarste Gebiet Namaqualandes, es wäre ein ausgezeichnetes Gebiet zur Ansiedlung deutscher Kolonisten. Mehrere Landspekulanten aus der Kapkolonie haben von dem früheren Kapitän Moses größere Strecken käuflich erwerben wollen, er hat ein und dasselbe Stück, namentlich Schaumauge, mehrere Male verkauft, sich auch etwas von jedem anzahlen lassen, aber niemals Land herausgegeben. Hendrik ist durch Erbschaft, Fister durch kriegerischen Erfolg Prätendent des Gebietes, einer wagt aus Furcht vor dem anderen nicht, Besitz davon zu ergreifen. So liegt ein für Afrika wasserreiches Gebiet von zirka 250 geogr. Quadratmeilen, oder so groß wie Thüringen, unbewohnt da, eine leichte Erwerbung für den, der 100 entschlossene und geschulte Soldaten als bewaffnete Macht in Gibeon stationiren kann und will. Wenn die Soldaten, leichte Kavalleristen, dem ländlichen Arbeiter- und kleinen Bauernstande der ärmeren Theile des östlichen Deutschland entnommen werden, so verbürge ich mich dafür, daß mindestens 90 Prozent derselben gerne als Kolonisten hier bleiben werden. Landdotation, in einer Größe den hiesigen Verhältnissen entsprechend, muß nach kurzer Dienstzeit ihr Lohn sein, nebst einer kleinen Unterstützung in Zuchtvieh und anfänglichen Nahrungsmitteln. Ich hebe hervor, daß gerade dies Gebiet nicht im Traktatsverhältnis mit Deutschland steht.

Ich kam mit Herrn Rust nach Girichas, dem Sitze Fisters. Der Platz ist, sogar für europäische Begriffe, gegen Gewehrfeuer gut befestigt, das natürliche Terrain sehr geschickt benutzt. Drei niedere Hügel mit glacisähnlicher Böschung umgeben ein kleines Thal, in welchem starke Quellen fließen und welches etwas Weide bietet. Diese Hügel sind durch Steinschanzen befestigt, welche durch Winkel und kreisförmige Anlage Schutz gegen feindliches Flankenfeuer bieten. Tote Winkel, wie beherrschende Höhen sind nicht vorhanden. Die Feste ist von Norden am besten anzugreifen und von hier aus durch 30—40 Granaten zerstört. Ich zählte zirka 70 Hütten, beim Gottesdienst 18 Männer, nach Versicherung des mir von dort mitgegebenen Führers verfügt Paul über etwa 50 Streiter. Paul Fister, der Sieger in vielen Schlachten, der heutige Schrecken ganz Namaqualandes, ist ein kleiner, unansehnlicher Kerl, etwas zur Fettanlage neigend. Seine Vergangenheit hat gezeigt, daß er grausam, aber auch entschlossen und von festem Willen ist, alles drei seltene Eigenschaften bei den Namas. Auf meine Frage, ob Paul nun, da er Kapitän geworden ist, Freundschaft mit Dr. Göring, Vertreter Deutschlands, schließen wolle, gab er mir zur Antwort: „Seine Voreltern schon hätten immer Freundschaft gehalten mit dem weißen Mann, und er hielte an dieser Überlieferung fest. Er wäre schon durch Ricketts (Händler und Grundbesitzer im Gibeoner Gebiet, der augenblicklich auch vor dem Kriege mit Familie und Vieh geflohen ist) darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt das von mir überbrachte Anerbieten ihm gemacht werden würde. Er stamme aus Griqualand, seine ganzen Verbindungen und Beziehungen fesselten ihn an die Kapkolonie, und er könne daher nicht ein neues Freundschaftsverhältnis eingehen. Freundschaft thäte ihm jetzt sehr not. Von Jan Jonker habe er einen Brief erhalten (er gab denselben Missionar Rust zu lesen), in welchem derselbe ihn zur Hülfe gegen Hendrik Witboi anruft. (Jan Jonker nennt Hendrik in dem Brief einen schändlichen Räuber und Mörder.) Augenblicklich sei noch nicht alles zwischen ihm und Bersaba klar, in einem Monat aber etwa wolle er bei Jonker sein und dann mit demselben überlegen, ob er in „Freundschaft" mit Dr. Göring sich begeben sollte oder nicht. Ich möchte nicht glauben, daß er gering von mir denke, weil er mein Anerbieten vorläufig abgeschlagen."

Über die Kämpfe zwischen Fister und Hendrik sind vor einigen Monaten über Walfischbai die ungeheuerlichsten Nachrichten nach Capetown und von dort weiter gedrungen, mehrere Europäer sollten ermordet sein. Von alle dem ist nichts wahr. Es ist ein Bürgerkrieg des Gibeoner Namastammes unter sich, in den einzelne Nachbarstämme durch Parteinahme hineingezogen sind, nichts weiter.

Das nördlich Girichas gelegene Gebiet von Gibeon und über dessen Grenzen hinaus das Land bis dicht vor Dachanas und Rehoboth ist heute von den Eingeborenen aus Furcht vor dem Kriege verlassen. Ich passirte ein breites und sehr langes Thal, eingesäumt von niedern Tafelbergen, in welches viele und zuweilen recht starke Quellen sich ergießen. Kamelbaum, Rielmund u. s. w., alles verlassen. Schöne Grasflächen; hier könnten größere Flächen berieselt werden, zahlreiche Kolonisten große Viehzucht und etwas Ackerbau treiben.

In Dachanas interessirte mich am meisten der Garten des Herrn Missionars Judt. Derselbe war ein Muster von Fleiß und Sauberkeit. Neben einem kleineren Blumen- und Gemüsegarten bebaut Herr Judt genau 1 Morgen preußisch jahraus jahrein mit Getreide. Von diesem einen Morgen, jährlich mit Kuhdung gedüngt und jede Woche einmal gewässert, erntet Herr Judt jährlich 15 Zentner Weizen, der im Mai gesät, Ende November geerntet wird. Aussaat 4 Liter. Nach der Weizenernte werden Furchen gegraben und Mais gelegt, welcher Ende April reift, bei guter Ernte 9 bis 10 Zentner Maiskörner ergibt. Das Land wird zur Weizeneinsaat mit 2 Ochsen und 3 Leuten in einem Tage umgepflügt, in 8 Tagen von diesen 3 Leuten eingeebnet, in Beete zum Bewässern eingeteilt, das Korn eingeharkt. Der Mann erhält Kost und für die ganze Zeit ein Hemde oder Frauenkleid. Kolonisten dürften höhere Löhne zahlen müssen. Da ein Futterbau bei der endlosen Grassteppe hier überflüssig ist, das Land im Jahre zwei Ernten ergibt, bei der jährlichen Düngung und wöchentlichen Bewässerung eine Brache entbehrt werden kann, ent-

Digitized by Google

spricht ein Morgen solchen Ackers hier einer gleichen Kulturfläche von 10 bis 14 Morgen in Europa. Herr Judt hat eine große Bienenzucht, sie bringt ihm einen reichen Ertrag, leider ist kein Absatz für Honig, nur etwa 100 Pfund jährlich nach Walfischbai, das Pfund für 9 Pence = 75 Pfennig. Herr Jut hat 24 Kasten, der Betrieb nach Dzierson, Kreuzungsversuche mit italienischen Königinnen sollen gemacht werden. In Dachanas gehen jährlich viele Pferde an der Pferdeseuche in der Regenzeit zu Grunde, im vergangenen Jahre über 40. Der Dachanaser ist verbündet mit Fister und dadurch in Spannung mit allen übrigen Namastämmen, in offenem Krieg mit Hendrik Witboi.

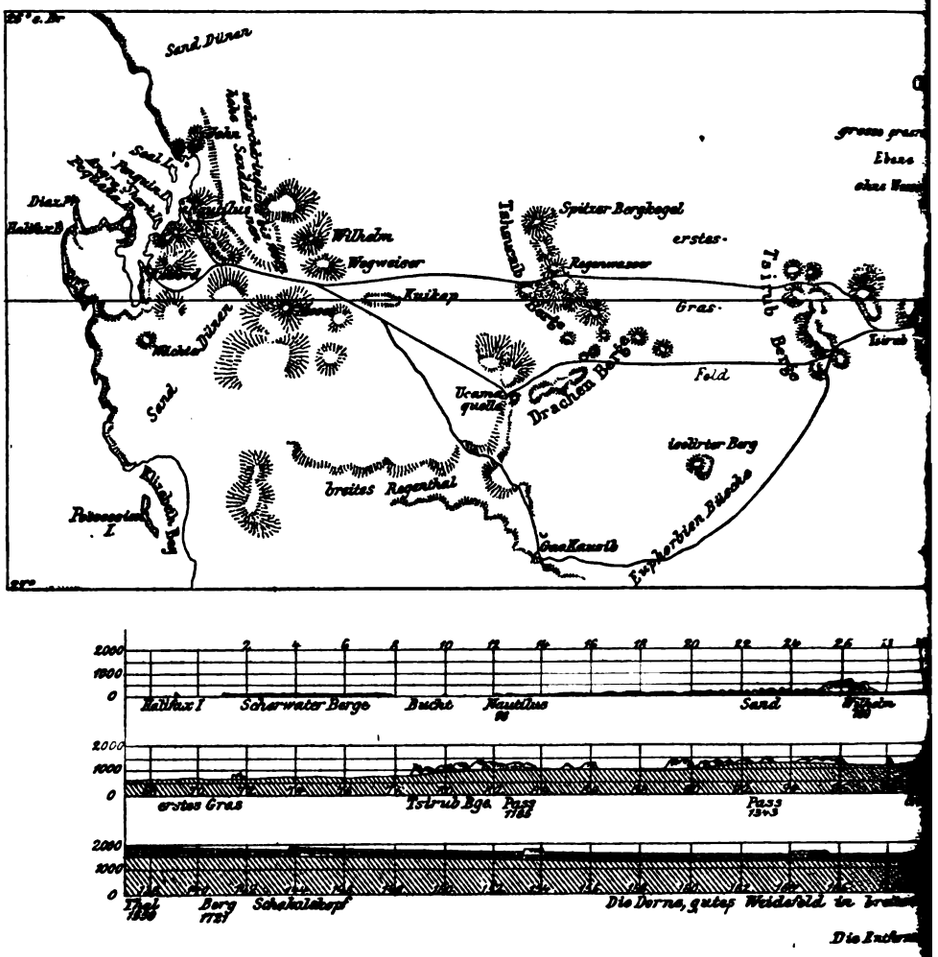
In Rehoboth erhielt ich von Herrn Missionar Heidmann sehr interessante Nachrichten über die dort stattgefundenen Kämpfe zwischen den Bastards und Namas. Die Menge des Regenfalls in Rehoboth, gegen 300 mm., sowie dessen Verteilung, erwecken in mir die Ansicht, daß hier ein beschränkter Ackerbau auch ohne künstliche Bewässerung möglich sein muß, jedenfalls Weinbau. Rehoboth wird fast nur von Bastards bewohnt, diese zeichnen sich durch Körperbau, Tracht, Fleiß und Gesittung sehr zu ihrem Vorteil von den Namas aus, auch durch Mut im Kampf Sie sind nicht unschlau im Handel. Unstreitig sind die Bastards das beste Element im Nama- und Damaraland. Sie bewohnen massive Gebäude, teilweise recht geschmackvoll erbaut. Sie sind in jeder Weise zu schonen, Kolonisten müssen ihrem Gebiet fern gehalten werden.

Nördlich von Rehoboth liegt Windhoek, mitten im Gebirge, der Boden nicht sehr reich, aber zahlreiche starke Quellen, einige von sehr hoyer Temperatur, wie in Rehoboth und Neu-Barmen. Vermittels dieser Quellen kann das ganze schmale, aber lange Thal in den fruchtbarsten, üppigsten Garten verwandelt werden. Die Gebirgsweide ist nicht reich, aber doch gut. In den 70er Jahren wurde der Platz beim Friedensschluß von Maharero dem Jan Jonker als Lehen abgetreten. Bei dem seit 1880 wieder entbrannten Kriege mußte Jan weichen, der Platz liegt seit Jahren unbewohnt, verödet da, in tiefer Einsamkeit saß ich mit meinem Nama in der herrlichen Gebirgslandschaft, unsere Pferde weideten das hohe Gras, Schilfdickicht und Akazienbäume beschatten die laut sprudelnden Quellen. Das Wasser versickert einige Hundert Schritt weiter ungenutzt im Thal, während unfern viele Menschen hungernd im Gebirge herumschweifen, sich scheu vor dem nahenden Reiter verbergen. Keiner wagt aus Furcht vor dem andern, just wie in Gibeon, Besitz von dem schönen Platz zu ergreifen. Ich dachte an Deutschland und den 30jährigen Krieg. Wer den Platz heute in Besitz nimmt, thut kein Unrecht.

In Okahandja war durch Jan Jonker acht Tage vor meiner Ankunft den Hereros ein großer Viehposten geraubt worden. Missionar Eich hatte hierbei zum zweiten Male alle seine Zugochsen verloren. Die Landschaft um Okahandja ist entzückend schön, der Boden überaus reich, Wasser reichlich. In der Nähe der Flußbetten kommen zuweilen Fieber vor.

Ein kurzer Ritt brachte mich nach dem ebenso schönen und fruchtbaren, mit einer sehr reichen, heißen Quelle gesegneten Neu-Barmen. Im ganzen lobt jeder Missionar die Nation, bei der er wirkt. Herr Meyer war objektiv. Er mißt die Schuld des Krieges durchaus nicht den Namas allein zu. Bei der ans Lächerliche streifenden Liebe für ihr Vieh achten die Hereros in Friedenszeiten keine Grenzen bei Aufsuchung guter Weideplätze für dasselbe. Als Jonker in Windhoek saß, wurden durch die Hereros dorthin täglich 10 bis 15 000 Rinder zur Tränke getrieben und verzehrten natürlich dabei den letzten Grashalm in weitem Umkreise, so daß Jan Jonker mit seinen Leuten thatsächlich Not litt, allemal ein trefflicher Kriegsgrund einem reichen, geizigen und anmaßenden Feind gegenüber. Als 1880 die Hereros den Namas das geraubte Vieh wieder abnahmen, gaben sie das den Missionaren genommene nicht zurück, sondern behielten es einfach für sich.

Meine Ansicht über die Kolonisationsfähigkeit des Landes, welche ich Ihnen neulich entwickelt habe, ist nach dieser Reise noch bedeutend gestiegen, besonders da ich gefunden habe, daß weiter im Osten und Norden des Landes vorläufig für die Kolonisten reichlich Gelegenheit vorhanden ist, so viel Ackerbau zu treiben, um ihre eigenen Bedürfnisse zu decken. Vorläufig brauchen blos die natürlichen Wasserplätze besetzt werden, Anlage künstlicher Wasserstellen kann man getrost der Zukunft überlassen. Man darf hier in keiner Weise europäische Verhältnisse als Maßstab anlegen; unter Kolonisten kann ich mir hier keinen Grundbesitzer unter 1/2 geogr. Quadratmeile denken, eine ganze Quadratmeile ist besser. (Schluß folgt.)



Kartenskizze des Weges von Lüderitzbucht

Über die Haussaländer und die Deutsche Niger-Benuëexpedition.

Vortrag von Herrn P. Staudinger.

(Schluß.)

Unter die Haussa hatte sich schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein fremdartiges Volk gemischt, das, von den Hinterländern Senegambiens kommend, bis nach Bornu, Bagirmi und Wadai vordrang. Es waren dies die rätselhaften Fulbe oder, wie sie meistens im Haussaland genannt werden, Fullani (resp. Fillani) (arab.: Fullah, kanuri: Fellata). Die Fulbes traten hier zuerst meistens als nomadisirende Rinderhirten auf, teilweise lebten sie aber auch in den Dörfern und Städten als geschickte Handwerker, auch gab es hervorragende Schriftgelehrte unter ihnen. Von den Haussa wurden die gelben Fremdlinge verhöhnt und geknechtet. Es entstand eine Spannung, die noch dadurch erhöht wurde, daß die Fullani sich fanatisch zur Lehre des Propheten bekannten, während die große Masse des herrschenden Volkes noch im Fetischdienst und Heidentum versunken war. Diese Verhältnisse benutzte ein Fulbescheich Othman dan Fodie (Schehu Bonisadu) mit Namen, der geachtet von seinen Landsleuten in einem Dorfe bei Sokoto lebte. Er begeisterte seine Glaubensgenossen durch Reden und Gesänge, und es erhob sich ein Aufstand, der beispiellos in der Geschichte des Sudans dasteht, denn im Sturmeswind warfen die schwächeren und schlechter bewaffneten Fulbe ihre Gegner nieder, besetzten die Städte der wie gelähmt dastehenden Feinde und gründeten nun eine neue Dynastie, indem Othmann Dan Fodie von der Herrschaft Besitz nahm. Noch heute sitzen Abkömmlinge dieses großen Mannes, sowie andere Fulbemischlinge auf den Thronen von Sokoto, Gandu, Kano, Katschena ꝛc. Interessant ist es, daß in den darauf folgenden Jahren die Fulbe auf ihren Eroberungs- und Raubzügen bis an die Bucht von Benin und bis in die Nähe der Küste bei Old Calabar oder Kamerun vorgedrungen sind. Der Thatendrang hörte aber bald auf, die Eroberer ließen sich in den Städten nieder, vermischten sich mit den Bewohnern und verloren dadurch ihre Eigenart. Rein habe ich die Fulbe nur noch im Gebirge unter einigen Hirtenfamilien getroffen. Diese unvermischten Repräsentanten ihrer Rasse bezeugten aber ziemlich sicher, daß man dieses Volk unmöglich zu den Negervölkern rechnen kann, obgleich die Forschungen noch nicht zu einem genügenden Abschluß gekommen sind, um genau den Ursprung der Fulbe nachzuweisen. Ich bemerke nur noch nebenbei, daß die jungen Weiber mit ihrer hellen Hautfarbe, den oft mandelförmigen schönen Augen, der geraden oder aquilienen feinwandigen Nase und der edlen Form der Büste häufig von großem Liebreiz waren. Das Gesäß springt bei ihnen nicht so stark hervor, wie bei den Negern, auch neigen sie nicht zur Wohlbeleibtheit, wie die Haussa.

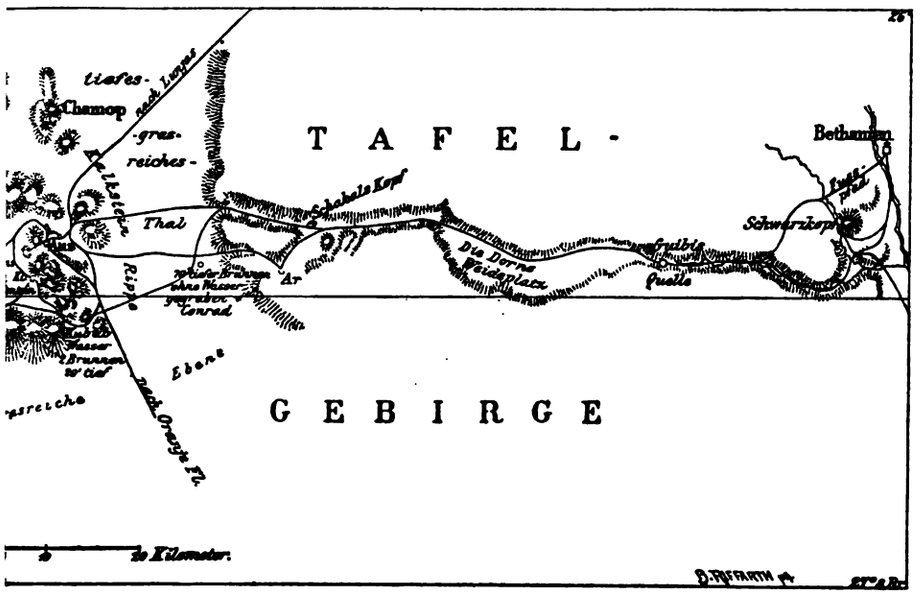
Aus all dem Vorhergesagten ersieht man, daß die jetzige Bevölke-

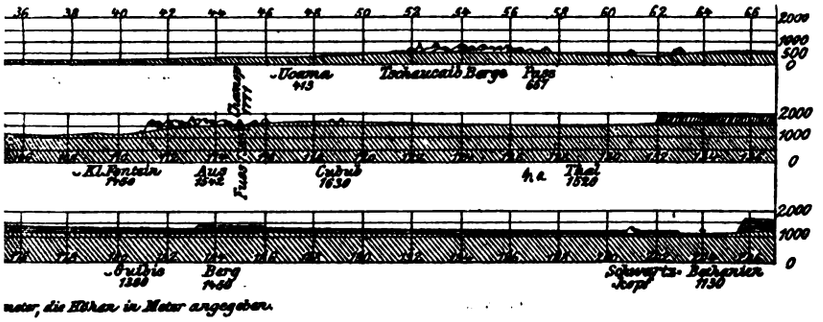
Digitized by Google

rung aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, und das Gemisch wird noch durch die Aufnahme zahlreicher Heidenstämme vergrößert.

Den Kulturstand, den das Volk aber einnimmt, kann man in Rücksicht auf afrikanische Verhältnisse einen hohen nennen.

Ein einziges Oberhaupt hält zwei große Hauptsultane: die von Gandu und Adamaua, sowie eine Anzahl mächtiger Provinzkönige unter seinem Szepter zusammen. Die Bürger des Staates bekennen sich bereits zum Islam. Mit der Annahme der Lehre des Propheten hat sich aber auch schon eine der unserigen nahe stehende Auffassung von Recht und Gesetz Bahn gebrochen, und die Träger derselben sind zu





n nebst Darstellung der Höhenverhältnisse.

einer höheren Gesittung gelangt. Die Bevölkerung wohnt in großen, befestigten Städten, von denen die größten wohl 60—80 000 Einwohner haben, und nährt sich von Ackerbau, Handwerk und Handel. Von den Gewerben will ich besonders die Textilindustrie hervorheben, denn sie bezeichnet mit am besten den hohen Stand, welchen die Eingeborenen des westlichen Sudan einnehmen. Das Material zu den Geweben, die Baumwolle, wird von fleißigen Landleuten in guter Qualität gewonnen. Geschäftige Weiber spinnen dann den festen Faden, der dann entweder gebleicht bleibt oder von einem Meister entweder blau mit Indigo oder rot ꝛc. ꝛc. gefärbt wird. Daraus webt dann der Tuchmacher schmale lange Streifen, bei denen man nicht nur die Haltbarkeit und Feinheit des Gewebes, sondern auch den Geschmack im Muster bewundern muß. Diese Streifen werden zusammengenäht und der Schneider verfertigt daraus Hosen, Toben (sudanesische Hemden) ꝛc., die eine schöne Verzierung durch mühsame und kunstvolle Seidenstickerei erhalten. Man kann wohl sagen, daß ein Einwohner des Sudans in seiner heimatlichen Tracht einen viel vorteilhafteren, würdigeren Eindruck macht, als die europäisch ausstaffirten Küstenneger, welche oft wie Clowns oder dressirte Affen aussehen. Nächstdem ist die Lederindustrie noch besonders als ein von Kunstsinn zeugendes Handwerk anzusehen. Dazu kommt noch die Matten- und Korbflechterei, sowie die Herstellung von Thongefäßen ꝛc. Auch das Schmiedehandwerk, welches hier auch die Arbeiten eines Gelbgießers, Sattlers, Goldschmiedes einschließt, liefert die zur Verteidigung, zum Ackerbau, zur Hauswirtschaft und zum Schmuck nötigen Gegenstände. Der Meister oder Geselle arbeitet an einem durch Blasebalg angefachten Holzkohlenfeuer mit Hammer, Ambos, Zange, Blechscheere und Feile, von denen jedes Werkzeug im Lande selbst angefertigt worden ist.

Hochentwickelt in den Haussareichen ist auch der Handel, der die Lieblingsbeschäftigung aller Stände und Altersklassen bildet, und mit einer großen Schlauheit und Gewandtheit betrieben wird. Die Großkaufleute überschreiten weit die Grenzen ihres Reiches, namentlich machen sie lange Züge nach dem Hinterland von Akkra und Togo (Gondscha und Salaga), um ein beinahe unentbehrliches Genußmittel, die Goronuß, zu holen, oder nach den Hinterländern von Adamaua behufs Erlangung des kostbaren Elfenbeins. Berbermischlinge von der Oase Asbin besuchen dagegen in großen Scharen die nördlichen Provinzen des Reiches, um das in den Sumpflachen der Teda gewonnene Salz gegen blauschwarze Gewänder, Getreide und Sklaven zu vertauschen, während die Araber hauptsächlich schwarzes (Sklaven) und weißes Elfenbein, sowie Straußenfedern einhandeln. Europäische Faktoreien befinden sich bis jetzt nur am Niger und Benuë. Verständig geleitet, versprechen sie dem Kaufmanne großen Nutzen. Wohl ist es richtig, daß der augenblickliche Preis des Palmöls keinen guten Gewinn bringt, aber dies ist ein Hauptartikel für die Küste. Am mittleren Niger und Benuë kann mit großem Vorteil eingehandelt werden: Elfenbein, Kautschuk, Sesam, Schiebutter, Palmenkerne, Harze, Häute, Wachs, Gespinnstfasern, Natron, Landesgewänder ꝛc. Gummi arabikum und Straußfedern werden in kurzer Zeit noch dazu kommen. Man kann fernerhin noch erwähnen, daß unter sachgemäßer Leitung bald noch Produkte des Plantagenbaues wie z. B. Baumwolle oder Indigo, unter Umständen ein großer Ausfuhrartikel werden können.

Sklaverei herrscht, wie in den meisten muhamedanischen und Negerreichen, auch im Haussaland. Ich bemerke aber auch ausdrücklich, daß diese durchaus nicht durch die Araber hierhergebracht ist, sondern man kann das Sklavenhalten als eine uralte afrikanische Sitte betrachten. Gewöhnlich macht man sich auch in Deutschland ein falsches Bild von einem Sklaven. Man denkt sich darunter beinahe immer ein halbnacktes, armes Wesen, hinter dem ein strenger Aufseher mit der Peitsche steht. Dies entspricht keineswegs den Verhältnissen, namentlich bei den Haussa werden diese Leute ungemein milde behandelt, sie sind durchaus nicht rechtlos, können heiraten und werden im Falle guter Aufführung auch nicht weiter verkauft, sondern bleiben bei der Familie. Sklaven nehmen oft hohe Stellungen hier ein, es liegt ihnen auch gar nichts daran, frei zu sein, denn bei der großen Indolenz der Neger ist es ihnen viel angenehmer, daß ihr Herr für sie sorgt, als daß sie selbst den Kampf ums Dasein aufnehmen müssen. So könnte man in der Sklaverei nichts Schlimmes sehen, namentlich da dadurch oft faule, wilde Heiden zu fleißigeren, gesitteteren Menschen werden, wenn nicht die Gewinnung des Materials so große Grausamkeiten durch Zerstörung friedlicher Dörfer, Erschlagen der erwachsenen Männer, Transport durch die Wüste mit sich führte und die Raubzüge nicht auch demoralisirend auf die Bevölkerung einwirkten, doch sollte man nicht schroff bestehende Verhältnisse abschaffen wollen, was nebenbei in Innerafrika unmöglich ist, und wir Deutschen können unser Geld und Menschenkräfte noch zu viel nötigeren Dingen, als zur Lösung der Sklavenbefreiungsfrage gebrauchen.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf das im vorstehenden Artikel Gesagte, so müssen wir zu der Ansicht kommen, daß gerade diese Gebiete mit die zukunftsreichsten des tropischen Afrika sind. Umsomehr, da während 6 Monate im Jahre eine 800 Seemeilen lange Wasserverbindung besteht, wie sie günstiger an keiner anderen Stelle des Kontinents gefunden wird. Bei unserem Auftreten stand das Land noch dem Wettbewerbe offen. Seitdem hat die National African Company unter dem Titel Royal-Niger-Company die Charter bekommen, aber ein Artikel derselben wahrt ausdrücklich die Bestimmungen der Kongokonferenz, nach diesen ist aber die Schiffahrt auf dem Niger nebst Zuflüssen frei. Ausübung des Monopols ist ebenfalls untersagt, nur in ihren Gebieten kann die Gesellschaft Zölle erheben, die zur Deckung der Verwaltungskosten dienen. Gebiet der Unternehmung ist aber doch nur das, wo diese Verträge, deren Rechtsgültigkeit wir noch nicht einmal prüfen wollen, vorzeigen kann. Über die ganzen ungeheuren, muhamedanischen Reiche, die unter der Oberhoheit des Sultans von Sokoto stehen, besitzt sie keinen Landabtretungs- oder Monopolvertrag. Meine Mission, sowie der Brief des Sultans an Se. Majestät, unsern hoch-

Digitized by Google

seligen Kaiser, bewies dies vollkommen und verschaffte uns alle Rechte.

Aber den Mitgliedern der Kolonialgesellschaft ist es bekannt, daß Deutsche trotzdem dort von seiten der Royal Niger Company als rechtlos behandelt worden sind.

Hoffen wir, daß die Freiheit auf dem Niger bald wiederhergestellt wird, zum Nutzen und Frommen unseres großen Vaterlandes.

Dar-es-Salaam.

Vortrag des Herrn A. Leue, gehalten in der Abteilung Berlin, am 13. Mai d. J.

(Fortsetzung.)

Etwa ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in Dar-es-Salaam, wo wir zuerst ein indisches Haus, sodann aber einen alten Palast des Sultans, den ich von Grund aus umgebaut hatte, bewohnten, erhielt ich den Auftrag, im Usaramogebirge eine Kautschukstation anzulegen. Dieselbe sollte hauptsächlich dazu dienen, Anpflanzungsversuche mit Kautschuklianen anzustellen, sodann aber die Eingeborenen daran gewöhnen, ihre Erzeugnisse und Sammelprodukte an die Deutschen zu verkaufen. Ich wählte für die Ansiedelung den Ort Pugu, 4 bis 5 Stunden von Dar-es-Salaam entfernt. Was nun den Anbau von Lianen anbelangt, so glaube ich konstatirt zu haben, daß ein eigentlicher Plantagenbetrieb sich nicht rentirt. Ich habe einen Teil des Kautschukwaldes so freigelegt, daß nur die Kautschukpflanzen und ihre Schattenbäume stehen blieben, und gefunden, daß diese Pflanzen ihren Milchsaft verloren und allmählich vollkommen ausdörrten. Ebenso wollte das Wachstum der Tausende von Schößlingen nicht recht vorwärtsgehen. Ich glaube, daß man gut thut, einen Wald, worin sich große Massen von Kautschukpflanzen vorfinden, ruhig so zu lassen, wie er ist, und nur durch Anlegung von Wegen und Pfaden gangbar zu machen. Mir scheint, als wenn die Liane der großen Dichtigkeit und der feuchten Hitze des Urwaldes bedarf. Vielleicht würde man ein größeres Ergebnis der Kautschukproduktion erzielen, wenn man derartige Waldparzellen durch Zuführung von neuen Schößlingen, also durch Vermehrung der Lianen, ergiebiger machte. — Pugu liegt sehr hübsch auf den bewaldeten Vorbergen des Usarama-Gebirges und hat vortreffliche Wasser- und Bodenverhältnisse. Dort entstanden auch später die Ansiedelung St. Benediktus der Katholisch-Bayerischen Mission und die Plantage Freundsberg, welch letztere durch einige Österreicher angelegt wurde. Ebenso wurde ich von seiten unserer Gesellschaft dieser günstigen Bedingungen wegen ermächtigt, eine Plantage vorzubereiten. Die Station Pugu blühte herrlich auf, wurde aber leider an dem weiteren Gedeihen dadurch gehindert, daß die Araber später dieselbe überfielen und niederbrannten und die Ansiedler teils töteten, teils verjagten. Es ist dies ein Unglück, wie es ja fast bei jeder Kolonisirung neuer Ländergebiete mehr oder weniger vorgekommen ist.

Ich war noch mit der Anlage von Pugu beschäftigt, als ich die Nachricht erhielt, daß der Küstenvertrag mit dem Sultan abgeschlossen sei und der Übernahme der Verwaltung nichts mehr im Wege stehe. Als ich hörte, wir würden angehalten sein, die Liwalis und Soldaten des Sultans in unsere Dienste zu übernehmen, war mir klar, daß dieser Umstand Reibereien und Unruhen verursachen würde, wenngleich meine Seele nicht an einen Aufstand dachte. Ich beschloß daher, mir die Freundschaft der hervorragenden Araber zu sichern. Hierzu bot mir Gelegenheit eine Reise nach dem Rufidji, welche ich ausführte, um meinen Bezirk kennen zu lernen. Es war mir diese Reise um so interessanter, als ich dort viele Ortschaften, Handelsverhältnisse und Zustände fand, wie ich sie weder gekannt noch erwartet hatte. An der ganzen Küste, die übrigens, was Bodenbeschaffenheit anbetrifft, nicht gerade sehr ansprechend ist, fand ich fast alle 2 Stunden eine größere Ortschaft, unter anderen auch zwei Plätze, wo Unterliwali stationirt waren. Konduchi im Norden von Dar-es-Salaam, im Süden Magagoni, Mjimema, Mbuamadi, Kimbigi, Kissigu, Kifmanjao, Sindaji, Pemba, Kikunya ꝛc. sind Orte, die handelspolitisch nicht ohne Bedeutung sind. Überall fand ich eine Reihe von indischen Händlern. Kifmanjao ist eine Ortschaft, der man eine gewisse Kultur nicht absprechen kann. Die Straßen sind anständig gehalten, die Bäche überbrückt und die meisten Häuser sind mit Satteldächern und Veranden aus Wellblech versehen. Die dort wohnenden Hindus nahmen mich auf das zuvorkommendste auf und bewirteten mich in einer für afrikanische Verhältnisse geradezu großartigen Weise. Überhaupt fand ich überall eine liebenswürdige Aufnahme, trotzdem, oder wohl besser, weil es schon bekannt war, daß an der Küste die ganze Herrschaft an die Deutschen übergehen würde. In Sindaji fand ich einen uralten Araber, der 130 Jahre alt sein sollte, welcher sich auf einem Stuhl herbeitragen ließ, um den Msungu sich näher anzusehen. Er verfehlte nicht, mir mit schwacher Stimme viele Schmeicheleien zu sagen. Der Mann war um so merkwürdiger, als er schon lange vor dem Stifter der jetzigen Sansibar-Dynastie, Seyd Said, im Lande gewesen war. Ja, wenn ich nicht irre, sagte er sogar, in seiner Jugend hätten dort Portugiesen gehaust, was mir angesichts des nahe gelegenen Forts Kela auch nicht ganz unwahrscheinlich erschien. In der Nähe von Kissiju traf ich nämlich auf das portugisische, zerfallene Fort Kela, welches auf einer Erhöhung dicht am Meeresstrande gelegen ist, so daß die Wellen bei der Springflut ein Stück nach dem anderen von den zierlich gefugten Mauern unterwühlen und abreißen.

Von den Liwalis zu Kikunya und Kissigu wurde ich freundlich aufgenommen, und auch diese erklärten sich gern bereit, in die Dienste der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu treten. Ich hatte zu dieser Reise den Kadi von Dar-es-Salaam, Mohamed bin Seliman, mit mir genommen und mich mit ihm aufs beste angefreundet; ich aß mit ihm aus einem Topfe, ich ließ ihn teilnehmen an meinen Trink- und Rauchvorräten und schlief mit ihm in einem Zelt. Infolgedessen faßte dieser Araber eine große Zuneigung zu mir, der er auch bis zum letzten Augenblick, wo ich in Afrika war, unter den gefährlichsten Umständen in seinem Verhalten entsprach. Wir unterhielten uns über Religion, Geschichte und Geographie, und ich fand, daß er gebildeter war, als man im allgemeinen von einem Araber anzunehmen pflegt. Diesen Mann ersah ich nun zu meinem Werkzeug aus. Zum Beschluß meiner Küstenreise besuchte ich noch das Delta des großen Stromes Rufidji, welches sich insofern als sehr nutzbringend erweist, als es der einzige Platz an der ostafrikanischen Küste ist, wo wirklich gutes Bauholz wächst. Die Boriti wachsen dort auf den Delta-Inseln, wie die Bäume in einem deutschen Buchenhain, Stamm an Stamm auf große Strecken hinaus. Sie haben ein rotes und eisenfestes Holz und sollen auch bis zu einem gewissen Grade gegen die weißen Ameisen gefeit sein. Der Rufidji ist durch Daus und kleinerere Fahrzeuge weit hinauf fahrbar, und es liegen an diesem Strome verschiedene große Städte, die einen regen Handel treiben. Es giebt dort Ortschaften, in welchen 50—60 indische Händler wohnen. Das Land am Rufidji ist sehr humusreich, und ich glaube, daß man dereinst auf den fruchtbaren Ufern ergiebige Plantagen wird anlegen können. Während wie ich schon betonte, die flache Küste sumpfig und sandig ist, sind die Bodenverhältnisse auf den naheliegenden Gebirgszügen sehr günstig. Ich glaube sagen zu können, daß man in Deutsch-Ostafrika stets auf den Hügeln und Hängen der Gebirge vortrefflichen humusreichen Boden findet, während der Boden in den Ebenen meist aus Thon oder Letten besteht, der einerseits durch die alles überschwemmenden Regengüsse, andererseits durch den heftigen Sonnenbrand hart und fest wird und in der heißen Zeit in lauter kleine Stücke zu zerbersten pflegt. Auf einem Nebenarm des Rufidji, dem Bumi, erfuhr ich zum erstenmale, was eigentlich tropische Vegetation bedeutet. Himmelhohe Bäume an beiden Ufern waren mit Guirlanden von Lianen geschmückt. Die Fahrt auf dem Bumi abwärts, welcher sich als der Tummelplatz von zahlreichen Krokodillen und Flußpferden erwies, wird mir unvergeßlich bleiben. Es war an einem herrlichen Morgen in aller Frühe, als ich in einem großen Ruderboot unter dem Gesange der arabischen Bootsleute den Fluß hinabglitt. Man fuhr zeitweise wie durch Lauben und Triumphbögen. Die Bäume waren belebt mit großen grünen Papageien, schwarzen und weißen Reihern und einer unzähligen Menge von Affen jeglicher Sorte. Es fielen mir dort vor allem eine besondere Art von etwa 1 Meter großen Affen auf, denen auf dem Rücken eine weiße Mähne flatterte, so daß sie aussahen, als trügen sie über ihrem rabenschwarzen Pelz einen weißen Mantel. Die Felle dieser Affen werden sehr geschätzt und sind ein beachtenswerter Handelsartikel.

Bald nach meiner Rückkehr nach Dar-es-Salaam setzte ich mich durch den Kadi mit der arabischen Bevölkerung in Verbindung, und es gelang mir, nicht allein eine Anzahl arabischer Soldaten, sondern selbst den Akida Salamini und andere Würdenträger daselbst für die deutsche Herrschaft zu gewinnen. Merkwürdigerweise waren es gerade die Maskataraber, also die Landsleute des Sultans, die zu uns übertraten.

Der Liwali indes war und blieb renitent. Meine Verhandlungen, die ich, den Vorschriften der Generalvertretung unserer Gesellschaft gemäß, mit ihm führte, hatten kein Ergebnis. Die Briefe des Sultans erklärte er für gefälscht, er verweigerte die Annahme der Schreiben der Generalvertretung, und lachte mir ins Gesicht, als ich ihm ein Gehalt von 48 Dollars pro Monat anbot. Augenscheinlich waren seine Einkünfte bedeutend höher gewesen. Allerdings hatte er als Sultansbeamter nur einen Monatsgehalt von 24 Dollars bezogen; indes waren wahrscheinlich die Ersparnisse, die er an seiner irregulären Truppe gemacht hatte, sowie alle Gefälle und Abgaben vom Fischmarkt und Bazar in seine Taschen geflossen. — Als ich dem Liwali den Akt der Übernahme der Verwaltung ankündigte, drohte er, mich mit Gewalt daran hindern zu wollen. Er schickte mir zwei Tage vor der Flaggenhissung einen seiner Vertrauten, welcher mich bestimmen sollte, davon abzustehen. „Der Liwali wird schießen lassen," sagte der Mann. „Nun gut," erwiderte ich, „dann werden wir wiederschießen, und Du weißt, wir schießen nicht schlecht." Die Spannung stieg immer mehr, und wer weiß, ob es nicht schon am 16. August 1888 zum Kampfe gekommen wäre, wenn nicht die Ankunft S. M. S. „Olga" dieser Frage ein Ende gemacht hätte. Als das Schiff einlief, verschwand der Liwali, und ließ sich auch in der nächsten Zeit nicht sehen. —

Der Akt der Flaggenhissung und der Übernahme der Verwaltung verlief programmmäßig und die Ruhe wurde nicht weiter gestört. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, meine schwarzen Soldaten würden den Flaggen-Salut mit scharfen Patronen schießen, so schaute die Bevölkerung nur aus ehrfurchtsvoller Entfernung der Feierlichkeit zu, an der sich außer meinen Leuten nur die Deutschen beteiligten. Eine halbe Stunde später kamen alle Indier und ein großer Theil der Araber in festlicher Kleidung, um mir Glück zu wünschen, während die schwarze Bevölkerung, welche stets die Feste feiert, wie sie fallen, die Sache nicht vorübergehen ließ, ohne ihrer Begeisterung durch nächtelangen Tanz und Lärm Luft gemacht zu haben. —

Kaum hatte aber die „Olga" einige Tage darauf den Hafen verlassen, als auch der Liwali wieder auf der Bildfläche erschien, und sich der Herrschaft zu bemächtigen suchte. Die Situation war um so kritischer, als er nicht allein auf seine Wiroboto, sondern auch auf die Aufseher und etwa 300 Sklaven der Sultansplantagen für alle Fälle rechnen konnte, während ich ganz allein mit meinen wenigen Arabern und Soldaten dem Trubel gegenüberstand. — Ich hatte nämlich eine Abteilung von 1 Unteroffizier und 10 Soldaten herangebildet, und sie in Pugu als Polizeitruppe installirt. Diese Leute zog ich aus Pugu zurück, verstärkte sie aus meinen Bootsleuten und Arbeitern auf 20 Mann, und bildete mir so eine kleine Macht heran, durch die ich wenigstens meinen ersten Anordnungen Nachdruck verleihen konnte. Ein glücklicher Umstand war, daß in jenen Tagen der Prinz von Schihiri, wie wir ihn nannten, der Sohn des durch den Sultan von Oman verjagten Sultans von Schihiri in Hadramaut, mit etwa 8 seiner Landsleute in unsere Dienste trat. Der Zuzug dieser tapferen Araber, die ich mit Mauserbüchsen ausrüstete, setzte mich in die Lage, dem Liwali gegenüber meine Machtvollkommenheiten geltend zu machen. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, mit aller Schärfe gegen ihn vorzugehen, denn ich wußte, daß alles verloren sei, wenn ich auch nur einen Augenblick Nachgiebigkeit oder Schwäche zeige. — Diese Gelegenheit ergab sich

Digitized by Google

[illegible] in den nächsten Tagen, als der Liwali in dem Bestreben, seine Macht zu zeigen, sich einfallen ließ, einige von meinen Anhängern einzusperren. Sofort ließ ich das Gefängnis, die Araberkaserne und sonstige öffentliche Gebäude von meinen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr besetzen, befreite alle Gefangenen, und verbot dem Liwali bei Todesstrafe, sein Haus zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Reise des Grafen Teleki und des Schiffsleutnants v. Höhnel in das Gebiet des Kilimandscharo und Kenia.

Dem vorläufigen Berichte der Wiener geographischen Gesellschaft entnehmen wir folgendes:

Die beiden Reisenden verließen Sansibar im Januar 1887 und setzten sich mit anfangs 200 Trägern in 2 Karawanen nach Pangani in Marsch, wo noch 100 Träger angenommen wurden. Von den bisher entflohenen 60 derselben wurde nur ein kleiner Teil wieder eingebracht. Auf den Stationen Korogwe und Masi der Deutschen ostafrikanischen Gesellschaft wurden die Reisenden trefflich aufgenommen. Weiter führte der Marsch über Massimani und Samba am Pare-Gebirge, die Kisungoberge, von wo bei hellem Wetter der Kilimandscharo zum erstenmale sich zeigte mit seinen beiden Gipfeln, dem breiten Kibo und dem spitzen Kimawensi, besonders ersterer stark mit Schnee bedeckt. Bei Taweta jenseits des Jipe-Sees umfing die Reisenden dichter Wald mit zahlreichen Nashörnern, Antilopen und Büffeln, die überreiche Jagdbeute lieferten. Nach den Vorbergen des Kilimandscharo zu nimmt die Gegend das Aussehen einer Parklandschaft an. Mimosen erheben sich auf der grünen Steppe. Ringsum strotzt alles von Üppigkeit, überall prachtvoll gedeihende Bananen. Bei dem sehr freundlich gesinnten Häuptling Miriali blieben die Reisenden 2 Tage. Dem Fuße des Kilimandscharo folgend wurden ohne Weg und Steg durch Busch und Wald zahllose Wasserläufe überschritten, nur mühsam vorwärts gelangend.

Die nun folgende wildreiche Steppe südlich des Kilimandscharo liefert sehr günstige Jagdergebnisse, und zugleich herrliches Weideland für die ungeheuren, auf 10 000 Stück geschätzten Ochsenherden der Massai. Zwischen diesen überall sichtbaren großen Herden tummelten sich unabsehbare Trupps von Zebras, Gnus, Antilopen und Gazellen, unbehelligt von den Bewohnern. Dies Volk, ganz entgegen seinem schlimmen Rufe, benahm sich äußerst artig und bescheiden, begleitete in kleinen Trupps die Karawane.

In der nun folgenden Grassteppe gegen den Meruberg hin zeigten sich wenige Ochsen, dagegen Strauße, Antilopen, Zebras und Gnu-Antilopen in unglaublicher Menge. Den Fuß des Meruberges umgiebt dichter Wald als Schutz für die hier wohnenden Wameru. Jenseits desselben überraschen ungeheure, ausgerodete Flächen mit gewaltigen Bananenpflanzungen in herrlicher, reich bewässerter Gegend, von gut gehaltenen Wegen durchzogen und mit reichen Kuh- und Ochsenherden belebt. Grüne Gras- und Kleematten wechseln mit Maisfeldern und Tabakpflanzungen.

Von der Elefantenjagd am Meruberge ging es nach dem Balbalsee, da eine genauere Durchforschung des Meru, so einladend auch die herrliche Bergluft wirkte, durch die dichten Nebel der Regenzeit verhindert war, denn nur stets ½ Stunde vor Sonnenuntergang zeigte der Berg sich auf kurze Zeit unverschleiert. In großen Tagemärschen, um den unbescheidenen Forderungen der Massai zu entgehen, wurde nach Überschreiten des Darjamaflusses Klein-Aruscha, dann Kahé, das Gegenstück zu Taweta, und dann letzterer Ort wieder erreicht. Die Zahl der Träger betrug nur noch 210.

Am 9. Juni wurde mit 77 Mann von Taweta aus die Besteigung des Kilimandscharo unternommen, der ganz klar aus der Ebene aufstieg. Beim erwähnten Häuptling Miriali wurden zuvor zwei Tage unter Festlichkeiten verweilt. Über viele kleine Wasserläufe ging es nach dem Urwald, der den Fuß des Berges säumt. Elefantenpfade bilden die einzigen Wege durch das lautlose Dunkel. Höher hinauf durchsetzen Wiesen den Wald, der auf 2500 m Höhe aufhört. Üppige Pflanzen umrahmen die zahlreichen Bäche bis zu 3700 m, an deren Quellrändern sich kristallhelles Eis fand. Bei 3880 m zeigten sich nur noch Eidechsen und schwarze Spinnen, aus der Pflanzenwelt Strohblumen und gelbe Kompositen. Im Sattel zwischen den beiden Gipfeln wurde auf nackem, vulkanischem Boden gelagert. Die geringste Wärme während der Nacht war — 11° C., das Instrument mit Eis bedeckt. Senkrechte Eiswände von 100 m Höhe umfassen den Westgipfel Kibo. Nachdem Teleki den Schnee erreicht, zwangen Luftmangel und Schlafsucht zur Umkehr.

Das nächste Reiseziel war nun Kimangelia im Nordwest. An der Quelle des Lumiflusses vorbei zog die Karawane zum Djalla See. Bis zum Grenzorte Kimangelia war bisher der gewöhnliche Karawanenweg verfolgt worden, der von Quelle zu Quelle und an den Orten vorbeiführt, wo Lebensmittel zu erhalten sind. Die Ostseite des Kilimandscharo ist bedeutend wasserärmer als die Südseite, weil viel weniger mit Schnee, dageaen mit Asche bedeckt.

Nach Ergänzung der Lebensmittel zog der Marsch sich durch sehr wildreiche Grasgegend, die allmählich in Mimosenwald in der Richtung auf Ngongo übergeht. Die Nordseite des Kilimandscharo führt keine Wasserläufe wegen des durchlässigen Bodens. Nur Becken finden sich wie Njiri, Malago-Ganga und Massimani. Es folgt nun schattenlose Salzsteppe ohne Pflanzenspur, aber dennoch von Wild belebt. Auch hier zeigten sich die Massai sehr zuthunlich, brachten Ochsen und Ziegen zum Verkauf. In hügelig bewaldeter Landschaft erreichte man Ngoro, den gewöhnlichen Halteplatz der Karawanen, an dem sich alsbald die Bewohner mit Lebensmitteln zum Tausch einfanden.

Trotz aller Warnungen beschlossen die Reisenden, die gefürchtete Landschaft Kikuju zu durchwandern. Eine glücklich eingetroffene Vorhersagung sehnlichst erwarteten Regens setzte die Weißen sofort in hohe Achtung vor den Eingebornen. Ein schönes, wohl bebautes, reich mit Nahrungsmitteln gesegnetes Land nahm sie auf. Wo früher ausgedehnte Wälder, breiteten sich jetzt wohlbestellte Felder aus. Nur gegen Osten hin nimmt Kikuju an Fruchtbarkeit und Bevölkerung ab. Obgleich diese letztere mehrmals drohende Haltung annahm, kam es doch nicht zum Angriff.

Endlich erschien in der Ferne die teilweise in Wolken gehüllte Spitze des Kenia-Berges, im Nordwesten das Aberdare-Gebirge. Infolge der äußerst zudringlichen Haltung der Eingebornen kam es schließlich zum Kampfe, der der Karawane reiche Beute brachte und zum Ergebnis hatte, daß die Wilden um Frieden baten. Je weiter nach Norden man sich dem Kenia näherte, desto höher werden die in östlicher Richtung verlaufenden Rücken. Die sehr zahlreichen Wasser laufen nach Osten ab. Kikuju war früher ganz bewaldet, während jetzt der Feldbau fast alles beherrscht, sodaß Wald nur in der Umgebung der Dörfer und längs der Grenze geblieben. Man baut Bohnen, Mais, Bataten, Yams, Zuckerrohr, Hirse, Bananen, Mhymbi, Tabak, Miama. Bananen ist mehr im Norden, Hirse im Süden vorherrschend. Das Zuckerrohr wird teils gekaut, teils zur Bereitung der beliebten aber stark berauschenden Pomba benutzt, deren Wirkung nur zu augenscheinlich ist. Kikuju gilt als Kornkammer für die Karawanen. An Haustieren werden Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner gehalten. Die reichlich vorhandenen Lebensmittel werden gern gegen Perlen, Draht und Stoffe ohne viel Handeln hergegeben.

Nun ging es durch die Landschaft Leikipia, wo Lager für längere Zeit bezogen wurde, um von hier aus den Kenia-Berg zu besteigen. Am 17. Oktober brach Teleki dahin auf. In einer Höhe von 4000 m fand er mit seinen zwei Begleitern ewigen Schnee und stieg im Bette des Keniabaches weiter aufwärts. Auf dem höchsten Punkte der Kraterwand, etwa 1000 m unter der Spitze, zeigte das Thermometer 7 Grad C.

Aus dem Lager von Ndoro am Westfuße des Kenia brach die Karawane nach dem Baringosee auf, zunächst den Fuß der Settimakette, dann deren flache, grasbedeckte Rücken und bewaldete Thäler durchwandernd. Der fischreiche Fluß Guasso Njiro beginnt hier seinen Lauf nach Norden durch das Bergland der Wandorobbo. Ein Abstecher nach Nordost führte zur Vereinigung obigen Flusses mit dem Guasso Narok, doch zwang die völlige Unwegsamkeit zur Rückkehr ins Lager bei Lare. Im Becken des Baringosees angelangt, fand man Hungersnot vor, so daß der Jagdertrag aushelfen mußte. Die hier wohnenden Wakuasi sind durch die Raubzüge der Massai verarmt. Der Jagd wegen unternahmen die Reisenden einen erfolgreichen Zug nördlich des Baringosees, wo sie große Mengen von Büffeln, Zebras, Elenantilopen und Nashörnern antrafen.

Die weiteren Nachrichten der Reisenden vom Baringosee, Weihnachten 1887, besagen, daß nördlich dieses Sees noch 2 weitere Seen liegen, der Basso Ebor (weiße See) im N.N.O., und der Basso Narok (schwarzer See) im N.W. Zum weißen See wollten sie den westlichen Weg durch die Landschaft Samburu einschlagen, da die östliche ohne Wasser sei. In etwa 30 Tagereisen durch unbewohnte Gegend glaubten sie den weißen See zu erreichen und von da den schwarzen, an dessen Nordwestseite die ackerbautreibenden Turkana wohnen.

Die Rückreise sollte über Mau, Ngoroini ꝛc. stattfinden.

Dem Berichte sind eine Karte der Umgebung des Kenia und eine Ansicht dieses Berges von der Hand Höhnels beigegeben.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— In der Vorstandssitzung der Abteilung Berlin am 17. Juni wurde folgende Resolution gefaßt: „Der Vorstand der Abteilung Berlin mißbilligt Hetzartikel, wie sie das „Berliner Tageblatt“ auf Grund von falschen oder entstellten Thatsachen gebracht hat und ist überzeugt, daß durch solche Hetzereien eine Spaltung unserer Gesellschaft nicht befördert, vielmehr ein um so festeres Zusammenhalten aller Mitglieder hervorgerufen wird. Denn die Behauptung, daß wegen einiger Differenzen bei den Wahlen eine „Sezession“ bevorstehe, wird widerlegt durch das Verhalten der Mitglieder der Abteilung Berlin in der letzten Hauptversammlung.“

Kleine Mitteilungen.

— (Royal Niger Company.) Nachdem ein volles Jahr verstrichen ist, seitdem die Beschwerden und Vorstellungen gegen die willkürliche Handlungsweise der Royal Niger Company von deutscher wie englischer Seite erhoben wurden, hat dieselbe sich endlich gemüßigt gesehen, den völkerrechtswidrigen Zuständen am Niger in etwas Abhülfe zu gewähren. Es ist bekannt, daß die englische Handelsgesellschaft ihren Charterbrief vor allem dazu gemißbraucht hatte, den freien Handel mit den Nigerlandschaften mit hohen Zollabgaben zu belasten, so daß es ihr bereits gelungen war, den Handel ihrer Gesellschaft auf dem Niger vollständig zu monopolisiren und die freien Händler aus jenen Gebieten zu vertreiben. Gegen dies willkürliche Gebaren der Niger Company, das der Nigerakte offen Hohn sprach, haben die Organe unserer Gesellschaft die deutsche Presse damals aufgerufen und in wiederholten Eingaben ist auch der Herr Reichskanzler um Schutz für die bedrohten und verletzten deutschen Handelsinteressen gebeten worden. Unsere Regierung hat sich der Angelegenheit mit Sorgfalt angenommen, ihrer Intervention haben wir es daher zu danken, daß die bisher erhobenen hohen Zölle von der Royal Niger Company erheblich herabgesetzt sind.

Der allgemeine Wertzoll von 12 Prozent, welcher bisher auf der Einfuhr lastete, und wovon 2 Prozent in Akassa am unteren Niger, 10 Prozent in Lokoja am Zusammenfluß des Niger und Benuë erhoben wurden, fällt in Zukunft ganz fort. Es bleiben nur Einfuhrzölle auf Spirituosen (4 sh die Gallone), Salz (2 sh der Zentner) und Kriegsmaterial (200 Prozent ad valorem) bestehen, welche zur Hälfte in Akassa und zur Hälfte in Lokoja zu zahlen sind. Für das Pfund Tabak ist nur in Akassa ein Einfuhrzoll von 6 d zu zahlen, während der bisher in Lokoja als Zuschlag zu zahlende gleiche Betrag fortfällt.

Digitized by Google

An Ausfuhrzöllen bleiben zu zahlen: für die Gallone Palmöl und Schoa-Butter 1 d, für das Pfund Elfenbein 1 sh. Dagegen wurde der Ausfuhrzoll für Palmkerne von 2 sh per Zentner auf 1 sh 6 d herabgesetzt.

Trotz dieser Ermäßigung bleiben die Zölle auch in ihrer jetzigen Gestalt noch immer zu hoch; dies besonders in Ansehung des Umstandes, daß diese Zölle der Niger Company zugute kommen, nicht dazu verwendet werden, Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs und Handels zu treffen und die Verwaltung zu verbessern, wie es in der Nigerakte vorgeschrieben ist. Auch muß getadelt werden, daß die Verordnung, welche die Zollermäßigung vorschreibt, bereits vom 21. März datirt, indes im Mai noch die höheren Zölle zur Erhebung gelangten. So lange die am Niger die Aufsicht führende Gesellschaft selber Handel treibt, bleibt die Forderung als notwendig bestehen, daß eine strenge Kontrole über ihr Treiben und Gebaren von Konsuln der übrigen am Niger interessirten Mächte an Ort und Stelle geübt werde; denn eine nachträgliche Remedur kann die Wunden nicht heilen, welche durch fortgesetzte Verletzungen dem allgemeinen Handel geschlagen werden; auch sind die Nigergebiete zu wichtig, als daß sie namentlich von deutscher Seite unbeachtet gelassen werden sollten.

— (Die Wißmannschen Dampfer.) Die von London aus verbreiteten beunruhigenden Nachrichten über das Verschwinden dreier für die Wißmannsche Expedition bestimmten Dampfer, deren Untergang man befürchten mußte, haben sich glücklicherweise nicht bestätigt. Eines dieser Schiffe, die „Harmonie", ist inzwischen wohlbehalten in Sansibar eingetroffen. Die Fahrzeuge waren zum Transport von Waffen, Gepäckstücken und dergl für das Expeditionskorps bestimmt und führten außerdem eine Anzahl von Gegenständen für die Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit sich. Die Dampfer verließen zusammen am 5. Juni den Hafen von Aden und werden wohl nunmehr sämtlich in Sansibar eingetroffen sein.

— (Stanley.) Der Londoner Agent Stanleys G. W. Appleton versichert, daß Stanley spätestens im Oktober, vielleicht schon anfangs September dort erwartet werden könne. Er schließt bereits Kontrakte für Vorträge ab, welche Stanley nach einem Monat der Ruhe dort zu veranstalten beabsichtige. Der „New York Herald" läßt sich unter dem 17. Juni aus Sansibar folgendes berichten: „Die Missionare erhielten eine Botschaft aus Manyima, daß Tippu Tib Stanley begegnete und dessen Kranke und Verwundete zurücksandte. Einige derselben sind den Kongo hinuntergefahren. Stanley empfahl Tippu Tib, den Gedanken aufzugeben, Mannschaften hinter ihm her zu senden, da er Emin Pascha begegnet sei und beschlossen hätte, sich mit ihm einen Weg durch das Land nördlich von Uganda zu bahnen und dann durch das Massailand nach Mombasa oder einen anderen Punkt an der Küste vorzudringen." Sollten sich diese überaus dunklen Meldungen, was wir nicht für wahrscheinlich halten dennoch bewahrheiten, so würden Stanley und Emin Pascha auf dem letzten Teile ihres Marsches noch große Schwierigkeiten zu überwinden haben, da die an Mombasa grenzenden Bezirke gegenwärtig unter großem Wassermangel zu leiden haben; man befürchtet dort den Ausbruch einer Hungersnot.

— (Englische Luftschlösser.) Wir haben uns schon zu wiederholten Malen veranlaßt gesehen, das vertragswidrige Streben jener einflußreichen englischen Partei zu kennzeichnen, welche, unbekümmert um die Verletzung fremder Interessen, von der Gründung eines großen englischen Reiches im Innern Afrikas träumt. Die „K. Z." zählt die in diesem Plane liegenden Vertragsbrüche auf. In dem deutsch-englischen Grenzvertrage über Südwestafrika hat sich, so schreibt das genannte Blatt, England verpflichtet, westlich von 20° ö. L. und nördlich von 22° s. Br. keine Landerwerbungen vorzunehmen. Der erste Verstoß gegen diesen Vertrag war die Erwerbung des Matabele-Landes und der Versuch, von hier aus weiter westlich in die anerkannte deutsche Interessensphäre vorzudringen. Jetzt geht die „Pall Mall Gazette" weiter, indem sie schlankweg behauptet, Deutsch-Südwestafrika endige nach dem Innern zu an der Nordgrenze des Damaralandes, sodaß England alles nördlich und östlich von Damaraland gelegene Gebiet sich aneignen dürfte. Hiernach wäre die deutsch-portugiesische Grenzlinie, welche unter 17° 20' s. Br. vom Cuneneflusse zum Sambesi läuft, einfach illusorisch; das dortige Land wäre „von keiner Macht beansprucht". Auf diese Weise sprechen manche Engländer uns die ganze nordöstliche Hälfte, den einzig fruchtbaren Teil von Deutsch-Südwestafrika, etwa in der Größe des deutschen Reichs, ab und natürlich ohne weitere Begründung sich selber zu. Ferner erklären sie alle portugiesischen Besitzrechte in Innerafrika für null und nichtig und strecken ihre Hand aus nach dem gesamten binnenländischen Teile von Deutsch-Ostafrika trotz der deutsch-englischen Abmachungen auf der Londoner Konferenz und der im Jahre 1887 wiederholten Zusagen der englischen Regierung, wonach jede englische Aneignung oder Schutzherrschaft in diesem Gebiete nördlich von 11° 40' s. Br. im Osten der Seen bis zum Viktoria Nyanza ausgeschlossen ist. Auf dieser ganzen Strecke grenzt das deutsche Interessengebiet unmittelbar an den Kongostaat, sodaß zwischen beiden für englische Erwerbungen kein Raum mehr ist. Glücklicherweise scheint die englische Regierung sich nicht mit jenen Heißspornen identifiziren zu wollen, es verlautet wenigstens, daß Lord Salisbury zweifelhaft geworden sei, ob die englische Regierung wegen der Interessen fremder Staaten der geplanten britischen Zentral-Afrikanischen Gesellschaft die Konzession gewähren könne.

— (Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft,) welcher durch Erlaß des Königs von Preußen vom 27. März 1887 die Rechte einer juristischen Person nach den Bestimmungen des preußischen allgemeinen Landrechts verliehen worden sind, hat ihren längst gehegten Plan ausgeführt, das Ansuchen an den Bundesrat gestellt, daß derselbe ihr diejenigen Rechte zuerkenne, welche in dem Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vorgesehen sind. Der Aufsichtsrat der Gesellschaft hat in Gemäßheit eines ihm erteilten Auftrages zunächst verschiedene Änderungen der Satzungen vorgenommen, welche übrigens nach Vorschrift des oben erwähnten Gesetzes die Genehmigung des Reichskanzlers erhalten haben. Nach dem jetzt in Geltung befindlichen Statut bedürfen Änderungen desselben, sowie der Beschluß, welcher die Auflösung der Gesellschaft anordnet, der landesherrlichen Genehmigung. Zur Beseitigung jeden Zweifels darüber, ob diese Vorschrift auch auf die in Rede stehende Wandlung Anwendung findet, ist unter dem 23. Mai eine königliche Order ergangen. Dem Bundesrat ist soeben der Antrag der Gesellschaft mit dem gesamten Material zur Beschlußfassung mit dem Bemerken zugegangen, daß nach Lage der politischen Verhältnisse in Ostafrika die thunlichste Beschleunigung der Angelegenheit einem dringenden Interesse entsprechen werde. Die erwähnte kaiserliche Order vom 23. Mai d. J., gerichtet an die Minister für Handel und Gewerbe, des Innern und der Justiz und von denselben auch gegengezeichnet, lautet: „Auf Ihren Bericht vom 15. Mai d. J., dessen Anlagen zurückerfolgen, will Ich zu der in der außerordentlichen Generalversammlung vom 28. September v. J. beschlossenen Umwandlung der unter dem 27. März 1887 mit den Rechten einer juristischen Person ausgestatteten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Berlin in eine auf Grund des § 6 des Gesetzes vom 15./19. März 1888 zu errichtende reichsrechtliche Korporation hierdurch die landesherrliche Genehmigung erteilen. Wilhelm." Als Zweck der Gesellschaft wird in den neuesten Satzungen folgendes angegeben: 1. In den Gebieten von Ostafrika, über welche Se. Majestät der deutsche Kaiser die Oberhoheit nach Inhalt des kaiserlichen Schutzbriefes vom 27. Februar 1885 übernommen hat, oder durch künftige Schutzbriefe an die Gesellschaft übernehmen wird, die ihr unter der Oberhoheit Sr. Majestät des Kaisers übertragenen Rechte der Landeshoheit auszuüben und die dazu erforderlichen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten; 2. im deutschnationalen Interesse die Zivilisirung des Schutzgebietes zu unternehmen, daselbst die Ansiedelung, den Bodenbau, den Bergbau und den Verkehr, insbesondere Handel und Gewerbe anzubahnen und zu fördern; 3. in Durchführung der unter 1 und 2 genannten Aufgaben auf afrikanischem Boden Ländereien zu erwerben, zu bewirtschaften, zu verwerten und die sonst von ihr erworbenen Rechte auszuüben, sowie Handel und Gewerbe selbst zu betreiben oder betreiben zu lassen.

— (Wißmann.) Dem „New York Herald" ist am Sonntag aus Sansibar die Mitteilung zugegangen, Hauptmann Wißmann beabsichtige, in 4 oder 5 Tagen Pangani anzugreifen, da die Verhandlungen mit den Arabern über eine Kapitulation sich zerschlagen hatten.

— Aus Paris kommt die Meldung, daß der Kongostaat und die französische Kongokolonie wegen Herstellung einer Straße durch beide Gebiete unterhandeln. Es sollen 400 Kilometer Flußstraße und 100 Kilometer Eisenbahn auf französischem und 435 Kilometer Eisenbahn auf dem Kongostaatgebiete zu liegen kommen.

— (Delagoa-Eisenbahn.) Oberst Mac Murdo, der Konzessionar einer Eisenbahn von der Delagoa-Bai bis zur Transvaalgrenze, ist, wie wir bereits meldeten, plötzlich gestorben. Damit ist die Schranke gefallen, welche bisher die Transvaalrepublik von der Verbindung mit dem Meere und dadurch von einer kräftigeren Entwickelung trennte. Die von Mac Murdo gestellten Anschlußbedingungen waren so exorbitanter Natur, daß die Verhandlungen zwischen ihm und der deutsch-niederländischen Gesellschaft, welche sich um die Konzession bewarb, immer wieder abgebrochen wurden. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß Oberst Mac Murdo lediglich im Nutzen englischer Interessen das Zustandekommen eines Anschlusses hinauszuschieben gesucht hat. Die portugiesische Regierung ist entschlossen, nunmehr selbst den Bau der Eisenbahn in die Hand zu nehmen. Dadurch eröffnen sich für die Transvaalregierung gegründete Aussichten, endlich über die englischen Ränke zu triumphiren.

— (Herman, Deutsche Siedelungs-Gesellschaft in Berlin.) Die zum 15. d. M. einberufene erste außerordentliche Generalversammlung der Gesellschaft beschloß, daß das Aktienkapital der Gesellschaft durch Ausgabe neuer Aktien zu je 1000 Mark auf 1 000 000 Mark zu erhöhen und die jedesmalige Zeichnung von 100 000 Mark zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden sei. Die Gesellschaft erstrebt diese Erhöhung ihres Aktienkapitals, um durch Erwerb weiteren Landes u. s. w. ihr in gesunder Entwickelung begriffenes Unternehmen und Wirken ausdehnen zu können; sie hofft, daß die deutschen Kolonialfreunde, welche die hohe Bedeutung der deutschen Auswanderung wohl zu würdigen wissen, sie durch Übernahme dieser neuen Aktien in Stand setzen werden zur zweckmäßigen Gestaltung der deutschen Auswanderung kräftig mit zu wirken und bittet Zeichnungsanmeldungen ihr direkt zugehen zu lassen nach Berlin SW., Dessauerstraße 25.

Bekanntmachungen.

Da im nächsten Monat eine gründliche Revision der Bestände unserer Bibliothek beabsichtigt wird, so bitten wir diejenigen unserer Mitglieder, welche noch Bücher, Karten und Photographien in Händen haben, dieselben bis 6. Juli der Bibliothek zurückzustellen.

Ausgenommen sind diejenigen Herren, die nach dem 15. Juni Bücher u. s. w. entliehen haben.

Die Bibliothekverwaltung.

Abteilung Berlin. Während der Sommerszeit finden bis auf Weiteres keine Vorträge statt, doch versammeln sich jeden Montag, wie üblich, eine Anzahl Mitglieder der Abteilung zwanglos im Vereinszimmer im Architektenhause oder bei günstigem Wetter auf der Terrasse. Gäste sind stets willkommen.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexiko: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann den Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Redaktion: Berlin W., Linkstraße 25. **Expedition:** Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — **Bezugspreis** in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die **Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich.** **Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, werden von dem **Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft,** Linkstraße 25, Berlin W., entgegengenommen. **Anzeigen:** Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., von der **Expedition** der Deutschen Kolonialzeitung.

Nr. 27. **Berlin,** 6. Juli 1889. **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Bekanntmachung. — Fürst Bismarck und die Deutsche Kolonialpolitik. — Dar-es-Salaam. Vortrag von Herrn A. Leue. (Schluß.) — Aus Südwestafrika. (Schluß.) — Farini und die Kalahari-Wüste. Von Herrn A. Merensky. — Deutsche in Californien. — Die Delagoabai-Eisenbahn. — Kapkolonie. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Die nächste Nummer unserer Zeitung wird am 19. d. M. zum Versand kommen und zwar in gleichem Umfange wie die heutige. Der Versand geschieht nunmehr pünktlich an jedem zweiten Freitag und im Packetverkehr nach entfernteren Orten möglichst schon am Donnerstag; etwaigen Wünschen der Abteilungen kann hierin nunmehr leichter Rechnung getragen werden.

Infolge des Überweisungsbeschlusses des Vorstandes vom 23. März d. J. hat der Ausschuß nach eingehender Beratung diese Änderung im Erscheinen der Zeitung vorgeschrieben, welche manche Vorzüge darbieten wird. Abgesehen von der nicht unerheblichen Ersparnis an Porto, Druckkosten und anderen Kosten, wodurch mehr Mittel zur praktischen kolonialen Arbeit flüssig werden, liegt es auch heutzutage mehr im Nutzen unserer Zeitung selbst, daß sie seltener erscheint und dafür etwas mehr Text bringt. Dies ist insonderheit mit Rücksicht auf den Umstand der Fall, daß eine Wochenschrift sogenannte „Neueste Nachrichten" auf kolonialem Gebiet nicht wohl bringen kann, nachdem unsere Kolonialpolitik aus den Anfängen längst zu großer Bedeutung emporgewachsen ist, so daß die großen Tagesblätter sich damit eingehend beschäftigen. Das Schwergewicht unserer Zeitung liegt heute vornehmlich in der gründlichen Beurteilung kolonialer Vorgänge und Verhältnisse, in dem Bestreben, authentische Berichte aus den Kolonien zu bringen, welche eine klare Vorstellung über das Wesen und die Beschaffenheit unserer Kolonien wie der Kolonialpolitik überhaupt vermitteln, Berichte, aus welchen wir die Bedürfnisse und den Fortgang deutsch-kolonialer Entwickelung kennen lernen. Dagegen liegt es heute auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens so, daß hier eine gedeihliche und zweckmäßige Wirksamkeit unsrer Zeitung besser in einer zusammenfassenden Rück- und Rundschau geübt werden kann. Diese Änderung macht es wünschenswert, daß in der einzelnen Nummer mehr Platz gewonnen werde. Die Verstärkung der einzelnen Nummer wird aber auch auf die Geschlossenheit und Gediegenheit des Inhalts von gutem Einflusse sein, so daß künftig in erhöhtem Maße der Jahrgang der Kolonialzeitung ein Nachschlagebuch und eine gute Quelle sein wird, aus der man über die kolonialen Vorgänge und Verhältnisse leicht und genau sich unterrichten kann.

Mit der Änderung wird endlich dem Übelstande Abhülfe geschaffen, über welchen nicht selten Klage geführt ist, daß gute Aufsätze mit Rücksicht auf den beschränkten Raum sehr abgekürzt oder auf verschiedene Nummern, gewöhnlich zum Schaden der Sache, verteilt werden mußten.

In der äußeren Form tritt eine Änderung nicht ein; ebenso bleibt unsere Zeitung selbstverständlich nach wie vor Gratisblatt der Mitglieder. Auch der Bezugspreis für Buchhändler und Postabonnenten bleibt derselbe, da eine Ermäßigung bei dem ohnehin sehr niedrig gestellten Preise völlig ausgeschlossen ist.

Fürst Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik.

In den Kreisen der deutschen Kolonialfreunde hat sich hier und da in der letzten Zeit einiger Mangel an Vertrauen und ein gewisser Kleinmut gezeigt, der, sowenig thatsächlich berechtigt, doch seine Entstehung aus äußeren Anlässen ableitete, die das Gerücht sich bilden ließen, Fürst Bismarck habe sich von den Zielen der früher von ihm geförderten deutschen Kolonialpolitik in neuerer Zeit mehr und mehr abgewendet. Wie wenig solche Annahme berechtigt ist, sollte schon die einfache Erwägung der Thatsache lehren, daß die deutsche Kolonialpolitik mit Naturnotwendigkeit ins Leben trat und der Grund ihrer Entstehung in den Bedürfnissen unseres Volkes zu suchen ist. Hierdurch erklärt sich auch der von vornherein bestimmt kundgegebene Wille des Herrn Reichskanzlers, daß er für die wirkungsvolle Vertretung deutschkolonialer Interessen der Unterstützung aus der Mitte der Nation bedürfe. Dies kann doch nichts anderes bedeuten als die Erklärung, daß Kolonialpolitik sich nicht von einzelnen Männern, inauguriren, fördern und wirksam machen läßt, sondern daß dabei allein die Bedürfnisse und die Interessen des Volkes von maßgebender Bedeutung sind, eine Anschauung, die dem Beispiele der historischen Vergangenheit anderer kolonisierenden Nationen durchaus entspricht. Auch in einer neuesten Kundgebung des Herrn Reichskanzlers wird derselbe leitende Gedanke von unserem großen Staatsmanne zum Ausdruck gebracht und obwohl deshalb das Schreiben, in welchem der Herr Reichskanzler Herrn Dr. Fabri für die Übersendung seiner von uns bereits besprochenen Schrift: „5 Jahre deutscher Kolonialpolitik" dankt, keine Überraschung oder Enthüllung darbieten kann, so kommt dasselbe mit Rücksicht auf den oben besprochenen Mangel an Vertrauen und Kleinmut doch sehr zeitgemäß, um alle Befürchtungen zu zerstreuen und zu zeigen, daß die Stellungnahme des Herrn Reichskanzlers gegenüber der Kolonialpolitik durchaus unverändert geblieben ist.

Das Schreiben selbst hat folgenden Wortlaut:

Berlin, den 5. Juni 1889. „Ew. Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die mit dem gefälligen Schreiben vom 27. v. M. erfolgte Zusendung Ihrer neuen Schrift über deutsche Kolonialpolitik und hoffe, auf dem Lande bald Muße zu finden, um mich mit dem Inhalte näher bekannt zu machen. Was die koloniale Frage im allgemeinen betrifft, so ist zu bedauern, daß dieselbe in Deutschland von Hause aus als Parteisache aufgefaßt wurde, und daß im Reichstage Geldbewilligungen für koloniale Zwecke immer noch widerstrebend und mehr aus Gefälligkeit für die Regierung oder unter Bedingungen eine Mehrheit finden. Die Regierung kann über ihr ursprüngliches Programm bei Unterstützung überseeischer Unternehmungen nicht aus eigenem Antriebe hinausgehen und kann nicht die Verantwortung für Einrichtung und Bezahlung eigener Verwaltung mit einem größeren Beamtenpersonal und einer Militärtruppe übernehmen, so lange die Stimmung im Reichstage ihr nicht helfend und treibend zur Seite steht und so lange nicht die nationale Bedeutung überseeischer Kolonien allseitig ausreichend gewürdigt werden wird und durch Kapital und kaufmännischen Unternehmungsgeist die Förderung findet, welche zur Ergänzung der staatlichen Mitwirkung unentbehrlich bleibt."

Bekanntlich sind die praktischen Vorschläge des Dr. Fabri auf Errichtung einer Kolonialtruppe und auf Bildung eines besonderen Kolonialamtes gerichtet. Nach dem Schreiben des Fürsten Reichskanzlers darf man annehmen, daß er geneigt ist, diesen Vorschlägen unter der Voraussetzung näher zu treten, daß der Reichstag die Gelder bewilligt. Es wird nunmehr die Aufgabe der Freunde der deutschen Kolonialpolitik sein, den Gründen, auf welchen Dr. Fabris Vorschläge beruhen, auch in der öffentlichen Meinung Geltung zu

Digitized by Google

verschaffen und in ihren Kreisen dafür einzutreten, daß aus der Nation der Antrieb zu erneutem, kräftigen Wirken in unsern kolonialen Angelegenheiten sich entwickele. Fürst Bismarck steht am Steuer und lenkt mit sichrer Meisterhand das Fahrzeug der auswärtigen Politik Deutschlands. Aber es müssen die Segel von einem frischen Hauch nationaler Begeisterung und Entschlossenheit geschwellt sein, wenn wir in unsern kolonialen Unternehmungen vorwärts kommen und das Ziel erreichen wollen, welches der heutigen Machtstellung des Reichs entspricht! Auch diejenigen, welche jetzt noch der Sache fern oder ihr feindlich gegenüberstehen, sollten der Mahnung eingedenk sein, die das Schreiben des Reichskanzlers im Eingange enthält, nämlich dem Auslande gegenüber gerade in den kolonialen Fragen, die das gesamte Interesse der Nation berühren, zusammenzustehen und der Parteizwietracht zu vergessen! –

Dar-es-Salaam.

Vortrag des Herrn A. Leue.

(Schluß.)

Dem Kadi Mohamed bin Seliman nebst seinen Leuten übertrug ich die Polizei, und befahl ihm, die Straßen rein zu halten. Seiner Energie gelang es auch, die unruhigen Wiroboto, die sich zusammengerottet hatten, zu entfernen, und die Bevölkerung einzuschüchtern. Unter den Gefangenen, die zum größten Teil gar nichts verbrochen und als Geißeln monatelang im Gefängnis geschmachtet hatten, befand sich auch ein Elfenbeinhändler. Dieser, um sich dankbar zu erweisen, veranlaßte die Waniammwesi seiner Karawane, mir eine Ovation zu bringen. Und richtig rückten die sämtlichen Träger nebst Weibern und Kindern heran, um mir durch Tanz, Spiel und dem dazugehörigen Lärm ihre Hochachtung zu bezeugen. Mir kam dies Ereignis sehr gelegen, um so mehr, als ganz Dar-es-Salaam Teil daran nahm und der Vorgang als eine freundliche Demonstration der ganzen schwarzen Bevölkerung aufgefaßt wurde. — Der Liwali, welcher wohl einsehen mochte, daß es mit seinem Einfluß zu Ende ging, teilte mir mit, er wolle nachgeben, und seine Askari bei mir einschreiben lassen. Der Kadi warnte mich, und machte mich auf die Gefahr, der ich mich aussetzte, aufmerksam. Ich wollte aber den arabischen Soldaten, von denen die Hälfte mir ihre Hilfe versprochen hatte, mein Vertrauen zeigen und ließ sie kommen. Das Schauri, das zuerst einen stürmischen und gefährlichen Ausgang zu nehmen drohte, verlief besser, als ich gehofft hatte. — Die sämtlichen Maskataraber, der anständigere Teil der Soldaten, mit dem Akida Salamini, bekannten sich zu mir, während die Wiroboto unter großem Getöse abzogen. — Während des heftigen Durcheinanders, worin die Araber ihre Meinung verfochten und sich dabei mit Schwert und Flinte bedrohten, saß ich auf meinem Sessel in der Mitte meiner Vertrauten, bereit, jeden, der eine feindselige Bewegung gegen mich machte, mit dem Revolver niederzuschießen. Der Liwali war so deprimirt, daß er sofort nach Hause ging und sich nicht mehr öffentlich sehen ließ. Er intriguirte nur im Stillen und suchte die Araber gegen mich aufzuhetzen, indem er zugleich mit der Rache des Sultans allen denjenigen drohte, die in meinen Diensten standen. Als anfangs Oktober ein Waffendepot bei ihm bemerkt wurde und ich dies nach Sansibar meldete, ließ das deutsche Konsulat ihn auf meine Bitte hin entfernen. An seine Stelle trat zur Beaufsichtigung der Sultansplantage ein alter gichtbrüchiger Herr, der es sich angelegen sein ließ, möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Aber auch dieser wurde später, da er im Verdacht stand, mit den Aufständischen in Verbindung getreten zu sein, vom Herrn Admiral Deinhard aufgehoben und nach Sansibar geschafft.

Durch den Übertritt der Maskataraber in die Lage versetzt, die Ordnung wieder herstellen zu können, beeilte ich mich, die Verwaltung meines Bezirks in Angriff zu nehmen. Ich organisirte das Zollwesen, richtete einen Gerichtshof unter dem Vorsitz des Kadi ein, wobei ich mir die Bestätigung des Urteils vorbehielt, und suchte Handel und Wandel mehr anzuregen. — Vor allem unterstützte ich die Bauthätigkeit in der Stadt und erreichte es, daß vier der reichsten Indier anfingen, sich große zweistöckige Häuser zu bauen. Zum mindesten hielt ich darauf, daß jeder seine Wohnung so schmuck und sauber wie möglich herrichtete. Wer bauen wollte, erhielt das Terrain von mir gratis angewiesen, und jeder bemühte sich, von dieser Neuerung Nutzen zu ziehen. — In den Küstenortschaften setzte ich überall die beliebtesten und mächtigsten Leute als Richter und als meine Vertreter ein, während ich zur Beaufsichtigung und Regelung des Zollwesens nach Kissigu und Kikunya, wo Unterliwali stationirt waren, zuverlässige Araber als Zollbeamte sandte. Der letzteren bediente ich mich mit Erfolg auch für die geheime Überwachung der dortigen Unterliwali. Im allgemeinen war es mein Bestreben, die Bevölkerung so milde wie möglich zu behandeln. Ich erreichte dadurch, daß man großes Zutrauen zur deutschen Verwaltung gewann, und niemand daran dachte, sich darüber unzufrieden zu äußern. — Im Eifer, die Stadt Dar-es-Salaam zu heben, führte ich eine Einrichtung ein, welche nicht wenig dazu beitrug, Handel und Wandel in hohem Grade anzuregen. Ich ließ nämlich alle Daus und sonstigen Fahrzeuge aus den Handelsplätzen meines Bezirks zur Erlangung der Zollpapiere in Dar-es-Salaam anlaufen, und so kam es, daß täglich oft 15 bis 20 Daus im Hafen lagen, was natürlich für die Stadt Dar-es-Salaam nach jeder Richtung hin nützlich und gewinnbringend war. — Da alle Daus auf der Fahrt nach Sansibar Dar-es-Salaam passiren mußten, so machte dieser Erlaß den Schiffern auch nur geringe Beschwerden. — Hierbei traf es sich auch oft, daß ein Schiffer seine ganze Ladung schon in Dar-es-Salaam an die Indier absetzte, wodurch der Stadt ein doppelter Vorteil entstand, während die Zollverwaltung nichts dadurch verlor. — Kurz, ich gab mir alle Mühe, Dar-es-Salaam zum Stapelplatz meines Bezirks zu machen, und ich kann wohl sagen, mit vielem Erfolg. — Ich baute einen großen Zollschuppen, richtete ein Zollbüreau ein, und betrieb die Verwaltung mit Hülfe des wackeren Zollbeamten Herrn Borenstein, so rationell, daß wir an Zollgeldern in einem Monat fast die Hälfte von der Summe einnahmen, die der Sultan in einem ganzen Jahre aus Dar-es-Salaam erhalten hatte. — Ich war sowohl mit der Dienstleistung der arabischen Soldaten, als auch mit der Haltung der Bevölkerung außerordentlich zufrieden, es herrschte tiefste Ruhe in meinem Bezirk, und alle Dinge nahmen ihren regelrechten und sachgemäßen Verlauf; schon trug ich mich auf Anregung der Indier mit dem Gedanken an die Einrichtung eines Postverkehrs und eines großen Marktes unter polizeilicher Überwachung, an den Bau von Wegen und die Anlage einer Karawanserei im großen Stile, als plötzlich all diesen schönen Ideen ein trübseliges Ende bereitet wurde. — Eines Tages Mitte September 1888 bat mich mein Diener Mandoa, ich möchte doch nicht allein spazieren, oder auf die Jagd gehen. Als ich ihn ganz verwundert fragte, was denn das heißen solle, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, bequemte sich aber bald zu der Mitteilung, es sei an der Küste nicht recht geheuer. Das Volk erzähle sich, die Araber wollten alle Deutschen totschlagen, und er traue dem Liwali und den Wiroboto in Dar-es-Salaam auch nicht. — Ich lachte den Jungen aus; und nahm auch die Sache nicht ernster, als der Kadi, Mohamed bin Seliman, und der Indier Amiji Musaji einige Tage später mit wichtigen Mienen kamen, um mich zu benachrichtigen, daß in Tanga und Pangani der Aufstand schon losgebrochen sei. Man sprach sogar von Gefechten, die stattgefunden haben sollten. Ich wußte nicht recht, was ich aus der Sache machen sollte, und es blieb mir nichts übrig, als abzuwarten. Jedenfalls war mir klar, daß es darauf ankommen würde, die Verwaltung unter allen Umständen durchzuführen, und jede Regung von Rebellion in der Bevölkerung im Keime zu ersticken. — Es war am 23. September, als sich der Sultansdampfer „Barawa" vor dem Hafen zeigte. Ich glaubte, es sei der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an Bord, und traf alle Vorkehrungen, ihn würdig zu empfangen. — Meine arabischen Soldaten führten nach ihrem Tamtam vor meinem Hause den Schwertertanz auf, die Bevölkerung sammelte sich neugierig am Strande, und alles atmete Frieden und Ruhe. — Nachdem die „Barawa" den Anker geworfen hatte, fuhr ich hinüber; traf aber nicht den Generalvertreter, sondern einen vornehmen Araber aus Sansibar, Nasor bin Soliman, einen Vertrauten des Sultans, an Bord, welcher mir mitteilte, er sei gekommen, die Bevölkerung zu beruhigen und die alten Verhältnisse herzustellen; zu diesem Zwecke werde er eine Volksversammlung berufen, wozu er auch mich einlüde. Ich erwiderte ihm kühl, daß es doch wohl meine Sache sei, eine „Baraja" anzuordnen, und ich verstände nicht recht, was er wolle. In Dar-es-Salaam sei alles in Ordnung und einer Beruhigung bedürfe es gar nicht. Der Araber bestand aber darauf, einer Baraja beizuwohnen, und da mir von einigen deutschen Herren, die sich auf der Barawa nach Kilwa begeben wollten, bestätigt wurde, daß er im Einverständnis mit unserer Gesellschaft und im Auftrag des Sultans komme, so mußte ich mich, wenn auch ungern, fügen, und die Großen Dar-es-Salaams zu einer „Baraja" zusammentrommeln. Die Versammlung fand im Gerichtssaale des Stationsgebäudes statt, und war außerordentlich zahlreich besucht. Von deutscher Seite nahm ich allein daran teil. — Nachdem Nasor-bin-Soliman die Huldigungen der Bevölkerung mit würdiger, leutseliger Miene entgegengenommen hatte, verlas er ein Beglaubigungsschreiben des Sultans, und bemühte sich, der Versammlung sein Bedauern über die traurige Lage an der Küste zum Ausdruck zu bringen. Sodann wandte er sich in gnädiger Herablassung an mich und warf mir mit freundlich strafenden und salbungsvollen Worten meine Strenge, Ungerechtigkeit und Unkenntnis der Verhältnisse vor. Er verlangte von mir, ich solle die Gesellschaftsflagge, welche neben der Sultansflagge auf unserem Hause wehte, einziehen, und die Verwaltung einem von ihm mir in Vorschlag zu bringenden, neuen Liwali wieder übergeben. — Ich war anfangs ebenso versteinert, wie die ganze Baraja, die kaum zu atmen wagte. Als nun aber auf meine Bemerkung, daß die Bevölkerung von Dar-es-Salaam ganz zufrieden sei mit der heutigen Lage der Dinge, der Araber mir einen notorischen Trunkenbold, den Ngumbe Schindo, als Gegenbeweis vorführte, und der letztere, den ich verschiedene Male hatte einsperren lassen, es wagte, mir mit Krieg und Mord zu drohen, merkte ich, daß die ganze Sache abgekartet war, und wurde dann auch im höchsten Grade verstimmt. — Ich hielt eine donnernde Rede, worin ich die Worte und die Absicht des Nasor-bin-Soliman beleuchtete und der Gesellschaft klar machte, wer der Herr sei in Dar-es-Salaam, Nasor-bin-Soliman oder ich. Ich that dar, daß ich durchaus die Interessen des Sultans vertreten, seine Flagge heilig halten und seine Oberhoheit stets anerkennen würde, daß ich aber keineswegs geneigt sei, Befehle von ihm oder seinen Organen entgegenzunehmen. Ich überließe es der Baraja, zu beurteilen, ob ich ungerecht handle oder nicht; wie dem aber auch sei, ich sei als Herr in Dar-es-Salaam eingesetzt, und bliebe dort, solange ich nicht deutscherseits abberufen würde. Was aber den Ngumbe Schindo anbelange, so sei er als Trunkenbold bekannt, und nur Trunkenbolde, wie er, würden mit ihm gemeinschaftliche Sache machen. Ich sei überzeugt, kein anständiger Mensch und Mohamedaner würde seinen Worten Folge leisten. Wenn er aber und sein Gelichter sich einfallen ließen, Krieg zu machen, so möchten sie nur kommen. Ich würde ihnen Kugeln in die Bäuche jagen und sie töten lassen, wie kranke Hunde. Diese heftigen Worte, verbunden mit zornigen Geberden hatten zur Folge, daß die fremden Araber ganz verstört und erblaßt aufsprangen, und sich entfernten, und daß Schindo nebst seinen Anhängern sich sofort aus dem Staube machte. — Kaum hatte Nasor-bin-Soliman den Rücken gewandt, so kam die ganze Baraja auf mich los, drückte mir die Hand, und gab mir ihre Zustimmung zu erkennen. Indier wie Araber sagten mir, ich möchte mich nicht ärgern. Ich hätte ganz Recht, der Schindo sei ein Trunkenbold, und der Teufel solle ihm in den Magen fahren, wenn er Krieg mache.

Nasor bin Soliman fuhr ab nach Kilwa, wo er aber nicht zu Worten gekommen ist, und Schindo, welcher meine Rache fürchtete, floh in die Schamba, wo er ein Räuberleben führte. Wir machten häufig Jagd auf ihn, konnten ihn aber nicht erwischen, da er niemals Stand hielt. Er führte in seiner

Digitized by Google

Weise Krieg mit uns, ohne daß wir sonderlich davon wären behelligt worden. Die Bevölkerung erklärte sich gegen den Krieg. Von allen Dörfern kamen Abgesandte, um mich ihrer Friedensliebe zu versichern. Selbst aus dem Innern kamen die Häuptlinge, unter anderen der Häuptling Kauamba Mschale von Wikindu in Begleitung von 150 Kriegern, um mir ihre Freundschaft zu bezeugen. Die Einwohner von Kisingo, meist Lamuleute und Somali, welche Schiffahrt und Holzhandel treiben, boten mir sogar ihre thatkräftige Hülfe an, und erklärten sich bereit, über das Dorf des Schindo herzufallen und es zu verbrennen. Da ich die Offensive vermeiden wollte, und ich kein Interesse daran hatte, jenes Dorf vernichten zu lassen, so lehnte ich vorläufig diese Hülfe ab. — Wenngleich es zuerst geschienen hatte, als sei der Aufstand nicht mehr abzuwenden, so kehrten doch allmählich Ruhe und Ordnung zu meiner Genugthuung zurück. Nur in meine arabischen Askari war seit der Anwesenheit des Nasor bin Soliman eine eigene Unruhe gefahren. Einer nach dem anderen nahm den Abschied, und vor allem waren es die Wiroboto, die mir Sorge machten. Als schließlich die feindliche Bewegung unter meinen Arabern sich zu Mordanschlägen und geheimen Schauris steigerte, schritt ich ein, und zwang die Wiroboto, indem ich sie unter Vorbereitung zum Gefecht umzingeln ließ, eine von mir gemietete Dau zu besteigen und nach Sansibar abzufahren. Die verdächtigen Maskataraber wies ich aus. Als der Akida Salamini Umstände machte, abzureisen, setzte ihm Herr Dr. Bley, der damals in Dar-es-Salaam weilte, zwei seiner wilden Wasekuma auf die Ferse. Die beiden gefährlichen und schwer bewaffneten Burschen mußten ihn Tag und Nacht beobachten und ihm auf Schritt und Tritt folgen. Schließlich wurde dem tapfern Akida, welchen ich aus Rücksicht auf die treu gebliebenen Maskataraber nicht allzu gewaltsam behandeln wollte, diese ständige Begleitung so unheimlich, daß er vorzog, freiwillig in die Verbannung zu gehen. — Wenngleich die Bevölkerung hier und da durch Kriegsgerüchte beunruhigt wurde, so gelang es mir doch immer wieder, die Ordnung aufrecht zu erhalten; und alle Dinge nahmen ihren regelrechten Verlauf. Ich glaube auch kaum, daß ein ernsthafter Aufstand ausgebrochen wäre, wenn nicht die 240 Sklaven, die während der Blokade von den deutschen Kriegsschiffen aufgebracht waren, ursprünglich aus meinem Bezirk verhandelt und verschifft worden wären. Von den 240 Sklaven waren ungefähr 140 Leute auf dem Wege des Handels nach der Küste gebracht, während 100 Personen durch Buschiri vor Bagamoyo geraubt worden waren. Die letzteren, meist Mitglieder der Wanjamwesi-Karawane, wurden vom Herrn Admiral Deinhard auf die Vorstellung des Wanjamwesi-Häuptlings von der bei Dar-es-Salaam lagernden Elfenbein-Karawane in Freiheit gesetzt, bezw. ihren Landsleuten zurückgegeben. Die übrigen, mit denen man nichts anzufangen wußte, wurden auf den Missionen von Dar-es-Salaam und Pugu vertheilt. — Die Sklaven waren hauptsächlich nach Kondutschi, dem Hauptausfuhrplatz für Sklavenhandel, verkauft worden, und dieser Ort erlitt durch den Wegfang der Sklavenaus eine bedeutende Einbuße. Die Folge hiervon war, daß mir die Ortschaften Kondutschi, Magagony, Mjimema und andere in einem Fehdebriefe ganz formell auffagten und mich mit Krieg überzogen. Der Inhalt des Schreibens war ungefähr folgender: „Die Häuptlinge und das Volk von Kondutschi an A. Leue, den Deutschen. Deine Brüder und Landsleute auf den Kriegsschiffen haben uns unseres Eigentums beraubt und unsere Sklaven den Vätern auf den Missionen gegeben. Da du nun kaum geneigt sein dürftes, uns unser Eigentum wieder zu verschaffen, so kündigen wir dir Gehorsam und Freundschaft. Willst du deshalb Krieg mit uns führen, so sind wir dazu bereit." Ich suchte der Stadt nochmals klar zu machen, daß sie bei einem Kriege mehr verlöre als ich, und daß sich ein Aufstand an ihr selbst schwer rächen würde. Ich sagte den Kondutschi-Leuten voraus, daß die Kriegsschiffe kommen, und die Stadt beschießen und verbrennen würden, und that alles, um die Unruhen zu unterdrücken. Vergebens. Meine Leute, zwei Araber, konnten nur mit Mühe von den Häuptlingen vor der Wut der Bevölkerung geschützt werden, und entgingen nur dadurch dem Tode, daß ihnen Gelegenheit zur Flucht gegeben wurde. In anderen Ortschaften wurden meine Vertreter entweder ermordet oder verjagt. Und ich sah ein, daß dem Kriege nicht mehr auszuweichen war. Ich verhängte daher mit Erlaubnis des deutschen Konsulats über die Bevölkerung meines Bezirks Standrecht, wobei ich jeden mit dem Tode durch den Strang bedrohte, der sich an feindlichen Unternehmungen gegen Dar-es-Salaam beteilige, oder auch nur gegen uns die Waffen erhöbe. — Dieser Erlaß, welcher durch meine Kundschafter den Ngumbes in arabischer Übersetzung in die Hände gespielt wurde, erregte eine große Panik und hielt, da sich niemand der Gefahr des Gehängtwerdens gern aussetzte, mir noch eine Zeit lang die Aufständischen vom Halse. — Nichtsdestoweniger war die Situation eine sehr ungemütliche; alle Augenblick hörte man von Mordanschlägen gegen uns und man war sich, sobald man das Haus verließ, niemals des Lebens sicher. Schließlich kam es zu kleinen Scharmützeln zwischen den Aufständischen und uns, wobei es hier und da einen Verwundeten absetzte. —

Einmal erbeuteten unsere Leute ein arabisches Lager mit 3 Verwundeten, 4 arabischen Frauen, mit Sklavinnen, Kindern, Kisten mit Geld und Fahnen. Da ich noch glaubte, durch Milde etwas erreichen zu können, gab ich allen den Gefangenen mit ihrem Eigentum die Freiheit, unter dem Vorwand, daß ich mit Kranken, Weibern und Kindern nicht Krieg führe. — Indes dauerten die kleinen Gefechte und Rencontres fort, bis sich am Sylvestertage die Schwarzen unter Anführung der abtrünnigen Araber zu einem großen Angriff auf Dar-es-Salaam entschlossen. Dies Unternehmen endete ziemlich kläglich, insofern, als die kriegerische Demonstration von 900 bis 1000 Schwarzen sich schon nach wenigen wohlgezielten Granatschüssen aus unserem kleinen Geschütz in eine schmähliche Flucht verwandelte. Dieser ganze Städtekrieg war um so spaßhafter, als der Feind schon von unserem rauhen Empfang so deprimirt war, daß er am folgenden Tage, also am 1. Januar 1889, Boten schickte mit der Bitte, Frieden machen zu dürfen. Ich machte die Auslieferung der von den Weiden Dar-es-Salaams geraubten Kuhheerden der Indier zur ersten Bedingung, mußte mich aber, um zu retten, was zu retten war, mit der Rückgabe der Hälfte der Rinder begnügen. Die andere Hälfte hatten die Rebellen, da sie, wie die Gesandten verlegen gestanden, nichts zu beißen gehabt, im Laufe der Zeit schon aufgezehrt. Als die Rinder ankamen und von ihren Besitzern in Empfang genommen waren, ließ ich die Schwarzen Gehorsam geloben und schickte sie wieder in ihre Dörfer. — Ich freute mich nicht wenig über den glücklichen Ausgang der Unruhen und hoffte, die Sache als erledigt betrachten zu können. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. — Die Araber, als sie sahen, daß mit den feigen Schwarzen nichts anzufangen war, wandten sich nun nach Kilwa und Sansibar um Hilfe. Und es dauerte nicht lange, so hörte ich, daß sich überall feindliche Araberhaufen ansammelten. Der Rest meiner Maskataraber bis auf einen, nebst den Gefängnisaufsehern und 12 Gefangenen mitsamt der Kette waren am 8. Januar morgens früh verschwunden.

Der einzige Maskataraber von meinen Soldaten, der sich an der Desertion nicht beteiligt hatte, war der alte Abdurahman. Ich mußte lachen, als ich das schreckensbleiche Gesicht des Kadi Mohamed bin Seliman sah, mit dem er mir diese Hiobspost brachte. Ich hatte Mühe, den braven Kadi, der sich selbst mit verraten sah, zu trösten. „Laß sie laufen, mein guter Mohamed," sagte ich ihm, „wir werden auch ohne sie fertig." — Der alte Abdurahman, den ich fragte, warum er nicht auch desertirt sei, antwortete mir: „Ich bin ein alter Mann, Herr, und das Leben hat zu wenig Reiz für mich, als daß ich trachten sollte, es durch Treulosigkeit zu verlängern. Sollten die Aufständischen siegen, so sterbe ich mit Dir, Inschallah." — Das war schön gesagt, indes traute ich dem Weisen nicht recht. Darum bedeutete ich dem Kadi, den alten Herrn während des Gefechts unter Augen zu behalten und ihn, wenn er einen verräterischen Schritt thue, ins bessere Jenseits zu befördern. — Ich ließ nun meine Leute zur Musterung antreten. Ich hatte etwa 25 Schwarze, die alle zuverlässig und tüchtig waren, und welche erklärten, unter allen Umständen bei mir aushalten zu wollen. — Von meinem Zugeständnis, daß jeder, wer wolle, seinen Abschied erhalten könne, machten nur zwei oder drei Bootsleute Gebrauch. Die übrigen Leute, welche sich schon in den vorhergehenden Scharmützeln bewährt hatten, unter ihnen 5 wilde Wasekuma, welche Herr Dr. Bley mit aus Ujungula gebracht hatte, waren auf heiße Tage gefaßt. Außer den Schwarzen standen noch in meinem Dienst: der Kadi Mohamed bin Seliman, der Maskataraber Abdurahman und die Schihirileute Hossen, Schinen, Hamiß bin Ali und einige andere, deren Namen ich vergessen habe. Ich hatte also im ganzen noch 8 bis 9 Araber. — Kurz vorher hatte ich einige Dekorationen für diejenigen meiner Leute bekommen, welche ich ihrer Tapferkeit wegen, der Generalvertretung in Sansibar zu einer Auszeichnung vorgeschlagen hatte. Die Dekoration bestand aus einem rotseidenen Ordensband, an welchem ein silberner Schild mit der arabischen Aufschrift „Für Verdienste um die deutsche Sache" befestigt war. Außerdem erhielt Jeder der Dekorirten einen guten und fein gearbeiteten Revolver nebst Munition zum Geschenk. — Ich verfehlte nicht, diese Auszeichnungen vor versammelten Kriegsvolk den Erwählten feierlichst zu überreichen. Es waren der Kadi Mohamed bin Seliman, der Schihiriaraber Hossen und mein tapferer Aufseher Hamiß, ein Schwarzer aus Dar-es-Salaam. — Die übrigen Leute erhielten für jeden Gefechtstag, an dem sie teilgenommen hatten, eine Rupie Extralöhnung, was ich ihnen auch für die späteren Kämpfe versprach; eine Maßregel, die veranlaßte, daß alles sich drängte, an den Gefechten sich zu beteiligen. — Die Besatzung der Station in Bezug auf Weiße war verstärkt. Es befanden sich damals außer mir in Dar-es-Salaam der Hauptmann a. D. von Hake, Leutnant Baron v. Bülow, der Kaufmann Küsel, der Schiffskapitän und Leutnant der Seewehr Holz, die Zollbeamten Klenze und Borenstein, und mein altes, wunderliches Faktotum, der Schmidt Gottschalk, ein ehemaliger Trappistenmönch. Die ersteren drei der genannten Herren waren mir wenige Tage vorher, am 3. Januar, aus Sansibar zur Hilfe geschickt. —

Am 7. Januar waren die Herren v. Bülow und Klenze nebst einer Anzahl Askari nach Pugu hinauf marschirt, um dem österreichischen Ansiedler Roos als Sicherheitsgeleit zu dienen und die katholisch-bayrische Mission zu Sankt Benedikt von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. Sie kehrten am 8. Januar abends wohlbehalten zurück und meldeten, daß in Pugu alles friedlich und ruhig sei. In Pugu glaubte man nicht an einen neuen Krieg, und man hielt die Gerüchte für ebenso falsch, wie sie sich schon so oft als falsch erwiesen hatten. — Im übrigen vertrauten die katholischen Missionare auf ihre allerdings sehr guten Beziehungen zu der dortigen Bevölkerung. Der Propräfekt, Pater Bonifacius, kam mit den Herren herab und fuhr am andern Morgen, also am 9. Januar, nach Sansibar, um dort vor Ausbruch der Unruhen noch schnell einige Kommissionen zu erledigen. Wir alle hatten allerdings keine Ahnung davon, daß der Sturm schon so bald losbrechen würde. Am selben Tage lief eine Dau aus Mbuamadi in den Hafen ein, auf der sich mein dortiger Vertreter, der weißbärtige Araber Abdallah, ein Onkel von Tippu Tipp, befand. Dieser war gekommen, um mich zu warnen. Er teilte mir im Vertrauen mit, daß bei Magagony ein großes Lager von Kilwa-Arabern sei, welche mich am folgenden Tag, also am 10. Januar, anzugreifen gedächten. Außerdem seien in Kondutschi mehrere Daus mit Maskat-, Pemba- und Sansibar-Arabern gelandet unter dem Befehl von Seliman bin Sef, welche ebenfalls Krieg mit mir führen wollten. — Meine freundliche Einladung, die Nacht bei mir zu bleiben, schlug er mit Schrecken aus; er glaubte seiner Pflicht genügt zu haben und hatte, „nicht mit mir zu sterben", Eile, nach Hause zu kommen. Der alte Abdallah war einigermaßen überrascht, mit seiner, gewiß sehr dankenswerten Warnung keinen größeren Eindruck zu machen. — Ich wußte nicht genau, ob er nicht vielleicht spionire, und ich sagte ihm deshalb bei seiner Abreise lachend, daß ich mich außerordentlich freuen würde, wenn es mal endlich zum Krachen käme. Als er meinte, ich nähme die Sache zu leicht, — auf der Gegenseite könnten wohl 500 Araber sein, erwiderte ich ihm: „um so besser, dann können wir umsomehr totschießen". Dem alten Mann mochte mein Mangel an Respekt vor seinen 500 kriegerischen Landsleuten wohl allzu hochmütig vorkommen, denn mit einem spöttischen Blick auf meine schwarzen Askari und meine wenigen Araber zuckte er die Achseln und empfahl sich kurz. — Mir wäre

allerdings wohl weniger leicht zu Mut gewesen, wenn nicht ein deutsches Kriegsschiff, die „Möwe", welche auf meine Bitte vom Herrn Admiral Deinhard gegen Neujahr hereingeschickt war, im Hafen gelegen hätte. — Ich fuhr noch des Abends zur „Möwe", um Herrn Korvettenkapitän Riedel über die Kriegsgerüchte Bericht zu erstatten. Während ich noch an Bord war, wurde plötzlich von der Station aus meine schleunige Rückkehr verlangt. Ich fand alles in Aufregung, weil ein großer Trupp Aufständischer unmittelbar hinter dem Hause, auf dem freien Terrain zwischen Station und Stadt, trotz der dunklen Nacht von der Wache bemerkt worden war. Als sich die Feinde entdeckt sahen, suchten sie das Weite. — Ich ließ nun alle Thüren und Eingänge verrammeln und regelmäßig die Wache aufziehen. Spät in der Nacht ließ Herr Kapitän Riedel noch die Damen und Herren der evangelischen Mission per Boot abholen und sie nach unserm Hause bringen, da ihm die evangelische Mission nicht sicher genug schien. — Ich hatte schon geschlafen und wußte nichts davon. —

Der Morgen des 10. Januar brach an, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte. Die Familie des Herrn Greiner hatte schon bei Tagesgrauen unser Haus wieder verlassen, wähnend, daß an eine Gefahr nicht zu denken sei. Daß die Aufständischen sich in der Stadt gezeigt hatten, war schon mehrfach vorgekommen.

Ich war eben im Begriff, aufzustehen, als kurz nach 6 Uhr einige Askari an mein Bett stürzten, und mir mitteilten, der Feind rücke heran. „Na, endlich", dachte ich, kleidete mich schnell an, und eilte aufs Dach. Dort sah ich drei arabische Trupps in der Stärke von je 50 bis 70 Mann in weiter Entfernung schnellen Schritts auf die Mission losziehen. Jeder Trupp führte die weiße arabische Kriegsflagge.

Ich gab einige Alarmschüsse ab, worauf sich die Araber in Laufschritt setzten und in dem Palmenwalde vor der Mission verschwanden. In demselben Augenblick fiel von der „Möwe" ein Kanonenschuß. Die Granate schlug unmittelbar vor dem Araberhaufen in der Nähe der Mission ein. Gleich darauf hörte man von dort ein heftiges Gewehrfeuer. Jetzt fiel von der „Möwe" Schuß auf Schuß in die Mission, welche von den Arabern sofort angesteckt und ausgeraubt wurde. Die „Möwe", welche ja in der Nacht die Missionare nebst ihren Zöglingen nach unserem Hause gebracht hatte, konnte nicht wissen, daß dieselben schon wieder dahin zurückgekehrt waren, und schoß lustig darauf los; allerdings zum Heile der Missionsmitglieder, welche durch das momentane Zurückweichen der Araber Zeit gewannen, sich in ihr Boot zu retten. Hätte die „Möwe" gezögert, zu schießen, so wären die Missionare und ihre Damen ohne Zweifel niedergemetzelt worden.

Unser Stationsboot, welches ich sofort nach dem Alarm der Mission zur Hülfe geschickt hatte, kehrte unverrichteter Sache mit dem Missionsboot zum Kriegsschiff zurück, und verblieb auch dort, weil die Bootsleute nicht wagten, bei unserem Hause zu landen, wo sich inzwischen ein heftiges Gefecht entwickelt hatte. Während ich nämlich die Vorgänge auf der Mission beobachtete, rief plötzlich der wachehaltende Askari: „Bana mkuba, aduí", zu deutsch, Herr, hier sind Feinde. Und richtig sahen wir Haufen von Arabern sich durch die engen Straßen der Stadt drängen. Kaum hatten wir aber einige Schüsse auf dieselben abgegeben, als eine Salve über uns wegbrauste, welche bewies, daß die ganze Stadt ringsum vom Feinde besetzt war. Aus dem ganzen Halbkreise, dessen Mittelpunkt unser Haus war, erhielten wir heftiges Feuer. Ein Askari erhielt einen Schuß durch den Nacken, und stürzte anscheinend leblos zusammen. Ich hatte ihn eben fortschaffen lassen, da wurde dem Zollbeamten, Herrn Borenstein, der Arm zerschmettert. Ich ließ nun die weißen Herren und die Askari eine möglichst gedeckte Stellung einnehmen, und das Feuer der Angreifer, die überall in den Ruinen, den Indierhäusern, hinter den Mauern und auf den Dächern sich eingenistet hatten, lebhaft erwidern. Unser kleines Geschütz, eine Kruppsche Schnellfeuerkanone, von Herrn v. Bülow bedient, bewährte sich außerordentlich gut. Die Granaten schlugen durch die Mauern, und platzten in den Häusern, wodurch den Arabern nicht schlecht eingeheizt wurde. Aber auch diese schossen sehr genau. An dem scharfen Pfeifen der Kugeln merkten wir sofort, daß die meisten von ihnen Hinterlader hatten. Die dicht vor uns liegenden Indierhäuser, etwa 100 Schritt von uns entfernt, waren uns besonders unangenehm, weil die Araber dort Schießscharten in die Mauern gestoßen hatten und jeden Weißen genau aufs Korn nehmen konnten. Man durfte nur den Kopf heben, um ein Zielobjekt zu suchen, so schlugen auch sofort rechts und links einige Kugeln ein. So lange sich die Angreifer auf eine Beschießung unseres Hauses beschränkten, konnten sie uns nicht viel schaden. Es gab nach dem Hofe zu nicht einmal Fensterscheiben zu knicken, weil wir dort keine hatten. — Bedenklicher wäre die Sache geworden, wenn sie einen Sturmangriff, welcher auch geplant war, gemacht hätten. Hilfe von der „Möve" war nicht zu erwarten, da dieselbe noch mit der Mission beschäftigt war und im Übrigen so unglücklich lag, daß sie wegen der vorliegenden Gebäude mit ihren Geschossen die Feinde nicht erreichen konnte. — Ich ließ daher alles zur Abwehr eines Sturmangriffs vorbereiten, vor allem sämtliche Schrotflinten, Jagdbüchsen, Revolver und Repetirgewehre laden und bereitstellen. Jeder erhielt seinen Platz und hatte sich dort so gut wie möglich zu postiren. — Gegen 10 Uhr fing das Feuer der Araber an, schwächer zu werden, und allmählich sahen wir sie sich aus der Stadt zurückziehen. Von unseren Granaten verfolgt, flohen sie haufenweise dem Walde zu. — Die ganz und gar menschenleere Stadt hatte während des Gefechts Feuer gefangen und brannte im Verlauf des Nachmittags vollkommen nieder. Sobald das Gefecht abgebrochen war, ließ ich die brennenden Häuser durchsuchen. Außer einigen Blutlachen und zurückgelassenen Patronen und Pulverhörnern wurde aber nichts gefunden. — Gegen Mittag schloß ich mich einer Landung der Marine auf der Mission an. — Wir fanden sie vollkommen zerstört und ausgeraubt. In den Ställen lag ein Teil der Kühe und Esel tot in halbverbranntem Zustande. Das übrige Vieh war weggeführt. Es that mir unendlich leid, die mühsame Arbeit des so hervorragend thätigen und umsichtigen Herrn Missionars Greiner vernichtet zu sehen. Bis zum letzten Augenblick hatte der mutige Mann seine Ansiedlung bebaut und bewacht. — Zum Glück konnten sich die befreiten Sklaven größtenteils in unser Haus retten. Die Araber hatten wegen der heftigen Beschießung durch die „Möwe" keine Muße gefunden, sich mit dem Einfangen der Männer, Frauen und Kinder, die den Strand entlang der Station zuflohen, zu befassen.

Unser Haus bekam hierdurch eine Einquartirung, die bald nicht mehr auszuhalten war. Alle Angehörigen der arabischen und schwarzen Askari und Hausleute hatten Zuflucht in unserem Hause gesucht. Unser von hohen Mauern umgebener Hof bot den Anblick eines Kriegs- oder wohl besser eines Zigeunerlagers. Schließlich, als der Zuzug immer größer wurde, brachte ich sämtliche Schwarze in dem benachbarten Liwalihause unter. Die Indier waren zum größeren Teil geflohen; die zurückgebliebenen hatten auf der „Möwe" Aufnahme gefunden, von wo aus sie dem Kampfe zuschauten. Nachmittags und abends fanden noch einige Beschießungen von feindlichen Trupps statt, wobei besonders die Magagonyleute auf der südlichen Seite der Hafeneinfahrt durch die Revolverkanonen der „Möwe" scharf mitgenommen wurden.

Am folgenden Morgen bei Tagesgrauen, am 11. Januar, fielen wieder die ersten Schüsse. — Der Feind hatte sich im Dunkeln der Stadt genähert und sich in den Brandruinen festgesetzt. — Es entwickelte sich sofort ein sehr heftiges, erbittertes Gefecht, welches uns jedoch, da wir während der Nacht alle Vorkehrungen zur besseren Deckung getroffen hatten, keinen Schaden zufügte. — Die Araber hatten die Bäume ringsum bestiegen und feuerten von oben in unsere Galerien, Hallen und Zimmer hinein. Wir wunderten uns nicht schlecht, trotz der gedeckten Stellung überall dermaßen von den feindlichen Kugeln verfolgt zu werden, daß uns die abgesprengten Kalksteine und Holzsplitter um die Ohren flogen, bis wir endlich die Schützen auf den Bäumen entdeckten. Nichtsdestoweniger waren wir sehr vergnügt und hätten nichts sehnlicher gewünscht, als daß von den Arabern ein Sturm versucht wäre. — Wir hätten sie um so wärmer empfangen können, als wir durch die Ankunft einer Matrosenwache der „Möwe" um 10 Weiße stärker waren, als am ersten Gefechtstage. — Außerdem hatte die „Möwe" ihre Lage soweit geändert, daß sie die feindlichen Positionen bestreichen konnte, und sie nahm diesen Vorteil dermaßen wahr, daß sie die arabische Stellung mit einem Hagel von Projektilen überschüttete und alles kurz und klein schoß. — Eine Granate traf einen Mangobaum, der sich sofort senkte, und aus dessen Blätterdach unter gellendem Geschrei mehrere Kerle herabstürzten, die indes von den ihrigen sofort weggeschafft wurden. Nachdem noch die Araber eine Zeit lang standhaft das Feuer unterhalten und auch das Kriegsschiff heftig beschossen hatten, brachen sie gegen 9 Uhr das Gefecht ab und nahmen Reißaus. Meine Askari, die sich nicht mehr halten ließen, nahmen die Verfolgung auf und gerieten noch mit einigen Trupps in ein Feuergefecht, wobei sie einen verwundeten Sultanssklaven fingen und töteten. Das Gewehr desselben war übrigens halb mit Pulver gefüllt und mit 4 Kugeln geladen.

Am Morgen des 12. Januar rückte ich mit sämtlichen arabischen und schwarzen Askaris und den Herren v. Bülow und Holz gegen 4 Uhr nachts auf die andere Seite der Stadt, um dem bei Tagesgrauen erwarteten Feinde in gedeckter Stellung einen Hinterhalt zu legen. Leider mußten wir unverrichteter Sache abziehen, da die Araber sich nicht sehen ließen. Wir hatten nun Muße, die Stadt zu durchsuchen, und fanden die Spuren einer schleunigen Flucht. Überall lagen Haufen von groß- und kleinkaliberigen Patronen mit dem Stempel „Paris", — auch fanden wir viele Flinten, Pulverhörner, Kopfbedeckungen und dergleichen. Die Steinhäuser waren ganz und gar zerstört, und es war zu bewundern, daß die Araber so lange darin dem Granatfeuer Stand gehalten hatten. — Am 12. Januar kamen sie nicht, da sie sich am Tag vorher im hohen Grade blutige Köpfe geholt hatten. Ich vermutete schon am 11. Januar, daß sie sich nun nach Pugu wenden würden, und machte den Vorschlag, die Mitglieder der katholischen Mission in der Nacht mit Gewalt herabzuholen. — Der Marsch war aber zu gewagt, als daß ich auf eine besonders freudige Zustimmung hätte rechnen können. Nach Pugu hinauf zu kommen war leicht, da der Feind nicht darauf vorbereitet war, der Rückweg würde uns aber wahrscheinlich eine Umzingelung und den Untergang gebracht haben. Wir waren im besten Fall etwa 30 Mann, und die Araber wohl gegen 400—500 Mann stark. — Da sich niemand von den Beamten freiwillig meldete, mich zu begleiten, und Herr Korvettenkapitän Riedel, der ihm gegebenen Order gemäß, eine Teilnahme durch ein Matrosendetachement ablehnen mußte, so blieb mir nur übrig, von der Expedition abzustehen, und anstatt derselben einige meiner besten Leute hinaufzuschicken, um die Missionare auf entlegenen Waldwegen herabzuführen. Dieselben marschirten in der Nacht zum 13. Januar ab und kamen, vielfach verfolgt, am Nachmittag des folgenden Tages auf St. Benedikt an. Sie fanden die Leichen von 2 Brüdern und der Schwester Martha auf dem Hofe liegend, die Häuser der Mission ausgeraubt und abgebrannt, und sämtliche Plantagen zerstört. — Sie flohen den unheimlichen Ort und kamen in der folgenden Nacht mit der Meldung von der Vernichtung des Ortes Pugu in Dar-es-Salaam wieder an. Wie sie von Augenzeugen gehört hatten, war der Überfall am Mittag des 13. Januar geschehen, eben, als die Brüder nach dem Essen das Tischgebet sprachen. Inzwischen hatte ich 2 Kundschafter ins arabische Lager geschickt und von ihnen erfahren, daß sich in demselben 3 Brüder und eine Schwester als Gefangene befänden. Ich schloß daraus, daß 2 Brüder geflohen sein müßten, und schärfte den Wachen die größte Aufmerksamkeit ein, um zu verhüten, daß nicht im Dunkeln auf die Flüchtlinge geschossen würde. Und richtig meldete die Wache in der Nacht zum 15. Januar, daß sich einige weiße Gestalten dem Hause näherten. Es waren die beiden geflohenen Brüder, welche auf geheimen Pfaden von einem Msaramo nach Dar-es-Salaam geführt worden waren. Die Herren waren entsetzlich erschöpft und halb verhungert und verdurstet. Sie fuhren am folgenden Tage nach Sansibar, wo sie Herrn Pater Bonifacius schwer erkrankt vorfanden. — Ich schrieb auf Veranlassung des Admirals einen Brief an Seliman bin Sef, worin ich ihm vorwarf, wehrlose Väter und hilflose Frauen ermordet, bezw. gefangen zu haben, ihn darauf aufmerksam machte, wie ich selbst gegen die gefangenen arabischen Frauen gehandelt hätte, und ihn fragte, welche Auslösungssumme er fordere

Digitized by Google

Seliman bin Sef antwortete zwar höflich, aber sehr übermütig, und teilte mit, daß er die Übergabe der Station als Auslösung der Gefangenen verlange. — Es fand noch eine kurze Korrespondenz statt, die indessen nur das günstige Resultat hatte, daß die Gefangenen menschlicher behandelt wurden.

Am 17. Januar ereignete sich ein kurzes Nachtgefecht, welches dadurch entstanden sein soll, daß die Araber den Versuch gemacht haben, mich bei meinen abendlichen Fahrten nach der „Sophie", welche die „Möwe" abgelöst hatte, abzufangen oder zu töten. Da ich am Fieber erkrankt war, hatten sie mehrere Abende hinter einander vergebens auf mich gewartet. Als sie bemerkt und beschossen worden waren, gaben sie diese nächtlichen Späße auf. — Statt dessen machten sich die Araber das Vergnügen, täglich von irgend einer Seite aus respektvoller Entfernung das Kriegsschiff oder die Station zu beschießen. — Am 25. Januar, als sie eben wieder von der zerstörten evangelischen Mission aus eine den Hafen verlassende Dau der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft attakirten, bekam ihnen indes die Sache schlecht. Sie wurden auf der Halbinsel von dem Landungskorps der „Sophie" und unseren Leuten unter v. Bülow und Holz überfallen und zusammengeschossen. Es sollen an 50 Araber getötet und verwundet, bezw. später gestorben sein. Unter den Toten fanden wir Kipilipili, einen berüchtigten Sklavenhändler, sowie eine Reihe von reichen und bekannten Arabern. Unter den Verwundeten sollen Seliman bin Sef und der Liwali Mater von Kissigu gewesen sein. Ich selbst konnte mich an dem eigentlichen Gefecht nicht beteiligen, da ich, fieberkrank, wie ich war, bei dem entsetzlichen Dauerlauf in der Mittagshitze mir einen Anfall vom Hitzschlag zugezogen hatte, und auf Anordnung des Stabsarztes Dr. Renvers im Schatten eines Baumes zurückbleiben mußte. Hierbei wäre ich beinahe den fliehenden Arabern in die Hände gefallen, da ein Trupp von 5 Mann gerade auf mich loskam. Ich und mein Diener Mandoa, der allein bei mir war, hatten ein kurzes Feuergefecht mit ihnen, wobei ich einen der Araber, namens Achmed bin Hindu aus Kondutschi, niederschoß. Wie ich später hörte, ist er am folgenden Tage seiner Verwundung erlegen. — Die Araber hatten mich erkannt, und ich hätte wahrscheinlich einen harten Stand mit ihnen gehabt, wenn sich nicht das Feuer der verfolgenden Matrosen genähert und die Araber verscheucht hätte. Einige Askari, die mir zur Hülfe kamen, verfolgten sie noch eine Strecke in den Wald hinein, um des Verwundeten habhaft zu werden, der unter Unterstützung eines seiner Kameraden, immer laut schreiend, davonhüpfte; indes ohne Resultat. — Auf unserer Seite waren 2 Matrosen und einige Farbige schwer verwundet; unter den letzteren der Schihiri-Araber Schinen und mein Aufseher Hamiß. Traurig war der Umstand, daß der Kommandeur der Landungstruppen, Kapitän-Leutnant Landfermann, während des Gefechts den Folgen des Hitzschlages erlag. Er starb gleich nach seiner Rückkehr an Bord der „Sophie".

Die Niederlage und der große Verlust am 25. Januar hatten die Araber so bestürzt gemacht, daß sie noch in derselben Nacht ihr Lager verließen und sich zerstreuten. Die gefangenen Missionare lieferten sie an Buschiri vor Bagamoyo aus, welcher die ersteren später gegen Zahlung von 7000 Rupies zurückgab. — Damit war der Krieg bei Dar-es-Salaam beendet; leider war aber auch die Stadt, deren sämtliche Einwohner, Araber, Indier und Schwarze, abgesehen von den abtrünnigen Askaris, treu zu mir gehalten hatten, ebenso wie die beiden Missionen zu Dar-es-Salaam und Pugu, und die Ansiedlungen im letzteren Ort, verbrannt und zerstört. — Die Leichen der Araber, welche im Gefecht vom 25. Januar gefallen waren, wurden nach dem mohamedanischen Ritus beerdigt. Als ich dies aus politischen Gründen Seliman bin Sef anzeigte, erwiderte er sehr artig, daß er herzlich danke und nicht verfehlen werde, uns im gegebenen Falle das Gleiche zu thun. — Der Verlust des Feindes in sämtlichen Gefechten dieses Krieges soll sich etwa auf 100 Mann an Toten und Verwundeten belaufen.

Meine Leute sowohl, wie die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, hatten sich sämtlich mustergültig verhalten. Unter den letzteren hatten sich vor allem die Herren v. Bülow und Holz durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet. Von meinen Askaris hielten sich am besten die Schihiri-Araber Hoßen und Schinen, der Aufseher Hamiß, sowie unsere Hausdiener Mandoa und Muinikondo. Auch die Wasekuma zeigten sich sehr brav. — Den Vorwurf der Feigheit konnte man überhaupt keinem meiner Leute machen.

Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den Offizieren und Mannschaften der Marine in Ostafrika meinen wärmsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Vor allem dem Herrn Admiral Deinhard, sowie den Herren Kapitän zur See Hartog und Korvettenkapitän Riedel bin ich aufs äußerste verpflichtet, für ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit, uns nach jeder Richtung hin zu helfen und beizuspringen. Mit der freundlichsten Sorgfalt erkundigte sich jeder deutsche Kreuzer, der vorüberfuhr, nach unserem Wohlergehen und unseren Bedürfnissen, und oft wären wir in die peinlichste, ja gefährlichste Lage gekommen, wenn uns durch eins der Kriegsschiffe nicht rechtzeitig Aushilfe, vor allem an Munition und dergl., geworden wäre.

Daß die deutschen Matrosen sich tapfer schlagen, versteht sich von selbst. Bewunderung hat es aber in mir erregt, die Leute zum Gefecht so froh und glücklich, als wenn es zum Tanze ginge, ausmarschiren zu sehen. Sie brannten vor Begier, dem Feinde mit dem Bajonnett auf den Leib zu rücken, und gingen mit einer Schneidigkeit darauf, als wenn die übrigens sehr tapferen Araber Lilienstengel, anstatt Schwert und Flinte, gehandhabt hätten. — Mit den Offizieren und Ärzten, vor allem mit denen der „Möwe", standen wir im freundschaftlichsten Verkehr. Die Herren Kapitänleutnant Färber, die Leutnants Koch, Lietzmann und Fromm, sowie Dr. Bassenge haben sich durch ihre Hilfsbereitschaft, sowie durch Rat und That in jenen Tagen der Gefahr in den Herzen ihrer Landsleute in Dar-es-Salaam Anspruch auf eine dauernde dankbare Erinnerung erworben.

Zum Schluß gebe ich der Überzeugung Ausdruck, daß es dem Reichskommissar, Herrn Hauptmann Wißmann, in kurzer Zeit gelingen wird, die Ordnung in Deutsch-Ostafrika herzustellen und dieses zukunftsreiche Land deutschem Fleiß und deutscher Arbeit wieder zu eröffnen.

Aus Südwestafrika.

(Schluß.)

Bedenken Sie, daß es hier auch, wie überall auf Erden, schlechte Jahre gibt, der Ansiedler sammelt hier keine Futtervorräte für diese ein; er darf es nicht, will er seinen Betrieb nicht mit zu hohen Spesen belasten. Die weite Steppe, Hinterländereien, die er in normalen Jahren nur der Jagd wegen betritt, müssen in schlechten die Herden vor dem Hungertode schützen. Da ist der Fischfluß, der das Land mit 300—400 Meilen nautisch durchschneidet, seine Ufer sind durchweg guter Weidegrund, im Bett ist Wasser, in demselben etwas Ackerbau gut möglich. Rechnen Sie nun, hochgegriffen, 10 Prozent seiner Länge ab auf Werften der Eingebornen, die unbedingt respektirt werden müssen, bleiben 270 nautische Meilen. Nun geben Sie bei 1 Quadratmeile Areal jedem Kolonisten 2 nautische Meilen Flußbett, so kann dieser Fluß allein 135 Kolonisten ernähren. Diese Zahl schon würde genügen, das ganze Land deutsch zu machen, die Macht der Eingebornen in die ihr gebührenden Schranken zu weisen. Nun rechnen Sie dazu die natürlichen Quellen, die von den Eingebornen nicht benutzt sind, rechnen Sie dazu die andern Flußbetten, so kommen Sie zu ganz ansehnlichen Zahlen. Ackerbau und Viehzucht wird hier niemals eine dichte Bevölkerung nach europäischem Begriff ernähren, wenn aber der Bergbau des Landes, wie es ja heute schon ganz unzweifelhaft feststeht, eine blühende Industrie hervorruft, so wird diese der Kolonist mit Nahrungsmitteln billig versorgen können.

Zu all diesem gehört aber als erste Grundbedingung, daß wir wirklich Besitz vom Lande ergreifen, dies ist bis jetzt noch nicht geschehen. Es ist viel geschrieben worden, viel Geld ausgegeben, hochtönende Vorträge gehalten. In der That sind wir heute noch die Geduldeten im Lande, die Eingebornen lachen über die Macht Deutschlands, die englischen Händler machen, und mit Recht, die boshaftesten Witze über uns, und was das Traurigste ist, durch die Schutzverträge, die Papier geblieben sind, ist der Name unseres Kaisers mit ins Spiel gezogen. Dies ist alles Thatsache, ich könnte einen noch ebenso langen Bericht darüber einsenden. Dabei ist die Besitzergreifung des Landes und seine dauernde Pazifizirung, die Herstellung vollkommener Ordnung mit so geringen Mitteln zu bewerkstelligen. 200 deutsche Soldaten, 100 in Namaqua, 100 in Damaraland, geführt von aktiven, herkommandirten Offizieren, die ebenso schneidig als besonnen, würden in allen Fällen genügen, die Autorität des deutschen Reichskommissars hier zu sichern. Das ist nicht kostspielig, ob die Kosten nun vom Reich oder von Ihnen, oder von irgend einem getragen werden, nur müßten die üblichen groben Fehler vermieden werden, vor allem die hergebrachte Anlehnung an Capetown, welches sich weidlich über uns lustig macht, aber unser koscher Geld gern verschlingt. Ich will keine Armee von Abenteurern, sondern ausgediente brave Soldaten, die sich nach Absolvirung ihrer Dienstzeit freiwillig dazu melden, unter den Kriegsartikeln bleiben, den bisherigen Sold, Verpflegung und Bekleidung erhalten und nach kurzer, 1—2jähriger Dienstzeit Land als Lohn nebst Unterstützung zum Anbau oder freien Rücktransport erhalten. Machen Sie doch den Versuch, ob Sie nicht reichlich Leute unter diesen Bedingungen erhalten! Der Fehler muß aber vermieden werden, Kinder aus den glücklichsten Landesteilen Deutschlands herzuschicken. Die Offiziere müßten unter allen Umständen von Sr. Majestät abkommandirt werden. Nur die Militärbehörde selbst ist im stande, eine richtige Wahl zu treffen. Auf diese kommt alles an. Nun kann Dreiviertel alles dessen, was zur Erhaltung der kleinen Truppe hier im Lande nötig ist, von dieser selbst geleistet werden. So gut wie der einzelne Missionar Kirche, Schule, Wohnhaus sich selbst erbaut, können die Soldaten es thun. ½ Stunde Arbeit täglich im bewässerten Garten gibt Gemüse, eigene Herden Fleisch, eigene Ochsen vermitteln den Transport. Der beste Pferdeplatz im Lande, Cubub, wo notorisch nie die Pferdekrankheit auftritt, ist in Ihrem Besitz und ermöglicht Ihnen, sehr billig die nötigen Pferde zu beschaffen. Einen Teil der Barkosten, vielleicht die ganzen, kann das Land selber tragen. Heute zahlen die Händler an die Kapitäne nicht unbedeutende Lizenz, der dafür versprochene Schutz wird ihnen thatsächlich nicht gewährt. Gerne würden diese Leute diese Steuer an die Macht zahlen, die sie wirksam schützt. Aus jetzigen Feinden würden Sie sich Freunde in ihnen erwerben.

Der beliebige Bezug von Munition darf den Eingebornen nicht gestattet werden, wenn man ihre ewigen Raubzüge und Kämpfe untereinander unterdrücken will. Am allerbesten ist die Sache geregelt, wenn der Munitionshandel Monopol der Verwaltung wird. Heute ist es ein sehr lohnender Handelsartikel. Wenn Sie beim Monopol den Verbrauch auf sein gerechtfertigtes Maß, nur zu Jagdzwecken, herabdrücken, wird immer noch eine erhebliche Einnahme übrig bleiben. Nehmen Sie eine hohe Schnaps- und Tabaksteuer hinzu. — —

III.

Über seine Rückreise von Walfischbai nach Lüderitzbucht, welche, wie die Hinreise, zu Pferde stattfand, hat Hermann unterm 7. September 1888 berichtet, wie folgt:

Gestern bin ich von meiner Reise zurückgekehrt. Der Rückweg führte mich teilweise durch andere Landesteile als der Heimweg; so ritt ich zunächst von Neu-Barmen über Otjzeva nach Windhoek, Okahandja links liegen lassend, weil dort, die Kriegsfurcht wegen, alles Vieh zusammengedrängt, das letzte Gras verzehrt hat, mein Pferd also hätte Hunger leiden müssen. Otjzeva ist verlassen, der Missionar Eich von dort mit seiner Gemeinde nach Okahandja übergesiedelt, Gras und Wasser in Menge. Der Weg ist von dem Häuptling Maharero eigentlich untersagt, der Spione wegen. Darunter versteht man hier zu Land eine Art von Vorposten, es sind Leute, die sich in den Klüften verbergen, die Grenzen bewachen, um herannahende Räuberbanden den hinterliegenden Ortschaften rechtzeitig anzumelden. Ich stieß auf keinen Menschen, nahm aber aus Vorsicht nachts meine Pferde mit in das leere Haus des Missionars und ließ das Feuer löschen. Etwa 2 englische Meilen östlich Windhoek liegt Kl. Windhoek, der frühere Sitz des Missionars. Zu Fuß ging

ich herüber, auch dort reiche Quellen, wie in Windhoek; ich fand aber dort keine heißen Quellen wie hier. Es liegt sehr schön in einem langen Thal, umgeben von hohen und steilen Bergen, hat eine sehr reiche Vegetation. Seit 11 Jahren verlassen; die recht hübschen Gebäude verfallen, die Gärten ganz verwildert, hatte ich hier ein ebenso schönes wie trauriges Bild, dessen Reize durch die tiefste Einsamkeit noch erhöht wurden. Am meisten interessirte mich ein riesiger Weinstock, welcher, nun schon so lange ohne Pflege, das Wohnhaus buchstäblich bedeckte, nur mühsam bahnte mir mein kleiner mitgenommener Bergdamara den Weg ins Haus. Es ist hier Winter, nur welke Blätter hingen an den Ranken neben zahlreichen Traubenstengeln. Die Tranben selbst hatte sich die zahlreiche und prachtvoll gefiederte Vogelwelt im Herbst gut schmecken lassen. Meine Ansicht, daß hier der Weinbau ein bedeutender Erwerbszweig werden könne, fand hier seine unzweifelhafte Bestätigung. Einen guten Marsch südlich Windhoek, nachdem ich die 10 000 Fuß hohe Wasserscheide des Orangeflusses und Tsnachob passiert, in Aris, schon zu den Rehobother Bastards gehörig, rastete ich einige Tage. Kurz vor mir hatte ein Namaquatrupp von ca. 100 Mann, teils zu Pferde, teils zu Fuß, zusammengesetzt aus allen Stämmen, auch aus denen, die sich befehden, den Ort passiert, um ins „Jagdfeld" zu ziehen, d. h. den Hereros Rinder zu stehlen. Sie waren von den Spionen rechtzeitig bemerkt und mit blutigen Köpfen heimgeschickt, viele sollen gefallen sein. Auf dem Hinweg hatte die Bande die Bastards um eine Kuh und fünf Ziegen gebrandschatzt, die armen Leute waren froh, so leichten Kaufs davongekommen zu sein, seufzten und klagten doch aber sehr über die ewige Kriegsfurcht. In Rehoboth verweilte ich auch einige Tage bei den mir sehr sympatischen Bastards und ihrem alten braven Missionar Heidmann. Dieser Mann ist mit seiner Gemeinde langsam von der Kapkolonie bis hierher gezogen, hat Leid und Freud, Kriegnot und Dürre mit ihr geteilt, mit ihnen einige Male Hab und Gut im Kriege verloren, er hält auf Ordnung und Reinlichkeit in seiner Gemeinde, diese hängt an ihm. Die Leute stehen reichlich auf der Stufe des deutschen Bauern, auf den entfernten Außenposten entbehrt man stark die Reinlichkeit. Ich hatte ein erfreuliches Bild in Rehoboth. Ein Mann hat in der Polizeitruppe der Kapkolonie früher gedient. Ganz aus eigenem Antrieb kommen täglich die jungen Burschen des Ortes auf einige Stunden „mit Gewehr im Arme" zusammen und ließen sich gern von dem alten Krieger drillen. Es war kein Potsdamer Exerzierplatz, baarfüßig und dürftig gekleidet kamen sie zusammen, standen ohne Haltung, trieben die Sache aber ernsthaft; die Felddienstübung machten sie ganz gut, sie waren stolz darauf, daß ich Interesse für sie hatte und täglich den Übungen beiwohnte. Minherr Heidmann spendirte Pulver zu Blindschüssen. Schon in Otymbingue waren Gerüchte, daß Paul Fister von Hendrik Witbooi geschlagen sei; in Rehoboth erfuhr ich sicher, daß Paul im Kampf gefallen, seine Leute zerstreut, Hendrik jetzt groß, sich gegen Manasse in Dachanas wendet. Er ist reichlich versehen mit Munition, welche ihm Händler vom Süden nebst Pferden zugeführt. Er hat alles gut bezahlt mit dem erbeuteten Vieh. Unter diesen Umständen war eine Unterhandlung meinerseits mit Hendrik, wie ich sie beabsichtigt, ganz zwecklos, eine Annäherung unsrerseits hätte den Mahdi des Namaqualandes jetzt nur noch stolzer und übermütiger gemacht. So gern ich den interessanten Mann kennen gelernt, befolgte ich den Rat Herrn Heidmanns und Hermanus van Wyk, Kapitäns von Rehoboth, ging dem Krieg aus dem Wege und wandte mich direkt südlich über Gr. Fontein nach Bethanien. In meinem Bericht aus Walfischbai schon teilte ich Ihnen Einiges über Gr. Fontein mit, es ist der nördlichste Teil des großen zu Bethanien gehörigen Gebietes. 1878 wurde es einwandernden Bastards unter Kapitän Claas Zwart vom Bethanier Kapitän überwiesen; es waren etwa 30 Familien, sie erfreuten sich eines großen Wohlstandes, hatten Wollschafe und Angoraziegen, hielten sich auf eigene Kosten, £ 100 pro Jahr, einen eigenen Missionar. Drei Jahre nur konnten sie dort friedlich wohnen, da brach der bis jetzt andauernde Krieg aus; durch diesen erzeugte Räuberbanden, die ihr Vieh raubten, wobei auch 7 ihrer Leute ums Leben kamen, zwangen sie den Platz zu verlassen. Die 30 Familien zerstreuten sich nach Nord, Süd und Ost, jetzt ist es eine Einöde. Der Platz erfreut sich eines guten Rufes, ich war begierig ihn zu sehen. Einhundert und einige neunzig naut. Meilen ritt ich durch eine absolut menschenleere Gegend; ausgenommen einen kleinen Trupp verhungerter Buschleute, deren gemeinsamer Ernährer ein schöner großer Windhund war, traf ich nur auf zahlreiches Wild; dies gedeiht im Kriege. Meine Pferde hatten es gut, überall Gras und Wasser, so konnte ich mit den schwer bepackten Tieren einen Weg von 250 naut. Meilen in 10 Tagen zurücklegen. Zuerst passirte ich zahlreiche nördliche Zuflüsse des großen Fischflusses, die noch viele Wasserstellen hatten, zwischenein Felspartien und schöne Grassteppen mit mehr sandigem Boden. Schon etwas nördlich des eigentlichen Fischflusses, der zuerst von West nach Ost fließt, beginnen die Tafelberge, zuerst in schwachen Erhebungen. Das Gebiet der Tafelberge hat, wie ich schon öfter mitteilte, den schönsten Lehmboden in den Thälern, die oberen Platten der Berge sind meist öde Steinhalden, doch soll Gras und Busch auch hier sehr nahrhaft sein. Die Tafelbergregion ist nicht schön, durchweg baumarm bis auf die Flußläufe. Dies hat Reisende, die nicht Sachverständige sind, oft veranlaßt, die Gegend zu verleumden und als Wüste zu bezeichnen. Dem ist nicht so, auch in Europa sind nicht immer die fruchtbarsten Gegenden auch die schönsten. Ich habe unendliche Flächen angetroffen, bestanden mit hohem Gras wie das üppigste Getreidefeld, dann auch Flächen, wo der Lehmboden der Graswurzel zu hart; hier gedeihen wieder Büsche, die als vortreffliches Ziegenfutter hoch geschätzt werden, dazwischen große, wüste, traurige Steinhalden. Das größte Thal, in welchem Gr. Fontein (Gai Aus) den ungefähren Mittelpunkt bildet, liegt etwa 1400 Meter über dem Meer, es erstreckt sich von Nord nach Süd ca. 60 nautische Meilen bei einer Breite von 25—35 Meilen. In West und Ost begrenzen es Tafelberge bis 1700 Meter Meereshöhe, es ist nicht ganz eben, niedere Tafelberge durchsetzen es, es neigt sich schwach von Süd nach Nord und gehört dem Stromgebiet des Leverflusses an, der südlich in den großen Fischfluß mündet. Es hatte einige Tage vorher stark geregnet, die Pferde sanken tief in den schweren Lehmboden ein, der Weg war ein kleiner Bach, ich mußte auf höheren Stellen meinen Pfad suchen. Viel tausend Springböcke, eine hübsche Antilope von der Größe des Damhirsches. Das Thal ist in der Mitte am höchsten und fällt schwach nach Ost und West, wo zwei von Süd nach Nord fließende Regenströme ihr seichtes Bett gegraben haben, kenntlich durch daneben wachsende Dornbäume, ich glaube Acacia horrida. In der Mitte auf einem 3 Meter hohen, aber sehr weitgedehnten Hügel liegen nördlich die Ruinen des früheren Bastarddörfchen Gr. Fontein, südlich Kl. Fontein. Ein Haus nur noch erhalten, bot mir Obdach, daneben ein aus Lehmpazen erbauter Kornturm und ein Kalkofen, dies gehörte dem reichen Ari van Wyk. Alles übrige waren traurige Überreste einer kaum begonnenen Kultur; Kirche, Missionshaus, aus Lehm gebaut mit Grasdach, war verfallen; die mit hohen starken Steinmauern umgebenen großen Gärten ganz verwildert, die Wasserleitungen noch kenntlich. Mein Namaquadiener, ein vortrefflicher, ernster Mensch, Vetter des Kapitän von Bethanien sagte mir: „Die Bastards waren sehr reich, hatten viele Pferde, Beester und Vee, bauten viel Korn." Soll ich Ihnen sagen, was ich bei diesem Anblick empfand? Ich kann es kaum. Gr. und Kl. Fontein sind keine eigentlichen Quellen; wie in Bethanien hatten hier die Bastards große Löcher gegraben an der Lehne des niederen Hügels, das Grundwasser steht hier so hoch, daß es sich gerade über die vorliegende Lehmfläche ergießt, nach Bedarf wurde mit der Schaufel nachgeholfen; einfache Windmotoren würden hier Großes leisten. Der fette Lehmboden, jährlich gedüngt, trägt im Jahr zwei große Ernten und hier entspricht 1 Morgen Acker 14 Morgen in Norddeutschland, wie ich Ihnen im vorigen Bericht auseinandersetzte. Als ich andern Tags langsam über die Ebene dahinritt, dachte ich an die Langebörde bei Magdeburg, an die Weichselniederung, an die Zuckerrübenfelder Mährens, an die Weinfelder bei Capetown, an Windmotoren und Wasserleitungsröhren. Ich beschloß in Bethanien den Kapitän zu fragen, ob er mir das Gebiet überlassen wollte und für wieviel. Es kam anders, doch „das kommt erst im 3. Akt."

Wo sich das Thal schließt, ein Tagesritt südlich Gr. Fontein, liegt die Wasserscheide des Leverflusses und des Chamcharib, der bei Bethanien vorbeifließt und sich tief im Süden in den Großen Fischfluß ergießt, d. h. wenn es geregnet hat. Das Terrain fällt hier schnell nach Süden, in 3 Stunden ritt ich 300 Meter abwärts. Der Tabak war mir schon vor 2 Tagen alle geworden, nun verzagte mein treuer Klaß, ich konnte ihn kaum trösten, er freute sich auf Kunjas, wo ein englischer Händler und Viehzüchter namens Masson wohnt. Dort angekommen, fanden wir das Haus verschlossen, ein kleines, schwaches Schloß hing davor, ein ganzer Haufe zerlumpter Namaquas hütete das leicht zugängliche Haus, eine Herde von etwa 80 jungen prachtvollen Kühe, eine große Heerde Mutterziegen und Schafe und 2 oder 3 Pferde. Mann, Frau, Kind und das ganze verkäufliche Vieh, 800 Rinder und gegen 1000 Ziegen und Schafe, waren gen Capetown gewandert. Die Leute erzählten mir, Masson hoffte in diesem Jahre, wenn er einigermaßen gute Preise für sein Vieh in Capetown erzielte, aus seinen Schulden zu kommen. Früher war er reich. Der erste Mann der Frau, der den Platz begründet und dort begraben liegt, hatte bedeutende Kapitalien auf der Bank in Capetown stehen. Damals stand Vieh und Straußenfedern hoch im Preise, jetzt sind erstere sehr billig, letztere nicht mehr nennenswert vorhanden und kaum verkäuflich. Masson zieht, der großen Unkosten wegen, nur alle 2 bis 3 Jahre nach Capetown. Die Berge um Kunjas sind nicht Tafelberge, hohe pitoreske Granitberge bilden hier eine Enklave in der Tafelbergformation, sie sind schon von Bethanien aus sichtbar 50 englische Meilen weit. Hier kommen Kupfergänge vor, früher baute die Firma Spence u. Co. in Capetown einen Gang ab, die Erze wurden durch Ochsenwagen nach Angra, Lüderitzbucht, gefahren, schon lange ruht die Sache. Hier sind Goldfunde möglich. Für ein schon getragenes Halbwollhemde kaufte ich eine Kalbskeule, die Leute verlangten zuerst 1 £ dafür, und verließ bald den Platz ohne Tabak. Den nächsten Tag, einige Stunden vor Abend erreichte ich Nuris auch Sürberg genannt, wo sich sich gerade die Werft des Ruben Fredericks befand, des reichsten Mannes von Bethanien und Halbbruder des Kapitäns. Der Mann nahm uns freundlich auf, gab uns Milch zu trinken, ließ ein Schaf schlachten, ein gerade anwesender alter englischer Händler hatte Tabak, so dicht vor Bethanien gab ich meinen Rest Kaffee her, so herrschte bald allgemeine Zufriedenheit. Der Abend war recht kalt, wir waren dicht am Flußbett, welches einige Tage vorher geflossen hatte, so gingen wir in die Männermattenhütte und plauderten um ein wohl unterhaltenes Feuer. Der Engländer gab eine lange Geschichte zum besten, wie er vor einigen Jahren ausgeplündert wurde, leider konnte ich nicht alles verstehen, der Sambok, Reitpeitsche aus Rhinocosleder, spielte dabei eine Hauptrolle, „der Sambok ist nicht lecker" wiederholte er öfters. Der Engländer, 4 Namaquas, worunter mein Claas, und ich schliefen in der Hütte, auch mein Damarabube, welche Ehre er dem Umstand verdankte, mein Eigenthum zu sein; für gewöhnlich werden die Damaras den Hunden gleich geachtet und müssen draußen schlafen; Ruben zog sich spät in seinen Familienkraal zurück. Morgens verließ ich früh mein Lager, um das Melken der Kühe mit anzusehen. Die Kühe und Melkziegen werden hier nur wenige Monate gemolken, so lange Kälber und Lämmer noch klein sind und nicht mit ins weite Feld gehen können. Die Mütter kommen aus dem Grasfeld nur abends zur Werft, die stets am Wasser liegt; ist das Gras in der Nähe abgeweidet, also sehr entfernt, bleiben sie auch mal aus, bis Durst und Mutterliebe sie heimtreibt. Ist das Jungvieh herangewachsen, begleiten sie die Mütter ins weite Feld, das Rindvieh kann 2 bis 4 Tage, je nach der Temperatur, ohne Wasser leben, es kommt und geht nach Belieben, Schafe und Ziegen kommen meist allabendlich zur Werft, werden von Kindern, Buschleuten oder Damaras gehütet und auch länger gemolken als die Kühe, d. h. die Ziegen, die Schafe habe ich nicht melken sehn. So kommt es, daß von einer großen Rinderherde nur wenige Tiere gemolken werden, morgens und abends. Hier zählte ich 18. Das Melken selber wird sehr sorglos betriebeu, nur die Töchter selber melkten etwas besser, mit beiden Händen, das Gefäß zwischen den Knieen, wie die Mägde in Europa, das Gefäß aus Blech oder Holz, nicht zu sauber. Die Buschmannfrauen hatten einige nur Gefäße wie eine Kaffeetasse groß, hielten dies mit

Digitized by Google

der einen Hand, oder kleine Kinder thaten dies, dabei ging viel Milch verloren. Die Knechte oder Söhne — bei einer Werft sind stets sehr zahlreiche Menschen, die alle nichts thun — halten die Kuh an einem um die Hörner geschlungenen Lederriemen, ein anderer Riemen fesselt die Hinterbeine der Kuh. Die einzelnen Tiere gaben je nach der Laktationsperiode ½ bis 2 Liter Milch. Ist das gröbste ausgemolken, läßt ein Knecht das betreffende Kalb aus den Dornenfanz, welches den Rest aussaugt. Da alle Kälber aufgezogen werden, giebt es wenig Milch und die Kälber sind mager, und doch werden, etwas länger zwar als in Europa, schöne stattliche Tiere daraus. Ochsen von 1500 bis 2000 Pfd. Lebendgewicht sind keine Seltenheit. Das Melken der Ziegen wird ähnlich betrieben. Die Milch ist das vornehmste Nahrungsmittel der Eingeborenen, Fleisch mehr eine Leckerei oder Festessen, nehmen Sie noch ein zwiebelartiges Gewächs, Enchies, dazu, bisweilen etwas Kaffee oder Reis, so ist das Menu erschöpft. Ich habe eine Buschmannsfrau und deren Kinder auch Baumwurzeln kauen sehn, das Weib war mager, die Kleinen reizende schmutzige Geschöpfe, ganz nackt mit klugen Augen, das macht, weil Körperentwickelung und Lebensalter bei weitem nicht in normalem Verhältnis stehen. Die arme Mutter hat oft 2 Kinder an der langen, welken Brust, das eine vielleicht 2, das andere 4 Jahr alt, beide nicht 2 Fuß groß. Nur wenig Milch wird frisch genossen, die Leute geben der gesäuerten den Vorzug. Als Sammelgefäß dient die Kallebaß, die getrocknete Rinde eines großen flaschenähnlichen Kürbis mit enger Öffnung am Stielende. In diesem Gefäß, welches wohl niemals gründlich gereinigt wird, erhält die Milch einen für mich widerlich süßlich sauren Beigeschmack, dies lieben die Leute, auch sah ich Europäer mit Wohlbehagen daraus trinken. In der Regel wird die Milch in diesem Gefäß vor dem Genuß verbuttert, dies geschieht nach längerem Stehen durch andauerndes Schaukeln des Kallebaß. Die Butterklümpchen werden mit der Buttermilch mitgetrunken, auch zum Gerben der Felle, Wagenschmiere und Seifekochen benutzt. Letzteres geschieht mit Zuhülfenahme der Asche eines bestimmten Strauches, ich glaube der Familie der Euphorbien angehörend. Der große am Feuer brodelnde Seifentopf ist das stereotype Bild im Kraal eines wohlhabenden Eingeborenen, hier wie bei den Hereros. Mit Behagen genoß ich die Gastfreundschaft der Missionar-Familie Bam in Bethanien. Ich sprach mit Herrn Bam über Gr. Fontein und erfuhr, daß ich wohl für schweres Geld das Gebiet vom Kapitän erhalten könnte, daß er aber dann wortbrüchig werden müßte, da er den Bastards versprochen, ihnen das Land nach wiederhergestelltem Frieden wieder unentgeltlich zu überlassen, daß die Bastards sich dorthin zurücksehnten, sich jetzt unstät mit ihren großen Herden im Lande herumtrieben, daß es sehr ordentliche Leute wären, daß ihr Kapitän Claas Zwart mit noch einigen Familien etwas abseits meines Weges nach Aus sich gerade aufhielt. Ich sprach kein Wort über Gr. Fontein mit dem Kapitän in Bethanien, sondern ritt nach einigen Tagen Ruhe zu Kapitän Claas Zwart in den Tafelbergen südlich Cuilis. Es hat mich nicht gereut. In Bethanien sah ich in den Gärten sehr üppigen Weizen, der Missionar selber baut keinen, Gemüse, Obst und Wein füllen den kleinen Garten aus, ein kleines Stück hat mir Herr Bam gütigst zu Versuchen mit Luzerne und Klee überlassen. Bei Claas Zwart fand ich Wollschafe, rein und gekreuzt, auch Angoraziegen, leider von letzteren auch nicht mehr alle Tiere rein. Schon seit 3 Jahren hatte der Mann Wolle und Haare nicht geschoren, weil er keine Abnehmer dafür fand. Zuletzt schaffte Zwart seine Wolle nach Rollot; als vor 3 Jahren der Orangefluß seine Wolle beim Herüberfahren wegschwemmte, wurde ihm die Sache leid, er schor nicht mehr. Wenn das Angorahaar in Deutschland Beachtung findet, wäre diese Zucht für Namaqualand noch wichtiger als das Wollschaf, da sich Boden und Weide im Ganzen für Ziegen besser als für Schafe eignet, deren Wollfließ stellenweise durch Verunreinigung durch die reife Saat einer gewissen Grasart unbrauchbar wird, auch schaden die Dornbüsche dem Wollfließ mehr als dem Seidenhaar der Angoraziege. Ich brachte das Gespräch auf Gr. Fontein, wie die Juden in Egypten vom gelobten Lande, sprachen die Bastards von Gr. Fontein. Meine Zurede wieder hinzuziehn, recht zahlreich und sich dort mannhaft zu verteidigen, wie die Bastards in Rhoboth, fand geneigte Ohren. Ich versprach reichlich Waffen und Munition, konnte ich mehr versprechen? ich hätte es gerne gethan! Deutsche Bauern würden gern von ihnen aufgenommen werden und sich bald heimisch unter ihnen fühlen, eine gegenseitige Vermischung durch Heirath wäre vorteilhaft, aber deutsche Bauernfrauen müßten auch einwandern, um Spinnen, Weben (aus Wolle), Butter- und Käsebereitung zu lehren. Überhaupt verlange ich Deutsche in einer deutschen Kolonie. Ebensogut wie Holland und England Kolonisten auf Gesellschafts- oder Staatskosten nach Südafrika schickte, kann es auch Deutschland thun. Dadurch ist die Kapkolonie ein produktives Land geworden. Nicht Doktoren und Kaufleute, Soldaten, die Ruhe schaffen und Bauern, die arbeiten wollen, thun hier not, weiter fehlt dem Lande nichts, die Kaufleute finden sich von selbst, Gelehrte oder solche, die es sein wollen, sind vorerst überflüssig.

Als vor Jahren die Parlamente von Kaptstadt und London lange darüber schwatzten, wer die Kosten der Annektion tragen sollte und inzwischen deutsche Kriegsschiffe die Flagge hier hißten, da freute ich mich. Doch das ist lange her, jetzt freue ich mich nicht mehr. Deutsche Kriegsschiffe kaufen alljährlich für schweres Geld Fleisch in Capetown, während Tausende von Schlachttieren von hier dorthin getrieben werden, vom Ring der dortigen Fleischer künstlich im Preise herabgedrückt. Auf einem deutschen Kriegsschiffe sah ich hier im Hafen einen lebenden Ochsen, der in Capetown für 10 Pfund Sterling gekauft war, hier hätte dasselbe Tier 5 Pfund Sterling gekostet. Es ist kaum zu glauben, aber buchstäblich wahr: Deutsche Kaufleute haben hier amerikanisches Cornetbeef aus Capetown importirt. Was für Fleisch wird in Kamerun gegessen? Müssen deutsche Schiffe hier immer vorüberfliegen? Braucht die deutsche Flotte im Südatlantischen Ozean keine Kohlenstation oder so eine Art von Kriegshafen? Lüderitzbucht ist ein vortrefflicher Hafen und leicht zu befestigen gegen Fahrzeuge, die hier in Frage kommen. Wäre hier in Lüderitzbucht dauernd eine kleine Marinegarnison und permanent oder wenigstens sehr oft ein Kriegsschiff, so wären weiter im Lande, außer einigen Polizeisoldaten, keine Truppen nötig. Erstens würde eine bewaffnete Macht hier dem ganzen Lande Achtung einflößen, dann wäre es nötigen Falls aber auch eine Kleinigkeit, ein Kommando von 50—100 Mann aufs Pferd zu setzen, um irgendwo eine Ungehörigkeit zu bestrafen. Man müßte natürlich in Cubub, einem vorzüglichen Platz dazu, eine Pferdestation mit damit verbundener Zucht unterhalten. Es ist dies alles nicht kostspielig, wenn man es billig machen will, und es sage mir Keiner, daß es nicht geht, ich bin kein Jüngling mehr, und habe das ganze Land zu Pferde durchreist, allerdings nicht mit Konserven, Delikatessen und Getränken versehen; Kaffe, Tabak und Fleisch, das war alles, bin ¼ Jahr unterwegs gewesen, ¾ der Nächte habe unter freiem Himmel geschlafen, bin frisch und gesund wie ein Fisch. Können andere das nicht auch? Ja! muß ein Ochsenwagen hinterdrein, müssen alle Delikatessen Europas dabei sein, Bier, Kognac, Cacao u. s. w., dann wird es sehr teuer. In den drei Monaten habe ich einen Weg zurückgelegt von 1500 naut. Meilen, das ist etwa so weit als von Berlin nach Neapel und zurück. Die braven Pferde waren nur darauf angewiesen, was die Flur bot, kann das eine Wüste sein? Ich will mich nicht rühmen, sondern hebe ausdrücklich hervor, daß ein Gutsinspektor in Mecklenburg in derselben Zeit eine weit größere Meilenzahl zurücklegt, ich habe nichts entbehrt, nichts gelitten, mein Leben hat nie in Gefahr geschwebt, es war ein interessanter Ritt.

Farini und die Kalahari-Wüste.

Von A. Merensky.

Im Jahre 1886 empfahl ich in dem 20. Heft der Kolonial-Zeitung das damals Aufsehen erregende Buch Farinis: „Through the Kalahari-Desert", wegen seines interessanten und spannenden Inhaltes, obwohl bei Durchlesung des Werkes Zweifel in mir aufgestiegen waren, ob den Angaben des Reisenden, abgesehen von den Schilderungen nebensächlicher Abenteuer, überall zu trauen sei. Zu diesen Angaben gehörte besonders die Behauptung Farinis, daß er in der Mitte der Wüste ein größeres Ruinenfeld, umgeben von einer Art chinesischer Mauer, entdeckt habe. Um dieser Sache auf den Grund zu kommen, schrieb ich an den Missionar Pabst, welcher auf der am weitesten in der Wüste vorgeschobenen Station der rheinischen Missionsgesellschaft (Rietfontein) unter den Bastards von Dirk Vilander arbeitet, von denen einige Farini auf seiner Reise begleitet haben. Herr Pabst hat in der bereitwilligsten Weise die gewünschte Auskunft erteilt, welche auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, da sie einige interessante Nachrichten über jene an unser Schutzgebiet grenzende Wüste enthält. Sein Brief, datirt Rietfontein, 1. April 1889, lautet also:

„. . . . Es war im Jahre 1885 im Monat April, als Farini die hiesige Gegend bereiste und von Mier aus, dem Wohnplatz unseres alten Kapitäns Dirk Vilander, mit einigen der hiesigen Leute eine Jagdtour ins Innere der Kalahari unternahm. Derselbe fuhr, wie er auch in seinem Buche selbst erzählt, von Mier zunächst nach dem Twee-Rivier, der Stelle wo der Oub und der Nosop sich vereinigen, dann in nördlicher Richtung am Nosop aufwärts bis zu den Khei-Khei Bergen (Kalkhügel), also nicht Ki-ki Berge, dieser Name ist gänzlich unbekannt. Von hier aus fuhr derselbe drei Tage mehr nordöstlich in die Wüste hinein und kam bis zu der Gegend, die „Bosch" und von den hiesigen Betschuanen „Sekoën" (Waldgebüsch) genannt wird und zwar weil dort das Feld einem Walde gleicht. In „Het Bosch" findet man einen äußerst mannigfachen Baumwuchs und Dickicht von Gebüsch, eine Behausung der wilden Tiere, wie Giraffen, Gemsböcke, Wildebeest, Strauße u. s. w. In jener Gegend wohnen auch viele Buschleute, die ihr Wasser von den wilden Melonen (Zumus) erhalten. Von Mier bis Sekoen hat man also den allgemein bekannten großen Jagdweg, den die Vilanderschen Bastards durch die Wüste gebahnt, inne gehalten. Der Weg von Mier bis Twee-Rivier kann in zwei Tagen und der von dort bis Sekoen in vier Tagen zurückgelegt werden. Farini gebrauchte neun Tage, und zwar aus dem Grunde, weil seine Begleiter öfters von der Heeresstraße abbogen, um Wild zu schießen. In „Het Bosch" (Sekoën) angelangt, drang er in seine Leute, noch tiefer in die Wüste mitzufahren, was diese jedoch, da die Wagen bereits schwer mit Tierfellen, Hörnern ꝛc. beladen waren, verweigerten, und so mußte er nolens volens mit zurückkehren. Man hatte fünf Giraffen, viele Gemsböcke ꝛc erlegt. Beim Abschlachten der ersteren setzte der Sohn des Herrn Farini seinen photographischen Apparat in Bewegung und machte einige Aufnahmen. Auch gelang es ihm, ein lebendes Giraffenweibchen nebst Jungen zu photographiren.

Was nun die Ruinen anbetrifft, die jener Herr auf dieser Reise gefunden haben will, so erklären dessen Begleiter diese Aussage als eine Unwahrheit. Letztere sprechen sich dahin aus, daß sobald sie den oberen Nosop, jene Kalkhügel, die nur an dem Fluß entlang anzutreffen sind, verließen und ins Feld fuhren, sie nicht einmal mehr Steine gefunden hätten, sie seien sodann fast nur durch Sanddünen und auf den dazwischenliegenden Sandstraßen gefahren. Allerdings sei Farini in der Wüste viel herumgewandelt und habe nach Allem Umschau gehalten und Forschungen angestellt, aber er habe ihnen weder

Digitized by Google

etwas von solchen Entdeckungen, wie z. B. von einer zerfallenen Mauer ꝛc., gezeigt noch erzählt. Auch von beschriebenen Steinen wissen sie nichts zu berichten. Die hiesigen Männer sind Jäger und sind seit mehr als 25 Jahren mit der Wüste gut bekannt; auch wohnen hier drei Engländer, die seit zwölf Jahren jährlich einmal für einige Monate ins Jagdfeld gingen und die die Wüste in ihrer Länge und Breite durchwandert haben, aber ein jeder von ihnen gab mir auf mein Befragen, ob sie wohl jemals auf dieser Strecke, die Farini durchwanderte, oder wohl sonst auf irgend einer anderen Stelle der Wüste etwas Ruinenartiges ꝛc. entdeckt hätten, nur eine verneinende Antwort. Die Weißen erklärten Farinis derartige Erzählungen für Schwindelei.

Da seit Neujahr die Kalahari viel Regen erhalten, steht wieder eine Anzahl Männer bereit, auf die Jagd zu gehen und womöglich bis nach „Het-Bosch" vorzudringen, dieselben werden, auf meine Anweisung hin, sich nochmals umsehen, ob sie derartige Dinge oder Merkwürdigkeiten ausfindig machen können. Ich bezweifle es sehr. Dr. Schinz Ausspruch in den geographischen Mitteilungen: „Farini habe von Mier aus nur einen Abstecher in das von jenen (Mierschen) Jägern fast täglich besuchte Dünenfeld unternommen," ist nicht zutreffend. Unsere Leute besuchen „Het-Bosch" keineswegs „fast täglich" sondern nur fast jährlich einmal. Denn nur nach der Regenzeit, wenn sich die wilden Melonen, die das nöthige Wasser für Menschen und Vieh enthalten, vorfinden, wagt man sich tiefer in die Wüste hinein. Da Farinis Buch einiges Aufsehen auch hier am Kap erregte, so wurde ich schon früher einige Male von anderen Seiten über dessen Reise befragt. Ich selbst habe den Mann nicht persönlich gekannt, denn als wir im Monat Juni 1885 hier ankamen, war derselbe eben weg. Doch sein Name ist bei den Leuten noch in gutem Andenken, er hat seine Begleiter gut behandelt.

Die Wüste bietet für einen Naturforscher immerhin manches Interessante, und da wir von Januar bis April Regenzeit (auch die Regenzeit der Wüste) haben, so können Reisende von Mier aus gewöhnlich Mitte oder gegen Ende April dieselbe besuchen. Alsdann ist es auch nicht mehr so sehr warm. In den Monaten Februar und März gälte es, von Upington aufzubrechen. Zur selben Zeit kann auch die Reise via Port-Nolloth, Steinkopf, Warmbad nach Rietfontein angetreten werden. Es würden sich hier Leute willig finden, eine solche Tour in die Kalahari mitzumachen. Allerdings im Falle dieselbe während jenen bezeichneten Monaten keinen Regen erhält, ist's unmöglich, in die Wüste zu gelangen. Wo man nach Wasser gegraben, hat man nur Salzwasser erhalten. Man ist also auf das Wasser der wilden Melonen, die sich nach der Regenzeit massenhaft vorfinden, angewiesen. Man muß allerdings große Wasserfässer mit auf den Weg nehmen."

Deutsche in Californien.

San Francisco.

Unter unsrer heterogenen Bevölkerung bildet das deutsche Element noch immer sowohl quantitativ wie qualitativ einen sehr wichtigen Bestandteil. Zwar erscheint der Einfluß desselben bei oberflächlicher Betrachtung nur ein äußerst geringer, denn der Deutsche versteht es im allgemeinen nicht, sich vorzudrängen, und er will es auch nicht. Bei weitem die meisten unsrer Landsleute hat der Wunsch nach Verbesserung ihrer äußern Lage hierhergeführt, und sie sind zufrieden, wenn dieser Wunsch nur einigermaßen erfüllt ist. Die Zahl der nach politischem Einfluß Trachtenden ist gering, und doch ist das politische Gebiet nun einmal das am meisten und am glänzendsten ins Auge fallende. Es hält sehr schwer, einen Deutschen, der die Achtung seiner Mitbürger genießt, zu bewegen, sich der Klasse von Strebern anzuschließen, die als „Amterjäger" sich für das Vaterland aufzuopfern bereit sind. Die Politik ist eine falsche Freundin, und der Deutsche ist viel zu verständig, um mit ihr anzubinden. Freilich spielt man bei jeder Wahlkampagne ein wenig mit, aber jeder ist froh, wenn „die Geschichte wieder vorbei ist".

Eigentlich sollte ja in einem Freistaate kein Unterschied zwischen Politikern und Bürgern sein. Die politischen Fragen greifen so tief ins Leben hinein, daß sich ihnen niemand ganz verschließen kann. Aber schließlich verhallen alle Reden und Redensarten und es bleibt alles beim Alten.

Mit diesem Umstande fällt die Utopie über den Haufen, daß die herrlichen Grundzüge des deutschen Charakters ganz von selbst bei der sich zusammensetzenden Speise des Glockengusses eines spezifisch-amerikanischen Volkscharakters bestimmenden Einfluß ausüben. „Wenn dieses Werk vollendet ist, so wird die Glocke um so heller und klarer erklingen, je mehr gediegenes Metall des deutschen Lebens darin ist." Die hellen Köpfe haben diese Idee längst verworfen und tüchtige Deutsche in Amerika suchen eine feste, in sich abgeschlossene Schar zu bilden, um gemeinsam die Kraft deutschen Brauches und deutscher Sitte zu wahren und Schulter an Schulter der Lösung ihrer Aufgabe näher zu kommen. Diese Aufgabe ist eine geschichtlich berechtigte. Der kosmopolitische Zug, welcher gerade an der Küste des Stillen Ozeans so mächtig weht, ist doch nicht kräftig genug, um das angeborene Nationalgefühl gänzlich zu vertilgen. Freilich ist dieses unter der jüngeren Generation bedeutend abgeschwächt. Denn die große Geschichte des Vaterlandes, die herrlichen Blüten deutscher Litteratur, die hohen Produkte deutscher Kunst wirken nicht mehr unmittelbar; höchstens kann eine gute Erziehung eine anhaltende Erinnerung an dieselben erwecken. Das Bewußtsein, von einem Volke zu stammen, welches seinen ehrenvollen Platz in der Geschichte mehr als ein Jahrtausend in großartigster Weise behauptet und selbst, wenn auch zeitweise gedemütigt, seine Stellung um so glänzender wieder erobert hat, ist sehr schwer in den hier geborenen Deutschen kräftig zu beleben. Und ohne dieses Bewußtsein sind alle deutschen Bestrebungen Luftschlösser.

Indessen eine gute Sache ist immer siegreich. Eine gute Sache sucht sich, wenn von denen verschmäht, die ihre Jünger zunächst sein sollten, andere Vertreter, und das nicht vergebens. Das deutsche Lied ist zu gewaltig und zu traut, als daß es nicht auch fern vom deutschen Boden wieder und wieder erklingen müßte. Das deutsche Wort ist zu urkräftig und zu hold, als daß es ganz verhallen könnte. Die deutsche Gemütlichkeit ist zu lieb, als daß sie nicht immer wieder sich geltend machen sollte. So finden wir die merkwürdige Erscheinung, daß, wenn infolge mangelhafter Erziehung die Kenntnis der deutschen Sprache immer seltener wird, das deutsche Lied auch noch im Gewande des Englischen seine allgewaltige Kraft ausübt. Und dem Amerikaner selbst unbewußt, ist es deutsche Auffassung und selbst deutsche Form, die im Leben oft vorherrscht.

Nicht genug können die Bemühungen edler, uneigennütziger Männer in Amerika gepriesen werden, welche sich als deutscher Schulverein (in ähnlicher Weise wie die Vereine gleichen Namens in Europa) die Aufgabe gestellt haben, die Erhaltung und Gründung deutscher Schulen oder die Einführung deutschen Sprachunterrichts in den Staatsschulen zu bewirken. Die Hindernisse, welche sich einem solchen edlen Streben in den Weg stellen, kommen leider oft von Deutschen selbst. Niedrige Sinnesart im Bunde mit barocker Engherzigkeit sucht das Bestehen deutscher Schulen zu gefährden und zu zerstören. Dem eingefleischten Anglo-Amerikaner bleibt immerhin ein Schein von Recht bei seinem Kampfe um die Alleinherrschaft der englischen Sprache, aber wie Deutsche in diesem Kampfe ihm zur Seite stehen können, ist unbegreiflich.

Einen entschiedenen Stand gegen die Vergewaltigung der deutschen Sprache durch die englische haben die deutschen Katholiken genommen. Auch die Lutheraner haben seit Jahren viel in ihrer Weise für deutsche Schulen gethan. In imponirender Weise haben sie ihrem Proteste gegen die Unterdrückung des Deutschen in ihrer Kirche Ausdruck gegeben.

Dasselbe läßt sich leider nicht in gleicher Weise von allen deutschen Evangelischen sagen. Ja, vielen unter ihnen geht das konfessionelle Interesse über die Liebe zur deutschen Sprache und deutschen Sitte. Natürlich bedienen sich die Amerikaner gerne dieses Umstandes und ziehen so viele als möglich in ihr Lager hinüber. Aber so weit sollte man doch nicht gehen, einen solchen Übergang als einen Schritt zur moralischen und intelligenten Erhebung der Deutschen zu betrachten. Als Erklärung, aber nicht Entschuldigung, könnte man geltend machen, daß sie auf die Unterstützung ihrer englischen Glaubensgenossen angewiesen sind. Das ist jedoch gerade kein Zeugnis ihres moralischen Mutes und auch kein Beweis für die gediegene Tüchtigkeit ihrer Stellung.

In außerkirchlichen Kreisen ist es noch schlechter mit der Anhänglichkeit an das Deutsche bestellt. Von Seiten älterer Mitglieder deutscher Vereine wird zwar von Zeit zu Zeit eine kräftige Anstrengung gemacht zu gunsten des Deutschen, aber meistens mit sehr geringem Erfolge. Die größte Gefahr droht aber von den unfähigen und lieblosen Freunden. Es ist traurig, gerade da ein verdorbenes Deutsch zu hören und zu lesen, wo wir berechtigt sind, eine gute und elegante, wenn auch nicht klassische Sprache zu erwarten.

Wundern sollte man sich nicht über diese Zustände. Californien befindet sich in einer Übergangsperiode. In rapid schneller Weise strebt alles vorwärts, eine große Zukunft erwartend. Da giebt es zu viele Gelegenheiten für jeden, die ganze Aufmerksamkeit dem Momentanen und Materiellen zu schenken. Und die Hoffnung wird zur festen Zuversicht, daß nach Überwindung dieser Zeitperiode neue Liebe zu derjenigen Sprache und Sitte wieder aufleben wird, die des Anmutigen und Erfrischenden so viel besitzt.

J. F.

Die Delagoa-Bai-Eisenbahn.

Die Verfügung des portugiesischen Kolonialministers, welche die für den Bau, der Delagoabahn an den verstorbenen Oberst Mac Murdo verliehene Konzession widerruft, hat in England böses Blut gemacht. Die Times hält es für erforderlich, daß das auswärtige Amt die portugiesische Regierung wegen ihrer Willkür britischen Bürgern gegenüber sofort zur Rechenschaft ziehen solle. Der Streit scheint an Ort und Stelle bereits zu Thätlichkeiten geführt zu haben. Die Londoner Delagoa-Bai-Eisenbahngesellschaft erhielt wenigstens ein Telegramm, welches die vermutlich übertriebene Meldung bringt, die Portugiesen hätten die Schienen aufgerissen, der Polizeichef hätte auf einen englischen Lokomotivführer geschossen, Freiheit und Leben seien in großer Gefahr. Der Stationschef und der Dolmetscher des Generaldirektors seien verhaftet. Der Direktor erbittet den Beistand des englischen auswärtigen Amtes. Ein Telegramm vom 30. Juni aus Durban stellt die Lage bereits als weniger tumultuarisch dar und dementirt die Nachricht, daß die Polizei auf einen Lokomotivführer geschossen habe.

Infolge der Notrufe hat die englische Regierung mehrere Kriegsschiffe nach der Delagoa-Bai beordert. Auch hat die angebliche Verletzung britischer Interessen, über welche die Times mit anerkennenswertem Eifer wettert, bereits eine Versammlung englischer Interessenten veranlaßt, welche am letzten Freitag im Cannonstreet-Hotel unter dem Vorsitz des Lord Castletown stattfand. Die Versammlung hatte den ausgesprochenen Zweck, gegen die Aufhebungsmaßregel der portugiesischen Regierung zu protestiren, eine

Maßregel, welche der Vorsitzende sich erlaubte, als unverantwortlich, ungesetzlich und unsittlich zu bezeichnen, die gegen die Grundsätze des internationalen Handelsverkehrs verstieße und alle zukünftigen Regierungsgarantien wertlos machte. Wir werden auf die Sache selbst, welche nicht nur von lokaler, sondern auch von prinzipieller Bedeutung ist, später eingehend zurückkommen, wollen aber nicht versäumen, auf die bei diesem Anlasse aufs neue hervorgetretene englische Empfindlichkeit hinzuweisen, die sehr grell absticht von der Art und Weise, wie von englischer Seite die Interessen Fremder rücksichtslos und dauernd verletzt werden. Wir brauchen nur daran zu erinnern, was unsern Lesern genügend bekannt ist, daß die englische Nigerkompanie seit nunmehr zwei Jahren alles öffentliche Recht in den Nigerdistrikten mit Füßen tritt, hier den Handel berechtigter Dritter gewaltsam ruinirt und gegen deutsche Händler offenbare Gewalt geübt hat, ohne daß es seither gelungen ist, weder eine Änderung dieser gesetzwidrigen Zustände, noch Vergeltung für das unsrer Nationalität zugefügte Unrecht von englischer Seite zu erlangen. Wir brauchen auch nur an das Beispiel der letzten Tage aus Ostafrika zu erinnern, durch das wir von englischer Seite wahrhaft gehöhnt worden sind, indem englische Beamte es fast im Angesichte deutscher Behörden und Kriegsschiffe sich herausnahmen, an dem Führer der Emin Pascha-Expedition, dem Dr. Peters wider Recht, Höflichkeit und Sitte Gewalt zu üben. Gegenüber solchem Verhalten erscheint es nicht unangebracht, daß wir uns die englische Empfindlichkeit bei Wahrung unsrer Interessen ein wenig zum Muster nehmen.

Kapkolonie.

Der durch den kürzlich gemeldeten Rücktritt von Sir H. Robinson freigewordene Gouverneurposten der Kapkolonie ist jetzt neu besetzt durch Sir Henry Loch, einen in langjährigen Diensten bewährten Kolonialbeamten. Derselbe steht im Alter von 62 Jahren und erfreut sich voller geistiger Frische. Er begann seine Laufbahn im Jahre 1844 als Militär und zeichnete sich während der folgenden 10 Jahre in Indien und der Krim vielfach aus. In den Jahren 1857 und 61 begleitete er den Gesandten Lord Elgin nach China und gehörte zu denen, welche im letzteren Jahre von den Chinesen verräterisch gefangen genommen wurden und die grausamste Behandlung zu erdulden hatten. Im Jahre 1863 wurde er Gouverneur der Insel Man. Diesen Posten bekleidete er 19 Jahre und übernahm endlich im Jahre 1884 die Verwaltung von Viktoria. Letztere Stellung bot ihm wiederholt Gelegenheit, sich auszuzeichnen und ein treffliches Geschick, sowie einen feinen Takt in der Administration zu bethätigen, die ihm in seiner neuen Stellung gut zu statten kommen werden.

Ungern hat man Sir H. Robinson aus der Kapstadt scheiden sehen, wo er 9 Jahre treu seines Amtes waltete und in versöhnlichem Geiste die Interessen der englischen Regierung mit denen der Eingesessenen zu verbinden strebte; sein Nachfolger übernimmt ein schwieriges Amt, sofern, wie man befürchtet, die englische Regierung ein strengeres Regiment in Südafrika einzuführen beabsichtigt, um den Bestrebungen jener Partei, die man mit dem Schiboleth „Afrika für die Afrikander" zu bezeichnen pflegt, für die Folge kräftiger entgegenzutreten. Mit dem Amte des Gouverneurs der Kapkolonie sind die Befugnisse des obersten Reichskommissars von ganz Südafrika verbunden. Auch diese Doppelstellung hat manche Schwierigkeiten im Gefolge, da es unausbleiblich ist, daß der Gouverneur der Kolonie mit deren Mitteln Maßnahmen und Erwerbungen durchführt, die der Kapkolonie nicht allein zu Gute kommen. Ist es mehr eine Frage des persönlichen Taktes, der letzterwähnten Schwierigkeit Herr zu werden, so dürfte es dem neuen Gouverneur minder leicht fallen, das Mißtrauen zu überwinden, welches eine veränderte Politik der Regierung in Südafrika notwendig erwecken muß, wenn dies Gerücht sich bestätigen sollte, was freilich noch abzuwarten ist. Mit Rücksicht auf die deutschen Interessen in Südafrika werden wir von dem neuen Gouverneur nach der bisherigen Praxis englischer Kolonialbeamten gewiß nichts Besseres zu erwarten haben, als wir von Sir Robinson im Laufe der letzten Jahre bei der Einleitung und Durchführung der Besitzveränderung in Südafrika erfuhren. Aus gebotener Vorsicht aber wollen wir auch darauf gefaßt sein, daß es möglicherweise sogar Schlechteres wäre.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Der Ausschuß) unserer Gesellschaft hielt am 2. Juli in den Geschäftsräumen unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsrat Simon eine Sitzung ab. Der Ausschuß verhandelte zunächst über ein Schreiben des geschäftsführenden Ausschusses der deutschen Pondolandgesellschaft, in welchem um Begünstigung der Finanzirung dieses Unternehmens gebeten wird, damit die von der Pondolandgesellschaft in Südostafrika erworbenen Ländereien in Größe von ca. 150 000 Hektar thatsächlich in Besitz genommen werden können. Die Pondolandgesellschaft erachtet es im nationalen Interesse liegend, daß dieser Landbesitz an so wichtiger Stelle nunmehr auch in deutsche Hände für die Zukunft übergehe, weswegen dieselbe an den Schutz und die Unterstützung der deutschen Kolonialgesellschaft einen Anspruch erheben zu dürfen glaubt. Der Ausschuß verweist die Angelegenheit zu eingehender Prüfung an die Kommission für praktische Kolonisation und fordert zugleich Bericht ein von der Finanzkommission über die etwaigen flüssigen Mittel der Centralkasse behufs Unterstützung praktischer kolonialer Unternehmungen. Behufs Teilnahme unserer Gesellschaft an den Verhandlungen der Sektion für Tropenhygiene gelegentlich der im September in Heidelberg stattfindenden Naturforscherversammlung bewilligt der Ausschuß die nötigen Mittel, durch eigenen Berichterstatter die Verhandlungen, soweit sie für weitere koloniale Kreise Interesse haben, aufnehmen zu lassen und später in geeigneter Weise durch den Druck zu veröffentlichen. Der Ausschuß erteilt sodann seine Zustimmung zu der Herausgabe einer Wandkartenskizze der deutschen Schutzgebiete Togo und Kamerun nach Maßgabe eines vom Büreau empfohlenen Kostenanschlages. Es finden die eingereichten Satzungen der Abteilungen Nürnberg und Bruchsal die Genehmigung des Ausschusses. Zwei Anträge der Abteilung Kolberg, betreffend die Zeitung sowie die Berichterstattung über die Sitzungen des Ausschusses und Vorstandes werden den zuständigen Kommissionen überwiesen.

— (62. Naturforscherversammlung in Heidelberg.) Vom 17. bis 23. September wird in Heidelberg die 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte tagen. Das Zustandekommen einer Sektion für Tropenhygiene unter dem Vorsitz des Herrn Dr. K. Mittermaier in Heidelberg (Theaterstraße 8) ist bereits gesichert. Das Schriftführeramt hat Herr Dr. L. Fischer jun. übernommen. Es wird dem größten Teile unserer Freunde erinnerlich sein, daß es vor nunmehr drei Jahren den Bemühungen unserer Gesellschaft gelang, zum erstenmale bei Gelegenheit der damaligen 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin eine besondere Sektion für Tropenhygiene zu stande zu bringen und damit eine Stelle zu schaffen, von welcher aus den Männern der Wissenschaft immer von neuem Anregung gegeben werden kann, sich mit den wichtigen Fragen, welche die Tropenkolonisation in sanitärer Beziehung aufwirft, zu beschäftigen. Unserer Einladung zur Teilnahme an den Verhandlungen jener Sektion und zur Mitarbeiterschaft an dem von uns veröffentlichen umfangreichen Bericht folgten damals eine ansehnliche Zahl unserer Freunde: Ärzte, Geographen und Forschungsreisende, die in überseeischen Gebieten bewährte Erfahrungen gesammelt hatten. Mit derselben Bereitwilligkeit erhielten wir von allen Seiten die Zusage der Teilnahme, als es uns gelang, gelegentlich der 60. Naturforscherversammlung, die im Jahre 1887 in Wiesbaden vom 18. bis 24. September stattfand, von neuem eine Sektion für Tropenhygiene ins Leben zu rufen. Auch damals brachten wir einen ausführlichen Bericht im 20. Hefte des Jahrgangs 1887 unserer Zeitung, um den in den Verhandlungen gewonnenen Resultaten weiteste Verbreitung zu verschaffen. Inzwischen sind eine Anzahl neuer wichtiger Fragen aufgetaucht, neues Material ist zusammengetragen zur Lösung der früher aufgeworfenen, und wir richten daher heute zum dritten Male an alle Interessenten unter unseren Freunden eine gleiche Bitte wie in früheren Jahren. Die Wichtigkeit der Sache berechtigt uns zu der Hoffnung, daß recht viele unserer Mitglieder es sich werden angelegen sein lassen, den Arbeiten der Sektion ihre Mitwirkung zu schenken. Anmeldungen zur Teilnahme, sowie zur Übernahme von Vorträgen bitten wir an den Vorsitzenden der Sektion, Herrn Dr. Mittermaier, oder an unser Büreau zu richten, ebenso freundliche Erklärungen, Referate über einzelne Teile der Verhandlungen uns liefern zu wollen. Da die Arbeiten der Sektion voraussichtlich von großer Bedeutung und einschneidendem Interesse sein werden, so werden wir nicht verfehlen, im Einverständnis mit Herrn Dr. Mittermaier die vielen Ärzte unter unseren Mitgliedern noch durch besondere Einladung darauf aufmerksam zu machen und dadurch zur Belebung der Verhandlungen beizutragen.

— (Photographien-Sammlung.) Unsere Sammlungen von Photographien, welche wir den Abteilungen schon des öfteren zur Verfügung gestellt und welche stets besonderes Interesse gefunden haben, sind in letzter Zeit durch vorzügliche Neuheiten bereichert worden. Die Darstellungen geben ein getreues Bild von Land und Leuten fremder Erdteile und bieten besonders bei Vorträgen ein dankbares Anschauungsmittel. Abteilungen, welche davon profitiren und eine kleine Sammlung zur Benutzung bei ihren Arbeiten im Herbst sich zusammenstellen wollen, möchten wir deshalb empfehlen, dies bei Zeiten zu thun. Es können für diesen Zweck von seiten des Büreaus die Sammlungen zur Ansicht zugesandt werden, und gehen die berechneten Preise über den sehr bescheidenen Selbstkostenpreis nicht hinaus. Dieselben variiren je nach Größe des Bildes zwischen 50—60 Pf. einschließlich Karton.

— (Wandersammlung.) Die bisherigen Ausstellungen unserer Sammlungen kolonialer Produkte sind überall von gutem Erfolg begleitet gewesen; sie haben sowohl ein lebhaftes Interesse an den kolonialen Dingen erweckt als auch veranschaulichend und belehrend gewirkt. Da die Ausstellung besondere Kosten nicht verursacht, die Frachtspesen hingegen sehr geringe sind, so möchten wir eine fleißige Benutzung der uns zur Verfügung stehenden beiden Sammlungen empfehlen. Dieselben enthalten in etwa je 200 Nummern eine Fülle Produkten aus der Südsee, aus West- und Ostafrika in natürlichem oder teilweise bearbeitetem Zustande, unter anderen Hölzer, Harze, Farbestoffe, Elfenbein, Schildpatt, Gewürze u. s. w. Bei dieser Gelegenheit gestatten wir uns an unsere auswärtigen Freunde, denen wir schon so manche Gabe für unsere Sammlungen verdanken, die Bitte zu richten, auch fernerhin durch gütige gelegentliche Zuwendungen unsere Sammlungen zu unterstützen, damit wir die ersten Ansätze glücklich überwinden und die weiterhin beabsichtigte Schöpfung eines Museums kolonialer Produkte in ernstere Aussicht nehmen können. Wir bitten, an den Grundsatz erinnern zu dürfen: Viele Wenig geben ein Viel.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

— (Der Reichskommissar v. Puttkamer) ist von seiner Reise auf dem Niger zurückgekehrt und in Berlin zu dem Zwecke eingetroffen, um dem Fürsten Reichskanzler seinen Bericht über die Ergebnisse seiner Reise zu überreichen. Derselbe hatte bekanntlich zur Aufgabe, den Beschwerdefall Hönigsberg an Ort und Stelle zu untersuchen und die Mißstände festzustellen, über welche gegen die Royal Niger Company auf deutscher wie englischer Seite seit Jahren schwere Klage geführt wird. Es ist der Wunsch berechtigt, daß diese leidige Angelegenheit endlich einen befriedigenden Abschluß finden werde.

— (Hauptmann Kund.) Der Führer der Batanga-Expedition Hauptmann Kund ist am 21. v. M. von der Westküste Afrikas in Hamburg eingetroffen. Er erfreut sich einer ausgezeichneten Gesundheit und reist in Begleitung von vier jungen Eingeborenen, zwei Jünglingen und zwei Knaben, von denen der eine eine ganz eigentümliche Gesichtsbildung besitzt, die in wissenschaftlichen Kreisen großes Interesse beanspruchen dürfte. Gleichzeitig mit Herrn Kund hat der Afrikaforscher Dr. Krabbes die Rückreise nach Europa angetreten, desgleichen der Landschaftsmaler Leuscher und Lehrer Christaller, welch letzterer zwei ziemlich gut deutsch sprechende Duallaknaben mitgebracht hat. Die Schule in Kamerun steht jetzt unter Leitung des Lehrers Flad.

— (Der Afrikareisende Ehlers) begiebt sich in diesen Tagen zum andern Mal auf die Reise nach dem Kilima-Ndscharo, welche er in besonderem Auftrage Sr. Majestät des Kaisers ausführt, um dem Negerfürsten, dessen Abgesandte bei unserm Hofe durch Herrn Ehlers vorgeführt wurden, die kaiserlichen Gegengeschenke zu überbringen. Die Mittel zu dieser Reise sind von Sr. Majestät aus höchsteigner Schatulle bewilligt worden, was als erfreuliches Zeichen dafür angesehen werden darf, mit welchem gnädigen Wohlwollen Se. Majestät das Zivilisirungswerk in Afrika begleiten. Herr Ehlers ist bei seiner Verabschiedung von Sr. Majestät durch Darreichung des Kaiserlichen Bildes ausgezeichnet worden. Ferner hat derselbe auch vom Großherzog von Weimar und dem Sultan von Sansibar Ordensauszeichnungen erhalten. Herr Ehlers begiebt sich, wie oben angedeutet, zunächst nach dem Kilima-Ndscharo; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß derselbe noch weiter ins Innere vordringt und vielleicht bis zur Westküste seine Reise ausdehnt.

— (Deutsche Emin-Pascha-Expedition.) Bei dem geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Emin-Pascha-Komitees sind neue Berichte von Herrn Dr. Peters eingegangen, die bis zum 1. Juni reichen. An diesem Tage stand Peters im Begriff, Sansibar zu verlassen, um sich auf dem von ihm gecharterten Dampfer mit den ihn begleitenden Herren und den in seinem Dienste befindlichen Somalis, sowie den an verschiedenen Orten angeworbenen Trägern nach demjenigen Punkte der ostafrikanischen Küste zu begeben, von welchem er den Marsch in das Innere anzutreten beabsichtigte. Wegen Herausgabe der von englischer Seite konfiszirten Waffen hatte Peters die Vermittlung des deutschen Generalkonsuls in Sansibar nachgesucht. Da dieser Schritt erfolglos blieb, trat Peters in unmittelbares persönliches Benehmen mit dem englischen Admiral Freemantle. Auf diesem Wege gelang es ihm, einen Teil der Waffen, und zwar den wertvollsten, ausgeliefert zu erhalten. Für den Rest wußte er sich anderweitig Ersatz in solchem Umfange zu verschaffen, wie es zur Ausführung der Expedition bei einer gewissen Verminderung des Personalbestandes notwendig erschien. Auch in seinen neuesten Berichten zeigt sich der Führer der Deutschen Emin-Pascha-Expedition vom besten Mute beseelt und hält an der Hoffnung fest, daß es ihm trotz aller englischen Quertreibereien und trotz des Mangels jeder amtlichen Unterstützung von deutscher Seite doch gelingen werde, das patriotische Unternehmen erfolgreich durchzuführen.

— Mexiko. Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Entwickelung Mexikos, daß dieselbe jetzt selbst von hervorragenden Handels-Organen der Vereinigten Staaten zugegeben wird. Das Newyork Chronicle hebt als Merkmale dieser Entwickelung sowohl im Handel als auch in inneren Angelegenheiten hervor: die Einführung von Eisenbahnen, die Leichtigkeit des Bankkredites, die gebesserten friedlichen Aussichten, verbunden mit dem Aufhören der früher so häufigen inneren Zwistigkeiten, sowie die hohe Intelligenz, wie sie die Staatsleitung unter Diaz zeigt. Die Bruttoeinnahmen der Mexikan. Zentralbahn betrugen nach dem Finanzherold für das Jahr 1888 D. 5 774 331, das Jahr 1885 wies nur D. 3 559 000 aus, und als auffallendes Zeichen muß es gelten, daß 70 Prozent dieser Einnahmen aus dem Binnen-Verkehr herrührten. Demnach ist die Entwickelung der Bahnen eine günstige. Während die Zentralbahn 1887 noch mit einem Defizit von $ 10 000 abschloß, brachte das Jahr 1888 $ 223 000 Überschuß. In denselben 3 Jahren erbrachte die Mexikan. National-Eisenbahn, obgleich ihr Netz bei weitem weniger arrondirt ist, fast ebensoviel als die vorgenannte Bahn. — Die Mexikan. Rails zeigt gleichfalls eine große Einnahmebesserung, und dies ohne die neueren Linien. Auch die erhöhten Staatseinnahmen bringen den Fortschritt des Landes zum Ausdruck. Aus verschiedenen Quellen sind die Einnahmen von D. 27 Millionen auf D. 40 Millionen in 1888 gestiegen. Es ist also eine bedeutende Verbesserung der mexikanischen Verhältnisse zu konstatiren. Bekanntlich hat die Regierung 1886 ein Arrangement mit den englischen Bondholders gemacht und die Zinszahlung auf steigender Skala beschlossen. Die Rückzahlung der Subsidienzertifikate für die Eisenbahnen auf größerer Skala ist gleichfalls in Erwägung gezogen. Das Resultat ist, daß der Kredit Mexikos sich gehoben hat, so daß selbst ein großes neues Anlehen in Deutschland möglich war. Dieser Fortschritt ist um so höher anzuschlagen, wenn man die schweren politischen Krisen bedenkt, welche Mexiko, durch eigene wie fremde Schuld ihm aufgenötigt, erst kürzlich überwunden hatte. Im Interesse des Landes dürfte es daher liegen, daß die Leitung seines Geschicks möglichst lange in der Hand einer Regierung ruhe, welche mit großer Energie und ebensoviel Gewandtheit es verstanden hat, diese zukunftsreichen Ländergebiete auf den Weg einer gedeihlichen Entwickelung zu führen.

— (Kongo-Eisenbahn.) In der Sitzung der belgischen Kammer vom 27. v. M. brachte der Finanzminister die Kongovorlage ein. Der belgische Staat übernimmt 20 000 Stück 3½prozentige, in 99 Jahren al pari rückzahlbare Kapitalsobligationen von je 500 Franken und zahlt der Kongoregierung dafür 10 000 000 Franken. Die letztere verpflichtet sich, 92 Prozent des für diese Bahn erforderlichen festen und rollenden Materials und der während der Bauzeit erforderlichen Tauschwaren aus Belgien und nur die restlichen 8 Prozent aus dem Auslande zu beziehen. Da das Ausland noch über 12 Millionen Franken aufbringt und deutsche Häuser davon bereits 9 Millionen Franken übernehmen, so ist das ein unbilliges Verhältnis in den Lieferungen. In den nationalen belgischen Kreisen ist man natürlich über diese für die nationale Industrie so vorteilhafte Vorlage sehr befriedigt, und ihre Annahme ist sicher. Sie beweist einen Wandel in allen bisherigen Anschauungen. Während noch bei der Anleihe des Kongostaates Regierung und Kammern von dem „ausländischen Kongostaate" nichts wissen wollten, gewährt jetzt Belgien demselben zum erstenmale staatliche Mittel. Die Regierung erachtet die Kapitalsanlage am Kongo für gefahrlos; die öffentliche Ruhe sei gesichert, der Handel wachse; Belgien bedürfe der ausländischen kommerziellen Absatzwege, da die großen Kolonialmächte ihm eine immer bedrohlichere Konkurrenz bereiteten. Damit thut Belgien den ersten Schritt, um des Königs Ideal, welcher den Kongo zu einer Kolonie Belgiens gestalten will, zu erfüllen. Indem der belgische Staat der Hauptaktionär der Kongobahn wird, verliert Frankreich, dem bisher bei einer Aufgabe des Kongobesitzes vor allen Mächten das Vorzugsrecht vertragsmäßig zustand, alle Aussicht, einmal den Kongostaat für sich zu erlangen. Übrigens hat nach einer Meldung des Reuterschen Büreaus auch der bekannte amerikanische Millionär Huntington 500 000 $ für die Kongobahn gezeichnet mit der Erklärung, daß er damit seiner Bewunderung für die Schöpfung des belgischen Königs Ausdruck geben und zur Unterdrückung des Sklavenhandels beitragen wolle. Denn der letztere würde sofort verschwinden, wenn die Araber ein billigeres Transportmittel hätten als den Rücken des Sklaven.

Litteratur.

Le Sénégal. La France dans l'Afrique occidentale par le général Faidherbe. Paris, Hachette, 1889 à 8, 500 p., ouvrage contenant 21 gravures et 5 cartes.

Die Gunst der öffentlichen Meinung, die sich früher entschieden für die französische Kolonie am Senegal erklärt hatte, scheint durch ihre Eingenommenheit für anderswo gelegene sehr stark nachgelassen zu haben, und hat General Faidherbe heute zur Feder gegriffen, um eine bereits erloschene Sympathie wieder zu beleben. Man mußte von dem früheren Gouverneur dieser französisch-afrikanischen Kolonie ein interessantes Werk erwarten, und in der That ist das vorliegende nicht geringer, als man es von dem Rufe eines Meisters erwarten konnte, der zugleich ein hervorragender Schriftsteller, ein Gelehrter und ein ausgezeichneter Soldat ist. Nach einer Einleitung, in welcher der Verfasser erklärt, wie er das Vordringen bis zum Niger auffasse, begegnen wir einem ersten Teil, welcher der historischen Seite der Frage, der des Handels und verschiedenen Angaben über soziale Einrichtungen, über das Klima, die Industrie und die Wirbelstürme gewidmet ist. Das Kapitel, welches bestimmt ist, die Versicherungen des Oberst Frey über die Sterblichkeit am Senegal und die Unbedeutendheit seiner Erzeugnisse zu widerlegen, ist von großer Tragweite. Im zweiten Teile, dem nach unserer Ansicht interessantesten, behandelt der General Faidherbe die eigentliche Frage des Vordringens. Es ist die Geschichte des Senegal in diesen letzten Jahren, und die Kompetenz des Verfassers in einem solchen Stoff zeigt sich auf jeder Seite. „Wenn wir alles zusammenfassen," schreibt der General am Schluß seines Buches, „so müssen wir sagen, daß der Senegal einer unserer gedeihendsten Kolonien ist. Es ist dies ein Feld kommerzieller Thätigkeit, das sich zum großen Vorteil unserer Schiffahrt fast bis ins Unendliche ausdehnen kann. Diese Art Kolonien fehlt uns, weil wir, weit entfernt davon, Auswandererelemente hervorzubringen, bei uns die eine Million fremder Einwanderer nötig haben; das Departement Le Nord hat deren allein 300 000. Der Senegal ist aber keine Kolonie zum Bevölkern, und wir haben Unternehmungsgeist genug, daß es nicht an Persönlichkeiten fehlt, die dorthin gehen, um ihr Glück zu versuchen; auch haben wir gute Hoffnung auf die Zukunft dieser interessanten französischen Besitzung. Während Engländer und Deutsche sich die Vorherrschaft auf der Ostküste Afrikas streitig machen werden," werden wir im Westen unser so schön begonnenes Werk fortsetzen, werden wir dort eine schöne und blühende Kolonie besitzen. Die große Frage des Augenblicks ist die Sklaverei. In Westafrika sehen wir unglücklicherweise noch eingeborene Häuptlinge, wie Samory, die Menschenjagd bei ihren Nachbarn ausüben, wobei meist die Bekehrung der Ungläubigen zum Islam als Vorwand genommen wird. Wir hoffen infolge unserer neuen Stellung in dieser Region diesen Unordnungen ernste Hindernisse bereiten zu können. Im Ganzen ist die politische Lage in diesen Gegenden in diesem Augenblick fürchterlich komplizirt. Die Macht der Derwische, die seit 1883 Herren von Khartum sind, schien bis zu diesem Tage die vorherrschende. Die furchtbare Macht der Senoussah hat sich gegen diese Derwische befestigt. Stanley und Emin Pascha, welche, man weiß nicht für wen noch für was, operiren, haben gewiß weitgehende Pläne, über welche sie Stillschweigen beobachten, die alle wahrscheinlich England günstig sind. Die Engländer beobachten in Egypten und an der Ostküste die Nord- und Südgrenzen dieses weiten Gebietes, die neuen Ankömmlinge aber, die Deutschen, haben augenscheinlich große Absichten und werden von Süden an den Engländern die Suprematie kräftigst streitig machen. Inmitten alles dessen haben die Italiener in Massauah festen Fuß gefaßt, um sich in diesen Gegenden ein Kolonialreich zu gründen. Das sind recht viele Prätendenten, und man kann nicht wissen, wann die Ordnung diesen Zuständen der Umwälzung folgen wird, der diese Länder zu Grunde zu richten droht." (Kritik aus „Revue du cercle militaire" vom 26. Mai 1889.)

Berghaus, Major a. D.

Digitized by Google

Au Soudan français, souvenirs de guerre et de mission, par le capitaine Etienne Péroz, avec une carte de l'itinéraire suive par la mission du Ouassalon. Paris, Calman-Lévy, 1889, à 8, 464 p., prix 7,50.

Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir sie auf das hochinteressante Werk aufmerksam machen, in welchem Kapitän Péroz von der Marineinfanterie die Erzählung der Mission, mit welcher ihn die französische Regierung beauftragt hatte, und die er 1886/87 unter der Leitung des Oberst Gallieni ausführte, verzeichnet hat.

Es handelte sich darum, den Sulian oder „Almany" Emir Samory, Haupt des mächtigen, im Südosten der Kolonie, auf dem rechten Ufer des Niger belegenen Staates, dem englischen Einflusse zu entziehen. Man mußte von ihm im französischen Interesse die Aufgabe des linken Ufers des Niger bis Signirri und von diesem Punkte an die seines Nebenflusses Bafing-Tankisso bis zu den Bergen des Futah-Djallon erlangen, seine Staaten unter französisches Protektorat stellen, ihn von der Eroberung des Sultanats Segon abbringen und die Handelsverbindungen in seinem Reiche ausdehnen. Diese Resultate sind Dank der Energie und dem Mute des Kapitän Péroz und seiner Gefährten erreicht worden. Den durch diese lange Expedition, die unter einem glühenden Himmel ausgeführt wurde, verursachten Beschwerden trotzend, mit glänzender Tapferkeit sich aus den Gefahren ziehend, die ihn mehr als einmal bedrohten, hat der Kapitän Péroz sein Unternehmen, dessen Erzählung den Reiz eines Heldenromans bietet, vortrefflich zu Ende geführt.

In Dakar ausgeschifft, begab sich Kapitän Péroz über Saint Louis und Bakel nach Khayer, dem zur Organisation der Expedition bestimmten Punkte. Dort gesellten sich Plat, Leutnant der Marineinfanterie, Dr. Fras, Marinearzt, ein Dolmetscher Samba-Ibsahima-Diavara, fünf Spahis und acht Senegaltirailleure hinzu, außerdem ein Detachement Begleitmannschaften, die damit beauftragt waren, die reichen Geschenke zu befördern, welche die Regierung an Samory sandte. Von Khayer bis nach Bissandougou, der Hauptstadt der Staaten von Salmany, war die Marschroute folgende: Médine, Bafonlabé, der Punkt, wo der Bafing von Westen und der Bakog von Osten sich vereinigen um den Senegal zu bilden, Badonnabé, Kita, Birgo, Sigurri, der äußerste Punkt der französischen Grenze; dort ging sie über den Niger und über Sansando und Kankan nach Bissandougou. Bei der Rückkehr verfolgte die Mission von Sigurri an eine zu der beim Hingange benutzten parallele, aber mehr westlich belegene Straße und berührte Did, Dentinian, Makhana, Kundian, nördlich Bafonabé, bei Diamon betrat sie wieder ihre erste Straße.

Die Erzählung des Kapitän Péroz ist reich an kostbaren Angaben über die Fauna der Gegenden, die er durchzogen, über die Sitten und den Charakter der Bevölkerungen. Gelegentlich ermangelt er nicht, von den Kämpfen zu erzählen, die die Franzosen liefern mußten, um ihre Grenzen bis an die Ufer des Niger auszudehnen, heroische Kämpfe, in denen ihre Soldaten manchmal in dem Verhältnis von 5 gegen 100 stritten.

Berghaus, Major a. D.

Reichard, Paul: Vorschläge zu einer praktischen Reiseausrüstung für Ost- und Zentralafrika. Berlin 1889. Verlag von Dietrich Reimer. 80 S. Preis 2 Mark.

Die genaue Durchforschung unserer Kolonie ist der erste Schritt zu ihrer Eroberung für Kultur und Zivilisation. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß die Pioniere der Wissenschaft und des Handels, die an der Lösung dieser Aufgabe arbeiten wollen, sich mit dem vertraut machen, was die Erfahrung ihrer Vorgänger hierbei als nützlich und notwendig erkannt hat Hierin liegt die Bedingung für das Gelingen ihrer Bestrebungen und wir müssen daher mit Freuden jeden Versuch begrüßen, diese Erfahrungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das vorliegende Werkchen des bekannten Afrikareisenden macht es sich zur Aufgabe, dem Reisenden in Tropengegenden, speziell in Ost- und Zentralafrika, praktische Winke für seine Ausrüstung zu geben. Die Ausführungen des erfahrenen Reisenden werden durch eine Anzahl von Abbildungen erläutert und die Lektüre des Buches kann nicht nur dem angehenden Afrikareisenden, sondern jedem Gebildeten und insonderheit unsern Freunden angelegentlich empfohlen werden. *

Karl von Stengel: Die deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung. München und Leipzig 1889. G. Hirths Verlag 211 S.

Die Erwerbung unserer Kolonien hat eine Anzahl neuer Rechtsverhältnisse geschaffen und Rechtsfragen angeregt, die von prinzipieller Bedeutung sind. Professor Stengel veröffentlichte bereits im Jahre 1887 in den Annalen des Deutschen Reiches eine Abhandlung über: „Deutsches Kolonial-Staatsrecht mit Berücksichtigung des internationalen Kolonialrechts und des Kolonialstaatsrechts anderer europäischer Staaten". Das vorliegende Buch ist eine vollständige Umarbeitung jener Abhandlung und behandelt in 4 Kapiteln alle auf die Erwerbung, Verfassung und Verwaltung bezüglichen rechtlichen Fragen in klarer und übersichtlicher Darstellung. Es wäre überflüssig, dem trefflichen Buche des bekannten Rechtsgelehrten noch ausdrücklich unsere Anerkennung zu bezeugen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß es bereits hier und da zu veralten beginnt, wie das bei einer so fließenden Materie nicht anders möglich ist. *

Dr. Karl Gareis: Sammlung von Gesetzen und Verordnungen, betreffend die deutschen Schutzgebiete. Deutsches Kolonialrecht. Gießen 1888. Emil Roth.

Es war mit der Zeit recht schwierig geworden, sich in den mannigfachen Gesetzen und Verordnungen, welche die durch die Erwerbungen unserer Kolonien geschaffenen rechtlichen Verhältnisse notwendig gemacht hatten, zurechtzufinden, um so dankenswerter muß daher die vom Professor Gareis herausgegebene Sammlung genannt werden. Die den einzelnen Gesetzen und Verordnungen beigegebenen Sachregister erleichtern die Benutzung des Buches nicht wenig. *

Frenzel, Karl: Deutschlands Kolonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Hannover. Verlag von Karl Meyer. 1889. 102 S.

Das von Wende bearbeitete Buch des verstorbenen Frenzel bildet einen recht empfehlenswerten Beitrag zur Litteratur unserer Kolonien. Gestützt auf die besten Quellen, die der Verfasser mit kritischer Umsicht benutzt hat, entwirft er von unseren außereuropäischen Besitzungen in Afrika und in der Südsee ein farbensattes, durch viele treffliche Abbildungen illustrirtes Bild. Über Lage und Ausdehnung, Bodenform, Klima und Produkte des Landes, über Kleidung und Schmuck, Wohnung und Nahrung, Erwerbsquelle, Sitte und Religion der Bewohner, sowie über Fauna und Flora unserer Kolonien wird der Leser in übersichtlicher Weise orientirt. Die beigefügte Übersichtskarte der deutschen Kolonien im Maßstab 1 : 8 000 000 erhöht den Wert des Buches, welches wir allen denen, die sich in zuverlässiger Weise über unsere Kolonien unterrichten wollen, zum Studium empfehlen. *

Professor Bastian: Einiges aus Samoa und anderen Inseln der Südsee. Berlin 1889. Ferd. Dümmler. 107 S.

Das Buch ist für den Ethnologen wie für jeden Gebildeten von großem Interesse. Es bringt eine Anzahl von Sagen und Mythen der Bewohner von Samoa und anderer Südseeinsulaner, die einen tiefen Blick in das Geistes- und Gemütsleben dieser Völkerschaften thun lassen. Sie sind den Werken von Turner, Gill, Bouris und White entnommen und die an dieselben geknüpften Betrachtungen des gelehrten Ethnologen, bieten des Interessanten die Hülle und Fülle. Wir legen unsern Freunden ans Herz, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. *

Hager, Carl: Deutschlands Beruf in Ostafrika. Hannover, Verlag von Carl Meyer i. Kom. 1889. (Preis 80 Pf.) 39 S.

Die kleine Schrift versucht eine Begründung der deutschen Kolonialpolitik auf geschichtlichem Wege. Der Verfasser entwirft eine äußerst interessante Skizze der Geschichte von Deutsch-Ostafrika, die ihm Anlaß bietet, die großen Handelsfahrten der Indier, Araber, Griechen, Römer, Portugiesen, sowie der Augsburger Kaufleute in kräftigen Strichen zu zeichnen. Er schildert, wie die wirtschaftliche Bedeutung Ostafrikas durch den Sieg des Arabertums eine starke Beeinträchtigung erfahren hat, und folgert aus diesem Umstande in Verbindung mit der „Ehrenpflicht", welche der ideale Zug unseres Wesens, unsere geschichtliche Entwickelung, unsere Stellung als Weltmacht uns auferlegt, die zwingende Notwendigkeit für die deutsche Nation, durch seine Intervention Deutsch-Ostafrika auf den Weg einer gesunden Entwickelung zurückzubringen. Die Erfüllung dieser Aufgabe dient zu gleicher Zeit humanitären, wirtschaftlichen und nationalen Interessen.

Die großen Gesichtspunkte, unter denen der Verfasser vorliegende Frage behandelt, die zwingende Logik, mit welcher er seine Ausführungen aufbaut, und endlich ein schöner Zug von idealer Anschauungsweise, der durch das ganze Schriftchen hindurchweht, machen dasselbe zu einem wertvollen Beitrag zur kolonialen Litteratur. *

Mayet, P.: Landwirtschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodenkredit und Schuldenablösungen. Vorschläge zur Besserung der Lage des japanischen Landmannes, im Auftrage des kaiserlichen japanischen Ministeriums des Innern abgefaßt. Tokio und Berlin. 1888. 449 S.

Das Buch, welches sich im allgemeinen mit den Mitteln und Wegen befaßt, die zu einer Besserung der Lage des japanischen Landmannes zu führen geeignet sind, ist nur zum Teil für unsere Freunde von Bedeutung. Der Abschnitt von Seite 215—243 beschäftigt sich mit der organisirten Kolonisation des Hokkaido, der wegen ihrer Unwirtlichkeit, besonders wegen ihres rauhen Klimas gefürchteten nördlichsten Insel Japans. Der Verfasser versucht, für diesen Zweck die Bodenkreditanstalt im Schultze-Delitzschen Sinne nutzbar zu machen, und man muß sagen, daß seine Vorschläge alle Beachtung verdienen und auch für die Organisation der deutschen Auswanderung nicht ohne Bedeutung sind. *

Dilthey, Richard, Amtsgerichtsrat: Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika. Düsseldorf 1889. 47 S.

Der Verfasser, ein eifriger Anhänger der Kolonialpolitik, unternahm im vorigen Jahre eine Reise nach Ostafrika, getrieben von dem Wunsche, durch eigene Anschauung an Ort und Stelle sich ein Urteil über die wertvollste unserer kolonialen Besitzungen zu bilden. Gestützt auf die Erfahrungen, welche er auf dieser Reise gesammelt hat, untersuchte er das deutsch-ostafrikanische Gebiet in Bezug auf seine Küstenentwickelung, seine Fruchtbarkeit, sein Klima und das Vorhandensein einer brauchbaren Arbeiterbevölkerung, vier wichtige Faktoren, welche den wirtschaftlichen Wert eines tropischen Küstengebietes bestimmen. Frei von schädlichem Optimismus, sucht er die Bedenken und Beunruhigungen, wie sie z. B. durch Dr. Fischers bekannte Schrift wachgerufen waren, auf ein gerechtfertigtes Maß zurückzuführen und zeichnet uns so ein Bild, das die Freunde der deutschen Kolonialpolitik mit Genugthuung erfüllen wird und dem auch ihre Gegner wegen des bedächtigen Urteils des Verfassers werden Beachtung schenken müssen. Wir empfehlen das Büchlein, dessen Reinertrag für die Pflege der Kranken und Verwundeten der Wißmannschen Expedition bestimmt ist, unsern Freunden aufs wärmste. *

„In ferner Inselwelt", Roman in zwei Bänden von Christian Benkard. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien.

Obwohl es nicht in den Rahmen unserer Zeitung hineinzehört, Romane zu besprechen, so glauben wir doch in diesem Falle eine Ausnahme machen zu dürfen, da die Handlung des vorliegenden Buches zum großen Theil sich auf einem Schauplatz abspielt, der durch die elementaren Ereignisse in letzter Zeit zu einer so tieftraurigen Bedeutung für unsere Marine wurde. Andrerseits werden die widerstrebenden Interessen der drei Nationalitäten der Deutschen,

Digitized by Google

Engländer und Nordamerikaner geschildert, welche die Veranlassung zu der jetzt geschlossenen „Samoakonferenz" in Berlin gaben.

In der gefälligen Form eines spannenden Romans ist es dem Verfasser gelungen, dem Leser ein lebendiges und farbenprächtiges Bild der von der Natur so begünstigten „fernen Inselwelt" der Südsee darzubieten. M. B.

Hessel, Karl. Deutsche Kolonisation in Ostafrika. Aus Briefen und Tagebüchern des am 24. September 1888 zu Kilwa umgekommenen Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Heinrich Hessel. Bonn, Eduard Webers Verlag. 1889.

Das Büchlein bringt eine Anzahl frisch geschriebener Briefe des im Beginn des ostafrikanischen Aufstandes zu Kilwa ermordeten Hessel. Von besondern Interesse sind seine Schilderungen vom Kilimandscharo, dem Dschaggalande und dessen famosen Sultan, dem vielgenannten Mandara. Der Herausgeber hat sich durch die Veröffentlichung dieser Briefe Anspruch auf die Dankbarkeit aller Freunde deutscher Kolonisation erworben.

Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Adolf Ebeling. (Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.) 108 S. Preis 1 Mark.

Eine neue Schrift über die Sklaverei, und zwar eine nicht unbedeutende und inhaltsreiche. Der in weiten Kreisen bekannte Verfasser ist auf diesem Gebiete sehr bewandert. Der Verfasser hat die Sklaverei auf beiden Hemisphären kennen gelernt. Das „Selbsterlebte" in seiner Schrift ist mithin ein sehr wertvoller Beitrag zur richtigen Beurteilung aller auf die Sklaverei bezüglichen Verhältnisse. Ein weiterer Vorzug des Werkes ist ferner der Umstand, daß Ebeling während seines Aufenthaltes in Ägypten mit vielen bedeutenden Afrikareisenden persönlich bekannt wurde, besonders mit Heuglin und Schweinfurth, mit Rohlfs, Nachtigal, Junker u. a.; was er mithin nicht selbst gesehen, hat er aus guten Quellen geschöpft und alles zu einem interessanten Gesamtbilde vereinigt.

Neu-Deutschland. Ein Kolonial-Handbüchlein von Johannes Schanz, Dr. phil., 16°. 112 Seiten. Mit einer Karte. Leipzig, Verlag von R. Voigtländer. Preis kartonniert 1 Mark.

Das durch im Vordergrund des Interesses stehende Angelegenheiten, wie die Expedition Wißmanns, die Samoakonferenz, die Emin Pascha-Expedition, stetig wachgehaltene Interesse für unsere deutschen Kolonialverhältnisse wird durch das vorliegende Büchlein in wirksamer Weise unterstützt. Dasselbe bietet in praktischer und übersichtlicher Form Belehrung über Geschichte und Geographie unserer Kolonien, über die Kolonialgesellschaften und eine weitere Reihe von einschlagenden Punkten. Der Preis von einer Mark für das mit einem guten Kärtchen ausgestattete Buch ist ein mäßiger.

Dr. **Emil Holub.** Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Wien, A. Hölder, 1888 u. 1889. (Lieferung 1—18.) Preis à Lieferung 50 Pf.

Dr. Holub, dessen treffliche Beschreibung von Land und Volk der Barutse unsern Lesern wohl bekannt sein dürfte, hat in den Jahren 1883—87 eine zweite Reise nach dem Sambesi vom Kap über Colesberg, das westliche Transvaal, den Limpopo und die Salzseen des Makarri-Karri unternommen. Vom Sambesi brach er nach Norden auf und erreichte das bis jetzt unbekannte Land der Maschukulumbe. Das vom Luengue bewässerte Land ist reich an Weideplätzen für die zahlreichen Viehherden. Die Maschukulumbe sollen vor etwa zwei Jahrhunderten von Norden gekommen sein und liegen in beständigen Kämpfen mit den Barutse, welche auf ihren häufigen Raubzügen das Vieh der Maschukulumbe stehlen und ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei führen.

Die Erzählung seiner Reise und die Beschreibung der Gegenden im Norden des mittleren Sambesi bilden den Gegenstand des vorliegenden, in 30—35 Lieferungen erscheinenden Werkes. Holub hat es sich besonders angelegen sein lassen, das Werk in der Form von allen wissenschaftlichen Abtrusitäten fern zu halten und ihm einen im guten und vornehmen Sinne populären Charakter zu verleihen. Die Erzählung ist ungemein anschaulich und fesselnd, der Stil voll Kraft und Schönheit. Zahlreiche, vortrefflich ausgeführte Abbildungen veranschaulichen diese oder jene Episode der Reise und geben eine gute Darstellung der beschriebenen Typen aus Pflanzen- und Tierwelt.

Das von der Reise heimgebrachte exakt wissenschaftliche Material muß ein sehr bedeutendes genannt werden und erhält dadurch noch einen besonderen Wert, daß dem bewährten Forscher strenge Wahrhaftigkeit über alles gilt. Sicherlich wird sich das Buch auch unter unsern Freunden einen weiten Leserkreis erobern, denn es bietet dem Fachmanne auf geographischem und naturwissenschaftlichem Gebiete ein mit großer Sorgfalt gesammeltes, verläßliches und für wissenschaftliche Zwecke brauchbares Material über bisher ganz unbekannte Gegenden Mittelafrikas und fesselt den Laien durch ein mit glühender Phantasie prächtig entworfenes Reisebild. Wir werden nicht verfehlen, auf das Werk nach seiner Vollendung nochmals zurückzukommen.

Eingänge für die Bibliothek

vom 1.—30. Juni 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Anuario estadistico de la republica de Costa Rica correspondente al año de 1887. gr. 4°. Tipografia nacional San José 1889 (v. d. betr. Behörde).

Büttner, Dr. R. Neue Arten von Guinea, dem Kongo und dem Quango. Sepdr. a. d. Verhandlung. d. bot. Ver. d. Provinz Brandenburg. gr. 8°. 32. Berlin (v. Verfasser).

— — Einige Ergebnisse meiner Reise in Westafrika in den Jahren 1884—86, insbesondere des Landmarsches von San Salvador nach dem Stanleypool. Sepdr. a. Mittl. d. Afr. Gesellschaft Bd. 5 Heft 3. gr. 8°. 103. Zwei Karten (v. Verfasser).

Compagnie du Congo pour le commerce et l'industrie. Le chemin de fer du Congo de Matadi au Stanley-Pool. Résultats des études, rédaction de l'avant-projet, conclusions, avec 24 annexes, cartes, etc. 8°. 127. L. Bourlard, Bruxelles 1889 (v. Herausgeber).

Dilthey, R. Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ost-Afrika. kl. 8°. 47. 1 Karte. A. Bagel, Düsseldorf (v. Verfasser).

Ebeling, A. Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 8°. IV. 107. Schöning, Paderborn M. 1 (v. Verleger).

Faidherbe, le général. Le Sénégal. La France dans l'Afrique occidentale. gr. 8°. 501 avec 18 gravures et 5 cartes ou plans. Hachette & Co., Paris (v. Verleger).

Helmes, W. „Gott will es". Monatsschrift für alle Förderer und Freunde der Bewegung gegen die Afrikanische Sklaverei. Heft 6. 8°. 40. Schöning, Münster i. W. 1889 (v. Herausgeber).

Her Majestys col. poss. No. 48 Heligoland.
„ 49 Gibraltar.
„ 50 Bermuda.
„ 51 Trinidad.
Reports on the blue book for 1888.

Hessel, Karl. Deutsche Kolonisation in Ost-Afrika. Aus Briefen und Tagebüchern des am 24. Sept. 1888 zu Kilwa umgekommenen Beamten der der Deutsch Ost-Afrikanischen Gesellschaft Heinrich Hessel. Mit Portrait, Karten, Grundriß und Ansichten. 8°. VI. 82. Ed. Webers Verlag (J. Flittner), Bonn 1889 (v. Herausgeber).

Junker's, Dr. W., Reisen in Afrika Lfg. 9—11. Ed. Hölzel, Wien und Olmütz 1889 (v. Verleger).

Kolonial Museum te Haarlem. Verslag 1888/89. 8°. 27. Harlem.

Schanz, Dr. J. Neu-Deutschland, ein Kolonial-Handbüchlein. kl. 8°. 112. 1 Karte. Voigtländer, Kreuznach und Leipzig 1889. 1 M. (v. Verleger).

Weißbuch 4. und 5. Teil. Lfg. 1—2 vom 6. Teil. gr. 4°. C. Heymanns Verlag, Berlin 1889 (v. Verleger).

Whitman, Sidney. Das Kaiserliche Deutschland. Eine kritische Studie von Thatsachen und Charakteren. Übers. von Alexander. gr. 8°. VIII. 245. C. Ulrich & Co., Berlin 1889 M. 2,90.

Karten.

Handtke, F. Generalkarte von Australien und der Südsee. 16. Auflage. 1 : 20 000 000. C. Flemming, Glogau 1886. M. 1 (v. Verleger).

Bekanntmachungen.

Da im nächsten Monat eine gründliche Revision der Bestände unserer Bibliothek beabsichtigt wird, so bitten wir diejenigen unserer Mitglieder, welche noch Bücher, Karten und Photographien in Händen haben, dieselben bis 6. Juli der Bibliothek zurückzustellen.

Ausgenommen sind diejenigen Herren, die nach dem 15. Juni Bücher u. s. w. entliehen haben.

Unsere verehrlichen Mitglieder, welche mit ihren Jahresbeiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, ersuchen wir, die Zahlung der Jahresbeiträge beschleunigen zu wollen. Abteilungsmitglieder zahlen an den Schatzmeister der Abteilung, zu welcher sie gehören, Kreuzbandempfänger, die keiner Abteilung angehören, direkt an das Büreau, Berlin SW., Linkstr. 25.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Queretaro, welche als Manuskript gedruckt ist, kann von Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Abteilung Berlin. Während der Sommerszeit finden bis auf Weiteres keine Vorträge statt, doch versammeln sich jeden Montag, wie üblich, eine Anzahl Mitglieder der Abteilung zwanglos im Vereinszimmer im Architektenhause oder bei günstigem Wetter auf der Terrasse. Gäste sind stets willkommen.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingegangen sind, wird hiermit mit bestem Danke quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Herrn Königl. Regierungsbaumeister Heßler, Erfurt, als Erlös eines Kegel- und Wiegenfestes M. 6, der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Magdeburg M. 182,70.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein M. 488.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 68, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 28. **Berlin,** 20. Juli 1889. **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Die deutsch-koloniale Entwicklung. — Von der deutschen Emin Pascha-Expedition. — Bericht des Reichskommissars Wißmann über die Erstürmung des Lagers von Buschiri, vom 30. Mai. — Einiges über die Wadschagga. Von Otto E. Ehlers. — Koloniale Rundschau. — Die Missionsstation Botschabelo, ein Triumph deutscher Tüchtigkeit in Südafrika. Von O. K. — Die Delagoabai-Eisenbahnangelegenheit. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Quittung.

Die deutsch-koloniale Entwicklung.

Die Thatsache, daß die koloniale Entwicklung unmittelbar aus dem Bedürfnisse unseres Volks heraus in die Erscheinung getreten ist, begegnet wohl kaum einem Zweifel mehr; wir haben heute mit dieser Thatsache als einem wichtigen Faktor zu rechnen, der schnell eine achtunggebietende Stellung in unserm Kultur- und Wirtschaftsleben sich errungen hat. Die Pflege des kolonialen Lebens wird nunmehr zu den ständigen Aufgaben unserer Nation gehören, und man wird nicht darauf rechnen dürfen, diese Aufgabe bereits erfüllt zu sehen, sobald Erwerbsgenossenschaften einzelne gewonnene Resultate weiter zu bilden und auszubauen beginnen, vielmehr wird es dem Ganzen zu gute kommen, wenn zahlreiche Kolonialfreunde in gemeinsamer Arbeit für eine Aufgabe eintreten, die ihrer Natur nach in vielen Stücken eine öffentliche ist und bleiben wird.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft bildet in Deutschland die Vereinigung und den Sammelpunkt derjenigen Bestrebungen, welche in theoretischer wie praktischer Weise die Förderung des kolonialen Gedankens sich zum Ziel gesetzt haben. Mit besonderer Befriedigung darf sie auf ihre bisherige Arbeit zurückblicken, die von thatsächlichem Erfolge begleitet gewesen ist, weil die koloniale Idee die Volksseele sympathisch berührt; die Bewegung wird von der gesammten Nation getragen, weil sie ihren eigensten Bedürfnissen entspricht.

Es kann innerhalb der weiten Kreise, welche aus dem gleichen Drange nach der wirksamen Entfaltung unserer nationalen Eigenart, des deutschen Volkstums in weltwirtschaftlicher Bethätigung sich in der Deutschen Kolonialgesellschaft vereinigt haben, verschiedene Meinungen geben, die über das Mehr oder Minder der Dringlichkeit einzelner Aufgaben auseinandergehen, aber in einem Punkte stehen alle wahren Freunde der kolonialen Sache einig und geschlossen zusammen, das ist in der hingebendsten und treuen Unterstützung unserer Reichsregierung und ihrer kolonialpolitischen Maßnahmen, soweit unsere Kräfte eben reichen. Diese Empfindung ist in allen kolonialen Kreisen lebendig und sie wird unsere Gesellschaft vor Schritten bewahren, welche geeignet sein könnten, der Reichsregierung Schwierigkeiten zu bereiten, ohne deren Schutz keine nationale Unternehmung fern von den heimatlichen Gestaden gedeihen und durchgeführt werden kann. Fast zu ängstlich hat man aus diesem Grunde auf die mehr oder minder gelegentlichen Kundgebungen des Herrn Reichskanzlers zur kolonialen Frage gehorcht, und je nach der subjektiven Auslegung der vermeintlichen Wahrnehmung bildete sich das mannigfach recht widerspruchsvolle Urteil in kolonialen Dingen. Dabei wurde es völlig übersehen, daß der Herr Reichskanzler in keinem Augenblick der bisherigen Entwicklung sein ursprüngliches Programm veränderte, er versprach nur von Anfang an, die neue wirtschaftliche Bewegung in unserm Volke zu schützen, von der er anerkannte und noch heute anerkennt, daß sie naturgemäß aus den treibenden Kräften herauswachsen muß, die infolge der Errungenschaften unserer nationalen Vereinigung mehr und mehr zur Entfaltung hindrängen.

Mit diesem Schutze, wenn er ausreichend die naturgemäße koloniale Entwickelung vor unberechtigten Angriffen von außen behütet, werden wir auch vollkommen ausreichen.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft ist in gewiß richtiger Erkenntnis der Sachlage bisher dem Grundsatze gefolgt, kein Projekt aufzunehmen, für welches sie nicht der Zustimmung der Reichsregierung sicher sein konnte. Nur so ist ein zielbewußtes, sicheres Handeln möglich, das den schwankenden Zufällen einer abenteuerlichen Unternehmung entrückt wird. In dieser Beziehung sind durchaus keine Fehler gemacht worden. Trotzdem konnten mancherlei Mißerfolge nicht vermieden werden, die aber durch die Verhältnisse bedingt wurden, sofern im Anfange das Kapital von kolonialen Unternehmungen, als einer terra incognita, sich fernhielt.

Das junge Deutschland mußte den Konkurrenzkampf gegen alte Kolonialstaaten aufnehmen, in denen die ersten Kapitalkräfte ihre Anlagewerte in koloniale Unternehmungen stecken. Es war für uns ein ungleicher Kampf, als unsere Kapitalisten nach nicht unberechtigter guter Geschäftsweise zögerten, daran sich zu beteiligen, weil sie noch nicht abzusehen vermochten, mit welchem Vorteile das geschehen konnte. Die frische, nationale Begeisterung und uneigennützige Hingebung patriotischer Kreise wurde der Anforderung dennoch gerecht, welche die gegenwärtige Entwickelung an das Vaterland stellt, und unserer Reichsregierung vor allem gebührt der Dank, daß das mit frischem Wagemut Errungene unserem Vaterlande auch bewahrt geblieben ist.

Nachdem nun die ersten Schwierigkeiten glücklich überwunden sind, zeigt sich seit kurzem eine erfreuliche Wandlung in der Wertschätzung kolonialer Dinge auch in der deutschen Kapitalistenwelt, so daß damit eine neue materiell jedenfalls ergiebigere Phase unserer kolonialen Entwickelung eingeleitet werden dürfte.

Die Kapitalien, welche im heimischen Handel und in der Industrie keine ausreichende Verwendung finden, suchen nach anderweitiger Gelegenheit zu guten Geschäften. Die Kolonialpolitik umfaßt ein ausgedehntes Gebiet menschlicher Bedürfnisse und Thätigkeiten, die des Kapitals bedürfen und einen sicheren belangreichen Gewinn für umfassende Kapitalanlagen an vielen Stellen versprechen. So bricht sich denn auch in den Kreisen der Kapitalisten mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß Handel, Eisenbahnbau, staatliche Anleihen, Bergwerksbetrieb, Landerwerb und Kolonisation in überseeischen Ländern nur die einzelnen Zweige der gleichen kolonialpolitischen Bestrebung sind.

B.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Im Anschluß an die in Nr. 23 gebrachten Mitteilungen stellen wir im Folgenden zusammen, was über den Verlauf der Expedition inzwischen weiter zu unserer Kenntnis gelangt ist.

Nachdem Dr. Peters in der zweiten Hälfte des Monats April von seiner Fahrt nach den nördlich von Lamu gelegenen Hafenplätzen an der Somaliküste auf der „Kiloa" nach Sansibar zurückgekehrt war, besuchte er die für die Expedition angeworbenen, der Führung des Kapitänleutnants a. D. Rust und dem Oberbefehl des Reichskommissars Wißmann unterstellten Somalis in Bagamoyo und traf dort die zur Aufrechterhaltung der Ordnung in dieser Truppe notwendigen Maßregeln.

Ende April kam Peters nach Sansibar zurück, und es war nunmehr seine Aufgabe, möglichst rasch alles Weitere vorzubereiten, um mit dem von ihm gecharterten Dampfer „Neera" die Expedition nach

einem Punkte zu bringen, wo dieselbe landen und den Marsch ins Innere antreten konnte.

Zu diesen Vorbereitungen gehörte die Anwerbung der nöthigen Anzahl von Trägern und die Wiedererlangung der von England mit Beschlag belegten Waffen. Zur Anwerbung von Trägern in Sansibar war, wie es scheint, die Erlaubnis des Sultans von Sansibar nötig. Um diese Erlaubnis zu erlangen, sowie auch wegen der Auslieferung der Waffen rief Peters die Vermittelung des deutschen Konsulats in Sansibar an. Sein Antrag blieb ohne Erfolg. Er mußte daher suchen, sich an anderen Orten Träger und zugleich Ersatz für die konfiszirten Waffen zu verschaffen.

Mittlerweile waren sowohl die Somalis in Lamu, als die „Neera" dem Reichskommissar zur Verfügung gestellt. Die Ersteren nahmen, wie aus Wißmanns kürzlich veröffentlichtem Bericht über das Gefecht bei Bagamoyo vom 8. Mai hervorgeht, an der Erstürmung von Buschiris Lager nicht unmittelbar teil, wohl aber stellten sie sich nach dem Gefecht freiwillig zur Ausführung eines größeren Patrouillenmarsches. Auch die „Neera" hat dem Herrn Reichskommissar im Laufe des Monats Mai wesentliche Dienste geleistet, indem er sie zu verschiedenen Fahrten zwischen Sansibar und der Küste benutzte.

Da Peters bei dem deutschen Generalkonsul, wie bemerkt, keine Unterstützung fand, so trat er mit dem Befehlshaber des englischen Geschwaders wegen Auslieferung der Waffen unmittelbar in Benehmen. Am 26. oder 27. Mai sprach er den englischen Kapitän Cardale, welcher den damals von Sansibar abwesenden Admiral Freemantle vertrat. Von dem genannten Kapitän erfuhr Peters, daß das englische Blockadegeschwader Befehl habe, ihn an keinem Punkte der von England blockirten Küste landen zu lassen, auch seinem Schiffe den Zugang zu jedem solchen Platze zu verwehren. Als Peters gegen eine derartige, jeden Rechtsgrunds entbehrende Behandlung protestirte, berief sich Kapitän Cardale auf seine Instruktion und verwies Peters an den Admiral Freemantle. Mit diesem hatte Peters einige Tage darauf — es wird am 30. oder 31. Mai gewesen sein — eine längere Unterredung, in welcher Freemantle bestätigte, was Kapitän Cardale über die dem englischen Geschwader erteilte Instruktion in betreff der Person und des Schiffes des Führers der deutschen Emin Pascha-Expedition mitgeteilt hatte. Auf den lebhaften Einwand von Peters, daß eine derartige gegen seine Person und sein Unternehmen gerichtete Maßregel durch die Blockadebestimmungen nicht im mindesten gerechtfertigt, vielmehr vollkommen willkürlich sei, erwiderte der britische Admiral mit dem Hinweis auf das politische Interesse, welches England daran habe, daß Peters nicht wieder, wie er es früher gethan, die deutsche Flagge auf afrikanischen Boden hisse. Schließlich erlangte Peters von dem Admiral doch wenigstens die Herausgabe der konfiszirten, den Führern der Expedition gehörigen Jagdwaffen. Die übrigen Waffen, darunter namentlich die für Emin Pascha bestimmten Remington-Gewehre sowie eine Anzahl gewöhnlicher für die Mannschaft und die Träger der Expedition bestimmten Gewehre wurden nicht herausgegeben, sondern auf Befehl des Admirals nach Aden zurückgebracht.

Inzwischen war es Peters gelungen, nicht allein die Anwerbung von Trägern an verschiedenen Küstenpunkten zu bewerkstelligen, sondern auch für die fehlenden Waffen insoweit Ersatz zu schaffen, als es bei einer gewissen Beschränkung der Zahl der Somalis zur Ausrüstung der Expedition nötig war. So konnte denn Peters in den ersten Tagen des Juni mit der „Neera" von Sansibar abdampfen, um seine Somalis aus Bagamoyo und die angeworbenen Träger an verschiedenen, innerhalb der deutschen Blockade gelegenen Küstenplätzen abzuholen und nach einem außerhalb der Blockadelinie gelegenen Landungsorte zu bringen.

Hierzu hatte Peters die nördlich von Lamu und der Manda-Insel gelegene Kweihoo-Bucht ausersehen. Dort ist er denn auch Ende Juni mit der „Neera" gelandet. Über diese Fahrt und die Landung fehlen zur Zeit noch ausführliche Berichte. Aus den Telegrammen erhellt nur, daß die Landung „mühevoll" war, daß aber Peters mit dem „Hauptteil" der Expedition ins Innere abgegangen ist.

Nachdem die Landung erfolgt war, ist die zurückkehrende „Neera" bei Lamu von einem englischen Kriegsschiff weggenommen und nach Sansibar gebracht worden, wo die Maschine unbrauchbar gemacht wurde. Am 18. Juli sollte über diese Wegnahme vor einem Prisengericht in Sansibar verhandelt werden.

Mit Spannung sehen wir weiteren Nachrichten, insbesondere darüber entgegen, ob englischerseits irgend ein Rechtsgrund für die Wegnahme der „Neera" geltend gemacht werden kann, oder ob wir es hier mit einem brutalen Gewaltakt zu thun haben. Daß die englische Kolonialpolitik wilden Eingebornen gegenüber vor der Anwendung von Gewalt nicht zurückschreckt, wissen wir wohl — aber hier handelt es sich um ein englisches, von einem deutschen Reichsangehörigen zu einem vollkommen erlaubten Zweck gechartertes Schiff! Nach dem willkürlichen und völkerrechtswidrigen Verfahren freilich, welches das englische Geschwader sich der Person des Dr. Peters gegenüber erlaubt hat, muß man auf alles gefaßt sein!

Seit der Landung in der Kweihoobucht und dem Abmarsch ins Innere hat für unsere Expedition erst der Kampf mit den natürlichen Gefahren begonnen, welchen jeder Zug in das Innere des schwarzen Weltteils ausgesetzt ist. Es wäre darum zu früh, wenn wir jetzt schon den Erfolg des Unternehmens als gesichert ansehen wollten. Aber höchst erfreulich ist es doch, daß der Führer der deutschen Expedition trotz aller bitteren Erfahrungen den Mut nicht verloren, daß er immer wieder Mittel und Wege zu finden gewußt hat, um die ihm von England bereiteten Hindernisse zu überwinden. Die von ihm hierbei bewiesene Thatkraft und Umsicht darf immerhin als ein günstiges Vorzeichen dafür betrachtet werden, daß auch sein Marsch ins Innere, wenn nicht ganz unüberwindliche Hemmnisse eintreten, zum Ziele gelangen wird.

Besonders erfreulich ist noch, daß, während Peters in Sansibar und an der dortigen Küste verweilen mußte, zwischen ihm und Wißmann das beste Einvernehmen zu beiderseitigem Vorteil bestand. Wie Peters mit seiner Neera dem Reichskommissar aushalf, so war ihm dieser in dankenswertester Weise zur Wiedererlangung von Waffen behülflich. Es scheint, daß die Beiden sich der Gemeinsamkeit des hohen Ziels vollkommen bewußt sind, auf welches sie bei Lösung ihrer Aufgaben hinarbeiten, und daß dieses Bewußtsein kleinliche persönliche Eifersüchteleien zwischen ihnen nicht aufkommen läßt. Wie wir neulich schon bemerkten: Wißmann, als der Vertreter der offiziellen Macht des Reiches, und Peters, als der Leiter eines aus dem Zusammenwirken vieler Einzelnen hervorgegangenen Privatunternehmens, sind beide berufen, mit deutscher Kraft für den Sieg der Gesittung in Afrika zu kämpfen, oder mit andern Worten: der barbarischen Verwüstung Afrikas durch den Sklavenraub und Sklavenhandel der Araber Einhalt zu gebieten. Wißmanns glänzende Erfolge haben dieselben Zwecke gefördert, welchen die Anstrengungen und Opfer des von Peters geführten deutschen Hülfszugs für Emin Pascha gewidmet sind.

Durch die englischen Umtriebe ist das deutsche Unternehmen geschädigt; es ist ihm ein unnützer Zeit- und Kostenaufwand verursacht worden. Eine gute Wirkung aber hat das englische Verfahren doch gehabt: Das Interesse des deutschen Volks an unserer Emin Pascha-Expedition ist von Neuem belebt worden. Wir finden den Beweis dafür nicht nur in der Tagespresse, die sich des von den Engländern gemaßregelten deutschen Landsmanns lebhaft annimmt, sondern auch in den bei dem Vorstande der Deutschen Kolonialgesellschaft eingegangenen Anträgen verschiedener Abteilungen, worin die Wiederaufnahme der öffentlichen Agitation für das Unternehmen angeregt wird. Der Vorstand der Gesellschaft wird sich demnächst mit diesen Anträgen zu beschäftigen haben, und wir hoffen, daß ein neuer Aufruf an die Opferwilligkeit deutscher Patrioten nicht ungehört verhallen, sondern die Herbeischaffung der zur Durchführung der Expedition etwa noch weiter erforderlichen Mittel zur Folge haben wird.

Von seiten des Emin Pascha-Komitees ist, wie wir hören, eine Eingabe an den Herrn Reichskanzler gerichtet worden, worin über das völkerrechtswidrige Einschreiten des englischen Blockadegeschwaders gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition Beschwerde geführt und die Erhebung von Entschädigungs-Ansprüchen in Aussicht gestellt ist. Fürst von Bismarck wird — daran zweifeln wir nicht im geringsten — dafür zu sorgen wissen, daß der Schutz des Reichs, auf welchen alle Deutsche dem Auslande gegenüber gleichmäßig Anspruch haben, auch in diesem Fall zur Wahrheit wird.

Bericht des Reichskommissars Wißmann über die Erstürmung des Lagers von Buschiri,

vom 30. Mai.

Wir bringen in Nachfolgendem den Bericht des Reichskommissars, wie er im „Reichs-Anzeiger" erschien, zum Abdruck, obwohl derselbe bereits von der Tagespresse übernommen worden ist, da die Bedenken, welche in ähnlichen Fällen dem Abdruck solcher Artikel entgegenstehen, gerade in diesem Falle, wo es sich um ein geschichtliches Dokument handelt, nicht maßgebend sein konnten:

Nachdem die Vorbereitungen zum Beginn der Operationen gegen die Aufständischen bereits am vierten Tage nach dem Eintreffen des Dampfers „Martha" auf der Reede von Bagamoyo beendet waren, beschloß ich, nach Verständigung mit dem Chef des Kreuzergeschwaders, Herrn Konter-Admiral Deinhard, sofort zum Angriff überzugehen. Ein möglichst rasches offensives Vorgehen bot in erster Linie die Aussicht, gegen die vorwiegend auf Terrorismus gestützte Macht des Rebellenführers Buschiri einen entscheidenden Schlag führen, dessen Einfluß auf die Bevölkerung beeinträchtigen und die durch fortgesetzte feindliche Streifzüge sehr gehemmte Aktionsfreiheit der Station wieder erhöhen zu können. Nach den eingezogenen Nachrichten hatte Buschiri seine Streitkräfte in der un-

Digitized by Google

gefähren Stärke von 600—800 Mann in einem zirka 1½ Stunden von Bagamoyo gelegenen, nach afrikanischen Begriffen außerordentlich stark befestigten Lager versammelt. Die Gerüchte von dem Vorhandensein dreier weiterer Lager hatten sich als zweifelhaft erwiesen. Der Angriff auf dieses Lager wurde zunächst beschlossen. Er lag um so näher, als Buschiri mir in einem am 6. d. M. zugegangenen Brief in übermütiger Weise erklärt hatte, er habe keine Angst vor den Deutschen; sie möchten nur kommen, er werde sie erwarten; wie bis jetzt alle Weißen, so würden auch sie zum Lande hinausgejagt werden u. s. w. Am 7. des Monats nahm ich eine Rekognoszirung vor, um mich über die Marschrichtung nach dem Lager, sowie die Terrainverhältnisse zu orientiren. Die Rekognoszirung ergab die volle Bestätigung der bereits früher eingegangenen Nachrichten. Die Durchführung des Angriffs wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Zu diesem Zwecke war am 8. d. M. früh 6½ Uhr das ganze mir zur Verfügung stehende Detachement, bestehend aus sechs Sudanesen-Kompanien, 1 Zulu-Kompanie, 30 Somalis und 3 Geschützen leichten Kalibers, verstärkt durch eine Abteilung Marine-Soldaten (200 Mann), in der Nähe des Stationsgebäudes versammelt. Jeder Mann hatte 40 Patronen, jedes Geschütz 25 Schuß. Nach Ausgabe besonderer Instruktionen an die Führer der einzelnen Abteilungen wurde um 7 Uhr 10 Minuten der Vormarsch angetreten. Der Weg führte anfangs auf den Kamm des von Bagamoyo der Küste entlang nach Süden laufenden niedrigen Höhenzuges. Ungefähr um 8 Uhr wurde dieser schöne, mit Palmen und anderen Fruchtbäumen dicht bewachsene Höhenzug verlassen und nach Westen abgebogen. Ein ungefähr 900 m breites, schattenloses, sumpfiges, mit fast mannshohem Gras bestandenes Thal lag vor uns. Glühend heiß brannte die Sonne auf dasselbe herab, kein Luftzug machte sich fühlbar, ein übler Geruch entströmte den zahlreichen morastigen Stellen, welche den Marsch, namentlich der Artillerie — die Kanonen wurden gezogen, die Munition getragen — außerordentlich erschwerten. Trotzdem blieb die Marschdisziplin bei den schwarzen Truppen eine gute. Nach dem Überschreiten des Thales wurde auf einem dem vorher beschriebenen ähnlichen, sich in südwestlicher Richtung hinziehenden Höhenzug entlang marschirt. Auf diesem lag in einem Palmenhain Buschiris Lager. Dasselbe war hoch gelegen, weithin sichtbar und bot den Anblick einer hohen, aus dicht aufgestellten Baumstämmen bestehenden Verschanzung. Auf sechshundert Meter an das Lager herangekommen, schwärmte der Vortrupp, 50 Stations-Askaris unter Chef Freiherrn v. Eberstein — Sekondeleutnant der Reserve des Infanterieregiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen Nr. 27 — sofort aus, während die Artillerie, Chef Krenzler — früher Premierleutnant im 1. württembergischen Feld-Artillerieregiment Nr. 13 — Aufstellung in der Schützenlinie nahm und die zwei Sudanesenkompanien starke linke Flügelabteilungen (Chef Schmidt, Sekondeleutnant des königlich bayrischen 3. Infanterieregiments) in Verbindung mit der weißen Schutztruppe einen Flankenmarsch nach Westen unternahmen. Erst 20 Minuten später war das Gros, zwei Sudanesenkompanien unter Chef Freiherrn v. Gravenreuth — Premierleutnant à la suite des königlich bayrischen 3. Infanterieregiments — herangekommen und schob sich zwischen den ausgeschwärmten Vortrupp und die linke Flügelabteilung, während die rechte Flügelabteilung (Chef v. Zelewski, früher Premierleutnant im Infanterieregiment Nr. 99), bestehend aus einer Sudanesenkompanie, einer Zulukompanie und 30 Somalis, schon früher den Befehl erhalten hatte, aus der Marschkolonne nach rechts auszubiegen und die Umfassung von Osten her auszuführen. Die Marineabteilung (Korvettenkapitän Hirschberg von S. M. S. Schwalbe) stand dicht hinter dem Vortrupp bezw. der Artillerie. In dieser Formation wurde, die Artillerie eingeschlossen, bis auf 250 m an das Lager herangegangen. Beim ersten Sprung auf 200 m begann das Feuer aus dem Lager, das meinerseits nicht erwidert wurde. Als jedoch gleich darauf der bekannte weiße Reitesel Buschiris vor dem Lager erschien, beschoß und verwundete ich scheinbar das dem wohlbeleibten Buschiri so notwendige Mittel zur Flucht, und war dieser Schuß das Zeichen zum Beginn des Feuers auf der ganzen Linie. Das Feuergefecht wurde auf beiden Seiten ein heftiges und im Lager trat ein schweres Geschütz mit Eisenstücken geladen in Thätigkeit. Wir schossen uns sprungweise bis auf 100 m an das Lager heran. Die Flügelabteilungen Schmidt und v. Zelewski waren unterdessen so weit vorgegangen, daß sie sich gegen die Flanken des Lagers entwickeln konnten. Während des den Angriff vorbereitenden Schnellfeuers fielen in meiner nächsten Nähe, in der die meisten Weißen und die Geschütze standen, mehrere Askaris und wurden Hauptmann Richelmann sowie Stabsarzt Schmelzkopf verwundet. Es hatten jetzt, wie sich später durch sechs von Granatsplittern Gefallene herausstellte, zwei gut gezielte Schüsse aus der 6 cm-Kanone das Geschütz Buschiris (mit dem viermal gefeuert war) zum Schweigen gebracht. Das lebhafte Schnellfeuer aus etwa 800 Mausergewehren ließ ich ungefähr eine Minute wirken und gab dann nach Verabredung mit Korvettenkapitän Hirschberg den Befehl, das Seitengewehr aufpflanzen zu lassen und zur Attacke vorzugehen. Zuerst waren die Sudanesenkompanien des Chefs Freiherrn v. Gravenreuth an den Palissaden und Leutnant Sulzer der erste im Lager. Freiherr v. Gravenreuth selbst folgte sofort mit einigen Sudanesen auf der linken Flanke. In der Front brachen gleichzeitig die Matrosen unter Korvettenkapitän Hirschberg und die Askaris unter Freiherrn v. Eberstein ein. Den Matrosen voraus, nicht wartend bis Bresche gerissen war, überklomm Leutnant Schelle von S. M. S. Schiff „Schwalbe" die Palissaden und wurde im Lager tödlich getroffen. Während jetzt die Matrosen die Palissaden soweit niedergerissen, daß Mann hinter Mann eindringen konnte, war Freiherr v. Eberstein mit den Askaris durch eine eingerannte Thür eingedrungen und wurde nun alles, was sich noch im Lager befand, niedergemacht. Schon vor dem letzten Schnellfeuer hatte sich ein Trupp des Feindes, etwa 400 Mann stark, außerhalb der Befestigung meinem rechten Flügel gegenüber aufgestellt. Dieser Trupp zog sich in kleineren Abteilungen, verfolgt von dem Feuer der Abteilung von Zelewsky, nach Norden gegen den Kingani zurück. Gleichzeitig flüchteten sich etwa 150 Mann aus dem Lager nach Westen, die von dem Feuer der Abteilung Schmidt ebenfalls noch Verluste erlitten. Schützenlinien von Sudanesen und Zulus verfolgten die Flüchtlinge bis auf 600 und 800 Meter über das Lager hinaus, wo das hohe Gras dem Verfolgen ein Ziel setzte. Zwei arabische, mit Koransprüchen beschriebene Geschütze, ein großes und ein kleines, verschiedene Mausergewehre, Beludschenschwerter und arabische Messer wurden erbeutet. Zwei Araber und acht Sklaven und etwa 20 Weiber gefangen genommen. Buschiri soll selbst nur mit Mühe entkommen sein. Lebensmittel fanden sich so gut wie gar nicht im Lager, dagegen stellte sich später heraus, daß von den Askaris und Sudanesen drei Kisten mit 6000 Rupien erbeutet waren. Es war dieses voraussichtlich ein Teil der zur Auslösung der englischen Missionare bezahlten Summe. Die schwarzen Soldaten hatten sich jedoch schon bei der Plünderung derartig in das Geld geteilt, daß ein Zurückfordern und Disponiren kaum möglich, auch für das erste Gefecht nicht opportun erschien. Unter den in und dicht beim Lager gefallenen 80 Rebellen zählten wir nur drei Neger, während alle übrigen Araber, meist Hadramautleute und Beludschen, waren. Bei der Gewohnheit der Aufständischen, die Toten und Verwundeten sofort wegzuschleppen, mußten jedoch schon damals die Verluste des Gegners als bedeutend höher angenommen werden. Diese Annahme hat sich denn auch bestätigt, denn später eingetroffene zuverlässige Nachrichten beziffern die Zahl der Toten auf 106. Unter einigen namhaften Führern, die gefallen, ist besonders der Häuptling Ismail von Windi, ein Mann von großem Einfluß und treuer Anhänger Buschiris, zu nennen. Leider sind auch deutscherseits nicht unbedeutende Verluste zu beklagen. Leutnant Schelle von S. M. S. „Schwalbe" fiel, wie schon erwähnt, im Lager, Obermatrose Föll erhielt einen Kopfschuß und brach tot zusammen, während Feldwebel Peter von der Polizeitruppe einem Hitzschlage erlag. Sechs schwarze Soldaten sind ebenfalls gefallen. Stabsarzt Schmelzkopf erhielt einen Prellschuß am linken Teil des Unterleibes, Hauptmann Richelmann einen Fleischschuß am linken Unterschenkel, Stationsbeamter Illich einen Schuß in den Rücken. Dem Obermatrosen Klebba von S. M. S. „Schwalbe" wurde der linke Oberarm zerschmettert. Derselbe mußte amputirt werden. Drei Sudanesen wurden leicht verwundet. Die Verlustangabe in der Depesche beruht teilweise auf Irrtum, veranlaßt durch Vermißte, die sich bis zum Abend des Gefechtstages wieder eingestellt hatten. Nach Einstellung der Verfolgung wurden die Palissaden herausgerissen und das Lager abgebrannt. Dasselbe, auf einem nach Norden und Süden abfallenden Höhenzug erbaut, war viereckig angelegt und mit verschiedenen Reihen von Palissaden und Baumstämmen, die in einen aufgeworfenen Graben eingerammt waren, umzäunt. Jede Seite des Lagers war ungefähr 200 m lang und hatte einen regelrechten Zugang durch eine verschließbare hölzerne Thür. Innerhalb des Lagers waren Schützenauftritte und Schießscharten angelegt, die durch kleine Überdachungen aus Erde und Palmblättern gegen Vertikalfeuer gedeckt waren. Der südliche Ausgang war durch ein starkes eisernes Vorderladegeschütz gedeckt. Die ganze Verschanzung machte einen soliden, für afrikanische Verhältnisse recht respektablen Eindruck. War die Niederlage Buschiris mit der Erstürmung und Zerstörung des Lagers keine enscheidende, so muß dieselbe doch als eine folgenschwere bezeichnet werden, denn es ist mit Grund anzunehmen, daß der Kern von Buschiris Anhang beim Angriff auf Bagamoyo ausgeschlossen und das Ansehen Buschiris untergraben ist. Gerade der Umstand, daß Buschiri, der bei den mehrfachen Angriffen auf die Station stets blutig abgewiesen wurde, jetzt in seinem als uneinnehmbar geschilderten Lager geschlagen ist, wird ihm hauptsächlich den Anhang der schwarzen Bevölkerung entziehen. Nachmittags 1¾ Uhr wurde der Rückmarsch nach Bagamoyo angetreten. Während desselben war die Ermattung infolge der glühenden Sonnenhitze und der Anstrengungen des Gefechts eine fast allgemeine geworden und führte dieselbe teilweise zu gänzlicher Auflösung der Marschordnung. Abgesehen von den Verwundeten, mußten viele Weiße durch Schwarze getragen werden, ein Beweis, daß die Verwendung weißer Truppen zu derartigen Expeditionen nur eine sehr beschränkte sein kann. Neben dem selbstverständlich tapfern Vorgehen der Europäer verdient die Bravour der schwarzen Soldaten besondere Anerkennung, vor allem das rücksichtslose Draufgehen unter Führung der Weißen, die Kampflust der Zulus und Askaris, sodaß das Ganze eher einer Übung auf dem Manöverfelde als einem Gefecht glich. Religiöse Bedenken waren nur bei den Somalis, die mir Herr Dr. Peters zur Verfügung gestellt hatte, vorhanden und habe ich deshalb diese Leute am Tage vor dem Unternehmen entwaffnet. Nach dem erfolgreichen Kampfe waren sie jedoch beschämt und meldete sich ein Teil derselben freiwillig zu einer größern Patrouille. Diese Patrouille wurde auf die Mitteilung, daß ein am Hitzschlag gefallener weißer Offizier vermißt werde, unter dem Befehl des Chefs Freiherrn v. Gravenreuth nach dem Gefechtsfelde zurückgesandt. Bei der Annäherung ans Lager fand das kleine Detachement die Rebellen bereits mit Abholung ihrer Toten und Verwundeten beschäftigt. Dieselben wurden zurückgetrieben, wobei ein Mann getötet, zwei gefangen genommen wurden. Erst spät abends traf die Patrouille wieder in Bagamoyo ein, wo sich der Vermißte unterdessen ebenfalls eingefunden hatte. Konter-Admiral Deinhard hatte am Morgen desselben Tages eine aus mehreren Dampfpinassen und Barkassen bestehende Expedition den Kingani hinaufgesandt, sämtliche Kanoes zerstört, und die Fahrstellen besetzt, um eventuelle Flüchtlinge abzufangen. Nur einige wenige Leute zeigten sich, auf die gefeuert wurde, der größte Teil der Flüchtlinge war voraussichtlich weiter oberhalb bei der Dundafurt über den Fluß gegangen. Nach den am folgenden Tage (9. Mai) in der Frühe eingelaufenen Nachrichten war ein großer Teil zersprengter Rebellen nach dem Kingani zu geflohen, während ein anderer Teil die Richtung nach der Küste eingeschlagen hatte, woselbst Buschiri in Mbegani, einem Orte südlich Bagamoyo, ebenfalls eine Art Lager errichtet haben sollte. Die Zuverlässigkeit dieser Mitteilungen möglichst rasch festzustellen, war für die Ergreifung weiterer Maßnahmen in hohem Grade wünschenswert. Ich sandte daher am Nachmittag desselben Tages unter dem Befehl des Chefs Freiherrn von Gravenreuth eine aus drei berittenen Offizieren, vier berittenen Unteroffizieren und zehn Stations-Askaris bestehende Patrouille aus mit dem Auftrag, Nachrichten über den Verbleib u. s. w. des

Digitized by Google

Gegners einzuziehen. Die Rekognoszirung ergab, daß während der Nacht vom 8. auf den 9. eine größere Anzahl Bewaffneter von Buschiris Lager über Kaule nach Mbegani zu marschirt war. Die obige Nachricht war somit bestätigt und wurde dieselbe noch bekräftigt durch eine Mitteilung des Stationschefs von Dar-es-Salaam, wonach 35 bewaffnete Araber und 15 Schwarze aus der Umgegend von Bagamoyo sich nach Süden geflüchtet hätten, um sich mit Soliman Ben Sef bei Dar-es-Salaam zu vereinigen. Leider war ein Vordringen bis Mbegani selbst der Kürze der Zeit und großer Terrainschwierigkeiten halber an diesem Tage nicht mehr möglich, dagegen wurde in einer Ortschaft drei Viertelstunden südöstlich von Buschiris Lager ein Trupp von ungefähr 50 größtenteils bewaffneten Leuten angetroffen. Bei dem auf dieselben unternommenen Angriff wurden 3 getötet, 1 gefangen genommen und gleichzeitig eine Herde Ziegen erbeutet. Diese erste militärische Verwendung von Pferden in Deutsch-Ostafrika hat sich ausgezeichnet bewährt. Abgesehen von der Möglichkeit der Leitung von Truppenmassen, wie sie hier zur Verwendung kommen, selbst bei afrikanischen Terrainverhältnissen, befähigt sie vor allen der Reiter, über das für den Fußgänger teilweise unübersehbare hohe Gras Umschau zu halten, und bleibt der europäische Führer selbst bei den anstrengendsten Tropenmärschen verhältnismäßig frisch. Machen die klimatischen Verhältnisse diesen ersten Versuch der Verwendung des Pferdes in Ostafrika nicht zu nichte, so würde sich eine Art berittener europäischer Infanterie als beste hier verwendbare Waffe erweisen. Infolge dieser letzterwähnten Rekognoszirung wurde meine frühere Verabredung mit dem Konteradmiral Deinhard, die Kinganiebene von den Rebellen zu säubern, dahin abgeändert, zunächst einen Vorstoß auf Mbegani zu machen. Die Marine sollte hierbei meine auf dem Landwege marschirenden Truppen zu Wasser begleiten. Diese Unternehmung wurde am 10. vormittags mit sämtlichen Truppen und einer Anzahl bemannter Marineböte in Szene gesetzt. Der Vortrupp unter Chef v. Zelewsky fand jedoch die meisten Ortschaften verlassen, da die Einwohner bei dem Eintreffen der Marine geflohen waren. Das Dorf wurde von der Marine niedergebrannt, ein befestigtes Lager in der Umgegend nicht gefunden. Es wurde deshalb das Suchen weiter nach Süden fortgesetzt bis zu der Ortschaft Mlangotini, ich zu Lande, die Marine zu Wasser. Einige Gefangene wurden von mir mit der Instruktion an ihre Leute entlassen, daß bei Annäherung unserer Truppen die nicht zu Buschiri haltenden Ortschaften nicht flüchten, sondern eine kleine Deputation entgegensenden sollten. Nach Bagamoyo zurückgekehrt, fand ich das Gerücht verbreitet, daß Buschiri anscheinend schwer verwundet sei. Dieses Gerücht hat sich insofern bestätigt, als derselbe nach übereinstimmenden Aussagen verschiedener seiner im Lager gefangenen Frauen auf der Flucht einen Streifschuß in die linke Schulter erhielt. Über den Aufenthalt resp. Zufluchtsort Buschiris waren bis dahin keinerlei zuverlässige Nachrichten zu erlangen. Am 12. d. M. begab ich mich nach Sansibar, um die schwierig gewordenen Verwaltungsangelegenheiten, die von einem Komitee, bestehend aus Chef Freiherrn v. Eberstein, kaufmännischem Beirat Wolf und Zahlungsmeister Merkel, geleitet werden, zu regeln. Das Komitee trat in Verbindung mit dem Hause Hansing. Am 14. d. M. nach Bagamoyo zurückgekehrt, erhielt ich von meinem Vertreter die Meldung, daß am 13. nachmittags Chef v. Zelewsky mit der Zulu-Kompanie und neun Pferden eine Rekognoszirung bis zur Niederung des Kingani unternommen habe, auf der keine Spur von Rebellen gefunden wurde. Dieser Umstand, sowie verschiedene von Spionen eingelaufene Nachrichten machen es wahrscheinlich, daß Buschiri jenseit des Kingani, der zur Zeit erst mehrere Tagereisen oberhalb passirbar ist, in Kikoka oder Sangaser sitzt. Die Unpassirbarkeit des Kingani, unaufschiebbare Löscharbeiten auf dem Dampfer Martha machten für die nächsten Tage Unternehmungen gegen den Feind unmöglich, und begab ich mich daher am 18. nach Dar-es-Salaam. Bereits am 9. Mai hatte dort Chef Schmidt eine Rekognoszirung nach dem schon früher von der Marine beschossenen Dorfe Magagoni unternommen. Die sich ihm entgegenwerfenden Dorfbewohner, Anhänger des Rebellen Soliman Ben Sef, wurden mit einem Verlust von acht Toten, zwei Arabern und 6 Negern, zurückgeschlagen und gleichzeitig 90 Stück Rindvieh sowie 60 Stück Kleinvieh erbeutet. Am 20. Mai sandte ich Chef Schmidt mit einer 150 Mann starken Patrouille nach dem Dorfe Mabigu, dem früheren Lager der Aufständischen unter Soliman Ben Sef. Der Widerstand der Dorfbewohner war schnell überwunden. Das mit einer Boma befestigte, aber verlassene Lager wurde zerstört und 80 Stück Rindvieh erbeutet. Tags darauf wurde von mir eine Patrouille von 50 Mann nach dem Dorfe Magormura, dem Besitz des nächstmächtigen Rebellenführers Schindu, gesandt. Abgesehen von einzelnen aus dem Gebüsch abgegebenen Schüssen fand kein Widerstand statt. Der Ort wurde niedergebrannt und die Mutter des Nyumbe Schindu nebst einem Verwandten desselben gefangen eingebracht, nachdem die alte Negerin einen sie aus dem Dorfe weisenden Soldaten mit dem Messer verwundet hatte. Schindu selbst und Soliman Ben Sef waren mit ca. 30 Anhängern nach Norden entwichen, um sich mit Buschiri zu vereinigen. Die Folge dieser größern und vieler kleinen Patrouillen war die, daß mehrere umliegende Wasaramo-Dörfer schriftlich um Frieden baten, während die Nyumbes anderer Dörfer zu demselben Zweck persönlich erschienen. Mehrere Ortschaften berichteten an den Stationschef, daß sie gern bereit wären, um Frieden zu bitten, aber befürchteten, sich dadurch in schlechtes Licht bei dem Sultan Said Chalifa von Sansibar zu setzen. Dar-es-Salaam ist nun auf eine gute Tagereise weit nach allen Richtungen hin von Aufständischen befreit und zum größten Teil pazifizirt. Die Befestigungen daselbst sind vollendet, eine Kompanie Sudanesen, 20 einheimische Askaris und 10 Somalis unter dem Befehl von 4 Offizieren und 10 Unteroffizieren zurückgelassen. Wegen des ausgezeichneten Hafens bildet Dar-es-Salaam für spätere Unternehmungen den Hauptlagerplatz für Waffen, Munition, Proviant, Ausrüstungsgegenstände und Kohlen. Die Stadt ist noch verlassen; eine Wanyamwesi-Karawane mit Elfenbein lagert unter dem Schutz der Station. Am 23. Mai kehrte ich nach Bagamoyo zurück, auf die Nachricht hin, daß in nächster Zeit eine Deputation von Arabern aus Pangani behufs Anknüpfung von Friedensverhandlungen erwartet werde. In Bueni, einer Ortschaft an der Küste zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam, deren Wali sich ebenfalls zu Friedensverhandlungen geneigt gezeigt hatte, landete ich, konnte jedoch, wegen allzugroßer Furcht der Eingeborenen, zu keiner Entscheidung kommen. Am 26. d. M. bestrafte ich einen Beludschen namens Jussuff, der als rechte Hand Buschiris bekannt war, wegen Unterstützung des Rebellenführers mit Geld, Munition und Spionage mit dem Tode durch den Strang.

gez.: Wißmann, kaiserlicher Reichskommissar.

Einiges über die Wadshagga.

Von Otto E. Ehlers.

Wir sind in der Lage, aus einem demnächst erscheinenden Buche des Herrn Ehlers „Zum Kilimandscharo“ folgende Schilderung des interessanten Volksstammes der Wadshagga geben zu können, von denen einige Repräsentanten, Abgesandte des Häuptlings Mandara, jüngst allgemeines Interesse hier erweckten. Wir sind zwar in jüngster Zeit bereits mehrfach auf die Wadshagga zu sprechen gekommen, aber diese umfassende Schilderung enthält des Neuen und Charakteristischen so viel, daß sie einer freundlichen Beachtung seitens unserer Leser sicher sein kann:

Die Wadshagga gehören zu der großen Familie der Bantu. Sie wohnen in runden, oben in eine Spitze auslaufenden bienenkorbartigen Hütten, die mit Bananenblättern oder langem trockenen Grase meist in vorzüglicher Weise gedeckt sind, so daß es aussieht, als sei das Dach von der Scheere eines Kunstgärtners zugestutzt. Eine Spitzbogenöffnung, die von innen mit einem Brett verschlossen werden kann, dient als Eingang, wie auch als Licht- und Luftquelle. Alles sieht so traulich, wohnlich und einladend aus, daß wir der Versuchung, einzutreten, nicht widerstehen können.

Das erste, was uns auffällt, nachdem unser Auge sich an das herrschende Dunkel gewöhnt hat, ist, daß diese kleine Hütte nicht nur Raum bietet für ein glücklich liebend Paar, sondern daß Kind und Rind, Ziege und Schaf in guter Kameradschaft dieselbe mit ihm teilen. Allerdings pflegt die Abteilung für das Vieh durch einen Bretterverschlag von dem übrigen Raum abgegrenzt zu sein. Eine Kuhhaut oder einige Ziegenfelle dienen der Familie als Lagerstatt. An Hausgeräten sehen wir hölzerne Schemel, irdene Töpfe, Schöpflöffel aus einer kleinen Kalebasse, sowie runde Schalen und Büchsen, aus weichem Holz gefertigt. In allem verrät sich sorgfältige Arbeit und guter Geschmack. Ackergeräte sind in Gestalt von hölzernen Erdhacken, eisernen Sicheln und Dornhauen vorhanden. Neben jeder Hütte finden wir ein äußerst zierliches, aus Holzflechtwerk hergestelltes ebenfalls grasbedecktes Vorratshäuschen. Dasselbe ruht auf einigen ca. 1½ Meter hohen freistehenden Pfählen. Hier verwahrt der Wadshagga seine Bananen, seine Vorräte an Korn, Mehl und Bohnen 2c., während die geernteten Maiskolben zu langen Bündeln zusammengebunden, zum Schutz gegen Mäusefraß hoch oben an den Ästen eines Baumes aufgehängt sind.

Umgeben ist das Gehöft von einer lebenden Hecke aus Drachenbäumen, deren Öffnung in gleicher Weise wie die der Hütte verschlossen wird. Alle Gartenanlagen befinden sich außerhalb desselben.

Die Kleidung der Männer besteht in der Hauptsache aus einem dreieckig zugeschnittenen, zuweilen mit Perlen benähten Stück Ziegenfell, welches an einer um die Hüften laufenden Lederschnur befestigt ist, und hinten herabhängend, das Gesäß bedeckt, um als Unterlage beim Sitzen zu dienen. Ein kleines über die linke Schulter gehängtes und unter dem rechten Arme durchgezogenes Mäntelchen, aus den Fellen junger braunschwarzer Kälber zusammengenäht, vervollständigt bei manchen die Bedeckung des Körpers. Das Haar trägt der Wadshagga meist kurz geschoren und an der Stirn wie an den Schläfen derart wegrasirt, daß das stehengebliebene aussieht, wie ein kleines schwarzwollenes Mönchkäppchen; nur einige junge Stutzer bearbeiten es nach Art der Wataweta, indem sie es mit Bananenbast zu 6 Zoll langen feinen Strängen flechten und diese Stränge zu 4 zopfartigen Büscheln zusammenbinden, von denen einer über die Nase, ein anderer in den Nacken und einer nach jeder Seite fällt, eine wohl unbequeme, aber keineswegs unkleidsame Haartracht. Schmuckgegenstände finden wir beim Manne in großer Menge, und vor allem wird ein wahrer Kultus mit dem Ohre getrieben. Schon in frühester Jugend wird bei dem Knaben das Ohrläppchen durchbohrt und in die Öffnung konische Holzstückchen gesteckt, die im Laufe der Zeit durch immer umfangreichere ersetzt werden. Dadurch wird die Öffnung allmählich weiter und weiter und erreicht oft eine solche Ausdehnung, daß man bequem eine Faust hindurchstecken kann. Runde Holzscheiben, längliche Elfenbeinstücke füllen die Öffnung aus, oder es werden ganze Bündel feiner, eiserner Kettchen hineingehängt. In kleineren Öffnungen sehen wir auch wohl leere Patronenhülsen, Medizinfläschchen, in größeren sogar längliche Kalebassen, die auf Kriegszügen mit Tabak gefüllt werden, denn jeder Wadshagga schnupft, und selbst der kleinste Knabe trägt an einem eisernen Kettchen eine zierliche weiße, perlenbesetzte Horndose zur Verwahrung seines Tabaks um den Hals. Sehr beliebt als Dosen sind neuerdings auch leere Mauserpatronen, die ebenfalls entweder mit feinem Kupferdraht umwickelt oder mit Perlensträngen umschnürt um den Hals getragen werden, neben Ringen aus Eisen- und Messingdraht. Letztere dienen auch als Schmuck der Handgelenke. Knaben und Jünglinge tragen vielfach Halsschnüre aus großen runden, weißblauen, Ukuta genannten Perlen, die sich sehr hübsch von der dunkeln Haut abheben. Spangen aus Büffelhorn, von denen an einem Kettchen ein schwarz-weißes Affenschwänzchen herabbaumelt, oder perlenbenähte Lederbänder schmücken den Oberarm, während an den Fußgelenken kleine eiserne Schellen befestigt sind, die bei jedem Schritt wie Sporen klingen.

Der Krieger trägt um die Schultern einen kurzen Mantel aus den Fellen einer Art Murmeltieres, bolele genannt, und einen zwischen Lederstreifen genähten, aufrechtstehenden Straußenfederkranz um den Kopf, sich so ein möglichst wildes Aussehen gebend. Seine Bewaffnung besteht aus einem lanzettförmigen Schwert, welches nach der Spitze zu am stärksten ist und dessen

Digitized by Google

Gewicht dem damit geführten Streich eine große Wucht verleiht. Dasselbe wird in rotgefärbter Lederscheide an der Hüfte getragen. In der rechten Hand trägt er einen langen eisernen Speer mit am unteren Ende ebenfalls mit eiserner Spitze versehenem Holzschaft, in der linken einen ovalen, zirka 4 Fuß hohen, mit heraldischen Emblemen in den Farben Schwarz, Weiß und Rot bemalten Schild aus Büffelhaut.

Der Speer wird nicht geworfen, sondern dient nur als Stichwaffe.

Die Knaben gehen nackt. Als Ohrenschmuck dienen ihnen zierliche Holzstäbchen, die in den oberen Saum des Ohres gesteckt werden und ihren Trägern ein sehr lustiges Aussehen verleihen. Aber auch eiserne Nägel und Schrauben, wenn man ihnen solche schenkt, werden an Stelle der Stäbchen getragen. Sobald die Knaben die Zähne gewechselt, werden die beiden Mittelzähne des Oberkiefers derart behauen, daß eine dreieckige Öffnung entsteht zum Auswurf des Speichels.

Die Waffen ihrer Väter bilden sie sehr hübsch in Holz nach und üben sich früh in der Führung derselben.

Nach ihrer im 15. Lebensjahre erfolgenden Circumcision bleiben sie ca. 6 Monate zu Hause und mästen sich zu Kriegern heran. Werden sie dann von ihrem Fürsten für kräftig genug befunden, so belehnt er sie mit Schild und Speer und sendet sie mit den älteren Kriegern auf Raub aus.

Doch machen wir jetzt dem schönen Geschlechte unsere Aufwartung. Wie überall giebt es auch hier allerliebste anziehende junge und weniger hübsche ältere Damen. Gehen wir zuerst zu den jungen, denn sie verdienen unsere Aufmerksamkeit im vollsten Maße. Ihr tadelloser Wuchs, ihre zierlichen Formen könnten jeden Bildhauer in Entzücken versetzen und ihre Gesichtszüge verdienen selbst nach europäischem Begriffe anmutig genannt zu werden. Diese jungen Damen ziehen eigentlich so gut wie gar nichts an und der bekannte Ballrezensent der „Vossischen Zeitung", Ludwig Pietsch, würde mit der Beschreibung der Toiletten der Dshaggadamen nicht allzuviele Spalten füllen können. Da gibt es weder Volants noch Plissées, weder Tournüren noch Panzerkorsetts, noch Schnebbentaillen, die ganze Bekleidung besteht aus 2—4 fingerdicken Perlenschnüren um den Hals und ebenso vielen um die Hüfte. An einer der letzteren Schnüre hängt ein perlenbefranztes Leder- oder Zeugläppchen von der Größe einer Spielkarte herab.

Im übrigen trägt das Dshaggafräulein seine eigene Haut zu Markte, und was darüber ist, das ist vom Übel, denn es besteht aus einem Gemisch von Lehm mit Öl oder Talg. Zum Glück wird hier zu Lande diese braune Fettschminke nicht täglich, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten aufgelegt.

Das Haar tragen die Weiber in gleicher Weise wie die Männer. Ohrenschmuck sieht man bei ihnen nicht so häufig und dann in kleinerem Formate aus Horn, dagegen ebenfalls Ringe an den Hand- und Schellen an den Fußgelenken. Es ist ein überaus reizvolles Schauspiel, die weibliche Dshaggajugend in ihrer kleidsamen, durchaus nicht als anstößig erscheinenden Tracht, gleich jungen Füllen, sich auf den Weideflächen, zwischen dem von ihnen beaufsichtigten Vieh herumtummeln zu sehen, wie sie sich gegenseitig zu haschen suchen und dabei in allen Bewegungen eine vollendete Grazie entfalten.

Die älteren Damen sind so rücksichtsvoll, ihre entschwindenden Reize mit einem gegerbten Stück Ziegen- oder Schafsleder zu verhüllen. Sie tragen vielfach Armringe aus Blei bis zum Gewichte von 15 Pfund und darüber.

Der Wadshagga lebt in Polygamie, und wie wir gesehen haben, kann er sich das leisten, ohne fürchten zu müssen, durch Modehändlerrechnungen ruinirt zu werden. Jede seiner Frauen hat ihren eigenen Haushalt und lebt getrennt von den übrigen. Er heiratet nicht vor dem 20. Lebensjahre. Hat sich das Herz eines Dshagga-Jünglings irgendwo gebunden, so erkundigt er sich bei den Eltern der Auserwählten nach dem Preise derselben. Dieser wird nun auf eine Anzahl Kühe oder Ziegen festgesetzt, je nach Vereinbarung pränumerando oder „nach Lieferung" zahlbar. Weniger bemittelte Freier vereinbaren die ja auch in Deutschland bei Nähmaschinen- und Möbelkäufen beliebte Ratenzahlung. Sie haben dann im Laufe der ersten Jahre ihrer Ehe ihre Schuld an den Schwiegervater abzutragen. Ist man handelseinig geworden, und hat der Mann eine Hütte hergerichtet, so sendet er einige seiner Freunde aus, um die Braut zu holen. Es wird mit dieser nun eine Art Entführungsszene aufgeführt und auf den Köpfen ihrer Entführer wird sie unter Jubel in die Hütte ihres zukünftigen Herrn und Gebieters getragen. Mehrere Tage hindurch versammeln sich nun allabendlich die Nachbarn und Freunde des Bräutigams zum Tanz vor der Hütte und werden hier mit tombo bewirtet, einem aus einem hirseartigen, von den Eingeborenen mwimbe genannten Korn (Eleusine coracana) bereiteten berauschenden Getränk, von dem Aussehen der Schlempe in Branntweinbrennereien und etwa dem Geschmack des Lichtenhainer Bieres oder der Leipziger Gose.

Nach Beendigung dieser 14tägigen Festlichkeit gelten Jüngling und Jungfrau als Mann und Weib und verleben nun ihre Flitterwochen. Häufig schenkt Mandara seinen Getreuen Frauen aus der Kriegsbeute. In diesem Falle wird in der Regel keine größere Festlichkeit veranstaltet, sondern die Frau und Gattin einfach in ihre Hütte geführt. Am Morgen nach der eigentlichen Hochzeit macht die Neuvermählte nun, behangen mit Glocken und allem möglichen zusammengeborgten Schmuck, unter Führung ihrer Schwester oder nächsten weiblichen Verwandten ihren Ausgang zum Marktplatz, um sich dort als junge Ehefrau vorzustellen und die Glückwünsche ihrer Freundinnen entgegen zu nehmen. Nach Hause zurückgekehrt, verläßt die junge Frau dann ca. 2 Monate lang weder ihr Gehöft, noch arbeitet sie; später besorgt sie die gesamte Feld- und Hausarbeit, denn der Mann ist zu solchen Dingen zu vornehm. Selten legt er Hand an und hilft den Weibern, und nur die Bestellung des „mwimbe", aus deren Frucht er später den tombo bereitet, liegt ihm ob. Auch am Handel beteiligt er sich nicht und selbst ein Knabe würde sich nicht herbeilassen, seine Mutter oder Schwester zum Marktplatze zu begleiten. Er hütet höchstens das Vieh und hilft seinem Vater beim Einsammeln des Honigs. Überall in den Dshagga-Staaten sieht man hoch oben in den Bäumen hängende Bienenkästen, bestehend aus einem ausgehöhlten zirka 1 Meter langen Holzklotze. An dem einen Ende desselben sind Löcher zum Einschlüpfen der Bienen angebracht und Jahr aus Jahr ein tragen diese hier ihren Honig zusammen. Solche Honigkästen nun in bestimmten Zeiträumen zu leeren, ist Sache der Männer.

Als standesgemäße Beschäftigung gelten ihnen auch noch die Anfertigung des verschiedenen Haus- und Feldgerätes, sowie die Herstellung ihrer Kriegsausrüstung.

Namentlich das Gewerbe der Waffenschmiede steht hoch in Ehren und man muß es den Wadshagga zugeben, mit vollem Rechte; denn ihre Schwerter und Speere sind von einer so vorzüglichen Arbeit, daß sie die Bewunderung jedes Europäers erregen.

Hat bei unserem jungen Ehepaare sich nun der Storch eingestellt und die Familie um ein kleines schwarzes Menschenkind vermehrt, so hat der Vater, wenn er erfahren will, welchem Geschlechte der Neuankömmling angehört, eine Ziege zu schlachten. Bevor er dieser seiner Verpflichtung nicht nachgekommen, wird er nicht darüber aufgeklärt, ob er einen Sohn oder eine Tochter sein eigen nennt.

Sobald die junge Mutter sich von ihrem freudigen Schrecken erholt hat, macht sie ihren ersten Ausgang zum Marktplatze. Ein kleines Mädchen begleitet sie, geröstete Bananen tragend, von denen jeder sie Beglückwünschende ein Stückchen erhält, um dasselbe auf das Wohl des Neuangekommenen zu verzehren. Zur Feier des Tages hat sie sich den Schädel glatt rasiren lassen, und mit der beliebten Fettschminke eingerieben. Es gilt dies sowohl als Zeichen der Freude als der Trauer, denn auch nach dem Tode eines Wadshagga erscheinen die nächsten Anverwandten in gleicher Weise rasirt und eingefettet.

Nur etwa 14 Tage lang säugt die Mutter ihr Kind regelmäßig; nach dieser Zeit bleibt sie oft den ganzen Tag über ihrem Gehöfte fern, weilt auf Besuch in der Nachbarschaft, oder ist irgendwie beschäftigt. Das Kind wird dann von Verwandten oder in der Hütte weilenden Geschwistern gewartet und mit Butter oder Sahne gefüttert, in der Weise, wie Tauben ihre Jungen schnäbeln. Nie sieht man die Mutter ihren Säugling mit auf die Arbeit nehmen oder sonst mit sich herumschleppen, wie dies beispielsweise die Wanikafrauen thun. Letztere tragen ihre Kleinen, ähnlich wie die Känguruhs, stets mit sich umher, allerdings auf dem Rücken, wo es in einem Sacke baumelt.

In schwächlichem Zustande zur Welt kommende Kinder werden von den Wadshagga nicht getötet, wie bei vielen Küstenstämmen, den Wasaramo, Wasegua und Wasambara, sondern mit derselben Liebe behandelt, wie kräftige, normal gebaute. Übrigens kommen verkrüppelte Kinder äußerst selten vor, und ich entsinne mich nicht, je einen verwachsenen oder von Natur mißgestalteten Wadshagga gesehen zu haben, ausgenommen einen Albino, einen Sohn Mandaras. Kommen Zwillinge auf die Welt, so wird in der Regel eins derselben getötet. Besteht das Paar aus Knabe und Mädchen, so wird dasjenige Geschlecht am Leben gelassen, welches am wenigsten in der Familie vertreten ist.

Wenn ein erwachsenes Familienmitglied stirbt, so wird seine Leiche sofort nach eingetretenem Tod ca. 1 Meter tief in der Hütte begraben, und zwar in liegender Stellung. Ein Mann kommt auf seine rechte, ein Weib auf ihre linke Seite zu liegen. Die Ohren werden mit Gras verstopft.

Nach etwa Jahresfrist werden die Gebeine aus dem Grabe herausgenommen und verstreut. Der Schädel wird an einen geheiligten Ort getragen — und die Augenhöhlen dem Kilima-Ndscharo zugewendet — unter einen Baum oder Strauch gelegt. Kinderleichen werden nicht in der Hütte, sondern in einem Bananenhain beigesetzt. In mehreren der anderen Dshagga-Staaten werden die Leichen unverheirateter Männer in irgend eine Schlucht geworfen, um dort von den Hyänen gefressen zu werden. Fällt ein Mann im Kriege, so wird der Leichnam, und sei es selbst der des Königs, niemals der Erde übergeben. Er wird in den Wald oder Busch getragen und mit Gras oder Bananenblättern zugedeckt. Die Wadshagga glauben nämlich, ein Land, dessen Boden die Gebeine eines im Kampfe Gefallenen aufgenommen, würde stets vom Kriege heimgesucht werden und ihm nie die Segnungen des Friedens zu teil werden. Um nun von den im Kriege Gefallenen ein Andenken zu haben, wird aus der nächsten Umgebung der Stelle, wo derselbe seinen letzten Atemzug gethan, ein Stein von der Größe eines Kopfes entfernt, zur Hütte der Hinterbliebenen getragen und, nachdem er dort mit dem Blute einer Ziege übergossen ist, als Schädel des Verstorbenen betrachtet und an einen geheiligten Ort getragen.

Neigung zum Aberglauben ist stark ausgebildet, so z. B. wird in jedem Kriege ein Schaf geschlachtet und der vereidete Fleischbeschauer verkündet, je nach Lage der Eingeweide, Glück oder Unglück. Weissagt er das letztere, so wartet man mit dem Auszuge zum Kampfe, bis ein besseres Anzeichen sich einstellt. Auch seine bösen Geister hat der Wadshagga. Dieselben haben ihr Quartier in alten Bäumen aufgeschlagen und aus Rücksicht darauf sind solche überall auf den verschiedensten Hügeln stehen geblieben, selbst da, wo sonst der Wald der Feldkultur hat Platz machen müssen. Übrigens belästigt er seine Geister nur in den seltensten Fällen, z. B. bei schweren Krankheiten. Da werden dann kleine mit Honig bestrichene Holzstäbe in der Nähe des Baumes in den Boden gesteckt oder mit der Axt ein Loch in den Stamm geschlagen und Honig hineingetröpfelt, dem Geiste also in optima forma Honig um den Bart geschmiert.

Die Wadshagga müssen auch irgend ein Mittel besitzen, mit dem sie glauben, den Regen herbeizaubern zu können, nur dadurch kann ich mir erklären, warum Mandara vor einiger Zeit, als er mit dem Bau eines neuen Palastes begonnen hatte, durch einen, mit riesigem Antilopenhorn bewaffneten Herold, der blasend von Hügel zu Hügel ging, jedermann kund und zu wissen that, daß er, der Fürst, auf die Dauer von 4 Wochen keinen Regen zu sehen wünsche, wonach sich männiglich zu richten habe.

Die Wadshagga nähren sich größtenteils von Vegetabilien, stopfen sich aber nach Möglichkeit voll Fleisch, bevor sie zum Kriege aufbrechen. Ihr Hauptnahrungsmittel bilden die Bananen und der Mais, die gekocht, gebacken oder gedörrt und zu Mehl verarbeitet, seltener roh genossen werden. Auch Bohnen, Linsen und verschiedene Knollengewächse mhogo, wiasi ꝛc. werden viel gegessen.

Merkwürdigerweise ißt der Wadschagga weder Fische, noch irgend welches Geflügel. Trotzdem findet man vielfach Hühner in den Gehöften, sie werden als „saa", d. h. Uhr, gehalten und haben lediglich die Aufgabe, ihrem Herrn, der auch ihre Eier verschmäht, durch ihr Gackern und Krähen das Dämmern des Morgens zu verkünden. In einem seiner Lieblingsgesänge (alle seine Lieder handeln von Essen und Trinken), verspottet er die Suaheli mit etwa folgenden Worten:

„Weil Hühner er und Fische ißt,
Der Küstenmann ein Schwächling ist.
Der Rinder Fleisch, der Ochsen Blut
Giebt dem Wadschagga Kraft und Mut."

Die Regierungsform in sämtlichen Dschaggastaaten ist die absolute Monarchie, wobei sich der Thron vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt. Ist dieser noch ein Kind, so führt die Königin-Mutter die Regierung, bis er herangewachsen ist. Der König verfügt über Leben und Tod, Hab und Gut, Zeit und Arbeitskraft seiner Unterthanen. Will er ein neues Haus bauen, was bei dem hier überaus emsig nagenden Zahn der Zeit alle zwei bis drei Jahre nötig ist, so haben die Männer Holz, Lehm und Gras herbeizuholen und den Bau zu besorgen, die Weiber haben die Arbeit in den Anpflanzungen zu verrichten, in ihren Hütten das Vieh des Monarchen zu füttern, oder es durch ihre Kinder auf den Bergabhängen hüten zu lassen.

Will der König einen Kriegszug unternehmen, so beruft er die waffenfähigen Männer und sendet sie, wohin es ihm gutdünkt. Macht sich einer des Ungehorsams gegen seine Befehle schuldig, so werden ihm Weiber und Vieh genommen, seine Hütten niedergebrannt. Der König sorgt aber auch für seine Unterthanen, unterstützt die Bedürftigen und pflegt den Bittenden mit vollen Händen, so lange er Vorräte besitzt, zu schenken.

Durch öfter veranstaltete Zechgelage mit Gesang und Tanz, sowie Ochsenschlächtereien und Verteilung des Fleisches kommt er seinen Repräsentationspflichten nach.

Die Wadschagga sind, wenn auch auf Befehl ihrer Fürsten zu jeder Stunde kampfbereit, doch im Grunde ein friedliches, verträgliches Volk. Wenn die Fürsten nicht als Zahlungsmittel für die Händler der Sklaven und für ihre eigenen Völlereien des Viehes benötigten und sich beides unausgesetzt durch Raubzüge von ihren Nachbarn zu verschaffen suchten, diese dann wieder den Verlust, den sie erlitten, durch Beraubung eines anderen schwächeren Nachbarstammes zu ersetzen strebten, würde im ganzen Dschaggalande eitel Friede und Eintracht herrschen.

Wollte Mandara seinen Elfenbeinhandel rationell betreiben, er würde aus dem Ertrage desselben seine Bedürfnisse vollauf befriedigen und auf den Handel mit Sklaven gänzlich verzichten können. Mit den Verhältnissen der anderen Dschaggastaaten bin ich nicht so genau vertraut, glaube aber, daß sie ähnlich wie in Moschi liegen.

Mandara unterhält eine Truppe von Elefantenjägern, die aus dem Lande Ukamba ausgewandert sind und bei dem Fürsten von Moschi freundliche Aufnahme gefunden, sowie Land, Vieh und Frauen zur Begründung einer Haushaltung erhalten haben. Sie streifen Jahr aus, Jahr ein, je nach der Jahreszeit, in der Ebene oder in den Urwäldern des Hochlandes umher und ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich annehme, daß sie jährlich 10 Zentner Elfenbein an ihren Herrn abliefern.

Das im Kilima-Ndscharo-Gebiet erbeutete Elfenbein ist das beste Afrikas und wird durchschnittlich mit 10 Mark, zuweilen bis zu 18 Mark pro Pfund in Sansibar bezahlt. Mit dem Erlös der 10 Zentner würde nach Abzug des Zolles und der Transportkosten zur Küste immer noch ein hübsches Sümmchen übrig bleiben und Mandara in den Stand setzen, sich die Befriedigung der verschiedensten Wünsche zu gestatten. Eine große Schwierigkeit liegt für ihn bei seinem Elfenbeingeschäft in dem Mangel an Trägern. Seine eigenen Leute sind nicht dazu zu bewegen, zur Küste zu gehen, außerdem nicht gewohnt, Lasten zu tragen, und bei den ewigen Kriegen auch nicht gut im Lande zu entbehren. Ebenso eignen sich die hier erbeuteten Sklaven nicht zu einer solch ungewohnten Arbeit, und so bleibt Mandara nichts anderes übrig, als sein Elfenbein an die ihn aufsuchenden Küstenhändler zu verkaufen, oder es denselben in Kommission zu geben. In beiden Fällen wird er natürlich jämmerlich über den Löffel barbiert und bekommt oft nicht den zehnten Teil des wahren Wertes.

Eines Tages zeigte mir Mandara, was für schöne Sachen er von der Küste für drei Elfenbeinzähne erhalten hatte. Es waren einige Pakete eiserner Nägel, eine Petroleum-Hängelampe, ein Regenschirm, einige Pfunde Tabak, verdorbener Thee und ein allerdings recht solider schöner europäischer Regenrock.

Nach Mandaras Beschreibung mußten die drei Zähne, für welche er die aufgezählten Kostbarkeiten erhalten hatte, etwa zusammen 150 Pfund gewogen, also einen Wert von 1500 Mark repräsentirt haben.

Ich fragte Mandara, was er denn eigentlich mit dem Regenrock, auf den er ganz besonders stolz zu sein schien, anfangen wolle, setzte ihm auseinander, daß derselbe viel zu schwer für die Tropen und viel zu klein für seine Reckengestalt sei, also gar keinen Wert für ihn habe. Mit verschmitztem Lächeln antwortete er mir: „Ich zeige ihn Meliare (seinem Schwiegersohn) und der ärgert sich." —

Man wird nun mit Recht die Frage aufwerfen, warum die Ostafrikanische Gesellschaft ihm nicht zu beiderseitigem Vorteile] seine Waren abkauft. Jeder Versuch nach dieser Richtung ist an der hartnäckigen Weigerung Mandaras oder an seinen übertriebenen Forderungen gescheitert.

Mandara äußerte mir gegenüber auf meine Frage, warum er mit den Deutschen keine Geschäfte mache:

„Alle Europäer sind klüger als ich, daher haben sie natürlich, wenn ich ihnen etwas verkaufe, immer den größeren Vorteil beim Handel. Verkaufe ich an die Araber oder Suaheli, so sind sie häufig die Dümmeren und lassen sich von mir übers Ohr hauen. Jetzt weißt Du, warum ich es vorziehe, mit ihnen zu verkehren."

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Sehr bedauernswert, ja beschämend für uns ist, daß Nachrichten in Zeitungen über Vorgänge in Ostafrika fast immer mit der Phrase beginnen: „Privattelegramm der N. N. Zeitung von unserem Korrespondenten aus London", oder aber: „Die Times, der Herald und andere schreiben". Aber nicht nur, daß wir unsere Berichte aus englischen Zeitungen entnehmen müssen, sondern es werden auch bemerkenswerte Vorkommnisse vielfach erst sehr spät bekannt. So erfahren wir erst am 24. Juni, daß am 9. Mai das 10 Kilometer südlich von Bagamoyo liegende 400 Seelen zählende Dorf Magogoni erstürmt wurde. Es war schon wiederholt auf dort stationirte Leute der Möwe vom Dorf aus geschossen worden, doch unterblieb die Bestrafung wegen Wechsels der vor Dar-es-Salaam stationirten Schiffe. An dem genannten Tage rückte unter Führung des Leutnant v. Behr die dort liegende Kompanie aus, in zwei Abteilungen, deren eine der Stationchef Schmidt befehligte, und es gelang ihr nach heftigem Gefecht das Dorf Magogoni zu stürmen.[1]) Auf feindlicher Seite wurden 8 Tote, darunter 2 Araber konstatirt. Einer derselben war ein Führer der Aufständischen. Auf unserer Seite waren keine Verluste zu verzeichnen. Gelegentlich einer Inspizirung des Reichskommissar Wißmann wurde am 22. Mai das aufständische Dorf Bomagi niedergebrannt, in welchem der Rebellenführer Soliman ben Gegel früher ein Lager aufgeschlagen hatte. Dabei wurde dessen Mutter gefangen genommen. Der Effekt all dieser leider notwendig gewordenen Gewaltmaßregeln war, daß die Häuptlinge der umliegenden Ortschaften um Frieden baten, welcher ihnen auch gewährt wurde. Vom 29. Mai erfahren wir, daß in Lindi alles ruhig ist und sich der Handelsverkehr ohne Schwierigkeiten vollzieht. Die Eingebornen sagen, daß die Araber den dort wohnenden Britisch-Indern mit Niedermetzlung gedroht hätten, wenn von einem deutschen oder englischen Schiff ein Schuß auf Lindi abgegeben würde. Die Lage der Inder, welche für gefährlich gehalten wird, ist vermutlich eine Folge des Besuches der „Leipzig" in Tungi. Die dort angesiedelten Portugiesen bereiten sich zum Abzuge vor.

Wißmann gibt sich jetzt alle Mühe, in den Gebieten, wo der Aufstand niedergeschlagen ist, den Handelsverkehr wieder zu eröffnen und veranlaßte die bisher in Bagamoyo wartenden Wanjamuesi-Karawane nach Unjanjembe aufzubrechen, und die dort lagernden Elfenbeinkarawanen hofft er dadurch zum Marsch nach der Küste zu bewegen. Um den Handel wieder zu beleben, versucht Wißmann, die Inder zur Rückkehr zu veranlassen. Der Sohn Tippo Tibs hat seine sämtlichen Leute von Sadani nach Sansibar bringen müssen wegen Lebensmittelmangel. Derselbe brachte, wie die Times unterm 27. meldet, nur so viel Elfenbein mit, als er zum Einkauf von Lebensmitteln notwendig hatte. Den großen Vorrat ließ er in Unjanjembe zurück, wohin er zurückkehrt, um die Ankunft seines Vaters zu erwarten. Von Stanley brachte er keine Nachricht. Im britischen Gebiet herrscht Ruhe, doch dürfte diese Ruhe die Engländer schweres Geld kosten, was aber bei ihnen wenig in Betracht kommt, da sich die Angelegenheiten der britischen Gesellschaft stetig und befriedigend entwickeln sollen. Vor Pemba nahm ein englischer Kreuzer eine Sklavendau weg, welche wahrscheinlich zu frech dazu herausforderte, denn die Engländer betreiben die Bekämpfung des Sklavenhandels in Anbetracht der jetzigen Verhältnisse sehr lau, trotz der Versicherungen des vor kurzem in Sansibar gewesenen Sir John Kirk, welcher behauptet, daß die Sklaverei zum größten Teil in dem englischen Ostafrika abgeschafft und der Sklavenhandel so gut wie aufgehoben sei.

Am 30. Juni wurde gemeldet, daß die Deutschen nach Ablehnung aller den Eingeborenen gemachten Friedensvorschläge entschlossen waren, Pangani zu zerstören. Buschiri soll zuletzt im Usagaragebiet Leute zur Teilnahme am Aufstande zu bewegen versucht haben. Wißmann wendete zunächst seine ganze Aufmerksamkeit der Küste zwischen Dar-es-Salaam und Pangani zu, und wenn der Frieden gestiftet ist und der Handel eröffnet, will er zur Pazifizirung des südlichen Küstenstriches schreiten.

Unterdessen fand am 9. d. M. der schon längst in Aussicht stehende Kampf um Pangani thatsächlich statt und endete damit, daß der Ort angeblich ohne Verlust von unserer Seite genommen wurde. Die Gerüchte von Buschiris Gefangennahme haben sich bis jetzt nicht bestätigt und sind auch unglaubwürdig, da ein eigentlicher Kampf nicht stattgefunden hat. Pangani, welches ganz frei liegt, kann, wie schon früher vom Verfasser bemerkt wurde, nicht den geringsten Widerstand leisten und mußte ohne Kampf zu nehmen sein, was auch, wie oben gesagt, der Fall war. Nach der Beschießung, an welcher mehrere deutsche Kriegsschiffe teilgenommen hatten, landete Wißmann seine 1000 Mann, wobei ein Boot in der Brandung verloren gegangen sein soll, und besetzte, ohne Widerstand zu finden, den von den Eingeborenen verlassenen Ort und unternahm sogar eine Rekognoszirungsfahrt am Fluß hinauf, wurde dabei jedoch beschossen. Die Häuser der meisten Inder sollen unbeschädigt sein, und so kehrten diese wieder in die Stadt zurück. An der Besetzung Panganis nahmen wieder 400 Mann Marinetruppen teil. Am 11. Juli wurde die Einnahme von Tanga nach unbedeutendem Widerstande durch die Marinesoldaten ins Werk gesetzt.

In Sansibar selbst scheinen sich zweifellos in nächster Zeit Änderungen vorzubereiten, welche den Sultan betreffen. Ein Gerücht, welches allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen ist, meldet dem „Herald", daß der Sultan seine Absetzung und die Berufung seines Bruders Ali zum Herrscher Sansibars befürchte. Es heißt auch, daß dem Ali ein darauf bezüglicher Antrag unter der Bedingung der Freigebung aller Sklaven in Sansibar und der Abschaffung der Sklaverei gemacht worden sei. Der englische Agent Portalis hat Ali einen Besuch abgestattet, was viel von sich reden machte. Ali soll sich jedoch fürchten, den Antrag in der gemachten Fassung anzunehmen.

Selbst für den Fall, daß sich das ganze aus Sansibar kommende Gerücht als unrichtig erweisen sollte, wäre es dennoch sehr bezeichnend für Said Khalifas Stellung, welche der Verfasser schon wiederholt als eine für die Dauer unhaltbare bezeichnet hat.

---

[1]) Siehe Bericht des Reichskommissars. D. R.

Digitized by Google

Dr. Peters hat als Führer der Emin Pascha-Expedition endlich von der Kweihoobucht aus seinen Marsch ins Innere angetreten, worauf noch im letzten Augenblick durch den englischen Admiral Freemantle das von Peters gecharterte Schiff „Neera“ weggenommen worden sein soll.

Da in einer dem Emin Pascha-Komitee übersandten Depesche des Dr. Peters nichts von der Wegnahme der „Neera“ gemeldet wurde, so muß, da englische Depeschen melden, daß er im Besitz seiner Jagdwaffen sei, angenommen werden, daß die Engländer diesmal zu spät kamen und die „Neera“ erst kaperten, als Dr. Peters schon seine Ausrüstung geborgen hatte. In Sansibar ist am britischen Konsulat eine Bekanntmachung angeschlagen, nach welcher sich innerhalb 24 Tagen alle diejenigen melden sollen, welche Ansprüche auf den genommenen Dampfer haben.

Es beweist ebenso sehr, wie Englands früheres Vorgehen gegen die Emin-Expedition, daß es dieselbe sehr fürchtet, mehr als es eingestehen will. Die Nachrichten von Stanley sind überaus dunkel und wahrscheinlich in London stark zensirt. Es ist für den Verfasser dieses gar kein Zweifel, daß der politische Teil von Stanleys Mission vollständig gescheitert ist und daß er eine solche hatte, gestand er gewissermaßen andeutungsweise Professor Schweinfurt bei einer Unterredung in Kairo ein. Das Scheitern seiner politischen Mission, von dem man in London sicher genaue Kenntnis hat und welches noch durch das auffallende Schweigen Emins oder Totschweigen seiner Briefe bestätigt wird, ist auch der Grund der auffallenden Feindseligkeit der Engländer gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition. Sie fürchten, daß andere dasjenige erreichen könnten, was ihnen resp. Stanley mißlang. Der Verfasser kann sich nicht entschließen zu glauben, daß Emin ebenfalls zur Küste zieht. Die Nachricht von dem Vorrücken einer so gewaltigen Menschenmasse würde sich schon durch Eingeborene verbreitet und längst die Ostküste wiederholt erreicht haben. Von einem absichtlichen Verschweigen seitens der Araber oder Eingeborenen kann gar keine Rede sein, da derartiges in Afrika, wie jeder Kenner desselben bestätigen wird, unmöglich wäre. Dr. Peters wird, im Falle es ihm gelingen sollte, ins Innere vorzudringen, eine dankbare Aufgabe erfüllen können, wenn er mit Emin zusammenstoßen sollte. Er könnte dies allerdings nur erreichen, wenn er mit genügenden Waffen und Munition versehen wäre, und er wird kaum gewagt haben, eine solche Reise ohne dieselben anzutreten. Admiral Freemantle, welcher ihm die Waffen abnehmen sollte, hat sich, wie über London gemeldet wird, zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Mauritius begeben, wahrscheinlich zur Erholung. Zu wünschen wäre, daß sich die Vermutung bestätigt, er sei wegen der gänzlich ungerechtfertigten Wegnahme der „Neera“ dorthin geschickt worden. Jedenfalls aber ist die Annahme, er sei nach Mauritius gegangen, um dem Schauplatz der englisch-portugiesischen Wirren näher zu sein, ganz falsch, denn ein Blick auf die Karte wird lehren, daß dafür der Platz in der St. Luciabay gewesen wäre.

Weiter im Norden haben die Engländer, welche immer mehr feste Positionen in Afrika erwerben, einen Erfolg zu verzeichnen, indem die von der *britisch-ostafrikanischen* Gesellschaft nach dem Gallaland im März ausgesandte Expedition glücklich nach Mombassa zurückgekehrt ist und Verträge mit den Häuptlingen zwischen Tana und Juba abgeschlossen hat. Ein Umstand, dessen Bedeutung uns noch gar nicht recht klar geworden ist, indem er unsere Hoffnungen auf dereinstigen Besitz der Somali- und Gallaländer, als den wahrscheinlich wertvollsten Teil Ostafrikas, sehr herabmindert. Man möchte angesichts der Fortschritte der englischen Kolonialpolitik wirklich ausrufen: „wenn ich nicht Diogenes wäre, möchte ich Alexander sein“.

Die Kaiserlich britische Ostafrikanische Gesellschaft hat ihre erste Generalversammlung abgehalten unter Mackinnons Vorsitz. Alles scheint danach aufs beste zu gedeihen, jenen Streitfall mit der Witugesellschaft hat man einem Schiedsgericht vorgelegt und sieht voller Spannung der Entscheidung entgegen. Es handelt sich um einige den Engländern natürlich widerrechtlich nicht gegönnte Gebietsstrecken. Der Präsident Mackenzie, welchem, aus Afrika zurückgekehrt, stürmische Ovationen gebracht wurden, legte einen sehr schön klingenden Bericht ab, welcher den Mitgliedern das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ. Jedenfalls verstehen es die Engländer sehr gut, ihre Kolonien schnell nutzbringend zu machen, was ihnen aber auch sehr erleichtert ist durch ihre große Kapitalskraft und die Sicherheit, den Staat im gegebenen Momente hinter sich auch zu wissen. Letzteres kann auch für Ägypten aufrecht erhalten werden, wo zwar oft eine eigenartig zaudernde Politik manchen günstigen Moment unbenutzt vorüber gehen ließ. Die Derwische tauchen an der Südgrenze Ägyptens wieder auf, da Frankreich verlangt, daß England bestimmte Erklärungen bezüglich des Räumungstermins abgeben soll. Es ist merkwürdig, daß die bösen Derwische immer dann Ägypten mit einer Invasion bedrohen, wenn England von irgend einer Seite wegen der Räumung des Landes interpellirt wird. Man kann kaum mehr den Verdacht von sich abweisen, daß jene immer in den geeignetsten Momenten wiederkehrende Gefahr künstlich erzeugt wird.

In Abessinien scheint etwas mehr Klärung der Lage einzutreten. Der vom sterbenden Negus erkorene Neffe, nicht sein Sohn, wie früher erwähnt wurde, ein Sohn des Königs Johannes, befindet sich, trotzdem Ras Alula sein Bundesgenosse ist, in wenig beneidenswerter Lage und wird nirgends vom Volke als Herrscher anerkannt. Dagegen erwartet man Meneliks Erscheinen mit Ungeduld. Prinz Debeb ist ins Herz der Provinz Tigre vorgedrungen und hat sich in Besitz der abessinischen Krönungsstadt Adua gesetzt, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen. Fast alle Häuptlinge sind zur Anerkennung Meneliks bereit. In Rom hofft man mit Eintritt des neuen Jahres, wenn Menelik die Oberherrschaft ergriffen haben wird, das Okkupationskorps aus Massaua zurückziehen zu können und durch eine Zivilverwaltung zu ersetzen. Das wäre entschieden der größte Fehler, welchen Italien machen könnte, und gleichbedeutend mit dem Aufgeben Abessiniens.

Die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft hat beschlossen, ihre Arbeiten in Afrika sofort wieder aufzunehmen, wenn die Pazifizirung der aufständischen Gebiete gelungen sein wird. Das restirende Kapital von 1½ Millionen Mark reicht sogar vollkommen aus, die Arbeiten in der eingeleiteten Weise aufzunehmen.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat beantragt, daß ihr der Bundesrat diejenigen Rechte zuerkenne, welche in dem Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, vorgesehen sind. Als Zweck der Gesellschaft wird in den neuesten Satzungen unter anderem angegeben, die Landesoberhoheit auszuüben, die Ausbeutung des Bodens einzuleiten und neue Ländereien zu erwerben.

Paul Reichard.

Süd-Ostafrika.

Der frühere britische Konsul in Mozambique Mr. H. E. ONeill hat über den Handel in Ostafrika einen Bericht veröffentlicht, welchem wir die folgenden interessanten Einzelheiten entnehmen. Von der Delagoabay bis nach den Straits von Perim erstreckt sich eine Küste von über 3 000 englische Meilen Länge und hinter dieser lebt ein Volk, das keinem Gesetze gehorcht und noch vollständig in Unwissenheit und Barbarismus begraben ist. Trotzdem produzirt dasselbe aber Exportartikel, die jährlich einen Werth von ca. 15 000 000 Mark erreichen. Was die einheimische Bevölkerung an der Küstenlinie betrifft, so hat bis vor kurzem der Handel bei ihnen vollständig auf Austausch beruht. Geld ist ihnen neu, wird aber darum um so höher geschätzt und hat nach ihrer Meinung einen unveränderlichen Wert. An verschiedenen Punkten dieser Küste lebt jedoch auch eine ganz andere Rasse, hauptsächlich Asiaten aus Britisch-Indien, die von den Eingeborenen durchaus verschieden ist und die sich nur zu Handelszwecken dort niedergelassen hat. Das Geschäft in Ostafrika ist aber mit großen Schwierigkeiten und Entbehrungen verknüpft und die Europäer — von denen jedoch nur wenige vorhanden — sowohl als die Indier haben von Fieber und anderen Krankheiten, die an den sumpfigen Küsten der Tropen stets herrschen, viel zu leiden. Mit der Sicherheit des Eigenthums ist es auch schlecht bestellt, und häufig hängt der Händler von den Launen eines der Häuptlinge ab, dessen Freundschaft er sich durch Tributzahlungen erkaufen muß. Noch mehr wird der Handel durch fiskalische und gesetzliche Beschränkungen gehindert. In Sansibar z. B. sind die Steuern auf den Export von Rohprodukten ungeheuer hoch und variiren zwischen 15 bis 30 Prozent ad valorem, in Mozambique ist der Ausfuhrzoll zwar niedriger, die direkten Steuern dafür um so höher und an langen Küstenstrichen zwischen den portugiesischen Niederlassungen ist die Sicherheit geringer und die Erpressungen noch schlimmer. Trotz alledem aber fehlt es auch hier an starker Konkurrenz nicht. Indien, das bei seiner sich rapide ausdehnenden Industrie neue Absatzgebiete für seine Fabrikate sucht, hat Ostafrika jetzt in sein kommerzielles Bereich gezogen, und man kann fast sagen, daß Sansibar und Mozambique in industrieller Beziehung vollständig von Bombay abhängen. Indien sendet auch fortwährend neue Ansiedler dahin, die so bedürfnislos und sparsam sind, daß die Europäer es fast unmöglich finden, neben denselben sich zu behaupten, was denjenigen, die Kapital in neuen Unternehmungen an diesem südöstlichen Teil der Küste anlegen wollen, zu denken geben sollte. Anderseits muß man jedoch auch zugeben, daß der Handel dort mancherlei Vorteile bietet. Die hauptsächlichsten sind, daß das bedeutend entwertete Geld sowohl von dem Volk als der Regierung als legales Zahlungsmittel acceptirt wird, zweitens, daß sich die Waren leicht nach Bombay und von da nach Europa befördern lassen. Das zirkulirende Geld besteht in der britisch-indischen Rupie und dem Maria Theresia-Thaler. In den portugiesischen Besitzungen sieht man auch etwas portugiesisches Silber, sowie Bank- und Regierungsnoten, außerhalb dieser Niederlassungen sind dieselben jedoch nie zu finden. Die Produkte Ostafrikas sind also für Münzen zu haben, deren Goldwert in den letzten 15 Jahren um 30 Prozent gefallen, während der Preis der Waren seit dieser Zeit wenig oder garnicht gestiegen ist. Wo dies doch der Fall, geschieht es nicht, weil der Wert des Geldes zurückgegangen, — was dem Eingeborenen nicht nur unbekannt ist, sondern auch wohl gleichgiltig wäre, da es für ihn ja dieselbe Kaufkraft besitzt — sondern weil dem Eingeborenen die Beschaffung der betreffenden Ware mehr Mühe bereitet. Elefanten sind mehr in das Innere geflüchtet, Gummi ist infolge der Vernichtung ganzer Wälder nahe der Küste, in welchen die verschiedenen Gummipflanzen sich vorfanden, schwerer zu erlangen, die Kopalläger haben sich verringert und große Landstrecken, die früher dicht bewohnt und bebaut waren, sind durch die Sklavenjäger entvölkert.

Theoretisch besitzt die Provinz Mozambique eine Goldwährung und es sind sogar eine Menge Gesetze darüber vorhanden. Der Rückgang des Silbers aber und das Steigen des Goldwertes hat zur Folge gehabt, daß Gold als Zahlungsmittel vollständig vom Markte verschwunden ist und jetzt nur einen Handelsartikel bildet, der für den Export aufgekauft wird, wenn der Wechselkurs einen Verdienst gewährt. Das Gesetz bestimmt für Silber einen gewissen Goldwert, der in Reis bemessen ist; dasselbe ist aber bereits sechs Jahre alt und seitdem fiel Silber um fast 20 Prozent, sodaß der Staat, der natürlich die Gesetze darüber nicht fortwährend ändern kann, in dieser Höhe bei allen Steuerzahlungen ꝛc. benachteiligt ist. Das fixirte Verhältnis zwischen Gold und Silber verursacht die größten Schwankungen in den Wechselkursen auf Lissabon und London. Tratten auf den ersteren Platz bedingen zur Zeit über 20 Prozent Agio, was ungefähr die Differenz zwischen dem gesetzlichen und dem Marktwert des Goldes repräsentirt, und für Londoner Wechsel hat man sogar augenblicklich über 46 Prozent zu zahlen. Die Schwankungen sind ziemlich dieselben wie in Bombay, wo die Wechselkurse sich durch den Wert der Rupie ohne jeden Zwischenfaktor reguliren.

Westafrika.

(Aus dem Schutzgebiete Kamerun). Hauptmann Zeuner hat in den Tagen vom 8. bis 21. Januar 1889 eine Expedition von der bekannten Station Barombi am Elefanten-See aus in nordwestlicher Richtung nach Bioko am Doheri (5° 10′ n. B. 9° ö. v. G.) ausgeführt, worüber ein interessanter Bericht des Reisenden in dem neuesten Hefte der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten (Bd. II Heft 2) enthalten ist, dem wir die nachstehenden Daten entnehmen. Am 8. Januar nachmittags brach Hauptmann

Zeuner mit 16 Weibjungen und einem Dolmetscher aus Victoria nach Barombi ba Mbu am linken Ufer des Elefanten- oder Barombi-See auf; mit der Absicht, über Bioko das am Akwayafesluß gelegene Efu-Errorup zu erreichen, um an diesem Orte mit dem Gouverneur von Kamerun, Freiherrn von Soden, zusammenzutreffen und von da einen Vorschub gegen den Hewettberg und die Schnellen des Kalabarflusses zu unternehmen. Der Reisende ist bis Bioko gekommen, wo es ihm unmöglich wurde, Führer weiter nach Westen und Nordwesten zu erhalten. Derselbe schloß aus dem Resultat seiner Erkundigung, daß

1. nördlich Bioko sich ein größerer Streifen unbewohnten Gebirgsterrains hinziehen müsse, und zwar in der Richtung von SE. nach NW.;
2. daß die Leute in Bioko und Umgegend keine Verbindung nach W. und NW. haben.

Die Erfahrungen, welche der Reisende auf seiner Exkursion nach Bioko gesammelt hat, ergeben insbesondere wertvolle Nachrichten über einzelne Ortschaften und den Charakter der von ihm durchwanderten Gegenden. Die erste Ortschaft, welche im Berichte erwähnt wird, heißt Bakundu ba Mboa, Hauptdorf, umgeben von kleinen Sklavendörfern.

Der Ort liegt in einem lichten Busch von Palmen und Bananen; seine geographische Lage ist nach der dem Berichte beigefügten Skizze 4° 10′ n. B. und 9° 25′ ö. v. G. Der Empfang des Reisenden von seiten des Häuptlings in diesem Dorfe war ein durchaus freundlicher. Eine Stunde Wegs von Bakundu ba Mboa liegt an dem Flusse Uö ein großes Dorf namens Mambanda; den Weg dahin, der durch mit Bananenfarmen bebautes Gelände mit vielen Farmhäuschen führte, fand der Reisende häufig begangen und sorgsam gepflegt. Die Aufnahme des weißen Fremdlings war auch hier eine sehr freundliche; die Eingeborenen zeigten sich äußerst neugierig und bis tief in die Nacht war die Hütte des Reisenden von sich drängenden und drückenden Gestalten dicht umlagert. Die Hütten, meist mit Lehmwänden, zeigten vielfach eine bunte Bemalung mit schwarzer, weißer und roter Farbe, wie sie auch bei den Banyongs mehr im Innern vorkommen. Der Häuptling von Mambanda stellte dem Reisenden Führer bis zu dem einen Tagemarsch entfernten Mokono-Barombi. Am 10. Januar, morgens 7½ Uhr, wurde in westlicher Richtung der Weitermarsch angetreten. Gegen 10 Uhr wird ein Fluß namens Meme in einer Breite von 35 m, aber von nur 65 cm Tiefe überschritten. Um 11 Uhr erreicht der Reisende ein durch Sauberkeit sich auszeichnendes Dorf, Niängi, dessen Häuptling sofort einen Hahn, Pisang und geräuchertes Antilopenfleisch brachte. In diesem Dorfe sieht der Reisende viele mit Figuren bemalte Bretter und Schnitzereien. Um 3 Uhr nachmittags wird das in westlicher Richtung eine Wegstunde fern liegende Ndo Barombi passirt und um 4¼ Uhr Makano Barombi (4° 48′ n. B. 9° 16′ 20″ ö. v. G.) erreicht.

Der Häuptling in diesem Dorfe brachte so reichliche Geschenke, daß ein Teil zurückgewiesen werden mußte. Er brachte eine Antilope, 3 Hähne, 24 Eier, eine Menge Pisang und eine geräucherte Meerkatze; ebenso wurden Führer für den anderen Tag bis Kitta zugesichert.

Am 11. Januar morgens 8 Uhr wurde aufgebrochen. Der Weg war schlecht und auf längere Strecken von Elefanten dermaßen zerstampft und verwüstet, daß der Reisende die Führer bewundern mußte, die sich immer wieder in dem Wirrsal von Pfaden zurechtfanden. Vielfach kreuzte der Mbobach mit seinen vielen Windungen den Weg, an dessen Ufer, an einer von Büschen hohen Bambusrohres überschatteten Stelle, wo die Eingeborenen beim Bau eines neuen Dorfes, Dawinju, beschäftigt waren, machte der Reisende um 12 Uhr mittags kurzen Halt. Über ein 50 Minuten entferntes Dorf, Ekue Barombi, wo ein neuer Führer genommen wurde, ging der Weg weiter; von Ekue Barombi wurde nach zweistündigem Marsche Ngulu erreicht, ein größerer Ort, in dem der Reisende nur alte Männer sah, da die übrigen Einwohner nach der Aussage des Dolmetschers im Busch zur Farmarbeit abwesend waren.

Von Ngulu nach Kitta, dem nächsten Ziele, war der Weg besser. Auch in Kitta (4° 51′ n. B., 9° 13′ ö. v. G.) waren die Bewohner im Busch zur Arbeit abwesend, wie in Ngulu; der Häuptling des Dorfes, ein sehr alter grauhaariger Neger, war krank und nicht fähig, sich von seinem Lager zu erheben. In Ngulu und Kitta sah der Reisende zum erstenmale Lehmhäuser, die ein Stockwerk hatten, zum Teil mit vorspringender Veranda des Erdgeschosses nach der Straße zu.

Von Kitta wurde am nächsten Morgen (12. Januar) um 6½ Uhr nach Mujange weitermarschirt, und zwar in der Richtung NNW. Über den Mbo, welcher nochmals zu überschreiten war, führte eine gute Lianen-Hängebrücke; in weiterer Folge wurden noch zwei größere Bäche, Makunge und Mbome passirt. Am Mbome machte der Reisende an einer hübschen Stelle zu einer Ruhepause Halt. Das steile Ufer war mit Farn und Selaginellen bewachsen; ein seitliches Bächlein sandte dazwischen in hohen Kaskaden seine hellen Wasser herab und muntere Schmetterlinge trieben sich flüchtig umher, von Zeit zu Zeit auf dem hellen Sande Ruhe suchend.

Mujange (4° 55′ n. B. und 9° 51′ ö. v. G.) war bald erreicht und der Häuptling, welcher um 4 Uhr aus dem Busch von der Arbeit heimkam, versprach Führer für den nächsten Morgen, aber nur bis zum nächsten Orte, dem Dorfe Mboa, von wo nach Bioto, das am gleichen Tage noch zu erreichen war, neue Führer engagirt werden mußten. In Mujange sah der Reisende wiederum zweistöckige Lehmhäuser, welche sehr geräumig waren und meist mehrere Stuben hatten.

Am nächsten Morgen (13. Januar) ging es zunächst in NNW.-Richtung weiter. Der Weg war etwas besser als am Tage vorher, indessen immer noch schlecht genug und an vielen Stellen von Elefanten furchtbar verwüstet. Um 11 Uhr wurde der Yikuruku erreicht, ein etwa 30 m breiter und 0,5 m tiefer Bach, der sich später mit dem Akfat vereinigt. Auf dem rechten Ufer sah der Reisende einen großen offenen Verladungsschuppen, in dem eine Menge Ölfässer lagerten, welche hier genügend bewiesen, daß eine nicht unbedeutende Ausfuhr einheimischer Produkte stattfinden müsse. Um ½12 Uhr kam Hauptmann Zeuner nach Mboa. Die Eingeborenen brachten sofort Kokosnüsse zur Erfrischung, Bananen für seine Leute, und der Häuptling schenkte zwei Hühner. Schon um 1 Uhr wurde mit neuen Führern wieder aufgebrochen, der Niongarouel wurde gegen 1½ Uhr überschritten und nun ging es dicht verwachsene Pfade aufwärts. Kurz vor Bioko, das der Reisende um 4 Uhr 20 Minuten erreichte, wurde der Weg besser. Die Bewohner Biokos (5° 2′ n. B. und 9° 5′ ö. v. G.) flüchteten beim Herannahen der Fremdlinge; erst am andern Tage gelang es, einzelne Leute aufzufinden, welche behaupteten, daß in der von Zeuner angedeuteten Richtung keine Verbindungen vorhanden seien, wodurch der Reisende, da auch die Aussagen der Einwohner von Etoki, einem in der Nähe von Bioko gelegenen Dorfe, damit übereinstimmten, bewogen wurde, von der weiteren Verfolgung seines Vorhabens abzustehen.

Um nicht ganz denselben Weg zurückzumachen, nahm Zeuner in Majunge Führer nach Narendi (4° 55′ n. Br. u. 9° 11′ ö. v. G.), welcher Ort schon im bergigen Gelände etw 180 m hoch liegt, ging von da am 18. Januar nach Maffaka (4° 56′ n. Br. u. 9° 14′ ö. v. G.). In beiden Orten waren die Leute sehr entgegenkommend. Bei Maffaka wachsen sehr viele Kautschuklianen.

Am 19. Januar ging der Reisende über Kumbe (4° 54′ n. Br. und 9° 17′ ö. v. G.) nach Mangiri (4° 13′ 30″ n. Br. u. 9° 21′ 30″ ö. v. G.); von da am 20. Januar über Misaka am Uö (4° 54′ n. Br. u. 9° 25′ ö. v. G.), wo ein schöner Wasserfall ist, nach Barombi ba Mbu, wo er in Kanus über den See setzte und auf der Station wohlbehalten gegen ½6 Uhr abends eintraf.

Von dem Afrikareisenden Dr. Zintgraff, welcher von der Barombi-Station am Elefanten-See im Dezember mit einer Karawane von 180 Mann auszog, um nach Adamaua vorzudringen, fehlen seit nunmehr sieben Monaten alle Nachrichten, so daß die Befürchtung vielfach geäußert wird, es könne dem verdienstvollen Reisenden ein Unfall zugestoßen sein. Es sollen Leute von seiner Mannschaft aufgegriffen worden sein, welche bereits als Sklaven verkauft waren, ein für jetzt zwar noch nicht bestätigtes Gerücht, das aber doch zu den schlimmsten Befürchtungen nicht ohne Grund Anlaß giebt. Sollte die Expedition Zintgraffs in der That aufgerieben worden sein, so wäre das ein neuer schmerzlicher Beweis dafür, wie schwer es halten wird, von der Küste aus nach Adamaua vorzudringen. Es sind diese Schwierigkeiten des öfteren in diesem Blatte, wie in öffentlicher Besprechung gelegentlich der Versammlungen unserer Gesellschaft dargelegt worden. Man wies besonders auf mehrere Umstände hin, die in der Natur der Verhältnisse begründet und daher mit äußeren Mitteln schwer zu bekämpfen sind. Vor allem ist es das gefährliche Küstenklima, das schon von vornherein die Expedition in ihrem Gesundheitszustande angreift, bevor sie den Marsch nach dem Innern angetreten hat. Sodann die Entbehrungen und Mühseligkeiten, denen solche Expeditionen auf beschwerlichen Landwege ausgesetzt sind. Langsam und langsamer schleppt sich die Karawane weiter, nicht selten bedeutsame Teile ihres Bestandes einbüßend, ohne daß es der Führung möglich ist, diese zu erhalten und die Wiederholung solcher Verluste zu verhüten. Man bedenke ferner, welche Hindernisse und Gefahren in der Feindseligkeit der Eingeborenen lauern, die besonders in den westafrikanischen Küstengebieten in erhöhtem Maße besteht. Hier ist bei den eingeborenen Stämmen Mißtrauen und Abscheu gegen alle Fremdlinge besonders tief gewurzelt. Und wie sollte es auch möglich sein, daß Gastfreundschaft auf einem Boden hätte gedeihen können, auf welchem durch Jahrhunderte der Menschenraub geschäftsmäßig betrieben ward. Es wäre zudem nicht befremdlich, wenn gegen den Weißen an vielen Stellen sich besonders der Haß der Eingeborenen wenden sollte, soweit sie von seiner früheren Thätigkeit als christlicher Sklavenhändler Kunde erhielten.

Gegenüber diesen Schwierigkeiten, Adamaua von der Küste aus zu erreichen, lag eben so viel Verführerisches in den Plänen Flegels, der uns den einzigen gangbaren Weg sonder Gefahren nach dem Niger und Benuë und nach Adamaua angewiesen hat, wo er vor allen weiteren Schritten zuerst in gesunder Lage einen gesicherten Stützpunkt im Innern gründen wollte. Seine Beweisführung war zuverlässig genug, und was damals gesagt und bewiesen ist, das gilt auch heute noch. Darum haben es alle Kolonialfreunde auch so tief bedauern müssen, daß uns durch den Separatvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien vom Jahre 1886 das kostbare Gebiet des Benuë von Ibi bis Jola verloren gegangen ist. Vergeblich fragt man nach dem Grunde, warum wir das wertvolle Länderdreieck, das von den drei Punkten: Oberlauf des Rio del Rey—Ibi—Jola bezeichnet wird, an die Engländer herausgegeben und dadurch uns der Zugang nach Adamaua auf dem Benuë so ungemein erschwert haben; ganz abgesehen von dem Verlust einzelner wichtiger, durch Flegel erworbener Stationen in diesem Länderabschnitt, den wir gleichzeitig zu beklagen hatten. Obendrein verwehren uns die Engländer hinterher auch noch die freie Fahrt auf dem Niger und Benuë. Dadurch sehen wir uns ganz ungerechtfertigter Weise auf den doch relativ sehr ungesunden Küstenstrich von Kamerun angewiesen, um von hier aus das erstrebenswerte Ziel, die herrlichen Hochländer Adamauas, zu gewinnen und mit unseren Küstenniederlassungen zu verbinden. Möchte diese Hoffnung sich nicht als trügerisch erweisen, oder die Aufgabe nicht zu große Opfer erheischen. Die gegenwärtige bange Sorge aber kann allein durch gute Nachrichten von Zintgraff beschwichtigt werden, der mutvoll Schwieriges gewagt hat.

— (Die Royal Niger Company.) Es konnte kürzlich Meldung davon gemacht werden, daß die englische Handelsgesellschaft am Niger infolge der vielfachen Beschwerden englischer und deutscher Kaufleute, die von ihr an der Nigermündung zur Erhebung kommenden Zölle zum Teil ermäßigt hat. Auch in dem jetzt vorliegenden Juliheste des deutschen Handelsarchivs wird die eingetretene Zollermäßigung mitgeteilt, wobei es im Eingange der Mitteilung heißt, „daß die bisher erhobenen hohen Zölle erheblich herabgesetzt seien“. Es ist notwendig, auf diesen Gegenstand etwas näher einzugehen, damit nicht die Mythe sich herausbilde, als ob die eingetretene Ermäßigung irgend etwas bedeute, um die deshalb geführten Beschwerden zu beschwichtigen. Wir können nur insofern freudig davon Kenntnis nehmen, als wir sie als den Anfang einer Wandlung zum Bessern ansehen, als ein Zeichen für die Wirksamkeit unserer Regierung, welche dieser wichtigen Angelegenheit so lebhaftes Interesse schenkt. In Wirklichkeit bedeutet die eingetretene Zollermäßi-

Digitized by Google

gung nicht die Aufhebung der Vergewaltigung des freien Handels auf dem Niger, wegen deren wir die englische Niger Company angeklagt haben. Ihre Zölle, welche sie auf die Einfuhr erhebt, waren nicht um 10 Prozent, sondern um 95 Prozent zu hoch, ferner muß derselben gemäß der Nigerakte gewehrt werden, auf die Ausfuhr überhaupt einen Warenzoll zu legen. Der ganze Vorgang beweist aufs neue, daß es der Gesellschaft darum zu thun ist, Zeit zu gewinnen, um sich am Niger gehörig nach ihrer Weise einzunisten und aus ihrem Freibrief, durch dessen Erteilung die englische Regierung ihre internationalen Verpflichtungen schwer verletzt hat, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

In der bezüglichen Verordnung heißt es zu den Einfuhrzöllen:

„Der allgemeine Wertzoll von 12 Prozent, welcher bisher auf der Einfuhr lastete, und wovon 2 Prozent in Akassa am unteren Niger, 10 Prozent in Lokoja am Zusammenfluß des Niger und Benuë erhoben wurden, fällt in Zukunft ganz fort. Es bleiben nur Einfuhrzölle auf Spirituosen (4 sh die Gallone), Salz (2 sh der Zentner) und Kriegsmaterial (200 Prozent ad valorem) bestehen, welche zur Hälfte in Akassa und zur Hälfte in Lokoja zu zahlen sind. Für das Pfund Tabak ist nur in Akassa ein Einfuhrzoll von 6 d zu zahlen, während der bisher in Lokoja als Zuschlag zu zahlende gleiche Betrag fortfällt."

Der allgemeine Wertzoll, welcher voransteht als prunkvolle Introduktion der Ermäßigungsmaßregel, hat geringe Bedeutung, da er nicht alle Warengattungen beherrscht, wie es leicht nach der Wortfassung scheinen könnte, sondern nur wenige unbedeutende Handelsartikel betrifft. Das Hauptgeschäft auf dem Niger und Benuë beruht in denjenigen Warengattungen, welche in der zitirten Bekanntmachung namentlich aufgeführt sind, nämlich Salz, Spirituosen und Kriegsmaterial. Keine von diesen Warengattungen hat eine Ermäßigung erfahren; wir brauchen deshalb nur auf unsere früheren Ausführungen über denselben Gegenstand uns zu beziehen: Jahrgang 1888 Nr. 27 und 28, Jahrgang 1889 Nr. 4, worin wir das Unrechtmäßige dieser Zollwillkür auf dem Niger eingehend behandelt haben. Heute sei es gestattet, besonders auf das Unzulässige in dem Gebahren der Niger Company, womit sie den wider sie erhobenen Beschwerden begegnet, nachdrücklichst hinzuweisen. Wenn die Niger Company auf die, wie wir annehmen müssen, ernstlich geschehene Vorstellung der englischen Regierung, daß sie ihre Zollgerechtsame überschritten, eine wirksame Abhilfe schaffen wollte, so müßte sie nicht den allgemeinen Wertzoll aufheben, sondern den Zoll auf die Haupteinfuhrartikel auf $^1/_{90}$ ihrer jetzigen Höhe erniedrigen. Erst dann hätte man sagen können, daß die von der Company erhobenen Einfuhrzölle dasjenige Äquivalent darstellen, welches die Aufsichtsbehörde auf dem Niger für die der Schiffahrt zugewendete Fürsorge zu fordern berechtigt ist. Daneben mag es der Company freistehen, in denjenigen Landschaften am unteren Niger, wo sie Hoheitsrechte ausübt, aber auch nur an denjenigen Marktstellen, wo sie Zollbeamte unterhält, besondere Zölle zu erheben. Gegen diese Erhebung solcher Lokalzölle, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, dürfte ein Einwand wohl kaum zu erheben sein, aber im allgemeinen und summarisch können solche Zölle in Akassa nicht zur Erhebung gelangen, hier darf nur erhoben werden, was der Aufsichtsbehörde als solcher zusteht.

Nachdem nun die Company ihrer Regierung den blauen Dunst von einer Zollermäßigung vorgemacht hat, wird durch Verhandlung von Regierung zu Regierung wiederum ein Jahr verstreichen, bis die nächste Anforderung an die Company gestellt wird, daß sie die Güte haben müsse, eine weitere Ermäßigung eintreten zu lassen. Und dieses Mannöver wird in infinitum fortgesetzt werden, so lange wir nicht Ernst machen und unser schwer verletztes Recht mit Entschiedenheit wieder herstellen.

Genau wie mit den Einfuhrzöllen, steht es auch mit den Abgaben auf Ausfuhrprodukte. Auch in diesem Falle würde man gegen einen besonderen Lokalzoll keinen Einwand erheben, wo an solchen Stellen die Company den Begriff der Landeshoheit in ihren Institutionen wirklich zum Ausdruck bringen würde. Aber auch hier tritt wiederum die unerhörte Thatsache ein, daß von der Company ganz im allgemeinen in Akassa der Ausfuhrzoll erhoben wird, der eben in der Hälfte seiner jetzigen Höhe ausreichen würde, den Handel Dritter auf dem Niger zu unterdrücken. Die Ausfuhrzölle sind bis auf eine Ausnahme auch nicht ermäßigt worden; nur der Ausfuhrzoll für Palmkerne ist von 2 sh für den Zentner auf 1 sh 6 d herabgesetzt. Der frühere Zoll auf Palmkerne stellte 33 $^1/_3$ Prozent vom Werte dar, dies Verhältnis verringert sich nunmehr auf gegen 25 Prozent. Wie ist es aber denkbar, daß jemand mit diesem Artikel handeln soll, den er 25 Prozent an Ort und Stelle teurer bezahlen muß, als die englische Handelsgesellschaft, welche von jedem Zentner Palmkerne, der von ihren Konkurrenten ausgeführt wird, 25 Prozent des Preises als Nutzen in die Tasche steckt.

Man sieht also, daß die englische Gesellschaft die Regierungen mit nichtigen Einwänden hinhält und die Zustände trotz der Zollermäßigung einfach bleiben, wie sie vorher waren. Für solche Behandlung sind aber doch die Fragen, um welche es sich, und in erster Linie für uns Deutsche, dabei handelt, zu ernst; es sollte deshalb rechtzeitig erwogen werden, ob nicht das Deutsche Reich zweckmäßig am Niger einen Konsul placirt, und sobald der Reichstag im Herbst zusammentritt, müßte auch an dieser Stelle der Gegenstand in Form einer Interpellation zum Austrag kommen, was unserer Regierung gewiß nur angenehm sein kann.

Süd-Amerika.

⊙ Brasilien. Kaum hatte unser Bericht in Nr. 23 d. Bl. die Presse verlassen, so ging uns aus Brasilien die Nachricht zu, daß sich dort ein politischer Systemwechsel vollzogen habe. Schon der Rücktritt des Ackerbauministers, Antonio da Silva Prado, hatte erkennen lassen, daß im ministeriellen Lager ernste Mißhelligkeiten vorgekommen sein mußten, und die Thronrede, mit welcher der Kaiser die Assemblea general eröffnete, stand in zu grellem Widerspruch zu den schönen Verheißungen Prados bei Gelegenheit seines Besuches in São Paulo, als daß man aus ihr nicht hätte den Schluß ziehen dürfen, daß dem Rücktritt des Ministers keine andere Ursache, als die Desavouirung der von ihm in Aussicht gestellten Reformen seitens der Krone zu Grunde gelegen. Der Kaiser sprach mit keiner Silbe von Einführung der Kultusfreiheit, der Civilehe, der Säkularisation der Kirchhöfe und einer größeren Dezentralisation der Verwaltung, und die einzige, für die Kolonisation wichtige Reform, welche er in Aussicht stellte, war der Erlaß eines Expropriationsgesetzes, welches der Regierung das nötige Rechtsmittel an die Hand geben soll, um brachliegende Privatländereien, namentlich soweit sie an Eisenbahnen gelegen sind, für Siedlungszwecke zu erwerben.

Der Sturz der Konservativen ist übrigens weniger auf Differenzen des Ministeriums João Alfredo mit der Krone hinsichtlich der angedeuteten Prinzipienfragen, als auf den Umstand zurückzuführen, daß es sich in der Assemblea einer sehr scharfen Opposition gegenüber sah und keine Majorität erzielen konnte, da zahlreiche Konservative, frühere Sklavenhalter, in Folge der Abweisung ihrer Entschädigungsansprüche für die ihnen durch die Sklavenemanzipation entstandenen Verluste ins Lager der Liberalen übergegangen waren. Unter diesen Umständen trat das Ministerium am 1. Juni von seinem Posten zurück, die Bildung eines neuen konservativen Ministeriums schlug fehl, und dem Kaiser blieb schließlich kein anderer Weg offen, als den früheren, der liberalen Partei angehörenden Finanzminister Affonso Celso mit der Bildung eines liberalen Ministeriums zu betrauen.

Nachdem diese erfolgt war, konnte die Auflösung der Kammer nur noch eine Frage der Zeit sein und sie hat auch thatsächlich nicht lange auf sich warten lassen. Im August d. J. werden die Neuwahlen in Brasilien stattfinden, und daß dieselben der regierenden Partei eine große Majorität verschaffen werden, steht wohl außer Frage. Dagegen bleibt abzuwarten, bis zu welchem Maße nun das vom liberalen Kongreß in Rio mit so großem Aplomb verkündete Programm durchgeführt werden wird. Es bezweckt nichts Geringeres, als die Einführung folgender Reformen:

1. Ausdehnung des Stimmrechts auf alle Bürger, welche lesen und schreiben können.
2. Wahl der Provinzpräsidenten in dreifacher Liste, welche durch die Direktoren der Provinzen zu organisiren ist.
3. Obligatorische Zivilehe, ohne jeden Angriff gegen die Rechte der Kirche oder sonstige Religionsgemeinschaften.
4. Völlige Kultusfreiheit, so weit dieselbe nicht gegen die guten Sitten verstößt.
5. Organisation eines temporären Senates, der auf 9 Jahre zu wählen ist und wieder wählbar sein soll, jedoch nach Maßgabe der Ausscheidung eines Drittels von 3 zu 3 Jahren.
6. Reformirung des Staatsrates, welcher nur noch zur Unterstützung der Verwaltung dienen, jedoch nicht mehr politisch thätig sein soll.

Ferner hat man sich betreffs der Einführung folgender legislativer Maßregeln schlüssig gemacht: Abschaffung oder möglichste Reduktion der Exportzölle; Förderung der Einwanderung auf breitester Basis, jedoch unter Vermeidung jeglicher Spekulation, durch welche das Ansehen des Landes und die Nationalproduktion geschädigt werden könnte; leichterer Erwerb öffentlicher Ländereien für die prompte Ansiedelung einheimischer und fremder Ansiedler; Gründung von Kreditanstalten für die Landwirtschaft; verbesserte Kommunikationsmittel und Reduktion der Frachten auf Staatsbahnen und subventionirten Dampfern; größere Rechtssicherheit u. s. w.

Wir haben es hier, wie man sieht, mit einem Programm zu thun, dessen Ausführung außerordentlich viel zum Aufschwung Brasiliens beitragen könnte, aber leider haben wir es in jenem Lande zu oft erleben müssen, daß die politischen Thaten den schönen Worten der Parteiführer zu wenig entsprochen haben, um ihnen einen höheren Wert als den eines bloßen Versprechens zur Köderung der Massen für die Wahlen oder als ein Mittel, um die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu lenken („paraingles ver", wie man in Brasilien sagt) beimessen zu können. Wir werden uns also zu bescheiden haben, die Entwickelung der Dinge in Brasilien ruhig abzuwarten und uns aller Konjunkturen betreffs derselben zu enthalten.

Die Einwanderung, welche so bedeutende Fortschritte während der ersten Monate des Jahres gemacht hatte, ist teils infolge des gelben Fiebers, teils infolge der Auswanderungserschwerungen in Italien während der Monate März, April und Mai außerordentlich zurückgegangen.

Es wanderten ein:

im Januar	20 673	Personen,	
„ Februar	15 337	„	
„ März	7 479	„	
„ April	3 500	„	(darunter nur noch 379 Italiener)
„ Mai	2 249	„	
Also in den ersten 5 Monaten d. J. zus.:	49 238	Personen.	

Man hofft jedoch, daß sich die Einwanderung, nachdem das gelbe Fieber in Rio de Janeiro und Santos erloschen, bald wieder beträchtlich heben werde, woran wir jedoch insofern zweifeln müssen, als die für die Auswanderung geeignetste Jahreszeit nunmehr vorüber ist und in Italien das Gesetz für Erschwerung der Auswanderung straffer als je gehandhabt wird.

Argentinien. Es kann nicht wunder nehmen, daß die Brasilianer im Hinblick auf die äußerst spärliche Einwanderung, welche ihrem Lande trotz der Freipassage und sonstiger Vorteile, die man den Kolonisten gewährt, zufließt, mit Neid nach der Nachbarrepublik am La Plata hinüberschauen, woselbst die Einwanderung Proportionen angenommen hat, die man noch vor Jahresfrist für unmöglich gehalten haben würde. Es ist thatsächlich der Fall eingetreten, daß Argentinien in den ersten vier Monaten dieses Jahres 9418 Einwanderer mehr als die Vereinigten Staaten von Nordamerika empfangen hat. Damit hat sich eine Verschiebung der Auswanderungsbewegung zu vollziehen begonnen, deren Folgen noch gar nicht ab-

zusehen sind. Es dürfte angezeigt sein, die Ziffern der Einwanderung in den drei wichtigsten Auswanderungsgebieten der neuen Welt, nämlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien und Argentinien, einander gegenüber zu stellen, um von dieser Verschiebung ein übersichtliches Bild zu geben.

Es wanderten ein:

	1888 Januar—April	1889 Januar—April	Verhältnis zum Vorjahr
in die Vereinigten Staaten	114 369	86 327	— 28 042 Personen,
in Brasilien	37 455	44 989	+ 7 534 „
in Argentinien	51 278	95 745	+ 44 467 „

Brasilien und Argentinien zusammen empfingen also in den ersten vier Monaten d. J. 54 407 Einwanderer mehr als die Vereinigten Staaten, und das Verhältnis würde wahrscheinlich noch ein weit günstigeres für die südamerikanischen Staaten gewesen sein, wenn nicht das gelbe Fieber in Brasilien in diesem Jahre mit so außergewöhnlicher Heftigkeit aufgetreten wäre.

Der Grund dieser Verschiebung dürfte einesteils in den erschwerenden Maßregeln zu suchen sein, welche die Regierung der Vereinigten Staaten der Einwanderung und Ansiedlung von Fremden entgegenzusetzen für gut befunden hat, sodann aber in den Begünstigungen, welche den Einwanderern gegenwärtig in Brasilien und Argentinien gewährt werden.

Beklagenswert dabei ist nur, daß die deutsche Auswanderung an dieser Bewegung nur mit einer kaum nennenswerten Ziffer partizipirt, sondern noch immer fast ausschließlich den Vereinigten Staaten zu gute kommt. Deutsche sind es gewesen, welche zuerst auf die hohe Bedeutung der gemäßigten Länder Südamerikas für die deutsche Auswanderung hingewiesen haben, und heute, da diese Länder politisch und wirtschaftlich genug entwickelt sind, um den Strom der deutschen Auswanderung aufnehmen zu können, da sind es andere Nationen, welche dorthin den Überschuß ihrer Bevölkerung ablenken! Das laisser-faire, das man in den maßgebenden Kreisen Deutschlands der Auswanderung gegenüber bisher beobachtet hat, wird sich bitter an den Auswanderern und an Deutschland rächen. Früher oder später wird auch der Strom der deutschen Einwanderung von den Vereinigten Staaten so energisch zurückgewiesen werden, daß er sich andere Bahnen suchen muß. Dann aber wird er in den gemäßigten Ländern Südamerikas nicht annähernd mehr so günstige Ansiedlungsbedingungen vorfinden, wie sie einst vor der starken Einwanderung von Italienern, Spaniern, Portugiesen und Belgiern vorhanden waren. Möchte wenigstens jetzt, in letzter Stunde, die Überzeugung in Deutschland sich Bahn brechen, daß die deutsche Auswanderung nicht sich selbst überlassen bleiben darf, sondern daß sich Staat, Volksvertretung, Presse und Großkapital vereinigen müssen, um sie planmäßig nach einer bestimmten Richtung abzulenken und damit den Versuch zu machen, sie wirtschaftlich für das Vaterland zu verwerten.

Die Missionskolonie Botschabelo,

ein Triumph deutscher Tüchtigkeit in Südafrika.

Nach Merenskys „Erinnerungen" zusammengestellt von O. K.

I.

Ein merkwürdiges Buch liegt vor mir, Superintendent A. Merenskys „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südost-Afrika,"[1]) aus dessen schlichter Schilderung eines fast zwanzigjährigen Wirkens unter den Eingeborenen Südafrikas man mit Erstaunen lernt, zu welcher Stufe der Entwickelung ein scheinbar ganz roher und unempfänglicher Volksstamm gelangen kann, wenn treue Liebe sich um ihn müht. Da die nebenbei erzielten kolonisatorischen Erfolge außerordentlich wichtig und lehrreich sind, so habe ich alles, was sich hierauf bezieht, zu einem übersichtlichen Bilde zusammengestellt, teils um zu eingehenderem Studium des Buches anzuregen, teils um auch denen Achtung abzunötigen, welche nur geringe Meinung von der opfermutigen Thätigkeit der Missionare haben und deren Schriften nicht zu lesen pflegen.

Im südlichen Transvaal, zwischen Pretoria und Lydenburg, nicht weit von Middelburg entfernt, liegt die Ortschaft Botschabelo. Vor weniger als 25 Jahren, als der Verfasser mit einer Schar von Flüchtlingen dort einzog, war das benachbarte Hochfeld fast in seiner ganzen Ausdehnung noch unbewohnt; Herden von Bleßböcken, Gnus, Springböcken und Zebras belebten die Flächen, im Sommer auf den höheren Landstrichen weidend, im Winter aber nach den Abhängen ziehend, die ihnen mehr Schutz gegen die Kälte boten. Fünfzehn Jahre später bestand hier eine Gemeinde von 1400 Seelen, von denen 1213 getauft waren, und mehrere hundert Kinder besuchten die Schule; stattliche Gebäude, von den Eingeborenen und ihren „Lehrern" selbst errichtet, schmückten die Niederlassung, und die vordem wüste Gegend war ohne fremde Hilfe in einen Garten verwandelt worden, bei dessen Anblick die Besucher verwundert ausriefen: „Das sieht ja hier aus wie in Europa!" Wie dies Alles zugegangen ist, soll in Folgendem, soviel wie möglich in Merenskys eigenen Worten, dargelegt werden.

Als ich, so schreibt Verfasser, Anfangs 1865 Lydenburg verließ, um die Gegend am oberen Olifantsfluß zu erkunden, lief mir ein Landagent nach, ein Stücklein Papier in die Höhe haltend. Der Mann sagte, er habe gehört, daß ich einen Platz für meine Flüchtlinge aus Ga Ratao (etwa 25 deutsche Meilen nördlich von Botschabelo gelegen) suche, und bat mich, das Papier mitzunehmen, es stände der Name eines Platzes darauf, den ich billig für etwa 1500 Mark haben solle. Auf diesem Platze, der mir bis dahin gänzlich unbekannt und der noch unbewohnt war, fand sich noch eine beträchtliche Menge Holz, auch solches, das zum Hütten- und Hausbau sich gut eignete, und hier gerade war des Holzwuchses Grenze.

Einige unserer Leute, die wir zur Beurteilung des Platzes mit hinzugezogen hatten, machten freilich saure Gesichter, als sie bemerkten, daß der Boden nur leichter Art sei. „Hier werden wir verhungern, sagten sie, solch Boden bringt kein Korn." Die Bauern aber tadelten den Platz, weil hier wie in der Umgegend giftige Kräuter ständen, die allem Vieh den Tod brächten.

Trotz dieser klugen Reden wurde der Platz gekauft, und Niemand hat es zu bereuen gehabt. Das Klima auf dieser über 1000 Fuß hoch gelegenen Fläche ist ein sehr angenehmes. Im Sommer wird die Hitze durch den häufigen Regen gemildert, und die Kälte der beiden Wintermonate Juni und Juli durch die helle Sonne, welche in dieser Zeit fast ununterbrochen scheint. Nur an einzelnen Tagen und während der Nächte war es kälter; in der Nacht fror dann etwas Eis, Schneefall kam zweimal im Laufe von 15 Jahren vor.

Da gerade Regenzeit war, ließ ich eine Schilfhütte zur vorläufigen Unterkunft auf dem Platze bauen. Am 8. Februar 1865 hielt ich mit Weib und Kind und meinem Häuflein, welches sich auf dem Wege von Lydenburg aus nach und nach wieder um mich gesammelt hatte, meinen Einzug auf dem Platze, den wir bald mit den Eingebornen „Botschabelo", d. h. Zufluchtsstätte, nannten. Von Sekukunis Volk waren bei mir 85 Erwachsene mit 30 Kindern, ungefähr ebenso viele Leute vom Bakopastamm waren vor uns hier eingezogen und hatten bereits einige Hütten aus Ruten und Gras errichtet. Ich hatte mich gefreut, daß auch für mich eine Hütte bereit sei, denn wenn ich meinen Wagen beim Bauen benutzen wollte, mußte ich abpacken und meine geringe Habe dabei dem beständig vom Himmel stürzenden Regen preisgeben. Die Aussicht auf ein trockenes Unterkommen war lockend genug, doch um so schmerzlicher war die Enttäuschung, als wir sahen, daß das von einem jungen Bauer hergestellte Schilfhäuslein unter der Einwirkung der furchtbaren Regengüsse eingestürzt war; das Dach war umgeknickt und lag innen auf dem Flur, auf welchem nun Wasser in Menge von oben herabströmte. Ich errichtete deshalb mit Hilfe der Leute ein rundes Rohrhaus, in welches wir am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft Einzug hielten, obwohl es noch nicht ganz vollendet. Als wir später ein schmales Glasfenster eingesetzt hatten, wurde es ganz wohnlich. Freilich maß das Häuschen nur etwa 6 Schritt im Durchmesser, aber wir hatten so wenig Hausrat, daß wir nicht allzu beengt waren. In diesem Rohrhause haben wir neun Monate glücklich und zufrieden gewohnt und nebenbei noch manchen Wanderer oder Nachbar darin zu Gaste gehabt. Bei der vorgerückten Jahreszeit konnte nicht mehr daran gedacht werden, in demselben Jahre noch zu säen und zu ernten. Die Ansiedler hatten daher nicht geringe Sorge, ihr Leben zu fristen, zumal auch bei den in weiterer Entfernung wohnenden Bauern die Kornvorräte nur spärlich waren; sie kamen indessen glücklich auch über diese Zeit der Not.

Da große Unsicherheit im Lande herrschte, so bauten wir eine Festung, welche wir, unserem preußischen König zu Ehren, Fort Wilhelm nannten. Im Oktober, nachdem das Land zur Feldarbeit ein wenig umgebrochen, begannen wir das Werk. An Felsstücken und Steinen war ringsumher kein Mangel, aber Lehm mit Wasser mußte von unten durch die Weiber und Kinder den steilen Berg von 100 Fuß Höhe hinaufgetragen werden. Wir legten das Fort nach Art der (südafrikanischen) Bauernschanzen an; als es vollendet war, hatten seine zwölf Fuß hohen Mauern Ähnlichkeit mit den Resten der mittelalterlichen Befestigungen, die man noch hier und da an den Umwallungen unsrer Städte sieht. Unten hatten die Mauern eine Dicke von 4—5 Fuß; der obere Teil, in welchem die Schießscharten, war schmäler. Nur mit Unterbrechungen konnten wir daran arbeiten, bis endlich auch der mittlere Turm ausgebaut war und drohend und schutzverheißend in das Thal hinabschaute. Von ihm wehte jahrelang in festlichen Zeiten die schwarzweiße und dann die dreifarbige deutsche Fahne, bis endlich im Wechsel auch die englische und zuletzt die Flagge der südafrikanischen Republik dort aufgezogen worden ist.

Neben der Schanze, wie nach landesüblichem Ausdruck diese Feste genannt wurde, wohnte ein Teil der aus Sekukunis Lande gekommenen Leute. Kriegstüchtige, tapfere Männer waren es, welche hier ihre Hütten bauten, um im Falle der Not schnell bei der Hand zu sein; unter ihnen war der bekannte Jakob Makontle der angesehenste.

Später, als die Gefahr, welche uns von den Matabelen drohte, sich nicht verminderte, bauten die Bewohner der beiden in der Ebene errichteten Dörfer noch im Mittelpunkte eines jeden derselben eine kleinere ähnliche Feste, wo bei plötzlichem Alarm die dort wohnenden Weiber und Kinder Zuflucht finden konnten. Deshalb sagten manchmal Fremde zu uns: „bei Ihnen sieht es aus wie in Sebastopol; auch der berühmte General Wolseley besichtigte zur Zeit diese unsre Verteidigungswerke mit größtem Interesse und gab sein Urteil über sie in dem Worte ab: „Sie sind imstande, einen Angriff der ganzen Zuluarmee abzuschlagen."

Als diese Werke fertig gestellt waren, hatten wir in der That einen Angriff kaum noch zu fürchten; das Wort: „Wenn Du Frieden haben willst, bereite Dich auf den Krieg" bewahrheitete sich auch hier aufs neue. Sekukunis Leute, welche uns später häufig besuchten, berichteten ihrem Könige, daß wir eine Burg gebaut hätten, in der nur Vögel Zugang finden könnten, und der Gedanke, Botschabelo zu überfallen, kam, als die Bevölkerung sich obendrein noch bedeutend vermehrt hatte, unseren Feinden kaum noch in den Sinn.

Von außen war das Dorf wenig geschützt, aber es lag Gehöft an und hinter Gehöft, sodaß nur die äußerste Reihe einem feindlichen Ueberfall unmittelbar ausgesetzt gewesen wäre. Die im Innern liegenden kleinen aber festen Steinburgen hätten die Bevölkerung schnell aufgenommen und wirksam geschützt, und der einzige Eingang, welcher in jedes der beiden Dörfer führte, war durch Mauerwerk in eine enge, leicht zu verteidigende Pforte verwandelt, welche nachts durch ein hölzernes Thor verschlossen wurde.

Anfänglich freilich hatten unsere Bapedi keine Waffen; allein es wurden Speere geschmiedet und alte Gewehre aufgekauft, welche unsere Gewehrschmiede wieder herstellten. Der Präsident der Republik in Pretoria gab unseren Leuten die Erlaubnis, Feuergewehre zu führen und Pulver und Blei zu kaufen; waren wir doch recht eigentlich in zwiefachem Sinne eine Grenzwache gegen das andringende Heidentum. Das kam äußerlich sichtbar am meisten in bewegten Zeiten zum Ausdruck, wenn die Männer es nicht mehr wagen durften, unbe-

[1]) Verlag von Velhagen und Klasing 1888. Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

waffnet den Gottesdienst zu besuchen. Gewehr auf der Schulter, Speer oder Streitart in der Hand, sind sie in diesen ersten Jahren manchmal monatelang zur Kirche und zur Bibelstunde gekommen. Draußen an den Mauern lehnten die Waffen, drinnen lauschten die Bedrohten dem göttlichen Wort, während oben vom Thurme des Fort Wilhelm nach allen Seiten Wächter spähend schauten. (Fortsetzung folgt.)

Die Delagoabai-Eisenbahnangelegenheit.

In Bezug auf den englisch-portugiesischen Streit wegen der Delagoabahn werden einige nähere Angaben über die Entstehung und Veranlassung desselben an dieser Stelle umsomehr am Platze sein, als der Vorgang auch von kolonialpolitischer Bedeutung ist; es sind ähnliche Differenzen schon dagewesen und sie können sich an anderer Stelle leicht wiederholen. Es hat berechtigtes Aufsehen erregt, daß die englische Regierung, der die thatsächlichen Verhältnisse nicht unbekannt sein konnten, auf bloße Gerüchte hin über Vergewaltigung der Delagoabahn-Gesellschaft sofort drei Kriegsschiffe nach der Delagoabai beorderte. Trotz des großem Geschicks, das wir den Engländern bei Verfolgung und Wahrung ihrer Interessen zuerkennen müssen, durch übertriebene Nachrichten den nötigen Lärm zu schlagen, um die englische Presse in Bewegung zu setzen, Meetings in London zu veranlassen und die ganze Welt ob der kulturfeindlichen und destruktiven Maximen der portugiesischen Verwaltung in Aufregung zu bringen, ist der Coup diesmal nicht ganz gelungen; die Gerüchte über Angriffe portugiesischer Beamten gegen Leben und Eigentum der englischen Angestellten der Eisenbahngesellschaft haben sich zum großen Ärger der Anteilhaber in London nicht bewahrheitet, so daß die englischen Kriegsschiffe in der Delagoabai leider nicht in Aktion treten können und die navale Großmacht sich auf den Rechtsstandpunkt zurückziehen muß. Es handelt sich für die Engländer jetzt nur noch um die Frage, ob die portugiesische Regierung berechtigt war, die Konzession, welche der Eisenbahngesellschaft erteilt war, aus den von ihr geltend gemachten Gründen aufzuheben, und bei ihrem Verfahren legal gehandelt hat. Hierdurch erlangt Portugal vor Großbritannien einen Vorsprung.

Bekanntlich hatte die portugiesische Regierung an Eduard Mac Murdo, der sich mit Londoner Finanzleitern verband, die Konzession zum Bau einer Bahn von der Delagoabai bis an die Grenze von Transvaal erteilt; der Konzessionar sollte diese Bahn ohne Zuschuß von der Regierung herstellen, wofür er das Recht erwarb, ohne Einfluß und Beschränkung von seiten der portugiesischen Regierung die zur Anwendung kommenden Tarife für den Personen- und Frachtenverkehr festzustellen.

Die Bedingungen für die Fertigstellung der Bahn waren nach den darüber von dem portugiesischen Minister für Marine und Kolonien gemachten Angaben die folgenden: Der Kontrakt datirt vom 14. Dezember 1883. Die Trace war von portugiesischen Ingenieuren festgestellt, und Mac Murdo erhielt eine Frist von 140 Tagen, um die festgestellte Trace zu prüfen und etwige Abänderungsvorschläge zu machen. Der Bau der Bahn mit allem festen und rollenden Material, allen Gebäuden und allem Zubehör mußte dann innerhalb dreier Jahre vom Datum der Approbation der abgeänderten Pläne fertiggestellt werden Thatsächlich ist der Beauftragte des Mac Murdo, der Ingenieur Alprovidge, im Februar 1884 nach Afrika abgegangen, um die Trace der Bahn zu studiren. Der Ingenieur vollendete seine Untersuchung nicht in dem vorgeschriebenen Zeitraum von 140 Tagen, in welchem der definitive Plan der Regierung zur Genehmigung hätte unterbreitet werden müssen, sondern ersuchte um eine Verlängerung von 60 Tagen. Obwohl die Regierung schon damals den Kontrakt vom 14. Dezember 1883 auf Grund des Artikels 42 der Konzession hätte annulliren können, gewährte sie am 2. Mai 1884 die erbetene Verlängerung und genehmigte am 14. Mai die Statuten der inzwischen gebildeten Gesellschaft. Im Juni 1866 hatte diese noch garnicht mit dem Bau begonnen, da die Finanzirung des Unternehmens auf Schwierigkeiten gestoßen war; sie bat die Regierung, den Bau einstweilen zu beginnen, bis ihre Geldverhältnisse sich gebessert hätten. Im März 1887 benachrichtigte der Vorsitzende der Gesellschaft die Regierung, daß sie bereit sei, die Bahn bis an die Grenze von Transvaal auf Grund des unterzeichneten Vertrags zu bauen. Der Bau ist dann auch in Angriff genommen und für Rechnung der Gesellschaft fortgeführt worden, indem sie gleichzeitig dem portugiesischen Staat die bis dahin gemachten Auslagen erstattete. Mit November 1887 lief nun die Frist für die Fertigstellung der Bahn ab; von jetzt ab erteilte die Regierung nach einander verschiedene Fristen, zuerst auf drei Monate, zuletzt dann auf den Einwand Mac Murdos, daß die Grenze zwischen dem portugiesischen Besitz und Transvaal nicht feststehe, unter Bezeichnung des Passes von Indomati als Endpunkt der Bahn, am 24. Oktober 1888 eine letzte Baufrist von acht Monaten. Dieser Termin ist am 24. Juni d. J. abgelaufen.

Die Ursache, daß die Bahn in einer Strecke von ungefähr neun Kilometern zunächst der Transvaaler Grenze unvollendet blieb, lag nun keineswegs in Terrainschwierigkeiten oder anderen durch force majeure bedingten Umständen, welche die Konzessionäre verhinderten, den Bau der Bahn zu vollenden, sondern Erwägungen finanzieller und politischer Natur bewogen sie, den Vertrag unerfüllt zu lassen und die Geduld der portugiesischen Regierung auf eine so harte Probe zu stellen. Es besteht nämlich zur Fortsetzung der Delagoabahn von der Transvaaler Grenze bis nach Pretoria eine Abmachung zwischen einer niederländischen Gesellschaft und der Regierung von Transvaal; mit dieser Gesellschaft sind lange Zeit Unterhandlungen geführt worden, um wegen des Tarifs für Frachten ein befriedigendes Abkommen zu treffen, was nicht gelingen wollte. Noch im März des Jahres ging der durch das kürzlich in London stattgehabte Protest-Meeting bekannt gewordene Lord Castletown nach Amsterdam, um mit der niederländischen südostafrikanischen Eisenbahngesellschaft persönlich zu unterhandeln. Auch im Briefe des ersten Erwerbers der Konzession, Mac Murdo, den derselbe unter dem 4. April d. J. an den Redakteur des „Wereldburger" richtete (vergl. Wereldburger, 3. Jahrg. Nr. 1), beweist, daß Mac Murdo, vertrauend auf die stets bewährte Nachsicht der portugiesischen Regierung, einfach den weiteren Ausbau der Bahn verschleppte, weil die niederländische Gesellschaft ihrerseits mit dem Bau der Bahn in Transvaal zögerte. Jede der beiden Gesellschaften war bestrebt, sich den maßgebenden Einfluß auf die Linie der anderen im voraus zu sichern.

Es war demnach nur natürlich, daß die portugiesische Regierung dem Konkurrenzkampfe der beiden Gesellschaften, worunter ihre Interessen schwer zu leiden anfingen, durch Aufhebung der Konzession ein Ende machen würde; auch konnte dies nur momentan überraschen, da schon im Anfang Mai der Minister des Auswärtigen in der Kammer der Deputirten sehr bestimmt erklärt hatte, daß die Regierung den Termin für die Vollendung der Bahn nicht nochmals verlängern werde.

Mac Murdo ist kurz vor Ablauf des Termins gestorben und die portugiesische Regierung hat von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch gemacht. Darüber werden sich die englischen Aktionäre und die Presse wohl beruhigen müssen, wenn auch die letztere so thut, als ob sie von all dem Geschehenen nichts wisse, und den Namen Portugal aus der Reihe der europäischen Kulturstaaten gern streichen möchte.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Der Ausschuß) unserer Gesellschaft hielt am 9. Juli in den Geschäftsräumen unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Reg.-Rat Simon eine Sitzung ab, in welcher zunächst auf den Bericht der Kommission für praktische Kolonisation die von dem Ausschuß der Deutschen Pondoland-Gesellschaft nachgesuchte Begünstigung der Finanzirung ihres Unternehmens im Prinzip gewährt ward. Es wurde jedoch zunächst eine Kommission, bestehend aus drei Herren, ernannt, zu dem Zwecke, die geschäftlichen Grundlagen des Unternehmens eingehend zu prüfen. Ferner beriet der Ausschuß über die materielle Unterstützung eines anderweitigen afrikanischen Kolonial-Unternehmens, über welches nähere Mitteilungen der Öffentlichkeit zu übergeben noch nicht statthaft ist. Der Ausschuß hatte zuvor noch einen Bericht der Finanzkommission entgegengenommen, welcher über die für das laufende Jahr zu gewärtigenden disponibeln Mittel der Zentralkasse Aufschluß gegeben hatte. Auf den Bericht der Geschäftskommission beschloß der Ausschuß:

1. das Anerbieten des Herrn Generalkonsul Rohlfs in Godesberg anzunehmen, der sich freundlichst bereit erklärt hat, einige Vorträge zum Zwecke der Abteilungsbildung im Herbste zu übernehmen;
2. einem Antrage der Abteilung Kolberg, der aus Ersparungsgründen die Beseitigung der von dem Büreau zum Versand kommenden Ausschußberichte zum Zweck hatte, nicht stattzugeben, und zwar in Erwägung, daß die Kosten für Herstellung und Versand dieser Berichte sehr geringfügig seien, indes der Nutzen leicht erkennbar wäre, sofern diese Berichte zu den Akten der Abteilung gesammelt würden.

Der Ausschuß nahm endlich Kenntnis von einem Antrage der Abteilung Stettin behufs Förderung des Emin Pascha-Unternehmens und setzte seine nächste Sitzung, falls nicht dringliche Sachen vorkommen werden, auf Anfang September an.

— (In Salzungen) hat sich eine Abteilung unserer Gesellschaft gebildet, deren Mitgliederzahl 27 beträgt. Um das Zustandekommen derselben hat sich insonderheit Herr Katasterkontrolleur Halbig verdient gemacht, der schon seit Jahren unsere Sache treu unterstützt hat, wofür wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank auszusprechen uns gestatten. Den Vorsitz der Abteilung und das Schriftführeramt hat Herr Halbig übernommen.

Kleine Mitteilungen.

— (Wißmann-Expedition.) Der Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, ersucht brieflich um Veröffentlichung, daß man ihn nicht mit Gesuchen um Anstellung bei der afrikanischen Schutztruppe u. s. w. angehen, sondern derartige Schreiben an seinen Stellvertreter, Major Liebert vom Großen Generalstabe in Berlin, richten möge. — Von zuständiger Seite wird uns hierzu mitgeteilt, daß bisher nur 1 Offizier (Herr Leue), 1 Seeoffizier (Graf

Bernhard von Pfeil), 1 Assistenzarzt (Dr. Gaertner), 1 Zahlmeister (Keßlau) verpflichtet und nachgesandt worden sind. Gegenwärtig schweben noch Anwerbungen von See-Offizieren, -Unteroffizieren und Maschinisten für die Schiffe des Reichskommissars. Alle anderweiten Anmeldungen sind zur Zeit wertlos, da die Liste der Anwärter für die Schutztruppe in allen Dienstgraden überfüllt ist. — Laut Telegramm vom 29. Juni ist Zahlmeister Merkel in Bagamoyo gestorben.

— (Wißmann-Expedition). Von den 5 Wißmannschen Dampfern sind, wie uns freundlichst mitgeteilt wird, 4, und zwar „Harmonie", „München", „Vulkan" und „Max" Ende Juni in Sansibar angekommen. Der zuletzt von Deutschland abgegangene Dampfer „Vesuv" ist am 3. Juni in Aden angekommen und soll dort vorläufig bis nach der Monsun-Zeit liegen bleiben. Der Kapitän und der erste Maschinist haben Order erhalten, nach Sansibar zu gehen. Der zweite Maschinist bleibt als Wache auf dem Dampfer, während die übrige, sechs Mann zählende Besatzung mit dem Reichspostdampfer Salier in die Heimat zurückbefördert wird. Die Reise des „Vesuv" ist bis Aden ohne jeden Unfall von statten gegangen. Der „Vesuv" würde auch durchaus seefähig sein, um selbst gegen den Monsun angehen zu können, wenn er einen größeren Kohlenvorrat mit sich führen könnte, was bei den geringen Raumverhältnissen aber nicht möglich war.

— (Für Deutsch-Südwestafrika) steht in nächster Zeit der Erlaß einer neuen Bergwerksordnung bevor, nachdem die seit einigen Wochen im Auswärtigen Amte unter Vorsitz des Geh. Legationsrats Dr. Kayser abgehaltenen kommissarischen Beratungen am 28. v. M. zum Abschluß gelangt sind. Es haben an denselben Vorstandsmitglieder der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, sowie Mitglieder des Reichsjustizamts und des Ministeriums für öffentliche Arbeiten teilgenommen. Die zur Zeit in Kraft befindliche Bergwerksverordnung ist von Kaiser Friedrich unter dem 25. März 1888 erlassen worden. Mancherlei Lücken und Mängel, welche sich schon im Laufe des vorigen Jahres herausgestellt hatten, ließen es angezeigt erscheinen, hier die bessernde Hand anzulegen, um dem Bergbau einen neuen Aufschwung zu verleihen.

— (Dr. Hans Meyer), der bekannte Besteiger des Kilimandscharo, unternimmt zusammen mit dem alten Forscher Dr. Purtscheller und dem längere Zeit in Diensten der ostafrikanischen Plantagengesellschaft thätig gewesenen Herrn Hirsch eine neue Reise nach dem Kilimandscharo und Kenia. Diese Reise wird ihn voraussichtlich von Mombassa aus durch englisches Gebiet führen, in welchem auch der Grundstock des Keniagebirges gelegen ist. Da er keine Erwerbungen machen will, wird er auch von englischer Seite eher Förderung als Hindernisse zu gewärtigen haben.

— (Der Plan einer Afrikakonferenz,) deren Verhandlungen voraussichtlich im Herbst in Brüssel stattfinden werden, muß als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden, um die Besitzverhältnisse der Kolonialmächte in Afrika endlich einmal zu regeln. Die Konferenz sollte ursprünglich nur die Aufgabe haben, namentlich die Kongoakte in Bezug auf den Sklavenhandel zu ergänzen. Nach Artikel 9 dieser Akte wurde der Sklavenhandel in den betreffenden Gebieten überhaupt verboten, außerdem erklärten die Mächte, welche in den das konventionelle Kongobecken bildenden Gebieten Souveränitätsrechte oder einen Einfluß ausüben oder ausüben werden, daß diese Gebiete weder als Markt noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel welcher Rasse, benutzt werden sollten. Jede dieser Mächte verpflichtete sich zur Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel, diesem Handel ein Ende zu machen und diejenigen, welche ihm obliegen, zu bestrafen. Es sollten nun nicht allein gemeinsam zu ergreifende Maßregeln vereinbart werden, sondern auch das Gebiet, für welche sie anzuwenden sind, erweitert werden. Nunmehr besteht die Absicht, auch die Gebiete der einzelnen Kolonialmächte bestimmter abzugrenzen, während man sich bisher begnügt hatte, Interessensphären in allgemeinen Umrissen herzustellen. Auch sollen gewisse Rechtsfragen bestimmt formulirt werden, die neuerdings bei dem regen Verkehr der Mächte in Kolonialanzelegenheiten wiederholt hervorgetreten sind. Zu den Beratungsgegenständen gehört auch die Einfuhr von Waffen, Munition, Spiritus in allen Formen. Auch hierüber, namentlich über die Einschränkung dieser Einfuhr, soll eine gemeinsame Abmachung getroffen werden. Alle afrikanischen Kolonialmächte sind eingeladen, der Kongostaat als neutraler Staat wird den Vorsitz führen und König Leopold zum Ehrenpräsidenten ernannt werden.

— (Kongo-Eisenbahn). Der Ausschuß der belgischen Kammer genehmigte einstimmig einen Kredit von 10 Millionen zum Bau einer Kongo-Eisenbahn.

— (Die geplante britische Zentralafrikanische Gesellschaft) wird, wie verlautet, nunmehr gar nicht oder nur mit sehr beschränktem Programm ins Leben treten. Man kann es nur beifällig begrüßen, daß die englische Regierung dem unbesonnenen Drängen jener heißspornigen Partei, aus deren Mitte das ursprüngliche Projekt mit seinen maßlosen offen ausgesprochenen Prätensionen hervorging, nicht Folge geleistet hat.

— (Der Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien) hat wiederum 2 Pflegerinnen nach Ostafrika gesandt, die am 12. Juli sich in Marseille einschifften, auf demselben Dampfer der Messagerie Maritimes, der den Freiherrn von Nettelbladt mit seinen Krankenpflegern, sowie Herrn Otto Ehlers, den Grafen Pfeil und andere Beamte nach Sansibar befördert. Die beiden Pflegerinnen aus dem Klementinenhause zu Hannover sollen in Sansibar die Pflegerinnen des Frauenverein Schwester Auguste Hertzer und Antonie Bäumler ersetzen, die von Herrn Hauptmann Wißmann auf das Festland gerufen wurden, um im Namen des Frauenvereins in Bagamoyo die schleunige verlangte Pflege und Hilfe in das von den Ärzten dort errichtete Lazarett zu bringen. Die Klementinenschwestern Auguste Thilicke und Kathi Beckermann treten in das vom Frauenverein und der Evangel. Missionsgesellschaft für die Dauer der Unruhen in Sansibar gemeinsam errichtete Hospital, das bestimmt ist, besonders den Kranken und Verwundeten der Kaiserlichen Marine und des Reichskommissars zu gute zu kommen. — Die Aussegnung der Schwestern fand am Dienstag den 9. Juli in der Kapelle des Domkandidatenstiftes durch den Oberkonsistorialrath königl. Hof- und Domprediger Hrn. Bayer in erhebender Weise statt und der weihevollen Feier wohnten die Vertreter des Auswärtigen Amtes, der Kaiserl. Marine, der Evangel. Missionsgesellschaft, die Oberin des Klementinenhauses Freiin von Lützerode, und ein großer Kreis von Gönnern und Freunden des Frauenvereins bei.

— (Dr. Bernhard Förster †.) Aus Bernardino in Paraguay gelangt die Trauerkunde zu uns, daß Dr. Förster, der Gründer der Kolonie Nueva Germania, dort am 3. Juni seinem Leben ein Ende gemacht hat. Er war eine ideal angelegte, kühne Natur, die aber leider dem Kampfe mit allerlei Widerwärtigkeiten, welche das Leben des Pioniers umgeben, nicht gewachsen war. Voll kühner Hoffnungen nach Paraguay ausgewandert, um dort dem Deutschtum eine neue Stätte zu bereiten, litt er bald unter dem immer stärker sich entwickelnden Mißverhältniß zwischen seinen Zielen und den Mitteln zu deren Verwirklichung und ging daran zu Grunde. Wir haben im Anfang seinem Unternehmen Sympathie entgegengebracht, obwohl wir einige seiner späteren Verirrungen beklagten, und wollen hoffen, daß das deutsche Kapital jetzt die Unterstützung eintreten lassen möge, welche sie dem Verstorbenen hartnäckig verweigerte, obwohl die Chemnitzer Vereinigung ihr Möglichstes gethan hatte, damit sein Werk Fortschritte mache. Es ist dieser traurige Fall aber eine neue Mahnung, die deutsche Kolonisation nur in einer umfassenden Weise mit Heranziehung bedeutender Geldkräfte und nach einem vorher wohl erwogenen Plan in Angriff zu nehmen. Die Geschichte der Kolonialgründungen in Paraguay zeigt unwiderleglich, daß die Zeit der isolirten Unternehmungen dort jetzt unwiederbringlich dahin ist.

— (In der Versammlung der Gesellschaft für Erdkunde) am 6. Juli gab Hauptmann Kund einen kurzen Überblick über seine zweite, im Auftrage des Auswärtigen Amtes unternommene Reise in das Hinterland des südlichen Kamerungebietes. Er ging von der Überzeugung aus, daß die Eingeborenen, die auf der ersten Reise, von den Küstenstämmen aufgestachelt, seinem Vordringen bewaffneten Widerstand entgegengesetzt hatten, nunmehr sich friedlich und freundlich beweisen würden, nachdem sie eingesehen, daß die Schilderungen der um ihren Zwischenhandel besorgten Küstenbewohner falsch und unbegründet seien. Diese Überzeugung erwies sich als zutreffend. Überall wurde jetzt die Expedition, welche genau denselben Weg wie die erste nahm, freundlich aufgenommen, durch Tänze und Gesänge begrüßt, und schnell bildete sich ein freundschaftliches Verhältnis zu den Eingeborenen aus. Nach Durchschreitung des Urwaldgürtels, zu dem die Eingeborenen nur 5—6 Tage, die Expedition aber über 10 Tage gebrauchte, wurde auf dem Bergesrande der Hochebene ein Negerstamm angetroffen, der sich durch besondere Schönheit, kräftigen Wuchs und hohe Gesittung auszeichnet und zu der Erwartung berechtigt, daß er zur Verknüpfung mit der europäischen Kultur besonders geeignet sei. Hier wurde eine Station errichtet, die zur Zeit von Leutnant Tappenbeck geleitet wird. Im eigentlichen Urwaldbezirk wurde ein besonderer Negerstamm entdeckt, der zur Urbevölkerung zu gehören scheint, jeder festen Ansiedelung abgeneigt ist und lediglich im Wald unter leichten Schutzhütten bald hier bald dort sich aufhält, vom Ertrag der Jagd lebt und noch jeder sozialen Gliederung entbehrt. Dann sprach Professor Dr. G. Schweinfurth über seine mehrmonatliche Reise in Südarabien, indem er zu weit ausgiebigerer Erforschung dieses nach so vielen Richtungen reiche Ausbeute verheißenden Landes aufforderte. Endlich warf der russische Staatsrat Dr. Radde, ein geborener Danziger, einen Rückblick auf seine nunmehr 37jährigen Reisen und Forschungen durch Sibirien, Zentralasien und den Kaukasus.

— (Englische Machinationen.) Über einen neuen Fall der Willkür der British India Steam Company, welche bekanntlich nach Belieben die Passagiere in Lamu aufnimmt und absetzt, wird uns aus einem Briefe des Herrn C. Weiß aus Aden Kenntnis gegeben, welcher in Diensten der deutschen Witugesellschaft nach Ostafrika abgesandt worden ist. In diesem Briefe heißt es: „. . . und will ich nur kurz noch berichten, daß mir gestern Abend point blanc ein Billet nach Lamu verweigert wurde, nachdem ich Tags zuvor in der Office mir die Passage zugesichert hatte. Ich machte Miene den Leuten unbequem zu werden, verlangte statement, daß die Agentur angewiesen sei, keinen Passagier für Lamu anzunehmen, und teilte den Sachverhalt dem deutschen Konsul hier mit. Ich wurde bis heute hingehalten, um Zeit zu gewinnen, in London anzufragen. Ich war heute früh noch nicht auf, als ein Bote bereits kam, mir mein Billet zu bringen." Ohne sein energisches Auftreten säße Herr Weiß vielleicht noch heute in Aden.

Eine Beschreibung (nach offiziellen Quellen) der sechs Staaten Mexikos: Durango, Jalisco, Zacatecas, Sinaloa, San Luis Potosi und Guerrero, welche als Manuskript gedruckt ist, kann den Mitgliedern unserer Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom Büreau, Linkstraße 25, soweit der Vorrat reicht, bezogen werden. Zusendung erfolgt franko.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika sowie für die deutschen Hospitäler und für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Direktor Bansa in Frankfurt a. M. für den Neubau des Krankenhauses 149,43 M.; Nachrichten-Abonnements aus Gütersloh 55,50 M.; Fräulein Gröhler, Eisleben 6 M. Durch die Herren Pastor Diestelkamp 922,93 M., Missionsinspektor Dr. Büttner 906 M. und durch den Unterzeichneten selbst 4000 M.; zusammen 6039,16 M.

Berlin, den 10. Juli 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 29. Berlin, 3. August 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Koloniale Agitation. — Der Antisklaverei-Kongreß. — Ein Beitrag zur Würdigung der Lewis'schen Umtriebe in Südwestafrika. Von Dr. Waldemar Belck. — Die Deutsche Emin Pascha-Expedition. Mit Karte. — Die Missionsstation Botschabelo, ein Triumph deutscher Tüchtigkeit in Südafrika. (Schluß.) Von O. K. — Der Maté. Von Dr. K. Kaerger. — Personal-Nachrichten aus Ostafrika. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Quittung.

Koloniale Agitation.

Gelegentlich kann man wohl selbst von Freunden der kolonialen Sache hören, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft, nachdem durch die Erwerbung von deutschen Kolonien ein großes Ziel der deutschen Kolonialbewegung erreicht sei, nicht in demselben Maße wie früher bestrebt zu sein brauche, die Bewegung in Gang zu halten und, wenn sie aus irgend welchen Gründen nachläßt, wieder zu schüren. Diejenigen, welche so reden, nehmen an, daß nach gut gemachtem Anfang die Verhältnisse sich, wenn vielleicht auch nicht ruhig, doch von selbst, vermöge der innewohnenden Kraft der der ganzen Kolonialpolitik unterliegenden großen Ideen entwickeln würden. Sie meinen, daß nun, da die Tagespresse sich eingehender, wenn auch immer noch oberflächlich genug, mit den in Rede stehenden Fragen beschäftigt, da auf der Tribüne des Reichstages öfter und auf kolonialfreundlicher Seite auch überzeugter und überzeugender als früher kolonialpolitische Ansichten ausgesprochen werden, und da vor allem die Reichsregierung in oft stiller, aber unablässiger Arbeit an der Besserung der Verhältnisse in den deutschen Schutzgebieten arbeitet, Jemand, welcher jahrelang für die Ausbreitung des kolonialen Gedankens gearbeitet, wohl ein wenig die Hände in den Schoß legen könne. Die, welche so reden, sind zwar gute Freunde, aber verstehen, mit allem Respekt vor ihnen sei es gesagt, von dem großen kolonialen Thätigkeitsfelde herzlich wenig und hemmen in ihrer Apathie oft genug wie ein Bleigewicht eine jede Bewegung. Denn wer nur einigermaßen sich mit den kolonialen Verhältnissen beschäftigt hat, kann nicht verkennen, daß gerade jetzt eine agitatorische, dabei vollkommen selbstlose Gesellschaft eine Notwendigkeit ist, da im Verhältnisse zur Entwicklung der Schutzgebiete die Aufgaben wachsen, da an allen Ecken und Enden neue Schwierigkeiten sich auftürmen und, wenn nicht eine starke koloniale Bewegung ihnen die Spitze bieten kann, die schlimmsten Veränderungen und Störungen anrichten können, und da vor allen Dingen die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches keineswegs den Rückhalt in den Massen hat, welchen sie von Rechtswegen haben sollte.

Über die Teilnahme oder vielmehr Nichtteilnahme der großen Massen an dem kolonialen Vorgehen des Deutschen Reiches haben wir uns niemals Illusionen hingegeben. Die deutsche Kolonialpolitik, aus rein wirtschaftlichen und politischen Erwägungen entstanden, war dem Volke anfänglich eine fremde, unverständliche Erscheinung. Das Exotische und Abenteuerliche, welches auf die Phantasie einwirkte, machte zwar einigen Eindruck auf viele Leute, obwohl es auch oft zugleich ihre Köpfe mit falschen Anschauungen füllte, aber ein tieferes Interesse war in der großen Masse des Volkes nicht zu entdecken. Die Gegner verspotteten außerdem die Kolonialpolitiker entweder als Ideologen, sofern sie von dem Besitz von Kolonien für Deutschland etwas Ersprießliches und für die Zukunft Gewinnbringendes erhofften, oder als schnöde Materialisten, welche sich mit Raubgier auf andere, der Ausbeutung fähige Länder stürzen sollten, oder sogar als unbedachte Politiker, welche die Weltstellung Deutschlands schwächen würden, und hatten damit auch hier und da Erfolg. So kam es, daß in den ersten Jahren nur diejenigen engeren Kreise tieferes Verständnis zeigten, welche in Folge ihrer allgemeinen Bildung einen weiteren Blick gewonnen hatten. Das Kapital, so ängstlich, sich nach den deutschen Kolonien zu wagen, wie es begierig war, wenig vertrauenswürdigen fremden Staaten seine Hilfe zu leisten, war mit seiner Beteiligung in den deutschen Kolonien sehr spröde und hat das, was man als Opferwilligkeit bezeichnen könnte, nur in den seltensten Fällen gezeigt. Noch heute kranken gut geleitete und später reiche Erträge versprechende Unternehmungen an dieser Lauheit, obwohl ein Schritt zum Bessern zu verspüren ist, und es wird noch vieler Arbeiten bedürfen, bis das Kapital seine Abneigung vollständig verliert.

Denn ein großes Hindernis für eine allgemeine Beteiligung ist es sicherlich, daß die Früchte der kolonialen Thätigkeit nicht sofort sichtbar werden, daß eine Nutzbarmachung erst nach langjähriger Arbeit zu erwarten ist, welche unser schnellebiges Zeitalter möglichst scheut. Die Kolonialpolitik ist eben keine Glaubenssache, welche an das Gemüt appellirt und im Sturm die Herzen erobert, sondern eine wirtschaftliche, politische Richtung, die sich ihren Wirkungskreis langsam erobern muß, gegen innere und äußere Feinde. Wer in dem Streben erlahmt, tritt vom Schauplatz ab und überläßt das Feld dem Gegner.

In dieser großen vorwärtsschreitenden Bewegung hat die Deutsche Kolonialgesellschaft mit ihren weiten und vielfachen Verzweigungen eine ehrenvolle Stellung nicht nur zu behaupten, sondern auszudehnen und zu erweitern. Mehr als je zuvor wird sie in Anspruch genommen, um für koloniale Interessen einzutreten, mehr als je ist sie bestrebt, ihre Aufgaben zu erfüllen, welche über den Rahmen der reinen Agitation hinausgehen sollen und müssen, je tiefer das Bewußtsein der Notwendigkeit einer Kolonialpolitik und der Lösung der Auswanderungsfrage in die Massen eindringt.

Es ist unter diesen Verhältnissen durchaus notwendig, daß die Mitglieder der Gesellschaft auch ihrerseits die Bemühungen der leitenden Organe in der bisherigen aufopfernden Weise unterstützen und in ihren Kreisen dahin wirken, daß die Anzahl unserer Mitglieder und damit auch unsere Hülfsmittel sich mehren. Wenn ein Jeder in seinem Bekanntenkreise Umschau hält, wird er sicher bei Anderen Interesse für unsere Sache erwecken und der Gesellschaft neue Mitglieder zuführen können. Man entgegne uns nicht, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft an 17000 Mitglieder zähle, und daß man nicht die Stimmen, sondern das Gewicht derselben in Anschlag bringen solle.

Gegenüber den unermeßlich großen Aufgaben der deutschen Kolonialpolitik sollte eine Gesellschaft wie die unsrige viele Tausend Mitglieder mehr zählen und demgemäß über viel größere Mittel zu verfügen haben, wenn die Bedeutung der Sache für Deutschland vollständig gewürdigt würde.

Der Antisklaverei-Kongreß,

welcher am 4. August in Luzern beginnen sollte, ist vertagt worden, mit der vom Kardinal Lavigerie in einem Rundschreiben gegebenen Begründung, daß eine Anzahl von hervorragenden französischen Persönlichkeiten wegen der nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen in Frankreich nicht zugegen sein könnte. Lavigerie hofft, wie es in seinem Schreiben heißt, daß man das Vorgehen „eines Kardinals billigen wird, der allen Christen gleicherweise die Ausübung ihrer Rechte erleichtern möchte,

Digitized by Google

und eines Franzosen, der sich nicht, wenn er es vermeiden kann, den Anschein geben will, daß er eines der Interessen seines Vaterlandes opfere". Es bestätigt diese Bemerkung die von Vielen geteilte Auffassung, daß der Kardinal bei seiner Agitation vorwiegend französische und katholische Interessen im Auge habe, wie ihn ja Crispi auch einen „Agenten im Dienste Frankreichs" genannt hat. Ein Zeit lang schien es allerdings, daß die allgemeine humanitäre Richtung das allein Maßgebende in dem Auftreten des Kardinals wäre, und es konnte daher geschehen, daß zu seinen Reden in England sich Katholiken und Protestanten, von der gleichen Idee beseelt, drängten, und daß später die deutschen Katholiken dem an sie ergangenen Rufe willig Folge leisteten und die Afrikavereine deutscher Katholiken gründeten. Die Einladung zur Beschickung des Kongresses, welche in der Zeitschrift „Gott will es" in der Übersetzung abgedruckt war, ließ noch nicht durchblicken, daß irgend ein politisches Interesse noch nebenbei in Betracht kommen könne, bewegte sich vielmehr in allgemeinen Phrasen, wenn sie sich auch schließlich, derselben entkleidet, als eine Aufforderung an die katholische Welt offenbarte. Es schien aus derselben hervorzugehen, daß alle Freunde der Antisklaverei-Bewegung zwar eingeladen waren, an den Verhandlungen teilzunehmen, aber an den eigentlichen Arbeiten nicht teilnehmen sollten. Doch konnten über die Art der Beteiligung, in Kommissionen u. dergl., die Ansichten auseinandergehen, bis schließlich Jedem klar werden mußte, daß der Kongreß nur ein katholischer werden sollte. Dementsprechend ist auch an diejenigen humanitären Gesellschaften und Vereinigungen, welche, wie die Anti-slavery Society und die Kommission der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Bekämpfung des Sklavenhandels, dasselbe Ziel wie die katholischen Antisklavereivereine verfolgen, keine offizielle Einladung zur Beteiligung und Mitwirkung ergangen, geschweige denn, daß die protestantischen Missionen, welche schon lange dieses Werk praktisch fördern, um ihre Mitwirkung ersucht worden wären. Noch ehe der vorher erwähnte, so seltsam begründete Aufschub, welcher auch in den deutschen katholischen Kreisen einiges Befremden erregen dürfte, bekannt wurde, war deshalb an die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, die manche Freunde des Luzerner Kongresses unter ihren Mitgliedern zählt, folgendes Schreiben ergangen:

„Um die Bestrebungen zur Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels, wo sie auch hervortreten, nach Kräften zu fördern, hatte unsere „Kommission V zur Bekämpfung des Sklavenhandels" in Aussicht genommen, sich an dem, von dem Kardinal Lavigerie auf den 4. August d. J. nach Luzern ausgeschriebenen internationalen Antisklaverei-Kongreß zu beteiligen und Abgeordnete zu entsenden. Wir hatten aber voraussetzen müssen, zumal die Behandlung der Sklavenfrage seitens unserer Kolonialgesellschaft und die Einsetzung der Kommission den leitenden katholischen Kreisen bekannt geworden war, daß uns, wie anderen Vereinen und Personen, eine Einladung zu dem Kongreß zugehen würde. Da dies nach längerer Zeit nicht geschehen war, haben wir vor mehreren Wochen an zuständiger Stelle unsere Absicht der Teilnahme und das Ersuchen um eine Einladung besonders ausdrücken lassen. Wir sind darauf ohne jede Antwort geblieben, und also nicht eingeladen worden. Unter diesen Umständen sind wir nicht in der Lage, an den Arbeiten des Kongresses teilzunehmen. Wir können nur bedauern, daß die Versammlung, welche als eine internationale und ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntnis berufen werden sollte, nun doch eine gewisse Exklusivität scheint annehmen zu wollen.

Indem ich mich beehre, den Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft hiervon Kenntnis zu geben, glaube ich die Erwartung aussprechen zu dürfen, daß keine unserer Abteilungen als solche bei dem internationalen Antisklaverei-Kongreß vertreten sein werde. Der Beteiligung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder steht nichts entgegen.

Langenburg, den 23. Juli 1889.

Der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft.
gez. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg."

*

Ein Beitrag zur Würdigung der Lewis'schen Umtriebe in Südwestafrika.

Die Lektüre der jüngst erschienenen Broschüre „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" von Friedrich Fabri muß bei jedem aufrichtigen Freunde unserer Kolonialpolitik das lebhafteste Interesse erwecken. Ich möchte nun besondere Aufmerksamkeit auf jene Stelle der betreffenden Schrift lenken, an der Fabri Betrachtungen über die Gültigkeit der Lewis'schen Urkunde anstellt, die ihn schließlich zur Bejahung dieser Frage führen. Ich möchte mich diesem Urteil nicht so ohne Weiteres anschließen, da nach meiner Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse eine durch Lewis vorgenommene und durch Maharero sanktionirte Fälschung des betreffenden Dokumentes nicht unbedingt von der Hand zu weisen ist. Um dem deutschen Publikum zunächst zu beweisen, weß Geistes Kind dieser Lewis und welcher Thaten er fähig ist, lege ich die Kopien mehrerer Briefe bei, für deren Echtheit ich mich verbürge. Die Entstehungsgeschichte dieser Schriftstücke ist mit kurzen Worten folgende: Als in der zweiten Hälfte des Jahres 1884 Herr Dr. Karl Höpfner nach Walfischbay kam, um die dort wohnenden Völkerschaften zur Nachsuchung des deutschen Protektorates zu veranlassen, teilte er u. a. auch den auf Rehoboth wohnenden Bastards brieflich seine Ankunft und seine Absichten mit. Daraufhin schrieb deren Häuptling Hermanus van Wyk einen Brief an den englischen Magistrat zu Walfischbay, in welchem er letzterem mitteilte, daß die Bastards, da sie bislang zu wiederholten Malen das englische Protektorat erfolglos erbeten hätten, sich nunmehr mit Herrn Dr. Höpfner wegen Erlangung des deutschen Schutzes in Verbindung setzen würden. Die Kopie dieses Briefes kann ich leider nicht vollständig vorlegen. Der Anfang desselben lautete:

Rehoboth, den 15. September 1884.

An den Magistrat zu Walfischbay.

Es wird Ew. Hochwohlgeboren hiermit bekannt gemacht, daß, als der Herr Palgrave hier war, hatten wir uns als brittische Eingeborene erklärt, seine weiteren Versprechungen resp. Zusagen haben wir bisher vergeblich erwartet. Als später der Krieg ausbrach, haben wir öfter Briefe an das Gouvernement nach Walfischbay gesandt, welches sich damals dort befand. Wir empfingen jedoch niemals eine tröstliche Antwort.

Jetzt erhalte ich einen Brief von zwei deutschen Abgesandten, welche in das Land kommen, um Frieden im Lande herzustellen und Kontrakte mit den Häuptern zu schließen. . . . . .

Dieser Brief nun mußte auf seinem Wege nach Walfischbay Otjimbingue, den Wohnort des Lewis, passiren, und letzterer hielt es für gut und richtig, an Stelle des Briefes der Bastards an den Magistrat zu Walfischbay folgenden von ihm selbst an Se. Exzellenz den Gouverneur der Kapkolonie, Sir Herkules Robinson, im Namen von Hermanus van Wyk geschriebenen unterzuschieben und abzusenden:

Rehoboth, 15. September 1884.

An Se. Exzellenz Sir Hercules Robinson, Gouverneur von Südafrika.

Sehr hochwürdiger Herr!

Wir Unterzeichneten Rehoboth Bastards berichten hiermit Euer Exzellenz über unseren gegenwärtig schwierigen Zustand, in dem wir uns befinden. Wir sind geboren unter der englischen Flagge und bis jetzt beriefen wir uns darauf und hielten uns für englische Unterthanen. Vor einigen Jahren war hier ein Abgesandter namens Palgrave welcher mit uns und der Damara Nation gesprochen hat bezüglich der Übergabe und Unterschutzstellung unseres Landes unter die englische Regierung, worauf wir uns mit ganzem Herzen diesem Vorschlage unterworfen haben und ist es bis heute unser Wunsch, unter englische Herrschaft zu kommen und uns auch englische Unterthanen nennen zu dürfen.

Eine Schwierigkeit und großes Erstaunen ist es nun für uns, daß hier Abgesandte der Deutschen hergekommen sind, welche uns fragen, ob wir uns unter ihre Beschirmung stellen wollen, in welchem Falle sie dann Frieden in unserem Lande stiften wollen und auch Unterhandlungen und Kontrakte mit uns eingehen. Wir sind keineswegs geneigt, uns unter deutschen Schutz zu stellen, oder irgend welchen Kontrakt mit ihnen einzugehen, und wollen überhaupt nichts mit Deutschen zu thun haben.

Unser freundlicher Antrag ist nun an Sr. Exzellenz, um uns aus dieser schwierigen Lage zu helfen, da wir uns noch immer als englische Unterthanen betrachten und nicht glauben können, daß unser Gouvernement uns gänzlich zur Seite geworfen hat. Wir hoffen, daß Euer Exzellenz uns eine schleunige Antwort auf diesen Brief senden möge und uns rathe, wie wir uns in dieser Lage zu betragen und wie wir zu handeln haben.

Hoffend daß Ew. Exzellenz uns recht baldig eine günstige Antwort übersenden möge verbleiben wir

mit Ehrbiet und Unterthänigkeit.

Von dieser Fälschung machte er in dem folgenden Briefe dem Hermanus van Wyk selbst Mitteilung:

Okahandya, 3. Oktober 1884.

An Capitän H. van Wyk.

Ich sende Ihnen Abschrift eines Briefes, welchen ich an den Gouverneur geschrieben habe, da der von Ihnen geschriebene Brief das Verlangen nicht genügend ausdrückte und keine vorschriftsmäßige Erklärung war, so habe ich solche für Sie geschrieben.

Da ich hoffte, Sie hier zu sehen, so habe Ihnen hiervon früher keine Nachricht gegeben.

Wenn die Deutschen nun kommen sollten, so lassen Sie sich nicht früher mit denselben ein, als bis Sie eine Antwort vom Gouverneur empfingen.

Die Schutzherrschaft, welche Sie verlangen, wird Ihnen schleunigst vom englischen Gouvernement gestellt werden.

Digitized by Google

Nehmen Sie den deutschen Schutz auf keinen Fall an, wie es die Damaras gethan haben.

Wenn Sie Schußwaffen haben wollen, so senden Sie einen Wagen dazu nach hier, da ich nicht nach Rehoboth komme.

Wenn der Bote hier anlangt, so werde ich einen Brief für nach Otyimbingue ihm mitgeben.

Mit Grüßen bleibe ich

(gez.) R. Lewis.

Auf die Nachricht von diesem Betruge hin schrieb nun Hermanus van Wyk, der inzwischen am 11. Oktober in einem Schreiben an Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. das deutsche Protektorat erbeten hatte, an den Magistrat von Walfischbay und teilte ihm in dem folgenden Briefe den wahren Sachverhalt mit:

Rehoboth, den 26. Oktober 1884.

An den Magistrat zu Walfischbay.

Ich mache Ew. Hochwohlgeboren bekannt daß ich Ihnen am 15. September einen Brief sandte. Später erhalte ich nun ein Schreiben von R. Lewis, woraus ich ersehe, daß er den Brief, welchen ich Ihnen schrieb, verändert hat. In Folge dessen sende ich die Abschrift des Briefes, welchen ich an Ew. Hochwohlgeboren sandte.

Mein Schreiben an Ew. Hochwohlgeboren hat Herr R. Lewis verändert und einen Brief daraus gemacht, welcher im Namen der Verwaltung von Rehoboth an Se. Exzellenz den Gouverneur gerichtet war. Herr R. Lewis hatte hierzu von mir weder Auftrag noch Befehl, solches zu thun.

Infolgedessen ersuche ich Ew. Wohlgeboren, falls qu. Brief an den Gouverneur bereits abgesandt ist, Sr. Exzellenz dem Gouverneur zu schreiben, daß dieser Brief nicht von mir ausgegangen ist; sollte das Schreiben jedoch noch nicht abgesandt sein, so bitte den Brief wieder an Herrn R. Lewis zurückzusenden.

Mit Gruß

(gez.) Hermanus v. Wyk,
Kapitän.

Von einem Manne nun, der vor offenbaren Fälschungen nicht zurückschreckt, um das Zustandekommen der deutschen Schutzherrschaft zu hintertreiben, kann man sich auch wohl einer Fälschung von Schriftstücken versehen, die ihm selbst großen pekuniären Vorteil sichern. Die Ausführung einer solchen Fälschung würde ihm umsomehr erleichtert sein, als Maharero selbst gar nicht schreiben kann, sondern höchstens die drei üblichen Kreuze als sein Handzeichen unter Dokumente setzt. Zwar besitzt Maharero auch ein papiernes Staatssiegel, das ähnlich wie bei Regierungsurkunden zivilisirter Völker aufgeklebt wird, allein es hält durchaus nicht schwer, in den Besitz solcher Siegel dort zu gelangen. Um Zeugen, selbst europäische, für die Beglaubigung seiner Dokumente aber brauchte Lewis erst recht nicht besorgt zu sein; zwar ein deutscher Missionar würde sich wohl schwerlich von ihm je als Zeuge gebrauchen lassen, selbst bei durchaus rechtsgültig abgeschlossenen Verträgen, zumal bei solchen, die wie die in Frage stehenden so sehr gegen das Interesse der Deutschen gerichtet sind, auch wäre in solchem Falle von diesem Vorgange wohl sofort etwas verlautbart worden. Leider aber gibt es in Hereroland mehr wie zu viel fragwürdige Existenzen, besonders englischer Abkunft, Abenteurer, heruntergekommene Händler, weggelaufene Matrosen und Polizisten ꝛc., die für solche Zwecke sofort zu haben sind, namentlich wenn es sich darum handelt, ihren wenig beliebten Konkurrenten, den Deutschen, damit einen Nachteil zuzufügen. Am meisten scheint noch für die Richtigkeit der qu. Lewis'schen Dokumente der Umstand zu sprechen, daß Maharero selbst sie als gültig anerkannt hat; aber auch das erklärt sich dem Kenner südwestafrikanischer Verhältnisse leicht, ohne die Voraussetzung der thatsächlichen Richtigkeit jener Urkunden. Getäuscht in seinen Erwartungen, durch die Nachsuchung des deutschen Protektorates große persönliche pekuniäre Vorteile zu erlangen und die Beendigung der unaufhörlichen, unter dem Vorwande des Krieges fortgesetzten Räubereien der Hottentotten herbeizuführen, sowie aufgehetzt durch die andauernden Intriguen Lewis' und seiner Genossen, mag dem alten Maharero, der übrigens für einen Neger ein sehr schlauer Diplomat ist, der Verzicht auf seine Unabhängigkeit leid geworden sein. Lewis brauchte ihm nun nur noch klar zu machen, daß die Deutschen einzig und allein der Minen wegen in das Land gekommen seien und auf das Protektorat verzichten würden, sobald ihnen alle Aussicht auf Minenkonzessionen entzogen seien, um Maharero mit Leichtigkeit zu veranlassen, die Richtigkeit der von ihm geschriebenen und zurückdatirten Minenkonzessionsurkunde dem deutschen Reichskommissar gegenüber zu bestätigen und den Erlaß anderweitiger Minenverleihungen in Abrede zu stellen.

Damit ist nun freilich noch lange nicht gesagt, daß Maharero gewillt sei, die Lewis'sche Konzession auch späterhin anzuerkennen; der schlaue Fuchs hat es vielmehr schon wiederholt sehr gut verstanden, sich durch andere die Kastanien aus dem Feuer herausholen zu lassen, und so würde es denn wohl auch später bei Lewis heißen: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan[1]) und die Deutschen wieder herausgebracht aus Hereroland, nun wollen wir die anscheinend so wertvollen Minen hübsch für uns allein behalten! Ich will in dieser Beziehung nur daran erinnern, daß Maharero dem bekannten Reisenden Anderson als Belohnung für seine thatkräftige Hülfe im Befreiungskriege der Herero vom Joche der Jonker Afrikander'schen Herrschaft, — ohne welche die Herero voraussichtlich noch heute die Sklaven der Hottentotten wären, — mehrere Distrikte Land geschenkt hatte, dann aber den Sohn Anderson's vor einigen Jahren unter ganz nichtigen Vorwänden davon wieder vertrieben hat.

Um es also kurz zu sagen, so unterliegt es für mich kaum einem Zweifel, daß die Lewis'schen Urkunden thatsächlich, und zwar mit Wissen Mahareros gefälscht sind. Jedenfalls war im Jahre 1884 und später, als es sich für die Herren Dr. Höpfner, Dr. Pechuël-Loesche, Hälbich und mehreren andere um die Erlangung von Generalminenkonzessionen handelte, keinem der Missionare, ohne deren Vorwissen und Ratschläge Maharero damals nichts zu thun pflegte, von der Existenz der Lewis'schen Konzession etwas bekannt.[2])

Schließlich muß ich auch noch darauf aufmerksam machen, daß die von Maharero verliehenen Konzessionen zum großen Teil in der Luft schweben, da sie sich sehr oft auf Gebiete erstrecken, die seiner Herrschaft gar nicht unterstehen. So liegt z. B. die dem Lewis verliehene Ebony-Mine im Gebiete des hottentottischen Häuptlings Piet Heibib, während die vielgenannte, prachtvolle Otavi-Mine (reiche Kupfer- und silberhaltige Bleierze) den Ovambovölkern gehört, die sie seit Menschengedenken ausbeuten.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch darauf aufmerksam machen, daß ich gleich nach meiner Rückkehr aus Südwestafrika in mehreren Artikeln sowohl in der Kolonial-Zeitung, wie auch in anderen Blättern energisch für die Errichtung einer größeren stehenden Kolonialtruppe an der Grenze von Namaqua- und Hereroland eingetreten bin und andernfalls den Eintritt der dort jetzt bestehenden Verwicklungen und kriegerischen Wirren vorausgesetzt habe. Allein meine Worte verhallten damals ungehört, und selbst jetzt, wo das damals warnend in Aussicht gestellte „Zu spät" Thatsache geworden ist, scheint man sich noch immer nicht zu energischen Schritten entschließen zu können.

Denn welchen Erfolg kann man sich von der Aussendung einer 30 Mann starken Truppe versprechen? Man verzehnfache diese Zahl, und selbst dann bleibt es zweifelhaft, ob unter den obwaltenden Verhältnissen damit ein durchschlagender Erfolg erzielt werden wird.

Kedabeg im Kaukasus.

Dr. Waldemar Belck.

Die Deutsche Emin Pascha-Expedition.

Von dem geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Emin-Pascha-Komitees gehen uns folgende Berichte des Herrn Dr. Peters zur Veröffentlichung zu:

I.

Kwyhoobai, den 16. Juni, 1—2 Stunden vor Abmarsch aufs Festland 2° 4' s. Br., 6 Uhr Morgens.

Dem geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Emin Pascha-Komitees beehre ich mich in aller Eile über den völlig geglückten Landungsversuch der Deutschen Emin Pascha-Expedition folgendes zu berichten:

In meinem letzten Bericht aus Bagamoyo bemerkte ich, daß ich den Tag meiner Landung auf dem Festlande in Afrika auf den 15. Juni berechne. Sehr merkwürdiger, und zwar zum teil zufälliger Weise lief ich 10—11 Uhr morgens am 15. Juni sicher in die Bucht von Kwyhoo ein, und zwar nach einer sehr interessanten Fahrt.

Bei der Heftigkeit, mit welcher unser Unternehmen in Sansibar von allen Seiten, sei es öffentlich, sei es im Geheimen, bekämpft wurde, war ich zur äußersten Diskretion in meinen Plänen, zur größten Schnelligkeit in meinem Handeln gezwungen. Zwar konnte mich das von allen Seiten heranschallende Geräusch des „Unmöglich, unmöglich!" keinen Augenblick beirren. Der Philister ist stets geneigt, alles das für unmöglich schlechtweg zu erklären, was ihm selbst freilich immerhin unmöglich sein könnte. Es wird in der Regel nach den normalen Verhältnissen abgeschätzt und über die Anwendung normaler Maßregeln geht die Rechnung nicht hinaus. Anormale Verhältnisse aber erfordern anormale Maßregeln. Indeß erschienen auch uns die Schwierigkeiten, in Afrika hineinzukommen, zeitweilig in Sansibar fast unüberwindlich; in die deutsche Blokadelinie konnten wir nicht hinein, und dem Engländer schien freie Hand gegeben zu sein, uns niederzuhetzen. Das ungefähr hat mir der Admiral Fremantle, wenn auch mit andern Worten, persönlich gesagt, und er hat zugleich seinen Entschluß mir mitgeteilt, von dieser Freiheit nach Kräften Gebrauch zu machen. „I shall spoil your little expedition".

---

[1]) Neueren Mitteilungen zufolge ist R. Lewis aus Damaraland in Kapstadt angekommen. D. R.

[2]) Wir bemerken hierzu, daß den oben genannten Herren auch nichts von der Angelegenheit bekannt sein konnte, da die Lewis'sche Urkunde angeblich erst aus dem Jahre 1885 datirt. D. R.

Digitized by Google

Indes die Herren hatten nach einer Richtung hin die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Auf der Landkarte scheint es zwar zwischen Lamu (2° 27′) und Hohenzollernhafen (Port Durnford 1° 13′) nur die Mandabucht zu geben. Die Blokadelinie ist mit 2° 10′ s. Br. im Norden begrenzt. Die Mandabucht liegt innerhalb dieser Linie; ich durfte daher nicht wagen, in sie hineinzugehen. Man hätte mich für gute Prise erklären können. Aber bei genauerem Studium der Seekarte findet sich nördlich von Patta etwa 2° 5′ noch eine Bucht, die Kwyhoobai. Diese, gemäß dem Afrikapilot, gewährt einen Zugang für Schiffe, liegt außerhalb der Blokadelinie und ist nur 3—4 Tagemärsche von Witu und der Tanaroute entfernt. War die englische und allgemeine gegnerische Rechnung, mich durch die Blokade nach Port Durnford und in die feindlichen Somalistämme zu drängen, so ließ sich diese Rechnung, wenn irgendwo, bei Kwyhoobai durchkreuzen.

Dabei waren indes ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst die völlige Geheimhaltung des Planes und die Täuschung des Gegners war nicht eben schwierig. Fremantle hatte sein rechtswidriges Verhalten gegen mich mit dem kühlen Hinweis auf den Kriegszustand gerechtfertigt („c'est la guerre"); wer wollte es mir verdenken, wenn ich meinerseits diesen Standpunkt acceptirte.

Ich lanzirte also in Sansibar eine Fahrt nach Mozambique und Delagoabai, zur Beschaffung von Trägern. Dies glaubte dort Jedermann. In Bagamoyo und Dar-es-Salaam hatte ich mir 100 Träger gesichert. Es lag ja auf der Hand, daß dies nicht genügte. Ich bin fest überzeugt, daß in Sansibar und Umgegend von meinem Plan kein Mensch eine Ahnung hatte und Jedermann mich auch heute noch im Süden vermutet.

Demgegenüber erschienen die technischen Schwierigkeiten dieser Landung sehr groß. Einen Lootsen für Kwyhoobai in Sansibar zu suchen wäre identisch mit dem Aufgeben des Planes gewesen; ich selbst aber hatte an Bord der „Neera" einen italienischen Kapitän, welcher die Ostküste Afrikas nicht kannte. Die Schiffahrt aber, wie wir erfahren haben, ist hier so schwer wegen des ganz unberechenbaren, zwischen 3—5 Meilen die Stunde schwankenden, nach Norden versetzenden Stromes. Trotz dieser Erwägungen beschloß ich, in der Richtung dieses Planes vorzugehen.

Ich hatte an Deutschen Herrn Kapitänleutnant Rust, Herrn Oskar Borchert und Herrn Friedenthal, einen Sansibaragenten von tüchtigen Fähigkeiten, zur endgültigen Fertigstellung des Gepäckes, ferner 26 Somalisoldaten und etwa 90 Träger an Bord, als ich Sonntag Morgen am 9. Juni, etwa 10 Uhr, den Hafen von Dar-es-Salaam verließ. Ich hatte Wasser, wie sich erst hernach herausstellte, und was ein außerordentlicher Dispositionsfehler von mir war, für nur 3—4 Tage. In Dar-es-Salaam hatte ich mir indes drei Kühe gekauft, Reis war in Massen vorhanden und Kohlen hatte ich für etwa 3 Wochen genommen. An Proviant für uns fehlte es nicht.

Der Abschied von den Herren in Dar-es-Salaam, ebenso wie der von Wißmann und seinen Herren in Bagamoyo war herzlich und kameradschaftlich. Leutnant Maerker und Herr Küsel brachten uns auf die Außenrheede; der provisorische Stationschef, Herr Leutnant Teremin, ließ zum Abschiedssalut die Stationsgeschütze lösen. Ich bat die Herren, welche stets von meiner Fahrt nach Mozambique sprachen, im letzten Augenblicke um Entschuldigung, wenn sie sich in meinen Ansichten geirrt haben sollten.

Um 11 Uhr 10 Minuten waren wir gegenüber Moakatumbe Rock vor Dar-es-Salaam, und nunmehr ließ ich etwa 10 Meilen lang mit Volldampf Südostkurs gehen, den ich nach Osten umsetzen ließ, sobald wir außerhalb Sicht der Küste waren. Etwa 50 Meilen liefen wir genau Osten. Gegen 5 Uhr nachmittags, als wir die Insel Sansibar ca. 20 Meilen Distanz südlich passirt hatten, ließ ich den Kurs wieder östlich setzen, und nun dampften wir zunächst bis 4 Uhr Nachmittags am Montag bei sehr bewegter schwerer See Nord-Nord-Ost, von da an wieder westlich direkt auf Kwyhoo zu. Sansibar und die ganze Blokade blieben weit außer Sicht in Backbord.

Am 10. Abends hätte unsere Expedition indes beinahe ein schnelles Ende gefunden. Ich saß mit Kapitänleutnant Rust nach dem Abendessen auf dem Achterdeck bei einer Zigarre, als plötzlich aus dem Salon, wo unser gesamtes Pulver, sowie unsere Munition verstaut war, heller Feuerschein heraufleuchtete.

Bei dem heftigen Schlingern und Stampfen des Schiffes war die Petroleumlampe heruntergestürzt und etwa 3 Fuß vom ersten Pulverfaß explodirt. Wir gingen sofort hinunter mit dem Kapitän und Maschinisten, opferten eine Reihe von wollenen Decken, welche wir auf das Feuer warfen, packten das ganze gewissermaßen ein und trugen die brennende Masse über Bord. Außer einigen Brandwunden an Rusts Hand war kein Unglück zu verzeichnen. Ich nahm dies für ein glückliches Zeichen in Bezug auf den Verlauf des Ganzen.

Am 11. Morgens erwachten wir in der Meinung, auf der Höhe von Kwyhoo zu sein. Wir peilten eine Insel, welche nach den Karten etwa Kwyhoo entsprach. Die See war schwer, der Wind pfiff aus Südwest. Schwere Böen gingen fortwährend über unser kleines Boot, welches jeden Augenblick zu kentern drohte.

Die Kisten wurden hin und her geschleudert, und meine Leute stöhnten vor Seekrankheit und Unruhe. Bis gegen 11 Uhr lotheten und peilten wir. Dann ließ ich die Gig aussetzen, um eine Einfahrt in der tobenden Brandung zu suchen. Aber das Boot wurde beinahe umgeworfen, und wir mußten es schnell wieder heraufholen, um es nicht zu verlieren. Eine ungenaue Sonnenaufnahme um 12 Uhr ergab, daß wir etwa 1°, also 13 Meilen nördlich von Hohenzollernhafen, oder etwa 60 Meilen nördlich von Kwyhoobai und in Sicht einer der Dundainseln[1]) waren.

Volldampf gingen wir bis 7 Uhr abends Südwest. Wir machten gegen den Monsum nur 7 Minuten und mußten ferner auf etwa drei Meilen Stromversetzung nach Norden rechnen. Fortbewegung über den Grund also nur vier Meilen.

Bis abends 7 Uhr hatten wir einige 40 Meilen gemacht; von da an gingen wir halbdampf, um nicht in die britische Blokade hinein zu kommen. Um 4 Uhr morgens wieder Volldampf. Lange Peilungen, Lothungen ꝛc., 12 Uhr Sonnenaufnahme, und wir fanden, daß wir etwa auf demselben Platz waren, wie gestern. So stark war die Stromversetzung nach Norden gewesen. — Nun wurde die Sache in der That ernst, denn der Wassermangel wurde peinlich und der Kapitän fing an, den Mut zu verlieren. Ich traf Anstalten, den Regen einzufangen, und wieder ging es mit forcirtem Dampf südwestwärts, wie gestern, gegen schwere See und pfeifenden Wind. An Schlafen war nicht zu denken, um so weniger, als heftige Regengüsse niederschlugen und alles durchnäßten.

Wir fuhren Volldampf bis 4 Uhr morgens, dann gingen wir West zu Nord gegen Land, peilten eine der Dundasinseln. Der Kapitän war sehr niedergedrückt und verlangte Rückkehr nach Sansibar. Ich erteilte ihm deshalb den schriftlichen Befehl, bis zu Gegenmaßregeln meinerseits auf Kwyhoobai zu kreuzen, ich bedrohte ihn, falls er meinem Befehl nicht nachkomme, dann seine Gesellschaft für den Verlust von 20 000 Lstrl. haftbar zu machen. Dies genügte für diesen Tag. Durch Maßregeln in größerem Umfang gelang es mir ferner, an diesem Donnerstag Morgen etwa 1500 Liter Regenwasser einzufangen und in den Tanks zu bewahren. 12 Uhr 30 hatten wir einen Strahl Sonne und der Kapitän bestimmte die Sonnenhöhe auf etwa 2° s. Br., also mußten wir unserem Ziele nahe sein. Um 1½ Uhr machte ich Herrn Borchert darauf aufmerksam, daß ich glaube, Kwyhoo Peak, das Landzeichen der Kwyhooinsel, zu sehen. Gleich darauf sprang eine so heftige Böe mit schwarzen Regenwolken auf, daß alles verschwand und wir schnell vom Lande abhalten mußten, um nicht in die Riffe zu geraten. Um 4 Uhr kam der Kapitän und bat mich, auf die Kommandobrücke zu kommen. Ob die Insel gegenüber nicht Lamu sei! Ja, meinte ich, und meinte mit größerer Bestimmtheit Kapitänleutnant Rust. Wir dampften langsam nördlich, bis wir den Eingang zu Mandabucht zu sehen glaubten.

Nun schienen wir zu wissen, wo wir waren.

Wir mußten von Land abhalten, weil die Sonne sank. Die Nacht kreuzten wir in Sicht der Insel, am folgenden Morgen sollte es Patta aufwärts und nach Kwyhoobai gehen.

In der Stimmung, wie ich sie als Knabe vor Weihnachtsabend zu haben pflegte, lag ich die Nacht ohne Schlaf auf meinem schwankenden Stuhl. Am nächsten Morgen bei Grauen ging es vorwärts. Da war Manda, da Patta, nun mußte Siu spit, Siu point und Kwyhoobai mit Botelersledge kommen. Richtig! da war es! aber die Bai war durch eine Barriere von Riffen und heftige Brandung gesperrt. Und was war die Insel in der Mitte, die nicht auf der Seekarte war, und warum stimmten die Lothungen nicht? Um 12 Uhr die Sonnenaufnahme ergab, daß wir 1° 34′ s. Br., also 29 bis 30 Meilen nördlich von Kwyhoo waren. Die Küstenformationen entlang dem Benadirlande sind so gleichmäßig, daß derartige Täuschungen, wie sie uns passirt waren, nicht allzusehr Wunder nehmen können. Ich glaube, wir haben an diesem wehmütig-schönen Freitag „Fair Head" vor uns gehabt. Wieder ging es Volldampf nach Süden. Am Abend waren wir gegenüber dem vermeintlichen „Lamu" der vorigen Nacht, wo wir kreuzten. Am folgenden Morgen wieder Südwest. Und da stieg es vor uns auf, der eigenartige, unverkennbare Kwyhoo-Peak, da war endlich Botelersledge, da war Kwyhoobai selbst! Es ist ganz unmöglich, das Gefühl tiefster Genugthuung zu schildern, welches mich erfüllte! Man muß aber bedenken, was auf dem Spiel stand. Mit welchem Spott wären wir wohl zurückempfangen! Oder wie liebevoll hätte uns die englische Blockade aufgenommen, wären wir, was ja leicht möglich war, hineingeraten! Und ein kleiner Unfall an der Maschine, an der Schraube, konnte alles umwerfen!

Indes dies waren curae passatae. Um 11 Uhr Sonnabend, den 15. Juni, gingen wir in der Kwyhoobai vor Anker, hinter uns die Brandung von Siu spit. Vor uns, allerdings in 5 Meilen Entfernung, das Land! Afrika! Witu! Emin Pascha!! Was mir sehr selten passirt, trat jetzt nach dieser viertägigen Anspannung und Schlaflosigkeit ein. Ich fühlte mich etwas aufgeregt.

Aber es war keine Zeit zur Erholung. Wir hatten keine Böte. Eine frische Brise stand in der Bucht; mehr als 100 Menschen, sowie etwa 30 000 Pfund Cargo sollten gelandet werden. Ich ging also schon 11½ Uhr mit Kapitänleutnant Rust in die Gig, um nach Siu zu fahren und Dhaus wie Leute zu sichern zum Löschen und Tragen. Zur Vorsicht hängte ich die Jolle mit 6 Mann Soldaten an. Erst gegen 3 Uhr waren wir in dem Dorf Siu an der Nordseite von Patta. Es gelang schnell, freundliche Beziehungen anzuknüpfen, aber wir erfuhren, daß Dhaus nur in Pasa, von Buana Mse, unter Zustimmung des arabischen Gouverneurs zu haben seien. Schnell entschlossen, segelte ich mit Rust in der Jolle westlich weiter auf Pasa zu. Herrn Friedenthal, der inzwischen mit der andern Jolle gekommen war, befahl ich, mit derselben und 10 Mann Soldaten langsam nachzufahren und vor Pasa sich hinzulegen. Pasa ist eine Stadt von 2 bis 3000 Einwohnern, einem Fort und einer arabischen Garnison.

Hunderte umringten uns, als wir in Pomp zum Gouverneur eingeholt wurden. Ich fasse mich kurz über die Verhandlungen. Eine halbe Stunde später segelte ich mit zwei großen Dhaus auf die „Neera" zurück, wo wir gegen 7 Uhr eintrafen. Außerdem waren mir 150 Träger zugesichert. Noch in der Nacht bei schwerer See gelang es uns, in die eine Dhau alle Kriegskontrebande, Pulver, Munition ꝛc., sowie 12 Soldaten zu werfen. Die zweite wird beladen, während ich dies schreibe, und um 9 Uhr fahre ich mit der Deutschen Emin Pascha-Expedition nach Kiwent am Siyu-Kanal, von wo ich heute Nachmittag oder morgen früh landeinwärts marschire.

Es ist aber auch Zeit; denn die „Neera" ist jetzt völlig von Wasser entblößt und morgen erwarte ich ein englisches Kanonenboot in der Kwyhoobai.

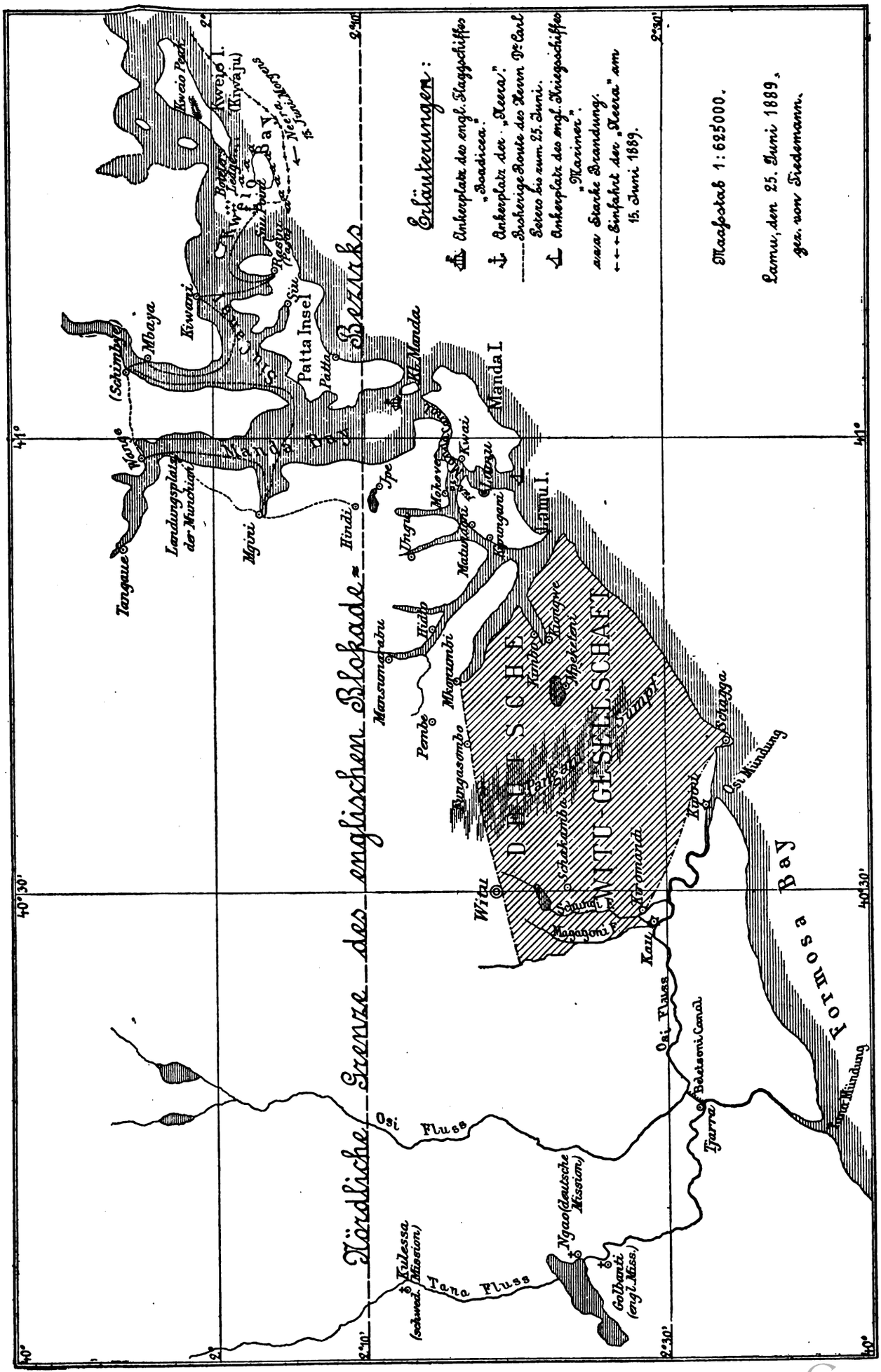
Sollten mir Engländer auf dem Festland begegnen, so werden sie finden, daß Deutsche am Ende nicht gesonnen sind, sich von Fremden chikaniren zu lassen. Mit den Herren Jackson, Martin und Genossen, falls sie gegen uns intriguiren, würden wir schneller fertig werden, als mit der europäischen Blockade. Jetzt haben wir fair play und wir müssen nun das Weitere abwarten.

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters.

[1]) Gruppe von ca. 500 Koralleninseln südlich von der Mündung des Jub. D. R.

Digitized by Google



Die Landung der Deutschen Emin Pascha-Expedition.

Digitized by Google

Bitte gehorsamst um Veröffentlichung obigen Berichtes, wie er vorliegt. Sein Inhalt ist das Resultat dreimonatlicher Arbeit und beschließt das erste Kapitel der Deutschen Emin Pascha-Expedition.

Herzlichen Gruß und Lebewohl den Herren des Ausschusses und des Komitees. Herrn v. Tiedemann ziehe ich hinter Witu an mich heran.

(gez.) Carl Peters.

II.

Schimbye, den 18. Juni 1889.

Wie ich unter dem 16. d. Mts. mitteilte, hatte ich zwei Dhaus mit unserer Expeditions-Ausrüstung beladen und stand, als ich meinen Bericht verfaßte, im Begriffe, aufs Festland aufzubrechen.

Im letzten Augenblick gelang es mir, eine dritte Dhau zu bekommen, so daß ich nunmehr alle meine Leute bequem verschiffen konnte. Die Abfahrt verzögerte sich dadurch bis gegen 10 Uhr. Auch um diese Zeit, wie dies gewöhnlich ist, stellte sich heraus, daß noch nicht alle Sachen aus dem Boote heraus waren. Aber da die Flut schnell abebbte, ich auch nicht länger das Risiko übernehmen wollte, die ganze Sache einem Coup de main der naheliegenden Engländer preiszustellen, entschloß ich mich, Herrn Friedenthal zurückzulassen, den Rest der Sachen entweder noch am selben oder am folgenden Tage nachzuziehen.

So brachen wir um etwa 10 Uhr mit drei stattlichen Dhaus von der „Neera“ auf; in der ersten hatte ich mit Kapitän Rust Platz genommen, in der zweiten saß Herr Borchert. Die dritte war, etwas unvorsichtiger Weise, ohne Weißen gelassen, da eigentlich Herr Friedenthal sie kommandiren sollte. Es war ein behagliches Gefühl, als die „Neera“ und der weiße Rand der Brandung allmählich hinter uns verschwand.

Um 11 Uhr zog ein heftiger Regenschauer auf, welcher die Inseln Kwyhoo und Patta, sowie das Festland vor uns in Dämmerung verhüllte. Wir konnten demnach den Kurs nicht genau kontrolliren und waren nichts weniger als angenehm überrascht, als gegen 12 Uhr die Dhau plötzlich heftig aufstieß, die Leute von Pasa, die ich an Bord hatte, ins Wasser sprangen und schnell dem Lande zuschwammen. Zu gleicher Zeit fiel ohne unser Kommando das Segel, der „Kapitän“ der Dhau eröffnete uns, Buana Mse wie der arabische Gouverneur hätten Befehl geschickt, wir sollten, bevor wir uns auf das Festland begäben, noch einmal nach Pasa kommen. Dies war nun durchaus nicht meine Absicht. Ich dachte gar nicht daran, das Gelingen der ganzen Sache noch einmal der Laune eines Arabers anheimzustellen, der, wenn wir einmal in Pasa waren, durchaus Herr unserer Bewegung blieb. Ich habe heute erfahren, daß in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni in Pasa großes Schauri stattgefunden hat, daß man sich plötzlich darauf besonnen hat, ich habe ja keinen Brief von Said Chalifa beigebracht ꝛc. ꝛc. Genug, man hatte sich eines Besseren besonnen, und, wenn ich nach Pasa gegangen wäre, so würde man mir ohne jede Frage eröffnet haben, daß man erst Instruktionen aus Sansibar einholen müsse. Damit war die Sache dann noch im allerletzten Augenblick durchkreuzt.

Demnach beschloß ich, auf eigene Verantwortung zu handeln. Ich befahl, das Segel wieder zu hissen. Nach kurzem Widerstand gelang es meinen Leuten, den Befehl auszuführen. Das Steuer ersuchte ich Kapitän Rust zu nehmen. Die beiden ankommenden Dhaus, die gleich der ersten manövrirten, mußten ebenfalls umdrehen, als Herr Borchert energisch auf meinen Zuruf eingriff, und als es mir gelungen war, in die dritte einige entschlossene Somalisoldaten durch Schwimmen hineinzubringen. Schnell hielten wir vom Lande ab, als wir eine Volksmasse mit lautem Geschrei herankommen sahen, und hielten nun mit vollem Segel auf das Festland von Afrika zu. Der Regen, welcher eine Weile aufgehört hatte, setzte wieder stärker ein, und ein grauer Nebel verhüllte den Siu-Kanal, in welchen wir nunmehr einhielten.

Um 1½ Uhr gingen wir vor einem Platz vor Anker, welcher mir von unserem abgesetzten Dhaukapitän als Kiwani bezeichnet wird. Ich wunderte mich, keine Häuser zu sehen; ließ mich indes schnell von drei Leuten eine weite Strecke durchs Meer tragen, um mich umzusehen.

Da war das übliche Moorufer Dickicht; eine graue unheimliche Dünung schlug unaufhörlich in die knorrigen Baumwurzeln hinein, auf welchen wir standen. Kapitänleutnant Rust, der mit 6 Somalisoldaten an Land gekommen war, und ich selbst stimmten darin überein, entweder, daß dies Kiwani nicht sei, oder aber, daß Kiwani nicht der Platz für uns sei.

Also zurück in die Böte. Ich nahm nunmehr Platz im dritten Boote, Kapitänleutnant Rust beorderte ich in das erste zurück. So war jedes Boot mit einem Herrn besetzt.

Vor uns lag der Siukanal, welcher in die Mandabucht ausmündet. Links schwingt sich in anmutigen Linien die Insel Patta dahin, welche mir von einem Besuch vor anderthalb Jahren so wohl bekannt ist. Im Norden leuchtet das Festland von Ostafrika in kühnen Schlangenlinien. Ein leichter Regen rieselte hernieder und hüllte alles in ein geheimnisvolles Grau. Dies lud zur Ausführung eines Planes ein, welcher mir schon in Sansibar verlockend erschienen war, den ich aber im Ernst ins Auge zu fassen nicht geneigt war.

Wer die Karte sich ansieht, wird finden, daß der Siukanal etwa gegenüber der Stadt Patta eine starke Ausbuchtung nach Norden macht. Die nördliche Ausbiegung, von Kwyhoo aus, würden wir zu umgehen gehabt haben, wären wir gegenüber Kwyhoo gelandet.

Dies würde uns bei voller Trägermasse 3 Tage, wie wir waren aber mindestens 6—7 Tage gekostet haben. Diese Vorderbucht, deren Name hier nicht festzustellen ist, wird aber im Westen bereits vom Sultanat Witu begrenzt. Könnten wir ungesehen von der Mandabucht in sie hineingelangen, wäre das Problem der Umgehung der Blockade noch an diesem Tage völlig geglückt.

Ich entschloß mich, die Gelegenheit des sicheren Besitzes von drei Dhaus zu benutzen, um diesen Plan nunmehr zur Ausführung zu bringen. Also vorwärts mit gutem Winde nach Westen! Die beiden anderen Dhaus ließen die Segel nieder, um die neue Marschordre entgegenzunehmen, und rauschend schossen wir etwa in gleicher Höhe wieder dahin.

Gegenüber Siu bogen wir nördlich ab, und um 4 Uhr nachmittags, allerdings bis auf die Haut durchnäßt, gingen wir vor Mbaya vor Anker. Ich ließ sofort die kleine Dhau löschen, welche ich umgehend mit Herrn Borchert zum Schiff zurückschicken wollte. Inzwischen richteten wir uns häuslich in Mbaya ein.

Ich selbst dachte noch in der Nacht nach Schimbye ins Sultanat Witu hinüberzufahren. Aber die völlige Ermattung der Herren und Mannschaften zwang mich, die Ausführung beider Maßnahmen ein wenig zu verzögern. Wir speisten ein wenig kaltes Fleisch, legten genügend Soldaten in die Dhaus, stellten Posten aus und gingen 7½ Uhr alle schlafen, ein Schlaf, welcher freilich durch den unaufhörlich durch das Dach der Negerhütte rieselnden Regen recht ungemütlich wurde.

Um 4 Uhr morgens fuhr Herr Borchert mit 6 Soldaten, welche den Besitz der Dhaus sicherten, nach Kwyhoobay zurück. Um 5½ Uhr morgens ließen Herr Kapitän Rust und ich die Sachen der dritten Dhau und alle Leute auf die beiden andern verstreuen, welche tief sanken und vollgedrängt waren, und mit Sonnenaufgang stachen wir von neuem in See. Aolus war uns günstig. Die Sonne schien freundlich und schon um 7½ Uhr etwa konnten wir in Schimbye vor Anker gehen. Schimbye selbst liegt etwa 12 Minuten hinter dem Ankerplatz. Ich ging sofort in das Dorf, fand, daß es völlig unseren Zwecken entsprach, sicherte von dem Dorfältesten einige Häuser und ging an den Strand zurück, um das Landen der Sachen anzuordnen. Dasselbe ging bis etwa 12 Uhr vor sich. Es stellte ein so belebtes, und ich darf es gestehen, für uns so wohlthuendes Schauspiel dar, daß ich Kapitän Rust bat, eine photographische Aufnahme davon zu machen. Sie geht demnächst in Platten, wenn auch schecht geraten, nach Berlin ab.

Als alles an Bord war, ging ich ins Dorf zurück, um die Verstauung des Gepäcks zu übernehmen, während Kapitänleutnant Rust am Strand blieb. Die Träger gingen hin und her, und um 2 Uhr mittags, den 17. Juni, war alles unter Dach und Fach in Schimbye im Sultanat Witu unter der Flagge Fumo Bakari's, welcher in diesem Dorfe wohnt, zwei Tagemärsche von Witu selbst entfernt. Ich hatte eine sehr schlechte Hühnersuppe kochen lassen. Aber das Gefühl der Sicherheit zum ersten Male seit Monaten machte uns aufathmen und mir fiel unwillkürlich die Fabel von der reichen Stadt- und der armen Feldmaus ein, als wir bei unserm kärglichen Mahl saßen. Wir werden diese Stunde nicht vergessen.

Wenn uns englischerseits vorgeworfen werden wird, daß wir uns der List bedient haben, so wird es mir freistehen, nun noch einmal mit allem Nachdruck auf die geradezu schmachvolle Behandlung hinzuweisen, welche mich zu diesen Maßregeln gezwungen hat.

Oder meinen die Herren vielleicht, wir sollten die Emin Pascha-Unternehmung aufgeben, weil dieselbe ihnen nicht gefällt, oder wir würden uns durch ihre Intriguen und Chikanen von der Durchführung abhalten lassen? Wäre doch wahrlich eine Schande für das deutsche Volk gewesen, wenn eine so allgemeine und große nationale Bewegung, wie dies die deutsche Emin Pascha-Bewegung ist, in elender Weise in Sansibar hätte im Sande verlaufen sollen. Dies Bewußtsein ist uns allen jeden Augenblick gegenwärtig gewesen, und jeder aufrichtige Beobachter wird gestehen, daß schon die Art, wie man sich unterstehen durfte, eine große deutsche Expedition in Sansibar zu behandeln, eine Behandlung, welche an die kleinlichste Zeit deutscher Michelei erinnert, eine entschiedene Einbuße an nationalem Ansehen in diesen Gegenden zur Folge gehabt hat. Ich bin in der Lage, Beweise für diese Behauptung herbeizubringen, sollte dies erforderlich sein.

Inzwischen haben wir uns gestern und heute hier häuslich eingerichtet, Zelte aufgeschlagen und unser Geschütz aufgefahren.

Ich muß durchaus unseren Leuten und auch uns Herren ein wenig Erholung gönnen. Herr Kapitänleutnant Rust und ich haben uns freilich vorige Nacht durch einen neunstündigen festen Schlaf wieder erquickt. Aber die Leute sind noch sehr mitgenommen. Auch haben wir heute sämtliche Waffen, die gehörig gelitten haben, gründlich reinigen lassen, sowie alles Gepäck in der Sonne getrocknet. Die beiden Dhaus von Pasa habe ich gleich gestern zurückgeschickt mit 200 Rupees Zahlung für Buana Mse. Heute ist Herr Friedenthal glücklich mit dem Rest der Sachen eingetroffen, während Herr Borchert mit der „Neera“ heute Morgen nach Lamu gegangen ist, um das Nötige anzuordnen. Ich habe mich heute übrigens auch auf dem Landwege mit Herrn von Tiedemann, Herrn Kurt Töppen und Herrn Gustav Denhardt in Verbindung gesetzt und werde mich mit den Kräften, über welche ich verfüge, zunächst langsam nach Witu ziehen, um meine Expedition endgültig zu organisiren. Im Oktober hoffe ich bei Emin Pascha zu sein und wir wollen doch einmal sehen, ob die Engländer uns trotz ihres Vorsprunges überholt haben werden.

Morgen Abend oder übermorgen früh marschire ich nach Wanga ab.

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters.

III.

Hindi, den 23. Juni 1889.

Seit meinem Bericht vom 18. d. M. habe ich eine Reihe von Bewegungen und Operationen ausgeführt, welche, kurz gesagt, das Resultat gehabt haben, daß ich, anstatt wie damals etwa 20 Meilen nördlich von Lamu und in der Flanke der Blockade, heute 8—10 Meilen westlich von Lamu und im Rücken der Blockade stehe. Damit habe ich den Weg zu Emin Pascha, zunächst wenigstens bis zum Kenia, frei und kann direkt auf mein Ziel vorgehen.

Meine Bewegungen bis zu diesem Ziel sind etwas verwickelt gewesen, und was ich jetzt zu berichten habe, wird auch für Gegner des Emin Pascha-Unternehmens etwas wunderlich erscheinen. Mir selbst ist es schwer, die Er-

lebnisse und Wahrnehmungen der letzten Tage zu berichten, ohne meinem starken Gefühl von vornherein Ausdruck zu geben, welches mich beherrscht.

Am Morgen des 19. Juni begab ich mich allein mit einigen Leuten nach Wanga, einerseits um mich zu orientiren, anderseits um den Versuch zur Erlangung von Trägern zu machen. Ich fand in Wanga unmittelbar am Strand ein Haus, welches ohne Frage europäisch sein mußte. Ich trat näher und traf Herrn Schönert, einen Beamten von Herrn Gustav Denhardt. Ich war auf einer Denhardtschen Besitzung.

Herr Schönert nahm mich freundlich auf. Er zeigte mir indes in der Bucht von seinem Fenster die mir bekannte „Boadicea" des Admiral Fremantle, die in der Nacht dort eingetroffen sei. Um 1 Uhr mittags begleitete er mich nach Schimbye zurück. Wer beschreibt meine angenehme Überraschung, als mir dort ein Herr entgegentrat, den ich anfangs nicht gleich erkannte, aber dann als Herrn v. Tiedemann feststellte. Er hatte auf die Nachricht von unserer Landung sofort mit den Herren Töppen, Denhardt und Gerstäcker eine Dhau bestiegen, und die Herren hatten uns nach und nach in Schimbye entdeckt. Aber wie hatte das Gerücht bis Lamu unsere Ankunft entstellt! 2000 Deutsche seien in Kwyhoobucht gelandet! Große Aufregung! Ich mußte unwillkürlich an Fabeln, wie die vom „Weißen Pascha in Bahr-El-Ghasal" u. s. w., denken. Außerdem erfuhr ich, daß das deutsche Admiralschiff, die „Leipzig", am Sonnabend, den 15. Juni, an Lamu vorbei nach Norden gedampft sei. Der Zweck, den diese Fahrt hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Ich beschloß, unmittelbar mit meiner Expedition südwestlich aufzubrechen, und schickte 5½ Uhr nachmittags meine Munition auf dem Landwege nach Wanga, nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine beladene Dhau mit Proviant bei auslaufendem Wasser unter Friedenthal nach Mgine.

Ich selbst ging in der Frühe des 20. Juni in Begleitung der Herren Töppen, Denhardt und von Tiedemann mit weiteren Lasten nach Wanga. Wir bemerkten, daß die „Boadicea", die an diesem Tage viel Salut schoß, die Waliflagge gehißt hatte, ein Beweis, daß Walis, vermutlich auch mein Freund Buana Mse, an Bord waren. Am 20. Juni gelang es, im ganzen drei Dhaus für mich zu gewinnen, von denen ich zwei nach Schimbye mit neuen Instruktionen für Kapitän Rust schickte, eine für mich behielt. Den ganzen Tag über trugen meine Leute hinter der Böschung Lasten für mich von Schimbye nach Wanga.

An diesem 20. Juni ereignete sich in Lamu folgendes, was ich heute Morgen von Herrn Denhardt erfahren habe und was Licht auf die englischen Bewegungen wirft.

Hindi, den 24. Juni 1889.

Die „Neera" hatte die Havarie, welche ich während unserer Küstenfahrt stündlich befürchtet hatte, glücklich am 18. d. erlebt. Die Maschine brach und man mußte vor Notanker gehen. Der Kapitän riet Borchert, sich auf das schlimmste in der bewegten See gefaßt zu machen. Indes am 20. Juni, also an dem Tage, als ich in Denhardts Haus in Wanga mit einigem Interesse die Operationen des Admirals Fremantle auf der „Boadicea" beobachtete, gelang es der „Neera", die Einfahrt in Lamu zu erzielen. Bei der Einfahrt kam ihr eine Pinaß des britischen Kriegsschiffs „Mariner" entgegen, welche schon von unten hinaufrief: „Where is Doctor Peters?" Die Antwort: „He is gone to the interior, to Emin Pascha" soll einen mehr als verblüffenden Eindruck gemacht haben. Am folgenden Morgen erschien Fremantle, welchen in Gegenwart unseres Kapitäns ein nicht eben sehr erbaulicher Anfall von Wut befiel. Er sei, sagte er mit den Füßen aufstampfend, mit der „Boadicea", dem „Mariner" und „Cossack" allein zu dem Zweck heraufgekommen, um uns abzufangen, 5 Tage lang hätten sie in den elenden Gewässern gekreuzt, und nun doch — — —. Mit Bedauern habe ich diese Erregung von Admiral Fremantle vernommen. Ich bin ihm für die Herausgabe meiner Jagdmesser aufrichtig verbunden. Aber er scheint unsere Ausmachungen von Sansibar vergessen zu haben. Danach wünschte er mein Erscheinen zwischen Umba und Lamu nicht und versprach mir ausdrücklich: „outside this line I will not interfere with you."

Kwyhoobucht liegt „outside this line". Wozu der Wutanfall von Admiral Fremantle, weil ich dort gelandet bin?! Und auch ein zweites Versprechen, welches er mir in Sansibar gab, ist seinem Gedächtnis augenscheinlich entschwunden. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, er könne doch unmöglich meine „Neera" von den Häfen unter britischer Blockade ausschließen, das widerspreche dem Völkerrecht, sowie den Blockadebestimmungen, da versprach er unmißverständlich und wiederholt: Wenn weder Waffen und Kriegsmunition, noch ich selbst an Bord sei, könne die „Neera" Lamu anlaufen. Dies versprach mir Admiral Fremantle vor etwa drei Wochen. Und nun möge man die nachfolgenden beiden Briefe lesen, welche ich in deutscher Übersetzung als Anlage beifüge, um zu sehen, was mit der „Neera" in Lamu wirklich geschah!

Lamu, den 21. Juni 1889.

Herrn Oskar Borchert, Mitglied der Deutschen Emin Pascha-Expedition, Lamu.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Sie in Kenntnis zu setzen, daß ich den Befehl bekommen von Arbouthnot, Kommandeur Ihrer Maj. Schiff „Mariner", das S. S. „Neera" zu verhindern, Kargo für die Deutsche Emin Pascha-Expedition in Lamu zu landen. Zugleich habe ich zu bestätigen und bescheinige hiermit, daß ich jedes Stück genau untersucht habe und weder Waffen und Munition noch Pulver unter demselben gefunden habe.

Ich habe die Ehre zu sein, mein Herr

gez. D. R. Roberts,
Seaman Ihrer Maj. Schiff „Mariner".

Herrn Oskar Borchert, Mitglied der Deutschen Emin Pascha-Expedition, Lamu.

Ihrer Maj. Schiff „Mariner" in Lamu, 22. Juni 1889.

Mein Herr!

Im Auftrage des kommandirenden Admirals in diesen Gewässern und in Anbetracht der bestehenden Blockade in diesem Teile der Ostküste Afrikas habe ich Sie zu benachrichtigen, daß die Waren augenblicklich an Bord Ihres Schiffes für Dr. Charles Peters (selbst mein anständiger deutscher Name Carl war in mir verunstaltet) nicht in diesem Platze oder irgend einem anderen innerhalb oder anschließend an die Küste, welche augenblicklich blockirt ist, gelandet werden können.

Diese Waren nun im Leichter längsseit Ihres Schiffes müssen wieder an Bord genommen werden, und Sie haben den Hafen zu verlassen, so schnell als dieses beendet ist.

Ich werde einen Offizier nebst bewaffneter Mannschaft an Bord senden, um Sie zu unterstützen, diesen Befehl auszuführen. Der Offizier wird Sie bis Sansibar begleiten, auf Befehl, um zu sehen, daß die Waren nicht in irgend einem anderen Hafen an der Küste gelandet werden.

Dessen Passage nach dem Platze wird genommen und dafür bezahlt werden.

Kommandant Ihrer Maj. Schiff „Mariner".

NB. Die Güter, von denen die Rede, gehören keineswegs zur Ausrüstung der Expedition, sondern stellen lediglich Kaufmannsgüter vor.

gez. C. P.

Die Engländer haben meiner „Neera", welche nur einen unwichtigen Teil Waren an Bord führte, eine Besatzung von 25 Mann englischen Soldaten gegeben. Es scheint, daß sie fürchten, ich wolle die „Neera" zu Kriegsfahrten ausschicken. Nun hatte ich indes die „Neera" bereits in Kwyhoobucht am 15. Juni an Herrn Borchert in aller Form übergeben; und der Schlag trifft die deutsche Emin Pascha-Expedition, da unsere gesamte Ausrüstung an Land ist, nur unwesentlich. Aber dieses ganze Vorgehen verdient doch möglichst allgemein bekannt gegeben zu werden. Ich persönlich würde schon deshalb Gewicht hierauf legen, weil ich ja weiß, daß in meiner Abwesenheit sonst die Zeitungen mit englischen Lügen über unser Vorgehen angefüllt werden würden.

Während sich diese Dinge in Lamu abspielten, gelang es mir, meine ganze Expedition zunächst nach Mgine hinüberzuziehen. Am 21. Juni von 9 Uhr morgens bis 10 Uhr abends liefen mit erfreulicher Exaktheit unsere 4 Dhaus nach einander in Mgine ein. Zunächst die mit Herrn Friedenthal aus Schimbye, dann die zweite aus Schimbye mit Herrn Gerstäcker, darauf traf die Dhau des Herrn Töppen mit unserer Munition aus Wanga unter Obhut von Herrn Töppen selbst und Herrn von Tiedemann an einem Wanga gegenüber liegenden Creek ein. Ich folgte auf Herrn Denhardts Boot mit diesem nach dem Creek mit etwa 50 Trägern und ließ die Munition über Land nach dem etwa 2—3 Stunden entfernten Wanga tragen. Abends 10 Uhr traf Kapitänleutnant Rust mit dem Rest des Gepäcks aus Schimbye ein, als wir anderen schon vergnügt beim Abendessen saßen. Am 22. in der Frühe ließ ich alles in Sicherheit an Land bringen und schickte sofort 60 Lasten Munition nach dem inlandliegenden vier Stunden entfernten Hindi. Hierhin folgte ich gestern, in Begleitung der Herren Denhardt und von Tiedemann, und traf bei meinem Eintreffen Herrn Borchert zu Pferde, welcher mir über die Vorgänge bei Lamu Vortrag hielt. Nach kurzer Besprechung ist Borchert in Begleitung von Herrn Denhardt nach Lamu zurück galoppirt, um die Sachen dort zu regeln.

Gestern und heute ist nun fortwährend das Lager von Mgine nach hier übergeführt. Heute Morgen erschienen endlich meine neun Kamele, welche solange bei Herrn Töppen gewesen waren. Sie sind gleich nach Mgine weiter gegangen, und damit wird die Überführung wohl heute Abend noch ihren Abschluß erreichen. Ich habe in Lamu noch 4 Kamele und eine Reihe von Eseln, sowie ein Reitpferd für mich selbst kaufen lassen. Damit ist der Trägermangel im Wesentlichsten parirt, und ich kann im Wapokomoland bequem weiter rekrutiren. Wenn Gegner unseres Unternehmens, wie ich in Sansibar erfahren habe, ihre Hoffnung darauf bauen, daß mir von meinen mitgebrachten Trägern Leute entlaufen würden, so muß ich sie schon heute dieser Hoffnung völlig berauben. Auch meine Somalis sind unbedingt diszipliniert und zuverlässig. Ich bin aber überzeugt, daß der Plan, den ich von nun an in Ausführung nehme, ein schnelleres Gelingen der Expedition sichert, als man glauben mag. Dies ist auch durchaus nötig, denn nach den skandalösen Chikanen zu Anfang glaube ich, haben wir jetzt, wo alles auf unserer eigenen Energie und Geschicklichkeit beruht, ein günstiges Ende wohl verdient.

Der Sultan von Witu, Fumo Bakari, schickte heute Morgen einige Offiziere und 10 Mann, um mich zu begrüßen. Ich werde mich ihm nächster Tage vorstellen.

Das Land hier, und wie ich erfahre, das Gebiet bis zum Kenia hin, eignet sich sehr wohl für Expeditionsbetrieb mit Kamelen. Alles ist flach, wie meine Heimat in Niedersachsen. Immerhin dürfte der von mir zu machende Versuch mit Kamelen für die Geschichte der Afrikareisen nicht uninteressant sein.

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters.

IV.

Hindi, den 25. Juni 1889.

Ich erhalte heute Morgen von Herrn Borchert aus Lamu die Nachricht, daß die Engländer unsere „Neera" gewaltsam aus Lamu nach Sansibar fortgebracht haben; am 23. Juni 1889. Ich darf nunmehr den Herren doch den Kummer nicht vorenthalten, ihnen zu eröffnen, daß sie diesmal sehr arg am Ziel vorbeigeschlagen haben. Es war mir in Sansibar nicht möglich, einen

Tauschartikel für die Tanaroute zu kaufen. Einerseits wollte ich mich nicht noch einmal in meinen Plänen dekouvriren, anderseits war die Eigenart der am Tana und weiter hinauf gangbaren Artikel in Sansibar nicht bekannt. Ich ersuchte daher Herrn Strandes, in Firma Hansing & Co., mir Tauschartikel für die Pangani-Route zusammenzustellen. Dies geschah, und ich nahm, wenn ich nicht irre, 96 Lasten davon an Bord. Von diesen habe ich nur 10 Lasten etwa in Kwyhoo ausgeschifft. Die eigentliche Ausrüstung mit Tauschartikeln wollte ich Besprechungen mit Herrn Töppen überlassen, diesem konsignirte ich demnach schon am 19. Juni in Schimbye alle auf der „Neera" befindlichen Tauschartikel mit dem Auftrag, mich für die eingeschlagene Route teils aus den mitgebrachten Vorräten, teils aus neu anzukaufenden billig und zweckentsprechend zu versorgen. Töppen reklamirte infolgedessen die auf der „Neera" befindlichen Lasten als ihm gehörig ohne Erfolg. Derselbe hat auch mit der Beschaffung von Tauschartikeln für mich, wie sie hier gehen, bereits in Lamu begonnen. Was die Engländer in Lamu aufgegriffen haben, war demnach nicht mein Eigentum und zum großen Teil völlig wertloses Zeug für meine Zwecke, mitgenommen, um über unser Ziel zu täuschen. Ich wiederhole, nicht eine Last von meiner Expeditionsausrüstung ist mir bis zum heutigen Tage verloren gegangen. Und deshalb haben sich die Engländer einen offenbaren Gewaltstreich gegen klare deutsche Rechte herausgenommen. Dazu hat Admiral Fremantle ein mir gegebenes Versprechen gebrochen! Darauf werde ich ihn persönlich in einem Schreiben aufmerksam machen und ihm zugleich mitteilen, daß dieses sein Vorgehen uns kaum einen Marschtag kosten wird, und daß wir immer noch früh genug kommen werden, um die Engländer, die in Korokoro am linken Ufer des Tana sind, einzuholen. Aber es ist vielleicht an der Zeit, auf den Zusammenhang von englischen Intriguen hinzuweisen, dem auch die Haltung gegen mich größtenteils entspringt. England arbeitet ohne jede Frage darauf hin, Ostafrika nördlich vom Tana für sich zu gewinnen.

Englisches Geld fließt hier in Massen. Manda und Patta sind besonders davon überschwemmt. Insbesondere ist Buana Mse gekauft, nicht minder wie der Wali von Lamu. Mr. Mackenzie war selbst mit vielem Gelde in Pasa. Witu soll chikanirt werden und gezwungen, die deutsche Schutzherrschaft mit der englischen zu vertauschen. Deshalb die Maßregelung des Sultans Fumo Bakari in der Zollfrage.

Bei solchen Plänen, um welche Fremantle weiß, und an deren Durchführung er britisch-patriotischer und gentlemanliker Weise mit allen Kräften hilft, ist den Engländern natürlich nichts unwillkommener, als das Erscheinen unserer Expedition in diesen Ländern.

Wir stellen hier einen gar nicht zu verachtenden Faktor dar, so wenig wir auch mit Politik zu thun haben.

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters.

Die Missionskolonie Botschabelo,

ein Triumph deutscher Tüchtigkeit in Südafrika.

Nach Merensky's „Erinnerungen" zusammengestellt von O. K.

I.

(Schluß.)

Eine Zufluchtsstätte war unser Platz nicht nur für das Häuflein, welches im Februar 1865 dort Einzug hielt, denn fort und fort kamen neue Flüchtlinge aus Sekukunis Lande an. Auch Leute, die unter den Bauern oder bei anderen Häuptlingen gelebt hatten, suchten bei uns Zuflucht unter dem Zeichen des Kreuzes, welches wir aufgerichtet hatten. Ein Jahr nach unserem Einzug zählte der Platz bereits 420 Bewohner; da von diesen 274 aus dem Bapedilande stammten und nur 115 mit mir gleich anfänglich eingezogen waren, ergibt es sich, daß im Laufe des ersten Jahres 150 andere Leute aus dem Heidenlande uns nachgefolgt sind.

Mit uns zugleich ließen sich einzelne Bauern auf der bisher menschenleeren mittleren Hochfläche nieder. Man hatte erkannt, daß allein in diesem Teile des Landes es möglich sei, Schafzucht mit gutem Erfolg zu betreiben. Die ersten Ansiedler mußten sich aber mit den Löwen abfinden, welche bisher die Herren des Terrains gewesen waren, die in großer Zahl, in Haufen von drei bis acht Stück umherschweiften und auch wohl Reisende in Gefahr brachten, welche zu Pferde die Fläche durchreiten mußten.

Da wir in dieser holzarmen Gegend mit dem Holze sehr sparsam sein mußten, errichteten wir runde Häuschen, deren Mauern aus Felsgestein zusammengefügt waren und ein spitzes Dach trugen, welches in einfacherer, freilich auch weniger hübscher Weise konstruirt war als das sich selbst tragende Dachgestell eines Bassutohauses. Gedeckt wurden die Häuser wie früher mit langem Grasstroh, denn ein Strohdach ist bei dem schnellen Wechsel der kalten Temperatur während der Nacht und der Hitze des Tages in diesem Teile von Afrika das beste, zweckmäßigste Dach. Nur seine leichte Entzündbarkeit und der Umstand ist zu beklagen, daß es von den Ameisen zerfressen oder eine Herberge von Ungeziefer wird.

Um die Hütten herum ebneten die geschäftigen Hände der Frauen den Boden und richteten nach Vermögen den schönen inneren Hofraum, den „Lapa" zu, welcher den Eingeborenen so lieb ist und seines reinlichen, netten Aussehens wegen dem Europäer so sehr gefällt.

Auch andere wichtige Arbeiten wurden bald in Angriff genommen. Unser Land war von zwei Flüßchen durchströmt, an denen sich hoch hinauf sumpfige Stellen zogen. Um dem Wasser mehr Abfluß zu verschaffen, wurde das Bett beider Flüßchen um vier bis sechs Fuß tiefer gelegt. Das konnte nicht sofort vollständig durchgeführt werden, aber das Werk wurde angefangen und ist im Laufe der Jahre mit so gutem Erfolg vollendet worden, daß die sumpfigen Stellen langsam austrockneten und mit der Zeit ganz verschwanden. Über die so tiefer gelegten Flüßchen wurden an den Stellen, wo Wagen passiren sollten, Brücken gebaut. Eine solche Brücke war eine Art Cyklopenbau, aus mächtigen Felsblöcken errichtet, die ihre Köpfe einander allmählich näherten und oben mit den längsten Blöcken, die wir finden konnten, abgedeckt waren. Die Brücke war so hoch, daß man unter ihr durchgehen konnte.

An den Wegebau wurde natürlich gleichfalls gedacht. Da wir das Acker- und Gartenland nicht unnötig zu Wegen benutzen lassen durften, führten wir die Straßen so nahe als möglich am Fuße des Bergrandes entlang. Dadurch hatten wir freilich die Aufgabe, Felsen und Steine aus dem Wege zu räumen. Soweit dies mit der Hand geschehen konnte, war es leicht; auch wenn die Steine ausgegraben oder mit eisernen Brechstangen (in Südafrika „Kuhfüße" genannt) oder mit Hebebalken aufgehoben werden konnten, war die Aufgabe nicht allzuschwer, denn ein Spann Ochsen schleift solchen aufgehobenen Block leicht an einen Ort, wo er nützlich verwertet werden kann. Aber es fehlte auch nicht an Felsblöcken am unrechten Orte, welche allen Versuchen, sie auf solche Weise zu entfernen, trotzten; da griffen wir zu einem einfachen Mittel, welches in Afrika in solchem Falle oft angewendet wird: wir umgruben und untergruben die Blöcke, bis sie umgelegt und versenkt werden konnten. Später haben wir auch noch zum Pulver gegriffen, um Felsen aus dem Kirchwege fortzuräumen.

Gleich anfänglich gingen die Leute daran, Land urbar zu machen. Es lag nicht in meinem Plane, ihnen Land zu verkaufen d. h. es ihnen wirklich in eigenen Besitz zu geben. Da sie es nur zum Nießbrauch erhalten sollten, so brauchte ich nicht viel Zeit und Mühe auf das Austeilen der Äcker zu verwenden. Ich überließ es den Häuptlingen und ihren Räten, die Ländereien auszuteilen und den Ansprüchen der Einzelnen gerecht zu werden. Auf diese Art kamen Streitigkeiten in bezug auf Land unter den Bewohnern bis in die letzten Jahre fast niemals vor.

Meine Leute hatten damals noch keine Pflüge, sondern mußten zum Urbarmachen des Landes ihre Hacken benutzen, wie sie das von früher her gewohnt waren. In den Niederungen war indessen der Rasen so üppig und fest wie auf einer deutschen Wiese, so daß er nur schwer mit der Hacke durchhauen und umgewendet werden konnte. Obwohl nun zu solcher Arbeit des Brechens der Pflug ungleich besser als die Hacke wirkt, so ist doch zu wünschen, daß die letztere in Afrika niemals ganz durch den Pflug verdrängt werden möge. Wo das Land mit der Hacke (oder mit dem Spaten?) kultivirt wird, können auch die kleinen, oft fruchtbaren Stücke Landes gut ausgenutzt werden, welche zwischen Felsen oder zwischen den Windungen von Flüssen liegen, und auch Land, in welchem Felsen und zerstreute Steine das Pflügen hindern, wird bebaut. Außerdem ist die Hacke ein billiges, einfaches Werkzeug, welches sich der Afrikaner selbst verfertigen kann. Von der einfachen Hacke zu dem amerikanischen Pflug (andere kennt man in Südafrika nicht mehr), der mit sechs bis acht Ochsen bespannt werden muß, ist ein zu schneller Sprung. Oft werden Schulden gemacht, um ihn anzuschaffen; wenn er zerbricht, oder wenn Ochsen sterben, werden neue Schulden gemacht oder es wird auf dem Acker überhaupt nicht gearbeitet, falls nicht ein anderer Pflug gemiethet wird, wobei der Bauer indessen nicht vorwärts kommt und auch sein Landbau zurückgeht.

Mit der Hacke arbeitet der Mann, die Frau, die Mutter, die größere Tochter; alle Familienglieder können mit ihrer Hilfe am Ackerbau teilnehmen, die Ländereien vergrößern und dadurch den Wohlstand der Familie vermehren. Es ist durchaus kein Grund zu erkennen, weshalb die eingeborene Frau nicht mit der Hacke am Bestellen der Gärten teilnehmen soll, und es würde schwer sein, für sie genügende Arbeit zu finden, wenn sie sich nur im Hause und Hofe beschäftigen wollte, denn die Bedürfnisse der Eingeborenen in den warmen Ländern sind gering und einfach. Keine andere Arbeit wird aber den Leuten so angenehm werden und sie so leicht bei geistiger und leiblicher Gesundheit erhalten als der Landbau.

Für die Missionare und Missionskolonisten wurde nur wenig Acker- und Gartenland in der Nähe ihrer Häuser reservirt. Es war groß genug zum Anlegen von Baumgärten und Gemüsegärten, auch konnte jeder derselben ziemlich so viel Mais gewinnen, als er in seinem Haushalte brauchte, allein die meisten von uns mußten doch alljährlich Brotkorn und auch noch etwas Mais zu ihrem Gebrauche kaufen.

Fruchtbäume pflanzten wir gleich anfänglich in großer Zahl. Auf den näher oder entfernter gelegenen Bauernplätzen waren junge Bäume im Überfluß zu haben. Bei der großen Triebkraft, welche der Natur in heißeren Ländern innewohnt, fanden sich in den Baumplantagen der Bauern immer Tausende von jungen Bäumchen, von Wildlingen, die zu entfernen den Besitzern die Zeit gefehlt hatte. Oft fanden sich an solchen Stellen, wohin die Kerne der zum Trocknen bereiteten Pfirsiche und Aprikosen geworfen worden waren, ganze Haufen solcher Bäumlein vor. Die Besitzer der Höfe waren dankbar, wenn sie entfernt wurden; die Leute brachten sie bei der Rückkehr von ihren Arbeitsgängen mit nach Haus, und da man in Afrika solche Wildlinge nicht zu veredeln braucht, so konnten sie leicht zu brauchbaren Bäumen erzogen werden. Tausende von Bäumen wurden überall gepflanzt, und wenn auch Hunderte davon in der Niederung infolge der zu großen Feuchtigkeit des Bodens wieder eingingen, so fanden sich doch Stellen genug, wo sie Wurzel schlugen und bald lieblich blühten und Frucht trugen. Ganz besonders gelang das Anpflanzen an dem Bergabhang, auf welchem Fort Wilhelm steht; dort war der Erdreich trocken genug während der Sommerzeit und blieb feucht genug im trocknen Winter, so daß sich dort bald ein Wald von Pfirsichbäumen erhob.

Auch wir weißen Bewohner des Platzes legten sofort, nachdem die Wege ausgemessen waren, Baumpflanzungen und Hecken an. Vor meinem Hause war eine mit Steinen und festruhenden Felsblöcken bedeckte öde Stelle, die bepflanzt werden sollte. Nur mit großer Mühe konnten mit Hilfe von eisernen Brecheisen und Hebebäumen die mächtigen Steine entfernt und Löcher in den aus Steingeröll bestehenden Boden gegraben werden; dann wurde Erde von

Digitized by Google

anderen Orten herbeigetragen, denn Fuhrwerke konnten dort nicht passiren, und Bäume wurden gepflanzt. Trotz aller Mühe, die wir uns gaben, hat es jahrelanger Sorgfalt bedurft, das Gepflanzte zu erhalten und zum Wachstum und endlichen Fruchttragen zu bringen. Später ernteten wir freilich reichlichen Lohn von dem Garten, dessen grüne Pracht einen der unansehnlichsten und ödesten Teile des Platzes verdeckte.

Ebenso schwer war es an so gearteten Stellen, die Furchen für das Anpflanzen von Hecken mit Eisen und Spitzhaue herzustellen und anderen Boden zum Füllen herbeizuschaffen; das Beschaffen von Stecklingen verursachte indessen auch hierbei keine Mühe, da die abgeschnittenen Stücke der Ruten von Quitten, Granaten und Feigen ohne weiteres als solche gebraucht werden, indem sie, sofern sie nur im Anfang des Frühjahrs geschnitten und gelegt und gehörig bewässert werden, anwachsen und weiter treiben.

Als auf diese Weise die dringlichsten Landarbeiten erledigt waren, konnte auch an Erweiterung der Baulichkeiten gegangen werden. Neun Monate nach Merenskys Einzug in sein Rohrhaus war ein kleines Gebäude fertig geworden, welches eine solche Lage hatte, daß es als Flügel eines später zu errichtenden Wohnhauses, als Küchengebäude, dienen konnte. Die Mauern waren fest und gut aus Feldsteinen aufgeführt, und auf diesen niedrigen Mauern erhob sich das mit Binsen gedeckte Dach. Man versieht solche niedrigen Gebäude in Afrika mit keinem Söller, sondern gönnt sich die größere Menge Luft, welche der durch den Hohlraum des Daches vergrößerte Raum dem Bewohner bietet. Zwei Stüblein enthielt das Haus mit einer ganz kleinen Küche davor, und nebenan richtete ich unter einem strohgedeckten Abdach mein Studirstüblein ein, so daß nun unseren Ansprüchen vorläufig Genüge geleistet wurde. Auch mit dem Bau eines größeren Wohnhauses zögerte ich nicht mehr lange. Es sollte aus gebrannten Ziegeln errichtet werden, zu deren Herstellung sich tauglicher Lehmgrund glücklicherweise in nächster Nähe fand. Da wurden von den Leuten wieder Steine geformt, und bald qualmte das Feuer der Feldöfen, welche ganz ausgezeichnet harte Steine lieferten. Bei der Aufführung der Mauern halfen treulich andere Missionare, welche sich damals in Botschabelo aufhielten, sodoß sie in 3 Wochen fertig dastanden. Da ich an meinem Hause im Falle der Not eine Festung haben wollte, versah ich dieses Haus mit einem flachen Kalkdach, wie man es in anderen südlichen Ländern und auch in den regenärmeren Strichen Südafrikas häufig sieht. Die Kalksteine mußten drei Tagereisen weit hergeholt und dann mühsam gebrannt werden. Später stellte es sich aber heraus, daß dergleichen Dächer in den oft wolkenbruchartigen Sommerregen Transvaals nicht standhalten; jahrelang war das Dach eine Quelle der Not, da es immer wieder durchlässig wurde, und gab dadurch, daß es über uns eine beständig feuchte Kalkdecke bildete, zu unendlich häufigen Unpäßlichkeiten und Erkrankungen in der Familie der Bewohner Anlaß. Das Haus erhielt durch unsre Handwerkerbrüder einfache gute Thüren und Fenster, und als wir nach dem Hofe zu eine schützende Veranda aus Wellblech errichtet hatten, welche Kisten und Vorräten Raum bot, war es für meine Familie und mich ein wahrer Palast, den wir mit herzlichem Dank gegen Gott bezogen und bewohnten. Es enthielt einen schmalen Hausflur und zu beiden Seiten desselben je 2 Zimmer zu unsrer Verfügung. Zwei kleine Gelasse unter der Veranda wurden als Herberge für Durchreisende oder zeitweilig bei uns wohnende Missionare benutzt. Mittags und nachmittags herrschte hier unter dem Wellblech, wenn es nicht regnete, freilich eine Temperatur, welche der unter den sprichwörtlich gewordenen Bleidächern Venedigs glich. Die Fußböden in sämtlichen Zimmern waren noch immer Lehmflure, welche allwöchentlich durch Bestreichen mit Kuhdungwasser wieder neu „polirt“ wurden, aber an diese Eigentümlichkeit südafrikanischen Lebens waren wir bereits so sehr gewöhnt, daß sie uns nicht mehr fremdartig und unerträglich erschien.

Auch eine stattliche Kirche wurde gebaut, nachdem ein kleines Gebäude für Schul- und Versammlungszwecke schon früher errichtet worden war. Das Fundament und die Mauern der Kirche wurden aus Felsstücken hergestellt, welche zum Teil aus Felsbänken mit Eisen gebrochen wurden. Alle die Tausende von solchen Steinen, die zum Bau nötig waren, wurden von den Leuten auf den Schultern herbeigetragen, ebenso die Tausende von Steinen, welche zum Ausfüllen des am untern Ende sechs Fuß hohen Fundamentes dienen mußten. Die Mauern wurden zum größten Teil durch einen alten norwegischen Maurer aufgeführt, der sich bei uns eingefunden hatte. Bei dem Aufmauern der Apsis und des gotischen Bogens, der sich über derselben wölbte, griffen wir Missionare selbst mit zu. Als das sich selbst tragende Dachgebälk mit Farbe, die wir unseren eisenhaltigen Felsen entnommen hatten, rotbraun angestrichen war, gewährte das 70 Fuß lange Gotteshaus einen gar würdigen Anblick.

Im Jahre 1871 mußte ein neues großes Schulgebäude aufgeführt werden, weil das alte Kirchlein dem vorhandenen Bedürfnis nicht mehr genügte. Wir erbauten es auf einem mit wild durcheinander geworfenen Felsen bedeckten Vorhügel des Schanzberges. Es fand so in der Mitte des bewohnten Gebiets seine Stelle, und das wüste Felsgestein schreckte uns nicht ab, denn es sollte gerade durch das Gebäude bedeckt werden. Die Männer formten und brannten 40 000 Steine, und die Kinder trugen sie alle fröhlich und singend nach und nach an den Ort des Baues; wurden sie müde, so kamen die Mütter mit ihren Tragkörben und halfen. Das sehr hohe Fundament, zu dessen Füllung unendliche Mengen von Steinen herbeigetragen und herangeschleppt wurden, mauerten die Eingeborenen selbst auf, da sie inzwischen in dieser Art gröberer Maurerarbeit recht erfahren und geschickt geworden waren; die Mauern führte ein deutscher Maurer auf, das Dach aber wurde äußerst geschickt von den Basutos mit Grasstroh gedeckt, und wir hatten nach der Einweihung die Genugthuung, Raum genug für den Unterricht der Jugend und auch der Katechumenen zu haben. Es war diese unsre Schule, in welcher später täglich 400 Kinder unterrichtet wurden, und ist vielleicht noch jetzt nicht nur das größte, sondern auch das schönste Schulgebäude im ganzen Transvaallande.

Der Maté.

Eine deutsche Kulturpflanze der Zukunft.

Von Dr. Karl Kaerger.

Der Matébaum, Ilex paraguayensis, ist eine in Paraguay und auf dem Hochland von Südbrasilien wildwachsende Pflanze, deren Blätter und dünnen Stengel und Äste in gedörrtem und zerkleinertem Zustand zur Bereitung eines im spanischen Südamerika allgemein genossenen Aufgußgetränkes benutzt werden. Die Aufbereitung des Rohmaterials durchläuft zwei Stadien; sie erfolgt zuerst am Orte der Aberntung und sodann in größeren Fabriken. Das Dörren im Walde geschieht durch die aberntenden Eingeborenen selbst, und zwar auf offenem Feuer. Dieser Umstand verleiht dem Maté stets einen etwas rauchigen Geschmack, welcher die Einführung jenes Thees in Europa bisher unmöglich gemacht hat. Die Dörrung auf offenem Feuer ist aber bei der bestehenden Wirtschaftsweise nicht zu umgehen, da einerseits die Matéblätter sofort nach der Aberntung — sollen sie sich gut erhalten und den weiten Transport nach der Fabrik lohnen — getrocknet werden müssen, andererseits ein Mitschleppen von Dörrmaschinen in den Wald weder technisch noch wirtschaftlich ausführbar erscheint.

In den Fabriken — Matémühlen — erfolgt die nochmalige Dörrung, sowie die Zerkleinerung des Rohstoffs mit Hülfe moderner Maschinen, die entweder mit Wasser- oder Dampfkraft bewegt werden.

Der Maté ist vielleicht das gesundeste Getränk, das Mutter Natur dem Menschen darbietet. Es besitzt nicht den feinen, aromatischen Geschmack des chinesischen Thees und wird diesen zu ersetzen daher niemals im stande sein, und es mangelt ihm auch die große Kraft der geistigen Anregung, die dem Kaffee eignet, er hat aber andere Eigenschaften, die ihn nicht zu einem Luxus-, sondern zu einem Massengetränk ersten Ranges stempeln. Er wirkt vor allem in so hohem Grade durststillend, wie meines Wissens kein einziges anderes Getränk, und er hat als Durststiller zwei Eigenschaften, die ihn vor allen übrigen Getränken ganz besonders auszeichnen. Erstens nämlich löscht er den Durst um so besser, je wärmer er getrunken wird. Man mag also noch so erhitzt sein, mit Maté kann man seinen Durst sofort stillen, ohne aus Rücksicht auf die Gesundheit, wie das bei kalten Getränken unerläßlich ist, sich vorher abzukühlen gezwungen zu sein. Zweitens kann er in geradezu beliebigen Quantitäten getrunken werden, ohne auch nur die geringste Änderung in dem normalen Gesundheitszustand des Menschen hervorzurufen. Ich kann versichern, daß ich in Brasilien an heißen Tagen, an denen ich die Feuerhaufen (Fogueiros) in der Rossa (dem abgehauenen Urwald) mit den herumliegenden Ästen zwecks Reinigung des Landes genährt hatte, den Maté kannenweise getrunken und mich stets wohl dabei befunden habe.

Und das hatte seinen Grund nicht nur in der eben hervorgehobenen negativen Tugend des Maté, sondern auch in der positiven, körperlich anregend und kräftigend zu wirken. Ohne den Genuß des Maté glaube ich kaum, daß ich die anstrengenden Urwaldsarbeiten hätte verrichten können. Solange ich diese Wirkung des Maté nicht kannte, habe ich oft wie ohnmächtig mich eine Zeit lang aufs Bett geworfen, um nur wieder Kraft zum Gehen und Stehen zu gewinnen; sobald ich aber angefangen, den Maté in großen Quantitäten zu trinken, hörten diese Erscheinungen von Schwäche bald auf.

Die dritte hervorragende Eigenschaft des Maté ist die, daß er in hohem Grade die Verdauung befördern hilft. Die brasilianische Kost, deren pièce de resistance die ungeheuer nahrstoffreichen, aber schwer verdaulichen schwarzen Bohnen bilden, würden von der einheimischen wie von der eingewanderten Bevölkerung bei weitem nicht so gut vertragen werden, wenn nicht der Genuß des Maté die Resorption der Nährstoffe durch den menschlichen Körper beschleunigen und erhöhen würde. Diese vortreffliche Eigenschaft hat auch zur Folge, daß er das Nahrungsbedürfnis des Menschen herabmindert, denn dasselbe Quantum von Lebensmitteln hat durch die Einwirkung des Maté einen höheren Nähreffekt, als ohne denselben. Einen direkten Nährwert — wie das Semler fälschlicher Weise annimmt — hat der Maté dagegen so gut wie garnicht.

Eine hochwichtige Eigenschaft des Maté ist endlich die, daß er ein vorzügliches Präservativ gegen jede Art von Tropenfieber bildet. Sei es nun, daß sein Gerbstoffgehalt die Baccillen tötet oder nicht zur Wirksamkeit kommen läßt, sei es, daß der durch ihn beschleunigte Stoffumsatz eine schnellere Entfernung der Baccillen aus dem menschlichen Körper herbeiführt, sei es vielleicht nun, daß, wer seinen Durst mit Maté löscht, dadurch vor dem Genuß des baccillenschwangeren ungekochten Wassers bewahrt bleibt, Thatsache ist jedenfalls, daß starke Matétrinker zwar nicht absolut vom Fieber befreit bleiben, aber doch entschieden weniger von ihm zu leiden haben als Andere. Mir scheint, daß die Europäer nur deswegen in Afrika mehr vom Fieber heimgesucht werden als in Brasilien, weil ihnen dort der Maté fehlt, das sie hier vor der tückischen Krankheit bis zu einem gewissen Grade zu schützen vermag.

Alle diese Thatsachen lassen es als nicht zweifelhaft erscheinen, daß der Matébaum eine äußerst wertvolle Pflanze ist, die, sobald ihr Wert nur einmal erkannt worden ist, sich sicherlich auch dort, wo sie bisher noch keinen Absatz gefunden hat, einen Markt zu erobern im stande sein würde.

Es wäre das um so leichter oder vielleicht sogar überhaupt erst dann möglich, wenn das Maté auf großen Flächen angebaut und die Ernte sofort von Maschinen verarbeitet werden könnte, ohne vorher einem rauchigen offenen Feuer ausgesetzt gewesen zu sein.

Ich habe bisher nun nur solchen deutschen Gesellschaften, welche in Brasilien kultivatorisch und kolonisatorisch thätig sein wollen, den Anbau und die Verarbeitung des Maté angeraten, allein ich glaube, daß auch unsere afrikanischen und Südsee-Gesellschaften auf den höher gelegenen Gebieten ihrer Kolonien mit großem Vorteil die Kultur dieser Pflanze in die Hand nehmen könnten.

Wenn man gegen diesen Vorschlag vielleicht einwenden könnte, daß die Beschränktheit des Absatzmarktes der Rentabilität dieser Kultur sich hindernd

in den Weg stellen könnte, so setze ich diesen Bedenken die Vortrefflichkeit der Eigenschaften jener Pflanze entgegen, die, wenn nicht durch eine schlechte Behandlung verdeckt, geeignet sein dürften, ihr nach und nach einen ganz gewaltigen Kreis von Konsumenten zu verschaffen. Erfüllte sich diese Hoffnung aber, so würde sich die Rentabilität dieser Kultur, gerade weil dieselbe bis jetzt noch nicht sehr verbreitet ist, zu einem ganz ungeahnt hohen Grade steigen.

Aber ich gehe noch weiter! In der Heimat der Maté herrscht im Winter oft eine starke Kälte. Temperaturen von 5 bis 6 Grad unter Null sind auf dem südbrasilianischen Hochland nichts Ungewöhnliches. Der Matébaum verträgt nun nicht nur ohne jeden Schaden eine so hohe Kälte, sondern er erzeugt auch dort, wo dieselbe am stärksten und längsten auftritt, auf der sogenannten dritten Hochebene von Paaná, den besten Thee. Wenn nun eine Kälte von 5° R. den oberirdischen Stamm des Baumes unversehrt läßt, so kann man annehmen, daß eine ganz bedeutend stärkere Temperaturerniedrigung jedenfalls die Wurzeln nicht töten würde. Von diesen Thatsachen ausgehend stehe ich nicht an, zu empfehlen, einen Versuch mit dem Anbau des Maté in Deutschland selbst zu machen. Man hätte in diesem Fall nur darauf sein Augenmerk zu richten, aus dem Matébaum einen Matéstrauch zu züchten und denselben so kurz zu halten, wie etwa den chinesischen Theestrauch. Ein starker Frost würde dann vielleicht den Stamm aber nicht die Wurzeln zu Grunde richten, welche möglicherweise in demselben Jahre schon wieder so viele neue Sprossen hervortreiben würden, daß eine Aberntung des Strauches lohnend erschiene. Das gegenüber den subtropischen Gebieten geringere Gesamtwärmequantum des Sommers würde vielleicht deswegen kein Hindernis für die Kultur des Maté in Deutschland bilden, weil es sich hier ja nicht um die Erzeugung von Früchten, zu deren Ausreifung ein ganz bestimmtes Wärmequantum nötig ist, sondern nur um die Erzeugung von Vegetationsorganen, Blättern und Stengeln handelt, die auch bei einem geringeren Quantum von Wärme in genügender Menge produzirt werden dürften. Fraglich ist es nur, ob die wirksamen Stoffe dieser Organe in hinreichender Menge und Stärke in unserem Klima sich bilden würden. Man schrecke nicht vor der Ungeheuerlichkeit einer solchen Idee von vornherein zurück. Haben sich doch auch diejenigen Kulturpflanzen, welche der neue Weltteil uns bisher geschenkt hat, der Mais, die Kartoffel und der Tabak als in fast allen Zonen der Erde anbaufähig, als wahre Kulturkosmopoliten erwiesen. Man stelle also zum mindesten den Versuch an. Gelingt er nicht, nun so ist die Wissenschaft der Pflanzenphysiologie um eine Erfahrung reicher, gelingt es aber, so wäre damit unserem Vaterlande nach zwei Seiten hin ein großer Dienst erwiesen. Einmal würden wir unserem Landarbeiter ein Getränk verschaffen, welches ihm bei seiner Arbeit im Freien jedenfalls unendlich viel bessere Dienste leisten würde als der Schnaps, und zweitens hätten wir die Kultur einer Pflanze eingeführt, die, weil sie auch mit dem schlechtesten Boden vorlieb nimmt, auf großen Gebieten unseres Vaterlandes die Bodenrente ganz erheblich zu steigern geeignet wäre. Also frisch daran! Diesseits und jenseits des Mittelmeeres stelle man die Versuche an, und in dem alten wie in dem jungen Deutschland wird dadurch vielleicht eine Kulturpflanze ersten Ranges gewonnen werden.

Wir glauben unsererseits zwar auch, daß einmal der Versuch der Kultur von Maté in Deutschland gemacht werden sollte, können uns aber nicht der Auffassung anschließen, daß der Verbrauch hier ein sehr großer werden wird. Bis jetzt sind die Versuche, Maté einzuführen, sowohl in Frankreich als auch hier erfolglos geblieben und nur in England wird etwas konsumirt. Es liegt dies wohl vor allem daran, daß alle inferioren Getränke und Reizmittel fremder Zonen hier gegenüber Kaffee und Thee nicht aufkommen können, da der Geschmack doch immer das entscheidendste Moment bleibt. D. Red.

Personalnachrichten aus Ostafrika.

Bei der deutsch-afrikanischen Schutztruppe sind bisher nachstehende Personalveränderungen eingetreten:

1. Offiziere.

Chefarzt Dr. Karl Heinrich Schmelzkopf am 21. Juli bei versuchter Hülfeleistung ertrunken (vermutlich vor Pangani);
Zahlmeister Peter Merkel am 27. Juni am Fieber verstorben.

2. Unteroffiziere.

Josef Budau
Friedrich Geiger
Heinrich Lützelberger
Hermann Marquardt
Karl Reich
Friedrich Roberth
Johannes Schultz
Friedrich Schüller
Ober-Lazarettgehülfe Anton Weiß

am 4. Juli gesundheitshalber nach der Heimat entlassen.

Lazarettgehülfe Karpinski nach einmonatlicher Probezeit als ungeeignet entlassen.
Brieftaubenmeister (Wachtmeister) Christoph Gaßmann am 21. Juli am Fieber verstorben.

Am 12. August werden sich von Marseille nach Sansibar begeben, um in den Dienst des Reichskommissars zu treten:
Leutnant Freiherr von Bülow,
Assistenzarzt Dr. Brehme,
Schiffsoffiziere Fister,
" Wiebel,
" Brambeer,
" Berndt,
Deckoffiziere Roloff,
" Hirsch,
" Krüger,
" Aumann,
" Meyer,
ferner 2 Lazarettgehülfen.

Nach einem Briefe aus Port Said vom 17. Juli befanden sich an Bord des „Mendoza", der am 12. Juli Marseille verlassen hatte: Herr A. Leue, die Kapitäns Bernhard Graf Pfeil und Hansen, Herr Dr. von Nettelbladt mit 5 freiwilligen Krankenträgern vom Roten Kreuz, 2 deutsche Schwestern aus dem Clementinenhause in Hannover, endlich die Maschinisten Serno, Bialkowski, Kümmelmann, Rindfleisch und Lorenzen.

Man sieht aus obigem, wie stark der Verkehr auf der Linie Marseille—Sansibar deutscherseits ist.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Das „Berliner Tageblatt" setzt seine gehässigen Angriffe gegen die Deutsche Kolonialgesellschaft mit Unterstützung eines wegen Untreue aus dem Dienst der Gesellschaft entlassenen Beamten fort. So brachte die Nr. 376 vom 28. Juli wieder einen Artikel, welcher ein reines Phantasieprodukt ist. Es heißt in demselben, daß sich einige Mitglieder der Kassen- und Finanzkommission der Gesellschaft der Mühe unterzogen hätten, die von dem „Berliner Tageblatt" gebrachten Mitteilungen auf ihre Wahrheit zu prüfen. Demgegenüber erklären wir, daß für die Herren der genannten Kommission nicht der geringste Anlaß vorgelegen hat, auf Grund von Angaben des „Berliner Tageblatts" ihrerseits eine Prüfung von Dingen eintreten zu lassen, die ihnen auf das genaueste als vollkommen geordnet bekannt waren. Die Folgerungen, welche das „Tageblatt" an die gar nicht stattgehabte Prüfung knüpft, sind natürlich ebenso hinfällig, wie die Voraussetzung. Nach dem Blatte hätten die Herren der Kassen- und Finanzkommission sich überzeugt, daß die von ihm gebrachten Mitteilungen auf voller Wahrheit beruhten, und der Ausschuß habe infolgedessen einstimmig beschlossen, von einem gerichtlichen Vorgehen gegen das „Berliner Tageblatt" abzustehen. Diese Mitteilung ist ebenfalls durchaus erfunden. Vielmehr sind die notwendigen Schritte zur Ausführung des einstimmig am 11. Juni gefaßten Beschlusses des Ausschusses, gegen das genannte Blatt gerichtlich vorzugehen, eingeleitet.

— (Naturforscherversammlung in Heidelberg). Mit Bezug auf die Einladung, welche wir im Einverständnis mit Herrn Dr. K. Mittermeier, dem Vorsitzenden der Sektion für Klimatologie, Tropenhygiene und medizinische Geographie, gelegentlich der diesjährigen 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, an unsere dem ärztlichen Beruf angehörenden Mitglieder haben ergehen lassen, erlauben wir uns, an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, daß es erwünscht ist, wenn Anmeldungen zur Teilnahme an den Verhandlungen der Sektion oder für Übernahme von Vorträgen möglichst bald an den Vorsitzenden derselben (Heidelberg, Theaterstr. 8) oder an das Büreau unserer Gesellschaft gerichtet werden.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Station Mpwapwa) der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welche von den Herren Leutnant Giese und Nielsen gehalten wurde, ist am 23. Juni von Buschiri überfallen und dabei Nielsen getötet worden. Dem Leutnant Giese ist es gelungen, sich nach Sansibar zu retten.

— (Die Heuchelei der Engländer) und ihre Feindseligkeit gegen die deutschen Kolonialbestrebungen ist kaum jemals krasser zu Tage getreten, als in einem Schreiben des alten, halbvergessenen Earl Grey an die Times, in welchem derselbe dem Wunsche Ausdruck gibt, die britische Regierung möge Einspruch dagegen erheben, daß Deutschland gegen den Willen der Einwohner afrikanische Gebiete unter seine Herrschaft bringt. Diese Äußerungen fallen zu einer Zeit, wo kaum der letzte Zuluaufstand beendet ist, und da England unter Anwendung bewaffneter Gewalt die Fürsten am Niger sich unterwürfig zu machen sucht! Der edle Earl kennt keinen Fall, in welchem England das Gebiet barbarischer Stämme unprovozirt mit Gewalt an sich gebracht hat. Wenn ein paar ägyptische Missionäre oder Agenten von den Negern umgebracht waren, so war dies stets eine genügende Provokation für England; meint er etwa, daß das vergossene deutsche Blut in der Wertschätzung bei den Deutschen weniger hoch stehe?

— (Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.) Die „Kreuzzeitung" hatte über Verkaufsverhandlungen der Gesellschaft mit einem außer-

deutschen Käufer eine Reihe unrichtiger Angaben gebracht, welche ihr von Seiten der Gesellschaft eine Berichtigung zuzog. Da man aus derselben am leichtesten die Natur der von der „Kreuzzeitung“ und deren Hintermännern erhobenen Anklagen gegen die Gesellschaft ersehen kann, und drucken wir einfach den Wortlaut der Berichtigung ab, welche in extenso lautet:

„Die Abendausgabe der „Neuen Preußischen Zeitung“ vom 23. d. M. Nr. 338 bringt über Verhandlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika Mitteilungen, die der Berichtigung bedürfen. Es ist einfach unwahr, daß die Kolonialgesellschaft, oder deren Vorstand, beschlossen habe, „den gesamten Besitz und die weitgehenden Rechte an einen englischen Spekulanten zu verkaufen“. Vielmehr ist nur in der Sitzung des Verwaltungsrats am 10 d. M., an welcher ein Kommissar der Aufsichtsbehörde teilnahm, beschlossen worden, den Vorstand zu ermächtigen, Grundeigentum und Bergwerkskonzessionen zu veräußern und dazu die Genehmigung der Aufsichtsbehörde (des Reichskanzlers) einzuholen. Der Vorstand hatte darüber keine selbständigen Beschlüsse zu fassen und hat sie nicht gefaßt. Ein Verkauf hat bisher nicht stattgefunden. Die Verwertung von Privateigentum ist aber im Statut ausdrücklich als Zweck der Gesellschaft bezeichnet. Eine noch schlimmere Unwahrheit, weil zugleich Verdächtigung des Vorstandes, liegt in der Behauptung des Artikels, der Vorstand der Gesellschaft habe den Beschluß gefaßt, „ohne den Aufsichtsrat (soll wohl heißen „Verwaltungsrat“) in seiner Gesamtheit zu hören,“ insbesondere sei das Mitglied Herr von Lilienthal nicht hinzugezogen worden. Zu der vorbemerkten Sitzung sind sämtliche Mitglieder des Verwaltungsrats, auch Herr von Lilienthal unter Mitteilung der Tagesordnung eingeladen worden. Herr von Lilienthal hat sogar den Empfang der Einladung bestätigt und sein Ausbleiben entschuldigt. Er hat also kein Recht, sich zu beschweren, daß er nicht gehört ist. Ein Einspruchsrecht gegen Beschlüsse des Verwaltungsrats steht ihm nicht zu. Es versteht sich, daß Verkaufsverhandlungen geheim gehalten werden, und es hat der Verwaltungsrat noch ausdrücklich beschlossen und zu Protokoll gebracht, daß seine Mitglieder Stillschweigen über die ihnen gemachten Mitteilungen beobachten sollen. Wenn jetzt die Angelegenheit in die Öffentlichkeit gezogen ist, so kann dies nur mit Hilfe eines Vertrauensbruchs geschehen sein. Dieser Vertrauensbruch erscheint um so schwerer, als der Verbreiter der Nachrichten die näheren Verhältnisse, auf denen der Beschluß des Verwaltungsrates beruht, offenbar gar nicht kannte und er den Beschluß selbst, absichtlich oder aus mangelndem Verständnis, verdreht hat, durch die Verbreitung der unrichtigen Nachricht aber die öffentliche Meinung irre geführt und beunruhigt worden ist. Der ehrliche Freund unserer kolonialen Sache würde, selbst wenn er sich zu einer Veröffentlichung berufen fühlte, doch vor derselben Erkundigungen bei uns eingezogen, und wir würden solche ihm nicht versagt haben, — am wenigsten einem Mitgliede des Verwaltungsrates. Wir bemerken schließlich, daß alle unsere Verkaufsverhandlungen stets die Aufrechterhaltung des deutschen Protektorates und die Fortentwicklung der wirtschaftlichen Thätigkeit unserer Gesellschaft als Vorbedingung gehabt haben und daß sie nur unter Mitwissen des Herrn Reichskanzlers geführt worden sind. Womit der Herr Reichskanzler sich einverstanden erklären und wozu er seine Sanktion im Interesse der deutschen Kolonialpolitik geben wird, das sollte doch auch Herrn v. Lilienthal genügen. Dieser Herr, von welchem der Artikel sagt, daß er am meisten mit Kapital an der Gesellschaft beteiligt sei, hat überhaupt niemals bares Geld eingezahlt, sondern ist nur dadurch Mitglied der Gesellschaft geworden, daß er ihr Bergwerkskonzessionen, deren Wert jetzt mehr als zweifelhaft geworden ist, abgetreten und dafür 10 000 Mark bar und 300 000 Mark in Anteilscheinen erhalten hat. Die Männer, welche die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, lange bevor Herr v. Lilienthal mit privaten Interessen hereingezogen wurde, aus Patriotismus opferbereit begründet und ausgestattet haben, brauchen weder von Herrn v. Lilienthal noch von der „Neuen Preußischen Zeitung“ zu lernen, was sie der Rücksicht auf die politische Stellung Deutschlands in Südwestafrika schuldig sind.

Berlin, den 25. Juli 1889.

Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.

(gez.) v. Hofmann. F. Cornelius. Weber.“

— (Dr. E. Zintgraff.) Das Dunkel, welches über die Reise dieses verdienstvollen Forschers im Hinterlande von Kamerun lagerte, hat sich jetzt aufgeklärt. Dr. Zintgraff hat auf dem Überlandwege Ibi am Benue erreicht und ist auf dem Niger glücklich in Braß angelangt. Über die Reise selbst liegen noch keine weiteren Angaben vor. Nachdem im Juni vorigen Jahres die erste Reisernte ein günstiges Ergebnis für Barombi hatte und auch sonst die Station am Elephantensee zu einem gewissen Ansehn gekommen war, lag es zunächst in der Absicht, etwa 150 Kilometer nordöstlich eine zweite Station anzulegen, was für ein besseres Fußfassen und eine genaue Kenntnis des Landes als durchaus notwendig angesehen wurde. Auf diesem Zuge kam Zintgraff nur halbwegs bis Bagnio oder Patoko, welches wichtige Elfenbeinplätze sind. Das Antreffen von Mohamedanern änderte den ursprünglichen Plan. Die Expedition ging nach Kamerun zurück, wo zuerst für eine ansehnliche Verstärkung gesorgt werden mußte. Am 12. Dezember schrieb Zintgraff, daß er in etwa drei Monaten in dem ersehnten Adamaua zu sein gedenke. Die Begründung der zweiten Station trat also vorläufig zurück; die Hauptsache wurde das Vorgehen gegen Adamaua, wobei die 180 Mann starke Karawane als Kern etwa 100 Lagosleute enthielt, welche der Führer selbst sorgfältig ausgewählt hatte. Wie es scheint, ist die Reise erst nach Bagnio und dann auf der Flegelschen Linie nördlich, später aber über Beli und Bakundi zum Benue bis Ibi gegangen, das fast direkt nördlich von Kamerun belegen ist.

— (In Kamerun) beabsichtigt der Gouverneur von Soden einen botanischen Garten anzulegen, in welchem er zunächst solche Gewächse zu kultiviren versuchen will, welche für die Zukunft durch ihren technischen Nutzen oder offizinelle Verwertung einen Vorteil versprechen.

— (Kongoeisenbahn.) Nachdem der belgische Senat 10 Millionen Francs für die Erbauung der Kongoeisenbahn bewilligt hat, ist die Beteiligung Belgiens an dem Bahnunternehmen endgiltig genehmigt.

— (Delagoaeisenbahn.) Aus Lissabon wird dem „Reuterschen Büreau unterm 24. d. M. gemeldet, daß die portugiesische Regierung einen Vertrag für den Ausbau der Delagoa-Bai-Eisenbahn nach der Grenze von Transvaal mit Mr. Sawyer, einem englischen Ingenieur, der von der Eisenbahngesellschaft nach der Delagoa-Bai gesandt worden war, geschlossen habe.

— (Südwestafrikanisches Schutzgebiet.) Die für das Schutzgebiet vom Auswärtigen Amte ausgerüstete Expedition, welche sich unter Leutnant von François am 29. Mai in Liverpool eingeschifft hatte, ist am 21. Juni in Walfischbai glücklich gelandet, nachdem auch ihr Führer, der Hauptmann v. François, in Teneriffa an Bord gegangen war.

— (Von dem Vorstand der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika) geht uns folgende Mitteilung zu: Nachdem Herr Dr. Büttner aus seinem Amte geschieden ist, hat der Vorstand den durch 14jährige treue Arbeit in der Goßnerschen Mission bewährten Missionar Pastor Beyer zum Missionsinspektor ernannt. Derselbe war in den letzten 4 Jahren Rektor der Knabenschule, des Lehrer- und Predigerseminars in Ranchi in Bengalen und Leiter des gesamten Schulwesens der Kolhsmission. Er kehrte im April aus Ostindien zurück, um wieder in der Heimat zu arbeiten. Die Entwicklung der Verhältnisse in Ostafrika verlangt ein energisches Eingreifen seitens unserer Missionsgesellschaft, deren Dienste in den beiden Hospitälern für die Kranken und Verwundeten schon jetzt voll in Anspruch genommen und zu unserer Freude auch anerkannt werden. Wir haben Freudigkeit gewonnen, auch den Neubau unserer durch den Krieg zerstörten Station Dar-es-Salaam in Angriff zu nehmen, und wird derselbe, so Gott Gnade gibt, noch im Laufe dieses Jahres vollendet werden. Um so mehr bitten wir nun aber auch alle Missionsfreunde, uns thatkräftig mit Gaben und Gebeten zu unterstützen. Wir bitten, alle Zuschriften und Gaben an unseren Inspektor Pastor Beyer, Berlin N., Kesselstraße 24, 3 Treppen, zu richten. Derselbe ist auch gern bereit, die ostafrikanische Mission auf Missionsfesten und Versammlungen zu vertreten.

— (Eine überflüssige Warnung an die Engländer), sich vor dem steigenden Einfluß der Deutschen in der Südsee zu hüten, unternimmt die Zeitschrift „The Colonies and India“ in ihrer Nummer vom 17. Juli, wenn sie zu Anfang eines Leitartikels schreibt: „Eine kleine Bewegung ist in den letzten Tagen durch ein Gerücht verursacht worden, welches dahin lautet, daß die Deutschen im Begriff wären, ihre Politik der Vergrößerung auch auf die Marschallinseln zu erstrecken. Natürlich ist nichts Gewisses bekannt, aber alles deutet auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß dieses Gerücht begründet ist. Die Marschallinseln sind Jahre lang für die Handelsunternehmungen der Deutschen, deren Hauptniederlassungen in Samoa waren, ein ausgiebiges und reiches Feld der Thätigkeit gewesen und seit der Entwickelung von Kaiser Wilhelmsland und Neu-Britannien und Neu-Irland hat die Wichtigkeit der Marschallinseln in politischer und kommerzieller Hinsicht von Stunde zu Stunde sich vermehrt.“ Da noch einmal später von der Absicht der Deutschen geredet wird, die Marschallinseln zu annektiren, so ist es vielleicht angebracht, das geschätzte englische Organ darauf aufmerksam zu machen, daß der Artikel etwa vier Jahre zu spät kommt. Am 15. Oktober 1885 hat Korvettenkapitän Rötger vom „Nautilus“ auf Jaluit die deutsche Flagge gehißt.

— (Deutsche in Buenos Aires.) Nach dem Zensus vom 17. September 1887 wohnen in Buenos Aires 3900 Deutsche; reindeutsche Ehen bestehen 477 mit 1031 Kindern; 165 Deutsche sind mit Argentinerinnen verheiratet, 24 Argentiner mit deutschen Frauen.

— (Druckfehler-Berichtigung). Auf Seite 229 Spalte II Zeile 62 der kolonialen Rundschau in Nr. 28 muß es anstatt „Konjunkturen“ „Konjekturen“ heißen.

Eingänge für die Bibliothek

Die hierunter aufgeführten Jahresberichte englischer und amerikanischer Missionsgesellschaften sind uns von denselben unentgeltlich zugesandt worden und sagen wir dafür an dieser Stelle unseren verbindlichsten Dank.

American Board of Commissioners for Foreign Missions: Almanac for 1889. Boston 1888. Annual report 1887/88. Boston 1888.

American Free Baptist Mission in Southern Bengal: Annual report 1887/88. Midnapore 1888.

Baptist Missionary Society: Annual report 1887/88. London 1888.

Board of Foreign Missions of the Presbyterian Church in the United States of America. Annual report 1887/88. New York 1888.

Board of Foreign Missions of the Reformed Church in America: Annual report 1887/88. New York 1888. Sketch of the Arcot Mission, India. By rev. J. H. Wyckoff. Sketch of the Amoy Mission, China. By rev. J. V. N. Talmage. New York 1888.

Board of Missions of the United Brethern in Christ: Annual report 1884/85 and 1887/88. Dayton, Ohio 1885 a. 1888.

Church Missionary Society: A brief view of the principles and proceedings. 1888. London 1888.

Church Missionary Society for Africa and the East. Proceedings 1887/88. London 1888.

Cumberland Presbyterian Church: Minutes of the general assembly 1888. Nashville, Tenn. 1888.

Foreign Missions of the Free Church of Scotland: Fifty years of foreign Missions. Edinburgh 1880.

Foreign Missions of the Presbyterian Church: Annual report 1887/88. Baltimore 1888.

Free Baptist Foreign Mission. Society: Manual 1887. Boston 1887.

Free Church of Scotland: Reports May 1888. Edinburgh 1888. Ladies society for female education in India and South Africa. Report 1887. Edinburgh 1888.

General Baptist Missionary Society: Report 1887/88. Derby 1888.

Digitized by Google

Indian Female Normal School and Instruction Society: Annual report 1887. Edinburgh 1888.
London Missionary Society: Report 1887/88. London 1888.
Melanesian Mission: Report 1887. Ludlow 1888. The island voyage. 1887. Ludlow 1888.
Presbyterian Church of England: Reports of the foreign missions for 1887. London 1888.
Presbyterian Church of Ireland: The Missionary Herald. July and August 1888. Belfast.
Religions Tract Society: A handbook of foreign missions. London 1888.
Seventh-Day Baptist Missionary Society: Minutes of the 46 annual session. London 1888.
South American Missionary Society: Report for the year 1887. London 1888.
Southern Baptist Convention: Proceedings 1887/88. Atlanta 1888.
United Presbyterian Church: Foreign reports: 1. Foreign missions. 2. Zenana Mission. 3. Continental and colonial work. Edinburgh, May 1888.
Welsh Calvinistic Methodists' Foreign Missionary Society: Report submitted to the general assembly Newport, Mon. June 4—7, 1888.
Wesleyan-Methodist Missionary Society: Report 1888. London 1888.

Fernere Eingänge im Juli 1889:

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Annales de l'école libre des sciences politiques. N. 3 de l'année 1889. gr. 8°. Felix Alcan, Paris 1889.
Ausland, Das: Jahrgang 1850—56, 1858—67.
Benko, Frhr. v.: Reise S. M. Schiffes „Frundsberg" im Roten Meere und an den Küsten von Vorderindien und Ceylon in den Jahren 1885—86. Auf Befehl d. k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Sektion. gr. 8°. VII. 233. 1 Karte, 9 Planskizzen. Pola, in Kommissions-Verlag von Carl Herolds Sohn, Wien 1888. (V. Verleger.)
— Reise S. M. Schiffes „Albatros" unter Kommando des k. k. Fregattenkapitäns Arthur Müldner nach Süd-Amerika, dem Caplande und West-Afrika, 1885—86. Ebenda. (V. Verleger.)
Blaise, Paul: Le Congo, histoire, description, moeurs et coutumes. gr. 8°. 240. Illustré de 21 gravures. H. Lecène et Oudin, Paris. (V. Verleger.)
Breitung, Dr. Max: Kritische Studien zur Pathologie und Therapie von Sonnenstich und Hitzschlag. Sonderabdr. aus Nr. 20 der Deutsch. Med.-Zeitung. I. Was ist das Wesen des Sonnenstichs? 8°. 23. E. Großer, Berlin 1889. (V. Verfasser.)
Büttner, Dr. C. G.: Sprachführer für Reisende in Damaraland. Sonderabdr. aus der Zeitschr. f. afr. Sprachen. Heft IV. 1888. gr. 8°. 45. A. Asher & Co. Berlin. M. 1,32.
Censo General de poblacion, edificacion, commercio e industrias de la ciudad de Buenos Aires 1887. Tom. I. gr. 8°. VIII. 544. Buenos Aires 1889. (V. d. betr. Behörde.)
Drummond, Henry: Tropical Africa. 8°. X. 280. With maps and illustrations. Hodder and Stoughton, London. (Gesch. v. Admiral a. D. Zirzow.)
Encyklopädie der Naturwissenschaften. I. Abt. Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lfg. 24 u. 25. gr. 8°. Trewendt, Breslau 1889.
Fritsch, G.: Drei Jahre in Südafrika. Reiseskizzen nach Notizen des Tagebuches zusammengestellt. Mit zahlreichen Illustrationen und 1 Karte. Gr. 8°. XVI. 416. Ferd. Hirt, Breslau 1868. M. 18.
Heller, Karl B.: Mexiko. Andeutungen über Boden, Klima, Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, Kultur und Kulturfähigkeit des Landes. Gr. 8°. VI. 52. C. Gerolds Sohn, Wien 1864 (v. Verleger).
Her Majesty's col. poss. N. 52/3 Jamaica, 54 Falkland islands, 55 Bahamas, 56 Jamaica, 57 Malta.
Heßler, Karl: Die deutschen Kolonien. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen. 8°. 111. Mit 4 Karten und zahlreichen Abbildungen. G. Lang, Metz 1889. M. 2. (Vom Verleger).
Holub, Dr. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883—87. Gr. 8°. Mit ca. 180 Original-Holzschnitten und 2 Karten. Lf. 1—20. A. Hölder, Wien 1889, à Lf. M. 0,50 (v. Verleger).
Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. 1886—88. Im Namen des Vorstandes herausgegeben. Von Dr. F. C. Ebrard. Gr. 8°. 167. Frankfurt a. M. 1888 (v. d. Gesellschaft).
Jahresbericht III der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald. II. Thl. 1886—88. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben. Von Prof. Dr. Credner. 8°. 273. Abel, Greifswald 1889 (v. d. Gesellschaft).
Kassai, Pierre: La civilisation africaine 1876—88. Étude hit. et crit. de l'oeuvre africaine de l'organisation intérieure et de l'économie politique de l'état indépendant du Congo. pt. 8°. 232. 2 cart. Mertens, Bruxelles (v. Verfasser).
Langegg, Ferd. Adalb. Junker von: El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert. Zwei Theile in einem Bande. 8° XVIII. 128, 132. W. Friedrich, Hofbuchhändler, Leipzig 1888. M. 5,— (v. Verleger.)
Lanzoni, P.: Stato indipendente del Congo. Compendio di geografica, fisica, politica, storica e commerciale. Kl. 8°. 89. cart. Barbèra, Firence 1888. 50 cent. (v. Verleger.)
Leunis, Dr. Joh. Synopsis der drei Naturreiche.
1. Tierkunde, 2 Bde. 3. Auflage 1886 von Dr. Hub. Ludwig.
2. Pflanzenkunde 3 Bde. 3. Auflage. 1883—86 von Dr. A. B. Frank.
3. Mineralogie und Geognosie, 2 Bde. 1875/76, von Dr. Ferd. Senft.
Gr. 8°. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover. M. 88.—.
Mantegazza, Vico: De Massaua a Saati. Narrazione della spedizione italiana del 1888 in Abissinia. Gr. 8°. XI. 290. CLXII. con. 74 incisioni. Fratelli Treves, Milano 1888 (v. Verleger.)
Mensaje del presidente de la repub. del Paraguay al abrirse las sesiones del congreso de la nacion en 1889. 8°. 22. Asuncion 89. (V. d. Red. des „Paraguayo".)
Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1888. 8°. LV. 273. Mit einer Tiefenschichtenkarte und mehreren Profilen, sowie einer photogr. Ansicht. Duncker und Humblot, Leipzig 1889. M. 4.—. (v. d. betreff. Verein.)
Münzenberger, E. F. A.: Afrika und der Mohammedanismus. Gr. 8°. 72. Fösser Nachfl. Frankfurt a. M. 1889. M. 0,75. (v. Verleger.)
Nachtigal, Dr. G.: Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika III. Theil. Herausgeg. von E. Groddeck. Gr. 8°. XXII. 548. Mit einem Porträt, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Thl. F. A. Brockhaus, Leipzig 1889. M. 15.—. (V. Verleger.)
Notizblatt des Vereins für Erdkunde zu Darmstadt und des mittelrheinischen geologischen Vereins. Herausgegeben von R. Lepsius. IV. Folge. Heft 9. 8°. 400. Mit Beilage der Mittl. der großh. hess. Zentralstelle für die Landesstatistik. A. Bergsträßer, Darmstadt 1888 (v. d. betr. Verein).
Péroz, Étienne. Au Sondan Français. Souvenirs de guerre et de mission. 8°. 467 avec une carte de l'itinéraire suivi par la mission du Quassoulon. Calman Lévy, Paris 1889 (v. Verleger).
Reclamacion Cordero, Articulos publicados en „El Paraguayo" referentes á la, gr. 8°. 56. Asuncion 1888.
Smith, Georg. The life of John Wilson D. D. F. R. S. for fifty years philantropist and scholar in the East. sec. edition abriged. 8°. X. 372. J. Murray, London 1879.
Velde, H. Die Transvaal-Goldfelder Südafrikas. Ihr Wert an sich, für die Transvaalrepublik und für die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Industrie. gr. 8°. 40. Selbstverlag. Berlin 1889.
Walker, Dr. Karl. Grundriß der Statistik der Staatenkunde. Ein Nachschlagewerk und kulturgeschichtliches Lesebuch. 8°. XII. 339. Mayer & Müller, Berlin 1889 (v. Verleger).

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Abteilung Berlin.

Am Donnerstag, den 8. August d. Js., abends 8 Uhr,

findet im großen Saale des Architektenhauses eine Versammlung statt, um das den Deutschen feindselige Vorgehen der Engländer in Afrika zu beleuchten.

Tagesordnung:

Eröffnung durch den Vorsitzenden der Abteilung Herrn Dr. Ebert.

Vorträge: P. Staudinger über den Niger-Benuë,
P. Reichard über Ost- und Südwestafrika,
Prof. Schweinfurth über die Verpflichtungen Deutschlands gegen Emin Pascha.

Die Mitglieder sind gebeten, recht zahlreich zu erscheinen.

Die Einführung von Gästen ist gestattet.

Zu einem

Denkmal für die auf Samoa Gefallenen

sammelt die **Abteilung Berlin** freiwillige Beiträge. Die verehrlichen Mitglieder werden ergebenst ersucht, etwaige darauf bezügliche Zahlungen an unsern zweiten Schatzmeister, Herrn **Carl Grunert**, Kunstverlagshändler, **Charlottenstraße 22**, abzuführen.

Der Vorstand der Abteilung Berlin.
J. A.: Dr. **Ebert**.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt.

Außerordentliche Beiträge von Frau von Helldrit, Koburg, M. 1, Herrn Samson M. 10, Frau Kommerzienrat Gohr M. 10, Herrn Premier-Leutnant Arnold Gohr M. 10, Herrn Albrecht Gohr M. 10, Fräulein Lilly Willigerod als Ertrag einer verlosten Arbeit M. 30.
An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein M. 98.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Kraatz jr.
J. V.: B. v. Bresta.

Infolge einer unvorhergesehenen Verzögerung bei Herstellung der Karte ist die Expedirung der Zeitung um einen Tag verspätet worden, was wir hiermit zu entschuldigen bitten.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 30. **Berlin, 17. August 1889.** **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Bekanntmachung. — Das deutsche Emin Pascha-Komitee. — Die englische Regierung und die Engländer. — Die Aufgabe der Deutschen im lateinischen und angelsächsischen Amerika. Von Dr. E. Below. — Unser kleines Geld in Deutsch-Ostafrika. Von R. v. Hake. — Der Prozeß Dinizulus. — Koloniale Rundschau. Mit Karte. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Montag, den 9. September cr.,
Abends 7½ Uhr,
wird eine

Sitzung des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft

in Berlin, im kleinen Saale des Kaiserhofes,

mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Hermann, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Beschlußfassung wegen Anberaumung einer im Herbst in Köln abzuhaltenden Hauptversammlung.
2. Feststellung der Tagesordnung für dieselbe.
3. Etwaige Anträge.
4. Geschäftliches.

Das deutsche Emin Pascha-Komitee

hat am 3. August in den Räumen der Kolonialgesellschaft eine Sitzung abgehalten, in welcher einstimmig beschlossen wurde, einen Aufruf an die Nation zu richten, um neue Mittel zur Verstärkung des Unternehmens zu gewinnen. Der Vorsitzende, Staatsminister v. Hofmann, wurde ferner beauftragt, Herrn Dr. Peters für die bewiesene Thatkraft und Umsicht den Dank des Komitees auszusprechen. Der Aufruf, dem wir den größten Erfolg wünschen, hat folgenden Wortlaut:

Aufruf!

Zum zweitenmale wenden wir uns heute mit einem Aufruf an die Nation. Als vor Jahresfrist der Gedanke öffentlich ausgesprochen wurde, dem Helden von Wadelai, unserm deutschen Landsmann Emin Pascha (Dr. Schnitzer), auf seinem wichtigen Kulturposten im Herzen Afrikas deutsche Hilfe zu bringen und eine dauernde Verbindung zwischen seiner mit bewunderungswürdiger Thatkraft behaupteten Äquatorialprovinz und den deutschen Kolonien an der Ostküste Afrikas herzustellen, da hat dieser Vorschlag in allen Teilen Deutschlands, unter allen Schichten der Bevölkerung begeisterte Aufnahme gefunden.

Opferwilliger Patriotismus wandte uns schnell die Mittel zu, um einen deutschen Emin Pascha-Hilfszug aussenden zu können. Trotz der Schwierigkeiten, welche der Ausbruch der Unruhen in Ostafrika dem Unternehmen bereitete, trotz der irreführenden Nachrichten, welche über das Schicksal Emins geflissentlich verbreitet wurden, haben wir das hohe Ziel nicht aus den Augen verloren. Heute ist unsere deutsche Expedition bereits auf dem Marsche in das Innere des dunklen Kontinents und wir dürfen hoffen, daß sie mit Gottes Hilfe, unserm Volk zur Ehre und dem Vaterland zum Frommen, ihre Aufgabe lösen wird.

Aber während sonst Unternehmungen, die große humanitäre Zwecke vor Augen haben, die Sympathie und die Unterstützung aller Kulturvölker zu finden pflegen, ist die deutsche Emin Pascha-Expedition von den Vertretern der englischen Macht in den ostafrikanischen Gewässern unter Mißbrauch des Blockaderechts in völkerrechtswidriger Weise gehemmt und geschädigt worden.

Wegen dieses unerhörten Verfahrens haben wir uns beschwerdeführend an die Kaiserliche Regierung gewandt und wir zweifeln nicht, daß dem deutschen Emin Pascha-Unternehmen derjenige Schutz des Reiches zu teil werden wird, auf welchen jeder Deutsche dem Ausland gegenüber Anspruch hat.

Wir hoffen und erwarten von dem Gerechtigkeitssinn der englischen Regierung und des englischen Volks, daß das Bekanntwerden der Thatsache, wie die englischen Machmittel in Ostafrika zu gunsten einer engherzigen kommerziellen Konkurrenz gegen das deutsche Emin Pascha-Unternehmen verwendet worden sind, die Wiederkehr ähnlicher, das deutsche Nationalgefühl tief verletzenden Vorgänge im Interesse des freundschaftlichen Einvernehmens beider Nationen für die Zukunft verhindern wird.

Digitized by Google

Der besonderen Energie des Führers der deutschen Emin Pascha-Expedition, des Herrn Dr. Karl Peters, ist es zu danken, daß das Unternehmen nicht an dem englischen Widerstande gescheitert ist. Für uns in Deutschland aber wird es jetzt mehr als je zur nationalen Ehrenpflicht, die Vollendung des patriotischen Werks zu sichern, an dem unsere Landsleute draußen, allen möglichen Gefahren ausgesetzt, mit voller Hingebung arbeiten.

Die unerwarteten Hindernisse, welche der Expedition von englischer Seite bereitet wurden, haben einen Kostenaufwand verursacht, der ursprünglich nicht vorgesehen war.

Wir sind gezwungen, die verfügbaren Mittel zu verstärken, um für alle Fälle gerüstet zu sein und insbesondere dem Bedürfnisse des Nachschubs zur Ergänzung der Expedition erforderlichen Falles zu genügen.

Sollen die Zwecke der Expedition voll und ganz erreicht werden, so dürfen wir nicht zögern, weitere Summen aufzubringen. Wir wenden uns deshalb von neuem an die vaterländische Gesinnung des deutschen Volks mit der Bitte, durch Sammlung und Einsendung von Geldbeiträgen die kräftige Weiterführung der deutschen Emin Pascha-Sache zu sichern.

Zahlungen für die deutsche Emin Pascha-Expedition nehmen entgegen:

die Bankhäuser

Robert Warschauer & Co., Berlin W., Behrenstraße 48,

von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld,

sowie

die Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstr. 25.

Berlin, den 3. August 1889.

Das deutsche Emin Pascha-Komitee.

Die englische Regierung und die Engländer.

Die von uns in der letzten Nummer der Deutschen Kolonialzeitung in voller Ausführlichkeit veröffentlichten Berichte über die englischen Umtriebe und die ungerechtfertigte Beschlagnahme des Dampfers „Neera" der deutschen Emin Pascha-Expedition haben überall, wo nicht verblendete Parteileidenschaft den Sinn für das Recht erstickt hat, eine lebhafte Entrüstung hervorgerufen. Zwar hat später das Prisengericht in Sansibar die Herausgabe des Dampfers verfügt, und damit das Vorgehen des englischen Admirals desavouirt, aber die Thatsache des Gewaltaktes bleibt nichtsdestoweniger bestehen und es verrät ein mangelndes Gefühl für nationale Würde, wenn von einer der Expedition feindlichen Seite verlangt wird, man solle sich mit diesem Resultate zufrieden geben und keine Genugthuung verlangen. Diejenigen, welche so reden, übersehen nicht nur den Rechtsstandpunkt, welcher durch das internationale Völkerrecht festgestellt ist, sondern möchten gerne der deutschen Regierung eine schweigende Rolle zuweisen, welche sie nach unserer Auffassung trotz des besten Verhältnisses zur englischen Regierung nicht übernehmen kann und wird.

Es ist nicht unsere Absicht, die englische Regierung wegen der bisherigen Behandlung dieser Fragen anzugreifen; sie hat sich mehrfach, wenn es ihre kolonialen Interessen gestatteten, gegenüber den deutschen kolonialen Bestrebungen entgegenkommend gezeigt, als sie einsah, daß es Deutschland mit der Verfolgung der Kolonialpolitik Ernst sei, und verschiedene Male die Verfügungen untergeordneter Organe rückgängig gemacht. Diese Stellung der englischen Regierung ist in neuerer Zeit auch öfter vom Fürsten Bismarck anerkannt worden, welcher die Mithilfe Englands an der Blokade der ostafrikanischen Küste als ein sehr wertvolles Zugeständnis auffaßte.

Man kann aber jetzt wieder einmal leicht bemerken, daß zwischen der Haltung der englischen Regierung und der englischer Beamten oder Gesellschaften im Hinblick auf das Vorgehen in Afrika eine klaffende Lücke besteht, da gerade in der letzten Zeit wieder manche Fälle vorgekommen sind, welche die lebhafteste Kritik herausfordern. Man kann sogar oft beobachten, daß die englische Regierung stillschweigend die Übergriffe ihrer Organe wenigstens duldet. Es zeigt sich dies auch äußerlich; denn es lassen sich hinsichtlich der Behandlung kolonialer Beamten seitens der beiden Regierungen bei näherer Betrachtung manche Unterschiede herausfinden. Wenn Fürst Bismarck von einem furor consularis reden und den mit dieser neuen Krankheit behafteten Beamten zurückberufen konnte, so hat man bislang wenig davon gehört, daß die englischen Kolonialbeamten wegen ihrer für die gegenseitigen guten Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen oft gefährlichen Thätigkeit von der englischen Regierung in einer energischen Weise desavouirt worden wären. Wenn auch einem englischen Admiral viel diskretionäre Gewalt zusteht, so verlangt es das öffentliche Rechtsbewußtsein, daß die englische Regierung nach der Erkenntnis einer so flagranten Rechtsverletzung, wie die Wegnahme der „Neera" war, sich nicht mit dem Spruche des Prisengerichtes begnügt, sondern auch den daran beteiligt gewesenen Personen ein besseres Bewußtsein für die Schwere ihrer Verantwortlichkeit beibringt. Es muß tief beschämend für jeden deutschen Patrioten sein, daß ein englischer Admiral eine deutsche Expedition mit einer Gesetz- und Rücksichtslosigkeit behandeln konnte, welche er kaum den jetzt bei den Engländern so schlecht angeschriebenen Portugiesen gegenüber gewagt hätte. Wir wollen gar nicht davon reden, welcher „Entrüstungsrummel" in England entstanden wäre, wenn ein deutscher Admiral gegen einen Engländer so vorgegangen wäre wie Fremantle gegen Dr. Peters. Das neueste Beispiel einer solchen Entrüstung, die Entsendung englischer Kriegsschiffe nach der Behringstraße wegen Wegnahme einiger englischer Fischerbarken durch die Amerikaner, die das Behringmeer als ein mare clausum erklärt haben, genügt, um zu beweisen, daß wir von den Engländern in dieser Hinsicht noch mancherlei zu lernen haben.

Der Beschwerdepunkte gegen englische Behörden und Gesellschaften, welche sich im Auslande in einen strikten Gegensatz zu der englischen offiziellen, deutschfreundlichen Politik stellen, sind bekanntlich nicht wenige. Wir haben dieselben, sobald uns davon Kenntnis wurde, beleuchtet, auf das Ungesetzliche und Gefährliche der in dem Vorgehen der Engländer liegenden Tendenz hingewiesen, und in einigen Fällen auch eine teilweise Besserung der Dinge gesehen.

Der erste Beschwerdefall, um nur die wichtigeren hervorzuheben, war die allem Recht zuwiderlaufende Handlungsweise der Royal Niger Company, welcher noch lange nicht beendet ist, obwohl die Engländer ihn nach einigen gleichgültigen Zugeständnissen als erledigt wissen möchten und Lord Aberdare die Keckheit hatte, noch auf der letzten Generalversammlung der Gesellschaft in einer triumphirenden Weise von der Vertreibung eines deutschen „Abenteurers" zu reden. Wir hegen die Zuversicht, daß ihr diese Gewaltthat gegen einen deutschen Kaufmann, der im Vertrauen auf die Bestimmungen der Niger-Akte sein rechtmäßiges Geschäft auf dem Niger betreiben wollte, noch teuer zu stehen kommen wird.

Ein anderer Gegenstand des Argwohns ist das Vorgehen der Engländer in Zentralafrika, die beabsichtigte Bildung einer großen innerafrikanischen Kompanie, welche unter Außerachtlassung diplomatischer Abmachungen zum Schaden des deutschen Ostafrika sich ein ungeheures Gebiet sichern will. In der letzten Zeit ist es davon stiller geworden und es scheint, als ob die englische Regierung die offene Unterstützung dieser Gesellschaft bis jetzt noch nicht gewagt hat. Ein dritter Fall ist das Vorgehen der Engländer gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition, ein vierter die beabsichtigte Umklammerung des deutschen Schutzgebietes Witu durch die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft. Die Nachrichten über die letzteren Bestrebungen der Engländer sind sehr spärlich. Nach dem Scottish Geographical Magazine hat der Agent der Gesellschaft in Mombas gemeldet, daß die im März unter J. R. W. Pigott in das Gallaland entsandte Expedition glücklich zurückgekehrt ist. Verträge für die Kompanie sollen mit den verschiedenen Häuptlingen der Gegenden zwischen dem Tana und Jub, also außerhalb der englischen Interessensphäre, abgeschlossen und eine Station am Nordufer des Tana bei Bouroco, in dem Korokoro-Distrikt, 0° 40′ s. B. und 39° ö. L., errichtet worden sein.

Während des deutsch-englischen Konfliktes über Südwestafrika hat Lord Derby seiner Zeit gegenüber dem Drängen der Kapregierung nach Annektirung des Hinterlandes von Angra Pequena erklärt, es sei nicht dem internationalen Gebrauche entsprechend, Territorien zu annektiren, welche unmittelbar an das bestehende deutsche Gebiet grenzten.

Bislang hat die englische Regierung solche internationale Höflichkeit auch in anderen Ländern noch nicht außer Augen verloren, wie ja auch die deutsche Regierung in der Grenzfrage des Togogebietes bis jetzt sehr zurückhaltend gewesen ist, um die englischen Interessen an der Goldküste nicht zu verletzen, obwohl die Forschungen der Deutschen sich bis über Salaga hinaus erstrecken. Die englische Regierung hat noch nicht offen den Eingriff der Engländer in das Hinterland der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika gebilligt, obwohl sie dort bereits Konsuln unterhält, und wir hoffen auch, daß sie die Übergriffe der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Rücken des Witulandes nicht anerkennen wird, aber man sieht doch den Zeitpunkt immer näher heranrücken, wo sie entweder sich energisch ablehnend gegen ihre unternehmungslustigen Landsleute verhalten oder ihnen die Konzessionen machen muß, welche sie verlangen. Der letztere Schritt, welcher im Grunde ihr der angenehmere ist, wird ihr um so leichter werden, je

Digitized by Google

weniger Widerstand bei der deutschen Regierung zu finden sie voraussetzen darf.

Aus diesem Grunde schon ist es besonders erwünscht, daß die deutsche öffentliche Meinung zu diesen Fragen Stellung nehme, damit die deutsche Regierung auch dieses Gewicht in die Wagschale werfen kann. Daß die englische Regierung dann noch so weit in ihren Forderungen gehen wird, wie sie vielleicht heute die Absicht hat, glauben wir nicht, da im Hinblick auf die europäische Lage ihr an den guten Beziehungen zu Deutschland ebensoviel liegen muß als uns. Aber wenn es etwas mehr als eine aus Anlaß des Besuchs des Kaisers Wilhelm in England erfundene Höflichkeitsphrase ist, daß nämlich zwischen beiden Nationen Interessengemeinschaft besteht, so sollte diese Anschauung seitens der Engländer auch auf afrikanischem Boden zur Geltung gelangen. Eine Interessengemeinschaft, welche darin besteht, daß der eine Staat auf Kosten des andern sich bereichert, ist ein Unding.

Die Aufgabe der Deutschen im lateinischen und angelsächsischen Amerika.

Motto: Denn unsre Sprache, sie ist: das Geld,
Unsere Heimat ist da, wo wir essen!
Wir sind die Juden der neuen Welt,
Im Vaterlande vergessen!

Wer einmal eine recht sonderbare Reise machen will, eine Reise, drei Jahrhunderte in der Weltgeschichte zurück, der braucht nur vom linken Ufer des Rio Bravo hinüber nach dem rechten zu gehen, der braucht nur diese schmale Grenzlinie zwischen dem englischen und dem lateinischen Amerika zu überschreiten und sofort findet er, nachdem er eins der zivilisirtesten, vorwärtsstrebendsten Länder in bequemster und modernster Weise per Palast-Waggon durchreist hat, eine andere Welt, die mehr an das Mittelalter als an das herannahende zwanzigste Jahrhundert gemahnt; er findet plötzlich die denkbar größten Gegensätze dicht nebeneinander: Auf der englisch sprechenden Seite: modernen Komfort, rasch entschlossene, unternehmungslustige, vorwärts strebende Leute, auf der spanischen Seite: Unbequemlichkeiten aller Art, Langsamkeit, zopfige Menschen, mittelalterliche Häuser — kurz, wer die schärfsten Sprach- und Sittengrenzen, wie etwa die deutsch-französische oder die russisch-türkische, gesehen und studirt hat, der findet hier zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerikas und Mexiko alles übertroffen, was er bisher an Auffälligkeiten, schroffen Sprach- und Sittengrenzen kennen gelernt hat. Dort rennt man, hier geht und schleicht man, dort ist „Time money", hier gilt das „Mañana" („kommst du nicht heut, so kommst du morgen"), dort ist man liberal und progressiv, hier ist man ultrakonservativ und glaubt an keinen Fortschritt so recht. Dort wohnt man in leichtgebauten, villenartigen, freundlichen Häuschen, hier in eisenvergitterten, fensterarmen Gemäuern; in Brownsville z. B., dem amerikanischen Grenzstädtchen am Flußufer, sieht man geschäftiges Treiben der Handelsleute, schweißtriefende Arbeitsleute, eilige Handelsherren, sans gêne in Hemdärmeln, die weniger auf Etikette, desto mehr auf Zeitersparnis geben, — hier in Matamoros am rechten Ufer scheint alles zu schlafen, die Begrüßung mit dem Offizier auf der Zollwache findet unter den obligaten spanischen, sehr wortreichen und zeitraubenden Höflichkeits-Zeremonien statt; der niedere Arbeiter liegt hingestreckt in seinem primitiven Kostüm (Jorongo, Sombrero und Manta-Beinkleid, sowie Sandalen) im Sande am Ufer im Schatten eines Kantinen-Daches und gähnt und streckt sich; die Herren im mexikanischen Grenzstädtchen erlauben sich nicht, bei der Hitze mit abgezogenem Hut oder aufgestreiften Hemdärmeln über die Straße zu gehen oder etwa gar zu rennen, wie die Nordamerikaner drüben.

Dort drüben ist alles blond, hier alles dunkel, dort scheint alles in steter Aufregung, hier alles in stetem Halbschlaf, dort alles laut, hier alles still — kurz — man ist durch das Übersetzen im schlichten Kahn über den schmalen, versandeten, hier sehr unscheinbaren Rio Bravo, den man fast durchwaten könnte, in eine andere Welt getreten, in eine so grundverschiedene Welt, als gäbe es zwischen den beiden gar keine Berührungspunkte, als hätte es dieselben nie gegeben.

Und doch treibt sich der Geschäftsmann in jenen beiden Welten, in dem lateinischen, wie in dem englischen Amerika herum; dieselbe Nation, welche drüben in den Vereinigten Staaten als Pionier der Zivilisation voranstrebt und immer allen voraus im äußersten Westen ihre Axtschläge ertönen läßt, dieselbe Nation, welche dort neben ihren ersten Sägemühlen die Brauereischornsteine über die Wälder sich erheben läßt, sie ist auch hier vertreten, aber hier im lateinischen Amerika baut sie keine Fabriken. Hier erzwingt sie den Erzeugnissen nationalen Gewerbefleißes und Bodenbetriebes keinen Eingang vor anderen, hier stellt sie nicht den allen voranstrebenden Pionier vor, hier spielt sie den bescheidenen, koulanten Kaufmann.

Der Deutsche im angelsächsischen Amerika zeigt einen von den Deutschen im romanischen Amerika grundverschiedenen Typus. Durch die Einwanderung sind von den Deutschen hauptsächlich der Arbeiter-, der Handwerkerstand, aber außerdem auch Ingenieure, Gelehrte und Gebildete aller Stände im englischen Amerika vertreten. Im romanischen Amerika dagegen, wo von einer Masseneinwanderung nicht die Rede ist, giebt es nur einige deutsche Kaufleute als Vertreter des Deutschtums, während deutsche Arbeiter und Handwerker hier nur ausnahmsweise und meist nur schwierig ihr Fortkommen finden. Prediger und Ärzte sind fast ebenso selten wie Philologen, hie und da findet wohl auch ein deutscher Ingenieur im romanischen Lande Amerikas sein Fortkommen, doch lange nicht so, daß man von einer Repräsentation dieser Stände Deutschlands in diesen spanisch und portugiesisch sprechenden Landen im Vergleich zu Nordamerika reden könnte.

Auch hinsichtlich des Zweckes der Niederlassung der Deutschen herrscht in romanischen und angelsächsischen Landen Amerikas ein bedeutender Unterschied: die Strömung, welche die breiten Schichten der verschiedensten Berufsarten zum Zwecke der Auswanderung über das Weltmeer trug, hieß Streben nach Unabhängigkeit, Selbständigkeit, und diese basirten auf Gegenseitigkeit, wie das gegenseitige Getragenwerden und Tragen, Schieben und Geschobenwerden in solch einem Auswanderungsstrom solche sehr leicht und eindringlich predigt. Der Zweck der nach den lateinischen Ländern reisenden Kaufleute dagegen ist schneller Gelderwerb, und zwar dient dabei Jeder den Sonderinteressen seiner Geschäftsfirma.

Der handeltreibende Deutsche in den Vereinigten Staaten bemächtigt sich jeder Branche vom großen Kontorgeschäft bis hinab zum niedersten Kramladen, es giebt keine Schranke, die ihm verböte, nachdem er eine Zeit lang sich mit einer Branche beschäftigt, sich darauf mit ganz heterogenen Sachen zu befassen. In den romanischen Ländern, unter denen mir hier hauptsächlich Mexiko als Prototyp vor Augen steht, befaßt sich der Deutsche meist mit Eisen-, Mercerie- oder Musikalienhandel. Daneben giebt es hier und da auch wohl ein paar deutsche Hutmacher, Uhrmacher, auch wohl einen Bierbrauer und Restaurateur. Die Hauptsache aber, wodurch die Firmen hier reich werden, das sind die Zollgeschäfte mit der Regierung, die Kommissionen durch die Palast-Maklergeschäfte, die größeren Geldumsätze und gewisse Zolltransaktionen, welche mit Ausschluß der Öffentlichkeit vorgenommen werden müssen. Der Laden und das Kontor sind hier zuweilen nur zur Ablenkung der Augen der Welt da von diesen hauptsächlichsten und wichtigsten Angelegenheiten, mit denen allerdings der deutsche Kaufmann in den Vereinigten Staaten Nordamerikas selten oder nie sich befassen kann.

Demgemäß hat Handel und Wandel des Deutschen im angelsächsischen Amerika den Charakter des Freien, Offenen. Man macht keinen Hehl aus seinem im Herzen noch immer innewohnenden Patriotismus für das alte deutsche Vaterland, wenn man auch Amerika ein- für allemal für die bleibende Heimat erklärt und demnach zu dem Akt der Nationalisirung sich entschlossen hat. Man fürchtet keine andere Nationalität in der Konkurrenz, man bemüht sich, durch bessere Lieferungen sie zu überbieten, die Konkurrenz ist eine offene, ehrliche. „Arbeit schändet nicht", ist im Handel und Wandel in Nordamerika der erste Grundsatz, und somit giebt es hier weder verschämte Armut, noch Bettelei, wie in den spanischen Ländern, wo Arbeit noch schändet, wo „Handwerk noch keinen goldenen Boden hat", wo nur die niederen, von der guten Gesellschaft ausgeschlossenen Stände sich damit befassen, selbst Hand anzulegen. Südlich vom Rio Bravo in Amerika ist der Deutsche nicht als Auswanderer, nicht als neuer Ansässiger, sondern nur als für eine Reihe von Jahren Geschäftstreibender erschienen. Er nationalisirt sich nur da, wo die Gesetze, wie z. B. beim Makler, es erfordern. Dafür ist man dem Deutsch-Amerikaner des Nordens gegenüber stolz auf seinen deutschen Patriotismus. Doch läßt man diesen wiederum nicht gern leuchten vor den Heiden. Die französische Konkurrenz könnte es übelnehmen. Darum hält man sich mit seinem Deutschtum hier lieber des Geschäfts wegen still und verborgen, was ja nicht hindert, daß man bei Gelegenheiten, wo Jeder Sympathie zeigen kann, ein Übriges thut und in den vier Wänden des deutschen Kasinos die patriotischen Feierlichkeiten abhält. In Nordamerika bleibt die Religion des Deutschen, unbeeinflußt durch die Seifenblasen des Sektenwesens, dieselbe, in den lateinischen Ländern dagegen muß sich der Deutsche, wenn er sich mit einer Tochter des Landes verheiratet, „umtaufen" lassen, zuweilen sogar unter öffentlichem Pomp und Gepränge, nur wenn er darauf beharrt, sich dies nicht gefallen zu lassen, kann er für mehrere Tausend Dollar sich den Dispens vom Papst einholen, der allerdings immer nur für obligates Versprechen, daß die Kinder katholisch getauft und der Mann mit Gottes Hilfe später auch übertritt, ausgehändigt zu werden pflegt.

Die Sitten und Bräuche bleiben in Angelsächsisch-Amerika unter den Deutschen deutsch (zum mindesten deutsch-amerikanisch), in Lateinisch-Amerika dagegen stehlen sich in jeden deutschen Haushalt sehr

Digitized by Google

bald die spanisch-französischen Usancen ein, die mit den katholischen Bräuchen der ultramontanen Länder meist eng verwandt, vielfach ein und dasselbe sind.

Der Deutsche gründet im angelsächsischen Amerika meist einen Familienherd, sodaß es dort große Gemeinwesen giebt, wo alles deutsch ist. In Mexiko, Zentral- und Süd-Amerika, mit Ausnahme der südbrasilianischen und argentinischen Auswandererdistrikte, werden Heiraten seltener geschlossen. Geschieht dies, so ist von da ab die heimatliche Sprache meist aus dem Hause verbannt, die Kinder reden nur noch mit Hilfe eines eigens dazu verschriebenen Hauslehrers deutsch, sonst immer die Landessprache: spanisch oder portugiesisch. Die Sprache der Kinder aus den nordamerikanischen Mischehen Deutscher ist auch meist die Landessprache: englisch, doch wird in deutsch-amerikanischen Kreisen, wo die deutsche Einwohnerschaft oft sehr zusammenwohnt, die Notwendigkeit für die heranwachsenden Kinder, sich wieder ans Deutsche zu bequemen, eine augenfällige, denn zuletzt pricht, Dank den Volksschulen, wiewohl es meist keine Privatlehrer giebt, jedes Kind beide Sprachen, englisch freilich meist besser. Glückt es den ausgewanderten Eltern, in einem der vielen ganz deutsch gebliebenen Gemeinwesen sich bei Zeiten hinaufzuarbeiten, so bleiben die Kinder deutsch in Sprache und Sitte.

Immerhin wird eine gewisse Eigenartigkeit selbst der deutsch gebliebenen Sprachen und Sitten nicht zu verkennen sein, denn es bildet sich dort eben eine neue Nation: die deutsch-amerikanische.

Suchen wir nun nach den Ursachen dieser Grundverschiedenheit des romanischen von dem angelsächsischen Amerika und der Typen des Deutschen in beiden, so ist ein großer Theil davon sicherlich auf die klimatischen und politischen Verhältnisse zu schieben, jedoch bei weitem nicht alles.

Sicherlich bedingt der große Auswanderungsstrom da, wo er sich hinlenkt, eine mehr gleichmäßig fortschreitende Entwickelung im Gegensatze zu der anscheinend langsameren in lateinischen Ländern, die von jenem Strome noch nicht berührt sind.

Aber wie erklärt sich das wesentlich langsamere Vorwärtsdringen des europäischen und speziell des deutschen Auswanderungsstromes in den lateinischen Ländern, wie z. B. Südbrasilien und Argentinien, im Vergleich zu Nordamerika?

Vieles deutet darauf hin, daß dort außer den klimatischen und politischen Verhältnissen noch andere Hindernisse mitspielen, welche eine so rapide Entwickelung des neuen Zuwachses wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas erschweren. Sehen wir, ob ein Vergleich der verschiedenen Entwickelung der Verhältnisse in romanischen und angelsächsischen Distrikten Amerikas uns Licht und Aufklärung verschafft für das Auffallende an der Sache.

Denn auffallend und weder klimatisch noch politisch leicht zu erklären ist es doch jedenfalls, daß der Auswanderungsstrom Nordamerikas, der die verschiedensten Klimata und die verschiedensten politischen Verhältnisse überwunden hat — ich erinnere nur an die nördlichen Staaten, wie Michigan, Wisconsin, Illinois, und die südlichen, wie Louisiana, Texas, an die Expeditionen nach San Francisco, und die nach Neu-Braunfels —, daß derselbe vor mexikanischer Kultur zurückschrecken sollte, wo er doch ganz andere Hindernisse, Indianertum, Plantagenwirtschaft, Sklavenbarone und Mormonentum überwunden hat.

Das Auffallende an dieser Ablenkung des Stromes am Rio Bravo aus seiner Richtung wird um so frappanter, als an ein Aufhören der Auswanderungslust von Europas Kulturländern, welche bis jetzt keinen anderen genügenden Abzugskanal gefunden, noch nicht zu denken ist und dabei der Moment wirklich herangerückt ist, wo nordamerikanische Territorien von der Regierung nicht mehr so zu sagen an Auswanderer verschenkt werden.

Was sollte unter solchen Umständen wohl im stande sein, der Strömung ein Halt zu gebieten, die doch mit der elementaren Gewalt eines Naturprozesses ihren Lauf bis jetzt eingehalten hat?

Die Grundverschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung in den lateinischen und englischen Ländern Amerikas deutet allerdings auf so weit auseinandergehende Interessen, daß hierdurch möglicherweise Streiflichter auf so manches stillverborgene Hindernis geworfen werden könnten, welches sich aus der bloßen Verschiedenheit der geographischen und momentanen politischen Lage allein nicht erklärt.

Während die englischen Pilgrime wilde nomadisirende Indianer in Nordamerika antrafen, welche sich vor der andringenden Zivilisation nach kurzem Widerstande scheu zurückzogen, trafen die spanischen Eroberer auf uralte indianische Kulturvölker, die fest ansässig, ackerbauend und gewerbetreibend, sich eines geordneten Staatswesens rühmen konnten.

Die spanischen Eroberer vernichteten eine alte Kultur und zwangen den Überwundenen ein Neues auf, dem Letztere nicht gewachsen waren, dem sie bis auf den heutigen Tag mit Befremden gegenüberstehen, das sie nur äußerlich sich aneigneten, während sie ihm innerlich fremd blieben bis auf die heutigen Eingeborenen, welche noch an ihren alten primitiven Geräten, Bräuchen, Sprachen und Sitten hängen, trotz des darüber geworfenen christlichen Anstriches.

Wo dagegen der Völkerwanderungsstrom im angelsächsischen Amerika sich hinwandte, da hatte er tabula rasa mit dem Früheren gemacht und begründete eine der Neuzeit angemessene freiheitliche Verfassung mit den Grundsätzen der Gleichberechtigung, des Selbstschutzes, der Unabhängigkeit. Während dessen wird in den romanischen Ländern von den Vizestatthaltern durch Räuberwirtschaft das Mark des Landes ausgesogen und die letzte Spur von Selbstgefühl den Eingeborenen geraubt.

Von den 9 oder 10 Millionen Einwohnern Mexikos bleiben die 7 oder 8 Millionen Eingeborenen hinter der Kultur zurück in ihrer, fast möchte ich sagen „vorsündflutlichen" Bedürfnislosigkeit, welche so oft in letzter Zeit den erstaunten Augen der zivilisirten Welt in einschlägigen Beschreibungen vorgelegt worden ist. Sie produziren und konsumiren wenig, können weder lesen noch schreiben und rechnen, und sind unfähig, sich für die Politik ihres Landes zu interessiren. Aber sehr pfiffige, europäische Geschäftsleute nehmen statt ihrer die Politik in die Hand, indem sie den Kandidaten der Präsidentschaft durch schlaue Zollkontrakte die Mittel an die Hand zu geben wissen, wie sie ihre Kandidatur durchfechten auch gegen die Erlaubnis der noch immer übermächtigen Kirche.

Zur selben Zeit, wo Porfirio Diaz in Mexiko mit Hilfe des Geldes europäischer Handelshäuser sich auf den Präsidentenstuhl schwingt, wo er eine Militärdiktatur über das politisch unfähige Volk verhängt, feiert die große Republik im Osten ihre große Zentennial-Weltausstellung in Philadelphia, wo sie sich und der Welt den Beweis der Lebensfähigkeit eines so großen republikanischen Staatenbundes geliefert hat, und ein Eisenbahnnetz verbindet Nord und Süd, Ost und West, das Atlantische Meer, den Golf und den Stillen Ozean.

Politisches Selbstbewußtsein erstarkt im angelsächsischen Amerika und befähigt seine Bürger zur prompten Abwehr aller dem Gemeinwesen feindlichen Wirrnisse, wie der Chicagoer Kommune, welche mit kurzem Prozeß abgethan wird, während im romanischen Amerika, voran in Mexiko, eine geldgierige Minderzahl sich zur Diktatur drängt; das Volk wird in politischer Unmündigkeit gehalten von zwei Gewalten, die Hand in Hand miteinander gehen, wiewohl sie prinzipiell nichts miteinander gemein haben. Es ist der Jesuitismus und das Palastmaklertum. Die Palastmakler, denen der jeweilige Präsident durch die Wucherzinsen stets verschuldet ist, umringen die politischen Machthaber, so daß alle Geldgeschäfte derselben nur durch ihre Hände gehen müssen, und die Kirche, welche durch Juarez besitzlos erklärt worden ist, weiß durch geheime Bettelei bei Witwen und Unmündigen ihre Verluste so zu ersetzen, daß sie wieder zur imponirenden Macht herangewachsen ist, zur einzigen Macht, welche im stande wäre, den Machthaber der Republik aus den Händen der Gläubiger und Wucherer zu befreien, wenn er sich ihr anvertraute.

Unterdessen drängt die Naturnotwendigkeit das Kapital der nördlichen Vereinigten Staaten dazu, das große nordamerikanische Eisenbahnnetz auch über Mexiko auszudehnen. Unter Porfirio Diaz, der durch energische Machtausbeutung zum erstenmale sich länger als die vorgeschriebenen 4 Jahre zu halten weiß, entstehen nach der Verbindung der Hauptstadt mit Vera Cruz durch die englische Bahn jene drei großen Konkurrenzlinien, welche Newyork und San Franzisko mit der Ost- und Westküste Mexikos verbinden. Alles scheint somit geebnet für eine Eröffnung des Landes, damit Unternehmungsgeist und Geschäftsverkehr darin ihren Einzug halten — und — der Verkehr stockt wie immer, trotz der Millionen-Anleihen. Die Millionen verschwinden, Niemand weiß, wohin![1]) Das Land bleibt ohne Produzenten, ohne Konsumenten,[2]) denn den zwei wichtigen Faktoren, welche die Geschicke des Landes während der letzten Jahrzehnte unter der Hand geleitet: dem Jesuitismus und dem Palastmaklertum, konvenirt es nicht, die Fäden, die sie so lange gehalten, aus der Hand zu geben, die Quelle der Einnahmen, die ihnen bis jetzt sicher waren, dem Zufall einer Überflutung des Landes von seiten einer durch Kapitalisten gestützten Immigration zu überlassen.

Diese beiden geheimen Mächte sind es, welche aus Furcht vor einer wohlorganisirten Anlage von Kapitalien in Fabrik- und Ackerbaugrundstücken, aus Furcht vor einer Einfuhr von Produzenten und Konsumenten, die dem alten Schlendrian ein Ende machen könnte, jegliche Aufklärung der Außenwelt über die wahren Verhältnisse zu hintertreiben wissen. Neue Zeitungen sind ihnen deshalb stets ein Gräuel. Nur die Zeitungen werden geduldet, welche im Interesse jener Mächte zu schreiben sich erniedrigen. Anderen wird nachgestellt.[3]) Berufskonsuln haben wir dort noch nicht, die anderen sind

[1]) Siehe Nr. 179 Kölnische Zeitung „Aus dem Lande der Azteken".

[2]) Vergl. Hermann Zeth im Export „Sklavenhandel unter falscher Flagge in Mexiko, Zentral- und Süd-Amerika".

[3]) Eine sofortige geharnischte Replik der im Dienste jener Mächte

Digitized by Google

ihrer Firma in erster Linie Aufmerksamkeit schuldig, und so kommt es, daß in Deutschland trotz aller Bemühungen, aufklärende Beschreibungen dieser Verhältnisse zu erlangen, noch dieselben dunklen, vagen Vorstellungen über die Aussichtslosigkeit aller, auch der gewissenhaftesten Kolonisationsunternehmungen daselbst herrschen.

So haben wir gegenüber der in den Vereinigten Staaten herrschenden Allgemeinbildung, Humanität, Selbstachtung, politischen Selbständigkeit nach innen und außen, in den romanischen Ländern — und in den meisten kleineren zentralamerikanischen und südamerikanischen Republiken giebt es oder gab es bis vor kurzem die ähnlichen Verhältnisse wie in Mexiko — Unbildung, Fanatismus, Bettelei, Unselbständigkeit, Mangel an politischem Bewußtsein, — kurz, als Resultat alle die eingangs geschilderten Zustände, welche dem, der von dem englischen Amerika nach dem lateinischen über den Rio Bravo reist, wie ein Versinken in mittelalterliche Verhältnisse erscheinen müssen, und das alles, weil die Entwickelung der ersteren auf Förderung der Allgemeininteressen hinarbeitet, die Entwickelung der letzteren vor lauter Sonderinteressen der Einzelnen das Volk nicht zum bürgerlichen und politischen Selbstgefühl kommen läßt.

Ehe wir diesen Verhältnissen gegenüber, wie sie sich allmählich entwickelt und befestigt haben, zur Beantwortung unserer Frage schreiten, welche zu ermitteln sucht, welches Verhalten den über diese Ländereien verbreiteten Deutschen als Aufgabe vorschwebt, dürfte es rätlich erscheinen, die Bedeutung Amerikas für die nächste Zukunft besonders für den Deutschen einer Betrachtung zu würdigen.

Amerika ist zu einer Bedeutung gelangt, von der sich Europa vor nicht gar langer Zeit noch wenig träumen ließ.

Ehe in Europa die Gelehrten darüber mit sich einig wurden, welchen Standpunkt man gegenüber jenem Asyl europäischer Auswanderer eigentlich einnehmen sollte, hatte sich ein neues Rom dort gebildet, ganz ähnlich dem alten Rom, aus den Unzufriedenen und aus den Auswürflingen der alten Welt sich rekrutirend.

Und ehe man sich recht klar darüber war, welche Bedeutung man der Sache schenken solle, hatte sich das neue Auswandererasyl zu einer Weltrepublik geformt und der erstaunten alten Welt, die noch darüber diskutirte, ob Derartiges überhaupt möglich sei und Bestand haben könne, durch die Zentennialfeier den Beweis geliefert, daß ein eben so großer Staatenkomplex wie der europäische auch unter republikanischer Verfassung leben und gedeihen könne.

Aber nicht nur dies, sondern etwas viel Wichtigeres ist vor den Augen der staunenden alten Welt bewiesen worden in der neuen:

Die 42 Staaten, von denen viele größer sind, als Frankreich, Spanien und Italien zusammengenommen, genießen gemeinschaftlich die Segnungen[1]) einer sie verbindenden Post-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Telephon-, Zoll- und Handels-Union. Diese Welt-Union in den 42 Staaten der neuen Welt ist ein so starkes Bindemittel für dieselben, daß sich in streitigen Fällen eher ein Staat der Gesamtheit fügen würde, als daß er sich für ein Jahr von den Vorteilen dieser Verkehrsgemeinschaft ausschließen lassen würde, eine Repressalie, welche so schädigend auf den einzelnen Staat einwirken würde, wie der schlimmste Abbruch durch Krieg und Blutvergießen.

Eine solche Absperrung vom gemeinschaftlichen Verkehr wäre die unbedingte Folge, wenn einer der 42 Staaten, auf seine Sondermachtstellung und Sonderinteressen fußend, sich dem Schiedsrichterspruch der übrigen nicht fügen wollte. Sie müssen also in Frieden mit einander auskommen, wenn sie anders sich selbst nicht aufs empfindlichste schädigen wollen. Und das ohne Kriegsmacht!

Nordamerikas Vereinigte Staaten, das „Asyl europäischer Auswürflinge", hat den Gelehrten Europas, ehe sie sich ihre Brillengläser recht abgeputzt haben, um deutlich zusehen zu können, den Beweis geliefert, daß, während Europa immer mehr von Waffen zu starren gezwungen ist, das neue Rom, die neue Weltrepublik, entstanden durch den fortdauernden gotischen Völkerwanderungsstrom, die Basis für den friedlichen Verkehr der Staaten im Großen geschaffen hat, denn die Verhältnisse dieser 42 Staaten lassen sich über weitere Staaten ausdehnen, wenn der Naturprozeß der Völkerwanderung es gebieterisch erheischen wird.

Wir stehen an der Schwelle des großen 20. Jahrhunderts, des Säkulums des Weltverkehrs auf kosmopolitischer Basis, dessen Schwerpunkt, vom Osten nach Westen verschoben, vielleicht nach Newyork und Washington fallen wird.

Eine wie bedeutende Rolle dabei dem Deutschtum zugefallen ist und weiterhin vorbehalten bleibt, das weiß und fühlt jeder Deutsche, der nicht blind für die im Stillen vollzogene großartige Entwickelung obiger Thatsachen geblieben ist.

Allen andern Nationen voran hat der Deutsche an der Gestaltung der neuen Weltrepublik hervorragenden Anteil bewiesen. Der deutsche Lehrstand, wie der deutsche Nährstand und der deutsche Handelsstand haben gemeinschaftlich dazu beigetragen, ihre Sonderinteressen dem großen Ganzen einreihend und unterordnend, eine neue Welt zu schaffen als Basis für friedlichen Verkehr der Staaten und Völkerschaften. Getrieben und mit fortgerissen vom großen Strome haben die Deutschen in richtigem Verständnis ihrer Mission als Träger deutscher Zivilisation bis in den äußersten Westen die Basis für das Weltfriedensreich des kommenden Jahrhunderts gründen helfen.

Schlecht stände es den Deutschen im lateinischen Amerika an, wollten sie im Gegensatz zu diesem leuchtenden Vorbild, was ihnen von Seiten ihrer Landsleute im Norden wird, an ihren kleinlichen Sonderinteressen festhaltend, der Stagnation in spanischen Landen Vorschub leisten.

Und ein Verbünden mit jenen oben gedachten beiden Faktoren: Jesuitismus und Palastmaklertum, ist nichts weiter, als ein Fördern der im Grunde faulen Verhältnisse. Ein Verhüten aller Öffentlichkeit ist in diesen Fällen nichts weiter als ein Mithehlen, und der Hehler ist nicht besser als der Stehler. Auf solche Weise bleibt in den lateinischen Ländern Amerikas durch diesen passiven Widerstand gegen jede neue Richtung alles beim Alten, so wie es zu mittelalterlichen Zeiten war, sowie es eingangs geschildert ist: Fanatismus und Unbildung drücken allen Fortschritt nieder, die armen Indios, welche nicht schreiben und nicht lesen können, konsumiren wenig, darum lohnt es sich auch nicht, zu produziren, darum können die Eisenbahnen keine großen Verdienste machen, darum bleibt die Regierung ewig in Schulden und ewig verpflichtet den Jesuiten und den Palastmaklern, und bei diesem „Circulus vitiosus", bei dieser „Zwickmühle" verschwinden die ins Land gebrachten Millionen als Trinkgelder der Makler in ferne Länder, und wer sich am besten dabei steht, das sind diese Makler selbst.

Es stände den Deutschen in den romanischen Ländern Amerikas wahrlich nicht schön an, wollten sie in Verkennung der Mission des deutschen Pioniers des Westens diese traurige Rolle der „Juden der neuen Welt" übernehmen.

Es ist kein Geheimnis unter Deutschen im Auslande, wie der handeltreibende, allen Sprachen und Sitten sich schnell anbequemende, sein Deutschtum gar oft verbergende Deutsche von andern Nationen angesehen wird.

Keine Nation hat solch ein Geschick, sich anderen anzupassen — ausgenommen die Israeliten — keiner Nation fällt es so leicht, ihr Vaterland aufzugeben, Keiner erniedrigt sich so leicht vor dem allmächtigen Dollar, Keiner zeigt wiederum ein so zähes Aushalten, Keiner zeigt solche Uneinigkeit im Kleinen und Einigkeit im Großen, ein Auseinandergehen, wo Wenig und ein Zusammengehen, wo Viele beisammen sind.

Dies sind die hervorstechendsten Charaktereigentümlichkeiten des Deutschen im Auslande.

Die Aufgabe des Deutschen im angelsächsischen Amerika, die zivilisatorische Mission des Deutschtums hat der Durchschnittsdeutsche in den Vereinigten Staaten, wenn nicht bewußt, so doch unbewußt, instinktiv erfaßt, und sie wird ausgeführt mit der Pünktlichkeit und Emsigkeit eines Ameisenhaufens. Das Bild des Pioniers des Westens ist zu bekannt und zu oft wahrheitsgetreu beschrieben, als daß es hier noch zu wiederholen wäre.

Die Aufgabe des Deutschen im lateinischen Amerika dagegen ist vielfach falsch erfaßt und ausgelegt worden.

Wo in den lateinischen Ländern vereinzelte deutsche Geschäftsleute für sich und ihre Firma arbeiten, ist ihnen alles Glück zu wünschen. Vereinzelte Unternehmungen kommen selten dem Deutschtum als solchem zu gut und werden ihm hoffentlich auch nicht zur Last gelegt werden. Mag die deutsche Pfiffigkeit im Einzelnen sich auch noch so gut rentiren, die deutsche Ausdauer, Treue und Zuverlässigkeit, sie kommt erst da recht zur Geltung, wo sie sich an große Massenunternehmungen anlehnen kann, wo Zusammengehen Vieler möglich ist, wo die deutsche Einigkeit, die viel persiflirte, Gelegenheit hat, sich siegreich zu erweisen über die kleinen Schattenseiten des deutschens Wesens im Kampf ums Dasein im Auslande.[1])

Nicht die Maklerthätigkeit für die Sonderinteressen einzelner politischer Machthaber, für Bereicherung Einzelner auf Kosten der Massen, für Auswandereragenturen auf Kosten betrogener Auswanderer — nicht das ist die Aufgabe des Deutschen im lateinischen Amerika, sondern Vereinigung großer Kapitalien für Kolonisation im großen Stil Hand in Hand mit Fabrikanlagen und gegenseitiger Hebung von Export und Import mit dem Mutterlande und der Kolonie.

Nicht die „Kolonisation um jeden Preis", wie sie bis jetzt meist

---

stehenden Zeitungen in Mexiko, auf die ich gefaßt bin, wird den besten Beweis der Wahrheit dieser Behauptungen liefern.

[1]) oder auch Nachteile, wenn die Zentralgewalt sich gelegentlich zu schwach erweist, die großen Monopole im Zaum zu halten. D. R.

[1]) Glücklicherweise tauchen auch unter den Deutschen in lateinischen Ländern Amerikas Stimmen auf, erst vereinzelt, nach und nach stärkere und zahlreichere, welche auf die Notwendigkeit einer Koalition deutscher Kapitalien im subtropischen Amerika hinweisen.

Digitized by Google

von betrügerischen Agenten besorgt worden ist, sondern die Kolonisation im großen Stil, wie sie des Näheren von Dr. Kärger in der Kolonialzeitung (1889 Nr. 14) und von mir (Kolonialzeitung 1887 Nr. 7) angedeutet und beschrieben ist, das ist die Aufgabe des Deutschen im lateinischen Amerika.

Daß eine derartige Aufgabe nur zu erfüllen ist, wenn unsere Regierung der Sache ihr Interesse zuwendet, liegt auf der Hand. Vor allem ist damit der Anfang zu machen, daß in diesen Ländern die bisherigen kaufmännischen Konsulate von Berufskonsuln abgelöst werden. So lange die für ihre Sonderinteressen in jenen Ländern Arbeitenden die Berichte an die Regierung liefern, wird der Deutsche nicht im stande sein, Klarheit in die Sachlage zu bringen.

Sie, die es zu Wege gebracht, so viel Länder so viele Jahre hindurch in mittelalterlichen Zuständen zurückzuhalten, die Makler, die frommen sowohl wie die profanen, sie finden mit Leichtigkeit Mittel und Wege, das, was das Licht der Öffentlichkeit scheut, vor den Augen der Welt auch noch für längere, zukünftige Zeit hin verborgen zu halten.

Erst wenn die deutsche Regierung durch die ungefälschten Berichte der Berufskonsuln den Schleier von diesen Ländern gelüftet haben wird, welchen die Sonderinteressen der Krämerpolitik darüber gebreitet, erst dann wird es dem deutschen Kapital und Gewerbefleiß möglich sein, die Aufgabe zu erfüllen, welche ihm in der neuen Welt zufällt: Kolonisation im großen Stil in subtropischen Gebieten Amerikas; dies ist die alleinige Möglichkeit, geordnete und gedeihliche Zustände in jenen Staaten wiederherzustellen, wo bis jetzt die Regierungen vergeblich danach ausschauen, wie sie aus den Händen der Wucherer kommen und ihren sonst von der Natur gesegneten Ländern Produzenten und Konsumenten schaffen können. Dr. E. Below.

Unser kleines Geld in Deutsch-Ostafrika.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Britisch-Indien lernte ich eine seltsame Münze kennen. Die Stücke, die ich davon erworben hatte, waren selbst den Engländern, mit denen ich später reiste, so interessant, daß sie mir dieselben abbettelten. Den Reservefonds plünderten noch die Damen, und so bin ich die Silbermünzen gänzlich los geworden, aber ich kann unser numismatisches Museum um die kleinste Münze der Welt bereichern, eine Kupfermünze von der Form einer sehr kleinen, etwas ovalen Linse, mit unregelmäßigen Rändern. Der Rajah von Travencore in Süd-Indien läßt nämlich zur Bezahlung der winzigen, bei den dortigen Kulis üblichen Löhne prägen

1 Silbermünze, namens shuckaum, ebenso geformt wie die beschriebene Kupfermünze.

28½ solcher shuckaums haben den Wert einer Rupee. Die einzelne Münze hat also den Wert von 5 deutschen Pfennigen und repräsentirt in diesem Tributärstaat einen Tagelohn. Damit sich aber die Parias nicht zu viel freie Zeit machten, mußte für jede der 16 Arbeitsstunden ein Stundensold eingerichtet werden, nämlich die Kupfermünze

„1 cash", wovon 16 Stück auf 1 shuckaum gehen; nach unserem Gelde also 0,31 Pfennig wert.

Dies sollte uns doch darauf hinführen, daß bei niedrig entwickelten Völkern die Niedrigkeit der kleinsten Münze von ganz ungemeiner Wichtigkeit für den Produzenten ist. Es wird dafür gearbeitet wie für eine größere, und die Leute bekommen dafür innerhalb ihres wirtschaftlichen Kreises ebenso viel Reis als für diese. Die großspurigen Engländer haben dies freilich außer Acht gelassen. Der Erfolg ist, daß die schöne milchende Kuh Britisch India immer mehr Futter verlangt, und dabei weniger Milch giebt.

Die Löhne außerhalb der sogenannten Nativestaaten berechnen sich nämlich nach Anna (einer fiktiven Münze, etwa 9 deutsche Pfennig wert). 2 bis 6 Anna inkl. Reis ist je nach der Leistungsfähigkeit des Kuli der übliche Tagelohn auf den Pflanzungen des britisch gouvernirten Indien, und hierbei kann z. B. der Theebau nur bestehen, große Reichtümer bringt er nicht mehr ein, obwohl die britischen Konsumenten den ostindischen Thee jetzt höher schätzen als den chinesischen.

Die Verschiedenheit dieser Löhne in einem und demselben Lande wird uns weniger erstaunlich sein, wenn wir erwägen, daß dieses Land 4/5 so groß ist, als das europäische Rußland, und daß die verschiedenen Kasten und Stämme, selbst wenn sie in einer Stadt nebeneinander leben, absolut keinen Verkehr miteinander haben, auch keinen kommerziellen.

Welche Dimensionen, welche Bevölkerung muß ein solcher Tributärstaat, der also bis jetzt nur ebenso viel zu Britisch-Indien gehört, wie Usagara z. B. zum Deutschen Reich, haben, wenn ein solcher Staat jährlich 3 lack (100 000 Rupee werden in Indien 1 lack genannt) Tribut an die Kaiserin abgeben kann; denn dazu gehören, beiläufig bemerkt, nach obigem Lohnsatz 8 700 000 Tagewerke.

Nun aber die Anwendung auf unser Ostafrika.

Ganz verschiedene Personen, die es wissen konnten, befragend, wurde mir in Indien die Arbeit eines Eingeborenen auf 50 % Wert weißer Arbeit angegeben. Kaffernarbeit, sagte man mir in Calcutta, sei erheblich besser als Hinduarbeit, aber der Kaffer erwirbt nur ein Gewisses und läßt sich dann nicht mehr halten, ganz wie dies bei den Suahelis der Fall ist. Man kann sich auch auf Suahiliarbeit bis jetzt noch nicht verlassen. Es mag sein, daß das besser wird, wenn man den Suahili zu einem glebae adscriptus macht, seine Leistung aber ist jetzt i. m. kaum 40 % weißer Arbeit wert und dabei verlangt er auf 50 Arbeiter einen weißen Aufseher, sonst wird gar nichts. Seinen Durchschnittslohn können wir dreist mit 5 Anna annehmen, während er in Indien 4 Anna beträgt. Sobald wir anfangen wollen, auch nur 10 000 Suahili zu beschäftigen, würden die Suahili ganz unverschämt werden, sie sind eben, wie ihre Marktleute, die Inder, mit den Münzen verwöhnt. Ein Pesa (1/4 Anna oder 5/4 d. Pf.) ist eine viel zu große Einheit für die Billigkeit der Negerbedürfnisse.

Wir kommen also zu dem Schluß: so wie die Sachen stehen, können wir mit Indien hinsichtlich der Arbeit nicht konkurriren, auch nicht, wenn wir Kulis importiren. Wir müssen sehen, daß wir durch ein zweckmäßiges Kleingeld die Löhne drücken, bis die Leistung besser wird.

Ganz abgesehen von den bis jetzt hineingesteckten Kapitalien ist es meine, an anderer Stelle noch zu begründende Ansicht, daß es Philisträstität oder kolonialische Ignoranz wäre, wenn man wegen der höheren Sterblichkeit daselbst Deutsch-Ostafrika aufgeben wollte. Will man es aber behalten und bearbeiten, so nehme man bei Zeiten entschieden Stellung zu der Münzfrage. Die Vorbereitungen dazu sind eine Grüntischarbeit, sie kosten nicht viel, sie sind aber sehr, sehr weitläufig und sehr kompliziert, sehr einfach scheinend und doch voller Täuschungen. Es mag gern sein, daß unsere ersten Nationalökonomen zu sehr divergirenden Ansichten kommen werden. Aber geschehen müssen sie, sobald als möglich. Man soll nicht sagen: „erst laßt Wißmann fertig sein!" Ja, dann muß eben sehr vieles andere, namentlich aber dies fertig sein, oder wir verlieren die Kolonie, blos weil die deutsche Geduld fertig ist. Gerade jetzt, wo wir die Arbeit wieder aufnehmen wollen und zugleich noch eine gelinde Pression auf die niedergeworfene Bevölkerung ausüben können, wo wir unzweifelhaft sehr, sehr große Kapitalien hineinwerfen müssen und werden, ist der Moment, ein passenderes Münzsystem einzuführen, resp. uns den Münzmarkt auf der Insel Sansibar von den Engländern zu erobern.

Sansibar ist das Maßgebende für den Verkehr von Äquatorial-Ostafrika, was in Sansibar nicht zur Geltung kommt, das gilt auch auf dem Festlande nicht.

Alles, was ich nun hierüber berichten kann, geschieht zur vorläufigen Orientirung über die Frage, und zur Anregung, die Sache zu untersuchen, es soll keineswegs eine erschöpfende Erledigung des Gegenstandes damit beabsichtigt sein.

Das gangbarste Zahlmittel in Sansibar ist die indische Rupee mit dem Bildnis der Kaiserin Viktoria. Die Rupee sollte eigentlich nach Absicht der Engländer für 2 Shilling genommen werden, sie wird aber mit 1,4 bis 1,8 M. gekauft; deutsches Silber- oder Papiergeld ist hier im Verkehr unbekannt, denn die große Menge der Kleinhändler sind britisch-indische Unterthanen. Nebenher ist der Theresienthaler in Umlauf. Er hat sich nun einmal wegen der Feinheit seines Silbers, welche die zahlreichen indischen Silberschmiede zu schätzen wissen, hier eingeführt. Der Nachbedarf wird immer noch von Österreich gedeckt, welches diese Münze mit dem Haupt der großen Kaiserin und der Jahreszahl 1789 nach wie vor prägt, und, damit der naive Empfänger nicht stutzig werde, eine Abrundung der Ränder und gehörige Beschmutzung der Münze vornehmen läßt. So ist es gekommen, daß größere Geschäftsabschlüsse in „Dollars" (womit eben Theresienthaler gemeint sind) angegeben werden. Man substituirt dabei 100 Cents, welche in Wirklichkeit als Scheidemünze nicht existiren. Der Dollar wird nur bei der Auszahlung in Rupee umgerechnet. Die zweckmäßigste Gleichung ist hierbei: 8 Doll. = 17 Rp. 1 Pesa. Da die Rupee 64 Pesa enthält und 4 Pesa „eine Anna" genannt werden, sagt man wohl auch: 1 Doll. = 2 Rp. 2 Anna, obwohl er genauer 2 Rp. 8,125 Pesa wert ist.

Der Pesa ist eine ebenfalls britisch-indische Kupfermünze. In Indien hat man noch „pies", entsprechend dem englischen Penny, wovon 12 auf ein Anna oder 4 auf ein Pesa gehen. Diese Münze kennt man aber in Sansibar nicht, doch dürfte sie den Hindukrämern bekannt genug sein. Der Pesa ist ganz unentbehrlich bei Auszahlung der Löhne, denn obwohl die Neger gewöhnlich auf ein Monatslohn von 10 Rp. geheuert werden, muß man doch, wie bei Kindern, dafür sorgen, daß sie nicht alles auf einmal ausgeben, und es hat sich eingeführt, daß 6 Rp. am Monatsschluß in Silber gezahlt werden, die übrigen 4 Rp. aber als ein tägliches Poscho oder Zehrgeld von 2 Anna (8 einzelne Pesa). Hierdurch entsteht zuweilen ein übergroßer Bedarf von Kupfermünze und dieselbe erhält einen Kurs, so daß, wenn man sich z. B. bei einer Reise nach dem Festlande mit Pesas für Posscho versehen muß, man oft nur 60 Pesa statt 64 pro Rupee erhält. Es ist ganz unmöglich, seine Bedürfnisse gleich bar zu bezahlen. Die offenen Geschäfte lassen sich nur ungern auf Herausgeben ein, und man würde sich die Taschen der leichten Bekleidung mit Rupees und Kupfermünze bald zerreißen, denn 7 Rp. (10 M.) wiegen in Kupfer 6 Pfund. Da die circa 150 Mitglieder der europäischen Kolonie hinlänglich bekannt sind, hat sich daher ein Ticketsystem eingeführt; für jede Flasche Soda wird im Restaurant ein kleiner Zettel geschrieben.

Man sollte denken, englisches Gold würde hier eine Abhülfe gewähren, allein dieses ist kurz vor Abgang eines Postschiffes mehr gesucht, als nach Eingang eines solchen. Das Verhältnis ist folgendes: Der englische Sovereign wird mit 20.4 M. — höchstens — gekauft, oder mit 14 Rp. 13 Anna. Er hält aber zur Rupee ebenso wenig wie zur Mark sein Verhältnis inne. Da aber die einzelne Mark genau dem einzelnen Schilling entspricht, so muß man mit deutschem Gelde erst an den Rupees und dann an dem Golde verlieren, denn mit Mark direkt kann man hier gar nicht kaufen.

Das Schlimmste nun ist, daß im gewöhnlichen Verkehr keinerlei Papiergeld gangbar ist.

Die hiesige Handelswelt hat gar kein Interesse, die Entwirrung dieses Zahlmittelknotens herbeizuführen, da sie darauf eingerichtet ist und aus ihrer überlegenen Kenntnis der Verhältnisse naturgemäß große Vorteile ziehen kann. Soll aber, wie zu hoffen, deutsches Kapital sich in größeren Posten nach Deutsch-Ostafrika bewegen, und sollen wir uns über kurz oder lang hier als Herren einführen, so wird es nötig sein, daß man bei Zeiten darauf sinne, wie man das britische Geld durch eine deutsche Münze vom hiesigen Platze verdrängen, zunächst also der letzteren eine Anerkennung neben der ersteren verschaffen könne.

Wer bei den mißtrauischen, ignoranten Orientalen eine neue Münze

Digitized by Google

einführen will, wird ihm in irgend welcher Weise eine Prämie dafür bewilligen müssen. Diese wird geringer sein, so lange wir nur 3 Millionen hier in Umlauf setzen, als später, wo bei Entwicklung der Kolonie 30 oder 300 Millionen überfiedeln. Daher, je eher die deutsche Münze eingeführt wird, desto wohlfeiler die Transaktion. Wenn schon Österreich das Geschäft nicht verschmäht, seine feinen Theresienthaler für den hiesigen Markt zu prägen, wie viel mehr, ja welche enormen Summen muß Britisch-Indien mit seinen schlechten Rupeen verdienen, zumal die Theresienthaler kaum $^1/_{200}$ der hier umlaufenden Silbermünze ausmachen.[1]) Auch ist es leichter für uns, jetzt, wo wir nur als Käufer auftreten, den Widerstrebenden die neue Münze aufzunötigen, als später, wenn wir unsere Waren hier absetzen wollen.

Erwähnt sei noch, daß der Sultan von Sansibar einen Dollar im Werte des Theresienthalers prägen läßt, ohne Bildnis, nur mit arabischer Inschrift. Diese Münze ist jedoch so selten, daß sie gar nicht in Betracht kommt.

Es liegt wohl auf der Hand, daß wir gegenüber den Volksgewohnheiten mit Einführung von „Mark" kein Glück haben würden. Am schnellsten kämen wir zu einem Resultat, wenn wir „1 Rupee, deutsch" ganz gleichwertig mit der indischen und derselben sehr ähnlich prägen würden. Allein wir würden damit nur den Münzmarkt erobern, nicht eine Verbesserung des Münzsystems erreicht haben. Die Rupee ist ja nur deswegen so gangbar, weil sie sich in Pesas zerlegen läßt, während für den Dollar keine Cents vorhanden sind. Wir hatten erwähnt, daß alle größeren Geschäfte, auch die Zolleinnahmen, in den Büchern mit einem gedachten dekadischen System des Dollar zu Buch gebracht werden. Prägten wir nun feine Dollars, ganz ähnlich den österreichischen, so ist wohl eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese ohne Kurs genommen würden, sobald unsere Kassen, und namentlich die nach dem Zollvertrage von uns verwaltete Zollkasse, dieselben gleich den Theresienthalern in Zahlung nähmen. Prägten wir $^1/_{10}$ Dollar in Silber und $^3/_{100}$ Dollar in Kupfer oder Nickel, so wäre für vernünftige Leute eine große Verbesserung eingeführt; wir dürften uns aber nicht wundern, wenn die Orientalen dies nur allmählich erst einsehen würden. Der Dollar ist 136,125 Pesa wert, es würden also drei neue Cents = 4,083 Pesa oder rund 1 Anna wert sein, und es ist möglich, daß der kleine Überschuß bewirken würde, daß sich die Neger dazu verstünden, 3 solcher Cents für 1 Anna zu nehmen, denn ihre Marktleute, die Inder, würden den Vorteil herausfinden und die neue Münze gern nehmen.

Hat man sich aber hiermit einigermaßen in der Volksgewohnheit festgesetzt, so sollte man auch kleine Kupferstücke à $^3/_{1000}$ Doll. als $^1/_{10}$ (große) Anna, genauer 0,4084 Pesa wert unter dem Namen „pies" emittiren. Ich würde sogar empfehlen, mit derartigen Münzen, als Zahlmarken, sofort zu löhnen, namentlich auf Plantagen im Innern, wo man bis jetzt nur Tauschmittel, keine Münze kennt.

Daß es kein Bedenken hat, neue Münzen in Ostafrika einzuführen, hat uns Mr. Mackenzie in Mombas gezeigt, der jetzt seine eigenen Pesas prägt, was doch, von einem Privatmann an Scheidemünze vorgenommen, unter den Begriff der Falschmünzerei fällt. — Eine Gefahr für uns sehe ich jedoch in seinem Vorgehen durchaus nicht, es sind eben „Zahlmarken."

Ein großer Mißstand ist, daß hier weder eine Pfundnote, noch irgend ein anderes Papiergeld zu Sansibar im Gange ist. Sollten wir nicht zugreifen und uns hier wenigstens mit Hülfe unsrer Zollverwaltung das Feld erobern? Nach dem jetzigen Marktkurse ist der Dollar 3.08 M. wert, oft auch nur genau 3 M. Eine Gleichstellung von 100 Dollarnoten mit 300 M. würde vielleicht zulässig sein, so daß man mit diesem Gelde ohne Kursverlust nach Deutschland bezahlen könnte. Die Anfertigung kleinerer Noten bleibe dahingestellt. Was aber unerläßlich für ein deutsches „Usagara-Papiergeld" wäre, ist die Deklaration des Wertes und der Einlösungsstellen (Sansibarzollamt und deutsche Reichsbank) auf dem Scheine, in vier Sprachen gedruckt, nämlich: deutsch, englisch, Gujcherati und „Kisuahili in arabischen Lettern", denn die Araber sprechen hier mehr Kisuahili als Arabisch, und würden es vielleicht für ein Werk Satans halten, wollte man durch die heilige Sprache des Korans Papier zu Geld stempeln.

Ich komme endlich auf den wichtigsten Punkt, den die Kulifrage einschließt, zurück:

Der niederen Kulturstufe entspricht eine geringwertige Münze.
Die hohen Löhne der Neger beruhen nur auf unzweckmäßigem Münzsystem.

Will z. B. der Neger ein Stück Zuckerrohr vom Inder kaufen, so muß er dem Inder 1 Pesa geben, weil es keine kleinere Münze giebt, während er vielleicht mit $^1/_3$ Pesas Wert genug hätte, wenn er es mit 1 pie bezahlen könnte.

Für kleine Köpfe kleine Münze.

Münze ist „geprägte Intelligenz", es ist keineswegs „geprägte Arbeit", denn, wäre es das, so würde der Maulesel Münze statt Hafer verlangen.

R. v. Hake.

[1]) Wie bedeutend der Bedarf an Münze in Sansibar ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Chartered bank of India in ruhigen Zeiten über 1 Million Rupee jährlich einführte.

Der Prozeß Dinizulus.

Der Earl of Grey hat bekanntlich jüngst an die „Times" ein Schreiben gerichtet, in welchem er die englische Regierung zu einem Protest dagegen bewegen will, daß Deutschland gegen den Willen seiner Bewohner afrikanische Gebiete unter seine Herrschaft bringe. Er stellt dabei England als ein Land hin, welches niemals das Gebiet barbarischer Stämme unprovozirt mit Gewalt an sich gebracht habe. Wir wissen nicht genau, welcher von den Earls of Grey diesen klassischen Ausspruch gethan hat, sind aber wohl berechtigt anzunehmen, daß es der einstige Staatssekretär für die Kolonien im Ministerium Russell gewesen ist, da derselbe sich stets durch einen bis zur Exzentrizität ausartenden Eigensinn ausgezeichnet hat. Sein Hochmut hatte ihn auf diesem Posten seiner Zeit unbeliebt gemacht, dazu hatte er sich durch sein Benehmen gegen die Kolonisten am Kap und durch die unglückliche Führung des Kaffernkrieges allgemein Tadel zugezogen, so daß ihm ein Hauptteil der Schuld an dem Sturze des Ministeriums Russell zugeschrieben worden ist. Die Heuchelei und Pharisäerhaftigkeit des Earl of Grey wirkt um so widerlicher, als vor kurzem erst der Prozeß gegen Dinizulu beendet worden ist, welcher für jeden unparteiischen Beobachter ein wahrer Skandal war. Denn die Provokation auf Seiten der Engländer war eine offenbare. Damit es aber nicht scheint, als seien diese Zeilen durch eine gewisse Animosität beeinflußt, wollen wir nur englische Quellen benutzen.

Die „Daily News" vom 30. April 1889 schreibt über das Urteil des Gerichtshofes, welches Dinizulu zu 15 Jahren Gefängnis, seinen Onkel Undabuko zu 15 Jahren und seinen Freund Tschingana zu 12 Jahren verurteilte:

„Dies sind Strafen von zermalmender Schwere, und jeder muß im Interesse des Landes, welches sie auferlegt, wünschen, daß wir diesmal im Rechte sind. Wir waren nicht im Recht, als wir Dinizulus Vater (Cetewayo) vernichteten. Dinizulus Vergehen ist Widerstand gegen die britischen Behörden. Er hielt sich für den König von Zululand, und als er fand, daß sein Erbfeind Usibepu einen Teil des Landes unter unserm Schutze beherrschte, suchte er ihn zu entsetzen. Einige behaupten, daß Usibepu den Streit begann. Jedenfalls unterstützte die englische Regierung ihren Erwählten, und Dinizulu fand, ohne es genau zu wissen, daß er mit dem Angriff auf Usibepu auch das englische Reich angriff. Einige sagen dagegen, daß er es wußte. Auf allen Seiten wird aber zugestanden, daß sein Widerstand sehr oberflächlich war und daß er sich ergab, sobald er sah, die Engländer meinten es ernst. Mr. Chamberlain zog die Nutzanwendung aus diesem Zweifel darüber, indem er sich dahin ausdrückte, daß das Vergehen „unwissentlich" begangen war. Miß Colenso[1]) behauptet, daß es keine Rebellion, sondern einfach ein Akt der Verzweiflung war. Dinizulu war, wie es ihm schien, mit vollkommener Vernichtung bedroht und deshalb nahm er seine Waffen auf."

Dieses Fräulein Colenso, die unermüdliche Freundin des Zuluvolkes, hat nun an Herrn Charles Hancock, Barrister at Law in London, einen Bericht über den Prozeß Dinizulus in Etshowe, Zululand, gesandt, welchen uns derselbe im Auszug mitgetheilt hat. Es sollen unter anderen durch Zeugen genaue Beweise bei der letzten Verhandlung geliefert worden sein, daß 300 Frauen und Kinder, welche durch Major McKean gefangen genommen, wirklich an Usibepu und seine Soldaten ausgeliefert sind. Dieselben wurden nur erst vor ganz kurzer Zeit durch die Fürsprache Miß Colenso's und ihrer Freunde wieder in Freiheit gesetzt. „Sollte man denken", schreibt uns Herr Hancock unter dem 1. Juli d. J., „daß solche Barbarei, welche der niedrigsten Nation Schande bringen würde, vorkommen könnte, — ein Verfahren, für welches ein Land, das in der Zivilisation den ersten Rang einnimmt, verantwortlich ist." Derselbe schreibt weiter:

„Die unabhängigen Bemerkungen der Natal-Presse weisen ganz deutlich darauf hin, daß entweder die Kolonial-Autoritäten in London von den verantwortlichen Beamten irregeleitet werden, oder aber, daß die Vertreter des Kolonialministeriums sich dem Unterhause und dem Lande gegenüber nicht mit der gewünschten Aufmerksamkeit äußern. Die mir eben von Miß Colenso zugegangene Korrespondenz macht in der That einen äußerst peinlichen Eindruck, — desgleichen die in dem neulich erschienenen Blaubuche enthaltenen Enthüllungen, die wiederholt darauf hinweisen, wie die von dem Statthalter Sir Arthur Havelock dem dortigen Kommissionär Osborn erteilten Instruktionen, „das Volk zu beruhigen", gänzlich unbeachtet geblieben sind und die Ansicht bestätigen, daß die Unruhen unmittelbar der unglücklichen Wahl der dortigen Beamten zuzuschreiben seien, die sich Usibepu als Werkzeug bedienten, um den „Knaben Dinizulu", seinen Vormund Undabuko und ihre Anhänger zu vernichten und aus ihrem Besitze zu treiben. Lord Knutsford, Staatssekretär für die englischen Kolonien, ist bereits über die vom „offiziellen Lieblinge" Usibepu und dessen Anhängern verübten Gewaltthaten überaus abscheulicher Natur von mir und anderen offiziell unterrichtet worden. Diese Gewaltthaten waren es, welche die vor ganz kurzer Zeit vor Gericht stehenden Häuptlinge zur Verteidigung ihres Lebens und Eigentums zu schreiten zwangen, und ihre somit vom Selbsterhaltungstriebe gebotenen Handlungen wurden von der offiziellen Partei als Empörung gegen die Königin von England ausgelegt. Ich habe mich in aller Zuversicht seit den letzten zehn Monaten durch die Vermittlung der Londoner Presse an das englische Publikum mit der Bitte gewendet, — jedoch ist es mir leider noch nicht bekannt, welche Wirkung die bezügliche Aufforderung auf die Kaltherzigen haben wird — darauf zu achten, daß man sowohl dem jugendlichen Sohne Cetewayos als auch seinem Onkel Undabuko und den übrigen Häuptlingen des Zululandes, in dessen Mitte solche schreckliche Verheerung angerichtet worden ist, Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Reform-Klub London, 1. Juli 1889.

Hochachtungsvoll

Charles Hancock."

[1]) Tochter des Bischofs Colenso, des Verteidigers von Cetewayo, und Verfasser des die englische Gewaltpolitik auf das beste kennzeichnenden Werkes „The ruin of Zululand." D. R.

Digitized by Google

Und wenn aus der Mitte der Engländer solche, wie wir glauben, begründeten Anklagen gegen die eigene hartherzige und grausame Regierungspolitik geschleudert werden, da kann ein Engländer noch die Heuchelei begehen, im Namen der Humanität gegen die Deutschen zu hetzen!

Koloniale Rundschau.

Kamerun.

Über die bemerkenswerte Entdeckungsreise des Dr. Zintgraff im Hinterland von Kamerun, die ihn nach Ibi am Benuë führte, fehlen noch genauere Angaben, und man weiß nicht, ob er das in der deutschen Interessensphäre liegende Hochland von Adamaua besucht hat, oder bald auf englisches Gebiet übergegangen ist, um den Benuë zu erreichen. Von Ibi, welches nach Staudingers Untersuchungen unter dem Sultan von Muri, und dieser unter dem Thronfolger von Sokoto in Yassaure steht, bis nach Yola, dem westlichen Grenzpunkte der deutschen Interessensphäre am Niger, sind in der Luftlinie noch immer über 300 Kilometer. Bekanntlich ist die Demarkationslinie zwischen deutschem und englischem Gebiet, welche ursprünglich nach Ibi lief, später leider soweit nach Osten verschoben worden, daß gerade die für den Handel wertvollste Zone im Besitz der Engländer blieb. Es wird deshalb die Reise, wenn sie auch geographisch bedeutende Resultate aufweisen mag, vom kommerziellen und kolonialen Standpunkt aus vielleicht von keinem weitergehenden Interesse sein. So lange die Niger Company den Niger beherrscht, sind die Schwierigkeiten, in den von Flegel erforschten Gebieten des Benuë Handel zu treiben, zu groß, als daß der Wasserweg gebraucht werden könnte. Ob der Überlandweg für den Handel von Bedeutung werden wird, ist natürlich noch nicht abzusehen. Das Elfenbein aus den Hinterländern Adamauas, an 50 Tonnen mit einem Marktwert von ca. 800 000 Mark, geht jetzt den Benuë hinunter; es würde die Kosten des Überlandweges nicht vertragen können. Über die Natur der durchzogenen Landstriche wissen wir nicht das Geringste; die Berichte Zintgraffs werden vielleicht manche Überraschungen enthalten.

Das Klima hat wieder ein Opfer unter den Forschern gefordert. Leutnant Tappenbeck, welcher so oft dem Tode durch feindliche Eingeborene mutig ins Auge geschaut hat, ist in Kamerun am Fieber gestorben; mit ihm verliert die Erdkunde einen unserer bisher glücklichsten und kühnsten Afrikaforscher. Seine ersten Lorbeeren erwarb er sich als das jüngste Mitglied der Kongo-Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, durch die Erforschung des südlichen Kongogebietes. In Begleitung des Leutnants Kund war er am 9. August 1888 mit 90 Loangoleuten von Leopoldville am Stanleypool abmarschirt. Als sie — Premierleutnant Kund an drei tiefen Pfeilwunden schwer erkrankt und bewegungsunfähig und von den 88 zurückkehrenden Loangoleuten 33 gleichfalls schwer verwundet und krank — am 28. Januar wieder Leopoldville erreichten, da konnten sie einen vollen Erfolg als das Ergebnis ihrer gefährlichen Reise aufweisen. Über 400 deutsche Meilen hatten sie in bisher gänzlich unbekannten Gebieten fast nur auf Landwegen zurückgelegt, zwischen Kongo und Kassai hatten sie drei schiffbare Flüsse gefunden, den Wambu, Saie und Kuilu, von denen bis dahin nur der letztere dem Namen nach bekannt war, und darüber hinaus hatten sie einen ganz neuen großen Strom, den Lukenje, entdeckt und befahren. Der endliche glückliche Verlauf der Expedition war fast ausschließlich Tappenbeck zu verdanken; ohne ihn wäre die ganze Mannschaft, die schließlich mit den Eingeborenen blutige Kämpfe durchzufechten hatte, jämmerlich zu Grunde gegangen; seine Thatkraft, seine ruhige Erwägung und sein festes Wollen, seine körperliche Ausdauer, seine ausgezeichnete Schießfertigkeit bewährten sich in glänzender Weise. Der jugendliche, schmächtige, kleine Offizier, der damals höchstens 25 Jahre zählte, bewies sich hier als ein ganzer Mann; seinem Waffengefährten schnitt er auf dessen Bitten mit einem Rasirmesser — chirurgische Instrumente standen nicht zur Verfügung — die Pfeile aus dem Unterleib und dem Arm; die durch Hunger und Müdigkeit erschöpften Leute suchte er im Buschwerk einzeln auf, um sie nicht hilflos zu Grunde gehen zu lassen, er heiterte die Schwerkranken auf, die zumal an bösartigen Unterschenkelgeschwüren litten, er baute fünf Kanus, die nach dreiwöchentlicher Arbeit genügten, die ganze Mannschaft und ihr Gepäck zu tragen, und auf ihnen bewerkstelligte er die fast dreiwöchentliche ungefährdete Rückkehr der Expedition auf dem Lukenje nach dem Kongo.

Unseren Mitgliedern wird noch die prächtige Schilderung erinnerlich sein, welche Leutnant Kund am 20. Januar 1887 in einer Sitzung des damaligen Deutschen Kolonialvereins von den Mühsalen und Leiden dieses gefahrvollen Zuges gab. Die beiden Forscher stellten sich dann in den Dienst der deutschen Reichsregierung und reisten am 15. August 1887 von Hamburg ab, um im Batangagebiet eine Forschungsstation zu gründen, welche zugleich als Rückhalt für weitere Vorstöße in das Innere des Landes dienen sollte. Im Oktober wurde bereits der erste, vergebliche Vorstoß in das Innere gemacht. Am 7. November wurde von neuem von der Küste aufgebrochen, man kam etwas über 300 Kilometer von der Küste entfernt bis zur Grenze der Bantu und Sudanneger, hier wurde aber die Expedition ganz unerwartet im Gräsermeer der hohen Savannen von den Bakokos überfallen, und erst nach einem Verlust von 10 Toten und zahlreichen Verwundeten, nach furchtbaren Entbehrungen während der Durchkreuzung der Urwaldregion, nachdem endlich der zufällig an der Küste anwesende Vizegouverneur Zimmerer der halbverhungerten Expedition Hilfe und Nahrungsmittel zugeführt, gelang es, die Küste wieder zu erreichen. Beide Offiziere waren durch Pfeilschüsse verwundet worden; Leutnant Tappenbeck sah sich genötigt, zur Heilung seiner Wunde nach der Heimat zurückzukehren. Er traf hier Ende Mai 1888 ein, weilte aber nur wenige Monate und kehrte alsdann völlig hergestellt zur Station zurück, um abermals mit Kund einen neuen Vorstoß ins Innere zu unternehmen, der, auf denselben Pfaden vorgenommen, jetzt ein weit glücklicheres Ergebnis hatte und im Anfang dieses Jahres zur Gründung einer Station im Innern des Landes führte. Dieselbe liegt bei Epsumb zwischen den Flüssen Njong und Sanaga, etwa 20 Tagemärsche von der Küste entfernt. Hier sollte er nun, nachdem Dr. Weißenborn dem Fieber erlegen war, nachdem Kund und Braun in die Heimat zurückgekehrt waren, längere Zeit mit 120 Mann die Station führen, bis Hauptmann Kund die Nachwirkungen des Gelenkrheumatismus, an dem er schwer erkrankt war, losgeworden. Aber ein herbes Geschick hat es anders gewollt. Seine Gesundheit war leidlich, als Kund ihn im April d. J. verließ. Kurz zuvor war aus seiner letzten Schußwunde der größere Teil eines Pfeils herausgeeitert. Aber das verderbenbringende Klimafieber forderte schnell und unerbittlich ein neues kostbares Opfer. In diesen Tagen wird der tapfere Offizier, dem der Kaiser aus Anlaß der Novemberexpedition und seines braven Verhaltens dabei den Roten Adlerorden mit Schwertern verliehen hatte, auf dem Kirchhof zu Kamerun zur letzten Ruhe bestattet werden, wo so viele Opfer deutscher Wissenschaft neben Nachtigal beerdigt sind. Sein Andenken wird in der geographischen Wissenschaft nicht vergessen werden.

Hauptmann Kund, welcher sich gerade zur Kur nach Gastein begeben wollte, hat sofort seine Reise unterbrochen und ist nach Kamerun abgereist.

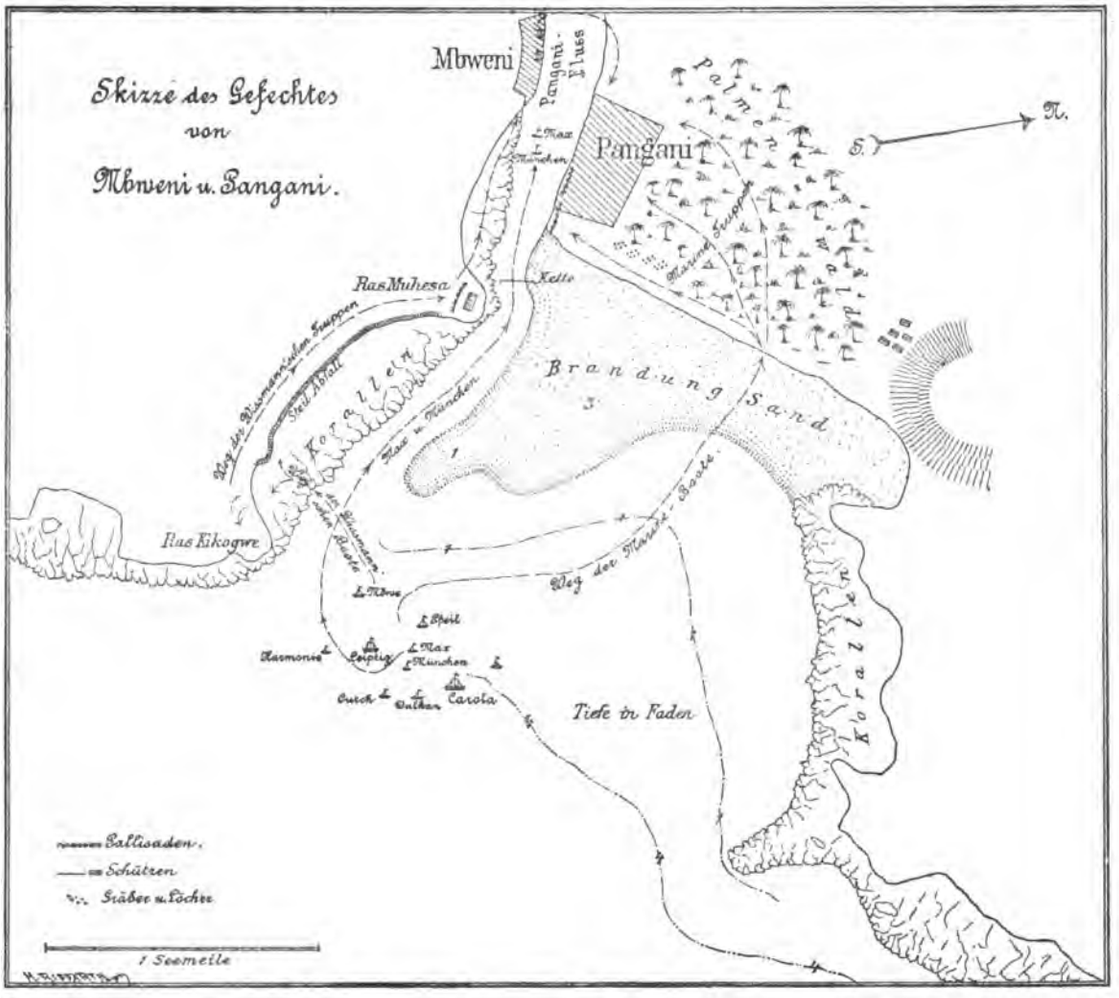
Wie wir schon gemeldet haben, hat der Gouverneur in Kamerun die Absicht, bei dem Orte Victoria einen botanischen Garten anzulegen, in welchem er zunächst solche Gewächse anzupflanzen versuchen will, welche für die Zukunft durch ihren technischen Nutzen oder durch ihre Verwertbarkeit als Arzneipflanzen einen Vorteil versprechen. Er hat sich zu diesem Zwecke nach Europa gewandt, um die anzupflanzenden Sträucher und Bäume zu erhalten. Der hiesige Botanische Garten hat eine sehr reichhaltige Sammlung derartiger Pflanzen kostenlos zur Verfügung gestellt und zugleich auch die zweckmäßige Verpackung übernommen. In dieser großen Auswahl von Pflanzen befinden sich auch zwei allgemein bekannte Arten, der Gummibaum (ficus elastica), ferner die eigentliche Kautschukpflanze (landolphia), welche zwar in Afrika einheimisch ist, mit welcher aber Anbauversuche im Großen noch nicht gemacht sind, obwohl in Ostafrika Leue eine Kautschukstation angelegt hatte (siehe Seite 206, Nr. 26 der Kol.-Ztg.) und die Palschuli-Pflanze (Pogostemon Patschuli), welche in Süd-Rußland in großen Feldern angebaut wird. In Victoria sind bereits Gärten des Herrn Woermann vorhanden; Herr Teuß, der bekannte Tabakpflanzer der Firma Woermann, hat dort anscheinend günstige Resultate erzielt. Es ist dies der verhältnismäßig günstigste Boden im Kamerungebiet, unweit des Fußes des mächtigen Kamerungebirges gelegen, mit vulkanischem Untergrund und einer schweren lehmigen Erde.

Mit der Anlage dieses Gartens ist wenigstens ein bescheidener Versuch gemacht, die Forderungen zu erfüllen, welche H. Soyaux zu wiederholten Malen in der Kolonialzeitung (S. besonders den Artikel „Kolonisationstechnische Aufgaben" in Nr. 10, IV. Jahrgang, Deutsche Kolonialzeitung) aufgestellt hat. Aber man sollte viel weiter gehen: das ganze System einheitlich von Staatswegen ordnen nach dem Muster der Engländer und nicht nur auf Kamerun beschränken, sondern auf alle Kolonien ausdehnen. Kamerun, welches bereits blühende Pflanzungen besitzt, wird hinsichtlich der geographischen und botanischen Forschung viel zu sehr vor den andern Kolonien bevorzugt, welche eine Unterstützung dringender nötig haben.

Der evangelische „Heidenbote" enthält in seiner Augustnummer den 74. Jahresbericht der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel über die Thätigkeit in Kamerun: Am Haupteingangsthor der Kolonie, in den Städten und Dörfern des Kamerunflusses, befindet sich auch das Hauptquartier der Mission. Stromaufwärts und stromabwärts schließen sich an die Missionsniederlassung in Bethel die Außengemeinden an, die teilweise von den Baptisten übernommen, teilweise neubegründet sind. Etliche Minuten südlich von Bellstadt schon eröffnet eine von den Baseler Missionaren gegründete Christenansiedlung in Tokotodorf mit einer Kapelle, die zugleich Schule ist, die Reihe der Dörfer am linken Ufer des Stroms. Auf dem rechten Ufer, in Hickory, haben die Brüder den Wiederaufbau des ehemaligen baptistischen Missionshauses begonnen, und noch für dieses Jahr steht die Besetzung dieses Platzes mit einem oder zwei europäischen Missionaren in Aussicht. Das ehemalige Schulhaus wurde wieder hergestellt und zu einer Kapelle eingerichtet, zu der auch die 27 Seelen starke Gemeinde ungefähr 100 Franken beisteuerte, und die sich nun allsonntäglich mit Zuhörern füllt. Auch eine Schule ist hier begonnen, und in vier Heidendörfern wird von hier aus regelmäßige Straßenpredigt gehalten. — Auch in Dschibari wurde mit Wiederherstellung der Kapelle begonnen; freilich fehlt es vorläufig noch an einem Lehrer, der hierher gestellt werden könnte. In John-Akwadorf mehren sich die sonntäglichen Zuhörer. Die alte Gemeinde in Dibombari ist recht leblos, aber in der Umgegend regt es sich infolge der Predigt europäischer Brüder und Gehülfen. In der Umgegend von Mangamba im Gebiet des Abosflusses (bei Bonakwasi und Mandoka) „scheint durch die ganze Bevölkerung ein Zug zu Gottes Wort zu gehen". „Hier auf dem schönen Hügel" hoffen die Brüder „mit Gottes Hilfe bald die erste Hauptstation im Inland zu erhalten." Inzwischen ist dort eine größere Kapelle erbaut und ein eifriger Lehrer angestellt. An dem westlichen Hauptarm des Stromes, dem Mungo, liegt das Dorf Mungo, wo demnächst eine eigene kleine Christenniederlassung sich bilden wird. Auch Bakundu, das weiter oben, eine Stunde westlich vom Fluß liegt, und wo der baptistische Missionar Richardson lange Jahre stand, ist mit einem Gehilfen besetzt, der freilich auch noch nicht von besserem Erfolge berichten kann. So hat die Mission entlang den Wasserstraßen von Bethel aus landeinwärts Fuß gefaßt und auch südwärts am Küstensaum hin ist die Arbeit bis an die Grenze des Dualla-Sprachgebiets, bis zum Edeafluß ausgedehnt. In Malimba befinden sich noch von der Zeit der Baptistenmission her Christen, die aber um des Mangels an eingeborenen Gehülfen willen bis jetzt keinen ständigen Lehrer in ihrer Mitte haben. Um diesem Notstand abzuhelfen, ist mit 1. Januar 1889 eine kleine Lehrer- und Katechistenschule in Bethel gegründet worden, die neun Schüler zählt. Auch den schon angestellten Gehülfen wird fortwährend die ihnen so nötige Weiterbildung, teils neben der Arbeit, teils in besonderen Kursen zu teil. — Das zweite Eingangsthor der Kolonie ist Viktoria an der Ambasbucht. Im Sep-

Digitized by Google

tember 1888 konnte die Mission endlich mit der baptistischen Missionsgesellschaft abschließen, und in den ersten Monaten dieses Jahres erfolgte die Teilung zwischen der Kaiserlichen Kolonialregierung und der Baseler Mission. Was die Baseler für ihre Mission und Gemeinden nötig haben, ist ihnen zugefallen, von der Last eines ausgedehnten Landbesitzes, den sie anfänglich übernehmen zu müssen fürchteten, sind sie befreit. Hier nun hoffen sie, nächster Zeit in Bota an der Küste, etwa eine Stunde westlich von Viktoria, eine Filialgemeinde entstehen zu sehen. Namentlich aber sind die Brüder ins Innere gedrungen, obgleich durch eine Fehde der Zugang zum Inland längere Zeit für jedermann gesperrt war. Nur in Bonjonjo finden sich hier Spuren von Missionsthätigkeit der Baptisten. Im übrigen war das Bakwiriland bis jetzt unbearbeiteter Boden. In Bwea am Ostabhang des Kamerungebirges steht nunmehr ein Lehrer, und zu dem Lehrer- und Schulhaus hin, hoffen sie, werde vielleicht bald eine Europäerwohnung treten, so daß sie hier eine Station bekämen, die verhältnismäßig gesünder gelegen, zugleich ihnen den Stamm der Bakwiri näher rückte als der halb ausländische Küstenort Viktoria. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug Ende Dezember 1888 zusammen 160. Dazu kamen 88 im Taufunterrichte stehende Heiden. Die Zahl der Christen- und Heidenkinder, welche in Volksschulen, Sonntagsschulen und Kleinkinderschulen unter dem Einfluß der Mission stehen, ist etwa 350, worunter aber nur etwa 150 die eigentlichen Volksschulen besuchen. — Um Weihnachten 1886 übernahmen die Baseler die Mission; seitdem sind 12 Missionare dahin ausgezogen, vier sind gestorben, acht stehen in der Arbeit, drei rüsten sich zum Auszug. — Die Thätigkeit der Basler ist um so höher zu schätzen, als es noch deutsche Missionen giebt, welche sich fürchten, in den Schlingen der Nationalität erstickt zu werden.



Skizze des Gefechts von Mbweni und Pangani.

Ostafrika.

Innerhalb der Wißmann-Expedition findet schon gegenwärtig ein großer Wechsel statt. Es ist die Rückkehr einer großen Anzahl von Mitgliedern, darunter die des Leutnants Maerker, angekündigt. Leider sind wieder einige Verluste zu verzeichnen. Dr. Schmelzkopf, welcher bei der Erstürmung von Buschiris Lager durch einen Prellschuß auf den Unterleib beschädigt wurde, ist bei einer ärztlichen Hilfeleistung als Opfer seines Berufs ertrunken und er soll durch den Stabsarzt Dr. Boehme ersetzt werden. Weitere Ärzte sollen nachgesandt werden, ebenso Unteroffiziere. Ein Unteroffizier ist dem Fieber erlegen. Der Gesundheitszustand soll sich übrigens gegen früher etwas gebessert haben. Am meisten leiden die Somali am Fieber.

Über die Expedition werden von englischer Seite fortwährend unliebsame Nachrichten verbreitet, besonders, daß die erbitterten Eingeborenen sich immer mehr zum Kampfe rüsteten, was sicher nicht den Thatsachen entspricht. Es soll sich vielmehr ein immer allgemeineres Bedürfnis nach Frieden bemerkbar machen. Nicht wenig trägt dazu die durch Admiral Deinhard streng durchgeführte Blokade bei und das durch denselben dekretirte Einfuhrverbot von Nahrungsmitteln. Letzteres ist übrigens auf Vorstellungen des englischen Vertreters Portales wegen der Britisch Inder wieder aufgehoben worden.

Die Londoner Ausgabe des Newyorker „Herald“ berichtet aus Sansibar über eine Unterredung mit dem Sultan. Derselbe soll sehr verdrießlich sein und abfällig über die Deutschen urteilen, was man dem guten Mann nicht verdenken kann. Die Niederbrennung der Küstenstädte und Niedermetzelung der Eingeborenen, wie es hier die Engländer nennen, hält er für zwecklos und grausam. Er meinte, Deutschland hätte mehr Geduld haben sollen, es wäre ihm schon möglich gewesen, alles ins Geleise zu bringen. Wenn wir darauf hätten warten wollen, würde unsere Generation nicht mehr gelebt haben. Natürlich setzt der Sultan nach den englischen Blättern seine ganze Hoffnung auf die Engländer, welchen man übrigens die Anerkennung nicht versagen kann, daß sie die Behandlung solcher Persönlichkeiten ausgezeichnet verstehen, so daß wir vieles von ihnen lernen könnten.

Über die Einnahme Saadanis am 6. Juni durch die Wißmannsche Truppe im Verein mit der Marine bringt der Hamburger Korrespondent einen großen Bericht. Der Ort, ein ganz kleiner Flecken von höchstens 60—70 Häusern und Hütten mit 200—250 ansässigen Einwohnern, wird dort fälschlich als eine Negerstadt von 12—15 000 Einwohnern angegeben. Der Kampf war ein nur ganz kurzer und endete mit der Flucht der Eingeborenen. Der Verlust auf deutscher Seite war ein geringer, ein deutscher Marineoffizier wurde an der Hand verwundet, ein Zulu ist tot und zwei andere Schwarze leicht verwundet. Die Gegner hatten angeblich 102 Schwarze und 15 Araber als Tote.

In Bagamoyo haben einige Inder, unter anderen auch der bekannte Sewa Hadji, welcher sich selbst noch in Europa befindet, ihre Läden wieder eröffnet und auch für Dar-es-Salaam sind bereits Erlaubnisscheine hierzu nachgesucht worden. Der arabische Vertreter des Sultan von Sansibar, Soliman ben Nasr, erschien am 13. Juni in Sansibar und berichtete, daß die besitzenden Araber von Pangani zum Friedensschluß bereit seien, indessen wirke eine Menge Gesindel, welches aus den zerstörten Ortschaften zusammenströme, der Unterwerfung entgegen. In den folgenden Tagen beriet Wißmann mit dem Sultan und es ging auf Grund der Mitteilungen Soliman ben Nasr auf der seitens Wißmanns gecharterten „Cutch“ nach Pangani wieder ab, um den Aufständischen ein Ultimatum zu stellen. Er mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, da die „Cutch“ sofort beschossen wurde und die Aufständischen niemand ans Land lassen wollten. Darauf hin wurde bekanntlich Pangani genommen. Pangani liegt am linken Ufer und Mbueni oder Mbweni am rechten Ufer des Panganiflusses. Wie die nebenstehende Karte zeigt, lagen die deutschen Kriegsschiffe quer vor der Stadt in drei Linien. In erster Linie lagen, von Süden angefangen, „Möwe“, „Pfeil“ und „Schwalbe“, in zweiter „Leipzig“ und „Carola“. Am Bombardement nicht beteiligt in dritter Linie die „Cutch“, „Max“, „München“, „Vulkan“ und „Harmonie“. Es war wohl deshalb ein so gewaltiges Geschwader dort vereint, um seine Truppen abzugeben. Die Stadt, sowie alle Schanzen und Schützengräben waren dicht besetzt, und große Ansammlungen zeigten sich ebenso in dem gegenüberliegenden Mbueni und Ras Muhesa, wo auch in festen Ständen zwei Kanonen standen. Das ganze Ufer entlang standen in gleichen Abständen Posten. Auf einige derselben fielen aus einer Revolverkanone der „Leipzig“ die ersten Schüsse. Die Leute zogen sich dann eiligst zurück. Die „Schwalbe“ eröffnete auf Böten, welche den Fluß passirten, das Feuer. Von sämtlichen Schiffen wurde dann die Landungsstelle bei Kikogwe (der früheren Plantage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft) und das ganze Südufer bis Mbueni unter Feuer genommen. Hierauf sammelten sich, geschleppt von 2 Dampfpinassen, die Wißmannschen Truppen in 6 großen Booten in der Nähe der „Möwe“. Die Schiffe schossen trotz der hohen Dünung ausgezeichnet. Nachdem die Landung hinreichend vorbereitet war, setzten sich die Boote gegen Ras Kikogwe in Bewegung und erreichten gegen 10 Uhr das nahe Ufer. Der kleine

Digitized by Google

steile Abhang dort wurde sofort gestürmt und die Truppen marschirten, um die weitere Landung zu decken, sowohl gegen Kikowge wie gegen Südwest auf. Das Hauptgefecht entwickelte sich auf Ras Muhesa, bis zu welchem in breiter Gefechtslinie über die freie, übersichtliche Ebene vorgegangen wurde. Um 10½ Uhr war die Befestigung auf Ras Muhesa genommen und besetzt. Der Rest der Truppen drang weiter gegen Mbweni vor, nachdem sie westlich des Caps zum Strand niedergestiegen waren. Es mußte hier eine kleine schluchtartige Wasserrinne passirt werden, und erhielten die Leute scharfes Feuer von den unten am Strande, im Gebüsche hinter Pallisaden versteckten Leuten. Es fielen hier zwei Sudanesen und ein Unteroffizier wurde verwundet. Es waren die einzigen Opfer des Tages auf deutscher Seite. Die Truppen waren während des Vorgehens durch das Feuer der Schiffsgeschütze unterstützt worden. Nach Einnahme von Ras Muhesa setzten dieselben Mbweni in Flammen. Währenddessen waren die kleinen Wißmannschen Dampfer „München" und „Max", das Hochwasser benutzend, in den Fluß gedampft und eröffneten, von beiden Seiten beschossen, ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer aus ihren Revolvergeschützen auf die Befestigung am Flußufer vor der Stadt und auf Mbweni. Das Vorgehen der beiden kleinen Schiffe erregte allgemeine Freude und verdient die größte Anerkennung. Nachdem Mbweni in Flammen aufgegangen war und die ersten Wißmannschen Truppen den Strand genommen hatten, wurde Kapitän zur See Plüddemann in einer Dampfpinasse entsandt, um am Nordufer eine günstige Landungsstelle für die Marinetruppen zu suchen. Wie aus der Karte zu ersehen ist, war die Sache keine einfache, da östlich der Stadt längs des Palmenwaldes Flachwasser ist, wo meist eine wütende Brandung tobt, während im Norden der steilen Ufer Korallen vorlagern. Die Landung war zwar bei Hochwasser durch die Brandung nicht ausgeschlossen, aber nicht unbedenklich. Es schien bequemer, in den Fluß hineinzufahren und direkt vor der Stadt zu wenden. Da aber hier unmittelbar die Befestigungen lagen, war es taktisch richtiger, die schwierige Landung zu wagen, um die Stadt vom Strande her zu umfassen, wo der Palmenwald einigermaßen deckte. Das Landungskorps, bestehend aus 300 Mann von der „Leipzig", „Carola", „Möwe", „Pfeil" und „Schwalbe", rückte sodann, zum Angriff formirt, gegen die Brandung vor. Die Dampfbarkasse mit Herrn St. Paul Illaire, von welchem dieser Bericht über das Gefecht von Pangani stammt, konnte nicht nahe genug ans Land, dieselbe wurde verankert. Die Landung durch die sehr heftige Brandung ging glücklich von statten, nur eine Sanitätsjolle kenterte; die Leute erreichten schwimmend das Ufer, ein Kutter wurde leck geschlagen. Der Disposition gemäß wurde die Stadt von Norden umfaßt, während ein Trupp zur Deckung der Flanke am Strande vorging. Die Schiffe bereiteten inzwischen den Sturm durch ein wohlgezieltes Feuer auf die Strandschanzen und Strohhütten im Palmenwalde vor. Der Widerstand war unbedeutend, alles floh, ohne daß es nötig gewesen wäre, andere als die Palmenhütten preiszugeben. Freudestrahlend kamen Inder, welche man nicht aus der Stadt gelassen hatte, den Siegern entgegen und begrüßten dieselben als ihre Retter. Sie hatten eine schwere Zeit durchgemacht. Hauptmann Wißmann hatte inzwischen Mbueni genommen und war mit zwei Fahrzeugen westlich der Stadt über den Fluß gesetzt. In der Stadt fand sich viel Pulver und Munition, zwei Kanonen und mehrere Flaggen wurden erbeutet, einige Gefangene gemacht. Beide in der Brandung verunglückten Böte fielen später trocken und eine Dampfpinaß wurde zur Wache in der Nähe geführt. Am Nachmittag fing dieselbe plötzlich an mit der Revolverkanone zu schießen und die Böte schienen vom Lande her angegriffen zu werden. Flaggleutnant Gühler wurde mit 30 Mann zur Bewachung beordert. Bei Ras Muhesa wurde ebenfalls ab und zu auf kleine Trupps geschossen. Abends ging der noch stehen gebliebene Teil von Mbueni auch in Flammen auf. Es blieben 200 Mann in Pangani, die andern beiden Kompanien lagern auf Ras Muhesa.

Am 10. Juli wurde Tanga genommen. Am Tage zuvor hatte der Admiral, das Geschwader bestand aus „Schwalbe", „Möwe", „Pfeil" und „Carola", einen Friedensbrief an Land bringen lassen, worauf die Eingeborenen um drei Tage Bedenkzeit baten; die Araber wollten kämpfen. Der Admiral verlangte sofortige Entscheidung. Es wurde ein Landungskorps in derselben Stärke wie in Pangani formirt. Nach geschehener Landung verhielten sich die angesammelten Menschen friedlich und auch die Botschafter kamen zum Strand. Trotzdem war alles gefechtbereit. Wie notwendig dies war, zeigte das sogleich auf die Truppen eröffnete Schnellfeuer. Dasselbe wurde intensiv erwidert und die Höhen wurden mit Sturm genommen, der Feind aus der Stadt getrieben und verfolgt. Er machte nochmals Front und feuerte. Nach Beendigung des Gefechtes wurden 100 Leute der „Carola" in das frühere Haus der Afrikanischen Gesellschaft gelegt. Die einzige Verwundung erhielt ein Matrose, dem der Arm zerschossen wurde. Die Inder waren auch hier in der Stadt geblieben und begrüßten sofort die Sieger. Die Stadt blieb ganz unbeschädigt. An demselben Tage erschienen von allen Seiten Botschaften aus den Dörfern in der Umgegend und baten um Frieden.

Über den Verbleib Buschiris berichteten Wasaramo, daß er sich bei Wismungu aufs neue verschanze, und eine Abteilung von 340 Mann machte deshalb eine Rekognoszirung, konnte jedoch nur konstatiren, daß Buschiri weiter nach dem Innern gezogen sei. Bald bestätigte sich dies. Buschiri hatte sich nach Mwapwa gewandt, und die noch dort aufrecht erhaltene deutsche Station überfallen. Vermutlich fand dies am 23. Juni statt. Der Gesellschaftsbeamte Nilsen wurde getötet und nur mit knapper Not rettete sich der andere, Giese, nach Sansibar.

Wißmann hat, nachdem er bei dem Prisengericht Bürgschaft geleistet hat, den Dampfer „Neera" gechartert. Derselbe ist nun wieder von dem Prisengericht freigegeben worden und hat man damit wenigstens einigermaßen den Gewaltakt des Admiral Freemantle gut gemacht.

Im allgemeinen macht sich nun schon entschieden ein immer größeres Friedensbedürfnis geltend. Erstens hat das sehr energische, schonungslose Vorgehen unsererseits dort seine guten Früchte schon zu tragen begonnen. Möge man auch von gewissen Seiten noch so sehr über das scharfe Eingreifen schreien, es war unter allen Umständen unumgänglich notwendig, wie jeder Kenner afrikanischer Verhältnisse sagen wird. Der Verfasser hat übrigens schon des öftern darauf hingewiesen, daß mit den Erfolgen des Schwertes erst der kleinere Teil der Arbeit gethan ist. Eine noch viel größere Schwierigkeit bietet die diplomatische Ausnutzung der Siege und hier in ganz besonders hohem Grade. Der von Dr. Hugo Zöller ausgesprochenen Ansicht, daß Wißmann außerhalb des Bereiches der Marine schweren Stand haben würde, kann sich der Verfasser nicht anschließen. Der Schreck, welchen wir verbreitet haben, wird ein derart heilsamer sein, daß der Widerstand vollständig erlahmen dürfte, besonders da sich Sieg an Sieg ohne Niederlage reihte.

Im Gebiet der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft sind auch Unruhen ausgebrochen, und zwar wegen Sklaven, welche bei englischen Missionaren beherbergt wurden, deren Auslieferung die Gesellschaft verlangte, um sie den Eigentümern zurückzustellen; die Bestätigung bleibt noch abzuwarten.

Sehr eigentümliche Nachrichten von einer Reise des Dampfers „Barawa", einem Schiffe des Sultan von Sansibar, werden gemeldet. Derselbe soll in Kilwa von Wilden am Landen verhindert worden sein. In Lindi und Mikindani dagegen sollen die Wilden erklärt haben, den Sultan anerkennen zu wollen, aber absolut nichts von Europäern wissen zu wollen.

In Bagamoyo hat der deutsche Frauenverein für Krankenpflege ein Heim gegründet und läßt Kranken und Verwundeten seine Pflege angedeihen; ein Brief der Schwester Toni veranschaulicht lebhaft das Walten der wohlthätigen Frauen.

Von Ägypten sei nur erwähnt, daß die Engländer die Mausefalle haben zuklappen lassen und den Derwischen die unausbleibliche Niederlage glänzend beigebracht haben. Es werden jetzt in England Stimmen laut, daß die englische Regierung nicht nur die Truppen nicht aus Ägypten zurückziehen dürfe, sondern im Gegenteil verstärken und darauf bedacht sein müsse, im Sudan vorzudringen, um bessere Zustände zu schaffen. Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie das Land immer mehr umklammern, da sie doch vorläufig niemand hindern wird, dasselbe zu nehmen.

Die neusten Nachrichten vom 9. August melden wieder einmal, daß Emin und Stanley mit 9000 Mann im Anzuge seien. Es wird diese Meldung ebenso unwahrscheinlich sein wie die früheren. Gewisse Zeitungen benutzen natürlich die willkommene Gelegenheit zu hämischen Ausfällen gegen das Emin Pascha-Unternehmen.

Paul Reichard.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß unserer Gesellschaft hielt am 30. Juli in den Geschäftsräumen unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Reg.-Rat Simon eine Sitzung ab, in welcher zunächst die zur Prüfung der geschäftlichen Grundlagen der Pondolandgesellschaft eingesetzte Kommission über das Resultat ihrer Arbeiten Bericht erstattete. Von Seiten der Abteilungen Greifswald, Köln, Metz und Zweibrücken lag ein Antrag vor, der die Wiederaufnahme der Agitation zu Gunsten der Emin Pascha-Expedition bezweckte. Da nach der Mitteilung Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers von Hofmann das Emin Pascha-Komitee die Zeit zu erneutem agitatorischen Vorgehen für gekommen hielt, so beschloß der Ausschuß, ein Schreiben des Präsidiums vorzubereiten, durch welches im Anschluß an den zu erwartenden Aufruf des Komitees die Abteilungen zur Agitation für das Unternehmen aufgefordert würden. Demnächst gelangte ein Artikel des Berliner Tageblatts zur Verlesung. Der Ausschuß erklärte die darin enthaltenen Behauptungen von einer Revision seitens der Finanz- und Kassenkommission und von dem einstimmigen Beschluß des Ausschusses, die Klage gegen das Berliner Tageblatt aufzugeben, für falsch und beschloß dementsprechend, dem Tageblatt eine Berichtigung zuzusenden. (Dieselbe ist im Tageblatt in Nr. 392 vom 6. August erschienen.) Ein Schreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg brachte die Einberufung einer außerordentlichen Hauptversammlung in der zweiten Hälfte des Oktober in Köln in Vorschlag, eine Anregung, welcher der Ausschuß sich anschloß. Eine im Anfang des September zu berufende Vorstandssitzung würde die Tagesordnung für jene Hauptversammlung festzustellen haben.

— Naturforscherversammlung in Heidelberg. Im Anschluß an unsere früheren Mitteilungen, beehren wir uns, die Herren, welche an den Sitzungen der Sektion für Klimatologie, Tropenhygiene ꝛc. teilnehmen wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß die erste Sitzung dieser (25.) Sektion Mittwoch den 18. September im Auditorium VIII des Heidelberger Universitätsgebäudes stattfinden wird. Wegen Beschaffung von Wohnungen in Heidelberg für die Teilnehmer an der Versammlung wird Herr Ratschreiber Webel in Heidelberg (Rathaus) jede gewünschte Auskunft erteilen. Diejenigen unserer Mitglieder, welche gesonnen sind, Vorträge in der Sektion zu übernehmen, bitten wir wiederholt, ihre Absicht unter Angabe der Themata dem Vorsitzenden der Sektion, Herrn Dr. Karl Mittermaier, Heidelberg, Theaterstraße 8, bekannt zu geben.

— In Duisburg hat sich eine Abteilung unserer Gesellschaft gebildet. Um das Zustandekommen derselben hat sich Herr Oberbürgermeister Lehr hervorragende Dienste erworben, wofür wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank auszusprechen nicht verfehlen wollen. Herr Oberbürgermeister Lehr hat den Vorsitz der Abteilung übernommen, der wir das beste Gedeihen wünschen.

— Abteilung Freiburg. Am 10. Juli d. J. fand zu Freiburg i. B. die Generalversammlung der Oberbadischen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft statt. Der Jahresbericht konstatirt die erfreulichen Konsequenzen der im Jahre 1888 stattgehabten Verschmelzung der beiden großen kolonialpolitischen Vereine und wendet sich zu der Thätigkeit der Oberbadischen Abteilung selbst. Der, wenn zwar solvente, aber doch bescheidene Vermögensstand der Abteilung machte die Entfaltung einer hervorragenden Thätigkeit unmöglich. Um so erfreulicher war der Erfolg der hier veranstalteten „Emin Pascha-Versammlung" am 9. November 1888, welche ein Zeichnungsergebnis von fast 3 200 Mark im Gefolge hatte. Die Mitgliederzahl hat sich durch zwei Todesfälle, 12 Uebertritte zu andern Abteilungen und 32 Austritte (denen

Digitized by Google

14 Neueingetretene gegenüberstehen) von 186 am 1. Januar 1888 auf 154 am 31. Dezember 1888 ermäßigt. — Der Kassenbericht, der neben einer Hermanaktie ein bescheidenes Plus aufweist, wurde genehmigt. — Der bisherige Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. — An diesen offiziellen Teil reihte sich ein höchst interessanter Vortrag des zur Zeit beurlaubten Freiherrn v. Bülow über Deutsch-Ostafrika und den Aufstand, doppelt interessant, weil Herr v. Bülow als Abteilungsvorstand in Mikindani Zeuge der Entstehung und des Ausbruches der Unruhen war. Lebhafter Beifall lohnte den mutigen Pionir des Deutschtums.

— Die Abteilung Minden hielt am 22. Juni 1889 ihre diesjährige Generalversammlung unter dem Vorsitze des Regierungspräsidenten von Pilgrim ab. Der erste Punkt der Tagesordnung betraf den Bericht über die im April d. J. seitens der Abteilung veranstalteten Aufführungen lebender Bilder aus dem afrikanischen Leben. Der Schriftführer, Syndikus Ragoczy, teilte mit, daß die Einnahmen der zweitägigen Vorstellungen sich auf rund 1050 Mark belaufen hätten, davon seien 560 Mark als Antheil der Düsseldorfer Unternehmer und der Rest zur Deckung der lokalen Unkosten verausgabt, während die persönlichen Kosten des Schriftführers ungedeckt blieben; es seien deshalb weder für die Kasse der Abteilung noch für den wohlthätigen Zweck — die deutschen Kolonisationsbestrebungen in Ostafrika — Überschüsse erzielt worden. — Zum zweiten Punkt der Tagesordnung, erstattete der Schriftführer Bericht über die Thätigkeit der Abteilung im abgelaufenen Vereinsjahre 1888/89, aus welchem das Folgende hervorzuheben ist. Die Mitgliederzahl, welche durch häufige Versetzungen, besonders der dem Offizierstande angehörenden Mitglieder schwankte, hat im ganzen eine Veränderung nicht erfahren. Abgehalten wurden 3 öffentliche Vorträge, 1 Generalversammlung, 5 Vorstands- und 4 kombinirte Sitzungen. Die Ausgänge beliefen sich auf 285, die Eingänge auf 275. Der Schriftführer hatte nach der Konstituirung der Abteilung zunächst an eine große Zahl von Personen Aufforderungsschreiben zum Beitritt zu der Abteilung erlassen, welche zum Teil von Erfolg begleitet waren. — Sodann ergab sich über die Abgrenzung des Abteilungsbezirks, die Ausgabe des Vereinsorgans an die Mitglieder u. s. w. eine Reihe von Anträgen, welche die Abteilung bei der Generalversammlung stellte. — Des Weiteren ergab sich eine angestrengte Thätigkeit aus Veranlassung der Sammlung von Hilfsmitteln für die Emin Pascha-Expedition und dann die wochenlangen außerordentlich mühevollen Verhandlungen und Vorarbeiten für die eingangs erwähnten Aufführungen lebender Bilder, sodaß die Thätigkeit der Abteilung im ersten Vereinsjahre eine sehr rege genannt werden muß. — Der dritte Punkt der Tagesordnung brachte die Berichterstattung des Schatzmeisters der Abteilung, Buchhändler Januschke, über den Stand der Kassenverhältnisse. Nach dem vorgetragenen Berichte ergab sich bei dem Abschluß ein Barbestand von 27,60 M., welcher auf das neue Vereinsjahr übertragen wurde. Die Rechnungen wurden dem Vorstandsmitgliede, Fabrikbesitzer Rocholl, zur Prüfung überwiesen und dem Schatzmeister vorbehaltlich des Ergebnisses dieser Prüfung Entlastung erteilt. — Unter Punkt 4 der Tagesordnung wurde der Vorstand auf Antrag des Oberbürgermeisters Bleek einstimmig wiedergewählt. — Zum Schlusse fand ein eingehender Meinungsaustausch über den gegenwärtigen Stand der kolonisatorischen Bestrebungen des Deutschen Reiches statt und wurde von mehreren Seiten der Wunsch geäußert, daß das Reich die im nationalen Interesse liegende Peters'sche Emin Pascha-Expedition unterstützen möge und daß der einmal erworbene Kolonialbesitz festgehalten und zu diesem Zwecke überall die Reichsverwaltung eingerichtet werde. — Es wurde beschlossen, die seiner Zeit vergeblich eingebrachten Anträge bei der Zentrale von neuem anzubringen. —

— Der Vorstand der Abteilung Berlin beschloß in seiner Sitzung vom 5. August d. J., für das Emin Pascha-Unternehmen erneut 1000 Mark zu bewilligen.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Kolonialpolitik und die Überfüllung der Berufszweige). Die Dortmunder Handelskammer schreibt in ihrem Jahresbericht am Schlusse längerer Ausführungen über die Gleichberechtigung des Realgymnasiums mit dem Humangymnasium, auf die hier näher einzugehen uns zu weit führen würde: „Nach unserer Auffassung läßt sich die Überfüllung aller Berufszweige, oder mit anderen Worten die bei steigender Kapitalbildung und zunehmendem Wohlstand unzureichende Erwerbsgelegenheit für den bürgerlichen Mittelstand nur durch eine energische Entwickelung unserer Kolonialpolitik nach einer von der bisherigen etwas abweichenden Richtung hin beseitigen. Wir brauchen Land, brauchen Ackerbaukolonien, auf denen die frische, schaffensfreudige Kraft unseres Volkes sich ausbreiten und arbeiten kann, die Welt ist groß und doch gewiß nicht nur für Russen, Engländer und Amerikaner da. Mögen auch die reichsten tropischen und subtropischen Gebiete von anderen Nationen formell in Anspruch genommen sein, es giebt noch Land genug, aus dem der deutsche Bauer so gut wie aus den sandigen Marken noch eine Heimat schaffen kann, wie er sie braucht. Die fleißigsten und tapfersten Völker sind nie in den gesegnetsten Länderstrichen entstanden, sondern aus armen gekommen, wo sie, der Kargheit der Natur ihre Leben abringend, die Kraft des Leibes und des Willens in stetem Kampfe stählten."

— (Der internationale Antisklaverei-Kongreß in Luzern) ist, wie die Zeitschrift „Gott will es" mitteilt, abgesagt worden, weil sich aus Frankreich nur 18 Teilnehmer gemeldet hatten, von denen nur vier stimmberechtigte Mitglieder der französischen Antisklaverei-Vereine waren. Dagegen wurden, wie das Luzerner „Vaterland" meldet, mehr als 350 Deutsche erwartet. Der Verwaltungsausschuß der katholischen Afrika-Vereine will nun aber durchaus den Kardinal Lavigerie bestimmen, es allein mit den Deutschen doch einmal zu versuchen, und hat seinen Schriftführer nach Luzern gesandt, um sich persönlich mit Kardinal Lavigerie wegen des Kongresses resp. dessen späteren Zusammentritts zu besprechen. Ohne die Franzosen scheint aber die Sache doch nicht recht gehen zu wollen.

— (Über die Einrichtung eines Kolonialamtes) erfährt man, daß dieselbe nach dem englischen Vorbilde geplant sein soll. Es würde sich unter der Leitung eines eigenen Direktors mit den Gebietsfragen, der obersten Aufsicht über die Verwaltung der unmittelbaren Reichskolonien, der Überwachung ihrer Bewirtschaftung und der Oberaufsicht über etwa noch bestehende selbstständige Kolonialgesellschaften mit eigener Landesverwaltung beschäftigen. Da Genaueres über die beabsichtigte Organisation noch nicht bekannt ist, enthalten wir uns weiterer Mitteilung über eine Einrichtung, welche wegen der mit ihr hoffentlich ins Leben tretenden systematischen Behandlung der kolonialen Fragen nur freudig zu begrüßen ist.

— (Kolonie Nueva-Germania.) Neuere Nachrichten aus Paraguay widersprechen, gestützt auf den amtlichen Totenschein, der Angabe über einen Selbstmord des Dr. Förster und stellen fest, daß derselbe an einem Herzschlag verschieden ist. An Herrn Schubert in Chemnitz, von der Kolonialgesellschaft für Paraguay, sind einige Briefe aus Paraguay eingetroffen, welche über die Lage der Kolonie und die Stellung der Kolonisten einigen Aufschluß geben. So schreibt unter dem 15. Juni O. Erck: „Wie Sie aus dem einliegenden, von den Bewohnern der Kolonie erlassenen Nachruf ersehen werden, starb Dr. Förster fern von uns, in der Kolonie San Bernardino; sein Andenken aber wird für alle Zeiten in Nueva-Germania dankbar bewahrt bleiben, mit welcher Schöpfung er sich das schönste Monument selbst gesetzt hat. Daß er jetzt von uns gegangen ist, bedauern wir um so mehr, als gerade jetzt die größten Schwierigkeiten überwunden waren und nunmehr wohl die Zeit gekommen wäre, wo er auch einige Früchte seiner Arbeit hätte ernten können. Schon eine Woche vor seinem Tode hatte der Ministerrat beschlossen, die Verabfolgung der definitiven Besitztitel ausdrücklich zu genehmigen; damit war den gehässigen Verleumdungen und Verdächtigungen, welche der Verstorbene in so reichem Maße erdulden mußte, auch die scheinbare Berechtigung entzogen, und es wäre ihm nunmehr wohl ein Leichtes geworden, sich den erforderlichen weiteren Kredit zu beschaffen. So beklagenswert also nach allen Richtungen das traurige Ereignis ist, das eine kann und muß uns aufrichten, das Bewußtsein, daß die großen Sorgen und Mühen des Verstorbenen nicht umsonst gewesen sind, daß sein Werk unter allen Umständen weiter bestehen wird. Die Regierung von Paraguay hat sich sofort bereit erklärt — falls die Rechtsnachfolgerin des Verstorbenen, seine trauernde Witwe, sich dahin entschließen wird — die Kolonie käuflich zu erwerben und dann eine Staatskolonie daraus zu machen. Es würde wohl auch nicht schwer halten, englische Kapitalisten oder solche von Buenos Aires für das Unternehmen zu gewinnen; denn diese alle wissen, daß Paraguay ein gewinnbringendes Arbeitsfeld für sie werden wird, und würden gewiß ein bereits so weit gediehenes Werk gern übernehmen, um es auszudehnen und vielleicht auch — auszubeuten. So wenig Sorge ich also um die Existenz der Kolonie an und für sich habe, so schmerzlich fühle ich mich doch bewegt von dem Gedanken, daß die Deutschen wieder einmal für andere Nationen gearbeitet haben sollten, daß dieses urdeutsche Werk im kosmopolitischen Sande verlaufen müßte, selbst wenn dieser Sand vielleicht als Goldsand materielle Erfolge verhieße. Denn das erscheint zweifellos: sowie die Kolonie in den Besitz einer anderen Nation übergeht, selbst wenn es die Regierung von Paraguay wäre, so wird sie über kurz oder lang ihren deutschen Charakter verlieren und fremden Interessen dienen. Deutschland hatte es in der Hand gehabt, die herrschende Nation in Paraguay zu werden, aber es hat diese Gelegenheit, wie leider so manche andere, ungenutzt vorübergehen lassen. Fast der vierte Teil des ganzen Landes, ebenso die Eisenbahnen und andere industrielle Werke von Bedeutung, sind bereits in den Besitz der Engländer übergegangen; und wenn jetzt das letzte Bollwerk, die Kolonie Nueva-Germania, die Flagge einzieht, dann haben wir Deutschen unwiderruflich bewiesen, daß wir zu schwach waren, um irgend einen maßgebenden Einfluß auf die Kultur dieses gerade für unsere Auswanderung so passenden Landes zu gewinnen bezw. zu behalten. Zunächst muß die Witwe des Verstorbenen die Erbschaft antreten; und dann erst kann dieselbe, nach vollständiger Klarlegung aller Verhältnisse, sich entscheiden, ob sie die Kolonie an die Regierung oder an irgend wen anders abtreten bezw. verkaufen will. Die Bewohner der Kolonie haben sich einmütig dahin erklärt, daß ich die Verwaltung weiterführen soll, und ich werde dies bis auf weiteres als Generalbevollmächtigter der Witwe Förster thun. — Können und wollen Sie mir dabei behilflich sein, daß die Kolonie den Deutschen erhalten bleibe, so werde ich dies mit Freuden willkommen heißen und stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung. Sobald ich die Lage genauer übesehen kann, mache ich Ihnen weitere Mitteilungen; dagegen bitte ich Sie, mir sofort Ihre Ansicht mitzuteilen, ob und wie Sie mit der Kolonie in Verbindung zu bleiben gedenken, und ob Sie im Prinzip geneigt wären, dieselbe käuflich ganz zu erwerben."

Litteratur.

Nachtigal, Dr. Gustav. Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Dritter Teil. Herausgegeben von E. Groddeck. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1889. 548 S.

Der vorliegende Band des großen Reisewerkes, dessen erster Teil 1879, dessen zweiter 1881 erschienen ist, wurde nach dem plötzlichen Hinscheiden des Forschers am 20. April 1885 von E. Groddeck bearbeitet. Die Aufgabe bestand darin, ein bereits vorhandenes stenographisches Diktat des Berichtes über die Reise von Bornú nach Wadái und Dár-Fór und von da nach El-Obeid in Verbindung mit Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen des Reisenden im Geiste der beiden ersten Teile des Werkes zu verarbeiten. Die Herausgeberin hat sich dieser schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen gezeigt. Der dritte Band des wertvollen Werkes behandelt, wie schon angedeutet, Nachtigals Reise von Bornú nach Wadái (siebentes Buch) und die Reise von Wadái nach Dár-

Digitized by Google

För und Ägypten (achtes Buch). Die überwältigende Fülle von Erkundigungen und Beobachtungen, die auch in diesem Bande in ansprechender Form niedergelegt sind, bieten der Wissenschaft ein mit großer Sorgfalt gesammeltes Material und verbreitet ein reiches Licht über einen der interessantesten Teile des dunkeln Kontinents. Es ist schwer, aus dem reichen Inhalt diese oder jene Partie als besonders wertvoll oder ansprechend hervorzuheben; wir können darauf verzichten, da wohl jeder unserer Freunde das Buch selbst zur Hand nehmen und tausendfältige Belehrung und Anregung daraus schöpfen wird.

Cinq ans au Soudan français, par M. Eugène Béchet, 1 vol. avec carte. Paris, chez Plon, Nourrit et Cie., 10 rue Garancière, prix 4 fr.

Wir haben vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, unseren Lesern von dem bemerkenswerten Buche zu berichten, das der Kapitän Peroz von der Marineinfanterie dem französischen Sudan gewidmet hat. Heute veröffentlicht die Plonsche Buchhandlung das Tagebuch des Herrn Eugène Béchet, Verwaltungsmitglied des oberen Senegal, über den Aufenthalt in der französischen Kolonie. Dieses Buch, welches das Werk des Kapitän Peroz vervollständigt und dessen Angaben bekräftigt, verdient in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit des Publikums. Ein kühner und unermüdlicher Forscher, im stande, gut und richtig das zu beschreiben, was er gesehen, die Feder gewandt handhabend, der Sprache der Eingeborenen mächtig, vereinigt Béchet alle wünschenswerten Eigenschaften, um ihn unter den zahlreichen Schriftstellern, die das östliche Afrika behandelt haben, einen hohen Rang anzuweisen. Bücher dieser Art lassen sich nicht analysiren. Es ist in der That nicht leicht, Schritt für Schritt dem Verfasser auf seinen Wanderungen, die er während fünf Jahre auf dem Gebiet der französischen Kolonie hat unternehmen müssen, zu folgen; wenn man das Buch empfangen hat, liest man es bis zu Ende. Was uns in dem Béchetschen Buche aufgefallen ist, ist das Gefühl liebreichen Mitleids, das er für die eingeborenen Bevölkerungen empfindet. „Ich habe," sagt er, „gelernt, die Stärken und die Schwächen dieser so verachteten und so wenig verachtenswerten Wesen zu erkennen; ich habe die Art und Weise studiren können, um die latenten Kräfte dieser Gegenden nutzbar zu machen, welche so lange Zeit frei zu werden zögern, weil sie, sobald sie es sind, meistens enttäuscht, ihre Hoffnungen vernichtet und alle in dieser Hinsicht getroffenen Maßregeln verkannt werden." Milde und Gerechtigkeit, die Béchet zu empfehlen nicht nachläßt, sind die Mittel, die Eingeborenen zu gewinnen. „Ich besitze nicht," sagt er, „als bescheidener Regierungsbeamter die Anmaßung, ein vollständiges und endgiltiges Kolonisationssystem für den französischen Sudan und zur Beruhigung der ungeheuren Landstrecken, die ihn bilden, aufstellen zu wollen; mein einziger Ehrgeiz geht dahin, einige Vereinigungspunkte anzugeben, die in logischer Weise die gegenwärtig angewendeten Mittel zu modifiziren gestatten. Früher oder später wird man die praktische und ökonomische Notwendigkeit eines radikalen Wechsels in dem einzuschlagenden Verfahren erkennen. Ich würde glücklich sein, wenn die unverfälschten Aufschlüsse, welche zu veröffentlichen ich im Begriff bin, dazu beitrügen, dieses unvermeidliche Resultat zu beschleunigen. . . . . Alle nur ein wenig einsichtsvollen Eingebornen stimmen darin überein, zugeben, daß die lokale Autorität ihrer Häuptlinge vollständig illusorisch ist und haben sie im Prinzip nicht nur ohne Furcht, sondern selbst mit Freude in ihrer Mitte sich Abgesandte einer mächtigen Nation niederlassen gesehen, auf welche sie sich zur Lösung ihrer Mißhelligkeiten und zur Organisation ihrer Hilfsquellen stützen zu können meinten; der Beweis hierfür ist, daß, wenn ein Kreiskommandant eine seinem Urtheile unterbreitete Angelegenheit vollständig begriffen hat und die gebührende Entscheidung trifft, sowohl der Verlierende wie der Gewinnende mit einem wahren Enthusiasmus die in ihrem Prozeß ergangene Verfügung begrüßen."

Unter den vielen Anekdoten, die in dem Béchetschen Buche eingestreut sind, befinden sich einige Details über die Lebensweise der Offiziere auf den vereinzelten Posten, die dem Uneingeweihten ziemlich sonderbar erscheinen müssen. „Man müßte meinen," sagt der Verfasser, „daß die Exilgefährten, die zusammen dies traurige und eintönige Leben auf einem isolirten Posten führen, auf immer durch eine unlösliche Freundschaft mit einander verbunden wären; daß dieselben Leiden, dieselben täglich erduldeten und getheilten Gefahren ihnen die Pflicht auferlegten, sich gegenseitig das Leben leichter und angenehm zu machen, indem sie durch ein gutes Einvernehmen die äußeren Zerstreuungen ersetzen, die ihnen fehlen; so würde es wahrscheinlich in jedem andern Lande sein; hier aber gelangen sie, ohne daß man diesen Einsiedlern ihren schlechten Charakter vorwerfen könnte, ohne daß man sagen könnte, daß sie unvermeidlich seien, dahin, sich selbst zu verabscheuen, wenigstens glauben sie es, und zwar geschieht dies nach und nach, je nachdem der Aufenthalt auf dem Posten verlängert wird. Was wohl am besten den Einfluß des Klimas auf diese Gemütsstimmung beweist, ist, daß, je ungesunder der Posten ist, der Verkehr umsomehr an Bitterkeit und Heftigkeit zunimmt; diejenigen, die den Befehl haben, werden Schnüffler und von einer übertriebenen Intolerenz, die Untergebenen von einer übertriebenen Empfindlichkeit, und sie bedürfen eines hohen Sinnes für Disziplin, um sich zu beherrschen und nicht diesen Zustand krankhafter Reizbarkeit die Oberhand gewinnen zu lassen . . . In Bammako, das mit Recht als das Grab der Europäer angesehen werden kann, weht fortwährend der Wind der Zwietracht. In einem der letzten Jahre war die Uneinigkeit eine solche, daß von den fünf in dem Fort lebenden Offizieren nicht einer das Wort an den andern richtete, und daß, da sie ihre Mahlzeiten in demselben Raum einzunehmen verpflichtet waren, sie sich an fünf Tischen durch fünf Diener serviren ließen, die ihnen die von fünf Köchen zubereiteten Speisen brachten, um nichts gemeinschaftlich zu haben." Das Buch von Béchet strotzt von äußerst interessanten Angaben über die Sitten der Eingebornen, es ist, wir wiederholen es, von Anfang bis zu Ende zu lesen.

Berghaus, Major a. D.

Blaise, Paul. Le Congo. Histoire, Déscription, Meurs et Coutumes. Paris, H. Lecène & H. Ondin. 280 Seiten.

In 14 Kapiteln entwirft der Verfasser ein recht anschauliches Bild vom Kongostaate, seiner Erforschung durch Livingstone, Stanley, Cameron, Alfred Marche, de Compiègne, Savognan de Brazza, erörtert die politischen Vorgänge, welche die Bildung des unabhängigen Kongostaates herbeiführten; beschreibt die Bevölkerung, ihre Sitten und Gewohnheiten, die Bodenerzeugnisse, die Handelsverhältnisse, kurz alles, was für die Beurteilung der Zukunft des Kongostaates von Interesse und von Bedeutung ist. Der Entwicklung der Bewohner stellt der Verfasser das günstigste Prognostikon, wie er überhaupt sehr vorteilhaft vom Neger denkt, so daß er im Vertrauen auf dessen Intelligenz und Kulturfähigkeit nicht Anstand nimmt, zu glauben, daß „Afrika dem Ansturm der Zivilisation gegen die Barbarei" nicht lange widerstehen kann. Ebenso günstige Hoffnungen hegt er in Bezug auf den Erfolg des Kampfes gegen den Sklavenhandel im afrikanischen Westen. Er hält es für das Wirksamste, den Sklavenhändlern die Absatzgebiete abzuschneiden und so die Rentabilität des schmachvollen Handels zu beeinträchtigen.

Dem frisch geschriebenen Buche sind 21 Abbildungen beigegeben, von denen aber nicht viel Rühmenswertes zu sagen ist.

Generalkarte von Australien und der Südsee. Von F. Handtke. Nach den neuesten Materialien revidirt und ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung. Maßstab 1 : 20 000 000. 16. Auflage. Carl Flemming in Glogau, 1889. Preis 1 M.

Die allbekannte und bewährte Verlagshandlung von Carl Flemming in Glogau bietet aus der Reihe der von ihr veröffentlichten „Generalkarten" in der vorliegenden Karte von Australien und der Südsee wieder ein ganz vortreffliches Blatt. Klarheit und Übersichtlichkeit sowie Feinheit und Genauigkeit der Ausführung machen diese Karte bei ihrer Zuverlässigkeit zu einem angenehmen, ja notwendigen Hilfsmittel beim Studium wie bei der Lektüre, der einschlägigen Litteratur: Die der Hauptkarte beigefügte „Einzelkarte" von Neu-Guinea ist besonders geeignet, bei uns Deutschen Interesse wach zu rufen, und so seien dieselben bei dem außerordentlich billigen Preise von 1 Mark allen Kolonialfreunden, besonders aber denen „der Südsee", bestens empfohlen.

B.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Die Versammlung, welche am 8. August geplant war, wird am Sonnabend, den 17. August, abends 8 Uhr, mit dem angekündigten Programm im Architektenhause abgehalten werden.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft werden zu einer

außerordentlichen Generalversammlung

auf

Sonnabend, 28. September 1889, vormittags 11 Uhr

in die Geschäftsräume der Gesellschaft, Wilhelmstraße 98 I, zu Berlin, sowie ebendahin zur diesjährigen

ordentlichen Generalversammlung

auf

Sonnabend, 28. September 1889, mittags 12 Uhr,

ganz ergebenst eingeladen.

Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung:

Genehmigung der in der ordentlichen Generalversammlung vom 28. September 1888 vorgelegten Bilanz pro 26. Februar bis 31. Dezember 1887.

Tagesordnung der ordentlichen Generalversammlung:

1. Vorlegung des Geschäftsberichts und der Bilanz pro 1888 und Beschlußfassung darüber.
2. Wahl von Direktionsratsmitgliedern.

Berlin, 8. August 1889.

Der Direktionsrat.

K. von der Heydt, Vorsitzender.

Von dem Artikel „Die Deutsche Emin Pascha-Expedition" in Nr. 29 der Deutschen Kolonialzeitung v. 3. August sind Separatabzüge hergestellt worden, welche wir den Abteilungen zum Zwecke der Agitation, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich zur Verfügung stellen.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein M. 90.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.

Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.

I. V.: B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 31. **Berlin, 31. August 1889.** **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Bekanntmachung. — Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und die Protestversammlung der Abteilung Berlin. — Bauliches über Deutsch-Ost-Afrika. Von R. v. Hake. — Koloniale Rundschau. — Die Protestversammlung der Abteilung Berlin am 17. August. — Kleine Mitteilungen. — Quittungen.

Montag, den 9. September cr.,

abends 7½ Uhr,

wird eine Sitzung des

Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin,

im kleinen Saale des Kaiserhofes, mit nachstehender Tagesordnung stattfinden.

Diejenigen Abteilungen, welchen auf Grund der Satzungen (unter IV Ziffer 5) das Recht zusteht, Mitglieder in den Hauptvorstand zu entsenden, werden gebeten, die Namen ihrer Vertreter dem Büreau mitzuteilen. Etwaige Anträge sind baldmöglichst dem Büreau einzureichen.

Das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Hermann, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Tagesordnung:

1. Beschlußfassung wegen Anberaumung einer im Herbst in Köln abzuhaltenden Hauptversammlung.
2. Feststellung der Tagesordnung für dieselbe.
3. Etwaige Anträge.
4. Geschäftliches.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und die Protestversammlung der Abteilung Berlin.

Die Protestversammlung der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft am 17. August, über welche wir in dieser Nummer einen ausführlichen Bericht bringen, hat in der Presse lebhafte Erörterungen hervorgerufen, die wir mit einigen Worten beleuchten müssen, denn sie berühren die wichtigsten Grundlagen der deutschen Kolonialpolitik, und es ist *scheinbar* ein Gegensatz zwischen den Auffassungen der Kaiserlichen Regierung und der kolonialfreundlichen Kreise Deutschlands zu Tage getreten, welcher, *wenn er wirklich vorhanden wäre*, große Gefahren für die koloniale Sache in sich bergen würde. Um so mehr ist es geboten, diese Vorgänge einer ruhigen und unbefangenen Betrachtung zu unterziehen.

Die „Nordd. Allgem. Ztg." hatte — um chronologisch den Hergang zu schildern — in einem Artikel vom 14. August erklärt, daß etwaige Entrüstungsbezeugungen, welche sich gegen englische Beamte und Behörden hätten richten müssen, politisch unerwünscht seien, daß ferner die kaiserliche Regierung darüber, ob sie die geplante Ausführung des Emin Pascha-Unternehmens für opportun erachte, nicht befragt worden sei. Der Verdacht sei erregt worden, daß dasselbe weniger philanthropische als politische Zwecke verfolge. Sollten in der That solche Ziele ins Auge gefaßt und Maßnahmen beabsichtigt sein, welche als Eingriffe in die von uns anerkannte englische Interessensphäre betrachtet werden könnten, so wäre dies zu beklagen. Die bestehende Freundschaft mit England sei für uns von größerem Wert als alles, was die Expedition am oberen Nil im günstigsten Falle erreichen könne. Beabsichtige die Expedition Anknüpfung von Handelsbeziehungen außerhalb der deutschen Interessensphäre, so hätte sie dazu eine Unterstützung vom Reich oder das Einverständnis der Regierung nicht nachgesucht und nicht zugesagt erhalten. Sie müsse daher die Gefahr ihres Privatunternehmens selbst tragen. Wollte die Expedition auf eigne Hand Annektionen im Sudan vornehmen, dann sei ihr Unternehmen von fraglicher Berechtigung, wenn es auch nach unsern Gesetzen nicht verfolgt werden könne. Sollte Herr Peters die Absicht haben, mit seinen Waffen oder mit Hülfe Emin Paschas dem türkisch-ägyptischen Reiche eine Provinz zu entreißen, die demselben nach den Verträgen zugehöre, so wäre das ein Unternehmen, welches der Rechtspflege der Staaten unterläge, gegen die es gerichtet wäre.

Dieser Artikel rief sofort in der kolonialfreundlichen Presse, zu denen die hervorragendsten Zeitungen Deutschlands gehören, den größten Widerspruch hervor, während die kolonialfeindlichen Blätter über die in demselben zu Tage getretene Abneigung gegen das Deutsche Emin Pascha-Unternehmen jubelten. Der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees erließ gegenüber dem Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." eine Entgegnung, aus welcher wir folgendes hervorheben:

„Wir glauben, daß dem Artikel viel zu großer Wert beigelegt wird. Wir sind überzeugt, daß derselbe amtlichen Quellen nicht entstammt, da er ohne Kenntnis der Akten geschrieben ist. Nachdem Se. Majestät der Kaiser dem Emin Pascha-Komitee seine Allerhöchsten Sympathien für das Unternehmen ausgesprochen und Seine Durchlaucht der Herr Reichskanzler dasselbe als ein patriotisches bezeichnet, hätte, sobald eine Änderung der Anschauungen der maßgebenden Kreise über die Bedeutung einer deutschen Emin Pascha-Expedition eintrat, das Komitee hiervon eine amtliche Benachrichtigung wohl erwarten dürfen, um so mehr, als die Kaiserliche Regierung jederzeit von den Schritten benachrichtigt wurde, welche das Komitee vorgenommen hat. Die englische Interessensphäre ist durch den Tana begrenzt. Jenseits des Tana haben die Deutschen dieselben Rechte wie die Engländer. Das Operationsfeld der deutschen Emin Pascha-Expedition ist außerhalb der englischen Interessensphäre. Die weiten Gebiete jenseits des Tana und am oberen Nil für englische Interessensphäre zu erklären, wie dies in der „Nordd. Allgem. Ztg." der Fall zu sein scheint, bedeutet eine Preisgabe deutscher Interessen, welche wiederum unmöglich von einer amtlichen Seite ausgehen könnte. Die deutsche Expedition macht keinen Anspruch auf Schutz der Regierung bei ihrem Vorgehen im Innern und trägt dort die Gefahr selbst. So lange die Expedition aber mit europäischen Mächten in Beziehung stand, hatte sie die unveräußerlichen Rechte deutscher Bürger zweifellos in Anspruch zu nehmen und mußte sie von der Reichsregierung in der Weise geschützt werden, wie die Personen und das Eigentum aller Deutschen überall zu schützen sind. Die gehässigen Bemerkungen über die Person und die politischen Absichten des Führers der deutschen Emin Pascha-Expedition, Dr. Carl Peters, stellen sich als eine Denunziation eines Deutschen dem Auslande gegenüber dar, was wiederum den Ursprung des Aufsatzes der „Nordd. Allgem. Ztg." aus amtlichen Quellen ausschließt. Man hätte auch in der Redaktion der „Nordd. Allgem. Ztg." wissen können, daß die Männer, welche das deutsche Emin Pascha-Komitee bilden, ihre Kräfte nur einem im deutsch-nationalen Interesse durchzuführenden Unternehmen gewidmet haben. Um so bedauerlicher ist es, daß das deutsche Emin Pascha-Unternehmen in einem Organ, in welchem man die Ansichten der Regierung vertreten glaubt, in einer Art angegriffen wird, welche nicht nur das deutsche Emin Pascha-Unternehmen, sondern auch die gesamte deutsche Kolonialpolitik auf das schwerste zu schädigen geeignet ist."

Gleich nach der Protestversammlung brachte die „Nordd. Allg. Ztg." einen neuen Artikel, welcher die veränderte Stellungnahme der Regierung zu dem Emin Pascha-Unternehmen zunächst mit dem Wechsel in der Leitung der Expedition nach Austritt Wißmanns motivirte. Es bedürfe keiner Entrüstungsmeetings, um Beschwerden über englische Behörden einer gerechten Untersuchung und Erledigung zuzuführen. In Ostafrika überschreite die Ausdehnung unserer Gebiete schon jetzt die zu ihrer Ausnützung verfügbaren und bereiten Kräfte. Letztere auf den jetzigen Besitzstand zu konzentriren, hätten wir, nach unseren Erfahrungen an der Sansibarküste, verstärkten Grund, „und glauben wir nicht, daß die Reichsregierung geneigt sein werde, eine Versplitterung dieser Kräfte durch fernere Indossirung von Anweisungen auf neue Gebiete zu fördern, für deren Besitzergreifung Verträge mit Eingeborenen wohl eine Versuchung, aber keine ausreichenden Mittel gewähren." Die „Nordd. Allg. Ztg." war dann auch „in der Lage", folgendes Schreiben des Herrn Reichskanzlers vom 15. August 1888 zu veröffentlichen. Dasselbe ist an Herrn Hauptmann Wißmann gerichtet und lautet:

Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die in dem gefälligen Schreiben vom 20. enthaltenen interessanten Mitteilungen über die beabsichtigte Ausrüstung einer deutschen Expedition zum Entsatz von Emin Bei und wünsche, daß es den patriotischen Bemühungen des Komitees gelingen möge, dieses schwierige Unternehmen durchzuführen.

Eine Beihilfe aus Reichsmitteln für die geplante Expedition vermag ich zu meinem Bedauern nicht in Aussicht zu stellen, da über die Mittel, welche im laufenden Etatsjahre zur Förderung afrikanischer Unternehmungen überhaupt verwendet werden können, bereits im Interesse der Erschließung unserer Schutzgebiete verfügt worden, und die Verwendung oder Beantragung der Bewilligung von Reichsmitteln für einen hochherzigen, aber unseren Kolonialinteressen fremden Zweck dem Reichstage gegenüber sich mit Erfolg nicht wird vertreten lassen. Die Kundgebung der Geneigtheit für derartige Verwendung von Reichsmitteln wird vielmehr die Wirkung haben, die Bereitwilligkeit zu Bewilligungen für Kolonialzwecke abzuschwächen.

(gez.) v. Bismarck.

Dieses Schreiben, welches die „Nordd. Allg. Ztg." in einer Weise mitteilte, als ob dasselbe bis dahin noch nicht bekannt gewesen sei, war von ihr bereits Anfang Mai dieses Jahres veröffentlicht und ist in Nr. 20 der „Kolonialzeitung" abgedruckt.

Den Widerspruch forderten besonders zwei Punkte heraus, einmal die Abneigung gegen eine öffentliche Kritik der von den Engländern beliebten Umtriebe in Hinblick auf die politische Lage. Die „Konservative Korrespondenz" bemerkte dazu:

„In dem vorliegenden Fall handelt es sich doch nicht um eine Kritik, die wir unberufener und willkürlicher Weise einem fremden, befreundeten Volk aufdrängen, sondern umgekehrt um eine Kritik, die zu üben wir von diesem durch das Deutschen zugefügte Unrecht genötigt werden. Es ist auch nicht von einer einzelnen ungebührlichen Handlung gegen einen deutschen Landsmann die Rede, sondern von einem ganzen System, und die Besprechung einer solchen Erscheinung gehört unsers Erachtens doch recht eigentlich vor die Öffentlichkeit. Warum soll also gleichwohl hier, gerade hier und nur hier, die freie Rede schweigen? Ist man in England so nervös, und haben wir Ursache, auf eine Empfindlichkeit, wenn sie wirklich vorliegt, die uns nicht einmal einen Tadel des uns direkt berührenden Tadelswerten gestatten will, Rücksicht zu nehmen? Es ist sehr mit Recht in der am Sonnabend abgehaltenen Versammlung bemerkt, daß gerade unser Wunsch, in guten Beziehungen zu England zu stehen, dazu veranlassen muß, dem englischen Volk deutlich und bestimmt auszusprechen, welche Dinge von englischer Seite unterbleiben müssen, wenn man im deutschen Volke nicht eine dauernde Verstimmung hervorrufen will. Wir müssen aber gestehen, daß wir an diese Nervosität Englands nicht einmal glauben können."

Am schwerwiegendsten aber war der Passus, welcher die ganze Kolonialpolitik aus dem Gesichtspunkte einer nur auf nächste Ziele gerichteten Politik betrachtet wissen wollte. Wenn die Engländer und Holländer nur immer dasjenige erworben hätten, wofür sie Mittel in der Heimat vorhanden wußten, so wäre ihre Kolonialpolitik in den Kinderschuhen stecken geblieben. Was waren diese Kolonialmächte vor einigen Jahrhunderten? Die Eroberer von Kolonien zogen damals Wechsel auf die Zukunft, in der Hoffnung, daß spätere Generationen erst die Mittel aufbringen würden, die gewonnenen Reiche festzuhalten und zu entwickeln, und haben sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht. Auch bei der Gründung des Kongostaates hat man nicht viel nach den Mitteln zur Durchführung der gewaltigen Aufgaben, welche das Unternehmen sich gestellt hat, gefragt — auch nicht die Staaten, welche bei dieser Schöpfung Taufpaten waren. Wenn aber auch jetzt die Mittel nicht bereit sind, so kann sich das bei dem stets wachsenden Kapitalreichtum Deutschlands, sofern der Friede gewahrt bleibt, mit dem ersten großen Erfolge in wirtschaftlicher Beziehung, der doch nicht so ausgeschlossen ist, wie die Gegner der Kolonialpolitik immer meinen, mit einem Schlage ändern. Wir können ferner nur auf das lebhafteste bedauern, daß durch solche Äußerungen die englische Politik ermuntert wird, auf die gewissermaßen offiziell kundgegebene Schwäche der deutschen Kolonialbewegung sich stützend, ihrerseits mit Annexionen und Prätentionen vorzugehen, welche die Rechte der Deutschen schädigen können. Schon hat Italien vom Somalilande Obbia okkupirt — ohne daß augenscheinlich in Italien selbst zu dessen Ausnutzung verfügbare und bereite Kräfte vorhanden wären, denn in Obbia ist noch nicht ein Lire italienisches Kapital angelegt. Wenn aber die „Nordd. Allg. Ztg." durchblicken läßt, daß die Emin Pascha-Expedition auf Eroberungen ausginge, so ist dies eine Mutmaßung, welche durch nichts begründet wird.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" führte dann noch schwereres Geschütz auf, indem sie in der Polemik gegen die über ihre Sprache und Darstellung entrüsteten Kartellblätter erklärte:

„Unsre freundschaftlichen Beziehungen zu England sind eine der schwerwiegendsten Bürgschaften für die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa, und diese Beziehungen zu pflegen und zu stärken, ist daher eine der vornehmsten Aufgaben unserer Politik. Die beiden Nationen durch öffentliche Kundgebungen einander zu entfremden, heißt die Politik unsrer ausländischen Gegner betreiben.

Diese Überzeugung wird das Reich nicht abhalten, ungerechte Schädigungen Deutscher in England zu vertreten, sobald sie in einer vertretbaren Gestalt zur Kenntnis der Behörden gebracht werden. Bisher liegen nähere Nachweise oder auch nur spezifizirte Anmeldungen den Behörden nicht vor. Die Beschaffung derselben würde uns zweckmäßiger erscheinen, als die Erregung von Entrüstung durch generelle Klagen und Beschuldigungen."

Der geschäftsführende Ausschuß des Emin Pascha-Komitees veröffentlichte mit Bezug auf die letztere Behauptung folgende Erklärung:

„Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" enthält die Behauptung, es seien Schadensersatzansprüche wegen der von englischen Behörden in Ostafrika gegen die deutsche Emin Pascha-Expedition verübten Rechtswidrigkeiten in spezifizirter Form an die zuständige Stelle bisher nicht eingereicht worden. Mit dieser Behauptung verknüpft die „Nordd. Allgem. Ztg." eine Bemerkung, aus der der Ununterrichtete folgern soll und muß, daß in bezug auf die Zustellung des Materials an die zuständige Stelle kein Eifer bei den Beteiligten obwalte. Die Behauptung der „Nordd. Allgem. Ztg." ist direkt unrichtig und es ist ihre zusätzliche Bemerkung demgemäß unangebracht. Das deutsche Emin Pascha-Komitee hat am 9. und 29. Juli 1889 dem Auswärtigen Amte eine ganz ausführliche Darstellung des — soweit bekannt überhaupt unbestrittenen — Thatbestandes und eine Berechnung des schon zu Tage liegenden Schadens, wie er sich insbesondere aus der Verhinderung der Landung des Dr. Peters und der für die Expedition angeworbenen Somalis ergiebt, zugestellt. Wenn bezüglich der Konfiskation der „Neera" ein zahlenmäßiger Anspruch noch nicht gestellt ist, so liegt das, wie der zuständigen Stelle am 29. Juli berichtet, daran, daß die Höhe der Schädigung sich erst nach dem Eingang der brieflichen Nachrichten über die Möglichkeit anderweitiger Verwendung des Schiffes und über die infolge der Beschlagnahme nötig gewordenen Maßnahmen bemessen lassen wird."

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte dann den vierten Artikel in dieser Angelegenheit, in welchem die veränderte Stellung der Regierung zu dem Emin-Unternehmen noch einmal beleuchtet wurde. Sie schrieb in demselben:

„In Ergänzung unsrer Ausführungen bemerken wir noch, daß für die Regierung die Frage, ob sie der Expedition ihre Unterstützung gewähren könne, jederzeit der andern untergeordnet blieb, ob die Expedition und die ihr zufließenden Mittel für die Zwecke des Reichs auf kolonialem Gebiete in Ostafrika förderlich oder schädlich sein werde. Blieb die Leitung der Expedition in Wißmanns Händen und wurden alle in Ostafrika verfügbaren deutschen Mittel in dessen Hand vereinigt, so konnte das Emin-Unternehmen neben seinem letzten Zweck zur Befestigung unsers Besitzstandes in Ostafrika nützlich werden. Es lag die Möglichkeit vor, nach dem obern Nil von der unter Verwaltung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stehenden Küste innerhalb der deutschen Interessensphäre bis zu den großen Binnen-Seen vorzugehen, die Gärung an der Küste zu beschwichtigen und unser koloniales Gebiet weiter zu erschließen. In der Möglichkeit, die für die Emin-Expedition verfügbaren Kräfte gleichzeitig für die Ordnung der Dinge an der deutschen Sansibarküste zu benutzen, lag für die Regierung die Veranlassung, das beabsichtigte Unternehmen nicht zu entmutigen, insbesondere zu einer Zeit, wo es ungewiß war, ob und welche Mittel zu dem analogen Zwecke vom Reichstage bewilligt werden würden. Anders gestaltete sich die Lage durch das Ausscheiden Wißmanns aus der Führung der Expedition. Der Glaube an die Ausführbarkeit der letzteren wurde dadurch wesentlich abgeschwächt, und Wißmann selbst war mehr geneigt anzunehmen, daß die für die Nil-Expedition bereits angeworbenen Kräfte sich seinem Feldzuge an der Küste bei Sansibar anschließen, als daß sie unter Führung des Dr. Peters selbständig vorgehen würden. Dies geschah aber, und damit war die Aussicht, daß die Expedition dem deutschen Schutzgebiete zum Nutzen gereichen könne, geschwunden, und blieb nur die Möglichkeit übrig, daß deutsche Privatunternehmungen zu Ergebnissen führen konnten, welche die auswärtige Politik des Reiches zu schützen nicht gestattet haben würde."

Aus dieser Äußerung ergiebt sich, daß zwischen der Auffassung des Reichskanzlers vom 15. August 1888 und der heutigen der „N. Allg. Ztg." ein starker Widerspruch bestehe.

Der Reichskanzler nennt den Zweck der Expedition einen hochherzigen, aber unseren Kolonialinteressen fremden; die „N. Allg. Ztg." dreht die Sache um, der koloniale Zweck der Expedition ist für ihre Beurteilung der einzig maßgebende, der humanitäre und nationale verschwindet vollkommen.

Die „Norddeutsche Allgemeine“ giebt sich den Anschein, als ob gerade der humanitäre Zweck der unbedeutendste wäre. Er war aber von Anfang an der wichtigste, und auch Hauptmann Wißmann, der übrigens nie allein, sondern nur in Gemeinschaft mit Peters zum Führer der Expedition bestimmt war, gab, als der Aufstand den Weg durch Ostafrika unmöglich machte, diesen Weg auf. Er war es gerade, der zuerst die Tanaroute als den kürzesten und gefahrlosesten Weg zu Emin Pascha für die von ihm zu kommandirende Abteilung der Expedition vorschlug, während Dr. Peters damals noch an dem Wege durch Deutsch-Ostafrika festhalten wollte. Die „Norddeutsche Allgemeine“ möchte aber der Emin-Pascha-Expedition einen politischen Inhalt geben, welchen das mitgeteilte Schreibens des Herrn Reichskanzlers ihr nicht beigelegt hatte und welchen sie im Sinne der zur Expedition Beisteuernden auch nicht haben konnte. Es war daher aus diesem Gesichtspunkte gleichgültig, wer der Führer der Expedition war, denn ihm war keine politische Stelle zugedacht. Der jetzige Führer der Expedition würde in dem Augenblick, wo er eine solche Rolle spielen wollte, wie sie ihm in der „Nordd. Allg. Ztg“ zugetraut wird, seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen die Leitung des Unternehmens untreu werden und dadurch selbst die Verbindung mit dieser Leitung aufheben.

Wir vertrauen darauf, daß die Thatsachen sehr bald bewiesen haben werden, wie wenig die Befürchtung begründet ist, daß das deutsche Emin Pascha-Unternehmen Anlaß zu einer Störung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und England geben könne, und daß wir alsdann auf den oben dargestellten Zeitungsstreit als auf eine glücklich überwundene Episode von Mißverständnissen und unmotivirten Verstimmungen zurückblicken werden.

Eins wird auch dann noch unverändert fortbestehen — der Haß der deutschfreisinnigen Presse gegen die deutsche Kolonialpolitik und die Schmähsucht, mit welcher diese Presse alles begeifert, was irgendwie jener Politik Vorschub leistet. Auch in der Weise, wie die genannte Presse der „N. Allg. Ztg.“ bei ihren oben erwähnten Auslassungen sekundirte, kamen die liebenswürdigen Eigenschaften und insbesondere die Wahrheitsliebe unserer Gegner zur vollen Geltung. Obwohl sie genau wußten, daß die Protestversammlung vom 17. d. Mts. nur von der Berliner Abteilung der Kolonialgesellschaft ausging und mit der Zentralleitung der Gesellschaft nichts zu schaffen hatte, wurden doch die Angriffe gegen die Kolonialgesellschaft im Ganzen gerichtet und die Thatsachen in gehässigster Weise entstellt.

Glücklicherweise ist durch das lebhafte Interesse, welches gerade jetzt wieder in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes den kolonialen Angelegenheiten gewidmet wird, die Sicherheit gegeben, daß die Anstrengungen der freisinnigen Presse, die Kolonialbewegung ins Stocken zu bringen, verlorene Liebesmühe sind.

Baukliches über Deutsch-Ost-Afrika.

Von R. v. Hake.

Nach so viel Unerbaulichem, was wir von der Küste am Indischen Ozean gehört haben, wird an uns die Frage herantreten: Wie baut man eigentlich in jenen Tropen? Denn Werke der Zerstörung, auf welche die Nachwelt mit Fingern weisen dürfte, wie auf das schöne Heidelberger Schloß, darf ein Kulturvolk wie die Deutschen nicht hinter sich zurücklassen. Wir müssen und werden wieder aufbauen, wenn auch nicht in demselben Stil.

Wer in einer Kolonialzeitung bloß Interessantes sucht, überschlage diesen Artikel. Ich verstehe unter Kolonisiren nicht bloß Nelken, Kaffee, Tabak pflanzen, Erze graben, Kopal, Gummi, Elfenbein handeln, sondern zu all diesem zunächst die Fazilitäten herrichten, und mit dieser Arbeit Geld verdienen. Denn es ist ganz gleichgültig, ob wir mit spezifischen Kolonialgewerben oder mit Künsten, die wir daheim üben, Verdienste erzielen. Das letztere, da wir es schon kennen, ist das sicherere, und es ist wohl anzunehmen, daß ein wohleingerichtetes deutsches Baugeschäft mit etwa 2 Millionen Mark in Sansibar gute Geschäfte machen würde.

Mit Monumentalbauten wollen wir uns zunächst nicht unsterblich machen, die Zahl der weißen Seelen ist noch nicht so groß, daß es großer Kirchen bedürfte, aber um das zweckmäßigste Wohnhaus handelt es sich, mit oder ohne Befestigung, und je gesunder dies eingerichtet ist, je weniger wird das Krankenhaus in Frage kommen.

Die Stadt Sansibar selbst, welche auf 80 000 Einwohner veranschlagt wird, besteht zum Theil aus einfachen arabischen Häusern, größtenteils aber noch aus Negerhütten. Es ist steter und zunehmender Wohnungsmangel da für den Europäer, und es wird infolge dessen viel gebaut. Aber wie?

Auf die altarabische Weise. Denn der Araber ist fast immer der Bauherr. Es ist äußerst schwierig für den Europäer, ein städtisches Grundstück zu erwerben, weil jeder Araber den Sultan erst um Erlaubnis fragen muß, und weil er nicht einmal versichern kann, ob ihm das Grundstück gehört oder seinem Lehnsherrn, dem Sultan. Indessen kann man als Europäer immerhin mittels des Konsulats rechtsgültige sichere Titel erwerben, ein Fall, der jedoch selten vorkommt, da die Europäer gewöhnlich ein Haus auf unbeschränkte Dauer mieten.

Die Bedürfnisse des Europäers sind aber in den Tropen so ganz anders, und die Gewohnheiten des Dienstpersonals, ohne welches wir dort nicht mit Anstand bestehen können, sind so grundverschieden von dem, was eine deutsche Hausfrau als das Ideal eines traulichen Heims betrachtet, daß man den vorhandenen Zustand erst sehr genau studirt haben muß, ehe man mit Erfolg an eine Verbesserung gehen kann.

Ich will hier als Maßstab eine Beamtenfamilie bei selbstthätiger Hausfrau mit zwei Kindern nehmen, die bei uns mit einem Dienstmädchen auskommen würde. Also Wohnstube, Schlafstube, Kinderstube. Man sei so glücklich, eine gute treue Sklavin gemietet zu haben. Daß sie sich ausdauernd mit dem Jüngsten beschäftigt, ist ungefähr alles, was man verlangen kann.

Bei 30° Reaumur wird sich die Hausfrau (Bibi) auch nicht viel am Kochherd beschäftigen können, es wird also ein Koch engagirt. Dieser Koch kann sich aber nicht mit Einholen der Nahrungsmittel beschäftigen, dazu gehört ein anderer Mtoto. Bibi selbst kann auf keinen Fall mit einem Körbchen auf den Gemüsemarkt gehen oder in die sog. Bazars der Inder, schmutzige 3 Meter breite Gassen, deren Vordächer sich in einer solchen Höhe über dem Erdboden begegnen, daß man sich stets bücken muß. Höchstens kann sie dort in Begleitung inspiziren und kauft dann, was sie haben will, durch den Jungen. Eine schwere Last darf dieser Junge auch nicht tragen, das erlaubt seine Dienerehre nicht, er behilft sich dann, indem er einen Kuli mietet. Wasser tragen kann er wieder nicht, weil das Fraucnarbeit ist. Dies besorgt eine Garde junger Frauen, welche mit Anmut die etwa fünf Liter haltenden Gefäße auf dem Kopfe in die Häuser trägt.

Das „Haus bewachen“ ist noch weniger seine Sache, dazu sitzt Tag und Nacht ein Soldat an der Hausthür, wenn auch nur mit einem Stock bewaffnet. Aber er läßt, sehr eifersüchtig, keinen andern Neger hinein und wird respektirt. Sein obrigkeitlicher Standpunkt ist etwa der: „Wenn hier im Hause etwas zu stehlen ist, so kommt es mir allein zu!“

Der Herr des Hauses braucht wieder einen persönlichen Diener, wenn auch sein Anzug nicht, wie bei uns, gebürstet, sondern dem Goanesen in die Wäsche geliefert wird. Dieser persönliche Bursche weißt seinem Herrn die Schuhe, fegt im Hause aus und besorgt die Reinigung der Petroleumlampen resp. das Zertrümmern der Zylinder. Man sieht, es gehören mindestens fünf schwarze Dienstboten in eine Haushaltung. Obschon dieselben eigentlich keine zugewiesenen Schlafräume haben, sondern irgendwo auf den kühlen Fliesen, worauf eine Bastmatte flach hingestreckt wird, liegen, scheint das Haus doch für den Europäer, der sich schon aus Rücksicht für seinen Geruchsnerv möglichst vom Neger trennt, stets zu eng. Es wird ihn aber noch enger dadurch, daß er die Parterrelokalität aus Gesundheitsrücksicht nicht bewohnt, dann durch die großen Treppenhäuser und Korridore, durch die ungeschickte Raumverteilung überhaupt, und namentlich durch die dicken Zwischenwände, welche eine Konsequenz des eigentümlichen Baumaterials sind.

Das Steinmaterial ist nämlich längs der ganzen Küste „Korallenbruch“. Trocken sieht es aus wie Bimstein mit großen Blasen, ist so porös, aber bei weitem härter als dieser. Es würde sich, wie die neue Lava bei Neapel, welche überhaupt wohl das dankbarste Rohmaterial in der Welt ist, sägen lassen, spaltet sich aber nicht wie diese in glatte ebene Flächen unter dem Hammer, sondern leistet erst viel Widerstand, zerbröckelt aber dann plötzlich und behält immer ungeschickte Formen, weshalb es sich wohl mit reichlichem Mörtel gut zusammenfügt, aber eine sehr rauhe Wandfläche ergiebt. Es müssen daher alle Öffnungen im rechten Winkel profilirt sein; eine Detaillirung wie bei Ziegel und Sandstein ist nicht möglich. Das einzige Ornamentale ist der arabische Schwibbogen.

Dieser Korallenstein nun wird mit einem sehr haltbaren Mörtel vermauert, bestehend aus 1/3 Kalk, 1/3 Lehm und 1/3 scharfem Sand. Kalk mit Sand hält merkwürdigerweise gar nicht. Der Kalk ist ein ausgezeichneter Muschelkalk, der Sand aber, dem Aussehen nach vorzüglich, mag zu viel Salzteile enthalten.

Der Kalk wird frei am Strande in runden Haufen gebrannt und sofort gelöscht.

Wie hier alles nach sehr winzigen Maßen geht, wird er nach Bibaba (rote Negermützen) verkauft:

330 e. lbs. = 1 Shizla = 60 Mpishi = 240 Bibaba
1 " = 4 "

1 Shizla kostet 1 Dollar.

Digitized by Google

Sand, Lehm und Steine kosten nur das Ausheben und Heranfahren.

1 Mkono = 1,5 englische Fuß ist die Längenmaßeinheit beim Bau.

1 Kubik-Mkono Mauer kostet fertig gestellt inkl. Material etwa $^3/_4$ Rp. = 1,1 Mark. Wenn die Arbeit nicht gesucht ist, noch sehr viel billiger.

Die Böden werden durch Balken (Boritis) hergestellt, welche mit geringem Zwischenraum nebeneinander gelegt werden, und 1 bis 2 Dezimeter im Geviert, selten länger als $3^1/_2$ bis 4, doch auch bis 6 Meter lang sind. Es ist ein sehr ästiges, schweres Mangrovenholz und wird so leicht nicht von den weißen Ameisen angegriffen. Der Schaden, den diese Tiere an den Hölzern machen, wenn sie ungestört sind, mag sehr groß sein, ja der Vernichtung gleich kommen, indessen giebt es verschiedene Hölzer, welche nicht angegriffen werden. (Ich habe in Termitengegenden Indiens ausrangirte Teakholzschwellen gesehen, welche von Termiten nicht verzehrt waren.) Außerdem wird der Schaden sehr übertrieben. Ein Herr (spezifischer Jäger) z. B. erzählte mir, ehe ich in sein Haus trat, die Termiten hätten ihm seine hohen Juchtenstiefel in einer Nacht „vollständig aufgefressen." — „Das ist stark," dachte ich, war aber nachher beruhigt, als ich die „aufgefressenen Stiefeln", mit ein paar winzigen Löchern versehen, unterm Bett liegen sah. Sie sind allerdings im stande, sich durch unvollkommen gebrannte Ziegelfliesen durchzuarbeiten. Das habe ich in Morogoro gesehen. —

Wenn man in Afrika von Bauholz spricht, muß man auch sogleich die weißen Ameisen erwähnen, das ist gewiß. Aber so schlimm ist die Sache nicht; in bewohnten reinlich gehaltenen Häusern werden zu Sansibar Dachstühle, die aus norwegischem Tannenholz angefertigt sind, ohne daß Prägnirungen angewendet wären, nicht berührt, obwohl diese Ameise dort vorhanden sein mag. Im trockenen Dschungl allerdings, wo die Termiten ungestört bauen, möchte sich solches Holz nicht schützen lassen. Etwa 10 Kilometer hinter Kesse habe ich z. B. auf dem Morgen ca. 20 Termitenhaufen gesehen. Den größten maß ich 6 Meter hoch, und 11 Meter Diameter der Basis.

Auf die Boritislage wird einige Dezimeter stark ein Gemenge von Korallenbrocken und Mörtel durch eine Schar kleiner Jungen im Takte eines gellenden Gesanges festgestampft. Dies giebt nach oben eine Art Zementfußboden und läßt nach unten die sehr unregelmäßigen Boritis sehen, was sich nicht gerade elegant ausnimmt. Die Mauern werden vom Fundament aus bis zu 20 Mkonohöhe durchweg einen großen Mkono (Unterarmslänge vom Ellenbogen bis zur Mittelfingerspitze) dick aufgeführt. Bei höheren Gebäuden wendet man $1^1/_2$ Mkono an. Das Dach ist flach, also wie jeder andere Boden, nur mit einem Gerinne oben hergestellt. Die Länge der Boritis ist leider sehr bestimmend für die Größe der Abteilungen. Daher scheint es mir wichtig, daß wir uns bald von denselben emanzipiren, was nur der Fall sein kann, wenn wir Ziegeleien errichten. Hierfür sind alle Materialien in vorzüglichster und dabei billigster Qualität vorhanden, während importirter „brick" unerschwinglich teuer ist. Billig genug freilich sind die Boritis da, wo sie wachsen, z. B. in Shimbourongo an der Küste, zwischen Dar-es-Salaam und Kilwa, kosten 20 Stück 1 Rp., während man in Pangani das Vierfache forderte.

Für ländliche mit Makutis (semisezirte Kokospalmzweige) bedeckte Dächer kommen noch dünne unberappte Hölzer in Betracht, nämlich Rafter (Kombamoyo), welche etwa 0,06 Meter, und Querhölzer (Fito), welche nur 0,03 Meter stark sind.

Die Treppen sind ebenfalls wie die Böden hergestellt. Die Küche hat einen Schlot und das Klosett ist, zugleich als Badezimmer, ohne sichtbare Holzteile in Mauerwerk hergestellt, was die Reinigung mit Wasser sehr erleichtert.

Der schmale Hofraum und die noch schmalere Straße oder Gasse sind ebenfalls makadamisirt und mit Wasserabzügen versehen. Doch liegt die Kunst der Kanalisation noch in den Windeln. Hingegen läßt der Sultan Süßwasserleitungen nach europäischem Stil legen. Der leitende Ingenieur ist ein indischer Parse. Doch handelt es sich nur um eine einzelne Strecke, welche nach dem Palaste hinführt, ein Verteilungssystem liegt nicht zu Grunde.

Die Fenster der Häuser müssen Tag und Nacht Luftzutritt gestatten, daher sind Glasscheiben zweckwidrig. Nur Jalousien sind des Sonnenschutzes wegen angewandt. Die Fenster des Erdgeschosses sind stets und die des ersten Stockes meist mit starken Gittern bewehrt, auch jene Fenster überragender Häuser, welche auf das Nachbarhaus hinaus schauen, weniger gegen Räuber, als um den Sklavinnen und Damen des Harems keine Gelegenheit zu unerlaubten Visiten zu geben. Die Zimmer sind ziemlich hoch, etwa 4 bis 5 Meter, sollten aber nicht unter 5 bis 6 Meter hoch sein.

Die Araber lassen die Fenster etwa 2,5 Meter oben abschneiden, damit die heiße Sonne zwischen 10 und 2 Uhr möglichst vom Zimmer abgehalten werde, dadurch entsteht ein gänzlich unventilirter Raum von 2 bis 3 Meter unter der Decke, was gewiß den Stubenbewohnern durch gesammelte Miasmen sehr schädlich ist. Bei windstillem Wetter ist es in Zimmern von weniger als 20 □ Meter gar nicht auszuhalten. Ventilation versteht man hier nur mittelst der Punka, einer Art schwebenden Trapezes, quer in der Mitte über das Zimmer gehängt, woran ein meterbreites Stück Zeugfahne geheftet ist. Diese Punka läßt man ununterbrochen mittelst einer Schnur in Bewegung setzen, zu welcher geistreichen Beschäftigung die Negerknaben sehr viel Talent zeigen. Moderne selbstthätige Ventilatoren würden in sehr großem Maßstabe anzulegen sein, um den Luftwechsel im ganzen Hause möglichst zu beschleunigen, wenn sie die Punka, die ziemlich stark wirkt, jedoch nur in einem Raum, entbehrlich machen sollen.

Statt der flachen zementirten Dächer hat man bei neueren Bauten Wellblech, aber auf hölzernen Dachstühlen angewendet, während doch leichte Eisenkonstruktionen sehr angezeigt wären. Das Blech sammelt natürlich eine große Hitze, und es ist immer noch ein Problem, wie man den darunter liegenden Raum dagegen solide, ohne Brettex, sichere. Das Brett ist überhaupt ein Artikel, der hier fast gänzlich fehlt, und doch ist das „Brett" (überhaupt vorgeschnittene Hölzer in verschiedener Form) und der „Nagel" das Erste und Wichtigste bei jeder Kolonisation.

Die rapide Ausdehnung der Ansiedelungen im Westen der Vereinigten Staaten wäre ohne die hohe Entwickelung des Schneidemühlengeschäfts und des Nagels gar nicht denkbar.

Der amerikanische Nagel, mit stumpfer Spitze und vierkantigem, in der Mitte umwechselndem Querschnitt, ist freilich ohne das pensylvanische Eisen nicht mit Vorteil andern Orts herstellbar und wir haben in Afrika kein Forstmaterial wie in Europa und Amerika, für welches er paßte. Der größere Teil des Innern nämlich ist zwar parkartig mit Bäumen, meist Mimosen, bedeckt, allein die große Abwechselung von feuchten und dürren Zeiten begünstigt keine lang- und gerade aufschießende Baumfaser, sondern veranlaßt Verdrehungen und Verknorrungen derselben. Hin und wieder ragt im Busch an wasserreicher Stelle eine schöne Gruppe des Sandurisi hervor, welcher allerdings an kerzengrader Bildung des sehr hohen Stammes alle uns bekannten Holzarten übertrifft. Doch habe ich noch nichts von deren technischer Verwendung gehört. Eine Lieferung größerer Quantitäten würde auch wegen des Mangels an Wegen unmöglich sein. Die anderen Hölzer können das Tannenholz hinsichtlich seiner Leichtigkeit nicht ersetzen, was bei provisorischen Bauten, die doch auf Pflanzungen am häufigsten vorkommen, des Transports und der Bearbeitung wegen das Wichtigste ist. „Drachenblut" z. B. ist ein vorzügliches Bauholz, aber auch, wie das Teakholz, welches eingeführt wird, viel zu schwer und zu teuer.

In Sansibar wird en detail 1 lfd. Fuß Tannenholz mit 6 Pesa = 0,14 Mark, 1 lfd. Fuß Teakholz mit 11 Pesa = 0,25 Mark bezahlt. Ersteres ist aber nicht immer zu haben. Das Brett fehlt in technischer Beziehung auf dem Festlande überall. Man kann also z. B. nicht einmal einen Schiebkarrentransport am Strande einrichten. Bei ländlichen Gebäuden könnte man sich ja häufig mit Bambus behelfen, welcher in Ostafrika sehr gut fortkommt. Aber er müßte erst angepflanzt werden.

So fällt denn der Weiße, anstatt der Lehrer der Eingeborenen zu sein, aus Mangel an Material meist in die Methoden der Neger zurück, d. h. er verbindet mit Bast und verdichtet mit Lehm.

Unmöglich ist die Bretterfabrikation durchaus nicht. Oberhalb Pangani z. B. ist ein großer Bestand von gut gewachsenen Bäumen. Eine Wasserschneidemühle, mit Mahlmühle verbunden, würde sofort vollauf zu thun haben, denn die Bevölkerung ist dort sehr dicht und die europäische Pflanzerkultur hat daselbst bereits am erfolgreichsten angesetzt.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, die baulichen Verhältnisse liegen in Ostafrika sehr im argen, während doch das Bedürfnis, ganz abgesehen von der deutschen Kolonisation, sehr bedeutend ist. Die allerdings billige Bauart der Eingebornen konkurrirt garnicht, wo europäische Bauart zu haben wäre; ebensowenig, wie der Deutsche „Pombe" trinken würde, wo er selbst für den 20fachen Preis „Kieler Bier" haben könnte.

Es fehlt dies und fehlt das. Es fehlt vor allen Dingen an großem Unternehmungsgeist. Eine große Baugesellschaft müßte hier zunächst alle Vorbedingungen des Baues sichern. Sie müßte Ziegeleien errichten, Holzschneidemühlen, Werkstätten, namentlich eine große Maschinenwerkstatt für Schiffsreparaturen, vollständige Materialienlager, sie müßte für geregelte Zwischentransporte sorgen und für eine gute Anzahl deutscher Handwerker als Vormänner über die hier schaffenden Inder und Goanesen. Diese Handwerker sind äußerst fleißig und geschickt, sie arbeiten wie bei uns der Schneider, auf dem Boden hockend, Zimmermann wie Schmied, und halten das zu bearbeitende Stück mit den Füßen wie Vierhänder. Ein Goanese ist mit

1 Rupee Tagelohn schon zufrieden. Ein deutscher Handwerker braucht mindestens 6 Rupee, müßte also bei dauernder Arbeit bis auf 8 und 10 Rupee gestellt sein. Eine Kompanie kann sich dies nur durch eine große Speiseanstalt verbilligen.

Die Vorteile transportabler Häuser werden erst hervortreten, wenn wir Eisenbahnen haben, vor der Hand sind sie nur da anwendbar, wo sie unmittelbar am Landungsplatz aufgestellt werden können. Denn man muß bedenken, daß wir keine eigentlichen Straßen haben, und daß alles in beengender Vegetation ꝛc. durch Menschen getragen wird. Stücke, schwerer als 25 Kilo, sollte man ganz meiden. Der Landtransport würde, wenn er überhaupt ausführbar ist, zu berechnen sein mit: 0,02 Mark pro 1 Kilo auf 1 Kilometer. — Auch unterschätze man nicht die Umstände, welche das Aufstellen der Gebäude mit ungeübten Kulis macht. Etwas anderes ist es mit großen Bauten aus Eisen, bei welchen die Bausumme die Herstellung von Wegen ꝛc. mit einschließen kann. Das große Watsonhotel in Bombay kostet 6 Millionen Mark und ist in England vollständig aus Eisen hergestellt und hinübergeschifft.

Für unsere ästhetische Architektur ist noch lange kein Feld in Deutsch-Ostafrika. Es handelt sich nur um Nützlichkeitsbauten, es handelt sich darum, diese sauber und mit Berücksichtigung allen Komforts, dabei schnell auszuführen.

Nochmals möchte ich betonen, wie wichtig es sei, bei Zeiten alle Zentralbureaus nach dem Festlande, nach Tanga und Dar-es-Salaam zu verlegen. Selbst wenn wir, was jetzt nur ein frommer Wunsch ist, die Insel Sansibar enger an uns anschlössen, wäre es widersinnig, alle kostspieligen Zentralbauten außerhalb des Landes auszuführen. Sansibar ist gar kein Hafen. Erst mit enormen Kosten könnte es dazu hergerichtet werden. In den siebziger Jahren riß ein Orkan alle Schiffe von den Ankerketten, denn die Inselchen, welche den Ankerplatz umgrenzen, schützen denselben nicht vollständig. Sansibar hat bis jetzt immerhin eine nicht zu unterschätzende Basis für die Kulturentwicklung, welche z. B. unsern andern Kolonien fehlt, es legt aber seiner eignen Entwicklung große Schwierigkeiten teils durch Terrain, teils durch den vorhandenen Bebauungszustand entgegen. Lassen wir es so, wie es ist, und legen wir sofort über die Terrains von Tanga und Dar-es-Salaam einfache quadratliche Netze von Bebauungsplänen, und zwar ohne jedwede Rücksicht auf den vorhandenen Bebauungszustand. Denn, wie wunderlich es auch im Anfange ausschaut, mitten in der Straße alte Ruinen stehen zu sehen, es hat keinen Sinn, hier das Neue nach dem Alten zu richten. Entweder wir scheitern oder wir werden an beiden Plätzen innerhalb 20 Jahren für mehrere Millionen Gebäude errichten. Sollen wir da den Bebauungsplan einigen Hundert miserablen, von technischen Idioten errichteten, außerdem zusammengeschossenen Gebäuden, die zusammen keine 100 000 Rupee wert sind, anpassen? Auf Grund einer langjährigen technischen Erfahrung in Bezug auf Bebauungspläne halte ich es für die Verhältnisse am geeignetsten, entweder auf den wahren Norden oder, wegen der Ventilation durch die Monsune, auf „Nordost" gerichtet, ein quadratisches Netz von Mittellinien (die Quadratseite einhundert Meter) über das Terrain zu legen, wie es auch an einzelnen Stellen zur Örtlichkeit fallen möge. Ein äußerst einfaches klares System ist in jeder Beziehung, namentlich aber in den Tropen, von größtem Vorteil, wäre es auch bloß der leichteren Rekonstruktion wegen. Die Baufluchten sollten je 10 Meter Entfernung von den Mittellinien halten, und auf je 5 Meter sollte der Fahrdamm durch Eukalyptusalleen abgegrenzt sein. Die Kanalisationen und Süßwasserleitungen sollten den Zug der Seitenwege halten. Es gehört dies Alles freilich zu den Dingen, in welchen jeder Laie eine andere Ansicht hat, weil er nicht die technische, praktische Tragweite des Planes zu übersehen in der Lage ist.

Es entstehen so viele, nicht allzubreite Straßen, welche die Wege verkürzen und kleine Bebauungsquadrate von je 64 Ar, d. i. für jedes größere Einzelgebäude genügend und für die Mehrzahl der kleineren à 10 Meter Front ebenfalls ausreichend und wird nötigen, „hoch" zu bauen, für die Schlafräume sehr wünschenswert. Für Gemüseplantagen bleibt in den bewohnteren Stadtteilen kein Raum, und diese sollten auch gänzlich in die Vorstadt verwiesen sein. Die Miasmen des gelockerten Bodens müssen von dichtbewohnten Plätzen möglichst fern gehalten werden. Alle freien Plätze sollten mit Eukalyptuskulturen bekleidet sein. An der Ostküste Süditaliens sehen wir längs der Eisenbahn ganze Wälder von dieser Pflanze, und hat es sich als ein vorzügliches Palliativ gegen Malaria bewährt. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß für eine Zuschüttung resp. Drainirung umliegender Sümpfe Sorge getragen werden muß. Das sind freilich große Arbeiten. Bei Dar-es-Salaam aber, dem bis jetzt größten Fieberneſt, könnte mit 100 000 Mark schon sehr viel geschehen.

Ich muß hier noch einen Platz erwähnen, der stets als ein Rival von Dar-es-Salaam angeführt wird, nämlich Bagamoyo. Dies hat offenbar nur eine Wichtigkeit durch seine große Nähe von Sansibar. Es wird diese Wichtigkeit behalten, wird aber mit der Bedeutung genannter Stadt sehr entbehrlich werden. Denn ein Hafen ist es nicht, das hat die versuchte Löschung der „Martha" gezeigt, und wird auch dann kein so schöner Hafen wie jene beiden andern werden, wenn es mit dem enormen Kostenaufwand zweier großer Molen dazu gemacht werden sollte.

Ich werde mir an anderer Stelle, bei ausführlicher Besprechung der Eisenbahnfrage, zu zeigen erlauben, weshalb die Eröffnung des Inlands durch Eisenbahnen auf 2 Strecken Küstenbahn, nämlich Bagamoyo—Dar-es-Salaam und Pangani-Tanga basirt werden sollte. Der nächstliegende Grund ist bei beiden derselbe: Der volkreiche Platz und der natürliche Hafen sind durch eine kurze Strecke getrennt und müssen verbunden werden.

Da ich aber hier mehr vom Häuserbau spreche, will ich zum Schluß noch einer Ansicht Ausdruck geben, welche ich als eine Laienidee den Herren Ärzten zur Beurteilung anheimgebe: Es sei gleichgültig, wo zuerst ein deutsches „Krankenhaus" errichtet werde, denn überall sind sie nötig. Ich möchte aber ein „Akklimatisationshaus" empfehlen, sei es auch an einem Platze, wo man, wie in Dar-es-Salaam dem Fieber sehr exponirt ist. Die Erfahrung lehrt:

1. Jeder, der von Europa nach Deutsch-Ostafrika kommt, erkrankt innerhalb des ersten Jahres an Malaria, wogegen andre Krankheiten fast gar nicht vorkommen.
2. Die bedauerlichen Todesfälle sind immer da eingetreten, wo ärztliche Hülfe gar nicht oder zu spät eingriff. Ich nenne hier nur zwei teure, unvergeßliche Namen: „Ernst Wolf" und „Heinrich Semler!"
3. Unsre ärztliche Kunst — ich fuße auf die Urteile der Herren Marineärzte — ist soweit vorgeschritten, daß, wo gehörige Beobachtung und Pflege vorhanden, und andre die Behandlung beeinträchtigende Nebenumstände ausgeschlossen sind, die Gefahr des Todes an Malaria unbedingt beseitigt ist.
4. Eine zweite Erkrankung tritt auch unter ungünstigen Nebenumständen niemals wieder so gefährlich auf, schon deswegen nicht, weil der Kranke sich selbst besser zu behelfen gelernt hat.

Es wird also im Allgemeinen diesen bedauerlichen Fällen Einhalt geboten werden, wenn jeder Neuankömmling seine ersten Monate an einem Orte in einer Anstalt zuzubringen genötigt wird, wo er auch als Gesunder steter Beobachtung unterworfen wird und endlich bei Ausbruch der Krankheit geheilt wird. Es wäre dies jedenfalls ebensowenig riskirt wie die Impfung, die ja auch schon versucht wird.

Wenn man nur nicht denken wollte, Kolonisirung anzustreben, ohne zuvor die erforderlichen Fazilitäten beschafft zu haben. Zu all und jedem gehören Gebäude. Wenn wir auch im Laufe der Zeit erst herausfinden werden, was in Afrika das praktischste ist, das Ziegeln und Bauen sind dem Deutschen keine unbekannten Künste wie der Plantagenbau. Wir brauchen auch nicht vorher zu fragen, ob die Kolonie prosperiren würde oder nicht, das Land, so wie es ist, macht ein großes vollkommenes Baugeschäft mit 30 bis 50 Prozent rentabel. In unserem Afrika ist genau derselbe Naturreichtum wie in Indien. Die Kulifrage ist überwindlich.

Man soll aber nicht von einer Gesellschaft Alles erwarten. Solchen Platz gibt es in der ganzen Welt nicht, wo man 5 Millionen hineinsteckt und 5 Milliarden herausziehen kann. — Mit bedauerndem Lächeln wird derjenige diese Zeilen aus der Hand legen, welcher in dem Glauben lebt, die Kolonialbewegung für Deutsch-Ostafrika sei zu Ende, es werde an den nötigen Millionen gebrechen, diese wohlgemeinten Absichten durchzuführen. Hierüber bin ich entgegengesetzter Ansicht. Diese Bewegung ist nicht nur nicht zu Ende, sie hat ihren richtigen Anfang noch gar nicht genommen. Aber wie man sich diese Bewegung denkt, darauf kommt es an. Man zeige nur konkrete, praktische, erreichbare Ziele, und das ganze wirtschaftlich strebende Volk, nicht nur eine Schicht desselben, wird in dieselbe eintreten.

Ich denke mir dieselbe (pessimistischer Weise!) nicht als eine von der „Wissenschaft" und von „Patriotismus" getragene. — An welchem Punkte der Welt, wo Geld zu verdienen ist, wäre der Deutsche nicht? Australien ist ihm nicht zu weit, und Panama nicht zu ungesund. Sitzt er aber erst mit Kapital am sicheren Platze, so klagt nnd barmt er, um sich nur keine deutsche Konkurrenz zuzuziehen.

Der nüchterne Erwerbssinn der Deutschen wird sich aber auf die Länge nicht von seinen eigenen Kolonien zurückhalten lassen.

Koloniale Rundschau.

Südsee.

Gegenüber den Unruhen im Gebiete unserer afrikanischen Kolonialunternehmungen herrscht in denen der Südsee ein wohlthuender Frieden, der nur durch die bekannten Vorgänge auf Samoa unterbrochen wurde, über welche diese Blätter eingehend berichteten. Die inzwischen in Berlin stattgehabte Samoa-Konferenz, deren Veröffentlichungen jeden Tag zu erwarten sind, wird

ohne Zweifel auch dort dauernde Zustände des Friedens und damit der gedeihlichen Weiterentwickelung geschaffen haben.

Kaiser-Wilhelmsland. Von den von der Neu-Guinea-Kompanie zu Berlin herausgegebenen „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel" sind im Laufe d. J. zwei Hefte erschienen (I geschlossen am 5. März, II geschlossen am 24. Juni), die wie immer die Hauptquelle zur Kenntnis jenes Schutzgebietes bilden und wiederum wertvolle wissenschaftliche Beiträge liefern. Was zunächst die Verwaltung anbetrifft, so hat die außerordentliche Generalversammlung vom 30. April wichtige Beschlüsse gefaßt und die seitens der Direktion vorgeschlagene Änderung der §§. 1 und 9 des Statuts genehmigt. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 17. Mai dieses Jahres ist ein Übereinkommen mit dem Auswärtigen Amt des Reichs vollzogen worden, durch welches die staatliche Verwaltung des Schutzgebietes auf Beamte des Reichs übertragen wird. Dieses Übereinkommen bestimmt, daß die Landesverwaltung, einschließlich der Rechtspflege und der Einziehung der auf der Landeshoheit beruhenden Steuern und Zölle ꝛc. durch einen kaiserlichen Kommissar geführt werden, und daß die Übernahme spätestens am 1. Oktober 1889 geschehen soll. Der Posten eines Landeshauptmanns geht somit ein und der bisherige Vertreter desselben, Geheimrat **Kraetke**, wird im Oktober d. J. nach Deutschland zurückkehren, da er dem Vernehmen nach die Stelle als kaiserlicher Kommissar abgelehnt hat.*) Die Neu-Guinea-Kompanie trägt die Kosten der Besoldung der Beamten (außer dem kaiserlichen Kommissar, ein Kanzler, ein Sekretär und eine Anzahl lokaler Beamter) und hat außerdem gewisse Leistungen in Bezug auf Unterbringung derselben und Gestellung von Beförderungsmitteln zu übernehmen. Die Ausgaben und Einnahmen werden jährlich durch einen Etat festgestellt; notwendige Mehrausgaben von der Kompanie gedeckt, wogegen Überschüsse der Einnahmen aus der Landesverwaltung ihr zufließen. Das ausschließliche Recht auf Grund und Boden bleibt der Kompanie neben den durch die bisherige Gesetzgebung ihr gesicherten gewerblichen Privilegien gewahrt. Neue Gesetze und Verordnungen dürfen nur nach Anhörung der Neu-Guinea-Kompanie eingeführt werden. Das Abkommen ist kündbar: seitens der Kompanie nach zwei Jahren, seitens des Auswärtigen Amtes, wenn politische Gründe die Auflösung erforderlich machen sollten, oder wenn die Kompanie die ihr dadurch auferlegten Pflichten nicht erfüllt oder erfüllen kann. Vorläufig sind die Kosten für die Gehälter der Reichsbeamten mit zirka 52 000 Mk. jährlich veranschlagt. Da die ganze Summe von der Neu-Guinea-Kompanie erstattet wird, so ist an der Genehmigung des Reichstages, die noch zu erfolgen hat, nicht zu zweifeln. Mit diesem außerordentlich wichtigen Schritte begiebt sich die Neu-Guinea-Kompanie ihrer Hoheitsrechte, um fortan unverkürzt ihre ganze Kraft dem Kolonisationswerk widmen zu können, eine Veränderung, die ohne Zweifel zur schnelleren Entwickelung wesentlich beitragen wird. Dies ist um so sicherer zu erwarten, als die Gesellschaft in dem bisherigen Chef ihres Büreaus in Berlin, Herrn Hans **Arnold**, eine Kraft gewonnen hat, deren Umsicht und Energie zu den besten Hoffnungen berechtigen. Herr **Arnold**, welcher der Gesellschaft von ihrer Gründung an angehörte, hat am 2. Juni bereits Europa verlassen, um nach eingehenden Studien der Plantagenwirtschaft Javas seinen neuen Posten als „General-Direktor", und damit die oberste kommerzielle und finanzielle Leitung draußen zu übernehmen.

Wie in der Verwaltung, so hat auch bezüglich des Verkehrs ein bedeutungsvoller Wechsel stattgefunden, indem die bisher bestehende Dampfschiffverbindung der Neu-Guinea-Kompanie zwischen Cooktown und Finschhafen aufhörte und seit dem 13. April d. J. ab Amsterkam, Genua, Surabaja (Java) stattfindet. (Vergl. S. 11x d. Bl.) Die Beförderung der Passagiere und Güter für Deutsch-Neu-Guinea ist kontraktlich der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Neederland" in Amsterdam übergeben und findet alle sechs Wochen statt.

In derselben außerordentlichen Generalversammlung fand ein wichtiger, die Erhöhung des Aktienkapitals betreffender Vorschlag der Direktion Genehmigung. Darnach ist die Direktion befugt, auf jeden beitragspflichtigen Anteilschein über den Betrag von 5000 Mk. hinaus bis zur Höhe von je 1500 Mk. einzufordern. Die Kompanie erhält dadurch also reichlich Mittel, um ihre Unternehmungen weiter fortzusetzen, über welche vor einiger Zeit recht ungünstige Berichte durch einen Teil der Presse liefen. Die Kompanie „stehe am Anfang vom Ende", so wurde behauptet, Gerüchte, welche durch die eigenen Berichte der Kompanie glücklicherweise vollständig widerlegt werden. Nach diesen wird auf allen fünf Stationen rüstig weiter gearbeitet und es sind stetig Fortschritte zu verzeichnen. Den besten Beweis dafür lieferte das erste Eintreffen von Kolonialprodukten (Tabak und Baumwolle) auf dem europäischen Markte. Die erste Ernte der Versuchsplantage Hatzfeldthafen ist vor einiger Zeit in Bremen im Wege der Einschreibung verkauft worden und hat überraschend günstige Resultate ergeben. Die Schätzung des noch ungleich fermentirten und sortirten Produktes betrug bis 250 Pf. per Pfund ohne Zoll, im Durchschnitt 105 Pf. und holte bei lebhafter Konkurrenz im ganzen den Preis von 151 Pf., während gleichzeitig eine größere Partie von Sumatra-Tabak mit 226 Pf., eine andere Partie desselben mit 74 Pf. bezahlt wurde. Mit diesen Ergebnissen kann die Kompanie daher wohl zufrieden sein, und schon jetzt darf man dem Tabakbau in Neu-Guinea eine ähnliche Zukunft wie dem auf Sumatra prophezeien. Das Plantagenterrain von Hatzfeldthafen ist daher vergrößert worden. Unerfreulicherweise hat im Februar und März in den Tabakssaatbeeten ein zahlreich auftretender kleiner Erdwurm den Pflanzen nicht unerheblich Schaden zugefügt.

Neben Tabak gelangte noch die erste Baumwolle aus den Versuchsplantagen in Kaiser Wilhelmsland in Bremen zum Verkauf und erzielte noch bessere Resultate als der erstere. Obwohl die Reinigung der Samenkörner noch zu wunschen übrig ließ, wurde diese Baumwolle per Pfund mit 115 Pf. bezahlt, ein unerhörter Preis, den sie ihrer vorzüglichen Qualität verdankt.

*) Zeitungsnachrichten zufolge ist als erster Reichskommissar Regierungsrat Rose in Aussicht genommen. D. R.

Die Arbeiten zur Gewinnung der werthvollen Phosphate der Purdy-Inseln, auf welche wir neulich aufmerksam machten, nehmen erwünschten Fortgang: auf Mole-Insel sind bereits mehrere Hundert Kubikmeter zur Verladung fertig. Dieselbe wird aber erst im April d. J. möglich gewesen sein, mit Aufhören des N.W.-Monsuns, welcher bei dem Mangel eines geschützten Hafens und der heftigen Brandung diese Arbeit verhinderte. Die Erträge werden daher erst in der zweiten Hälfte dieses Jahres nach Europa gelangen und hier hoffentlich gleich günstige Resultate als Tabak und Baumwolle erzielen. Aber selbst in diesem Falle wird es mit den Einnahmen der Gesellschaft noch lange nicht so schnell gehen, als viele Kolonialenthusiasten annehmen, und es wird, vorausgesetzt, daß keine unerwarteten Ereignisse eintreten, immerhin noch Jahre angestrengter Arbeit bedürfen, ehe das Gewinnkonto die erhoffte Dividende gewähren wird. Der Vergleich mit anderen ähnlichen Gesellschaften darf dabei als Anhaltspunkt gelten. So weist der letzte dreizehnte halbjährige Verwaltungsbericht der „British North Borneo Company", die unter vielfach weit günstigeren Bedingungen arbeitet, ein Defizit von 16 490 Pfd. Sterl. (= 325 800 Mk.) auf, obwohl die Gesellschaft allein aus Landverkäufen 37 995 Pfd. Sterl. (= 759 900 Mk.) vereinnahmte, Erträge, an die vorläufig in Neu-Guinea noch gar nicht gedacht werden kann. Denn es darf nicht verhehlt werden, daß von Kolonisation im Sinne von Ansiedlern noch immer nicht die Rede ist, und daß die ganze weiße Bevölkerung im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie mit wenigen Ausnahmen nur aus Beamten besteht. Herr **Zöller** giebt die Zahl der „Kompanie-Bediensteten" auf 143 Weiße und 400 Schwarze an.

Ein übersichtliches Gesamtbild des gegenwärtigen Standes der Arbeiten der Neu-Guinea-Kompanie entwirft Herr **Zöller** in fünf Aufsätzen, die unter dem Titel „Die bisherige Entwickelung und die Zukunft Deutsch-Neu-Guineas" kürzlich in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht wurden. Der weitgereiste Verfasser sucht darin nachzuweisen, was die Kompanie in den drei Jahren ihrer Kolonisationsthätigkeit für die bisher aufgewendete Summe von zirka 8 Millionen Mark leistete, und kommt zu dem Schluß, daß diese Leistungen im allgemeinen, namentlich im Vergleich mit Afrika (besonders Kamerun) bewundernswerte sind. Von Finschhafen, vor vier Jahren noch Urwald mit einigen Eingeborenenhütten, heißt es: „In zauberhaft schöner Szenerie liegt ein kleines liebliches Städtchen, wo man auf wohlgepflegten Kieswegen zwischen üppig grünenden Gärten, zwischen Mais-, Taro-Jamsfeldern einherschreitet. Am Hafen herrscht reges Leben und am Festland erfreuen sauber gehaltene Landhäuser das Auge und im angenehmen Gegensatz zu der landläufigen Verwahrlosung australischer Ortschaften atmet alles Ordnung und Sauberkeit". Auch die Betrachtungen, welche Herr **Zöller** über die Aussichten und die Zukunft entwirft, sind, trotz aller „wenn und aber" sehr hoffnungsreich und versprechend und enthalten viele beachtenswerte Winke. Freilich wird die Kompanie, wenn nicht etwa das ohne Zweifel vorhandene Gold thatsächlich gefunden wird oder sich sonst unerwartete Hilfsquellen aus noch unaufgefundenen Landesprodukten erschließen, noch Millionen aufzuwenden haben, aber über die einstige Rentabilität der Plantagenwirtschaft kann kein Zweifel walten. Zum Betriebe derselben wird allerdings ein nicht allzu kleines Kapital erforderlich sein, da trotz der günstigen klimatischen Verhältnisse die Möglichkeit, daß Europäer in größerer Anzahl ähnlich wie daheim Ackerbau betreiben und selbst die Feldarbeit übernehmen könnten, für ausgeschlossen betrachtet werden muß. Landbau in größerem Umfange wird nur bei Verwendung farbiger Arbeiter praktikabel sein und Herr **Zöller** empfiehlt hierbei die trotz ihrer Schattenseiten mit Recht gerühmten Chinesen.

Wie der Anbau von Nährfrüchten (Jams, Berg-Taro, süßen Kartoffeln, Bananen) erfreuliche Fortschritte gemacht hat, so gilt dies auch hinsichtlich der Viehzucht. In Finschhafen waren 13 Pferde, 39 Stück australisches Rindvieh, 15 javanische Zebus, 19 Schweine, 11 Ziegen und zahlreiches Geflügel vorhanden. Man hofft also, in nicht allzu langer Zeit so weit zu sein, um den Bedarf an Lebensmitteln aus eigenen Produkten des Landbaues und der Viehzucht decken zu können. Bisher wurde Schlachtvieh noch von Australien bezogen, und von allen Stationen war nur Konstantinhafen so weit, um ohne fremde Zufuhr die eigenen Arbeiter ernähren zu können. Was die für die Entwickelung allerwichtigste und schwierigste Frage, nämlich die Arbeiterfrage, anbetrifft, so betrachtet Herr Zöller dieselbe als „fast gelöst". Das wäre allerdings höchst erfreulich und man kann nur wünschen, daß sich Herr Zöller in dieser Voraussetzung nicht täuscht. Denn es darf bei Beurteilung der Zöllerschen Berichte doch nicht vergessen werden, daß der Genannte sich nur wenige Wochen in den deutschen Schutzgebieten aufhielt und dieselben nur wie im Fluge kennen lernte. Hinsichtlich der Arbeiterfrage verweisen wir daher auf die wichtige Arbeit „Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland und seine Stellungnahme zum Landeseingeborenen", welche Dr. Schellong, der zwei Jahre draußen verlebte, in dieser Zeitschrift (Nr. 9, 10 und 11) niederlegte. Aus derselben Feder brachte die „Allgemeine Zeitung" (Nr. 46 vom 15. Februar 1889) beachtenswerte Mitteilungen über „Die Eingeborenenbevölkerung (Papuas) von Kaiser Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel",*) die indes mehr den Anthropologen und Ethnologen angehen.

Über seine kühne Alpenfahrt in das Finisterregebirge veröffentlicht Herr Hugo Zöller in der „Kölnischen Zeitung"**) weitere interessante, packend ge-

*) Die Bemerkung des Verfassers, daß vor ihm nur Dr. Finsch in Finschhafen war, „aber hier nur die Zeit weniger Stunden widmen konnte", ist insofern unrichtig, als der Entdecker des Hafens, der hier zuerst die deutsche Handelsflagge entfaltete, 4 Tage hier verweilte (vergl. Finsch in „Samoafahrten" S. 164—185). D. R.

**) Nr. 58, 27. Februar („Vorwärts! um jeden Preis vorwärts!"); Nr. 61, 2. März („Die Alpenwelt von Neu-Guinea"); Nr. 62, 3. März („Der entscheidende Anstieg", mit Kartenskizze); Nr. 66, 7. März („Auf der höchsten bisher erreichten Bergspitze in Deutsch-Neu-Guinea"); Nr. 69, 10. März („Der Rückmarsch durch das Küstengebirge zur Astrolabebai"); Nr. 72, 13. März („Bogadjim bei Stephansort und die Papuadamen").

Digitized by Google

schriebene Artikel, welche aber nur als Ergänzung seiner früheren gelten können, über welche s. Z. (vergl. S. 76 d. Bl.) eingehender berichtet wurde. Gegenüber den schwungvollen, oft überschwänglichen Worten, mit welchen Herr Zöller die Erlebnisse dieser Expedition beschreibt, erscheint der Bericht seiner Gefährten, der Herren Dr. Hellwig und Winter (in Heft I der „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelmsland" S. 3—15) allerdings nur schlicht, wird aber gerade durch die konzise Sprache Vielen um so willkommener sein, da er ganz ohne nebensächliche Betrachtungen, sich nur an das Thatsächliche hält. So erhalten wir ein kurzes, aber übersichtliches Bild der Erlebnisse und Ergebnisse der Expedition, welches durch eine beigegebene Kartenskizze, die auch die geologischen Formationen verzeichnet, wesentlich zum leichten Verständnis beiträgt. Die Expedition war von Konstantinhafen gerade 15 Tage abwesend.

Heft II der „Nachrichten ꝛc." bringt neben den Berichten über kleinere Forschungstouren von Beamten der Kompanie in der Umgebung von Finschhafen und Hatzfeldthafen, eine wichtige Arbeit des früheren Landeshauptmanns, Vizeadmiral a. D. Freiherrn v. Schleinitz, in der „Beschreibung der Nordküste von Kaiser Wilhelmsland von Kap Cretin bis zu den Legoarantinseln" (S. 48—87). Die beigegebene Karte (Maßstab 1 : 500 000) ist durch Güte des hydrographischen Amtes des Reichs-Marineamtes fertiggestellt worden und eine würdige Fortsetzung der wertvollen kartographischen Aufnahmen des hochverdienten Forschers.

Dasselbe Heft der „Nachrichten ꝛc." (II) bringt außerdem eine Karte der „Umgegend von Finschhafen" von Dr. C. Schrader. Als weitere Frucht der von diesem Gelehrten geleiteten wissenschaftlichen Expedition der Neu-Guinea-Kompanie (in den Jahren 1886 und 1887) hat derselbe („Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin" Heft 2 und 3, Band 24) die ausgeführten astronomisch-geographischen Ortsbestimmungen und erdmagnetischen Beobachtungen in Kaiser Wilhelmsland und dem Bismarckarchipel veröffentlicht.

Dasselbe Heft der genannten Zeitschrift enthielt als Resultat jener Expedition eine Karte des Kaiserin Augustaflusses, der bekanntlich auf einer beträchtlichen Länge 3° 50, bis 4° 13' s. Br.) befahren wurde, nebst Begleitwort.

Die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen hat eine zweite Station in Kaiser Wilhelmsland begründet, und zwar auf der kleinen Insel Siar (Dsiar, Alyinsel der deutschen Karten) in Prinz Heinrichhafen des Achipels der zufriedenen Menschen. Missionäre Kunze und Bergmann, welche am 9. Januar d. J. in Bogadjim (Astrolabebai), der bisherigen einzigen Station, eintrafen, geben in Nr. 8 der Berichte ihrer Gesellschaft einige Mitteilungen, die zu manchen Hoffnungen berechtigen. So wird das anscheinend gesundere Klima von Siar hervorgehoben, gegenüber dem von Bogadjim, wo die Missionare viel am Fieber zu leiden hatten, so daß einige das Land verlassen mußten. Die Eingeborenen zeigten sich, wie fast ausnahmslos allenthalben, freundlich. wenn sie auch wenig Hilfe leisteten, sondern für Alles und Jedes Bezahlung verlangen, eine Angewohnheit, die allen Kanaken eigen und gleichsam angeboren ist. Über Bogadjim resp. Stephansort erfahren wir außerdem, daß die Landungsverhältnisse recht ungünstige sind, was übrigens schon bekannt. Aus diesem Grunde unterließen daher Dr. Finsch und Kapitän Dallmann, die ersten Pioniere der Kompanie, die Gründung der Hauptstation in Astrolabebai, was nur erwähnt sein mag, weil Herr Zöller dies tadelt. Aber das Urteil eines so erfahrenen Seemannes, als Kapitän Dallmann, der nicht einmal Konstantinhafen als einen brauchbaren Hafen bezeichnet, dürfte hierin wohl entscheidender sein als die Stimme eines Reisenden. In der That macht nur das vorherrschend ruhige Wetter Astrolabebai für Schiffsverkehr praktikabel, umgekehrten Falls würde derselbe kaum möglich sein.

Salomonsinseln. In Heft I der „Nachrichten über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarckarchipel" gibt der Landeshauptmann Kraetke einen Bericht über seine mit den Kompaniedampfern „Isabel" und „Samoa" unternommene Fahrt nach Buka und Bougainville, den westlichsten Inseln des deutschen Schutzgebietes. Dieser Bericht ergänzt die ersten flüchtigen Mitteilungen Hugo Zöllers (vergl. S. 76 d. Bl.) in sachlicher Weise und bringt viele interessante Notizen über Schiffahrtsverhältnisse, Land und Leute. So u. A. in Betreff der Straße, welche die beiden obengenannten Inseln trennt, und die in ihrem westlichen Teile wegen vieler Riffe und kleiner Inseln sehr schwierig zu befahren ist. Auf Bougainville wurde östlich von Kap Lavardie ein guter Hafen entdeckt, ein zweiter weiter östlich südlich von der Martininsel, dessen Umgebung, sanft ansteigendes, hügeliges Terrain mit üppiger Vegetation, sich trefflich zur Gründung einer Station eignen würde. In der That ist in der Generalversammlung der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen am 11. Juni die Errichtung einer Missionsstation an dieser Stelle, bei dem bevölkerten Dorfe Toperoi, beschlossen worden, womit die deutsche Mission zuerst in diesem Teile des Schutzgebietes festen Fuß fassen würde.

Bisher waren nur englische Missionare auf der Salomonsgruppe thätig, und zwar auf der kleinen Insel Ugi (Udchi),*) an der Nordküste von San Christoval, wo sich auch ein weißer Trader befindet und die deshalb öfter von englischen Kriegsschiffen besucht wurde.

Daß sich die im Ganzen nicht zahlreiche Eingeborenenbevölkerung angesichts zweier bewaffneter Dampfer überall freundlich, wenn auch hier und da scheu zeigte, ist nur zu erklärlich, aber es darf bei dem eigenthümlichen Charakter der Salomonsinsulaner bezweifelt werden, ob sie gegenüber ein paar ganz einzelnen Weißen ebenso freundlich bleiben werden. Jedenfalls wird die Mission gut thun, sich des Schutzes des mächtigen Häuptlings Gorai der Shottlandsgruppe zu versichern, und mag sich erinnern, daß s. Z. Kapitän Fergusson, der große Erfahrung in den Salomons besaß und bei den Eingeborenen wohl bekannt und beliebt war, auf seinem Dampfer „Rippel" hinterlistig erschlagen wurde. Die rücksichtslose Behandlung der Eingebornen seit dem Tage, als der erste Spanier unter Mendana (1557) seinen Fuß auf das Land setzte, bis zu den Werbeschiffen der neuesten Zeit, hat für den weißen Mann eben keine großen Sympathien erwecken können, und es darf nicht verwundern, wenn die braunen Brüder Rache nahmen, wo sie konnten, und damit nicht selten Unschuldige trafen. (F.)

*) Nach Grundemann (vergl. S. 101 d. Bl.) würden sich auch auf der Insel Isabel, der östlichsten des deutschen Schutzgebietes, drei englische Missionsstationen befinden.

Die Protestversammlung der Abteilung Berlin am 17. August.

Herr Dr. Ebert als Vorsitzender der Abteilung eröffnete die Versammlung um 8½ Uhr im großen Saale des Architektenhauses mit folgenden Worten:

„Hochgeehrte Herren! Wir haben Sie eingeladen, um Ihnen in kurzen Zügen ein Bild vorzuführen von der feindseligen Art und Weise, in welcher gewisse Kreise der uns befreundeten Nation der Engländer die deutschen Unternehmungen in Afrika zu erschweren und verhindern suchen. Gewiß steht es jedem Volke frei, sich nicht nur gegen eine feindliche, sondern auch eine befreundete Konkurrenz zu schützen bezw. dieselbe zu bekämpfen. Dabei sollten aber die Rechte des anderen geachtet werden; vor allem sollten Verträge geachtet werden, die von den Regierungen der konkurrirenden Völker geschlossen worden sind mit dem offenbaren Zweck, die Konkurrenz zu einer freien und friedlichen zu gestalten. Das geschieht nun von gewissen Kreisen — des englischen Volkes nicht. Ja noch mehr, aus Furcht, die Pläne eines großen englischen Reichs in Afrika gestört zu sehen, wird von englischen Beamten ein humanes Unternehmen, die deutsche Emin-Expedition, mit völkerrechtswidrigen Mitteln bekämpft. Es liegt in dieser Handlungsweise eine Mißachtung unserer Rechte, zu der wir Deutsche nicht schweigen können.

Von gewisser Seite ist versucht worden, diese Versammlung als ein Agitationsunternehmen für Dr. Peters darzustellen. Nun, meine Herren, ein Blick auf unsere Tagesordnung hätte genügen sollen, diese Einwürfe zu entkräften. Die Verfolgung der Deutschen Emin-Expedition ist nur ein Glied in der Kette der englischen Feindseligkeiten, die in West- und Süd- und Ostafrika zu verzeichnen sind.

Meine Herren! Unsere Versammlung darf auch nicht aufgefaßt werden als eine Äußerung des mangelnden Vertrauens zu unserer Regierung. Im Gegenteil, wir haben die feste Überzeugung, daß es unserer Regierung schließlich gelingen wird, Genugthuung für das Vorgefallene zu erhalten und die Mißstände zu beseitigen.

Aber es ist hohe Zeit, daß man in England sieht, daß der Weg, den gewisse Kreise des englichen Volkes gegen die deutschen Unternehmungen eingeschlagen haben, der Weg der Feindseligkeit und Mißachtung deutscher Rechte, daß dieser Weg nicht geeignet ist, die Freundschaft des deutschen Volkes zu erhalten oder uns Vertrauen zu der Freundschaft des englischen Volkes einzuflößen.

Deshalb, meine Herren, haben wir Sie eingeladen, mit uns Stellung zu nehmen, den Vorgängen in Afrika gegenüber, in der Hoffnung, daß unser Vorgehen allseitige Billigung finde."

Nachdem dann der Schriftführer der Abteilung Herr Regierungsbaumeister Wiskow, davon Mitteilung gemacht hatte, daß aus 54 Städten Deutschlands von Abteilungen und Privatpersonen, unter letztern auch von Herrn v. Treitschke, Zustimmungserklärungen eingegangen seien, begannen die Reden der Herren, welche Referate übernommen hatten.

Über die Vorkommnisse im Niger-Benuë-Gebiet.*)

Auszug aus dem Vortrag des Herrn P. Staudinger.

„Im Anfange des Jahres 1885 war die Hinaussendung der Deutschen Niger-Benuë-Expedition von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland beschlossen worden. In der Hauptsache allerdings sollte die Unternehmung wissenschaftlichen Zwecken dienen, daneben aber wurde auch noch die Abschließung von Freundschaftsverträgen mit den eingeborenen Fürsten des westlichen Sudans bezweckt, um sie in direkte Beziehungen mit dem deutschen Handel zu bringen. Seine Majestät der hochselige Kaiser Wilhelm und Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck schenkten deshalb der Expedition ihr Interesse und ihre Unterstützung. Als wir in Braß an der Nigermündung landeten, lagen die Verhältnisse folgendermaßen: An den Ufern des Flusses hatte die damalige National African Company, die wegen ihrer Handlungsweise ebenso bei den eigenen Landsleuten an der Küste als auch bei den Eingeborenen verhaßt war, vor kurzem durch den Aufkauf der französischen Gesellschaften und das Verdrängen einiger andern Häuser eine Art Handelsmonopol gewonnen. Nur die von Braßfirmen abhängigen schwarzen Zwischenhändler sowie einige Lagos-Kaufleute befuhren noch den Fluß. Ich kann nicht unterlassen, zu erwähnen, daß wir von den englischen Vertretern der Küstenhäuser ungemein freundlich aufgenommen wurden. Allerdings waren sie auch einig in dem Hasse gegen die vergewaltigende Gesellschaft. Voll Hoffnungen für unsere gute Sache steuerten wir in den Fluß hinein. An vielen Plätzen des unteren Niger wurde uns von den eingeborenen Fürsten Land angeboten, und man bat uns um die Anlage von Faktoreien. Bezüglich der Errichtung letzterer aber mußten wir auf die uns folgenden Kaufleute vertrösten. Aber Land in dem Sinne als Kolonie wollten und konnten wir nicht annehmen. Niemand sollte verdrängt werden; wir forderten nur gleiches Recht für alle, und in dieser Auffassung wurden die Handels- und Wandelsverträge geschlossen. An der Erwerbung von Hoheitsrechten hinderte uns schon die Vereinbarung über die Abgrenzung der Schutzgebietssphären. Uns genügten ja auch die angedeuteten Vorteile; ein Mehr wäre dem Deutschen Reiche nur lästig geworden. Außerdem war ja der Niger mit all seinen Zuflüssen frei durch die garantirten Verträge der Kongokonferenz.

Im Anfange verhielten sich die Angestellten der National African Company abwartend; sie hatten noch keine Instruktionen von ihrem damaligen Hauptagenten Mackintosh. Diese trafen aber bald ein und lauteten: Verdrängung der Deutschen mit allen Mitteln! Die ersten Versuche dazu wurden auch bald gemacht. Besondere Umstände hatten eine Trennung der Expedition bedingt,

*) Die vollständige Rede wird Interessenten auf ihren Wunsch gratis, soweit der Vorrat reicht, vom Büreau geliefert. D. R.

Digitized by Google

und ein Teil derselben, worunter auch ich mich befand, verweilte in dem am Benuë liegenden Loko, um die Ankunft des Restes unserer Ausrüstung zu erwarten.

Von dem Könige des Landes, dem Sultan Anassarawa, waren wir auf das freundlichste beim Betreten seines Gebietes begrüßt worden, und allen Schutz und Vorteil hatte uns dieser Potentat gewährt.

Da bekamen wir eines schönen Tages von dem Agenten der englischen Kompanie die Aufforderung, den Platz unverzüglich zu verlassen und zurückzukehren. Begründet wurde dieses Verlangen damit, daß alles Land der Umgebung Eigentum der Gesellschaft sei und unser Verbleiben Aufruhr und Empörung der Eingeborenen und andere entsetzliche Folgen haben könnte. Sofort ließen wir unsern Wirt, sowie die angesehenen Männer zusammentreten, um sie zu befragen; sie wußten aber nichts von einem solchen Abkommen und erklärten alles für unwahr. Darauf zeigte man uns die Abschrift eines solchen Vertrages und drohte mit Gewalt. Aber wir ließen uns nicht einschüchtern, fragten sofort bei dam Könige Anassarawa an und erhielten die Antwort, die Aussage des englischen Beamten sei Lüge; ihm allein gehöre der von Allah verliehene Boden. Da wir nun ferner nicht einsehen konnten, was friedliche zoologische Exkursionen und der Ankauf von Nahrungsmitteln für entsetzliche aufrührerische Folgen haben könnten, so blieben wir.

Man scheute sich diesmal noch auf gegnerischer Seite, den Mitgliedern einer wissenschaftlichen Expedition gegenüber Gewalt zu gebrauchen, und ließ die Sache auf sich beruhen, vielleicht auch weil man den Ausgang eines Kampfes fürchtete.

Nachdem die übrigen Mitglieder der Unternehmung zu uns gestoßen waren und wir leider 2 Kameraden durch schwere Krankheit verloren hatten, trat ich mit meinem Begleiter Hartert die schwierige Landreise nach dem Norden an, um die Briefe und Geschenke Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm an die Sultane von Sokoto und Gandu zu überbringen.

Der günstige Erfolg ist Ihnen bekannt, und ich kann mich darauf beschränken, nochmals zu erwähnen, daß uns die weitgehendsten Rechte eingeräumt wurden und der Oberherr aller Hauffa uns die ausdrückliche Versicherung gab, daß kein Zoll breit seines Reiches an die Engländer verkauft sei, noch ihnen Monopole gewährt worden seien.

Wir kehrten nun vorläufig nach Loko zurück. Hier erhielten wir auch die ersten Nachrichten über Flegel, der in Adamaua weilte. Er war von den Angestellten der englischen Gesellschaft in gewaltthätiger uno entwürdigender Weise behandelt worden. Wollte er, auf dem Flusse fahrend, mit seiner Mannschaft müde und hungrig landen, um Lebensmittel einzukaufen, so verbot man ihm, ans Ufer zu gehen, und dergleichen Sachen mehr. Ja einmal, als er einige Sachen aus unserm Hause in Loko holen ließ, durfte er dies nur unter stetiger Überwachung eines Schwarzen der Gesellschaft thun. Zur Hochwasserzeit kam unsere Dampfbarkasse mit ihrem Leiter, dem Ingenieur Thiel. Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, erzählte er seine Leidensgeschichte. Auch ihn hatte man in ähnlicher Weise wie Flegel gequält. Die gemeinste That zweier Angestellten aber war folgende: Thiel litt im Anfange am Fieber. Zu einer Zeit, als er so krank war, daß er sich nicht vom Bett erheben konnte, wollte er einmal des Abends bei der Ortschaft Lokodscha landen, damit seine Leute Nahrungsmittel kaufen konnten. Er ließ den Anker ans Ufer bringen und den Dampf ablasen. Da bekam er die Aufforderung des Stationsagenten, umgehend den Platz zu verlassen und bald daraufhin erschienen auch 2 Europäer mit 100 bewaffneten Küstennegern der Faktorei. Thiel ließ durch seine Diener die Unmöglichkeit, abzufahren, erklären. Umsonst, der Anker wurde aufgehoben und das Fahrzeug mit Gewalt in den Fluß gestoßen. Bald trieb es wieder an; der arme halbtote Leidensgefährte konnte sich nicht wehren, sonst hätte wohl ein Büchsenschuß die hier einzig richtige Antwort gesprochen. Von neuem drängt man die Barkasse ab, bis sie endlich an einem Urwaldfleck antrieb. In der Nähe der Stelle, wo diese Unthat geschah, befinden sich in dem Fahrwasser gefährliche Gneisklippen. Leicht hätte das durch Abblasen des Dampfes willenlos gewordene Fahrzeug dort aufrennen können, und die Mannschaft wäre ertrunken. Natürlich ist der Vorfall ebenso wie die anderen an das Auswärtige Amt berichtet worden. Fragen wir aber, was hat man gegen die unwürdige Behandlung Flegels gethan, welche Genugthuung wurde uns für die Verletzung des Völkerrechts, für die Gefährdung des Lebens deutscher Unterthanen, für die Beschimpfung der deutschen Flagge? Die Antwort lautet: Keine!

Wir kehrten bald nach Erfüllung der Mission zurück. Als wir den deutschen Boden bei Hamburg nach langer Trennung betraten, war eine der ersten Nachrichten, welche wir erhielten, die, daß die National African Company unter dem Namen Royal Niger Company eine Charter erhalten hätte. Unbegreiflich erschien, wie die englische Regierung einer damals am Zusammensturz stehenden Gesellschaft, die allgemein bei den Eingeborenen unbeliebt war, und deren Hauptvertreter sich hatte Gewaltthaten zu Schulden kommen lassen, eine Charter geben konnte. Indes die Thatsache ließ sich nicht ändern; außerdem stand auch in dem Schutzbrief, die Bestimmungen der Kongokonferenz würden anerkannt. Nach diesen ist aber die Schiffahrt auf dem Niger mit seinen Zuflüssen frei. Ein anderer Passus sagte, daß die Gesellschaft keine Rechte auf Monopole habe, sondern der Handel solle frei sein für alle Völker; nur in ihren Gebieten, also wohlverstanden dort, wo die Gesellschaft rechtsgültige Verträge besaß, konnte behufs Deckung der gouvernementalen Verwaltungsunkosten ein Zoll erhoben werden. Auch auf unserm Auswärtigen Amt sprach man sich damals ermutigend aus, und es wurde erklärt, daß deutsche Bürger wohl das Recht hätten, dort ihren Geschäften nachzugehen. . . ."

Redner schilderte sodann das Auftreten der Kompanie gegen den deutschen Händler Hönigsberg, über welches wir in der Kolonialzeitung (siehe Nr. 27 und 28 der D. Kol. Ztg. 1888) „Handel und Schiffahrt auf dem Niger und Benuë", Nr. 32 desselben Jahres „Lord Aberdare über die Rechte der Royal Niger Company" außerdem den Vortrag des Herrn Dr. Bokemeyer in der Vorstandssitzung vom 11. September in Wiesbaden „Englische Kolonialpolitik am Niger und Benuë" und manches andere gebracht haben. Aus dem Jahre 1887 ist besonders ein Artikel des geehrten Herrn Redners „Nochmals einige Worte über die gegenwärtigen Verhältnisse im Niger-Benuëgebiet" (Heft 17) bemerkenswert.

. . . „Natürlich rief Hönigsberg die Hilfe unsres Auswärtigen Amtes an. Ich selbst trat mit Wort und Schrift für die deutsche Sache ein. Das Auswärtige Amt nahm sich auch der Angelegenheit an und versprach Unterstützung. Das englische Kabinett legte sich auf die bekannte Verschleppungspolitik. Endlich wurde ein deutscher Kommissar, Herr von Puttkamer, zur Prüfung der Angaben Hönigsbergs nach Bidah gesandt. Er soll seiner Aufgabe auch gut sich entledigt haben, und wie mir Hönigsberg schreibt, konnte er dessen Angaben bestätigen.

Schließlich gestattete man auch unserm Landsmann, zurückzukehren. Aber kann er dies? Nein, unmöglich!

Erstens ist noch immer nicht seine Forderung wegen rechtlos bezahlter Zölle sowie Verluste, die er durch Konfiskation der Güter und zweimalige Gefangenschaft erlitten hatte, bezahlt und er selbst ein ruinirter Mann. In Hamburg wäre auch ein Konsortium bereit, eine Niger-Benuë-Gesellschaft zu bilden. Aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann eben kein Mensch hinausgehen, denn der kürzlich erfolgte Zollerlaß ist nur Spiegelfechterei der Gesellschaft. Die Abgaben sind noch immer viel zu hoch.

Aber es ist nicht allein die niederdrückende Steuer, die uns am Handel und Wandel hindert, sondern es ist vor allen Dingen der rechtlose Zustand, in dem wir uns dort befinden. Wer giebt uns denn die Garantie, daß, sowie wieder ein Deutscher draußen ist, erneuerte Bestimmungen erlassen werden, die einfach die Konkurrenz lahm legen?

Gouvernementale Verwaltungsausgaben hat die Kompanie, namentlich in den von uns besuchten Gebieten, keine. Aber gern würde man eine kleine Summe für Flußzeichen zahlen. Es ist jedoch ein Unding, daß eine Handelsgesellschaft unter irgend einer Form Zölle ausschreibt, die so klar das Monopol kennzeichnen. Alle Einnahmen fließen auch allein in ihre Tasche. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen können wir aber auch nicht irgend einen Vorteil aus den hinter der Demarkationslinie bei Jola uns zufallenden Gebieten ziehen, denn wir müssen für unsere Dampfer Stützpunkte am Niger und Benuë haben. Wir können uns nicht in die Einfuhrverhinderung gewisser Sachen fügen und zur Entwickelung eines gedeihlichen Verkehrs in den dortigen Gebieten gehört Unabhängigkeit des Handelns! Außerdem hat die Strecke hinter Jola ohne die vorliegenden Gebiete beinahe gar keinen Wert für den Handel mehr.

Meine Herren! Ich kenne die Länder aus eigener Anschauung. Ich habe mich von jeher von allem Chauvinismus fern gehalten und immer rückhaltlos die nüchterne Wahrheit gesagt. Aber das kann ich mit gutem Gewissen bestätigen, daß die Niger-Benuë-Gebiete wegen ihres Reichtums an Produkten wohl mit die günstigsten in Afrika sind und ein kluger Kaufmann, der auf den Geschmack der Eingeborenen eingeht, unter normalen Verhältnissen einen hohen Gewinn dort machen kann.

Jetzt ist endlich doch die Durchquerung des Hinterlandes von Kamerun nach dem Niger-Benuë geglückt. In umgekehrter Weise hätte es vor zwei Jahren mit einem Zeitaufwand von 2 — 3 Monaten geschehen können. Aber werden wir bei der gegenwärtigen Lage einen Vorteil davon ziehen können? Kann ein gefährlicher Landweg einen guten Wasserweg ersetzen?

Ungefähr zur Zeit der Reise des Deutschen Kommissars war auch ein englischer Kommissar draußen gewesen. Man sollte nun glauben, daß jetzt, wo beide zurückgekehrt sind und unser Regierungsvertreter die Richtigkeit der Angaben des Geschädigten festgestellt hat, endlich dem armen vernichteten Landsmanne seine Entschädigungssumme ausgezahlt würde. Aber nein. Jetzt ist wieder eine Verschleppung eingetreten, indem der englische Kommissar, dem doch alles viel leichter gemacht ist wie dem deutschen, von neuem hinausgeht, um die Sache zu prüfen. Bei einer solchen Behandlung der Sache seitens der Engländer können ja noch Jahre vergehen, ehe die Entscheidung fällt. . ."

Redner forderte sodann die Versammlung auf, gegen ein solches Vorgehen der englischen Gesellschaft zu protestiren, beklagte das stete Nachgeben und Zurückgedrängtwerden in allen Gegenden und von allen Völkern, mit denen wir wegen überseeischer Gebiete in Berührung gekommen sind, und schloß mit dem Wunsche, daß die Anwesenden ihre Stimmen mit der seinigen vereinigen möchten, die hohe Reichsregierung zu ersuchen, die Rechte und Interessen unserer Mitbürger im Auslande zu schützen.

Über die Vorgänge in Südwest- und Ostafrika.

Auszug aus dem Vortrag des Herrn Paul Reichard.

„Mein geehrter Herr Vorredner hat Ihnen in klarer Weise auseinandergesetzt, in welch hohem Grade ungerechtfertigt englische Interessenten unseren Landsleuten am Niger-Benuë entgegentreten. Ein derartiges Vorgehen der Engländer ist um so beklagenswerter, als es sich nicht nur auf jene Gebiete erstreckt, sondern sich in allen Teilen Afrikas bemerklich macht, wo wir in jüngster Zeit aufgetreten sind. Die Maßnahmen der Engländer sind in den Fällen, welche unseren Widerspruch wachrufen, durch nichts gerechtfertigt, und entspringen der Ländergier des mächtigen Albion ebenso gut wie der Selbstüberhebung und dem gekränkten Stolz, welcher es nicht verwinden kann, daß auch andere Völker wie England ihren Besitz an fremden Küsten ausdehnen wollen. England hat sich gewöhnt, alle von Großmächten unbesetzten Länder gewissermaßen als für sich auf Lager befindlich zu betrachten. Es ist nur ein Ausfluß der öffentlichen Meinung Englands, wenn Lord Granville sagte, daß er gegen jede Besitzergreifung fremder Staaten in Afrika protestire, weil Afrika ein englisches Zukunftsland sei, ja er betrachte es als eine an England verübte Rechtsverletzung. . . ."

Redner ging dann auf die Geschichte der Erwerbungen in Südwestafrika über, welche wir als allgemein bekannt hier weglassen. Ebenso sind auch die neueren Vorgänge in dem Schutzgebiet, die Machinationen des Lewis und der Verrat des Maharero, unsern Lesern zu bekannt, als daß es nötig wäre, diesen Teil der Rede abzudrucken.

. . . „Nach Festsetzung der Deutschen in den Gebieten zwischen den englischen

Digitized by Google

und portugiesischen Besitzungen begannen sofort die englischen Hetzereien gegen die den Engländern aufs äußerste verhaßte deutsche Herrschaft.

Der uns zugefügte Schaden ist ein ganz bedeutender. Durch deutsche Schutztruppen, bei deren Eintreffen an der Küste Lewis plötzlich aus Damaraland verschwunden ist, müssen wir uns nun mit Gewalt unser Recht erkämpfen, den vertragsbrüchigen Kamaherero zur Wiederanerkennung der deutschen Schutzherrschaft zwingen.

Man ist bei Aussendung der Schutztruppe für Südafrika wieder in den alten Fehler verfallen, dieselbe in zu geringer Stärke auszusenden, und nach allen Erfahrungen, welche wir in solchen Sachen gemacht haben, ist dadurch die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß der Erfolg kein glänzender sein wird. Am meisten aber ist zu bedauern, daß sich England in dem Hinterlande Südwestafrikas, im Betschuanaland, zwischen uns und die portugiesischen Besitzungen ganz unberechtigter Weise eingeschoben hat, da dieses zu unserer Interessensphäre gehörte.

In hohem Grade verwunderlich ist es diesen Thatsachen gegenüber, daß uns England in Ostafrika im Anfange unseres Auftretens dort wenig Schwierigkeiten bereitet hat. England hatte sich dort ganz in Sicherheit gewiegt, betrachtete die Ostküste als einen reichen Gewinn, der ihm bei der geringsten Erschütterung in den Schoß fallen mußte. Durch die entschlossenen schnellen Erwerbungen des Dr. Peters wurde es entschieden überrumpelt. Daß es sich dieses gefallen ließ, hat, wie man wohl annehmen kann, seinen Grund darin, daß Deutschland England anderweitig freie Hand ließ. Einiges Licht verbreitet die jüngste Rede des Lord Churchill. Unter anderem sagt er darin, er klage, daß England Egyptens wegen an Deutschland zu viele Zugeständnisse gemacht habe. Der unersättlichen Ländergier Englands scheint demnach das weite Egypten noch nicht groß genug. Ehe wir nun in Afrika Erwerbungen gemacht hatten, habe ich persönlich schlimme Erfahrungen in Bezug auf das Auftreten der Engländer in Afrika gemacht.

Wo immer dort ein Engländer erschien, zeigte er eine beneidenswerte Sicherheit, welche nicht allein etwa dem persönlichen Selbstbewußtsein entsprang, sondern dem Bewußtsein, unter allen Umständen die moralische Unterstützung seiner Regierung hinter sich zu haben. Der Engländer weiß, daß ihm seine Regierung, ohne lange theoretische oder bureaukratische Untersuchungen anzustellen, beispringt. Ein hoher Vorzug englischer Politik. Daß aber der englische Missionar und Reisende unter keinen Umständen berechtigt ist, bei Eingebornen allenthalben zu verbreiten, daß die Königin von England über alle europäischen Könige herrsche und Tribut von ihnen erhalte, leuchtet wohl jedem ein. Überall nämlich, wo Engländer in Berührung mit Eingebornen gekommen waren, fand ich diese Märchen von Engländern geflissentlich verbreitet. Die Versicherung unsererseits, daß Deutschland ein vollständig unabhängiges Land sei, fand dort jedesmal ungläubiges Lächeln.

Ich sollte sogar persönlich unter dem Vorgehen eines Engländers zu leiden haben. Als ich nämlich im Frühling des Jahres 1885, als einzig Überlebender unserer Expedition aus dem Kongoquellgebiet zurückkehrend, wieder in Tabora einzog unter großem Jubel und Flintenknallen, mußte ich dort einige Wochen verweilen, um bei den Arabern gegen Checks Tauschwaren zu kaufen, damit ich meine Leute auszahlen und zum Teil neue anwerben konnte. Überall, wo ich dieserhalb anfragte, wurde mir nach Verabreichung ganz unbedeutender Posten, der Bescheid von arabischen Händlern, daß wegen der zwischen Tabora und der Küste ausgebrochenen Hungersnot keine Tauschwaren angelangt seien. Als dann einige Karawanen eintrafen, blieb es mir dennoch unmöglich, etwas einzukaufen, was meinen Aufenthalt sehr in die Länge zog und mir viele Kosten verursachte. Endlich erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der bekannte Missionsagent Stokes, während ich in Tabora einzog, auf der Veranda des Sed bin Juma zu einigen 30—40 Arabern öffentlich gesagt habe: Ihr Araber seid dumme Kerls, daß ihr den Deutschen Kredit gebt. Keiner ihrer Checks wird in Sansibar honorirt. Wenn Euch Eurer Geld lieb ist, so gebt dem Deutschen, welcher eben knallend einzieht, keine Waren. Ehe ich bei Sed bin Juma anlangte, war Stokes mit einer Karawane, welche zum Aufbruch bereit war, fortgegangen. Zu seinem Glücke, sonst wäre ihm die Sache schlecht bekommen. Auf Grund dieser Hetzereien wurde mir der Kredit verweigert. Ich berief nun eine Versammlung der Araber, erklärte diesen ebenso öffentlich, daß Stokes gelogen hätte. Ich setzte ferner einen Bericht an das deutsche Konsulat in Sansibar auf, um später nur den tröstlichen Bescheid dort mündlich zu erhalten, daß dagegen nichts zu machen sei.

Nicht uninteressant ist auch die Bemerkung des Sir John Kirk, welcher sich nicht entblödete, von Mitgliedern der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche aus Sparsamkeit in der II. Klasse der Dampfer fuhren, öffentlich zu sagen, diese seien keine Gentlemen, sondern höchstens Chausseearbeiter für Usagara.

Johnston unterschob Kirk die Absicht, die Ostküste Afrikas von 10° n. Breite bis zu 10° s. Breite von allem fremdem Einfluß frei zu halten und zu diesem Zwecke die Macht Said Bargaschs zu vergrößern, ohne aber daß diese Macht von England anerkannt würde — eine gegen uns gerichtete Doppelzüngigkeit. Als der Plan bekannt wurde, daß eine deutsche Expedition nach dem Kilimandscharo aufbrechen sollte, veranlaßte Kirk, daß der General des Sultans Said Bargasch, Mathews, eiligst dorthin aufbrach, um den Häuptling Mandara zur Annahme des englischen Protektorats zu bewegen. Es gelang ihm nicht, sondern er vermochte ihn nur dazu zu bewegen, arabische Flaggen aufzustecken. Bekanntlich wurden jene Gebiete der deutschen Interessensphäre einverleibt, nachdem Mandara mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Verträge abgeschlossen hatte. Nach Abschluß dieser Verträge erschien Johnston mit einem angeblich mit Mandara abgeschlossenen Vertrag. Unglücklicherweise hatte er aber ein Datum eingefügt, während dessen er sich, wie ihm nachgewiesen wurde, anderswo aufgehalten hatte. Zu jener Zeit sagte Chamberlain, daß England an Deutschland nicht ohne weiteres so große Gebiete in Afrika überlassen dürfe. Die Abmachungen der Kongokonferenz schienen für ihn keine Geltung zu haben.

Ebensowenig scheint die Kongoakte für die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft zu existiren. Dieselbe beabsichtigt, im Bunde mit der neugebildeten zentralafrikanischen Gesellschaft unter Lord Salisburys Protektion im Innern Afrikas Erwerbungen zu machen und diese Gesellschaften haben durch ihr Vorgehen schon den lebhaftesten Protest Portugals hervorgerufen. Mit kühnem Salto mortale möchten dieselben über die Bestimmungen der Kongokonferenz hinwegsetzen und Länder in Zentralafrika und im Osten des Tanganyika erwerben. Die englische Regierung hat zwar wohl die maßlosen Ansprüche der Gesellschaften bedeutend beschnitten, liebäugelt aber ganz zweifellos mit ihnen und wird es entschieden nicht ungern sehen, wenn sie möglichst große Gebiete erwerben würden. Die deutsche Gebietsausdehnung nach Westen gegen den Tanganyika ist aber noch keineswegs so ganz zweifellos festgestellt, insofern als Deutschland noch keine Ansprüche darauf erhoben hat, obwohl es dieselben sehr leicht machen könnte. Möge die deutsche Regierung sich der Erkenntnis der hierin liegenden Gefahr nicht verschließen und uns auf alle Fälle das Hinterland Ostafrikas sichern. Wir müssen ganz besonders gegen die genannten Gesellschaften Front machen und ein Übergreifen ihrer Erwerbungen in unser Interessengebiet absolut verhindern.

Es liegt nach dem heutigen Stande der Dinge ferner die Gefahr nahe, daß England unser Wituland umklammert. Dort ist es ganz besonders rührig. Das Londoner Abkommen vom 29. Oktober 1886 scheint ihm sehr unbequem zu sein. Anfang dieses Jahres setzte Mackenzie in Lamu einen neuen Vizekonsul ein. Auf dessen Veranlassung sollten von da ab Postsendungen für Deutsche nicht mehr an das dortige deutsche Postamt, sondern an das englische Konsulat abgeliefert werden, von wo aus sie erst an das deutsche Postamt abgeliefert werden sollten. Statt dessen erschien gegen alles Abkommen die nächste Post gar nicht, sondern ein vor Lamu stationirtes englisches Kriegsschiff ging auf der See an den Postdampfer heran, holte die englische Post und ließ die deutsche an Bord. Die für Deutschland von Witu aus bestimmten Briefe mußten per Dau den langen Weg nach Sansibar transportirt werden. Die deutschen Reklamationen bei der englischen Regierung haben zwar zu dem Resultate geführt, daß die Dampfer wieder anlaufen, aber ich sollte meinen, derartige Vergewaltigungen dürften wir uns zum zweiten Male nicht bieten lassen. Der jetzige Sultan von Witu, Fumo Bakari, hat an der Küste ein Zollhaus errichtet. Mackenzie schenkte dem Wali von Lamu 5000 Dollars unter der Bedingung, daß dieser das Zollhaus zerstören sollte. Fumo Bakari mußte zum Schutze 25 Soldaten dorthin legen. Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, daß Fumo Bakari unter deutschem Schutze steht. Mackenzie hatte auch deutschen Schutzbefohlenen, welche sich in der englischen Interessensphäre aufhielten, 50 Rupien versprochen, wenn sie die deutschen Schutzbriefe zerreißen würden.

In höchster Gefahr aber schweben für uns die so wichtigen Somaliländer, wo wir zwar Verträge mit den Eingeborenen geschlossen haben, denen zufolge uns die ganze Somaliküste gehört, aber ein Schutzbrief noch nicht erteilt ist. Italien hat denn auch schon Besitz von Obbia genommen. Gerade in letzter Zeit scheint England einen entscheidenden Schlag dort vorzubereiten und sich zur Annektirung jener Länder anzuschicken. Dagegen müssen wir alles aufbieten und die hohe Reichsregierung sollte wahrlich nicht zögern, dieses beste Stück afrikanischen Bodens, halb so groß wie Deutschland, uns zu sichern. Wenn wir uns das entgehen ließen, verdienten wir in der That keine Kolonien. Ich schließe mein Referat, indem ich auf das Allerentschiedenste protestire gegen das ungerechte Vorgehen Englands und englischer Unterthanen gegen Deutschland, gegen seine Anmaßung und Rechtsverletzung uns gegenüber."

Deutschlands Verpflichtungen gegen Emin Pascha.

Vortrag des Herrn Professor Dr. G. Schweinfurth.

„Bange Sorge schwebte um das Schicksal der im tiefsten Inneren zurückgebliebenen Europäer, als nach dem Zusammenbruche alles Bestehenden der ägyptische Sudan für unberechenbare Zeiten dem Verkehr mit Europa verschlossen erschien. Das war im Januar 1885, als Chartum gefallen, und als Gordon sein Leben eingebüßt hatte.

Die allgemeine Teilnahme wandte sich zwei Männern zu, deren Schicksal uns zunächst am Herzen lag, und zwar nicht nur uns Deutschen, sondern den Freunden Afrikas in der ganzen Welt. Der eine war Dr. W. Junker, der durch mehrere Jahre bereits gänzlich verschollene, um dessen Leben mitsamt dem Schatze eines unvergleichlichen Forschungswerks uns bangte, der andere Dr. Emin, der hochverdiente Befehlshaber in der ägyptischen Äquatorialprovinz. Das Geschick des einen schien aufs engste an das des andern geknüpft, denn sobald das unter Emin errichtete Bollwerk der Kultur von den Horden des Mahdi weggerissen war, konnte Junker keine Zufluchtsstätte mehr finden.

Da, nach fast zwei Jahren der Angst und der Sorge, sprach der Telegraph das erlösende Wort. In Sansibar waren Briefe von Dr. Junker angelangt, er selbst auf der Heimreise begriffen am Südende des Nyanza. Emin war unversehrt, aber, nachdem er den Anprall der Mahdisten mit Erfolg zurückgewiesen, der Hülfe gewärtig, die er nunmehr vom gesitteten Europa erhoffte, und zwar von Süden her, da ihm die Nordseite durch die Schreckensherrschaft des sogenannten Mahdi versperrt war, und nachdem er erfahren, daß die englischen Truppen, weil um zwei Monate zu spät entsandt zu Gordons Entsatz, unverrichteter Dinge wieder nach Ägypten heimkehren mußten.

Überrascht fragte die ganze Welt: Wer ist dieser Emin? Sein Name, der bisher nur Klang gehabt hatte im engeren Kreise der Wissenschaft, war nun in aller Munde, war auf einmal teuer der ganzen zivilisirten Welt. Ihm war es geglückt, standzuhalten gegen einen Feind, zu dessen Bekämpfung England vergeblich seine berühmten Generäle, Generäle mit und Generäle ohne Truppen ausgeschickt hatte, in jedem Falle unter empfindlicher Einbuße an Macht und an Ansehen im Ehrenrate der Völker. In die ärmliche Strohhütte des Helden von Wadelai fiel ein blendender Strahl unvergänglichen Ruhms. Wir sehen den bescheidenen Arzt, den emsigen Ornithologen, den unermüdlichen Forschungsreisenden, den im verborgenen Winkel von Afrika still

wirkenden Menschenfreund, ihn, den deutschen Gouverneur mit arabischem Namen, der von seiner eigenen, der Zentralregierung in Kairo, jahrelang ohne jede Aufmunterung gelassen worden war, plötzlich in den Mittelpunkt aller auf Zentralafrika gerichteten Interessen treten, ihn mit einem Satze auf den Ehrenschild des Kampfes um die Lichtwerdung von Afrika erhoben.

Dr. Emin hatte im Laufe der Jahre über seine Erlebnisse und Wahrnehmungen eine stattliche Reihe von Berichten nach Europa gesandt. Seine gesammelten Schriften und Briefe, in deutschen Originalen, sind im vergangenen Jahre bei Brockhaus durch Prof. Ratzel unter meiner Beihilfe zur Veröffentlichung gelangt. Wir haben diese für die Geschichte der Kultur in Afrika so wichtigen Dokumente zunächst einem deutschen Leserkreise unterbreitet, weil Emin an zahlreichen Stellen seiner Briefe eine treue Anhänglichkeit an das alte Heimatland bekundet, und bei jeder Gelegenheit, wo es sich um die Wahl zwischen Deutsch und Nichtdeutsch handelt, dem ersteren den Vorzug gibt. Man lese nur seine zur Zeit des Arabiaufstandes an mich gerichteten Briefe, die sich mit den Kulturzuständen und mit Verwaltungsfragen der Aquatorialprovinz beschäftigen, sie zeigen den Mann! Emin gehört uns ganz an, ein Deutscher, ein Preuße! Daher fällt uns die Pflicht zu, ihm zu helfen, sein Werk zu fördern, auch wenn uns selbst, wenn Deutschland kein unmittelbar materieller Vorteil daraus erwachsen sollte. Emin bedeutet für die Zukunft Afrikas eine Welt der Hoffnungen, und wie er selbst unvergleichlich ist in seiner Art, so erfordert auch das Werk seiner Unterstützung Anstrengungen, für welche kein Präzedenzfall vorliegt. Möge ein gütiges Geschick uns die Schmach ersparen, zu spät gekommen zu sein zu seiner Hülfe!

Deutschlands starker Arm ist unvermögend gegen die Elementargewalten von Afrika, und wie er nichts vermag über Sümpfe und Wüsten, so ist seine Kraft auch gelähmt durch menschliche Bosheit und Tücke, vor allem durch böswilligen Unverstand bei Freunden und bei Feinden; es sind das dieselben Gewalten, gegen welche bekanntlich selbst die Götter vergebens kämpfen. Es gibt Schlupfwinkel, in welche man mit großen Instrumenten nicht hineinzulangen vermag, so auch nach Zentralafrika mit dem großen Werkzeug unserer Reichsgewalt. Hier ist der Privatinitiative das Feld offen gelassen. Sondengleich kann sie zu ihrem Ziele gelangen, ohne den halben Weltteil in Mitleidenschaft zu ziehen. Schwerer wird es sein, dem böswilligen Unverstande beizukommen, wie sich's gebührt. Es ist thöricht und zeugt von großer Gedankenträgheit, wenn man die Leute beständig den Satz wiederholen hört: „Emin will gar nicht gerettet sein". Gedankenlos, ohne sich die Mühe zu geben, näheres über den Gegenstand zu erfahren, oder in Emins eigenen Briefen nachzulesen, wiederholt es der eine nach dem andern, schreibt es eine Zeitung ab von der anderen, und Mancher ist noch einfältig genug, zu glauben daß er hiermit im Wortwechsel der Debatte einen Haupttrumpf ausgespielt hätte.

Wie oft hat nicht Emin klar und deutlich seine Wünsche ausgesprochen. So noch in jenem Briefe an Ch. Allen (10. August 1887), wo er sich sehr belustigt äußert über die in mehreren Zeitungen ausgedrückten Zweifel, ob er nach Stanleys Ankunft bleiben oder weggehen werde. „Ich denke," sagt er, „es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß ich bleiben werde . . . . . Würden Sie Ihr eigenes Werk gerade beim Aufdämmern besserer Zeiten verlassen?" Nie aber hat er die Behauptung aufgestellt, daß er keiner Hilfe benötigt sei, wie ja denn auch die ausführliche Darlegung seiner Drangsale es geradezu als einen Hohn erscheinen ließe, wollte man eine derartige Frage stellen. Aber „abgeholt" will er nicht sein. Er würde zeitweilig das Land verlassen, falls ihm Männer zur Verfügung gestellt werden könnten, die im stande wären, sein Werk in der Zwischenzeit aufrecht zu halten. Da dies durch Stanley, dem der Tod die besten seiner Genossen raubte, ihm nicht geboten werden konnte, wird Emin, das steht außer allem Zweifel, nach wie vor auf seinem Posten auszuharren beschlossen haben. Stanleys letzte Briefe lassen ja über diesen Punkt überhaupt keine Ungewißheit. In einem umfangreichen Schreiben an Emin, das ich Stanley persönlich zur Beförderung übergab, habe ich mich über diesen Punkt des weiteren ausgelassen; wenn ich mir auch nicht anmaßen darf, auf die Entschließungen Emins einen besonderen Einfluß auszuüben, so bin ich doch davon überzeugt, daß das begeisterte Lob seiner heroischen Selbstverleugnung, wie ich es ihm im Namen aller seiner Verehrer dargebracht, für den Vereinsamten eine erwünschte Aufmunterung gewesen ist.

Über die irreführenden, mit Absicht von englischen Blättern verbreiteten Nachrichten von seinem Kommen können wir getrost zur Tagesordnung schreiten. Sie erinnern uns nur zu lebhaft an jenes famose Schreiben, das man sich, beim Bekanntwerden von Hauptmann Wißmanns bevorstehender Entsendung im Auftrage unseres Komitees, ad hoc von Osman Digma hatte herrichten lassen, indem dieser auf die Anfrage, ob es wahr sei, daß Emin und Stanley in die Gefangenschaft der Mahdisten gerieten, zeitweilig sein beständig über den Engländern von Suaki schwebendes Schwert mit der ihm so wenig gewohnten Feder vertauschte.

Nach wie vor sind daher aller Augen dahin gerichtet, wo die Zivilisation ihr wichtigstes Vorwerk in Afrika zu verteidigen hat, und immer wieder müssen wir fragen, wird es gelingen, das Gewonnene zu erhalten, wird es möglich sein, durch Eröffnung eines neuen und auf die Dauer eingerichteten Verkehrs diese Vorburg für alle Zeiten sicher zu stellen? Emins Erfolge beruhten auf seinem tiefeingehenden Verständnis der afrikanischen Welt und ihrer Kulturbedürfnisse. Ein Meister im Organisiren, verstand er es, den ungeschlachten Körper der Wildnis in den Zwang einer halbwegs europäischen Verwaltung zu fügen; aber sein Werk hätte zerfallen müssen, wenn es nicht durch die Waffen seiner Leute zusammengehalten worden wäre. Selbstverständlich sind es nur die Feuerwaffen, die hier eine Überlegenheit erteilen. Pulver und Blei und fertige Patronen mußten Emin aber von außen zugeführt werden. Alles übrige wußte der findige Mann aus den natürlichen Hilfsquellen des Landes und durch die Arbeit seiner Leute zu beschaffen. Da es in diesem Gebiet nirgends mineralischen Schwefel giebt, so ist es für Emin durchaus unmöglich, sich sein eigenes Pulver zu fabriziren. Durch die kriegerischen Vorgänge in den an Emins Gebiet südlich anstoßenden Negerreichen Unyoro und Uganda, sowie durch das meist kriegerische Verhalten derselben gegen Emin selbst muß es ihm in der letzten Zeit so gut wie unmöglich gewesen sein, Pulver und Blei auf diesem einzigen in Betracht kommenden Wege zu erlangen. Diese waffenstarrenden Nachbarn können sich selbst nie Pulver genug verschaffen und werden schwerlich den begehrten Artikel nach Norden durchgelassen haben.

Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb Emins Werk unmöglich von Bestand sein kann, wenn man ihm nicht zu einer dauernden Verbindung mit der Außenwelt verhilft. Man hat leider allen Grund, zu vermuten, daß seine Truppen jetzt nur noch mit Lanzen und Schwertern kämpfen.

Es ist also Hilfe, schleunigste, durchdringende, mehr geboten denn je, und aufs neue trifft uns die alte Ehrenschuld, die wir bereits vor drei Jahren hätten einlösen sollen, als Dr. Junker bei seiner Rückkehr, die er nur durch diese Hoffnung motivirte, eine Expedition zum Schutze und zur Unterstützung Emins anzuregen suchte.

Vergeblich habe ich mich damals, im November und Dezember 1886, bemüht, um in Deutschland geographische und kommerzielle Kreise zum wirksamen Einschreiten zu veranlassen, auch bei der ägyptischen Regierung fand ich kein Gehör. Ich war an derartige Mißerfolge bereits gewöhnt. Hatte ich doch, als ich im Juli 1884 meine Kassandrastimme wegen Gordons erschallen ließ, nur Zweifel und Spott geerntet.

Aber anderwärts war man nicht müßig gewesen. Ein treuer Bewunderer Emins, der sein Werk aus eigener Anschauung kannte, der Missionsarzt Dr. Felkin in Edinburgh, hatte in England die maßgebenden Personen für eine Hülfsexpedition zu erwärmen gewußt. Stanley wurde mit der Führung betraut und die ägyptische Regierung angewiesen, mit halben Mitteln zu den Kosten der Expedition beizusteuern.

Stanley hat sich mit einem, in der Geschichte der Afrikaforschung vielleicht beispiellosen Heroismus seiner Aufgabe unterzogen; wie er sich aber geirrt, indem er trotz allem Abraten von Seiten Junkers dennoch auf der Kongoroute bestand, ist ebenso allgemein bekannt und durch den beklagenswertesten Mißerfolg dargethan.

Wir Deutsche hatten es also wieder einmal anderen überlassen, was wir doch selbst zu wagen berufen und wozu wir auch moralisch verpflichtet waren. Wir ließen es bewenden bei einigen schwächlichen Versuchen ohne Erfolg. Konnten wir aber müßig zusehen, wenn die Engländer sich allein ein Anrecht darauf anmaßten, Emins Schöpfung aufrecht zu erhalten? Die Geschichte des Sudanfeldzuges berechtigt sie nicht zu einem solchen Privilegium.

Groß war daher meine Überraschung, als ich im vergangenen Jahr bei meiner Rückkehr aus Ägypten von der hier in Berlin vollzogenen Gründung eines Hülfsunternehmens für Emin Pascha erfuhr. Mit Leib und Seele war ich bei demselben, denn mir fiel es vor allen zu, Emins Zwecke zu fördern, hatte dieser sich doch so vertrauensvoll lange Jahre hindurch an mich gewandt, und darf ich doch das Verdienst für mich in Anspruch nehmen von Ägypten aus zuerst die Aufmerksamkeit der großen Welt auf die hervorragenden Leistungen unseres Kulturapostels hingelenkt zu haben.

In Kreisen, die unseren Kolonialbestrebungen abhold sind, ist auch über das deutsche Emin Pascha-Unternehmen der Stab gebrochen worden, ohne andere Gründe dagegen vorzubringen, als die der Skepsis. Diese spießbürgerliche Anschauungsweise gipfelt in dem kleinmütigen und in Bezug auf England unser Nationalgefühl schwer kränkenden Argument: quod licet Jovi non licet bovi. Auch über Personen und ihre Leistungsfähigkeit wurde leichthin abgeurteilt, daheim, am grünen Tisch natürlich, während jene, in Afrika, voller Hingebung und Opfermut den Kampf gegen ein unerhörtes Zusammentreffen physischer und moralischer Hindernisse aufzunehmen hatten.

Daß man übrigens bei uns die Personen nie von der Sache zu trennen versteht und immer das eine über das andere außer Acht läßt, muß seinen Grund in einem allgemein empfundenen Nationalfehler haben.

Die Bemäkler unseres Emin Pascha-Komitees hätten, wären sie sonst wohlgesinnt, besser daran gethan, uns Wege anzugeben, wie im vorliegenden Fall die Gebote von Pflicht, Ehre und Gewissen anders zu wahren gewesen, in einer Sache, die von einer gewichtigen Vertreterschaft unseres Volkes unterstützt und von den Edelsten der Nation als eine patriotische bezeichnet worden ist, zu welcher auch über 6000 deutsche Männer, darunter die angesehensten Namen, Geldzeichnungen beigesteuert haben, um die für die Emin Pascha-Expedition von vornherein auf 600 000 Mark normirte Summe zusammenzubringen. Die Beitragspender haben ihr Geld nicht zurückverlangt, sie bestehen auf der unentwegten Durchführung des einmal Begonnenen und weisen jede dem ursprünglichen Zwecke fremde Verwendung der Mittel von sich.

Die reine Begeisterung, mit welcher die Emin Pascha-Expedition ins Leben gerufen wurde, findet gegenwärtig einen thatkräftigen Wiederhall in dem mannhaften Auftreten ihres Führers Dr. Peters, desselben, ohne welchen die deutsche Nation schwerlich je in den Besitz von Ostafrika gelangt sein würde. Von derselben unbeugsamen Standhaftigkeit beseelt sind die drei Männer, die ihm zur Seite stehen, Kapitänleutnant Ruft, Leutnant von Tiedemann und O. Borchert. Niemand wird die letzten Berichte unseres Beauftragten lesen, ohne mit Bewunderung für diese wackeren Vorkämpfer für Deutschlands Ansehen erfüllt zu werden.

Wie die Expedition von den englischen Machthabern in den ostafrikanischen Gewässern unter Mißbrauch des Blokaderechts und im schreienden Widerspruch zu den auch von dem Befehlshaber der deutschen Flottenabteilung mit unterzeichneten Bestimmungen der Blokadeverfügung in völkerrechtwidriger Weise gehemmt und geschädigt worden ist, wie diese Hinderniße Mehrkosten von ungeheurem Betrag zur Folge gehabt haben, wie der englische Kontreadmiral gegen den Beauftragten unseres Komitees einen Ton angeschlagen, der unser nationales Ehrgefühl in hohem Grade herausfordert, über alles das brauche ich mich nicht weiter auszulassen, da die Einzelheiten durch Veröffentlichung der Petersschen Briefe zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind. Nicht uns steht es zu, bei Verletzungen des Völkerrechts unsere Anklagen an die eigentliche Adresse zu richten. Darüber wacht ein Höherer und der Höchste! Unsere

letzte Instanz ist die gesamte zivilisirte Welt! Daher wenden wir uns zunächst an das humane England, an das im tiefsten Bewußtsein des britischen Volkes eingewurzelte Rechtsgefühl, und fragen: wie war es möglich, daß eine Sache, die von Hause aus der Sympathie aller Kulturvölker gewiß sein mußte und auf welche sie alle im friedlichen Wettbewerbe ein gleiches Anrecht haben, durch einen berufenen Vertreter Eurer Macht in so schnöder Weise geschädigt werden konnte? . . . . . .

Ich wende mich wieder zu ihm, dem einsamen Streiter auf der verlassenen Warte in Zentralafrika. In Emin ist Deutschland geehrt. Sein Werk ist unser Stolz und, wenn es Dauer gewinnt, ein unsterblicher Ruhm. Jedes deutsche Herz muß höher schlagen bei dem Gedanken: er allein, er, der Deutsche, war im Stande, so großes in Afrika zu leisten. Ehre seinem Namen und Preis den erhabenen Ideen, die seine Kraft und sein Leitstern waren. Dank aber auch und Ehre dem Andenken jenes großen Toten, der Emin an seinen Posten gesetzt hat und unter welchem es nur Helden geben konnte.

Als die Kunde von dem tragischen Schicksal des unvergeßlichen Gordon nach Europa gelangte, da erfüllte ein unendlicher Schmerz alle Freunde der Lichtwerdung Afrikas. Fast unwiederbringlich verloren erschienen die Kulturanstrengungen eines Jahrhunderts. Gordon fiel und mit ihm ein Werk der Versöhnung und des Friedens, dessen Verlust für unersetzlich gilt. Was aber ist eines Menschen Leben im Vergleich zu dem Gewinn, den das unsterbliche Vorbild erhabener Seelengröße und Selbstverleugnung der ganzen Menschheit gewährt? Dieses Vorbild lebt fort in Emin, dem treuen Hüter der Hinterlassenschaft Gordons, dem Erben seiner unerreichten Ziele."

Das Wort ergriff sodann Geheimer Justizrat Professor von Cuny:

„Im Auftrage des Vorstandes der Abteilung danke ich den Herren Vorrednern, die auf Grund eigener Anschauung und umfassender Kenntnis der Verhältnisse in Afrika ein so interessantes Bild der dortigen Vorgänge vor uns entrollt haben. Im Anschluß an ihre Mitteilungen habe ich, namens des Vorstandes, eine Resolution Ihnen vorzuschlagen. Ehe ich sie verlese, gestatten Sie mir, wenige Worte vorauszuschicken:

Unser Beweggrund ist nicht Feindseligkeit gegen England. Wir Deutsche ehren und schätzen das stammverwandte Volk. Wir haben das volle Bewußtsein der gemeinsamen Interessen, die unser Reich und England auf dem Boden der europäischen Politik verbinden. Wir würdigen die großen und mannhaften Züge im Charakter des Engländers. Aber wir verlangen, daß das starke Rechtsgefühl, welches vom englischen Volke in seinen inneren Angelegenheiten bethätigt wird, auch in seinen Verhältnissen zu uns obwalten möge.

Der Dr. Peters, meine Herren, in seiner denkwürdigen Unterredung mit dem Admiral Fremantle, hat zu dem Führer des englischen Blokadegeschwaders das Wort gesprochen: „I only want my right, ich verlange nur mein Recht." Das Wort, meine Herren, bezeichnet kurz und treffend auch unseren Standpunkt: Wir verlangen nur unser Recht.

Ist bei den Vorfällen in Ostafrika, bei der Art und Weise, wie dort englischerseits gegenüber der deutschen Emin Pascha-Expedition die Blokade gehandhabt worden ist, den Deutschen ihr Recht geworden?

Die Blokade war verhängt zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Die rechtliche Wirkung der Blokade war von vornherein bestimmt abgegrenzt und eingeschränkt. Hier vor mir liegt der Wortlaut der Blokadeerklärung, wie das Weißbuch ihn mitteilt. Sie sagt wörtlich: „Die Blokade ist jedoch nur gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und Ausfuhr von Sklaven gerichtet."

Ist die Blokade englischerseits in diesem Sinne gehandhabt worden? Verfolgen wir die einzelnen Vorgänge:

Die Waffen, welche Dr. Peters für Emin Pascha und für seine eigenen Begleiter bestimmt hatte, sind in Sansibar angehalten und zwangsweise nach Aden zurückgeschickt worden. Ich gebe zu, das in der Blokadeerklärung und im Anschluß an dieselbe auch vom Sultan von Sansibar ausgesprochene Verbot umfaßt auch die Einfuhr von Waffen, also — nach dem Buchstaben des Verbots — auch der für Europäer bestimmten Waffen. Nach dem Buchstaben! Der Sinn des Verbots ist das wohl kaum gewesen; unzweifelhaft wollte man durch die Blokade nur diejenigen Waffen treffen, welche, in den Händen von Eingeborenen, der Sklavenjagd, dem Aufstande, dem Kampfe gegen die Europäer dienen würden; nicht die Waffen europäischer Expeditionen. Indessen — ich kann nicht bestreiten, nach dem Buchstaben der Blokadeerklärung trifft sie alle Waffen ohne Unterschied. Aber wenn man sich einmal an den Buchstaben halten, dem Verbote diese strenge Auslegung geben, dasselbe auch auf die Waffen europäischer Expeditionen anwenden wollte, nun, meine Herren, dann mußte die strenge Auslegung gleichmäßig gelten für alle Nationen, für Engländer wie für Deutsche. Wie durfte man da, während man den für die deutsche Expedition bestimmten Waffen in Sansibar und an der blokirten Küste den Eingang versagte, gleichzeitig zwei bewaffneten englischen Expeditionen den Eingang gestatten? Hat man da nicht die Engländer mit einem anderen Maße gemessen als die Deutschen? Gilt ein anderes Recht für eine englische, ein anderes für eine deutsche Emin Pascha-Expedition?

Ich komme zu den weiteren Vorgängen. Dr. Peters erscheint wiederholt vor Lamu, am 3. und am 16. April; es wird ihm von den Befehlshabern der englischen Blokadeschiffe erklärt, daß ihm persönlich die Landung nicht gestattet werden könne. Mit welchem Rechte, meine Herren? Lamu ist kein englischer Hafen, ist nicht im Kriegszustande. Die Blokade gab auch nicht den Schatten eines Rechtes, ihm die Landung zu versagen; sie war „nur gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und Ausfuhr von Sklaven" gerichtet. Das Recht der Reisenden, afrikanischen Boden zu betreten, hat sie unberührt gelassen.

Dr. Peters begiebt sich zum Oberbefehlshaber des englischen Blokadegeschwaders, zum Admiral Fremantle; er fragt ihn nach dem Rechtsgrunde des gegen seine Person ergangenen Verbots. Der Admiral erwidert ihm: Peters habe früher überall die deutsche Flagge gehißt; er, der Admiral, traue ihm auch jetzt wieder politische Absichten zu; diese wolle er verhindern; dazu biete ihm die Blokade eine erwünschte Handhabe. Soweit die englische Blokade reiche, werde er ihm die Landung nicht gestatten. Er sei Engländer, er handle in Englands Interesse; keiner könne ihm das verdenken.

Die Blokade eine erwünschte Handhabe! Ich frage, meine Herren: War die Blokade verhängt als Mittel, um im vermeintlichen englischen Interesse deutsche Unternehmungen, auch wenn sie wirklich kolonialpolitischer Natur sein sollten, zu unterdrücken? Oder war sie verhängt im allgemeinen Interesse der Humanität und Kultur, zur Unterdrückung des Sklavenhandels?

Ich greife nicht den Admiral Fremantle persönlich an; er hat mit dankenswerter Geradheit und Offenheit gesprochen; er hat geglaubt, seine Pflicht zu thun. Persönliche Gehässigkeit hat bei ihm nicht obgewaltet, sie waltet auch bei uns nicht ob. Es handelt sich um eine prinzipielle Frage, um Bekämpfung der falschen Maxime, daß ein Engländer glaubt, da, wo es für England vorteilhaft erscheint, gegenüber den Angehörigen einer anderen Nation über die durch das Völkerrecht klar und unzweideutig gezogenen Schranken sich hinwegsetzen zu sollen.

Sie kennen den weiteren Verlauf. Nachdem Peters die Thatsache festgestellt hatte, daß die Landung innerhalb der englischen Blokadelinie ihm englischerseits verwehrt werde, hat er sie außerhalb der englischen Blokadelinie bewerkstelligt.

Dr. Peters und die von ihm geführte Unternehmung, sie haben manchen Gegner auch in Deutschland; allein das muß auch der Gegner ihm lassen: Er hat Mut und Willenskraft in seltenem Grade bewiesen. Er hat sein Ziel unverrückt im Auge behalten und mit seinen schwachen Mitteln Hindernisse zu bewältigen gewußt, die der großen Mehrzahl der Menschen unübersteiglich erschienen wären. Wie man auch sonst über ihn denken mag, diese Anerkennung kann man ihm nicht versagen. Sollen wir das, was wir bei einem Engländer geehrt und gepriesen haben würden, nicht auch bei unserem Landsmann anerkennen?

Peters übergab, als er landete, das von ihm gecharterte Schiff, die „Neera", einem seiner Gefährten. Einen Blokadebruch hatte die „Neera" nicht verübt, selbst nicht einmal in dem Sinne, in welchem der englische Admiral die Blokade ausgelegt hatte; denn die Landung der Expedition war außerhalb der englischen Blokadelinie erfolgt, und der englische Admiral hatte Peters gegenüber auf Befragen ausdrücklich erklärt, daß er in das, was Peters außerhalb der englischen Blokadelinie unternehme, sich nicht einmischen werde. Die „Neera" erscheint vor Lamu, sie führt kein Kriegsmaterial mehr an Bord, das ist festgestellt durch das bereits in den Zeitungen abgedruckte amtliche Zeugnis des englischen Seemanns Roberts, der sie sofort im Auftrage des englischen Befehlshabers untersucht hat. Gleichwohl wird sie von Lamu zurückgewiesen, zwangsweise nach Sansibar geführt, in Beschlag genommen und wegen Blokadebruchs vor Gericht gestellt. Es ist bekannt, daß das Prisengericht sie von der Anklage des Blokadebruchs freigesprochen und die Beschlagnahme aufgehoben hat. Dem Weiteren sehen wir entgegen.

In Ostafrika, meine Herren, sollte die Blokade als Mittel dienen, ein deutsches Unternehmen zu unterdrücken. Das Unternehmen ist nicht unterdrückt, aber es ist schwer geschädigt.

So peinlich der Vorgang ist — er steht nicht vereinzelt da; er ist nur ein Glied in einer großen Kette."

Redner verbreitete sich sodann über das Vorgehen der Engländer in Westafrika und schlug der Versammlung folgende Resolution vor:

„Die auf den heutigen Tag nach dem Architektenhause hierselbst einberufene Versammlung richtet an Se. Durchlaucht den Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten von Bismarck, in tiefster Ehrfurcht folgende Bitte:

In Anbetracht
des schweren Unrechts, welches einem deutschen Reichsangehörigen dadurch widerfahren ist, daß die zur Unterdrückung des Sklavenhandels verhängte ostafrikanische Blokade englischerseits unter Überschreitung der durch die Blokadeerklärung gezogenen Schranken in einseitig englischem Sinne benutzt worden ist;

In Anbetracht ferner
der Ränke, durch welche deutsche Reichsangehörige in Deutsch-Südwest-Afrika wiederholt benachteiligt wurden, und der Hindernisse, welche dem gesetzlichen und rechtmäßigen Vorgehen deutscher Männer durch englische Staatsangehörige daselbst widerrechtlich bereitet worden sind;

In Anbetracht weiter
der Schädigungen, welche deutsche Handeltreibende in West-Afrika erfahren dadurch, daß die englische Royal-Niger-Company, mit Verletzung der Kongoakte und des zwischen Deutschland und England getroffenen Abkommens, auf der freien Fahrstraße des Niger und Benuë durch unerschwingliche Zölle und andere willkürliche Maßnahmen jeden Mitbewerb unterdrückt, während einem von ihr beraubten und ausgewiesenen deutschen Händler nach Jahr und Tag die nötige Genugthuung und Entschädigung noch immer nicht zu teil geworden ist;

In Anbetracht endlich
der Ausdehnungsbestrebungen englischer Gesellschaften, die, im Widerspruch mit den internationalen Vereinbarungen über die Abgrenzung der Interessensphären, Hoheitsrechte auch in den Hinterländern der deutschen Niederlassungen zu erwerben und dadurch die Entwickelung der letzteren zu verhindern trachten —

legt die Versammlung Verwahrung ein gegen die Verletzung deutscher Rechte in Afrika durch englische Staatsangehörige und bittet in dem festen Vertrauen zu der Deutschen Reichsregierung, daß sie nach wie vor den Deutschen im Auslande Schutz und Genugthuung schaffen werde, — Se. Durchlaucht wolle Mittel und Wege finden, diesen die deutschen Interessen schwer schädigenden Zuständen ein Ende zu machen."

Die Resolution wurde durch Akklamation angenommen.

Herr Dr. Ebert schloß die Versammlung mit folgenden Worten:

„Meine Herren! Wir wenden uns in der Resolution, welche wir soeben angenommen haben, nicht gegen das englische Volk im Allgemeinen, sondern,

Digitized by Google

wie schon mehrfach hervorgehoben, gegen bestimmte Kreise desselben. Lassen Sie uns dagegen, bevor wir auseinander gehen, laut unserer Freude Ausdruck geben, daß die Beziehungen zwischen den Regierungen der beiden verwandten Nationen engere geworden sind, und lassen Sie uns der Hoffnung Raum geben, daß auch die freundschaftlichen Gefühle der beiden Völker für einander mehr und mehr wachsen. Die Erde hat Raum genug, um die Interessen beider Völker friedlich neben einander sich entwickeln zu lassen, unter gegenseitiger Achtung, unter gegenseitiger Gewährleistung des Besitzes.

Wir freuen uns, daß Se. Majestät, unser geliebter Kaiser, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit, durch sein Interesse für das Flottenwesen und die Macht, die ihm zu Gebote steht, auch die Sympathien des englischen Volkes sich gewonnen hat. Möchten dieselben bleibende sein, und möchte es Sr. Majestät vergönnt sein, getragen von der Liebe seines Volkes und den Sympathien der befreundeten Nationen, die hohe Aufgabe, die er sich gesteckt hat, durchzuführen, den Völkern eine friedliche Entwicklung zu ermöglichen.

Stimmen Sie mit mir ein, meine Herren, in den Ruf: Se. Majestät, unser Kaiser Wilhelm, lebe hoch, hoch, hoch!"

Kleine Mitteilungen.

— (Deutsche Siedelungs-Gesellschaft Herman in Berlin.) Von dem Vorstande dieser Gesellschaft gehen uns nachfolgende Mitteilungen zu: „Die Deutsche Siedelungs-Gesellschaft Herman in Berlin hat von der Provinz Rio Grande do Sul eine jährliche Subvention von 10 Contos de Reis (circa 18 000 Mark) bewilligt erhalten zur Unterhaltung einer wirtschaftlichen Versuchsstation in Bom Retiro, der Siedelung der Gesellschaft, um durch dauernden Betrieb einer rationellen Wirtschaft mit Anstellung und Ausnutzung planmäßiger Versuche in Viehzucht, Ackerbau und Gärtnerei die vorteilhaftesten Züchtungen, Kulturen und Wirtschaftsmethoden zu erproben zum Nutzen der Gesellschaft selbst und ihrer Ansiedler, wie der ganzen Provinz. Diese Bewilligung, die unwiderleglich beweist, daß die genannte südbrasilianische Provinz das in ihrem Bereich gelegene, ihr wohl bekannte Unternehmen der Gesellschaft günstig beurteilt und es nach Kräften zu fördern wünscht, ist für die Gesellschaft von erheblichem Vorteil, weil sie ihr eine Beihülfe von mehr als 7 Prozent ihres jetzigen Aktienkapitals gewährt, und wird sicher dazu beitragen, daß deutsche Kapitalisten der Gesellschaft nun zur Ausdehnung ihres Unternehmens, das Dank seiner eigenen gesunden Entwicklung und der wohlwollenden Unterstützung der Regierung befriedigende Verzinsung des Gesellschaftskapitals sichert, weitere Mittel zur Verfügung stellen werden, da die Gesellschaft mit Rücksicht darauf, daß eine Ausdehnung ihres Unternehmens ihr selbst erhöhten Vorteil bringen, der Provinz Rio Grande do Sul nützen und den Absatz deutscher Gewerbserzeugnisse in jenem Lande fördern würde, eine Erhöhung ihres Aktienkapitals wünscht und beschlossen hat und Zeichnungen darauf annimmt."

— (Englische Annexionen in Zentralafrika.) In der Sitzung des Unterhauses vom 26. August teilte der Staatssekretär der Kolonien, Baron Worms, mit, die Regierung habe beschlossen, den für Zwecke des Handels und der Kolonisation in den Gebieten nördlich vom britischen Betschuanaland und von Transvaal gebildeten Gesellschaften einen Schutzbrief zu gewähren. Die Bestimmungen des Schutzbriefes seien noch nicht festgesetzt, die Beziehungen der Gesellschaft zu den eingebornen Stämmen und zu den benachbarten fremden Mächten würden unter der Aufsicht der englischen Regierung bleiben, auch würde der Gesellschaft nicht gestattet sein, ohne ausdrückliche Genehmigung der englischen Regierung neues Gebiet zu erwerben. — Die Bildung einer großen zentralafrikanischen Gesellschaft, welche das Gebiet am Zambesi nördlich von Betschuanaland und von Transvaal ausbeuten und beherrschen will, bedroht nicht nur die Buren in Transvaal, sondern auch die deutschen Interessen in Ostafrika und Südwestafrika. Man darf darauf gespannt sein, wie die englische Freundschaft, auf welche in Deutschland mit Recht großer Wert gelegt wird, sich durch angemessene Rücksichtnahme auf die deutschen Interessen in diesem Falle bewähren wird.

— (Über den Münzartikel) in voriger Nummer sind von hochachtbarer Stelle Zuschriften an d. R. eingegangen, welche den Gegenstand weiter zu verfolgen ermutigen. Der Verf. erachtet sich jedoch hierfür nicht kompetent. Auch ein sehr beachtenswerter Einwand ist erhoben worden: Es sollen nämlich die Portugiesen in Mozambique den Versuch gemacht haben, bei ihren Eingeborenen sehr kleine Kupfermünzen einzuführen. Der Versuch ist aber gescheitert, weil die blanke hübsche Münze tonnenweise als Schmuckgegenstand begehrt gewesen und so aus dem Verkehr bald verschwunden ist. Wenn der volle Wert dieser Scheidemünze dem nominellen nicht sehr nahe kam, konnte dies ein Hindernis nur für die Portugiesen sein. Uns Deutschen wäre nichts erwünschter, als daß die neue Scheidemünze begehrt wäre, selbst wenn sie, wie Waare, verschwände. Wir hätten dann doch, ins Innere reisend, ein Tauschmittel, auf welches wir uns verlassen könnten, und was geringere Transportkosten verursachte, als Zeugstoffe. — Im Druck genannten Artikels sind leider zwei Zahlenfehler stehen geblieben, welche einen sich selbst erklärenden Sinnfehler veranlassen: Auf pag. 250, 2. Spalte, 4. Zeile, lies $^9/_4$ statt $^5/_4$ deutsche Pfg.
in der 54. „ „ 3 statt 4 Pesa. R. v. H.

— (Die Zubereitung des Paraguay-Thees). Mit Bezug auf verschiedene Anfragen teilen wir folgende von Herrn Dr. Kaerger empfohlene Zubereitungsart mit: „Für ein Liter Wasser genügt eine schwache Handvoll Blätter. Man bereitet entweder nur einen Aufguß mit siedenden Wasser oder läßt den Thee einige Minuten lang kochen. Ich halte die letztere Zubereitung für die bessere. Der Maté unterscheidet sich übrigens auch dadurch vorteilhaft von dem chinesischen Thee, daß er Stunden lang kochen kann, ohne seinen Wohlgeschmack einzubüßen."

— (Das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiet) ist durch eine kaiserliche Verordnung vom 15. August 1889, durch welche die Verordnung vom 25. März 1888, betreffend das Bergwesen und die Gewinnung von Gold und Edelsteinen im südwestafrikanischen Schutzgebiet aufgehoben wird, neu geregelt worden. Die neue Verordnung ist auf Grund des § 1 und 3 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, erlassen und das Ergebnis von Beratungen zwischen Kommissarien der Reichsregierung und der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, wie wir schon früher mitgeteilt haben. Die Unterschiede gegen das alte Berggesetz bestehen darin, daß der Kreis der Mineralien, für welche das Gesetz nähere Bestimmungen enthält, erweitert worden ist. Es unterliegen jetzt den Vorschriften des Gesetzes: 1. Edelsteine, 2. Edelmetalle (Gold, Silber, Platin) und andere Metalle, gediegen oder als Erze, 3. Mineralien, welche wegen ihres Gehaltes an Schwefel oder zur Darstellung von Alaun, Vitriol und Salpeter verwendbar sind, 4. Graphit, 5. Bitumen in festem und flüssigem Zustande. Die Aufsuchung dieser Mineralien (das Schürfen) ist nur in denjenigen Teilen des Schutzgebietes gestattet, welche von der Behörde durch öffentliche Bekanntmachung für den Bergbau eröffnet werden (öffentliche Schürfgebiete). Die Schürferlaubnis wird für die Dauer von 6 Monaten erteilt. Für dieselbe ist monatlich von der Erteilung ab im Voraus eine Gebühr von 5 Mark zu entrichten. Die Schürferlaubnis ist übertragbar. Für die Gewinnung von Edelmetallen und Edelsteinen gilt die Vorschrift, daß der Schürfer, welcher einen Fund macht, hiervon der Bergbehörde nach Maßgabe der von der letzteren zu erlassenden Vorschriften Anzeige zu erstatten hat. Nach erfolgter Anzeige von dem Funde hat die Bergbehörde festzustellen, ob das Mineral am Fundorte in abbauwürdiger Beschaffenheit vorkommt. Ist ein solches Vorkommen festgestellt und die Verbreitung des gefundenen Minerals über eine größere Fläche nach Ansicht der Bergbehörde wahrscheinlich, so kann die Behörde ein entsprechendes, den Fundort einschließendes Gebiet zum öffentlichen Grubengebiet erklären. Jeder, der im öffentlichen Grubengebiet Bergbau treiben will, kann sich mit zwei Feldern beleihen lassen. Ein Alluvialfeld beträgt 50×50 Meter, ein Rifffeld 50 Meter in der Richtung des Riffs und 150 Meter in der Breite. Für die Verleihung eines Feldes ist eine Gebühr von monatlich 20 Mark zu entrichten. Die neue Verordnung ist mit dem Tage ihrer Veröffentlichung in Kraft getreten. Das Bergregal der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welches von seiten einiger Interessenten manchen unberechtigten Verdächtigungen ausgesetzt gewesen ist, ist verschwunden, es tritt dafür die staatliche Bergbehörde ein. Die Schürf- und Abbaubedingungen lehnen sich vornehmlich an die in Transvaal üblichen Vorschriften und Gesetze an.

— (Deutsche Emin Pascha-Expedition.) Der „Nürnberger Generalanzeiger" entnimmt dem neuesten Briefe Dr. Peters aus Lamu vom 16. Juli, daß derselbe beabsichtigte, am 17. Juli in zwei Abteilungen nach dem Kenia zu marschiren. Zwölf Boten gingen den Tana hinauf. Träger waren in genügender Anzahl vorhanden. Die Mitglieder der Expedition befanden sich alle wohl. — Bei dem geschäftsführenden Ausschuß des Emin Pascha-Komitees sind neuere Briefe von Dr. Peters angelangt, die bis zum 27. Juli reichen und die vorstehende Nachricht im Wesentlichen bestätigen. Dr. Peters befand sich am 27. Juli mit der ersten Kolonne der Expedition in Begleitung des Leutnants v. Tiedemann auf dem Marsche am Tana hinauf, während die zweite Kolonne unter Kapitänleutnant Kust und O. Borchert nachfolgen sollte, sobald der letztere von Sansibar zurückgekehrt sei.

— (Wißmann-Expedition.) Aus Sansibar wird unter dem 24. d. M. berichtet: Wißmann marschirte von Dar-es-Salaam nach Bagamoyo und schlug mehrfach die Eingeborenen am Kingani. Buschiri befindet sich in Usagara. 300 Zulus sind für die Expedition in Sansibar angekommen.

— (Der Sohn Tippu-Tips), Sefu Ben Mohamed, über dessen und seines Vaters europäerfreundliche Haltung die Beamten des Kongostaates nur eine Stimme des Lobes haben, seitdem sie hoffen können, infolge des Aufstandes in Ostafrika das Elfenbein den Kongo hinabkommen zu sehen, befindet sich dem „Mouvement géographique" zufolge in Sansibar, und soll vom Hauptmann Wißmann angegangen sein, mit Buschiri wegen dessen Unterwerfung zu unterhandeln. Von anderer Seite wird behauptet, daß Sefu im Auftrage Buschiris über dessen Unterwerfung unterhandle, was eine größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wißmann hat diesen Sefu auf seiner letzten Reise nicht von der besten Seite kennen gelernt, da er von demselben fast gefangen gehalten wurde und nur mit dem Aufgebot seiner ganzen Klugheit sich und seine Karawane retten konnte. War Wißmann schon über die Verwüstungen der Araber im Lande der Bene-Ki empört, so zeigte ihm dieses Auftreten Sefus, wie übermütig auch die Araber den Europäern gegenüber geworden waren und entflammte seinen Zorn noch mehr, daß er nach seiner Rückkehr bereit war, einer jeden Sache zu dienen, welche die Araber wieder in ihre Schranken hätte zurückweisen können. Der Kongostaat hat, seine Augen offen der von den Arabern drohenden Gefahr verschließend, — denn nach Aussage des Reisenden Trivier, welcher jüngst Tippu-Tip besuchte, werden sie in zwei Jahren in Bangala sein — mit den Arabern Frieden geschlossen. Er fühlt sich zu schwach, ihnen Widerstand zu leisten, obwohl einige Forts am oberen Kongo gebaut werden sollen, und benutzt sie aus rein kommerziellen Erwägungen, über die Greuel des Sklavenhandels ein Auge zudrückend. Von Interesse ist es jedenfalls, mögen die Nachrichten über die Verhandlungen zwischen Buschiri und Wißmann wahr sein oder nicht, konstatirt zu sehen, daß zwischen Tippu-Tip und Buschiri ein enger Zusammenhang besteht. Behauptet doch sogar Werner in seinem Buche „A visit to Stanleys Rear Guard", daß Tippu-Tip die Aufständischen in Ostafrika mit Munition versorgt habe.

Quittung.

Zu einem **Denkmal für die auf Samoa Gefallenen** gingen an Beiträgen bei mir ein: von Herrn Geh. Rat von Cuny 40 M., von Herrn Reg.-Baumeister Kurt Hoffmann 30 M., von Herren von Elz-Pyrmont 40 M., von Herrn Hohmann 10 M., von Herrn Kapitän von Hippel 10 M., von Herrn F. Lutze 10 M., von Herrn G. Rueble 10 M., von Herrn J. Runge 3 M., von Herrn Referendar Stolte 5 M., von Herrn Rittmeister von Steun 6 M., von Herrn Regier.-Baumeister Storck 5 M., von Herrn P. Ballin 3 M., von Herrn Dr. Ebert 3 M., von C. in Cöln 3 M. Summa 178 M. Weitere Beiträge nimmt gern entgegen

Berlin, 20. August 1889. Carl Grunert,
SW., Charlottenstraße 22. Kunstverlagshändler.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 32. **Berlin,** 14. September 1889. **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Der Kongostaat und die Araber. — Von der deutschen Emin Pascha-Expedition. — Ein Besuch beim Suaheli-Häuptling Futula. — Die Malariafrage von tropenhygieinischen Gesichtspunkten. Von Dr. Schellong. — Die rechtliche Natur der Postdampfersubventionen und deren zukünftige Gestaltung. Von Dr. Morris de Jonge-Haarbleicher. — Koloniale Rundschau. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litterarisches. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Der Kongostaat und die Araber.

Als im vorigen Jahre der Aufstand der Araber an der ostafrikanischen Küste ausbrach, waren über seine Ursachen mehrere Annahmen verbreitet. Die eine ging dahin, daß der Aufstand nur dem Mißvergnügen der Araber und Eingeborenen über die Übernahme der Zollverwaltung seitens der Deutschen seine Entstehung verdanke, während eine andere, von hervorragenden Afrikakennern vertreten, es vorzog, denselben in Zusammenhang mit der ganzen Lage in Zentralafrika zu bringen. Der Aufstand wäre demzufolge eine Rückwirkung der blutigen Kämpfe zwischen Engländern und Arabern am oberen Nyassa und des geringere Opfer kostenden, aber darum nicht minder scharfen Zusammenstoßes zwischen Arabern und den Beamten des Kongostaates gewesen. Es sind nun neuerdings verschiedene Thatsachen aufgedeckt worden, welche für die letzte Annahme neues Material herbeibringen, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß auch das Auftreten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft direkt oder indirekt zur Anfachung des Aufstandes beigetragen habe. Mit den zentralafrikanischen Wirren ist aber jetzt noch mehr als früher der Name Tippu Tipps untrennbar verknüpft, jenes energischen arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändlers, dessen Charakterbild noch immer in der Geschichte schwankt.

Einige Jahre lang war Tippu Tipp die Inkarnation alles dessen, was an dem sklavenhandelnden Araber Ost- und Zentralafrikas widerwärtig und scheußlich ist und besonders nach dem Angriff auf die Falls-Station und mit Beginn der Antisklaverei-Bewegung war er eine sehr übel beleumdete und gefürchtete Person geworden. Es zeigte sich nun aber die immerhin seltsame Erscheinung, daß Tippu Tipp um so mehr Verteidiger in den Kreisen des Kongostaates fand, je gefährlicher er geworden war. Der Kongostaat hatte auf Anraten Stanleys den gefürchteten Araber bei guter Laune zu halten gesucht und die Erstürmung der Falls-Station mit dem Gouverneursposten und einem Jahresgehalt belohnt, in der Hoffnung, dadurch sein Interesse an das des Kongostaates zu knüpfen. Der Araber war, obwohl er auf seiner Reise den Kongo aufwärts die Schwäche des neuen Staatengebildes genau erkannt hatte, doch klug genug, um dankend die Stellung zu acceptiren, welche ihm die beste Gelegenheit bot, nach Belieben zu schalten und zu walten. Das frühere Raubsystem wurde noch stärker durchgeführt als sonst, jeder Widerstand der Eingeborenen mit äußerster Schärfe unterdrückt und im Namen des Kongostaates eine Schreckensherrschaft sonder gleichen eingeführt, so daß die Eingeborenen ganzer Dörfer auf Kähnen ohne festen Wohnsitz zu leben gezwungen sind und in den Zustand noch tieferer Barbarei sinken.

Eine erste genaue Schilderung der jetzigen Zustände am obern Kongo verdanken wir einem französischen Reisenden Trivier, welcher im Februar die Falls-Station und Tippu Tipp besuchte und über beide wertvolle Aufschlüsse gegeben hat, obwohl die Beamten des Kongostaates ihn der Voreingenommenheit gegen den Kongostaat beschuldigen. Seine in der Révue française erschienen Briefe machen aber diesen Eindruck nicht, lassen höchstens Trivier als einen etwas eitlen Menschen erkennen. Über die Ausbreitung der Araber schreibt derselbe, daß vom Aruwhimi den Kongo aufwärts das Land in ihrer Gewalt sei, obwohl noch die Fahne des Kongostaates auf den Stationen wehe. Die Wanderungen der Araber nach Westen sind bekanntlich eine Thatsache, mit welcher der Kongostaat zu rechnen hat. Stanley fand die arabischen Vortruppen 1887 am mittleren linken Ufer des Aruwhimi, während sie jetzt bereits am unteren rechten Ufer dieses Flusses sich vorfinden. Trivier hegt keinen Zweifel, daß die Araber bei der Schnelligkeit, mit der sie um sich greifen, noch vor dem Ablauf zweier Jahre vor Bangala stehen werden, da sie auch das linke Ufer des Kongo in ihre Gewalt bringen. Radschid, ein Neffe Tippu Tipps, der 1886 den Angriff auf die Fallsstation leitete, aber vom Kongostaat durch prächtige Geschenke „versöhnt" wurde, beherrsche die Mündung des Lomami, welcher bekanntlich nach den Erforschungen Delcommuns eine große Strecke flußaufwärts schiffbar ist, so daß dadurch sich einmal die Möglichkeit ergeben würde, die Kongofälle umgehen zu können. Trivier giebt zu, daß man vom Stanley-Pool bis Bangala mit Sicherheit auf dem Flusse reisen könne, bemerkt jedoch, daß die Eingeborenen des oberen Kongo, von Bangala bis zum Aruwhimi, in den Ländern der Liboko, Ubika, Watomba und Bassoko jedes fremde Ruderboot unbarmherzig plündern. Wenn ein Dampfschiff sich einem der zahlreichen Uferdörfer nähere, so verhielten sich die Eingeborenen ruhig, da sie wüßten, daß die Mannschaft zahlreich und an Feuerwaffen kein Mangel sei, aber bei einer Landung müßte man sehr auf der Hut sein. Es wohnen hier jene Wilden, welche Stanley seiner Zeit angefallen haben. Trivier erwartet übrigens, daß die Araber hier eine gewisse Sicherheit herstellen werden, wenn sie ringsherum die Einsamkeit schaffen.

Der französische Reisende wurde von Tippu Tipp freundlich empfangen und schloß mit ihm bald einen Vertrag ab, nach welchem der Araber ihn nach dem Tanganyika eskortiren lassen sollte. Derselbe sprach sich sehr bitter über die Verdächtigungen seines Charakters seitens der Europäer aus, als er sagte:

„Ich will Dir gern zu Diensten sein, denn wenn ich auch von Frankreich gehört habe, so habe ich doch niemals die Ehre gehabt, einen Franzosen bei mir zu sehen; ich glaube, daß man in deinem Lande mich besser behandeln wird, als in England, wo man sich dessen nicht erinnert, was ich bis jetzt für dasselbe gethan habe. Ich habe Livingstone geführt, ohne das Geringste zu verlangen. Ich habe Cameron die Wege gebahnt, welcher kein einziges Boot in Nyangwe auftreiben konnte. Auf meine Hilfe hat sich Stanley verlassen, als er den Kongo hinabfuhr. Ich war auch derjenige, der die Doktoren Junker und Lenz geführt hat und trotz aller meiner den Europäern geleisteten Dienste behandelt mich die englische Presse so schlecht, weil Major Barttelot ermordet und Jameson in der Bangalastation gestorben ist. Ist es meine Schuld, wenn die Grausamkeit des englischen Majors und seine Liebesabenteuer seinen Tod veranlaßt haben? Ist es meine Schuld, wenn Jameson am Fieber verstorben ist? Obwohl er auf einer Station des Freistaats verstorben ist, macht man mich dafür verantwortlich. Ich mache kein großes Aufheben von diesen lügenhaften Angriffen, aber schließlich wird man müde, so für geleistete Dienste belohnt zu werden. Ich werde dich mit mir nehmen und dich verpflegen, du wirst mir den ausbedungenen Preis teils hier, teils in Sansibar bezahlen und alles, was ich von dir verlange, ist, daß du getreu berichtest, was du gesehen hast."

Infolge dieses freundlichen Entgegenkommens des Arabers spricht sich der Reisende nicht gerade ungünstig aus, schränkt aber sein Urteil dadurch ein, daß er sagt, er sei nicht lange genug auf der Station gewesen, um ihn unparteiisch beurteilen zu können.

Zugleich wurde auch mit den Urteilen Triviers ein Schreiben des

Digitized by Google

Kapitän Becker in Brüssel veröffentlicht, welcher ein alter Freund Tippu Tipps ist, und mit dem Franzosen gemeinsam die Reise nach der Station gemacht hatte. Der in Diensten des Kongostaates stehende Beamte fällt über den Araber ein durchaus günstiges Urteil; auch der vom Kongo eingetroffene Leutnant Dhanis, ein früherer Beamter des Staates, stimmte ihm bei, obwohl es mißtrauisch machen mußte, daß der letztere am oberen Kongo befestigte Stationen anlegen will. Wenn die Eingeborenen wirklich so zutraulich sind, wie er sie schildert, so ist nicht recht einzusehen, weshalb er Forts am oberen Kongo anzulegen brauchte.

Ein Leutnant Tobbaek, welcher zugleich mit diesen Schreiben einen Brief nach Brüssel sandte, nahm die Araber ebenfalls in Schutz; sie wären, so schlimme Mittel sie auch anwenden, um sich im Innern Elfenbein und Sklaven zu verschaffen, doch gegen ihre Sklaven nicht grausam und die Letzteren ihnen treu ergeben. Wolle man die Mißbräuche, die seit Jahrhunderten eingewurzelt sind, allmählich beseitigen und die Araber der Zivilisation zugängig machen, so gebe es nur ein Mittel, das sei der Handel. Die Araber lieben den Luxus und Wohlleben; Lebensmittel, feine Weine, Stoffe, Uhren mit Ketten, Toilettengegenstände fänden bei ihnen stets guten Absatz; träten die Europäer geschickt auf, so könnten die Araber zu einem loyalen Handel herangezogen werden.

Da tauchten plötzlich in französischen Zeitungen Nachrichten auf, welche behaupteten, daß doch am obern Kongo ernste Zustände herrschen müßten. Es war zwischen dem Kongostaat und den Händlern Streit um das Elfenbein ausgebrochen. Die Holländer, welche sich bei den Stanley-Fällen niedergelassen, hatten eine Anzahl Hinterlader an Tippu Tipp gegen 15 Tonnen Elfenbein im Werte von 300 000 Mark verkauft. In Stanley-Pool legte die Regierung Beschlag auf die Sendung, wogegen die Holländer mit dem Bemerken Einspruch erhoben, daß Tippu Tipp ja ein Beamter und Vertreter des Kongostaates sei. Auch der letztere war sehr entrüstet und bestand darauf, daß ihm gegen sein Elfenbein die Gewehre ausgehändigt würden. Glücklicherweise erschien grade damals Kapitän Becker, bei den Stanley-Fällen, und dieser beschwichtigte den arabischen Häuptling dadurch, daß er ihm seine 15 Tonnen zu hohem Preise für Rechnung des Staates abkaufte. Er ist seitdem zufrieden, was für die holländischen Händler nicht zuzutreffen scheint. Sie bestreiten dem Staate das Recht, seinerseits Handel zu treiben. Dies kann aber nichts daran ändern, daß das Verfahren Beckers ein sehr zweckmäßiges war. Hauptmann Becker schreibt darüber am 8. April 1889:

„Seit 14 Tagen bin ich hier täglich mit dem Abwiegen von Elfenbein beschäftigt; diese Thätigkeit zeigt aufs deutlichste, daß wenigstens der eine Teil meiner Aufgabe hier vollkommen gelungen ist, nämlich gute Handelsbeziehungen zu den Arabern herzustellen. Gegenwärtig ist es in Nyangwe, Udschidschi, Tabora bekannt, daß sich bei Tippu-Tipp an den Falls ein Weißer befindet, welcher Elfenbein kauft; infolge dessen kommen die Verkäufer in großer Anzahl dahin. Dadurch gewinnen die Weißen an Ansehen bei den Arabern, zumal jetzt bei der Verstopfung der Handelsstraßen nach der Ostküste. Während bisher die Forschungsreisenden von den Arabern mit Mißtrauen betrachtet wurden, kommen diese jetzt den Europäern, die ihnen allein den Handel möglich machen und wesentlich erleichtern, freundlich entgegen."

Die beabsichtigte, aber glücklich vereitelte Lieferung von Munition an Tippu Tipp hat für uns noch ein ganz besonderes Interesse, wenn man einen Zusammenhang zwischen Tippu Tipp und den Aufständischen in Ostafrika annimmt. Es ist dafür ein Zeuge vorhanden, der englische Ingenieur Werner, welcher in seinem jüngst erschienenen Werke „A visit to Stanleys Rear guard"[1]) sich darüber folgendermaßen ausspricht:

„. . . als ich bei meiner Ankunft in Boma hörte, daß die Deutschen und Engländer die Suahelikküste blokirten und daß Feindseligkeiten zwischen der African Lakes Company und den Arabern am Nordende des Nyassasees ausgebrochen waren, kam mir der außerordentliche Eifer Tippu Tipps, sich sein Elfenbein mit Schießpulver bezahlen zu lassen (und solches auch von Major Barttelot zu verlangen) sehr lebhaft ins Gedächtnis zurück. Ich hörte ihn mehrere Mal seine Abneigung gegen die Deutschen aussprechen, welche, wie er sagte, ihn aus seinem Lande trieben. Was ist wahrscheinlicher als daß er wünschen sollte, dieses Pulver den Sansibararabern zu senden, welche mit den Deutschen an der Ostküste Krieg führten? Was nützt aber eine Blokade an jener Küste, während Tippu Tipp Gouverneur der Falls-Station ist und den Kongoweg offen hat, um Waffen und Munition zu erlangen?"

Interessant ist auch noch die von Werner mitgeteilte Behauptung Tippu Tipps, der deutsche Admiral habe ihn bei seinem letzten Aufenthalte in Sansibar (wohl in 1886) in sehr höflicher Weise zu gewinnen gesucht, aber er habe trotz der verführerischen Versprechungen es abgelehnt, mit den Deutschen zu verhandeln. Genaueres ist hierüber noch nicht bekannt geworden. Es verlautete aber jüngst in dem „Mouvement Géographique", daß der Sohn Tippu Tipps, Sefu ben Mohamed, mit welchem Wißmann auf seiner letzten Reise ein gefährliches Rencontre hatte, ihn im Auftrage Buschiris besucht habe, um mit ihm zu unterhandeln.

[1]) William Blackwood and Sons, London.

Als bedenklich muß ferner noch erwähnt werden, daß am 16. Mai der Chef des Bangala-Bezirkes, van Kerckhoven, auf Grund von Nachrichten aus den Fällen ein Dekret erlassen hat, nach welchem, „da eine öffentliche Gefahr stromaufwärts von der Einmündung des Aruwhimi auf der Kongolinie vorhanden", nur noch den Staatsdampfern es zustehe, das am Kongo bei der Einmündung des Aruwhimi errichtete Lager der Bassokos zu überschreiten. Das zeigt eine ernste Lage, zumal nicht nur der Generalgouverneur, sondern auch drei aus Weißen und schwarzen Soldaten bestehende Expeditionen aus Boma nach dem Oberkongo abgesendet worden sind.

Aus all diesen verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Nachrichten geht hervor, daß das Arabertum in Zentralafrika eine Krisis durchzumachen im Begriff ist. Tippu Tipp hat als ein kluger Araber längst die Vorteile des Kongo-Wasserweges vor dem beschwerlichen Landweg nach Ostafrika eingesehen und legt es jetzt darauf an, seitdem die Blokade an der ostafrikanischen Küste erklärt ist, den Elfenbeinhandel von dort abzulenken. Sein hervorstechendster Charakterzug ist Habsucht; von Fanatismus ist er frei, was sich wohl aus seiner Suahelieabstammung herschreibt, obwohl er stets einen Priester bei sich hat. Es ist möglich, daß er die günstige Position zu durchaus legalen Handelsgeschäften ausnützt; aber es wäre verkehrt, wie es die Beamten des Kongostaates thun, ihn nur als einen Händler hinzustellen. Er wird die Gelegenheit, seine politische Macht und Ansehen zu verstärken, so ausnutzen, daß er eines Tages dem Kongostaate Gesetze diktiren kann. Das Duell zwischen dem Kongostaat und den Arabern wird nur hinausgeschoben.

Die Politik des Kongostaates ist eine gefährliche, aber vielleicht die einzig mögliche, so lange nicht seine Positionen am oberen Kongo gesicherter sind. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt ihn jetzt, über die Sklavenjagden seiner Verbündeten sich hinwegzusetzen. *

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Wie aus den in unserer Nr. 29 veröffentlichten Berichten erinnerlich, war Dr. Peters nach der Landung in der Kweihoo-Bucht westwärts marschirt, um Witu und dann den Tanafluß zu erreichen. Der letzte der damals mitgeteilten Berichte war aus Hindi, den 25. Juni, datirt. Aus den inzwischen eingegangenen weiteren Berichten ergiebt sich, daß Peters am 3. Juli von Hindi aufbrach und nach einem mit mancherlei Beschwerlichkeiten verknüpften Marsch am 7. Juli vor Witu anlangte.

„Daß wir Witu näher kamen, ward uns zunächst durch etwa 30 Witu-Askaris angezeigt, welche uns im Namen des Sultans willkommen hießen. Etwa eine halbe Stunde vor Witu begrüßte mich der Scherif Abdallah, ein äußerst gebildeter Suaheli, in dessen Begleitung auch Herr Dörfer, ein Beamter des Herrn Denhardt, mich willkommen hieß. So marschirten wir mit unserer Flagge und dem Geschütz voraus in das lachende Wituthal hinein. Hier ist schwerer, guter Weizenboden und das Land mit Weizen und Mais bebaut. Witu selbst liegt an einem kleinen Höhenrücken und ist vollständig mit Waldbefestigung umgeben. Zwei Thore führen in den Ort hinein, massiv befestigt, an denen Tag und Nacht Wachen aufgestellt sind. Witu mag 2000 Einwohner zählen, aber durch die Menge gebildeter und vornehmer Bewohner wird das Gefühl wach erhalten, daß man sich hier in einem Mittelpunkte ostafrikanischen Lebens befinde. — Unter einem großen Volksauflauf ritt ich in Witu ein. Vor dem für mich bestimmten Hause sah ich unsere Flagge aufgezogen und ich erfuhr, daß der Sultan mir vier Häuser für meine Leute, sowie einen Ochsen zur Verfügung gestellt habe."

Am folgenden Tag, den 8. Juli, hatte Peters Audienz bei dem Sultan Fumo Bakari. Er berichtet darüber wie folgt:

„Ich wurde abgeholt von den ersten Würdenträgern des Hofes, dem Scherif Abdallah und dem ersten Offizier der Sultanstruppen, letzterer in der Uniform eines preußischen Artillerieoffiziers. Ich hatte zwei meiner Diener in weiß-rote, mit Silber gestickte Kawaßuniformen kleiden lassen, welche mir folgten und die Geschenke für Fumo Bakari trugen: ein vornehm vergoldetes, arabisches Schwert mit einer echten Jellaharklinge und zwei Dreysesche Repetirgewehre neuester Konstruktion. In meiner Begleitung gingen Herr Dörfer und Herr Friedenthal. Der Sultan seinerseits hatte etwa 40 Mann Soldaten zu unserem Empfange aufstellen lassen und empfing uns inmitten seines gesamten Hofes. Sein steinernes Haus macht zwar einen recht einfachen Eindruck, indessen unterschied sich die Versammlung nicht wesentlich von der Umgebung des Sultans von Sansibar bei ähnlichen Gelegenheiten.

Fumo Bakari kam mir bis an die Thür entgegen, und führte mich auf einen Lehnsessel links von seinem erhöhten Sessel, während rechts von ihm auf einem gleichen Stuhl wie dem meinen der Thronfolger, ein Bruder von ihm, saß. Fumo Bakari ist ein Mann von etwa 40 Jahren mit weichem wohlwollendem Gesichtsausdruck. Unsere

Digitized by Google

Unterhaltung bewegte sich in Kisuaheli und hatte nach den Begrüßungsphrasen und Freundschaftsversicherungen naturgemäß den Zweck meiner Expedition zum Gegenstand, welche der Sultan nach Kräften zu unterstützen versprach. Auf meine Bitte bewilligte er mir sofort Schreiben an seine Ortsältesten. Auch erklärte er sich bereit, Tanaböte für mich zu besorgen, und gab wiederholt die Erklärung, ich möge ihm jeden meiner Wünsche mitteilen; er sei ein zu guter Deutscher, um mir nicht in allem entgegenzukommen.

Die Audienz dauerte eine Stunde und den Rest des Tages beeilten sich nach einander die Großen des Orts, mir ihren Besuch abzustatten, darunter einzelne in der That gebildete und sympathische Männer."

Seinen Abmarsch von Witu nach dem Tanaflusse hatte Peters anfänglich auf den 17. Juli festgesetzt; der Aufenthalt in Witu verlängerte sich jedoch, weil dort noch verschiedene, zur Vervollständigung der Ausrüstung nötige Maßregeln zu treffen waren. Erst am 25. Juli war die Kolonne des Dr. Peters vollkommen marschfertig und verließ Witu am 26. Juli. Diese Kolonne, geführt von Dr. Peters und Leutnant v. Tiedemann, bestand aus 25 Soldaten (Somalis), 98 Trägern (85 Männern und 13 Frauen), 8 Dienern, 1 Wagenführer; sie nahm 16 Kameele, 8 Esel, 1 Pferd und 4 Hunde mit sich. Außerdem hatte Peters 6 Böte auf dem Tana zur Beförderung von 80 Lasten Getreide gemietet.

Über seine Somalis spricht sich Peters in einem Berichte sehr lobend aus:

„Ich habe persönlich die Somalis überhaupt hoch geschätzt, seit ich sie kenne. Nur muß man sie kennen, um sie benutzen zu können. Die Leute sind in der That eigenartig zu behandeln. Ein brennender Ehrgeiz, ein ausgesprochenes Ehr- und Freiheitsgefühl zusammen mit einem oft kindischen Eigensinn macht ihre Verwendung schwierig, wenn man glaubt, sie wie Suahelis mit dem Druck der Macht handhaben zu können; aber außerordentlich leicht, wenn man diesen Eigenschaften Rechnung trägt. In letzter Linie und in schwierigen Lagen, sowohl in Bagamoyo wie auf der Expedition ist immer das Entscheidende ein Appell an ihr Ehrgefühl gewesen. Der Somali ist launisch, läßt sich von Empfindungen hierhin und dorthin bestimmen; wird aber unbedingt durch eine, ich möchte sagen, ritterliche Behandlungsweise zu leiten sein. Sein natürlicher Stolz hält ihn vom Fraternisiren mit andern Schwarzen ab und macht ihn demnach zu dem geborenen Expeditionssoldaten. Ich muß gestehen, daß ich mich stets über diese scharfgeschnittenen und stolzen Gesichter freue, und glaube andrerseits auch der Anhänglichkeit dieser Leute sicher zu sein. Ihr Auftreten wirkt auch auf die eingeborene Bevölkerung vollkommen in erwünschter Weise."

Die Träger hatten anfangs Schwierigkeiten durch ihren Mangel an Disziplin bereitet. Durch energisches Einschreiten gelang es Peters, diese Schwierigkeiten zu beseitigen; er schreibt darüber:

„Unter den Trägern hat eine strenge, gerechte Handhabung der Disziplin Ordnung und unbedingten Gehorsam geschaffen. Von meinen Manyemas, Wanjamwesi und Wasaramo ist nicht ein Mann mir entlaufen. Morgens 5½ Uhr treten die Leute an, werden namentlich gemustert, und um 6 Uhr ist die letzte Trägerlast auf dem Marsch. Nach Ankunft werden die Lasten gezählt und die Träger von neuem namentlich gemustert. Ich habe bis heute keinen Nagel von meiner Last und keinen Mann verloren. Wer die Verhältnisse bei Beginn von Expeditionen kennt, wird dies Resultat als ein günstiges anerkennen."

Die Benutzung von Kamelen war Herrn Dr. Peters besonders durch den Grafen Teleki und den Schiffsleutnant v. Höhnel, welche er auf der Hinreise nach Sansibar in Aden getroffen hatte, angeraten worden. Die beiden genannten Reisenden kamen damals von ihrer Expedition nach dem Keniagebirge zurück und teilten dem Führer der deutschen Emin Pascha-Expedition ihre Erfahrungen, auch soweit solche für die Feststellung des Reisewegs von Wichtigkeit waren, mit dankenswertester Bereitwilligkeit mit. Dr. Peters schreibt, daß die Kamele sich als sehr nützlich für die Expedition erwiesen; ein Kamel trägt 6 bis 8 Lasten, die 16 Kamele ersetzen mithin gegen 100 Träger, und dabei ist ihre Verköstigung überaus billig; sie suchen und finden in der Tanaebene überall Weidefutter; auf je zwei Kamele kommt ein Kameltreiber.

Der letzte von Peters eingegangene Bericht ist vom 27. Juli, „Marsch zwischen Witu und Engatana. Erste Rast auf der Steppe" datirt und bestätigt nur kurz, daß der Abmarsch in voller Ordnung bewerkstelligt sei.

Eine zweite Kolonne mit dem Rest des Gepäcks sollte unter der Führung der Herren Kapitänleutnant Rust und O. Borchert dem Dr. Peters nachfolgen. Borchert war durch den Prozeß der „Neera" in Sansibar zurückgehalten. Das Prisengericht hat bekanntlich die Kaperung der Neera als nicht gerechtfertigt erkannt. Am 4. Sept. telegraphirte O. Borchert hierher: „Durch Neera-Kaperung erlitt Expedition 5400 Rupees Schaden. Ich heute Peters nach."

Daß Dr. Peters irgend welche Konflikte mit Eingeborenen von Witu gehabt hätte, und daß er gar zum Rückmarsch nach Witu gedrängt sei, wie in englischen Zeitungen gemeldet wurde, davon ist dem Ausschuß des Emin Pascha-Komitees bis jetzt nichts bekannt geworden, und nach dem soeben mitgeteilten Telegramm Borcherts darf man annehmen, daß die Nachricht von dem Rückmarsch des Dr. Peters nach Witu lediglich auf böswilliger Erfindung beruht. Je weiter die Expedition in das Innere vordringt, um so länger werden wir auf sichere Mitteilungen über ihr Schicksal warten müssen. An der Küste Ostafrikas aber werden in dieser Zeit noch öfter falsche Gerüchte zum Nachteil der Expedition auftauchen. Die deutschen Blätter sollten in der Aufnahme und Weiterverbreitung derartiger Gerüchte mit Vorsicht zu Werke gehen!

Ein Besuch beim Suaheli-Häuptling Futula.

Aus einem Brief des Leutnants von Tiedemann [1])

Lamu, 21. April 1889.

. . . . Am vorigen Dienstag hörte ich vor unserer Thür die wilden kreischenden und brüllenden Töne des Kriegshorns, dessen sich die Eingeborenen auf dem Festlande bedienen, gleich darauf wurden mehrere Flinten mit schwerer Pulverladung abgefeuert. Ich erblickte aus dem Fenster etwa ein Dutzend wilder Kerle, bis an die Zähne bewaffnet und immer wieder ihre bis zum Platzen geladenen Perkussionskarabiner abfeuernd. Es war eine Gesandtschaft von Futula ben Bana Hero Somali, einem der mächtigsten und gefürchtetsten Häuptlinge des Hinterlandes. Er ließ Herrn Toeppen dringend einladen, zu ihm zu kommen, um Elfenbein zu kaufen. Herr Toeppen beschloß, noch an demselben Abend aufzubrechen, und fragte mich, ob ich mitkommen wolle, was ich mit Freuden bejahte. Die schwarze Gesandtschaft bekam eine Ziege und einen Sack Reis geschenkt, bald flammte ein mächtiges Feuer, und Ziege und Reis verschwanden in unglaublich kurzer Zeit zwischen den herrlichen Zähnen unserer Gäste.

Die „Residenz" Futulas, Starani, liegt eine Tagereise westlich von Mkonumbi, einem Dorf an der Küste. Dichte Urwälder umgeben dieselbe, und Futula beherrscht von dort (fast uneinnehmbar) fünf große andere Dörfer und eine weite Strecke Land. Er ist vollständig unabhängig, bezahlt keinem Menschen Tribut, kann gegen 1000 gut bewaffnete Krieger aufstellen und genießt den Ruf großer Weisheit und Gerechtigkeit. In Starani sind, trotz der Nähe der Küste, überhaupt erst zwei weiße Männer gewesen. Der eine ist Herr Toeppen, der andere bin ich.

Um 4 Uhr nachmittags gingen wir an Bord einer Toeppenschen Dau, die Gesandtschaft, fortwährend zum Abschied blasend und schießend, wurde ebendort untergebracht, und fort ging die Reise. Wir kamen an verschiedenen Negerdörfern vorbei, die zum Teil sehr malerisch aus dem Grün der mit Mangroven bestandenen Ufer hervorlugten, besonders Matundoni und Kipungani machten einen sehr freundlichen Eindruck. Jedes Dorf bot unserer Schiffsgesellschaft einen willkommenen Anlaß, die Stärke unserer Nerven und Trommelfelle auf die Probe zu stellen. Massen von Silberreihern und großen Wasservögeln wurden durch den Höllenlärm aufgeschreckt, auch der unheimliche, riesige Kopf eines Kiboko (Flußpferdes) erschien schnaubend und blasend über dem Wasser, versank und kam wieder zum Vorschein. Herr Toeppen bat mich, nicht zu schießen, da ich meine Elephantenbüchse nicht bei mir hatte und eine Kugel aus einem minder schweren Gewehr das Tier nur gereizt und wild gemacht hätte.

Nach zwölfstündiger, zuletzt wegen Windstille und niedrigem Wasser sehr langsamer Fahrt, langten wir in Mkonumbi an und wurden von einem Freund von Toeppen, einem alten weißbärtigen Suaheli, ben Ali, mit der bekannten orientalischen Gastfreundschaft aufgenommen. Er selber wusch uns die Füße, bereitete uns gute Lagerstätten und bat uns zu schlafen, da wir gewiß müde seien. Der Mann hatte Recht, und erst gegen 8 Uhr wachten wir auf, badeten und machten dann einen Gang durch das Dorf, von einem großen Gefolge begleitet, denn bana pembe („Herr Elfenbein", wie Toeppen hier wegen seines Handels genannt wird) ist überall sehr populär und beliebt. Die Futula-Leute waren nach kurzer Rast aufgebrochen, um uns bei ihrem

[1]) Leutnant von Tiedemann (à la suite des Dragoner-Regiments von Wedell Nr. 11), welcher sich der Emin Pascha-Expedition angeschlossen, hielt sich vor der Landung des Dr. Peters mehrere Monate in Lamu im Hause des Herrn Kurt Toeppen auf. Von hier aus hat er verschiedene Streifzüge, namentlich zu Jagdzwecken, ins Innere unternommen, von denen er in seinen Briefen anschaulich und fesselnd geschriebene Schilderungen gibt. Die Briefe sind natürlich nicht für die Öffentlichkeit geschrieben, sondern für die Angehörigen, welche so freundlich waren, uns dieselben zur Verfügung zu stellen. D. R.

Herrn anzumelden. Zum Mittag wurde wieder eine Ziege geschlachtet. Um 4 Uhr nachmittags marschirten wir ab, von den Segenswünschen unseres Wirts begleitet. Die Wege sind so schmal, daß einer immer hinter dem anderen gehen muß zuerst Herr Toeppen, dann ich, dann unsere Boys mit den Gewehren und Patronen, dann die Träger für unser Gepäck und schließlich einige Askari (Krieger). Das Land war während der ersten zwei Stunden sehr öde, die Vegetation infolge Mangels an Regen sehr dürftig und verbrannt, der Boden leicht und schlecht. Um halb sieben Uhr kamen wir an ein kleines Dorf, namens Kumbi, das hauptsächlich von Ackersklaven bewohnt wird.

Ein Toeppen befreundeter Suaheli bot uns Quartier an, indem er bemerkte, es sei jetzt sehr gefährlich, bei Nacht nach Starani zu gehen, der vielen Löwen wegen. Wir beschlossen, innerhalb der Dorfumzäunung, aber nicht in seiner Hütte zu übernachten, letztere war nämlich gar zu eng und heiß und dumpfig. Wir suchten uns einen Platz aus, der frei von Ameisen war, machten ein großes Feuer an und wurden bald durch die Geschicklichkeit Sudis, des Kochs, mit gerösteten Ziegenrippchen und gebratenem Huhn versehen. Dann kamen Kaffee und Zigaretten, wir hüllten uns gegen den starken Thau in unsere Decken, streckten uns bequem aus und erzählten uns allerlei, — natürlich von der Heimat. Der Mond ging auf, riesige Käfer und Nachtfalter schwirrten um das Feuer, vom Dorfe her hörte man die dumpfen Töne der Trommel, mit denen die Neger ihren einförmigen Gesang begleiten. Wir schliefen bald ein und standen um 3 Uhr auf, um weiter zu marschiren.

Das Terrain, durch welches wir nun kamen, war prachtvoll. Soweit das Auge reichte, üppiger Graswuchs, reichlich bestanden mit kleinen undurchdringlichen Baumgruppen (Affenbrotbäumen, eisenharten Ebenholzbäumen, herrlich geformten Fächerpalmen), hier und da eine große grellbunte Blume, — denke Dir einen kolossalen, total verwilderten botanischen Garten und Du hast ungefähr ein Bild des Landstrichs. Der Weg schlängelte sich in vielen Windungen durch Baumgruppen und mannshohes Gras, ohne den taghellen Mondschein hätten wir uns garnicht zurechtfinden können. Beim Passiren einer stockfinstern Waldparzelle sprangen vor uns ein paar Kerls auf, die unter einem Baum genächtigt hatten; es waren Gallas, mit Spieß und Schild bewaffnet und wahrscheinlich auf einem Raubzuge begriffen, sie machten sich sofort aus dem Staube.

Gegen 6 Uhr ging nach kurzer Dämmerung die Sonne auf und die gefiederten Baumbewohner erwachten, zum Teil mit prachtvollem Federkleid angethan. Ich schoß mehrere, von denen ich die Flügel mitsende. Auch eine Affenherde turnte in respektvoller Entfernung neben uns her (der Ausdruck „turnen" paßt sehr gut), sobald wir aber näher kamen, verschwanden sie mit großem Gekreisch. Von Löwen und Leoparden sahen wir nichts, außer ein paar Fährten, auch brüllen habe ich sie nicht gehört, aber was nicht ist, wird hoffentlich noch werden.

Gegen halb sieben bekamen wir Starani in Sicht und bald erschien auch Futula an der Spitze von etwa 100 Kriegern, die mit Hörnern und Flintenschüssen einen unbeschreiblichen Lärm machten. Futula ist kaum mittlerer Größe, aber breit, seine Arme, Beine und Brust verraten herkulische Stärke. Er ist fast schwarz und der schönste Neger, den ich bis jetzt gesehen habe: eine hohe, intelligente Stirn, große, schwarze, flammende Augen, eine feine, leicht gekrümmte Nase, ein großer wohlgebildeter Mund voll wunderbarer Zähne, runde anmutige Kopfform und kurz geschnittenes, wolliges Haar. Mit liebenswürdigem und doch stolzem Lächeln reichte er uns die Hand (Herr Toeppen hatte mir schon erzählt, daß er einem die Hand mit Bärenkraft zusammendrücke, ich bezahlte mit gleicher Münze) und forderte uns auf, so lange wie möglich zu bleiben. Er spricht langsam und mit einer wohllautenden Baßstimme und geht in kerzengerader Haltung mit etwas zurückgeneigtem Kopf, alle seine Bewegungen verraten Ruhe, Selbstbeherrschung und unbändigen Stolz. Auch sein Anzug war geschmackvoll; als Unterkleid ein rotes, malerisch drapirtes Tuch und darüber, hinten die Erde streifend, ein schneeweißer, mantelartiger Überwurf, auf dem Kopfe eine kleine weiße Mütze. In der linken Hand trug er sein Schwert, eine prachtvolle Klinge in reich verzierter Scheide, haarscharf, kein Rasiermesser kann schärfer sein. Er hat in einer Schlacht, die er den Gallas einmal lieferte, einen Gegner von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte mit einem Hieb auseinandergehauen. So hat er uns wenigstens selber erzählt! Seine Begleiter waren lauter stämmige, gefährlich aussehende Burschen, zum Teil von fast riesenmäßiger Größe und tadellos gewachsen. Sie trugen Schwert, Flinte und Dolch (den Schild hatten sie zu Hause gelassen), einige auch Bogen und Köcher mit vergifteten Pfeilen. Die ganze Gesellschaft umringte uns mit freudigem Geschrei, schüttelte uns die Hände und feuerte fortwährend ihre Flinten ab. Ein alter freundlicher Mann nahm mich bei der Hand und führte mich hinter Toeppen und Futula, die neben einander vorangingen, ins Dorf, das mit einem Graben und einer undurchdringlichen, etwa 12 Fuß hohen Hecke umgeben ist. Eins von Futulas Häusern oder vielmehr Lehmhütten war für uns zurecht gemacht, selbst ein primitives Badezimmer fehlte nicht. Wir benutzten es mit vielem Behagen, kleideten uns um und setzten uns dann auf die Barasa, eine Art Veranda, die durch das weit überhängende Dach aus Palmblättern gegen die Sonne geschützt ist. Im Dorfe waren sämtliche Leute auf den Beinen, fortwährend krachten die Flinten, und vor unserem Hause stand eine dichtgedrängte Menge, die unaufhörlich schrie und schnatterte. Futula machte sich rar, er blieb in seiner Hütte, wahrscheinlich um uns Ruhe zu gönnen, schickte uns aber ein junges, fettes Rind, das augenblicklich von unserem Koch abgeschlachtet wurde.

Gegen 4 Uhr, nachdem die Hitze sich etwas gelegt, kam ein Bote Futulas, um uns und unsere Leute zum Mittagsmahle abzuholen. Toeppen und ich hatten schon vorher tüchtig Beefsteak und Rührei gegessen, denn es ist nicht gerade verlockend, sich den Magen auf arabische Art zu füllen. Futula saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Kitanda, die mit schön geflochtenen Matten und bunten Decken belegt war. Vor ihm auf der Erde stand eine riesige Schüssel mit Reis und eine andere mit gebratenem Geflügel. Er forderte uns auf, sich neben ihn zu setzen, und sagte uns, wie wir ihm viele Schmeicheleien, Toeppen dolmetschte. Unsere Leute kauerten rings um die Schüssel, mehrere Töpfe mit geschmolzener Butter wurden in den Reis geschüttet und dann gab der Hausherr in tiefem Baß das Zeichen zum Anfang mit den Worten: „bism' illahi' rrachmâni' rrachîm!" (Im Namen Gottes des Allmächtigen!) Alle rechten Hände (mit der linken zu essen gilt für unpassend) fuhren in den Reis, kneteten und wühlten geschäftig darin herum, um die Butter zu verteilen, und wurden dann gefüllt zum Munde geführt. Toeppen und ich aßen anstandshalber auch einige Körner, es schmeckte gar nicht übel. Futula hielt nicht mit, er lebt bloß von Milch und Rindfleisch; seine Stelle wurde von einem jüngeren Bruder, einem 14 bis 15 jährigen schlank gewachsen Jüngling ausgefüllt. In sehr kurzer Zeit waren Reis und Fleisch verschwunden und eine neue Portion erschien auf der Bildfläche. Zwischendurch wurden Gläser mit Sherbet herumgereicht, einem zuckersüßen, parfümirten Getränk. Nachdem auch die zweite Portion vertilgt, wurde Wasser über die Hände gegossen, und nun begann der am wenigsten anmuthige Teil eines Gastmahls in arabischer Manier. Nach den Regeln der Höflichkeit hält sich nämlich jeder Gast für verpflichtet, durch möglichst häufige Naturlaute dem Gastgeber zu garantiren, daß es ihm herrlich geschmeckt hat und daß er vollständig gesättigt ist. Hinter jeden dieser Töne folgt ein ernstes, ehrenfestes „chamdu l'illah" (Gott sei gedankt!), was einen überwältigenden Eindruck macht. — Nach dem Essen erschien die Wasserpfeife, ging von Mund zu Mund und damit hatte das Diner ein Ende.

Dumpfe Trommelschläge und der unheimliche infernalische Ton der Kriegshörner waren draußen zu hören und zeigten den Beginn des Schwerttanzes an. Wir traten auf die Barasa, setzten uns nieder und genossen mit großem Interesse das Schauspiel eines Suaheli-Schwerttanzes, das sich auf dem großen Platz vor Futulas Haus abspielte. In einem weiten Halbkreis stehen die Krieger, dumpf und eintönig singend, in der rechten Hand das gehobene Schwert, in der linken den winzigen, runden Schild, der höchstens die Größe eines Suppentellers hat, mit dem sie aber trotzdem fast alle Schläge pariren, selbst kunstvolle Finten. Einer tritt aus der Reihe, springt in wilden und doch graziösen Sätzen einmal um den Platz und führt im Vorbeispringen nach einem Andern einen Hieb, ihn dadurch zum Zweikampf herausfordernd. Nun beginnt eine Art Säbelfechten, wie man es kunstvoller nicht sehen kann. Die haarscharfen, geschmeidigen Klingen zischen und pfeifen wie Schlangen, der Eine springt über einen Hieb, den der Gegner führt, weg, haut von oben nach dem Kopf des Andern, liegt gleich darauf vor ihm auf einem Knie, die Schildhand zur Deckung über den Kopf gehoben und weicht durch einen mächtigen Satz, wie von einer Feder geschnellt, einem gefährlichen Hieb nach seitwärts oder rückwärts aus. Manchmal fängt die Sache an, ernsthaft zu werden, dann springt sofort ein Dritter dazwischen und trennt die beiden Kampfhähne, die Kerls sind aber in der Führung der Waffen so geschickt, daß bei den Spielen nur höchst selten eine Verwundung vorkommt. Am geschicktesten war der Lieblingssklave Futulas, ein etwa 15 jähriger ganz famoser Junge, leicht wie eine Gazelle und gewandt wie ein Panther. Futula erzählte uns, daß er selbst ihn eingepaukt habe, daß der Junge zuerst viel Prügel bekommen (die Anfänger fechten mit Rohrstöcken), daß er jetzt aber die Sache verstehe und ihm viel Freude macht. Er begleitet auf Kriegszügen Futula als Waffenträger. Der Häuptling beteiligt sich nicht am Tanz — das ist unter seiner Würde — die langen Narben an Brust, Armen und Schenkeln beweisen aber, daß er im Ernstfall nicht zurückbleibt. Bei Sonnenuntergang hörte die Sache auf, wir empfahlen uns Futula und gingen nach unserer Hütte zurück, wo uns Sudi mit Abendbrot erwartete. Nachdem wir unser Nachtkostüm angelegt (ein langes, bis

auf die Füße reichendes Hemd, Sandalen und ein weißes Käppchen) setzten wir uns vor die Thür. Bald erschien auch Futula, um Gegenbesuch zu machen, ließ sich zwischen uns nieder und bat uns, ihm von Ulaya (Europa), ganz besonders von Ulaya Deutsah (Deutschland) zu erzählen. Das thaten wir denn auch, besonders die Schilderung, die Toeppen ihm von unserer Armee machte, interessirte ihn sehr und er wurde nicht müde, nach allem Möglichen zu fragen.

Es mochte gegen neun Uhr sein, als sich an dem einen Ende des Dorfes ein furchtbarer Lärm entwickelte. Mehrere Pauken und eine Art Gong wurden mit großem Eifer bearbeitet, dazu hörte man die Stimmen von vielen Weibern und Kindern in gellenden Tönen. Futula sagte uns auf unsere Frage, es sei ein Tanz, den die Urbewohner des Landes, die Waboni, veranstalteten.

Hier muß ich einschalten, daß die Suaheli keine eigentlichen Neger, sondern mit Arabern vermischt sind, die vor mehreren hundert Jahren eingewandert sind und die Waboni und andere Küstenstämme unterjocht haben. Ihre Sprache (Kisuaheli) ist aber nicht arabisch, sondern die Sprache der Ureinwohner. Die Suaheli sind kriegerische und kräftige Leute, ihre Farbe durchläuft alle Töne zwischen lehmgelb und fast schwarz. Man findet häufig Wasuaheli, die weit über Mittelgröße sind, im allgemeinen sind sie schlank gewachsen, mit langen, schmalen Händen und kleinen Füßen. Futula ist weder Suaheli noch Waboni, sondern ein richtiger Somali, gehört also jenem Volksstamme an, der weitaus den größten Teil der ostafrikanischen Küste zwischen Lamu und dem Kap Gardafui beherrscht und wegen seiner Raubzüge ins Innere allgemein gefürchtet ist. Die tapfersten aller Neger sollen die Massai sein, die zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia sitzen, sie sind zugleich auch die schönsten und größten, zum Teil 6 Fuß hoch und mehr. Im Geruche ungeheurer Stärke stehen die Wapokomo, östlich von den Massai, schon v. d. Decken thut ihrer deshalb Erwähnung. Man sagt, daß sie einen Ochsen mit einem Faustthieb niederschlagen oder ihm das Rippengewölbe zertrümmern. Das hört sich ganz unglaublich an, mag wohl auch stark übertrieben sein, aber etwas Wahres ist jedenfalls daran. Im Allgemeinen ist, glaube ich, der kräftige Europäer dem Schwarzen überlegen, man sieht aber häufig genug geradezu herkulische Formen, besonders bei den Sklaven aus dem Innern. Ich begreife, daß Nachtigal, wie er häufig geäußert haben soll, die Farbe der Neger viel schöner wie die der Europäer gefunden hat, denn wenn man hauptsächlich bronzefarbige und ebenholzschwarze Gesichter um sich sieht und zwar jahrelang, so muß man naturgemäß jeden Weißen blaß und elend aussehend finden. Auch wird es niemals vorkommen, daß sich eine Schwarze in einen weißen Mann verliebt, höchstens in sein Portemonnaie. — Doch zurück zu Futula!

Wir gingen zusammen nach dem Platze, von welchem der Lärm herkam. In einem großen Kreise, der von zahlreichen Zuschauern gebildet wurde, sprangen mehrere nackte Gestalten wie wahnsinnig herum mit verdrehten Augen, Schaum vor dem Munde, in den Händen Büffelschwänze. Man erzählte uns, daß diese Leute vom Teufel besessen seien und daß der böse Geist ihnen keine Ruhe lasse. Sie tanzen so lange, bis sie zu Boden fallen, dann hört die Musik auf, man bringt ihnen Wasser, sie erheben sich und beginnen dann mit demselben wahnsinnigen Eifer die zweite Tour.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf, um im Walde ein wenig herumzupürschen; wir schossen wieder eine Menge seltsamer und bunter Vögel und mir gelang es endlich, einen Affen zur Strecke zu bringen. Wie hoch oder vielmehr wie niedrig diese Thiere hier im Preise stehen, beweist die Thatsache, daß mir einer der Dorfbewohner ein fast zahmes Affenpärchen für eine Rupie (etwa M. 1,20) zum Kaufe anbot und als ich mit ihm handelte, noch einen Käfig aus geflochtenem Bast zugab. In Mkonumbi wurde mir ein sehr hübscher Hundsaffe für 4 Pesa (etwa 8 Pfennige) angeboten.

Abends war wieder Gastmahl und Schwerttanz, und da Toeppen und Futula ihre Elfenbeingeschäfte erledigt hatten, beschlossen wir, am nächsten Morgen um 3 Uhr aufzubrechen. Wir nahmen freundlichsten Abschied von der Dorfbewohnerschaft und ihrem Chef, forderten alle auf, uns in Lamu zu besuchen, dankten für die genossene Gastfreundschaft und schliefen noch ein paar Stunden. Um 3 Uhr marschirten wir ab und kamen nach schnellem Marsche mittags totmüde wieder in Mkonumbi an.

Unser Besuch in Starani sollte noch ein kleines Nachspiel haben. Zwei Tage nach unserer Rückkehr erschien abermals eine Gesandtschaft von dort, auch Futulas Schildträger Rufu war dabei. Futula hatte bei einem seiner Sklaven, welche das verkaufte Elfenbein für uns nach Mkonumbi getragen hatten, ein hübsches Lendentuch bemerkt, welches der Mann früher nicht gehabt hatte und von dem er auf Befragen behauptete, es von einem unserer Boys geschenkt erhalten zu haben. Futula schickte das Tuch zurück und ließ fragen, ob es vielleicht gestohlen sei. Diese Annahme erwies sich nach den von uns angestellten Erkundigungen als zutreffend. Gnade Gott dem armen Diebsteufel, ich möchte die Prügel nicht zählen, die Futula ihm aufmessen lassen wird! . . .

Die Malariafrage von tropenhygienischen Gesichtspunkten.

Auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, welche vom 17. bis 22. September in diesem Jahre in Heidelberg abgehalten werden wird, wird auch, wie schon berichtet, eine Sektion für Klimatologie, Tropenhygiene u. s. w. eröffnet werden, welche, wie dies bei den früheren Versammlungen üblich war, einen Mittelpunkt für alle auf die Untersuchung über diese wichtigen Fragen gerichteten Bestrebungen bilden wird. Von der deutschen Kolonialgesellschaft, von welcher die Anregung zu dieser Einrichtung ausgegangen ist, wird diese Versammlung offiziell beschickt werden, und wir werden die Berichte darüber später in der Zeitung veröffentlichen.

Wir sind in der Lage, schon jetzt folgende 30 Thesen des Herrn Dr. O. Schellong, welchem die Kolonialzeitung mehrere wertvolle Beiträge verdankt, zu veröffentlichen, die für die Verhandlungen in der Sektion, deren erste Sitzung am 18 September im Auditorium VIII des Heidelberger Universitätsgebäudes stattfindet, zur Diskussion gestellt sind.

1. Die Güte des Tropenklimas ist wesentlich abhängig zu machen von der Häufigkeit und Schwere der Malariakrankheiten; dementsprechend fällt die Frage von der Akklimatisationsfähigkeit des Europäers für tropische Klimate zusammen mit der Frage der Akkommodationsfähigkeit desselben für die Malaria.

2. In bezug auf die Interessensphäre der Kolonialpolitik nehmen diese Fragen eine zwar wichtige, aber doch stets erst sekundäre Stellung ein, insofern als die Malaria die Kolonisation eines tropischen Gebietes zwar erschweren kann, aber beim Vorhandensein solider wirtschaftlicher Grundbedingungen niemals zum Kolonisationshindernis wird.

3. Einer alten Erfahrung gemäß treten die Malariakrankheiten in dem Beginn der kolonisatorischen Thätigkeit an einem Platze in der größten Häufigkeit und in den schwersten Formen auf; und nehmen ab bezw. erlöschen in dem Grade, in welchem die Kultur fortschreitet; darin ist die Aufforderung begründet, kolonisatorische Unternehmungen in großem Maßstabe anzulegen.

4. Die Anfänge einer Kolonisation werden niemals anders als mit großen Opfern an Leben und Gesundheit geleistet werden können. Es ist wichtig, daß ein Jeder, der in den praktischen Kolonialdienst tritt, sich der Übernahme eines gewissen gesundheitlichen Risikos bewußt ist. Viele Enttäuschungen und Mißerfolge sind darauf zurückzuführen, daß sich ein großer Teil derjenigen Personen, welche sich in den aktiven Kolonialdienst stellen, über diesen Punkt nicht völlig im Klaren ist. Entsprechend dem Risiko, welches sie eingehen, müssen den engagirten Beamten hohe Besoldungen gewährt werden.

5. Die Malaria ist eine Infektionskrankheit und wird für gewöhnlich nur an einem Infektionsherde acquirirt.

6. Die Natur des Malariavirus außerhalb des menschlichen Körpers ist zur Zeit noch unbekannt; im Körper hat man die Marchiafava-Cellischen Plasmodien als die den Krankheitsprozeß erzeugenden Agentien anzusehen.

7. Die Natur des Virus als eines reinen Miasma ist nicht mehr haltbar, seitdem die Impfversuche von Marchiafava und Celli, sowie von Gerhardt die Möglichkeit der Übertragbarkeit durch Kontagion erwiesen haben.

8 Der Möglichkeit einer Malariainfektion sind ausnahmslos alle Personen ausgesetzt, welche mit einer Malariagegend in Berührung kommen; alle neueren Beobachtungen weisen zugleich mit Übereinstimmung auf das Vorhandensein lokaler Infektionsherde hin, an welchen wegen vorzugsweiser Anhäufung des Malariavirus die Infektionen hauptsächlich zu stande kommen mögen.

9. Erhöhte Infektionsbedingungen sind gegeben in: niedrig gelegenen, schlecht ventilirten, humusreichen und feuchten Wohnplätzen; engen, schlecht ventilirten, unsauberen Wohnräumen, ungeräumigen Zelten. Geringere Infektionsbedingungen sind vorhanden auf Schiffen und kleinen Inseln, an humusarmen trockenen Wohnplätzen, in hygienisch gut ausgestatteten Wohnungen.

10. Erhöhte Infektionsbedingungen sind ferner vorhanden zur Nachtzeit; wohl deshalb, weil dann die Wohnung vorzugsweise infizirend wirkt.

11. Die Intensität der Infektionsbedingungen wechselt mit der Jahreszeit, die feuchtesten Monate zeigen die geringsten Infektionsbedingungen.

12. Die Annahme, daß die Malariakeime vorzugsweise zur Nachtzeit dem Erdboden entströmen, ist nicht genügend gestützt; aus

Digitized by Google

dem Verhältnis von Boden- und Lufttemperaturen zur Nachtzeit ist eher auf eine abwärts, in den Boden hinein, gerichtete Bodenluftströmung zu schließen.

13. Auch die Annahme, daß Erdarbeiten das im Boden befindliche Virus in die Höhe fördern und in die gefährliche Nähe des Menschen bringen, besitzt keineswegs die Zuverlässigkeit eines Dogma; wenn man sich dabei auf die Beobachtungen von Massenerkrankungen an Orten, wo solche Erdarbeiten in großem Maßstabe ausgeführt wurden, stützt (Jahdegebiet, Panamakanal, Eisenbahnbauten, Plantagenanlagen), so ist sehr wohl zu beachten, daß unter solchen Verhältnissen stets eine große Reihe von schädigenden Momenten vorhanden sind, welche die individuelle Disposition wie für Erkrankungen überhaupt, so besonders für die Malariaerkrankungen erhöhen, (Kampiren in engen, feuchten, unsaubern Wohnungen; Durchnässungen; körperliche Strapazen; ungenügende Hautpflege; mangelhafte Verpflegung; Branntweinmißbrauch ꝛc.)

14. Nächst dem jeweiligen Vorhandensein von Infektionsbedingungen nach Jahreszeit, Lokalität ꝛc., ist zum Zustandekommen der Malariainfektion beim Menschen die individuelle Disposition von Einfluß.

a) Die Rassenangehörigkeit spielt keine sehr große Rolle; die Angehörigen der verschiedenen Rassen erkranken in annähernd denselben Prozentsätzen; nichtsdestoweniger muß den dunkelhäutigen Rassen eine größere Widerstandsfähigkeit zuerkannt werden, insofern als das Allgemeinbefinden der farbigen Rassenangehörigen auf die Dauer — nicht in dem Maße — geschädigt wird, wie es bei den Europäern der Fall ist;

b) das höhere Alter zeigt geringere Disposition für die Erkrankungen; ebenso das weibliche Geschlecht; einmal erkrankt erleiden beide, alte Männer wie Frauen, leichter erheblichere Störungen im Allgemeinbefinden;

c) eine opulente, den weitgehendsten Forderungen entsprechende Lebensweise verringert die Disposition; ungünstige Lebensbedingungen, wie besonders mangelhafte Verpflegung, Konservenkost, erhöhen dieselbe;

d) allgemeine, die Widerstandsfähigkeit des Körpers herabsetzende, und Anämie erzeugende Einflüsse, wie Alkoholmißbrauch, Exzesse in venere, körperliche oder geistige Anstrengungen, Magendarmkatarrhe, Blutungen (auch die Menstruation) erhöhen die Disposition für die Malaria. Solide veranlagte Personen, in gereiften Lebensjahren, mit Willenskraft, in geregelter Thätigkeit, mit Verständnis für ideelle und materielle Genüsse, soweit sich dieselben in den erlaubten Grenzen bewegen, zeigen den Erkrankungen gegenüber die größte Widerstandsfähigkeit; anämische, nervös beanlagte, aus verwöhnten Lebensverhältnissen hervorgehende Personen, besitzen die geringste Widerstandsfähigkeit.

15. In Bezug auf die Malariaerkrankungen ist es wichtig, zu unterscheiden zwischen latenter und manifester Malariainfektion; beide aber als durchaus gleichwertig zu betrachten; das einzelne Malariafieber ist nur ein vergleichsweise unbedeutendes Symptom einer bestehenden Malariainfektion; doch praktisch insofern wichtig, als in Ermangelung anderer Anhaltepunkte, dadurch der Beweis erbracht wird, daß eine Malariainfektion etablirt ist.

16. Die Häufigkeit der Malariafieber bei einer Person geht gewöhnlich der Intensität der im Körper etablirten Infektion parallel; häufige Malariaerkrankungen enthalten für den Träger stets die Mahnung, die etablirte Infektion mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Nichts rächt sich schwerer, als eine zu leichtsinnige Auffassung dieser Sachlage.

17. Andrerseits kann eine schwere Infektion im Körper etablirt sein, ohne daß sich dieselbe im Malariafieber zum Ausdruck bringt. Diese, die sogenannten latenten Infektionen sind stets verknüpft mit Anämie und Milztumor, als solche dem Arzt stets erkenntlich und von ihm und dem Kranken ebenso zu würdigen, wie Malariafieber.

18. Die Haupttypen der Malariakrankheiten sind:

a) das intermittirende (Wechsel-)Fieber;
b) das atypische Malariafieber, mit protrahirtem Fieberverlauf und meist ganz unregelmäßigen Fieberkurven, bald remittirend, bald kontinuirlich, bald von tiefen Intermissionen unterbrochen; als Begleiterscheinung sind häufig Darmkatarrhe (Malariatyphoid);
c) die febris biliosa haematurica mit Haemoglobinurie und akutem Icterus.
d) das Malaria Coma, mit meist akut einsetzendem Kollaps, und in den meisten Fällen tödlich.
e) die Malaria-Anämie,
f) die Malaria-Neurosen,
g) der Milztumor.
} (latente Infektionen.)

19. Die schweren, perniziösen Fälle von Malaria knüpfen fast ausnahmslos an zahlreiche voraufgegangene latente oder manifeste Krankheitszustände, welche sehr oft nicht die gebührende therapeutische Berücksichtigung gefunden haben, bezw. finden konnten; als erste Erkrankungen werden Fälle perniziöser Malaria gewöhnlich nicht beobachtet.

20. Komplikationen der Malaria sind: Pneumonie, Diphterie, Dysenterie, Furunkulosis, Karbunkel, Gangrän, Urtikaria, Parotitis, Orchitis, Parrhesen, Paralysen, Psychosen.

21. Der Angriffspunkt der Malariaplasmodien im Körper ist das Blut. Die im Rahmen der Malaria auftretenden Krankheitssymptome, das Fieber, der Milztumor, das Coma ꝛc., lassen sich theoretisch betrachtet zurückführen auf eine durch die Anwesenheit von Plasmodien bedingte Zerstörung und Auflösung roter Blutkörperchen; diese bewirken kapilläre Stasen in den verschiedenen Teilen des Körpers, der Milz, der Leber, dem zentralen Nervensystem ꝛc., das Fieber findet seine Erklärung in solchen kapillären Stasen, welche das Wärmeregulationszentrum (im Hirn bezw. Rückenmark) treffen. Wichtig für das Verständnis des Zustandekommens der einzelnen Symptome sind die Schwalbeschen Versuche mit Schwefelkohlenstoffintoxikation an Kaninchen (cf. Virchows Archiv CV, 3).

22. Die Malariaplasmodien wirken fortwährend auf die Blutkörperchen ein; die durch sie bewirkten Auflösungsprozesse verlaufen jedoch zunächst latent oder bringen sich wohl auch in erhöhter Harnstoffausscheiduug (als das Produkt des erhöhten Stoffumsatzes) zum Ausdruck; zum Malariafieber oder Malariaanämie, oder Milztumor kommt es erst, wenn mit dieser Zerstörung eine Neubildung von Blutkörperchen nicht mehr gleichen Schritt hält, wenn eine relative Anämie etablirt ist.

23. Die Diagnose des Malariafiebers gründet sich in Fiebergegenden zumeist schon auf den bloßen Nachweis einer Temperaturerhöhung. Ein Fieberthermometer ist deshalb ein für den Kolonisten ganz unentbehrliches Besitztum und die Benutzung eines solchen bei jedem Unwohlsein anzuempfehlen.

24. Der Schwerpunkt der Malariatherapie liegt in der Prophylaxe; nächstdem in der gewissenhaften Beachtung und Berücksichtigung jeder, auch selbst der unbedeutendsten Regung des Malariafiebers.

25. Die allgemeine Prophylaxe hat es zu thun mit

a) der Auswahl möglichst gesunder Siedelungsplätze. Abgesehen von allgemeinen hygienischen Gesichtspunkten, kann dabei leitend sein das Verhältnis, in welchem sich Milztumoren bei der Eingeborenenbevölkerung vorfinden. Darüber ist innerhalb weniger Stunden eine Orientirung zu erlangen. Die Eingeborenen mancher, besonders als Malariaherde bekannter Gegenden weisen einen erstaunlich hohen (50 Prozent) Prozentsatz an palpablen Milztumoren auf;

b) der Sorge für geräumige, saubere, gut ventilirte Wohnungen; spezielle Konstruktionen sind nur insoweit erforderlich, als dieselben allgemeine hygienische Gesichtspunkte ins Auge fassen; dahin gehören: erhöhte Fußböden, Veranden, Kreuzflure, doppelte Dächer, Jalousien zur besseren Ventilation und Kühlhaltung des Hauses; Badeeinrichtung und Tanks zur Bequemlichkeit der Hausbewohner — es heißt andererseits der Sache entschieden Zwang anthun, wenn von mancher Seite bestimmten Konstruktionen des Hauses (isolirende Grundschicht, Pfahlbauten u. s. w.) die Bedeutung eines das Zustandekommen der Malaria-Infektion sicher verhindernden Faktors beigelegt wird;

c) der Sorge für genügende frische Fleisch- und Gemüsekost. Die Wichtigkeit einer opulenten Ernährung ergiebt sich aus der einfachen Überlegung, daß Malariakrankheiten nicht anders als unter dem Einflusse einer gewissen relativen Anämie zu stande kommen können. (Siehe Nr. 22.) Kräftige Kost fördert die Ernährung, erhöht die Blutbildung und befähigt diese, die darauf fortwährend wirkenden Infektionseinflüsse in gewissem Grade zu paralysiren. Alkohol in mäßigen Quantitäten ist nicht nur statthaft, sondern durchaus empfehlenswert.

Dem schließt sich an eine spezielle Prophylaxe, welche besteht in:

d) prophylaktischem Chiningebrauch. Mit demselben ist sofort nach Ankunft in der Fiebergegend zu beginnen oder spätestens, sobald sich die Vorboten einer beginnenden Anämie einstellen; man kann den Verbrauch von 1 g Chinin pro Woche als ausreichend betrachten, um dem Körper eine gewisse Widerstandsfähigkeit zu sichern. Das Chinin wirkt nicht als Spezifikum, sondern als ein schätzenswertes Roburans im Sinne der Blutbildung; es ist deshalb von mäßigen Chiningaben ein absolut sicherer Schutz gegen die Erkrankungen nicht zu erwarten. Neben dem Chinin empfehlen sich die Eisenpräparate;

e) zweckmäßiger Lebensweise; so besonders Vermeidung von Exzessen und Strapazen jeder Art; dagegen genügende körperliche Bewegung, anregende geistige Beschäftigung, Pflege der Haut (durch Frottiren, Baden), ausreichender Schlaf. Die in den Tropen

nicht seltene nervöse Schlaflosigkeit ist, wenn nicht anders, mit Schlafmitteln (Chloralhydrat) zu bekämpfen.

26. Die Therapie des einzelnen Malariafiebers ist während des Fiebers selbst eine rein symptomatische; nur die Fälle der febris biliosa haematurica verlangen sogleich die Darreichung großer Chiningaben. Sonst bleibt die Chinintherapie auf die fieberfreie Zeit beschränkt, muß dann aber mit ganzer Energie eine Zeit lang fortgeführt werden. Dosen von 1,5 erweisen sich bei vollständigem Temperaturabfall (bis 37° und darunter) als ausreichend zur Verhinderung des zweiten Fieberparoxysmus (wohl durch die Eigentümlichkeit, mit welcher Chinin das Hämoglobin fester an die roten Blutkörperchen bindet). Zur Nachkur dürften dann etwa 5—15 g Chinin in Frage kommen. Über den Zeitpunkt, an welchem der Chiningebrauch einzustellen ist, entscheidet vorzugsweise das Allgemeinbefinden des Kranken.

27. Außer dem Chinin kommen noch Eisenpräparate in Betracht. Andere Medikamente sind zur Zeit nicht empfehlenswert; das gilt besonders von den Eukalyptus- und Arsenikpräparaten, dem pikrinsauren Ammoniak, Warburgscher Tinktur, Warners Save cure und anderen Patentmedizinen (Hensels Tonikum ꝛc.); es muß überhaupt vor allem Medizinenschwindel angelegentlich gewarnt werden.

28. Unter den Chininpräparaten verdienen das salzsaure (muriaticum) und doppeltschwefelsaure (bisulfuricum) Salz den entschiedenen Vorzug; bei anhaltendem Erbrechen können diese Präparate auch im Klysma mit Mucilago gummi arab. gegeben werden. Das einfache Chin. sulf. ist nur in gelöster Form zu verabreichen.

29. Mit jeder medikamentösen ist stets als gleichwertig zu verbinden eine allgemeine Therapie: Absolute Ruhe und Schonung für mehrere Tage oder Wochen, je nach dem Grade der Anämie; kräftigende Diät, besonders Fleischkost, Milch, Eier, Alkohol; Klimawechsel, wenn selbst nur vorübergehend, als Seereise, Übersiedelung nach einer anderen Station ꝛc.

30. Zur Abschätzung der klimatischen Güte eines Ortes gibt eine zuverlässige Statistik einen brauchbaren Anhaltepunkt. In eine solche ist aufzunehmen:

a) Alter, Geschlecht, individuelle Charakteristik, Körpergewicht, Zustand der Milz;
b) frühere Erkrankungen, besonders an Malaria;
c) Lage des Wohnplatzes, Konstruktion des Wohnhauses, Entfernung desselben von der nächsten Plantage, Art der Ernährung;
d) Malaria-Erkrankungen mit wenigstens einer Temperaturmessung, nach Daten geordnet, Summe des Chininverbrauchs im Monat, bezw. für je eine Erkrankung.

Die Mitarbeit an solcher Statistik ist Sache jedes Gebildeten.

Königsberg, August 1889.

Die rechtliche Natur der Postdampfersubventionen und deren zukünftige Gestaltung.

Von Dr. Morris de Jonge-Haarbleicher.

Die Notwendigkeit, neue und ohne Grundlage einer allgemeinen Norm entstehende individuelle Rechtsverhältnisse in den Zusammenhang des bestehenden Rechts einzufügen und durch Unterordnung unter dessen Begriffe juristisch zu erklären, ist nicht blos eine wissenschaftlich-theoretische, sondern auch eine praktische, zumal dann, wenn das Rechtsverhältnis zugleich von politischer Bedeutung ist, kann die Erkenntnis seines Rechtscharakters nur zur Klärung und schärferen Hervorhebung auch seiner faktisch-politischen Natur wesentlich beitragen. Ist zudem sein Anwendungsgebiet noch nicht endgültig abgeschlossen, wie bei den Postdampfersubventionen, deren Ausdehnung auf neue Linien, mit der Konsolidirung unseres Kolonialbesitzes Hand in Hand gehen wird, so ist die juristische Betrachtung die unerläßliche Voraussetzung der sichern Fortentwicklung und zukünftigen rechtlichen Gestaltung des neuen Rechtsverhältnisses.

Die Schenkungstheorie, die Charakterisirung der Subventionen als Schenkung, die zur Zeit von ihren Gegnern weniger aus juristischen Gründen, als zu dem politischen Zwecke, ihre fiskalische Zwecklosigkeit damit zu betonen, versucht würde, widerspricht auf das klarste dem Inhalte des mit dem norddeutschen Lloyd abgeschlossenen Vertrages. Denn im Gegensatze zu andern Subventionen (z. B. der Gotthardsubvention), denen die juristische Natur der Schenkung, wenn auch nicht interesseloser Schenkung, beigelegt werden kann, steht der subventionellen Leistung des Reichsfiskus an den Norddeutschen Lloyd eine Fülle positiver und negativer Leistungen des letzteren gegenüber, die unmöglich in die engen Begriffsgrenzen der „Auflage" gezwängt werden können, sondern dem Vertrage das unverkennbare Gepräge eines zweiseitig — verpflichtenden Rechtsgeschäftes verleihen.

Noch eine Reihe privatrechtlicher Begriffe bieten sich, deren Verwertung zur Erklärung unsers Rechtsverhältnisses versucht werden könnten. Für die Auffassung als „Dienstmietvertrag" spricht scheinbar die im Art. 28 des Vertrages behandelte „Afterpacht." Allein so nahe es auch liegen mag, die Erfüllung der vom Lloyd übernommenen Verpflichtungen als ein von ihm zu leistendes „Werk" transportrechtlicher Art aufzufassen, so werden doch von diesem Gesichtspunkte aus eine Reihe wesentlicher Elemente des Vertrages unerklärt bleiben. Die Wahl des Ausdruckes „Afterpacht" entstammt offenbar mehr dem Bedürfnis, sich an die Ausdrucksweise des Verkehrslebens anzulehnen, als dem Streben nach exakter wissenschaftlicher Terminologie und juristischer Schärfe. Noch weniger kann der Vertrag als ein Vertrag zu gunsten Dritter konstruirt werden. Denn sind auch die Destinatäre, die Zwecksubjekte desselben Dritte, nicht das Reich selbst, so sind sie doch keine einzelnen, individuellen Personen, sondern ein unbestimmter Personenkreis — das Reisepublikum.

Für die Annahme eines Sozietätsverhältnisses — personale und sachliche Leistungen auf der einen, Barbeiträge auf der andren Seite — liegt ein zwar prägnantes Merkmal in dem im Art. 26 stipulirten Alternativanspruch auf die Hälfte des Reingewinns (wohlweise mit dem Anspruch auf erhöhte Leistungen) vor; allein es erscheint, im Gesamtzusammenhang des Vertragsinhalts aufgefaßt, völlig vereinzelt und isolirt. Kann das Rechtsverhältnis somit keinem der geltenden privatrechtlichen Begriffe untergeordnet werden, so erübrigte nur noch, es unter Verzicht auf Subsumtion als ein durchaus eigenartiges Zivilrechtsverhältnis anzuerkennen. Allein wenig vereinbar mit der privatrechtlichen Natur des Rechtsverhältnisses erscheint das fast disziplinare Straffestsetzungsrecht, wesentliche Aufsichts- und Prüfungsrechte (u. a. das wichtige Preisgenehmigungsrecht im Art. 17) und eine lange Reihe, den Vertrag durchziehender Bestimmungen, die die Vertragsfreiheit in einem die Grenzen des privatrechtlich zulässigen weit überschreitenden Maße beschränken und alle nur aus dem — bewußten oder unbewußten — Gedanken einer öffentlich rechtlichen Gestaltung des Rechtsverhältnisses sich erklären lassen.

Suchen wir es demgemäß in den Zusammenhang des öffentlichen Rechts einzufügen, so tritt bei einem systematischen Überblick über dieses scharf und klar eine Kategorie hervor, als deren prägnante und typische Realisirung das Rechtsverhältnis erscheint — sofern wir als das wesentlichste Strukturelement eines jeden Rechtsverhältnisses seinen Inhalt, die Rechte und Pflichten, mit denen es gefüllt ist, nicht die Art seiner Begründung und die Form seiner Entstehung und Bezeichnung betonen dürfen. Es ist das öffentlich-rechtliche Amt, dessen Einkünfte nicht einartig sind, sei es ausschließlich durch den öffentlich rechtlichen Gehalt, sei es ausschließlich durch den Preis des Privatrechts gebildet werden, vielmehr zwiefacher Natur sind; sein Lohn ist ein kombinirter, zusammengesetzter, aus zwei Bestandteilen bestehender: einem festen Gehalt, den der Staat für die Ausübung des Amtes im ganzen gewährt, und aus einer mehr oder weniger großen Summe konkreter Preis- und Lohnleistungen, die für jede einzelne Amtsfunktion entrichtet werden, seitens derer, die sie genießen.[1]) Das ist inhaltlich die rechtliche Natur der Dampfersubventionen: fester staatlicher Gehalt, unabhängig von dem wechselnden Ertrag, den die einzelnen Amtsverrichtungen liefern. Dementsprechend zeigt der ganze Bau des Rechtsverhältnisses einen öffentlich-rechtlichen Stil. Es besteht ein öffentlich-rechtliches Unterordnungsverhältnis zwischen Reich und Lloyd, die Rechte des Reichs erscheinen als öffentlich-rechtliche Befugnisse (am prägnantesten das Strafrecht, dessen Intensität das Maß privatrechtlicher Konventionalstrafe weit übersteigt). Die wesentlichste Verpflichtung des Lloyd ist die abstrakte Fahrpflicht, wie wir sie begrifflich bezeichnen können: eine Pflicht öffentlich-rechtlicher Natur, deren Erfüllung von der Erfüllung der einzelnen konkreten Transportverträge handelsrechtlicher Natur scharf zu trennen ist: theoretisch würde, auch wenn solche nicht abgeschlossen und zu erfüllen wären, jene dennoch wirksam bleiben! Völlig konsequent ist denn auch die Kautionsstellung den für die Kautionen der Reichsbeamten geltenden Normen unterworfen.

Ist hiernach der Inhalt des Rechtsverhältnisses objektiv ein öffentlich-rechtlicher, die in ihm enthaltenen Rechte und Pflichten amtsrechtlicher Natur, so hat doch dessen Subjekt nicht die Stellung eines Beamten, abgesehen davon, daß der Subventionsvertrag nicht die Eigenschaften eines Anstellungsvertrages besitzt und es auch sonst an wesentlichen, nach dem Reichsbeamtengesetze für den Begriff des Reichsbeamten erforderlichen Merkmalen fehlt, so würde dem schon der Mangel physischer und individueller Persönlichkeit entgegenstehen. Denn nach den herrschenden Rechtsbegriffen besitzen juristische Personen, Aktiengesellschaften u. a. ideelle Subjekte als solche nicht die Fähigkeit, amtliche Funktionen zu üben. Allein diese Auffassung ist keineswegs die an sich und a priori allein denkbare und mögliche. Es bedarf zur Erkenntnis der rein historischen Natur dieser Vorstellungsweise nur eines kurzen Hinweises auf das Lehnsrecht, welches den mit öffentlichen Ämtern belehnten Vasallen ursprünglich auch notwendig als physische Person dachte, dann aber die Lehnfähigkeit auf juristische Personen ausdehnte, die dann für die Erfüllung ihrer vasallitischen Pflichten durch einen „Lehnsträger" repräsentirt wurden. Und auch im heutigen Recht beginnt sich bereits eine veränderte Rechtsanschauung anzubahnen: der „historische Durchbruchspunkt" liegt bei den Kolonialgesellschaften, die, wie auch immer ihre innere privatrechtliche Zusammensetzung sein mag, nach außen als öffentlich-rechtliche Persönlichkeiten, die mit weitgehenden amtsrechtlichen — statthalterartigen — Machtbefugnissen ausgestattet sind, erscheinen! Durch die erweiternde Anwendung des hier realisirten Gedankens auf das vorliegende Rechtsverhältnis würde dessen feste, positiv-rechtliche Einfügung in den Zusammenhang des öffentlich-rechtlichen Systems leicht und zwanglos ermöglicht. Bestellt man dem Lloyd einen „Amtsträger" in der Person seines Vorsitzenden, so bedarf es nur einer einzigen deklarativen Bestimmung (analog etwa dem §. 28 des Bankgesetzes: „Die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten der Reichsbeamten") um den Subventionsvertrag, seinem materiellen Inhalt entsprechend, als einen Anstellungsvertrag und den subventionirten Unternehmer als Reichsbeamten zu charakterisiren!

So lange das Rechtsverhältnis noch ein individuelles ist und ihm kein generelles Rechtsinstitut entspricht, von dem es nur einen einzelnen konkreten

[1]) Anmerkung: Am schärfsten ausgeprägt ist diese Art des Amtseinkommens im heutigen öffentlichen Recht noch bei den Universitätsprofessoren.

Digitized by Google

Erscheinungsfall bildete — denn das Reichsgesetz betreffend Postdampfschiffsverbindungen ꝛc. vom 6. April 1885 ist nur die staatsrechtliche Grundlage eines Rechtsgeschäfts, keine Rechtsnorm — so lange wird der Mangel einer konsequenten öffentlich-rechtlichen Ausgestaltung weniger fühlbar hervortreten. Allein immer mehr scheinen sich diese einzelnen Rechtsverhältnisse zu einem objektiven Rechtsinstitut zu verdichten, dessen generelle Normen die speziellen Vertragsbestimmungen verdrängen werden. Und je mehr sich die Keime dieser neuen postrechtlichen Institution, die zumal für unsere Kolonien von immer wachsender Bedeutung werden wird, weiter entwickeln und zu voller Entfaltung gelangen werden, um so mehr wird die scharfe, plastische Hervorhebung und Betonung und die legislative Ausbildung ihres publizistischen Charakters eine reale Notwendigkeit!

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Über die Bewegungen des Hauptmanns Wißmann hat in der letzten Zeit wenig verlautet, doch dürfte der binnenländische Kampf gegen Buschiri und seine Genossen, zu welchem ausschließlich die Schwarzen verwendet werden sollen, das nächste Ereignis von größerem Interesse im deutschen Schutzgebiete werden. Von hoher Bedeutung erscheint es, daß in den einmal wiedergewonnenen Gebieten auch Ruhe und Ordnung in vollstem Umfange zurückgekehrt sind und nirgends auch nur der Versuch gemacht wurde, die nicht gerade übermäßig starken sudanesischen Besatzungen wieder zu versagen. Die zurückeroberten Orte sind, um eine Wiederbevölkerung derselben zu erleichtern, mit Ausnahme von Saadani unzerstört geblieben, und die eingeborene Bevölkerung ist, nachdem ihr bei friedlichem Betragen Straflosigkeit zugesichert wurde, zurückgekehrt, so daß ein baldiges Wiederaufleben des Handels zu erwarten steht. Ein gutes Zeichen des Vertrauens in die eigenen Kräfte des Reichskommissars ist die Abreise der stärkeren Hälfte des deutschen Blokadegeschwaders, der drei Kriegsschiffe „Leipzig", „Sophie" und „Möwe". Zwar haben die Truppen des Hauptmanns Wißmann sich bei den größeren Kämpfen bisher immer der kräftigen Unterstützung der Kaiserlichen Marine zu erfreuen gehabt und noch keine bedeutende Probe ihrer ganz selbständigen Leistungsfähigkeit abgelegt. Aber der Reichskommissar muß aus der Haltung und den Leistungen seiner Leute doch die Überzeugung gewonnen haben, daß er im stande sein wird, mit ihnen den binnenländischen Kampf siegreich durchzuführen. Zieht man noch in Betracht, daß die Kraft Buschiris durch seine bisherigen Niederlagen doch zum mindesten stark erschüttert sein wird und daß die Truppe des Reichskommissars noch durch 300 jetzt eben frisch angekommene Zulus — nach allen Erfahrungen ein ganz vortreffliches Soldatenmaterial für Afrika — verstärkt worden ist, so darf man wohl mit Zuversicht die völlige Niederwerfung des Aufstandes und die Wiederherstellung geordneter Zustände in ganz Deutsch-Ostafrika erwarten In diesem Falle ist auch die Wiederaufnahme der Kulturarbeiten — der Anlage von Plantagen, der Verwaltung der Zölle, der Ausbeutung der mineralischen Schätze des Landes u. s. w. — in kurzer Zeit bevorstehend. Als ein Hindernis hat sich angeblich nun in neuester Zeit Munitionsmangel herausgestellt, wodurch die Bewegungen etwas beeinträchtigt worden sein sollen. Was an den Nachrichten über einen beabsichtigten angeblichen Vorstoß des Reichskommissars mit einer einzurichtenden berittenen Schutztruppe auf Mpwapwa Richtiges ist, läßt sich hier nicht genau feststellen.

Unsere früheren Angaben über die Offiziere und Beamten der Wißmannschen Truppe finden durch nachfolgende neuere Liste eine genauere Ergänzung: Die Offiziere sind in drei Klassen zu teilen: 1. Expeditions-Offiziere, welche in der Truppe stehen und den eigentlichen Krieg führen; 2. Stationirte Offiziere und 3. Verwaltungs-Offiziere. — Zu 1 gehören: v. Zelewski, Bataillons-Kommandant, die Leutnants Sulzer, Böhlau, Blümeke, v. Behr, v. Medem, Illich, Ramsay, Märker (der Letztere, welcher längere Zeit schwer krank war, befindet sich jetzt auf Urlaub in Deutschland). Zu 2 gehören: Station Bagamoyo: Chef Premierleutnant v. Gravenreuth, Leutnant End, Proviantmeister Bohndorff, Janke. Station Dar-es-Salaam: Chef Leutnant Schmidt, Leutnant v. Perbandt, Proviantmeister Scheepe. Station Pangani: Chef Leutnant Dr. Schmid, Leutnant Johannes, Assistenzarzt Dr. Kohlstock, Proviantmeister Frémoir. Fort Ras Muhesa: Leutnant Theremin. Station Tanga: Chef Premierleutnant Krenzler, Leutnant Raddatz, Proviantmeister v. Stranzky. Zu 3 gehören: v. Eberstein, Chef der Verwaltung Keßlau, Zahlmeister Grothe, Sekretär Donasky do. — Es stehen im Offiziersrang die Kapitäne der „Harmonie" Leutnant zur See Holtz, der „München", des „Max" Römer und der Hafenkapitän Thomaschewsky in Bagamoyo, Leutnant zur See v. Sivers in Tanga. Die Schiffsoffiziere und Proviantmeister, Sekretäre der Verwaltung stehen im Range der Deckoffiziere. — Von den Beamten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sind im Dienste der Expedition: Illich, Führer der Askaris, v. Medem, Führer der Zulus, Holtz, Kapitän der „Harmonie", die Proviantmeister Janke, Scheepe, Sekretäre Grothe, Donasky. — Von den Beamten der deutschen Plantagen-Gesellschaft sind zur Expedition eingestellt: Kapitän Thomaschewsky, Albrecht und v. Rode, alle mit Offiziersrang; über die letzten beiden ist noch keine definitive Bestimmung getroffen.

Leider ist, wie schon gemeldet, Stabsarzt Dr. Schmelzkopf am 20. Juli bei einer Hilfeleistung, über welche nachstehendes Schreiben Wißmanns Aufklärung bringt, ertrunken. „Stabsarzt Dr. Schmelzkopf befand sich in jenen Tagen an Bord der „München" auf der Fahrt von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam. Schwerer Seegang nötigte den kleinen Dampfer, am Abend des 19. im Schutz einer Insel vor Anker zu gehen. Ich selbst begab mich mit noch zwei Europäern und einigen Schwarzen nach der Insel. Auf der Fahrt dahin sank unser Boot und erreichten wir sämtlich noch gerade Grund, nur mit Mühe das Fahrzeug auf den Strand bringend. Die hereinbrechende kalte Nacht war in durchnäßten Kleidern ohne Decken oder irgend welche Hilfsmittel doppelt fühlbar und bei den hiesigen klimatischen Verhältnissen gesundheitsgefährlich. Da wir beim Landen drei Gewehre verloren hatten, nur noch ein solches besaßen und die Insel von den gegenüber liegenden feindlichen Fischerdörfern besucht wird, waren wir gezwungen, nachts zu wachen. Nachdem das Boot kalfatert und flott gemacht war, gingen wir in den frühen Morgenstunden an Bord des Schiffes und erreichten dieses erst, als das Boot abermals unter uns wegsank. Die ersten Worte, welche der Kapitän uns zurief, waren: „Wo ist Dr. Schmelzkopf?" Ich erfuhr nun erst, daß Schmelzkopf, welcher unsere Lage erkannt hatte und außerdem glaubte, da er einige Schüsse hörte, wir seien mit den Eingeborenen zusammengestoßen, uns schon am Abend Unterstützung bringen wollte, und zwar schwimmend, denn ein weiteres Boot war nicht vorhanden. Doch gelang es dem Kapitän, ihn von diesem Unternehmen zurückzuhalten. Schon um 4 Uhr am folgenden Morgen traf aber Dr. Schmelzkopf seine endgiltigen Vorbereitungen und unternahm das große Wagnis, mit einer Schachtel Nägel zur Bootsreparatur, etwas Kaffee, einer Flasche Kognak und Chinin versehen, die weite Wasserfläche von 800 Metern, in welcher noch dazu Brandung stand, zu durchschwimmen. Wir selbst auf der Insel hatten bei dem noch herrschenden Dämmerlicht nichts von jenem Vorgang bemerkt und Dr. Schmelzkopf war beim Schwimmen den an Bord Zurückgebliebenen, schon des Seeganges wegen, aus den Augen gekommen. Der Kapitän hatte darauf dreimal geschossen, und sahen wir, daß er uns mit heftigen Gestikulationen etwas zurief, was wir jedoch der heulenden Brandung wegen nicht verstehen oder deuten konnten. Bis 8 Uhr wurde noch, der Strömung folgend, versucht, den Verunglückten aufzufinden, jedoch umsonst. Daß mich vor allem der Unglücksfall tief schmerzt und dem Toten zu danken verpflichtet, werden Ew. Hochwohlgeboren begreifen, hat er doch sein Leben im Versuche, mir zu helfen, gelassen. Ich stand neben ihm, als er beim Sturm auf Buschiris Lager verwundet vor Schmerz sich krümmte und gleich darauf, mit der seiner Hünengestalt so gut stehenden Ruhe, wohlgezielt Schuß auf Schuß abgab. Ich habe gesehen, wie aufopfernd er, selbst krank, nur bemüht war, andern Hilfe zu bringen. Er war ein glänzendes Beispiel eines echten deutschen Mannes an Leib und Herz; unerschütterlicher Wagemut, aufopfernde Treue, rastlose Rührigkeit und seine biedere, herzliche Freundlichkeit zu jedermann hatten ihn zu unser aller Liebling gemacht. Ein festes Denkmal hat er in unserer aller dankbaren Herzen, einen Denkstein ja auch späterhin, der jedem Deutschen, welcher diese Küste besucht, die Stelle zeigt, an welche ein bis zum Tode wackerer Mann sein Leben ließ in kühnem, heldenhaftem Wagen, in treuester Pflichterfüllung und Kameradschaft."

In Sachen der Emin-Pascha-Expedition ist in der letzen Woche mancherlei in denjenigen Zeitungen gefabelt worden, welche an alle Nachrichten aus englischen Quellen wie an das Evangelium glauben. Durch Vermittlung des Herrn Paul Reichard ist uns ein ihm von dem Indier Seewa Hadschi übersandtes interessantes Dokument, die Erklärung des Kapitäns der „Neera", zugegangen, welches in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

Sansibar, 27. Juni 1889.

An den
britischen General-Konsul,
Sansibar.

Sehr geehrter Herr!

Ich gestatte mir, Sie von meiner Ankunft in Sansibar am heutigen Morgen um 9 Uhr 30 Minuten, mit einem Dampfer „Neera", welcher als Prise J. M. S. „Mariner" von Lamu eingebracht ist, zu benachrichtigen.

Ich verließ Sansibar am 1. Juni, unter Instruktionen meiner Agentur, mit Ladung und Passagieren, um nach Bagamoyo zu fahren und gelangte dorthin an demselben Tage gegen 6 Uhr abends. Am 7. ging ich von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam mit Ladung und Passagieren in See, verließ letztern Hafen am 9. und fuhr nach Knyhu,[1]) wo ich am 15. landete und die Ladung und Passagiere ausschiffte.

Ich fuhr von Knyhu-Bai am 18. nach Lamu, um Trinkwasser einzunehmen, da wir keins in den drei letzten Tagen hatten, sondern der Steuermann sich mit Regenwasser behelfen mußte, und um die Bunkers mit Kohlen zu versehen, da es wegen des schweren Seeganges nicht geraten war, die Deckel der Bunkers auf offener See zu öffnen. Wenn dies in Lamu geschehen war, hatte ich die Absicht, nach Sansibar mit Ladung und Passagieren zu gehen, und mein Schiff war thatsächlich zu diesem Zwecke gelandet.

Ich ankerte in Lamu-Bai um 4 Uhr nachmittags am 18., da ich in den Hafen ohne Lootsen nicht gelangen konnte; am nächsten Tage sandte ich meinen Steuermann an Bord in der Jolle, um einen Lootsen zu holen; er kam gegen Mittag mit einem Lootsen und einem bevollmächtigten Offizier von J. M. S. „Mariner" an Bord, aber infolge eines Unfalls an der Maschine lief ich erst am nächsten Tage, am 20. Juni, in den Hafen ein und übernachte am 21., nach Anweisungen von dem Charterer, 16 Tonnen Kohlen dem deutschen Dampfschiff „Vulkan". Während dieser ganzen Zeit war eine Wache vom „Mariner" an Bord. An demselben Tage, dem 21., lud ich 85 Ballen in eine längseits des Schiffes liegende Dau aus, welche Kupferdraht, Nahrungsmittel und Zeugstoffe enthielten; außerdem zwei Kisten, eine mit Zigarren und die andere mit Zimmermanns-Werkzeugen; alle die Packete wurden an Bord von der Schiffswache geöffnet, ehe sie in die Dau gebracht wurden. Es war dieses die ganze Ladung, welche ich für Lamu hatte. Dreizehn Kisten blieben noch für Sansibar an Bord, welche am nächsten Tag von dem Kapitän des „Mariner" geöffnet wurden, und 10 Kisten Karbolpulver, 1 Kiste Lebensmittel, 1 Kiste meteorologische Instrumente und 1 Kiste lederne Gürtel enthielten.

An demselben Tage, den 21., soweit ich mich erinnere, kam der Kapitän des „Mariner" an Bord, und ich gab ihm jede Information, welche ich selbst hatte. Er befahl mir, die Ladung wieder aus der Dau herauszunehmen, was geschah. Er hatte mir auch befohlen, den Hafen sogleich zu verlassen, was innerhalb 24 Stunden zu thun ich mich aber weigerte, aus folgenden Gründen:

[1]) Kwelhoo-Bai.

Digitized by Google

I. Ich hatte keinen Befehl von meinem Charterer, abzufahren, da er bereits gegen 100 Passagiere und über 100 Tonnen Ladung für Sansibar angenommen hatte; Fracht an 1000 Rupien.

II. Ich hatte nicht genug Trinkwasser an Bord, da ich mein Boot benutzen mußte, um es zu holen, was langsam ging.

III. Ich hatte nicht genug Kohlen in den Bunkers, welche auf hoher See im Südwestmonsun auf einem kleinen Dampfer zu öffnen gefährlich ist, da immer Wasser in nicht geringen Quantitäten auf Deck ist.

Sobald ich Befehl empfing abzufahren, engagirte ich 40 Kulis, um die Kohlen am 22. und 23. zu verladen. Kurz darauf empfing ich einen Brief von dem „Mariner", in welchem er mir drohte, er würde das Schiff als Prise erklären, wenn ich nicht um 5 Uhr nachmittags abführe; sein Grund dafür war, daß er meinte, meine Gegenwart sei nicht erwünscht (objectionable). Worauf er seine Meinung stützte, ist mir unbekannt, da keine verbotenen Waren an Bord waren. Gegen Mittag kam er an Bord und verlangte die Schiffspapiere.

Ich gab ihm das folgende:

das Schiffsregister,
das Schiffs-Logbuch,
das offizielle Logbuch,
die Deklaration (general manifest),
die Certapartie

und die an mich von der Certapartie gerichteten Briefe. Frachtbriefe hatte ich nicht, da der Besitzer der Ladung an Bord war. Die articles of agreement waren in Ihrem Büreau in Sansibar.

Er erklärte dann das Schiff als Prise gegen 2 Uhr nachmittags und befahl, daß keine Ladung oder Passagiere für Sansibar eingenommen werden sollten, da zu dieser Zeit mehrere Passagiere sich an Bord und in einer Dau mit Ladung längsseits befanden.

Wir verließen Lamu um 5 Uhr nachmittags, während das Schiff zu dieser Zeit in schlechter Verfassung und nicht seetüchtig war. Es stand unter Aufsicht eines Prisen-Offiziers.

In der Nacht hatten wir eine starke Brise mit schwerer See aus Südwest, das Schiff stampfte und schlingerte schwer und zog viel Wasser.

Am 24. mittags, 3° 12′ s. Br., 40° 4′ ö. L., 30°$_{15}$ Barometer, 77° Thermometer, dasselbe stürmische Wetter. Das Schiff mit Mühe arbeitend, große Mengen Wasser stets auf Deck. Am 25., 3° 55′ s. Br., 40° 20′ ö. L., dasselbe stürmische Wetter, und am Nachmittag des 26. war ich auf jede Gefahr hin genötigt, die Luken zu öffnen, um mehr Kohlen in den Bunkers zu haben (to open the hatchets to get more coal in the bunkers), und ankerte im Rokotom-Hafen gegen 6.10 nachmittags; wir verließen denselben diesen Morgen um 6 Uhr und kamen hier an, wie vorher festgestellt.

Am Nachmittag sandte der Admiral Leute, um die Maschinen untauglich zu machen, und verbot uns, irgend welche Verbindung mit dem Ufer herzustellen, uns so an der Vorbereitung einer Verteidigung hindernd.

Seit der Zeit der Ankunft in Lamu bis zur Ankunft in Sansibar ist immer eine Wache an Bord gewesen; keine verbotene Ware ist gelandet worden.

Da der Admiral Gründe für die äußersten Maßregeln, welche er unternommen hat, nicht angegeben hat, so bedauere ich sagen zu müssen, daß ich mit außerordentlicher Härte behandelt worden bin.

Mit Achtung
verbleibe ich, geehrter Herr,
Ihr sehr ergebener Diener
(gezeichnet) Giacomo Albrete,
Kapitän S. S. „Neera".

In dem Witulande und an der Somaliküste haben die Engländer einen neuen Erfolg davongetragen zum größten Bedauern der Freunde der deutschen Kolonialpolitik, da deutsche Interessen dadurch direkt geschädigt werden. Ein Reutersches Telegramm brachte am 31. August aus Sansibar die Nachricht, daß der Sultan eine Konzession an die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft auf die Lamu und Benagir (lies: Benadirküste) unterzeichnet haben sollte, sowie auf die Küstenlinie nördlich von Kipini mit Kismayu, Barawa, Merka, Makdischu und Mruti. Die Konzession soll auch durch Portal für die Gesellschaft bereits provisorisch gezeichnet worden sein. Eine Mitteilung der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft an die englischen Blätter, welches in einem sehr triumphirenden Tone gehalten war, sprach sich über diese Erwerbungen folgendermaßen aus:

„Der Sultan von Sansibar unterzeichnete am 31. v. M. förmlich eine weitere Konzession an die Imperial British East African Company, wodurch diese Gesellschaft mit der Verwaltung und Regierung der Insel und des Hafens Lamu, sowie der nördlichen Häfen von Kismayu, Barawa, Makdischu und Warscheik betraut wird. Der Wert von Lamu für die Gesellschaft kann so ziemlich geschätzt werden aus dem lebhaften, aber erfolglosen Wettbewerb der Deutschen, in den Besitz der begehrten Insel samt Hafen zu gelangen, obgleich es ihnen wohlbekannt war, daß diese Konzession Sir Wm. Mackinnon vom Sultan versprochen worden war. Lamu beherrscht den Handel des Festlandes von Juba nordwärts, sowie den des schönen Wasserweges des Tana, welcher durch die Einführung von Steuerraddampfern entwickelt werden soll. Es befindet sich daselbst bereits eine blühende Bevölkerung von britisch-indischen Kaufleuten, und die künftige Bedeutung ihres Handels ist seit geraumer Zeit anerkannt worden. Die Postdampfer der British India Flotte machen ihn zu einem regelrechten Anlegehafen. Nicht der am wenigsten glückverheißende Umstand im Zusammenhange mit der Erwerbung von Lamu durch die Imperial British East African Company ist, daß, als Mr. George S. Mackenzie es im Dezember v. J. besuchte, er den Gouverneur und das Volk ganz bereit fand, der Gesellschaft einen herzlichen Willkommen zu bereiten. Mit einer sich jetzt vom Flusse Umbe im Süden nach dem Hafen von Warscheik im Norden ausdehnenden Küstenlinie, eine Entfernung von nahezu 700 Meilen längs des ostafrikanischen Festlandes, und einer freien Hand für die Erwerbung und Entwickelung der dahinter bis zum Kongostaate und dem oberen Nile liegenden ungeheuren Territorien, verspricht die Zukunft der Gesellschaft kommerziell wie politisch eine der größten Errungenschaften des britischen Unternehmungsgeistes zu werden."

Aus diesen Mitteilungen geht einmal hervor, daß wahrscheinlich der Schiedsspruch des Barons von Lambermont über die Ansprüche der deutschen Witugesellschaft und der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu ungunsten der ersteren ausgefallen war, und die letztere Gesellschaft sofort dies eskomptirt hat. Sie hat sich nur in einem Punkte sehr stark verrechnet — vorausgesetzt, daß die deutsche Regierung nicht frühere Verträge preisgegeben hat — daß nämlich die Küstenstrecke von Umbe bis nach Warscheich ihr gehöre. Die Verhältnisse liegen vielmehr folgendermaßen: Die ganze Benadirküste von Witu bis Makdischu ist von Dr. Jühlke im Oktober 1886 durch Verträge mit den eingeborenen Landesherren für Deutschland erworben worden. Ohne Kenntnis von der Vollziehung dieser Erwerbungen wurde am 1. November 1886 zwischen Deutschland und England das sogenannte Londoner Abkommen getroffen. Dieses erkennt u. a. als Besitz des Sultans von Sansibar die Häfen der Benadirküste an, nämlich Kismaju, Barawa, Merka, Makdischu mit einem Umkreise von je 10 Seemeilen und Warscheich mit einem Umkreise von 5 Seemeilen. Dem Londoner Abkommen und einer übereinstimmenden Erklärung der französischen Regierung gemäß haben Deutschland, England und Frankreich den Besitzstand des Sultans von Sansibar gewährleistet. Die vorher genannten Häfen kann der Sultan nicht abtreten, da die Mächte Deutschland, England und Frankreich einander die Unverletzlichkeit des Besitzstandes des Sultanats Sansibar gewährleistet haben und sonach die Abtretung irgend eines Gebietsteiles desselben der Zustimmung der drei Bürgen bedarf. Der Sultan konnte höchstens die Verwaltung dieser Gebietsteile unter Wahrung seiner Souveränetät übertragen, da niemand Rechte abtreten kann, die er nicht hat. Die Engländer haben natürlich insofern einen Vorsprung, als sie in diesen Häfen Stützpunkte zur Erwerbung des anderen Gebietes haben, welches an diese Häfen stößt.

Zweitens aber steht der Anschauung, daß die Küste des Witulandes in englischen Besitz übergegangen sei, wie es das Reutersche Telegramm meldete, der Wortlaut des Londoner Abkommens vom 29. Oktober 1886 entgegen, welches ausdrücklich sagt: „Beide Mächte (England und Deutschland) erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini (Nachbarort von Kau) beginnt und sich bis zum Nordende der Mandabucht erstreckt." Die Rechtstitel auf das Schutzgebiet von Witu mit Einschluß der Wituküste, welche nördlich bis Kweihoo geht, sind also völlig einwandsfrei und werden als solche von dem Abkommen zwischen dem Sultan von Sansibar und der englischen Gesellschaft in keiner Weise berührt. Zweifel entstehen dagegen wegen der Inseln Manda und Patta, welche in dem Londoner Abkommen übergangen worden waren und hinsichtlich deren die Ansprüche des dem deutschen Schutz befohlenen Sultans von Witu auch später nicht klar anerkannt worden sind.

Die im Londoner Abkommen öffentlich dargelegte Willensäußerung der deutschen Regierung ist denjenigen deutschen Kapitalisten und Unternehmern, welche ihr Vermögen in Witu engagirt haben, die Veranlassung hierzu gewesen. Es muß der Gedanke zurückgewiesen werden, daß die deutsche Regierung post festum auf deutsche Rechte verzichtet habe, da dieser Verzicht einen Verlust des engagirten, nach Hunderttausenden von Mark sich berechnenden deutschen Kapitals ohne weiteres zur Folge haben müßte.

Es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß diejenigen Somali-Länder, in welchen das Blut deutscher Forscher geflossen ist, und welche wegen ihres relativ gesunden Klimas und der Schätze des Bodens später von hohem Wert geworden wären, dem deutschen Unternehmungsgeist nun verschlossen und den Engländern überantwortet sein sollen, welche uns die schlimmste Konkurrenz machen, wenn sie nicht notgedrungen, wie jetzt auf Sansibar, gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Es ist ja sehr erfreulich, daß nach dem letzten englischen Blaubuch Wißmanns Unternehmen von dem englischen Vertreter in Sansibar nach besten Kräften gefördert und unterstützt wird, aber diese Unterstützung ist wohl kaum geeignet, die Stellung der Deutschen den Arabern gegenüber zu verbessern.

Der Sultan von Sansibar, der sich im vorigen Jahre aus Anlaß der Unruhen höchst zweideutig benommen hatte, will eine Gesandtschaft nach Berlin schicken, um dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Hoffentlich wird ihm durch die Verhandlungen der in Brüssel voraussichtlich am 15. Oktober zusammentretenden afrikanischen Konferenz ein besseres Bewußtsein von seiner Verantwortlichkeit den Anforderungen der Zivilisation gegenüber eingeflößt. Auf dieser Konferenz wird auch die Sklavenfrage behandelt werden. Es wäre zu wünschen, daß man sich nicht mit platonischen Deklamationen lange aufhielte, sondern einen entscheidenden und ausführbaren Schlag wenigstens gegen die Sklaverei auf Sansibar und Pemba führt, indem man die Gesetzmäßigkeit der Sklaverei aufhebt. Es würde dies eine indirekte Emanzipation sein, da es dadurch unmöglich gemacht würde, daß die Sklavenhalter die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen könnten. Die Araber sehen mit einiger Ängstlichkeit den Beschlüssen der Konferenz entgegen, wie sich die Times aus Sansibar melden läßt.

Südamerika.

Brasilien. Als am 17. Juli der Telegraph die Nachricht von dem Abends zuvor in Rio de Janeiro erfolgten Attentat auf den Kaiser Dom Pedro nach Europa brachte, rief dieselbe in allen mit den brasilianischen Verhältnissen einigermaßen vertrauten Kreisen die größte Entrüstung gegen den Urheber des Anschlages hervor, die nur durch die Gewißheit, daß der Kaiser gerettet sei, einigermaßen gemildert werden konnte. Man sagte sich, daß, wenn

ein so wohlwollender Monarch, wie Dom Pedro, der länger als ein halbes Jahrhundert die Geschicke seines Landes mit Weisheit geleitet, der seine persönlichen Interessen stets gegen die seiner Unterthanen hat zurücktreten lassen, vor der Waffe des Meuchelmörders nicht mehr sicher ist, ganz ungewöhnliche Dinge vorgegangen sein müssen. Ja, und sie sind auch thatsächlich vorgegangen, wie die neuesten Nachrichten aus Brasilien es bestätigen. Man weiß heute, daß der Mordgeselle, der auf Don Pedro geschossen, ein portugiesischer Kommis, namens Adrião Valle, ist, der erst vor fünf Jahren nach Brasilien gekommen und sich den brasilianischen Republikanern angeschlossen hat, in deren Auftrage er auch die Unthat begangen zu haben scheint. —

Es ist noch nicht lange her, so spottete man in Brasilien über das Häuflein Republikaner und heute sieht man mit Schrecken, daß die in keiner Weise durch die Staatsorgane gehemmte Propaganda derselben bereits gewaltige Dimensionen angenommen. In der Provinz Minas Geraes hat kürzlich ein Republikaner bei der Senatorenwahl den Sieg davongetragen, und daß nach der bevorstehenden Wahlkampagne zahlreiche Republikaner Sitz und Stimme im Parlament haben werden, steht heute schon außer Frage. Möglich ist es ja, daß das gegen das Leben des Monarchen gerichtete Attentat, wenn es sich als das Werk der Republikaner darstellen sollte, dazu beitragen wird, der Nation die Augen zu öffnen und das Volksgewissen gegen jene im Finstern schleichende Macht zu wecken, aber daß man fortan mit der letzteren zu rechnen haben wird, dürfte nachgerade auch von denen anerkannt werden, welche für die Rodomontaden der Republikaner bis vor kurzem nur ein höhnisches Lächeln übrig hatten und von einer gesetzlichen Verfolgung der letzteren energisch abrieten. —

Die politische Lage in Brasilien ist ohne Frage sehr ernst, aber als hoffnungslos für die Monarchie, wie Viele meinen, möchten wir sie nicht bezeichnen. Es wird für die staatserhaltenden Elemente, gleichviel welcher Partei sie angehören mögen, Alles darauf ankommen müssen, gerade diejenigen praktischen Reformen, mit deren Verheißung die Republikaner die Massen zu ködern suchen, — wir nennen darunter als die wichtigsten die Beseitigung des bisherigen Zentralisationssystems und die Verleihung einer weitgehenden Autonomie an die Provinzen und Munizipien — mit vereinten Kräften durchzuführen. Geschieht dies, so wird dem Republikanismus der Boden unter den Füßen entzogen und das monarchische Prinzip kann sogar gekräftigt aus dem Kampf hervorgehen. Glücklicherweise scheinen die Parteiführer dies auch begriffen zu haben. Wir haben in unserm letzten Bericht das Programm der zur Herrschaft gelangten Liberalen mitgeteilt und können heute hinzufügen, daß ein großer Teil der Konservativen unter Führung des früheren Ackerbauministers Antonio da Silva Prado sich demselben hinsichtlich der Einführung der weiter oben näher bezeichneten Reformen zum großen Ärger der Republikaner angeschlossen hat. Erlangt diese Koalition eine Majorität in der Kammer, so ist die Monarchie gerettet, andernfalls dürfte die republikanische Partei noch mehr wie heute erstarken, und dem Kaiserreich eine Zeit voller Kämpfe bevorstehen. —

Es ist schwer zu sagen, wie sich bei dieser Lage der Dinge die Kolonisation[1]) in Brasilien entwickeln wird. Daß sich die Einwanderung in den letzten Monaten beträchtlich vermindert hat, haben wir bereits in unserm letzten Bericht mitgeteilt. Sie bezifferte sich für die ersten sechs Monate des gegenwärtigen Jahres auf kaum 50 000 Personen, dürfte sich auch schwerlich bald heben, da einesteils den Kontrahenten in Italien, dem Hauptherd der Auswanderung, immer größere Schwierigkeiten bereitet werden, andernteils aber die gegenwärtige Regierung damit umgeht, einige der vom früheren Ministerium abgeschlossenen Kontrakte zur Einführung von Kolonisten aufzuheben, da man sich allmählich davon überzeugt hat, daß dieselben nicht dazu gedient haben, dem Lande arbeitstüchtige Leute, sondern Gesindel zuzuführen. Es bestehen gegenwärtig sieben derartige Kontrakte zur Einführung von zusammen 775 000 Personen innerhalb fünf Jahre, oder durchschnittlich 155 000 Personen pro Jahr. Daß dieser Durchschnitt im gegenwärtigen Jahre nicht erreicht werden wird, steht wohl außer Frage, und wie sich später die Sache entwickeln wird, entzieht sich aller Berechnung. Das heutige System der Aufbringung von Kolonisten hat sich jedenfalls nicht in dem Maße bewährt, wie man gehofft hat; um neue Normen an deren Stelle treten zu lassen, fehlt es aber in Brasilien an Erfahrung und vor allen Dingen an dem nötigen kolonisatorischen Geschick. Wie wenig das letztere vorhanden ist, geht u. a. aus der Thatsache hervor, daß man es ruhig hat geschehen lassen, daß aus der deutschen Kolonie Blumenau eine größere Anzahl tüchtiger pommerscher Kolonisten, welche z. Th. seit 1865 dort ansässig waren, nach Argentinien ausgewandert waren. Der Grund dazu lag teils darin, daß man den erwachsenen Söhnen dieser Kolonisten kein Land geben wollte, teils aber auch darin, daß man die Landschulden auf einmal einzog und jede Teilzahlung zurückwies, ja, daß man sogar mit Exmission drohte, falls die Landschuld nebst Zinsen nicht sofort bezahlt würde. Der Fall ist von Taunay mit beredten Worten im Senat zur Sprache gebracht worden, sein Antrag auf Untersuchung mußte aber vertagt werden, da das Land damals gerade ohne Ministerium war. — Ob das gegenwärtige Ministerium hat Remedur eintreten lassen, ist noch nicht bekannt, es dürfte aber zu bezweifeln sein, zumal die nach Argentinien übergesiedelten zum großen Teil wieder nach Blumenau zurückgekehrt sind, und zwar völlig enttäuscht von den Verhältnissen in der La-Plata-Republik, die man ihnen in den rosigsten Farben geschildert hatte.

In der Provinz Rio Grande d./S. hofft man jetzt auf eine gedeihliche Entwickelung aller öffentlichen Angelegenheiten und namentlich auch der Kolonisation, da der bekannte Staatsmann Silveira Martins zum Präsidenten der Provinz ernannt worden ist, ein Mann, der bekanntlich dem deutschen Element besonders günstig gesinnt ist und als geborener Rio Grandenser ein ganz besonderes Interesse an dem Aufblühen der dortigen Ackerbaukolonien hat.

In welcher Weise das neue liberale Regime die Kolonisation aber fördern wird, dürfte erst nach dem Zusammentritt der Assemblea, die sich sehr bald mit diesem Zweig des öffentlichen Lebens zu beschäftigen haben wird, zu sagen sein. —

Erfreulich für die Deutschen in Brasilien ist es, daß sich das deutsche Großkapital immer stärker ihrem Adoptivvaterlande zuwendet. Zwei Eisenbahnbaugesellschaften Oeste de Minas und Benevente haben ihre 5 Prozent-Anleihen, erstere in der Höhe von $22^1/_2$ Millionen Mark, in Deutschland realisirt, und damit ist der Bann gebrochen, der früher die Bethätigung deutschen Kapitals in Brasilien verhindert hat. Neue kapitalistische Unternehmungen werden folgen und nicht unwesentlich zur Stärkung des deutschen Ansehens sowie zur Förderung der deutschen Kolonisation beitragen.

Argentinien. In Argentinien hatte die Einwanderung auch für den Monat Juni eine im Verhältnis zum Vorjahr sehr bedeutende Ziffer aufzuweisen. Es wanderten nämlich 22 091 Personen oder 12 924 mehr als im gleichen Monat des Vorjahres ein. Die Art der Einwanderung ist aber allmählich eine andere geworden. Während früher die Italiener das stärkste Kontingent zu derselben stellten, sind es jetzt namentlich Spanier, welche die Republik am La Plata aufsuchen. Sie lieferten für den Monat Juni 45 Prozent der gesamten Einwanderung. — Während des ganzen ersten Semesters des gegenwärtigen Jahres langten in Argentinien 139 678 Personen oder 67 374 mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres an. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika empfingen im gleichen Zeitraum 173 678 Einwanderer, also nur 34 000 mehr als Argentinien, und für die Folgezeit dürfte sich dieses Verhältnis noch mehr zu gunsten Argentiniens verschieben, da der Kongreß in Buenos Ayres auf Vorschlag der Regierung beschlossen hat, die bisher zur Gewährung von Freipassagen an Einwanderungslustige ausgeworfene Summe von jährlich 1 Million $ auf 6 Millionen $ zu erhöhen. Ob das Land aber im stande sein wird, eine noch stärkere Einwanderung als die bisherige, unterzubringen, ist bei den großen Mängeln der dortigen Agrargesetzgebung fraglich.

Paraguay. Auch in Paraguay sucht man die Einwanderung jetzt mehr als bisher zu fördern. Der Kongreß hat der Regierung einen Kredit von 1 000 000 Franken für Unterstützungen an Einwanderer bewilligt, obwohl nur 250 000 Franken mit Rücksicht auf die schwache Finanzkraft des Landes gefordert waren. Eine besondere Anziehungskraft auf Einwanderer, namentlich aus Deutschland, dürfte Paraguay nach den neuesten Vorgängen auf den dortigen deutschen Ansiedlungen aber schwerlich ausüben.

Chile. Angeregt durch das Vorbild Argentiniens, will auch Chile die Einwanderung fördern, wenn auch nicht durch Bewilligung von Freipassagen, sondern nur durch teilweisen Vorschuß der Seepassage. Die Reisekosten bis zu den Häfen von Bordeaux und Marseille, welche die chilenische Regierung als Einschiffungshäfen ausersehen hat, haben die Auswanderer ganz aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Angenommen werden Ackerbau- und Handwerkerfamilien sowie unverheiratete Männer unter 45 Jahren. Die Auswanderer haben den chilenischen Agenten in den genannten Städten ein Zeugnis ihres Ortsvorstandes über Leumund, Berufsthätigkeit und Alter der Gesuchsteller vorzulegen, auch werden nur gesunde, starke Leute angenommen. Wir möchten bezweifeln, daß Chile unter diesen Bedingungen zahlreiche Einwanderer gewinnen wird; daß es aber überhaupt etwas mehr als bisher für die Kolonisation thun will, ist erfreulich.

[1]) Von geschätzter Seite wird uns mit Bezug auf den politischen Situationswechsel in Brasilien geschrieben, daß derselbe leider für die deutsche Einwanderung nicht die Bedeutung eines Wechsels in kolonisatorischen Anschauungen habe. „Der mit der liberalen Partei ans Ruder gelangte Visconde de Ouro Preto, jetziger Ministerpräsident, ist der im vorigen Jahre von der Thronfolgerin, damaligen Regentin, geadelte Affonso Celso, ein erklärter Gegner deutscher Kolonisation, gegen welche er im Parlament wiederholt gesprochen hat. Doch darf dieser Umstand nicht übermäßig abgeschätzt werden. Affonso Celso ist einer der charakterlosesten Politiker Brasiliens und hat schon wiederholt je nach Laune oder vermeintlichem Bedürfnis, seine Ansichten von einem Tage zum andern ins Gegenteil verändert. — Bekanntlich wissen einige deutsche Gelehrte, welche von der brasilianischen Regierung berufen worden waren, ein Lied von den Intriguen zu singen, welcher dieser ihnen anfänglich scheinbar gewogene Staatsmann zu gunsten eingeborner Charlatans gegen sie gespielt hat. Die Nativisten haben ihn stets zu den ihrigen gezählt."

D. R.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Vorstand der Gesellschaft hielt, nachdem am Sonntag Abend noch eine Ausschußsitzung stattgefunden hatte, am Montag, den 9. September, unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg eine Sitzung im kleinen Saale des Kaiserhofes ab. Der Herr Präsident teilte nach Begrüßung der anwesenden Herren über die gegenwärtige Geschäftslage mit, daß die Zunahme der Mitglieder eine stetige sei. Von Januar bis einschließlich August sind 1451 Anmeldungen und 286 Austritte erfolgt, so daß die Anmeldungen die Austritte um 1165 übersteigen. In dem gleichen Zeitraum sind Abteilungen gebildet in Bruchsal, Krimmitschau, Danzig, Duisburg, Frankfurt a. O., Greifswald, Hildesheim, Kaiserslautern, Oberlahnstein, Salzungen. Der Herr Präsident machte sodann noch Mitteilung davon, daß in der Frage wegen Nutzbarmachung des Botanischen Gartens für kolonialwirtschaftliche Zwecke der Gesellschaft auf ihre Eingabe vom 22. Januar 1889 an die Regierung von seiten des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten unter dem 19. August eine Antwort zugegangen sei, nach der das Ministerium zu dem vorläufigen Ergebnis gelangt sei, daß es sich voraussichtlich ermöglichen lassen werde, den von der Deutschen Ko-

Digitized by Google

lonialgesellschaft in dieser Richtung geäußerten Wünschen bis zu einem gewissen Grade entgegenzukommen. Ein anderes Schreiben des Kultusministeriums auf die Einsendung des von der Gesellschaft herausgegebenen „Wortschatzes der Khoi-Khoin" spricht neben dem Danke zugleich den aufrichtigsten Glückwunsch zu der verdienstvollen Arbeit aus. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung betraf die Verhandlungen über die Anberaumung einer im Herbst in Köln abzuhaltenden Hauptversammlung. Der Vorstand beschloß einstimmig, eine solche nicht stattfinden zu lassen. Über die Verhandlung dieses und anderer Punkte der Tagesordnung behalten wir uns noch eine ausführlichere Berichterstattung vor.

— (Die Abteilung Graudenz) hat als Beitrag für die Errichtung eines Denkmals für die auf Samoa Verunglückten 500 Mark der Zentrale der Gesellschaft überwiesen. Diese 500 Mark stellen den Reinertrag einer Broschüre dar, welche einem Vortrag des Herrn Rechtsanwalt Wagner, gehalten in der Abteilung Graudenz, ihr Entstehen verdankt. Die Broschüre (Verlag Gaebels Buchhandlung Dr. Saling) ist bereits in zweiter Auflage erschienen und die Marineverwaltung hat ihr Interesse an derselben durch Bestellung einer großen Anzahl Exemplare bekundet. Wir beglückwünschen herzlich die junge Abteilung zu diesem Erfolge.

— Abteilung Schwarzwald. Auf der am 25. v. M. in Donaueschingen abgehaltenen Hauptversammlung waren vertreten die Mitglieder der Ortsgruppe Rottweil (41 Mann), 15 Mitglieder von Villingen und die Vertreter der Ortsgruppen Schwenningen (6), St. Georgen (4), Triberg (3) und Niedereschach (1), so daß im ganzen 70 Angehörige des Kolonialvereins versammelt waren. Herr Oberamtmann Haape leitete als Vorstand der Abteilung Schwarzwald die Versammlung und gab zunächst einen kurzen Überblick über den Stand und die Thätigkeit des Vereins. Die Zahl der Mitglieder beträgt im ganzen 185, wovon auf Donaueschingen 12, Dürrheim 2, Hornberg 3, Königsfeld 5, Mönchweiler 2, Niedereschach 1, Rottweil 85, St. Georgen 5, Schwenningen 19, Triberg 14, Villingen 36 und Vöhrenbach 1 kommen. Vermögen besitzt der Verein keines, hingegen leidet er auch nicht an dem allgemein verbreiteten Übel der Schulden, so daß die finanziellen Verhältnisse sehr klar liegen. In Villingen hielt im letzten Winter der Afrikareisende Paul Reichardt einen Vortrag und ein im Sommer nach Hornberg unternommener Ausflug brachte die Bildung der dortigen Ortsgruppe zu stande. Herr Haape führte noch aus, daß der Verein auch gesellige Zwecke verfolge und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den einzelnen Orten herzustellen bestrebt sei. Auf Antrag des Herrn Geh. Kommerzienrats Duttenhofer von Rottweil wurde als Vorort wieder Villingen bestimmt. Die nächste Hauptversammlung soll in Schwenningen stattfinden. Herr Oberamtmann Muth begrüßte nach Erledigung der Tagesordnung die Gäste in herzlicher Weise, dankte für das zahlreiche Erscheinen und gab der Hoffnung Raum, das Interesse für den Verein werde durch den heutigen Tag in Donaueschingen, wo leider nicht die wünschenswerten Sympathien vorhanden seien, wieder gesteigert werden. Einen Antrag auf Verbesserung der Kolonialzeitung, namentlich auf gemeinverständlichere und übersichtlichere Haltung und Anordnung, werde er in der nächsten Zeit genau formulirt einbringen. Herr Geh. Kommerzienrat Duttenhofer machte noch die Mitteilung, daß er neulich in Hamburg erfahren habe, daß die neuesten Tabaksendungen aus den deutschen Kolonien alle Erwartungen übertroffen haben und manchem Gewächs der Havana an Güte überlegen seien; auch habe er von verschiedenen, bei kolonialen Unternehmungen beteiligten Bekannten erfahren, daß die dort angelegten Kapitalien, welche anfänglich keinen Zins trugen, jetzt eine Rente von 6 und mehr Prozent abwerfen. Nach diesen interessanten Aufschlüssen begann Herr Dr. v. Philipovich, ordentlicher Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg, seinen Vortrag „Über Ursachen und Bedeutung der deutschen Kolonialpolitik". Lebhafter Beifall wurde dem Redner zu teil und Herr Oberamtmann Haape sprach ihm am Schlusse den Dank der Versammlung in warmen Worten aus.

Kleine Mitteilungen.

— (Von der Wißmann-Expedition.) Wir sind in der Lage, folgendes mitzuteilen: „Mit dem am 12. September von Marseille abgehenden Dampfer der Messageries maritimes reisen nach Sansibar: Premierleutnant a. D. von Francken-Proschlitz, Leutnants a. D. Scheidel, Langheld und Bronsart von Schellendorff, die Zahlmeister-Aspiranten Reich und Streim.

Ferner begibt sich mit demselben Dampfer Assistenzarzt Dr. Behrendt nach Sansibar, um die dort zum 1. Oktober frei werdende Stelle am deutschen Hospital zu übernehmen. — Privatnachrichten aus Sansibar, welche bis zum 7. August reichen, berichten über den guten Gesundheitszustand, der unter den Offizieren und Mannschaften der Schutztruppe herrscht, und über das unbedingte Vertrauen, das die Truppe zu ihrem Führer, dem „Kommandanten" Wißmann hegt. Letzterer befand sich um genannte Zeit auf einer Unternehmung im Innern auf der Linie Bagamoyo-Mpwapwa. Sudanesen und Zulus bewähren sich nach wie vor vortrefflich.

Die durch das — bekanntlich nur den Deutschen ungünstige Nachrichten bringende — Reutersche Büreau gemeldete Notiz, wonach dem Hauptmann Wißmann die Geschützmunition ausgegangen sei, ist ohne jeden Rückhalt. Ein bedeutender Artillerie- und Munitionstransport geht übrigens demnächst von Hamburg nach Sansibar ab."

— (Präparirte Kola.) Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß es jetzt gelungen ist, die Kolanüsse, welche in getrocknetem Zustande aus Westafrika hierher exportirt werden, in ein diätetisches Genuß- und Heilmittel umzuwandeln, in welchem der adstringirende Geschmack der rohen Samen gemildert, der Gehalt an dem wesentlichsten medizinisch wirksamen Bestandteil, Coffein, gleichbleibend ist. Die Zusammensetzung der Kolanüsse erklärt die Wertschätzung, welche sie bei den Eingeborenen gefunden haben; sie enthalten bis 2,6 Prozent Coffein, eine kleine Menge Theobromin (die Alkaloide des Kaffee, Thee und Kakao), über 1 Prozent Gerbsäure, gegen 3 Prozent Zucker, gegen 34 Prozent Stärkemehl, etwa 7 Prozent Proteinstoffe, bei nur gegen 0,6 Prozent Fett, wodurch sie sich von Kakao, dem sie sonst ähnlich sind, was Leichtverdaulichkeit anlangt, vorteilhaft unterscheiden. Der große Gehalt an Coffein mit Theobromin, sowie an Gerbsäure macht die Kolanuß zu einem wichtigen diätetischen Heilmittel. Auf Veranlassung des Dr. Spuler in Karlsruhe hat sich Apotheker Schoch in Karlsruhe mit den Samen der Sterkulia eingehender befaßt und dabei die im Handel befindlichen von sehr verschiedenem, zum teil geringen Gehalt an deren wichtigstem Bestandteil, Coffein, gefunden. Nach seinen Versuchen rührt das von der Behandlung der Samen her. Auf einem Importeur gemachte Vorschläge ist es denn auch gelungen, Kolanüsse von größerem Gehalt als die bisher analysirten zu erhalten. Neben Kolapulver, welches ähnlich wie Schokoladenpulver verwandt werden kann, werden auch Kolabrödchen hergestellt, welche ohne umständliches Kochen die Kola in aufgeschlossener Form zum unmittelbaren Genuß darbieten.

— (Ein englischer Verteidiger der deutschen Kolonisten.) Ein schottischer Arzt, Dr. G. B. Taskally, hat an die „Daily News" vom 29. August folgendes in ihr abgedrucktes Schreiben gerichtet: „In Ihrem heutigen Artikel über die Deutschen in Afrika schreiben Sie, daß, trotzdem die Nation viele Fertigkeiten besitzt, doch Kolonisation nicht darunter wäre. Ich muß sagen, daß meine Erfahrung unter deutschen Kolonisten in englischen Kolonien Ihre Aussage durchaus nicht bestätigt. Ich war in einem kleinen blühenden Städtchen in Queensland, wo ich tagelang nichts sprach als die deutsche Sprache, und ich bin auch fest überzeugt, daß die Deutschen in Südafrika sich dereinst durch ihren Fleiß und Energie als erste Kolonisten zeigen werden. Ich denke, daß es nicht der nationale Charakter der Deutschen ist, welcher es unmöglich macht, glückliche Kolonien unter ihrer eigenen Fahne zu bilden, sondern die Traditionen der unelastischen (unelastic) Regierung des Vaterlandes."

— (Die Engländer in Südafrika.) Die mit letzter Post aus Kapstadt angekommenen Zeitungen berichten von erregten Szenen, welche im dortigen Parlament aus Anlaß der Masseneinfuhr von Gewehren und Munition nach Matabeleland stattgefunden haben. Nach dem von der Kapregierung zugestandenen Sachverhalt wurden im Anfang d. J. 1000 vorzügliche Henry Martinigewehre und 300 000 Patronen, trotz des bestehenden Verbotes, von den englischen Spekulanten Rudd u. Rhodes nach Matabeleland befördert, ohne daß die englischen Behörden dies verhindert hätten. Den genannten Spekulanten, welche angeblich umfangreiche Minenkonzessionen im Lande der Makabele erworben haben, ist es bekanntlich inzwischen gelungen, eine Gesellschaft zu gründen, welcher die englische Regierung im Interesse der Zivilisation und Humanität einen Schutzbrief zur Ausbeutung der von ihr beanspruchten Gebiete im Matabeleland erteilt hat. Bei der Begunstigung des Rudd-Rhodesschen Unternehmens durch den früheren Gouverneur der Kolonie, Sir Hercules Robinson, mag keiner der Beamten geneigt gewesen sein, dem ungesetzlichen Waffentransport Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Im Kapparlamente wurde bei Besprechung dieser Angelegenheit mit Recht darauf hingewiesen, was für ein Wortschwall beleidigter Menschlichkeit sich in England erhoben haben würde, falls etwa die benachbarte Burenrepublik einen so teuflischen Schacher mit Pulver und Waffen den blutdürstigen Wilden des Matabelelandes gegenüber zugelassen hätte. Der ersten englischen Waffenlieferung, welche gleichzeitig den Zweck und Erfolg hatte, die Unternehmungslust der Buren, die ebenfalls Ansprüche auf Matabeleland geltend machen, abzukühlen, sind inzwischen noch kleinere Posten gefolgt. Der ganze Vorfall beweist, wie wenig auf die englischen Phrasen von Humanität und Zivilisirung der wilden Völkerschaften zu geben ist, wenn es sich um ein gutes Geschäft oder um die Vertreibung von Konkurrenten aus einem angeblich englischen Interessengebiet handelt.

— (Der Verein für evangelische Mission in Kamerun) lenkt mit seinem 2. Jahresbericht für 1888 die Aufmerksamkeit auf die Mission in jenem deutschen Schutzgebiet. Ist dieselbe nicht, wie die Mission auf der Ostküste Afrikas, von äußeren Stürmen bedroht und heimgesucht, so fehlt es in Kamerun nicht an inneren Gefahren und Schwierigkeiten, welche keine kleineren Anforderungen an den Opfermut und die Umsicht der Missionare stellen. Daß Kamerun ein sehr gefährliches Land ist, hat auch die Mission schmerzlich erfahren. Allenthalben aber zeigt sich ein reges Verlangen nach dem Besuch und der Wirksamkeit der Missionare, so daß einer derselben schreiben kann: „Die Missionsarbeit ist immer und besonders gegenwärtig der erfreulichste Teil unserer Arbeit und stimmt das Herz trotz allem Schweren recht fröhlich und dankbar." Die hiernach ermöglichte Ausdehnung der Arbeit, namentlich die Gründung neuer Stationen gegen das Innere, verlangt aber beträchtliche Mittel. Leider sind jedoch, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, die Beiträge für die Kamerunmission sehr weit schon hinter dem zunächst, geschweige denn für eine ausgedehntere Arbeit Erforderlichen zurückgeblieben, im Jahre 1888 allein um mehr als 37000 Mk. hinter den Ausgaben. Soll die Basler Mission in Kamerun, wie es unsere Pflicht und Ehre fordert, aus Deutschland die notwendigen Mittel erhalten, so muß das deutsche Volk und namentlich diejenigen, welche Sinn und Verständnis für die kolonialen Aufgaben des Deutschen Reiches haben, eine ungleich größere Opferwilligkeit zeigen. Auch der Verein für evangelische Mission in Kamerun, welcher die Aufbringung der Mittel für die genannte Mission bezweckt, hat im Jahre 1888 in seinen Einnahmen einen Rückgang von mehr als 3500 Mk. erlitten, wobei allerdings

Digitized by Google

der von Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1887 dem Vereine zugewendete reiche Beitrag von 3000 Mk. besonders in das Gewicht fällt. Hingegen haben die regelmäßigen Jahresbeiträge des Vereins wenigstens um etwas zugenommen. Seine Ablieferungen für die Kamerunmission beliefen sich im vorigen Jahre auf 6540 Mk. Möchten sich allenthalben willige Herzen und offene Hände finden für die Unterstützung dieser gut nationalen Sache, sei es durch Anschluß an den Verein (Mitgliederbeitrag mindestens 2 Mk.) oder durch unmittelbare Beisteuer und selbständige Thätigkeit. Beiträge und Beitrittserklärungen nimmt neben den auswärtigen Sammlern der neue Rechner des Vereins Herr Finanzrat Klaiber, Olgastr. 69c, in Stuttgart entgegen.

— (Von der Pondoland-Gesellschaft) geht uns folgendes zu: Die Deutsche Pondoland-Gesellschaft ist seit Anfang August d. J. mit dem Zusatz „Kommanditgesellschaft Dr. Kersten, Bauer & Co." im Berliner Handelsregister eingetragen. Als ihr kaufmännischer Vertreter ist der den Lesern der Deutschen Kolonialzeitung nicht unbekannte Herr Franz Hertwig ausgesendet worden, von welchem binnen kurzem die ersten Berichte zu erwarten sind. Demnächst soll auch mit der Vermessung des zur Besiedelung durch deutsche Ackerbauer und Viehzüchter bestimmten Landerwerbes der Gesellschaft (im Süden der Kolonie Natal gelegen) begonnen werden, der sich durch Fruchtbarkeit und gesundes Klima auszeichnet. Nähere Auskunft erteilt das Büreau der Deutschen Pondoland-Gesellschaft, Berlin W., Friedrichstraße 71 I.

— (Herr Dr. Karl Kaerger), unser geschätzter Mitarbeiter, hat ein größeres Werk „Brasilianische Wirtschaftsbilder, Erlebnisse und Forschungen" (ca. 30 Bogen, Preis 10 Mark) vollendet, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Der Verfasser schildert im ersten Teile seine zweijährige Thätigkeit als Kolonist in der südbrasilianischen Kolonie Dona Franzisca und entwirft hierbei ein Bild von dem mühseligen an Entbehrungen und Enttäuschungen so reichen Leben des Urwaldskolonisten sowie von der allgemeinen Entwickelung einer neuen kolonialen Anlage überhaupt. Im zweiten Teil setzt er die Ergebnisse seiner wirtschafts-geographischen Forschungsreisen in den Provinzen Santa Catharina, Paraná und São Paulo in abgerundeten Wirtschaftsbildern zusammen, wobei er im besonderen über die letztgenannte Provinz ganz neue, der bisherigen öffentlichen Meinung hinsichtlich der Besiedelungsfähigkeit derselben mit Deutschen durchaus widersprechende Thatsachen beibringt. Zum Schluß giebt der Verfasser ein Resumé seiner Erfahrungen und Ideen auf kolonialpolitischem Gebiet und sucht dieselben auch für die Bewirtschaftung unserer deutschen Schutzgebiete nutzbringend zu machen. Eine Subskriptionsliste liegt in der Bibliothek der Deutschen Kolonialgesellschaft auf, und nimmt auch die Redaktion Anmeldungen entgegen.

— (Die deutsche westafrikanische Kompanie) ist in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien unter der Firma „Deutsch-Westafrikanische Kompanie Brückner & Co." umgewandelt worden. Die Gesellschaft übernimmt von der unter gleicher Firma bisher bestandenen Handelsgesellschaft das von der letzteren betriebene Handelsgeschäft für den Preis von 302 271 Mark, welcher Betrag mit 2 271 Mark in bar, mit den restlichen 300 000 Mark durch vollgezahlte Aktien entrichtet wird. Das Gesamtkapital der neuen Gesellschaft besteht aus 340 000 Mark Nominal, von denen 280 000 Mark in Stücken von je 1000 Mark auf Inhaber, weitere 200 Aktien von je 300 Mark auf Namen lauten.

— (Das zu schaffende „Kolonialamt") wird nach offiziösen Mitteilungen eine neue Abteilung des Auswärtigen Amtes, mit einem Direktor an der Spitze, werden. Als wahrscheinlich gilt, daß an die Spitze der neuen Abteilung der vortragende Rat kommt, welcher die Kolonialangelegenheiten bisher bearbeitet hat, Geh. Legationsrat Dr. Krauel, und daß außer den schon bisher in diesem Dezernat beschäftigten Beamten noch einige Neuberufungen in die neue Abteilung erfolgen von solchen Personen, welche außerhalb des Amtes standen, aber in bezug auf bestimmte Kolonialfragen besondere Erfahrungen gesammelt haben.

Litteratur.

Das Klima des außertropischen Südafrika, mit Berücksichtigung der geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen, nach klimatischen Provinzen dargestellt von Dr. Karl Dove (Göttingen 1888, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag).

Der Verfasser, ein Enkel des großen Meteorologen H. W. Dove, hat den lehrreichen Versuch unternommen, den gerade in letzter Zeit sehr reichhaltig gewordenen Schatz von meteorologischen Beobachtungen in Südafrika zu einer Beurteilung der Entwickelungsfähigkeit dieses wichtigen Ländergebietes zu verwerthen. Wir finden in dem kleinen Buche (160 S. mit 3 Karten) neben einer nahezu vollständigen Zusammenstellung des bezüglichen wissenschaftlichen Materials eingehende Erörterungen der wirtschaftlichen Verhältnisse, und die ganze Arbeit ist von dem erfreulichen Streben durchdrungen, den deutschen überseeischen Interessen durch nützliche Winke zu dienen. Von allen meteorologischen Elementen ist in Südafrika der Regen das wichtigste, und zwar kommt hierbei nicht nur die Menge des im Laufe eines Jahres fallenden Niederschlags, sondern auch dessen jahreszeitliche Verteilung in Betracht. Letztere gibt die Grundlage für Dr. Doves Einteilung von Südafrika in klimatische Provinzen. Die Hauptgruppen derselben sind, außer der nahezu regenlosen Westküste: das Gebiet der Winterregen, umfassend den äußersten Südwesten mit Klein-Namaqualand und dem Westrand der Karroo; das Übergangsgebiet der vorwiegenden Frühlings- und Herbstregen, welches sich von ersterem ostwärts bis zu einer Linie zwischen Hopetown am Oranjefluß und East London an der Meeresküste erstreckt, und das Gebiet intensiver Sommerregen, d. i. alles nördlich von jener Linie gelegene Land (Kaffraria, Pondoland, Natal, Bauernfreistaaten) nebst der Kalahariſteppe und Damaraland mit Groß-Namaqualand. Produktenreichtum und Kulturfähigkeit der einzelnen klimatischen Provinzen hängen weniger von der Wärmeverteilung ab, wie dies in unserem gemäßigten Klima der Fall ist, als von der Menge des ihnen zukommenden wässrigen Niederschlags, und in dieser Hinsicht können ebenfalls drei Gruppen unterschieden werden: die gesegneten Gebiete mit mehr als 600 Millimeter jährlichem Regenfall, die vegetationsarmen, aber immer noch zum größten Teil für Viehzucht vorzüglich geeigneten Steppen mit weniger als 300 Millimeter Regen und die dazwischen fallenden Übergangsgebiete, welche namentlich für den Ackerbau sehr wertvoll sind, zumal wenn künstliche Bewässerung zu Hilfe genommen wird. Letztere umfassen die Südküste bis East London in einer Linie, die sich von der St. Helenabai längs der Swarte Berge zieht, nebst dem Binnenland zwischen 24 und 27° östl. Länge von Greenwich, mit Ausschluß des fruchtbaren kleinen Gebietes von Kapstadt und der schmalen, waldreichen Küstenstrecke zwischen Mosselbai und Kap St. Francis, welche zum Teil bis 1000 Millimeter Regenfall hat. Das Land nördlich und westlich hiervon gehört zur Steppe bezw. Wüste, das Land östlich vom 70. Längengrade zu dem fast tropisch-üppigen Gebiete mit reichlichem Regen,[1]) der zumeist in einer Höhe von mehr als 700 Millimeter fällt, und stellenweis, an der vom warmen Madagaskarstrom bespülten Küste von Natal und Pondoland, sogar 1000 Millimeter überschreitet. Da letzteres Gebiet nun außerdem noch, soweit es südlich und westlich von der St. Luciabai liegt, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit ein herrliches Klima (S. 92) vereinigt, so darf es nicht Wunder nehmen, daß die besten Teile desselben allgemein als „Garten Südafrikas" und dergl. (s. S. 98. 141 u. 151) gepriesen werden. Daß indessen auch die ärmeren Landstriche nicht wertlos sind, sondern bei Fleiß, Ausdauer und vernünftigem Aufwand der erforderlichen Geldmitteln zu sehr erfreulicher Entwickelung gelangen können, wird durch die wirtschaftlich hohe Stellung der meisten Teile des von der Natur nicht eben reich bedachten Kaplandes bewiesen, wo z. B. durch Dammbauten, welche das vordem nutzlos abfließende Regenwasser sammeln, mit großem Erfolg gegen die Ungunst der natürlichen Verhältnisse und gegen die Folgen der Waldverwüstung angekämpft wird. Diese und andere Fragen von wirtschaftlicher Bedeutung sind in der dritten Abteilung der Doveschen Schrift behandelt, deren Studium auch für die Ausnützung unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes von Wichtigkeit ist. Wer sich näher für die von Dr. Dove öfters berührten Vegetationsverhältnisse interessirt, wird mancherlei Belehrung in der bei Quandt & Händel (Leipzig 1888) erschienenen Übersetzung von Bolus „Grundzüge der Flora von Südafrika" finden. O. K.

[1]) Die beigegebene Karte der jährlichen Regenhöhen würde an Übersichtlichkeit sehr gewonnen haben, wenn eine oder zwei dieser Gruppen durch Schraffirung im Zusammenhang gekennzeichnet worden wären.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft werden zu einer

außerordentlichen Generalversammlung

auf

Sonnabend, 28. September 1889, vormittags 11 Uhr

in die Geschäftsräume der Gesellschaft, Wilhelmstraße 98 I, zu Berlin, sowie ebendahin zur diesjährigen

ordentlichen Generalversammlung

auf

Sonnabend, 28. September 1889, mittags 12 Uhr,

ganz ergebenst eingeladen.

Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung:

Genehmigung der in der ordentlichen Generalversammlung vom 28. September 1888 vorgelegten Bilanz pro 26. Februar bis 31. Dezember 1887.

Tagesordnung der ordentlichen Generalversammlung:

1. Vorlegung des Geschäftsberichts und der Bilanz pro 1888 und Beschlußfassung darüber.
2. Wahl von Direktionsratsmitgliedern.

Berlin, 8. August 1889.

Der Direktionsrat.

K. von der Heydt, Vorsitzender.

Von dem Artikel „Die Deutsche Emin Pascha-Expedition" in Nr. 29 der Deutschen Kolonialzeitung v. 3. August sind Separatabzüge hergestellt worden, welche wir den Abteilungen zum Zweck der Agitation, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich zur Verfügung stellen.

Quittung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika sowie für die deutschen Hospitäler und für den Neubau des Krankenhauses in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Verein deutscher Studenten in Tübingen 31,20 M., aus Frankfurt a./M. durch Sanitätsrat Lotz für den Neubau des Krankenhauses 15,20 M.; Schlesischer Missions-Hülfsverein in Breslau 300 M.; Beitrag mehrerer Mitglieder der Abteilung Schwarzwald (Villingen) der Deutschen Kolonialgesellschaft für das Krankenhaus 18 M.; Pfarrer Heinrici in Königsberg i. Pr. die Hälfte von der vorjährigen Pfingstkollekte in Ostpreußen 1186,50 M.; Anteil an dem Ertrage der in Hamburg für Zwecke der Krankenpflege in Sansibar veranstalteten Sammlung 5437,25 M.; durch die Herren Pastor Diestelkamp 489,64 M. Missionsinspektor Beyer 308,80 M.; Dr. Büttner 1167,20 M.; Pastor Berlin 207,85 M. Im Ganzen 9154,64 M.

Berlin, den 25. August 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. I. V.: Franke, Fennstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die **Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft** erhalten die Zeitung **unentgeltlich. Beitrittserklärungen** zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an **das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25,** zu richten. **Anzeigen:** Preis der 4gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von **Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65,** entgegengenommen.

Nr. 33. **Berlin,** 28. September 1889. **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? Von Paul Reichard. — Einiges von den Somalis. Von L. Hirsch. — Die Missionskolonie Botschabelo. (Schluß.) — Die Handelsausstellung in Hamburg. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachung.

Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen?[1])

Von Paul Reichard.

In jüngster Zeit haben die humanen Bestrebungen der Kulturvölker in Bezug auf die Sklavenfrage mit der Wiederbelebung derselben neue Anregung erhalten. In edlem Wettkampfe bestreben sich die Völker mit erhöhter Kräfteanspannung, den Sklavenhandel ganz aus der Welt zu schaffen und die Sklaverei in Afrika aufzuheben. Mit der Beseitigung des schändlichen Menschenhandels und der eventuellen Aufhebung der Sklaverei ist jedoch noch lange nicht alles gethan. Wir übernehmen damit Pflichten, deren Erfüllung der weitaus schwierigere Teil unsrer Aufgabe ist, da wir dadurch tief eingreifende Veränderungen im sozialen Leben der Neger hervorbringen. Es liegt im Wesen der afrikanischen Sklaverei, daß die Sorge für den Unterhalt der Sklaven ganz und gar dem Herrn überlassen, daß sie zu dessen Pflicht geworden ist.

Der Sklavenbesitzer ist auch für alle Handlungen seiner Sklaven verantwortlich, sodaß auf Grund dieser tief im Bewußtsein der afrikanischen Völker wurzelnden Anschauung der Sklave in großer Sorglosigkeit und Unselbständigkeit lebt. Befreien wir nun diesen Sklaven auf irgend welche Art, so erwächst damit für uns dieselbe Pflicht, wie für den früheren Sklavenbesitzer, wenn wir nicht unser Werk halb thun, oder gar Schaden stiften wollen.

Wir müssen für den befreiten Sklaven sorgen und ihm durch Erziehung zur Arbeit und durch sittliche Anleitung die Möglichkeit geben, sich selbständig zu einem nützlichen Menschen zu machen. Als ganz ausgeschlossen dürfte unter den heutigen Verhältnissen gelten, den befreiten Sklaven in seine Heimat zu entlassen. Er würde dort nur in das alte Verhältnis zurückfallen oder schon, ehe er dieselbe erreicht hat, anderswo in Sklaverei geraten sein. Die Frage, was mit den befreiten Sklaven geschehen soll, ist eine sehr schwierige. Um so merkwürdiger ist es daher, wenn wir die Aufnahme derselben in Kardinal Lavigeries Antisklavereikongreßprogramm ganz und gar vermissen. Mit keiner Silbe wird derselben in dem sonst ziemlich umfangreichen Programm Erwähnung gethan. Da sich diese Frage immer wieder von selbst aufdrängt, kann es sich unmöglich um eine Vergeßlichkeit handeln, es wird vielmehr der Verdacht erweckt, daß man die Angelegenheit absichtlich umgeht, um sich für die Zukunft nicht die Hände zu binden und gegenüber etwaigen Konferenzbeschlüssen nicht in schwierige Stellungen getrieben zu werden. Lavigeries Antisklavereikongreß scheint übrigens kaum zustande zu kommen, was in Anbetracht seiner jetzigen politischen Tendenzen nicht zu bedauern wäre.

Die höchsterreichte Ziffer belief sich nach Ausweis der englischen Blaubücher im Jahre 1873 auf 707. Man könnte sagen, daß die im Lande einzeln befreiten Individuen überhaupt nicht in Betracht kämen, um sich ihretwegen in langen Debatten zu ergehen und dann kostspielige Versuche zu machen.

Die Engländer haben besonders in letzter Zeit Sklaven in großem Maßstabe losgekauft, ein System, welches nebenbei gesagt, verwerflich ist, indem es nur dazu beiträgt, den Sklavenhandel zu beleben, besonders wenn so hohe Summen (Lstr. 60 000), wie sie die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu diesem Zwecke noch in den jüngsten Tagen bewilligt hat, aufgewendet werden. Die Engländer verwirren dadurch die Anschauungen der Schwarzen und Araber, indem sie sich durch solche Handlungen selbst widersprechen. Auf der einen Seite die Blokade gegen den Sklavenhandel, auf der andern Seite Sklaveneinkäufe in großer Menge. Sklavenhandel bleibt es immer, in der Weise der Eingeborenen. Das Freikaufen sollte nur in Ausnahmefällen gestattet sein, wo man den Betreffenden einem Peiniger entreißen will.

Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Unterbringung selbst einer großen Anzahl von befreiten Sklaven erhebliche Schwierigkeiten bereitet, und in Zukunft werden wir mit größeren Zahlen zu rechnen haben, wenn es sich z. B. um die Unterbringung der Sklaven entthronter Häuptlinge handeln wird, oder wenn wir die Sklaverei in unsren Kolonien überhaupt aufheben werden.

Es wurden mit der Unterbringung befreiter Sklaven, seien es gekaperte oder nach den amerikanischen Kriegen befreite Schwarze, schon viele Versuche gemacht, ohne daß im allgemeinen nach jeder Richtung hin befriedigende Resultate erzielt worden wären. Die meisten Versuche schlugen sogar gänzlich fehl. Als ein derartiges Experiment hat sich die Bildung des Freistaates Liberia erwiesen. Die aus befreiten amerikanischen Sklaven zusammengesetzte Bevölkerung Liberias erhielt eine nach amerikanischem Muster entworfene Verfassung. Der Versuch hatte nur den Erfolg, als klassisches Muster zu dienen, wie es nicht zu machen ist. Die Engländer brachten befreite Sklaven

[1]) Die Frage, was mit den befreiten Sklaven geschehen solle, zu der wir schon in Nr. 12, 16, 19 der deutschen Kolonialzeitung Beiträge mitgeteilt haben, gewinnt ein erhöhtes Interesse durch die neuerliche Verfügung des Sultans von Sansibar, nach welcher alle Sklaven, die nach dem 1. November d. J. in seine Besitzungen eingeführt werden, für frei erklärt werden sollen. Wir wissen nicht, welcher Macht vornehmlich wir diese Errungenschaft zu verdanken haben, welche nach allem, was über den Charakter Said Khalifas verlautete, überraschend kommt. Und doch nicht überraschend, wenn man die Geschichte der Antisklavereibewegung verfolgt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Araber schrittweise, wenn auch mit Widerstreben, in der Sklavenfrage zurückgewichen sind, seit Sir John Kirk den verstorbenen Said Bargasch zum Verbot des Sklavenhandels zur See im Jahre 1873 bewog. Es folgte dann im Jahre 1876 ein Verbot des Sklavenhandels vom Nyassa-See her und Erlaß einer Verordnung an die Walis der Küste, die Übertreter zu strafen, welche aber, wie so vieles andere, ein toter Buchstabe geblieben ist, da die Walis sich an dem gewinnbringenden Sklavenhandel selbst beteiligten. Immerhin konnte darauf weiter operirt werden und war der Rechtsboden für die Blokade geschaffen, deren Anforderungen der Sultan, wenn auch unwillig, nachkam. Wir begrüßen diesen Erlaß als eine den auf die Abschaffung des Sklavenhandels gerichteten Bestrebungen sehr förderſame Maßregel, und wenn sich auch heute noch nicht überblicken läßt, welche Folgen er auf die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Besitzes des Sultans von Sansibar, insbesondere der Inseln Sansibar und Pemba, haben wird, so wird er vor allem dazu beitragen, die Stellung der Deutschen den Arabern gegenüber zu verbessern. Die deutsche Verwaltung an der Küste ist damit in die Lage versetzt, den Kampf gegen den Sklavenhandel im Interesse des Sultans zu führen. Man sieht, wie auch in den arabischen Kreisen die Abolitionsidee immer mehr Wurzel faßt und wie mit historischer Notwendigkeit bei schrittweisem Vorgehen die Araber von Position zu Position gedrängt werden. Der nächste Schritt würde die Abschaffung der Gesetzmäßigkeit der Sklaverei selbst sein, welche wir schon früher als ein radikaleres Mittel empfohlen hatten. Aber wir begrüßen auch die Freiheitserklärung der nach einem bestimmten Termine eingeführten Sklaven als eine hochwichtige Maßregel, — sofern sie gründlich durchgeführt und der arabischen Schlauheit, die das Gesetz zu umgehen versuchen dürfte, vorgebeugt wird, — welche wenigstens eine Ursache des Sklavenhandels nach der Küste aufzuheben geeignet ist. D. R.

in der Nähe Bombays bei Missionaren in größerer Anzahl unter; das Unternehmen scheiterte ebenso wie das bei Mombas gemachte. Dort meuterten die Sklaven, sodaß das englische Gouvernement ernstlich einzugreifen genötigt war. Ein sehr schlimmes Ende wurde der Sklavenstation bei Masaft, 150 km hinter Lindi bereitet, wo ebenfalls unter Aufsicht von Missionaren eine große Anzahl von befreiten Sklaven untergebracht worden war. Dieselben wurden bei einem Überfall von Sklavenjägern fortgeschleppt und die Missionare retteten nur mit knapper Not das Leben. Dies zeigt, daß man auch kriegerisch stark genug sein muß, um allen Eventualitäten die Spitze bieten zu können.

Die französischen Missionare haben in Bagamoyo mit Erwachsenen so schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie nur noch Kinder aufnehmen.

Ganz verfehlt war der Export befreiter Sklaven durch die Engländer nach Natal, den Seychellen und Mauritius. Es wurde damit zwar einem momentan dringenden Bedürfnis der Engländer, die Leute unterzubringen, Abhülfe geschaffen, aber dennoch sah das ganze einer modifizirten Sklaverei auf ein Haar ähnlich. Es wurde von den Schwarzen und Arabern auch allgemein so aufgefaßt, trotzdem man die Betreffenden unter möglichst humanen Bedingungen als freie Arbeiter unterbrachte. Dieses Verfahren trug wesentlich dazu bei, bei den Schwarzen und Arabern eine große Verwirrung in den Ansichten über die guten Absichten der Europäer herbeizuführen.

Die Gründung des im Jahre 1827 in eine englische Kronkolonie umgewandelten Sierra Leone, früher in Händen einer Aktiengesellschaft, schien ein ziemlich glücklicher Griff zu sein. Die Ausfuhr betrug dort im Jahre 1887 375 000 Lst. und die Einfuhr 345 000 Lst., die englischen Blaubücher klagen jedoch, daß die Neger dort sich immer mehr dem ihrer Trägheit zusagenden Schacher zuwenden und den mühsamen Ackerbau vernachlässigen, ein Zustand, welcher auf einen Niedergang der Kolonie deutet. Wir müssen eine etwaige Entwickelung in unsern Kolonien nach dieser Richtung unter allen Umständen verhindern. Der Neger als Händler schadet uns gradezu: indem einmal seine Arbeitskraft verloren geht und da er als Zwischenhändler nur auftreten kann, wird er die Waren nach beiden Seiten hin verteuern. Was Sierra Leone anbetrifft, so ist noch zu beachten, daß die Kolonie ursprünglich nur mit befreiten amerikanischen Sklaven gegründet wurde, ein ganz anders Element, als das bei uns in Frage kommende.

Die zahlreichen englischen Missionsstationen im Innern des Kontinentes ziehe ich gar nicht in den Rahmen meiner Betrachtung. Ihre Erfolge sind kaum nennenswert. Der englische Missionar ist nur ein politischer Agent, vielfach ohne daß es ihm selbst zum Bewußtsein kommt. Die englische Regierung versteht es ganz vortrefflich, englische Philanthropen zu politischen Zwecken auszubeuten.

Eine hervorstechende Ausnahme macht das von Merensky im Dienste der Berliner Missionsgesellschaft gegründete Botschabelo in Transvaal. (Vergl. Kolonial-Zeitung Nr. 28, 29 und diese Nummer.) Die Station wurde 1863 errichtet und zählt jetzt über 2000 schwarze Gemeindemitglieder. Dieselbe erhält sich nicht nur selbst, sondern erzielt sogar Überschüsse, eine Thatsache, welcher sich kaum eine zweite Missionsstation wird rühmen können. Es walteten jedoch bei der Gründung Botschabelos ganz eigentümliche Verhältnisse vor. Die dort sitzenden Bapedi, ein Zulukaffernstamm, haben keine Sklaven. Die Aufgabe der Missionare bestand ausschließlich in der Christianisirung der Neger, und ihre Erziehung zur Arbeit geschah lediglich im Interesse der Schwarzen, ohne Rücksicht auf fremde Bedürfnisse, während wir bei derartigen Unternehmungen auch auf unsere Vorteile Bedacht nehmen müssen. Materielle Vorteile wurden dort ebenso nur im Interesse der schwarzen Bekehrten erstrebt. Jedenfalls aber ist diese Leistung der Mission, besonders im Hinblick auf die außerordentlichen Schwierigkeiten, eine bewunderungswürdige. Es ist nur zu wünschen, daß die Station nicht auf ihrer jetzigen Stufe bestehen bleiben, sondern sich weiter entwickeln möge. Aufs lebhafteste ist nur zu bedauern, daß Botschabelo nicht auf deutschem Gebiet liegt und die Früchte deutscher Arbeit dort für uns ganz verloren gehen. Andre, gleichzeitig in der Nähe gegründete Stationen führen nur ein kümmerliches Dasein und geben so den Beweis, daß das Emporblühen Botschabelos von der Person des Gründers abhing. Bei Unternehmungen, welche in so hohem Grade von den Fähigkeiten einzelner abhängen, ist keine Garantie geboten, daß das angewandte System in allen Fällen empfehlenswert ist. Jedenfalls aber kann man für viele Punkte an Botschabelo ein Vorbild nehmen.

Sehr fördernd für derartige Unternehmungen ist der Umstand, daß der Neger, wenn er will oder muß, zu arbeiten im stande ist, sogar sehr viel arbeiten kann. Er hat uns dies längst bewiesen. In den Negern steckt eine enorme Summe latenter Arbeitskraft und es kommt nur darauf an, dieselbe nutzbar zu machen. Es ist eine vielfach verbreitete Ansicht, daß bei den Negern die Arbeit eine Schande sei und nur von Sklaven ausgeübt werde. Dem ist aber keineswegs so; bei allen ackerbautreibenden Stämmen arbeiten Freie und Sklaven. Bei einzelnen Wanyamuesistämmen ist es sogar Sitte, daß der Häuptling selbst ein allerdings kleines Stück Feld bearbeitet. Wer sich aber in Afrika durch seinen Besitz in der Lage sieht, die Arbeit durch andere verrichten zu lassen, wird natürlich auch dort nicht mehr selbst arbeiten, genau so wie bei uns. Nur viehzuchttreibende Stämme sehen verächtlich auf den Feldbauern herab, verschmähen aber keineswegs ihr Vieh selbst zu hüten; so finden wir bei den Wahähä die Sitte, daß der Häuptling des großen Reiches Uhähä allmonatlich in höchst eigener Person während einiger Tage seine enormen Herden hütet. Da der Neger in seiner Heimat nur wenige Bedürfnisse hat und diese leicht befriedigen kann, so spannt er seine Kräfte nie mehr an, als es der Augenblick erfordert. Sobald ihn aber irgend ein Umstand veranlaßt, mehr zu arbeiten, so ist er sehr leicht im stande dazu. Die hierin gesammelten Erfahrungen geben uns daher die Zuversicht, daß wir mit Vertrauen an unser Werk treten dürfen, einen Versuch zu machen, die befreiten Sklaven für uns in ihrem eigenen Interesse zu verwenden, umsomehr, als wir, wie Eingangs dargethan wurde, die Pflicht haben, für die befreiten Sklaven zu sorgen. Ihnen Almosen zu geben, sie zu unterhalten, ist selbstredend ausgeschlossen. Wir müssen die Neger zur Arbeit und zu nützlichen, sittlichen Menschen erziehen; aber dabei nie vergessen, daß wir Menschen mit ganz andern Ansichten, andern Sitten und Gebräuchen vor uns haben und daher nicht in den Fehler verfallen dürfen, ohne Schonung dieser ihrer Eigenheiten sie zu schnell unserm Kulturleben anpassen zu wollen. Ebenso wenig dürfen wir den weiteren Fehler begehen, welcher sich wie ein roter Faden durch alle unsere Versuche und Unternehmungen zieht, indem wir bisher immer und überall die falsche Voraussetzung machten, ohne weiteres mit der Unterstützung und Zustimmung der am meisten Beteiligten, der Sklaven, als einer selbstverständlichen Sache zu rechnen. Diese Zustimmung finden wir nie, der befreite Sklave ist gegen uns unter allen Umständen mit einem viel größeren Mißtrauen erfüllt als gegen seinen früheren Besitzer. Er wird sich daher unsern Anordnungen durchaus nicht ohne weiteres fügen, wir werden ihn vielmehr dazu zwingen müssen, oder mit andern Worten, wir werden überall, wo wir den Neger als Arbeiter verwenden wollen, Arbeitszwang einführen oder die Sache fallen lassen müssen. Ein Mittelding gibt es nicht, trotz aller sittlichen Entrüstung, welche besonders von Seite der Missionen gegen diesen Arbeitszwang laut geworden ist und noch laut wird.[1])

Es läßt sich aus Merenskys eignen Aufzeichnungen entnehmen, daß auch auf der Musterstation Botschabelo ein gewisser Zwang ausgeübt werden mußte, neben dem Zwange äußerer politischer Verhältnisse, welche bestimmend auf die Schwarzen einwirkten. Es wäre übrigens auch höchst merkwürdig, wenn gerade der Neger die Eigenschaft haben sollte, die Arbeit um ihrer selbst willen auszuüben. Warum sollte er plötzlich mit einem Schlage, nachdem er durch viele Generationen arbeitsscheu oder vielmehr arbeitsunbedürftig war, in einen Menschen umgewandelt werden, der ohne Zwang sich seines sorglosen, müheloſen Lebens begeben und nur, weil wir es wünschen, zu arbeiten beginnen sollte, auch wenn wir diese Wünsche in noch so schöne Worte kleiden? Der Neger würde unter solcher Voraussetzung unendlich hoch über unsern Durchschnittsmenschen stehen. Sehen wir uns doch bei uns um; hier ist es auch nur der Zwang, welcher den überwiegend größten Teil der Menschen zur Arbeit treibt, ein Zwang, welcher viel grausamer, viel unerbittlicher ist, als derjenige, welcher jemals in absehbarer Zeit auf den Neger wirken wird, werde er durch uns ausgeübt oder entspringe er den Verhältnissen.

Einen Zwang auf den Neger auszuüben, welcher als befreiter Sklave von uns abhängig geworden ist, ist aber nicht nur gerechtfertigt, es ist in seinem und unserem Vorteil geboten, ja geradezu für uns eine Pflicht. Alle Versuche, ihn zur Arbeit zu erziehen, beweisen dies immer deutlicher. Haben wir doch selbst in Europa gesetzliche Mittel, arbeitsscheue Menschen, welche uns zur Last fallen, zur Arbeit zu zwingen. Der befreite Sklave fiele uns sehr zur Last, wenn wir ihn nicht zur Arbeit zwingen würden. Keinesfalls wird ein solcher Zwang als unmoralisch, als ein himmelschreiendes Unrecht gegenüber dem Neger anzusehen sein. Es kommt natürlich dabei ganz auf die Art der Ausübung des Zwanges an.

---

[1]) Missionar Bohner, dessen Arbeit: „Die Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung“ (Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. 1889) wir unsern Lesern wegen der Sachkunde, mit welcher sie geschrieben ist, empfehlen können, verdammt allerdings die Zwangsarbeit der Sklaven. Er schreibt darüber, daß alle mit Sklaven bearbeiteten Pflanzungen an der Goldküste wieder eingegangen seien, sobald die dänische Regierung ihre Hand zurückzog, daß kein Sklave das Pflanzen in der Weise fortgesetzt habe, wie er es von seinem dänischen Meister erlernt und daß es mit dem Handwerk nicht viel besser ergangen sei. Er bemerkt aber an anderer Stelle, daß die beste Strafart für den Neger die Zwangsarbeit sei. Die Arbeit habe für den Neger ein Strafmoment, wirke auch erzieherisch auf ihn. D. R.

Digitized by Google

Besonders eifert Warneck in seiner Broschüre: „Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage 1889“ gegen den Arbeitszwang. Auf Seite 39 sagt er, daß wir Europäer damit bei den Eingeborenen den Schein erwecken, an die Stelle der arabischen Sklavenbesitzer zu treten. Einen derartigen Verdacht werden wir immer und unter allen Umständen erregen. Es ist nach Ansicht aller Neger und der meisten Araber ausgemachte Thatsache, daß die Missionszöglinge Sklaven der Missionare werden. Wenn wir wirklich gutes wollen und mit unseren Mitteln auch erreichen, ist es vollständig gleichgültig, was der Neger darüber denkt und, die Hand aufs Herz, in welcher Missionsanstalt arbeiten Neger ganz ohne geistigen und physischen Zwang?

Da wir einen Arbeitszwang unter allen Umständen auszuüben gezwungen sind, so können wir unter der Voraussetzung der Anwendung desselben näher auf die Frage eingehen, was mit den befreiten Sklaven geschehen soll, wobei ich jedoch keineswegs den Anspruch mache, die Frage endgültig gelöst zu haben. Derartig schwierige Unternehmungen können nur im Prinzip theoretisch erörtert werden und nur annähernd das Richtige treffen. Die befreiten Sklaven auf Missionen unterzubringen, hat sich, wie die Praxis gezeigt, nicht bewährt, würde diesen auch zu hohe Lasten und zu große Verantwortung auferlegen. Den Leuten als Arbeiter Unterkunft zu verschaffen, sei es auf Plantagen oder bei Handwerkern, ist ebenso unzulässig. Man würde nur Vagabonden aus ihnen machen und dem Arbeitgeber bei der Neigung zur Vertragsbrüchigkeit der Neger nur Ärger und Schaden verursachen. Klagen doch selbst unsere Landwirte über den fortwährenden Kontraktbruch der Tagelöhner. Als am besten dürfte sich bewähren, die befreiten Sklaven auf einer Station unterzubringen. Die Station müßte ausgedehnten Grundbesitz erwerben. Näher soll hierauf später eingegangen werden. Wir sind gewohnt, zu sagen, daß wir dem Sklaven, welcher in unsere Hände geraten ist, die Freiheit schenken. Für den Betreffenden würde dies nach seinen eigenen Begriffen nur dann zutreffen, wenn wir ihn mit solchen Mitteln versehen, daß er jahrelang, ohne zu arbeiten, leben könnte und wir ihm garantirten, daß sich niemand in seine Angelegenheiten mischt, daß wir ihn, wenn diese Mittel erschöpft sind, aufs neue unterstützen. Dann hätte die Freiheit Wert für ihn, wäre sie ihm begehrenswert. Er hat eben ganz andere Begriffe von Freiheit wie wir. Der Begriff, welchen wir mit dem Ausdruck „persönliche Freiheit“ verbinden, fehlt ihm ganz, hat er doch nicht einmal ein Wort für den Begriff Freiheit. Dasjenige, was wir „persönliche Freiheit“ nennen, bedeutet für ihn erst recht Sklaverei. Genießt doch der Negersklave unter den ungünstigsten Umständen immer noch viel mehr Freiheit, als jeder beliebige Europäer, welcher zu arbeiten gezwungen ist, ganz abgesehen von der Einzwängung in tausende von gesetzlichen, polizeilichen und gesellschaftlichen Vorschriften. Eine derartige ihm von uns angebotene Freiheit hat für ihn nach seinen Anschauungen gar keinen Wert, sie ist ihm im Gegenteil eine schwere Last. Die Erkenntnis des Wertes unserer Freiheit muß ihm erst beigebracht werden. Schenken wir ihm obendrein noch eine solche Freiheit bedingungslos, so mindern wir in seinen Augen den Wert derselben bedeutend herab. Er muß den Wert erst schätzen lernen, er muß sie erarbeiten, durch seine Aufführung verdienen. Nicht nur den abschätzbaren Geldeswert seiner Person, sondern auch die ihm als freiem Manne zustehenden Rechte. Ehe der befreite Sklave dazu gelangt, müssen wir ihn gewissermaßen als den Zögling einer Erziehungsanstalt betrachten, welche er ohne Einwilligung nicht verlassen darf.

Das Verhältnis des Negers zum Weißen muß sich auf ein Treueverhältnis, nicht auf das bei uns allgemein durchgeführte Rechtsverhältnis gründen, wonach sich Rechte und Pflichten für beide ganz gleich verteilen. Es muß dementsprechend ein patriarchalisches Regiment Platz greifen. Daraus ergiebt sich, daß der Neger immer in einem abhängigen Verhältnis zum weißen Vorgesetzten steht, dieser aber die Pflicht hat, um so gewissenhafter seines verantwortlichen Amtes zu walten, ihn als seinen Schutzbefohlenen anzusehen. Er hat damit gewissermaßen die Verpflichtung übernommen, für den Neger zu sorgen. Das Handeln der weißen Beamten muß immer mit höchster Konsequenz und Energie vollste Gerechtigkeit paaren, er wird sich dann von selbst das Vertrauen seiner Schutzbefohlenen erwerben und damit schon halbgewonnenes Spiel haben. Der Neger wird auch für ein patriarchalisches Verhältnis am meisten Verständnis haben und dadurch am besten zu leiten sein. Er wird so am wenigsten Gelegenheit haben, anmaßend zu werden. Dem vorgesetzten Weißen wird ebenfalls seine soziale Stellung erleichtert, indem er nicht mit dem Neger auf gleicher Stufe steht. Jeder Versuch, den Neger auf dasselbe Niveau mit dem Weißen zu stellen, hatte immer denselben Erfolg: Der Neger zieht den Kulturmenschen zu sich herab, nicht aber der Kulturmensch den Schwarzen zu sich herauf.

Hier ist auch ein Punkt von allerhöchster Wichtigkeit zu berühren, ich meine das Betonen oder überhaupt das Anführen des christlichen Grundsatzes von der Brüderlichkeit aller Menschen durch die Missionare. Der Neger ist nicht im stande, den tiefen Sinn dieses Gedankens aufzufassen. Der christliche Grundsatz, daß alle Menschen Brüder sind, steht für den Schwarzen in ebenso großem Gegensatz zu seinen Anschauungen wie zu den Erfahrungen, welche er fortwährend dem Weißen gegenüber machte. Der Weiße predigt diesen Grundsatz, ohne doch selbst darnach zu handeln. Der Neger spielt in seiner grenzenlosen Anmaßung den Gedanken leicht auf das sozialpolitische Gebiet und verlangt womöglich gesellschaftliche und politische Gleichstellung. Daß ihm beides nicht gewährt werden kann und darf, dürfte nur für den theoretischen Philanthropen zweifelhaft erscheinen.

Der befreite Sklave muß sich seiner untergeordneten Stellung immer bewußt bleiben.

Auf einer nach diesen Grundsätzen errichteten Sklavenstation teile man jedem der Betreffenden ein angemessenes Stück Land zu, und zwar so, daß möglichste Gleichmäßigkeit der Oberfläche in Bezug auf Produktionsfähigkeit erzielt wird, indem man einem jeden schlechteren und besseren Boden gemischt überweist. Es ist selbstverständlich, daß die Familien auf der Station vereint bleiben. Zunächst versehe man die Leute mit Arbeitsgerätschaften, aber nicht etwa mit neuen, ihnen ungewohnten. Es ist merkwürdig, mit welch ausgeprägtem Widerwillen der Schwarze solchen Neuerungen widerstrebt. Wo es irgendwie zulässig, belasse man den Leuten die alten Gewohnheiten, um sie nicht von vorn herein abzustoßen. Dieser Punkt ist sehr wichtig.

Die erste Beschäftigung wird sein, daß sich die Leute eine Hütte bauen. Man überlasse auch hierin ganz ihrem Geschmack die Art des Baues, vereine sie aber in einem Dorfe, welches mit gutem Wall, Graben und festen Pallisaden zu umhegen ist, so daß man gleich von vorne herein gegen Angriffe geschützt ist. Die Wahl des Platzes ist Sache des Europäers. Dafür hat der Neger nicht das geringste Verständnis. Daß der Platz hoch mit freiem Ausblick anzulegen ist, braucht kaum angedeutet zu werden, ebenso wenig daß das Trinkwasser innerhalb der Station liegt. Nicht zu übersehen ist, daß Brennholz in der Nähe vorhanden, ohne solches kann der Neger nicht existiren. Die Errichtung des Dorfes nimmt höchstens einen Monat in Anspruch und genügt zunächst den anfangs geringen Ansprüchen. Während der Arbeiten hat man Gelegenheit, die Fähigkeiten der Leute einigermaßen zu beurteilen, und treffe danach seine Auswahl. Die meisten werden zum Ackerbau verwendet, die befähigtsten zu Handwerkern bestimmt und diejenigen, welche den kriegerischen Stämmen, z. B. den Wawemba angehören, zu Soldaten. Zu persönlichen Dienern wähle man nur Jungen von 9 bis 12 Jahren. Die Sonderung in Ackerbauer, Handwerker, Soldaten und Diener treffe man natürlich vorbehaltlich der späteren eventuellen Änderung, im Fall der eine oder andere für die bestimmte Beschäftigung nicht taugt. Im übrigen sind alle, vom Knaben bis zum Greise, welcher noch Waffen zu tragen vermag, wehrpflichtig.

Ein jeder hat dann sein Feld zu bestellen, und zwar mit Durrha, Mais, Erdnüssen, etwas Bataten, jeder ist verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Bananenstauden zu pflanzen.

Wie groß das zuzuteilende Land abzumessen sei, kann nur die Erfahrung lehren, unter allen Umständen muß es selbst in ungünstigen Jahren genügend Ernte bringen, um den Betreffenden zu ernähren, ihm einen Überschuß zum Verkaufen zu bringen und die Ablieferung eines Zehnten an die Verwaltung zu ermöglichen. Das richtige Abmessen des Zehnten überlasse man dem Betreffenden und übe nur hie und da Kontrolle, wie sich dies System auf Botschabelo vortrefflich nach Merensky bewährt hat. Diese Art der Abgabe ist die wenigst drückende. Auch hier verfahre man wie dort nach dem Grundsatze, den Zehnten erst von den ausgedroschenen Feldfrüchten zu erheben. Um den Leuten aus ihren Ernteerträgen einen bestimmten Verdienst zu sichern, verpflichte man sie, ihre Überschüsse an die Stationsverwaltung zu verkaufen. Die Preise bestimme man durch Kalkulation, so daß der Verwaltung genügende Prozente Verdienst bleiben und der Verkäufer annähernd den landesüblichen Preis erzielt. Man erreicht dadurch, daß die Betreffenden keine Zeit mit Handeln verlieren, daß sie nicht von Händlern übervorteilt werden und daß die Verwaltung etwas verdient. Den Erlös zahle man nicht ganz aus, sondern etwa höchstens zu einem Drittel, das andere wird gut geschrieben. Man hat dadurch eine gewisse Garantie für das Verweilen der Leute, deren höchstes Ideal ist, „ihre Felder selbst zu essen“, wie ich früher in diesem Blatte auseinandersetzte.

Soldaten und Handwerker erhalten auch etwas Land zugewiesen, doch sind dieselben mehr auf Löhnung, die Diener ausschließlich darauf angewiesen.

Bei einem derartigen Anwesen sind aber auch eine Menge öffentlicher Arbeiten von nöten, und da empfiehlt sich die Fronarbeit ganz von selbst und hat sich auch auf Botschabelo ausgezeichnet bewährt. Zunächst ist ein großes Stationshaus für die Beamten zu errichten, dann Schule, Kirche, Wege, Bewässerungsanlagen. Besonders fasse

Digitized by Google

man die letzteren ins Auge und versuche Sammelteiche anzulegen, um die Kulturen das ganze Jahr über bewässern zu können.

Die Zeiteinteilung für die Arbeiten wäre am besten derart, daß ein jeder 4 Tage hinter einander für sich hat, 2 Tage im Frondienst verbringt und der Sonntag natürlich ganz frei bleibt.

Die Handwerker unterrichte man zunächst im Zimmer- und Schmiedehandwerk und im Aufführen von Bauten. Schneider und Schuster sind überflüssig. Der Neger geht am liebsten barfuß und hat höchstens Sandalen aus Haut während der heißen Zeit notwendig. Die Schuhe für die Beamten werden immer aus Europa zu beziehen sein, und es genügt, einem einzigen Mann die notwendige Geschicklichkeit zum Ausbessern des Schuhwerkes der Europäer beizubringen. Dasselbe gelte in bezug auf Kleidung. Hier würden ebenso einige Schneider genügen. Den Negern verbiete man geradezu, europäische Kleidung, anzulegen, einmal um sie auch hierin vom Europäer unterschieden zu halten, dann um sie nicht zu Gecken zu machen, wozu sie in europäischen Kleidern leicht neigen, und zuletzt deshalb nicht, weil die Neger in arabischer Kleidung, welche sie sehr gern tragen, unendlich besser aussehen.

Als Anlage von Fabrikunternehmungen dürfte sich vorläufig ganz besonders empfehlen, eine Mühle zu bauen, auf welcher die Schwarzen der Station gegen geringes Entgelt, entweder in Bar oder in Korn zu erlegen, ihre Feldfrüchte mahlen lassen, so daß sich die Mühle ohne Subvention selbst erhält. Es wird durch die Anlage einer Mühle allein schon die sehr große Arbeitskraft der Weiber frei, deren Thätigkeit sonst zum größten Teil durch dies tägliche Mehlreiben verloren ginge.

Ferner empfiehlt sich unter allen Umständen die Anlage einer Ölpresse zur Herstellung von Erdnußöl aus der Arachis hypogaea, welche in Afrika überall gebaut wird.

Da in Niederungen allenthalben das Zuckerrohr gedeiht, so wird auch eine Zuckerfabrikation rentiren und die Produkte finden leicht an den Küsten Absatz.

Ein Produkt der Landwirtschaft halte man jedoch unter allen Umständen von der Station fern, den Branntwein, gestatte jedoch unbedenklich die Herstellung des geliebten harmlosen Pombe, des dort aus Sorghum oder Mais hergestellten Bieres. Wißmann that den Ausspruch, daß man dem Neger unbedenklich den Genuß des Branntweins gestatten dürfe, da er selbst berauschende Getränke bereite. Diese berauschenden Getränke (Pombe) nehmen aber dort dieselbe Stelle ein wie bei uns das Bier, und macht man zwischen Bier und Branntwein denn doch noch einen gewaltigen Unterschied.

Alle Arbeiten bemesse man den Leuten derart, daß sie dieselben leicht bewältigen können, und steigere man die Ansprüche nur allmählich und nicht zu sehr. Man bestehe jedoch mit äußerster Strenge darauf, daß das Geforderte geleistet wird, und quäle die Leute nicht mit besonderen Vorschriften. Die Fronarbeiten sind unter Aufsicht von Aufsehern zu verrichten, und betreffs der eigenen Arbeit der Leute sehe man nur darauf, daß dieselben überhaupt ausgeführt werden.

Stets behandele man die Neger gleichmäßig freundlich; denn am leichtesten ist er mit drastischem Humor zu behandeln; man kann sich damit über manche Schwierigkeiten hinweg helfen. Nie aber gestatte man Vertraulichkeit, dieselbe wird sofort als Anmaßung ausarten. Ebenso gleichmäßig aber sei man gerecht und suche dadurch das Vertrauen der Schutzbefohlenen zu erwerben. Wo Milde und Zureden nicht mehr helfen, versuche man es mit Erklärungen, welche aber nie den Schein der Verantwortung gegenüber dem Neger erwecken dürfen. Verschlägt auch dies nicht, so gehe man zur Strenge über und stelle den Säumigen den andern gegenüber blos, damit zugleich auf ein Wecken des Ehrgeizes hinwirkend. Die Strafen wird man hier ebenso wenig entbehren können wie anderswo. Zu Freiheitentziehung greife man erst, wenn wiederholte Geldstrafen den Trägen nicht zur Arbeit veranlassen können. Die körperliche Züchtigung als Strafe für Faulheit betrachte man nur als ultima ratio. Die körperliche Züchtigung beim Neger als unmoralisch und unerlaubt gar nicht handhaben zu wollen, kann nur der Unverstand oder die Prinzipienreiterei verlangen.[1])

Alle Strafen, d. h. Geld-, Freiheits- und Prügelstrafen, verhänge man öffentlich und gebe dieselben bekannt, nur im Falle der Widersetzlichkeit wende man rücksichtslos die brutale Gewalt an und schlage den Widerspenstigen, Aufrührerischen ohne Bedenken nieder, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu verwunden. Für diesen Fall muß militärische Strenge eingeführt werden. Denn solche ungestraften Frechheiten setzen sofort das Ansehen der Weißen herab und predigen Aufruhr und Streik. Der Neger ist Meister im Streiken und dem muß man von vorne herein die Spitze abbrechen.

Ich sagte weiter vorne, daß die befreiten Sklaven gewissermaßen als Zöglinge einer Anstalt behandelt werden müßten und ohne Erlaubnis die Station nicht verlassen dürften. Sie müssen sich ihre Freiheit erst verdienen. Vor 3 Jahren darf der Sklave die Station überhaupt nicht verlassen und erhält erst nach dieser Zeit ein Anrecht auf den von ihm bebauten Boden, welcher ihm bis dahin nur zur Benutzung überlassen wurde. Warneck schlägt in seiner angezogenen Broschüre vor, den befreiten Sklaven zum Freisassen des Europäers zu machen und ihm den Boden zu schenken. Das verdient der Neger nicht, das wäre eine Ungerechtigkeit gegenüber armen Menschen bei uns. Warum soll der Neger unverdientermaßen so hohe Vorteile genießen? Wenn man den Boden verschenken wollte, so fänden sich bei uns immer noch Menschen genug, welche es mehr verdienten. Zuerst kommt der Deutsche und dann erst der Neger. Dieser würde auch ein solches Geschenk gar nicht zu schätzen wissen, da nach seinen Begriffen Grund und Boden als solcher wertlos ist. Auch wäre damit gar keine Garantie geleistet, daß er dann arbeitet.

Der befreite Sklave hat sich während der oben angeführten 3 Jahre ganz der Station zu widmen und erst nach Ablauf dieser Zeit die Freiheit verdient. Er wird dann erst merken, wie wertvoll sie ist, besonders, wenn er den Schutz des Eigentums und Lebens genossen, das Vertrauen zu den Weißen gewonnen hat, daß dieser Schutz ihn in die Lage versetzt hat, alles Erworbene selbst zu genießen. Am Ende des dritten Jahres erhält er seine Ersparnisse zur Hälfte ausgezahlt und bleibt während zweier weiterer Jahre gewissermaßen unter Kontrole, wenn er es vorgezogen hat, die Station zu verlassen und sich anderswo niederzulassen, und zwar nur an Orten, wo er alle 6 Monate ein Leumundszeugnis aufzubringen im stande ist. Erst dann erhält er die andere Hälfte seines Guthabens. Läßt er sich außerhalb der deutschen Kolonie nieder, so verfällt der Verwaltung das Geld ganz und gar. Beträgt er sich schlecht, so wird die Herausgabe des Geldes hinausgeschoben.

Unbedingt erhält er am Ende des dritten Jahres seinen Freibrief jedoch noch nicht, er muß sich während dieser drei Jahre eine gewisse Anzahl Wohlverhaltungsmarken verdient haben. War er nicht im stande dazu oder sind ihm im Strafverfahren einige verlustig gegangen, so hat er so lange zu bleiben, bis er die nötige Zahl erreicht hat. Umgekehrt erhält derjenige, welcher sich auszeichnet, eher den Freibrief d. h. den Erlaubnisschein, über seine Person verfügen zu dürfen. Hat er aber einmal diese Erlaubnis, so kann sie nicht zurückgezogen werden.

Verbrechen sind natürlich ebenso zu strafen wie bei uns, nach Gesetzen, welche sich den dortigen Verhältnissen anpassen. Prügelstrafe muß unbedingt unter die Strafarten aufgenommen werden. Die Besprechung dieser Punkte gehört jedoch nicht in den Rahmen dieser Abhandlung.

Ein oberster Gundsatz muß auf alle Maßnahmen und Vorschriften bestimmend einwirken, nämlich den befreiten Sklaven den Aufenthalt auf der Station so angenehm wie möglich zu machen. Alle Vergleiche, welche sich dem befreiten Sklaven mit seiner alten Heimat aufdrängen, müssen zum Vorteile seiner neuen ausfallen, er muß möglichst dahin gebracht werden, seinen Aufenthalt dauernd dort zu nehmen, auch wenn er das Recht erlangt hat, sich anzusiedeln, wo er will. Ein Hauptmittel dazu wird sein, ihm so wenig wie möglich von seinen Sitten und Gebräuchen zu nehmen, ihm vor allen Dingen seine angeborene Heiterkeit nicht zu stören und ihm Gelegenheit zu geben, derselben die Zügel schießen zu lassen. Der Neger begeht selten Exzesse in der Ausgelassenheit. Man lasse ihm seine Gesänge und Tänze, auch wenn sie zuweilen mit den Begriffen, welche wir von Anstand haben, etwas augenscheinlich kollidiren. Nur wo unsere Sittengesetze entschieden ein Halt rufen, da schreite man ein und dulde auch selbstredend aus diesem Grunde die Vielweiberei nicht.

Ich habe bisher noch nicht von der Aufgabe der Mission gesprochen. Dieser fällt ein sehr großer Teil der Arbeit zu und zwar die Erziehung der Jugend. Die Erwachsenen werden für dieselben ein schlechtes Feld darbieten. Sie sind nicht freiwillig gekommen und nicht für das Christentum vorbereitet. Man lasse sie in Ruhe und bürde ihnen nicht neben physischer Arbeit noch geistige auf. Nur wer freiwillig kommt, werde aufgenommen. Hier ist ein Hinweis auf Botschabelo nicht am Platze. Für die Jugend baue man das Schulhaus und die Kirche und wende ihr, der Jugend, alle Aufmerksamkeit zu; die an die erwachsenen Neger verwendete Mühe würde da, wo sie nicht von diesen selbst verlangt wird, vergebens sein. Doch selbst hier mache man keine übermäßigen Ansprüche; es bedarf immer einiger Generationen, um den Neger nur annähernd auf die hohe Stufe zu heben, welche wir in jahrtausendlangem Ringen erklommen haben. Das „Wie" bleibt natürlich dem Missionar überlassen.

Diejenigen Missionare, welche sich der schwierigen Aufgabe auf

[1]) Bohner: „Was die Prügelstrafe betrifft, so wird man sie in einer westafrikanischen Kolonie nicht gut entbehren können. Bei ihrer Anwendung ist aber Vorsicht vonnöten, wenn nicht der Roheit und Unmenschlichkeit Thür und Thor geöffnet werden soll, daher sie auch nur unter Verantwortung des Europäers angewandt werden sollte." D. R.

Digitized by Google

einer solchen Sklavenstation unterziehen, müssen selbstredend ebenfalls an den Erträgnissen der Station teilnehmen, wie denn möglichst erreicht werden muß, daß sich die Station ganz und gar selbst erhält.

Die Leitung einer solchen Station könnte selbstredend nur einem Manne übertragen werden, welcher mit den einschlägigen afrikanischen Verhältnissen sehr vertraut und der Hauptlandessprachen mächtig ist, der während einer längeren Reihe von Jahren sich in der afrikanischen Haupttugend, der Geduld, derart geübt hat, daß er selbst die schwersten Proben zu bestehen im stande wäre. Er muß organisatorisches Talent haben und darf keinen aufbrausenden, heftigen Charakter besitzen. Er könnte unter Umständen Missionar sein, müßte dann aber seine Thätigkeit als solche aufgeben, da die Missionsthätigkeit erst in zweiter Linie kommt und sich die Mission als solche nicht staatlichen oder kaufmännischen Unternehmungen widmen kann. Besser wäre wegen der kriegerischen Verwicklungen ein erfahrener Afrikareisender. Ein hohes Gehalt müßte für ihn ausgesetzt sein, damit er später in Europa wenigstens für den Anfang Existenzmittel besitze, da derartige Männer meist ihre Gesundheit daran wagen und nicht leicht im stande sind, sich eine neue Existenz zu gründen. Überhaupt dürfte mit Gehältern in solchen Fällen nicht geknausert werden. Für je 100—200 befreite Sklaven genügt ein weißer Unterbeamter, welchen wiederum zwei schwarze Beamte unterstützen. Am besten wählt man letztere aus freien Küstennegern. Da von ihrem Verhalten sehr viel abhängig ist, so müssen sie möglichst erprobte Leute sein. Die Missionare sind dem Stationschef untergeordnet, haben aber wie alle Beamte in Beratungen Stimme. Bei Kriegsfällen gibt die Stimme des Chefs den Ausschlag. Er ist auch die höchste richterliche Instanz. Verurteilungen erfolgen nach Abstimmung, doch sind dazu immer die ältesten Schwarzen hinzuzuziehen, um den Sitten und Gebräuchen der Neger möglichst Rechnung zu tragen. Die Neger selbst dürfen nie eidlich vernommen werden.

Es wurde früher angedeutet, daß die Station auch kriegerisch stark sein muß. Dazu gehört vor allen Dingen, daß ein Fort oder eine Art Citadelle errichtet wird, welche jedem Angriff der Eingeborenen gewachsen ist. Sie muß als Zufluchtsort für die schwarzen Ansiedler dienen, welche ihre Hütten nach und nach in die Felder verlegt haben.

Die militärischen Streitkräfte müssen derart bemessen sein, daß selbst eine offene Feldschlacht nicht gefürchtet zu werden braucht. Es bedarf dazu keines großen Drilles, da der Feind in jenen Ländern nicht geschult ist. Das einzige wäre, die Krieger gut einzuschießen. Es genügt, wenn ein Trupp von 50 Mann stets unter Waffen ist. Die Waffen der anderen, welche alle wehrpflichtig sind, werden auf der Station deponirt. Alle aber nehmen an den Schießübungen teil. Feindlichen Aktionen ist immer offensiv zu begegnen, und durch einige erfochtene Siege wird die Station gefürchtet. Eine Station aber, welche nach außen stark ist, wird sehr selten mehr Angriffen ausgesetzt sein und das Sicherheits- und Selbstgefühl der Leute wird ein hohes werden. Ein solches Anwesen wird dann zum Kryställisationspunkt werden, es werden auch freiwillige Zuzüge Schwarzer von außen die Kopfzahl derselben erhöhen, unter dem Schutze geordneter Zustände kann ein ganzes Land aufblühen.

Bei Anlage einer Station sollte man mit nicht mehr als 300, da sonst für den Anfang die Übersicht zu schwer wäre, mit nicht weniger wie 100 erwachsenen wehrfähigen Männern beginnen, da bei geringerer Zahl besonders unter den heutigen Umständen feindliche Angriffe zu fürchten sind. Mehrere kleinere Stationen anzulegen empfiehlt sich nicht, da die Kosten sich fast verdoppelten. Wenn ein einigermaßen geordneter Zustand herbeigeführt ist und eine Ernte eingebracht ist, so kann man damit beginnen, Versuche mit Baumwolle, Tabak, Indigo, Kaffee, Thee, Kakao zu machen und sich dann auf diejenigen Pflanzen verlegen, welche am meisten versprechen.

Jedenfalls richte man jedoch das Hauptaugenmerk auf schon kultivirte einheimische Pflanzen; in erster Linie würde die Erdnuß zu beachten sein, deren großer Fettgehalt (40—50 Prozent) sie zu einem begehrten Handelsartikel machte. Es ist unbegreiflich, weshalb man noch nicht versucht hat, das Öl an Ort und Stelle auszupressen. Die Gewinnung von Kautschuk und Kopal ist selbstredend nicht außer Acht zu lassen und die zahlreichen Mimosenarten, besonders acacia fistula, liefern nicht nur gummi arabicum, sondern die Rinde derselben einen höchst wertvollen Gerbstoff, zwei Artikel, welche in Ostafrika noch gar nicht in den Handel kommen. Allerdings verlangte ihre Verwertung bessere Transportmittel. Es ist selbstredend, daß auch Metalle geschürft werden könnten, wo Aussicht auf Erfolg in dieser Richtung zu erwarten ist.

Zu all den notwendigen Arbeiten können die befreiten Sklaven schon im zweiten Jahre herangezogen werden, sie haben sich dann schon etwas an regelmäßige Arbeit gewöhnt, so daß man sie vielleicht sogar schon als Arbeiter zu einer Bahn verwenden kann, welche die Station mit einem Hafenplatz verbindet. Man wäre dann auch im stande, den Betreffenden höhere Löhne zu zahlen, welche ihnen aber auch bis zu einem gewissen Satze gutgeschrieben werden. Immer aber müßten sie in engstem Zusammenhange mit der Station bleiben. Sollte sich für ein solches Unternehmen für den Anfang nicht genügend Kapital aufbringen lassen, so wäre eigentlich der Staat verpflichtet, Beisteuer zu leisten, denn er ist es ja, welcher die Sklaven befreite und für ihr Unterkommen zu sorgen hat.

Für eine Station mit 150—300 befreiten Sklaven wäre ein Kapital von 200 000 Mark mit einem Reservefonds von 100 000 Mark erforderlich, welches allerdings erst im dritten Jahre Aussicht hätte, sich zu verzinsen. Als geeignetster Ort für eine solche Station empfiehlt sich entschieden das Dschaggaland am Kilimandscharo. Ich habe schon immer auf diese Landschaft aufmerksam gemacht und andere Länder der Ostküste, mit Ausnahme die Somaliländer, für Plantagenanlagen als im allgemeinen wenig geeignet gehalten. Besonders sprach ich mich über diesen Punkt auf dem Karlsruher Geographentag aus. Hier sind so ziemlich alle Bedingungen erfüllt, welche das Gedeihen eines solchen Unternehmens fördern. Das Klima ist derart gut, daß Europäer lange Zeit dort leben können; Viehzucht wird von den Eingeborenen selbst in großem Maßstabe getrieben. Der vulkanische Boden ist äußerst fruchtbar, Holz wächst in Menge an den Bergabhängen zum Bauen, nicht aber in genügender Qualität, um exportirt zu werden, Wasser in fließenden Bächen und Rinnsalen ist während des ganzen Jahres vorhanden und wird von den Eingeborenen zur künstlichen Bewässerung benutzt. Sodann ist die Entfernung von der Küste nicht zu groß. Ganz besonders günstig wirkt der Umstand, daß die umwohnende Bevölkerung, die Massai, keine Sklaven halten und durch ihr feindliches Verhalten und ihre Lebensweise die befreiten Sklaven die Wahl des Aufenthaltes immer zu gunsten der Station entscheiden lassen würden. Es ist selbstredend, daß die befreiten Sklaven zum Aufenthalte dort verpflichtet werden müßten, da sie gewissermaßen in kontraktlichem Verhältniß zu uns stehen und wir ihre etwaige Flucht auf alle Fälle verhindern müssen, um sie nicht wieder in die Hände von Sklavenhändlern fallen zu lassen. Haben sie einmal Vertrauen gewonnen, so sind solche Fluchtversuche nicht mehr zu befürchten, die Neger würden aus eigenem Antriebe den Aufenthalt auf der Station dem in ihrer Heimat, infolge der günstigen Lage, in welche sie gebracht wurden, vorziehen.

Die oben gemachten Vorschläge sind keine Utopien, das ist mit dem Emporblühen von Botschabelo bewiesen. Sie sind um so leichter auszuführen, als man niemals mit den enormen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, wie die Berliner Mission, besonders wenn man der moralischen Unterstützung durch den Staat sicher sein würde. Botschabelo erzielt Überschüsse und ist mit ganz geringen Mitteln nur durch das Wirken einiger Männer so weit emporgekommen. Die hohe Wichtigkeit einer solchen Station als Anfangs- und Stützpunkt für fernere Unternehmungen ist leicht zu begreifen.

Einiges von den Somalis.

Von L. Hirsch.

Die unter britischer Oberhoheit stehenden Häfen an der Nordküste des Somali-Landes Berbera, Bulhar und Zela sind von Aden leicht und schnell erreichbar, wenn man Gelegenheit hat, die den Verkehr mit diesen Plätzen vermittelnden kleinen Dampfer zu benutzen, welche die Reise bei mäßiger Fahrgeschwindigkeit in 18—20 Stunden zurücklegen. Berbera liegt gerade 150 engl. Meilen südlich von Aden, und in dem dazwischenliegenden Golf dieses Namens, dessen Ufer im Norden durch die arabische, im Süden durch die Somali-Küste gebildet werden, kann man ohne Schwierigkeit einen breiten Meeresarm erblicken, der sich hier eingeschoben und ein Gebiet zerteilt hat, dessen gleichartige Bodenbeschaffenheit, Pflanzen- und Tierwelt die frühere Zusammengehörigkeit bekunden, wenn es auch nicht angeht, diese in eine, wenn auch noch so entfernte Geschichtsperiode zu verlegen.

Am schwersten wird es uns, an dem Bindeglied des Menschen den Zusammenhang der getrennten Teile zu erweisen, wennschon die Tradition sich in dieser Hinsicht wenig bedenklich gezeigt hat. Die Somalis selbst leiten ihre Herkunft von arabischen Einwanderern ab; aber schon äußerlich stellen sich beide Völkerschaften so verschieden dar, daß es noch gründlicher anthropologischer und linguistischer Studien bedürfen wird, um dieser Annahme zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen.

Das Studium der Somali-Sprache war es, das mich veranlaßte, nach Bulhar zu gehen. Daß ich diesen Platz dem für Europäer bequemeren Berbera, dem Haupthafen des Landes, vorzog, hatte seinen Grund vornehmlich in der Erwartung, daß ich in Bulhar eine unverfälschtere Anschauung vom Leben und den Sitten des Somalivolkes gewinnen würde. In dieser Annahme fand ich mich auch nicht getäuscht, vielmehr erwies es sich, daß Bulhar, abgesehen von dem fast ausschließlich von Arabern bewohnten Bazarviertel, nicht

Digitized by Google

nur sein ursprüngliches Gepräge fast vollständig bewahrt hat, sondern auch eine bedeutende Anziehungskraft auf die Stämme des entferntesten Innern ausübt und einen sehr bedeutenden Handelsverkehr auf sich konzentrirt, obgleich nichts geschehen ist, denselben zu fördern, und der flache Strand, gegen den die Wellen unaufhörlich branden, die Annäherung größerer Fahrzeuge erschwert und sie zwingt, weit ab von der Stadt zu ankern.

Die nähere Umgebung von Bulhar weist nicht ganz jene öde Unfruchtbarkeit auf, welche dieser Küstenregion sonst eigentümlich ist. Gleich hinter dem blanken Sandsaum, den das flutende Meer sich vorbehalten hat, ist die gewellte Ebene mit einer Vegetation bedeckt, die der Menge des befruchtenden Regens entsprechend mehr oder weniger reichlich ausfällt, sich aber durchschnittlich auf verschiedene Grasarten und niederes Gesträuch beschränkt und nur in etwas weiterer Entfernung vom Strande zu verkrüppelten Bäumchen mit sehr kleinen Blättern und großen Dornen, den frischgrünen Gebüschen des Kalan wēd und dem durchsichtigen Adheistrauch, dessen Holz dem Somali als primitive aber praktische Zahnbürste dient, sich versteigt.

Die ganze Ebene war offenbar vor nicht allzu entfernter Zeit der direkten Einwirkung des Meeres unterworfen, was zahlreiche Reste größerer und kleinerer Muscheln bekunden, die man weit im Innern verstreut findet. Weiße Stellen im Boden, djan genannt, von denen der Somali behauptet, daß sie die Fußsohle verbrennen, scheinen von Salz herzurühren. Der weitaus überwiegende Gulanstrauch, dessen mattblaugraue Blätter den einzigen Pflanzenschmuck weiter Strecken bilden, ist eine Salzpflanze. Der Meeressand hat den ursprünglichen Boden, der als ein zäher Lehm mehrfach zutage tritt, zum größten Teil überdeckt. Nutzpflanzen kommen hier nicht fort, selbst wenn sie künstlich bewässert werden, wie die vom englischen Residenten Mr. Morrison gemachten Versuche beweisen. Angeblich trägt das etwas brackige Wasser, welches die in der Umgegend von Bulhar gegrabenen Brunnen gewähren, die Hauptschuld am Mißerfolge.

Bulhar ist dicht an das Meer herangebaut und macht, von einiger Entfernung gesehen, einen traurigen, schattenhaften Eindruck, denn seine einförmigen Mattenhäuser und Hütten heben sich nur wenig vom Erdboden und von einander ab, sodaß das Ganze das Ansehen einer flachen, schlecht gemalten Dekoration gewinnt. Der Eindruck des Toten schwindet aber, sobald man die zum Bazar führenden Straßen betritt, wo ein bewegtes Treiben sich entfaltet. Männer und Weiber, die Milch und gekochtes Hammelfleisch verkaufen, hocken an der Wegseite, junge Burschen rufen Fische und Durrabrot aus, die zahlreichen Läden der Dattel-, Durra- und Reisverkäufer sind überfüllt. Die Garküchen warten den zuströmenden Gästen mit dem frugalen Mittagsmahl auf, meist Reis, der vor dem Kochen zerquetscht wird und fast geschmacklos ist, weshalb diejenigen, welche über die nötigen Mittel verfügen, sich einen Zusatz von geschmolzener Butter (Subag) erlauben. In den Kaffeehäusern wird der aus der Kaffeehülse bereitete Trank unter ohrenbetäubender Konversation vertilgt; ohne diese geht es eigentlich beim Somali nirgends ab, und nächst Raub und Plünderung ist sie ihm das größte Vergnügen. In einer Anzahl arabischer und indischer Kaufläden werden ausschließlich die für die Bekleidung der Somalis bestimmten weißen und buntkarrirten Baumwollstoffe verkauft, während die Bestandteile des arabischen Kostüms mehr in allgemeinen Kramläden feilgehalten werden, die außerdem Zucker, Gewürze, Petroleum, Tabak und andere Konsumartikel, wie auch sehr leichte bunte indische Kattune, baumwollene und selbst ganz dünne seidene Tücher für solche Weiber führen, die sich vielleicht in Aden an die arabische oder indische Tracht gewöhnt haben. Auch der schwarze tüllartige Stoff, gambo genannt, in welchen die Somaliweiber von ihrer Verheiratung ab das Haar einhüllen, ist hier zu haben.

Die Somalis sind große Freunde von Silberschmuck und im Bazar befinden sich mehrere Werkstätten von Silberschmieden, welche teilweise unter Assistenz von Gehülfen und Lehrlingen sehr hübsche und originelle Gegenstände vor den Augen des Zuschauers verfertigen. Womit verschiedene Reisende die Behauptung begründen, daß diese Sachen importirt und die Verfertiger Araber seien, weiß ich nicht: ich habe hier nur Somalis mit dieser Arbeit beschäftigt gesehen, denn der Südaraber betreibt dieses Handwerk nicht, und in Aden ist es in den Händen der Juden.

In Bulhar versorgen sich nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die Karawanen aus dem Innern mit den vielbegehrten Erzeugnissen heimischer Juwelierkunst, und wenn die von fernher mitgebrachte Ware verkauft und der Bedarf an Reis, Datteln und Baumwollstoffen gedeckt ist, so bleibt wohl manchem Manne ein kleiner Überschuß, den er galant dazu verwendet, dem Weibe oder den Weibern seines Herzens eine zarte Aufmerksamkeit zu erweisen, damit sie das Gebot des Somali-Dichters erfüllen können:

„Kleide dich gut und hülle dich nicht gleich der Armen in Felle;
Lege den Armring an und das glänzende Silbergeschmeide."

Die Männer tragen Silberringe nur an den Fingern, zuweilen am Arm eine mit bunten Wollschnüren befestigte größere Silberkapsel oder vielmehr Büchse, welche ein Amulett enthält und zuweilen mit sehr hübschen erhabenen Verzierungen versehen ist. Die Weiber aber paradiren bei feierlichen Gelegenheiten mit ihrem ganzen Silbervorrat, der oft einen ansehnlichen Wert und ein noch ansehnlicheres Gewicht darstellt. Da sind Ohrringe, schwer und plump aus einem Stück gefertigt, welche an den Ohrzipfel geklemmt werden und durch eine lange Silberkette mit einander verbunden sind; da ist die Djilbēd, ein ganz eigentümlicher Schmuck in Form eines hohl gearbeiteten Halbmondes, dessen Spitzen abgestumpft sind, 5 bis 6 Zoll lang und 30 bis 40 Rupien (gleich Silbergulden) schwer, an der Vorderseite reich mit Blumen- und rankenartigen Verzierungen versehen, ebenfalls an einer Silberkette um den Hals getragen; der arabische Name dieses Schmuckes deutet darauf hin, daß er ursprünglich zur Aufnahme eines Amuletts diente. Die Somali-Juweliere verfertigen auch glatte und verzierte Silberperlen jeder Größe, welche, zu Schnüren vereinigt, gemeinsam mit Bernstein- und Venezianer-Glasperlen in bunter Reihe getragen werden, ferner Armringe und Armbänder, letztere bis zu mehr als zwei Zoll Breite. Bei den Männern finden wir an Stelle silberner Armringe Reifen aus starkem Eisen-, Messing- und Kupferdraht, einfach oder doppelt um den Oberarm gelegt. Die Weiber tragen vielfach auch Armringe aus Glas, die sie dugag — das arabische Wort für Glas — nennen; diese sind anscheinend ebenfalls, und zwar geringes venezianisches Erzeugnis.

Die Ausübung der für den Somali so wichtigen Waffenschmiedekunst liegt ausschließlich in den Händen der Tomal oder Haddadin, welche, gleichwie die Midgan und Yibir, von den Reisenden als Pariastamm betrachtet werden, typisch verschieden von dem selbstherrlichen Somali freien Stammes, der alles in allem das Gegenstück zum arabischen Beduinen bildet und gleich diesem jedes Handwerk verachtet. Bei den ungemein einfachen sozialen Verhältnissen des Somalivolkes ist allerdings nicht ersichtlich, wie diese kastenartige Gliederung entstanden sein kann, es sei denn, daß die heute an der Spitze stehende Klasse einst durch die Eroberung des Landes die Macht erhielt, den vorgefundenen Bevölkerungen ihre Lebensbedingungen vorzuschreiben. Auch dieser Gesichtspunkt giebt Raum zu Bedenken, denn wir finden die Haddadin auch bei andern, innerafrikanischen Völkerschaften, ebenfalls mißachtet, und zwar in solchem Grade, daß das Wort schon als ein schwer auszulöschender Schimpf betrachtet wird.

Die Tomal arbeiten in offenen, aus Baumzweigen errichteten Hütten, Wabka genannt, an einem kleinen Ambos, der, wie ihre hauptsächlichsten Werkzeuge, englischer Herkunft ist, wenigstens in Bulhar. Ein Holzkohlenfeuer wird in Glut erhalten durch den eigentümlichen Blasebalg, aus zwei rohen Ziegenhäuten bestehend, welche in ein gemeinschaftliches Rohr münden und an einer Handhabe abwechselnd auseinandergezogen und niedergedrückt werden. Die Arbeit geht flink und gewandt von statten, und ihre Erzeugnisse, Lanzen und Pfeilspitzen, Schwerter, Dolche, Äxte, Messer, Pferdegebisse, Steigbügel stehen keineswegs so niedrig, wie man vielleicht annimmt. Der Somali pflegt zwei Lanzen, eine kleinere zum Wurf, eine größere zum Stoß, immer mit sich zu führen, in der Stadt zum Luxus, auf der Reise zur Notwehr gegen feindliche Anfälle und wilde Tiere. Von den letzteren kommen Löwe, Leopard und Elefant schon wenige Tagereisen von der Küste vor, während man die Wölfe in Bulhar selbst des Nachts heulen hört und die Schakale nachmittags in der Umgebung der Stadt einzeln oder paarweise zu promeniren und Wasser zu suchen pflegen. Man stellt ihnen nicht nach, weil sie sich durch Vertilgung der überall verstreuten animalischen Überbleibsel nützlich zu machen pflegen. Gazellen (Dorcas, som. Aul), Oryx (som. Baid) und Kudu-Antilopen (som. Godir) kommen in nächster Nähe vor; von ersteren sah ich bei einem Jagdausfluge zwei bis drei Meilen von Bulhar ansehnliche Herden, die aber eine größere Annäherung nicht gestatteten. Diese Gattungen, wie auch der Strauß, werden mehr von den Midgan, der noch unter den Tomal stehenden Kaste, mit Bogen und Pfeil gejagt, deren ausschließliche Verfertiger sie sind. Die Eisenteile zum Pfeil, in der bekannten Form des Widerhakens oder lanzettförmig, werden ihnen von den Tomal geliefert; die mehrfach beschriebenen Pfeile aus dem angespitzten Holz ohne Eisen habe ich nicht gesehen. Diese Midgan werden von Haggenmacher und Menges Rami genannt und ihnen die Eigentümlichkeiten der Midgan und Yibir zugleich beigelegt. James, der bis zum Webbi Schabēl vordrang, weiß nur von Midgan; auch ich habe nie einen anderen Namen für diese Auswürflinge gehört, welche eine kleine von der Stadt abgesonderte Niederlassung bewohnen, zu deren Bewachung sie zahlreiche Hunde verwenden, während sonst der Hund dem Somali wie den übrigen Muslims für unrein gilt. Die Midgan in Bulhar halten in Zeriben Strauße, die gleich dem Vieh täglich auf die Weide geschickt werden, und mit denen sie Handel treiben.

Ausschließlich von den Midgan wird das Pfeilgift bereitet, über

Digitized by Google

welches Hildebrandt ausführlich berichtet hat. Ein Mann, der von Midgan überfallen und mit einem giftigen Pfeil verwundet worden war, erzählte mir, daß er nur durch eine einjährige andauernde Behandlung mit dem Schwanzfett der Schafe, das er roh verschlucken mußte, ausnahmsweise gerettet sei. Die Wirkung des Giftes soll so gut wie unfehlbar sein, und selbst der Elefant unterliegt ihr. Ein Mann, der mit zwei anderen einen Elefanten erlegt hatte und das Elfenbein zum Verkauf brachte, beschrieb mir die Art und Weise der Jagd ungefähr so: „Nachdem wir gebetet, suchten wir den Aufenthalt des Elefanten da, wo er Gras zu fressen pflegte. Als wir ihn erblickten, nahmen wir den Pfeil aus dem Köcher und schärften ihn auf dem Schleifstein. Das Gewand legten wir ab, so daß wir nackt blieben, auch die Sandalen, die Hirsa (Amulet) und die Tusbahha (Rosenkranz). Dann ergriffen wir Bogen und Pfeil und näherten uns dem Elefanten von der Seite, wo der Wind nicht herkam. Wir verbargen uns hinter Bäumen, zielten, spannten die Sehne, drückten los und der Pfeil traf. Der Elefant entfloh, und, seiner Spur folgend, fanden wir ihn weit entfernt — todt. Wir schnitten ihm den Rüssel ab, zerbrachen mit der Axt die Knochen und nahmen die Zähne heraus. Diese trugen wir fort und gingen von ihm."

Der Elefant tritt in den Küstengebieten nur vereinzelt auf; dagegen erzählte man mir übereinstimmend, daß in einem — Bôran genannten — Distrikt, etwa 15 Tagereisen südlich, Elefanten, Rhinocerosse und alle Arten wilder Tiere zahlreich „wie der Sand" seien, eine Mitteilung, die vielleicht nur bezweckte, mich zu einer größeren Jagdpartie zu verlocken.

Auch der freie Somali betreibt die Jagd mit Bogen und Pfeil, wogegen dem Midgan der Gebrauch eiserner Waffen verwehrt ist. Zu meiner Zeit kam vom großen Webbi, der auf unseren Karten als Juba bezeichnet wird und bei Kismayu das Meer erreicht, eine Karawane der Musa Deria nach Bulhar, eines Stammes, der ausschließlich aus Midgan unter einem eigenen Sultan besteht; diese benutzen indessen die gewöhnlichen Waffen der Somali, da keine überlegene Kaste sie daran hindern kann. Diese selbständigen Midgan dürfen nicht mit den an den Ufern des Leopardenflusses wohnenden Adon, arabisch Abid, d. h. Sklaven, verwechselt werden. James, der diese besuchte, bezeichnet sie als ein negerartiges Volk, das außer Viehzucht in der fruchtbaren Niederung des Webbi ausgedehnten Landbau betreibt. Sie sollen die ursprüngliche Bevölkerung darstellen, sind den Somalis feindlich gesinnt und sprechen eine andere Sprache (Suahili?), stehen aber unter der Herrschaft von Sultanen der Hawiyah, eines östlich von ihnen wohnhaften Somali-Stammes, was mir von Leuten aus dem Ogaden bestätigt wurde.

Eine Geschichte des Somalivolkes gibt es nicht, obgleich die Araber mit diesen Gestaden seit den ältesten Zeiten in Handelsbeziehungen standen. Das Auftreten der Perser ist ebenfalls nachweisbar, auch im Inneren, so daß eine zeitweilige Herrschaft derselben als festgestellt erscheint. Einigen Einfluß auf die Sprache hat nur das Arabische gewonnen, und auch diesen fast ausschließlich bezüglich des Wortschatzes, während die Grammatik ihre eigenen Wege geht. Das Somali ist keine semitische Sprache; es zeigt sich in den Verbalformen sehr ausgebildet und hat mit dem Äthiopischen eine nach unseren Begriffen zwecklos häufige Anwendung der Personalpronomina gemein. Haggenmacher erwähnt, daß die Stammeszeichen, welche die Karawanen unterwegs in wichtige Bäume einschnitten, um die von ihnen genommene Richtung anzuzeigen, aus himyarischen Buchstaben beständen. Diese Mitteilung, soviel Anregung sie gewähren mag, bedarf zunächst einer sachverständigen Bestätigung.

Die Somalis haben sich nach Art der biblischen Völker in großen Gruppen von gemeinsamen Stammvätern abgeleitet. Die nördlichen Stämme betrachten als ihren Urheber einen Südaraber Ishak, dessen angebliches Grab zu Mait, einem Küstenplatz zwischen Berbera und Las Gori, das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten bildet. Als Sohn des Ishak gilt Auwal, dem nicht nur der angesehene Stamm der Habar Auwal seinen Ursprung verdankt, sondern auch eine große Anzahl von diesem abgezweigter, mehr oder weniger bedeutender Stämme, darunter die zu Berbera und Bulhar ansässigen Iyal Ahmed und Iyal Yunis, von denen die letzteren allein schon wieder 32 Unterabteilungen aufweisen, aus welcher Thatsache man einen Schluß auf die durchweg herrschende Zersplitterung ziehen kann. Bis zu dem erwähnten Begründer all dieser Stämme und Stämmchen wurden mir 19 Generationen benannt, was einem Zeitraum von etwa 500 Jahren entsprechen würde. Die Stämme des Innern und des Ostens, die Dul Bahanta, Warsengeli, Midjarten, Ogaden, Bartire, Gelimeisid u. a. werden von einem Stammvater Darod abgeleitet; die Hawiyah-Somalis rühmen sich eines besonders edlen, uns unbekannten Ursprungs. Hier ist überhaupt fast alles Sage, denn irgend welche Aufzeichnung oder Zeitrechnung im weiteren Sinne existirt nicht; die Leute wissen nicht einmal recht ihr Alter. Dagegen wissen sie ganz genau, wann Djuma (Freitag) ist, und an diesem Tage macht alles, vom Vorsteher der Moschee bis zu den zahlreichen Krüppeln und Blinden beider Geschlechter, die Bettelrundreise durch den Bazar, damit den Gläubigen, nämlich den Fremden, Gelegenheit gegeben werde, der Mildthätigkeit, einem wichtigen Postulate des Islam, Genüge zu thun, wozu die Somalis selbst nur eine geringe Neigung verspüren.

Die Missionskolonie Botschabelo,

ein Triumph deutscher Tüchtigkeit in Südafrika.

Nach Merensky's „Erinnerungen" zusammengestellt von O. K.

Schluß: Geschäftliche Unternehmungen und Erziehungs-Erfolge.

Obwohl nun Superintendent Merensky so große äußere Erfolge erzielt hat, bedauert er doch, hierdurch allzuviel von seiner eigentlichen Thätigkeit abgehalten worden zu sein. „Ich glaube," sagt er, „daß eine Missionsgesellschaft am ungestörtesten und reinsten ihre herrliche Arbeit thun kann, wenn sie, von der Erhebung des Grundzinses abgesehen, sich auf Händel der Nahrung nicht einläßt. Selbst die Gründung von Handwerkerschulen kann sie getrost den staatlichen Instanzen oder Privatunternehmern überlassen." Wer indessen die Hebung der materiellen Lage eines vorher verwahrlosten Volkes als den sichtbaren Ausdruck der inneren Umgestaltung ansieht, muß sich entschieden freuen, daß ein auch in äußerlichen Dingen so tüchtiger Missionar durch die Verhältnisse gezwungen war, sich so viel um die leibliche Wohlfahrt seiner Schutzbefohlenen zu kümmern und so eine Ansiedelung zu schaffen, welche anderen Unternehmungen als glänzendes Vorbild dienen kann.

Botschabelo ist ein sogenanntes Institut d. h. eine Station, die auf Grund und Boden liegt, welcher einer Missionsgesellschaft gehört. Für die Art der Verwaltung eines solchen hat sich eine gewisse Übereinstimmung gebildet: die Gesellschaft erhebt Pacht von den Bewohnern und übt Zucht nach Gesetzen, welche mit denselben vereinbart sind; jedermann kann aufgenommen werden, der sich diesen Gesetzen fügt, kann auch freiwillig die Station wieder verlassen, während gegen Störenfriede die Verweisung vom Platze als Strafe angewendet wird. Heidnischer Unfug, besonders Zauberei, wurde nicht geduldet. Streitigkeiten der Bewohner untereinander sollten die Häuptlinge schlichten, Streitigkeiten mit den Bauern mußten zu Merenskys Kenntniß gebracht und von ihm geschlichtet werden. Die Häuptlinge sollten respektirt werden, sollten aber nicht das Recht haben, Strafgelder, die sie einzogen, in die eigene Tasche zu stecken, vielmehr mußten diese in die Gemeindekasse fließen. Unnötiges Verwüsten des Baumwuchses war verboten.

Die Bedürfnisse der Station führten bald zur Einrichtung verschiedener Geschäftszweige. Zunächst war ein Kaufladen nötig, durch welchen die Leute in reeller Weise mit den erforderlichen Waren versehen werden konnten. Derselbe that auch gute Dienste zur Verwertung der gewonnenen Erzeugnisse und bei Vermittelung des Geldverkehrs. Der Bedarf der Berliner Transvaal-Mission belief sich damals auf etwa 60 000 Mark und wurde von Berlin nach der Natalbank gesendet. Um das schwierige und gefährliche Heraufbringen von klingender Münze zu vermeiden, bezog ich die Gelder je nach Bedürfnis in Checks, ja ich zahlte den Missionaren selbst ihr Gehalt oft in solchen aus, denn die Kaufleute in Transvaal nahmen diese Checks gern für bares Geld oder zahlten dafür bar.

Die Missions-Checks galten bald als das sicherste Papiergeld im Lande. Böser Wille konnte daher die Meinung verbreiten, daß das Missionswerk für die Gesellschaft Nebensache, der geschäftliche Verdienst der einzige Zweck sei; daß aber trotz aller geschäftlichen Anstrengungen auf solchem Platze doch nur eben die Kosten für die damals fortgehende Errichtung neuer Gebäude, für Ankauf von Grundstücken zur Abrundung des Platzes, für Erhaltung der Baulichkeiten und die Gehälter der angestellten Beamten aufgebracht wurden, mochten Einsichtige wohl ahnen, während es Bauern und Kaffern nicht klar und deutlich gemacht werden konnte.

Ein Missionskaufladen war auch deshalb unentbehrlich, weil zu jener Zeit bei Weißen und Farbigen nur wenig Geld im Umlauf war. Der Eingeborene arbeitete nicht gern für Geld, sondern lieber für eine Decke oder eine Hacke, denn wenn er dergleichen nötig hatte, so mußte er entweder eine weite Reise unternehmen, um es kaufen zu können, oder er mußte auf die Ankunft eines der damals mit Wagen das Land durchziehenden Händler warten, bei denen alle Waren unerschwinglich teuer waren. Ebenso angenehm war unser Laden für die Bauern; diese suchten, wenn sie Bau- oder Wagenholz zum Verkauf brachten, Leinewand, Kattun, englisch Leder zu Kleidern für sich und ihre Familie, und wollten sich nach der überstandenen Anstrengung der Arbeit und der Reise an dem beliebten Kaffee laben. Hatten sie aber in unseren Werkstätten etwas arbeiten lassen, so fehlte ihnen das Geld zum Bezahlen, und statt dessen brachten sie Hölzer, Tabak, Korn und Häute, was alles dann so gut wie möglich verwertet werden mußte.

Auch die Missionare selbst hatten Vorteil von dem Laden, denn bei ihrem knappen Gehalt konnten sie die Sachen, welche sie für sich und ihre Familie brauchten, nicht in den überaus teueren Läden des Innern kaufen. Außerdem machte der Kaufmann für sie auch Bestellungen in Natal und übernahm die Besorgung der lästigen Transportangelegenheiten.

Dieser Kaufladen, welcher mit der Zeit eine beträchtliche Ausdehnung gewann, gab keinen Kredit und verkaufte selbstverständlich keinen Tropfen Branntwein, aber auch nicht unnützen Putz; dabei stellte er möglichst billige Preise, sodaß die Leute selten nach andern Geschäften gingen. Die Verwaltung desselben war überaus einfach, da ein Deutscher, namens Kamann (gelernter Maurer!), welcher seit einigen Jahren bei den Berliner Missionaren sich aufgehalten hatte, die Führung der Handelsgeschäfte ohne Entschädigung übernahm und überdies die Hälfte des erzielten Reingewinns an die Station herauszahlte. Die Missionsgesellschaft brauchte also kein Kapital in das Geschäft stecken und wurde als solche ebensowenig wie die Missionare in die ge-

Digitized by Google

schäftliche Führung verwickelt; dagegen bezog sie im Laufe der Jahre ganz beträchtliche Einnahmen, abgesehen davon, daß Herr Kamann immer gern behilflich war, geschäftliche Arbeiten aller Art, die durch Wagenbauerei, Mühle und Verwertung des Zehnten entstanden, uns zu erleichtern oder ganz abzunehmen. Verluste hatte das Geschäft allerdings auch gehabt, wie das bei jedem kaufmännischen Unternehmen der Fall ist, doch war im Ganzen der Gewinn, den die Gesellschaft aus Kamanns Geschäft gezogen hat, ohne Jemand anzustellen oder für ihn gut zu stehen, ein ganz bedeutender, und durch dasselbe ist es hauptsächlich möglich geworden, Botschabelo ohne bedeutende Zuschüsse aus der Missionskasse aufzubauen.

Auch die Einrichtung einer Wagenbauerei war durch die Bedürfnisse der Station geboten. Der Betrieb einer solchen und einer dazugehörigen Schmiede in größerem Stile erfordert soviel Umsicht, daß man den Eingeborenen vorläufig nicht zumuten kann, ein Geschäft dieser Art in richtigen Gang zu bringen und darin zu erhalten; auch gehört zur Anschaffung der nötigen Vorräte an Holz, Farbe, Kohlen und Handwerkzeug ein ziemlich bedeutendes Kapital, welches den Leuten nicht zu Gebote steht. Superintendent Merensky richtete deshalb selbst, unter Leitung eines tüchtigen deutschen Stellmachers Namens Lademann, welcher vor der Abreise von Berlin noch möglichst viel von der Schmiederei erlernt hatte, eine Wagenbauerei ein, welche zugleich eine Art Industrieschule für die Eingeborenen war. Während ihres Bestehens sind immer zahlreiche Leute dort beschäftigt worden, und da der Meister sehr fleißig und pünktlich war, auch andere deutsche Handwerker beständig in dem Geschäft arbeiteten, so wurden an die farbigen Lehrlinge dieselben Anforderungen in Bezug auf Arbeitsdauer und Fleiß gestellt wie in Europa, was für Afrika und Afrikaner vielleicht zu viel war. Früh um 6 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter läutete die Glocke der Werkstatt, und mit den gewöhnlichen Pausen ging die Arbeit in scharfer Weise ihren ununterbrochenen Gang bis abends 7 Uhr fort. Ein Basuto lernte als Stellmacher und einer als Schmied vollkommen aus, während andere halb auslernten und dadurch soviel profitirten, daß sie sich wenigstens mit dem Repariren der Wagen und mit Zimmerarbeit beschäftigen konnten. Was auf diese Art für die industrielle Erziehung der Eingeborenen geschah, ist um so anerkennenswerter, als eigentliche Industrieschulen, wie z. B. die in Lovedale, großer Zuschüsse bedurften.

Das Haus, welches die Werkstätte enthielt, war etwa 70 Fuß lang. Zuerst trat man in die Schmiede; hier arbeiteten die Leute an zwei Feuern mit Steinkohlen, welche zwei Tagereisen von hier auf der Hochfläche gegraben wurden. An einer Feilbank waren die Schraubstöcke und eine Bohrmaschine befestigt. In der anstoßenden Werkstätte für Holzarbeit, wo vier Hobelbänke standen, wurde unter den Augen des stets mitarbeitenden Meisters gesägt, gehobelt und gedreht, daß es eine Lust war. Hinter diesem Gebäude befand sich ein Schuppen, in welchem große Mengen von zugerichtetem Wagenholz, wie es die Bauern zum Verkauf gebracht hatten, zum Austrocknen aufgeschichtet lagen. Unter den Vorräten fehlen auch schwere eiserne Achsen nicht, welche den Gebrauch der früher beliebten Achsen aus Eisen- und Olbaumholz immer mehr verdrängten.

Daneben stand das stattliche, rebenumrankte Wohnhaus des Meisters mit Wirtschaftsgebäuden und kleinen Häusern für die schwarzen Lehrlinge. Das Ganze lag an einem humusreichen Bergrand, den ein üppiger Mimosenbusch krönte. Der Abhang wurde in Terrassen verwandelt und war bald mit den herrlichsten Fruchtbäumen über und über bedeckt. Auch in den Gärten vor den Häusern wucherten Bäume und Hecken üppig und trugen reiche Frucht, denn auch hier war das Erdreich von guter, fruchtbarer Beschaffenheit.

Fünfzehn Jahre lang hat die Wagenbauerei in dieser Gestalt bestanden und viel Nutzen geschafft, bis die veränderten Verhältnisse zu ihrer Auflösung führten. Man bekam in Natal und Transvaal gute Wagen verhältnismäßig billig zu kaufen; außerdem war der Bedarf der Mission an neuen Wagen nicht mehr so groß wie im Anfang, wo die Stationen sich schnell vermehrten, während für Wagenbau mit der Zeit einzelne Handwerker hier und da im Lande sich niedergelassen hatten, sodaß kein wirkliches Bedürfniß für Unterhaltung einer eigenen Wagenbauerei mehr vorhanden war.

Sehr wünschenswert erschien für Botschabelo auch bald der Bau einer Mühle. Die Basuto begnügten sich allerdings noch gern mit ihren einfachen Mahlapparaten, allein für die weißen Bewohner des Platzes wurde der Gebrauch der kleinen eisernen Handmühlen zu beschwerlich und kostspielig. Da die Bauern ebenfalls nur unbedeutende Wassermühlen (sog. Normann) hatten, so durfte ein leistungsfähiges Mühlwerk auch auf ihre Kundschaft rechnen. Dasselbe mußte allerdings so groß angelegt werden, daß ein ordentlicher Müller dabei angestellt werden konnte. Die erforderliche Betriebskraft fand sich für den größten Teil des Jahres im Mochletsisfluße; es galt nur, an seinen felsumsäumten Ufern eine Stelle zu finden, wo ein Wehr angelegt und ein Mühlgraben ausgehoben werden konnte. Nach vielem Suchen und Überlegen, nach vielem Messen und abermaligem Messen mit der Wasserwage fand sich auf einem neu hinzugekauften Grundstück ein Ort, der die nötige Gelegenheit bot. Der leitende Ingenieur bei der Arbeit, schreibt Merensky, mußte ich selber sein, allein ich hatte nun bereits oft genug kleinere Wasserleitungen angelegt, so daß ich es auch mit der großen versuchen durfte. Bei dem Ausschachten des Mühlgrabens mußte ich selbstverständlich den Leuten ihre Arbeit bezahlen; sie arbeiteten damals aber noch so billig, daß die Vollendung des großen Werkes möglich wurde. Es waren indessen, obwohl wir bereits mit Brecheisen und Hebebäumen gut umzugehen wußten, außerordentliche Schwierigkeiten zu bewältigen. Fels lag hier streckenweis auf Fels, und an einer Stelle mußte eine fünfzig Schritt lange Bank aus bröckelndem Gestein, das einige Fuß dick war, mit Hilfe von Hacken, die in unsrer Schmiede besonders gut verstählt waren, langsam durchbrochen werden. Sechs Monate lang arbeiteten durchschnittlich zwanzig Leute ohne Beaufsichtigung und Führung durch einen Weißen, abgesehen von meiner eigenen Oberleitung, an dem schweren Werke, dann war der 1360 Schritt lange Graben fertig. An der flachsten Stelle war er einige Fuß, an der tiefsten aber 12 Fuß tief, dabei war er 4—5 Fuß breit. Fünfhundert Schritt führte er durch Steine und Felsenbänke. Über zweitausend Kubikmeter Erde und Fels waren bei Anlegung dieses Grabens von uns ausgeschachtet worden.

Das Mühlengebäude mauerten deutsche Maurer auf, und für Herstellung des Werkes gewann ich einen deutschen gelernten Mühlenbauer, den ich freilich acht Tagereisen weit herholen mußte. Das Wasserrad wurde von einem geschickten deutschen Tischler gemacht. So stand das Werk nach seiner Vollendung als ein Zeichen deutscher Kunst und deutschen Fleißes da. In einer Zeit, als ich einen tüchtigen deutschen Müller hatte, mahlte die Mühle in vierundzwanzig Stunden vierzig Sack Weizen; das Mehl wurde von den Bauern mit der Kleie nach Haus genommen oder auf den Markt gebracht, weil damals die Kleie erst beim Gebrauch in jeder Haushaltung entfernt wurde.

Die Erhaltung der Mühle in gutem Zustande hat mir später große Mühe und gar manchmal Sorge bereitet; doch tröstete mich dafür oft der Gedanke, daß auch die alten Missionare, welche Deutschland dem christlichen Kulturleben erschlossen haben, bei der Errichtung ihrer klösterlichen Missionsstationen gleich anfänglich für eine ordentliche Mühle zu sorgen pflegten. Unsere Mühle war eine sehr wertvolle Bereicherung des äußeren Arbeitsapparates, ohne welchen ein Institut wie Botschabelo nun einmal sich nicht entwickeln kann; außerdem hatte sie in späteren Jahren so reichliche Einnahmen, daß der Gewinn, welcher der Stationskasse durch sie zufloß, ein immerhin erheblicher gewesen ist.

Eine Druckerei konnten wir in den letzten Jahren auch einrichten, und hierbei hatten wir Gelegenheit zu bemerken, daß die Basuto auch zu der Arbeit des Setzens Geschick und Lust haben, denn es gelang dem Meister, einem Missionar, der früher Drucker gewesen war, in verhältnismäßig kurzer Zeit, brauchbare Gehilfen auszubilden.

Wo fruchtbares Land zur Genüge vorhanden, ist es, wie Superintendent Merensky weiter berichtet, nicht geboten, daß die Leute eine Erwerbsthätigkeit erlernen; da ist und bleibt der Ackerbau die hauptsächlichste Erwerbsquelle des Volkes, neben welcher nur noch die Viehzucht in Betracht kommt. In Botschabelo war Boden, welcher ohne Dungmittel reichere Erträge liefert, jedoch knapp. In den letzten Jahren betrug der Durchschnitt unserer Ernte etwa 3000 bis 3500 Sack (ein Sack gleich 100 kg) Mais und Kaffernkorn; es erntete also die Familie durchschnittlich zwölf Sack Getreide, wovon auf den einzelnen Kopf etwa zwei Sack kamen. In den besseren Jahren konnten etwa 1000 Sack von den Basutos für Geld verkauft oder für Vieh und Wildfleisch vertauscht werden. Mehrere unsrer Leute (etwa 20) brachten es so weit, sich selbst Wagen anzuschaffen, von denen jeder, mit den dazu gehörigen Ochsen, ein Kapital von 2—4000 Mark darstellte; sie konnten dann ihre Erzeugnisse nach auswärts zu Markte fahren (oft 15—20 Tagereisen, bis 80 deutsche Meilen weit). Zum Ackerbau wurden neben den Hacken bald einzelne Pflüge gebraucht, die sich allmählich auf etwa vierzig Stück vermehrten. Wollte jemand Land urbar machen, der keinen Pflug besaß, so mietete er einen solchen, denn das Brachen mit der Hacke erfordert zu viel Kraft und Zeit. Auch den Dünger lernte man bald gebührend schätzen.

In den Gärten reifte während des ganzen Jahres Obst; an Nuß und Eingemachtem sowie an getrocknetem Obste fehlte es mithin nicht. Von Pfirsichen standen zwanzig Arten in schier unerschöpflicher Menge zu Gebote, daneben gab es Aprikosen, Feigen, Quitten und Granaten, aber auch Äpfel, Birnen, Pflaumen, große Maulbeeren, Wein sowie Bohnen, süße Kartoffeln, Kürbisse und andere Früchte. In den Baumgärten liefen Schweine halbwild umher und lebten alljährlich monatelang von abgefallenem Obst. Sollte eins geschlachtet werden, so wurde es eingefangen, in den Koben gesteckt und etwa zwei Monate lang mit Mais gefüttert.

Was an Ersparnissen da war, wurde in Viehzucht angelegt, denn wo der Farbige kein Land kaufen darf, ist dies, abgesehen von dem Zins, den er für Geld erhalten könnte, für ihn die einzig mögliche Kapitalsanlage. Es war nun jämmerlich zu sehen, wie den armen Leuten fast Jahr für Jahr das sauer erworbene Vieh an der schlimmen Seuche dahinstarb. Wenn ich nach meinen eigenen Verlusten und nach ungefährer Schätzung urteilen soll, so möchte ich sagen, daß den Bewohnern Botschabelos in den ersten fünfzehn Jahren des Bestehens der Station etwa 1500 Stück Vieh im Werte von etwa 90 000 oder 100 000 Mark gefallen sind. Hierzu trug allerdings der winterliche Futtermangel mit bei, welchem man freilich durch rechtzeitiges Abbrennen der Weideflächen (schon im Herbste!) hätte entgegenwirken können. Der Viehstand betrug in den letzten Jahren 700 bis 900 Stück.

Nächstdem zeigten die Basuto große Neigung zur Jagd. Den Panther, der von den Leuten für gefährlicher als der Löwe gehalten wird, fürchteten sie wenig, wenn sie ihre Schilder hatten, mit denen sie sich seiner Zähne und Krallen erwehren konnten. Eines Morgens gingen einige Männer, von Hunden begleitet und nur mit Kirris oder Wurfkeulen bewehrt, auf die Hasenjagd, und am Abend kamen sie mit einem Pantherfell zurück; das Tier war aufgescheucht, mit den Hunden in Kampf geraten und war dabei von den beherzten Männern erschlagen worden. Ihre Geschicklichkeit im Auffinden der Tiere ist oft ganz erstaunlich.

Am liebsten ist dem Basuto solche Arbeit, welche wohl Geschicklichkeit und Fleiß, aber nicht eine allzugroße Anstrengung des Körpers erfordert, und deshalb ist bei den Männern des Volkes die Korbflechterei und Kürschnerei sehr beliebt. Die Frauen formten gern Töpfe, welche ein gesuchter Tauschartikel waren.

Wahrscheinlich würden die Basuto gern am Webestuhl arbeiten. Sie spinnen mit der Spindel die wilde Baumwolle zu Fäden und würden leicht auch Wolle spinnen lernen. Der Webestuhl böte den Leuten gute Gelegenheit zur Hausarbeit, wenn Regenwetter sie hindert, auf das Feld zu gehen, oder wenn die Feldarbeit ruht. Bemerkenswertes leisteten sie auch als Gewehrmacher, obwohl sie diese Kunst zumeist nur bei anderen Schwarzen gelernt hatten; sie benutzten englisches Handwerkzeug und stellten Schrauben, Hähne, Schlagfedern und alle sonst zum Gewehrschloß nötigen Teile her. Zur Holzarbeit hat der Afrikaner viel Geschick. Wenn es bei Botschabelo nicht so sehr an Bäumen gefehlt hätte, aus denen man Balken und Bretter sägen kann, so wären gewiß viele unsrer Basuto ganz tüchtige Holzsäger und Zimmerleute

Digitized by Google

geworden, denn es waren nicht wenige, welche sich trotz der Schwierigkeit, Material zu beschaffen, an Holzarbeit versuchten.

Am Ziegelstreichen beteiligten sich alle Männer, und da der Boden zur Herstellung von Ziegeln für das Bedürfnis aller Bewohner nicht in genügender Menge vorhanden war, lernten sie Steine aus den überall vorhandenen Felsbänken brechen und vermauern. Bei der Arbeit im eigenen Dorfe gewannen nicht wenige (etwa 20) eine solche Geschicklichkeit im Mauern mit Bruchsteinen und selbst mit Ziegeln, daß sie nicht nur auf anderen Stationen Dienste als Maurer thaten, sondern daß auch die benachbarten Weißen sie als solche beschäftigten. Ebenso hatte eine Anzahl das Dachdecken nach Art der Weißen so vollkommen erlernt, daß sie als Decker bei dem Legen der Grasstrohdächer auf den Farmen nah und fern Beschäftigung erlangten.

Die so gänzlich veränderte Lebensweise der Bewohner von Botschabelo brachte natürlich auch auf andern Gebieten einen merklichen Umschwung mit sich. Die Einrichtung der Höfe und Häuser war allerdings bei den meisten Leuten noch die alte einfache, und viereckige Häuser, zu deren Bau größere teure Balken und Bretter[1]) gebraucht worden waren, und deren Thüren und Fenster Handwerker gezimmert hatten, mochte es etwa nur zehn geben. Das Tragen von Kleidern aber war mit dem Eintreten größeren Wohlstandes fast ganz allgemein geworden; nur wenige, meist ältere arme Leute begnügten sich noch mit dem Tragen einer Decke oder eines Hemdes, unter dem sie dann die nationale Lederbedeckung verbargen. Die Kinder waren meist nur mit einem Hemd bekleidet, und kleinere Kinder gingen auch wohl nackend bis auf den Lederschurz, der die Lenden umgab. Die Frauen kauften auch Stoffe im Laden, und bald gab es eine ganze Anzahl, welche für ihre Familie oder für andere gegen Entgelt schneiderten.

Die Abschaffung des Podi, der Kopfrasur, welche sich von selbst vollzogen hatte, machte für die Frauen eine Kopfbedeckung notwendig. Die „Kappe" der afrikanischen Bauernfrauen steht den Schwarzen schlecht, noch schlechter aber der europäische Damenstrohhut. Es gelang, die Einführung des letzteren zu verhindern, zu der sich Neigung zeigte, und das Tragen von bunten Kopftüchern, welche zu dem dunklen Gesichte sich am hübschesten ausnehmen, in Mode zu bringen. Die Mädchen begnügten sich auch wohl damit, daß sie Bänder über die dunkle Kopfperrücke zogen, oder sie trugen solche Bänder noch über dem Kopftuch.

Überaus bemerkenswert ist die innere Umwandlung, welche sich an den erst vor kurzem aus den Greueln des Heidentums geretteten Leuten vollzog. Jede Sitte, welche nur irgendwie als eine abergläubische gedeutet werden konnte, wurde unnachsichtlich abgeschafft, und nirgendwo, sei es in den Gärten, in Höfen oder an Häusern, sind Zeichen gefunden worden, daß heidnischer Aberglaube im Verborgenen noch fortlebe. Auch in bezug auf die heidnische Ehe war eine reine Bahn gemacht; die Neigung zur Vielweiberei und selbst die heidnische Form der Eheschließung durch Zahlung von Vieh wurde vollständig überwunden.

Mehr Schwierigkeiten verursachte die Bekämpfung der Trunksucht. Namentlich bei den Familienfesten machte sich mit dem steigenden Wohlstand der Mißbrauch des Kaffernbieres bemerklich. Die Gefahr seines Gebrauches liegt darin, daß das Kaffernbier immer in größeren Mengen gekocht und, wenn es in der richtigen Gärung ist, bald ausgetrunken werden muß, denn es wird in wenigen Tagen sauer. Wenn beschlossen wurde, es dürfe nur noch schwaches Bier gebraut werden, so half das eine Weile; danach machten die brauenden Weiber, um mit ihrem Produkt mehr Beifall zu finden, das Bier allmählich wieder etwas stärker, und dann fingen bald die alten Klagen wieder an. Merensky hielt es nicht für richtig, den Leuten den Genuß dieses gesunden Getränkes, welches ihr einziges flüssiges Nahrungsmittel ist, um des möglichen Mißbrauchs willen ganz zu verbieten, sondern sagte ihnen nur immer wieder, ihr Christentum fordere es, daß sie Maß halten lernten.

Dem Branntwein wurden indessen solche Konzessionen nicht gemacht, sondern sein Genuß als Unrecht hingestellt. Zum Ankauf von Branntwein war übrigens auf der Station keine Gelegenheit, und von außerhalb ist er, soviel bekannt, auch niemals eingeschmuggelt worden.

Selbstverständlich wurde mit Strenge auf Achtung des Eigentums gehalten. Die reifen Früchte an den Bäumen und Hecken zeugten von der Sicherheit, der sie sich erfreuten, und waren Gegenstand der Bewunderung aller weißen Nachbarn. Eine reiche Bauernfrau gab Merensky gegenüber diesem Staunen in den Werten Ausdruck: „Wie ist es möglich, daß bei Ihnen alles voll reifer Früchte steht! Bei mir sorgen die weißen Freunde und schwarzen Dienstleute, daß die Früchte schon halbreif verschwinden, und hier sind doch hunderte von Schwarzen; ich kann mir die Sache nur so erklären, daß Ihre Schwarzen glauben, Sie seien allwissend und sähen alles, was sie thun!"

Bei dem Üben der Zucht, schreibt Merensky weiter, unterstützen uns die Ältesten und Gemeindehelfer, und dieser Umstand machte sie möglich und wirkungsvoll. Diese treuen Leute wachten über den Wandel der einzelnen und unterließen es nicht, vorkommende Ausschreitungen zu unserer Kenntnis zu bringen. Ohne Hilfe solcher Mitarbeiter kann ein Missionar überhaupt keine Zucht üben, denn er lebt zu wenig mit seinen schwarzen Gemeindemitgliedern, als daß er selbst beobachten könnte, was in Höfen und Hütten und auf den Äckern vorgeht. Ein besonders charakterfester Helfer war der im Jahre 1870 verstorbene Jakob Mantladi gewesen; in ihm verlor nicht nur die Gemeinde aus den Heiden eins ihrer treuesten Glieder, an ihm verlor auch Merensky, wie es in dem Nachruf S. 310 heißt, einen treuen Freund und Bruder, der ihm oft zum Trost, zum Vorbild und zur Mahnung geworden ist.

Eine Gemeinde, wie diese damals war, mußte natürlich einen großen Einfluß auf die Heidenwelt ausüben, und zwar bis in weite Fernen. Außerdem bereiteten auch einzelne Christen bei gelegentlichen Reisen dem Evangelium hier und da den Boden.

[1]) Ein Gelbholzbrett von 20 Fuß Länge kostete damals dort 20 Mark.

Die Schule des Platzes entwickelte sich schnell und lieblich. Daß alle schulpflichtigen Kinder die Schule besuchten, war selbstverständlich; als einmal der Unterricht ausfallen mußte, weil die Kinder zu einer Arbeit nötig waren, stellte sich am Abend ein ganzer Trupp der kleinen Schar ein, um das Versäumte nachzuholen Über die Auffassungsfähigkeit einiger Kinder habe ich mich oft wundern müssen. Ich glaube, sie würden unseren deutschen Kindern in den Volksschulen, d. h. solchen, die mit ihnen gleich lange Unterricht empfangen haben, wenig oder nicht nachstehen, wenn es auf eine Prüfung ankäme; die Lernbegierde ist hier entschieden größer. Lesen lernten sie gern und verhältnismäßig leicht; biblische Geschichten behielten sie gut und lernten sie ganz trefflich wiedererzählen. Die Schule zählte zuletzt 400 Schulkinder, und es konnte ein von Missionar Knothe ausgebildeter junger Lehrer an ihr angestellt werden. Im Jahre 1879 konnte in Botschabelo sogar ein Seminar für Schullehrer eröffnet werden, welches sich seither gedeihlich fortentwickelt hat.

Das geistige Leben war bei manchen der älteren und jüngeren Leuten ein recht reges. Manche lernten aus eigenem Antriebe holländisch lesen und schreiben neben dem Üben beider Fertigkeiten in ihrer Muttersprache. Holländisch sprechen konnten viele Männer, deutsch verstanden eine Anzahl von solchen, die als Knaben oder als Mädchen in den Häusern unserer deutschen Familien verkehrt hatten. Auch die Religiosität war sehr geweckt, und das Leben unter dem Worte Gottes zeitigte manche schöne Frucht. Als es Merensky gelungen war, größere Portionen der Übersetzung des neuen Testaments in der Süd-Basutosprache kommen zu lassen, herrschte ein wahrer Jubel, und der Vorrat war schnell genug ausverkauft. Bei Besuchen fand man Leute am Sonntage, oder wenn alltags das Wetter sie hinderte, auf die Äcker zu gehen, häufig still in ihren Häusern lesend an. Der Höhepunkt des christlichen Lebens war der sonntägliche Hauptgottesdienst, dessen weitere liturgische Ausgestaltung zur größeren Erbauung der Gemeinde nicht wenig beitrug. Musikalisch gebildete Missionare (Düring und Winter) hatten die Gemeinde für vierstimmigen Gesang zu begeistern verstanden; zweimal in der Woche fanden sich hunderte in der Gesangstunde zum Lernen und Üben ein. Die alten rhythmischen Choräle (nach dem Choralbuch von Lapritz) brausten mit wunderbarer Gewalt aus tausend Kehlen durch das Gotteshaus, und auch die Responsorien wurden vierstimmig von der Gemeinde gesungen. Gouverneur Lanyon, welcher einem Gottesdienst im Jahre 1880 beiwohnte, gab das Urteil ab, er habe noch niemals schöneren Gesang gehört und noch nie eine Gemeinde aufmerksamer der Predigt folgen sehen. Erhebend war aber nicht nur die Feier des Gottesdienstes, sondern die ganze Sonntagsfeier vom Morgen bis zum Abend. Am Morgen lag tiefer Gottesfrieden über dem Platz, denn niemand störte die Sonntagsruhe, und erhebend war es, den Zug der Leute aus den Dörfern zum Gottesdienst und ihre Rückkehr mit anzusehen. Sehr schön ist auch, was Merensky auf S. 298, 432 u. s. w. über die Feier von hohen kirchlichen Festen, sowie über Abendmahl und Taufe mitteilt. Hier sollen nur noch die Begräbnisse kurz erwähnt werden. Man sah keine Leichen mehr ohne Sarg nach dem Gottesacker tragen; die Sitte übte auch hierin eine Macht aus. Die Särge wurden billig von Basuto gezimmert, aber die Bretter, welche bei all diesen Gelegenheiten gekauft werden mußten, waren damals äußerst kostspielig. Blumenspenden, wie sie das Feld oder kleine Blumengärten boten, wurden reichlich in das Grab geworfen, dann schaufelten die Männer unter dem Gesange des Schlußverses Erde hinein.

Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte die Verwaltung des Platzes. Merensky hätte es gerne gesehen, wenn über ihm eine Obrigkeit gestanden hätte, welche im Notfalle sein Ansehn gedeckt und sein Recht als Vertreter der Eigentümerin von Grund und Boden, der Berliner Missions-Gesellschaft, geschützt hätte. So mußte er mit dem großen Erfolge zufrieden sein, der darin lag, daß die Gemeinde im Einverständnisse mit ihm christliche Zucht und Sitte und alle Ordnuug aufrecht erhielt, und konnte sich freuen, daß das Erreichbare eben nur durch die Macht des Evangeliums und der väterlichen Autorität erreicht war, welche er selbst besaß. Sehr angenehm war es, daß sich kein Beamter des Landes um die inneren Angelegenheiten des kleinen Gemeinwesens kümmerte.

Den Bewohnern des Platzes gegenüber war irgend welche Polizeimacht zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht nötig, denn die Leute leisteten allen Bestimmungen und Geboten willig Folge. Nach des Volkes Sitte entschieden in Streitfällen die Schöffen oder der Rat, nicht etwa die Häuptlinge allein, und es fehlte nicht an solchen, die sich zum Schöffenamte eigneten. Händel konnten von jedem Haupt einer Sippe geschlichtet, Strafen nur von zwei Ältesten (Josua oder Johannes) verhängt werden, die in Gemeinschaft mit ihren Schöffen Recht sprachen. Vergehungen gegen Leben und Eigentum wurden äußerst streng geahndet; erstere (Körperverletzungen, Schlägereien) sind fast niemals vorgekommen. Keiner unserer Leute hätte damals gewagt, von der Entscheidung unseres Rates an einen Beamten oder ein Gericht der Republik zu appelliren, auch wäre an diesen Stellen die Klage eines Schwarzen gegen Schwarze kaum angenommen worden. Für öffentliche Arbeiten mußten besondere Bestimmungen getroffen werden. Bei Kirchbauten und Schulbauten leisteten die Männer sowohl als die Weiber jede Arbeit gern und ohne an Lohn zu denken; auf einer so großen Station sind aber auch immer viele andere Platzarbeiten zu verrichten. Schon die Instandhaltung der Wege und Brücken erforderte einen gewaltigen Aufwand von Kraft. Ich schlug der Gemeinde vor, es solle wenigstens jeder Mann einmal im Monat einen Tag da ohne Bezahlung arbeiten, wo ich ihn anstellen würde. Für das Fernbleiben von angeordneter Gemeindearbeit wurden Geldstrafen von 1—5 Mark festgesetzt.

Als einzig mögliche Abgabe hatte sich in jenen Zeiten der Zehnt bewährt; er wurde von allen willig bezahlt, so daß ich oft Mühe hatte, in dem verhältnismäßig kleinen Wirtschaftsgebäude die Hunderte von Zentnern Mais unterzubringen. Große Kästen waren zur Empfangnahme auf dem Söller errichtet, aber oft mußte ich ein Gemach in dem Gebäude von oben vollschütten lassen, um Raum für die Menge schönen Korns zu gewinnen.

So war denn alles in dieser Missionskolonie trefflich geordnet, und wenn

Digitized by Google

auch trübe Erfahrungen nicht ausblieben, so mußte doch jeder, der das hier Geschaffene sah, aufrichtige Bewunderung empfinden für den seltenen Mann, durch dessen nimmer rastende Thatkraft und Liebe so großartige Umwandlungen von Land und Leuten geschehen waren, und jeder lernte es verstehen, wie Merensky, der Vater dieser blühenden Gemeinde, gar oft sein Herz gebeugt fühlte unter dem Gewicht der empfangenen Gnade Gottes, welcher sein Werk über Bitten und Verstehen gesegnet hatte. In Botschabelo hatten die armen Basutos gefunden, was der Name sagt: eine Zufluchtstätte, wo sie mit Ruhe ihrem Glauben leben konnten; die Heiden, sagt Merensky, die uns verhöhnt und bedroht hatten, waren zu Schanden geworden, wir aber wohnten sicher, und die Station war einer Stadt auf dem Berge gleich geworden. Selbst Heiden staunten über das, was Gott an uns gethan hatte, und erkannten in unsrer Führung Gottes Hand.

Welchen Eindruck die Station nach fünfzehnjährigem Bestehen machte, ist S. 416 ff. nachzulesen, und welches Lob den Bewohnern allseitig gespendet wurde, ergibt sich aus verschiedenen Zeugnissen (S. 437 und 491 ff.) von Leuten, die mit ihnen näher zu thun hatten. Das Wunderbarste ist daß alle diese Erfolge mit äußerst geringen Geldmitteln erreicht worden sind; die 50 000 preußische Morgen Land, aus denen der Grundbesitz bestand, hatten der Missionskasse in Berlin noch nicht 15 000 Mark gekostet (S. 483), und zu den Stationsgebäuden, die einen Wert von 70—80 000 Mark haben mochten, waren aus den Mitteln der Missionsgesellschaft nur etwa 20 000 Mark beigesteuert worden. Angesichts dessen ist man gewiß berechtigt, zu fragen, ob es einer deutschen weltlichen Kolonisationsgesellschaft wohl auch gelingen wird, so viel mit so wenigem zu erreichen? Jedenfalls sollten alle Beamten, welche zur Kultivirung unseres überseeischen Besitzes hinausgeschickt werden, Merenskys Wirken in Botschabelo stets als Muster vor den Augen haben; die Feinde der kolonialen Arbeit aber sollten daraus lernen, daß deutsche Treue und Ausdauer die größten Schwierigkeiten zu überwinden vermag, und sollten sich endlich dazu verstehen, nach besten Kräften mitzuschaffen an dem großen Werke, das uns jetzt auferlegt ist, oder sollten sich wenigstens hüten, durch unterschiedloses Verurteilen es zu schädigen!

Die Handels-Ausstellung in Hamburg auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1889.

I.

Schon bei den ersten Beratungen über die Hamburgische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, welche die gesamten Leistungen Hamburgs und seiner Nachbarstädte auf allen Gebieten gewerblichen Schaffens zur Anschauung bringen sollte, war der Gedanke aufgetaucht, mit ihr eine Rohstoff-Ausstellung zu verbinden, in welcher der Welthandel Hamburgs zum Ausdruck gelangen sollte. Es bildete sich am Schlusse vorigen Jahres ein besonderes Komitee für die Handels-Ausstellung, dessen Vorstand aus folgenden Herren bestand: Generalkonsul Paul Pickenpack, Vorsitzender, Dr. Karl Beit, i. F. Beit & Philippi, J. F. Eduard Bohlen, i. F. C. Woermann, Dr. Justus Brinckmann, Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, L. F. Hansing, i. F. Hansing & Co., Dr. Rud. Hertz, Rechtsanwalt, Ed. Lorenz Meyer, i. F. Behn, Meyer & Co. in Singapore, G. W. H. Westendarp, i. F. Heinr. Ad. Meyer.

Für alle überseeischen Länder übernahmen einzelne nach den betreffenden Richtungen arbeitende Firmen oder Vereinigungen mehrerer Firmen die Lieferung geeigneter Gegenstände; der Eifer und die Opferwilligkeit machten sich in so erfreulicher Weise geltend, daß die Handels-Ausstellung weit über den anfänglich geplanten Umfang hinausging; die Fülle der Gegenstände und die weiten Entfernungen machten es aber notwendig, die Eröffnung zu verschieben, so daß dieselbe erst am 12. Juli in dem ihr gewidmeten großen, hohen und hellen Pavillon, welcher seitdem der Glanzpunkt der Ausstellung geworden ist, eröffnet wurde.

Dem Plane der Handels-Ausstellung liegt der Gedanke einer Reise zu Grunde, welche von Südost-Europa und Südwest-Asien, und zwar von den Ländern des Schwarzen Meeres ausgehend, das Mittelländische Meer und die Straße von Gibraltar passirt und nun an der Westküste Afrikas, um das Kap der Guten Hoffnung nach der Ostküste Afrikas, von dort über Britisch-Ostindien, die Straits Settlements und Siam vorbeiführt, um Australien und die Länder an der Ostküste Asiens zu besuchen und schließlich den Kontinent Amerikas, zunächst die Westküste, sodann die Ostküste aufzusuchen. In einzelnen, die verschiedenen Länder umfassenden Kojen, welche geschmackvoll dekorirt sind, ist in geschickter Weise alles zusammengetragen, was ein Bild ihrer Produkte und Bevölkerung geben kann. In der Mitte der Halle sind die Warengruppen verschiedener Herkunft aufgestellt, in einem besonderen Raume japanische Rohstoffe und Halbfabrikate, so daß, zumal die Handelskammer eine graphische Darstellung der wichtigsten Daten der Hamburger Handelskammer ausgestellt hat, man nicht nur ein Bild des Hamburger, sondern des Welthandels im allgemeinen gewinnen konnte.

Die Reihe der Hamburger Produkte aus den Kolonien ausstellenden Firmen umfaßt: Gustav Schönfeld u. Co. (Canarische Inseln); C. Woermann, Jantzen u. Thormählen (Kamerun); Hermann Katzenstein (Portugiesischer Kolonialbesitz); G. Thos. Guttery, Peycke u. Rascher (Kapkolonie); Hansing u. Co., Heinrich Ad. Meyer, Wm. Philippi u. Co. (Ostafrika); Wm. O'Swald u. Co. (Ostafrika und Madagaskar); H. G. Aust (Mauritius und La Réunion); Achenbach u. Co. (Ostindien); Ed. Lorenz Meyer, Herm. Jebsen-Altona, Schmidt u. Küstermann, O. Puttfarcken, (Straits Settlements); Heinecken u. Co. (Java); Mohrmann u. Co. (Celebes); Gustav Engelbrecht (Sumatra); Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, Scharf u. Kayser, Jaluitgesellschaft, Hernsheim u. Co. (Südsee); Kronheimer u. Co., Pfaff Pinschoff u. Co. [Ferd. Baron von Müller], Ernst Helmcke (Australien). Außerdem sind noch zu nennen B. Grimm u. Co. (Siam); Carlowitz u. Co., Siemssen u. Co., (China); die kaiserlich japanische Regierung (Japan); H. C. Eduard Meyer (Korea); E. Richter (Brasilien); Adolf Wiengreen u. Co., Samuel u. Rosenfeld (Argentinien); M. Seminario u. Co, C. F. Baille (Ecuador); F. H. Ruete u. Co., Konsul A. H. Moron, Ernst May, S. von Dissel, A. Schierenberg, H. Sprick (Venezuela); C. J. Hockmeyer (Guatemala)

Wir wollen hier gleich bemerken, daß die Ausstellung, was unsere Kolonien betrifft, eine sehr hervorragende ist, sowohl was Anzahl der Produkte als die Dekoration-Ausschmückung betrifft, und den Wunsch aufkommen läßt, daß auch in Berlin bald bleibende Einrichtungen getroffen werden, um nicht nur den Handelsinteressenten, sondern auch den deutschen Kolonialfreunden geeignete Studienobjekte zu verschaffen.

Bei unserer Besprechung der Ausstellung, welche am 7. Oktober schließen wird, können wir die einzelnen Gruppen nicht besonders beschreiben, sondern müssen uns auf die Produkte der deutschen Kolonien vornehmlich beschränken und im Interesse der Übersichtlichkeit dieselben nach einem bestimmten System behandeln.

Produkte aus dem Pflanzenreich.

Gruppe I. Nahrungs- und Genußmittel.

Hirse. O. W.[1]) Unter dem Namen Hirse begreift man die kleinen rundlichen, meist von den knorpelig verdickten Spelzen umschlossenen Körner oder Früchtchen verschiedener Grasarten aus der Gruppe der Fennichgräser (Panicoideae), welche bekanntlich auch vielfach in Europa angebaut werden. Von den in den Tropen angebauten Arten waren auf der Ausstellung vertreten: Panicillaria spicata, Panicum italicum (nawanje *kis.*) Rispenhirse, Panicum crus galli (Stachelhirse), Sorghum vulgare (Pers.). Letztere Art, auch Kafferkorn, Mohrhirse, (mtama *kis.*) oder Guineakorn genannt, ist ein dem Mais ähnliches, oft über mannshohes Gras mit aufrechter, gedrängtblütiger Rispe. Die Körner sind ausfallend, rundlich, weiß, braun- oder schwarz gefärbt, glatt. Das eigentliche Getreide Afrikas, wird zu Brot (Durra) verbacken oder als Grütze (ugalli *kis.*) gegessen; liefert unter allen Brotfrüchten die reichlichsten Ernten und bildet die Hauptnahrung vieler Negerstämme, welche auch aus den Körnern ein berauschendes Getränk (tialva der Kaffern, pombe) bereiten. Eleusine coracana. Wird ebenfalls (besonders in Abessinien) als Getreide angebaut und liefert einen großen Ertrag an mehlreichen Körnern, die zur Brot- und Kuchenbereitung, vorzüglich aber zum Bierbrauen benutzt werden.

Arrowroot, S., ursprünglich nur die Stärke von der in Südamerika einheimischen Maranta arundinacea (Sierre Leone, St. Vincent), jetzt Sammelnamen für viele feine tropische Stärkearten, die meist aus Knollen oder Wurzelstücken gewonnen werden. Das Arrowroot in Afrika wird gewöhnlich aus den Knollen der giftigen Mandiok-Pflanze (Jatropha Manihot L.) und einigen andern Arten derselben Gattung gewonnen, welche aus dem tropischen Amerika nach Afrika übergeführt sind und dort in den Tropen als eine der ertragreichsten Pflanzen überall angebaut werden. Die Wurzelknollen der letzten Pflanze enthalten einen bitteren scharfen Milchsaft, der aber beim Auswaschen leicht entfernt wird. Aus der so erhaltenen Masse bereitet man eine sehr verwendbare Ware. Das reine, beim Auswaschen der Knollen gewonnene Stärkemehl wird auf heißen Platten zu Klümpchen gefertigt und bildet so die unter dem Namen Tapioka gehende Handelsware. Reichard erwähnt einer Arrowrootpflanze (uanga *kis.*), die sich in ganz Ostafrika mit Ausnahme von Ugogo, überall an schattigen Stellen in lichten Wäldern wildwachsend, findet (Canna?). Auch die Stärke von Bananen kommt als Arrowroot in den Handel. [Sago aus dem markreichen Stamme von Sagopalmen kommt auch in Kaiser Wilhelmsland vor].

Erbsen und Bohnen. S. In vielen Sorten vorhanden, werden überall sehr eifrig angebaut, fast ebenso aussehend wie die bei uns vorkommenden Arten Hülsenfrüchte und von demselben Geschmack. Sie werden vielfach nach Arabien und Indien exportirt. Kleine grüne Erbsen (dschirokko *kis.*); Bohnen mehrerer Arten: kunde (*kis.*) groß, rot, mit weißer Nath, fiwui (*kis.*) groß, schwarzbraun mit weißer Nath, mbasi (*kis.*) klein, mattfarbig.

Mais (Zea Mays L.), (mhindi, *kis.*) K. S. Wird überall in den Tropenländern und wärmeren Strichen der gemäßigten Zonen aller Weltteile in mehreren Spielarten angebaut. Export nach Arabien und Indien [Export von Togo über Bremen]. Gofio, eine Mischung aus geröstetem Mais und Weizen, von den Kanarischen Inseln. Derselbe bildet dort das Hauptnahrungsmittel der arbeitenden Bevölkerung, wird neuerdings auch zur Verproviantirung von Schiffen auf langer Fahrt gebraucht und ist vielleicht auch in unseren Gegenden verwendbar.

[1]) O. = Ostafrika. W. = Westafrika. K. = Kamerun. S. = Sansibar. Sü. = Südsee. *kis.* = kisuaheli.

Digitized by Google

Reis (Oryza sativa) S., ungeschält (mpungu, *kis.*), geschält (mschele, *kis.*). Produkt und Konsum an der ganzen Ostküste und Export nach Arabien und Indien, in vielen Sorten.

Rohrzucker (saccharum officinarum,) (suckari, *kis.*) S. Vielfach in Ostafrika angebaut, wo er bis zu einer Höhe von 2000 m gedeiht. [Eine sehr gute Sorte wird aus Madagaskar importirt.]

Kaffee (coffea arabica, liberica, mozambicana, stenophylla, zanguebarica). Sü. Kaffee wird, so viel wir wissen, in den deutschen Kolonien in Afrika noch nicht in nennenswertem Maßstabe gebaut, obwohl er wild (*K.*) in guter Qualität vorkommt. In Liberia, wo man bald von der einfachen Waldausbeutung zum Kultivationsbetrieb in Pflanzungen überging, wird eine Sorte großer Bohnen von feinem Geschmack gezogen und in großen Mengen exportirt. Ebenfalls produziren Sierra Leone, Gabun und Bourbon (auch eine geschätzte wilde Sorte, marron) und die Somalikküste viel Kaffee. Von den Pflanzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee auf Samoa wurden im Jahre 1888 ca. 15 000 Kilo exportirt. In fast allen deutschen Kolonien werden jetzt Anbauversuche gemacht, und es ist zu hoffen, daß dieselben von Erfolg begleitet sein werden, da die Verhältnisse nicht ungünstig liegen. Der echte Kaffee gedeiht bei einer mittleren Temperatur von 27 bis 28° C., erfordert Feuchtigkeit und Schatten und wird daher meist in niederen Gebirgsgegenden kultivirt.

Kakao (Theobroma cacao L.) K. Sü. In Zentralamerika einheimisch und von dort durch die Spanier in Westafrika, besonders auf Fernando Po, eingeführt. Auf der letztgenannten Insel bestehen alte und große Kakaoplantagen. Von Fernando Po aus ist der Kakao nach Kamerun verpflanzt worden, wo er, wie es scheint, in dem dortigen reichen Boden vulkanischen Ursprungs und im Klima besonders vorteilhafte Wachstumsbedingungen findet. Es ist anzunehmen, daß Kamerunkakao einst eine Rolle im Handel zu spielen berufen ist. (Einfuhr von Afrika am Atlantischen Meere in Hamburg 1888: 46 600 Kilogramm im Werte von 56 660 Mark.) Der durch lange Stoffansammlung reiche und durch lange Thätigkeit vorbereitete Boden des Urwaldes ist immer der günstigste. Der Kakao verlangt eine leichte Beschattung, deshalb muß bei der Fällung des Urwaldes zu Kakaokulturen auf die Belassung eines kleinen Teiles der größeren Bäume Rücksicht genommen werden. Da Schatten in der Hitze das Wachstum sehr befördert, pflanzt man gleichzeitig Bananen an, deren Frtzchte unentbehrlich für die Ernährung der Arbeiter sind. Die Blüten erscheinen schon im dritten Jahre, doch ist es für die Entwicklung der Bäume vorteilhaft, wenn dieselben erst im vierten Jahre Früchte tragen. Die Ernte findet statt, wenn die ungefähr Gurken ähnlichen Früchte eine goldgelbe Farbe angenommen haben, in denen die mandelartigen, rötlichbraunen Samen, die bekannten Kakaobohnen, der Länge nach in Reihen liegen, und unter einer brüchigen Samenschale die übrigen Kerne einschließen. (Siehe Semmler E. 136, I. Seite 353 bis 402 u. f. w.)

Kolanüsse (Sterculia acuminata). K. Die kastaniengroßen, rötlichen Samen des Baumes stehen in dem ganzen tropischen Afrika in großem Werte, und bilden von der Westküste nach dem Süden einen bedeutenden Handelsartikel. Sie werden allgemein gekaut. Geröstet geben sie den sogenannten Kaffee des Sudan. Der Genuß derselben — sie schmecken bittersüß — soll Hunger und Durst vertreiben und den Schlaf abwehren. Die afrikanischen Karawanenträger entbehren die Kolanuß nur ungern, da der Genuß derselben ihre Leistungsfähigkeit erhält und erhöht. Besonders stark ist der Verbrauch bei mohamedanischen, dem Alkohol abholden Negerstämmen, aber auch in heidnischen Gegenden herrscht noch heute der Brauch, daß während der oft tagelangen sogenannten Palaver, in welchen private oder öffentliche Streitfragen in durchaus zivilisirt-parlamentarischem Stil ausgefochten werden, der Alkoholgenuß verpönt ist, und an Stelle von Nahrung und Trank nur der Genuß der Kola tritt. Das Verbreitungsgebiet der Kola scheint sich ziemlich genau mit dem der Oelpalme zu decken, jedoch weiter nach Osten zu reichen. Ihr Gehalt an Coffein und Theobromin (s. Nr. 32 d. „D. Kol.-Ztg." S. 279) hat zu Versuchen geführt, dieselben auch hier zu verwenden. Die Engländer haben den Baum auch in Natal, die Portugiesen an der Delagoabai angepflanzt.

Hanf, narkotischer. (Cannabis) (banghi *kis.*, bang, arabisch). S. Der auf verschiedene Weise aus dem Hanf bereitete Haschisch ist unter den berauschenden Mitteln mit am weitesten verbreitet und an 200 bis 300 Millionen Menschen sind seiner Herrschaft unterthan, die sich über ganz Afrika, von Marokko bis zum Kap der guten Hoffnung, sowie über Persien, Indien und die Türkei erstreckt und immer neue Gebiete sich erobert. Das Hanfrauchen ist sogar in Zentralafrika (siehe Wißmanns: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika"), Gegenstand eines gewissen Kultus geworden. Neben Haschisch bestehen noch manche andere Hanfpräparate. Bhang besteht aus getrockneten, halbreifen Kapseln und Blättern und kommt, von einer Rinde umhüllt, in etwa 65 cm langen, armdicken Bündeln zum Verkauf. Es wird geraucht oder zu Tisanen und Speisen verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

— (Leutnant Ehlers), welcher bekanntlich die Geschenke des Kaisers an den Häuptling Mandara von Moschi überbringen soll, hat Hauptmann Wißmann auf seinem Vorstoße nach Mpwapwa begleitet und es ist deshalb die Vermutung aufgetaucht, daß Ehlers beabsichtigte, von Mpwapwa aus nach Moschi zu gelangen. Diese Anschauung ist vollkommen unrichtig, da ein solches Experiment zu gefahrvoll wäre, so lange noch der sichere Weg durch englisches Gebiet über Mombas, den Dr. Meyer jetzt eingeschlagen hat, frei ist. Die Verzögerung in der Abreise des Leutnant Ehlers ist vielmehr deswegen entstanden, weil Hauptmann Wißmann wünscht, nach seiner Rückkehr von Mpwapwa die Karawanenstraße vom Pangani zum Kilimandscharo zu öffnen und dann Leutnant Ehlers auf diesem Wege mit den etwa frei werdenden Truppen nach dem Kilimandscharo zu schicken, damit diese Reise auch einen politischen Erfolg aufzuweisen habe.

— (Die Deutsche Witu-Gesellschaft) wird am Montag, den 30. September 1889, nachmittags 2 Uhr im Lokale der Gesellschaft, Puttkamerstraße 1, Berlin, ihre diesjährige ordentliche Generalversammlung abhalten. Die Tagesordnung umfaßt: 1. Verleihung der Mitgliedschaft (§ 9a). 2. Geschäftsbericht, Rechnungsablegung und Ertheilung der Entlastung (§ 9d).

— (Wißmann-Expedition.) Eine Kolonne der Wißmannschen Polizeitruppe hat, wie ein vom 17. d. M. datirtes Telegramm des Wolffschen Büreaus aus Sansibar meldet, eine größere Rekognoszirung in den Küstendistrikten zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam vorgenommen, wobei der Hafenort Kondutschi, dessen Bewohner die aufständischen Araber mit Munition und Lebensmitteln unterstützt hatten, genommen und zerstört wurde.

— (Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.) In Gemäßheit des § 8 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, wird im „Reichsanzeiger" nachstehendes veröffentlicht: Der Bundesrat hat unterm 4. Juli d. J. beschlossen: Der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wird auf Grund ihres als Satzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, neue Fassung vom 27. April 1889, bezeichneten und vom Reichskanzler genehmigten Gesellschaftsvertrages nach Maßgabe des § 8 des Gesetzes wegen Abänderung des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, vom 15. März 1888 die Fähigkeit beigelegt, unter ihrem Namen Rechte, insbesondere Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken zu erwerben, Verbindlichkeiten einzugehen, vor Gericht zu klagen und verklagt zu werden.

— (Expedition Kund.) An Stelle des verstorbenen Premierleutnants Tappenbeck wird Premierleutnant Morgen vom 4. oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 66 treten, welcher bereits nach Kamerun unterwegs ist. Er wird wahrscheinlich auf der Epsumb-Station, nördlich vom Samaga-Flusse, seinen Aufenthalt nehmen. Die Station Kribi in Groß-Batanga hat kommerziell und politisch eine solche Wichtigkeit erlangt, daß dort ein Reichsbeamter stationirt werden soll.

— (Für Pleasant Island) ist seitens des Kommissars der Marschall-Inseln als sein Vertreter zur Wahrnehmung der Geschäfte ein mit den dortigen Verhältnissen bereits seit einer Reihe von Jahren vertrauter Beamter namens Johannsen nebst 2 Polizisten abgesandt worden. Dieselben haben in Nauru ihren Wohnsitz genommen.

— (Gegen den Sklavenhandel.) Nach einer Mitteilung des Reuterschen Büreaus haben der Premier Lord Salisbury und der italienische Geschäftsträger Catalani einen englisch-italienischen Vertrag gegen den Sklavenhandel unterzeichnet, dessen Bestimmungen strenger als diejenigen irgend eines der bestehenden bezüglichen Verträge sein sollen. Nach demselben werde der Sklavenhandel für einen Akt der Seeräuberei erklärt; Schiffe, welche Sklavenhandel treiben, sollen des Schutzrechts, welches ihnen ihre Landesflagge gewährt, verlustig sein. Das Mittelländische Meer soll von der Wirksamkeit des neuen Vertrages ausgeschlossen sein.

— (Die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika") zu Berlin hielt am 14. September ihre ordentliche Generalversammlung unter Vorsitz Sr. Durchl. des Herzogs von Ujest ab, nachdem um 10 Uhr eine Aufsichtsratssitzung vorangegangen war. Der Generalversammlung wurde der Bericht des Vorstandes über das vierte Geschäftsjahr vom 1. April 1888 bis 31. März 1889 unterbreitet. Im Rechts- und Besitzstand hat sich nichts geändert. Dagegen ist in den thatsächlichen Verhältnissen des Schutzgebiets von Südwestafrika eine Wendung insofern eingetreten, als Maharero, der Oberhäuptling der Hereros, sich von dem mit Deutschland abgeschlossenen Schutz- und Freundschaftsvertrage losgesagt hat. Der Bericht reproduzirt die bekannten Vorgänge und fügt als neu hinzu, daß der Vertreter der Gesellschaft, Franken, sich wieder in Otyimbingue befindet. Der Bericht verbreitet sich sodann über den Plan, eine Schutztruppe von Eingeborenen mit deutschen Führern zu bilden, welche nicht in der gewünschten Weise zur Ausführung gelangt sei. Dem Herrn Reichskommissar, welcher die Anwerbung von 20 Eingeborenen übernommen hatte, war es nicht gelungen, mehr als 10 Eingeborenen zu gewinnen, und auch diese erwiesen sich als unzuverlässig und zu militärischen Diensten unbrauchbar. Schon vor dem Abfall der Hereros sei es die Absicht der Gesellschaft gewesen, die Schutztruppe nicht länger als bis zum 31. März 1889 zu unterhalten, zumal im Reichshaushaltsetat für 1889/90 Kosten einer Polizeitruppe für Südwestafrika vorgesehen seien. Die Bildung einer aus gedienten deutschen Soldaten bestehenden Schutztruppe unter Führung eines bewährten Offiziers sei inzwischen erfolgt. Die Gesellschaft hofft von der Thätigkeit derselben eine Besserung der Verhältnisse im Damaraland. Die Schutztruppe der Gesellschaft ist aufgelöst, die mit den Führern derselben bis zum 31. März 1889 abgeschlossenen Verträge sind nicht erneuert worden. Auch gegenüber den bei der Bergbehörde Angestellten, deren Dienstverträge am 31. März l. J. abliefen, ist, mit Ausnahme des Berghauptmanns Herrn Frielinghaus, eine Erneuerung der Verträge nicht eingetreten. In den nicht unter der Herrschaft Mahareros stehenden Teilen des Schutzgebietes ist der Wirksamkeit der Bergbehörde bisher kein Hindernis seitens der Eingeborenen bereitet worden. Der Bericht betont sodann, daß der Verwaltungsrat infolge des Abfalls der Hereros zur Beratung der Frage zusammengetreten sei, was zur Wahrung der Rechte und Interessen der Gesellschaft zu geschehen habe, und eine Eingabe an den Reichskanzler zur Anrufung des Schutzes des Reichs verfaßt habe. Die Eingabe schloß mit den Worten: „Ew. Durchlaucht möchten Hochgeneigtest diejenigen Anordnungen treffen, welche nach

Digitized by Google

Hochderen Ermessen geeignet erscheinen, um unserer Gesellschaft den Schutz des Reiches zur Ausübung und Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen im Damaralande zu gewähren." Die Antwort hierauf ist der Gesellschaft gelegentlich des Bescheides auf eine weitere Eingabe zu teil geworden, daß es nicht Aufgabe des Reiches sein könne und außerhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter unzivilisirten Völkerschaften einzutreten und mit Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundirte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu kämpfen. Es könne daher eine Zusicherung, daß den südwestafrikanischen Gebieten durch Machtmittel des Reichs der ungestörte Betrieb bergmännischer und sonstiger Unternehmungen verbürgt werden solle, nicht erteilt werden. — Der Einfluß, welchen die Beamten dort ausüben, werde auch mit Hilfe der Polizeimannschaften, deren Organisirung nach Maßgabe der durch den Reichshaushaltsetat für 1889/90 bereitgestellten Mittel in Aussicht genommen sei, nicht überall und gleichzeitig zur Geltung kommen können. Bezüglich des Stillstandes der Unternehmungen im Damaraland führt der Bericht an, daß die bergmännischen Unternehmungen des südwestafrikanischen Goldsyndikats, der Deutsch-afrikanischen Minengesellschaft u. s. w. in ihrem Fortgang gehemmt worden sind und weder die begonnenen Schurfarbeiten weiter geführt, noch die Lagerstätten von goldhaltigem Gestein bearbeitet werden konnten. Der Bericht weist ferner auf die Störung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit in Groß-Namaqualand anläßlich der Kämpfe zwischen den Häuptlingen hin und befürwortet auch hier eine Machtentfaltung Deutschlands, wenn die Sicherheit für Leben und Eigentum gewährleistet und damit die Möglichkeit wirtschaftlicher Entwicklung geschaffen werden solle. Zum Schluß wird die Finanzlage der Gesellschaft dargelegt. Dieselbe habe sich dadurch wesentlich verschlechtert, daß die Bergbehörde und die Schutztruppe einen recht erheblichen Kostenaufwand erforderten, während die Einnahmen aus dem Bergwesen ganz gering waren. Das Grundvermögen der Gesellschaft hat sich von 1 544 000 M. auf 1 548 000 M. gesteigert, die Bilanz schließt in Aktivis und Passivis mit 1 548 220 M. ab, das Effekten-Konto beträgt in den Aktivis 103 153 M. 40 Pf., das Landbesitz- und Grundrechte-Konto 1 041 808 M. 2 Pf. Der übertragene Verlust besteht aus dem vorjährigen Saldo von 189 574 M. 90 Pf. und dem diesjährigen Saldo von 178 615 M. 24 Pf., zusammen 368 190 M. 14 Pf. Das Gewinn- und Verlust-Konto ist, wie früher, belastet mit allen Verwaltungskosten, bezahlten Abgaben, Abschreibungen für Inventar, Unkosten der Station Lüderitzbucht und den Ausgaben für Schutztruppe und Bergbehörde (letztere 164 913 M. 94 Pf.); eingegangene Gebühren mit 2 427 M. 40 Pf. stehen nur gegenüber, so daß verbleibende 162 486 M. 54 Pf. auf Gewinn- und Verlustkonto zu bringen sind. Der verfügbare Vermögensstand betrug am Schlusse des Geschäftsjahres 134 391 M. 77 Pf., hat sich indessen bis zum 1. August auf 110 000 M. vermindert.

Eingänge für die Bibliothek.

Im August 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Annuario dell' instituto cartografico italiano 1889. Fondato il 1 genario 1884. Anno III e. IV. 8°. IX. 138. c. due carte. Roma 1889. (Von dem betr. Institut.)

Béchet, Eugène. Cinq ans de séjour au Soudan Français. pt. 8°. III. 270. Avec 1 carte. Plon Nourrit et Co. Paris 1889. (Vom Verleger.)

Bülow, Frieda, Freiin v. Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. kl. 8°. 196. Walther u. Apolant, Berlin 1889. M. 2. (Vom Verleger).

Colonies Françaises, les. Not. illust. publ. p. o. du sous-secrétaire d'état des colonies. 1 Col. et prot. de l'océan indien: La Réunion, Mayotte, Les Comores, Nossi Bé, Diego-Juarez, Sainte-Marie de Madagascar. L'Inde Française. 8°. 435. Avec illustr. et cts. Maison Quantin, Paris 1889. Frcs. 4. (Vom Verleger.)

Corea, Annual trade reports and returns. No. 4. 1888. 4°. 62. Statist. depart. o. t. inspectorate gen. o. customes. Shanghai 1889. (Von P. S. King & Son, London.)

Esploratore, giornale di viaggi e geografico commerciale. Fasc. VI—XII. 1885. Milano.

Handbuch für das Deutsche Reich auf das Jahr 1889. 8°. XXXII. 444. Heymanns Verlag. Berlin 1889. M. 5. .

Her Maj. col. poss. No. 58 St. Helena, 59 Straits Settlements, 60 Natal, 61 Gambia, 52 Barbados.

Heßler, Karl. Die deutschen Kolonien. 2. Auflage. 8°. 138. Mit 5 Karten u. 41 Abbildungen. Lang, Metz 1889. M. 2. (Vom Verleger.)

Holub, Dr. E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 21 u. 22. Hölder in Wien. (Vom Verleger.)

Holzer, Franz. Gen.-Zolltarif. Lfg. 5 u. 6. (Schluß.) gr. 8°. Spielhagen u. Schurich, Wien 1889. (Vom Verleger.)

Humboldt, Alexander von. Gesammelte Werke. Bd. I—IV, Kosmos. Bd. V—VIII, Reise nach dem Äquatorialgegenden des neuen Kontinents. Bd. IX u. X, Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien. Bd. XI, Ansichten der Natur. Bd. XII, Versuch über die Insel Cuba. Lebensbeschreibung. Neue Ausgabe in 30 Lieferungen à 50 Pf. 8°. Lfg. 1—16. J. G. Cotta, Stuttgart 1889. (Vom Verleger.)

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin, herausgegeben von J. Jastrow. IX. Jahrg. 1886. gr. 8°. 3 Teile in einem Bande. XVI. 1. 164. 2. 363. 3. 468. R. Gärtners Verlagshdlg. (H. Heyfelder), Berlin 1889. M. 25. (Vom Verleger.)

Jahresbericht XI des Vereins für Erdkunde zu Metz für 1888/89. gr. 8°. 90. Skriba, Hofbuchhandlg., Metz 1888. (V. d. betr. Verein.)

Locusteanu, J. Const. Dictionar Geografic al Judetului Romanati. gr. 8°. 219. Socecu, Bucuresci 1889. (Vom Verleger.)

Löhr, Franz. Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. 8°. XII. 544. K. F. Köhler, Leipzig 1847. M. 8.

Lotgevallen van den Spoorweg van Lourenço Marques naar de Grenzen der Zuid-Afrikaanische Republik 1875—89. 8°. 26. (Geschenk v. Geh. Rat Simon.)

Obermüller, J. Schiffskapitän, Samoa. Zur Geschichte der deutschen Kolonien in der Südsee, mit besonderer Rücksicht auf die Kämpfe um dieselben und die Ereignisse von 1888—89. 8°. VIII. 79. Mit Abbild. 1 Karte. Ed. Heinr. Mayer, Leipzig. M. 1. (Vom Verleger.)

Petermann's Mitteilungen. Ergänzungshefte 85—94, u. Inhaltsverzeichnis von 1875—84. gr. 4°. J. Perthes, Gotha. M. 49,50.

Peters, Dr. Karl. Die deutsch-ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirtschaftlichen Eigenart. 8°. 44. Walther und Apolant, Berlin 1889. M. 0,50. (Vom Verleger.)

Proceedings of the Royal Col. Inst. Vol. XX. 1888—89. 8°. 506. London 1889. (Von dem betr. Institut.)

Schwarz, Dr. B. Quer durch Bithynien. Ein Beitrag zur Kenntniß Klein-Asiens. 8°. 160. 1 Karte. Hermann Peters, Berlin 1889. M. 2,50. (Vom Verleger.)

— Im deutschen Goldlande. Reisebilder aus dem südwestlichen Schutzgebiet. 8°. 199. 1 Karte. Hermann Peters, Berlin 1889. M. 3,60. (Vom Verleger.)

Statistik des Deutschen Reiches. Neue Folge. Bd. 40. Warenverkehr des deutschen Zollgebietes mit dem Auslande im Jahre 1888. I. Teil. gr. fol. Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin 1889. (Vom kaiserl. statistischen Amt.)

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Zehnter Jahrgang, 1889. Herausgegeben vom kaiserl. statistischen Amt. gr. 8°. VIII. 219. 3 Karten. Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin 1889. (Vom kaiserl. statistischen Amt.)

Stutzer, Therese, geb. Schott. Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes. Novellen. 8°. III. 187. F. A. Perthes, Gotha 1889. (Vom Verleger.)

Wagner. Die Vorgänge auf den Samoainseln. Dargestellt mit besonderer Berücksichtigung der veröffentlichten deutschen, amtlichen Aktenstücke. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. 8°. 32. Herausgegeben von der Abteil. der Deutschen Kolonial-Gesellschaft „Graudenz". Jul. Gaebels Verlag, (Dr. Saling) in Graudenz, 1889. M. 0,50. (Der Reinertrag soll einen Beitrag bilden zu den Kosten eines Denkmals für unsere in Samoa ruhenden Seeleute. (Vom Verleger.)

Wappäus, Dr. J. E. Deutsche Auswanderung und Kolonisation. gr. 8°. VII. 152. Hinrich'sche Buchhandlung, Leipzig 1846. M. 1.

— Die Republiken von Südamerika. Geographisch-statistisch nach vornehmlich amtlichen Quellen dargestellt. 8°. X. 269. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1843. M. 3.

Warneck, Dr. Z. Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert. 8°. 126. Bertelsmann, Gütersloh 1889. M. 1,50. (Vom Verleger.)

Werner, B. v. Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Lfg. 9—13, (Schluß). F. A. Brockhaus, Leipzig 1889. (Vom Verleger.)

Karten.

Handtke, F. General-Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1 : 6 000 000. C. Flemming, Glogau 1889. M. 1. (Vom Verleger.)

Jeppe, Frdr. Map of the Transvaal or S. A. Republic and surrounding territories. 1 : 1 000 000. G. A. Troye, Johannesburg 1889. (Vom Verfasser.)

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin. Montag, den 30. September: Herrenabend im kleinen Saale des Architektenhauses. Vortrag des Herrn Hauptmann v. Hake: „Die Eisenbahn-Expedition nach Deutsch-Ostafrika". Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.

Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 34. Berlin, 12. Oktober 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Die Lage in Ostafrika. — Von der Emin Pascha-Expedition. — Dampfersubvention für Ostafrika. — Die Delagoa-Bai-Eisenbahn. — Die Verhandlungen der Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg. — Das koloniale Budget der Niederlande. — Über Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika. Von R. v. Hake. I. — Ostafrika. Von Paul Reichard. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Die Lage in Ostafrika.

Die letzten Monate haben in Ostafrika neben allerlei Unerfreulichem auch manches Erfreuliche gezeitigt, und die Notwendigkeit wird für uns von Tag zu Tag dringender, die allmählich eintretende Besserung der Lage zu benutzen, um nicht nur das Erworbene festzuhalten, sondern auch einen Schritt nach vorwärts zu thun. Denn wenn ein Stillstand häufig eine unangenehme Ähnlichkeit mit einem Rückschritt hat, so ist dies sicher der Fall in einer Kolonie wie Ostafrika, wo, ungleich wie in andern deutschen Kolonien, eine Rivalität politischer und kapitalistischer Natur zwischen den verschiedenen Mächten besteht, in welcher die Deutschen vorläufig große Mühe haben werden, nicht nur ihren Rang zu behaupten, sondern auch Fortschritte zu machen.

Was die Grundlage aller wirtschaftlichen Unternehmungen betrifft, eine genügende Sicherheit des Lebens und des Eigentums, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Wißmannsche Expedition dieselbe bald geschaffen haben. Die nördlichen Küstenplätze sind, wohl befestigt, bereits in den Händen der Deutschen, die Karawanenstraße nach Mpwapwa, welches einen sicheren Stützpunkt abgeben wird, dürfte bald geöffnet sein, und das Massiv des Kilimandscharo wieder von deutscher Seite aus zugänglich werden. Der Handel und Wandel belebt sich, die Inder, sich unter dem Schutze der Deutschen sicher fühlend, siedeln sich mit gewohnter Rührigkeit wieder in den Hafenplätzen an, und die schwarze Bevölkerung beginnt in den Deutschen eine Macht zu sehen, die stärker ist als die arabische, und verläßt ihre früheren Freunde.

Die Blockade hat zwar aufgehört, aber dafür sind durch die infolge der seitens Deutschlands und Englands gegebenen Anregung vom 21. September erlassene Verordnung des Sultans, die Emanzipation der nach dem 1. November eingeführten Sklaven betreffend, Garantien geschaffen, welche die Stellung der Deutschen auf dem Festlande erleichtern. Da eine strenge Aufsicht, unter Beihilfe der Neger selbst, auch für die Zukunft ausgeübt werden wird, so läßt sich in absehbarer Zeit ein völliges Aufhören des Sklavenhandels an der ostafrikanischen Küste erwarten. Und selbst, wenn er noch fortbestehen sollte, so wird er niemals wieder die Höhe erreichen, welche zu den außerordentlichen Maßregeln der Blockade Veranlassung gab.

Das arabische Element ist unleugbar im Zurückweichen begriffen. Der Sultan von Sansibar, dessen zweideutige Rolle im verflossenen Jahre viel dazu beigetragen hat, daß der Aufstand sich ausbreiten und an Tiefe gewinnen konnte, hat durch die Entsendung einer Gesandtschaft an den deutschen Kaiser ein Zeichen seiner Absicht kund gegeben, mit dem Deutschen Reiche sich gütlich über manche Streitfragen auseinanderzusetzen, und es liegt auf der Hand, daß seine arabischen Unterthanen mit dieser Thatsache zu rechnen haben werden. Wie die Sachen sich weiter entwickeln werden, ob die politische Stellung des dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstengebietes eine Änderung erfährt, für den Fall, daß die Besetzung durch eine deutsche Reichstruppe eine andauernde werden sollte, oder ob ein anderer staatsrechtlicher Ausweg gefunden wird, wenn der Sultan wieder zu Macht und Ansehen gelangt sein sollte, steht noch dahin; aber jedenfalls bietet der Zollvertrag der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft für eine von der Sultanslaune unabhängige Entwickelung des Landes die besten Grundlagen, auf welchen weiter gebaut werden kann.

Auch die deutsche Regierung hat sich der Überzeugung nicht mehr verschließen können, daß es, nachdem sie die Gewalt der Waffen in die Wagschale geworfen hatte, jetzt an der Zeit ist, die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie energisch zu unterstützen. Wir erwarten aber nicht allein von der subventionirten Dampferlinie eine Steigerung der wirtschaftlichen Verhältnisse, obwohl sie naturgemäß einen bedeutenden Anstoß dazu geben dürfte, sondern vor allen von der Arbeit der dort interessirten Gesellschaften.

Der Geschäftsbericht der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hat die für viele sicher überraschend kommende Thatsache enthüllt, daß im verflossenen Geschäftsjahr der Import und Export an der Küste eine Höhe von rund 7 Millionen Mark — trotz der Kriegsverhältnisse — erreicht hat. Es stehen einem Gesamtwert von 2 484 060 Mark an Import 4 245 201 Mark Wert des Exportes entgegen. Wenn man bedenkt, daß über das Zollhaus von Sansibar sicher nur ein Teil des Exportes gegangen ist, daß der Krieg und die Blockade einen großen Einfluß auf den Karawanenhandel und den Anbau von Ausfuhrprodukten ausübten, so wird man unbedenklich die Exportziffer für die Zukunft verdoppeln können, selbst wenn der Karawanenhandel sich im Laufe der Jahre verringern sollte. Das Letztere ist wohl zu erwarten, je mehr die Möglichkeit, die Waren über den Kongo und den Sambesi — vielleicht auch später über den Nil — zu verschiffen, steigt, aber ganz aufhören wird er schon deshalb nicht, weil vorläufig noch die Kapitalsmacht in Sansibar sitzt. Außerdem ist es keine leichte Sache, den Karawanenhandel, welcher naturgemäß bekannten und oft begangenen Routen folgen muß, abzulenken, wie wohl die Engländer bei ihren Bestreben, nach Mombas den Karawanenhandel von den Seen zu ziehen, finden werden. Wenn es, wie zu erwarten steht, Wißmann gelingt, Mpwapwa nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu befestigen, von dort aus den Einfluß der Deutschen nach Westen auszubreiten, und dem überhandnehmenden Unwesen des Wegezolls zu steuern, so liegt kein Grund vor, zumal das Menschenmaterial im Innern dasselbe bleibt, warum nicht ein großer Teil des Karawanenhandels denselben Weg wie früher nehmen sollte.

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welche sich jetzt wesentlich auf den Handel stützt, wird ihr Möglichstes thun, grade diese Seite ihres Wirtschaftsgebietes zu entwickeln, obwohl sie auch andere Punkte nicht außer acht gelassen hat.

Sobald durch die Pazifikation des Küstengebiets und die Regelung ihrer Verhältnisse zum Sultan von Sansibar die Wiederaufnahme ihres wirtschaftlichen Programms ermöglicht ist, beabsichtigt dieselbe, einmal ihre auf Sansibar bestehende und auf speziellen Wunsch des Sultans eingerichtete Zentral-Zollerhebestelle als Ausgangspunkt ihres neuen Arbeitsprogramms zu nehmen, und, den Resultaten der Wißmannschen Expedition folgend, die Zollverwaltung an der Küste nach den in ihrer mit dem englischen Generalkonsul in Sansibar besprochenen Zollordnung niedergelegten Prinzipien wieder aufzunehmen. Die Gesellschaft würde dann mit der Zeit erstreben, eine Neugestaltung des

Digitized by Google

seitherigen Verfahrens in der Wertbestimmung der Produkte bei der Zollerhebung herbeizuführen. Sodann will die Gesellschaft in allen Häfen und an allen Hauptladepunkten der Karawanenstraßen kaufmännische Faktoreien für den Ein- und Verkauf der afrikanischen und europäischen Erzeugnisse etabliren. Ferner beabsichtigt die Gesellschaft, von der an der Küste durch Zollverwaltung und Handelsfaktoreien gewonnenen festen Grundlage ausgehend, durch Entsendung von Expeditionen zu Abschlüssen von Freundschafts- und Handelsverträgen mit den eingeborenen Chefs einen direkten Verkehr mit den Völkern von Inner-Afrika anzubahnen; außerdem, anschließend an eine in Vorschlag gebrachte Kolonie befreiter Sklaven, die Gründung einer Versuchsplantage zwecks Anleitung und Unterstützung der Eingeborenen zur Kultur von für den Handel wichtigen Tropenprodukten einzuleiten. Beim Vorhandensein anderer Gesellschaften, wie der Plantagen- und Pflanzergesellschaft, ist es die Absicht der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, sich für den Augenblick nicht in größere Plantagenunternehmungen einzulassen; doch beabsichtigt sie, neben dieser Versuchsplantage ihre Baumwollenplantage in Kikogwe bei Pangani wieder aufzunehmen und diese Kultur möglichst bei der Bevölkerung einzuführen und gleichzeitig von hier aus und von anderen Plätzen durch Verteilung von Saaten an die Eingeborenen die Küstenzone unter Kultur zu bringen. Anschließend an eine die Hauptfestlandshäfen anlaufende Dampferlinie will sie ferner durch Dampfer eine regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Küstenplätzen und Zollstationen schaffen, und stellt sich schließlich zur Aufgabe, die Bildung von anderen Unternehmungen, wie Anlagen von Plantagen, Errichtung einer Bank, Ausbeutung von Bergwerken zu unterstützen und durch Erbauung von Straßen nach dem Innern Afrikas mehr und mehr wirtschaftlich zu erschließen.

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat also ihr Programm bereits aufgestellt, und da sie in dem Zollvertrage die nötige Grundlage für ein ferneres Vorgehen gewonnen hat, so ist zu hoffen, daß ihr später das Kapital zur Ausführung der weitergehenden Unternehmungen zufließen wird. Es ist aber doch erwünscht, daß das Kapital sich bereit mache, auch unabhängig von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welche ihren Schwerpunkt in dem Zollwesen hat, in Ostafrika sein Glück zu versuchen. Ostafrika ist, was den Handel anbetrifft, mit die am weitesten vorgeschrittene Kolonie — da man in der Sache den Küstenstreifen als zum deutschen Gebiet gehörig rechnen muß — obwohl es in anderer Beziehung noch sehr unentwickelt ist. Es fehlt noch so gut wie alles. Es ist schon in diesen Blättern von fachmännischer Seite darauf hingewiesen worden, wie eine Baugesellschaft dort Geschäfte machen könnte, wie Mühlen erbaut werden müßten, mit einem Worte, wie unsre so hoch entwickelte Technik dort ein neues Feld der Bethätigung suchen müßte. Der Beispiele lassen sich — abgesehen von dem Plantagenbau — noch manche andere aufzählen; man braucht nur an Kopalwäschereien zu erinnern, welche ebenso gut von Deutschen wie jetzt von den Indern betrieben werden können.

Wenn wir jetzt neue Hoffnung für die Zukunft Ostafrikas hegen, so geschieht es wesentlich auch unter der Voraussetzung, daß nicht blos die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, zu deren Leitern wir alles Vertrauen haben, dort weiter mit dem Zollvertrage operire, sondern daß mit Benutzung der Erfahrungen der letzten Jahre auch der Kolonisator oder Kultivator — im umfassendsten Sinne des Wortes — dort seine Arbeit beginne. Die Voraussetzungen dafür sind vorhanden: wo der Araber und Inder gedeihen kann, sollte es dem mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgerüsteten Europäer erst recht möglich sein.

*

Von der Emin Pascha-Expedition.

Von dem geschäftsführenden Ausschusse des Deutschen Emin Pascha-Komitees geht uns folgendes zur Veröffentlichung zu: „Seit dem Berichte vom 27. Juli, in welchem Dr. Peters seinen am Tage zuvor stattgehabten Abmarsch von Witu nach dem Tanaflusse meldete, hat der geschäftsführende Ausschuß des Emin Pascha-Komitees eine direkte Nachricht von dem Führer der Expedition nicht erhalten. Dagegen sind dem Ausschuß auf anderem Wege Mitteilungen zugegangen, wonach Dr. Peters mit seiner Kolonne am 29. Juli den am Tanaflusse gelegenen Ort Ngao erreicht und von dort den Weitermarsch flußaufwärts nach Engatana angetreten hatte. Hier mußte die Expedition länger, als anfänglich beabsichtigt war, verweilen. Ausnahmsweise war im August noch einmal eine Regenzeit eingetreten, welche den Weitermarsch hemmte und die Maisernte verdarb. Peters hatte in den der Küste nahegelegenen Orten Kau und Kipini durch Agenten Getreide kaufen lassen. Der dort herrschende arabisch-englische Einfluß verhinderte die wirkliche Lieferung des gekauften Getreides. Derselbe Einfluß hielt auch die eingeborene Bevölkerung davon ab, Böte für den Transport des Getreides herzugeben. Leutnant v. Tiedemann, welchen Peters flußaufwärts geschickt hatte, um Böte zu kaufen, war in Mugni gezwungen, sich bei einem nächtlichen Überfall von etwa 20 Arabern seines Lebens mit dem Revolver zu wehren. In Ndera wurde er von hunderten bewaffneter Neger angegriffen, zu denen sich aus Kau kommende Araber gesellt hatten. Nachdem auf ihn wiederholt geschossen worden, sah er sich genötigt, vier seiner Angreifer niederzuschießen bezw. zu verwunden und zum Lager der Expedition zurückzukehren. Indes hatte er seine Aufgabe doch gelöst und vier Böte zur Stelle geschafft.

Alle diese Widerwärtigkeiten und Gefahren haben den Mut und das Selbstvertrauen der Mitglieder der deutschen Emin Pascha-Expedition nicht zu brechen vermocht; Dr. Peters blieb fest entschlossen, seine Aufgabe durchzuführen. Von einem Rückmarsch nach Witu war niemals die Rede. Mittlerweile ist Herr O. Borchert, welcher durch den Neeraprozeß und die daran sich knüpfenden Verhandlungen in Sansibar zurückgehalten war, dem Dr. Peters nachgereist. Er traf den 6. September in Lamu ein und hoffte, in etwa 3 Tagen weitergehen zu können. Auch Kapitänleutnant a. D. Rust, welcher mit Borchert die zweite Kolonne der Expedition führen soll, hat sich am 25. August von Witu aus auf den Weg gemacht, und es ist daher anzunehmen, daß die beiden Kolonnen jetzt, vereint oder gesondert, in Bewegung sind.

Wir können diese Mitteilungen nicht der Öffentlichkeit übergeben, ohne daran eine Hoffnung und einen Wunsch zu knüpfen, die Hoffnung nämlich, daß die Führer der Expedition ihren Heldenmut durch glückliche Überwindung aller Hemmnisse belohnt sehen, und den Wunsch, daß die dem Unternehmen abgeneigten inländischen Blätter mit ihren Schmähungen gegen einen Landsmann endlich zurückhalten möchten, der im Dienst einer überaus schweren patriotischen Aufgabe jetzt Tag für Tag dem Tode ins Auge sieht und nicht in der Lage ist, der wohlfeilen und gefahrlosen Weisheit seiner Kritiker Folge zu leisten oder sich gegen ihre gehässigen Angriffe auf seine Person zu wehren. Wir benutzen diesen Anlaß, um insbesondere den von einzelnen Blättern ausgesprengten grundlosen Verdacht mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen, als ob dem Vorgehen des Dr. Peters eigennützige Motive zu grunde lägen.

Wie wenig Dr. Peters bei Übernahme der Führung der Expedition durch pekuniäre Rücksichten sich hat leiten lassen, erhellt am besten daraus, daß er den Betrag des ihm vertragsmäßig zugesicherten Gehalts schon vor Monaten dem Emin Pascha-Komitee in der uneigennützigsten Weise zur Verfügung gestellt hat. Dieser Betrag war — nebenbei bemerkt — derselbe, welcher Herrn Hauptmann Wißmann, als dieser dem Emin Pascha-Unternehmen seine Dienste gewidmet hatte, vertragsmäßig zugesagt worden war."

Wir schließen hieran einige interessante Auszüge aus Privatbriefen des Leutnants v. Tiedemann, welche uns freundlichst zur Verfügung gestellt sind:

I.

Lamu, 11. Mai 1889.

. . . . Gestern Abend fuhr ich bei strömendem Regen mit Denhardts Boot zu den beiden Mails, die an der Südspitze der Insel gegenüber dem Dorfe Shellah vor Anker gegangen waren. Mit der Mail vom Norden kamen 10 Kameele, die Peters gekauft und an mich adressirt hatte, dabei 5 Somali. Heute Morgen ging unter meiner Aufsicht das Ausladen der Tiere vor sich, — ein schauderhaftes Stück Arbeit. Die armen Kreaturen waren durch den Regen und die lange Seefahrt im Monsum schon ganz heruntergekommen, das Schlimmste stand ihnen aber noch bevor. Es war nämlich nirgends eine Dhau aufzutreiben, deren Größe ein Hineinstellen der Kameele gestattet hätte; so blieb nichts weiter übrig, als sie ins Wasser zu lassen, mit dem Kopf fest an die Bootswand zu binden und dann ans Ufer zu segeln. Alle auf einmal konnten wir nicht befördern, deshalb fuhren wir zweimal mit je 5 Kameelen. Die erste Abteilung kam glücklich ans Land, die Tiere verrieten großes Vergnügen, wieder festen Boden unter sich zu fühlen; von der zweiten Partie ging leider ein Kameel drauf, ertrunken ist es nicht, auch nicht durch die Halfter erwürgt, wovon ich mich selbst überzeugt habe; es wird wohl einer Art Schlaganfall erlegen sein. Vorher war es schon sehr schwach und hinfällig und wäre, wie die Somali meinten, auch sonst wahrscheinlich eingegangen. Nachdem ich Menschen und Tieren etwas Ruhe gegönnt hatte, trieb ich mit meiner Kameelherde nach Hause. — Tableau! Ich hätte mir früher nicht träumen lassen, daß ich jemals zeitweiliger Besitzer von 9 Kameelen sein würde; man gewöhnt sich aber an alles. Die Tiere habe ich auf Herrn Toeppens Shamba untergebracht, wo sie sehr gut stehen; ein großer Schuppen für die Nacht und für Regenwetter ist bereits im Bau begriffen, die Somali wohnen auch dort und befinden sich bei Reis, Butter, Fleisch und Thee recht wohl.

Die Zeitungen, welche wir bekommen haben, bringen verschiedene interessante Neuigkeiten, besonders die Flucht Boulangers und Stanleys Briefe erregten hier große Sensation. Das scheint ja nicht ge-

Digitized by Google

rade freundlich auszusehen zwischen dem Aruwimi und dem Albert Nyanza; Stanley wird aber auch vermutlich die düstersten Farben zu seinem Gemälde verwendet haben. Jedenfalls erscheint mir unsere Expedition jetzt angebrachter wie je. Ich wollte nur, sie ginge bald vorwärts. Bis jetzt haben wir noch nicht Träger genug, meine zu Salem ben Hamis geschickten Leute sind noch nicht zurück, ich zweifle auch stark daran, von diesem Manne Träger zu bekommen, denn die Engländer werden ihm zu viele Schwierigkeiten machen. Die zehn Kameele sind auch nur deswegen von den englischen Schiffen mitgenommen worden, weil niemand an Bord wußte, zu welchem Zweck sie bestimmt seien. Als mich der Kapitän darnach fragte (die Kameele waren schon glücklich im Wasser) antwortete ich mit großer Genugthuung und möglichst malitiösem Lächeln: „Für Emin Pascha!" Sein verblüfftes Gesicht war unbezahlbar.

Den 14. Mai.

. . . . Es ist jetzt doch schon merklich kühler geworden, der Regen fängt an, seinen wohlthätigen Einfluß auszuüben. In Lamu braucht es meinetwegen gar nicht mehr zu regnen, meiner Kameele halber. Diese Tiere gedeihen am besten in trockenen Gegenden; feuchte, dumpfige Luft bekommt ihnen nicht. Es ist amüsant, zu beobachten, wie sie einen Mimosenbusch, eins ihrer Leibgerichte, abweiden. Die massenhaften, eisenharten und zollangen Stacheln und Dornen dieses Gewächses scheinen ihren Gaumen in sehr erwünschter Weise zu kitzeln, sie verzehren sie schnalzend und mit vor Wonne halbgeschlossenen Augen. Saftige Blätter und frisches Gras hingegen kommen als unbekannte Gerichte erst in zweiter Linie. Gestern war ich noch sehr spät abends nach der Schamba hinausgegangen, um zu kontrolliren. Die Leute waren sämtlich auf dem Posten, hatten sich ein Feuer angezündet und hockten rauchend und plaudernd im Kreise. Die Kameele lagen oder standen wiederkäuend umher, die schlanken Palmen wiegten leise ihre Wipfel im Nachtwind und am Himmel stand der Vollmond und übergoß das alles mit seinem milden, silbernen Licht. Die afrikanischen Mondnächte sind zauberhaft, so etwas giebt es zu Hause nicht. Es ist dann die herrlichste Luft, mild und lau. Dicht neben dem Hause brechen sich die Wogen mit leisem Rauschen, ab und zu summt ein Käferungetüm im tiefen Baß vorbei, die Grillen zirpen, — kurz, es ist so ruhig und friedlich, wie in einem deutschen Dorf, bis man an seltsamen Tönen, heiserem Geheul und Gelächter, das aus dem Innern der Insel oder von Manda herübertönt, daran erinnert wird, daß in unmittelbarer Nähe die Hyänen ihr unheimliches und schmutziges Gewerbe treiben . . . . .

Den 28. Mai.

Während der letzten 14 Tage habe ich die abenteuerlichsten Jagdausflüge gemacht und bin mit Herrn Denhardt zusammen mehrere Tage in Witu gewesen. Da Fumo Bakari, der Sultan von Witu, ein großer Gönner der Deutschen ist und wir für unsere Expedition auf seine Unterstützung zu rechnen haben, so hielt ich es für meine Pflicht, ihm meine Aufwartung zu machen. Die Audienz, die Herrn Denhardt und mir gewährt wurde, war in der That interessant.

Der Sultan, der aus der ältesten und vornehmsten Suaheli-Familie in Ostafrika stammt, wohnt in einem hübschen massiven Steinhause. Er empfing uns in seinem Audienzsaale, einer langen, schmalen Vorhalle, an deren einem Ende ein hoher Thron steht, von mehreren Armstühlen umgeben. Auf dem Throne saß Fumo Bakari, eine hohe, stolze Erscheinung, schwärzlich braun, mit gut gepflegtem Vollbart und mildem aber klugen Gesicht. Er trug das gewöhnliche Kostüm der vornehmen Suaheli: ein langes, schneeweißes Hemd, das um die Hüften von einem reich mit Silber und Gold gestickten Gürtel zusammengehalten wird, welcher zugleich einem prachtvoll verzierten krummen Dolch (ohne den kein vornehmer Suaheli ausgeht) Halt giebt. Als Obergewand trägt er einen langen schwarzen talarartigen Rock, vorne offen und bis auf die Füße reichend, die mit Sandalen bekleidet sind. Der Kopf ist mit einem graublauen, an den Rändern lebhaft gefärbten und mit Franjen verzierten Kilemba (Turban) umwunden. Als wir eintraten, erhob sich der Sultan von seinem Sessel, trat uns entgegen und gab uns die Hand, eine schmale, feine Hand. Wir nahmen dann auf den Stühlen neben ihm Platz, Sherbet und Kaffee wurde servirt, und dann tauschten wir eine Reihe höflicher Phrasen ein. Ich ließ ihm durch Herrn Denhardt sagen, daß ich viel Rühmens von Sr. Hoheit gehört hätte, von seiner Weisheit und Gerechtigkeit, daß ich daher nicht hätte versäumen wollen, den großen Mann persönlich kennen zu lernen, daß aber meine hochgespannten Erwartungen nach allem, was ich jetzt gesehen und gehört, weit übertroffen seien. Er nickte sehr ernsthaft zu diesen etwas dick aufgetragenen Komplimenten, beobachtete mich dann scharf und fragte Herrn Denhardt, wie alt ich sei. Als dieser erwiderte: 24 Jahr, that er sehr erstaunt und äußerte, er habe mich für mindestens doppelt so alt gehalten (von wegen meiner Weisheit natürlich). Fortwährend kamen und gingen Leute, die seine Hand an die Nase führten (in Ostafrika küßt man nicht die Hand als Zeichen der Ehrerbietung, sondern riecht daran), dann sich einen Augenblick setzten und wieder verschwanden, gesprochen wurde von ihnen kein Wort. Se. Hoheit nahm diese Huldigungen mit ernster, aber freundlicher Miene auf, erhob sich aber weder, noch schenkte er den Eintretenden irgend welche Aufmerksamkeit, nur einmal, als ein alter, weißbärtiger Suaheli eintrat, schritt er auf diesen zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum nächsten Stuhl, dadurch seine Achtung vor dem Greisenalter bezeugend. Nach etwa 10 Minuten erhoben wir uns, reichten dem Sultan die Hand und wurden von ihm einige Schritte weit geleitet. Damit hatte der feierliche Besuch sein Ende.

Den 5. Juni.

. . . Meine Boten, die ich an Salim ben Hamis nach Pakaungu geschickt hatte, sind zurück mit der erfreulichen Nachricht, ich könne Träger haben, so viel ich wolle. Dies ist ein großer Erfolg und ich darf mir schmeicheln, sowohl für Anwerbung der Askari, wie für die Träger mich verdienstlich gemacht zu haben. Nächsten Freitag fahre ich mit der Mail nach Sansibar. Nun denke ich, werden wir bald abmarschiren können. Die Regenzeit hat auch nächstens ein Ende, hier hat man überhaupt wenig davon gespürt . . . . .

Von Wißmanns Erfolgen habt Ihr natürlich längst gehört, meiner Überzeugung nach hätte er, 1000 Krieger als deckende Staffage im Hintergrund, die ganze Sache auch friedlich beilegen können, aber es ist so wahrscheinlich besser, da zweifellos das Prestige der Deutschen mächtig gewachsen ist. Hier in Lamu und an der Küste, auch in Witu, weiß kein Mensch etwas von einem Aufstand, kein Mensch weiß, wer Buschiri ist, und wenn Zeitungen berichten, daß in Witu Unruhen ausgebrochen seien, so ist das albernes Gewäsch.

Was N. N. in Bromberg und Riesenburg über meine Pläne hier in Ost-Afrika erzählt hat, ist ja ganz amüsant, beruht aber auf freiester Erfindung. Ein preußischer Offizier tritt von keinem Unternehmen zurück, wenn es anfängt, gefahrvoll zu werden. Sage nur jedem, der darnach fragt, ebenso wie ich es hier jedem sage: Solange noch zwei Mann von der Emin Pascha-Expedition beisammen sind, ist Adolf Tiedemann der eine davon.

11. Juni.

Aus dem Datum ersiehst Du, daß ich nicht, wie ich beabsichtigte, nach Sansibar gefahren bin; die Mail vom Norden hat in Lamu nicht angelegt, die Mail vom Süden kam einen Tag später herein und brachte einen Brief von Peters des Inhalts, daß jetzt alles zum Aufbruch fertig sei und daß er wahrscheinlich Mitte Juni in der Nähe von Lamu landen werde. Wo dies geschehen wird, darüber bin ich auch jetzt noch im Zweifel. Jedenfalls gehen wir im Einvernehmen mit Wißmann vor. „Glück auf!" so lautete der Schluß von Peters' nettem und freundlichem Brief, und aus vollem Herzen rufe auch ich: „Glück auf!" Die Sache ist weiß Gott kein Kinderspiel, das sehe ich jetzt, wo ich die Verhältnisse kennen gelernt habe, sehr wohl ein, aber ich gehe mit der größten Freude und Passion heran und würde nicht für viele Tausende zurücktreten.

Vergangenen Sonnabend kam unser bana mdogo atemlos herbeigestürzt und brachte die Nachricht, ein Dampfer unter deutscher Handelsflagge käme herein. Wir eilten mit Fernrohren aufs Dach und sahen, daß der bana mdogo Recht hatte, vermuteten natürlich auch insgesamt, dies wäre der Peters'sche Dampfer. Schnell wurde das Boot klar gemacht, und wir segelten oder sausten vielmehr vor dem starken Südwest-Monsum hinüber. Es war der „Vulkan", eines der von Wißmann gekauften vier Schiffe, ein kleines Ding von nur 26 Tons, das in dem furchtbaren Monsum beinahe untergegangen war und sich hierher geflüchtet hatte. Die einzige Möglichkeit, gegen den Sturm aufzukommen, war eine möglichst kräftige Entwickelung von Dampf gewesen, das Schiff hatte daher die Kohlen, die von Aden bis Dar-es-Salaam reichen sollten, schon jetzt fast verbraucht, konnte also nicht weiter. Die anderen drei Schiffe waren zusammen mit dem „Vulkan" von Aden abgefahren; der Kapitän Rose, ein alter wetterharter Seemann, hatte sie aber aus dem Gesicht verloren und hegte ihretwegen lebhafte Besorgnisse, — es war eine schreckliche Fahrt gewesen.

Die Bitte um Kohlen, mit der er sich an das hier stationirte englische Kriegsschiff sowohl als an die gerade anwesenden Mail vom Süden wandte, blieb erfolglos, trotzdem beide Kohlen im Überfluß hatten. „That is not my business" sagten die beiden Kapitäne hartherzig und dampften, der eine an demselben, der andere am nächsten Tage davon. Hier in Lamu sind natürlich keine Kohlen zu haben, und so ist Kapitän Rose gezwungen, hier so lange zu liegen, bis von Aden, wohin er mit der Mail geschrieben hat, nach Sansibar telegraphirt wird und von dort Hülfe kommt. Von uns wurden er und seine Leute natürlich mit offenen Armen aufgenommen und mit allem, was Leibes Notdurft und Nahrung betrifft, versehen. Die ganze Bemannung besteht alles in allem aus 9 Köpfen, daraus kannst Du ersehen, wie klein das Ding ist — ein wahres Wunder Gottes, daß es bei der fürchterlichen See, die jetzt draußen steht, nicht untergegangen ist.

Digitized by Google

Das Pfingstfest haben wir Deutschen sehr vergnügt auf Herrn Toeppens Shamba gefeiert, wir waren gerade ein Dutzend voll, darunter auch Kapitän Rose und der Ingenieur vom „Vulkan". Das Wetter war herrlich und verhältnismäßig kühl, während es augenblicklich wieder in Strömen gießt. In welcher Ecke Afrikas werde ich wohl das nächste Pfingstfest feiern? . . .

(Fortsetzung folgt.)

Dampfersubvention für Ostafrika.

Dem Bundesrate wird Zeitungsnachrichten zufolge eine Regierungsvorlage, betreffend die Errichtung einer Reichs-Postdampferlinie nach Ostafrika, zugehen und damit endlich einem öfters ausgesprochenen Wunsche der Kolonialfreunde nach der Errichtung einer besseren Verbindung mit Ostafrika Genüge geschehen. Wir hoffen, daß der Reichstag die Vorlage annehmen wird, da die Entwicklung der Verhältnisse es gebieterisch erfordert. Schon im Jahre 1885 bei der Beratung des Reichstags über die Dampfersubvention wurde die Frage der Zweckmäßigkeit einer subventionirten Dampferlinie für Ostafrika leise gestreift, aber erst im Jahre 1887 erstanden im Reichstag warme Befürworter des Projektes, welche seitdem nicht müde wurden, die Wichtigkeit desselben für die wirtschaftliche Entwicklung Ostafrikas zu betonen.

Der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hat, in Erwägung der besonderen Dringlichkeit eines solchen Vorgehens, noch ehe die Absicht der Regierung bekannt war, in seiner Sitzung vom 8. September beschlossen, aufs neue an den Reichstag mit einer Petition in Sachen einer direkten Dampferlinie nach Ostafrika sich zu wenden, und der Vorstand hat in seiner Sitzung vom 9. September diesem Beschlusse zugestimmt.

Wir haben vielfach auf die Notwendigkeit einer besseren Verbindung mit Ostafrika[1]) hingewiesen, auf die Schwierigkeiten der rechtzeitigen Verschiffung, der Umladung in Aden, die Höhe der Frachtsätze auf den englischen und französischen Dampfern, die Ausdehnung der subventionirten Dampferlinien beider Staaten, daß wir glauben, die Angelegenheit ist für unsere Leser geklärt. Die Erfahrungen seitdem haben das Gewicht der damaligen Gründe nur verstärkt, die Schwierigkeiten für den Reichskommissar, ein geeignetes Transportmittel zu finden, die Weigerung englischer Dampfer, in Lamu anzulaufen, und die Hindernisse einer schnellen Postbeförderung ließen es sogar als tief beklagenswert erscheinen, daß nicht bereits im vorigen Jahr eine bessere Verbindung mit Ostafrika bestand, weil infolgedessen wahrscheinlich der Aufstand frühzeitiger und mit geringeren Mitteln hätte niedergeschlagen werden können.

Wir möchten aber noch besonders einen Punkt hervorheben, der von den früheren Verteidigern des Projektes nicht genügend in den Vordergrund gerückt werden konnte, weil die statistischen Grundlagen dafür fehlten: die wachsende handelspolitische Bedeutung Ostafrikas in den letzten Jahren. Es ist leider immer noch nicht möglich, über den Export und Import Sansibars, wohin die meisten Produkte der ostafrikanischen Küste abfließen, etwas Sicheres zu erfahren, wie es ebenso unmöglich ist, die deutsche Einfuhr von dort festzustellen, da uns die Statistik in dieser Beziehung im Stiche läßt, weil vieles über England und Frankreich zu uns gelangt. Doch läßt die, trotz der Unruhen im letzten Viertel dieses Jahres auf 7 Millionen Mark sich belaufende Einfuhr und Ausfuhr innerhalb des Zollgebietes der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, wenigstens einen Schluß darauf zu, was von diesem Küstenstrich nach Sansibar kommt, und was dahin exportirt wird. Eine genaue Statistik besitzen wir nur hinsichtlich des Hamburger Importes aus Ostafrika, welcher sich im Jahre 1888 auf 1 738 000 kg im Werte von 1 430 660 M. gegen 1 578 400 kg im Werte von 1 139 840 M. im Jahre 1887 belief. Wenn sich derselbe auch gehoben hat, ist doch noch immer die höchste bis jetzt dagewesene Ziffer der Einfuhr vom Jahre 1885 (2 695 600 kg im Werte von 1 820 820 M.) infolge des Sinkens der Preise für Ölprodukte nicht wieder erreicht. Der Abfall des Hamburger Imports, welcher aus Ostafrika in einem Jahre fast eine Million Mark betrug, belief sich zu derselben Zeit aus Westafrika, wo der Export ungleich bedeutender war, auf etwa 3 Millionen Mark. Während nun aber der Import von Westafrika seinen frühern höchsten Höhepunkt weit überschritten hat, steigt der Import aus Ostafrika nur langsam und die Einfuhr von Ölprodukten (1883 im Werte von 586 570 M., 1888 im Werte von 53 440) M. hat in einigen Artikeln, wie Arachis (Erdnuß), entweder ganz aufgehört oder ist in andern, wie Sesamsaat, nicht mehr nennenswert.

Die Gründe für diese geringe Einfuhr sind, abgesehen von den Handelskonjunkturen, wodurch nach Marseille mehr verschifft wird als früher, besonders in der Schwierigkeit der Verschiffung zu suchen, welche bei dem jetzigen Preisstande der Ölprodukte einen Import nicht mehr lohnen läßt. Da die Ölsaat nach Sansibar hinübergeschifft und dort verladen werden mußte, so wurde sie erheblich verteuert. Der Anbau der Ölpflanzen wurde an der Küste des Sultanats vielfach einfach aufgegeben, während Mozambique, welches eine direkte Verbindung hat, noch heute tausende von Tonnen produzirt. Der Anbau solcher Produkte wird eben erst wieder rentabel mit der Gelegenheit einer direkten Verschiffung aus einem Küstenhafen werden.

Die Grundbedingungen für eine große Produktion sind in Ostafrika, besonders in einigen Teilen des deutschen Gebietes vorhanden; schaffe man eine direkte Verbindung, so wird, wie das Beispiel von Westafrika gezeigt hat, nicht nur der Handel sich beleben, sondern auch der Anbau von Produkten, unter ihnen besonders der Ölsaaten, welche eine steigende Wichtigkeit in unserm Haushalte einnehmen, wegen ihrer leichten Kultur einen neuen Impuls erhalten!

[1]) Siehe Nr. 9, 10, 12, 13, 19, enthaltend die Petition des deutschen Kolonialvereins, Nr. 22 vom Jahre 1887, und Nr. 16, 18, 52 Jahrg. 1888.

Die Delagoa-Bai-Eisenbahn.

In Nr. 27 unserer Zeitung geschah Meldung von dem eigenartigen Vorgehen der englischen Interessenten an der Delagoa-Bai-Eisenbahn, welche durch Verbreitung übertriebener Gerüchte damals Stimmung gegen die Maßnahmen der portugiesischen Regierung in dieser Angelegenheit zu erregen suchten. Die englischen Interessenten hatten sich mit ihrem Mittler, Mac Murdo, bereits ganz als die Herren der Situation gefühlt, so daß sie es deshalb besonders unangenehm empfanden, als die portugiesische Regierung zwar spät, aber noch rechtzeitig genug von ihrem Vorhandensein eine fühlbare Kunde gab, um der gänzlichen Versumpfung der Eisenbahnangelegenheit ein Ende zu machen. Wie es den Anschein gewinnt, ist die portugiesische Regierung für die baldige glückliche Regelung der Sache mit Erfolg wirksam; nach dem offiziellen portugiesischen Staatskourant ist zwischen der Regierung dieses Landes und der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft, welche die Konzession für den Bau der Strecke Pretoria bis an die portugiesische Grenze erworben hatte, eine Tarifregelung nunmehr bereits zu stande gekommen. Jahre lang hatten die englischen Kapitalisten, welche es nicht verschmerzen konnten, daß in Transvaal eine holländisch-deutsche Vereinigung die Konzession zum Bau der Transvaal-Eisenbahn erhalten hatte, die Verständigung wegen der Tariffrage zu hintertreiben gewußt. Es war im Mai 1886, als Mac Murdo noch vergeblich in London wegen Kredits für seine Konzession auf die portugiesische Strecke der Delagoa-Eisenbahn sich bemühte, als bald darauf die holländisch-deutsche Vereinigung in England bekannt und nun von englischer Seite das gesamte Kapital sofort an Mac Murdo für die Linie auf dem portugiesischen Gebiet garantirt wurde. Man muß an diesen Vorgang notwendig erinnern, weil dadurch die späteren Intriguen der englischen Kapitalisten zur Verhinderung des Ausbaues der ganzen Linie erst in ihrer rechten Bedeutung verstanden werden können. Am liebsten hätten es natürlich die Engländer gesehen, daß eine Bahn von Lourenco-Marquez nach Pretoria so lange überhaupt ein frommer Wunsch bleiben würde, als diese Gebiete nicht englische Kolonien geworden sind. Als aber nun bereits eine holländisch-deutsche Vereinigung für Transvaal zu stande gekommen war, so sollte diese Störung der englischen Kreise durch die Erwerbung der Konzession Mac Murdos wenigstens einigermaßen kompensirt werden.

Es ist von englischer Seite das Menschenmögliche geschehen, um die Vollendung der Bahn, welche zweifellos für die südafrikanischen freien Republiken einen ungeahnten Aufschwung bringen muß, zu verhindern. So sehr man auf englischer Seite nun auch neue Minen springen lassen mag, sei es, daß neue Schwierigkeiten wider die portugiesische Regierung ersonnen werden oder man vorzieht, den Interessen von Transvaal ein besonders freundliches Gesicht zu zeigen, der Ausgang der Angelegenheit kann nicht mehr zweifelhaft sein, da in Lissabon wie in Pretoria man zu gut zwischen englischer Freundlichkeit und englischer Absicht zu unterscheiden weiß, und überdies das sogenannte gute Recht diesmal nicht auf der Seite der Engländer ist. Schon die glatte Regelung der Tariffrage zeigt deutlich, wie sehr die Interessen Portugals und Transvaals dabei gewinnen, daß der englische Einfluß auf die Delagoabahn beseitigt wurde und die niederländisch-deutsche Vereinigung zur That fortschreiten kann.

Die Delagoa-Bai dürfte jetzt einer großen Zukunft entgegengehen und der niederländische und deutsche Handel mit den afrikanischen freien Republiken schnell aufblühen. Schon hat im allgemeinen in den letzten Jahren dieser Handel über Lourenco-Marquez bedeutend zugenommen, ganz anders wird sich dies noch entwickeln, sobald das Hinterland durch die Bahn erst voll erschlossen sein wird. Der Ver-

Digitized by Google

kehr in Lourenco-Marquez hat sich in der Letztzeit gegen früher verviersacht; das war trotz der Ungunst des Landverkehrs möglich, für den die Unkosten bei Beförderung von Gütern ungemein hoch sind. Für die Gewichtstonne stellt sich die Fracht von Barberton bis Lourenco-Marquez auf Lstr. 20, es ist aber ganz sicher anzunehmen, daß dieser Frachtsatz nach Fertigstellung der Bahn auf diesem Wege höchstens den vierten Teil der früheren Kosten betragen wird.

Die hochwichtige Bedeutung der Delagoabai mit ihrem Hinterlande, die erhöhte Bedeutung, welche die freien Republiken in Südafrika für den deutschen Handel und unserer Industrie von Tag zu Tag mehr gewinnen, lagen schon früher so klar vor Augen, daß es den deutschen Kapitalisten zum gerechten Vorwurf gemacht werden darf, daß sie überhaupt das englische Interesse an der Delagoabaibahn haben aufkommen lassen. Das deutsche Kapital begnügte sich im Jahre 1886 mit dem Geschäftchen, welches die Verbindung mit den niederländischen Bankiers ihm sicherte, und genügsam und wohlzufrieden, wie immer, unterließ man es, den englischen Einfluß rechtzeitig mit thatkräftigen Mitteln abzuwehren. Dies hätte unserer Meinung nach geschehen können, da der portugiesischen Regierung schon im März 1887 das Recht zustand, die an Mac Murdo erteilte Konzession aufzuheben. Möchten die Erfahrungen, welche auch bei dieser Gelegenheit zum Schaden unserer vaterländischen Erwerbskreise gemacht werden mußten, die heilsame Lehre bieten, daß überall da, wo eine Begegnung mit englischer Konkurrenz statthat, entweder kräftig oder lieber gar nicht gehandelt werde. B.

Die Verhandlungen der Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg.

(18. bis 24. September 1889.)

Zum drittenmal tagte diese erst vor einigen Jahren durch die Anregung des Deutschen Kolonialvereins ins Leben gerufene Sektion, diesmal auf der von 2000 Naturforschern und Ärzten besuchten Wanderversammlung zu Heidelberg.[1])

In der ersten Sektionssitzung, Mittwoch, den 18., welche sich der in Gegenwart Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs eröffneten allgemeinen Sitzung anschloß, erfolgte wegen der weit vorgerückten Zeit nur die Konstituirung. Zum Vorsitzenden der Sektion wurde Dr. Mittermaier (Heidelberg) und zum Schriftführer Dr. Fischer jun. (Heidelberg) erwählt. In der zweiten Sektionssitzung, Donnerstag, den 19. September, sprach zunächst Herr Hofrat Dr. L. Martin (München), nachdem Herr Dr. Mittermaier die Versammlung eröffnet und zwei eingelaufene Briefe von Treille aus Paris und von Herrn W. Krebs aus Altona, welche nicht kommen konnten, verlesen hatte. Das Thema des Herrn Hofrat Dr. L. Martin aus München lautete:

Die Schädlichkeiten des Tropenklimas und besonders ihr Einfluß auf den Körper des Europäers.

Langjährige Erfahrungen im Lande Deli an der Nordostküste von Sumatra, 3,5° nördlicher Breite vom Äquator in einem exquisiten Tropenlande im Verlaufe einer 7jährigen sehr ausgedehnten ärztlichen Praxis erlaubten es dem Vortragenden, Eingehendes über obiges Thema zu berichten, welches bei dem heutigen Stande der Dinge von der größten Bedeutung für unser Vaterland und für unsere junge Kolonialpolitik ist. Es handelt sich bei dieser Auseinandersetzung hauptsächlich darum, alteingefleischten Ideen über die Tropen entgegenzutreten: Ob Tropenklima oder ob Malaria an dem krankhaften Zustande vieler Europäer in den Tropen schuld sind. Dies beides wird so oft von Laien und von Ärzten zusammengeworfen. Alles wird dem Klima zur Last gelegt. Aber Klima und Malaria sind streng zu unterscheiden. Um alles streng von einander zu sondern, ist es, ehe zur Sichtung von Malaria das Klima für sich besprochen wird, unbedingt notwendig, Einiges über einige Mißbräuche und Unarten der Europäer daselbst zu sagen, durch welche sie sich so vielen Schädlichkeiten in den Tropen aussetzen, ohne daß Klima oder Malaria die Schuld daran trägt: 1. Der Alkoholmißbrauch. 2. Excesse in Venere. 3. Excesse im Tabakrauchen. Ad 1 glauben viele, sie seien es ihrer Gesundheit schuldig, wegen der veränderten Verhältnisse ihre Lebensgeister durch einige Liköre, Biere ꝛc. gewissermaßen zu stählen. Ad 2 trägt das Maitressenwesen und die Leichtigkeit, in diesem Punkte zu wechseln, viel zum abusus bei. Ad 3 gewöhnten sich viele vom Holländer das beständige Rauchen dort an in einer Weise, welche entschieden zur chronischen Nikotinvergiftung führen muß. Die Berichte der verkehrt und entbehrungsvoll dahinvegetirenden Forschungsreisenden sind auch sehr vorsichtig aufzunehmen. Vieles erscheint ihnen sofort als Folge des Klimas, was weiter nichts als die eigene Ungewohntheit den Verhältnissen gegenüber ist. Nach Abzug aller dieser dem Klima oft fälschlich zugeschriebenen Schäden bleibt in Wirklichkeit als Nachteil des Klimas für den Europäer nur zweierlei:

1. die hohe durchschnittliche Wärme,
2. die große Luftfeuchtigkeit.

Die Küstenstriche sind heißer als die Höhenzüge. In ersteren herrscht mehr Malaria.

Jene beiden schädlichen Faktoren verursachen im Körper des Europäers: 1. eine idiopathische Hypertrophie des linken Herzmuskels. Die hohe Temperatur bewirkt starke Schweiß- und geringe Urinmenge. Dies bewirkt linke Hypertrophie, ähnlich wie bei anämischen und hysterischen Individuen. Die verminderte Harnabsonderung wirkt durch vermehrte Spannung im Aortensysteme, da ja in den Nieren dem Blute nur wenig Flüssigkeit entzogen wird und so die Widerstände, welche sich der Entleerung des linken Ventrikels ententgegenstellen, wachsen. Ähnlich entsteht auch Morbus Brightii. 2. Leberhyperämie und oft verminderte Gallensekretion. Schwellung: untere Lebergrenze in der Mammillarlinie, meist unter dem Rippenrande hervorragend. Bei Alkoholmißbrauch sind Herz- und Leberaffektion natürlich noch häufiger und gefährlicher. 3. starke Konstipation, wohl infolge der starken Schweißsekretion. Später folgt dann Dickdarmkatarrh mit morgendlichen Diarrhöen. Solche Patienten erklären, seit Jahren keinen geformten Stuhl mehr entleert zu haben. 4. Bei den in den schattigen Stuben und Kontors arbeitenden zeigt sich Anämie, zu erklären, wie der Chlorophyllmangel bei der des Sonnenlichts entbehrenden Pflanze; stärker ausgesprochen ist diese Anämie beim weiblichen Geschlecht, welches noch mehr des Sonnenlichts und der frischen Luft entbehrt, als das männliche. Milzschwellung ist damit nicht verbunden. Van der Burg schiebt das auf Erschlaffung der Atemmuskulatur und Sauerstoffmangel im Blute. Warme Luft enthalte sowieso schon weniger Sauerstoff. Der Franzose Marchand sucht als Ursache für die Anämie das Heimweh. Vortragender sucht die Ursache mehr in der Abschließung des so gefürchteten Sonnenlichtes. 5. Das Zentralnervensystem wird beständig gereizt und abgenutzt durch die ungewohnten Aufregungen: die Geldjagd, Lebensgefahren, Gewalt der Elemente, Insektenplagen, Dienstbotenärgernisse, namentlich bei der so üblichen Maitressenwirtschaft; Weinerlichkeit starker, sonst energischer Männer, ist dort etwas Häufiges. Ohnmachten, Hypersensibilität, so daß Chloroform bei der geringsten Operation angewendet werden muß. Aberglaube, Fatalismus, Gedächtnisschwäche. 6. Schlaflosigkeit, wohl wegen Ungewohntheit der fremdländischen Umgebung, Dienerschaft, Geräusche der Tropennacht, Mosquitos. 7. Gelbfärbung der Haut, welche zeitlebens bestehen bleibt. Nur diese 7 Punkte hängen vom Klima, alles übrige, wenn es nicht durch Mißbräuche herbeigeführt ist, hängt von der Malaria ab. Alle andern in Europa gefürchteten Krankheiten fordern, im Vergleich mit der Malaria, dort nur verhältnismäßig wenig Opfer. Akute Exantheme, mit Ausnahme der Pocken, sind dort unbekannt.

Diphtheritis und Typhus sind dort selten; Cholera fordert nicht so viel Opfer wie Malaria, welche 17 Prozent fordert, während der Cholera nur 1,9 Prozent anheimfallen, nach den Berichten der Gesundheitskommission der indischen Regierung.

Vortragender giebt zu, daß das gelbe Fieber in Amerika, worüber ihm die Erfahrungen fehlen, eine Ausnahme machen dürfte. Tuberkulose ist dort sehr selten, stellenweise ganz unbekannt. Die Europäer sind in den ersten Jahren widerstandsfähiger gegen jene Tropenklimaeinflüsse, als in späteren. Von wirklicher Akklimatisation könne deswegen dort nicht die Rede sein. Die Akklimatisation einer ganzen Rasse hängt von der Kindersterblichkeit ab, die wegen der Malaria in den Kinderjahren dort eine recht große ist. Akklimatisation Einzelner ist eher zuzugestehen, als Akklimatisation der germanischen Rasse unter den Tropen. Bei Mischehen gestalten sich die Verhältnisse günstiger.

Zu empfehlen gegen die Einflüsse des Tropenklimas ist: 1. Bewegung in freier Luft. 2. Vermeidung von Alkoholexzessen. 3. Adaptirung an die dort übliche gewürzreiche, stimulirende Nahrung, dabei soll aber doch abends nach europäischer Weise Fleisch gegessen werden mit frischem Gemüse. 4. Vermeidung der Wollkleidung, welche den lichen tropicus produzirt. 5. Gutes Trinkwasser, filtrirt, auch wohl kalten Thee, besonders in Choleraepidemien. 6. Bäder, einmal täglich, 15 bis 25 Minuten lang, mit kalten Übergießungen. 5. Besuch höher gelegener Plätze mit frischerer kühlerer Luft ab und zu. 7. Genügende Nachtruhe ist unumgänglich notwendig.

Direkt an diesen ersten Vortrag schloß Herr Hofrat Dr. Martin seinen zweiten, betitelt:

Neue Lokalisationen der Malaria.[1])

Zu den larvirten Formen der Malaria gehört auch eine foudroyante Hodenentzündung, Orchitis ex Malaria, von Charcot im Jahre 1888 als l'orchite paludéenne erwähnt. Wegen des Mißtrauens unter den holländischen Laien, daß diese Orchitis immerhin der Gonorrhoe zugeschrieben werden müsse, hat sie dort den Spottnamen der „Balaria“ (von „Bal“-orchis). Sie zeichnet sich durch außerordentliche Schmerzhaftigkeit aus, befällt Hoden und Nebenhoden zugleich, ohne daß Gonorrhoe vorhergegangen ist und ohne daß chronische Gonorrhoe dabei besteht. Die Schwellung zeichnet sich durch enorme Größe (bis Kindskopfgröße) aus, doch weicht sie entsprechender Behandlung (hohe Lage, Eis, Jodoformsalbe, innerlich Chinin und Arsen). Verdickung des Nebenhoden bleibt nicht zurück, wohl aber Hydrocele (4 mal in 10 Fällen). Zwei durch remittirendes Fieber sich auszeichnende Lokalisationen der Malaria sind noch die Muskelinfiltrationen der Extremitäten und die Drüsenanschwellungen. Bei der ersteren Erkrankung nützt die Incision nichts. Chinin und Prießnitzsche Umschläge helfen meist schnell. Es ist anzunehmen, daß Melaninschollen derartige Kreislaufsstörungen und Entzündungen herbeiführen. Schmerzhaftigkeit ist hierbei gering; die Größe der Drüsenanschwellung oft bedeutend. Behandlung besteht in Chinin, Arsenik, Eisen und Prießnitz. Bleibt die Entzündung dagegen längere Zeit sich selbst überlassen, so geht sie in Eiterung über, welche bei der gleichzeitigen Kachexie schlechte Tendenz zur Heilung hat nach den chirurgischen Eingriffen der Incision und Auslöffelung.

---

[1]) Auf der wissenschaftlichen Ausstellung war die Abteilung „Tropenhygiene“ allein durch eine Kollektion Reiseausrüstungen für die Tropen von Dr. Kade's Oranien-Apotheke in Berlin vertreten, welcher Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden bei seinem Rundgang durch die Ausstellung seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken geruhte.

[1]) Dieser und der vorige Vortrag werden nächstens im Druck erscheinen bei Springer in Berlin.

Digitized by Google

Unter diese Kategorie ist auch das Rio de Janeiro-Erysipel zu rechnen, welches von Bourel-Roncière beschrieben ist. Ähnliche Erkrankungen werden in der „Kölnischen Zeitung" aus Ostafrika gemeldet.

Ferner ist der Verlust beider Hornhäute zu erwähnen, welcher im Verlaufe der Malaria-Kachexie auftritt. Nur bei jüngeren, resistenteren Individuen ist ein günstiger Einfluß von der Chininbehandlung neben der örtlichen nicht zu verkennen, und nur in diesem Falle ist Hoffnung auf teilweise Erhaltung des Sehvermögens bei Keratomalacia ex Malaria vorhanden. Frühzeitige prophylaktische Enucleation des befallenen Auges bei anfänglich einseitigem Auftreten wird zum Schutze des andern empfohlen. Es kommen Fälle vor, wo der totale Verlust des Sehvermögens in 24 Stunden sich vollzieht. Chinin in großen Dosen ist unverzüglich zu geben.

Zirkulationsstörungen aller Art werden beobachtet. Schwellungen vom leichten Ödem der untern Augenlider bis zum hochgradigen Ascites und allgemeiner Wassersucht lassen sich konstatiren. Die Patienten mit allgemeiner Wassersucht unterscheiden sich nur schwer von solchen, welche an Beriberi, und zwar der hydropischen Form dieser Krankheit, leiden, bei welcher, wie es auf der Höhe von Epidemien nicht selten vorkommt, alle Lähmungserscheinungen fehlen können. Gedenkt man ferner des Umstandes, daß fast sämtliche Beriberipatienten auch Erscheinungen von Malaria zeigen, daß häufig sogar im Verlaufe der Malariainfektion erst der mit Beriberi bezeichnete Symptomenkomplex zur Ausbildung gelangt, so gewinnt die von vielen Autoren geäußerte Ansicht, daß beide Krankheiten durch eine und dieselbe Infektion hervorgerufen seien, einige Berechtigung. van der Burg sah öfters Intermittensanfälle den bereits begonnenen Heilungsvorgang bei Beriberi wieder abbrechen, neue Exacerbationen veranlassen und den Tod bei Beriberi nicht selten als Folge von schwerer Remittens eintreten.

Von Darmkomplikationen treten perirektitische Phlegmonen und Mastdarmfisteln bei den Malaria-Kachektischen auf. Der Darmmalaria fehlt die Kontagiosität, deswegen sollte sie nicht mit Dysenterie verwechselt werden, wenn sie auch sonst sehr ähnliche Erscheinungen bietet. Es besteht Schmerz im ganzen Colon, Tenesmus, Blut- und Schleimabsonderungen, die Ausleerungen steigern sich bis zu 20, ja 60 am Tage. Die Schmerzen vermehren sich am Nabel und überall bei Palpation des Unterleibes. Tiefe Verstimmung und Appetitlosigkeit tritt ein. Die Kranken magern zum Skelett ab. Hülflosigkeit im Gesichtsausdruck wie bei den atrophischen Säuglingen stellen sich ein. Ihr Leben spielt sich unter den unsäglichsten Schmerzen vor jeder Entleerung eigentlich nur zwischen Lager und Nachtstuhl ab, und die Behandlung dieser Patienten verlangt dringend eine reichliche Anwendung von Opium. Klimawechsel ist das Notwendigste, außerdem wird Chinin, Arsen gegeben, Calomel in Dosen von 7 Dezigramm bis 1,5. Von Ausheilungen hört man selten. Nie kommen sie ohne Klimawechsel zu stande.

Eine Form, ganz ähnlich der asiatischen Cholera, ist die Febris intermittens perniciosa algida mit Darmerscheinungen, die in Rom 1881 zu fälschlicher Proklamirung der Cholera Veranlassung gaben. Sie ist von van der Burg und von Mavroging Pascha beschrieben und wird auch Febris intermittens perniciosa choleriea genannt. Diese foudroyante Darmmalaria hat Vortragender nur an Küstenplätzen oder für besonders gefährlich gehaltenen Örtlichkeiten beobachtet. Die Form führt rasch zum Tode. Auf Durchfälle und Erbrechen folgt tödlicher Collaps. Doch behalten die Darmentleerungen bis zu Ende einen etwas fäkalen Geruch und sind sehr häufig leicht blutig gefärbt, also nicht mit Reiswasserstühlen zu verwechseln. Im Gegensatz zu Cholera asiatica bleibt der Puls bis zum Tode fühlbar. Die Stimme verfällt aber, Wadenkrämpfe stellen sich ein, die Haut läßt sich in stehenbleibenden Falten erheben und das Sensorium zeigt sich bis zum Ende ungetrübt. Eine Infektion von Wärtern oder Ärzten ist nicht beobachtet worden. Es erkranken daran auch ganz robuste Leute, die nie Intermittens hatten, sowie Kachektiker. Bei diesen ist die Voraussage absolut tödlich. Vortragender schlägt Hegarsche Darmeingießungen von warmer, schwacher Gerbsäurelösung und Alcoholica, sowie Chinin subkutan vor.

Komplikationen mit Pleuritis und Pneumonie hat Dr. Martin nicht beobachtet, dagegen Phthisis florida bei Malaria-Kachexie ohne Tuberkelbacillen! In diesen Fällen half Klimawechsel, selbst trotz des gerade heftigen europäischen Winters, den die Kranken durchzumachen hatten. —

Alle Fälle, die Vortragender beobachtete, fingen auf der linken Lunge an unter Schmerz und Hustenreiz; später gesellten sich dazu Höhlenerscheinungen und pleuritischer Erguß, elastische Fasern im Auswurfe und Nachtschweiße. Nirgends konnte hereditäre Belastung ermittelt werden. Der Tod erfolgte oft schon nach 3 bis 4 Wochen, also schneller als bei Phthise. Die Kranken sehen schwer kachektisch aus, sind niedergeschlagen. Die Hoffnungsfreudigkeit der mit Lungentuberkulose Behafteten fehlte diesen Kranken. Während der 7 Jahre seiner Anwesenheit konnte Vortragender keinen Fall von Tuberkulose konstatiren. Er sah genug hereditär Belastete, noch dazu mit phthisischem Habitus, aber frei von Tuberkulose. Vortragender tritt für die untrügliche Existenz eines Antagonismus zwischen Tuberkulose und Malaria ein. Er nimmt an, daß an gewissen, nicht allen Orten, an welchen Malaria herrscht, sich klimatische Verhältnisse vorfinden, welche entweder der Entwickelung oder doch wenigstens der Einwanderung der Tuberkelbacillen in den menschlichen Organismus feindlich gegenüberstehen. Die feuchte Luft solle die Tuberkulosiskeime niederziehen, und deswegen in den feuchten Malariagegenden Tuberkulose-Infektion nicht vorkommen. Ritter, Bondin, van der Burg haben entgegengesetzte Ansichten hierüber. Der Russe Toropoff giebt den Rat, bei beginnenden Phthisikern einen gewissen Grad von Malariakachexie zu unterhalten, da sich nach seinen im Kaukasus gewonnenen Erfahrungen in einem von Malaria befallenen Körper die Tuberkulose nicht entwickeln könne. (Acht russisch.)

Dr. Mittermaier dankt für den mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vortrag und stellte denselben zur Diskussion.

Prof. Dr. Gärtner, welcher dem Präsidenten hinsichtlich der Anerkennung für die schätzenswerte Arbeit des Hofrath Herrn Dr. Martin beipflichtete, wünschte klarzustellen, daß die Herzhypertrophie in den Tropen wohl auf die erhöhte Thätigkeit durch Alkoholika und die Temperaturen zu schieben sei, welche eine erhöhte Herz- und Lungenthätigkeit beanspruchen. Man könne wohl nicht gut behaupten, daß sie hervorgerufen sei durch Hindernisse von der Arteria renalis aus, wie im Morbus Brightii. Die Anurie käme hier aus anderen Gründen zu stande. Durch die erhöhte Diaphorese werde die Flüssigkeit durch die Poren statt durch die Nieren ausgeschieden. Hier in diesen Fällen von Anurie in den Tropen arbeiten die Nieren nicht, weil sie eben nichts zu arbeiten haben, weil ihnen wenig auszuscheidende Flüssigkeit zugeführt werde.

Das anämische Aussehen in den Tropen beruhe auf zwei Ursachen: erstens der Verminderung der roten Blutkörperchen, zweitens auf einem Ausblassen, wie die Pflanze im Dunkeln ihr Chlorophyll, den Farbstoff, verliere. Blutkörperchenzählungen ergeben, daß Gefangene, die nach langer Haft in dunklen Gefängnissen eine blasse Farbe annehmen, die normale Zahl der Blutkörperchen besäßen. Diese aber verlören ihren Blutfarbstoff nach und nach. Ebenso sind die Arbeiter im Schiffsraum, die Feuerleute, die Köche blaß, aber deshalb im strengen Sinne des Wortes nicht blutleer, anämisch. Zur Konstatirung dieses Verhaltens schlägt Professor Gärtner Blutkörperchenzählungen mit dem Apparat nach Zeiß vor.

Die in den Tropen beobachtete Neurasthenie, bei welcher das Individuum „die Fliege an der Wand ärgert", wie man zu sagen pflegt, käme auch außerhalb der Tropen vor, wo Leute genötigt sind, fortwährend mit einander ein eintöniges Leben zu führen, so z. B. auf langen Seereisen, bei Belagerungen, im Biwackleben; es wird hierbei auf die einschlägige Schrift von Krafft-Ebing verwiesen. Professor Gärtner bekennt sich hinsichtlich der Kleidung in den Tropen als Anti-Jägerianer. Die Wolle provozire den „roten Hund". Eine Mischung von Wolle und Baumwolle sei vorzuziehen, welche die Haut nicht so sehr reize; die Filethemden seien sehr gut. Nur an Orten, wo große und schnelle Temperaturdifferenzen eintreten, wie in Südamerika an der Andenkette, in Chile und Peru, sei Wolle angebracht.

Hinsichtlich des Trinkwassers muß nicht vergessen werden, daß ein Steinfilter auch Bacillen von der Größe des Cholerabacillus durchpassiren läßt. Die großen Formen des Marchiafava-Cillischen Plasmodium würden allerdings wohl zurückgehalten werden, kleinere Formen dagegen nicht. Das Abkochen des Trinkwassers soll vorgeschlagen werden.

Die Typhusfrage sei noch immer eine offene.

Die Tuberkulose scheine an gewisse Lokalitäten gebunden. Untersuchungen im großen Maßstabe am Vieh haben gezeigt, daß es Ortschaften giebt, wo 0,2 Prozent des Rindviehs an Tuberkulose (Perlsucht) leiden, während in anderen Gegenden regelmäßig 10 Prozent und mehr davon befallen sind. Der Tuberkelbacillus hat als Pilz wie jede Pflanze seine Prädilektions-Lokalitäten. Damit sei aber noch nicht gesagt, daß da, wo keine Tuberkulose und zufällig viel Malaria bestehe, ein Antagonismus zwischen beiden bestände, ebensowenig wie deshalb ein Antagonismus zwischen zwei Pflanzen besteht, die selten zusammen auf demselben Terrain vorkommen. Die Untersuchung der Sputa auf Tuberkelbacillen gäbe manchmal keine Resultate, wenn man einen Teil des Sputum gefaßt, worin gerade nichts Charakteristisches enthalten sei, wie Mundschleim, Nasenschleim ꝛc. Es sei wohl möglich, daß es sich in den Fällen von Hofrat Dr. Martin um andere, nicht tuberkulöse Lungenaffektionen wie Gangrän oder Abzesse gehandelt habe.

Drüsentumoren infolge von Malaria sind von Redner auch beobachtet worden bei zwei Offizieren, wo Syphilis ganz entschieden in Abrede gestellt werden mußte. Sie hatten lange an Malaria gelitten. Der eine derselben starb allerdings an Rectum-Carcinom, welches auch mit Schuld an dem Drüsentumor in der rechten Leistengegend gehabt haben könne. Der andere erholte sich nach einem Klimawechsel.

Herr Dr. Schellong dankt für die reichen Aufschlüsse über dieses so wichtige Gebiet der Tropenhygiene, und ganz besonders für die Scheidung zwischen Malaria und Klima. Auch er hat in Neu-Guinea die Neigung zu einem Abblassen unter Bildung einer schwachgelblichen Pigmentirung bemerkt, welche das ganze Leben hindurch zu bleiben scheine. Hinsichtlich der Wollkleider habe er bemerkt, daß nachdem der Lichen tropicus, „der rote Hund" einmal acquirirt sei und immer Neigung zu Rezidiven gezeigt habe, eine öftere Desinfektion derselben mit Sublimat Abhülfe geschafft habe. Die infektiose Natur des Lichen tropicus wäre noch eine offene Frage und fordert zu vergleichenden Versuchen mit Desinfektantien auf.

Das Kochen gebe dem Trinkwasser einen faden Geschmack, und er ziehe daher dasselbe in der Form von kaltem Thee vor. Zu den Komplikationen der Drüsenaffektionen wäre noch Parotitis hinzuzufügen.

Zur Erklärung sämtlicher, sowohl der lokalen als der allgemeinen Symptome von Zirkulationsstörungen bei Malaria muß man wohl an die aufgeschwemmten Melaninschollen denken, die in größeren und kleineren Arterien ebenso wie in feinerem Gewebe die Wege undurchgängig machen. Doch sei dies noch Hypothese.

Hofrat Dr. Martin verwahrt sich dagegen, daß er Morbus Brightii in solchen ursächlichen Zusammenhang mit der fraglichen Affektion gebracht, wie Dr. Gärtner es aufgefaßt, und erklärt, es nur als Beispiel zur Erläuterung angeführt zu haben. Trinkwasser führe nach seinen Beobachtungen keine Malaria herbei, wohl aber Cholera. Nachdem noch Erläuterndes über Differential-Diagnose zwischen Typhus, Remittens und Intermittens konstatirt wurde, erwähnt Hr. Dr. Martin, daß er auch Parotitis unter den Malaria-Lokalisationen gefunden habe.

Der Vorsitzende Herr Dr. Mittermaier bemerkt, indem er auf das anscheinende Fehlen der Phthisis tuberculosa an gewissen Orten eingeht, daß vielleicht soziale Verhältnisse dabei mit zum Teil eine Rolle spielten: während in Sumatra, Java, Batavia die Eingeborenen von der Tuberkulose strichweise verschont zu bleiben schienen nach dem Gehörten, wäre doch konstatirt, daß die Chinesen an Tuberkulose zu Grunde gingen.

Dr. Joest (Berlin) weist die Verschiedenheit von Beriberi und Malaria

Digitized by Google

nach und zeigt, daß beide wohl schwerlich auf derselben Infektionsursache beruhen könnten.

Martin berichtet über die negativen Erfolge der Forschungen der wissenschaftlichen Kommission unter den Atschinesen über Beriberi.

Darauf folgt der Vortrag des Dr. Schellong aus Königsberg über 30 Thesen, welche durch das gütige Entgegenkommen der Deutschen Kolonialgesellschaft gedruckt vorliegen. Die Exemplare werden unter die Mitglieder der Sektion verteilt.

Der Titel der kleinen Broschüre lautet: Die Malariafrage von tropenhygienischen Gesichtspunkten. 30 Thesen für die Verhandlungen der Sektion für Klimatologie, Tropenhygiene ꝛc. auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg, zur Diskussion gestellt von Dr. O. Schellong, Arzt in Königsberg (Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Kolonialzeitung" Nr. 32). Da die Thesen den Lesern der Kolonialzeitung bekannt sind, so braucht hier nur erwähnt zu werden, daß nach einer erläuternden Besprechung gewisser Hauptgruppen meist Fragestellungen oder Bestätigungen von Seiten der Mitglieder der Sektion erfolgten und daß es zu einer eigentlichen Beschlußfassung über die einzelnen Thesen nicht kommen durfte, gemäß dem Paragraphen der Statuten, welcher Resolutionen über wissenschaftliche Fragen verbietet. Im großen und ganzen erklärte man sich einverstanden mit den Schellongschen Thesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das koloniale Budget der Niederlande.

In der niederländischen Zweiten Kammer wurde in der Sitzung vom 19. September vom Finanzminister der koloniale Etat für 1890 vorgelegt, welcher sich in den Endziffern wie folgt darstellt:

Ausgaben in den Niederlanden	25 999 798 Fl.
" " Indien	114 500 456 "
	140 500 254 Fl.
Einnahmen in den Niederlanden	32 808 612 Fl.
" " Indien	95 316 253 "
	128 124 865 Fl.
Der Voranschlag schließt daher mit einem Zuschuß von	12 375 389 Fl.

Dies an sich nicht unvorteilhafte Verhältnis gestaltet sich noch günstiger, wenn man in Berücksichtigung zieht, daß in die Ausgabeposten auch Anlagewerte eingestellt werden, die nicht als Ausgaben für die Verwaltung angesehen werden können. So sind in dem Etat für 1890 unter den Ausgaben allein 9 293 000 Fl. für den Bau von Eisenbahnen und Kabelleitung in den Kolonien enthalten.

Die Ausgaben in Höhe von 140 500 254 Fl. umfassen die gesamten Aufwendungen, welche der Staat im Mutterlande wie in den Kolonien selbst für die letztere zu leisten hat; die genannte Summe verteilt sich auf folgende acht Posten:

1. Regierung und höhere Kollegien . . .	1 139 930 Fl.
2. Justiz	5 144 068 "
3. Finanzen	15 993 035 "
4. Innere Verwaltung der Kolonien und Provinzen	41 322 936 "
5. Schule, Kirche und Industrie	11 416 035 "
6. Eisenbahnen und Bauwesen	26 105 466 "
7. Heer	29 059 456 "
8. Marine	10 319 328 "
	140 500 254 Fl.

Es wird nicht uninteressant sein, einen Ueberblick über die Ausgaben im Einzelnen zu gewinnen; dieselben umfassen alle Bedürfnisse bis ins kleinste. Der Etat ist, weil er nach Seite der Ausgaben wie der Einnahmen ein zusammenfassendes Ganze darstellt, auch besonders lehrreich für unsere deutschen kolonialen Verhältnisse, für deren Vervollständigung und Verbesserung noch so gut wie alles zu thun ist.

1. Zu dem Posten „Regierung und hohe Kollegien" werden im Mutterlande 36 600 Fl. verausgabt, davon 20 600 Fl. für Pensionen, 15 000 Fl. für Versendung von Briefen u. Telegrammen an die indische Regierung und 1000 Fl. für unvorhergesehene Ausgaben. Die Ausgaben in Indien betragen 1 103 330 Fl. Der Gouverneur-General bezieht ein Jahresgehalt von 132 000 Fl.; der Stab desselben bedingt eine Ausgabe von 29 940 Fl.; für Unterhaltung des Inventars für das Generalgouvernement sind 14 000 Fl. ausgeworfen; der Vizepräsident des hohen Rats von Indien erhält ein Jahresgehalt von 36 000 Fl.; 4 Mitglieder desselben jedes 28 800 Fl.; der Generalsekretär bezieht ein Gehalt von 24 000 Fl. Das übrige Beamtenpersonal der hohen Regierung in Batavia erfordert eine Ausgabe von 256 080 Fl.; Die Gehälter der verschiedenen Beamtenstufen bewegen sich zwischen 1 800 bis 12 000 Gulden jährlich.

Die Allgemeine Rechenkammer mit ihren zahlreichen Beamten verursacht eine Ausgabe von 410 190 Fl. Der Präsident erhält 18 000 Fl., sechs Mitglieder à 14 400; das Gehalt der übrigen Angestellten (82 Beamte außer dem Dienerpersonal) beträgt zwischen 1 800 bis 9 600 Fl.

Die gesamte Anzahl der erwähnten festangestellten Beamten außer dem Diener- und Aufseherpersonal zeigt die folgende Zusammenstellung:

1. Gouverneur-General und dessen Stab . . .	5 Beamte,
2. Der „Raad" von Indien	7 "
3. Generalsekretariat und Sekretariat	35 "
4. Allgemeine Rechenkammer	89 "
Zusammen . . .	136 Beamte.

Außer den im obigen angeführten Gehältern sind noch einige allgemeine Ausgaben erwähnenswert. Für Reisegelder des Gouverneur-Generals sind 40 000 Fl. ausgeworfen, für Büreaubedarf: Rechenkammer 6 900 Fl., Generalsekretariat 14 420 Fl., Sekretariat 12 100 Fl.; für Telegramme 30 000 Fl.

2. Umfangreicher als der Posten für höhere Verwaltung gestaltet sich der für Justiz, wofür im Mutterlande die Ausgaben auf 98 600 Fl. sich beziffern, während in Indien dieselben 5 045 468 Fl. betragen. Die Ausgaben im Mutterlande werden in der Hauptsache für Anschaffung und Sendung von Gefangenenkleidung geleistet, diese Summe beziffert sich auf 87 000 Fl.; kleinere Beträge sind: 2 500 Fl. für Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuches, 3 600 Fl. für den Unterricht an Dolmetscher im Chinesischen. Die Ausgaben in Indien dienen für den Unterhalt sämtlicher Gerichte und der Gerichtsverwaltung. Das Departement für Justiz in Batavia (Ausgabe 112 630 Fl.) zählt 16 höhere Beamte (wir lassen die Anzahl der Diener und Aufseher, welche in der Mehrzahl Farbige sind, stets außer Berücksichtigung). Der Direktor des Departements bezieht ein Jahresgehalt von 24 000 Fl., der erste Sekretär 9600 Fl., zwei Assessoren jeder 7200 Fl. und so herab bis auf ein Jahrgehalt von 1800 Fl. Nächst dem Justizdepartement folgt im Etat der höchste Gerichtshof mit einem jährlichen Aufwande von 344 864 Fl. Der Präsident bezieht ein Jahresgehalt von 24 000 Fl., drei Vizepräsidenten à 18 000 Fl., 11 Räte à 12 000 Fl., der Oberstaatsanwalt erhält 20 000 Fl., drei Staatsanwälte à 9600 Fl., der erste Greffier erhält 9600 Fl., die übrigen bis herab auf 3000 Fl.; an Schreiblöhnen nnd Gehältern für niedere Beamte wird zusammen die Summe von 32 904 Fl. gezahlt. Der Hochgerichtshof in Batavia entscheidet in höchster Instanz; die Berufung an denselben ist zulässig für Sachen über 500 Fl., wenn die Abteilungsgerichte in erster Instanz entschieden haben und bei Anträgen auf Kassation des ergangenen Urteils. Von Abteilungsgerichten, mit dem Namen „Raden van justitie", giebt es in Indien fünf: in Batavia, Samarang und Soerabaya, auf der Insel Java, in Padang auf Sumatra und in Makassar auf Celebes. Diese Gerichte entscheiden über alle Sachen der Europäer; sie bestehen gewöhnlich aus einem Präsidenten (Jahresgehalt 12—13 000 Fl.), drei bis sechs Mitgliedern (à 7200 bis 8400 Fl.), einem Untersuchungsrichter (9600 bis 12 000 Fl.), dessen Substituten (6000—7200 Fl.), einem Greffier (4800—7200 Fl.), dessen Substituten (2400—3600 Fl.). Die jährlichen Ausgaben der genannten fünf Gerichte mit zusammen 51 festangestellten Beamten betragen für Batavia 130 056 Fl., Samarang 101 556 Fl., Soerabaya 77 940 Fl., Padang 61 680 Fl. und Makassar 61 680 Fl. oder zusammen 432 912 Fl., und zuzüglich 4480 Fl. für Büreaubedarf, insgesamt 437 392 Fl.

Die Gerichte für die eingeborene Bevölkerung werden „Landraden" genannt, mit einem ordentlichen Richter als Vorsitzenden, einem Greffier und mehreren inländischen Beamten als Mitgliedern. Es sind gegenwärtig 54 ordentliche Richter als Vorsitzende von Landraden im Dienst, deren Gehalt zwischen 10 800 Fl. bis herab auf 7200 Fl. beträgt, und zwar 1 à 10 800 Fl., 6 à 9600 Fl., 22 à 8400 Fl. und 25 à 7200 Fl. Außerdem sind bei denselben gegen 90 Europäer als Greffiers u. s. f. beschäftigt. Die rechtskundigen inländischen Richter und Beamten heißen Djaksa und Pangoeloe; deren Gehälter bewegen sich zwischen 600 Fl. bis 3000 Fl., indes die inländischen Schreiber 240 bis 360 Fl. jährliche Gage erhalten, und Aufseher 120 Fl. Bei den Landraden sind allein 695 Djaksas und Pangoeloes angestellt und eine bedeutend größere Zahl von inländischen Schreibern und Aufsehern.

Weitere Kosten für das Rechtswesen bilden die Ausgaben für Dolmetscher bei den Gerichten 105 250 Fl.; Tagegelder, Zeugengelder und Kosten für Untersuchungen 224 000 Fl. und dergleichen mehr; insgesamt 398 270 Fl.

Sodann folgt ein Posten von 364 944 Fl. für die Verwaltung der an Orten der Raden van justitie bestehenden fünf Waisenkammern mit zahlreichen europäischen Beamten, deren Gehälter für die Präsidenten 12 000 Fl. und 8 400 beträgt, für Mitglieder 7 800 Fl., 6000 und 4 800, für Sekretäre 7 200 Fl., 6000, 4 800, 3 600 u. s. w.

Für das Gefängniswesen in Indien werden in 1890 1 921 965 Fl. beansprucht, davon sind 1 633 000 Fl. für den Unterhalt der Gefangenen

für Transport, Verpflegung von Kranken u. s. w. bestimmt, indes die Gehälter der Aufsichtsbeamten insgesamt 285 345 Fl. betragen.

3. Unter dem Titel Finanzen werden im Mutterlande in Ausgabe gebracht 8 215 350 Fl., in Indien 7 777 685 Fl. Im Mutterlande werden gebraucht 1 854 000 Fl. für Anteil der Kolonien an der Tilgung der nationalen Schuld; 564 000 Fl. für Ankauf von levantinischem Opium; 26 200 Fl. für kleine Anschaffungen. Beträchtlich sind die Wartegelder und Pensionen; die Traktamente beurlaubter Beamten betragen 420 000 Fl.; die Pensionen für Zivilbeamte 1 350 000 Fl.; für Militär 1 740 000 Fl., andere Gagen 1 940 000 Fl.; zusammen beziffern sich Wartegelder, Pensionen und Zulagen auf 5 512 650 Fl. Die Ausgabe für ein Invalidenhaus beträgt 75 800 Fl., für Soldzulage, an Ehrenauszeichnungen verbunden, 20 200 Fl., für Ausrüstung und Vorschüsse 30 000 Fl., für andere verschiedene Gegenstände, welche aus anderen Posten nicht überschrieben werden können, 32 500 Fl. und endlich für unvorhergesehene Ausgaben 100 000 Fl.

In Indien sind unter dem Titel Finanzen folgende Ausgaben begriffen: Gehälter der Beamten für das Departement der Finanzen mit 41 europäischen Beamten 202 000 Fl.; Aufsichtsbeamte für Steuern und Zölle 200 000 Fl.; Steuerempfänger ꝛc. 283 000 Fl.; Drucksachen für Steuerwesen 7 300 Fl.; Kosten für Goldsendungen ꝛc. 135 000 Fl.; Verlust am Wechselkurs 30 000 Fl.; Einkauf von bengalischem Opium 750 000 Fl.; Ausgabe an die Aufseher für eingebrachten Opium (Schmuggelware) 93 000 Fl.; Tagegelder und Kosten für Einforderung der Pachtgelder 20 000 Fl.; an den Inspektor für Opium-Angelegenheiten 21 000 Fl.; zur Unterdrückung des Opium-Schleichhandels 400 000 Fl.; Gehälter des Beamtenpersonals zur Erhebung der Ein- und Ausfuhrrechte 824 908 Fl.; Beamtengehälter und Kosten für Verkäufe von Produkten in Indien 212 509 Fl.; Gehälter der Beamten für Stempelverkauf 25 370 Fl.; Kosten der Steuereinsammlung 373 886 Fl.; Wartegelder und Pensionen 3 424 000 Fl.; Vorschüsse auf Gehälter 550 000 Fl.; für mit Ehrenauszeichnungen verbundene Gagen 18 600 Fl. und unvorhergesehene Ausgaben 150 000 Fl.

4. Das belangreichste und zugleich interessanteste Kapitel bildet der vierte Ausgabeposten „Departement van Binnenlandsch-Bestuur" nach unserer Übersetzung „Innere Verwaltung der Kolonien und Provinzen". Dasselbe beziffert sich auf 41 322 936 Fl., wovon im Mutterlande 2 921 515 Fl., dagegen in Indien selbst 38 401 421 Fl. verausgabt werden.

Es ist bekanntlich eine hervorstechende Eigentümlichkeit der niederländischen Kolonialverwaltung, daß die letztere es verstanden hat, aus der großen Zahl selbständiger inländischer Regenten und Oberen sich ihre Distrikts- und Ortsbeamten heranzubilden. Diese Maxime, welche zwar mehr der Not als dem eignen Triebe entwachsen ist, muß als mit Erfolg durchgeführt bezeichnet werden. Wir wollen zum bessern Verständnis wenige Bemerkungen über die Einrichtung dieser Verwaltung einfließen lassen.

Man unterscheidet in Niederländisch-Indien die Verwaltungsbezirke nach ihrem Umfang in Gouvernements, Residentien, (Assistent-Residentien), Regentschaften (Unter-Regentschaften) und Distrikte. Im Gouvernement sind mehrere Residentien vereinigt, in der Residentie einige Regentschaften, in der Regentschaft verschiedene Distrikte, und der Distrikt endlich vereinigt eine Anzahl Ortschaften. Auf Java besteht, wie es früher der Fall war, heute kein Gouvernement mehr, auf dieser Insel sind die Residenten unmittelbar abhängig von der Regierung in Batavia. An der Spitze des Gouvernements steht ein Gouverneur, der oberste Beamte der Residentie führt den Namen Resident, und Kontroleure nennt man die obersten europäischen Beamten, welche den Regentschaften vorstehen. Die Kontroleure und die Kategorien aufwärts sind geschulte Verwaltungsbeamte, indes die europäischen Beamten in den Distrikten in der Hauptsache Subalternbeamte sind.

Der oberste inländische Beamte führt in der allgemeinen Rangliste den Titel Regent; dessen Kompetenz in Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten erstreckt sich auf den Umfang einer Regentschaft in allen Sachen der Inländer. Diese Häupter der inländischen Bevölkerung, welche zum größeren Teil altangestammten Herrscherfamilien angehören, haben von ihrer einstigen Bedeutung und Macht nichts bewahrt, als ein hohes persönliches Ansehen, in welchem sie noch heute bei der inländischen Bevölkerung stehen. Die niederländische Verwaltung hat es verstanden, dies Ansehen für eine, in Anbetracht der früheren Einkünfte der Regenten immerhin billige Entschädigung sich dienstbar zu machen. Die niederen inländischen Beamten in den Distrikten und Ortschaften sind abhängig von den Regenten; jedoch wacht überall das Auge des Europäers, damit der Dienst im Sinne der niederländischen Verwaltung geübt werde.

Wir wenden uns jetzt wieder dem Etat zu und betrachten die Gliederung des Postens „Innere Verwaltung" in seinen unterschiedenen Bestandteilen. Der Betrag 2 921 515 Fl., welcher im Mutterlande zur Verwendung kommen soll, setzt sich zusammen aus folgenden Ansätzen: 12 600 Fl. für Sendung von Kleidung für Aufseher; 5 300 Fl. für Kleidung an Polizisten; 21 800 Fl. für Karten und Instrumente bei der Landvermessung; 2 580 260 Fl. Kosten, welche an Fracht, Versicherung, Courtage, Kommission bei den Verkäufen des Kaffees der Regierung im Mutterlande entstehen; 53 995 Fl. für Unkosten beim Verkauf der Chinarinde; 6 360 Fl. für Erziehung von Forstschülern und für Anschaffung von Bedarfssachen für Waldhüter; 1 200 Fl. für Gehaltszulage eines königl. Kommissars bei der Paketfahrtgesellschaft; 215 000 Fl für die Beförderung von Regierungsbeamten; 25 000 Fl. für unvorhergesehene Bedürfnisse.

Von der in Indien zur Verwendung kommenden Summe von 38 401 421 Fl. nehmen die Gehälter für die europäischen und inländischen Verwaltungsbeamten 5 138 592 Fl. bezw. 5 603 112 Fl. in Anspruch. Der Direktor des Departements bezieht ein Gehalt von 24 000 Fl., die Gouverneure haben 20 000 Fl., ein Resident I. Klasse 18 000 Fl., ein Resident II. Klasse 15 000 Fl., ein Resident III. Klasse 12 000 Fl., ein Assistent-Resident 7200 Fl., die ersten Sekretäre beziehen jährlich 6000 und 4800 Fl., ein Kontroleur I. Klasse 4800 Fl., ein Kontroleur II. Klasse 3600 Fl., ein Aspirant-Kontroleur 2700 Fl.; die Löhne der Schreiber bewegen sich zwischen 180 bis 1440 Fl., die der Aufseher von 96 bis 420 Fl. Die Anzahl der Europäer (natürlich fast ausschließlich Niederländer), welche die höheren Stellen der inneren Verwaltung einnehmen, ist eine ziemlich beträchtliche. Wir zählen für 1890 allein 3 Gouverneure, 5 Residenten I. Klasse, 24 Residenten II. Klasse, 8 Residenten III. Klasse, 1 Assistent-Resident (mit 9600 Fl. Jahrgehalt), 113 Assistent-Residenten (mit 7200 Fl.); 1 Sekretär (mit 9000 Fl.); 28 Sekretäre (à 6000 Fl.); 3 à 5400, 8 à 4800; ferner 101 Kontroleure I. Klasse, 142 Kontroleure II. Klasse und 74 Aspirant-Kontroleure.

Die inländischen Beamtenklassen werden bezeichnet mit den Namen Regenten, Patehs, Mantries, Schreiber und Aufseher. Dafür beträgt die Ausgabe insgesamt, einschließlich persönlicher Zulagen, wie oben angegeben, 5 603 112 Fl. Die Gehälter der Regenten und Distriktsoberen sind durchweg verschieden; es richtet sich deren Einnahme nach ihrem persönlichen Rang, ihrer Abkunft und dem Umfang ihrer alten Gerechtsame. Manche Regenten auf Java beziehen ein Jahrgehalt von 20 000 Fl. und ebenso viel an Extravergütung, etwa für Abstand von Herrendiensten zu Gunsten der Regierung oder dergleichen; die Regenten in den sogenannten Außenbesitzungen (womit alle Inseln außer Java und Madura bezeichnet werden) erhalten bedeutend weniger; die niedrigste Gehaltsstufe geht hier auf 360 Fl. herab. Auch die Gehälter der Distriktsoberen, sowie der Mantries und Schreiber sind nach Ort und Gelegenheit völlig verschieden. Es wird von Interesse sein, wenn wir einige höhere Gehaltsklassen der inländischen Beamten in Ziffern anführen; wir geben nur eine Übersicht der festen Gehaltsstufen über 1000 Fl. Danach werden gezählt: 3 Regenten à 20 000 Fl., 1 à 15 000 Fl., 2 à 14 400 Fl., 1 à 14 000 Fl., 12 à 13 200 Fl., 38 à 12 000 Fl., 2 à 10 800 Fl., 1 à 6000 Fl., 1 à 3600 Fl., 74 à 2400 Fl., 2 à 1500 Fl. und 3 à 1200 Fl.; Patehs: 9 à 4800 Fl., 15 à 3600 Fl., 45 à 3000 Fl., 16 à 2700 Fl., 417 à 2400 Fl. und 351 à 1200 Fl.. Von den Mantries erreicht niemand die Gehaltsstufe von 1000 Gulden; die üblichen Sätze sind 600 Fl. und 480 Fl. Im Allgemeinen sind die Gehälter für die niederen inländischen Beamten zu sehr gedrückt, während die Gehälter der oberen begünstigt werden; es liegt das im System der niederländischen Verwaltung, welche das angeborene Abhängigkeitsverhältnis des Inländers zu seinem angestammten Oberen zu Gunsten des Staatssäckels aufrecht erhält. Dies System hat naturgemäß vielfach die Folge, daß den Oberen zugelegt und den Niederen genommen wird.

Nächst den Gehältern folgt als Ausgabeposten 1 171 412 Fl., welche erfordert werden für Botenlohn, für Bewachung von Gefangenen, der Regierungshäuser und dergleichen. Diese Dienste mußten früher als unbezahlte Herrendienste von der inländischen Bevölkerung geleistet werden, sind aber nunmehr abgelöst.

2 852 729 Fl. werden für die Entschädigung an inländische Fürsten und Große gefordert für den Abstand früherer Einkünfte an die Regierung, für persönliche Zulagen und dergl. Als Beitrag zu öffentlichen Posten sind 16 675 Fl. ausgeworfen, für Fahrzeuge zur Benutzung der örtlichen Polizei 160 168 Fl., für örtliche bürgerliche Schutztruppen 944 437 Fl., für Prämien auf Vertilgung schädlicher Tiere 30 000 Fl., für Zuwendungen an Unterstützung bei Wegebau und dergleichen 114 366 Fl., für Unterstützung des Landbaues im Allgemeinen und der Viehzucht 321 891 Fl., für Tierarzeneikunde 53 080 Fl., für Vergütungen an Beamte als Ersatz wegen Wegfall einzelner Herrendienste 1 721 784 Fl., für Landvermessung 596 180 Fl. Eine weitere Reihe von Ausgaben wird bei demselben Posten durch diejenigen Kulturen erfordert, bei welchen noch eine gezwungene Ablieferung an die Packhäuser der Regierung besteht. Voran steht der

Digitized by Google

Kaffee; die Einsammlung desselben, Kaufgeld, Vergütung an die Beamten der Zollhäuser, Frachten ꝛc. Das alles zusammen beansprucht die Summe von 14 791 429 Fl. Für Zucker werden 761 224 Fl., für Chinarinde 125 640 Fl. und für Aufforstung und Holzbedarf 738 176 Fl. angesetzt. Das Gehalt der Angestellten bei den Packhäusern beträgt 294 436 Fl. Die Unterhaltung einer geregelten Dampferpaketfahrt erfordert 381 294 Fl. Endlich sind noch 640 000 Fl. für Reisegelder der Beamten nach und aus Indien und 250 000 Fl. für unvorhergesehene Ausgaben zu erwähnen.

5. Der fünfte Posten des Etats, betreffend das „Departement van Onderwijs, Eeredienst en Nijverheid“ (Schule, Kirche und Gewerbe) in Höhe von 11 416 035 Fl. teilt sich in 591 600 Fl. für Ausgaben im Mutterland und 10 824 435 Fl. für Ausgaben in Indien. Die Ansätze für die Ausgaben im Mutterlande sind: 9 500 Fl. zur Anschaffung von Bedarfsgegenständen für das Schulwesen, 12 500 Fl. zur Anfertigung oder Herausgabe von Druckwerken, 55 000 Fl. zur Anschaffung von Papier ꝛc. für die Landesdruckerei, 6 000 Fl. zu Vergütungen an Examinatoren indischer Beamten, 21 200 Fl. Unterstützungsgelder zu kirchlichen Zwecken, 135 000 Fl. für Bedürfnisse des Arzteweſens, 33 000 Fl. für den Bergbau (8 000 Fl. für Ausbildung von Ingenieuren, 21 000 Fl. zur Anschaffung von Minengerätschaften ꝛc., 4 000 Fl. für Drucksachen, betreffend den Bergbau), 309 400 Fl. für Unkosten des Vertriebs der Zinnausbeute auf Banka, wie Frachten, Prämien, Courtage, Kommissionen u. s. f. Für unvorhergesehene Ausgaben sind 10 000 Fl. ausgeworfen.

Die Ausgaben in Indien zerfallen in die folgenden Einzelpositionen: Die oberste Verwaltung des Departements mit 20 fest angestellten Beamten kostet Fl. 119 900. Die Schulen, in welchen Kinder von Europäern und mit letzteren gleichgestellten Inländern unterrichtet werden, erfordern einen Aufwand von 2 059 505 Fl.; darunter sind ansehnliche Zuwendungen an einzelne Schulen, wie beispielsweise 210 000 Fl. an das Gymnasium Willem III. in Batavia; 265 000 Fl. an drei höhere Bürgerschaften in Batavia, Soerabaya und Samarang; 14 000 Fl. an eine Bürger-Abendschule in Soerabaya. Die Lehrergehälter am Gymnasium betragen von 9 600 bis 5 400 Fl., an den höheren Bürgerschulen von 8 400 bis 4 500 Fl.; 1 410 000 Fl. werden für 145 niedere Schulen ausgegeben; die Gehälter an denselben sind für Lehrer I. Klasse 3 600 Fl. bis 3 000 Fl.; für Lehrer II. Klasse 2 400 Fl.; für Lehrerinnen I. Klasse 3 000 Fl.; für Lehrerinnen II. Klasse 2 400 Fl.; Hilfslehrer und Hilfslehrerinnen erhalten 1 500 Fl. An Büchern, Schulutensilien, Lehrmitteln ꝛc. werden für die niederen Schulen 75 000 Fl. gebraucht. Die Vergütung für Ausfall an Schulgeld beträgt 21 100 Fl., und an Privatschulen für Europäer werden 18 000 Fl. Unterstützungsgelder gezahlt. Die Inspektion der niederen Schulen kostet 35 000 Fl.

Es folgt nun das Schulwesen für die inländische Bevölkerung. Es bestehen 7 Anstalten, in welchen inländische Lehrer gebildet werden, nämlich in Bandang, Probolinggo, Palang-Sidempoean, ferner in Fort de Kock, in Amboino auf der gleichnamigen Insel, in Makassar auf Celebes und in Bandjermasin auf Borneo. Für diese „Kweekscholen“, wie sie offiziell heißen, werden 182 055 Fl. aufgewendet. Bessere Schulen für die Söhne von inländischen Beamten und angesehenen Inländern giebt es vier, nämlich in Magelang, Bandang, Probolinggo und in Tondano; hierfür erwächst eine Ausgabe von 56 505 Fl. Die Gehälter der Lehrer an den niederen inländischen Schulen erfordern die Summe von 682 836 Fl. Für besondere und Privatschulen sind an Unterstützungsgeldern 27 755 Fl. ausgeworfen. Die Schulutensilien, Lehrmittel ꝛc. betragen 50 000 Fl. Die Inspektion der vorgenannten Schulen erfordert die Summe von 48 000 Fl., und die Gesamtsumme aller Ausgaben für diese beträgt 1 109 475 Fl. Die Gehaltsklassen unterscheiden sich wie folgt: An den Seminaren erhalten die Lehrer 6 000, 4 800, 3 600 und 1 800 Fl.; inländische Lehrer 1 200 und 900 Fl; an den besseren Schulen für Inländer sind die Sätze 3 000, 1 200 und 600 Fl.; an den gewöhnlichen Schulen für Inländer erhalten die Lehrer an den Schulen auf Java 900, 480 Fl., und in den andern Besitzungen 600, 480 und 420 Fl.

Auch für Kunst und Wissenschaft wird in Indien eine ansehnliche Unterstützung geleistet; sie beträgt pro 1890 178 902 Fl.; und zwar: für wissenschaftliche Untersuchungen 39 400 Fl., für Erhebungen betreffs des Islam 10 200 Fl., für Altertumsforschung 46 432 Fl., für Beaufsichtigung der Bildersammlung im Palais zu Weltevreden 200 Fl., für den Botanischen Garten in Buitenzorg 53 970 Fl., für denselben (Bibliothek ꝛc.) 28 700 Fl.

Für die Landesdruckerei sind 101 312 Fl. ausgeworfen, für Examen der Beamten 15 000 Fl., und dann folgt die Dotation für die Kirche mit 693 200 Fl.; davon sind 565 800 Fl. Gehälter an Prediger und Hilfsprediger aller christlichen Bekenntnisse. Für Ausbildung von inländischen Lehrern an inländischen Christengemeinden, die an Sonntagen das Evangelium lesen ꝛc., sind 24 000 Fl. und an Reisekosten für Prediger 60 000 Fl. vorgesehen. 11 400 Fl. wird Vergütung an Missionare gegeben, 20 000 Fl. Unterstützung an Kirchen als Beitrag zu den Erhaltungskosten und endlich 8 700 Fl. für Zulagen an inländische Priester und für Instandhaltung von Begräbnisplätzen.

Das Armenwesen ist mit 96 908 Fl. bedacht, davon werden 91 000 Fl. an protestantische und römisch-katholische Waisenhäuser überwiesen, während der übrige kleine Rest einem Armenhause in Samarang zufällt.

Erheblich ist die Aufwendung für das Krankenwesen; sie beziffert sich im ganzen auf 1 893 402 Fl. Für Inspektion und Laboratorien sind 47 150 Fl. ausgeworfen; für drei Irrenanstalten in Batavia, Surabaya und Samarang 243 507 Fl.; für städtische Krankenhäuser 132 000 Fl.; Unterstützung an zwei Gesundheitsstationen in Solkaboemi und Sindang Laija, beide auf Java, 14 400 Fl.; Unterstützung an die Stadtärzte und Hebammen in Batavia, Surabaya und Samarang 55 740 Fl.; Reisegelder an Ärzte 20 000 Fl.; Verpflegung von Zivilpersonen in Militärkrankenhäusern 400 000 Fl.; Sporteln und Unterstützungsgelder an Ärzte in den Hospitälern der Außenbesitzungen ꝛc. 235 050 Fl.; für Maßregeln gegen Syphilis 120 000 Fl.; für Impfzwecke 205 619 Fl.; für inländische Krankenhäuser und deren Bedienung 207 396 Fl.; für Besoldung inländischer Ärzte 101 990 Fl.; für Ausbildung inländischer Ärzte 42 180 Fl. und endlich für Unterstützung inländischer Hebammen 3 500 Fl. Die Ärzte an Anstalten erhalten ein Jahresgehalt von 7 200 bis 12 000 Fl.; Stadtärzten werden Zulagen bewilligt in Höhe von 2 400 bis 8 400 Fl.; die inländischen Ärzte, doctors djawa genannt, erhalten ein Jahrgehalt von 600 Fl.

Die nächste Position, Handel und Gewerbe, ist mit 18 500 Fl. dotirt; dann folgt Bergbau mit 322 554 Fl. Die Gehälter für Hauptingenieure sind 10 800 Fl., für Ingenieure I. Klasse 7 800 Fl., für Ingenieure II. Klasse 5 400 Fl., für Ingenieure III. Klasse 3 600 Fl., für Topographen 3000 Fl. Aufseher erhalten 2 400 Fl., 1 500 und 960 Fl. u. s. f.

Sehr interessant ist die Position für die Ausbeute von Zinn auf Banka, wofür 1 943 968 Fl. gefordert werden. Die Beamtengehälter betragen 56 688 Fl.; für Ankauf und Transport ist die Summe von 1 266 480 Fl. erforderlich; für Ankauf und Transport von Reis, der den Arbeitern geliefert wird, 550 000 Fl.; für Pickolgelder auf die abgelieferte Ware an die Verwaltungsbeamten 14 000 Fl.; für Untersuchungen ca. 54 000 Fl.

Die letzte und sehr wichtige Position bildet „die Gewinnung und den Verkauf von Salz“. Die Regierung hat auf Java und Madura und in anderen Teilen der Außenbesitzungen sich das Salzmonopol vorbehalten. Speisesalz wird nur an wenigen Stellen in guter Qualität gewonnen, und zwar Seesalz, das durch die Sonne getrocknet wird; diese Plätze befinden sich in der Hauptsache auf der Insel Madura. Für die Gewinnung und den Vertrieb des Salzes werden in 1890 gefordert 2 171 799 Fl. Die Gehälter der Packhausmeister und der übrigen Bediensteten bei den Hauptdepots betragen in Summa 55 290 Fl. und die des Personals an den Verkaufsstellen 187 000 Fl. Für die Gewinnung und den Transport sind 1 891 000 Fl. ausgeworfen; es werden gewonnen auf Madura 40 000 Koyangs.*) Die Packspesen betragen 20 000 Fl.; die Transportkosten sind ungeheuer hoch, sie belaufen sich für die 40 000 Koyangs, wovon 33 000 Koyangs allein nach Java gehen oder zum teil auf Madura bleiben, auf 1 471 875 Fl., das ist gerade $3\frac{1}{2}$mal soviel, als die Bereitung des Salzes gekostet hat. 37 000 Fl. werden endlich noch für Bedarfsgegenstände beim Anmachen des Salzes, für Kulilöhne und dergleichen und 100 000 Fl. für unvorhergesehene Ausgaben eingesetzt, womit der V. Posten schließt.

6. Das Departement für öffentliche Werke erfordert an Mitteln im Mutterlande 5 178 800 Fl. und in Indien 20 926 666 Fl. Auf die erstere Summe rechnen 310 000 Fl. für Anschaffung und Aussendung von Utensilien und dergleichen nach Indien; für Post und Telegraphie werden 1 098 600 Fl. gefordert, darunter 878 600 Fl. für ein neues Kabel von Makassar nach Bandjermasin; für Eisenbahnen und Tramwagen sind 3 725 000 angesetzt und für unvorhergesehene Ausgaben 5000 Fl.

In Indien sind erforderlich 146 180 Fl. für die oberste Verwaltung des Departements. 1 164 184 Fl. betragen die Gehälter für die Ingenieure, Baubeamten und das Dienstpersonal; es sind angestellt 2 Hauptingenieue à 18 000 Fl.; 2 Hauptingenieure II. Klasse à 14 400 Fl.; 11 Ingenieure I. Klasse à 9000 Fl.; 14 Ingenieure II. Klasse à 6000 Fl.; 5 Ingenieure III. Klasse à 4200 Fl.; 5 Aspirantingenieure à 3000 Fl.; 10 Architekten I. Klasse à 5400 Fl.; 11. Architekten 2 Klasse à 3600 Fl.; 43 Aufseher I. Klasse à 3000 Fl.; 50 Aufseher II. Klasse à 2400 Fl.; 49 Aufseher III. Klasse à 1800 Fl.. Für den Unterhalt von Regierungsgebäuden, Schulen und Staatsbauten sind 924 000 Fl. angesetzt; für Neubauten 898 000 Fl. Für Brückenbau, Wasser und Wasserwerke 4,829 000 Fl. Für die andern Wasser- und Hafenarbeiten sind angesetzt 1,000 000 Fl.

*) Koyang = à 10 Fl. = 400 000 Fl.

Digitized by Google

Für das Löschwesen sind 13 544 Fl. ausgeworfen. Die Besoldung des Personals an den Baggerschiffen erfordert 112 588 Fl. und für Instandhaltung der Baggerschiffe werden 274 000 Fl. aufgewendet Die Bedienung der Wasserleitungen kostet 5000 Fl. Der Unterhalt zweier Fabriken beziffert sich auf 52 500 Fl. Für Materialien sind 40 000 Fl. angesetzt; Hausmieten ꝛc. 836 000 Fl.

Nun folgt der Post- und Telegraphendienst, dafür sind in Summa gefordert 1,905 930 Fl. Das europäische Beamtenpersonal bezieht an Gehältern 948 710 Fl.; das inländische 195 000 Fl. Der Chef der Post und Telegraphie hat ein Jahresgehalt von 14 400 Fl.; 2 Inspektoren à 9000 Fl.; 4 Inspektoren II. Klasse à 7 200 Fl.; 5 Adjunktinspektoren à 6000 Fl.; 3 Hauptkontorchefs à 7200 Fl.; 4 Kontorchefs I. Klasse à 5400 Fl.; 6 II. Klasse à 4200 Fl.; 20 III. Klasse à 3600 Fl.; 68 IV. Klasse à 2640 Fl.; 18 V. Klasse à 1800 Fl.; ferner 23 Kommis à 3600 Fl.; 35 II. Klasse à 2640 Fl.; 115 III. Klasse à 1800 Fl. u. s. w. Die Anzahl der inländischen Postbeamten beträgt 1063, deren Gehalt durchschnittlich 175 Fl. beträgt. Reisegelder sind auf 21 000 Fl. veranschlagt; Büreanbedarf auf 56 000 Fl.; Pferde und Fourage ꝛc. 13 000 Fl.; andere Bedarfssachen 32 000 Fl.; Kosten für Beförderung von Briefen ꝛc. 308 000 Fl.; Unterhaltung und Ausbreitung der Telegraphenlinien 80 000 Fl.; für die inländischen Pferdeposthaltereien sind 216 500 Fl. und für Lokalmieten 36 720 Fl. veranschlagt. Es folgt nun der wichtigste Titel: Eisenbahnen und Trambahnen. Die Besoldung ꝛc. des höheren Verwaltungspersonals beträgt 53 840 Fl.; für Bedarf an Magazingütern sind 902 000 Fl. ausgeworfen; für den Ausbau einiger neuer Linien 5 278 000 Fl.; die Gehälter der Beamten an den Linien in Betrieb beziffern sich auf 1 372 600 und die weiteren Betriebskosten für dieselben Linien 861 000 Fl.; die in Betrieb befindliche Trambahn in Atjeh erfordert an Gehalts- und Betriebsunterhalt 102 400 Fl. Der Aufsichtsdienst der Linien kostet 55 900 Fl. und an unvorhergesehenen Ausgaben für das gesammte Departement sind 100 000 Fl. gefordert. Es sind gegenwärtig Eisenbahnen im Betriebe in einer Gesammtfläche von 911 Kilometer.

7. Das wichtige Kapitel: Heer weist für das Mutterland Ausgaben in Höhe von 4 172 415 Fl. auf und für Indien 24 887 041 Fl.

Im Mutterlande werden bezahlt an Tagegeldern an Offiziere der indischen Armee, welche bei der niederländischen Armee detachirt sind oder andere Kommission im Mutterlande haben, 22 000 Fl., und an Tagegeldern an Offiziere, die auf der Kriegsschule verweilen, 44 400 Fl. Gehälter an im Mutterlande beurlaubte Militärs betragen 250 000 Fl. Anteil zu Kriegsschulen 354 015 Fl.; die Kosten bei Werbung der Truppen betragen 1 680 000 Fl.; die militärischen Strafgefangenen verursachen im Mutterlande eine Ausgabe von 22 000 Fl.; für Anschaffung und Aussendung von Magazingütern für das indische Heer werden 1 750 000 Fl. ausgegeben. Endlich sind für unvorhergesehene Ausgaben 50 000 Fl. vorgesehen.

In Indien erreichen die Ausgaben für das Heer fortlaufend eine belangreiche Höhe; die in dem vorliegenden Etat ausgeworfenen 25 Millionen sind die übliche normale Summe. Dieselbe setzt sich aus folgenden Einzelpositionen zusammen: 952 618 Fl. erfordert der Generalstab an Besoldungen, Tafel- und Fouragegeldern, Büreaukosten u. dergl. 752 387 Fl. kostet die Militärverwaltung in Batavia und 224 484 Fl. diejenige in den übrigen Garnisonplätzen. Für das aktive Heer wird an Gehältern, Sold, Zulagen, Fouragegeldern und Büreaukosten verausgabt: für die Infantrie 5 332 062 Fl., für die Kavallerie 283 662 Fl., für die Artillerie 1 595 303 Fl. und für besondere inländische Korps 140 359 Fl. Diese Ausgaben betreffen in der Hauptsache nur die Besoldung der Truppen. Die Einkünfte der Offiziere bestehen in dem festen Gehalt und in Fouragegeldern, an höchste Chargen werden auch Tafelgelder bewilligt. Der oberste Kommandant des Heeres, der zugleich Chef des gesamten Kriegswesens ist, bezieht ein festes Gehalt von 24 000 Fl., Tafelgelder in Höhe von 6000 Fl. und 2160 Fl. Fouragegelder; ein Generalmajor hat beziehungsweise 15 000 Fl., 3600 Fl. und 1440 Fl.; ein Oberst 11 bis 12 000 Fl. Gehalt und 600 bis 720 Fl. Fouragegelder; ein Oberstleutnant 8400 bis 9000 Fl. bezw. 600 bis 720 Fl.; ein Major 7200 bis 7800 Fl. bezw. 600 bis 720 Fl.; ein Kapitän 4 bis 5000 Fl. bezw. 360 Fl.; ein Kapitän II. Klasse 4800 Fl. bezw. 300 bis 360 Fl.; ein erster Leutnant 2400 bis 2700 Fl. bezw. 300 bis 360 Fl.; ein zweiter Leutnant 2200 bis 2400 Fl. bezw. 240 bis 360 Fl. Der Sold für die Mannschaften ist nicht gleich; die Europäer erhalten mehr als die Inländer; nur die Amboinesen stehen mit den Europäern gleich. Die Soldunschiede zeigt die folgende Zusammenstellung:

Sold pro Tag	Europäer	Amboinesen	Andere Inländer
An Adjutant-Unteroffizier	1. 90 Fl.	—	—
„ Sergeant-Major . .	1. 35 „	—	—
„ Sergeant	1. — „	1. —	75
An Korporal	—. 60 Fl.	—. 60	50
„ Füselier	—. 33 „	—. 33 „	21

Der Sold für die Mannschaften der Kavallerie ist etwas höher als der für die Infanterie, und die Mannschaften der Artillerie beziehen in gleichem Verhältnis mehr als die der Kavallerie. Die oben erwähnten inländischen Korps sind zwei an inländische Fürsten auf Java zugestandene Abteilungen, in denen jedoch die Offiziere auch Europäer sind.

Für das Heerwesen werden sodann noch die folgenden Ausgaben gemacht: 73 860 Fl. für Remonte; 461 287 Fl. für das Geniekorps; 386 100 Fl. für Bedarf der Geniemagazine; 1 594 600 Fl. für Festungsbau und dergl; 475 530 Fl. für Kasernenbau ꝛc.; 810 000 Fl. an Mietsgeldern für Bureaumieten ꝛc.; 1 523 269 Fl. für Militärärzte, deren Gehälter sich zwischen 3000 bis 9000 Fl. bewegen, einschließlich des Hilfspersonals. Es sind im Medizinalwesen im Heere angestellt: 171 Ärzte, 43 Apotheker und 9 Roßärzte. Die Militärgefängnisse erfordern eine Ausgabe von 59 194 Fl.; unter dem Titel „besondere Einrichtungen" (Ausgaben für Militärschulen, Musikkorps ꝛc.) werden 280 089 Fl. gefordert; für die Werbung der Truppen 800 000 Fl.; Gratifikationen an Dekorierte 19 000 Fl.; für Lebensmittel 4 700 000 Fl.; für Equipirung 505 000 Fl.; für Transport zu Wasser und zu Lande von Personen, Gütern, Pferden und Vieh 2 093 440 Fl.; Pensionen und Wartegelder 54 000 Fl.; Vorschüsse auf Sold ꝛc. 411 000 Fl.; für Gratifikationen an verabschiedete Militärs 25 000 Fl.; außerordentliche Ausgaben zur Bekämpfung der Unruhen in Atjeh 380 397 Fl.; für Expeditionen von Truppen auf dem Kriegspfade 200 000 Fl.; für zeitweilige Vermehrung der Friedensstärke des Heeres 700 000 Fl. und endlich für unvorhergesehene Ausgaben 50 000 Fl.

8. Der letzte Posten „Marine" beansprucht für Ausgaben im Mutterlande 4 784 918 Fl. und in Indien 5 534 410 Fl. Für die Ausbildung und Ausrüstung geschieht im Mutterlande sehr viel; die niederländischen Marineanstalten zählen zu den besten in Bezug auf Einrichtung und Leistungsfähigkeit. Die Ausgaben, welche im Mutterlande dafür gemacht werden, zerfallen in vier Einzelpositionen: 1 960 Fl. sind ein Beitrag für Aufseher und Schreiber an der Reichswerft in Amsterdam; 1 771 758 Fl. werden gezahlt für Unterstützungen, welche die Reichsmarine der Niederländisch-indischen Marine leistet; darunter folgende Ansätze: 1 344 058 Fl. an Gehältern und Sold, 2 100 Fl. Beitrag für die Anstalt zur Untersuchung der Seeinstrumente; 18 100 Fl. Beitrag an Steuermannsgeldern und dergleichen; 500 Fl. für Anschaffung von Medaillen; 155 000 Fl. für Medikamente; 22 000 Fl. für Kleidung, und 215 000 Fl. für Reisegelder an das Personal der Marine, welches aus Indien zurückkehrt. Erheblicher ist der Ansatz für Materialien, die im Mutterlande für die niederländisch-indische Marine angekauft werden; dafür sind 2 961 200 Fl. eingestellt. Diese Summe setzt sich aus folgenden Ausgaben zusammen: 176 500 Fl. für Artilleriebedarf; 510 000 Fl. für Steinkohlen; 815 000 Fl. für Magazingüter; 500 Fl. für Bücher und Instrumente; 7 600 Fl. für Bearbeitung der Triangulation von Java; 3000 Fl. für Kosten beim Verkauf von Seekarten und dergleichen; 88 600 Fl. für Anschaffungen zum Gebrauch beim Küstendienst in Indien, und 1 360 000 Fl. für Neubau und Ausrüstung von Schiffen. Für unvorhergesehene Ausgaben sind 50 000 Fl. ausgeworfen.

Die Ausgaben für die Marine in Indien gliedern sich wie folgt: 214 395 Fl. werden für die Verwaltung erfordert; der Kommandant der Seemacht und Chef der Marinedepartements erhält ein Jahresgehalt von 15 600 Fl.; die Gehälter der bei dem Departement beschäftigten Offiziere und Beamten betragen insgesamt 174 215 Fl.; die Bureaukosten ꝛc. belaufen sich auf 12 000 Fl. und für die ausführenden Organe zum Ankauf der Hölzer für den Schiffsbau betragen die Besoldungen 10 980 Fl.

Außer dem Kommandanten sind bei der Verwaltung 34 Offiziere und Beamte beschäftigt, deren Gehälter von 1800 bis 12 000 Fl. variiren.

Für maritime Etablissements und Magazine sind 988 475 Fl. ausgeworfen; davon bilden 391 745 Fl. die Gehälter des Aufsichts- und unteren Personals. Der leitende Direktor bezieht ein Gehalt von 13 200 Fl.; die ersten Ingenieure 12000 Fl. und 9000 Fl.; die ersten Magazinmeister 6000 bis 8000 Fl.; Ingenieure und Magazinmeister II. Klasse 6000 Fl., 5 400 Fl. und 4 800 Fl.; Lithographen, erste Zeichner, erste Aufseher und Werkmeister 3000 Fl. u. s. f. In höheren Gehaltsklassen, also zwischen 1 800 und 13 200 Fl. gibt es bei diesen Etablissements und Magazinen 85 Festangestellte.

Für magnetische und meteorologische Beobachtungen sind 36 510 Fl. und für den hydrographischen Dienst 96 668 Fl. ausgeworfen; beide Posten, besonders aber der letztere, sind in Ansehung der Wichtigkeit dieser Arbeiten und der ungeheuren räumlichen Ausdehnung des

niederländisch-indischen Kolonialbesitzes nur sehr gering bemessen. Auch für die Verbesserung der Hafeneinrichtungen, die nur mit 164 959 Fl. bedacht sind, geschieht wenig genug, indes für den Küstendienst (Leuchtturm, Lootsenwesen u. dergl.) eine höhere Summe verwendet wird, nämlich 457 803 Fl.

Es folgt nun der belangreiche Posten für Besoldung und Unterhalt des Personals der Seemacht mit 1 835 520 Fl. Die Seemacht teilt sich in Kriegsmarine und Gouvernementsmarine. Die erstere, welcher in der Hauptsache die Aufgabe zufällt, in dem weit ausgedehnten Gebiete zu kreuzen, über Piraterie zu wachen und bei entstehenden Konflikten oder in Fällen von Ungehorsam überall rasch eingreifen zu können, kostet an Unterhalt 1 202 100 Fl.; sie besteht für das Jahr 1890 aus 27 Fahrzeugen der verschiedensten Gattungen, deren Gesamtbemannung aus 1123 Europäern und 282 Inländern sich zusammensetzt.

Die Gouvernementsmarine erfordert für Besoldung der Bemannung und für den Unterhalt 633 420 Fl; sie hat die Aufgabe, den Revierdienst zu verrichten, Transporte auszuführen und andere für die Verwaltung erforderliche Verrichtungen zu thun. Die Schiffe sind meistens mit Inländern bemannt; es sind im Dienst 13 Seedampfer, jeder mit 8 Europäern und 37 Inländern Bemannung; 5 Revierdampfer mit 8, beziehungsweise 6 Europäern und 30, beziehungsweise 23 Inländern; ein Korrespondenzfahrzeug zur Verfügnng der Regierung in Batavia und 19 Advisböte, die jedes mit 11 Inländern bemannt sind.

Für die Anschaffung von Materialien sind 1 430 000 Fl. im Etat vorgesehen; die Summe setzt sich aus 5 Posten zusammen: 300 000 Fl. für Ankauf und Transport von Holz für den Schiffsbau, 765 000 Fl. **für den Bau neuer Schiffe**, 428 000 Fl. für den Kauf und Transport von Steinkohlen, 15 000 Fl. für Munition und 22 000 Fl. für den Transport von Bedarfssachen außer Steinkohlen und Lebensmitteln.

Endlich sind noch drei kleinere Posten zu erwähnen: 140 000 Fl. an Warte- und Reisegeldern, 20 000 Fl. für Vorschüsse und 150 000 Fl. für unvorhergesehene Ausgaben.

Damit schließen die Ausgaben, für welche wir mit Rücksicht auf eine erstmalige Veröffentlichung das wichtige Zahlenmaterial glaubten etwas ausführlicher darstellen zu müssen, zumal bei dem vorhandenen zeitigen Interesse für koloniale Budgetfragen; in einem folgenden Artikel werden wir die Einnahmen behandeln und den Etat im ganzen besprechen. B.

Über Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika.

Von R. v. Hake.

I.

Wir sind gewöhnt, von dem Entwurf einer großen Anlage, durch statistische Erhebungen, Stimmungsberichte ꝛc. den Beweis der „Notwendigkeit" einzuholen. An der Küste Ostafrikas leben nicht allzuviel, im Innern gar keine Kulturmenschen; die Eingeborenen wissen nicht, was eine Eisenbahn ist, und wenn sie es wüßten, würden sie wahrscheinlich dagegen stimmen, man kann also nicht von einer Notwendigkeit in dem uns geläufigen Sinne sprechen. Die Notwendigkeit ist erst eine Folge der Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Wir beabsichtigen, die Naturschätze eines ausgedehnten Tropenlandes auszubeuten. Sie sind entweder gar nicht zugänglich, oder die Arbeit, sie zu holen, übersteigt den Gewinnst am Marktpreise, oder die Natur stellt sie nicht fertig hin, und wir müssen sie erst veranlassen, uns diese Schätze zu erzeugen; unsere Werkzeuge und Lebensbedingungen aber können auf den bisherigen Wegen nicht billig genug herbeigeschafft werden.

Die Notwendigkeit ist also mit der Aufgabe der modernen Kolonisation gegeben. Kolonisiren heißt Eisenbahn bauen, und umgekehrt, Eisenbahn bauen heißt kolonisiren.

Es ist dies nicht eine bloße Phrase, sondern das Resultat eines nach erprobter Methode für die ganze Welt bereits gelösten Rechenexempels.

Der Laie schlägt in der Regel vor: Könnte man nicht schon mit Ochsenwagen, mit Elephanten, Kameel- und Eselposten auskommen? Wer, von vorhandenem Bedürfnis ausgehend, sich mit einer „Verbesserung" zufrieden giebt, zielt immer auf Verbilligung des Anlagekapitals, statt auf Verbilligung des Transports und der Produktion; er kommt dabei erfahrungsmäßig stets zu Trugschlüssen.

Wenn der ganze bestehende Verkehr zwischen Berlin und Stettin auf einem einzigen dazu hergerichteten Pfade mittels jener Tiere bewerkstelligt werden sollte, so leuchtet wohl ein, daß, abgesehen von der Unübersichtlichkeit, der Unsicherheit und Langsamkeit dieses Verkehrs, derselbe so teuer kommen würde, daß die beförderten Waren nicht auf dem Markte konkurriren könnten.

Wäre aber zwischen genannten Orten Wüste oder Wald, und wäre Stettin nur ein einzelnes Rittergut, so würden die, wenn auch geringen Kosten des Pfades und des Managements mit hinzutreten, und die transportirten Erzeugnisse und Bedürfnisse des Ritterguts würden erst recht zu teuer werden, um die Produktion noch rentabel erscheinen zu lassen.

In Afrika aber ist es ziemlich genau ebenso. Wir haben mit andern Tropenländern zu konkurriren, welche bereits modern eingerichtet sind!

Alle diese Transportmittel sind von vornherein verwerflich, und nur auf ganz kurze Strecken das notwendige Übel, wie z. B. bei der Zufuhr von der Pflanzung zur benachbarten Eisenbahnstation. Sie sind dann immerhin sehr teuer im Vergleich zu Bahntransport, bilden aber nur einen kleinen Bruchteil zum Gesamttransport, der nur deswegen nicht vermieden werden kann, weil eine verbilligende Anlage auf gemeinschaftliche Kosten nicht möglich ist. Dies ist also die Grenze im Vorteil des Eisenbahntransportes.

Andererseits kommt allerdings die prozentuelle Verbilligung in Betracht. Ein Sack Diamanten kann mehr Transport bezahlen als ein Sack Mais. Wenn ein Mpagazi für 0,5 Mark täglich 25 kg 20 klm weit trägt, 1 kg also per klm 0,001 M. kostet, so wird Elfenbein, welches an der Küste pro kg 20 M. kostet, den Trägertransport auf 1000 klm mit 1 M. pro kg, die Zureise mit den Tauschmitteln ebenfalls mit 1 M. bezahlen müssen. Der Karawanenhändler kann aber immer noch bei 10 Prozent Fracht 50 bis 100 Prozent an dem Zahn verdienen, wenn er den Einkauf versteht, während er am besten „Tabak" nur zugesetzt haben würde.

Es hat also bald seine Grenze, von woher er Mtama, oder Gummi, oder Kopal holen kann. Daher werden auch jene erwähnten Surrogate einer Eisenbahn nur auf kürzere Strecken etwas helfen. Diejenigen Schätze des Innern, welche, wie Tabak, Kaffee, Schlachtvieh, weniger pretios sind, würden weiter im Innern nicht erworben werden und noch weniger wird man Maschinen ins Land transportiren können. — Ich erinnere hier nur daran, welche ungeheure Anstrengungen es s. Z. der so günstig gelegenen Pflanzung Lewa kostete, einen Teil ihrer Tabakspresse von 27 Zentnern die wenigen Kilometer per Land zu transportiren.

Das billigste, sicherste und schnellste, das erprobteste, zu Lande überall anwendbare Beförderungsmittel auf weite Entfernungen für Massengüter und Personen ist und bleibt: das unmittelbar auf dem zugerichteten Erdboden gelegte Schienengeleise mit dem Motor „Dampf".

Man sollte wahrlich in einem Moment, wo alle mit Spannung, viele mit Zweifel auf die Werke unserer Kolonisation schauen, nur das anwenden, was die Erfahrung für sich hat, und alle Experimente mit neuen Erfindungen oder Verkehrs-Surrogaten vollständig aus dem Spiele lassen.

Der Kostenaufwand einer Kolonie, der materielle, wie der administrative, ist an sich so groß, daß es Verschwendung wäre, die eigentliche gewinnbringende, auf dem Weltmarkt kompetirende Kolonisation aus Scheu vor dem Anlagekapital mit unvollkommenen Werkzeugen anzufangen.

Jede Pflanzung, die außer der Telephonverbindung und weiter als 20 km von der Eisenbahn liegt, ist in diesem Falle von vornherein ein Bankrott. Eine kleine, sich selbstunterhaltende Wirtschaft, die nebenher etwas Handel und dergleichen treibt, kann sich mit genügsamen Menschen allerdings eine weitere Zone suchen.

Ostafrika hat eine mit schönen Häfen versehene Küste von über 1000 km Ausdehnung. Man könnte sagen: „fangt doch erst an der Küste an, dort braucht ihr noch keine Eisenbahn!" Das erste ist richtig, das zweite falsch; die Küste ist die Basis, auf die sich jedes Vorgehen ins Inland stützen muß, dort müssen die großen allgemeinen Fazilitäten errichtet werden, als Werkstätten, Vorrats- und Lagerhäuser, Kohlenschuppen, Heilanstalten, überhaupt Städte erbaut werden. Die wichtigen Punkte müssen aber zweckmäßig verbunden sein. In Wirklichkeit ist dies noch nicht der Fall. Der volkreiche Platz und der Hafen sind noch getrennt. So gehört Bagamoyo zu Dar-es-Salaam und Pangani zu Tanga, Kilwa Kivinji zu Kilwa Kisiwani.

Man muß sich auch von der Wirkung der Schiffahrt zu allen Punkten der Küste keine Illusionen machen. Von einer Plantage bei Kondutschi, wo allenfalls eine Dhau einfahren kann, eine Ernte zur See abzuholen, würde doppelte Umstände machen und nicht ohne Gefahr der Havarie für die Ware sein, während die Eisenbahn die Ware sicher bis hart an das exportirende Schiff brächte.

Die Einwohnerschaft ist an der Küste am dichtesten. Wir müssen sie für unsere Kultur interessiren und gewinnen, und es giebt kein besseres Mittel hierzu, als diesen ganzen Arbeitsmarkt nach und nach mit einer Eisenbahn zu durchziehen, namentlich wenn man sehr geringe Fahrpreise für die Eingebornen stellte. Die kleinen Leute können von der Küstenschiffahrt für den Markt mit ihren Fischen, Eiern, Gemüse, Vieh gar keinen Nutzen ziehen. Sie würden die Eisenbahn bald als eine Wohlthat empfinden und unsere natürlichen Anhänger werden. Bedenken wir auch ein wenig, wie teuer die Zeit des Europäers in

den Tropen berechnet, und wie schnell den Bedürfnissen einer eintretenden Saison Rechnung getragen werden muß. Das Ausbleiben einer einzigen, mit der Dhau erwarteten Maschine, Saatsendung u. dergl. kann uns ein ganzes Jahr zurückbringen! Die Bahn giebt auch das Mittel, die Küste polizeilich zu bewachen. Ist die Küste ruhig, steht das Inland nicht auf, dafür liegt dort alles zu vereinzelt.

Ich setze voraus, daß man die Kolonisation zunächst möglichst lokalisiren werde, schon um die Kraft für die Fazilitäten oder Vorbedingungen des Plantagenbaues nicht verzetteln zu müssen. Welches auch immer nach Ergebnis der Tracirung die Hauptlinie ins Hinterland sein werde, man sollte es bei den Vorarbeiten hierzu vorläufig bewenden lassen und nur ein oder zwei Linien bis auf etwa 200 km ins Land vorschieben. Diese würden dem Anbau genügendes Feld eröffnen, die Küste mit ihren Fazilitäten und Kulturanstalten gewissermassen ins Innere vorschieben, die Karawanenwege verkürzen und damit den Handel erweitern, auch würden solche Bahnen nicht zu lange „tote Wege" machen, denn auch darauf muß man gefaßt sein.

In jedem Lande hat der Bahnbau seine eigentümlichen Schwierigkeiten, hier wird es namentlich die mit den Kulis sein. Offenbar wird es am leichtesten sein, diese Übelstände an der Küste kennen zu lernen, um schnell genug geeignete Abhilfe zu treffen. Auch ist die Verpflegung vieler zusammengeströmter Menschen dort nicht so schwierig, während sie im Innern ohne Vorkehrungen aus weiter Hand unmöglich sein wird. Mit den Flüssen verhält es sich ähnlich wie mit der Küste. Man überschätzt sehr leicht die volkswirtschaftliche Wichtigkeit der Wasserflächen und -läufe, wo sie nicht künstlich vorbereitet sind. Die Elbe z. B. ist ein schöner schiffbarer Strom, der einen ungeheuren Wasserverkehr ermöglicht. Dennoch hält man es jetzt für nötig, um jederzeit den nötigen Tiefgang der Kähne in der Elbe von Magdeburg aufwärts zu sichern, eine Anleihe von 80 Millionen Mark zu machen! Wie kann das in Afrika anders sein? Flüsse bedürfen immer erst der Korrektur. Schon die Karte zeigt, daß die zahlreichen großen und scharfen Windungen Verbesserungen nötig machen. Wasserbauten verschlingen bekanntlich enormes Geld, und insofern ist die „natürliche" Fahrstraße, das Wasser, durchaus nicht in der Anlage billiger als Eisenbahn.

Es soll dabei nicht unterschätzt werden, daß Dampfschiffahrt in den Tropen den großen Vorteil der mangelnden Eisbildung für sich hat. Indessen muß in den Tropen auch der Komfort in den Schiffen ein sehr vollständiger sein, um die gesunde Existenz für Passagiere und Beamte möglich zu machen. In Schiffen unter 200 Tonnen läßt sich dies nur sehr unvollkommen herstellen. Solche Schiffe würden, wenn sie zugleich die Mündung passiren sollen, 2—3 m Tiefgang haben müssen, und dieser wird sich nicht immer durchweg in den Flüssen vorfinden. Die Dampfschiffahrt ist dennoch eine sehr notwendige Ergänzung der Eisenbahn. Es geht damit, wie mit den Fuhrleuten, welche fürchteten, ihr Brot durch die Eisenbahn zu verlieren, während die Eisenbahn den Bedarf an Pferden nur noch steigerte.

Die Flüsse sind indessen von ganz bestimmender Wichtigkeit für jede Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika insofern, als es den kleineren Wasserläufen in der trockenen Zeit gänzlich an Wasser gebricht. Die Speisung der Lokomotiven erfordert ein Quantum Wasser, welches man abseits der Flüsse durchaus nicht überall, wie bei uns, vorfindet. Soll aber die Lokomotive selbst ihr Wasser statt Fracht schleppen, so wird eine Eisenbahn sehr unvorteilhaft. Vor allen Dingen aber haben Eisenbahnen, die zur Kolonisation ein Mittel sind, keine Konkurrenz. Es kommt bei ihnen nicht auf den kürzesten Weg an, aber darauf, daß sie immer durch brauchbares Land gehen. Dies liegt hauptsächlich an den Flüssen. Dort findet auch der Ansiedler seine Lebensbedingungen am vollkommensten gesichert. In Nordamerika ergießt sich die Ansiedlung immer längs der Flußthäler stromaufwärts, und in neuerer Zeit geht ihr die Eisenbahn schon dahin vorauf. Wenn Flüsse mit ihrer nächsten Umgebung schon dort die natürlichsten Ansiedlungsgebiete sind, so sind sie es noch mehr in Ländern, wo, wie in Indien und Afrika, sechs Monate hindurch gar kein Regen fällt und von einer allmäligen Tränkung durch Gletscher nicht überall die Rede ist. Die Fertilisationsfähigkeit der kleineren nicht schiffbaren Flüsse, wie z. B. des Lungerengere, erfordert Anlagen, zu welchen erst die Eisenbahn die Werkzeuge heranschaffen kann. Es werden meiner Ansicht nach Überwässerungen, die in kleinen Quantitäten bei geringerem Fall, als der Fluß hat, von ziemlich weit hergeholt werden müssen, mit Vorteil auf längere Strecken durch Rohre geleitet werden müssen, damit die vorzeitige Verdampfung des Wassers sie nicht unergiebig mache. Wenn die Bahnlinie teilweise die Mündungen des Flusses mitmachen muß, so bezahlt sich dies durch den Lokalverkehr, den sie aufnimmt, und, solange keine Konkurrenzbahn da ist, auch durch die Fracht für den Endpunkt, welche ja nicht nach der Luftlinie tarifirt wird.

Allerdings ist eine wünschenswerte Anlage nicht immer eine existenzfähige. Fragt man nach den Lebensbedingungen einer solchen Kultureröffnungsbahn, so fällt es nach deutschen Gewohnheiten von vornherein auf, daß sie nicht nach vorhandenen europäischen Wohnorten hingezielt ist, allein ebensogut könnte es hier bei so mancher deutschen Bahn auffallen, daß sie auf Plätze gerichtet ist, welche gar keine erheblichen Naturschätze liefern. Menschen lassen sich eher auf letztere Plätze verpflanzen, als umgekehrt die Naturschätze zu den Menschen. Diese Naturschätze sind freilich erst mit der ersten Ernte fertig, man darf aber nicht unterschätzen, welchen bedeutenden Frachtverkehr schon bis zur ersten Ernte der Austausch von Baumaterialien auf der Linie veranlaßt.

Die Frage der Betriebserhaltung aber führt uns zu einer Lebensbedingung der Bahn, welche sich allerdings nicht so leicht in Ostafrika vorfindet: Jay Gould, der erfolgreichste „Eisenbahnkönig" der Ver.St. und vielleicht der Welt sagt: „daß ich mit Eisenbahnen immer Erfolg gehabt habe, ist kein Glück und kein Wunder. Ich habe nie eine Bahn gebaut, wenn ich nicht wußte, daß sie ein Kohlenfeld eröffnete. Die Kohle ernährt meine Maschinen und sichert mir zugleich eine gehörige Fracht!"

Wir sind bis jetzt nicht so glücklich, in Ostafrika Kohlenfelder zu besitzen. Ich habe in andern Weltteilen beim Traciren immense noch unbearbeitete, ja unbekannte Kohlenfelder durchschritten. Man weiß dort sofort, daß man Kohlen unter sich hat. Aber in Ostafrika habe ich bei meinen verhältnismäßig kurzen Vorstößen nicht die geringsten Anzeichen wahrnehmen können. Die Gneisformation ist vorherrschend. Allein auch dies schließt nicht aus, daß man einmal Kohle finden werde. Am mittleren Rufidschi soll sogar bereits Kohle entdeckt sein. Die tropische Vegetation behindert nur das sogenannte „Prospekten" (durch „Muthen" keineswegs wiederzugeben) in bedenklicher Weise. Man wird erst mit vorgeschrittener Besiedelung dergleichen Entdeckungen machen, denn Vieler Augen thun da doch mehr, als die Untersuchung einzelner Geologen. Auch in Indien hat man erst in letzter Zeit Kohle und sogar recht gute gefunden.

Die Kohle kostet z. B. in Sansibar 70 Mark per Tonne, in Aden etwa 33 Mark. — Der Preis würde sich aber gewaltig reduziren, wenn große Segler von den Sansibarhäfen sofort genügende Rückfracht bekommen könnten.

Gerade die Eisenbahn würde dies ermöglichen. Vor der Hand aber muß man die Dinge so nehmen, wie sie sind. Man hat auch ein Surrogat für die Kohle. Afrika ist zum geringsten Teil nur Grassteppe. Das Land ist mit einer parkartigen Baumvegetation bekleidet, so daß die von der Bahn durchschnittenen Gebiete fast ununterbrochen Gehölze gemischter Baumarten durchschneiden. Hier müßte eine sichtende Forstverwaltung von der Eisenbahn eingerichtet werden, welche diese Hölzer von vornherein richtig verwendet. Ein Teil müßte zu Schwellen (wenn nicht eiserner Oberbau eingeführt wird), ein anderer zur Lokomotivheizung und der schönste Teil als Bau- und Versandholz verbraucht werden.

Der amerikanische Gelehrte Agassiz, als er seine Urteile über die Hindernisse der Verwertung der brasilianischen Waldreichtümer abgab, machte gerade auf diese selbstverständliche Eigentümlichkeit der tropischen Waldungen aufmerksam. Er sagt, der Waldbesitzer kann beim besten Willen keinen Handelsauftrag mit Vorteil ausführen. Gesetzt, er habe unter anderen 10 000 der herrlichsten Rosenholzbäume auf seinem Grunde, sie stehen aber zwischen 100 000 andern Stämmen aller Arten. Bekäme er nun eine Bestellung über 500 solcher Stämme, so müßte er vielleicht 5000 andere Stämme schlagen und verfaulen lassen, um diese 500 herauszuholen.

Diese Nachteile des Busches müßte die Eisenbahn in ihren Vorteil verwandeln, indem sie ihre Maschinen mit Holz speiste, und mit dem Rest der Hölzer als Forstwirt und Holzhändler verführe.

Will man sich den Unterschied des wichtigen Heizfaktors annähernd klar machen, so muß man einen geregelten Holzungsbetrieb voraussetzen, wobei innerhalb der ersten 5 Jahre, wenigstens landeinwärts, nicht immer an der Küste, das Material bis auf 200 m von der Strecke vorhanden sein dürfte.

Ein Neger soll im stande sein, in einem Tage mit seinem Weibe oder Knaben 2 kbm Brennholz zu schlagen und auf bestimmte Plätze heranzuschleppen. Er erhalte hierfür 30 Pesa = 0,7 Mk. — Das Einladen und Holen mit dem Arbeitszuge werde hierzu mit 0,3 Mk. geschätzt. Nun braucht

eine holzbrennende Lokom. auf 10 klm 1 kbm Holz à 0,5 Mk. macht 0,5 Mk.
" kohlen " " " 10 " 80 kg Kohle à 0,07 " " 5,6 "

Wenn also die Nebenumstände auch bei weitem zu hoch zu gunsten des Holzes taxirt wären, so würde sich doch an der Kohle nicht viel abhandeln lassen, und es würden bis zur Entdeckung von Kohlenfeldern, vielleicht auch dann noch, holzbrennende Lokomotiven, trotz ihrer Nachteile zu empfehlen sein. Denn auf 6,2 Mk. oder auf 12 Mk. dürfte sich in Afrika geförderte brauchbare Kohle kaum stellen. Die

billigste, welche ich in dem kohlenreichen Nordamerika (in Wyoming) gefunden habe, kostete allerdings 1,5 Doll. = 6,3 Mk. an der Grube, etwa 5 Meilen von der Bahn.

Sanftbarkenner dürfen sich hier nicht durch die dortigen Küchenholzpreise beirren lassen, welche zuweilen hoch sein mögen. Es ist dies ein rotes (Mangroven) Holz, welches der Koch natürlich nur in sehr trockenem Zustand als Brennmaterial (Kuni) verwenden kann. Die Preise desselben sind aber auch sehr verschieden. Als ich in Bagamoyo während des Regens ein paar Leute damit beschäftigen wollte, einen Vorrat Holz aus dem Busch herbeizuschaffen, waren sie damit sehr schnell wieder da, das Holz war bereits trocken und gespalten. Es kam heraus, daß sie es für ihr Geld hatten kommen lassen, weil es sich für die Diener eines Mzungu nicht geziemte, Holz zu schleppen. Es kam also wahrscheinlich auf den Preis nicht viel an.

Die erstaunliche Billigkeit des Holzes erklärt sich freilich dadurch, daß der Wald herrenlos ist, und ich muß voraussetzen, daß, sobald eine Eisenbahn genehmigt wird, dieselbe mit einem erheblichen Streifen des benachbarten Landes ausgestattet werde. Bei den älteren Pacificbahnen ist der Bahn bekanntlich bis auf 20 engl. Meilen zu jeder Seite die Hälfte des Landes zugewiesen, und zwar dem quadratischen Landesvermessungssystem entsprechend, die eine Farbe des Schachbrettes. — Man könnte diese Munifizenz hier in ein Holzungsrecht umwandeln, denn die Klärung des Busches ist für die „Plantagen" nur Last. An Baumaterialien wird kein Mangel sein. An der Küste ist guter Sand vorhanden, und wo weiter im Lande schwarzer Schlickboden, der bei Trockenheit sperrig wird, zu durchkreuzen wäre, ist jene rote Erde, welche aus Lehm- und Kieselbestandteilen zusammengesetzt, dabei stark mit Eisen gemischt ist, überall in der Nähe; diese gestattet Dämme von steilster Böschung, nur wird sie sich in der trockenen Zeit sehr hart bearbeiten lassen.

Für Brückenpfeiler oder Widerlager scheint mir die landesübliche Bauart mit Korallenbruch nicht versuchenswert. Wenn diese Bauart bei gehöriger Mauerstärke für Wohnhäuser haltbar genug ist, so bedürfte es doch einer massigen Stärke und geneigter Wände, um eine Belastung von 5000 kg zu tragen oder unter dem Eisenbahnzuge vibrirend sich nicht zu lösen. Korallenbruch wird nämlich mit 35 Prozent Mörtel vermauert, wirkt also nicht mehr gegen Druck unter Erschütterung wie Beton. Für kleinere Durchlässe wird es genügen; die Gewölbe müßten in Ziegel hergestellt werden, wenn nicht geeignete Platten gefunden werden.

Es ist aber anzunehmen, daß, wenn das Kapital so weit ermutigt ist, um Eisenbahnen zu bauen, bereits Ziegeleien in größerem Maßstabe wirksam sein werden und die für den Bau im Wasser geeignetsten Gesteine in der Bergkette hinter Dar-es-Salaam gefunden sein werden.

Eisen wird hier ganz ungemein schnell von Rost zerfressen. Es ist kaum möglich, bei einem Messer oder dergl. Gebrauchsgegenstand die Stahlpolitur zu erhalten. Es wird dies für alle Eisenkonstruktionen, die ich sonst, der Ameisen wegen, in Verbindung mit Ziegel empfehle, in Bezug auf sorgfältigen Anstrich sehr zu berücksichtigen sein.

Vernickelung, z. B. der Bolzen, müßte sehr stark sein. Ein vernickelter Revolver z. B. wird nach einiger Zeit noch stärker überrosten als ein brünirter.

Brücken über 30 Meter Spannung werden bei den zuerst vorgeschlagenen Linien nicht vorkommen. Ich glaube, daß man sie von Eisen konstruiren wird, jedoch unter der Voraussetzung, daß ein bequemer Zuweg da ist, um sie schon während des Streckenbaues montiren zu können.

Aus derselben Rücksicht wird man sich bei den kleineren Brücken an die vorhandenen, vorzüglichen, wenn auch sehr schweren Hölzer (immer mit aller Sicherung gegen Ameisen) halten.

Darf ich eine im Westen Amerikas, wo ebenfalls das Holz der Bahn nichts kostet, bekannte Erfahrung anführen, so ist es die: Holzbrücken kalkuliren sich, alles in allem genommen, nicht billiger als eiserne Brücken, und sind der Feuersgefahr ausgesetzt, welche im Dschungl nicht gering ist, sie stellen sich nur billiger heraus, da, wo kein schiffbarer Fluß vorhanden und eine hergestellte Eisenbahn noch nicht in der Nähe ist, die Zufuhr der Holzteile also billiger ist als die der Eisenstücke.

An Holz für Schwellen ist kein Mangel. Es giebt auch Hölzer genug, welche für ameisenfrei gelten, allein nach dem, was ich darüber in Indien gehört habe, ist außer Teakholz, welches hier nicht wächst, wohl kein Holz auf längere Dauer ameisensicher. Dennoch sollte man getrost mit Holzschwellen anfangen. Die kleine Sultansstraßeneisenbahn in Sansibar zeigt, obwohl arg vernachlässigt, keinen Ameisenschaden. Ich würde sogar empfehlen, um die umständliche Kiesschüttung, die man sich gern bei weniger stark befahrenen Bahnen spart, entbehrlich zu machen, die Schwellen sehr dicht, etwa 0,5 Meter zu legen. Später wird man vielleicht zum eisernen Oberbau übergehen, und Afrikaschwellen, welche als Rückfracht immer noch besser wie Ballast sind, nach Deutschland verhandeln.

Mit Rücksicht auf die Wahl und Imprägnirung des Holzes mag eine Schwelle 2 × 0,25 × 0,2 Meter wohl 1,0 Mark, aber nicht mehr kosten.

In Indien hat man bei vollspurigen Bahnen einen eisernen Oberbau, bei welchem die Schwelle durch 2 etwa 0,5 zu 0,4 weite und 0,1 hohe Pfannen, die durch zollstarke Eisenstäbe untereinander und mittelst zweier leicht einzutreibender Holzkeile an den Schienen befestigt sind, eingeführt. Diese Pfannen sind mit ihrer offenen Seite in eine $1^1/_2$ bis 2 Fuß starke Bettung von losem Schotter (unsere Chausseesteine) gelegt. Da Indien hauptsächlich mit der Regenzeit zu kämpfen hat (130 Zoll i. J.), so bewährt sich dies vorzüglich. Es ist aber sehr kostspielig, und da sich vulkanische Bildungen bei uns an der Küste nicht vorfinden, bezweifle ich, daß wir es werden anwenden können.

Es bleibt uns nun nach Bezeichnung der Aufgabe und Kenntnis des Materials die Art der Tracirung, der Normalien, und die Organisation des Baues mit Bezug auf die vorhandenen Arbeitskräfte zu besprechen übrig.

Koloniale Rundschau.

Ostafrika.

Über einen Streifzug einer Abteilung des Wißmannschen Korps unter Leitung des Freiherrn v. Gravenreuth in der Mitte August wird berichtet, daß am 13. August ein zerlegbares Stahlboot nach dem Kingani transportirt und am nächsten Tage der Bau eines Forts dort in Angriff genommen wurde. Eine Truppenabteilung ging sodann über den Fluß, um auf Mabanta, die Niederlassung Selim bin Abdallas und Kisoko zu marschiren. Mabanta wurde im Sturm genommen. Rückwärts marschirende Abteilungen zerstörten mehrere Ortschaften, ebenso am 25. August mehrere stromaufwärts liegende Dörfer. Den 17. August wurden neue Operationen vorgenommen und wiederum Dörfer erstürmt. In der nächsten Nacht ging der Marsch nach Inner-Windi, das trotz seiner guten Befestigung wenig Widerstand leistete. Es wurden wieder alle Ortschaften angezündet. Am 20. August brachten die rückkehrenden Truppen 50 Gefangene nach Bagamoyo. Damit war in 8 Tagen eine weite Länderstrecke zum Gehorsam gebracht. Den Verlust schätzt man auf feindlicher Seite auf 30 Tote und 80 Gefangene.

Die guten Folgen dieses zwar beklagenswerten, aber unbedingt notwendigen Vorgehens machten sich sofort bemerkbar, indem nun täglich zahlreiche Gesandtschaften nach Bagamoyo kamen unter Führung von Dorfobersten, welche um Frieden bitten und dann Schutzbriefe erhielten. Selbst von den bis auf den heutigen Tag Menschen fressenden Wadoha, welche bisher sehr zurückhaltend waren, erschienen Häuptlinge, welche sich bereit erklärten, bei der Haftbarmachung der berüchtigten Selim bin Abdallah und Kisoko mitwirken zu wollen.

Durch die Mitteilungen eines Mjamuesi gelang es, einen Sklaventransport, welcher nach Sansibar abgehen sollte, aufzuhalten, und zwar bei Mlangatani, südlich von Bagamoyo, ohne daß man jedoch des Sklavenjägers und Händlers Salim hätte habhaft werden können. Am nächsten Morgen brachten jedoch Eingeborne den Salim gebunden und gefesselt an und erklärten, nicht immer wegen der Sklavenhändler leiden zu wollen. Es ist das erste Mal, daß Eingeborne thatsächlich gegen die Araber vorgehen. Bisher ist dies einer der bedeutendsten Erfolge von Wißmanns Vorgehen, so wenig dies gerade für Uneingeweihte erscheinen mag. Die Eingebornen haben damit, ohne zu wollen, gezeigt, daß ihnen unser Auftreten in hohem Grade imponirt, und sie beginnen Furcht vor uns zu empfinden.

Der zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam gelegene Hafenort Kondutschi ist zum zweitenmal von Wißmannschen Truppen angegriffen und zerstört worden. Saadani, welches ebenfalls schon einmal am 6. Juni erstürmt und gezüchtigt wurde, wird jetzt streng blockirt. Am 13. September gingen von Marseille für die Wißmanntruppe nach Sansibar ab: Premierleutnant v. Frankenberg, die Leutnants Scheibel, Langheld v. Schellendorf und der Assistenzarzt Dr. Behrend, und von Hamburg aus werden demnächst bedeutende Munitions- und Artillerietransporte unter Leutnant Fischer, einem Frankfurter, nach Sansibar abgehen.

Nachdem die „Neera", welche von Wißmann gemietet wurde, 350 Zulu von der Delagoabai gebracht hat, ist am 4. September der Reichskommissar nach Mpwapwa aufgebrochen. Seine Streitmacht setzt sich zusammen aus etwa 2000 Mann, von denen angeblich 1200 Mann Wanjamuesi-Krieger sind. 30 Weiße, Offiziere und Matrosen, werden den Zug mitmachen. Wißmann will bis Mpwapwa vordringen, was ihm wohl kaum allzu große Schwierigkeiten bereiten wird, abgesehen von der Verproviantirung. Wißmann wird nur hier bei weitem vorsichtiger vorgehen und die Häuptlinge zu Tributentrichtungen zwingen müssen. Anstatt sofort mit der Waffe in der Hand vorzugehen und zu stürmen, wird er hier, wenn er gut beraten ist, langsam vordringen und Gewalt nur im äußersten Notfall anwenden dürfen, da er sonst, alle Eingeborenen verscheuchend, leicht und schnell eindringen könnte, aber dann auch eine menschenleere Waldwüste hinter sich ließe. Damit wäre der Handelsweg nach dem Innern in weit schlimmerer Weise verlegt, als durch Feindseligkeit der Eingeborenen, denn die erste Bedingung für Offenhaltung der Karawanenwege ist die, daß Lebensmittel in ausreichender Menge vorhanden sind.

Die Befürchtung, durch Gewalt das Land Ugogo ganz zu entvölkern, war auch bisher der Grund, weshalb die Araber keinen Krieg dorthin trugen, trotz der unerschwinglichen Tributleistungen, zu welchen sie von den Wagogos ge-

Digitized by Google

zwungen wurden, und trotz der fortwährenden Ermordungen ihrer Krieger. Das Gerücht, daß Wißmann von Mpwapwa aus durch das Land der Massai ziehen wolle, ist entschieden ein Irrtum. Wißmann muß, im Falle er eine Expedition in jene Regionen unternehmen sollte, vorher unter allen Umständen zur Küste zurückkehren.

Bei Pangani wurde der dortige Stationschef auf einem Spazierritt in Maganda überfallen und entkam nur mit knapper Not. Gleich am nächsten Morgen griff er Maganda an und zerstörte den Ort.

Wißmann hat über all diese Vorgänge einen umfangreichen Bericht an den Reichskanzler abgesandt und erwähnt darin noch, daß das nachher dementirte Gerücht von einem gegen die Europäer in Sansibar geplanten Überfall um sich gegriffen habe.

Die Verwaltung, welche jetzt in Sansibar stationirt ist, beginnt durch Herrn v. Eberstein, welcher an die Stelle des entlassenen Herrn Wolf getreten ist, in geordnete Bahnen geleitet zu werden.

Mit der Sklavenfrage müsse Wißmann sehr vorsichtig umgehen, um nicht einen großen Teil der Unterworfenen ins feindliche Lager zurückzudrängen. Gegen die Sklavenausfuhr geht er jedoch mit der größten Strenge vor und hat bereits 6 Menschenräuber und Händler erhängen und erschießen lassen.

Der Reichskanzler hatte Wißmann möglichste Sparsamkeit empfohlen. Wißmann erklärt hierauf, daß ihm die großen Unkosten aus ungeschickten und kostspieligen Ausrüstungen und Leitung seiner Schiffe entstanden seien. Einige derselben haben einen enormen Kohlenverbrauch. Der Preis der Kohlen stellt sich jetzt in Sansibar um 31 Mark teurer, als sie sonst dort kosteten. Ferner sind alle Lebensmittelpreise um das Doppelte gestiegen. Die Hauptschwierigkeiten haben in dem vollständig Neuen gelegen, indem keine erfahrenen Kolonialbeamten vorhanden waren, so daß sich alle erst einarbeiten mußten.

Zum Schlusse seines Berichtes sagt Wißmann noch, daß durch übergroße Sparsamkeit herbeigeführte Mißerfolge die größte Verschwendung wäre, weil dadurch die Erfüllung seiner Aufgabe herausgeschoben und erschwert werde. Der Gesundheitszustand der ganzen Truppe hat sich im Juli und August erheblich gebessert. Man darf daraus jedoch nicht die optimistische Schlußfolgerung ziehen, daß damit der günstige Zustand überhaupt für die Zukunft vorherrschen werde. Es beginnt nämlich mit den angeführten Monaten die trockene und gesunde Jahreszeit.

Die Sudanesen seien als akklimatisirt zu betrachten. Am meisten Widerstandsfähigkeit bewiesen die Zulus und am schlechtesten vertrügen die Somalis das Klima.

Weiter hören wir vom 8. September aus Bagamoyo, daß zur allgemeinen großen Überraschung eine Elfenbeinkarawane von 1500 Mann Wanjamuesi dort eingetroffen ist. Dieselbe wurde von Buschiri bei Mpwapwa angehalten, doch mußte er die zum Kampf gegen ihn entschlossenen Wanjamuesis ziehen lassen, welche unter Führung des Mdäwa Mtelekeso stehen.

Am 2. September wurde die ostafrikanische Blockade aufgehoben, welche seit dem 2. Dezember vorigen Jahres in Kraft trat. Die Wirkung derselben war eine sehr zweiseitige, indem sie in erster Linie eine ungeheuere Erbitterung unter den Arabern und Küstenbewohnern und besonders aber den britischen Indern hervorrief. Sie hat dadurch, daß sie die Handelsinteressen der Inder so erheblich schädigte, dieselben im Geheimen auf die Seite der Rebellen getrieben, so daß sie diese mit Geld unterstützten. Der Sklavenhandel nach Sansibar, Pemba und Arabien wurde allerdings für die Dauer der Blockade unterdrückt, doch war derselbe schon seit lange ein nur unbedeutender, da sich die Araber auf dem Kontinent festgesetzt hatten und dort ihren Sklavenbedarf ganz ungehindert aus dem Innern bezogen. Die Zufuhr konnte man ihnen nicht abschneiden. Erst das Auftreten Wißmanns hat den Anfang vom Ende gemacht, indem die Araber, materiell ruinirt, keine Sklaven mehr werden kaufen können und die Inder fortan sich hüten werden, denselben Kredit zu geben.

Indirekt jedoch hat die Blockade eine sehr gute Wirkung ausgeübt, indem unter dem Drucke derselben der Sultan von Sansibar in seinen pekuniären Interessen ebenso aufs empfindlichste geschädigt wurde, wie die Araber und Indier und er so gezwungen wurde, den blockirenden Mächten Zugeständnisse zu machen, auf welche dieselben wahrscheinlich vereint schon lange hinwirkten. Der Sultan von Sansibar hat am 20. September ein Dekret erlassen, wonach alle Sklaven, welche vom 1. November an in die Besitzungen des Sultans eingeführt werden, für frei erklärt sind.

Ein Berliner Blatt meint, daß eine derartige Verfügung ohne praktischen Erfolg wäre, so lange die Besitzungen des Sultans nicht genau abgegrenzt sind und dieser nicht über eine Macht verfügt, eine solche tief in die afrikanischen Verhältnisse einschneidende Maßregel durchzuführen. Ganz trifft dies nicht zu. Es werden die nun befreiten Sklaven wenigstens da, wo sie sich unter den Schutz irgend eines auswärtigen Konsulats stellen können, selbst dafür sorgen, daß sie in der That frei werden. Da, wo sie selbst nicht darauf bestehen, sind sie wahrscheinlich so gut situirt, daß sie den derzeitigen Zustand der Freiheit vorziehen.

Eine Konsequenz aber wird die Verordnung nach sich ziehen, an die man noch nicht einmal gedacht hat, nämlich die, daß sodann die europäischen Mächte moralisch gezwungen sein werden, nicht hinter dem muselmännischen Herrscher zurückzubleiben, und in ihren Besitzungen ebenfalls die gänzliche Aufhebung der Sklaverei werden dekretiren müssen. Zu welch unendlichen Verwicklungen und Schwierigkeiten eine derartige Maßregel führen wird, ist hier nicht der Platz auseinanderzusetzen. Gleichzeitig mit der Aufhebung der Blockade ist verfügt worden, daß das Verbot des Waffenverkaufes in Kraft bleibe. Der Sultan hat dagegen protestirt, ebenso gegen einen Erlaß Wißmanns, durch welchen die Waffeneinfuhr im deutschen Küstengebiet mit Geldstrafen belegt wird.

Der Sultan behauptet, gegenüber seinen Zugeständnissen in der Sklavereifrage sei ihm die Aufhebung der Blockade versprochen worden; dieselbe bleibe jedoch durch genannte Verbote im Küstengebiet, mit Ausnahme des englischen, thatsächlich bestehen.

Aus Brüssel, 26. September, wird der „M. Allg. Ztg." geschrieben: Die Regierung des Kongostaates hat bereits die Antworten auf ihre an die Mächte gerichtete Einladung, in Brüssel zu einer neuen Afrikakonferenz zusammenzutreten, erhalten. Die ersten zustimmenden Antworten sind von England, Deutschland, Frankreich, Italien, Portugal und Belgien eingetroffen. Die übrigen eingeladenen Staaten haben gleichfalls ihre Zustimmung zur Beschickung der Brüsseler Afrikakonferenz erteilt, sich jedoch gegen den ursprünglich in Aussicht genommenen Eröffnungstag, den 15. Oktober, ausgesprochen, weil die auf der Konferenz zur Sprache gelangenden Fragen verschiedene Vorstudien erheischen, welche bis zum 15. Oktober nicht gemacht werden können. Die Kongoregierung hat die Einladungen ausschließlich an jene Staaten gesendet, welche im Jahre 1885 die Berliner Kongoakte unterzeichnet haben. Die römische Kurie ist daher trotz ihrer Bemühungen von der Teilnahme an der Konferenz ausgeschlossen worden. Den Gegenstand der Konferenz wird ausschließlich die Beratung über die Mittel zur Bekämpfung der afrikanischen Sklaverei bilden. Alle übrigen afrikanischen Angelegenheiten und Streitfragen werden auf der Brüsseler Konferenz nicht zur Sprache gelangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Gesandten am belgischen Hofe zu Delegirten der betreffenden Staaten ernannt und mit technischen Gehülfen versehen werden. Wie verlautet, wird König Leopold die erste Sitzung der Konferenz persönlich eröffnen, den wirklichen Vorsitz jedoch dem belgischen Staatsminister Baron Lambermont abtreten."

Es heißt, daß dem Reichstag im Winter umfangreichere Kolonialforderungen vorgelegt werden sollen; die Reichsregierung trägt sich angeblich mit der Absicht, bei den parlamentarischen Beratungen für die einzelnen Schutzgebiete besondere Kommissare zu ernennen, welche mit diesen aus eigener Anschauung bekannt sind.

Für Ostafrika sollen in dem Etat Mehrforderungen nicht vorgesehen sein, sondern ein außerordentlicher Kredit für 1889/90 wieder in Form eines besonderen Gesetzes beantragt werden.

In Berlin wurde von Sr. Majestät dem Kaiser die außerordentliche Gesandtschaft des Sultans von Sansibar empfangen, welche die Beglückwünschung zur Thronbesteigung des Kaisers überbringen sollte unter Überreichung von Geschenken. Es war sehr am Platze, daß diese Gesandtschaft mit außerordentlichem Pompe empfangen wurde, und dies dürfte seine Wirkung nicht verfehlen.

Die wichtigste und für uns zugleich schmerzlichste Nachricht, welche die jüngsten Tage zuerst andeutungsweise und zuletzt mit großer Bestimmtheit gebracht haben, sind die Nachrichten von Stanley. Aus London wird berichtet, daß die dortige Direktion der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft vor einigen Tagen Briefe von Stanley erhalten habe, welche jedoch im Interesse der Gesellschaft geheim gehalten werden. Stanley bestätigt den Empfang der ihm nachgesandten Instruktionen, auf Grund deren er seine Rückkehr verzögerte. Er versichert, daß er und die Agenten der Gesellschaft Maßregeln getroffen haben, um die „Einmischung fremder Abenteurer" in Innerafrika unmöglich zu machen, und daß er ferner Emin Pascha für britische Interessen gewonnen habe. Mit den meisten Stämmen im Seengebiet seien Verträge geschlossen; Uganda werde von Emin Pascha annektirt[1]) und so unter britischen Einfluß gebracht werden. M. Mackenzie begiebt sich nach Mombassa, wo er Stanley Ende Oktober treffen soll, der dann nach London zurückkehrt. Emin Pascha bleibt auf seinem Posten. Der Zeitpunkt von Stanleys Ankunft dürfte falsch angegeben sein, alles andere jedoch glaubt der Verfasser leider als vollständig richtig annehmen zu müssen. So erklärt sich auch die ablehnende Haltung des deutschen auswärtigen Amtes der deutschen Emin Pascha-Expedition gegenüber. Sollten sich die von Stanley gekommenen Nachrichten voll bestätigen, so wäre damit von den Engländern der schwerste Schlag gegen uns in Ostafrika geführt worden. Das uns nur allein bleibende Gebiet zwischen der Ostküste und dem Tanganyika, dessen westliche Grenze noch nicht einmal ganz zweifellos bis zu dem See gelegt ist, giebt uns, als der wenigst wertvolle Teil Ostafrikas, kaum die Hoffnung, daß wir große Vorteile aus jenen Kolonien werden ziehen können.

Die Folgen der heute begangenen Fehler werden sich in nicht allzulanger Zeit fühlbar machen. Paul Reichard.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß der Gesellschaft hielt am 1. Oktober unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher eine Sitzung ab, in welcher besonders interne Angelegenheiten zur Sprache kamen. Der Herr Vorsitzende teilte ein Schreiben des Vorstandes der 25. Abteilung der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte mit, in welchem die Deutsche Kolonialgesellschaft gebeten wird, über die Akklimatisation von Europäern in Tropenländern Gutachten, besonders von geprüften Ärzten, welche in den Tropen wohnen, ebenso wie vor drei Jahren es seitens des Deutschen Kolonialvereins geschehen sei, einzuholen. Der Generalsekretär Herr Dr. Bokemeyer legte den Entwurf einer Petition, betreffend die Einrichtung einer Reichspostdampferlinie von einem deutschen Hafen über Sansibar und die Delagoabai vor; der Ausschuß erklärte sich mit dem Entwurf einverstanden und beauftragte den Generalsekretär mit dem Entwurfe einer denselben Gegenstand betreffenden Petition, welche demnächst von den Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft an den Reichstag gerichtet werden soll.

— Die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft hielt am 30. v. M. abends 8½ Uhr im kleinen Saale des Architektenhauses unter dem Vorsitz des Herrn Graf Behr-Bandelin seinen ersten Herrenabend nach den

[1]) Wir stehen diesen Mitteilungen nach wie vor durchaus skeptisch gegenüber; Uganda läßt sich nicht so leicht annektiren und unter britischen Einfluß bringen, wie die Engländer vielleicht glauben machen wollen. D. R.

Digitized by Google

Ferien ab. Der Vorsitzende erteilte nach herzlicher Begrüßung der zahlreichen Versammlung zunächst dem Hauptmann a. D. Herrn v. Hake das Wort, um über die Eisenbahnexpedition auf der Linie Dar-es-Salaam-Mpwapwa im Jahre 1887/88, deren Führer derselbe gewesen, Bericht zu erstatten. Der genannte Redner führte aus, ein großes Unglück sei es s. Z. gewesen, welches ihn an die Spitze dieses Unternehmens gestellt habe, nämlich der plötzliche, am 2. August 1887 erfolgte Tod des dazu berufenen Kais. Eisenbahnbaumeisters Herrn E. Wolff, welcher Herr zweifelsohne als hervorragender Techniker wie als akademischer Lehrer die Aufgabe nicht nur energisch und genial durchgeführt, sondern auch durch das Gewicht seiner wissenschaftlichen Autorität die inneren und äußeren Schwierigkeiten der Tracirung wie des Baues in den Tropen rechtzeitig zu gerechter Würdigung vor das deutsche Publikum gebracht haben würde. Bereits am 4. August sei er, Redner, mit der noch nicht ganz fertigen Karawane von Dar-es-Salaam aufgebrochen, um die für die Kräfte einer einzelnen Ingenieurpartie allzu kurz bemessene Zeit (1½ Jahr) möglichst auszunutzen. Da es in der Absicht des Verstorbenen gelegen habe, die Flußübergänge zwischen Usungula und Madimola zu rekognosziren und demgemäß die Expedition zu teilen, habe er sich nun aus Gründen der Zeitökonomie für das eine entscheiden müssen und nach Neuorganisirung der Mackinnonsroad und des Terrains zwischen Dar-es-Salaam und Kingani einen Übergang hart oberhalb der Lungerengeremündung angenommen. Als technischen Begleiter habe er einen Bautechniker, Herrn Rabe gewonnen und diesem zunächst die Topographie übergeben, um ihm dann, nachdem er selbst an einem Teil der Instrumentarbeit seine Methode dargelegt und eingerichtet, diese Aufgabe zu übertragen, sich selbst aber auf die Rekognoszirung des Vorterrains zu legen. Redner erklärt, wie Barometermessungen ohne häufige astronomische Ortsbestimmungen, worauf er nicht eingerichtet gewesen sei, in dem ganz unübersichtlichen Terrain keine brauchbare Vorlage begründen könnten, und daß er sich zu markirter Messung der Linie und generellem Nivellement derselben entschlossen habe, und zwar habe er vom Kingani längs das Lungerengere 50, dann Herr Rabe ebenfalls 50 km in der Weise nivellirt und kartirt, also etwa ¾ der Strecke. Das eigentlich Zeitraubende hierbei sei die Beseitigung der Vegetation gewesen, wozu die Neger der Karawane sich als wenig arbeitslustig und anstellig erwiesen. Redner flocht hier interessante Vergleiche mit dem Hülfspersonal, welches einem Feldingenieur in Nordamerika zur Verfügung stehe, ein und erklärte in Bezug auf die Hülfe europäischer Unteraufseher, deren er zunächst zwei mit hatte, daß es bei einer Expedition durchaus unratsam sei, solche in Bezug auf Küche und Zelt von den Ingenieuren zu trennen. Man könne, ohne Mißmut zu erregen, nicht Rangautorität, sondern nur moralische Autorität aufrecht erhalten. An den vorgefundenen Kontrakten habe er dies leider nicht eigenmächtig abändern können. Er kam dann auf die zahlreichen Erkrankungen zu sprechen, welche bei einer Expedition, die nicht der Karawanenstraße folgt, häufiger sein müßten, und welche auch bei jedem der Europäer Rücktransporte veranlaßt hätten. Er habe später eine zweite Karawane ausgerüstet, mit der er über Simbamweni die vorliegende Wasserscheide bis zum Makata rekognoszirt habe. Die technischen Schwierigkeiten des Bahnbaues hielt v. H. für nicht erheblich, wohl aber die Organisirung der Arbeit gegenüber dem Arbeitermaterial, den Verpflegungs- und Wasser-, den Witterungs- und Gesundheitsverhältnissen. Derartige Tracirungen seien ihrer Natur nach zeitraubend und müßten immer gleichzeitig mehrere Ingenieurpartien auf der Strecke angesetzt sein. Er spricht sein Bedauern aus, daß, als dies alles im Werden war, die Fortsetzung der Arbeit nach der Regenzeit durch einen finanziellen Systemwechsel, der durch den Zollvertrag hervorgerufen, sistirt werden mußten, und spricht den Wunsch aus, daß seine Erfahrungen nicht vergeblich gemacht sein möchten. Er habe sich durch die Aufgabe selbst s. Z. geschmeichelt gefühlt, nicht aber durch die Art, solcher Arbeit Beachtung zu schenken. Die Versammlung dankte dem Redner mit lautem Beifall und der Herr Vorsitzende mit anerkennenden Worten. Herr Fricke, der früher der Emin Pascha-Expedition angehört hat, legt die Gründe mehr persönlicher Natur dar, welche zu seiner Trennung von der Expedition führten.

— Die Kolonial-Abteilung des Vereins Deutscher Studenten zu Berlin, Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft in corpore, hielt im vergangenen Sommersemester drei monatliche größere Vortragsabende ab, die trotz der recht ungünstig liegenden äußeren wie inneren studentischen Verhältnisse sehr gut besucht waren. Erfreulich war, daß sich recht viele Gäste aus studentischen Kreisen bei der Kolonial-Abteilung einfanden. Vorträge hielten: 1. im Mai Herr Leue über das Thema: „Der Aufstand in Ostafrika und meine Kämpfe um Dar-es-Salaam"; 2. im Juni Herr Staudinger über „Das Niger- und Benuë-Gebiet"; 3. im Juli Herr Missionssuperintendent Merensky über das Thema: „Was können wir aus den Erfahrungen lernen, die andere Mächte bei ihren Kolonisationsbestrebungen in Afrika machten?" Besonders an letzteren Vorschlag schloß sich eine lebhafte, eingehende Diskussion an. Im Juni wurde dann eine Besichtigung des Museums für Völkerkunde unter Leitung des Herrn Direktors Prof. Dr. Bastian unternommen, bei der wegen der außerordentlich zahlreichen Beteiligung eine Teilung in zwei Abteilungen eintreten mußte. In bereitwilligster Weise hatte die Deutsche Kolonialgesellschaft eine der Wandersammlungen kolonialer Produkte nebst einer großen Anzahl von Photographien zur Verfügung gestellt, die allgemein eingehendst besichtigt wurden. Die Bibliothek wurde durch einige wertvolle Geschenke vermehrt. Zwei Vortragsabende, wozu Redner bereits gewonnen, mußten leider ausfallen. — Das neue Semester naht heran, möge es, so wird uns geschrieben, bei den im Winter unvergleichlich günstiger als im Sommer liegenden Verhältnissen den Kolonialabteilungen — auch in Greifswald und Halle haben in den Ver. D. St. unter großem Anklang sich Kolonialabteilungen gebildet und werden voraussichtlich bald weitere folgen — gelingen, eine stattliche Reihe zahlreich besuchter Versammlungen abzuhalten und Interesse für koloniale Aufgaben in weitere studentische Kreise zu tragen!

— Abteilung Waldenburg. In der unter dem Vorsitz des Herrn Generaldirektor Dr. Ritter am 3. d. M. abgehaltenen Sitzung der gegenwärtig 67 Mitglieder zählenden Abteilung Waldenburg in Schlesien wurde eine größere Anzahl Vorlagen zur Kenntnis der Mitglieder gebracht. Der Herr Vorsitzende gab sodann eine ausführliche Übersicht des gegenwärtigen Standes der ostafrikanischen Kolonialbewegung, insbesondere des Emin Pascha-Unternehmens, und ersuchte die Mitglieder der Abteilung, fortgesetzt im Interesse der Sache zu wirken.

— Abteilung Bromberg. Nach mehrmonatlicher Sommerpause versammelte sich am Donnerstag, den 26. September, die hiesige Abteilung in dem unteren Saale der „Concordia". Der Einladung war eine große Anzahl von Mitgliedern gefolgt. Es wurde einstimmig beschlossen, sich dem Beschluß der Berliner Versammlung vom 17. August anzuschließen, und der Vorstand der Abteilung beauftragt, den Beschluß Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck zu übermitteln. Sodann wurde die Frage verhandelt, ob und in welcher Weise die Abteilung zum Kaiser Wilhelm-Denkmal hierselbst beitragen könnte. Dem Vorstande wurde anheimgegeben, die einleitenden Schritte zur Vorbereitung einer Aufführung zu thun.

— Abteilung Meiningen. An Stelle des aus dem Vorstand ausgetretenen Herrn Staatsrat Ziller ist Herr Oberstabsarzt Dr. Weiß zum Vorsitzenden gewählt worden.

Kleine Mitteilungen.

— (Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder) aus den Jahren 1876 bis 1885, welche in der „Deutschen Revue" erschienen, sind nunmehr in der letzten Lieferung zum Abschluß gebracht. Sie eröffnen einen tiefen Blick in die Seele des leider so früh verstorbenen Forschers, seine Entwicklung aus einem schlichten Händler zu einem Kaufmann mit weitem handelsgeographischem Blick und Forscher, seine Arbeit, am Niger-Benuë, welche er nur im deutschen Interesse unternehmen wollte, und seine Mühsale und Freuden. Der letzte Brief datirt aus Bakundi am Tarabba, vom 14. Oktober 1885. Der Schlußsatz desselben lautet: „Zuweilen überkommt meine Seele der drückende Gedanke, daß die Feindseligkeit der englischen Kompanie (der jetzigen Royal-Niger-Kompany. D. R.), wenn Deutschland nicht entschieden für mich einträte, doch noch alles lähmt, was ich in vieljähriger Arbeit hier erstrebt! Indes ich werde auf meinem Posten ausharren und einer Gerechtigkeit im Großen vertrauen, die zuweilen spät erfüllt, aber nicht vergißt ....."

— (Die deutsch-asiatische Bank in Schanghai) mit einem Kapital von 22 500 000 Mark wird ihre Bureaus Anfang Januar 1890 öffnen und hoffentlich nicht nur zur Pflege des allgemeinen Bankgeschäfts, sondern auch zur Hebung der Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Märkten Ostasiens das ihrige beitragen, damit der Absatzmarkt für die Erzeugnisse der deutschen Industrie erweitert werde. Begründer der Bank sind die Firmen: Generaldirektion der Seehandlungssozietät, Direktion der Diskontogesellschaft, Deutsche Bank, S. Bleichröder, Berliner Handelsgesellschaft, Bank für Handel und Industrie, Robert Warschauer u. Ko., Mendelssohn u. Ko., sämtlich in Berlin; M. A. von Rothschild u. Söhne und Jakob S. H. Stern in Frankfurt a. M., Norddeutsche Bank in Hamburg, Sal. Oppenheim jun. u. Ko. in Köln, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München.

— (Die Engländer in Südafrika.) Wie der Londoner Korrespondent des „Manchester Courier" berichtet, sind jetzt alle Schwierigkeiten, welche der Gewährung einer königlichen Konzession an die neue Südafrikanische Gesellschaft im Wege standen, beseitigt. Die Konzession wird in einigen Tagen herausgegeben werden. — Sir Francis de Winton wird sich am 4. Oktober einschiffen, um seinen Posten als Reichskommissar für Swaziland anzutreten. Sein Begleiter ist George Mackenzie, der Sekretär der Britischen Ostafrikanischen Gesellschaft. Der letztere beabsichtigt, die Organisation der Gesellschaft zu vervollkommnen.

— (Das Quartals-Zirkular des englischen „Emigranten-Auskunfts-Büreau") ist erschienen und enthält nützliche Mitteilungen für Emigranten nach Kanada und den australischen und südafrikanischen Kolonien. Queensland leistet den Auswandrern bedeutende Hülfe, dieselbe beschränkt sich jedoch nur auf Dienstboten und Feldarbeiter. Neusüdwales, Westaustralien, die Kapkolonie und Natal leisten auch einigen Beistand. Diese Jahreszeit ist sehr geeignet zur Reise nach Australien und Südafrika, aber zu spät nach Kanada. Landwirte mit etwas Kapital und Mägde können in allen Kolonien auf eine gute Zukunft rechnen. Feldarbeiter haben gute Aussichten in Neusüdwales, Viktoria, Tasmanien und manchen Teilen in Neuseeland, aber weniger in Queensland und Westaustralien. Tagelöhner sollten nach Viktoria, Eisenbahnarbeiter nach Natal und Bergleute nach Tasmanien und Neuseeland gehen. Infolge der Massenwanderung nach der Goldgegend in der südafrikanischen Republik herrscht in der Kapkolonie und Natal Mangel an Handwerkern, besonders an Maurern, Schmieden und Wagnern.

— (Die Verhältnisse zwischen den Engländern und Buren in Transvaal) werden von Tag zu Tag gespannter. Die Transvaal-Regierung hat nämlich außer dem Herausgeber des „Johannesborg Standard" auch denjenigen der „Barberton News" verhaften lassen unter der Anklage, durch Zeitungsartikel Hochverrat verübt zu haben.

— (Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft,) welche an marktschreierischen Reklamen mit Bezug auf die ihr vom Sultan von Sansibar erteilten Konzessionen, sowie ihre Verbindungen mit Stanley das Mögliche geleistet hat, um das englische Publikum zur Beschaffung der nötigen Geldmittel zu veranlassen, hat an Ort und Stelle bisher nur geringe Fortschritte zu verzeichnen. Ihre Thätigkeit besteht vorläufig darin, eine Karawane nach der anderen zur Erforschung der Kenia-distrikte abzusenden. Dieselben sind jedoch bisher sämtlich unverrichteter Sache zurückgekehrt, nachdem ein großer Teil der Träger entlaufen war. In Mombassa selbst ist durchaus nichts geschehen, und es herrscht überall ein entsetzlicher Schmutz. Das Fort ist nach wie vor von

Digitized by Google

etwa 300 gesindelhaften arabischen Truppen besetzt, und es ist keinem Engländer gestattet, dasselbe zu betreten. Die Zollverwaltung sollte Mitte vorigen Monats durch englische Beamte übernommen werden. Bisher kann indes von einer solchen „Übernahme" nicht die Rede sein, da das Zollpersonal nicht die geringste Änderung erfahren hat und kein Europäer über dasselbe gestellt worden ist. Die 12 Gesellschaftsbeamten, welche sich in Mombassa aufhalten, sind ohne eigentliche Beschäftigung. Die von der Gesellschaft gemachten Versuche der Einführung von Kameelen sind gänzlich fehlgeschlagen. Es ist kein einziges dieser Tiere mehr am Leben. Um dem arabischen Elemente gegenüber mit Energie auftreten zu können, führt die Gesellschaft gegenwärtig unter der Maske friedlicher Handwerker ausgediente indische Soldaten in Mombassa ein.

Litteratur.

Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage, geschichtlich und theoretisch erörtert von D. G. Warneck. 8°. 126. Bertelsmann, Gütersloh. M. 1,50.

Nachdem Afrika und die afrikanischen Völker die Aufmerksamkeit der christlichen Kulturstaaten mehr als je zuvor auf sich gezogen haben, mußte naturgemäß auch die Sklavenfrage wieder in den Vordergrund treten, und wie dies im Laufe des letzten Jahres geschehen ist, lebt noch in unser aller Gedächtnis. Da die Anti-Sklavereibewegung von Kreisen ausging, welche den Rückhalt für die römisch-katholische Missionsthätigkeit in Afrika bilden, so mußte gar bald die Stellung, welche sowohl diese als die evangelische Mission zu dieser Frage einnimmt, gründlich erörtert werden, und es trat dabei wieder die Thatsache hervor, daß man in den Kreisen der Missionsarbeiter über die Lage der Dinge in Afrika vortrefflich unterrichtet und deshalb in der Lage ist, ein reifes Urteil in dieser Sache abzugeben. Daher müssen wir es mit lebhaftem Dank begrüßen, daß D. Warneck in der vorliegenden Broschüre den Standpunkt der evangelischen Mission zu dieser Frage bestimmt und deutlich klarlegt, und zwar nicht nur in überzeugendster, sondern auch in besonnenster und maßvollster Weise, so daß wir getrost sagen dürfen, daß seine Stellung zu dieser Angelegenheit im wesentlichen von allen evangelischen, insbesondere auch von allen deutschen Missionsgesellschaften geteilt wird.

Zunächst schildert der Verfasser in dem ersten Abschnitt über den nach außen hin betriebenen afrikanischen Sklavenhandel die mit der Entdeckung der afrikanischen West-, Süd- und Ostküste zusammenfallende Wiederbelebung dieses Handels durch die christlichen Mächte und die Stellung, welche die römische und später die evangelische Kirche in früherer Zeit zu ihm eingenommen hat, und bespricht dann die gegenwärtige Anti-Sklavereibewegung, wobei er die Idee eines Kreuzzuges verwirft, dagegen hervorhebt, wie die Missionsthätigkeit dadurch, daß sie ihnen Vertrauen zu den Europäern einflößt, die Eingeborenen zum Widerstande gegen die arabischen Dränger ermutigt. Ein anderes Kapitel beschäftigt sich mit der wichtigen Frage, was mit den befreiten Sklaven geschehen soll, und die Antwort, welche hierauf gegeben wird, hat um so mehr Gewicht, als sie durch Hinweis auf die Erfahrungen begründet wird, welche auf diesem Gebiete bereits gemacht worden sind.

In dem zweiten Teile wird die Frage behandelt, was gethan werden könne, der Sklaverei in Afrika selbst ein Ende zu bereiten, und es wird zunächst betont, wie der Sklavenhandel nur durch Beseitigung der Sklaverei als einer einheimischen Einrichtung abgeschafft werden kann, und wie gerade die Mission berufen ist, an der Lösung dieser Frage hervorragenden Anteil zu nehmen. Ehe an Abschaffung der Sklaverei gedacht werden könne, müsse die Mission die sittlichen Anschauungen der Afrikaner beeinflussen, dann falle durch die Einwirkung des Christentums die Sklaverei langsam, aber sicher. Die hergebrachte falsche Meinung, daß die Afrikaner durch Sklaverei oder durch eine modifizirte Sklaverei, den sogenannten Arbeitszwang, gehoben werden können, und daß es deshalb wünschenswert sei, diese Einrichtungen in Kolonien einstweilen noch beizubehalten, wird gründlich widerlegt, indem dargelegt wird, daß nur da, wo die Vielweiberei (eine andere Form der Sklaverei) und Sklaverei abgeschafft worden ist, die Afrikaner fleißiger und erwerbstüchtiger geworden sind. Wir können nur wünschen, daß die Arbeit D. Warnecks die weiteste Verbreitung finden möge, sie ist in hervorragender Weise geeignet, Klarheit in die Anschauungen über die afrikanische Sklaverei und den Sklavenhandel zu bringen, um dadurch unser Volk zu befähigen, an der Lösung dieser wichtigen Fragen thätigen Anteil zu nehmen. Merensky.

Treu bis zum Tode. Historische Erzählung für Alt und Jung von Lilly Williger od. Preis in schönem Einband M. 3. Gotha, F. A. Perthes. 1889.

In unsrer Zeit ist jede Büchergabe freudig zu begrüßen, die zur Ausbreitung des Verständnisses der für uns Deutsche im Auslande der Erfüllung harrenden Aufgaben beiträgt; geschieht dies aber in so anregender und fesselnder Form zugleich, wie es uns in dem vorliegenden Buche geboten wird, so dürfen wir der Anerkennung auch gern den Dank zugesellen. Die Bestrebungen unsrer Zeit, welche auf die Befreiung Afrikas von der Schmach des Menschenraubes und Menschenhandels abzielen, sind der Verfasserin Veranlassung gewesen, die Pflicht dieser Menschenliebe an einem jungen Helden uns zu offenbaren, der während der Zeit seiner Ausbildung als Seeoffizier nach Afrika kommt und hier vielfache Gelegenheit findet, in lebhaften Kampfszenen gegen Sklavenjäger diesen ihre gefesselte Menschenbeute abzuringen. Diese Schilderungen bilden nur eine einzelne Episode in der Erzählung, machen aber doch hinlänglich vertraut mit dem Wesen des afrikanischen Sklavenhandels. Auch jene Abschnitte des Lebens unsres jungen Helden, die zur Kolonialpolitik keine unmittelbare Beziehung haben und nur durch den gemeinsamen ethischen Hintergrund damit verbunden sind, wird jeder mit Vergnügen lesen. Die Jugendzeit des Helden führt uns mitten in die Kämpfe hinein, in denen wir die wackern Tiroler vergeblich gegen den Korsen um ihre Freiheit ringen sehen; sein Vater stirbt als Schützenhauptmann in diesen Kämpfen und Hofer, sein Onkel, fällt durch Verrat in die Hände des Feindes. Die feurige Schilderung dieser Vorgänge, welche zudem auf guten Studien begründet ist, schließt mit der Flucht des Jünglings, dessen Seele von der Treue und Liebe zu seinem angestammten Kaiserhause Österreich ganz erfüllt ist. Er findet durch die Vermittlung eines Verwandten Anstellung auf einem englischen Kriegsschiffe, auf dem seine Ausbildung als Seeoffizier vor sich geht und die Fahrten nach Afrika statthaben. Bei seiner Rückkehr ins Vaterland bereiten sich die entscheidenden Schicksalsschläge gegen den Korsen vor; der junge Schiffsleutnant tritt in die österreichische Armee als Offizier ein und stirbt auf dem Schlachtfelde bei Leipzig den Heldentod: Treu bis zum Tode! Wir können das Buch als eine für die reifere Jugend gut geeignete Weihnachtsgabe besonders warm empfehlen. B.

Die deutschen Kolonien. Von Carl Heßler. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen. Mit 5 Karten und 41 Abbildungen. II. Aufl. Metz 1889. Georg Lang. 138 S. 2 Mark.

Ein populär gehaltenes Handbüchlein, welches in gedrängter Kürze das Wissenswerteste über die Erwerbungsgeschichte, Land und Leute, Erzeugnisse und Handel unserer Kolonien zusammenstellt. Die Werke der Originalschriftsteller sind mit Umsicht benutzt, und nur hie und da hätte man den Wunsch, die widersprechenden Urteile verschiedener Autoren in der Heßlerschen Darstellung mehr zu einem gleichförmigen Durchschnittsbilde versöhnt zu sehen. Durch die Beigabe einer Anzahl recht guter Abbildungen und Karten erhält das Werkchen noch einen besonderen Wert. S.

Die Vorgänge auf den Samoa-Inseln, dargestellt mit besonderer Berücksichtigung der veröffentlichten deutschen Aktenstücke von Wagner, Rechtsanwalt und Notar. Graudenz, 1889. Herausgegeben von der Abteilung Graudenz der deutschen Kolonialgesellschaft. Zu beziehen von Jul. Gaebels Buchhandlung. Preis 50 Pf.

Die 32 Seiten umfassende kleine Broschüre ist nach Form und Inhalt eine vorzügliche Darstellung der deutschen Beziehungen zu Samoa und speziell der Vorgänge, welche in dem Gefecht von Vailele am 18. Dezember 1888 ihren verhängnisvollen Höhepunkt fanden. In knapper, präziser Zusammenstellung gibt der Verfasser von den in chronologischer Folge mitgeteilten Ergebnissen ein klares Bild; bei aller gediegenen Kürze ist kein irgendwie bedeutsamer Umstand, vom Beginn der Verwicklungen bis zum Berliner Kongreß im Juni d. J., von ihm unberücksichtigt gelassen. Der Wert des Schriftchens wird noch erhöht durch die in der Einleitung gegebenen statistischen Daten, welche auch ein beredtes Zeugnis für den sachlichen Ernst sind, womit der Verfasser seinen Gegenstand bearbeitet hat. Das Oberkommando unserer kaiserlichen Marine hat, nach einer uns zugehenden Privatmitteilung, eine Bestellung von 2300 Exemplaren erteilt, ein schöner Erfolg, der es unnötig macht, das zeitgemäße Schriftchen unsern Lesern noch besonders zu empfehlen. Schon an anderer Stelle unserer Zeitung ist bekannt gegeben, daß die Abteilung Graudenz als Herausgeberin der Broschüre an die Zentralkasse der Deutschen Kolonialgesellschaft vom Reinertrag aus dem Verkauf bereits 500 Mark als Beitrag zu einem Denkmal für die auf Samoa Gefallenen abgeführt hat; im Anschluß daran können wir nur wünschen, daß durch unsere Besprechung der Broschüre der mit ihrer Herausgabe verbundene gute Zweck in kolonialen Kreisen eine weitere belangreiche Förderung erfahre. B.

Bekanntmachung.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Abteilung Berlin.

Herrenabend am 14. Oktober
im kleinen Saale des Architektenhauses.

Vortrag des Herrn Major von Schack:
Tagebuch über Tunis, Susa, Sfax und Tripolis.

Um zahlreichen Besuch wird gebeten. Einführung von Gästen erwünscht.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das deutsche Hospital in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingegangen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Thorner Missions-Hülfsverein 25 M.; Missions-Verein von St. Simeon in Berlin 30 M.; Erlös für verkaufte Photographien des deutschen Hospitals in Sansibar 6 M.; durch die Herren Pastor Diefelkamp 1444,95 M.; Missionsinspektor Beyer 1664,94 M.; Dr. Büttner 619,58 M.; Pastor Böhme 7575 M.; Pastor Berlin 232,85 M. Im Ganzen 4099,07 M.

Berlin, den 30. September 1889.

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. I. V.: Franke, Fennstraße 59.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt.

Außerordentliche Beiträge von: 1) der Legationskasse des Auswärtigen Amtes, Anteil von dem Ertrage der in Hamburg für Zwecke der Krankenpflege in Sansibar veranstalteten Sammlung M. 3000; 2) Herrn Gustav Diethey zu Rheydt zum Besten Verwundeter und Kranker der Wißmannschen Truppe in Ostafrika M. 100.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein: M. 6.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: **Gustav Meinecke.**

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: **Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.**

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 35. **Berlin,** 26. Oktober 1889. **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Postdampfer-Subvention für Ostafrika. — Die neueste brittische Annexion in Afrika. — Der Kongreß der drei Amerikas. — Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee. — Die Verhandlungen der Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg (18. bis 24. September 1889). (Schluß.) — Zur Sache der evangelischen Mission. Von Merensky. — Von der Emin-Pascha-Expedition. (Fortsetzung.) — Die Handels-Ausstellung in Hamburg II. — Die Thronrede und der Etat. — Ein neues Schutzgebiet in Ostafrika. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Postdampfer-Subvention für Ostafrika.

In Nachstehendem bringen wir den Wortlaut der Petition zum Abdruck, welche von der Deutschen Kolonialgesellschaft laut Beschluß des Vorstandes vom 9. September an den Hohen Bundesrat gerichtet worden ist, in der Hoffnung, auch damit unser Teil zur Erreichung des schon lange erstrebten Zieles beizutragen:

Dem hohen Bundesrat beehrt sich die Deutsche Kolonialgesellschaft unter Bezugnahme auf die beigefügte Begründung die ganz ergebenste Bitte zu unterbreiten:

der hohe Bundesrat wolle

in Anbetracht des gesteigerten Handels-, Personen- und Postverkehrs zwischen Deutschland und Ostafrika,

in Anbetracht der für den Privatverkehr heute vielfach gehinderten und unzulänglichen Verbindung mit unserer zukunftsreichen Kolonie,

in Anbetracht endlich der nach Schaffung gesicherter Grundlagen durch die ostafrikanische Reichstruppe zu erwartenden Ausbreitung der Kultivationsbestrebungen in dem deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete

hochgeneigtest hinwirken

auf Einführung einer Reichspostdampferlinie, welche den Verkehr Deutschlands mit Ostafrika direkt vermittelt.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Der Präsident:
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Begründung.

Es bedarf heute nicht mehr des Nachweises, daß der Glaube an die Bedeutung und den Wert kolonialer Bestrebungen unserer Nation in Fleisch und Blut übergegangen ist. Bestand darüber noch irgend ein Zweifel, so ist derselbe beseitigt, seitdem unter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstages der Besitzstand der deutschen Schutzländer in Ostafrika mit deutschem Gut und Blut sichergestellt wurde.

Zweifellos ist das deutsche Volk in seiner Mehrheit geneigt, der hohen Reichsregierung nun auch diejenigen Mittel zu gewähren, welche eine befruchtende und segensreiche Durchführung der kolonialpolitischen Aufgaben erheischt.

Unter den gegenwärtigen Bedürfnissen tritt lebhafter als je die Einrichtung einer subventionirten Postdampferlinie zwischen Deutschland und der Ostküste Afrikas in den Vordergrund. Seitdem diese Frage zum letztenmal den hohen Bundesrat beschäftigte, sind durch die Errichtung der deutschen Schutztruppe in Ostafrika und durch die erfolgreichen Bemühungen des Reichskommissars Wißmann sowohl neue Bedürfnisse geschaffen, welche die Einrichtung einer deutschen Linie gebieterisch fordern, als auch nach der wirtschaftlichen Seite die Grundlagen erweitert wurden, auf welchen die Entwickelung und Verwertung unseres Kolonialbesitzes nun schneller vor sich gehen kann.

Der deutsche Handel und Verkehr mit Ostafrika, zu einer kräftigeren Entwickelung dadurch angeregt, ist gleichwohl noch heute auf die Benützung der Transportmittel fremder Nationen angewiesen. Dieser Zustand, welcher auf die deutschen Interessen in Ostafrika schwer schädigend einwirkt, bedarf dringend einer baldigen Änderung, damit das unnatürliche Verhältnis aufhöre, daß deutsche Waren nach den deutsch-ostafrikanischen Schutzländern und die Ausfuhrerzeugnisse jener Länder für das Mutterland ihren Weg über ausländische Häfen nehmen müssen.

Dem hohen Bundesrate sind die Nachteile der gegenwärtigen mangelhaften Verbindung bekannt, welche für die Reichsorgane bei den Sendungen von Bedarfssachen an die deutsche Schutztruppe und für den Verkehr im allgemeinen bestehen; alle diese Störungen und Schwierigkeiten sind für den Handels- und Privatverkehr aber in erhöhtem Maße vorhanden.

Es besteht gegenwärtig für direkte Frachten nur eine einzige Gelegenheit nach Ostafrika; der der Firma Wm. O'Swald u. Ko. gehörige Dampfer „Sansibar" nimmt Güter von und nach Hamburg zu 40 Mark pro Tonne; er verkehrt ca. alle drei Monate einmal. Die genannte Firma ist in letzter Zeit aber durch den größeren Umfang ihrer eigenen Geschäfte nicht selten in der Lage, die Beförderung fremder Güter ablehnen zu müssen. In hohem Grade unvorteilhaft ist der Personenverkehr und der Versand von Gütern vermittelst der ostasiatischen Reichspostdampfer bis Aden, wo dann Passagiere und Waren gewöhnlich auf die englische Linie der India Steam Navigation Company übergehen, der einzigen Verbindung, welche in monatlichen Fahrten zwischen Aden—Sansibar auch Lamu und Mombassa berührt. Die Frachtraten dieser englischen Linie sind enorm hoch; für die Beförderung der Güter von Aden nach Sansibar nimmt sie mehr als die Hälfte des ganzen vom Lloyd berechneten Frachtsatzes für sich in Anspruch. Es ist beispielsweise die Fracht für Güter dritter Klasse nach Sansibar 52,50 Mark pro Kubikmeter; der Lloyd erhält für die Strecke Bremerhaven—Aden (5628 Seemeilen) hiervon 25 Mark, die englische Gesellschaft für die Strecke Aden—Sansibar (1830 Seemeilen) 27,50 Mark. Trotz dieser beträchtlichen Vergütung erleidet die Weiterbeförderung oft wochenlange Unterbrechung, da der englische Dampfer, welcher nur jede vierte Woche einmal fährt, natürlich erst die Ladung aus dem von Europa kommenden Hauptdampfer seiner Kompanie übernimmt und dann die Waren aus fremden Dampfern, d. h. wenn noch Platz vorhanden ist. Dazu kommen auch mancherlei Vorwände politischer Natur, welche der englischen Gesellschaft Anlaß bieten, dem deutschen Handel und Verkehr Störungen zu bereiten. Beamte deutscher Gesellschaften konnten beispielsweise in Lamu nicht landen, weil der englische Dampfer den Hafen zur Zeit nicht anlief.

Für Rückfrachten mit Dampfern der ostasiatischen Linie des Norddeutschen Lloyd ist gewöhnlich keine Gelegenheit zur Beförderung von Handelswaren geboten, da diese Dampfer auf der Rückreise jetzt meistens mit voller Ladung in Aden anlaufen, so daß die für Deutschland bestimmten ostafrikanischen Güter auf englischen Schiffen den Umweg über England nach Deutschland nehmen müssen.

Für den deutschen Verkehr mit Ostafrika kommen gegenwärtig in Betracht: die französische Linie der Gesellschaft Messageries maritimes in Marseille, deren Dampfer zwischen Marseille und Mauritius verkehren und seit Oktober 1888 allmonatlich Sansibar anlaufen, und die erwähnte englische Linie, deren Hauptdampfer Aden berühren, von

wo besondere Dampfer den Verkehr zwischen Aden und Sansibar (mit den Zwischenstationen Lamu und Mombassa) vermitteln.

Da die französische Gelegenheit für größere Ladungen zu umständlich und auch zu teuer ist, so ziehen unsre Fabrikanten und Kaufleute die bequemere Benutzung der englischen Linie vor, so daß die meisten deutschen Waren nach Ostafrika, beziehentlich afrikanische Erzeugnisse von Sansibar nach Deutschland, auf englischen Schiffen verfrachtet werden. Die Notwendigkeit der englischen Vermittelung belastet nun unsren Handel mit großen Unkosten. Für die Gewichtstonne deutscher Frachtgüter nach Deutsch-Ostafrika werden in England heutzutage 55 Schilling berechnet, wozu noch die Frachten und Verschiffungsspesen von Deutschland nach England hinzukommen.

Ein weiterer großer Nachteil entsteht sodann durch die Umladung der Güter in Aden, wodurch nicht selten die Waren leiden, in jedem Falle aber besondere Spesen und Lagergelder erwachsen. Alle diese Schwierigkeiten können allein durch eine regelmäßige Reichspostdampferverbindung gehoben werden, die es auch ermöglichen würde, daß eine geregelte geschäftliche Verbindung mit Deutsch-Ostafrika eintreten könnte.

Im Anschlusse an eine regelmäßige Postdampferverbindung pflegt infolge der rasch steigenden Zunahme des Handels die freie Kauffahrteischiffahrt mit größerer Lebhaftigkeit sich zu entfalten, womit erreicht wird, was allein der Zweck einer anfangs subventionirten Dampferlinie sein kann, daß diese nämlich die Grundlagen schaffen hilft, auf denen der überseeische Handel zu voller Selbständigkeit heranzuwachsen vermag.

Eine direkte Verbindung müßte sodann die deutsch-ostafrikanische Ausfuhr bedeutend erhöhen. Nur der erschwerte Transport ist schuld, wenn nicht schon heute beispielsweise Artikel, wie Arachis, Samen, aus dem ein wertvolles, dem Provenceröl ähnliches Speiseöl gewonnen wird, und Sesam, welches viel in den Niederlanden zur Butterbereitung verwendet wird, in größerem Umfange ausgeführt wird. Diese Massenartikel vertragen die Spesen des jetzigen erschwerten und teueren Transports nicht. Ebenso leiden andere Artikel, wie Gewürznelken und Nelkenstengel, unter den Unkosten der fremden Spedition.

Zweifellos würden aber die großen Vorteile einer direkten Verbindung vornehmlich auch den deutschen Kultivationsbestrebungen in Ostafrika zu gute kommen; wenn wir das Ziel erstreben, einmal wertvolle Rohprodukte, wie Baumwolle, Kakao u. s. f., aus jenen Gebieten für das Mutterland zu beziehen, so wird der erste Schritt sein müssen, eine regelmäßige Verbindung mit ihnen herzustellen.

Diese Erwägungen werden auch von anderen Nationen für sehr wichtig angesehen; beide jetzt bestehenden ostafrikanischen Linien: die der India Steam Navigation Company und der Messageries maritimes, erhalten staatliche Subventionen, zudem werden neue subventionirte Linien in kurzem ins Leben treten; England will eine direkte Verbindung London-Mombassa-Sansibar einrichten, und Portugal schickt sich an, die bestehende regelmäßige Verbindung mit Mossamedes bis Lourenço Marques, Mozambique, Quilimane und Ibo auszudehnen. Dem gegenüber wird der immer dringender hervortretende Wunsch, daß endlich auch von deutscher Seite eine direkte und regelmäßige Postdampferverbindung mit den ostafrikanischen Schutzländern hergestellt werden möge, als ein berechtigter wohl anzuerkennen sein.

Wenn früher in der Einrichtung einer deutschen Zweiglinie Aden—Sansibar von manchen Seiten und auch von uns selbst schon ein Hülfsmittel erblickt worden ist, durch welches die deutschen Unternehmungen in ihrem Wettkampfe mit der fremden Konkurrenz wenigstens einigermaßen gestärkt werden könnten, so muß doch bei der jetzigen Entwickelung der Dinge entschieden betont werden, daß eine durchgreifende Besserung nur von einer direkten, also in Deutschland entspringenden und endigenden, und womöglich bis nach Südafrika auszudehnenden Linie sich erwarten läßt.

Wenn wir von unserer Betrachtung die Frage ausschließen dürfen, welche Plätze an der Ostküste Afrikas die zu subventionirende Linie passend berühren könnte, weil das Bedürfnis mit der fortschreitenden Entwickelung bald für eine Reihe von Punkten sich herausstellen dürfte, so sei es dagegen gestattet, mit einem Worte die Weiterführung der Linie nach Südafrika zu empfehlen.

In seiner denselben Gegenstand betreffenden Eingabe des früheren Deutschen Kolonialvereins vom 21. September 1887 ist bereits diese Frage umständlich behandelt worden, und haben sich seitdem die Gründe verstärkt, welche eine direkte Verbindung mit Südafrika wünschen lassen. Die Delagoabai, deren Hinterland durch die Eisenbahn nach Transvaal in absehbarer Zeit erschlossen sein wird, hat schon heute einen gegen damals sehr gesteigerten Verkehr. Die Bahn nach Pretoria, wird zweifellos für unseren Handel und unsere mannigfachen Beziehungen zum Burenlande sehr wichtig werden, so daß diese Umstände sehr eindringlich dafür sprechen, die Linie über Sansibar hinaus mindestens bis zum Hafen Lourenço Marques, zu führen. Der natürliche Endpunkt dieser subventionirten Linie scheint uns dagegen Kapstadt zu sein; da mit diesem wichtigen Handelsorte unsere südwestafrikanischen Schutzgebiete noch auf längere Zeit hin einen regeren Verkehr unterhalten werden, so würde deutschen Unternehmungen in Südwestafrika durch die Ausdehnung der Linie bis zu diesem Platze die Verbindung mit dem Mutterlande wesentlich erleichtert werden. Andrerseits ist aber auch Port Natal mit seiner Eisenbahn bis Ladysmith, Port Elizabeth als Haupt-Woll-Exporthafen Afrikas und Kapstadt selbst für unseren Handel von so großer Bedeutung, daß schon aus diesen Gründen eine Subventionirung dieser erweiterten Linie sich rechtfertigen ließe. Von der größten Wichtigkeit ist aber eine regelmäßige Verbindung zwischen Ostafrika und dem Süden auch für unsere ostafrikanischen Schutzländer selbst, da sowohl für die Ergänzungen der Schutztruppe, wie für die Arbeiterfrage in Ostafrika eine engere Beziehung mit den südafrikanischen Ländern als höchst nutzbringend für die Gegenwart und Zukunft sich erweisen dürfte.

Aus den im Obigen vorgetragenen Gründen wird es unser Volk zweifellos dankbar anerkennen, wollte der hohe Bundesrat dahin wirken, daß den deutschen Handelsbeziehungen und Kultivationsbestrebungen in Deutsch-Ostafrika die zu ihrer gedeihlichen Entwickelung so unbedingt notwendige Unterstützung durch Schaffung einer zuverlässigen, regelmäßigen, schnellen Dampferlinie gewährt werde.

Die neueste britische Annexion in Afrika.

Die neugegründete Britische Südafrika-Gesellschaft, über deren Pläne wir bereits in Nr. 23 vom 8. Juni Genaueres mitteilten, hat einen königlichen Freibrief und dadurch ein Anrecht auf das ungeheure Landgebiet erhalten, welches sich nördlich von Transvaal und Betschuanaland bis zum Sambesi und westlich von den portugiesischen Besitzungen bis zu dem deutschen Südwestafrika erstreckt. Somit ist das eingetreten, was lange befürchtet wurde, Transvaal ist in seiner Ausdehnung nach Norden, Portugal nach Westen und das südwestafrikanische Schutzgebiet nach Osten gehemmt, nachdem dieser Keil dazwischen geschoben ist, welcher die fruchtbarsten und goldreichsten Länder von Südafrika, Matabele- und Maschonaland, umfaßt. Diese neue Erwerbung wird die Gesellschaft im Namen und Interesse des britischen Reiches verwalten und als Gegenleistung für den königlichen Freibrief hat sie sich zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei und der häuslichen Knechtschaft und zur Regulirung der Einfuhr und des Vertriebs von berauschenden Getränken verpflichtet. Kein Handelsmonopol wird gestattet, obschon Konzessionen für öffentliche Arbeiten erteilt werden; die Gesellschaft erhält das Recht, eine Polizeimacht zu schaffen, Gerichte einzusetzen, und verpflichtet sich, die Rechte anderer Staaten zu respektiren und die Gebräuche der Eingeborenen nicht zu verletzen. Sie muß dem Staatssekretär in London über ihre Finanzen, soweit sie die Verwaltung und politische Ausgaben betreffen, Rechnung ablegen und sonst jederzeit Auskunft geben. Der Freibrief hat eine Giltigkeit für 25 Jahre und kann dann am Ende einer Periode von je 10 Jahren erneuert werden. An der Spitze des Unternehmens stehen der Herzog von Abercorne, der Herzog von Fife, Albert Sery, Cecil Rhodes, der seine Rechte an die Gesellschaft abgetreten hat, und andere hier weniger bekannte Männer. Das Kapital beträgt 1 Million Pfund Sterling in Aktien von je 1 Pfd., welches sie nach Bedürfnis vermehren kann.

Die Grenzfrage wird manche Schwierigkeiten verursachen, da Portugal Ansprüche auf Maschonaland und Transvaal auf Khamas Reich, mit dem es angeblich einen Vertrag abgeschlossen hat, erheben.

Was Deutschland anbetrifft, so müssen wir annehmen, daß Ansprüche auf das Gebiet geltend zu machen sind, welches nördlich vom 22. Grad s. Br. und zwar weiter nach Osten als bis zum 20. Grad ö. L. liegt. Die Engländer behaupten bekanntlich, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westküste sich nur bis zum 20. Längengrade erstrecke. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die sogenannte rote Nation, mit welcher Deutschland einen Vertrag abgeschlossen, den Ngamisee als in ihrem Besitz befindlich bezeichnet hat, welcher östlich von dem 20. Längengrade liegt. Außerdem läuft die mit Portugal vereinbarte Interessengrenze von der Cunenemündung bis zum Kutimokatarakt des Sambesi, ungefähr unter dem 25. Längengrad und 18. Breitenparallel. Die Abmachung mit Portugal schwebt heute vollkommen in der Luft, wenn der 20. Breitengrad unsere östliche Grenze auch dort bilden soll. Es wäre sehr zu wünschen, wenn die Regierung Aufklärung darüber geben wollte, wie es in dieser Hinsicht mit der Sicherstellung deutscher Ansprüche bestellt ist.

Die neue britische Erwerbung wird vor allem die Buren empfindlich treffen. Sie sind an allen Seiten von englischem Gebiet umgeben, werden von englischen Goldgräbern und Abenteurern überlaufen und allmählich im Strome der angelsächsischen Einwanderung aufgehen. Vor einiger Zeit noch gedachten sie nach dem Norden zu „trekken“; der damals freie Norden ist jetzt britisch geworden.

Das im Osten von Transvaal gelegene Swaziland, dessen König

Digitized by Google

Umbandine kürzlich gestorben ist, wird auch über kurz oder lang unter britischen Einfluß gebracht werden, nachdem Sir Francis he Winton dorthin geschickt worden ist, um die Wirren zu schlichten. Die Swazis, welche ein goldreiches und teilweises fruchtbares Land bewohnen, sind unabhängig, allerdings nur deswegen, weil Natal und die Kapkolonie ihrer Einverleibung sich widersetzten. Die Bevölkerung zählt etwa 60 000 Seelen. Die Buren haben von dem König große Konzessionen auf Ländereien, die Engländer auf Minen zu erhalten gewußt, bis die Engländer einen entschiedenden Vorteil davon trugen, als der König Shepstone zu seinem Berater im Jahre 1887 machte. Da aber das Swaziland durch das von den Portugiesen beanspruchte Tongaland und die nördlich davon liegenden portugiesischen Besitzungen von Transvaal geschieden wird, hat es für England weniger Interesse, zumal die Buren dort das Übergewicht haben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man, wie die „Times" schreibt, die Buren für ihren Verzicht auf Khamas Reich mit Swaziland entschädigen wird. Die Delagoabahn wird nördlich von Swaziland nach Transvaal führen, eine andere Linie ist projektirt, welche mitten hindurch führt, und jetzt kommt ein Einsender an die „Times", um für eine Linie im Süden, von Sordwana im Tongaland nach Transvaal, zu plaidiren.

Überall, wohin man nach Südafrika blickt, sieht man ein energisches Vorwärtsstreben der Engländer, die immer noch Furcht vor den Deutschen zu haben vorgeben, wenn der Einsender in die „Times" mit Bezug auf Transvaal schreibt: „Die Portugiesen haben mit einem Blick auf die Zukunft alte und verfallene Ansprüche hervorgesucht, während die Deutschen, auf der Suche nach einem Auswanderungsgebiet für ihre wachsende Bevölkerung, jeden Nerv anstrengen, um in dem neuesten Eldorado festen Fuß zu fassen . . . "

Im Gegensatz zu diesem Vorwärtsstreben der Engländer, das sich auf eine enorme Kapitalkraft stützt, steht in Deutschland leider das Großkapital noch immer unsern kolonialen Unternehmungen ablehnend gegenüber und verschmäht es, sich an solchen „Kolonialschwärmereien" genügend zu beteiligen. Möchten doch unsere deutschen Kapitalisten sich an den englischen Kolonialschwärmern ein Beispiel nehmen!

Der Kongreß der drei Amerikas

ist am 2. Oktober in Washington durch eine Ansprache des Staatssekretärs Blaine eröffnet worden und damit endlich die schon unter der Administration Garfields von diesem ehrgeizigen Mann unternommenen Versuche, die Monroedoktrin auf das wirtschaftliche Gebiet hinüberzuspielen,[1]) dem Äußern nach geglückt. Das Programm, welches so umfassend wie möglich gewählt ist, enthält folgende Hauptpunkte: Aufrechterhaltung der friedlichen Beziehungen, sowie Förderung des Gedeihens der einzelnen amerikanischen Nationen. Gründung eines amerikanischen Zollvereins. Hebung des Schiffahrts-Verkehrs zwischen den einzelnen Ländern. Einführung eines gleichmäßigen Zoll- und Quarantäne-Systems in den unabhängigen amerikanischen Staaten. Ferner Etablirung eines gleichmäßigen Maß- und Gewichts-Systems, gleichmäßiger Patent-Gesetze, eines allgemeinen Verlagsrechtes, gegenseitiger Auslieferung von Verbrechern und gegenseitiger Sicherstellung der Handels-Schutzmarken (trade marks). Einführung einer gemeinsamen Silbermünze, welche in allen amerikanischen Staaten als gesetzliches Zahlungsmittel bei kommerziellen und finanziellen Transaktionen gültig sein soll. Einsetzung eines Schiedsgerichts behufs friedlicher Beilegung aller zwischen den interessirten Staaten entstehenden Differenzen u. s. w.

In den industriellen Kreisen Frankreichs und Spaniens, welche mit ihrem Export in manchen Erzeugnissen geradezu auf die südamerikanischen Staaten angewiesen sind, hat das Bekanntwerden dieses Programms, besonders die beabsichtigte Gründung eines amerikanischen Zollvereins, eine lebhafte Beunruhigung hervorgerufen und auch in Großbritannien und Deutschland ist man von allerlei Besorgnissen nicht frei, obwohl man sich nicht verhehlt, daß eine Zollvereinigung nur möglich ist zwischen Ländern, deren Erzeugnisse entweder vollständig verschieden sind, oder zwischen solchen, deren Erzeugnisse sich ziemlich decken. Was nun den ersten Fall anbetrifft, so kommt er in der Praxis nicht mehr in Betracht. Die nordamerikanischen Staaten haben eine entwickelte Industrie und entwickelten Ackerbau, obwohl die erstere nach Ansicht der Schutzzöllner noch der künstlichen Pflege bedarf, um gegen die Übermacht der europäischen Industrie sich zu wehren.

Die Staaten Südamerikas sind aber vornehmlich Ackerbaustaaten mit einer erst allmählich durch Staatssubvention und besondere Begünstigungen emporkommenden Industrie. Würde eine Zollvereinigung zu stande kommen, so dürfte dies den Ackerbau der Vereinigten Staaten in manchen Produkten (wie Baumwolle, Zucker) lähmen, da die südlichen Staaten von der Natur ungleich bevorzugter sind, die aufkeimende Industrie in den Staaten Südamerikas aber ersticken. Man ist sich auch sowohl in Nordamerika als Südamerika der ungeheuern Schwierigkeiten, die Interessengegensätze zu versöhnen, wohl bewußt, und glaubt nicht, daß bei diesem Kongreß mehr herauskommen werde, als eine Annäherung in untergeordneten Punkten, die ja an und für sich sehr erwünscht ist, als die Völker sich durchaus nicht freundlich gegenüberstehen, vielmehr der Gegensatz zwischen Völkern mit romanischem und angelsächsischem Blute sich oft genug gezeigt hat. Die Absicht der Vereinigten Staaten ist zu klar: ihren Handel und ihr Kapital nach Südamerika zu werfen, die Länder finanziell zu erobern, denn wenn erst der Dollar regiert, regiert auch der Yankee.

Der Erfolg, welchen die nordamerikanischen Erzeugnisse in Zentralamerika, Westindien und Südamerika bis jetzt errungen haben, ist eben ein recht mäßiger. Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten nach diesen Ländern hat sich von 56 615 412 Dollars in 1868 auf 71 908 081 Dollars in 1888 gehoben, während die Einfuhr von dort nach den Vereinigten Staaten in demselben Zeitraum von 103 669 365 Dollars auf 181 058 966 Dollars stieg.

Während hiernach also die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach den mittel- und südamerikanischen Ländern und Inseln in der 20jährigen Periode 1868—88 um 27,0 Prozent zugenommen hat, stieg die Einfuhr aus jenen Gebieten in die Union um 74,7 Prozent.

Wie sich dem gegenüber nun Deutschlands Ausfuhr und Einfuhr nach bezw. von den mittel- und südamerikanischen Ländern seit 1880 gestalteten, möge man folgenden Angaben entnehmen:

nach bezw. von	Ausfuhr aus dem deutschen Zollgebiet		Einfuhr in das deutsche Zollgebiet	
	1880 Mark	1887 Mark	1880 Mark	1887 Mark
Mexiko und Zentral-Amerika	2 173 000	4 531 000	2 364 000	4 977 000
Süd-Amerika	21 087 000	50 016 000	45 281 000	87 562 000
dem Westindischen Archipel	1 638 000	1 581 000	4 270 000	2 917 000
Im ganzen	24 898 000	56 128 000	51 915 000	95 456 000

In dieser siebenjährigen Periode stieg Deutschlands Ausfuhr nach den genannten Ländern demnach auf über das Doppelte, während die Einfuhr von da um 84 Prozent zunahm. Dieses erfreuliche Ergebnis wird noch erhöht durch die beträchtliche Zunahme, welche sowohl der Hamburgische wie der Bremische Exporthandel nach jenen Gebieten aufzuweisen hatte. Im Interesse der nationalen Produktion ist es dringend zu wünschen, daß diese günstigen Verhältnisse in Zukunft fortdauern mögen.

Wenn wir nun auch keineswegs an einen großen Erfolg der jetzigen Verhandlungen in Washington glauben, so sind wir doch weit entfernt davon, für die Zukunft dasselbe anzunehmen, da der Gedanke der Zollvereinigung, sollte er erst einmal Wurzel fassen, auf irgend eine Weise Bethätigung suchen und finden wird. Wie die wirtschaftliche Entwickelung in Amerika in fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren sich gestaltet haben mag, ist noch nicht abzusehen; vielleicht wird dann den dortigen Völkern die Erreichung der Unabhängigkeit von der europäischen Industrie, nach welcher sie jetzt ebenso streben, wie seiner Zeit nach politischer Freiheit, gelungen sein.

Wer mit dieser Eventualität rechnet, wird mit aller Macht dahin streben müssen, daß der deutsche Kolonialbesitz sich entwickle, damit für unsere immer mehr an Ausdehnung zunehmende Industrie in unsern eigenen Schutzgebieten neue, gesicherte Absatzgebiete entstehen. Heute spielt der Handel mit unsern Kolonien im Verhältnis zu dem großen Ganzen noch keine Rolle, aber wie sehr in überraschend kurzer Zeit mit fortschreitender Zivilisation des Negers sich der Handel gehoben hat, braucht aus den englischen Zolltabellen nicht erst nachgewiesen zu werden. Die Kolonialpolitik ist vor allem Wirtschaftspolitik. Je eher dies unsere Industriellen begreifen, desto besser für sie.

Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee.

Wir haben bereits in Nr. 18 der „Deutschen Kol.-Ztg." vom 4. Mai die deutschen Interessen auf Samoa aus Anlaß der dortigen Unruhen und der bevorstehenden Samoa-Konferenz im Allgemeinen beleuchtet. Wenn wir jetzt noch einmal darauf zurückkommen, so geschieht es, weil die Gesellschaft eine neue, mit 5 Prozent verzinsliche Anleihe von 2 500 000 Mark zur Tilgung eines noch vorhandenen Restbetrages einer 1 200 000 Mark betragenden Anleihe vom 22. März 1881 aufgenommen hat gegen Verpfändung ihrer Pflanzungen, unbebauten Ländereien, Grundstücke und Gebäude in Samoa, welche nach der Bilanzaufmachung per ultimo Dezember 1888 einen Buchwert von 4 582 952 Mark haben. Die neue Anleihe soll dazu dienen, neben der Ablösung des Restes der alten Anleihe dem Unternehmen neue Mittel

[1]) Siehe den Aufsatz „Weltwirtschaft und Kolonialpolitik" in Heft 18 Jahrgang 1887.

Digitized by Google

zuzuführen, um die Gesellschaft zu befähigen, die bereits in die Rentabilität eingerückten Pflanzungen zur vollen Ertragsfähigkeit zu bringen.

Das frühere Hamburger Handlungshaus Jos. Cansar Godeffroy u. Sohn hatte bekanntlich mit dem Beginn des Jahres 1857 in Apia eine Faktorei als Mittelpunkt und Niederlage für das von derselben bis dahin von Valparaiso aus betriebene Südseegeschäft errichtet. Im Laufe der Jahre wurde dann von dieser Faktorei der Handel außer in Samoa auch mit andern Inselgruppen der Südsee, als Tonga, Fidschi, Karolinen, Bismarck-Archipel u. s. w. erschlossen; sie hatte bereits einen regelmäßigen Verkehr mit zahlreichen Inseln, Zweigfaktoreien und Niederlagen auf vielen Plätzen, ehe noch ein Missionar dieselben zu besuchen gewagt hatte. Einen besondern Aufschwung bekam der Handel in der Südsee durch die der Godeffroyschen Faktorei nach vieler Mühe während der Jahre 1867 bis 1869 gelungene Einführung der Kopra-Bereitung; bis dahin wurde nur das von den Eingebornen in ursprünglichster Weise bereitete Kokosnußöl exportirt, infolge dessen die Frucht der Kokospalme nur in höchst mangelhafter Weise wegen der mit der Ölbereitung verbundenen Arbeit, welche die Eingebornen scheuen, Ausnutzung fand. In der richtigen Erkenntnis, daß im Laufe der Zeit die Konkurrenz im Handel nicht ausbleiben und daß die Zukunft hauptsächlich in der Entwicklung der Bodenkultur liegen würde, suchte das Hamburger Haus bereits frühzeitig eine feste Grundlage durch die Anlage von Pflanzungen zu gewinnen, zu welchem Zweck bedeutende Ländereien erworben wurden, welche seit dem Jahre 1883 von deutschen, staatlich geprüften Geometern nachgemessen und topographisch aufgenommen wurden, wie dies auf der Karte der Insel Upolu, wo sich die größten Pflanzungen der Gesellschaft befinden, in Nr. 14 dieser Zeitung ersichtlich gemacht worden ist. Auf den drei größten Pflanzungen wird fast ausschließlich Baumwoll- und Palmenkultur, sowie Viehzucht betrieben; eine kleinere Pflanzung dient hauptsächlich für die Kultur des Kaffees, welcher eine sehr geschätzte Sorte liefert, sowie als Versuchsstation für die Einführung und Kultur neuer Pflanzen.

Bei den Anpflanzungen ist das System befolgt worden, Kokosnußpalmen zwischen die Baumwolle zu pflanzen, nachdem letztere einige Jahre volle Erträge gegeben haben, so daß mit dem Ende der Tragfähigkeit der Baumwolle nach ungefähr fünf bis sechs Jahren an deren Stelle heranwachsende Palmen stehen, welche nach Erreichung eines Alters von ungefähr vier bis fünf Jahren den Beginn der für die Pflanzungen sehr lohnenden Rindviehzucht gestatten. Die Viehzucht kann aber erst voll in Betracht kommen, nachdem die Palme eine genügende Höhe erreicht hat, so daß die Blätter derselben nicht mehr vom Vieh angefressen werden. Die Verbindung der Baumwoll- mit der Palmenkultur ist zwar nicht zu unterschätzen, aber wichtiger war die Entwicklung der Palmenanpflanzung, obwohl dieselbe größere Kosten verursacht und erst eine spätere, dafür aber steigende Rente in Aussicht stellte.

Folgende Tabelle giebt einen Überblick über das Verhältnis zwischen dem tragenden und dem Gesamtareal während der Jahre 1881 bis 1888.

Jahrgang	Tragendes Areal in engl. Acres [1]					Nicht tragendes Areal in engl. Acres				Gesammt-Pflanzungs-Areal	Procentsatz des tragenden vom Gesammt-Areal	Verrechneter Überschuß
	Palmen allein	Palmen und Baumwolle	Baumwolle allein	Kaffee	Total	Palmen allein	Kaffee und diverse Kulturen	Hafträlen, Weide, Brache	Total	engl. Acres	Prozent	Prozent
1881 . .	884	2091	896	—	3871	1244	—	435	1679	5550	70	5,30
1882 . .	1101	2020	616	—	3737	1729	89	497	2315	6052	62	8,70
1883 . .	1112	1483	693	—	3288	2203	139	607	2949	6237	53	3,48
1884 . .	1115	765	945	—	2825	2909	112	723	3744	6569	43	4,86
1885 . .	1132	438	1105	—	2675	3191	100	1144	4405	7140	37	0,03
1886 . .	1194	390	1369	—	3007	3136	40	1102	4278	7285	41	0,40
1887 . .	1408	397	1288	60	3153	3396	34	996	4426	7579	42	2,05
1888 . .	2355	545	1152	80	4132	2848	415	543	3806	7938	52	3,25
8 Jahre	10301	8129	8064	140	26688	19656	929	6047	27602	54350		

Mit Bezug auf die bisherigen Erträgnisse der sämtlichen Pflanzungen während der letzten acht Jahre geben wir die nachfolgende Aufstellung:

Jahrgang	Buchwerte	Verrechnete Überschüsse	Prozentsatz
1881	M. 1 884 055,44	M. 99 792,54	5,30
1882	= 1 912 262,44	= 166 375,77	8,70
1883	= 2 039 329,64	= 71 020,70	3,48
1884	= 2 085 290,40	= 101 334,10	4,86
1885	= 2 316 189,32	= 689,29	0,03
1886	= 2 494 903,84	= 9 926,47	0,40
1887	= 2 518 186,88	= 51 546,85	2,05
Vorläufige Angabe 1888	= 2 586 600,00	= 79 000,00	3,25

[1] 2½ Acre = 1 ha.

Unter diesen „Verrechneten Überschüssen" von . M. 449 138,87
befinden sich für die Herstellung von Neukulturen u. w. d. a. verauslagte . . . . . = 398 274,92
so daß nach Abzug derselben noch ein Betriebs- bezw. Baarüberschuß von . . . . . M. 50 863,95 verbleibt.

Bei oberflächlicher Beurteilung mag das erzielte Ergebnis als ein ungenügendes erscheinen, betrachtet man indes die Sache, wie sie wirklich liegt, so wird man eine ganz andere Anschauung gewinnen müssen.

Thatsächlich sind nämlich von einem noch nicht einmal volle Ernte liefernden Areal, dessen Umfang während der letzten sechs Jahre im Durchschnitt nur die Hälfte des Gesamtareals betrug, genügende Einnahmen erzielt worden, um daraus sämtliche Betriebskosten, einschließlich der Kosten der vorstehend angeführten Neukulturen zum Belaufe von ca. 400 000 Mark, sowie der nicht angerechneten Palmenpflege von ca. 250 000 Mark zu decken und doch noch einen reinen bezw. Barüberschuß von 50 000 Mark zu erzielen, was dadurch möglich war, daß das Ertrag liefernde Areal einzelner Pflanzungen bedeutende Überschüsse ergab.

Es steht nun außer Zweifel, daß mit der Zunahme des ertraggebenden Areals die Überschüsse immer größer werden müssen, und da nach Ablauf des Jahres 1888 auch die Herstellung weiterer Neukulturen aufhört, werden von den Einnahmen nur noch die Betriebskosten des tragenden Areals, einschließlich der immer geringer werdenden Kosten der Palmenpflege, zu kürzen sein, während der Rest der Einnahme der Gesellschaft dann als Barüberschuß zufließt. Wenn ferner die Thatsache berücksichtigt wird, daß der Erlös aus den Palmenkulturen und der Viehzucht sich gegen die Einnahme in 1886 in vier bis sechs Jahren beinahe verdoppeln und im Laufe von zehn bis zwölf Jahren fast verdreifachen wird, während die Betriebskosten keinesfalls steigen, sondern sich vielmehr noch verringern werden, da die Palmenkultur so viel weniger Arbeitskraft beansprucht, so braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß diese künftigen Überschüsse ganz bedeutende sein werden.

Nach angestellten sorgfältigen Berechnungen darf für das Jahr 1889 ein Überschuß von 100 000 bis 125 000 Mark oder 4 bis 5 Prozent auf den Buchwert der Pflanzungen erwartet werden, der sich allmählich steigend für das Jahr 1892 bezw. 1893 oder 1894 auf je 250 000 bis 300 000 Mark[1]) oder ca. 10 bis 12 Prozent auf den Buchwert der Pflanzungen erhöhen wird. Nach circa zehn bis zwölf Jahren, wenn das tragende Palmenareal einen Umfang von ca. 7200 Acres, mit einem Ertrage von 3600 Tons Kopra erreicht haben wird, darf die Steigerung des jährlichen Überschusses auf ca. 500 000 bis 600 000 oder 17 bis 20 Prozent des Buchwertes mit vollstem Rechte angenommen werden.

Bei diesen Schätzungen ist auf irgend günstige Konjunkturen nicht gerechnet, die Ernten sind nur auf Grund bereits erzielter Resultate veranschlagt, die jährlichen Kosten eines Arbeiters zu der höchsten bisherigen Rate gerechnet, obgleich eine Verringerung derselben in sicherer Aussicht steht; der Preis der Produkte ist unter dem geringsten bisher erzielten Werte angesetzt und ebensowenig ist Rücksicht auf irgend welche Einnahmen genommen, welche noch durch die Entwickelung neuer Betriebszweige, als Fabrikation der Kokosfaser u. s. w., erzielt werden können.

Zur vollständigen Beurteilung des Wertes dieser Pflanzungen muß noch hervorgehoben werden, daß von allen tropischen Kulturen diejenige der Kokospalme als die zuverlässigste und solideste bezeichnet werden kann. Das Gedeihen derselben ist nur auf bestimmte Zonen beschränkt, und die Kultur kann nicht überall in den Tropen unternommen werden; die Erzeugnisse derselben, nämlich sowohl Kopra oder Kokosnußöl, als auch die Kokosfaser finden immer einen sichern Absatz, die Bewirtschaftung beansprucht verhältnismäßig wenig Arbeiter und die Dauer der Ertragsfähigkeit der Kokospalme dehnt sich auf einen so langen Zeitraum, wie achtzig bis neunzig Jahre aus. Bezüglich der Pflanzungen der Gesellschaft in Samoa kommt noch in Betracht, daß diese Inselgruppe und zwar besonders die Nordküste der Insel Upolu, wo sich jene befinden, nur in langen Zwischenräumen von zwölf bis vierzehn Jahren von Orkanen heimgesucht wird und daß weder in Samoa, noch auf den benachbarten, den Orkanen weit mehr ausgesetzten Tonga- und Fidschigruppen ein Fall bekannt geworden ist, in welchem der Schaden durch Orkane schlimmere Folgen für die Kokospalmen, als eine Verringerung in den Ernten der zwei folgenden Jahre, gehabt hätte.

[1]) Unter Zugrundelegung des gegenwärtigen Preises der Kopra in Europa stellt sich der Nettowert derselben bei der Verschiffung in Samoa auf annähernd 200 Mark per Ton = 1000 Kilo und würde für 1892 auf etwa 1700 bis 2000 Tons Ertrag zu rechnen sein.

Digitized by Google

Die Arbeiter auf den Pflanzungen stammen von verschiedenen Inseln der Südsee, und zwar hauptsächlich aus der Gilbert-Gruppe, den Gruppen der Neuhebriden und Salomo-Inseln und aus dem Bismarck-Archipel. Dieselben werden auf drei Jahre angeworben und, falls nach Ablauf der Kontraktzeit keine Verlängerung vereinbart wird, dann in ihre Heimat zurückbefördert. Die Kosten derselben, nämlich Lohn, Wohnung, Beköstigung, Krankenpflege, Arzt und Hospital, und jährlicher Verrechnungsantheil an Anwerbe- und Passagekosten beliefen sich in 1886 durchschnittlich auf 280 Mark für jeden Kopf ohne Berücksichtigung des auf den Pflanzungen selbst gezogenen Proviants. In 1882 betrugen die Kosten nur 220 Mark jährlich per Kopf und sind seither auf die jetzige Höhe durch die Schwierigkeiten gestiegen, welche infolge der rücksichtslosen Konkurrenz seitens der australischen Kolonie Queensland auf den Anwerbungsgebieten entstanden. Seit dem letzten Jahre hat sich durch den Wegfall der Anwerbungen seitens Queenslands und durch die von Deutschland über den Bismarck-Archipel und den nördlichen Teil der Salomo-Inseln übernommene Schutzherrschaft, infolge dessen dort nur noch für deutsche Pflanzungen Arbeiter angeworben werden dürfen, eine Umwandlung der Verhältnisse vollzogen, welche die Arbeiteranwerbungen in günstiger Weise für die Gesellschaft umgestalteten. Während die letztere von 1883 bis 1886 sich nur mit der größten Schwierigkeit die zur Bewirtschaftung ihrer Pflanzungen nötigen Arbeiter verschaffen konnte, und die für den Betrieb der Anwerbeschiffe beanspruchten größeren Aufwendungen an Zeit und Kapital die Kosten der Anwerbung jährlich höher stellten, ist seither ein Überfluß an Arbeitern eingetreten, so daß die infolge dessen billigeren Anwerbungskosten in diesem oder dem nächsten Jahre für die Pflanzungen wieder eine bedeutende Reduktion der jährlichen Gesamtarbeiterkosten herbeiführen werden. Die Gesellschaft ist durch diese günstige Gestaltung der Arbeiterverhältnisse in die Lage gekommen, eine regelmäßige Deckung ihres Arbeiterbedarfs einzurichten, welches von hervorragender Wichtigkeit für die Pflanzungen ist. Auch die fortdauernde Arbeiterrekrutirung auf dem Archipel der Neuhebriden ist für die Gesellschaft vertragsmäßig gesichert und die Arbeiterfrage kann damit als gelöst betrachtet werden, selbst wenn England innerhalb seiner Interessensphäre, nämlich auf den südlichen Inseln der Salomon-Gruppe und auf den Gilbert-Inseln die Arbeiteranwerbung für deutsche Pflanzungen verbieten sollte. Die Arbeiterleistungen, d. h. die Arbeiten, welche ein Arbeiter erfahrungsgemäß verrichten kann, sind folgende: Ein Arbeiter bearbeitet oder besorgt im Durchschnitt jährlich $3^1/_2$ bis 4 Acres volltragende Baumwolle oder 10 bis 15 Acres teilweise oder ganz tragende Kokospalmen, einschließlich der Koprabereitung, oder 20 bis 30 Acres Weideland, Bananen oder Proviantfelder oder 2 Acres Neukultur oder 1 bis $1^1/_2$ Acres Kaffee oder das Hüten von 50 Stück Rindvieh. Auf dieser Grundlage erfolgt die jährliche Feststellung der Arbeiter-Etats. Es mag an dieser Stelle noch darauf hingewiesen werden, wie wenig Arbeiter verhältnismäßig eine Kokospalmenpflanzung beansprucht. Das Gesamt-Pflanzungsareal per Ende 1886 betrug z. B., wie vorstehend erwähnt, 7285 Acres, wovon nur circa 3000 Acres mit Palmen und Baumwolle im Zustande ganzer oder teilweiser Tragfähigkeit waren; der dafür scharf berechnete Arbeiterstand jenes Jahres war 965 Köpfe, während 800 bis 825 Köpfe reichlich für die Bewirtschaftung eines Areals von 7285 Acres tragender Palmen einschließlich Koprabereitung und Besorgung der Viehzucht genügen würde.

Die Verhandlungen der Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg.

(18. bis 24. September 1889.)

(Schluß.)

Bei der Diskussion in der III. Sitzung wurde von Dr. Martin betont hinsichtlich der Malaria-Immunität, daß Eingeborene nur wenig erkranken. Derselbe sieht in der Malaria eines der bedeutendsten Hindernisse für Ackerbaukolonien durch nordische Immigranten. Bei Behandlung der §§ 5—7 wird von Dr. Schellong bemerkt, daß wohl anzunehmen sei, daß das Miasma ein transportables sei, welches sich auf lokalen Infektionsherden zu bedeutender Giftigkeit zu entwickeln vermag. Impfversuche damit seien zweifelhaft, weil die Individuen doch vorher schon latent infizirt sein könnten. Bei Besprechung von §§ 8—14 werden die Zenckerschen Experimente über Ströme kalter und warmer Luft erwähnt; die Bestätigung der lokalen Infektionsherde durch Kelsch.

Dr. Mittermaier erwähnt die Beobachtungen, wo der Typhus in gewissen Distrikten aufhörte, nachdem der Regen die Gegend ordentlich durchgespült hatte.

Dr. Below weist auf die Statistik hin, welche nach Durchbrechung neuer Straßen in New-York dort herausgegeben wurde und wonach deutlich beobachtet werden konnte, wie die Kurve des Intermittens und des Typhus in jenen Stadtteilen wuchs, wo das Erdreich eben aufgewühlt worden war und breite Einschnitte des Bodens der Luft zugänglich gemacht worden waren. Wenn dann später diese Durchbrüche in ordentliche Straßen verwandelt worden waren, so konnte man beobachten, wie die Malariakurven und auch die Typhuskurven an jenen Orten sanken. Von Dr. Mittermaier befragt, ob hauptsächlich Erdarbeiter befallen wurden, bemerkt Dr. Below, daß die dort vorher ansässigen armen Irländer, die aus ihren rechtlos okkupirten Plätzen (schlechten Holzbaracken) herausgetrieben werden mußten und wohl vielfach an der Erde schliefen, ein größeres Kontingent an Erkrankungen stellten, als die Erdarbeiter, welche meist in etwas besseren Verhältnissen untergebracht waren. Dann erwähnt Dr. Below die Mißstände beim Panamakanal und daß wohl auch hier das Imfreienschlafen auf dem Boden zum großen Teil an den Erkrankungen schuld sei. Die Boden- und Klimaeinteilung Mexikos mit seinen drei Zonen, warmer, heißer und kalter, wird erwähnt und das häufige Vorkommen der Malaria an der Küste und das geringere Vorkommen auf den Höhen.

Dr. Schellong erzählt Fälle von Schiffsmalaria.

Dr. Friedrich (Dresden) erwähnt seine Erfahrungen in den Marschländern in Ostfriesland: sobald „Soden gestochen" würden, d. h. sobald Stücke Rasen abgehoben wurden in der Nähe eines Wohnhauses, zeigte sich bei den Bewohnern Malaria.

Dr. Martin beobachtete nach dem Ziehen eines Grabens, nach dem Ausroden eines größeren Unkrautes 2 Stunden danach den Ausbruch des ersten Wechselfieberanfalles.

Dr. Schellong unterzieht die Europäer, Malayen und Papuas hinsichtlich ihrer Disposition für Malaria einer vergleichenden Beobachtung und kommt nach statistischen Beobachtungen zum Schluß, daß 48,4 Prozent Europäer und 48,3 Prozent Malayen in einem Jahr dort erkranken, während nur 32,5 Prozent Papuas befallen werden. Dies sind seine vergleichenden Beobachtungen von einem Jahre in Kaiser Wilhelms-Land. Nach ihm sind Milztumoren von beträchtlicher Größe bei Eingeborenen häufig. Die Farbigen findet er widerstandsfähiger. Der Milztumor ist in Parallele zu stellen mit der Infektionsfähigkeit einer Gegend.

Martin betont die Immunität der afrikanischen Neger. Im Kriege gegen die Atchinesen zeigten sich die Negerbataillone immun.

In der nächsten (IV.) Sitzung erfolgen die Schlußverhandlungen über die Thesen des Dr. Schellong, nachdem ein Schreiben des Herrn W. Krebs aus Altona vom Präsidenten verlesen worden ist, worin er anzeigt, daß er verhindert wurde, zu kommen und seine Vorträge zu halten; das Thema von Herrn Krebs behandelt 1. den Einfluß von Bodenneigung, Ermüdung und Anregung beim Gehen auf das Schrittmaß und 2. Regenkarten für genaueres Studium des Einflusses, den die Bodenneigung auf die Niederschlagsmenge ausübt. Die Übersendung einer Regenkarte von Indien wird mit Dank aufgenommen und ihm sowohl, wie Dr. Treille in Paris hinsichtlich seines Briefes, betreffend die Aetiologie der Tropenkrankheiten, durch den Sekretär der Dank ausgesprochen mit dem Bedauern der Versammlung, die Punkte nicht in der Anwesenheit der Autoren diskutiren zu können.

Dr. Mittermaier interpellirt Herrn Dr. Schellong in der weiteren Diskussion der Thesen, welche Beobachtungen er über Melanämie gemacht habe. Es müsse doch wohl angenommen werden, daß die Plasmodien die Bildung des Melanin und dessen Ablagerung in der Milz bewirke? Es wird dies im bejahenden Sinne beantwortet. Es wird dann von Seiten Dr. Martins bemerkt, daß ihm für bewiesen gilt, daß in einem noch widerstandsfähigen Organismus das Protoplasma (besonders mit Hilfe des Chinins als Roborans) den Sauerstoff fester an die roten Blutkörperchen binde und so zerstörend auf die Plasmodien wirke. Wo Melaninablagerungen stattfänden, reagirte der Sauerstoff nicht mehr gegen die Plasmodien, da fänden auch keine richtigen Schüttelfröste mehr statt, die er als Beweise einer noch thätigen Reaktion aufnähme. Er ist für 3—4 Wochen lang fortgesetzten Gebrauch von Chinin, auch nach Koupirung des Anfalles, als Roborans, um nur die etwa noch vorhandenen Keime zu zerstören. Dr. Schellong und Dr. Martin stimmen darin überein, daß 5—10 Gramm die Chininquantität für einen Fall von Malariaaffektion sei. Der Vorsitzende, Herr Dr. Mittermaier, spricht nach Beendigung der Diskussion der Thesen Herrn Dr. Schellong den Dank aus für seine wertvolle Arbeit. Hofrat Dr. Martin fügt seinem Danke an Dr. Schellong noch hinzu, daß die Frage über die Malaria noch zu den offenen Fragen der Tropenhygiene gehöre, in denen man nicht allein auf die Entscheidung des Mikroskops zu warten habe, sondern in denen man mit Berichten aus den verschiedensten Gegenden alles nur mögliche Material thätig beizusteuern habe, da auch das Geringfügigste von Wert in dieser Frage sei. Er erachtet es für dringend nötig, am Schluß dieser Verhandlungen noch einmal hervorzuheben, die Sache befinde sich noch auf dem Standpunkte, daß man eine medikamentöse Therapie der Malaria als alleinige Therapie für irrig erklären müsse: Klimawechsel sei die Hauptsache! Medikamentöse Behandlung könne dort, wo er seine Erfahrungen gesammelt, erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Chinin sei besser für die akute, Arsen besser für die chronische Form und besonders für die Neuralgien empfehle es sich in der Form der Solutio Fowleri.

Dr. Mittermaier schließt die Diskussion mit der Hoffnung, daß man dahin kommen werde, durch Bodenamelioration die Malariagegenden bewohnbar zu machen.

In der nächsten Sitzung demonstrirte Dr. Möller aus Brackwede i. W. einen Apparat zur Bekämpfung des Klimafiebers durch Luftfiltration. Durch Tuchfilter wird ein Luftstrom vermittelst Dampfventilator gepreßt. Im Großen in Form eines Jalousiefilters, im Kleinen als Respirator könnte das System gebraucht werden sowohl zur Luftfiltration von Fabrikräumen, Schlafräumen, Lagerräumen, Kasernen, bei Luftheizungen ꝛc., als auch um den Hals geschnallt und vor Mund und Nase angebracht bei Tropenreisen in fieberverdächtigen Gegenden. Die Diskussion brachte wirtschaftliche Bedenken sowohl, als auch Bedenken hinsichtlich Sterilisation der durchgelassenen Luft zur Frage. Der Sterilisationsstrom, welcher die Luft durchdringen soll, um die darin enthaltenen Keime zu töten, wurde als unzuverlässig beanstandet von Dr. Gärtner (Jena).

Dr. Gärtner macht auf die Petrischen Probeversuche aufmerksam und

Digitized by Google

weist auf den Bacillengehalt der Luft hin, welche den Apparat passirt hat. Außerdem bezweifelt er die Anwendbarkeit desselben gerade an den Orten, wo er am angebrachtesten wäre. Dampfapparate größeren Kalibers wären in jenen Malariagegenden der Tropen, die oft unbewohnt und unbebaut wären, selten. Fabriken und Brauereien gäbe es dort meist nicht.

Dr. Below schlug Probeversuche im Großen vor an Plätzen, wo nachweislich Hunderte und Tausende der Intermittens perniciosa erliegen, wie z. B. bei den Kanalbauten in Panama, wo die Kompanie Schlafsäle mit Jalousiefiltern einrichten solle, damit man sich von dem Nutzen des Apparates im Großen überzeugen könne.

Näheres über Konstruktion des Apparates ist einzusehen im „Gesundheits-Ingenieur", 1888, Nr. 10. Der Apparat ist patentirt im Kaiserlichen Patentamt als „Gas-, Luft- und Dampffilter mit taschenförmig angeordnetem Filtermaterial."

In der vierten Sitzung sprach Dr. Below aus Berlin über das Thema: Sanitätspolizeiliche Zustände in den Tropen (speziell in Mexiko) und internationale Ziele der Hygiene.

Einleitend mit dem aufmunternden Schritt, welcher 1886 geschah, als die Kolonialgesellschaft auf Anregung des Geheimrat Virchow den Fragebogen über Acclimatisation des Europäers in den Tropen bei den Ärzten des Auslandes kursiren ließ, schildert Vortragender die schwierige Lage, in der sich die Ärzte in den Tropen vielfach bei Beantwortung der so wichtigen tropenhygienischen und sanitätspolizeilichen Fragen damals befanden. Er schildert den Mangel fast aller Statistik, den Mangel an zuverlässiger Volkszählung, den Mangel an zuverlässigem Bestattungswesen, Totenscheinen, Morbiditäts- und Mortalitätslisten, kurz, den Mangel an den allernotwendigsten sanitätspolizeilichen Einrichtungen auf fast allen Gebieten der Hygiene in vielen Tropenländern. Überraschende Thatsachen werden dabei aus Mexiko erzählt von der Grabkapelle in Guanajuato mit den mumifizirten, ausgegrabenen Leichen der augenscheinlich Lebendigbegrabenen; von dem Zustand des Bodens der Hauptstadt, der eine 4—5 Fuß dicke Erdschicht über einem zum Sumpf ausgetrockneten früheren See bildet, von dem Mangel geordneter Kanalisation, von den Wasserverhältnissen. Wäre die Luft dort nicht das desinfizirende Gegenmittel gegen all diese Miasmen, so wäre Mexiko eine Stadt der Toten. Aber die Luft auf der Höhe des Andenplateaus scheint gewisse Bacillen zu töten. Hospitalbrand kommt selten vor. Diphtherie verläuft leicht, der Tuberkelbacillus scheint, wie angeführte Fälle beweisen, nicht gut fortzukommen in der Höhe von 6 500 bis 8 000 Fuß über dem Meere in der Nähe des Äquators, während allerdings in den tiefer gelegenen Regionen Tuberkulose vorkommt. Die Nordamerikaner kommen in Massen nach dem Hochland von Mexiko und viele suchen es jetzt schon als Luftkurort für ihre Lungen auf. Auch in Südamerika schickt man, wie Dr. Bustamente aus Venezuela angiebt, die Tuberkulösen allgemein auf die Höhen der Kordilleren. Bei diesen Verhältnissen beschränkt sich die Thätigkeit der Sanitätspolizei auf ein Minimum. Unter dem Volke versteht man unter Sanitätspolizei dort vielfach die schwarzen Aasgeier, welche nicht geschossen werden dürfen, weil sie die Straßen so gut säubern von allem Unrat und totem Getier, welches dort herumliegt.

Außer den Milchproben werden auch Fleischproben vorgenommen, aber mehr zum Schein, als daß man ihnen Wirkung beimessen könnte. Alle derartigen sanitätspolizeilichen Einrichtungen befänden sich nur in ihren ersten Anfängen. Bei Entwicklung dieses Bildes jener desolaten Zustände fehlt es in jenen Ländern nicht an gutem Willen und Streben, aber die Anhaltspunkte für die Gemeinsamkeit des Vorgehens fehlten, wie aus den vergeblichen Versuchen Carmonas, den Gelbfieberbacillus zu entdecken, hervorgeht. Die Impfungen ganzer Regimenter Soldaten mit einem im Urin gefundenen Fäulnispilz, die Impfung des Lebensversicherungspersonals damit wird geschildert. Die laxe Überwachung der Infektionskrankheiten, das Umsichgreifen des Typhus, der Pocken wird berichtet und überall darauf aufmerksam gemacht, welche Masse von wissenschaftlichem Beobachtungsmaterial, welches in den nahe zusammengerückten 3 Zonen, der kalten, der gemäßigten und der heißen, so zum Beobachtungsexperiment herausfordert, dort Jahr für Jahr für die Wissenschaft und die Menschheit verloren geht. Auch auf einige gute Seiten Mexikos in hygienischer Beziehung wird aufmerksam gemacht: Kinderpflege, Frauenkleidung, Kinderernährung; auf Kinderdiarrhöen, die leichter verlaufen als in New-York, auf Mangel jeglicher Rhachitis wird hingewiesen. Offene Fragen werden aufgezählt, warum es z. B. dort fast keine Fälle von Sonnenstich gäbe, u. a. Die Einzelheiten können hier nicht alle aufgezählt werden. Sie werden im Druck erscheinen bei der Herausgabe des Tageblatts der 62. Naturforscher- und Ärzteversammlung im Oktober. Vortragender zieht nun aus obigen Zuständen die Schlüsse: Eine Hygiene, welche nicht weltumfassend, international ist, verhält sich gerade so, wie ein nur zur Hälfte desinfizirter Operationssaal. Beide gewähren keine Garantie. Zum gemeinsam zielbewußten und planmäßigen Vorgehen gehört Vereinbarung über gemeinsame Vorbildung und Gesichtspunkte: Ein hygienischer Weltverband mit regelmäßigen internationalen Welthygienekongressen unter Beteiligung der Ärzte aller Zonen zum Zwecke späterer gemeinsamer Beteiligung der Regierungen an den sanitätspolizeilichen Maßnahmen, das ist die einzige richtige Basis einer durchgreifenden Welt-Hygiene.

Geschichtlich wird das Entstehen und Umsichgreifen hygienischer Bestrebungen nachgewiesen und die Unzulänglichkeiten klargelegt, an denen selbst noch heute jeder eingehende Bericht über den Gang einer Seuche in den verschiedenen weniger zivilisirten Ländern scheitert, wie der Bericht über den Gang der Cholera von 1888 im deutschen Reichsgesundheitsamt zeigt. Ergreifen wir nicht energisch die Initiative, jenen Unzulänglichkeiten zu begegnen, so können wir jederzeit, trotz unsrer vorzüglichen hygienischen Einrichtungen, eine Infektion mit Seuchen und Epidemien erwarten, die meist von den Tropen herkommen. Vortragender schlägt als erste Bedingung zur Weckung des Interesses in diesem Sinne vor, wiederum wie im Jahre 1886 einen Jahresbericht von allen dazu fähigen Ärzten zu erbitten und Fortführung solcher Berichte Jahre hindurch. Beamte sollen Fragebogen aufstellen nach 3 Richtungen: 1. um die physiologischen und meteorologischen Fragen eines jeden Gebietes zu beantworten; 2. für die bakteriologisch-pathologisch zu ermittelnden Thatsachen in den verschiedensten Höhen und Tiefen der Tropen; 3. für statistische und sanitätspolizeiliche Fragen. Über das Zusammenarbeiten dieser verschiedenen drei Stationen, über Etablirung von privaten Stationen zu Beobachtungen, über Zentralstationen und Beobachtungsposten auf Schiffen, auf Mastkörben, auf Bojen ꝛc. wird das weitere eingehend erläutert und die Kostenveranschlagungen gemäß der Gafftyschen ostindischen Kosten-Berechnung gemacht. Den Einwänden verschiedenster Art hinsichtlich Lässigkeit oder Feindseligkeit der Regierungen, hinsichtlich nordischer Laboratorien u. s. w. wird begegnet und in Bezug auf den Kostenpunkt wird vorgeschlagen, an Stelle der Nordpolobservatorien lieber tropische Hygieneobservatorien einzurichten, denn so vielversprechend auch die Nordpolobservatorien und -Expeditionen wären, nach und nach hat man sich doch davon überzeugt, daß die Errungenschaften nicht den aufgewandten Opfern an Geld und Menschenleben entsprächen. Tropische Hygieneetationen erfordern keine Opfer an Menschenleben und viel geringere Ausrüstungskosten, dagegen übertrifft hier der Gewinn die Ausgaben im Gegensatz zu den oft bis zum Kannibalismus führenden fruchtlosen Nordpolexpeditionen und im Gegensatz zu den Nordpolstationen, welche von den europäischen Regierungen dort unterhalten werden.

Eine einzige abgewandte Epidemie rettete dem Staate mehr Menschenleben und in Äquivalenten mehr Arbeitskräfte und Kapital, als die Verhütung eines Krieges. Was die Kosten der ersten Initiative zu einem solchen Welthygieneverband betrifft, so handelt es sich nur um die Aufforderung an alle wissenschaftlich strebsamen Ärzte des Auslandes, Jahresberichte zu liefern, um gewisse Fragen zu beantworten bezüglich der drei vorerwähnten Fächer, also um einen Fragebogen, ähnlich dem vom Jahre 1886 mit einem nachfolgenden Jahresbericht in Buchform, dem Kongreß der Ärzte und Naturforscher und dem internationalen medizinischen Kongreß gewidmet, ganz so wie damals die Kolonialgesellschaft gethan, welcher nicht genug Dank gesagt werden kann für jene fruchtbringende Anregung. Vortragender schließt mit der Hoffnung, daß in einer Sache, wo Mitarbeit die Pflicht jedes Gebildeten sei, die Ärzte und Hygieniker nicht zurückstehen, sondern vorangehen dürften, und legt ein schriftliches Gesuch, im obigen Sinne an die deutsche Kolonialgesellschaft gerichtet, der Versammlung vor.

Der Vorsitzende sprach darauf im Namen der Versammelten dem Redner seinen Dank aus für den reichhaltigen Vortrag, und wegen der Fülle des Materials wurde für die Diskussion eine neue Sitzung anberaumt.

Am Sonnabend, den 21. M., findet die fünfte Sitzung der Sektion statt. In der Diskussion über den Below'schen Vortrag betont Professor Dr. Gärtner (Jena) die Wichtigkeit und Notwendigkeit, alle, auch die geringfügigst scheinenden Notizen der Ärzte aus den Tropen zu sammeln und zu verwerten. Er bedaure, daß er daran verhindert gewesen sei, dem gestrigen Vortrage zuzuhören. In der pathologisch-anatomischen Sektion wäre gerade ein ebenso wichtiges und diesem ähnliches Thema verhandelt worden über Tuberkelbacillen. Von der höchsten Wichtigkeit seien die Notizen über das verschiedene Verhalten dieses Bacillus in den verschiedenen Breitegraden und bei den verschiedensten Luft- und Elektrizitätsverhältnissen und Temperaturen. Prof. Gärtner ersuchte Below, näheres darüber in Virchows Archiv oder einer ähnlichen Zeitschrift zu veröffentlichen.

Dr. Below erwidert darauf, daß gerade über die Mangelhaftigkeit der bezüglichen Data das Thema seines Vortrages gehandelt habe und rekapitulirt in kurzem den desolaten Zustand der dortigen Beobachtungen bei der mangelnden Statistik.

Dr. Mittermaier befragt Dr. Below wegen der Autopsien der Tuberkulösen.

Dr. Below weist auf die Schwierigkeiten hin, in jenen Ländern, wo der Klerus sich gegen alles Aufklärerische stemme, Obduktionen in der Privatpraxis zu machen. Außer den Autopsien in den Hospitälern und bei Vergiftungs- und Mordfällen, käme es selten oder nie zu einer Autopsie. Dr. Below habe in seiner Praxis nur wenige Todesfälle von Tuberkulosis auf dem Plateau von Mexiko zu verzeichnen. Diese Wenigen wären nicht zur Autopsie gekommen. Die meisten wären mit abgekapselten verkalkten Cavernen und relativ gesund aus der Behandlung entlassen worden. Das einzige Mittel gegen derartige Verhältnisse wäre, in dem angegebenen Sinne aufklärend und interesseerregend zu wirken durch einen internationalen hygienischen Verein oder Welthygieneverband.

Dr. Schellong fügt aus seiner Erfahrung Fälle hinzu, welche bestätigen, daß es auch Sachen gäbe, worin die Bräuche der Naturvölker in den Tropen uns zum Muster und Vorbild dienen könnten. So z. B. in Bezug auf Körperwaschungen bei den Papuas. Diese waschen sich täglich den ganzen Körper und in ihren Augen gelten die Europäer, die sich nur das Gesicht waschen, als schmutzige Leute. Die europäischen landläufigen Ansichten über diese Menschengattung seien ganz irrig. Wie der Mexikaner mehr Familiensinn habe, so habe diese Rasse mehr Reinlichkeitssinn als der Europäer und sei deshalb vor gewissen Krankheiten gesicherter.

Auch Dr. Krüger (Riviera) bemerkt, daß es mannigfache Beobachtungen im Süden zu machen gebe, welche geeignet wären, weit verbreitete irrige Meinungen über dortige Zustände zu widerlegen, wenn man nur in der Lage wäre, durch Zahlenmaterial seine Beispiele zu begründen. Aber wegen dieses Mangels scheue man sich im Allgemeinen, damit zu Tage zu treten.

Dr. Friedrich (Dresden) und Dr. Mittermaier gehen auf die Klimaverhältnisse Mexikos näher ein, und von Dr. Mittermaier befragt über den Antagonismus zwischen Malaria und Tuberkulosis, giebt Dr. Below an, daß ein solcher dort in Mexiko nicht zu beobachten wäre; im Gegenteil, an den Küsten, in den im allgemeinen ungesunderen Gegenden, wo Malaria vorkäme, gäbe es in Mexiko auch Tuberkulose. Auf den Höhen von 6500' über dem Meeresspiegel und weiter hinauf gäbe es keine schlimmen Malaria-

Digitized by Google

formen, wenn auch dann und wann einmal von einem Fall von Intermittens perniciosa in der Hauptstadt die Rede sei. Solche Fälle seien aber sehr skeptisch aufzunehmen. Auf diesen Höhen, wo sich die Bösartigkeit der Malaria in vermindertem Maße zeigt, heilen die Fälle von Tuberkulosis, die zugereist kämen, sehr schnell und verlaufen leicht, wenn die Krankheit nicht schon zu weit um sich gegriffen hat und autochthone Fälle kämen dort nicht vor. Die Möglichkeit, daß Gegenden, die vorher frei von derartigen Infektionskrankheiten gewesen seien, nachher durch zureisendes Publikum damit infizirt würden, sei ja nicht ausgeschlossen. Jedenfalls fordere die offene Frage zu Prüfungen auf, wie weit Luft und Wasser, namentlich aber der Kirchhofsboden damit infizirt werden können.

Darauf wird der Vorsitzende von der Versammlung damit beauftragt, ein Schreiben in dem angeregten Sinne an den Vorstand der Kolonialgesellschaft zu richten, und Dr. Below wurde dazu ernannt, wegen Abfassung des besagten Fragebogens u. s. w. mit dem Vorstande der Gesellschaft das Nötige zu vereinbaren.

Zu gleicher Zeit schlug Herr Dr. Schellong vor, die nötigen einleitenden Schritte zur Konstituirung eines Welthygieneverbandes bei dem Vorstande der Naturforscherversammlung, der von jetzt ab seinen ständigen Sitz in Leipzig hat, einzuleiten.

Zur Sache der evangelischen Mission.

Von Merensky.

In dem interessanten Artikel Paul Reichards: „Was soll mit unseren befreiten Sklaven geschehen" findet sich (Deutsche Kolonialzeitung 1889, Seite 282) eine Abschweifung auf das Gebiet der evangelischen Mission, welche im Interesse der Leser dieser Zeitschrift sowohl, als im Interesse der Missionssache einer Beleuchtung bedarf. Bei der freundlichen Anerkennung, welche der Verfasser für die Station Botschabelo und speziell für meine dortige Arbeit zeigt, ist die Hoffnung wohl berechtigt, daß er nachfolgende Zeilen freundlich aufnehmen wird.

Zunächst halte ich mich für verpflichtet, der Beschuldigung der englischen Missionare auf das entschiedenste entgegenzutreten, welche der erwähnte Artikel in dem Satze ausspricht: „Der englische Missionar ist ein politischer Agent, vielfach ohne daß es ihm selbst zum Bewußtsein kommt." Genau besehen ist in dem Nachsatze die im Vordersatz ausgesprochene Behauptung bereits wieder zurückgenommen, denn mit der Bezeichnung „politischer Agent" verbindet man wohl stets den Begriff des zielbewußten Wollens. Ich glaube die englischen Missionare auch zu kennen und halte jene Behauptung überhaupt für unbegründet, denn im allgemeinen muß man den englischen Missionaren das Zeugnis geben (Ausnahmen mag es hier geben, wie überall) daß sie sich meist jeder Einmischung in politische Angelegenheiten mit großem Takt enthalten. Die englischen Missionsgesellschaften sind ebenso wenig in der Lage, ihre durch freiwillige Beiträge meist der unbemittelteren Volksschichten aufgebrachten Gelder für politische Zwecke zu verwenden, als politische Rücksichten die Missionare nicht bewegen und befähigen würden, dem Fieber, der Einsamkeit und mannichfachen Gefahren im Innern Afrikas Trotz zu bieten. Vielleicht hat Herrn Reichard zum Schreiben jenes Satzes nur die Wahrnehmung veranlaßt, daß der Name und das Ansehen eines christlichen Volkes durch nichts in so wirksamer Weise unter heidnischen Völkern zu Ehren kommt, als durch die liebevolle und aufopfernde Thätigkeit, welche Angehörige eines solchen Volkes als Missionare unter ihnen ausüben. Es ist eine Ehre für England, wie es eine Ehre für Amerika oder Deutschland ist, wenn von ihm ausgehende Missionare ihm einen guten Namen machen und dadurch seinen Einfluß ausbreiten in der überseeischen Welt, das aber stempelt die Missionare doch noch nicht zu „politischen Agenten!" Wenn es auf Grund der Arbeit deutscher Missionare möglich gewesen ist, die Volksstämme Südwest-Afrikas zu bewegen, unsere „Schutzherrschaft" anzunehmen, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die rheinischen deutschen Missionare, welche dort seit 1842 in der Arbeit gestanden haben, politische Agenten Deutschlands gewesen sind!

Wenn weiter hervorgehoben wird, daß die englische Regierung es ganz vortrefflich verstehe, englische Philanthropen zu politischen Zwecken auszubeuten, so möchte ich hinzufügen, daß sie auch versteht, philanthropische Werke zu unterstützen. Die zum englischen Reiche gehörende Kapkolonie zahlt der einen Missionsstation Lovedale im britischen Kafferlande jährlich 40 000 Mark Subsidien, und die Schulen der Berliner (deutschen!) Missionsgesellschaft erhalten in den englischen Kolonien Südafrikas jährlich 13 000 Mark Unterstützungsgelder. Es wäre sehr zu wünschen, daß man in den deutschen Kolonien zu der Erkenntnis käme, wie solche thatkräftige Unterstützung der Missionsarbeit nicht nur löblich, sondern auch nützlich, ja notwendig ist. Bisher ist nichts davon bekannt geworden, daß in irgend einer unserer Kolonien die Mission von Seiten der Regierung mit Geld unterstützt worden wäre, wohl aber haben deutsche Behörden auf den Marschallinseln störend in die Missionsarbeit eingegriffen. Das Recht der Eingeborenen, für ihre Kirchen und Schulen freiwillige Gaben zu sammeln, hat man dort beschränkt, Missionare sollen auf den Inseln kein Land mehr kaufen oder pachten dürfen, und dem Missionsschiff ist für seine Fahrten eine Abgabe auferlegt worden. Wo man die Mission in dieser Weise behandelt, wäre die Gründung und Entwicklung einer Missionsstation wie Botschabelo, von welcher Herr Reichard bedauert, daß sie nicht innerhalb deutschen Gebietes liegt, unmöglich gewesen.

Zu bedauern ist auch, daß der besprochene Artikel die Erfolge der englischen Mission im Innern samt und sonders als kaum nennenswert bezeichnet. Dies kann sich doch nur auf die wenigen Stationen beziehen, welche der Reisende auf seiner Route von der Küste nach dem Tanganyika gesehen hat. Daß unter den hier obwaltenden, äußerst schwierigen, ungeordneten Verhältnissen, unter dem politischen und geistigen Gegendruck der Mohammedaner die Erfolge bisher gering waren, geben wir zu, allein auch im Innern, in Uganda und am Nyassa-See, wie näher an der Küste in Usambara, sind von englischen Missionaren recht schöne Erfolge erzielt worden. Wißmann rühmt die Erfolge der englischen Mission am Nyassa als solche, welche den hervorragendsten römischen Missionserfolgen nichts nachgeben. Aber die schwere Pionierarbeit ist selbst da bewundernswert, wo sie nicht gleich greifbare Früchte bringt. Es ist doch bewundernswert, wenn englische Damen in Mpwapwa und am Tanganyika ausgehalten haben, und ebenso, wenn im Lande des Königs Msiri (Katanga), den Herr Reichard stets als ein Ungeheuer an Grausamkeit geschildert hat, aus dessen Lande er sich kämpfend zurückzog, jetzt fünf oder sechs englische Missionare wohnen und arbeiten!

Der von mir in Transvaal gegründeten Station Botschabelo wird freilich reichliches Lob gespendet, allein das gibt wieder Gelegenheit, der Arbeit, die auf anderen Stationen in Südafrika getrieben wird, in abfälliger Weise zu gedenken. Wahrscheinlich hätten Besucher vor Jahren über unsere Anfangsarbeit in Sekukunis-Land, welche die Vorbedingung für die Anlegung von Botschabelo war, auch ein durchaus ungünstiges Urteil gefällt, da unsere Christen damals noch unter den Heiden zerstreut wohnten und sich äußerlich von den Heiden kaum unterschieden. Die Resultate der dort gethanen Arbeit kamen zum Vorschein, als sich die Leute dreier Stationen in Botschabelo sammelten, so ist die Gemeinde in Botschabelo auch nicht als Frucht nur meiner Arbeit anzusehen, sondern auch als die meiner Mitarbeiter in Sekukunis-Land und bei dem Häuptling Maleo. Auch das ist nicht richtig, daß andere gleichzeitig in der Nähe von Botschabelo begründete Stationen nur ein „kümmerliches Dasein" führten. Fünf unserer Missionsstationen in Süd-Transvaal, die etwa gleichzeitig mit Botschabelo gegründet worden sind, haben sämtlich Gemeinden von über 500 Seelen. Auch die Herrmannsburger Missionare haben unter den Bassuto und Betschuanen Transvaals, zu denen auch die Bapedi gehören, ebenso bedeutende Erfolge, denn ihre dortigen Gemeinden zählen 13 000 Seelen. Auch in Ansehung äußeren Fortschritts der Eingeborenen sind in Edendale bei Praetoria, in Leydenburg, Wallmausthal, Waterberg und bei den Hermannsburgern in Bethanien am Magaliesberg und auf vielen anderen Plätzen ganz ähnliche Erfolge wie in Botschabelo erreicht worden. Von solchen äußeren Erfolgen auf dem Gesammtgebiet der Berliner Mission in Südafrika zeugt die Thatsache, daß unsere 20 000 farbigen Christen im Jahre 1888 in Summa 124 596 Mark an Stationsabgaben und freiwilligen Gaben für Kirchen und Schulen aufgebracht haben, daß südafrikanische Kolonialbehörden in derselben Zeit unsere Arbeit mit 16 187,55 Mark und südafrikanische Kolonisten mit 7510,50 Mark unterstützt haben.

Daß aber auch englische Missionsarbeit in Südafrika schöne Erfolge aufzuweisen hat, beweist jene oben erwähnte blühende Station Lovedale und der zuletzt von Dr. Holub geschilderte Einfluß des Christentums im Bamangwato-Lande, wo der christliche König Khama herrscht. Eben berichten Kapsche Zeitungen, daß dieser König seine Hauptstadt verlegen will. Damit an dem neuen Ort schnell eine Kirche errichtet werden könne, brachten die dortigen Schwarzen an einem Tage die Summe von 2922 Lstl. (also 60 000 Mark) in Gold zusammen, wozu der König 500 Lstl. (also 10 000 Mark) beigetragen hatte. Auf solche Erfolge englischer Missionsarbeit wollten wir gern noch an dieser Stelle einmal hinweisen, da sie doch gewiß als „nennenswerte" zu bezeichnen sind.

Von der Emin Pascha-Expedition.

Auszüge aus Privatbriefen des Leutnants von Tiedemann.
(Fortsetzung.)

II.

Lamu, 13. Juni 1889.

. . . . . Noch immer schauderhaftes Wetter, der Regen fällt in Strömen, „grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt!" Zum Abschiednehmen ist dies für hiesige Verhältnisse allerdings nicht das richtige Wetter, ich gehe lieber bei

Digitized by Google

heiterem Himmel und Sonnenschein. Nur einen Nutzen hat die Nässe, die Luft ist merklich abgekühlt, d. h. nach afrikanischen Begriffen. Trotz Regen und starker Brise waren es gestern immerhin noch 25° R. Ich glaube, ich würde erfrieren, wenn ich plötzlich in Deutschland wäre. Hier befinde ich mich äußerst wohlig.

Den 16. Juni.

Heute brachte uns ein Mtike aus Rasini die Meldung, daß dort ein europäisches Schiff eingetroffen sei. Wahrscheinlich ist es eins von den Wißmannschen Schiffen, vielleicht auch ein Dampfer, der nach ihnen auf Suche gegangen ist. Heute Nacht ist ein großes deutsches Kriegsschiff an Lamu vorübergedampft, nach Norden zu, wahrscheinlich die „Leipzig", auch auf der Suche. Hoffentlich sind die Schiffe alle geborgen, es wäre doch zu traurig, wenn eins oder das andere Unglück gehabt hätte. Morgen segle ich vielleicht mit Denhardt mal die Manda-Bay hinauf, um zu sehen, was in Rasini los ist. Daß das dort eingetroffene Schiff zu unserer Expedition gehören sollte, ist nicht anzunehmen, denn der Hafen von Rasini ist so schlecht und die Einfahrt so gefährlich, daß nur im äußersten Notfall sich ein Kapitän in dies unbekannte Fahrwasser wagen wird.

Den 17. Juni.

Triumph! Das von Rasini aus gemeldete Schiff liegt in Schimbi. Rate, wen es an Bord hat?

Peters und sämtliche Teilnehmer an der Expedition, im ganzen ungefähr hundert Mann! Nun geht es also wirklich ans Scheiden, morgen früh segle ich hinaus. Einige Tage wird sich der Abmarsch wohl noch verzögern, viel Gelegenheit zum Schreiben bietet sich aber wahrscheinlich nicht mehr. Ich bin begreiflicherweise in sehr gehobener Stimmung und sehne den morgigen Tag herbei; es ist mir ungefähr so zu Mute, wie einem Kinde am Tage vor Weihnachten, und immer summen mir die Worte im Ohr: jetzt geht's los, nun wird es Ernst. Körperlich bin ich so kräftig und gesund, wie je, das Kisuaheli beherrsche ich genügend, um mich verständlich zu machen und das Notwendige zu verstehen, Land und Leute habe ich auch etwas kennen gelernt, also vorwärts! Mein Herz schlägt froh bei dem Gedanken an die vor mir liegende Zeit, an eine lange Reise voller Gefahren und Mühsal und am Schluß derselben Ruhm, Ehre und — so Gott will — eine glückliche, fröhliche Heimkehr. Seit langer Zeit bin ich nicht so froh gewesen, wie heute, ich wollte nur, ich könnte Euch alle vorher noch einmal sehen . . . . . .

Den 24. Juni.

Das waren ein paar harte, aber riesig interessante Tage. Wir fuhren also am Mittwoch Morgen mit der Dhau ab und segelten nach Schimbi, blieben aber, da die Ebbe eingetreten war, etwa 500 Meter vom Lande sitzen. Kurz entschlossen zogen wir uns aus, nahmen unsere Habseligkeiten auf den Kopf und wateten, manchmal bis ans Kinn im Wasser, ans Land. In einiger Entfernung von Schimbi trafen wir den ersten der Peters'schen Vorposten, einen meiner Somali von Bagamoyo her, der mich mit Thränen in den Augen begrüßte. Im Lager selbst war alles auf einen Überfall vorbereitet, die kleine Kanone stand, mit Kartätschen geladen, vor dem Hauptzelt, sämtliche Somali unter dem Gewehr und kampfbereit. Die Erlebnisse, die Peters in den letzten Tagen gehabt hatte, rechtfertigten diese Anstalten vollkommen. Nachdem er alles, was an Mannschaften, Waren ꝛc. zur Hand, in Dar-es-Salaam an Bord der „Neera", des von ihm gecharterten Dampfers, gebracht hatte, war er unter der Aussage, in der Delagoa-Bay oder sonst wo im Süden zu landen, in südlicher Richtung davongedampft. In der nächsten Nacht fuhr er südlich um Sansibar herum und ging weit hinaus auf hohe See. Die Engländer hatten aber doch Wind bekommen von seiner eigentlichen Absicht: in der Kweio-Bay zu landen, und der Admiral Freemantle war mit drei Schiffen aufgebrochen, um ihm den Weg abzuschneiden, so daß mit dem bei Lamu stationirten Kriegsschiff jetzt vier „Engländer" auf der Jagd waren. Peters hielt sich immer auf hoher See, Rust, der auch an Bord war, machte selbst die Peilungen, um darnach den Lauf des Schiffes zu bestimmen. Der eigentliche Kapitän wurde, da man ihm nicht traute, fortwährend unter Deck gehalten. In der Nacht vom 14. auf 15. näherte man sich der Kiwaju-Insel und Peters befahl dem Kapitän, es koste, was es wolle, die Einfahrt in den Sin-Kanal zu versuchen. Die See ging furchtbar hoch, der Süd-West heulte, überall waren Klippen, weißes Wasser und Schaum. Der Käpitän weigerte sich, in das fast gänzlich unbekannte Fahrwasser hineinzusteuern. Da betrat Rust die Kommandobrücke und führte die „Neera" glücklich durch die Klippen und über Sandbänke und Untiefen nach Rasini. Hier wurden schleunigst sämtliche Kisten mit Munition, alle Waffen, Zelte, Lebensmittel, sowie alle Askari und Träger in einige dort liegende Dhaus gebracht und nach Schimbi hinübergeschafft, wo die Expedition sofort ein befestigtes Lager bezog.

Noch am Donnerstag (den 19.), abends, begann die Ueberführung der Lasten nach Wange. Die schweren Munitionskisten wurden per Dhau in die Nähe des Mgini Creeks gebracht, dort an einer versteckten Stelle in den Mangroven geborgen und dann am nächsten Abend und folgenden Tags nach Mgini geschafft. Ich war mit auf der Dhau, ebenso 10 Somali. Mit dem Krimstecher behielt ich fortwährend die „Boadicea" im Auge, um sofort, wenn eine Dampfpinasse von dort abfahren sollte, die Dhau auf den Strand laufen zu lassen und die Kisten in Sicherheit zu bringen; es geschah aber nichts. Bis zur Dunkelheit blieb ich bei den Lasten sitzen, den ganzen Tag ohne Essen und Trinken; abends bekam ich von Mgini für mich und meine Somali drei Büchsen mit Konserven zugeschickt, deren Inhalt bei der großen Eile wohl nicht näher untersucht worden war, er bestand nämlich aus stark geräucherter Wurst, Mixed pickles und Sardinen; zu trinken war nichts gekommen. Du kannst Dir meinen Durst nicht vorstellen, der durch das pikante Mahl natürlich nicht vermindert wurde. Außerdem lag einer der Somali schwer fieberkrank am Boden, stöhnte und rief zu Allah, kurzum, ich kann mir Lebenslagen denken, die behaglicher sind. Mit großer Freude folgte ich daher einem Befehl von Peters, der gegen 10 Uhr abends eintraf, sofort nach Mgini zu kommen und die Lasten der Aufsicht der Somali zu überlassen. Bis Mgini sind 2½ Stunde Wegs, aber ich lief wie ein Hase, immer den Führer treibend, durch die stockfinstere Nacht und war in anderthalb Stunden dort, wo inzwischen glücklicherweise einige Kisten mit gutem Getränk aufgebrochen waren.

Am nächsten Tage brach ich mit Trägern auf und holte die ganze Bagage nach Mgini. Einer der den Zug deckenden Somali schoß eine ungeheure Pufotter, 2 m lang und anderthalb Arme dick; es war ein wundervoll gezeichnetes Tier und ich bückte mich, um es näher in Augenschein zu nehmen. Als ich aber mit der Hand zugriff, richtete sich die Bestie plötzlich auf und öffnete einen Rachen voll der herrlichsten Giftzähne, die Augen gleißten und glitzerten wie Brillanten. Ich machte einen gewaltigen Satz nach rückwärts und zerschmetterte ihr mit einer Revolverkugel den Schädel. Das wirklich pompöse Fell konnte ich leider wegen Mangels an Zeit nicht mitnehmen.

An dem darauf folgenden Morgen (den 22. Juni) marschirten Peters, Denhardt und ich mit 70 Trägern nach Hindi, während Rust und Friedenthal (ein neu engagirtes Faktotum) in Mgini blieben, um am nächsten Tage nachzukommen. In Hindi traf ich zum ersten Mal seit jenem Abend in Berlin, wo wir in Eurer Gegenwart von einander Abschied nahmen, Herrn Borcher, der zu Pferd von Lamu herübergekommen war, um den „Raub der Neera" zu berichten. Wir umarmten und küßten uns herzlich.

Gestern erbat ich mir für 2 oder 3 Tage Urlaub nach Lamu, um hier meine Sachen für den Abmarsch zu ordnen. Ich ritt auf einem Esel; jeder Europäer, der mich gesehen hätte, würde sich scheu seitwärts in die Büsche geschlagen haben. Die Kleider seit fast einer Woche nicht gewechselt, der Bart seit acht Tagen nicht rasirt, auf dem Kopf der riesige Hut, an den Beinen Wasserstiefel, die Büchse über der Schulter und im Gürtel zwei Revolver und ein großes Jagdmesser. Unterwegs begegneten mir die 9 Kameele, die auch nach Hindi wanderten, wo wir vollständig sicher sind und einige Tage rasten werden, um Ordnung zu schaffen. Dann geht es weiter, wahrscheinlich nach Mpeketein, wo wir abwarten wollen, bis das Land um den Tana wasserfrei ist. Von dort marschiren wir teils zu Lande, teils mit Booten den Tana hinauf bis Korokoro, die weitere Route führt über den Kenia zum Baringo-See.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handels-Ausstellung in Hamburg
auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1889.

II.

Tabak (Nicotiana L.), (tumbaco *kis.*). O., W., Sü.

Der Tabak, eine Solanacee, muß bei rationeller Kultur überall in den tropischen Ländern gute Erträge geben. Die Tabakpflanze, die eine ganze Anzahl von kultivirten Varietäten hat, liebt warmes, nicht zu feuchtes Klima und einen an Stoffen reichen Boden, da der Tabak zu den den Boden am stärksten erschöpfenden Kulturpflanzen gehört, wie schon aus dem großen Aschengehalt der Tabaksblätter hervorgeht. Kultur und Ernte, sowie die sorgfältige Samenkeimung und Pflanzenerziehung im Saatbeet sind in Deutschland und andern Ländern überall eingehend kennen zu lernen. Der Eingeborenentabak ist in Afrika weit verbreitet, kann jedoch den großen Bedarf im Lande selbst nicht decken, wie die starke Einfuhr nordamerikanischen Tabaks in Afrika beweist. Das rohe Material (ausgestellt von Lamu, Lindi, Usambara, Useguha) ist kein schlechtes, aber wegen mangelhafter Präparation des Blattes nicht verwendbar. Die Kameruner Land- und Plantagengesellschaft Woermann, Thormählen & Ko. hat Tabak ausgestellt, der, aus den besten Havanasamen gezogen, sich als Deckblatt für Zigarren, welches im Handel bekanntlich sehr gesucht ist, eignet. Die erste Sendung Tabak traf bereits im Frühjahr 1888 hier ein; in diesem Jahre ist bereits ein größeres Quantum angekommen. Erzeugnisse der Plantage „Olga" auf Sansibar sind ebenfalls nebst Schutzschirmen für junge Tabakpflanzen aus Kokospalmblättern ausgestellt. (Einfuhr in Hamburg 1888: Von Afrika am atlantischen Meer 19 000 Kilogramm im Werte von 56 660 Mark; von Afrika am indischen Meer 2000 Kilogramm im Werte von 6070 Mark.) Siehe Semler III. S. 355 bis 480 „Die tropische Agrikultur".

Vanille (Vanilla planifolia), S., Sü.

Ein mächtiges Schlinggewächs, welches zur Klasse der Orchideen gehört, aus Mexiko stammt, aber auch in Westindien, Réunion, Java, Ostafrika [bei Bagamoyo] u. s. w. angebaut wird. Die Vanille liebt warmes und feuchtes Klima. „Auf lockerem und frischem, an Stoffen reichem Boden, der aber durchaus nicht feucht war, habe ich die Vanille gut wachsen sehen. In höherer Lage scheint sie des Schattens gar nicht zu bedürfen. Eine wichtige Bedingung ist für sie aber der Schutz vor Wind. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, die leicht anwachsen" (Hammerstein: „Der tropische Landbau"). Am Ende des dritten Jahres erfolgt die erste Blüte, und die Pflanzen werden 30 bis 40 Jahre alt, wobei sie jährlich bis 50 Früchte hervorbringen. Die Bestäubung der Vanilleblüten muß häufig künstlich gemacht werden, wodurch die Produktionskosten sehr verteuert werden, zumal der Wert der Vanille von 210 Mark auf 30 und 18 Mark das Pfund gefallen ist. Bekanntlich enthalten die Samen der Schoten das Vanillin, und zwar Bourbon- und Java-Sorten in größten Prozentsätzen. Die letzteren Vanillesorten setzen auf den Schoten während des Lagerns Krystalle an, welche entweder flockig baumwollen sind, oder diamantartige Form haben. Vanille ging früher ausschließlich nach Frankreich und England, wird aber heute vielfach direkt nach Hamburg importirt. Die Firma Rust hat auf Mauritius und La Réunion eigene Pflanzungen mit Trockenapparaten (wo die im grünen Zustande angekauften Vanilleschoten präparirt werden) und im letzten Jahr von der 62 000 Kilogramm betragenden Ernte in Mauritius und La Réunion allein 16 000 Kilogramm über Hamburg verschifft. —

Betelnuß von der Arecapalme (Areca catechu L.), (m'popo *kis.*), S. [Plantage „Olga"].

Digitized by Google

Die rundlich ovalen Früchte sind goldgelb, von der Größe eines Hühnereies mit taubeneigroßen, harten, inwendig wie Muskatnüsse marmorirten Samen. Die Betelnüsse werden ihrer betäubenden Kraft wegen gekaut und sind den Indiern ein unentbehrliches Lebensbedürfnis. Sie wickeln nämlich die unreifen zerschnittenen Nüsse oder Kerne der reifen in frische Blätter des Betelpfeffers, deren eine Seite mit angefeuchtetem gelöschtem Muschelkalk bestrichen ist, so daß eine Art Teig daraus wird. Durch Auskochen der Früchte kann man das unter dem Namen Catechu (terra japonica) in den Handel kommende Produkt gewinnen, welches als zusammenziehendes Heilmittel und technisch als Gerbstoff zur Verwendung kommt. Gewöhnlich wird es aber aus Acacia Catechu gezogen [Nebenprodukt].

Mandeln (Amygdalae), Sü. In Nordafrika einheimisch, in vielen Arten in den Tropen gebaut [Nebenprodukt].

Kerzennüsse (?). Sü. Eßbar [Nebenprodukt].

Egusee. K. Eine Art Kürbiskerne, welche den Eingeborenen als Nahrungsmittel dienen, werden auch zur Ölfabrikation verwendet.

Steinerdnüsse, runde (njugu maue *kis.*). O. Eine Hülsenfrucht (Lathyrus?), deren Blüte sich in die Erde senkt und dann dort reift. Die kugelrunde Frucht hat einen Durchmesser von etwa 11 mm. Eßbar. Produkt und Konsum von Ostafrika, Export nach Indien.

Pfeffer, roter (Capsicum), (Chillies, pile pile *kis.*). W., O. Die scharfen Früchte eines nachtschattenartigen Gewächses, welche als Gewürz in der ganzen Tropenwelt dienen und als solches auch bei uns (Paprika) Verwendung finden. Der mehrjährige Strauch wächst überall ohne große Pflege. Es gibt viele verschiedene Sorten, welche sich besonders durch Form und Größe von einander unterscheiden. Export von O. nach Indien.

Ingwer (Zingiber). K. Die östigen, gegliederten Knollen des Wurzelstockes sind nächst Pfeffer das wohlfeilste und gewöhnlichste ausländische Gewürz. Die sorgfältig gereinigten, abgeschabten und in der Sonne getrockneten Knollen geben den geschälten oder weißen, die blos in kochendem Wasser abgebrühten den gemeinen oder schwarzen, richtiger braunen Ingwer. (Export aus dem Togogebiet nach Bremen.)

Gewürznelken (Caryophyllus), (karafu *kis.*, Nelkenstengel vikonjo *kis.*). S. Die getrockneten Knospen des auf den Molukken einheimischen, auch auf den Antillen und in Südamerika kultivirten Gewürznelkenbaumes. Die Ernte der Gewürznelken geschieht von Oktober bis Dezember, vor dem Öffnen der Blütenknospen. Man reinigt zuerst den Boden rings um die Bäume und pflückt dann die Blütenständer mit der Hand oder mittelst krummer Stäbe ab. Auch die dreigabelig geteilten Blütenstiele der Gewürznelken kommen unter dem Namen Nelkenstengel in den Handel; sie sind von ähnlichem, aber schwächerem Aroma. Die Sansibarnelken sind die zweitbeste Sorte. Ihre Kultur auf Sansibar und Pemba ist infolge des Mangels an Arbeitskräften sehr zurückgegangen. (Import 1888 über Hamburg an Gewürznelken: 118 200 Kilogramm im Werte von 189 160 Mark; Nelkenstengel: 155 060 Kilogramm im Werte von 55 710 Mark.)

Abelmoschus esculentus (Hibiscus esculentus L.). O. Als Gemüsepflanze in den wärmeren Klimaten überall kultivirt (Gombo in Nordamerika), weil die schleimigen, unreifen, auf verschiedene Weise zubereiteten Samenkapseln eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise geben.

Gruppe II. Arzneilich und technisch verwendete Pflanzen und Pflanzenteile.

Colombopflanze (Jatorrhyza) (culumba, *kis.*). O. Schlingpflanze des östlichen Afrika, jetzt auch in Ostindien und auf Mauritius kultivirt. Die Wurzel ist als Colombowurzel (radix Colomba) offizinell, wird im März ausgegraben, in Scheiben geschnitten und im Schatten getrocknet. Die Scheiben sind von graugelblicher, etwas ins Grünliche ziehender Farbe, strahlig gestreift und aus konzentrischen Schichten zusammengesetzt, deren äußerste dunkler ist und nach innen zu von einem braunen Ringe, nach außen von der rotbraunen, runzeligen Rinde begrenzt ist. Sie enthält krystallinische Bitterstoffe und ist bei Verdauungsstörungen ein kräftiges Heilmittel. Sie erregt die Eßlust und wird deshalb auch in der Liqueur-Fabrikation [Surrogat für Hopfen bei der Bierbrauerei] gebraucht.

Moso'oi-Blüte (Cananga Odorata) (Ylang-Ylang). *Sa.* Ein Baum Ostindiens, aus dessen Blüte durch Destillation ein Öl für Parfümeriezwecke gewonnen wird. Spez. Gew. 0,₉₀₀; Siedep. 100—360 ° R.

Elephantenläuse (Frucht von Anacardicum occidentale) (Caschunüsse coroscho, *kis.*). W. O. Der Baum gehört zur Familie der Sumache und ist schon vom zweiten Jahre an fruchttragend. Die nierenförmigen, nußartigen Früchte sitzen auf einem birnförmig angeschwollenen, eßbaren Fruchtstiele in der Größe eines Hühnereies. Der saftige Fruchtstiel bildet also hier die sogenannte Frucht, auf welchem die eigentliche Frucht in einer Vertiefung sitzt. Der Kern, eine feinschmeckende und für Schokoladefabrikation verwendete Nuß, ist von einem scharf ätzenden, dicken Öl umgeben, welches in der Heilmittelfabrikation benutzt wird. Die Frucht selbst ist außerordentlich erfrischend. In Ostafrika wird eine Art Sem carpus anacardium gebaut, deren Früchte als Caschunüsse in den Handel kommen, und wie die vorigen benutzt werden. Aus der Frucht destillirt man in Mozambique und Quillimane einen wohlschmeckenden Schnaps. Aus dem Stamme dieser Art schwitzt der Caschugummi, welcher ein Exportartikel von Mozambique ist.

Rizinussamen (Frucht von Rizinus communis) (mbono, *kis.*), O. W., die Samen der tropenkosmopolitischen Rizinusstaude, welche auch bei uns als Zierpflanze gepflegt wird und das bekannte Rizinusöl giebt.

Calabarbohnen (Physostigma venenosum). K. Samen einer in Westafrika wachsenden, purpurrot blühenden Leguminose, welche mit unserer Gartenbohne Ähnlichkeit zeigt, aber bis zu einer Höhe von 15 m und mehr wächst. Der rotbraune Samen, von länglicher oder schief eiförmiger Gestalt, ist etwa 4 cm lang, 2 cm breit und 11 mm dick, etwas runzelig, zeigt längs der ganzen konvexen Seite einen linienförmigen Nabel, der schwarz und mit einem stumpfen, roten Rand umgeben ist. Das Innere wird von dem aus zwei klaffenden Kotyledonen bestehenden Embryo ausgefüllt. Eigentümlich ist die Wirkung dieses Mittels, die Pupillen zu verengen, daher dasselbe vornehmlich in der Augenheilkunde Verwendung findet. Die Bohnen werden wegen ihrer großen Giftigkeit von den Eingeborenen Guineas zu einer Art Gottesurteil, sowie zur Bereitung von Pfeilgift verwendet.

Gummi arabicum. O. Der am Stamm ausgetretene und eingetrocknete Saft mehrerer Bäume, aus der Gattung Acacia (nach Schweinfurth hauptsächlich Acacia Verek), kommt vorzugsweise aus dem nordöstlichen Afrika, von der Somalikküste und einigen portugiesischen Kolonien Afrikas.

Gummi Myrrhae. O. Der freiwillig aus der Rinde ausgetretene und eingetrocknete Saft einer Art Balsamodendron, besteht aus rundlichen, unregelmäßigen Stücken von Erbsen- bis Walnußgröße, welche goldgelb oder dunkler, von eigentümlich gewürzhaftem und balsamisch-bitterem Geschmack sind. Es enthält Gummi, Harz und ätherisches Öl und ist ein tonisch-erregendes Mittel.

Kautschuk (Gummi elasticum). O.W. Bälle (mpira nkuba *kis.*), S. und Mozambique, marbles (mpiro ndogo *kis.*) und Spindeln (mpira chiloane *kis.*), Export von Mozambique, Wurzelgummi (mpira ja ka pika *kis.*), S. und Mozambique. — Gummi von Elobv, von Groß-Batanga (Ngumba Bepindi), K. — Der afrikanische Kautschuk wird aus dem Milchsaft der Rinde mehrerer Pflanzenarten aus den Familien der Apocynaceen (Landolphia florida) und Urticeae gewonnen, welche die heiße Zone als stattliche Waldbäume oder Lianen bewohnen. In demselben Gebiet finden sich oft Vertreter verschiedener Arten, Gattungen und Familien, und so liegt die Annahme nahe, daß die Säfte dieser verschiedenartigen Gewächse gemischt werden, zum Schaden der Qualität. Nicht allein das, sondern auch ganz fremde Stoffe, Rinde, Erde und Steine mischt der kurzsichtige Neger den Kautschuksäften bei, um dadurch Masse und Gewicht zu vermehren, und so ist es dann kein Wunder, daß das afrikanische Gummi elasticum unter dem Wert des brasilianischen, aus dem Saft einer Pflanzenart hergestellten Produktes von Para steht. Der Deutsche, welcher den Eingeborenen unserer Kolonien überzeugend beibringt, die verschiedenen Milchsäfte getrennt und ohne fremdartige Zusätze zu verwerten, wird nicht nur den Negern, sondern sicher auch dem Handel selbst einen großen Dienst erweisen. Das Verbreitungsgebiet der Kautschuk liefernden Pflanzen ist über das ganze tropische Afrika mit feuchtem Klima (Wäldern) ausgedehnt. Die Zubereitung ist eine primitive und verschiedene, und es dürfte sich vielleicht empfehlen, einen Versuch zu machen, den mit Wasser verdünnten Milchsaft in Buttermaschinen oder Zentrifugen auszubuttern, wodurch eine größere Reinheit des Produktes erzeugt wird. Die einen lassen die Milchsäfte einfach an der Luft zu Gummi erhärten, andere fördern die Bildung des gelbgrünen Stoffes durch Aufkochen, Zusatz von Salzen oder Zitronensäure (z. B. vom Saft der Limone, einer kleinen Zitronenart) K. Eine einfachste und roheste Ausbeutung geschieht überall dort, wo die oft zu kolossaler Höhe sich entwickelnden Landolphiaranken (ein Exemplar derselben, inmitten des Ausstellungspavillons aufgestellt, reichte bis an das Dach heran), einfach abgeschnitten werden, um dann erst wieder nach längerer Zeit — man gibt meistens 7 Jahre an — von neuem ertragsfähig zu werden. Ein Uebergang zu wirtschaftlichem Betriebe zeigt sich dort, wo, wie z. B. in der portugiesischen Kolonie Angola, das eine Gummigebiet durch einfaches Ritzen der Liane in dem einen Jahre abgeerntet wird und Zeit hat, sich im nächsten Jahre zu erholen, wenn ein anderer Bezirk in derselben Weise ausgenützt wird. Je nach Qualität, ob der Gummi in klebrigem oder trockenem Zustande, vermischt oder unvermischt in den Handel gebracht wird, erzielt derselbe verschiedene Preise. Der trockene Gummi ist aber immer der bessere. (Willughbeia edulis auf Madagaskar liefert einen ausgezeichneten, weißlich bis rosenroth, aussehenden Kautschuk in bis kindskopfgroßen Ballen.) Es ist dringend zu empfehlen, daß unsere deutschen Kultivatoren ihr Augenmerk auf eine rationelle Kultur der Kautschuk liefernden einheimischen Gewächse, besonders der Landolphiaranken richten, und sich nicht durch einige anfängliche Mißerfolge abschrecken lassen. Die Landolphiaranken sind am häufigsten an Waldrändern und im Halbschatten des Waldes zu beobachten; es würde also nur ausfindig zu machen sein, ob diese Lianen sich am leichtesten aus Samenkernen oder aus Rankenabschnitten und Senkern — nach Analogie unserer Weinrebenvermehrung — fortpflanzen lassen, ein Stück Urwald soweit zu lichten, daß ein Halbschatten entsteht, und die jungen Pflanzen vor der Unterdrückung durch andere Gewächse zu behüten. Später kommt dann nur noch eine rationelle Anzapfung der Lianen zu rechter Jahreszeit und Verarbeitung des Milchsaftes in Frage. Wie sehr der Handel in diesem Produkte zugenommen hat, geht aus folgender Zusammenstellung hervor: Der Kautschukimport Hamburgs aus Westafrika hat sich von 1.596 Doppelzentner im Werte von 316 580 Mark im Jahre 1878 auf 6949 Doppelzentner im Werte von 1 861 310 Mark im Jahre 1888 gehoben. Afrika vom Indischen Meere exportirte nach Hamburg im Jahre 1888 für 204 650 Mark (59 300 kg) gegen 106 610 Mark (30 500 kg) in 1887. Siehe Soyaux „Deutsche Arbeit in Afrika," S. 141, 150. Semler, tropische Agrikultur II, S. 589 ff. Hammerstein, „Der tropische Landbau."

Telfairia pedata (Queme *kis.*). O. Die 0,6—1 Meter langen bitteren Früchte enthalten, mit einem Fasernetz umsponnene, sehr ölhaltige Samen (Castanhas de Inhambane), welch letztere den Mandeln gleichschmecken und ein dem besten Olivenöl gleichkommendes Produkt liefern. Angebaut in Mozambique.

Sterculia foetida, Stinkmalve. O. Die gerösteten Kerne, aus denen ein Brennöl bereitet wird, werden gegessen. Aus ihnen wird auch ein berauschendes Getränk bereitet.

Curcus purgans (mbono makabarine *kis.*) O. Die Samen, Purgir- oder Brechnüsse, enthalten ein drastisch purgirendes Oel.

Terminalia Catappa, echter Catappenbaum (mkunga *kis.*). O. Die an Wohlgeschmack den Mandeln gleichkommenden Samen werden in der Haushaltung, und nebst der adstringirenden Rinde auch in der Heilkunde daselbst gebraucht; auch wird aus den Samen ein fettes Öl gewonnen.

Digitized by Google

Ölpalme (Elaeis guineensis). Der Stamm dieser schönen Palme ist etwa 20—30 m hoch und 0,3 m dick; Blätter 4,8 m lang mit am Stamm stehenbleibenden Blattstielen. Aus Guinea nach Ceylon, Westindien und Südamerika verpflanzt. Das Verbreitungsgebiet der Ölpalme ist auch in Afrika selbst ein sehr großes; es reicht vom französischen Senegambien bis zum portugiesischen Mossamedes. In Ostafrika dringt sie bis in das Quellgebiet des Uelle und zum Tanganyika und Nyassa und verbreitet sich anscheinend immer weiter, da sie anspruchslos in Bezug auf den Boden ist und geringe Pflege verlangt. Von den vegetabilischen Ausfuhrerzeugnissen afrikanischer Herkunft sind Palmöl und Palmkerne als die hervorragendsten zu nennen. Beide werden aus den in großer Zapfenform (einer Riesenerdbeere ähnlich) zusammengedrängten Früchten der Ölpalme gewonnen. Das faserige zinnoberrote Fleisch liefert Öl. Um das Öl zu gewinnen, werden die einzelnen Früchte entweder über Feuer oder meistens in Erdgruben gährend erhitzt, gestampft und dann in durchlässigen Beuteln vermittels eines Hebels auf einem staffeleiähnlichen Gestelle — eine einheimische Erfindung der Eingeborenen — ausgepreßt. Das Öl ist von dicklicher Konsistenz, orangegelb bis rotbraun und besteht im wesentlichen aus Palmitin und Olein; ein stärkerer Paraffingehalt giebt festeres, ein geringeres mehr flüssiges Öl. (Öl in Kamerun, welches eine mittlere Sorte liefert, enthält 1,8—2,5% Wasser, 0,2—0,7% Schmutz, 67—83% Neutralfette.) Palmöl dient hauptsächlich zur Stearin- und Seifenfabrikation, zur Herstellung von Wagenfetten und anderen Schmiermitteln. — Das Fruchtfleisch umschließt eine sehr harte Schale, welche wieder einen Kern (tschikitschi *kis.*) enthält, der ein sehr schönes, feines Öl liefert. Es wird in Europa durch Auspressen oder Extraktion mit Benzin oder Schwefelkohlenstoff gewonnen und zu mannigfachen Zwecken verwendet. Die Entkernung der Palmnüsse geschieht seitens der Neger, indem sie die Nüsse mit Hilfe zweier Steine aufklopfen, was bei der kolossalen und sich stets steigernden Ausfuhr keine geringe Arbeitsleistung ausmacht. Neuerdings ist eine mit der Hand in Bewegung zu setzende Maschine erfunden und patentirt, welche sehr sinnreich konstruirt ist und ein schnelleres Entkernen ermöglicht. Die Erträge werden verschieden angegeben; Dr. Pechuël-Loesche hält 330—340 Palmen für die Herstellung einer Tonne Öl und 1⅓ Tonne Kerne nötig, wobei er 3—4 Fruchtzapfen als Jahresernte des einzelnen Baumes rechnet; Alfred Moloney, Gouverneur der britischen Kolonie Lagos, rechnet auf eine Tonne Palmöl etwa 6000 Fruchtzapfen. In Afrika selbst spielt das Palmöl eine sehr wichtige Rolle, denn es liefert dem Eingeborenen das Speisefett, und mundet als solches schließlich auch den meisten, anfangs sich nur schwer dazu bequemenden Europäern an jenen Gestaden. Hühnerfleisch, Fische, frisch oder getrocknet, Fleisch, meist von Ziegen, seltener von haarfliessigen Schafen, wenn es hoch kommt, von Rindvieh, wird mit diesem Fett und einem starken Zusatz von Cayennepfeffer oder Chillies gedämpft. Dieses „Palmchop" ist westafrikanisches Nationalgericht. Ein anderes Produkt der Ölpalme ist der aus dem Abschnitt des männlichen Blütenstiels fließende sogenannte Palmwein, welcher bei den Eingeborenen beliebt ist, in gegohrenem Zustande champagnerklar aussieht, berauschend wirkt und dem europäischen Haushalt drüben die Hefe für Gebäck liefert. Die Kultur der Ölpalme ist leicht. Was gegenwärtig eine reiche Vermehrung der Palmenbestände hindert: die jährlich wiederkehrenden Steppenbrände, welche den jungen Nachwuchs zerstören, würde bei einer Kultur etwa in der Weise zu bekämpfen sein, daß man in gewissem Umkreis um die kleinen Bäumchen das Gras, besonders mit Eintritt der regenarmen Monate, durch Ausroden oder Abschlagen beseitigt. Die Fruchterträge beginnen im 7.—10. Jahre; bereits herangewachsene Bäume werden von den Savannenbränden kaum beschädigt. Vergl. „Deutsche Arbeit 2c." S. 140, 149 f., Semler I. S. 651 ff., Pechuël-Loesche S. 259 (ausführlich). Der Import Hamburgs in 1888 an Palmöl betrug: von Afrika am atlantischen Meere 2 290 510 Mark, Palmkerne 9 505 530 Mark, die Gesamteinfuhr Hamburgs an Palmöl 3 873 260 Mark, von „Ölnüssen und Kopra" 13 266 550 Mark.

Die Thronrede und der Etat.

Der Reichstag ist am 22. Oktober durch eine Thronrede eröffnet worden, in welcher die kolonialen Angelegenheiten einen breiten Raum einnehmen. Es heißt darüber:

„In Ostafrika hat Dank der Bewilligung des Reichstags eine durchgreifende Aktion zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen stattfinden können. Die mit den vom Reichstag bewilligten Mitteln organisirte Schutztruppe hat im Verein mit der Kaiserlichen Marine die ihr gestellten Aufgaben soweit gelöst, daß nach Verständigung mit den beteiligten Mächten die Blokade der ostafrikanischen Küste hat aufgehoben werden können, nachdem auch der Sultan von Sansibar ausreichende Dekrete erlassen hat, um die Unterdrückung des Sklavenhandels in jenen Gegenden in Aussicht zu stellen. Die Kosten der Expedition haben aus verschiedenen Ursachen nicht innerhalb der durch das Gesetz vom 2. Februar d. J. bereitgestellten Mittel erhalten werden können, und wird dem Reichstag aus diesem Anlasse eine neue Vorlage zugehen.

Durch die Beziehungen zu Sansibar und Ostafrika, sowie durch die Entwickelung der Verhältnisse in den Schutzgebieten an der westafrikanischen Küste und in der Südsee ist die Last der Arbeit auf kolonialem Gebiete, welche bisher das Auswärtige Amt getragen hat, eine so große geworden, daß weder die vorhandenen Kräfte ausreichen, noch auch bei Vermehrung derselben ohne gleichzeitige organisatorische Veränderungen eine den gesteigerten Anforderungen entsprechende Erledigung der Geschäfte möglich erscheint. Zur Entlastung des ohnehin überbürdeten Auswärtigen Amts von den seinem eigentlichen Wirkungskreise fernliegenden Geschäften wird dem Reichstag eine weitere Vorlage zugehen, welche die Abzweigung der Kolonialverwaltung bezweckt. Die Vorbereitungen dazu finden sich bereits im Etat für 1890/91."

Vor allen Dingen ist freudig zu begrüßen, daß diese Worte der Absicht Ausdruck geben, die Kolonialverwaltung vom Auswärtigen Amte abzuzweigen, wie dies auch von der Deutschen Kolonialgesellschaft als zweckmäßig angesehen worden ist. Die Petition an den Reichstag zur Unterstützung dieser Forderung, welche sich augenblicklich in der Vorbereitung befindet, wird in der nächsten Zeit abgehen. Die Begründung im Etat für diese Forderung ist nur sehr kurz; sie lautet:

„Die bisherige Organisation des auswärtigen Amts war für eine Administration in fernen Weltteilen nicht eingerichtet. Die Kolonialangelegenheiten werden zur Zeit von einem vortragenden Rate bearbeitet, welchem ein ständiger Hilfsarbeiter und einige Expedienten beigegeben sind; daneben kommen aber Angelegenheiten kolonialer Natur vielfach auch in anderen Referaten vor. Behufs Vorbereitung einer sachgemäßeren und der Entwickelung der kolonialen Verwaltung entsprechenden Organisation wird es sich zunächst darum handeln, sämtliche im auswärtigen Amt vorkommende Angelegenheiten kolonialer Natur in einer Abteilung zu vereinigen und deren Loslösung vom auswärtigen Amt anzubahnen; die Last der Geschäfte im auswärtigen Amt ist bei den jetzigen Verhältnissen eine zu große geworden und bedarf notwendig einer Erleichterung. Die Leitung der neuen Abteilung würde unter Erteilung von Direktorialbefugnissen einstweilen einem mit den kolonialen Angelegenheiten vertrauten vortragenden Rat übertragen werden, welchem aus diesem Anlasse eine Funktionszulage von 1500 Mark zu gewähren sein würde. Außerdem wird beabsichtigt, dem dirigirenden Rate einen zweiten vortragenden Rat zur Seite zu stellen, welcher ihn in der Leitung der Abteilung unterstützt, zu seiner Vertretung berufen ist und die Arbeiten der der Abteilung überwiesenen Beamten kontrollirt. Weiter würde der Kolonialabteilung neben dem einen bisherigen ständigen Hülfsarbeiter noch ein zweiter zugeteilt werden und bei der voraussichtlich stetigen Zunahme der Geschäfte zur Entlastung der Expedienten eventuell die Heranziehung geeigneter Hülfskräfte aus dem Konsulatsdienste vorbehalten bleiben. Es wird ferner erforderlich sein, für die neue Kolonialabteilung eine eigene Registratur zu errichten, welche unter Leitung eines mit den Geschäften vertrauten Beamten des Zentralbüreaus aus zwei neuen Geheimen Registratoren, vorbehaltlich der Heranziehung von Diätarien, bestände. Es sind deshalb aus Anlaß der beabsichtigten Errichtung einer besonderen Kolonialabteilung — neben der Funktionszulage für den dirigirenden Rat von 1500 Mark — an neuen Besoldungen für einen vortragenden Rat 8700 Mark, für einen ständigen Hülfsarbeiter 5700 Mark, für 2 Geheime Registratoren, je 4200 Mark, 8400 Mark in den Etat eingestellt worden."

Unter die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats sind noch eingestellt: 166000 Mark für den Zuschuß zur Bestreitung der Verwaltungsausgaben im südwestafrikanischen Schutzgebiet. Die Erhöhung der letzteren Position ist einmal deswegen ins Auge gefaßt, weil eine Vermehrung der Polizeimacht zur Wahrung der Autorität der Beamten und zum Schutze derselben bei Ausführung der von ihnen erlassenen Anordnungen im südwestafrikanischen Schutzgebiet sich als unentbehrlich erwiesen hat. Es wird beabsichtigt, die bisher aus 21 Mann nebst 2 Offizieren bestehende berittene deutsche Truppe auf etwa 50 Mann zu erhöhen und derselben ein Kontingent Eingeborener beizugeben. Insbesondere soll die Truppe auch zur Überwachung der Einfuhr von Waffen und Munition dienen. Sodann ist die Erhöhung der betreffenden Position durch die Einsetzung einer von Reichswegen zu bestellenden Bergbehörde veranlaßt. Die finanzielle Lage der Schutzgebiete von Kamerun und Togo ist wieder eine solche, daß die in denselben aufkommenden Einnahmen zur Deckung der lokalen Ausgaben ausreichen werden. Als Beihilfe für Förderung der auf Erschließung Zentralafrikas und anderer Ländergebiete gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen sind auch diesmal 150 000 Mark ausgeworfen, und zwar zur Durchführung der zur Zeit sich in Afrika befindenden drei in ihrer Ausdehnung auf mehrere Jahre berechneten deutschen Expeditionen, welchen die wissenschaftliche Erforschung der ausgedehnten Hinterländer des Kamerungebietes und des Togogebietes zur Aufgabe gestellt ist. Die Minderausgaben erklären sich durch Fortfall des Postens für Ankauf bezw. Ausbau von Gesandtschafts- und Konsulatsgebäuden, sowie der für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika ausgeworfen gewesenen Summe. Welche Beiträge für diesen Zweck im Etatsjahre 1890/91 erforderlich sein werden, hat sich noch nicht übersehen lassen, und ist deshalb die Einbringung eines Nachtragsetats vorbehalten.

Ein neues Schutzgebiet in Ostafrika.

Der Reichsanzeiger brachte in seiner Nummer vom 22. Oktober folgende Bekanntmachung:

„Das an der ostafrikanischen Küste zwischen der Nordgrenze von Witu und der Südgrenze der dem Sultan von Witu[1]) gehörigen Station von Kismaju belegene Gebiet ist auf Grund der mit den dortigen Sultanen und Häuptlingen geschlossenen Verträge und vorbehaltlich wohlerworbener

[1]) Witu ist jedenfalls ein Druckfehler; es kann nur Sansibar heißen. D. R.

Digitized by Google

Rechte Dritter unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers gestellt worden."

Kurz vor Redaktionsschluß können wir nur wenige Worte über diesen hoch erfreulichen Schritt der deutschen Regierung sagen, wodurch wenigstens ein Teil des durch Verträge zwischen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und den Häuptlingen der Somalikküste für Deutschland erworbenen Gebietes unter deutschen Schutz gestellt wird. Die Küstenstrecke mit dem Witugebiet umfaßt jetzt fast, wenn nicht vollkommen, zwei Breitengrade, und damit ist die Garantie gegeben, daß die Engländer das Witu-Gebiet nicht vollkommen einklammern können, wie nach der Übernahme der dem Sultan gehörigen Somalihäfen ihre Absicht gewesen ist. Zugleich ist damit auch ihren Umtrieben im Hinterlande des Witugebietes nördlich vom Tana ein Ziel gesteckt. Wie die weitere Entwickelung dieses Gebietes gedacht werden kann, soll jetzt nicht weiter berührt werden. Vorläufig genügt es, daß Deutschland seine Hand auf diese entwickelungsfähigen Gebiete gelegt und damit anerkannt hat, daß es nach wie vor von der Notwendigkeit, auch ferner als Konkurrent bei der Verteilung Afrikas aufzutreten, überzeugt ist und erworbene Interessen zu schützen bereit ist. *

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— (Der Ausschuß der Gesellschaft) hielt am 15. Oktober in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher ein Sitzung ab, in welcher die Berichte mehrere Kommissionen entgegengenommen und Anträge verschiedener Abteilungen erledigt wurden.

— (Die Abteilung Berlin) hielt am 7. Oktober im kleinen Saale des Architektenhauses einen Herrenabend ab, in welchem Herr H. Seidel, in Vertretung des leider erkrankten Herr Leutnant Giese, über die Geschichte und Ethnographie der Marschall-Inseln redete. Der Vortrag gab in abgerundeter Form eine umfassendes Bild der Marschall-Inseln, des kleinsten deutschen Schutzgebietes, welches trotz einer ziemlich bedeutenden Litteratur (außer den spanischen Schiffslisten, Kotzebue, Chamisso, Professor Meinecke, Kubary, Hernsheim, Hager) doch noch recht wenig bekannt ist. Am 14. sprach Oberstleutenant v. Schack über Tunis und Tripolis, und schilderte an Hand eines Tagebuches die von ihm besuchten Gegenden. Am 22. redete Redakteur Meinecke über die Antisklavereifrage in Ostafrika. Er beleuchtete dieselbe unter Zugrundelegung einer Abhandlung in dem demnächst erscheinenden zweiten Bande des „Kolonialen Jahrbuches" unter dem historischen Gesichtspunkt und hielt infolge des stetigen Zurückweichens der Araber in der Sklavenfrage und der langjährigen Bestrebungen Englands und neuerdings Deutschlands den Zeitpunkt für gekommen, daß die Agitation sich nicht gegen den Sklavenhandel allein, sondern vor allem gegen die Sklaverei richten könnte. Er wies nach, daß, obwohl der Islam eine Reformbewegung aus sich heraus kaum unternehmen werde, doch neuerdings von gelehrten und überzeugten Muhamedanern die Notwendigkeit von der Abschaffung der Sklaverei — selbst in der milden Form der Hausklaverei — empfohlen werden, da dieselbe eine Schande für die Menschheit sei, und machte besonders die Missionen und Diplomaten auf diese wichtigen Schriften aufmerksam, welche in ihren Händen eine brauchbare Waffe abgeben könnten, wie sich auch die Engländer in Indien derselben bedient hätten. Er kam sodann auf die Notwendigkeit von Kolonien befreiter Sklaven zu sprechen, und beleuchtete die für unsere Kolonialbestrebungen daraus entspringenden Vorteile sowie handelspolitischer als rein politischer Natur. Es sprach ferner noch Herr Vollmer über seine Reisen in Südafrika und die Besiedelung derselben durch deutsche Einwanderer. Bemerkenswert war, daß er Uruguay, welches im allgemeinen nicht günstig betrachtet wird, reichliches Lob hinsichtlich seiner Bodenbeschaffenheit spendete.

(Abteilung Hamm.) Die erste Winterversammlung der Abteilung fand am Freitag, den 10. Oktober, statt. Dr. E. Lange gab einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kolonialbewegung, soweit die Machtfragen in Betracht kommen. Über die Kulturfragen (Sklaverei, Bildungsfähigkeit des Negers, Auswanderung, praktische Kolonisation) wird derselbe in einigen Wochen sprechen.

(Abteilung Cottbus.) Am 17. d. M. fand in der Abteilung Cottbus ein Vortrag des Herrn v. Hake statt. Redner beleuchtete die hygienischen, Arbeits- und industriellen Verhältnisse der tropischen Kolonien, insbesondere Deutsch-Ostafrikas. Er stützte hierauf die Ansicht, daß es zur Eröffnung aller Kultur und des Eisenbahnbaues der Heranziehung existenzfähiger Handwerksgenossenschaften bedürfe. Die Gewerbe der Ziegler, Zimmerer, Brettschneider und Maschinenbauer müßten sich in Genossenschaften zu ungefähr 5 Mann, mit etwa je 30 000 Mark Kapital zusammenthun, um die Bedingungen für eine wirtschaftliche Entwickelung zu schaffen. Am Schluß kam v. H. auf die Kriegsereignisse in Ostafrika zu sprechen und sprach die Hoffnung aus, daß Wißmann der deutschen Kultur die Wege ebnen werde.

Kleine Mitteilungen.

— (Die Eröffnung der internationalen Antisklaverei-Konferenz) in Brüssel ist nunmehr vorläufig auf den 18. November angesetzt worden. Der eigentliche Leiter der Konferenz wird der belgische Staatsminister Baron Lambermont sein. Von Großbritannien ist u. a. der ehemalige Generalkonsul in Sansibar Sir John Kirk als Bevollmächtigter bezeichnet worden. Über die deutschen Delegirten ist noch nichts bekannt; wir brauchen nicht besonders darauf hinzuweisen, daß die Wahl eine sehr sorgfältige sein muß. Die Antisklavereifrage ist eine so vielseitige und verworrene, daß mit schönen Reden allein, an welchen auch der Luzerner Kongreß des Kardinals Lavigerie gescheitert wäre, nichts anzufangen ist.

— (Der Sultan von Sansibar) hat den englischen Generalkonsul Portal ermächtigt, Beamte behufs Untersuchung der Sklavenbesitzungen auf der Insel Pemba zu ernennen. Die Insel Pemba liegt nördlich von der Insel Sansibar und steht bekanntlich ebenfalls unter der Oberhoheit des Sultans. Es scheint also dem Sultan mit der Unterdrückung des Sklavenhandels einigermaßen ernst zu sein. Ferner hat der Sultan dem Generalkonsul Portal in Sansibar das Versprechen gegeben, daß alle nach dem 1. Januar geborenen Kinder von Sklaverei frei sein sollen. Damit ist eine neue Möglichkeit der allmählichen Abschaffung der Sklaverei gegeben und der Umwandlung der wirtschaftlichen Bedingungen in Ostafrika. Für uns erwachsen aber ganz neue Aufgaben, mit welchen man so bald als möglich rechnen sollte — vor allem die Erziehung der freien Negerkinder. Die katholischen Missionen operirten bislang mit gekauften Sklavenkindern; es läßt sich die Zeit schon ausrechnen, wo die Möglichkeit, Kinder zu befreien, aufhören, und wo eine viel umfassendere Thätigkeit einzusetzen haben wird. Wenn die Ordnung der Verhältnisse in Ostafrika gelungen sein wird, so sollte auch in Ostafrika ebenso gut wie in Kamerun der deutsche Schulmeister in seine Rechte treten und ernsthaft an die Erziehung des freien Negers gedacht werden.

— (Über die staatsrechtliche Zugehörigkeit der Inseln Manda und Patta) dürfte eine Entscheidung bald bevorstehen. Geographisch und historisch gehören dieselben zu Witu, obwohl der Sultan von Sansibar über einige Strecken faktischer Besitzer war. Der eigentliche Machthaber auf Patta ist der Scheich Msei ben Sef, der vom Sultan von Sansibar mit der Verwaltung betraut wurde und neuerdings von den Engländern reichlich beschenkt worden ist. In dem englisch-deutschen Abkommen im Jahre 1886 sind diese Inseln nicht erwähnt, und Lamu wurde dem Sultan von Sansibar zugesprochen. Es ist wahrscheinlich, daß dies mit Rücksicht auf den vorher zwischen Deutschland und dem Sultan von Witu abgeschlossenen Schutzvertrag geschehen ist, da der Sultan von Witu niemals seine Anrechte auf diese Inseln aufgegeben hat. Der Besitz ist für uns von großer Wichtigkeit, nachdem Lamu der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft überantwortet ist. Die Mandabucht ist geräumig und bietet wahrscheinlich einige günstige Plätze für Hafenanlagen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Karte in Nr. 29. Wie es heißt, soll auch dem Sultan von Witu wieder die Erhebung von Zöllen gestattet sein. Eine solche Maßregel würde notwendigerweise den Handel von Lamu ablenken müssen.

— (Aus Samoa.) Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt: „Nach einem Telegramm des „Reuterschen Bureaus" aus Auckland vom 15. d. M. soll Deutschland sich geweigert haben, Mataafa als König von Samoa anzuerkennen. Diese Nachricht klingt nicht unwahrscheinlich, doch ist anzunehmen, daß auch die Vertreter der beiden anderen Vertragsmächte in Apia sich angesichts der Beratungen über die Wahl eines samoanischen Königs in gleichem Sinne ausgesprochen haben. Denn es ist zur genüge bekannt, daß auf der Berliner Samoa-Konferenz im Frühjahr d. J. Deutschland, England und Amerika sich ausdrücklich dahin geeinigt haben, Malietoa-Laupepa als König anzuerkennen, und nicht Mataafa." Bisher war dies allerdings nicht authentisch bekannt geworden, aber es ist wichtig, daß es jetzt festgestellt wird. Bald dürfte übrigens auch das Resultat der Samoa-Konferenz bekannt gegeben werden. Über den Geisteszustand Malietoas, der mit Mataafa freundschaftlich verkehrt und sich angeblich mit der Vizekönigswürde begnügen will, sind bedenkliche Gerüchte im Schwange; er soll infolge des Alkoholmißbrauches vollkommen zerrüttet sein.

(Vom Damaraland.) Eine englische Gesellschaft läßt jetzt von Kapstadt nach Mossamedes monatlich einen Dampfer laufen, welcher in Walfischbai anläuft. Der Dampfer „Venice" macht die Reise nach Walfischbai in 4 Tagen, was ein großer Vorteil gegen die frühere langsame und von dem Winde abhängige Beförderung auf einem Segelschiff ist. — Hauptmann v. François hat einige Anhänger von Lewis, welche sich nach dessen Flucht in Otyimbingue niedergelassen hatten, ausweisen lassen. — Das englische Kriegsschiff „Bramble" ist von Kapstadt nach Walfischbai beordert worden. — Eine Expedition des Herrn v. Lilienthal hat sich in Rehoboth bei den Bastards niedergelassen und, um mit den Leuten in ständigen Verkehr zu treten, ihnen den Einkauf ihrer Bedürfnisse und den Verkauf ihrer Tauschartikel zu erleichtern, dort einen Kaufladen errichtet. Über die Gold-Untersuchungen verlautet noch nichts Bestimmtes.

— (Neuer Sieg Wißmanns. — Von Emin Pascha.) Der Reichskommissar Hauptmann Wißmann hat nach einem Telegramm aus Sansibar vom 23. Oktober die in Usaramo eingefallenen Aufständischen bei Somwe geschlagen und denselben einen Verlust von 30 Toten beigebracht. — Nach zuverlässigen Nachrichten, welche dem Reichskommissar Hauptmann Wißmann zugegangen sind, werden Emin Pascha und Stanley, in Begleitung des Italieners Kassati und von sechs Engländern, Ende November in Mpwapwa innerhalb der deutschen Interessensphäre erwartet.

Litteratur.

J. L. de Lanessan: l'Indo-Chine Française. Etude politique, économique et administrative sur la Cochinchine, Le Cambodge, l'Annam et le Tonkin. Paris. Félix Alcan 1889. 756 S.

Das Werk verdankt seine Entstehung einer Anregung der französischen Regierung, welche de Lanessan im Jahre 1886 beauftragte, die ökonomische Lage der französischen Kolonie zu studiren. Infolgedessen bereiste de Lanessan während eines Jahres Tunis, Englisch-Indien, Siam, Cochinchina, Cambodja, Annam, Tonkin und unternahm manchen Streifzug nach den großen Handels- und Industriestädten in China, Japan und Niederländisch-Indien; die erste Frucht dieser Reise war ein Buch über Tunis, welches im Jahre 1887 erschien. Das vorliegende Werk ist unzweifelhaft noch bedeutender, nicht nur wegen der

vielseitigen Belehrung über Land und Leute, Sitte und Gewohnheit, Handel, Industrie, Verwaltung ꝛc. in den ostasiatischen Kolonien Frankreichs, sondern vor allem — darin liegt für uns der Schwerpunkt — wegen der vielfältigen wertvollen Bemerkungen des Verfassers über die Inangriffnahme des Kolonisirungs- und Zivilisirungswerkes überhaupt inmitten einer wilden oder halbwilden Völkerschaft. In dieser Hinsicht ist das Kapitel von den Regeln der modernen Kolonisation von besonderem Interesse. Wir können uns nicht versagen, einige der beherzigenswertesten Sätze daraus anzuführen:

„Ehret die Religion und die Einrichtungen der Völker, die ihr zivilisiren wollt. Der Vorteil ist ein doppelter: Man gewinnt ihre Sympathien und ihr Vertrauen und kann so ohne Gefahr die dritte Regel der modernen Kolonisation anwenden, die darin besteht, soviel wie möglich die bestehende Administration und politische Organisation nutzbar zu machen zur Erreichung des doppelten Zweckes, daß man die Ausgaben für das Kolonisationswerk verringert und das Vertrauen der Leiter und des Volkes gewinnt." „Die Politik der Gewalt, der Eroberung, der Willkür in den Angelegenheiten der Verwaltung und des Handels ist unseres Jahrhunderts nicht mehr würdig" ꝛc. Seidel.

Zwei Jahre am Kongo. Erlebnisse und Schilderungen von P. Aug. Schynse. Herausgegeben von Karl Hespers. Mit 7 Abbildungen nach Original-Photographien des Verfassers. (Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1889) 92 S. (Köln, Bachem.) Umschlag geheftet Mark 2.

Bei dem lebhaften Interesse, welches sich jetzt für alle aus Innerafrika kommenden Nachrichten kundgiebt, dürfen diese Erlebnisse und Schilderungen aus dem Gebiete des Kongo allgemeiner Beachtung sicher sein. P. Schynse, ein geborener Rheinländer, Mitglied der von Kardinal Lavigerie begründeten Kongregation der algerischen Missionare, hat zwei Jahre (1885—1887) am untern und mittlern Kongo verlebt, größtenteils auf der neuen Missionsstation Bungana, nahe bei der Mündung des Kassai in den Kongo. Reise und Missionsarbeit, Natur und Menschen werden hier mit einer Anschaulichkeit geschildert, welche dem Tagebuche eine hervorragende Stelle unter den zahlreichen verwandten Aufzeichnungen dieser Art sichern. Mit warmer Begeisterung für seinen Beruf, mit scharfer Beobachtung, nicht ohne gemütlichen Humor hat der fein gebildete Verfasser Bilder von dauerndem Wert gezeichnet, die neben dem lebhaften Interesse des großen Publikums nicht minder Beachtung der Fachleute verdienen. Der bekannte Herausgeber der Herderschen Bibliothek der Länder- und Völkerkunde hat die Aufzeichnungen des jetzt tief im Innern Afrikas weilenden Missionars mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Einen besonderen Schmuck des Buches bilden die sieben, nach Originalphotographien des P. Schynse hergestellten autotypischen Illustrationen.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Von R. von Werner, Kontreadmiral a. D. F. A. Brockhaus, Leipzig 1889. gr. 8°. XX. 592. 5 Karten, über 100 Abbildungen.

Die von der „Ariadne", dem deutschen Kriegsschiff, in den Jahren 1877 und 1878 unter Führung ihres Kommandanten, des damaligen Korvettenkapitäns v. Werner, zurückgelegten Fahrten in der Südsee sind gleichsam als ein Vorspiel, wenn nicht als Grundlage der kolonialen Erwerbungen Deutschlands im Stillen Ozean anzusehen. War es doch der weitaussehende Blick und das diplomatische Talent, welches, gepaart mit rechter Menschenliebe, den Kommandanten der „Ariadne" befähigte, die für Deutschland später so wichtigen Verträge mit den Häuptlingen der verschiedenen Inselgruppen zu schließen. Im Jahre 1888 war es uns schon durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Verfassers vergönnt, einen Abschnitt seiner Reise, seine interessanten Erlebnisse in Mikronesien zu veröffentlichen. („Deutsche Kolonialzeitung" 1888 S. 68, 89, 101, 117.) Der Leser dieser Beschreibungen wird sicherlich mit gespannter Erwartung dem Erscheinen des nun vollständigen, umfangreichen Reisewerkes entgegengesehen haben, das durch vorzügliche Abbildungen den Erzähler bestens unterstützt. Außer der Behandlung politischer Fragen bietet das Werk eine Fülle köstlicher Schilderungen aus der üppigen, sonnigen Welt der Tropen wie aus den finstern, von Eis und Fels starrenden Kanälen der Magelhaens-Straße. Den Hauptgegenstand der Darstellung bilden indes die Bewohner. Es ist wirklich rührend, wie liebevoll der Kommandant der „Ariadne" mit diesen verzogenen Kindern der Natur umging, und es kennzeichnet so recht den Deutschen, daß er weder das lockere Völkchen auf Tahiti, noch die durch fremde Intriguen gegen alles Deutsche verhetzten Samoaner, noch die Menschenfresser Neu-Pommerns als „Wilde" mißachtet. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir Herrn von Werner, neben dem Ruhme, das Sehnen der Deutschen nach überseeischen Besitzungen zum erstenmal in die That übersetzt zu haben, auf Grund seines Werks den vielleicht ebenso hoch zu schätzenden Ruhm zuerkennen, auch in trefflicher Weise dazu beigetragen zu haben, dem deutschen Volk die ganze Südsee geistig zu erschließen. Br.

El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im 16. und 17. Jahrhundert. Von Ferd. Adalb. Junker von Langegg. Leipzig 1888. Wilhelm Friedrich. 2 Abteilungen. 128 und 132 S. 5 Mark.

Ein interessantes und gut geschriebenes Buch! Es schildert die abenteuerlichen Züge der Deutschen, Spanier und Engländer nach Mexiko und Peru, den Goldländern Amerikas, auf Grund der Berichte der Teilnehmer an diesen Expeditionen und der zeitgenössischen Historiker. Die zweite Abteilung des Buches enthält zahlreiche und eingehende Zusätze und Erläuterungen geographischen, ethnographischen und naturgeschichtlichen Inhalts, in welchen die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers niedergelegt sind. Die sachgemäße Gruppirung und Behandlung des reichen Inhalts und der knappe klare Stil lassen das Buch als eine schätzenswerte Bereicherung unsrer historischen Litteratur erscheinen. Der Ernst und die Exaktheit der Behandlung erheben es zu wissenschaftlicher Höhe. S.

Eingänge für die Bibliothek.

Im September 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Appelt-Behrend, Kommentar zum deutschen Zolltarif nach Maßgabe des amtlichen Warenverzeichnisses, der Bundesratsbeschlüsse und der von den Landes-Finanzbehörden gegebenen Erläuterungen. Nach amtlichen Quellen. 3. Auflage. gr. 8°. VII. 1027. R. Herrosé, Wittenberg 1890. M. 15. (Vom Verleger.)

Ausland, das. Jahrgang 1857.

Blyden, Ed. W. Christianity, Islam and the Negro Race. With Introduction by the Hon. Samuel Lewis. 2 ed. 8°. XV. 432. B. W. Wittigham & Co., London.

Bulletin de la soc. des études Indochinoises de Saigon. Années 1883—88. Saigon.

Findeisen, C. F., Prof. Beispiele und Aufgaben für den Unterricht im kaufmännischen Rechnen. 3. Auflage. Von W. Treuber. 8°. 205. F. Hirt & Sohn, Leipzig 1889. M. 3. (Vom Verleger.)

Guide de l'Immigrant au Paraguay. 8°. VII. 219. Ofc. gen. de informacione. Assomption. 1889. (Von dem betr. Amt.)

Her Maj. col. poss. N. 63 Labuan, 64 Grenada (Windward Islands).

Holub, Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 23 und 24. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)

Humboldt, A. v. Sämtliche Werke. Lfg. 17 und 18 Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents. J. G. Cotta, Stuttgart. (Vom Verleger.)

Jahresbericht der Norddeutschen Missions-Gesellschaft für 1888/89. 8°. 43. Bremen 1889.

Introduzione alla Statist. delle banche popolari (anno 1887) con una relazione di Luigi Luzzalli. gr. 8°. 12. XCI. Minist. di agr. ind. e comm. Roma. (Von der betr. Behörde.)

Ratzel, Dr. F. Aus Mexiko. Reiseskizzen aus den Jahren 1874—75. 8°. XIII. 426. Mit 1 Karte. J. U. Kerns Vlg. Breslau 1878.

Roskoschny, H. Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage des russischen Reiches. 8°. XVI. 247. Carl Reißner, Leipzig 1889.

Schellong, Dr. O. Mitteilungen über die Malaria-Erkrankungen in Kaiser-Wilhelmsland. Sonderabdruck aus der deutsch. med. Wochenschrift 1887 Nr. 23, 24 u. 1889 Nr. 35 u. 36. 8°. 22 u. 16. Georg Reimer, Leipzig-Berlin 1887—89. (Vom Verfasser.)

Derselbe, Die Malariafrage von tropenhygienischen Gesichtspunkten. 30 Thesen für die Verhandlungen der Sektion für Klimatologie, Tropenhygiene ꝛc. auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg zur Diskussion gestellt. 8°. 8. Berlin 1889. (Vom Verfasser.)

Schück, Dr. R. Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern (1647—1721). Mit einer Vorrede von Dr. Paul Kayser, Geh. Legat.-Rat. 2 Bde. gr. 8°. I. XXXI. 406, II. XII. 602. F. W. Grunow, Leipzig 1889. M. 24. (Vom Verleger.)

Schynse, Pat. Aug. Zwei Jahre am Kongo. Erlebnisse und Schilderungen. Herausgeg. von C. Hespers. 8°. XI. 92. Mit 7 Illustr. nach Orig.-Photogr. J. P. Bachem, Köln 1889. M. 2. (Vom Verleger.)

Statistico della Emigrazione Italiana. Avvenuta nell' anno 1888. Introducione gr. 8°. XLVII. Minist. di agr. ind. e comm. Roma. (Von der betreffenden Behörde.)

Überblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde in dem Zeitraume zwischen den Synoden von 1879—1889 nebst Verz. der Anfang April 1889 auf unsern Missionen angestellten Geschwister und Rechnung der Miss.-Diakonie von 1888. 8° 56. Unitätsbuchhandlung in Gnadau. (Von der Brüdergemeinde.)

Karten.

Ravenstein, E. G. A map of Eastern Africa, prepared by authority of the Imp. Br. East Afr. Company. 1 : 500 000. 9 Blatt. G. Philip & Son. London 1889.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin.

Wir bringen hier in nochmalige Erinnerung, daß die Abteilung Berlin jede Woche am Montag Abend im kleinen Saale des Architektenhauses ihren Herrenabend abhält, auch wenn nicht jedes Mitglied besonders davon benachrichtigt werden sollte, und daß die Einführung von Gästen erwünscht ist.

Quittungen.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt:

Außerordentliche Beiträge von: Fraulein A. L. für Weihnachten M. 3. —
An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein: M. 89.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
J. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 6 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 36. **Berlin, 9. November 1889.** **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Petition an den Reichstag, betreffend die Errichtung eines Kolonialamtes. — Die koloniale Lage. — Das neueste deutsche Schutzgebiet. Mit Karte. — Aus Deutsch-Wituland. Von Kurt Toeppen. — Von der Emin Pascha-Expedition. Von Leutnant v. Tiedemann. — Koloniale Rundschau. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Petition an den Reichstag, betreffend die Errichtung eines Kolonialamtes.

Berlin, den 22. Oktober 1889.

Dem hohen Reichstag beehrt sich die Deutsche Kolonialgesellschaft unter Bezugnahme auf die beigefügte Begründung die ganz ergebenste Bitte zu unterbreiten:

Der hohe Reichstag wolle

in Anbetracht, daß die steigende Entwicklung und Wichtigkeit der kolonialen Unternehmungen eine vermehrte Arbeitsleistung von Seiten der Reichsorgane erfordert,

in Anbetracht der Thatsache, daß die Bearbeitung kolonialer Projekte und überseeischer Unternehmungen ein eingehendes Studium nach einheitlichen und naturgemäßen Gesichtspunkten bedingt,

hochgeneigtest diejenigen Mittel gewähren, welche für die Einrichtung einer besonderen Abteilung zur Verwaltung der kolonialen Angelegenheiten erforderlich sind.

Deutsche Kolonialgesellschaft.
Der Präsident.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Begründung.

In allen kolonialen Kreisen wird die Thatsache mit großer Freude aufgenommen werden, daß von Seiten des Bundesrats dem hohen Reichstage eine Vorlage behufs Erweiterung der mit der Verwaltung der kolonialen Angelegenheiten betrauten Organe des Reichs gemacht worden ist. Durch die Annahme dieser Vorlage würde der hohe Reichstag einem schwer empfundenen Übelstande und Mangel Abhülfe gewähren.

Mancher berechtigte Wunsch der bei der Ausbreitung des deutschen Wirtschaftsgebietes beteiligten Erwerbskreise blieb bisher unerfüllt, weil für die rasch anwachsenden Anforderungen an eine sachkundige Prüfung der Frage überseeischer Ausbreitung es naturgemäß an den ausreichenden geschulten Kräften fehlte. Zu dieser in der Sache selbst liegenden Schwierigkeit kam hinzu, daß die Arbeitsmenge der kolonialen Angelegenheiten unverhältnismäßig rasch zunahm, wodurch deren eingehende Prüfung umsomehr erschwert wurde, als durch das Fehlen einer eigenen kolonialpolitischen Instanz diese Angelegenheiten von den damit Betrauten meistens im Nebenamt verrichtet werden mußten.

Dieser Notlage ist es wohl zuzuschreiben, daß das deutsche Kapital für überseeische Unternehmungen bislang kein rechtes Vertrauen zu gewinnen vermocht hat und selbständigen kolonialen Plänen mit einer gewissen Scheu gegenübertrat, so daß die Erweiterung des deutschen Wirtschaftslebens, worauf zahlreiche Erwerbskreise unseres Volkes mit heißem Verlangen hoffen, dadurch verzögert worden ist. Selbst in den deutschen Schutzgebieten ist der deutsche Unternehmungsgeist weit hinter den zu kolonialen Zwecken verfügbaren Mitteln zurückgeblieben.

Der Entschluß der Kaiserlichen Regierung, welcher die geeignete Vermehrung von Arbeitskräften in Aussicht nimmt und den kolonialen Angelegenheiten die verdiente größere und eingehendere Beachtung verspricht, wird das wankende Vertrauen in koloniale Unternehmungen zu stärken und eine Wandelung zum Bessern herbeizuführen geeignet sein.

Wenn man das koloniale Arbeitsfeld nur in seinen großen Umrissen überblickt, so ergiebt sich eine Reihe von Aufgaben, deren eigenartige Beschaffenheit sofort erkennen läßt, daß für ihre rechte Behandlung ein eingehendes Studium aller einschlägigen Fragen erforderlich ist.

Für alle Fragen der innern Politik, der eigentlichen Verwaltung in den international sichergestellten Kolonialländern und der damit eng zusammenhängenden Behandlung der höchst schwierigen Eingeborenenfrage kommen eine Menge von lokalen Einzelbeziehungen, geschichtlichen Traditionen und besonderen örtlichen Verhältnissen zur Erscheinung; ihre Nichtberücksichtigung oder ungenügende Beobachtung, welche aus Arbeitsüberhäufung oder fehlender Kenntnis der bezüglichen Litteratur hervorgeht, kann die verhängnisvollsten Folgen und Schwierigkeiten zeitigen, zu deren Überwindung hinterher gesteigerte Mühen und außerordentliche Mittel aufgewendet werden müssen.

Auch die gutachtliche Äußerung über den Wert und die Bedeutung neuer Gebiete, welche wirtschaftlich zu erschließen sind oder politisch verwaltet werden müssen, sei es, daß solche eine wirtschaftliche Ergänzung unserer bisherigen Schutzgebiete bilden oder vom Standpunkte der Eingebornenpolitik von Wichtigkeit sind, ist von hohem Werte; auch hier harren schwierige Fragen der eingehendsten Prüfung, die nicht nur eine sachkundige Behandlung erfordert, sondern volle Erkenntnis ihrer großen Wichtigkeit bei den damit Betrauten voraussetzt.

Wie sehr die bedeutsame Frage der Auswanderung der Bearbeitung noch bedarf, das zeigt schon der Hinweis auf die Thatsache, daß unsere heutige Reichsstatistik nicht einmal über den Beruf der deutschen Auswanderer ausreichende Auskunft giebt, während die Frage der organisirten Auswanderung unter dem Gesichtspunkt der Erfahrungen in anderen Ländern noch gänzlich unberührt geblieben ist.

Endlich fallen ins Bereich der kolonialen Angelegenheiten doch auch die wirtschaftlichen Aufgaben, Studien und Vorarbeiten, welche auf die Förderung deutscher Erwerbsunternehmungen im Auslande gerichtet sind. Wenn man auch zugeben kann, daß es Sache der Unternehmer ist, ihre geschäftlichen überseeischen Unternehmungen in den Grundlagen, wie nach Seite des Erfolgs zu sichern und die Verantwortung für den Erfolg oder Mißerfolg allein zu tragen, so ist doch auch ebenso unzweifelhaft notwendig, daß überseeische Geschäfte von größerer Tragweite mit seltenen Ausnahmen der Beurteilung der berufenen Organe des Reichs zu unterliegen haben. In solchen Fällen wird es in hohem Grade wünschenswert sein, daß die vorzunehmende Prüfung nächst dem diplomatisch-politischen Moment auch der Würdigung der handelspolitischen und wirtschaftlichen Seite voll und ganz gerecht werde.

Aus den bisherigen Erfahrungen ließen sich leicht Beispiele aufweisen, welche die im Obigen dargelegten Gesichtspunkte näher begründen würden, es darf aber wohl von deren Mitteilung abgesehen werden, da die Vorgänge auf kolonialem Gebiete durch die Presse, welche denselben seit geraumer Zeit angefangen hat, die aufmerksamste Beachtung zu schenken, zur Genüge bekannt geworden sind. Unzweifelhaft wäre es in Hinsicht auf die zu treffende neue Einrichtung einer kolonialpolitischen Instanz das vollkommenste, wenn ein selbständiges Kolonialamt geschaffen würde, das nicht nur die Erledigung der laufenden Geschäfte

zur Aufgabe hätte, sondern auch das eingehende Studium der überseeischen Ausbreitung mit übernehmen könnte; denn notwendigerweise muß in der deutschen Einrichtung das sorgsame Studium der wertvollen Fragen die Stelle der langjährigen Erfahrung, der sicheren Übung und Gewohnheit ausfüllen, durch welche die Verwaltungen alter Kolonialstaaten in reichem Maße bevorzugt sind.

Zweifellos wird es aller Voraussicht nach wesentlich zur Stärkung des allgemeinen Vertrauens beitragen, wie im besonderen das Kapital zu überseeischen Unternehmungen ermutigen, wollte der hohe Reichstag die Errichtung einer kolonialpolitischen Abteilung in dem Umfange bewilligen, wie dies nach den Vorschlägen des Bundesrats in Aussicht genommen worden ist.

Die koloniale Lage.

Die koloniale Lage weist, nahe am Ende des Jahres 1889, gegen früher manche erfreuliche Fortschritte auf, vor allem eine wiedererwachende Teilnahme der Regierung und weiterer Kreise. Denn es gab in diesem Sommer eine Zeit, wo manche Freunde unserer Sache infolge der Auslassungen der offiziösen Presse irre geworden waren und etwas entmutigt die Flinte in das Korn warfen. Sie werden sich heute zu ihrer Beschämung sagen müssen, daß die Voraussetzung, die Regierung wende den kolonialen Angelegenheiten nicht mehr das frühere Interesse zu, eine irrige gewesen, daß wir heute mehr als je zuvor in einer Periode des Aufschwunges leben, und daß ein freiwilliger Rückschritt unwahrscheinlicher als je ist. Se. Majestät der Kaiser hat das Protektorat über die Küste von Witu bis Kismayu erklärt, die kaiserliche Regierung hat dem Bundesrat den Entwurf eines Gesetzes, die Einrichtung einer subventionirten Post-Dampferlinie nach Ostafrika betreffend, zugehen lassen, die Schaffung einer kolonialen Abteilung oder eines kolonialen Amtes für notwendig gehalten, im Etat Gelder für die Vermehrung der Schutztruppe in Südwestafrika ausgeworfen, und wird sich auch nicht scheuen, die Nachforderung für die Expedition Wißmanns einzubringen. Wir können nur unserer Freude über diese neue Kraftäußerung Worte verleihen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß sowohl Bundesrat wie Reichstag sich ebenfalls der Auffassung der kaiserlichen Regierung von der Notwendigkeit der oben angedeuteten Maßregeln anschließen mögen.

Die Postdampfervorlage hat nur wenige Paragraphen; nach dem ersten, dem wichtigsten, wird der Reichskanzler ermächtigt, die Einrichtung und Unterhaltung der Linie bis auf eine Dauer von zehn Jahren an geeignete deutsche Unternehmer auf dem Wege der Submission zu übertragen und eine Beihilfe bis zum Höchstbetrage von jährlich 900 000 Mark aus Reichsmitteln zu bewilligen. Die Fahrten sollen in Zeitabschnitten von längstens vier Wochen stattfinden, und die Fahrgeschwindigkeit mindestens $10^1/_2$ Knoten im Durchschnitt sein. Die Dampfer sollen nach vom Reichskanzler gebilligten Plänen auf deutschen Werften gebaut werden, die Post nebst etwaigen Begleitern ohne besondere Bezahlung befördern u. s. w. Die Begründung bietet für den, welcher aufmerksam die wirtschaftliche Entwickelung Ostafrikas verfolgt hat, wenig Neues, sie beginnt mit den mangels einer direkten Verbindung entstehenden Transportschwierigkeiten, welche Zeitverlust, Verteuerungen und sonstige Weiterungen im Gefolge haben, den durch den Erlaß des englischen Markenschutzgesetzes entstandenen Erschwerungen des deutschen Warendurchgangs durch England, und hebt den Widerspruch hervor, welcher darin liegt, daß für Handelsbeziehungen, bei welchen zwei Länder sich in Konkurrenz befinden, das eine sich für die Abwickelung seiner Geschäfte des andern bediene. Ostafrika habe ein Kulturvermögen, das die besten Ergebnisse verheiße. Die Begründung kommt dann auf die politischen Abgrenzungen der in Ostafrika interessirten Staaten zu sprechen, die Handelsbedeutung der Delagoabai mit Lourenco Marquez, dessen Handel von 1885 bis 1887 um das Vierfache gestiegen sei, und bringt die neuesten Zahlen über den Handelsverkehr Ostafrikas. Der deutschen Reederei würden ferner durch die neuen Dampferlinien die Vorteile zufließen, welche jetzt dem Handel der Fremden nützen, und das deutsche Ansehen werde dadurch gehoben werden. Der Briefverkehr mit Sansibar habe sich von 8600 Sendungen im Jahre 1885 auf 27 900 Sendungen im Jahre 1887 gehoben, so daß es sich als eine Aufgabe des Reiches darstelle, für die Sicherung dieser Beziehungen zu sorgen. Um das Umladen und Zurückbleiben der Güter gänzlich zu vermeiden, müsse die Fahrt der Dampfer vom deutschen Ausgangshafen bis zum ostafrikanischen Endpunkte durchgehen. Hauptsitz der ostafrikanischen Handelsbeziehungen in Deutschland sei Hamburg. Als Endpunkt sei die Delagoabai anzunehmen; doch soll den Unternehmern, wenn dieselben Wert darauf legen und der Dienst der Linie dies ohne Unzuträglichkeiten gestatten sollte, die Ausdehnung der Fahrten auf eigne Kosten bis Port Natal nicht zu versagen sein. Die Bestimmung der unterwegs anzulaufenden Häfen wird vorbehalten mit dem Hinzufügen, daß es sich in den Anfangsjahren empfehlen werde, einen belgischen oder niederländischen Hafen sowie auch Lissabon anzulaufen. Port Said sei Zugangs- resp. Abgangsort der europäischen Post. Als Anlegeplätze würden im wesentlichen die jetzigen Postdampferstationen beizubehalten sein, dazu würden durch das besondere deutsche Interesse bedingte Stationen an den zur deutschen Interessensphäre zu rechnenden sansibaritischen Küsten zu treten haben. Die jetzigen Postdampferstationen sind Lamu, Mombas, Sansibar, Kilwa, Lindi, Ibo, Mozambique, Quelimane, Chiloane, Inhambane und endlich Delagoabai. Dem Bedürfnisse deutscher Handelsbeziehungen würden vierwöchentliche Fahrten entsprechen, so daß also jährlich 13 Fahrten stattzufinden hätten. Während der Zuschuß für die ostasiatische und australische Linie $5_{,00}$ Mark pro Seemeile betrage, ergebe der vorgeschlagene Zuschuß für die ostafrikanische Linie erheblich weniger, nämlich $4_{,16}$ Mark auf die Seemeile. Dem Entwurfe sind ferner noch eine Anzahl statistischer Berechnungen von beredt für die Sache sprechender Beweiskraft über den Handel Deutschlands mit Ostafrika beigefügt, welche unsere oft geäußerte Auffassung von der Bedeutsamkeit desselben bestätigen, obwohl er leider in der offiziellen Statistik noch nicht zum Ausdruck kommt. Sowohl die Reichsstatistik als auch die Hamburger arbeitet noch immer mit den Begriffen: „Afrika am atlantischen Meere“, und „Afrika am indischen Ozean“. Heute, nachdem über ein Lustrum seit dem Beginn der deutschen Kolonialpolitik verflossen ist, sollte eine genauere Bezeichnung Platz greifen, auch wenn es ein paar Hamburger Kaufleuten nicht recht ist, daß ihre Handelsbeziehungen nachgerechnet werden können. Es steht bei unsrer heutigen Kolonialbewegung mehr auf dem Spiele, als die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses einiger Hamburger Firmen.

Es ist sonst sehr erfreulich, daß sich gerade in Hamburg das koloniale Interesse soweit geregt hat, um die Übernahme einer solchen Dampferlinie nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Bekanntlich hat die freisinnige Presse stets darauf hingewiesen, daß die Hamburger Kaufleute von Kolonialpolitik nicht viel wissen wollten, daß für sie der Schutz und die Unterstützung des Reiches bei ihren Unternehmungen entbehrlich sei, und die Hamburger haben in den letzten Jahren allerdings wenig genug gethan, um solche Anschauungen Lügen zu strafen. Und jetzt hat sich Zeitungsnachrichten zufolge dort bereits ein Konsortium, mit Herrn Laeiß an der Spitze gebildet, welches die in Ostafrika Handel treibenden Hamburger Geschäftshäuser und Herrn Woermann umfaßt, um die Dampferlinie zu übernehmen. Von Wichtigkeit ist, daß auch Herr Woermann sich an der Sache beteiligt, welcher mit seiner westafrikanischen Dampferlinie mannigfache Erfahrungen gesammelt hat, die bei der neu einzurichtenden Verbindung, was Schnelligkeit und Komfort im Verhältnis zur westafrikanischen Linie anbetrifft, wohl zur Geltung kommen werden. Der Vorteil, welchen die Hamburger aus der subventionirten Dampferlinie ziehen werden, wird auch zur Folge haben, daß dort der Verbindung zwischen kolonialen und merkantilen Interessen mehr Aufmerksamkeit als früher geschenkt wird. Wenn es auch richtig ist, daß Hamburger Firmen in Sansibar beschäftigt waren, ehe an eine deutsche Kolonialpolitik gedacht wurde, so bleibt es doch nicht minder wahr, daß ohne die Kolonialpolitik an eine deutsche Postdampferlinie nach dorthin nie zu denken gewesen wäre.

Soweit wir übersehen können, ist die Aufnahme der Vorlage in der öffentlichen Meinung eine überwiegend günstige. Die Presse hat, mit Ausnahme der freisinnigen Zeitungen, die Vorlage vorurteilslos besprochen, und nur einige Blätter haben sich durch ein leicht erklärliches Faible für den Norddeutschen Lloyd dahin beeinflussen lassen, daß sie zu einer Anschlußlinie Aden-Sansibar-Bombay raten. Wir glauben nicht, daß diese Auffassung sich viele Freunde erwerben wird, da, abgesehen von der wachsenden Notwendigkeit der direkten Verschiffung, dadurch ein Anlaufen der für unsere Interessen sehr wichtigen südostafrikanischen Häfen unmöglich gemacht würde. Soviel wir wissen, hatte auch der Norddeutsche Lloyd keine Neigung, diese Linie zu übernehmen, wie ja in vielen Bremer Kreisen überhaupt, nach den Äußerungen der dort maßgebenden handelspolitischen Presse zu schließen, die koloniale Frage noch immer nach einer etwas selbstgefälligen merkantilen Schablone hinsichtlich der Beurteilung der Entwickelungsfähigkeit der deutschen Schutzgebiete behandelt wird.

Das neueste deutsche Schutzgebiet

in Ostafrika erstreckt sich etwa von 1° 58′ s. Br., 41° 34,5′ ö. L., wo an der Küste das Deutsche Schutzgebiet von Witu nach Norden hin begrenzt worden ist, bis zu „der Südgrenze der dem Sultan von Sansibar gehörigen Station von Kismayu,“ also etwa unter den 0° 35′ s. Br. und 42° 25′ ö. L. Dem Sultan von Sansibar sind

Digitized by Google

bekanntlich durch das deutsch-englische Abkommen vom Jahre 1886 die vier südlichen Somalihäfen überlassen worden mit einem Umkreis landeinwärts von je zehn Seemeilen und Warscheick mit einem Umkreis von 5 Seemeilen. Da der Sultan von Sansibar auf dem südlichsten Punkte seines Gebietes von Kismaju keine Niederlassung hat, so steht diese Linie natürlich ebenso auf dem Papier, wie so viele unsrer Grenzen in Afrika, doch hier sind Grenzstreitigkeiten vorläufig nicht zu erwarten.

Das Innere dieses Gebietes ist noch ziemlich unbekannt; was wir von demselben wissen, verdanken wir Richard Brenner, der im Jahre 1866 auf seiner Reise, um über das Schicksal des in Berberah ermordeten Baron v. d. Decken Aufklärung zu schaffen, verschiedene Punkte des Gebietes berührte, und den Erkundigungeu der Gebrüder Denhardt.

Vor der Küste erstreckt sich bis nahe zum Äquator eine Reihe von Inseln, die Dundas genannt. Die Kweyhoinsel, die auch wohl noch als die südlichste der Gruppe bezeichnet wird, ist für den Seefahrer leicht zu erkennen an ihrem weißen, sandigen Boden, welcher stellenweise durch Grün unterbrochen ist. Auf der Insel befinden sich eine konische Erhebung von 158 Fuß Höhe und andere runde niedrige Hügel und weiße Sanddünen, so daß sie eine gute Landmarke für die Schiffe bildet, welche von Norden nach der Kweyho- und Manda-Bucht laufen. Die nördliche Einfahrt wurde nach Brenner im Jahre 1864 von Said Madjids Fregatte Iskander Shah benutzt, als diese die Stadt Siu blokirte. Von dort bis nach Port Durnford und weiter hinauf bis zu der Insel Kiama, bietet die Küste, mit ihren niedrigen 40–60 Fuß hohen Hügeln, die meistens sandig und von niedrigen Sträuchern bewachsen sind, immer einen öden Anblick. Die Inseln liegen häufig so nahe an der Küste (selten weiter als $2^1/_2$ Meile), daß sie bisweilen für dieselbe angesehen worden sind. Sie heißen von Süden nach Norden (von 2° s. B.) Shuate, Simambaya (Arlett-Insel), Schakani (Rees-Insel), Kiungamini, Tandra, Tula, Tovai, Thenina, Vuma, Kiama ꝛc., sind von 2—5 englische Meilen lang, und erschweren wegen der Korallenriffe, welche sie umgeben, die Annäherung der Schiffe in einem hohen Grade. Bei der Insel Kiungamini hat das englische Kriegsschiff Barracouta einmal in 12 Faden Wasser geankert. Port Durnford dagegen, welches etwa in der Mitte des Gebietes liegt, ist ein Hafen, wo ein Schiff mit mäßigem Tiefgang gewöhnlich zu allen Zeiten einlaufen kann.

Die ersten genaueren Nachrichten eines Deutschen über dieses Gebiet stammen von Brenner, der in Petermanns Mitteilungen (Jahrgang 1867) einen vorläufigen Bericht gegeben hat. Er warf bei der Insel Tula Anker und erfuhr von den dort wohnenden Suahelis, die mit den Gallas an der Küste in lebhaftem Handelsverkehr stehen, daß die Tula-Leute eine Tagereise stromaufwärts am Wubuschi eine Handelsstation gegründet hätten, wo sie die groben Schutztücher der Gallas weben und dafür Elfenbein eintauschen. Er lief am 26. Januar in die breite Mündung des Wubuschi-Flusses ein und sah sechs Stunden später auf einer Höhe am rechten Ufer das Dorf der Suaheli liegen. Bis zu diesem Punkte war der Fluß bereits drei Jahre vorher von den englischen Offizieren der Korvette „Lyra" besucht worden, weiter hinauf war kein Europäer gekommen. Dem Orte gegenüber lebten die Waboni und besaßen das Land drei Tagereisen weit gegen Nordwest. Daran schlossen sich die Mandroga-Gallas, die mit den Waboni im besten Einvernehmen lebten. Die Waboni haben (nach Brenner) eine hellere Hautfarbe wie die Somali, im Gegensatz zu diesen durchweg gutmütige, aber energielose Gesichtszüge und stehen unbedingt auf einer tieferen Stufe der geistigen Ausbildung, als die ersteren. Aber ihre geistige Beschränktheit äußert sich in einer merkwürdigen Passivität, denn auch die Sklaven aus Unyamwesi und anderen sklavenzüchtenden Ländern des Innern stehen auf einer tiefen Stufe geistiger Ausbildung, sind dabei aber im höchsten Grade aufdringlich, frech, lärmend und unverschämt. „Ich war wahrhaft erstaunt, diese dem Ostafrikaner angeborenen Züge bei den Waboni nur in sehr geringem Maße vorzufinden. In ihrem Wesen liegt eine Gedrücktheit und Unterwürfigkeit, welche die prahlenden Worte des Amed (des Suaheli-Führer Brenners): „Alle diese Waboni sind meine Sklaven" als Wahrheit erscheinen ließ. Ich bin fest überzeugt, daß christliche Missionäre bei den Waboni eher reussiren würden, als bei irgend einem andern ostafrikanischen Völkerstamm, denn sie machten mit ihrem scheuen, schüchternen Wesen den Eindruck auf mich, als ob sie schon jetzt Fromme wären. Sie leben fast immer von der Jagd und bauen nur wenig Mtama, wenn die Gegend in der Nähe ihrer ambulanten Lager günstig dazu ist. Rindvieh kann in dieser Gegend gar nicht gehalten werden, weil die hier in Unmasse vorkommende Tsetse-Fliege alles tötet. Ich fing an einem Nachmittag zehn Stück. Dagegen besitzen sie zahlreiche Ziegenherden." — Brenner war drei Tage mit den Wabonis auf der Jagd und fuhr in einem Boote etwa 8 Stunden den Wubuschi hinauf, bis er nicht weiter kommen konnte, übernachtete dort und ging dann über Land nach dem Kilowanje-See. Der Kilowanje-See ist ein Wasserbecken zwischen zwei steil abfallenden Gebirgszügen, er erscheint auf den ersten Blick wie ein Fluß wegen seiner gleichmäßigen Breite und das vom Nordost-Monsun bewegte Wasser erhöhte die Täuschung. „Ich ließ die Leute ein Lager aufschlagen und abkochen, während ich mit dem Führer an der Westseite des Sees an dem dicht bewaldeten Hange hinkroch und nur an wenigen Stellen bis an den Wasserspiegel durchdringen konnte. Ich war nachmittags so ermattet und von Dornen zerrissen, daß ich mich endlich zur Erde warf und dem Führer erklärte, hier übernachten zu wollen, was auch geschah. Der Kilowanje ist in derselben Breite zwei Tagereisen lang und wird von den zwei Flüssen Scheri, der von Nordwest aus dem Galla-Land, und dem Shiriridi, der von Südwest kommt, gebildet. Beide Flüsse vereinigen sich und speisen den See, der dann einen Teil seines Wassers an den Wubuschi abgiebt. Die Ufer des Sees sind bis zur nordwestlichen Spitze steile bewaldete Gebirgszüge und eine vollkommen unbewohnte Wildnis. Flußpferde sind zahlreich im See vorhanden, doch war es unmöglich, eine passende Stelle zum Anstand zu finden, und so kam ich nicht zum Schuß, obgleich ich die ganze Nacht das Schnaufen der Ungetüme vernahm. Die Hauptrichtung des Sees ist, soweit ich ihn gesehen habe, West halb Nord. Mein Führer, ein alter zuverlässiger Mann, sagte, der Scheri komme weit her aus Gallani (d. h. dem Galla-Land), und so ist die Vermutung in mir wachgerufen, daß dies der Arm des Dschubflusses, der sich bei Genehnah abzweigt, sein könne, doch will ich dies keineswegs als Gewißheit hinstellen."

Port Durnford[1]) ist später öfter von englischen und deutschen Kriegsschiffen besucht worden. Der „Africa Pilot" macht darüber folgende Mitteilungen:

„Port Durnford (Mbo Bubashi) ist ein wohlgeschützter Hafen, der durch die Mündung des gleichnamigen Flusses gebildet wird; innerhalb der Barre ist Ankergrund für die größten Schiffe vorhanden, der sich mehrere Meilen weit erstreckt. Das Land um den Fluß scheint für jede Art von Ackerbau geeignet, da der Boden von leichter roter bis zu schwarzer feiner Erde wechselt; die Ufer des Flusses sind hoch und bewaldet. Port Durnford hat das Aussehen eines gesunden Platzes, wenn irgend ein Teil der ostafrikanischen Küste so genannt werden kann. Im April 1875 gingen die Böte der Daphne etwa 20 Meilen flußaufwärts, aber nur ein Dorf und ein Kanu wurden gesehen. Während des Südwest-Monsuns ist es für ein Segelschiff wahrscheinlich schwierig, den Hafen zu verlassen, da der Wind einsteht und heftige Brandung ist."

Küsten-Häfen zwischen Port Durnford und Kismaju sind noch Port Foot oder Tandra-Insel, für kleinere Küstenfahrzeuge. Die Waldvegetation bei Port Durnford setzt sich bis hier fort, doch verflacht einige Meilen nach Norden wieder plötzlich die Hügelgegend in die öde Ebene. Dreizehn Meilen nördlich von Port Durnford liegt noch Port Tula, am Ausflusse des Mbo Umborini oder Tulaflusses, an dessen Ufer sich verschiedene portugiesische Ruinen befinden. Der Hafen wird häufig von Daus während des Südwest-Monsuns angelaufen, um dort Wasser einzunehmen. Port Schamba, ungefähr 10 Meilen nordöstlich von Tula, wird von der Insel Tovai gebildet, die fast drei Meilen vom Festlande und der Einfahrt zum Schambafluß entfernt liegt. Der Hafen ist sehr fischreich. Die nördlichste von diesen Inseln heißt Kwagama; von derselben bis Kismaju erstrecken sich drei bis vier Meilen vom Ufer entfernt Korallenriffe, von den Arabern Huma ul Hawaween genannt, um welche die Schiffe gewöhnlich einen großen Umweg machen.

Port Durnford ist auch im Jahre 1885 von der „Gneisenau" angelaufen. Die Auslotung der Barre ergab nach dem Berichte in den Annalen der Hydrographie in der Mitte einen Kanal von 9 bis 14 Meter Wassertiefe. Der Bericht faßt sein Urteil dahin zusammen: „Bei sorgfältiger Vermessung und Auslegung einiger Bojen kann die Durnfordmündung ein ausgezeichneter Hafen werden. Die Ufer des Flusses sind hoch und bewaldet; Anlagen in unmittelbarer Nähe des Ufers, bis zu welchem ausreichende Wassertiefe vorhanden ist, werden keine Schwierigkeiten verursachen."

Nach v. d. Decken hat die Küste eine außerordentlich zerrissene Gestalt; die Araber nennen diese ganze Strecke die 366 Inseln, obwohl eher der Name der 500 Inseln begründet wäre. Die Inseln ähneln einander, und die Beschreibung von Tula,[2]) einer der größten von ihnen, dürfte als Muster genügen. „Tula ist etwa 3 Seemeilen lang und eine Meile breit, umgeben von Riffen, über denen zumeist eine starke Brandung steht. Genau genommen ist Tula nur ein schmaler, sandbedeckter Korallenrücken, fast ohne Bodenerzeugnisse,

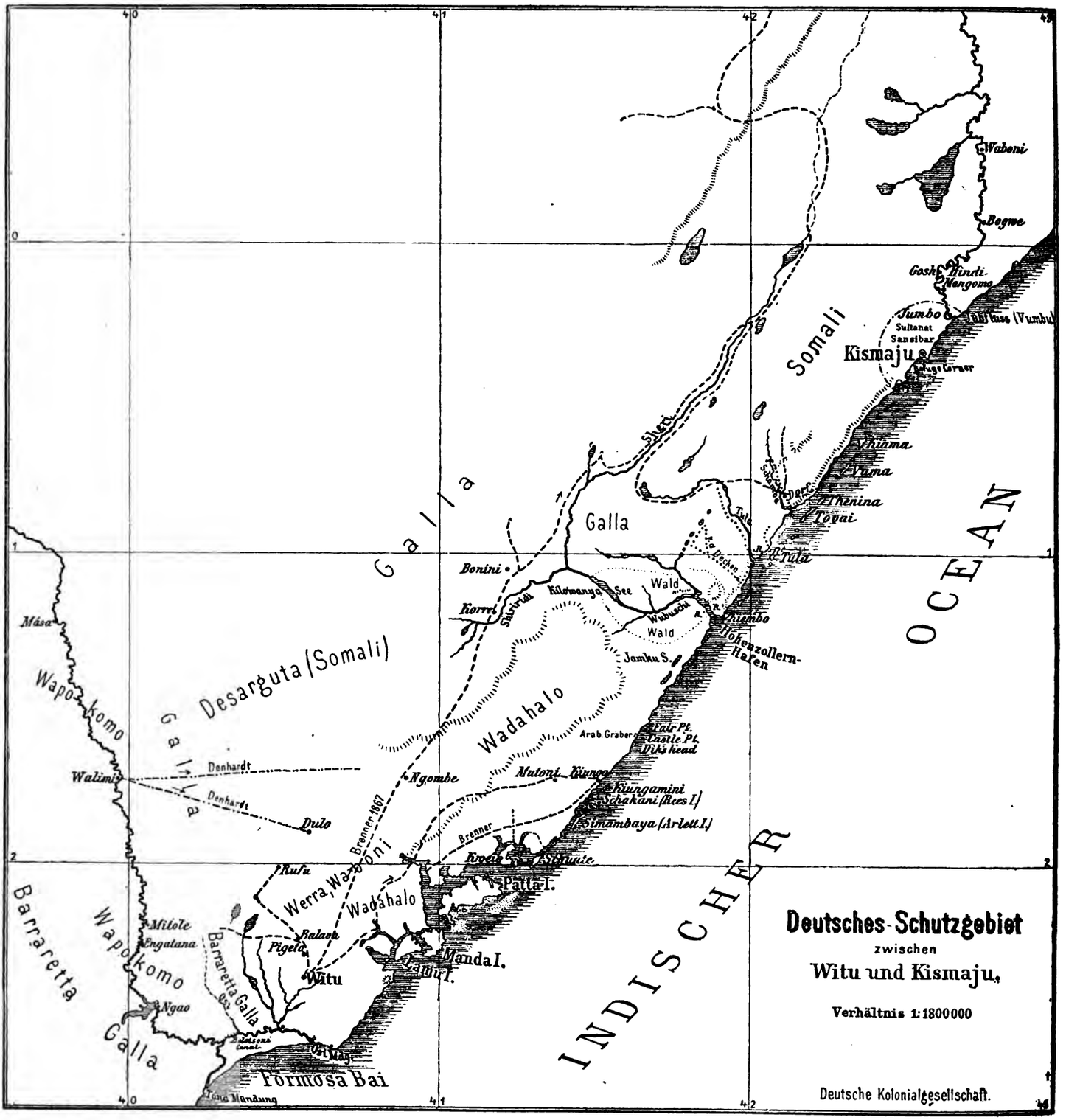
[1]) Schon Brenner bemerkt, daß der Name Durnford bei den Eingeborenen nicht bekannt sei; es würde sich empfehlen, den Namen „Hohenzollern-Hafen", welchen Dr. Jühlke ihm gegeben, allgemein anzuwenden.

[2]) Baron Claus von der Deckens Reise in Ostafrika, Band 2, Seite 279.

Digitized by Google

dürftige Gräser und verkrüppelte Sträucher abgerechnet, sowie einige genügsame Kokos- und Dattelpalmen und angenehm schmeckende Wassermelonen, welche die Araber in der Nähe ihrer Wohnungen gewiß nicht ohne Mühe pflegen, und dementsprechend ist auch die Bevölkerung von Tula eine sehr geringe. Die ganze Stadt Tula, welche an der Westseite der Insel liegt, zählt nur ein Lehmhaus für den „Sultan" und dreißig Hütten der Unterthanen. Wenige Ziegen, Schafe und Kühe bilden den Viehbestand. Die Bewohner stehen in lebhaftem Tauschverkehr mit den Galla des gegenüberliegenden Festlandes. Einige der 500 Inseln dienen als Weideplätze, andere sind ganz unbewohnt und beherbergen nur Zwergantilopen oder Geflügel des Strandes."

Am 29. Juni 1865 besuchte die Expedition v. d. Deckens den Tulafluß, welcher eine eigentliche Barre nicht besitzt, doch eine gefährliche Einfahrt hat. Wie fast überall an dieser Küste, wo Süßwasser sich mit salzigem mischt, zeigen sich Mangrovewaldungen am Flusse; sie nehmen das linke Ufer ein, auf dem rechten gewahrt man weite Sandflächen, welche binnenwärts sich zu flachen, dünenartigen Höhen erheben. Nach einigen Stunden Fahrt geriet der Dampfer „Passepartout" auf Grund, wurde aber wieder flott gemacht und in Kijiboni, wo der Empfang seitens der Eingebornen ein freundlicher war, das Nachtlager aufgeschlagen. Die Uferlandschaft war schon einigermaßen verändert. Das Land zu beiden Seiten steigt etwas höher an und die große Ebene des Innern, eine weite, mit dornigen Mimosenbüschen bestandene und von einzelnen Baobabs überragte Grasfläche, tritt näher an den Fluß. Am nächsten Tage wurde das Dorf Kumbo erreicht, wo noch immer der Einfluß der Flut zu merken war. Dort war zu dieser Jahreszeit die Schiffahrt zu Ende; die Quelle des Flusses soll ein paar Tagereisen weiter oben in einem Sumpfe liegen. Der Tulafluß ist also ein unbedeutendes Wasser, welches nur für den Küstensaum als Verkehrsstraße einigen Wert hat. Die Expedition verweilte hier einige Tage auf der Jagd nach Antilopen und Büffeln, bekam auch Elefanten und ein Rhinoceros zu Gesicht, doch konnten die Jäger nicht zum Schuß kommen.



Digitized by Google

Noch weniger befriedigend war die Untersuchung des Schambaflusses. Zwischen den kleinen, nur von Reihern und Pelikanen bewohnten Inseln und Riffen nordwärts dampfend, erreichte man nach fünfstündiger Fahrt die Mündung des Flusses, eine nicht sehr breite Öffnung zwischen einem bewaldeten, niedrigen Zug im Norden und einer mit Busch bestandenen flachen, sandigen Spitze im Süden. Vierzehn Seemeilen von der Küste verengt sich der Fluß, und obschon bei einer auf zwanzig Seemeilen geschätzten Entfernung von der Mündung die Tiefe des Wassers immerhin noch zwölf Fuß beträgt, konnte die Expedition selbst mit dem kleinen Dampfer nicht weiter vorwärts kommen. Durch diese Fahrt des „Passepartout" wurde der sogenannte Schambafluß als bloße Salzwasserader entlarvt, welche jedenfalls zur Regenzeit einige vergängliche Bäche aufnimmt, darum aber noch nicht auf den Namen eines wirklichen Flusses Anspruch machen kann.

Die Expedition machte von Tula aus auch noch einen Jagdausflug nach der Küste und erklomm dabei einen Hügel, welcher ihnen bisher die Aussicht auf das Innere des Landes versperrt hatte. Sie sahen nun hinab über eine unbegrenzte Fläche, eine gleichmäßig mit dünnem Holz bestandene Ebene, welche nur hier und da von einer nackten Korallenmauer oder von gelben, bergähnlichen Termitenbauten unterbrochen war. Giraffen und Antilopen bekamen sie zu Gesicht und die Spuren von Elefanten und Rinozerossen waren zahlreich, aber die Jagd fruchtlos und auf das äußerste ermüdend.

Am 4. Juli fuhren auf einen Ausflug nach einem binnenwärts gelegenen See der Baron v. d. Decken und Brenner nebst zwei Führern aus Tula und drei Leuten von der Mannschaft des „Welf" nach der Mündung des Tulaflusses, landeten am südlichen Ufer bei einer Ruine und wanderten längs der Küste auf dem feuchten Sande des Strandes südwärts. Nach kaum anderthalb Stunden erreichten sie das kleine Dorf Mondoja und später das Fischerdorf Scheje. Der Baron mußte hier über Mittag halten lassen, weil man die nächsten vierundzwanzig Stunden kein Wasser zu erwarten hatte. So kurz auch der Aufenthalt in Scheje gewesen, er hatte genügt, den Rastenden Krankheitskeime zuzuführen, denn in dem Dorfe weilte die Cholera. Von Scheje wandte man sich binnenwärts, erreichte nach einem beschwerlichen Marsche in sechs Stunden einen bewaldeten Höhenzug, der, in gleicher Richtung mit der Küste laufend, die westliche Ebene begrenzt und 500 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die Hügel bestehen aus buntem Sandstein, und einige Quellen haben an ihrem Westabhang Entstehung. Von dem Hügel erstreckte sich nach dem Innern, durch eine andere Hügelkette begrenzt, das Parkland, mit frischen Grasflächen und seinem reichen Tierleben. Hinter dem zweiten, mit Wald bestandenen Höhenzuge zeigte sich der sogenannte See, eine Reihe unbedeutender Teiche und Lachen, deren Ufer nicht bewohnt waren. Nur wandernde Galla sollen bisweilen hier rasten, um ihre Herde zu tränken oder Elefanten zu jagen. Am 6. Juli brach v. d. Decken wieder auf und erreichte glücklich Tula, wo die Cholera ausbrach. Nachdem einige Träger gestorben waren, wurde auch der Baron von der Seuche schwer befallen, so daß man allgemein für sein Leben fürchtete.

Am 12. Juli dampfte der „Welf" nach Norden, nach der Insel Kiama, wobei er zumeist den inneren Weg zwischen Riffen und Festland einhalten konnte. Die Insel Kiama, die nördlichste von den größeren der 500 Inseln, ist etwas kleiner als Tula. Die „Stadt" der Einwohner, welche sich kärglich nähren — einige dreißig Hütten mit einer massiven Moschee, den Überbleibseln eines Forts und etlichen Steinhäusern — liegt an der Westseite der Insel; nahe dabei befinden sich Kirchhöfe, welche an die von Sansibar erinnern. Kiama gegenüber läuft längs der Küste ein hundertfünfzig Fuß hoher Korallenzug hin. Jenseits desselben, geschützt vor den scharfen Seewinden, grünt ein herrliches Thal, dessen üppige Fruchtbarkeit den erfreulichsten Gegensatz zu der Dürre des Strandes bildet. Einige schwarze Mauerreste, welche Brenner zwischen angekohlten Gewürznelkenbäumen entdeckte, erzählten stumm aber beredt, daß ein Araber, von den Reizen des Thalgrundes verlockt, einst eine Pflanzung hier anlegte; es kam aber, als die junge Niederlassung sich schon zu entwickeln begann, eine Gallahorde, welche aus alter Feindschaft gegen alles Mohamedanische die blühende Stätte zerstörte und nur rauchende Trümmer übrig ließ. Am 24. Juli wurde die Reise nach Norden fortgesetzt. In Refuge-Corner, einer kleinen, nicht besonders geschützten Bucht im Süden des Kap Bissel (bei Kismaju), ging der „Welf" anderthalb Meilen vom Lande vor Anker, wurde aber in der Nacht auf den Strand geworfen und schwer beschädigt. Wenn es auch gelang, das Schiff wieder flott zu machen, so hatte es doch so viel Schaden genommen, daß es fast als ein Wunder zu nennen ist, daß es am 29. Juni die gefährliche Probe bestand, die Barre des Jub zu passiren, bei welcher der Dampfer „Passepartout" und mit ihm der Maschinist Hitzmann unterging, das erste deutsche Opfer dieser Expedition, welches bekanntlich nicht das letzte sein sollte.

(Schluß folgt.)

Aus Deutsch Witu-Land.

In keinem Lande der Welt werden an die Geduld des Reisenden so große Anforderungen gestellt wie in Ostafrika, die Menschen haben keinen Begriff vom Wert der Zeit, leben seelenvergnügt in den Tag hinein, und das oft gehörte „kescho inschallah" (morgen, so Gott will) ist gewissermaßen ihre Losung. Von Natur bin ich mit einer guten Portion Geduld begabt, aber manchmal ist es wirklich nicht zum aushalten. Ich hatte einen kleinen Streifzug durchs Wituland geplant und beabsichtigte mich auf einer Dau nach Kimbo, einem Hafenplatz im Gebiet der Deutschen Witu-Gesellschaft, zu begeben. Der sonst so tüchtige Daukapitän hatte die Dau trocken laufen lassen, und es half mir nichts, daß ich um 2 Uhr nachts aufstand und bis 3 Uhr alle für die Mitreise bestimmten Träger und Begleiter zusammengetrommelt hatte. Die Dau saß ruhig auf dem Sand und wir mußten die Flut abwarten, um flott zu werden.

Um 6 Uhr morgens war alles soweit, und wir waren so glücklich, im Kimbofluß (Creek) noch genug Wasser zur Einfahrt zu finden, sonst hätten wir ganz gemütlich 6 bis 8 Stunden zwischen den Mangroven auf das nächste Hochwasser warten können. In Kimbo angelangt, quartirten wir uns bei dem Suaheli Homari bin Asman, einer biederen, ehrlichen Haut, ein. Homari habe ich die Verwaltung des Landes der Deutschen Witu-Gesellschaft, sowie Beaufsichtigung der Palmenplantage Skandaria übertragen. Homari führt den Titel Liwali — Gouvernenr — und ist stolz darauf; ihm sind 4 Soldaten, welche unsere bewaffnete Macht vorstellen, beigegeben. Homari schlichtet alle kleinen Streitfälle, treibt Schulden am Festland ein, besorgt die Palmenpflanzung aufs beste, berichtet über alle Vorfälle in unserm Gebiet, und ist überhaupt ein sehr nützlicher Mensch, der ein Interesse für die Sache der Gesellschaft, und außerdem den seltenen Vorzug hat, ehrlich zu sein, was leider nicht alle Suahelis sind. Am Nachmittag setzten wir über den Creek nach Skandaria (Alexandria) über, so habe ich auf Wunsch verschiedener Suahelis, die der Deutschen Witu-Gesellschaft gehörende Pflanzung bei dem Dorf Kiongwe genannt. Es war eine Freude, die hübschen kleinen, ein- und zweijährigen Kokospalmen zu sehen, von denen einige schon Manneshöhe überschritten hatten; nach einigen Jahren, dachte ich, kann ich mich schon an der köstlichen Milch der unreifen Nüsse laben. Dieses Jahr ist außerordentlich trocken gewesen, und waren alle Pfützen, Teiche und Wasserlöcher, die sonst im August noch fast überlaufen, trocken, deshalb gelang es mir auch nicht, etwas zum Essen zu schießen, denn Wild und Vögel suchen die Nähe des kühlenden Wassers. Die gegen den Strand gelegenen Berge waren auch öde und leer. Der Blick von der Höhe über unser Eigentum ist sehr hübsch und belohnte uns doch wenigstens einigermaßen für den zweistündigen Marsch. Mit Sonnenuntergang trafen wir wieder in Kimbo ein und schliefen die Nacht auf der Barasa (Vorhalle) des Hauses. Am andern Morgen, 6. August, ging ich nach Mapenja, wo zwischen den Eingeborenen Streit ausgebrochen war. Homari bin Asman konnte die aufgeregten Gemüter nicht beruhigen, und war deshalb meine Gegenwart dringend notwendig. Der Weg nach Mapenja wird wenig benutzt, war dicht verwachsen und nur mit Mühe zu finden, wir brauchten knappe zwei Stunden (etwa 10 Kilometer). In Mapenja versammelte sich sofort das ganze Dorf, und die Parteien schrien und zankten durcheinander, daß man sein eignes Wort nicht verstehen konnte. Mapenja ist unsere größte Ansiedelung, es arbeiten über 6 bis 700 Schwarze daselbst. Der Streit entstand wegen verschiedener Läden, welche Araber in Mapenja angelegt hatten. Nach Suaheli-Brauch dürfen Araber nur in den Hafenorten sich niederlassen, und da Mapenja kein Hafen ist, wollten die Suaheli-Ladenbesitzer nichts von den Arabern wissen. Die Aufseher der Schwarzen, meist alte freigelassene Sklaven, proklamirten gleiches Recht für alle, und wollen entweder gar keine Läden, oder alle — arabische und suahelische.

Nachdem ich den Spektakel eine Weile schweigend angehört hatte, machte ich mich bemerklich und fragte, ob noch jemand etwas zu sagen hätte, da ich nun auch sprechen wollte; natürlich hatte niemand mehr etwas zu sagen. Was hilft uns ein Dorf, sagte ich, oder ein Land ohne Menschen? Das Land will beackert sein und die Bauern müssen, was sie brauchen, auch an Ort und Stelle kaufen können. Der Handel zieht Leute ins Land und macht das Land wertvoll. Ich habe nichts dagegen, wenn Leute nach Mapenja kommen, um zu handeln, und Euch kann dieses auch nur von Nutzen sein, aber damit Euch die Leute mit ihren Läden nicht überschwemmen, will ich eine Steuer ausschreiben. — Jedermann muß für seinen Laden einen Robo (1/4 Dollar = ca. 80 Pf.) für den Monat bezahlen. Ich hatte eigentlich erwartet, daß sich wenigstens einige Stimmen gegen mich erheben würden, aber die Leute schienen ordentlich erfreut über meine Entscheidung, und sämtliche Ladenbesitzer ließen sich aufschreiben, damit sie am Ende des Monats nur nicht vergessen würden. Die Mapenja-Leute bewirteten uns auf das freundlichste mit Reis, Fleisch und sonstigen Suaheli-Speisen und wir schieden als die besten Freunde, begaben uns nach dem ca. 7 Kilo-

Digitized by Google

meter entfernten Mkonumbi, wo wir die Nacht zubrachten. Mkonumbi gehört bereits dem Witu-Sultan, die Grenze läuft längs des Fußweges über Funaasombo bis dicht an Witu selbst heran. In Mkonumbi wird viel Vieh gehalten, welches Tag und Nacht, scheinbar ohne Schaden zu nehmen, sich im Freien aufhält.

Nachts machen die Hirten große Feuer an, namentlich gegen die Insekten und wohl auch gegen umherschweifende wilde Tiere. Von Mkonumbi marschirten wir am anderen Morgen über Mkumbi (ca. 11 Kilometer) nach Starani (15 Kilometer). Hier herrscht mein Freund, Bana Futula[1]) bin Bana Hero, ein ziemlich unabhängiger Vasall des Sultans von Witu.

Bana Futula hatte lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, ehe er eine bleibende Statt in Ballo fand; die Zahl seiner Anhänger war gering, und er wurde hart von den Arabern, welche seinen Vater im Gefängnis zu Lamu umgebracht hatten, verfolgt. Später wehte dann eine Zeit lang die rote Flagge des Sultans von Sansibar über Ballo. Der Sultan lieferte Bana Futula Gewehre, Pulver und Blei und bezahlte ihm Gehalt. Als dann im Jahre 1885 das Suaheli-Land durch die Herren Denhardt unter deutschen Schutz gebracht und den ursprünglichen Eigentümern, den damaligen Sultanen von Patta, jetzigen Sultanen von Witu, zugesprochen wurde, da ließ Bana Futula auf Ansuchen des Sultans von Sansibar in Ballo die rote Flagge streichen und lebte ohne Flagge weiter, wobei er sich mindestens ebenso wohl befand, als vorher. Vor zirka zwei Jahren gründete Futula Starani, da Ballo ihm nicht mehr gefiel und ein Teil seiner Leute schon früher in den Landschaften bei Starani wohnte. Seine Macht war sehr gewachsen, und er erfreut sich heutigen Tags einer beneidenswerten Unabhängigkeit. Die Bevölkerung von Starani ist ähnlich der von Witu und den dazu gehörenden Dörfern aus Flüchtlingen und entlaufenen Sklaven zusammengesetzt. Früher waren diese Watorro-(Flüchtlinge) Dörfer eine Plage für Lamu und die Küste, da jeder, der etwas auf dem Kerbholz hatte, daselbst eine Zufluchtsstätte fand und viele Sklaven dort auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Nach Erteilung des deutschen Schutzes an den Witu-Sultan wurden die Zustände erträglicher und lassen seit den Abmachungen zwischen dem Witu-Sultan und den Lamu-Leuten, durch Herrn Assessor Behrendt vom Konsulat in Sansibar, nichts mehr zu wünschen übrig. Starani ist gleich den andern Hinterwaldsdörfern (wenn ich mich so ausdrücken darf) in den dichten Busch hineingebaut, welcher Wall, Mauer und Gräben ersetzt und wirklich als undurchdringlich bezeichnet werden darf. Nach Starani führt nur ein langer, schmaler Eingang, welcher durch ein festes Thor abgeschlossen wird. Das Thor ist ebenso wie in den Ukami- und Usegua-Dörfern in dreieckiger Form aus starken Stämmen erbaut und wird nachts durch von innen vorgelegte Stämme verschlossen. Solch ein Dorf ist ohne gewaltige Kanonen, mit welchen man den Wald rasiren könnte, fast uneinnehmbar. Futula ist ein reiner Somali von herkulischem Körperbau, maßlos stolz und auf sich und seine Macht eingebildet, als besäße er die halbe Welt. In letzter Zeit tauchten hier in Lamu verschiedene Gerüchte auf, Futula hätte mit dem Engländer Buchanan, welcher die Royal british East African Co. vertritt, Verträge gemacht und der Kompanie sein Land verkauft. Erstens hat Futula gar kein Land zu verkaufen, da er als zum Witu Sultanat gehörig zu betrachten ist und somit schon so wie so unter deutschem Schutz steht und dann hat Futula schon lange, ehe die englischen Agenten nach Lamu kamen, durch mich einen Freundschaftsvertrag mit der Deutschen Witu-Gesellschaft gemacht, was also spätere englische Abmachungen hinfällig machen würde. Futula hat mir außerdem einen Eid auf sein Schwert geleistet, niemals mit den Engländern irgend etwas verhandelt zu haben, was auch allen Schein der Wahrhaftigkeit hat, da weder Futula an der Küste, noch jemals ein Engländer in Starani gewesen ist. Wahrscheinlich ist der englische Vertreter Opfer irgend eines schlauen Suaheli geworden, der sich für Futulas Vertreter ausgegeben hat, wenn nicht überhaupt die ganze Sache eine „Mache" ist. Solche Kontrakte sind ja gar nichts wert, denn meist sind sie bereits zu Hause beim Glas Bier entworfen und werden dann von irgend einem hergelaufenen Buschneger für eine Flasche Schnaps oder ein Lendentuch mit dem obligaten Kreuz oder wenn es hochhergeht, mit einer Unterschrift versehen. — Futula ist immer sehr erfreut, wenn ich ihn besuche, schenkt mir stets ein Rind und sorgt für das leibliche Wohl meiner Karawane aufs beste. Die Dorfbewohner haben ihre Scheu verloren, die sie anfangs hatten, lassen sich gern von mir über Uleia (Europa) erzählen, führen ihre Tänze auf und begleiten mich gern auf meinen Spaziergängen. Als ich aufbrach, gab uns Futula einen Führer und 12 Soldaten mit, die uns bis nach Witu begleiten sollten. Wir zogen durch die Watorrodörfer, welche bisher noch von keinem Europäer betreten sind. Der Weg führte über Jongeni und Pumuani nach Katawa (ca. 14 Kilometer) abwechselnd durch dichten Urwald und durch schön angebaute Felder. Nirgend im ganzen Lande stand der Mais, Mtama, und namentlich der Reis so schön, als gerade auf diesem Urwaldboden. Hier dürfte der Platz für größere Unternehmungen mit Tabak und anderen tropischen Kulturpflanzen sein, denn einen besseren Boden dürfte man kaum in Ostafrika finden. Von Katawa nach Witu gingen wir noch über 4 Stunden (ca. 25 Kilometer). Der Urwald war hier nicht mehr so dicht und wechselte oft mit Steppe ab. Witu selbst liegt wieder in dichtem Wald, welcher sich weit ins Land hineinzieht und sich auch nach Süden ins Land der Deutschen Witu-Gesellschaft ausbreitet. In Katawa weht die Flagge des Sultans von Witu, und die Katawadörfer stehen auch schon unter ganz entschiedenem Einfluß des Sultans. Vor ca. 10—12 Jahren führten die Suahelis von Lamu Krieg gegen Katawa unter Anführung des Ali bin Abdalla und Homari bin Abderaman; letzterer, sowie 13 freie Suahelis und viele Sklaven fielen im Kampfe. Ali bin Abdalla, welcher das Lager bewacht hatte, floh mit den zersplitterten Resten nach Lamu.

Der Kampf hatte sich erst ganz zu gunsten der Lamuleute gewendet, Katawa brannte bereits und die Einwohner flohen. Da erschienen die Waboni auf dem Kampfplatz in großen Scharen, überschütteten die Lamuleute mit einem Regen von Pfeilen und töteten Homari bin Abderaman, was das Zeichen zur allgemeinen Flucht war. Die Waboni sind die ursprünglichen Einwohner des Landes, sie sind ein den Galla verwandter Stamm, welche sie jedoch als höher stehend betrachten. Die Waboni sind gute Elefantenjäger, ihre Hauptwaffe ist Bogen und Pfeile, welche vergiftet werden. Sie sind vortreffliche Schützen, wovon ich mich zu verschiedenen Malen überzeugt habe. Wenn der Mboni (Einzahl von Waboni) einen Elefanten oder Büffel erlegt hat, darf er das Haar am Wirbel des Kopfes zu einem kleinen Schwänzchen flechten. Die Waboni treiben auch Ackerbau und haben im Hinterland der Suahelikiste zahlreiche Dörfer, die aber noch niemals von einem Weißen besucht worden sind. Mit ihren Nachbarn, den Somalis, vertragen sie sich ganz gut, d. h. sie werden von letzteren gewissermaßen als Diener angesehen und setzen sich auch nicht weiter zur Wehr, wenn die Somalis den Unterschied zwischen mein und dein nicht so ganz genau nehmen.

In Witu kamen wir nach Sonnenuntergang ziemlich ermüdet an, denn wir hatten ja einen ziemlichen Tagesmarsch hinter uns. Der Sultan wies uns freundlichst ein Haus an und wir machten es uns bequem. Der Empfang sollte am nächsten Morgen stattfinden. Die Frau des Sultans, eine Tochter des verstorbenen Sultan Achmed, sandte uns Speisen, die sie, wie sie uns sagen ließ, eigenhändig zubereitet hatte. Die Verwandten des Sultans und seine Freunde, überhaupt die ganze Bevölkerung, war äußerst freundlich gegen uns, und jeder bemühte sich um unsere Freundschaft, der alte Groll und Hader von früher war vergessen, und die Freundschaft, welche beim Tode des alten Sultan Achmed durch häßliche Intriguen gestört worden war, wurde erneut und befestigt. Am anderen Morgen empfing uns der Sultan Fumo Bakari in öffentlicher Versammlung, es wurden nur wenig Worte gewechselt, da das, was der Sultan mit mir zu verhandeln hatte, eben nicht für das Ohr eines jeden bestimmt war. Der Sultan, welcher uns mehrere Tage in Witu zurückhielt, empfing mich später noch verschiedene Male, und unseren Zusammenkünften wohnten immer nur zwei Zeugen bei. Unsere Verhandlungen hatten für beide Seiten einen sehr befriedigenden Verlauf, und ich hoffe, daß aus dem nunmehrigen Zusammenwirken des Sultans von Witu und der Deutschen Witu-Gesellschaft für das schöne Suaheliland Ersprießliches hervorgehen wird. Die frühere Eifersucht besteht nicht mehr und der Sultan wird hinfort mit der Deutschen Witu-Gesellschaft Hand in Hand gehen, was ja auch eigentlich nur natürlich ist.

Die in Witu wohnenden Suahelis sehnen sich nach ihrem alten Stammsitz, der Stadt Patta, und jeder würde viele Jahre seines Lebens für diesen Besitz opfern. Es ist unglaublich, daß damals bei den Abmachungen über den Besitz des damaligen Sultans von Sansibar Said Bargasch die Inseln Patta und Manda ganz übergangen wurden, als wären sie gar nicht da. Stillschweigend hat man die beiden wichtigen Inseln dem Sultan von Sansibar überlassen, und Said Kalifa übt augenblicklich die Oberhoheit aus. Wenn irgend ein Teil des Landes, so ist Patta Eigentum der Sultane von Witu; in der Stadt Patta zeugt jeder Stein und jeder Baum davon. Die Geschichte fast eines jeden Hauses ist mit den Nebhaniden verwachsen. Als vor ca. 800 Jahren diese Familie in Patta aus Arabien einwanderte, fanden sie bereits eine frühere ebenfalls arabische Einwanderung in Patta und Lamu vor, welche sich Suaheli nannten. Die Lamu-Leute wurden von einem Rat der Alten regiert, während es in Patta einen Sultan gab; dieser hinterließ keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, welche von einem Nebhaniden geheiratet wurde, wodurch die Herrschaft von Patta auf diese Familie überging. In alten Zeiten ist die ganze Küste von Mozambique bis nach Emruti den Suahelis

[1]) Siehe den Bericht des Herrn v. Tiedemann in Nr. 32 der „Deutschen Kolonial-Zeitung."

Digitized by Google

von Patta unterthan gewesen, selbst das stolze Lamu hat ein Jahr lang den Nebhaniden Steuer bezahlen müssen. Es ist, wie gesagt, unbegreiflich, wie man über die wichtigen Inseln Patta und Manda so sang- und klanglos hinweggehen konnte, zumal man doch aus der Geschichte der Inseln eine Masse Kapital für uns resp. den uns befreundeten Witu-Sultan hätte schlagen können. Zu spät ist es ja noch nicht, denn die Inseln sind sozusagen vogelfrei, und es dürfte schwerlich jemand etwas dagegen einwenden, wenn Deutschland für seinen Schutzbefohlenen, den Sultan von Witu, Hand darauf legte.

Von Witu gingen wir weiter nach dem ca. 33 Kilometer entfernten Ngao. Der Weg führte meist durch Steppe, von einzelnen Baum- und Gebüschgruppen unterbrochen. Mit Dunkelwerden verlor sich auch der so wie so kaum sichtbare Fußpfad und der Führer schlug vor, am Rande eines kleinen Gehölzes zu lagern und den Mondaufgang abzuwarten, was wir denn auch bei einem mitgenommenen Glase Rheinwein thaten. Das Innere des dichten Holzes konnten aber selbst die Vollmondstrahlen nicht durchdringen, und wir waren gezwungen, mit Lichtern nach dem Weg zu suchen. Daß wir irre gingen, war mir trotz Zuversicht des Führers ganz klar. Wir kamen in ein Schilfmeer ohne Weg und Steg. Ein junges Rind, welches ich von Witu mitgenommen hatte, machte mit mir gemeinschaftliche Sache. Über schwierige Stellen schob ich es hinweg und hielt mich dann meinerseits an seinem Schwanz fest, um auch hinüber gezogen zu werden. Nachdem wir uns so eine Stunde vorwärts gequält hatten, war meine Geduld zu Ende und ich beschloß, wo wir da gerade standenzu lagern. Wir machten mehrere Feuer an gegen die wie Wolken schwärmenden Moskitos und streckten uns einfach auf dem Boden aus. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zumachen, mein Begleiter Herr Zschätzsch war etwas glücklicher und müssen ihn vielleicht die Moskitos mehr verschont haben. Gegen 1/25 Uhr morgens hörten wir Hähne krähen und menschliche Stimmen, mußten also ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen kampirt haben. Wir sandten den Führer mit zwei Leuten aus, um nach dem Wege zu suchen, denn wir hatten keine Lust noch einmal eine ähnliche Fahrt wie am Abend vorher zu machen. Erst um Mittag kamen unsere Leute mit einigen Wapokomo aus Ngao an und konnten wir sie gleich mit zum Essen einladen, da unsere Leute inzwischen gekocht hatten. Wir überschritten ein mit Schilf überwachsenes altes Tana-Bett, brachen beide durch die schwache Schilfdecke durch und sanken bis an die Brust ins Wasser. Nach fünf Minuten befanden wir uns im Hause der Neukirchener Mission, wo wir von den anwesenden drei Brüdern auf das freundlichste aufgenommen wurden. Die Missionare haben, nachdem ihnen damals bei dem Somali-Einfall in die Galla-Länder ihr Eigentum verbrannt wurde, wieder von vorn anfangen müssen und wohnen zur Zeit noch ziemlich beschränkt, haben jedoch bereits angefangen Material für ein neues großes Gebäude aufzuhäufen. Das Missionshaus liegt hart am Tana dicht oberhalb des Dorfes Ngao, mit dessen Einwohnern die Missionäre auf sehr vertrautem Fuß stehen. In allen Streitfällen wenden sich die Ngao-Leute an die deutschen Brüder und diese treten energisch gegen die Bedrückungen auf, welchen die friedfertigen Wapokomo ausgesetzt sind. Alle benachbarten Völker betrachten die Wapokomo als ihre Sklaven und lassen sich einfach alles, was ihnen gefällt, von den geduldigen Wapokomo geben. Der Mpokomo widersetzt sich niemals, sondern thut was ihm gesagt wird, erkennt jeden, Weißen, Suaheli, Galla u. s. w. als seinen Herrn an und drängte sich mir immer unwiderstehlich der Vergleich mit einem geduldigen Hammel auf. Wir hatten vom Witu-Sultan den Suaheli Mahamed Kanga el Pattawie (Pattenser) als Führer mit bekommen. Mohamed Kanga hat lange unter den Wapokomo gelebt und erfreut sich einer großen Beliebtheit, trotzdem er dem Landesbrauch gemäß alles einfach requirirt: Essen, Ruderer für die Böte, Häuser zum übernachten u. s. w. Wenn die Ruderer nicht gleich zur Stelle waren, machte Mohamed Kanga den Dorfältesten klar, daß es doch besser wäre Leute zu schaffen, da wir sonst mit der ganzen Karawane bei ihnen bleiben würden.

Von Ngao fuhren wir etwa zwei Stunden flußab nach Golbanti, der englischen Missionsstation, hier war gerade eine englische Karawane unter Führung eines Herrn Smith aus Melindi eingetroffen, welcher nach Korokoro ziehen sollte, um vorläufig auf einer dort von den Engländern errichteten Station zu bleiben. Herr Howe, der englische Missionar, nahm uns freundlich für die Nacht auf und stellte uns seine Böte bereitwilligst für die Weiterreise zur Verfügung. Das Haus in Golbanti ist von dem schwarzen Missionar During nach einem Plan des Missions-Veteranen Wakefield ganz aus Steinen erbaut und erfüllt seine Zwecke im vollsten Maße; es ist geräumig, bequem, verteidigungsfähig und so hoch gelegen, daß es von den Tana-Überschwemmungen nicht erreicht werden kann.

Am frühen Morgen hielt Herr Howe eine Andacht mit seinen Zöglingen ab, welcher auch zahlreiche Träger von der Expedition des Herrn Smith beiwohnten.

Wir verließen Golbanti gegen 8 Uhr morgens und fuhren etwa 5 Stunden flußabwärts, stiegen aus unseren Kähnen und machten es uns in einem Pokomo-Dorf so bequem, als es eben sein konnte. Die freundlichen Wapokomo bereiteten für uns und unsere Mannschaften Reis und Huhn, räumten uns willig verschiedene Hütten ein und suchten sich überhaupt so angenehm als möglich zu machen. Gegen Abend kam noch eine Schar von zirka 12 Galla, welche ebenfalls gratis bewirtet und aufgenommen wurden. Die Nacht brachten wir in einer Pokomo-Hütte zu, diese sind bienenkorbartig, rund, etwas über mannshoch und haben auf dem Boden etwa 8—10 Fuß Durchmesser. Das Baumaterial sind leichte Stäbe und Gras. Ähnliche Hütten bauen sich die Waniamwesi Träger auf den Reisen, und ich habe oft innerhalb einer Stunde ein ganzes Dorf, ähnlich den Wapokomo-Dörfern, um mich entstehen gesehen. Am unteren Tana ist der Reisende vor allen Dingen zwei Hauptplagen ausgesetzt: Moskitos und schwarzen Ameisen, die sogenannten Beißer. Kaum geht die Sonne unter, so schwärmen Wolken von Moskitos um den geplagten Reisenden, und legt er sich nieder, so kriechen namentlich an feuchten oder bedeckten Tagen ganze Gänge der Beißer auf seine Lagerstatt. Das einzige Mittel, die lästigen Gäste los zu werden, ist Feuer, und es ist durchaus ratsam, erst die Lagerstatt oder den Boden der Hütte „abzubrennen", sonst ist an keinen Schlaf zu denken Der folgende Morgen sah uns bereits zeitig auf dem Strom, die Ansiedelungen wurden immer häufiger und dichter, je mehr wir uns der Mündung näherten, Reis und Mais standen prachtvoll auf den Feldern, und häufig wechselten diese mit Bananen und Kokospalmenpflanzungen ab. Gegen 9 Uhr kamen wir nach Bomani (Verschanzung), dieses ist eine Anlage des Sultans von Witu. Der Platz ist außerordentlich gut gewählt, am Ausfluß des Beledsonikanals aus dem Tana. Bomani besteht nur aus wenigen Hütten, welche von einem starken Zaun aus dicken Baumstämmen umgeben sind. Hier erhebt der Sultan Zoll von allen Waren, welche stromab kommen und durch den Kanal nach dem Ost gehen. Fumo Lutti, ein junger Nebhanide von 18—20 Jahren, ist der jetzige Zolleinnehmer des Sultans und versteht sein Amt mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer. Der Kanalzoll, so berechtigt er auch ist, ist natürlich den Kau Leuten am Ost ein Dorn im Auge, und es geht manchmal ohne Streitigkeiten und heftigen Wortwechsel nicht ab. Der Beledsonikanal ist vom Vater des jetzigen Witu-Sultans, Achmed bin Mahamed bin Ehe, welcher von Patta nach dem Ost auswanderte und Kau und Kipini gründete, ausgegraben, und für kleine Fahrzeuge schiffbar gemacht worden. Man sieht am Kanal ganz deutliche Spuren menschlicher Arbeit, und mir sowohl, als auch den hiesigen Neukirchener Missionaren ist von glaubwürdigen, unparteiischen Leuten bezeugt worden, daß der Kanal vom alten Sultan mit Hilfe der Wapokomo gegraben wurde. In neuester Zeit haben die Engländer in ihrer unersättlichen Ländergier auch auf den Beledsonikanal Ansprüche erhoben, und es muß natürlich Aufgabe eines jeden Deutschen, der sich für unsre Kolonien interessirt, sein, den Witu-Sultan gegen die Vergewaltigung der Engländer in Schutz zu nehmen. Durch ihren Pachtvertrag mit dem Sultan von Sansibar über die Küste vom Umbafluß bis nach Kipini einschließlich haben die Engländer ihre eigentliche Grenze, den Tana, überschritten, und bekommen so das ganze Mündungsgebiet des Tana in ihre Hände, zumal dem Sansibar-Sultan damals auch ein Streifen längs des Ost am linken Ufer, 600 Yard breit bis nach Kiromandi unbegreiflicher Weise zugesprochen ist; ebenfalls die Stadt Kau. Auf den Pachtvertrag gestützt, sehen jetzt die Engländer nicht den Tana, sondern eine Linie am linken Ostufer als ihre Grenze an. Wir haben gar keine Flußmündung, müssen es sogar dulden, daß die nunmehr englischen Leute von Kau und Kipini auf unserm Boden ackern und uns auf diese Weise aussaugen. Die Acker von Kau liegen nämlich meist auf Witugebiet, und die von Kipini auf dem Land der Deutschen Witu-Gesellschaft. Vom Beledsonikanal haben die Engländer herausgefunden, daß derselbe nur 8 Meilen vom Meer entfernt liegt; der Pachtkontrakt erstreckt sich über 10 Meilen, ergo gehört der Kanal, dieses Privateigentum des Witu-Sultans, den Engländern. Sowie der Kanal jetzt ist, hat er für die Schiffahrt nur einen minimalen Wert, denn er ist so unbedeutend, daß er nur für ganz kleine Einbäume, von ca. 500 Kilo, bei Hochwasser vielleicht 1000 Kilo Tragkraft fahrbar ist. Der Sultan von Witu ist bereit, sowie ihm der Kanal definitiv zugesprochen wird, daraus eine wirklich für die Schiffahrt fahrbare Straße zu machen. Er beabsichtigt dann, dem Kanal eine solche Breite und Tiefe zu geben, daß er für Daus von 4- bis 500 Sack = ca. 12 bis 15 Ton fahrbar wird. Die Arbeit ist keine so unmäßige und dürfte mit Hilfe der Wapokomo in ca. 6 Monaten auszuführen sein. Der Kanal ist deshalb so wichtig, weil die Tanamündung durch eine gefährliche Barre verschlossen und nur zu Zeiten des Nordostmonsums für kleine Fahrzeuge, und selbst dann nur mit großer Gefahr zu passiren ist.

Jedenfalls ist es notwendig, daß mit den Engländern irgendwie ein Abkommen wegen der Grenze getroffen wird, möge dies der Tana

Digitized by Google

sein, und mögen beide Teile den Tana als neutral betrachten; wir können es doch unmöglich dulden, daß die Engländer unsere Flußmündungen, gewissermaßen die Thüren unseres Hauses, verschließen!

Um Mittag verließen wir Bomani und fuhren auf ganz kleinen Einbäumen durch den Beledsoni, die Fahrt dauerte etwa eine Stunde. Es war deutlich sichtbar, daß für den Kanal lange nichts gethan worden war, Gras und Büsche wucherten an den Ufern und hie und da war das Erdreich abgerutscht und in den Kanal gefallen. Der Sultan will keine Arbeit umsonst thun, und nur dann mit den Verbesserungsarbeiten beginnen, wenn er weiß, daß er auch den Nutzen davon haben soll, und nicht die Engländer.

Zwischen dem Beledsoni und Kau sahen wir zahlreiche Flußpferde. Die Fahrt verzögerte sich durch Jagd auf dieselben, und erreichten wir Kau erst gegen 8 Uhr abends, von einem tüchtigen Regenschauer ordentlich durchnäßt. Der Vertreter des Sultans von Witu, Scheib Schale, nahm uns freundlich auf und sorgte auch noch am selben Abend für unsere hungrigen Magen. Kau, auch Osi genannt, liegt auf einer kleinen Flußinsel, die Bevölkerung treibt Handel mit den Wapokomo und Galla. Die Weiber flechten sehr schöne Matten aus feinem Gras, welche im ganzen Suaheliland bekannt und beliebt sind. Kau sowohl als Kipini gehörten früher zu Witu und sind, wie bereits erwähnt, von den Nebhaniden gegründet; noch jetzt hält ein großer Teil der Bevölkerung zu Witu und kein Mensch weiß, daß die Städte englisch geworden sind. Ueberhaupt haben es die Engländer verstanden, sich in ein undurchdringliches Inkognito zu hüllen. Die mit so großem Geschrei eingeführte Royal East African Company hat eigentlich noch nichts gethan, als eine Masse Geld ausgegeben und Pläne gemacht. Das viele Geld war nötig, um den Aufrührern in Mombassa, Takaungu, Malindi ꝛc. das Maul zu stopfen und sich Verehrer und Freunde zu „erwerben“. Ob dies gerade eine gelungene Spekulation gewesen ist, lassen wir dahingestellt, jedenfalls trägt es wenig zur Klärung der Verhältnisse bei, wenn man immerfort Geld ausstreut, damit nur um Gotteswillen die Unzufriedenen keine Geschichten machen.

Von Kau fuhren wir den Osi abwärts nach Kipini, unterwegs waren die Nilpferde so zahlreich, daß es fast ängstlich war, mit unserem kleinen Einbaum zu passiren. Die Tiere waren jedenfalls durch uns in der Nachmittagsruhe gestört worden und zehn bis zwölf der plumpen Ungetüme bewegten sich energisch auf uns zu. Meine Kugeln, Kaliber 8, waren aber noch härter als die ungeschlachten Schädel, und bewogen die alten Burschen — einige auf Nimmerwiedersehen — unterzutauchen.

Von Kipini setzten wir unseren Weg durch das Gebiet der Deutschen Witu-Gesellschaft über Ukanga, Mpeketoni und Ororo nach Kimbo fort. Hier hatte Homari bin Asman eine Dau für uns bereit gehalten, und wir segelten mit gutem Wind noch in derselben Nacht nach Lamu.

Lamu, den 26. September 1889.

Kurt Toeppen.

Von der Emin Pascha-Expedition.

Auszüge aus Privatbriefen des Leutnants von Tiedemann.

(Fortsetzung.)

III.

Witu, 10. Juli 1889.

Die letzten Wochen waren über alle Beschreibung interessant, zum Teil aber recht anstrengend. Peters, der sich in der Nähe der Küste noch immer nicht ganz sicher fühlte, drängte und trieb mit der ihm eigenen eisernen Energie zum Weitermarsch, bis wir jetzt in Witu angelangt und unter dem Schutze des uns sehr wohlgesinnten Fumo Bakari, sowie hinter den undurchdringlichen Urhecken und Verhauen des Orts gegen jede Nachstellung gesichert sind. Im Voraus will ich gleich bemerken, daß jetzt alles in bester Ordnung und fertig zum Abmarsch ist; trotz meiner Neigung zum Pessimismus, die Peters oft genug geärgert hat, bin ich felsenfest überzeugt, daß wir die Expedition glücklich zu Ende führen. Der größte Teil der Somali hat entlassen werden müssen wegen Fiebers; das wußte ich natürlich längst, schrieb aber absichtlich nichts davon. Wir haben noch 25, die besten und tüchtigsten, unter der Führung des Headman Hussein Fara, eines prächtigen Burschen. Mehr brauchen wir bei der jetzt gewählten Route absolut nicht, denn nach sorgfältigen Erkundigungen herrscht bis zum Kenia hin tiefster Friede und keine feindselige Stimmung gegen die Wazungu. Außerdem haben wir die Kanone (für alle Eingeborenen ein Ungeheuer) und jeder unserer Träger ist mit einem vorzüglichen Gewehr ausgerüstet. . . . . .

Jeder von uns hat sein eignes Zelt mit guter Bettstelle und sonstigem Komfort, die gemeinsamen Mahlzeiten werden im großen Zelt des Dr. Peters eingenommen. Vor diesem flattern stolz die deutsche Flagge und die des Sultans von Witu, das Geschütz, spiegelblank geputzt, reckt seinen eisernen Schlund drohend jedem Vorübergehenden entgegen, zwei Somali in ihren schneeweißen, schwarz-weiß-roth paspelirten Uniformen, auf dem hübschen Lockenkopf den roten Tarabusch, schreiten stolz und ernsthaft, die Büchse auf der Schulter, Wache haltend auf und ab. Unter einem riesigen Mangobaum hat der schwarze Koch sein Laboratorium aufgeschlagen und rührt in schmurgelnden Pfannen und Töpfen, etwas weiter weg steht Herr Friedenthal und teilt unter die Träger Essen aus, rechts in der Ferne, auf einem weiten Rasenplatz innerhalb der Dorfumzäunung sieht man zwischen den unregelmäßigen Negerhütten schlanke Kokospalmen und darunter, behaglich weidend, unsere Kameele und Esel. So ist die Situation augenblicklich, während ich in meinem Zelte sitze und schreibe. Von Zeit zu Zeit statten mir die Hunde des Doktors, zwei wirklich prachtvolle Pointer, ihren Besuch ab und werden jedesmal von meinem Hunde Mopke mit eifersüchtigem Knurren empfangen. Letzterer, ein Geschenk des Herrn Friedrich, ist in seiner Art ein vollendetes Scheusal, aber ein braves und anhängliches Geschöpf, er sieht etwa aus wie ein ganz kleiner Fuchs, dem man Ohren und Schwanz abgeschnitten hat, eine Suaheliraffe.

Vormittags bis 11 Uhr und nachmittags von 2 Uhr ab gibt es immer etwas zu thun, in der heißen Mittagszeit liege ich auf meinem Bett und schwelge in unsrer reichhaltigen Bibliothek. Nach dem Abendessen setzen wir uns in den Mondschein, vornehme Suaheli kommen zum Schauri und horchen bewundernd den Klängen unsrer Spieldose, deren etwas triviale und schwermütige aber melodische Weisen sich eigentümlich und geradezu rührend in der wilden Umgebung anhören. . . . . .

. . . . . Um 11 Uhr kamen Träger von Mandu marabu, um die Lasten zu holen, und ich mußte aufbrechen. Der Regen hatte aufgehört, aber es war stockfinster, als wir einer hinter dem andern, ich zuletzt, abzogen. Dicht bei Mandu marabu hatten wir einen schlammigen Creek zu passiren, und was ich heimlich gefürchtet, geschah: die beiden schwersten Lasten blieben stecken und ich mußte wohl oder übel dabei bleiben, bis an die Augen mit Schlamm bedeckt, mit total nassen Füßen; zu alledem fing es wieder an zu regnen. In den Mangrowen um uns her, bald näher, bald ferner, heulten und jauchzten die Hyänen, eine kam, wahrscheinlich durch unsere hülflose Lage ermutigt, so nahe, daß man ihre Augen leuchten sah. Ich befahl dem einen Träger zu schießen, worauf sie verduftete. Schließlich kam Hilfe und wir zogen ab.

Den nächsten Tag blieben wir in Mandu marabu, wo unser Lager in herrlicher Umgebung aufgeschlagen war. Wir schafften wieder Ordnung und wurden vom herrlichsten Wetter begünstigt. Gegen Mittag entstand ein Heidenlärm, Kameele, Esel, Ziegen, Schafe und Menschen rasten wie wahnsinnig durcheinander; ein Bienenschwarm hatte das Lager überfallen, es war wirklich schauderhaft. Eine kleine Ziege, die zu fest gebunden war, um sich losreißen zu können, war von den kleinen bestachelten Teufeln buchstäblich bedeckt und stand zitternd und mit gesenktem Kopf da, sich in ihr Schicksal ergebend. Peters rief mir zu, das Thier tot zu schießen, um es von seinen Qualen zu erlösen, ich schnitt aber rasch den Strick durch und schleppte es in den Rauch eines der Feuer, die überall zum Schutze gegen unsere Feinde angezündet wurden; das half und das Thier graste schon eine halbe Stunde später in der größten Seelenruhe weiter. Bei diesem edlen Rettungswerk hatte ich zwei Stiche bekommen, die anfänglich schändlich schmerzten, glücklicherweise aber keine Geschwulst hinterließen. Ein Esel krepirte abends infolge der Bienenstiche.

Den 11. Juli.

Heute war Witu in großer Aufregung. Eine Gesandtschaft von etwa 100 Somali begab sich zu Fumo Bakari. Sie mußten unser Lager passiren und machten beim Anblick der Zelte, der weißen Gesichter, der Kanonen und der in langer Linie aufmarschirten Askari und Träger sehr erstaunte und zugleich lange Gesichter. Wenn sie wirklich die verwegene Absicht gehabt haben, sich durch einen Handstreich Witus zu bemächtigen, wie einzelne Leute hier behaupten, so werden sie einen solchen Plan jetzt ganz gewiß aufgegeben haben. Es war ein hochinteressanter Anblick, als die Kerls, größtenteils mit Flinten, aber auch mit Schild und Speer, Bogen und Pfeilen bewaffnet, im Gänsemarsch vorüberzogen. Besonders einer unter ihnen erregte berechtigtes Aufsehen, ein langer, dünner Schlingel mit einem ungeheuren Federkopfputz, sonst aber bis auf einen Hosenriemen, den er sich um den Leib geschnallt hatte, völlig unbekleidet. Heute Nacht wollen wir doch auf der Hut sein, es sind gefährliche Burschen. So idyllisch und friedlich unsere augenblickliche Lage auch scheint, so ist man sich doch stets bewußt, auf dem Kriegspfade zu sein; die geladene Büchse befindet sich immer in erreichbarer Nähe . . . .

Die verschiedenen Dialekte in unserem Lager sind Deutsch, Französisch, Englisch, Kisuabeli, Kinyamwesi, Somali und Arabisch. In den ersten vier verständige ich mich ganz gut, auch das Kinyamwesi macht wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Kisuaheli weniger Schwierigkeiten, die letzten beiden sind für mich versiegelte Briefe. Ich habe nie eine häßlichere Sprache gehört, wie das Somali, eine Reihe von tief aus der Brust und Kehle hervorgestoßenen, abgebrochenen Lauten. Du kannst Dir den Gesamteindruck ziemlich täuschend vorstellen, wenn Du aus einer Badewanne das Wasser abläßt und dann auf die Töne lauschst, die das letzte, durch das Abzugsloch fließende Wasser hervorruft.

Den 12. Juli.

Heute Morgen habe ich unsere Raketen, die durch Regen und Seewasser beschädigt waren, wieder einigermaßen in Ordnung gebracht und werde heute, wenn unsere Abendgesellschaft erscheint, ein kleines Brillantfeuerwerk zum besten geben, natürlich nur einige zur Probe. Ein häufiger Gast bei uns ist der erste Offizier des Sultans, Omar Hamadi, in seiner arabischen Tracht eine imponirende Erscheinung, in der Uniform eines preußischen Artillerie-Offiziers dagegen, in die er ab und zu seine Glieder zwängt, eine vollendete Karikatur. Besonders der Sitz der Beinkleider, die noch nach der alten Mode gearbeitet, also eng sind, beleidigt mein Kennerauge. Zu dieser Art Inexpressibles gehören unbedingt Stege, diese sind aber nicht vorhanden und deshalb rutschen die Hosen an den Knien in die Höhe; dazu gucken unten die bloßen Füße,

Digitized by Google

an denen Sandalen befestigt sind, heraus. Sein Benehmen ist das eines vollendeten Gentleman, und wenn er so abends bei uns im Zelt sitzt und mit der einen feinen und schmalen Hand die Theetasse zum Munde führt, während die andere vorsichtig die Untertasse darunter hält, würde er manches deutsche Damenherz mit großem Interesse erfüllen. Meine Photographie, die ich ihm zeigte, gefiel ihm sehr, im stillen dachte er sich wohl: Die sitzt ja noch besser, wie meine (die Uniform nämlich). Der Brave ist nicht wenig stolz auf seine deutsche Kriegertracht und hat in ihr bis jetzt wahrscheinlich das non plus ultra europäischer Schneiderkunst gesehen.

Den 13. Juli.

Meine Gesundheit ist unberufen noch immer die beste; Peters, der neulich nach einer schlaflosen Nacht nicht ganz disponirt und etwas blaß war, betrachtete mich mit einigem Neid und meinte, ich sähe geradezu unangenehm gesund aus. Verbrannt bin ich lange nicht so wie z. B. im Manöver; das kommt daher, weil man das Gesicht niemals unmittelbar der Sonne aussetzt. Borchert verträgt das Klima am wenigsten gut; als ich ihn neulich zum ersten Mal wiedersah war ich erschreckt über sein elendes Aussehen, Rust dagegen ist bis auf einen kleinen Dysenterie-Anfall immer wohlauf gewesen, ebenso unser verehrter Chef.

Gestern Abend war uns zu Ehren ein großes ngome, eine Art Kriegstanz der Männer, welche auf das Kommando eines großen strammen Kerls und unter dem Lärm von Trommeln und Pfeifen allerhand eigentümliche Bewegungen ausführten, begleitet von dem gellenden Gesang und dem Händeklatschen vieler Weiber und Kinder. Als der Zug langsam herannahte, feuerte ich aus meiner Flinte verschiedene Raketen ab, deren Zischen und langer Feuerschweif ein Entsetzen zur Folge hatte, das nur durch die Freude über das Platzen und die buntfarbigen Kugeln paralysirt werden konnte. Als letzten Knalleffekt lud ich in den einen Lauf eine rote, in den andern eine blaue Rakete und drückte dann beide Läufe zugleich ab; wir selber hatten unsere Freude an dem hübschen Anblick.

Den 14. Juli.

Peters rechnet darauf, in etwa sieben Wochen am Kenia zu sein, bis dahin reicht der Einfluß des Sultans von Witu, und seine Briefe werden uns die Reise erleichtern. Vom Kenia ab sind wir auf uns selbst angewiesen, und da wird es wohl mitunter zu kritischen Lagen kommen. Mit der oben erwähnten Somali-Gesandtschaft, die noch immer am Orte weilt, haben wir übrigens große Freundschaft geschlossen. Sie gehören zum mächtigen Stamme der Kawallallah, die ihre Raubzüge bis zum Kenia ausdehnen. Peters hat verschiedene wertvolle Abmachungen mit ihnen getroffen.

Den 16. Juli.

Die Somali sind doch feine Kerls, selbst unsere Kameeltreiber. Einer von diesen hatte neulich eins unserer Schafe gestohlen und wurde entdeckt. Der Headman Hussein und einige Askari begaben sich mit Ketten zu dem Delinquenten, um ihn in Arrest abzuführen. „Er will noch einmal in seine Hütte hineingehen," sagt er, um irgend etwas zu holen. Plötzlich fällt in der Hütte ein Schuß und der hineinstürzende Hussein findet den Mann mit zerschmettertem Schädel am Boden liegen. Er hatte den Tod der Schmach des Eisens vorgezogen. Auf unsere Krieger und auch auf einen Stock von etwa achtzig Trägern können wir uns felsenfest verlassen.

Den 22. Juli.

Zuletzt schrieb ich am 16. Juli, heute haben wir den 22. Diese lange Pause rührt daher, daß ich Fieber gehabt habe (endlich einmal). Es war ein kurzer, aber heftiger Anfall, an dem einen Tage hatte ich das Bewußtsein verloren und delirirte, Körpertemperatur 40.7 Grad. Gestern bin ich zum erstenmal aufgestanden und fühle mich heute trotz einiger Schwäche ausnehmend wohl, Appetit großartig. Ich nehme tüchtig Chinin und werde mich dadurch hoffentlich vor Rückfällen sichern. Wahrscheinlich übermorgen marschiren Peters und ich nach Engatana ab, für den Fall, daß ich beim Gehen müde werden sollte, habe ich einen Esel.

Den 25. Juli.

Unsere Abreise hat sich aus verschiedenen Gründen um einige Tage verzögert. Meine Gesundheit ist wieder die alte, vom Fieber weiß ich nichts mehr, ich werde aber in den nächsten Wochen auch Kräfte nötig haben. Morgen geht es also hinein in die für mich unbekannte Welt, bis Witu war ich ja schon früher vorgedrungen. Der morgige Marsch wird etwa 10 Stunden dauern, — eine heillose Arbeit, mit müden Trägern zu marschiren: alle Augenblicke werfen sie die Last ab, setzen sich darauf und behaupten, auf diesem Platze sterben zu wollen. Das Beste ist, man setzt sich auch ein Weilchen und bricht dann zusammen wieder auf. Im Lager sind sie dann nachher wie neugeboren und machen abends gewöhnlich noch einen großen und schrecklich lärmenden Tanz, bis man sie zu Bett jagt.

Augenblicklich regnet es einmal wieder in Strömen, die Regenzeit will dieses Jahr auch gar nicht aufhören. Hoffentlich läßt uns der Himmel nur morgen in Ruhe, ein erster Reisetag mit Regen ist etwas Schauderhaftes, ganz abgesehen davon, daß Freitag ist. . . . . .

Engatana, den 15. August 1889.

In Engatana, einem hübschen, am Tana gelegenen Pokomodorf, sitzen wir seit 14 Tagen, es ist unsere letzte Station, bis wir Tag für Tag ohne Aufenthalt weiter marschiren. Die hastige Landung und der Drang, möglichst rasch von der Küste fortzukommen, hatten begreiflicherweise in unserer Ausrüstung manche Lücke verdeckt, die sich jetzt fühlbar macht und ausgebessert werden muß. In 5 bis 8 Tagen spätestens wird alles in Ordnung sein, und dann treten wir den Weitermarsch an. Unsere Kanone, Munition, Granaten, Gewehre u. s. w. sind in tadellosem Zustande.

Meine Gesundheit ist seit dem neulichen Fieberanfall wieder ganz die alte, ich sehe mich jetzt auch sehr vor und nehme bei jeder Anstrengung, besonders nächtlicher oder im Sumpfterrain, stets Chinin, von dem ich immer einige Gramm bei mir führe. Die Temperatur wird augenblicklich durch den täglichen Südwest angenehm abgekühlt, zur Mittagszeit herrscht selbstverständlich trotzdem und trotz kühler Jahreszeit unerträgliche Hitze. Die Abende und Nächte sind aber so kühl, daß Peters und ich, wenn wir im Mondschein vor den Zelten sitzen und ästhetische Gespräche führen, dringend wärmerer Kleidung bedürfen. Er sitzt dann in einem tadellos modernen, erbsengelben Winterpaletot und ich in meiner roten, rohseidenen Decke. Zu unseren Füßen (das Ufer ist steil und hoch) wälzt der Tana seine gelben, eisenhaltigen Fluten nach Osten, dem Mond als zitternder Spiegel dienend, hinter uns hört man das Wiederkäuen der Kameele und Ochsen und die tiefen Atemzüge unserer Somali. Der Wind, der abends sich zu einer leisen Brise abschwächt, rauscht in den Bananenfeldern rings um uns her und in den Zweigen eines großen Baumwollenbaumes, der uns gegenüber am andern Ufer steht und dessen groteske Umrisse die Form eines Kopfes mit langem Bart haben. Peters und ich nennen ihn „unsern" Baum, und er kommt uns vor wie ein alter Freund, der alle Gespräche anhört und verschweigt.

Die Wapokomo, die Bewohner der Tana-Ufer, sind durchweg herkulische Gestalten, durch das fortwährende Bootrudern sind ihre Gliedmaßen ebenmäßig entwickelt, bei jeder Bewegung spielen wahre Berge von Muskeln; ich halte das, was man von ihnen erzählt: sie könnten einen Ochsen durch einen Faustschlag töten, für nicht unmöglich. Bekleidet sind Männer und Weiber (die letzteren oft mit sanften, sympathischen Zügen) nur mit einem Tuch um die Hüften, Kinder gehen im Naturzustande umher. Mit einer Art Zinnober färben sie sich bei feierlichen Gelegenheiten den ganzen Körper, sogar die Haare rot, sie haben dann die Farbe von nordamerikanischen Indianern, während sie ohne diese Tünche tief dunkelbraun aussehen. Männer und Frauen lieben es, sich mit langen Windungen von Kupferdraht zu schmücken, die Frauen tragen auch häufig sehr geschmackvolle Halsbänder aus Muscheln oder Glasperlen. Trotz ihrer riesigen Stärke sind die Wapokomo die feigsten Kreaturen, die man sich denken kann, eingeschüchtert und verängstigt durch die fortwährenden Erpressungen der Araber und Wasuaheli aus Kau. Weiter stromaufwärts werden sie kriegerischer. Ihre ganze Bewaffnung besteht aus einem wahren Ungeheuer von Speer mit riesenhafter Spitze; keinem andern, als dem starken Wapokomo, wäre es möglich, ihn zu schleudern. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau (Bananen, süße Kartoffeln, Mais, Reis, Mtama, etwas Tabak). Viehzucht wagen sie trotz geeigneten Landes wegen der Nähe der Wagalla und räuberischen Kawallalla-Somali nicht zu treiben. Auf Jagd gehen sie nur dann, wenn zur Regenzeit der Tana alles Land überflutet und weich gemacht hat. In dem zähen, schweren Boden sinkt dann das Wild, besonders das größere, bei jedem Tritt tief ein und wird dem Wapokomo eine leichte Beute. Fische scheint der Tana nur wenig zu haben, Flußpferde und Krokodile, weiter oben ziemlich häufig, sind am untern Flußlauf fast ausgerottet. Ich habe erst ein Krokodil gesehen. Wimmeln dagegen thut es auf und am Tana von jeglicher Art Geflügel, vom riesigen Pelikan und Marabu bis zur Bekassine und Bachstelze. Täglich schieße ich für unsern Tisch die delikatesten Braten und auch Vögel, die wegen ihrer Merkwürdigkeit interessant sind: schwarze, weiße, graue, blaue, rosarote Reiher und Störche, Ibisse — leider kenne ich die Namen nicht von all diesem Zeug, ihre Zahl ist Legion. Einige Tagereisen noch und wir kommen in das Land der Elefanten und Nashörner.

Den Prozeß wegen der „Neera" scheinen die Engländer ja zu verlieren, das würde ich diesen Herren von Herzen gönnen, Borchert ist in Sansibar und vertritt unsere Interessen. Wenn nicht alle diese englischen Intriguen gewesen wären, könnten wir jetzt schon bei Emin sein, von dem man übrigens ja wieder und wieder hört, er sei mit Stanley auf dem Rückmarsch. Doch das mußt Du besser wissen wie ich, Zeitungen habe ich seit 10 Wochen nicht mehr gesehen und Dein Brief Nummer 6, geschrieben im Mai, ist die letzte Nachricht aus der Heimat, die ich habe.

Den 16. August 1889.

Heute muß ich Dir in aller Ruhe ein etwas ernsthaftes Abenteuer schildern, das ich in der vorigen Woche bestanden habe.

Am 3. August schickte Dr. Peters einen Suaheli namens Bana Omari aus Kau, in Begleitung zweier unserer Somali den Tana hinauf, um sich zu vergewissern, ob sich dort Maus (Kanus aus ausgehöhlten Baumstämmen) befänden, die zur Beförderung eines Teils unserer Lasten käuflich wären. Am 8. August kamen Bana Omari und die Somali zurück, mit der Meldung, daß stromaufwärts eine Menge großer Maus vorhanden sein, daß die Besitzer sich aber weigerten, sie nach Engatana zu bringen, ohne vorher das Geld bekommen zu haben. Die Preise, die gefordert wurden, waren zum Teil exorbitant. Infolgedessen schickte Dr. Peters mich an demselben Tage den Fluß hinauf, um meinerseits mein Glück zu versuchen. Meine Begleitung bestand aus den Somali Nur Ali (war schon mit Bana Omari gewesen) und Alu Egal, sowie aus einem Boy zu meiner Bedienung, namens Mku. Um 4 Uhr nachmittags bestiegen wir eine große Mau, die von Dr. Peters bereits käuflich erworben war. Ich und die Somali waren mit Mauser-Repetirgewehren, Revolver und Dolchmesser bewaffnet, Mku führte ein Schrotgewehr. Zwei Wapokomo waren als Bootsleute engagirt. Die Fahrt stromaufwärts ging ziemlich langsam, da die einzigen hiesigen Mittel, um ein Boot vorwärts zu bringen, in einer langen Stange und einem kurzen Ruder bestehen; erstere wird von einem Mann geführt, der vorn im Boot steht, das Ruder dient einem anderen hinten sitzenden als Steuer. Wir passirten mehrere Wapokomo-Dörfer, in den auf dem linken Ufer liegenden wehte überall die Sultansflagge von Witu, das Land rechts vom Tana gehört bekanntlich zur englischen Interessensphäre. In Kulessa, einem großen Dorf am linken Ufer, befindet sich eine schwedische Mission, der Missionar war aber nicht zu Hause. Hier wechselten wir zum ersten Mal unsere Bootsleute und zwar nahm ich, da die Mau sehr groß war, drei Leute. Bei dem Dorfe Ngeloa machten wir gegen 12 Uhr nachts halt, ich selber schlief im Boot, die Anderen im Dorf. Um 3 Uhr morgens brachen

Digitized by Google

wir wieder auf, wechselten von Zeit zu Zeit die Bootsleute und machten um 12 Uhr mittags eine Pause, um uns einen Pelikan zu braten, den ich abends zuvor mit Mku's Flinte geschossen hatte. Gegen 2 Uhr nachmittags begegneten wir zwei Maus, die den Fluß herabkamen. In der ersten saß ein Suaheli, die andere wurde im Schlepptau geführt. Ich ließ mich heranrudern und sagte dem Suaheli, er möge die Mau doch nach Engatana bringen, dort würde sie ihm gut bezahlt werden. Er willigte ein und theilte mir zugleich mit, daß er in einem Dorfe stromaufwärts (den Namen konnte ich nicht verstehen) noch eine Mau liegen hätte, die ich auch bekommen könnte. Ich schrieb ein paar Worte an Dr. Peters, die ich dem Suaheli mitgab und fuhr weiter. Gegen 7 Uhr morgens machten wir bei einem Dorfe Namens Muina auf der englischen Seite halt. Ich sah hier nämlich eine große Mau liegen, die ich gern gehabt hätte. Aus einem Schauri, welches ich mit dem Mse (Dorfältesten) machte, erfuhr ich, daß die Mau nicht zum Dorfe gehöre, sondern von einem Suaheli hiergelassen sei. Der Mse sprach, weil ihm die Vorderzähne fehlten, sehr undeutlich, so daß ich ihn, da ich des Kisuaheli auch nicht vollständig mächtig bin, nur schwer verstehen konnte. Er hatte aber nichts einzuwenden, als ich ihm sagte, daß ich morgen früh die Mau nach Engatana schicken würde. Ich befahl Alu Egal, bei den Booten zu schlafen, und begab mich, nachdem ich für meine Leute noch etwas Reis gekauft hatte, in einer Pokomohütte zur Ruhe. Nach etwa zwei Stunden weckte mich Mku und sagte mit ängstlicher Stimme, es wären etwa 20 arabische Soldaten da, welche von oberhalb gekommen seien und sich die von mir mit Beschlag belegte Mau aneignen wollten. Ich eilte im Nachtgewand hinaus und sah allerdings eine ganze Anzahl dieser Araber, deren Büchsen und Dolche im Mondlicht glänzten. Der Anführer, ein ältlicher Mann, trat auf mich zu und sagte, er wolle die Mau haben, zugleich flüsterte er mir zu, daß seine Leute sehr „wakali“ (wild) seien. Ich erwiderte, ich hätte die Mau von einem Suaheli aus Kau (die Soldaten waren auch daher) gekauft und werde mein Recht zu schützen wissen; übrigens sei auch ich etwas wakali. Dann drehte ich mich um, ging in meine Hütte und zog mit größter Geschwindigkeit Hosen und Stiefel an, gürtete Messer und Revolver um, nahm die Büchse in die Hand und trat wieder ins Freie, wo unterdessen die beiden Somali, mit schußfertigem Gewehr vor den Booten stehend, sehr aufgeregt mit unseren Gegnern verhandelten. Die ganze männliche Ortsbevölkerung bildete mit ihren riesenhaften Speeren (ihre einzige Waffe) den Hintergrund. Der arabische Chef trat wieder auf mich zu und sagte mir alles Mögliche, wovon ich nur das verstand, daß er die Mau haben wolle. Ich schüttelte energisch mit dem Kopf und spielte dabei mit meinem Revolver, den ich in der rechten Hand hielt. Der Somali Nur Ali zeigte unterdessen seinem Gegenüber den Mechanismus seiner Repetirbüchse, auch wir traten heran, und der Araber fragte mich, auf den Revolver zeigend, was das für ein Ding sei. Statt aller Antwort feuerte ich die 6 Schuß in schneller Reihenfolge in die Luft. Die Wirkung war derartig, daß der Araber mir freundlich die Hand drückte und seinen Leuten abzumarschiren befahl. Dann bettelte er mich um etwas Tabak an, von dem er sehr wenig erhielt, und entfernte sich mit wiederholten Versicherungen seiner Freundschaft. Diese Nacht blieb ich wach, die Dorfbevölkerung war unruhig, es kamen und gingen Boten und ich war froh, als der Morgen graute. Ich setzte Alu Egal und einen Mpokomo in die neue Mau und schickte sie nach Engatana zurück.

Eigentlich war mein Auftrag jetzt erfüllt, denn ich sollte nur zwei Maus besorgen, aber ich konnte nicht wissen, ob der Suaheli auch wirklich seine Mau nach Engatana gebracht habe, auch hatte Nur mir erzählt, daß in einem Dorfe Derani, welches noch eine Tagereise stromaufwärts läge, sich große und schöne Maus in Menge befänden. Deshalb fuhr ich mit Nur und Mku weiter stromaufwärts. Es fiel mir auf, daß auf dem englischen Tanauser zahlreiche Banden von bewaffneten Wapokomo erschienen und uns unter drohenden Geberden Unverständliches zuschrieen und uns ganze Strecken lang begleiteten. Einige Gewehre, die ich unter ihren Waffen sah, bewiesen mir fast zweifellos, daß Araber die Hand im Spiele hatten, denn die Wapokomo führen (wie schon gesagt) keine anderen Waffen, wie ihre gigantischen Speere. Ich befahl den Bootsleuten, sich dicht am anderen Ufer zu halten und ignorirte die Tumultuanten vollständig. Nach und nach legte sich der Lärm, alles wurde ruhig, nicht einmal, als ich nachmittags zwei wilde Enten schoß, zeigte sich jemand am Ufer. Überall sah man große und schöne Maus liegen, zum größten Teil ohne Wächter, so daß ich leicht einige hätte kapern können, wenn ich das gewollt hätte.

In Derani kamen wir kurz vor 6 Uhr abends an, ich trat bewaffnet und von Nur und Mku gefolgt ans Ufer und verlangte den Mse zu sprechen. Das Dorf wimmelte von Speerträgern, aber wieder bemerkte ich einige Araber mit Flinten. Der Mse saß auf einer Matte, er lud mich ein, Platz zu nehmen, und darauf fing ich an, zu erzählen. Ich sagte, in Engatana sei jetzt der Chef einer großen Expedition von Europäern mit Kriegern und Trägern und Kameelen, auch hätte er eine Kanone bei sich. Dieser bana mkuba sana (sehr großer Herr) hätte einige Maus nötig und bäte den Mse, ihm einige hinabzuschicken, um sich davon auszuwählen. Die Besitzer würden Geld oder Zeug ꝛc. bekommen. Da der Alte wohl kaum alles verstanden hatte, so wiederholte ihm Mku, der schon mehr an meinen Jargon gewöhnt ist, die ganze Rede. Die Antwort, die nach einigem Zögern erfolgte, lautete: es wären keine Maus da. Ich stand auf und sagte, ich würde selbst zusehen. Nur und Mku gingen dicht hinter mir, dann folgte in erwartungsvoller Stille der große Haufen, wohl gegen 100 Mann. In einiger Entfernung von meiner mau lag eine andere, nagelneu und sehr groß; ich legte die Hand darauf und sagte, laut, daß ich diese Mau zu haben wünsche. Ein schrecklicher Auftritt erfolgte: furchtbares Gebrüll ertönte aus allen Kehlen, Speere wurden gehoben und Flintenhähne knackten, ein großer Kerl, wahrscheinlich der Besitzer der Mau, sprang auf mich zu und setzte mir das Speereisen auf die Brust, seine häßlichen Züge waren durch die Wut zu einer Teufelsfratze verzerrt. Fortwährend mit seinem Speer zuckend, schrie er mich auf Kipokomo an, wovon ich natürlich kein Sterbenswörtchen verstand. In der linken Hand hielt ich die fertige Büchse, in der rechten den Revolver, den ich schnell und heimlich spannte. Äußerlich blieb ich vollkommen ruhig, hatte auch keine Angst, nur eine Art Gefühl, daß es jetzt doch wohl ans Sterben ginge. Ich verlangte Ruhe und sagte dann zu dem Mann, ich wolle nicht mit ihm verhandeln, sondern mit dem Mse, er solle weggehen. Ich sah, wie er den Speer fester faßte und hob den Revolver, da stürzte Mku, der unterdessen die Leute zu besänftigen versucht hatte, heran, warf sich vor dem Mann auf die Knie und hielt ihm den Arm fest, zugleich flehte er mich an, doch ins Bot zu gehen. Langsam, den Revolver der Menge entgegenhaltend, schritt ich rückwärts zum Boot. Nur saß schon drin und Mku folgte, die Bootsleute wollten mit aller Kraft abstoßen, da erscholl vom Ufer betäubendes Triumphgeheul und Händeklatschen. Ein Flintenträger sprang vor, schlug auf mich an und gab Feuer, rasch folgten hintereinander mehrere Schüsse, die Kugeln schlugen ins Boot. Mich durchzuckte der Gedanke, daß die Kerle, wenn ich nicht antwortete, immer unverschämter werden würden. Ich hob daher die Büchse, zielte auf den Mann, der zuerst geschossen hatte und sah, wie er im Feuer fiel. Dann zog ich den Revolver und feuerte, da noch ein Schuß vom Ufer kam, 5 Schuß (ein Versager) auf den großen Haufen ab. Die Wirkung konnte ich nicht feststellen, da es schon ziemlich dunkel war und drüben ein furchtbarer Tumult herrschte. Trotzdem unser Boot rasch stromabwärts glitt, hatten wir doch wieder bald eine zahlreiche Begleitung am andern Ufer. Wir lagen bis auf die Bootsleute platt im Boot und bloß die Gewehrläufe ragten hervor; der Anblick dieser hielt wahrscheinlich die Leute ab, noch weiter zu schießen, trotzdem man aus dem wütenden Geschrei heraushörte, daß watu wanne (4 Männer) gefallen seien. Nach einer halben Stunde wurde es ruhiger, man hörte nur noch in der Ferne rufen und antworten. Ich hüllte mich in eine Decke und schlief fest ein. Nach etwa zwei Stunden wachte ich auf, unsre Mau lag still am linken Ufer, drüben wimmelte es von Männern und Nur zeigte auf einige Maus, die dicht mit Kriegern bemannt stromabwärts lagen und uns den Weg versperrten. Die Leute von Derani hatten offenbar die benachbarten Dörfer alarmirt und kamen jetzt, um Rache zu nehmen. Fortwährend wiederholten sie, ich hätte 4 Mann von ihnen erschossen und sie würden uns alle töten. Was war zu thun? Wenn ich weiter den Fluß hinabfuhr, so wäre ich den Feinden direkt in die Hände gefallen, jedenfalls hätten wir uns aus nächster Nähe ihren Speeren aussetzen müssen, die sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen verstehen. Da die Maus sehr schmal sind, so wären wir außerdem ziemlich sicher umgeschlagen, wenn wir irgendwo kollidirten, was sich kaum hätte vermeiden lassen. Es blieb also nichts weiter übrig, als schnell an das Ufer zu springen, sich zu verstecken und dann den Marsch zu Fuß fortzusetzen. Daraufhin lautete auch der Rat, den mir Mku gab, welcher inzwischen einen der Botsleute durch Versprechungen bewogen hatte, uns als Wegweiser zu dienen. (Die Wapokomo des Sultanats Witu scheinen mit ihren Stammesgenossen oberhalb und besonders den am englischen Ufer wohnenden nicht auf sehr freundlichem Fuß zu stehen.) Bis auf zwei Decken, die Mku mitnahm und zwei mit Wasser gefüllten Feldflaschen ließen wir alles im Boot zurück, sprangen mit einem Satz ins hohe Ufergras und begannen zu laufen. Mit schwerem Herzen ließ ich die Mau im Stich. Unsere Flucht war bemerkt worden, das bewies uns das erneute, hundertstimmige Geschrei und eiliges Rudergeplätscher. Bald hörten wir hinter uns, rechts und links von uns, die Stimmen der Verfolger. Wir rannten einer hinter dem andern, der Mpokomo zuerst, ich als Letzter, etwa eine halbe Stunde weiter, kreuz und quer, bald hinstürzend, bald an Dornen hängen bleibend. Schließlich kamen wir in ein Bananenfeld, in dem ich bis an den Hals in ein großes Loch fiel; ich war so müde und außer Atem, daß ich nicht mehr laufen konnte und wollte. Wir legten uns platt auf den Boden, gegen das Licht des Vollmonds schützten uns die breiten Bananenblätter. Überall um uns her, bald näher, bald ferner, hörte man rufen und schreien, wir lagen ganz still mit fertiger Büchse, wohl eine halbe Stunde lang. Dann verzogen sich die Stimmen allmählig, wir standen leise auf und begannen unter der Führung des Mpokomo unsern Heimweg. Es war eine kritische Lage, in der ich mich befand: mit nur zwei Begleitern in der Steppe, drei Tagemärsche von Dr. Peters entfernt, umgeben von Hunderten von Feinden. Der Mpokomo sagte, wenn es uns gelänge, zu den Wapokomo des Sultans von Witu zu kommen, wären wir gerettet. Wir wanderten die ganze Nacht hindurch durch Sumpf und Wald, über Felder und Steppe, jede Ansiedlung vermeidend und uns möglichst im hohen Grase haltend. Zuerst mußten wir öfters Halt machen, um einen Trupp Wapokomo vorbeizulassen, die eifrig auf der Suche waren. Gegen 3 Uhr morgens kamen wir müde und vom Nachttau bis auf die Haut durchnäßt, in dem Heimatsdorfe unseres braven Führers an, schnell besorgte er uns eine kleine Mau und wir glitten stromabwärts mit dem angenehmen Gefühl, aus der Klemme zu sein. In einer halben Stunde legten wir bei einem Dorfe auf der Witu-Seite an, der Mpokomo empfahl uns und ihm eine Stunde Ruhe zu gönnen, wir wären jetzt in Sicherheit.

Ich lag bald in meiner Pokomo-Hütte, in der ein behagliches Feuer knisterte, in tiefem Schlaf. Gegen 6 Uhr Morgens wurde ich geweckt und wir machten uns zur Weiterfahrt fertig. Jetzt ereignete sich ein höchst merkwürdiger Zufall: In dem Augenblick, als ich ins Boot steigen wollte, trieb um die nächste Ecke des oberen Flußlaufs eine Mau herab, von zwei Mann gesteuert, in der ich zu meinem nicht geringen Erstaunen unsere alte Mau erkannte, die wir in der letzten Nacht in Stich gelassen hatten. Wie die Leute herabgekommen waren, ob die allgemeine Verwirrung eine Flucht ermöglicht hatte oder ob die Wapokomo aus Furcht vor der Rache der Europäer nicht gewagt hatten, die Mau zu nehmen, das kannte ich von den Leuten, die nur Kipokomo sprachen, nicht erfahren — genug, die Mau war da und alle meine Sachen noch darin. Gegen 12 Uhr langte ich wieder in Engatana an und ein wundersames Gefühl hob mir die Brust, als ich durch das Grün der Bäume unsere Zelte schimmern und vor dem des Dr. Peters die deutsche Flagge flattern sah. Die Wapokomo erhielten reichlichen Lohn und der wackere Wegführer nach 10 R. extra; ohne ihn wäre wohl keiner von uns mit dem Leben davongekommen. Von den beiden Boots-Wapokomo erhielten wir genaue Nachricht über den Verlust, den meine 6 Schüsse den Gegnern zugefügt hatten: Zwei Mann waren tot auf

Digitized by Google

dem Platze geblieben, einem dritten die rechte Brust durchschossen und einem vierten die rechte Kniescheibe zerschmettert.

Den 17. August 1889.

Gestern Abend brachte ein Mpokomo die Nachricht, eine große Expedition, bestehend aus einem Weißen und 200 Trägern, marschire den Tana hinauf und sei jetzt im Golbanti, einem Ort am englischen Ufer, der etwa 3 Tagemärsche von uns entfernt liegt. Das ist wahrscheinlich wieder einmal eine englische Emin Pascha-Expedition, nach 2 verunglückten die Dritte. Wir lassen uns dadurch gar nicht stören, sondern warten erst unser Getreide ab —.

Den 18. August 1889.

Heute hat das Fieber wieder einmal ein Opfer verlangt. Einer unserer Träger, der den bekannten Namen Mirambo führt, hat das Zeitliche gesegnet — Friede seiner Asche! Morgen wird er von seinen Stammesgenossen beerdigt und von nah und fern ziehen die Geier heran. Unser Koch schoß eben eins von diesen Tieren, das sich höchst ungenirt in der Nähe der Kochtöpfe niedergelassen hatte Wir essen heute Konserven, denn ich habe mir gestern die eine große Zehe verstaucht und bin nicht im stande, auf Jagd zu gehen. Es gibt Boeuf à la mode und Butterbohnen, das sind die Aufschriften der Konservenbüchsen, die ich herausgegeben habe. Heute ist außerdem Sonntag und der Tag der Schlacht bei Gravelotte, vielleicht gelingt es mir, bei Peters eine Flasche Portwein oder Sekt durchzusetzen. Wir leben in spirituoser Beziehung sonst sehr solide und trinken im allgemeinen nur Tana-Wasser mit einem Schuß Kognak zum Bazillentöten. Neulich fand ich in einer Kiste, bei deren Nummer das Wort „Toilettenartikel" verzeichnet stand, eine Schachtel mit drei Flaschen des feinsten Lohse'schen Parfüms. Peters, als Chef, bekam zwei davon, ich erhielt dafür die schönste: „Königin der Nacht." Wir bedienten uns dieses ungewohnten Luxusartikels sofort und so reichlich, daß wir beim Mittagessen wie zwei Moschustiere einander gegenübersaßen.

Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich vielleicht schon auf dem Wege nach dem Kenia bis Korokoro vorgedrungen. Hier kommen wir in das Gebiet der Kawallallah-Somali, mit denen Peters in Witu Beziehungen angeknüpft hat. Wahrscheinlich werden wir bei ihnen Unterstützung finden, hoffentlich auch bei den Massai, die doch nicht so gefährlich zu sein scheinen, wie Thompson sie schildert. Wir haben einen Menschen bei uns, der schon dreimal bei ihnen war und die Gegend bis zum Baringo genau kennt, auch fertig Massai spricht. Ich lernte ihn in Lamu kennen, und es gelang mir, ihn zu engagiren. Er ist ein Suaheli und lauscht auf den Namen Hamiri. Mein Tagebuch führe ich mit großer Pünktlichkeit, es macht mir viel Spaß.

Den 19. August 1889.

Zu berichten habe ich eigentlich nichts mehr, wir leben hier Tag für Tag in einförmiger Weise und blicken sehnsüchtig den Tana hinab, ob unsere Waren noch nicht kommen, die schon längst angemeldet sind. Wir brennen alle aufs Weitermarschiren, selbst unsere Träger, die doch hier ein sehr beschauliches und faules Dasein führen, kommen von Zeit zu Zeit und fragen an, obs nicht bald losgehe. Höchst merkwürdigerweise regnet es jetzt fast täglich, wenn auch nur wenig nach hiesigen Begriffen, so doch jedem afrikanischen Komment zuwider. In der letzten Nacht gab es sogar einen kleinen Wolkenbruch, der uns aber in unseren wirklich tadellosen englischen Zelten, die durchaus wasserdicht und außerdem noch gegen das Verfaulen imprägnirt sind, durchaus nichts anhaben konnte.

Peters hat die Absicht, auf einige Zeit keine Nachrichten mehr nach Europa gelangen zu lassen, bis irgend ein Erfolg verzeichnet werden kann. Er hat auch mich gebeten, vorläufig keine weiteren Briefe mehr zu schreiben. Wir werden also jetzt wohl für einige Zeit als verschollen gelten müssen, beunruhigt Euch deshalb nicht. Alles Interessante wird treu in mein Tagebuch niedergeschrieben und geht daher nicht verloren.

Koloniale Rundschau.

Südwestafrika.

Die in der Kapstadt erscheinenden englischen Blätter haben großen Lärm darüber erhoben, daß der die deutsche Schutztruppe im Damaralande befehligende Hauptmann von François zwei Engländer, Freunde des bekannten R. Lewis, verhaftet und dann ausgewiesen habe. Sie veröffentlichen Briefe von Samuel Maharero (Sohn des Oberhäuptlings der Hereros), aus welchen hervorgehen soll, daß die einheimische Bevölkerung von der deutschen Schutzherrschaft nichts wissen wolle und daß es unter solchen Umständen grausam sei, diese Herrschaft mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Nach einer in deutschen Blättern erschienenen halbamtlichen Mitteilung, welche sich auf Berichte stützt, die bis zum 18. September reichen, verhält sich die Sache in Wahrheit so, daß der stellvertretende Kaiserliche Kommissar zwei in Otyimbingue ansässige, in Diensten des Lewis stehende Engländer in Untersuchungshaft hat nehmen lassen, weil dieselben die Eingebornen gegen die deutsche Schutzherrschaft aufzuwiegeln versuchten und den Anordnungen der deutschen Behörden keine Folge leisteten. Nachdem durch Zeugenaussagen die Schuld der Angeklagten festgestellt war, sind dieselben durch eine Verfügung des Reichskommissars vom 14. September vorläufig aus dem Schutzgebiet ausgewiesen. Die von englischen Zeitungen in Kapstadt gebrachte Nachricht, daß infolge dessen der Häuptling Maharero die Deutschen aus seinem Gebiete ausgewiesen und deutsche Missionare als Geißeln zurückbehalten habe, hat sich, der erwähnten offiziösen Mitteilung zufolge, nicht bestätigt, vielmehr ist nach dem an den erwähnten englischen Agitatoren statuirten Exempel die Ruhe nirgends gestört. Das ebenfalls in den kapländischen Zeitungen erwähnte Schreiben des Sohnes von Maharero an den stellvertretenden Kaiserlichen Kommissar vom 16. August d. Js. mit Klagen über das Auftreten der deutschen Polizeitruppe im Hererolande hat sich als ein von den Freunden des Lewis inspirirtes Machwerk erwiesen.

Die Klagen der englischen Blätter darüber, daß Deutschland mit seiner Schutzherrschaft in Südwestafrika Ernst macht und englischen Aufwieglern die Thür weist, sind mehr als naiv. Wir fürchten nur, daß die kleine, jetzt vorhandene Schutztruppe nicht hinreicht, um mit der nötigen Thatkraft vorgehen zu können. Einer neuern Nachricht zufolge soll Lewis, der sich vor einiger Zeit nach der Kapstadt begeben hatte, in das Damaraland zurückgekehrt sein. Wenn dies wahr ist, so können ernste Konflikte bevorstehen und es fragt sich, ob Hauptmann v. Francois mit seinen 19 Mann weißer Soldaten den von Lewis aufgehetzten Hereros gewachsen sein wird. Dem Reichstag liegt bekanntlich eine Mehrforderung behufs Verstärkung der Schutztruppe vor. Eine solche Verstärkung ist zur Aufrechterhaltung des deutschen Ansehns in Südwestafrika durchaus notwendig und der Reichstag würde eine schwere Verantwortung auf sich laden, wenn er die Forderung ablehnen wollte.

In Großnamaqualand (dem südlichen Teil des südwestafrikanischen Schutzgebiets) hat Hendrik Witboy, der religiös-fanatische Häuptling von Gibeon, welcher sich von Gott zum Retter und Beherrscher des Landes berufen glaubt, nachdem er vor einiger Zeit die sogenannte „rote Nation" besiegt, beraubt und von ihrem Sitze Hoachanas vertrieben hatte, neuerdings auch über einen andern Hottentottenhäuptling, Jan Jonker, einen Sieg davon getragen, bei dem Jan Jonker das Leben verlor. Dadurch ist Hendriks Macht außerordentlich gewachsen. Mag er sich nun wieder gegen die Todfeinde der Hottentotten, die Hereros, wenden oder erst die übrigen Hottentottenhäuptlinge sich zu unterwerfen suchen, immer bleiben seine Raubzüge eine Störung der Sicherheit des Landes und eine Gefahr, mit der sich auch die deutsche Schutzgewalt über kurz oder lang wird auseinandersetzen müssen.

Die Nachricht, daß die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche seiner Zeit zur Erwerbung der Lüderitzschen Besitzungen gegründet worden ist, im Begriffe stehe, den größten Teil ihrer Ländereien und Gerechtsame an ein holländisch-englisches Konsortium zu verkaufen, hat in kolonialfreundlichen Kreisen Befremden und Bedauern erregt, während die Gegner der kolonialen Entwicklung Deutschlands sich schadenfroh die Hände reiben. Wer aber dem Gange der Dinge in Südwestafrika mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann von jener Nachricht weder überrascht sein, noch in der gemeldeten Thatsache, wenn sie sich vollziehen sollte, eine für unsere kolonialen Interessen nachteilige Wendung erblicken. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika litt von vornherein an dem Fehler, an dem fast alle unsere kolonialen Unternehmungen kranken: sie trat mit zu geringen Mitteln an ihre Aufgabe heran. Diese Aufgabe war riesengroß. Die Lüderitzschen Besitzungen, welche die Gesellschaft erwarb, erstrecken sich auf ein Gebiet von ungefähr 3500 Quadratmeilen. Und dieses Gebiet, dem es an den einfachsten Verkehrseinrichtungen fehlt und das vermöge seiner Bodenbeschaffenheit jedem Anbauversuch große Schwierigkeiten bereitet, sollte mit einem Betriebskapital von ungefähr einer Million Mark wirtschaftlich erschlossen werden! Die Gesellschaft bemühte sich redlich, das Land zu erforschen. Sie schickte Expedition über Expedition hinaus. Leider war das Ergebnis kein erfreuliches! In der Nähe der Küste Sand und Stein, weiter nach innen wasserlose Steppen, dann erst Weideland, nur wenige Stellen zum Ackerbau geeignet, die Mineralschätze nur mit ungeheuren Kosten zu heben. So ungefähr war das Bild, welches die Expeditionsberichte von dem Besitz der Gesellschaft entwarfen. Der Goldfund der australischen Digger schien bessere Zeiten zu versprechen. Die Gesellschaft erhielt das Bergregal, sie setzte eine Bergbehörde ein und errichtete eine dem Befehl des Reichskommissars unterstellte Schutztruppe. Alles dies kostete viel Geld und das Betriebskapital der Gesellschaft verminderte sich von Jahr zu Jahr, da den Ausgaben keinerlei nennenswerte Einnahme gegenüberstand. Auch die deutschen Unternehmungen, welche zur Ausbeutung der Goldfunde, zum Teil auf Veranlassung der Kolonialgesellschaft, hinausgingen, hatten keinen solchen Erfolg, daß deutsches Kapital zu weiterer Beteiligung sich hätte angezogen fühlen können. Gold ist freilich an verschiedenen Stellen gefunden, doch war es überall nur ein vereinzeltes Vorkommen. Es ist möglich, daß weitere Nachforschungen bessere Ergebnisse liefern, aber wenn dies auch der Fall, so lassen sich die Schwierigkeiten, mit welchen der Bergbau zu kämpfen hat, nur durch Aufwendung enormer Summen überwinden. Es fehlt an Wasser, an Brennmaterial, an gebahnten Wegen. Um diese Mittel des Betriebs zu beschaffen, müssen viele Millionen verwendet werden, und der Erfolg bleibt immerhin zweifelhaft. Das sind keine verlockenden Aussichten für den deutschen Kapitalisten. Wenn nun holländisch-britisches Kapital bereit ist, das Wagnis zu unternehmen, so muß man dies im Interesse des Schutzgebiets mit Freude begrüßen. Die deutsche Schutzherrschaft bleibt selbstverständlich aufrecht erhalten, und für die deutsche Arbeit wird sich unter dem Schutze des Reichs ein weites Feld eröffnen, wenn der beabsichtigte Verkauf zu stande kommt. Die zur Zeit im Schutzgebiet noch bestehenden deutschen Unternehmungen (z. B. die südwestafrikanische Kompanie) werden neuen Aufschwung gewinnen, wenn das Land durch englisches Kapital wirtschaftlich erschlossen wird. Sind wir recht unterrichtet, so geht die Absicht der Gesellschaft nicht dahin, ihr ganzes Besitztum zu verkaufen, vielmehr will sie den südlichen Teil, welcher den ersten deutschen Kolonialerwerb darstellt, d. h. Lüderitzbucht (Angra-Pequena) mit dem dazu gehörigen Hinterland vom 26. Grad südl. Breite bis zum Oranefluß, in ihrem Besitze behalten. Den Lesern der Kolonialzeitung ist dieses Gebiet durch die Berichte des Verwalters von Lüderitzbucht, Herrn E. Hermann, bekannt[1]). Es giebt dort große, jetzt unbenutzte Flächen, auf denen Viehzucht, an manchen Stellen auch Ackerbau mit Nutzen betrieben werden könnte, und das vortreffliche Klima würde die Ansiedelung deutscher Kolonisten begünstigen. Verwendet die Gesellschaft die ihr durch den Verkauf ihres übrigen Besitzes zufließenden Mittel dazu, um hier Straßen anzulegen, Brunnen zu graben, die Viehzucht zu fördern, den Wohlstand auch der Eingeborenen zu heben und Handel und Verkehr hervorzurufen, so wird damit dem kolonialen Interesse Deutschlands besser gedient sein, als wenn die Gesellschaft, welche den ältesten deutschen Kolonialbesitz

[1]) s. Kol.-Ztg. von 1888 Nr. 30, 1889 Nr. 26 u. 27.

Digitized by Google

verwaltet, durch Mangel an Mitteln zur Auflösung genötigt wäre. Soviel uns bekannt, hat die Gesellschaft bereits den Plan ins Auge gefaßt, die ihr eventuell zur Verfügung stehenden Summen zu den soeben angedeuten Zwecken und außerdem zur Bestreitung von Ausgaben zu verwenden, welche durch Ausdehnung der Verwaltungsthätigkeit des Reichs auf den südlichen Teil des Schutzgebiets entstehen werden. — Fassen wir alles Gesagte zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die Freunde der deutschen Kolonialpolitik dem Ausgange der von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika eingeleiteten Verhandlungen ohne Besorgnis entgegensehen und die Äußerungen kurzsichtiger Schadenfreude auf Seiten unserer Gegner mit voller Ruhe anhören können. Will fremdes Kapital versuchen, was dem deutschen bis jetzt noch nicht gelungen ist, nämlich unser südwestafrikanisches Schutzgebiet zu befruchten und wertvoll zu machen, so wäre es thöricht, einem solchen Versuch aus übelangebrachter nationaler Eifersucht entgegentreten zu wollen. Zur Eifersucht ist hier um so weniger Grund vorhanden, als der weitaus größte Teil des Schutzgebiets, und der deutschen Interessensphäre, auch wenn der beabsichtigte Verkauf von Gesellschaftseigentum zu Stande kommt, deutschen Unternehmungen nach wie vor offen stehen wird.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 29. Oktober unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher in den Räumen der Gesellschaft eine Sitzung ab. Herr Direktor im Reichspostamt Sachse referirte namens der vereinigten Kommissionen über den Antrag Eberswalde, Vize-Admiral v. Livonius über den Antrag Hannover, Professor Schüller über die Thätigkeit der Kommission zur Aufstellung eines Fragebogens in betreff der Tropenhygiene. Der Herr Generalsekretär legte ein Schreiben vor, welches an die Abteilungen und an die mit der Bildung von Abteilungen betrauten Personen gerichtet werden soll, um die Mißdeutung auszuschließen, als ob die Deutsche Kolonialgesellschaft abweichend von dem Ziele der deutschen Kolonialpolitik Bestrebungen verfolge. Zur Kenntnisnahme gelangte ferner ein Schreiben des Kaiserlich deutschen Konsuls Herrn Müser in Brüssel, welcher die erfreuliche Mitteilung machte, daß sich dort am 2. November eine Abteilung der Gesellschaft bilden werde. Dem Herrn Konsul wurde für seine Bemühungen der Dank des Präsidiums votirt. Der Ausschuß nahm ferner Kenntnis von den erfreulichen Arbeiten einer größeren Anzahl von Freunden der kolonialen Entwicklung aus allen Teilen des Reiches, welche in ihren Städten für die Ausbreitung unserer Sache zu wirken und die Bildung von Abteilungen zu unternehmen bereit sind. Die Orte, in welchen die Abteilungsbildung in der nächsten Zeit vor sich gehen dürfte, sind Bernburg, Ratibor, Görlitz, Kreuznach, Lauenburg, Löbau i. S., Kitzingen, Weißenburg a. S., München-Gladbach, Oberhausen, Osnabrück, Ludwigsburg, Bensheim, Gießen, Höxter, Königsberg i. P., Tilsit, Bartenstein, Rastenburg, Torgau, Gumbinnen, Wernigerode, Celle, Hameln, Arnsberg, Bückeburg, Siegen, Offenbach, Speyer, Posen und Culm. Es ist dies, wenn es auch nicht überall zur Abteilungsbildung kommen sollte, ein hocherfreulicher Erfolg nicht nur der agitatorischen Thätigkeit, sondern vor allem der Bethätigung des sich überall vertiefenden Bewußtseins von dem Nutzen und der Notwendigkeit kolonialer Bestrebungen. Für die mannigfachen Bestrebungen, welche mit dem Worte „überseeische Ausbreitung" bezeichnet werden, ist eben ein Zusammenfassen in einen uneigennützigen Verein, von dem Anregung und Belehrung ausgehen und eine gewisse Sicherung der kolonialen Interessen gewährt werden kann, mehr als je ein Bedürfnis. Die Auskunftertheilung, die Aufgaben, welche bei der Behandlung der Auswanderungsfrage erwachsen, die Beurteilung praktischer Kolonialunternehmungen, die gewissenhafte Berichterstattung und unparteiische Beurteilung der Vorgänge in den eigenen und fremden Kolonien, erfordern in erhöhtem Maße die Wirksamkeit eines uneigennützigen, weitverzweigten Vereins. Wir stehen erst am Beginn unserer Thätigkeit, und es läßt sich noch gar nicht übersehen, welche Aufgaben unserer harren, je weiter die Entwicklung der Kolonien fortschreitet. Wir hegen deshalb die Hoffnung, recht bald von den stattgehabten neuen Abteilungsbildungen unseren Lesern Kenntnis geben zu können.

— Die Abteilung Berlin hielt am 28. Oktober unter dem Vorsitz des Herrn Prof. Dr. Cuny im Architektenhause ihren Herrenabend ab. Leutnant Raddatz, der der Wißmannschen Schutztruppe angehört, aber wegen Krankheit beurlaubt ist, sprach, einer Anregung des Herrn Major Liebert folgend, speziell über die soldatischen Eigenschaften der verschiedenen Völkerstämme, aus denen die Schutztruppe zusammengesetzt ist. Er stellte die Zulus wegen ihrer physischen Kraft und ihres Mutes am höchsten, sprach sich in Übereinstimmung mit früheren Mitteilungen abfällig über die Somalis und verhältnißmäßig günstig über die Sudanesen aus. Er gab sodann im Laufe der Diskussion noch interessante Mittheilungen über die Befestigungen und Gesundheitsverhältnisse der einzelnen Stationen, von denen er besonders Tanga rühmte. Die anderen Stationen, Dar-es-Salaam und Pangani, leiden infolge ihrer Lage an Sümpfen und an Flußmündungen sehr unter den besonders zur Ebbezeit sich entwickelnden Miasmen, während Tanga, auf einer Höhe gelegen, von Seewinden während des größten Teiles des Jahres bestrichen wird. Nächst Tanga ist Bagamoyo gesundheitlich am besten, da die Sümpfe weit entfernt liegen. Es wurde allseitig gewünscht, daß wenigstens auf jeder Station, wo ein Teil der Schutztruppe sich befindet, auch ein deutscher Arzt stationirt werde, da die jetzige ärztliche Hülfe keineswegs ausreichend sei. — Am 4. November sprach Herr Dr. Kersten über die projektirte deutsche Dampferlinie nach Ostafrika, zeichnete mit wenigen kräftigen Strichen die Lage und beleuchtete die erheblichen Vorteile einer Weiterführung der Linie über Delagoabai bis Port Natal, wodurch eine enge Beziehung mit den kaufkräftigen und entwickelungsfähigen Portugiesen, Buren, sowie den Deutschen in Südafrika hergestellt würde, welche im höchsten Grade geeignet sei, ein Gegengewicht gegen die drohende Präponderanz der Engländer zu bilden. Redner schloß mit dem Hinweise, wie notwendig es sei, die Beziehungen mit dem Deutschtum in Südafrika mehr als bisher zu pflegen und bezeichnete die Stärkung deutscher Interessen in diesem Teile des afrikanischen Kontinents als eine dankbare Aufgabe der Deutschen Kolonialgesellschaft. Aus dem weiteren Verlauf der Versammlung ist noch die Mitteilung eines anwesenden Vertreters der Pflanzergesellschaft erwähnenswert, daß die am 2. November stattgehabte Generalversammlung dieser Gesellschaft beschlossen habe, ihre praktische Thätigkeit unverzüglich wieder aufzunehmen, und zwar in Tanga.

— Die Abteilung Köln eröffnete die Reihe ihrer Vortragsabende am 29. Oktober durch einen Vortrag des Herrn Hugo Zöller im Isabellensaal des Gürzenich, welcher bis zum Erdrücken gefüllt war. Von der Versammlung lebhaft begrüßt, begann der Redner seine Ausführungen mit einer Schilderung von Land und Leuten im deutschen Schutzgebiet der Südsee. Zur Veranschaulichung diente eine Sammlung ethnographischer Gegenstände. Bezüglich der Schilderung der wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und politischen Verhältnisse dürfen wir auf die eingehenden Berichte Zöllers in der „Kölnischen Zeitung" verweisen. Die dort gethane Äußerung desselben über die verhältnismäßig große körperliche, moralische und geistige Tüchtigkeit derjenigen Stämme, welche bis vor kurzem noch dem Menschenfraß ergeben waren, hat in einem großen Teile der deutschen Presse einen Sturm des Entsetzens erregt, wie der Redner mit Recht andeutete, wohl nur deshalb, weil man seine Ausführungen nicht aufmerksam genug gelesen habe. Wer diese nicht mißverstehen wolle, könne ihm eine Begünstigung oder Entschuldigung der Menschenfresserei nicht vorwerfen, wie dies hier und dort geschehen. Seine Ansichten darüber würden von den Missionaren im Südsee-Schutzgebiet durchaus geteilt. Höchst interessant waren die Vergleiche, welche Redner zwischen diesem letzteren und den afrikanischen deutschen Schutzgebieten und deren Einwohnern aufstellte. Zum Schluß gab derselbe eine packende Schilderung seiner Expedition ins Finisterre-Gebirge, welches er als das großartigste und malerischste der Welt bezeichnete. Redner erhofft zuversichtlich einen günstigen Ausgang der deutschen Kolonisationsbestrebungen und beklagt lebhaft, daß das deutsche Kapital sich noch so sehr von denselben fern hält. Mögen einige Teile der deutschen Kolonien nicht besonders günstig sein, so gehören doch andere zu den fruchtbarsten Tropenländern der Erde. Möge daher die deutsche Nation den Verpflichtungen, welche sie mit der Einleitung der Kolonisationsbestrebungen übernommen hat, in vollsten Maße gerecht werden.

— Gegen den afrikanischen Sklavenhandel richtet sich eine von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Köln, in Gemeinschaft mit dem Afrikaverein deutscher Katholiken vorbereitete Volksversammlung, welche zum 25. November in dem großen Gürzenichsaal zu Köln berufen ist. Es soll dort, wie uns geschrieben wird, der Regierung und dem Reichstag der Dank ausgesprochen werden für das zielbewußte und thatkräftige Vorgehen der Reichstruppe und Marine gegen die arabischen Sklavenhändler in Ostafrika, sowie das Vertrauen, daß das Reich auf den erfolgreich betretenen Bahnen entschlossen weitergehen und seine Unternehmungen tiefer ins Innere des schwarzen Kontinentes, namentlichnach den großen Seen hin, erstrecken wird. Im Hinblick auf einen vollen und dauernden Erfolg dieser Bestrebungen erscheine eine Vereinbarung mit den anderen beteiligten Mächten über ein dem deutschen entsprechendes Vorgehen dringend wünschenswert. Eine solche Vereinbarung sei aber nur auf der Grundlage für möglich und nützlich zu erachten, daß die verschiedenen in Afrika beteiligten Nationen wechselseitig ihre dortigen wohlerworbenen Rechte und Interessen ohne Rückhalt anerkennen. Dies dürfte insbesondere gewissen englischen Kreisen ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Es steht zu hoffen, daß die geplante Versammlung, ähnlich der vorigjährigen Gürzenich-Versammlung, der afrikanischen Politik unserer Regierung einen populären Rückhalt in ihren Verhandlungen mit dem Auslande sowohl, wie mit dem deutschen Reichstage geben wird.

— Die Abteilung Karlsruhe eröffnete den Kreis der Vortragsabende dieses Winters am 20. November mit einem Vortrage des Herrn Hugo Zöller über Deutsch-Neu-Guinea. Der Redner erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Es mögen etwa 900 Zuhörer im großen Museumssaal anwesend gewesen sein. Ein sehr lebhaftes Interesse erregten auch die von Zöller aus dem von ihm besuchten Innern von Neu-Guinea mitgebrachten ethnographischen Gegenstände. Nächster Tage spricht Zöller in den Abteilungen Ettlingen, Gernsbach, Offenburg.

Kleine Mitteilungen.

— (Von einer Heranziehung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft) zu den durch die Wißmann-Expedition verursachten Kosten spricht der „Hamb. Korresp.". Eventuell würde die Gesellschaft verpflichtet sein, aus ihren Einnahmen einen Anteil der Reichskasse zuzuführen, was wir für selbstverständlich halten, da die Ausgaben zwar in erster Linie zur Verhinderung des Sklavenhandels, aber auch „zum Schutze der deutschen Interessen" gemacht worden sind.

— (Die „Deutsche Revue") veröffentlicht in ihrem Novemberheft Auszüge aus einem Kapitel „Im schwarzen Weltteil" aus dem demnächst erscheinenden dritten Bande von „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit"

von Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. In dem Kapitel wird ein Ausflug nach den Bogosländern geschildert, welchen der Herzog im Jahre 1865 in Begleitung des Fürsten Hermann Hohenlohe, unseres verehrten Herrn Präsidenten, und des Prinzen Eduard Leiningen unternahm, um, wenn möglich, über das Schicksal des verschollenen Dr. Vogel Näheres zu erkunden. Außerdem gehörten der Expedition außer mehreren Damen auch der bekannte Reisende Gerstäcker, Maler Kretschmer und Dr. Brehm an. Sehr interessant ist die Schilderung einer Elefantenjagd, bei welcher die von ihren Begleitern getrennten Teilnehmer in Lebensgefahr kamen, da die Elefanten in nächster Nähe auf sie losstürmten. Die Jäger stürzten sich in ein dichtes Kaktusdickicht hinein, aber da die Elefanten eine Bewegung nach halbrechts gemacht hatten, so zeigten sie ihnen, ohne im geringsten flüchtig zu sein, die Flanke. Es gelang dem Herzog, dem Fürsten und dem Jäger, einen Granitblock zu erklimmen und einen riesigen Elefanten zu töten. Ein zweiter Elefant wurde vom Fürsten angeschossen und entfloh. Ein junger Elefant stürmte aber auf sie los, und obwohl der Herzog durch zwei wohlgezielte Kugeln ihn zum Niederknien gebracht hatte, stürzte er doch auf die Jäger und besonders auf den Fürsten ein. Zu seinem Glück befand sich dieser auf einer Felslehne zu hoch, um niedergerannt werden zu können, und gerade hoch genug, um die tötliche Kugel dem Tier in den Schädel zu jagen, welches auch, augenblicklich verendend, zusammenbrach.

— Das Deutsche Emin Pascha-Komitee hat am 30. Oktober unter Vorsitz des Staatsministers von Hofmann in den Räumen des Abgeordnetenhauses eine Sitzung abgehalten, in welcher unter andern der Abgeordnete von Bennigsen und die Afrikareisenden Schweinfurth und Reichard anwesend waren. Namens des Ausschusses berichtete der Vorsitzende über den Fortgang des Unternehmens seit der letzten Komiteesitzung. Dr. Peters hat seinen Marsch am Tana aufwärts trotz großer Schwierigkeiten fortgesetzt und war, seinem letzten vom 8. September datirten Berichte zufolge, damals noch drei Tagemarsche von Massa entfernt, wohin er am nächsten Tage aufbrechen wollte, um in der Richtung nach dem Keniagebirge weiter vorzudringen. Hauptgegenstand der Beratung war die Stellungnahme des Emin Pascha-Komitees gegenüber den Nachrichten über den Anmarsch Emin Paschas. Die erste Meldung hierüber von Hauptmann Wißmann hatte noch Zweifeln Raum gelassen, infolgedessen hatte sich Professor Schweinfurth telegraphisch nach Sansibar gewendet und die Antwort erhalten: „Nachricht glaubhaft, Emins Brief in Wißmanns Händen." Unter solchen Umständen beschloß das Emin Pascha-Komitee einstimmig, so schnell als möglich Nachricht an Dr. Peters zu senden, daß er den Weitermarsch der Expedition nach Wadelai aufgebe. Über die weiter beabsichtigten Maßnahmen ist im Interesse der Sache Geheimhaltung beschlossen worden. — Die der Sachlage entsprechenden Weisungen sind unverzüglich an Dr. Peters erlassen.

— (Der Verwaltungsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft) hat in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen, Herrn Walter von St. Paul-Illaire zum Generalvertreter der Gesellschaft in Ostafrika und zum obersten Administrator des Gesellschaftszollwesens zu bestellen. Diese Ernennung hat inzwischen die Zustimmung des Auswärtigen Amtes, welche statutenmäßig erforderlich ist, gefunden.

— (Im Schutzgebiete der Marschallinseln) werden auf Grund des Gesetzes vom 15. Mai 1888 Vorbereitungen getroffen zur Einrichtung eines Schwurgerichts und Gerichts letzter Instanz.

— (Dr. Hans Meyer und Professor L. Purtscheller) haben, der „Allgem. Ztg." zufolge, nach einer am 29. Oktober in Sansibar angelangten Nachricht den Gipfel des Kilimandscharo (welchen?) erstiegen. Voraussichtlich wird nun die Durchforschung des wenig bekannten Keniagebietes in Angriff genommen werden.

— (Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft) macht viel Anstrengungen, die deutsche Protektoratserklärung auf die Küste von Witu bis Kismayu anzufechten, aber ihre Ansprüche sind nicht ernst zu nehmen; das neue Protektorat ist in keiner Gefahr, so daß eine Befürchtung darüber nicht besteht. Zu seiner Ausnutzung haben sich auch neuerdings Kapitalisten bereit erklärt, so daß hier die besten Aussichten sind. Es wird notwendig sein, da die Ostafrikanische Gesellschaft sich wohl kaum wird zersplittern wollen, eine neue Gesellschaft vielleicht mit dem Sitze in Hohenzollernhafen zu bilden, und dort eine Station anzulegen. Wenn dieselbe niedrigere Zölle als der Sultan von Sansibar in Kismayu erhebt — vorläufig wäre ja Hohenzollernhafen Freihafen — so könnte diese Anlage den Engländern sehr unbequem werden.

— (Über das Schicksal Stanleys und Emin Paschas) kommen noch fortwährend sich widersprechende Nachrichten aus Ostafrika; Wißmann, welcher wieder in Sansibar eingetroffen ist, hatte gemeldet, daß er am 13. Oktober in Mpwapwa Boten Emins und Stanleys angetroffen habe. Er glaube, daß Stanley in Mpwapwa Mitte November eintreffen werde, und hatte eine große Karawane mit Vorräten für Stanley abgesendet, dessen Ankunft ein deutscher Offizier in Mpwapwa erwartet. Kurz nach dieser Nachricht traf die Meldung Stanleys an das Londoner Emin Pascha-Entsatzkomitee ein, datirt Victoria-Nyanza, dem zufolge Stanley mit Emin Pascha und Casfati und 800 Mann auf Mpwapwa maschire und Wadelai in der Gewalt der Mahdisten sei. Am 5. November erhielt das Londoner Emin Pascha-Komitee über Sansibar eine neue Depesche Stanleys, nach welcher derselbe bei seiner zweiten Rückkehr vom Albert Nyanza nach dem Kongo gehört hatte, daß Emin Pascha und Jephson seit dem 18. August 1888 gefangen seien. Die Truppen der Äquatorialprovinz hätten sich empört und ein starkes Heer von Mahdisten habe einen Einfall in die Provinz gemacht. Die Eingeborenen hätten sich denselben angeschlossen, verwüsteten das Land, töteten die Flüchtlinge und zerstörten die Munitionen und Vorräte. Schließlich hätten die Mahdisten eine Niederlage erlitten und einen Dampfer nach Khartum gesandt, um Verstärkungen zu holen. Auf das dringende Gesuch um Hilfe sei Stanley zum dritten Male nach dem Albert Nyanza aufgebrochen, woselbst er am 18. Januar d. J. eingetroffen sei und den Überlebenden Ersatz brachte. Er habe dort bis zum 8. Mai auf die Flüchtlinge gewartet und sodann den Rückmarsch angetreten. Eine Erklärung der auffälligen Widersprüche, denn nach dem zweiten Telegramm wäre es ja möglich, daß Emin sich gar nicht bei Stanley befinde, muß abgewartet werden. Es scheint aus diesen widersprechenden Nachrichten hervorzugehen, daß Emin Pascha sich einmal in der Gewalt des Mahdi befunden und die Nachricht Osman Digmas vom vorigen Dezember auf Wahrheit beruht habe. Das Betrübendste ist jedenfalls die Nachricht, daß Wadelai in den Händen der Mahdisten ist, daß sich von dort aus der muhamedanische Einfluß verheerend über die Völker Innerafrikas verbreiten wird mit Sklavenraub und Sklavenhandel in seinem Gefolge. Mit dem Einzug der Mahdisten in Wadelai ist die Zukunft Innerafrikas entschieden.

— (Die kolonialfeindlichen Blätter) haben jetzt eine gute Zeit. Mit ein wenig Verlogenheit und ein wenig englischen Nachrichten läßt sich jetzt jeden Tag irgend eine kolonialpolitische Nachricht so zustutzen, daß dem deutschen Philister die Haare zu Berge stehen. Das Komische ist dabei, daß die kolonialfeindliche Presse sich dabei stets den Anschein des tiefsten Wissens zu geben weiß. Diese Behandlung wird aber gemeingefährlich, wenn Nachrichten in die Welt gesetzt werden, die bestehende Gesellschaften zu schädigen geeignet sind. So brachte jüngst die „Vossische Zeitung" die Nachricht, ein Reutersches Telegramm melde aus Kapstadt, daß eine Kolonisationsgesellschaft in Pondoland sich aufgelöst habe. Es konnte sich dies nach früheren Meldungen nur auf die Deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft (Zehlicke & von Egloff) beziehen, aber die Zeitung verfaßte mit schlecht verhehlter Schadenfreude einen Nekrolog für die deutsche Pondolandgesellschaft! Ein großes ultramontanes Blatt freute sich über diese Notiz so sehr, daß es dieselbe unter der Spitzmarke „Wieder eine kolonialpolitische Leiche!" wiederholte. Wenn auch das erstgenannte Blatt eine Berichtigung brachte, so bleibt ja bekanntlich immer etwas hängen. Wir können solchen Äußerungen gegenüber aus bester Quelle versichern, daß die deutsche Pondolandgesellschaft, deren Vertreter mit letzter Post erfreuliche Berichte über seine erste Rekognoszirungstour gesandt hat, durchaus nicht an ihre Auflösung denkt, sondern mit ungeschwächten Kräften ihre wichtigen Aufgaben zu fördern fortfährt, welche vornehmlich in der Verwertung jenes fruchtbaren und gesunden Landstrichs zum Besten deutscher Ansiedler besteht.

— (Ein dem Reichstage zugegangenes Weißbuch über Ostafrika) enthält außer den schon bekannt gegebenen Berichten des Reichskommissars Wißmann einige neuere Mitteilungen über die Expedition nach Mpwapwa, welche aber wenig bedeutend sind. Am 23 September war Wißmann in Simbabweni, dessen Häuptling Kimgo die französischen Missionen in Schutz genommen hatte und deutschfreundlich war. Die Beschreibung der einzelnen Gefechte ist wenig charakteristisch. Freiher von Gravenreuth hat vom 29. September einen Bericht eingeschickt, der u. a. die interessante Mitteilung enthält, daß die Strecke Tanga-Tangata eine fortlaufende Kette von gut gehaltenen, reich bevölkerten Schambas und wohl hier der Plantagenbau der zukunftsreichste des ganzen Küstenstriches sei. Leutnant Schmidt hat von Pangani aus Lewa besucht, dessen Bauten mit Ausnahme des zerstörten Wohnhauses teilweise sogar noch recht gut erhalten sind. Die umliegenden Bewohner baten um die Rückkehr der Weißen, die ihnen reichen Verdienst gebracht hätten. Mit einer auch nur kleinen Besatzung, sei es in Magila oder auf Lewa selbst, würde die Aufnahme der dortigen Arbeit völlig gesichert erscheinen. Außerdem enthält das Weißbuch noch einige telegraphische Berichte. Nr. 18 ist ein Telegramm Gravenreuths, welches in Berlin am 22. Oktober eingegangen ist: „Ich habe Buschiri, welcher mit 6000 Eingebornen aus dem Mafitistamm Usaramo verwüstet, von Dar-es-Salaam über Madimola umgangen und sein Lager überrumpelt, wobei drei Massenangriffe der Mafiti blutig zurückgeworfen wurden. Von einer zweiten Abteilung am Kingani gleichfalls kleine günstige Gefechte. Nehme heute Nacht die Verfolgung der flüchtigen Mafiti auf. Unsrerseits 7 Tote und Verwundete, worunter kein Europäer. gez. Gravenreuth." Das letzte Telegramm rührt von Wißmann her; er meldet in soldatischer Kürze: „Sansibar, den 2. November 1889. Heute an der Küste nach friedlichem Rückmarsch eingetroffen. Karawanenstraßen sind für den Verkehr offen. Wißmann."

— (Über den Matee) schreibt mit Bezug auf den Artikel des Dr. K. Kärger in Nr. 29 vom 3. August die „Reform" in Joinville: „Was die Mateepflanzung in Deutschland angeht, so glauben wir weder an die Möglichkeit noch an die Rentabilität derselben. Auch der allerschlechteste Boden ist in Deutschland für die Mateekultur noch viel zu teuer, weil dieser Thee aus Südamerika zu Preisen geliefert werden kann, die einen Gewinn für deutschen Matee nicht zulassen. Wo Matee in Deutschland gedeihen könnte, möchst bestimmt die Sauerkirsche, die enorme Erträge giebt. Außerdem sagen unsere Gewährsmänner, daß für den Mateestrauch der deutsche Sommer zu heiß und der deutsche Winter zu kalt sei, er werde sich jedenfalls nur krüppelhaft entwickeln. Sie bezweifeln ferner, daß jemals der Matee jene allgemeine Verwendung in Europa finden werde, welche seine Herstellung in Südamerika zu einem lohnenden Industriezweige mache. Sein hoher Gerbstoffgehalt könne für jene Menschen leicht nachteilige Folgen haben, welche nicht, wie der Brasilianer der Hochebene, ausschließlich von Fleischkost lebten. Denn der Matee zehre und könne bei Entfettungskuren wohl von guter Wirkung sein. Für den deutschen Arbeiter aber, der verhältnismäßig wenig Fleisch genieße, sei Matee in solchen Mengen, wie sie der Brasilianer zu trinken pflege, kaum zu empfehlen."

— (Über Sandwich-Hafen) teilen die Annalen der Hydrographie nach dem Reisebericht des Kommandanten der „Hyäne", Kapitän-Leutnant Zeye, mit, daß der Hafen im Laufe weniger Jahre große Veränderungen erlitten hat, und die Einfahrt, welche im Jahre 1880 noch 3/4 Seemeilen breit war, jetzt nur noch 120 Meter breit und daher eine weitere Verengerung derselben zu befürchten sei. Zum Glück scheint sich indessen eine neue Einfahrt, ja vielleicht ein neuer Hafen zu bilden, denn ca. 3/8 Seemeilen südlich von der Spitze der Halbinsel geht jetzt nach Westen zu ein Einschnitt in die Landzunge, so daß letztere hier nur noch 150 Meter breit ist. Etwa 500 Meter weiter südlich von diesem Punkt, wo die Landzunge etwas niedriger und nur noch 120 Meter breit ist, wäscht bereits bei Hochflut die Brandung

über die Halbinsel hinweg. Noch etwas weiter südlich ist eine von der Halbinsel aus nach Norden zu sich erstreckende neue Landzunge und mit ihr voraussichtlich allmählich auch ein neuer Hafen in der Bildung begriffen. Aus dem Bericht heben wir noch hervor, daß bis vor einigen Jahren von den Sandwich-Hafen ein äußerst gewinnbringender Export von getrockneten Fischen nach Mauritius stattgefunden habe, der aber jetzt eingestellt sei, da die Preise die Transportkosten nicht mehr decken. Die Deutsch-Westafrikanische Kompanie werde im November d. J. mit dem Betrieb der Schlächterei in größerem Maßstabe beginnen. Von der Deutsch-Westafrikanischen Kompanie war der Einkauf von 25 Tons Kohlen möglich. Dieselben mußten in Schiffsbooten verladen werden und wurden diese dann durch ein größeres der Kompanie gehöriges Dampfboot an Bord geschleppt. Rindvieh und Schafe waren innerhalb eines halben Tages zu mäßigen Preisen zu erhalten.

Ende der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Wie wir hören, ist dem geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Emin Pascha-Komitees die Nachricht zugegangen, daß, nach einer über Lamu an das Kaiserliche Konsulat in Sansibar gelangten Meldung, der von Dr. Peters geführte Teil der Emin Pascha-Expedition von Massais überfallen und niedergeworfen sei. Dr. Peters selbst soll getötet, Leutnant v. Tiedemann verwundet, aber entkommen sein.

Über die Herren Rust und Borchert, welche den zweiten Teil der Expedition führten, wird gemeldet, daß sie sich zur Zeit der Katastrophe noch nicht mit Dr. Peters vereinigt hatten.

— Der deutsche Kolonialkalender für das Jahr 1890 (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. Dr. P. Langenscheidt) ist erschienen und bietet für jeden, welcher sich über die allgemeine Lage, sowie über die bestehenden Gesellschaften informiren will, reiches Material. Derselbe enthält nebst einem Kalendarium und Diarium eine Liste der Reichsbeamten für die deutschen Schutzgebiete, und Beschreibungen der deutschen Kolonien, soweit sie augenblicklich von Interesse sind. Der belletristische Teil bringt Artikel über die Ausrüstungen der kriegerischen Expeditionen nach Afrika (mit Illustrationen); „Gold", eine Entdeckungsgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert; Winke für einen deutschen Kolonisten in Afrika; ein Jagdausflug in die „Bara" von Witu (von Leutnant v. Tiedemann) und koloniale Kommerslieder. Das Verzeichnis der deutschen Kolonialgesellschaften ist gegen den ersten Jahrgang bedeutend vermehrt, wie überhaupt der Kalender nach Form und Inhalt bedeutende Verbesserungen aufzuweisen hat.

Eingänge für die Bibliothek.

Im Oktober 1889.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Aardrijskundig en Statistisch Woordenboek van Nederl. Indie. 3 Thlr. gr. 8°. P. N. Kampen, Amsterdam 1861—69.

Admiralty Catalogue of charts, plans and sailing directions 1889. gr. 8°. Pub. b. o. of t. lords comm. o. t. adm. I. D. Potter, London.

Aantwoort der Factory der Nederlandsche Handel Maatschappy in Batavia aan zyne Excellentie den Herrn Kommissaris Generaal over Nederl. Ind. Batavia 2. Sept. 1826. (Handschrift.)

Arendt, Dr. O. Der Streit um die Emin Pascha-Expedition. Gesammelte Aufsätze aus dem Deutschen Wochenblatt. 2. Aufl. 8°. 68. Walther & Apolant, Berlin 1889. M 0,50. Vom Verleger.)

Bastian. Schöpfung oder Entstehung. Aphorism. zur Entwickelung des org. Leb. 8°. XXXI. 340. H. Costenoble, Jena 1875.

Bertrand, Alphonse. L'organisation Française. Le gouvernement, L'administration. Kl. 8°. VI. 374. A. Quantin, Paris 1882.

Bibliografia Española Contemporánea del derecho y de la politica 1800—1880. 8°. 208 part. I. D. Fernando Fe Madrid 1889. (Geschenk von Rafael T. Campo.)

Bosch, Dr. W., Het Budjet der Kolonial-Radikalen met een woord aan den Minister von Staat J. J. Rochussen. gr. 8° 58. Joh. Noman & Zoon, Zalt-Bommel 1862.

Bragagnolo, Dt. G. J. Possedimenti Italiani in Africa. Not. stor. e gegr. Kl. 8° 84. B. Vecchioni, Aquila 1889. (Vom Verfasser.)

Brand, Hasso. Auf nach Afrika. Lustspiel in fünf Akten. 8°. XVI. 90. H. Behrend, Bonn 1889. (Vom Verfasser.)

Clère, Jul. Les Tarifs de Douane. Tableaux comparatifs. 4°. 97. A. Quantin, Paris 1880.

Colonies Françaises et Pays de Protectorat à l'exposition universelle de 1889. Guide, pub. par la soc. des Etudes col. et mait. Kl. 8° XII. 204. L. Cerf, Paris 1889.

Deventer, M. L. v. Een woort over het Nederl. Consulaatswezen. Gr. 8°. 21. M. Nyhoff. s'Gravenhage 1881.

Engler. Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Ein Wort für die Zeit. 8°. 20. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. Hamburg 1890. (Vom Verleger.)

Fergusson, Manual of Internat. Law for the use of navies, colonies and consulates. Gr. 8°. 2 Thle. I. IX. 498. XII. II. 565. 137. XVIII. M. Nyhoff, The Hague 1884.

Freshfield and Wharton. Hints to Travellers, scientific and general. Ed. for t. council o. t. Royal Geo. Soc. 6. edit. lt. 8°. XIII. 430. 2 Charts. Royal Geo. Soc. London 1869.

Further Correspondance respecting Germany and Zanzibar. Pres. to both houses of Parl. by com. of H. M. cond. 1889. Gr. F. VI. 97. Eyre & Spottiswoode London. 1889.

Gneist, Rud. Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen. 3. umgearbeitete Auflage. Gr. 8°. 2 Bände. 1. VIII. 439. 2. XVI. 704. J. Springer, Berlin 1884.

Gourraigne, L. G. Géographie générale de l'Afrique, de l'Asie, de l'Océanie et de l'Amérique. 8°. 209. Maison Quantin. Paris 1888.

Groot, de. Over het Bestur onzer Kolonien. 8°. XIV. 382. Geb. Relinfante, s'Gravenhage 1881.

Handlingen. Der Regering en den Staaten-Generaal betreffende het Reglement op het beleid de Regering von Nederl. Indie. Kemink & Zoon, Utrecht.

Hasselman, Eenige Beschouvingen amtrent Kolonisatie. 8°. 16. J. H. Gebhard & Co., Amsterdam 1857.

Heim, Geschichte der Kriege in Algier. 2 Tle. 1. Bd. 8°. 1. 334. 2. VI. 282. Mit 2 Kart. u. 1 Pl. Theiles Buchhdlg., Königsberg i. Pr. 1861.

Heldring. Koloniale Bestur. gr. 8°. 40. C. M. v. Gogh, Amsterdam 1868.

Helmes, Gott will es. Lfg. 1—5 7—10. 8°. Schöningh, Münster i./W. (Vom Verleger.)

Her Majestys Col. Poss. N. 65 Straits Settlements (Penang u. Malacca) No. 66 Gold Coast. No. 67 St. Lucia.

Het English Bestur in Oost-Indien, vergleken met het Nederl. Indie. 8°. VI. 42. K. Fuhri, s'Gravenhage 1853.

Holub, Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 25—26. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)

Humboldt, A. von. Gesammelte Werke. Lfg. 19—23. Cotta, Stuttgart. (Vom Verleger.)

Le Roy, Alexd. E. Mehr Licht in die Zustände des dunklen Weltteils. Die Sklaverei und ihre Bekämpfung. Denkschrift, gerichtet an den Luzerner Antisklav.-Kongreß. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8°. 28. H. Schöningh, Münster i. W. 1890. (Vom Verleger.)

Leroy, A., Géographie générale de la France et de ses Colonies. 8°. 406. Maison Quantin, Paris 1888.

Maier-Rothschild, Handbuch der gesamten Handelswissenschaften. Lfg. 16—21. (Schluß.) gr. 8°. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt), Berlin 1889. à Lfg. 0,50 M. (Vom Verleger.)

Karten.

Carta speciale dei Possessi e Protettorati Italiani nell' Africa orientale 1 : 800 000.

— dei Dintorni di Massaua 1 : 80 000. Inst. cartogr. Ital. Roma 1889. (Von dem betr. Inst.)

Hassenstein, Dr. R. Original-Karte zu Dr. W. Junkers Forschungsreisen in Central-Afrika in den Jahren 1877/78 und 1880 1885. Nach Tagebüchern, Kartenskizzen und mündlichen Mitteilungen Dr. Junkers, sowie nach alten vorhandenen Quellen. 1 : 750 000. J. Perthes, Gotha 1888. (Vom Verfasser.)

Owen, Capt. Port Durnford. Plans on the east coast of Africa No. 671. J. D. Potter, London.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin.

Wir bringen hier in nochmalige Erinnerung, daß die Abteilung Berlin jede Woche am Montag Abend im kleinen Saale des Architektenhauses ihren Herrenabend abhält, auch wenn nicht jedes Mitglied besonders davon benachrichtigt werden sollte, und daß die Einführung von Gästen erwünscht ist.

Herman, Deutsche Siedelungs-Gesellschaft.

Die ordentliche Generalversammlung findet Sonnabend den 21. Dezember 1889, abends 7 Uhr im Geschäftslokal des Herrn Rechtsanwalt und Notar Hentig, Berlin, Friedrichstraße 62, statt.

Tagesordnung.

1. Vorlegung des Geschäftsberichtes, der Jahresrechnung und Bilanz.
2. Beschlußfassung über die Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz, sowie über die Entlastung des Vorstandes.
3. Wahl des Aufsichtsrates.
4. Wahl der Rechnungsprüfer.
5. Modifikation des Generalversammlungs-Beschlusses vom 15. Juni d. J.

Der Aufsichtsrat: Freiherr v. Molitor.

Am 24. September d. J. starb zu Bagamoyo in Ostafrika die vom Deutschen Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien entsandte Pflegeschwester

Antonie Fämmler.

Diesen tief zu beklagenden Verlust zeigt den Angehörigen und Freunden der Verstorbenen hiermit an.

Berlin, den 26. Oktober 1889.

Im Namen des Vorstandes
Gräfin von Monts, geb. von Ingersleben.
Vorsitzende.

Aufruf!

Die in letzter Zeit immer dringender an unsere Vereinsthätigkeit herantretenden Forderungen machen auch immer größere Ansprüche an unsere verhältnismäßig noch geringen Geldmittel. Nicht allein hat die Ausstattung der Lazarete in Bagamoyo und Sansibar und das Hinausenden von vier Pflegeschwestern große Ausgaben verursacht, — auch die fortlaufende Unterhaltung dieser Pflegestationen belastet dauernd unseren Etat. In Erwägung dieser Umstände ist vom unterzeichneten Vorstande beschlossen worden, einen Bazar zu veranstalten. Die städtischen Behörden haben mit dankenswerter Bereitwilligkeit die herrlichen Festräume des Rathauses dem Verein für seine Zwecke zur Verfügung gestellt, und ist der Bazar auf Sonnabend, den 30. November, Sonntag, den 1. und Montag, den 2. Dezember festgesetzt. Der Verkauf findet an den beiden Wochentagen von 11 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags und von 6—9 Uhr abends, an dem Sonntage von 11½ Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags und von 6—9 Uhr abends statt.

An alle Freunde und Gönner unserer Bestrebungen ergeht nun unsere herzliche Bitte, uns fördernd bei diesem Unternehmen zur Seite stehen zu wollen. — Praktische und Luxusgegenstände, Handarbeiten jeglicher Art, Naturalien und Geldspenden sind hochwillkommen und jedes der unterzeichneten Vorstandsmitglieder gern bereit, solche entgegenzunehmen.

Der Vorstand.

Frau Gräfin von Monts, Vorsitzende, W., Kurfürstenstr. 102. Frau Direktor im Reichspostamt Sachse, stellvertretende Vorsitzende, W., Lützowplatz 14. Fräulein Clara Müseler, stellvertretende Schriftführerin, W., Schillstr. 16. Frau Direktor Bourjan, W., Kurfürstenstr. 90. Frau Gräfin Douglas. Frau von Hansemann, W., Thiergartenstr. 31. Frau Vizeadmiral Livonius, W., Bayreutherstr. 1. Frau Gräfin von Mirbach, Sorquitten (Ostpreußen). Frau Regierungs-Präsident von Reefe, W., Eisenacherstr. 15. Frau Direktor Neumann, O., Holzmarktstr 15—18. Gräfin Martha Pfeil, N., Invalidenhaus. Regierungsassessor Angerer, Schriftführer. Potsdam. Bankier W. von Krause jun., Schatzmeister, SW., Leipzigerstr. 45. Ingenieur Boelser, stellvertretender Schatzmeister, S., Urbanstr. 2. Kammerherr Graf Behr-Bandelin, W., Corneliusstr. 6. Pastor Böhme, N., Bernauerstr. 115. Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Hammacher, W., Kurfürstenstr. 115. Staatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat Herzog, W., Magdeburgerstr. 2. Wirkl. Ober-Reg.-Rat Körte, Charlottenburg. Generalkonsul Gerhard Rohlfs, Godesberg a. Rh.

Für die auswärtigen Mitglieder und Freunde unseres Vereins haben sich zur Entgegennahme von Gaben freundlich bereit erklärt die unterzeichneten Abteilungsvorsitzenden.

Frau Landgerichtspräsident Brückner, Dresden. Frau Gräfin Henckel von Donnersmarck, Weimar. Frau Vizeadmiral von Kall, Wilhelmshaven. Frau Vizeadmiral Knorr, Kiel. Frau Generalagent Strandes, Sansibar. Frau Stadtrat Voigt, Chemnitz.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten.
Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 37. **Berlin, 23. November 1889.** **Neue Folge. 2. Jahrgang.**

Inhalt: Die deutsche Emin Pascha-Expedition. — Die Britische Südafrikanische Gesellschaft. Mit Karte. — Das neueste deutsche Schutzgebiet. (Schluß.) — Die Lage des Hauptmanns von François in Deutsch-Südwest-Afrika. — Über Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika. Von R. v. Hake. — Der hanseatische Kaufmann. — Über Schiffahrtsverhältnisse an der ostafrikanischen Küste. Von Ulrich Holtz. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition.

Als am 6. November die Kunde von der wahrscheinlichen Ermordung des Dr. Karl Peters und zugleich vom Untergang der deutschen Emin Pascha-Expedition sich verbreitete, dieses im Verhältnis zu den sich steigernden Schwierigkeiten mit immer größerer Liebe umfaßten Schmerzenskindes, da begruben wir viele Hoffnungen. Aber es geschah mit Widerstreben, denn der Hoffnungsschimmer, daß das Glück diesem mutigen Mann gerade jetzt treu geblieben sein könnte, als er vor die gefährlichste Aufgabe seines Lebens gestellt war, hatte seine gute Berechtigung. Die Nachrichten waren ungewiß und wurden durch spätere Erkundigungen so wenig bestätigt, daß mit der Möglichkeit zu rechnen war, der Totgeglaubte werde diese Meldungen Lügen strafen. Noch heute stehen wir nicht an, zu erklären, daß manche Momente für die günstigere Annahme sprechen: die Unzuverlässigkeit der Quelle, aus welcher diese Nachrichten uns übermittelt sind, und das Aufhören jeder weiteren Information, obwohl am Tana ein reger Verkehr herrscht und die Überlebenden der Expedition doch ein größeres Interesse daran hätten, die Kunde von dem entsetzlichen Ende ihres Führers uns zu übermitteln, als ein arabischer, der Expedition feindlich gesinnter Akida. Wenn die Nachrichten selbst in Afrika sich mit einer großen Schnelligkeit verbreiten, wie von sämtlichen Reisenden bezeugt wird, so muß dieses plötzliche Versiegen um so mißtrauischer machen, als von Anfang an in Sansibar die Gerüchte nicht überall Glauben fanden. Ehe also nicht sichere und genaue Nachrichten vom Tode des Dr. Peters vorliegen, glauben wir unsererseits die Erfüllung der wehmütigen Pflicht, dem Andenken des auf dem Felde der Ehre in Verfolgung eines großen humanitären Zweckes Gefallenen, für die Größe seines Vaterlandes begeisterten Begründers der deutsch-ostafrikanischen Kolonie pietätvoll gerecht zu werden, noch aufschieben zu dürfen.

Die für den Tagesbedarf arbeitende Presse hatte in begreiflicher vielleicht auch richtiger Weise das ungewisse Telegramm vom Tode des Dr. Peters als sicher angenommen und wenn sie auch durch ihren Parteistandpunkt ihr Urteil über den Führer sowohl als die Expedition hatte beeinflussen lassen, so hat sie sich doch im Großen und Ganzen dieser traurigen Nachricht gegenüber würdig benommen. Die Tragik dieses Todes erschütterte jedermann, mochte er auch über die Absichten des Unternehmens eine abweichende Meinung haben; der Mut und die Überzeugungstreue, mit welcher Dr. Peters in den Tod gegangen war, nötigte selbst den Gegnern diejenige Achtung ab, welche sie ihm früher so oft versagt hatten. Was ihm noch hier und da vorgeworfen wurde, war eine mangelhafte Ausrüstung für ein so gewagtes Unternehmen, aber dieser Vorwurf zeugte nur von Unbekanntschaft mit den betreffenden Verhältnissen.

Der Ort, an welchem die Expedition vernichtet worden sein soll, und die Zeit ist ebensowenig bekannt, als der Name des Stammes oder Volkes, welches den Überfall ausgeführt hat. Massai oder Somali werden als die Übelthäter genannt. Der letzte Brief des Dr. Peters war vom 8. September aus Nkone in der Landschaft Subakini datirt. In demselben machte er Mitteilungen über die Schwierigkeiten des Transports, da die Eingeborenen nur mit äußerstem Widerstreben ihre Mau's hergäben. Er hatte bislang Widerstand noch nicht zu überwinden gehabt; in Nkone war die Expedition beim Näherkommen mit Flintenschüssen empfangen worden, die sich aber als Freudenschüsse herausstellten, da in der von den Engländern am Tana angelegten Station sich ein ihm von Sansibar her befreundeter Araber befand. Am 9. September wollte Peters nach Massa aufbrechen, das etwa unter dem 1° 12′ s. Br. und 39° 40′ ö. L. in der Landschaft Malakote liegt und im Jahre 1878 auch von Denhardt besucht worden war. Eine englische Expedition war zwar noch über Massa hinausgedrungen, hatte aber unverrichteter Sache umkehren müssen. Nach vom 12. September datirenden Nachrichten ist Peters auch in Massa angekommen, wo er längere Zeit liegen bleiben mußte, da er größere Vorbereitungen für den Marsch durch eine wasserlose Steppe treffen wollte. Er hatte einen besonderen Plan, diese Schwierigkeiten zu besiegen, dessen Ausführung aber nach seinem letzten Briefe viel Zeit beanspruchte. Er hatte zu der Zeit außer dem Leutnant von Tiedemann etwa 25 Somalis als Soldaten bei sich und an 80 Träger. Nach späteren in Lamu bis zum 26. Oktober eingegangenen Nachrichten war Peters bereits oberhalb Korkorro angelangt. Von Rust liegt noch ein Brief vom 15. September aus Ngao vor, nach welchem er in den nächsten Tagen flußaufwärts gehen wollte. Der Schwerpunkt der Expedition lag zu dieser Zeit in Beschaffung von Transportmitteln, da das Mieten der Maus und der dazu nötigen Ruderer große Schwierigkeiten machte. Laut den letzten indirekt übermittelten Nachrichten aus Lamu befand sich Rust bei Subakini, etwa 40 km abwärts von Massa am Tana; ihm waren fast sämtliche Sachen verbrannt. Borchert, der durch den „Neera"-Prozeß in Sansibar aufgehalten war, befand sich am 26. Oktober noch in Lamu, und Schlunke, welcher mit den Tauschwaren bei Kipini Schiffbruch gelitten hatte, war noch nicht über Kipini herausgekommen. Es bleibt deshalb rätselhaft, warum bis jetzt nicht von Borchert, der doch der Küste am nächsten war, eine zuverlässige Nachricht nach Europa gelangte.

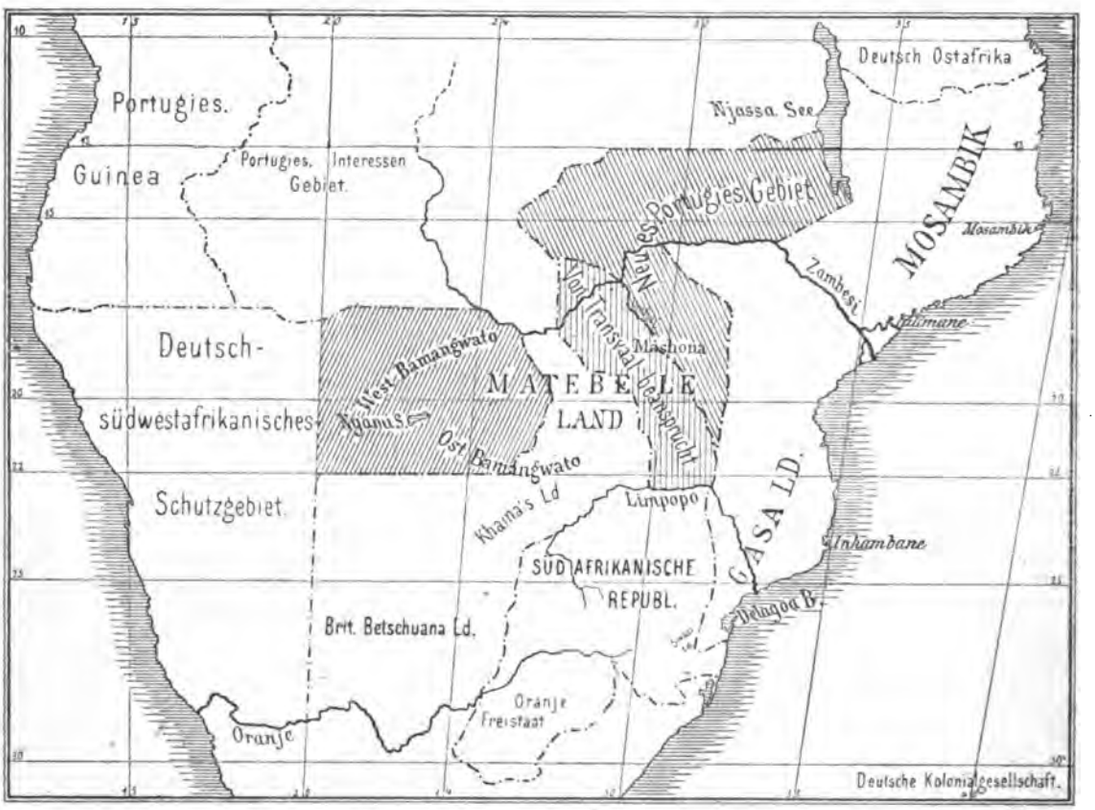
Die Emin Pascha-Expedition hat ein Schicksal getroffen, welches schon so manche große und mit noch bedeutenderen Mitteln ausgerüstete Expedition in Afrika zu nichte gemacht hat, und mit ihr sind alle die Hoffnungen, welche sich hinsichtlich der Hilfeleistung für Emin, der Unterdrückung des Sklavenhandels und sonstiger wirtschaftspolitischer Ziele an sie knüpften, vernichtet. Man muß nicht geringer von ihr denken, weil die Macht der Umstände sich stärker erwies. Sie verdankte einer großen humanitären Idee, wie sie unseres Zeitalters würdig ist, ihre Entstehung, und gewann, je eingehender sie in ihren Beziehungen und mutmaßlichen Ergebnissen studirt wurde, an überzeugender Kraft, so daß ihr Mißerfolg aufs tiefste zu beklagen ist.

Dieser Mißerfolg trifft zeitlich zusammen mit der Trauerkunde, daß Wadelai von Stanley und Emin hat geräumt werden müssen, und der Strom des Mahdismus seine trüben Wellen bis nach Innerafrika rollt. Es wird sich bald allgemein zeigen, von wie ungeheurer Wichtigkeit die Aufschließung von Zentralafrika, die Behauptung und Stärkung der Stellung Emins gewesen wäre, und daß die in Afrika interessirten Staaten einen großen Fehler begingen, als sie die Hände müßig in den Schoß legten. Die Leute, welche auf das „Abenteuer" ausgingen, Emin Pascha Hilfe zu bringen, hatten wenigstens den Mut ihrer Überzeugung, während die Regierungen sich auf das Abwarten verlegten, bis das Arabertum in vollster Empörung war. Es wird einst ein schwerer Vorwurf für die Staaten des christlichen Europa sein, nicht zum wenigsten für die englische Regierung, daß sie ein

entwicklungsfähiges Land, in dem schon die Ansätze der Kultur vorhanden waren, ohne eine Anstrengung zu machen, der islamitischen Unkultur in ihrer abschreckendsten Form, mit allen Greueln der Sklavenjagden, überantwortete. Der Sudan ist aufgegeben, die Äquatorialprovinz verloren, es wird nicht lange mehr währen, so werden die Anhänger des Mahdi am Tanganyika erscheinen, und damit wird das Schicksal Zentralafrikas besiegelt sein. *

Die Britische Südafrikanische Gesellschaft.

Die Bedingungen der Charter für die Britische Südafrikanische Gesellschaft und die außerordentliche Macht, die dadurch einem Syndikat zugestanden worden ist, sind so ungewöhnlich, daß es wohl gerechtfertigt ist, auf dieselbe noch einmal zurückzukommen. Sonst hatten sich Gesellschaften dieser Art, deren Zweck die Erforschung und Ausbeutung unbekannter Länder ist, in England mit der Erlaubnis irgend eines dunklen Monarchen zu begnügen gehabt, dessen Oberhoheit über die betreffenden Territorien oft nur imaginärer Natur war und der daher sich leicht geneigt zeigte, dieselben gegen eine Entschädigung abzutreten. In diesem Falle jedoch ist es Königin Viktoria, die einigen ihrer Unterthanen die absolute Herrschaft über ein riesiges Land ohne bestimmbare Grenzen erteilt, nämlich über die Region Südafrikas, welche „nördlich von Britisch Bechuanaland, nördlich und westlich von der südafrikanischen Republik und westlich von den portugiesischen Besitzungen“ liegt. Ein Blick auf die Karte von Südafrika zeigt aber, daß diese Grenzbestimmungen eine sehr elastische Auslegung zulassen und daß das Territorium, das so vollständig in die Hände von sieben Männern gelangt ist, nach dem Wortlaut der Charter selbst nach Norden und Westen beliebig ausgedehnt werden kann. Außerdem gesteht die Charter der Gesellschaft aber auch nach anderer Richtung hin die weitgehendsten Rechte zu. Dieselbe ist ermächtigt, auf ihren Gebäuden 2c. die britische Flagge aufzuhissen, ebenso wie auf ihren Schiffen eine Polizeimacht einzurichten und den Frieden und die Ordnung in der ihr geeignetsten Weise aufrecht zu erhalten (also eventuell Militär anzuwerben). Die Kontrole über das Geschäft in Spirituosen und anderen berauschenden Getränken steht ihr zu, damit sie den Verkauf derselben an die Eingeborenen verhindern kann; sie ist berechtigt, eine Schonzeit für Elefanten und anderes Wild vorzuschreiben und Jagdgerechtigkeiten zu erteilen. Die Charter muß von allen Gouverneuren, See- und Landoffizieren, Konsulen und anderen Beamten der britischen Besitzungen auf hoher See und anderswo respektirt werden, und dieselben sind verpflichtet, der Gesellschaft und ihren Angestellten in jeder Weise Beistand zu leisten. Es sind dies Rechte, wie sie nur früher einmal der Ostindischen Kompanie zugestanden worden, in den guten alten Zeiten, wo man es noch für richtig hielt, daß sich in den Händen Weniger eine fast absolute Macht befinde. Eine Klausel in der Charter klingt ganz besonders merkwürdig. Dieselbe lautet nämlich: „Diese Charter gestattet der Gesellschaft nicht, irgend ein Handelsmonopol einzusetzen oder zu gewähren, doch sind die Errichtung oder Konzessionsgewährung zur Anlage von Banken, Eisenbahnen, Tramways, Docks, Telegraphen, Wasserwerken oder ähnlichen Unternehmungen in diesem Falle nicht als Monopol anzusehen.“ Endlich wird, damit der Gesellschaft nicht etwa einmal in späterer Zeit irgend welche Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden können, allen Gerichtshöfen der vereinigten Königreiche sowohl als denen in den Kolonien anbefohlen, die Charter immer in dem für die Gesellschaft günstigsten Sinne zu konstruiren und zu beurteilen. Die glücklichen Besitzer dieses außergewöhnlichen Dokumentes machen bekannt, daß das Kapital der Gesellschaft, die über dieses sehr ausdehnbare Territorium herrschen wird, vorläufig £ 1 000 000 in 1 000 000 Aktien à £ 1 bestehen soll, doch wird vorsichtich hinzugefügt, daß das Kapital später durch Schuldverschreibungen oder auf eine andere Weise vielleicht vergrößert werden muß. Man muß sich nur erstaunt fragen, wie es zu erklären ist, daß es der Gesellschaft möglich wurde, überhaupt eine solche Charter zu erlangen? Von englischer Seite ist alles gethan worden, um der Gesellschaft die Wege zu ebnen, ob aber auch andere Mächte sich als so gefällig erweisen und die Vorschriften der Charter respektiren werden, dürfte doch sehr die Frage sein. Wir müssen aus Anlaß dieser Charter aufs Neue betonen, daß heute die Notwendigkeit, unsere Grenzen in Südwestafrika nach Osten festzulegen, dringender als je besteht, denn sonst könnten wir dort in die Lage kommen, den Übergriffen der englischen Kompanie gegenübertreten zu müssen.[1])



Auf der beistehenden Karte haben wir die verschiedenen Ansprüche verzeichnet. Die deutschen Ansprüche gehen mindestens bis zum 24 Grade östlicher Länge, welcher der äußerste östliche Punkt der mit Portugal vereinbarten Grenze der Interessensphäre ist. Auch Transvaal erhebt, wie aus der Karte ersichtlich, Ansprüche auf ein Gebiet bis zum Sambesi. Am energischsten ist aber diesen englischen Plänen gegenüber die portugiesische Regierung aufgetreten, welche von langer Hand hier ihre Vorbereitungen getroffen hatte.

Sobald im Mai des Jahres bekannt wurde, daß dieses Gebiet in die britische Interessensphäre gezogen werde, sandte die portugiesische Regierung mehrere Expeditionen aus, angeblich, um das Innere zu erforschen, thatsächlich um das an natürlichen Hilfsquellen so reiche Maschonaland zu annektiren. Vom Zumbo, am Sambesi, ist Leutnant Cordozo mit seiner Truppe bis zu den Flüssen Umfuli und Sanyati vorgedrungen, hat die dortigen Häuptlinge der portugiesischen Regierung Treue schwören lassen und die portugiesische Flagge gehißt. Auf dem Wege trafen die Portugiesen Ruinen früherer Forts und Gruben an, die augenscheinlich portugiesischen Ursprungs waren. Zu gleicher Zeit wird gemeldet, daß es dem britischen Konsul Johnston, der unter

[1]) Die Times bemerkt hinsichtlich der Grenzen in einem im Reklamestil gehaltenen Artikel: „Man sieht, daß die Sphäre der Gesellschaft nicht ausdrücklich eingeschränkt ist auf die Gegend südlich des Sambesi noch auf den 20. Grad östlicher Länge, welcher die Grenze des deutschen Damaralandes bildete. Es ist nichts in der Charter enthalten, welches die Gesellschaft verhindern könnte, den Sambesi zu überschreiten, und nichts, sie davon abzuhalten, Damaraland zu betreten, wenn die Deutschen, müde des verlierenden Spiels, welches sie dort spielen, sich entschließen, das Land Völkern mit einem größeren Genius für Kolonisirung zu überlassen.“

Digitized by Google

dem Schutz des Kanonenboots „Stork“ den Sambesi hinauffuhr (er benützte die neu entdeckte Mündung Chinde und vermied damit Quilimane, das portugiesische Zollamt), nur mit Mühe und mit Drohungen gelungen ist, den Kapitän Serpa Pinto, der mit 750 Zulus seinen Weg durch das Gebiet der Makololo erkämpfen wollte, zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Konsul Johnston hißte darauf die britische Flagge in dem genannten Gebiet und stellte die Makololo (eine Nation, welche von Livingstone seiner Zeit dort zum Schutz gegen die Sklavenhändler zurückgelassen wurde) unter britischen Schutz.

Die portugiesische Regierung antwortete auf diese englischen Umtriebe durch Veröffentlichung eines Dekretes, nach welchem die Territorien Umzila und die portugiesischen Distrikte Manica, Sofala und Inhambane unter eine Zentralverwaltung gestellt werden, die mit Hilfe militärischer Kräfte die Ordnung wahren und die rechtlichen Beziehungen der Eingeborenen zu den Weißen überwachen soll. Der Sitz der Regierung wird Quiteve (zwischen dem Sambesi und dem Bufiffluß) sein, und es werden sechs Bezirke gebildet. Ein zweites Dekret schafft einen neuen Distrikt von Zumbo, das bisher nur eine Militärstation war; derselbe umfaßt das Gebiet im Norden des Sambesi zwischen den beiden Zuflüssen Aroangoa und Kafu und südlich vom Sambesi zwischen den Zuflüssen Sanyati und Umfuli. Mit diesem neuen Distrikt schneiden die Portugiesen in das Gebiet der neuen englischen Gesellschaft ein, und es wird wahrscheinlich ein heftiger Streit darum entbrennen, da die Portugiesen, abgesehen von den jetzigen Flaggenhissungen, die Priorität der Entdeckung und Besiedelung dieser Länder in Anspruch nehmen. Es hat Batalha Reis überzeugend nachgewiesen, daß nicht erst im fünfzehnten Jahrhundert Portugiesen diese Gebiete erforscht haben, sondern auch noch vor den epochemachenden Reisen Livingstones. Daß diese Entdeckungen dem großen Publikum unbekannt blieben, lag an der Unmöglichkeit Portugals, dieselben zur damaligen Zeit auszunutzen.

Wenn Transvaal und Portugal ihre Ansprüche durchsetzen, so ist ersichtlich, daß das Gebiet der neuen englischen Gesellschaft recht enge Grenzen erhält, und der Gedanke, zwischen dem Süden und Norden eine Verbindung herzustellen, nur ein schöner Traum war. Ganz so leicht, wie sich die Engländer es denken, wird übrigens die Entwickelung des Matabelelandes nicht vor sich gehen. In Pretoria ist ein Bericht eingelaufen, der meldet, daß Matabele-Regimenter die weißen Leute aus dem Lande treiben. Die Matabele haben ein militärisches Lager auf der nördlichen Seite des Shashi-Flusses, nahe an der Furt, wo die Wagen durch den Fluß fahren, und ein anderes nach dem Limpopo zu, ferner befinden sich mehrere andere rund um Tati herum, mit der augenscheinlichen Absicht, das englische Polizeikorps zu beobachten, welches in Khamas Land stationirt ist. Die Eingeborenen sind sehr aufgeregt über das Gerücht, Rhodes und seine Partei rücke mit großer Macht an, um das Land zu erobern. Die Engländer in der Kapkolonie und Natal sind ebenfalls mit diesem Vorgehen der Gesellschaft durchaus nicht alle einverstanden, eine konservative englische Zeitung drückt sogar die Erwartung aus, daß binnen kurzer Zeit 500 Bauern gut beritten und bewaffnet in das Matabeleland sich begeben möchten, da nur diese im stande seien, das Land für die Zivilisation vorzubereiten. Ob unter diesen Umständen die Engländer es unternehmen werden, Swaziland einfach zu annektiren, was von den englischen Kolonialchauvinisten verlangt wird, steht noch in Frage. Die Behörden wissen jedenfalls, daß ihre Agenten dort ein gefährliches Spiel spielen. *

Das neueste deutsche Schutzgebiet.

(Schluß.)

Das Innere unserer neuesten Erwerbung, welche jetzt auch sichtbar durch Hissung der deutschen Flagge im Hohenzollernhafen seitens des Kriegsschiffes „Sperber“ unter deutschen Schutz gestellt worden ist, ist noch so gut wie unbekannt. Der einzige Reisende, welcher parallel mit der Küste von Witu bis nach der Region des Jub gewandert ist, ist Brenner, der leider über dieses von ihm durchreiste Gebiet nur sehr dürftige Aufzeichnungen hinterlassen hat. Von der Küste aus nach dem Innern ist noch niemand weiter als einige Tagereisen in das Gallaland vorgedrungen, aber man kann sich doch ein ungefähres Bild der Formation des Landes unter Zuhilfenahme unserer Kenntnisse über die der besser bekannten südlichen Länder konstruiren. Ein dichter, fast undurchdringlicher Wald aus Akazien, Mimosen, Aloen u. s. w., in welchen nur hier und da von den Suaheli einige Plätze zu Plantagen ausgebrannt sind, bildet in einer Breite von zwei bis fünf Tagereisen einen mächtigen natürlichen Wall gegen die Küste, dahinter beginnen dann allmählich lichtere Partien und Blößen, die den Übergang zu den offenen Grasebenen des Landes vermitteln. Der nördliche Teil der Küste, von dem Äquator bis zum 2. Grade, ist von einer Reihe wellenförmiger Höhenzüge eingefaßt, die sich an einzelnen Punkten bis zu 400 Fuß Höhe erheben. Der südliche Teil der Küste dagegen ist flach und sanft gegen das Meer hin abfallend. Der Grund des Bodens besteht hier oft 5 bis 6 englische Meilen weit aus Korallen, die dann plötzlich mit einem Sandhöhenzug, den einstigen Dünen, abschließen und zugleich eine Grenze für die Vegetation der Küste bilden. Nur in dem nordwestlichen Teile des Landes finden sich verschiedene, nach allen Richtungen hin durchstreifende Höhenzüge von Kalkstein, die sich nach Norden hin zu Gebirgszügen erheben, welche von dem Jubflusse durchbrochen werden. Sonst trägt das Land den scharf ausgeprägten Charakter des Hochlandes, welches in seinem südlichen Teile regelmäßig nach Westen ansteigt. „Der Boden besteht in dem uns bekannt gewordenen Teile des Gallalandes ausnahmslos aus sehr tiefgrundigem, rotem Lehm mit Mergel- und Kalkuntergrund. Nur in den Flußteilen findet sich der Lehmboden mit einer Schicht humoser, schwarzer Dammerde bedeckt und hier ist er der höchsten Kultur fähig. Dieser rote Lehm ist dem Gallalande so eigentümlich, daß wir uns kein Bild einer Landschaft versinnlichen können, ohne die hell leuchtenden Streifen roten Lehms oder die aus demselben Material erbauten Termitenhaufen zwischen dem Gebüsch hervorblicken zu sehen. Die Ufer der sechs Flüsse zeigen ohne Ausnahme, sobald das Gebiet der Mangrowe-Waldungen an der Küste aufhört, den bei jeder Flußmündung wiederkehrenden Anblick des roten Lehmes.“ [1])

Die Vegetation dieser Landschaft kann man ihrem Charakter nach in vier Gruppen teilen: in Flußwälder oder sogenamte Urwälder mit üppiger Vegetation, in Gestrüppwälder, vorherrschend aus Akazien und Mimosen bestehend, in große Grasebenen, die mit einzelnen Baobabs, Tamarinden, Dumpalmen und Gesträuchen bestanden sind, und endlich in die Mangrowewälder der Küsten — im allgemeinen ein Bild, wie es in ganz Ostafrika wiederkehrt.

Die weiten Grasebenen des Galla-Landes zeigen in Bezug auf Gräserarten eine große Üppigkeit. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn weite Waldstrecken verbrannt und blattlos daliegen, dann gedeiht schon wieder im Schutze des mannshohen vertrockneten Grases der Steppe das frische Gras hervor.

Das Land wird von mehreren Flüssen durchströmt, die in den indischen Ozean münden. Der Scheri nimmt anfänglich seinen Lauf parallel mit dem unteren Jub ebenfalls gegen die Küste hin, verstärkt sich dann durch eine Abzweigung des letztern und wendet sich, der Terrain-Bildung folgend, in einer fruchtbaren und grasreichen Ebene nach Südwesten hinab. Bei dem Orte Arbarura mündet er in den Kilowanje-See. Der Jub ist nicht offiziell zu unserm Schutzgebiet erklärt worden, obwohl es leicht gewesen wäre, diesen Fluß, an dem v. d. Decken und mehrere Mitglieder seiner Expedition ermordet worden und an dessen Mündung neuerdings Leutnant Güntter ertrank, in das deutsche Protektorat einzuziehen, da dem Sultan nur das erbärmliche Nest Kismayu mit seinen paar Lehmhütten gehört und er nicht einmal im stande ist, außerhalb des Forts einige Autorität zu üben. Warum ist man bei Kismayu stehen geblieben und hat nicht den Jub in das Schutzgebiet hineingezogen? Wenn Tana und Jub in den Händen der Engländer sind, so bleiben uns nur unbedeutende Flüsse, welche nur auf einige Tagereisen von der Mündung schiffbar sind, während diese beiden Wasserstraßen tief in das Land hineinführen. Der Tana wird auf etwa 40 deutsche Meilen schiffbar sein, der Jub noch weit tiefer in das Land hinein, da die Stromschnellen oberhalb Berderah, wo der „Welf“ scheiterte, bei Hochwasser leicht zu überwinden sind. Das Land ist jedenfalls nicht so wasserarm wie das Somaliland, da, abgesehen von den Flüssen, die aus der Regenzeit herstammenden Teiche und Wasserbecken in den weiten Ebenen zwischen dem Sabaki und Jub nicht alle austrocknen, wenn auch nur wenige am Schlusse der heißen Jahreszeit, in den Monaten Februar und März, noch Wasser genug haben, um den Galla mit ihren Herden den Aufenthalt in der Nähe zu gestatten. In der Zeit, wenn der trockene Nordost-Monsun Tag für Tag über die sonnendurchglühten Ebenen weht und das Wasser zusehends verschwindet, da ziehen die Galla an die Ufer der Flüsse hin, nur an den nicht austrocknenden Wassertümpeln bleiben einige Stämme zurück, um dort die Regenzeit abzuwarten. Die Regenzeit tritt erst im April am Äquator ein, der fast die Mittellinie des großen Gallalandes bildet, und hält bis Ende Juni an.

Weshalb nun, so wird man fragen, ist noch nicht der Versuch gemacht worden, in das Herz des Gallalandes vorzudringen, da die von der Natur geschaffenen Schwierigkeiten nicht übermäßig groß sind? Man kennt an der Küste überhaupt nur zwei oder drei halb verwachsene, ursprünglich von großem Wild gebahnte Pfade, welche in das Herz des Landes führen sollen. Der Muhamedaner hält sich mit seinen Sklaven längs der Küste; wenn er Kismayu erreicht hat, ist er in Sicherheit. Die Antwort darauf ist, daß heute hier eine

[1]) Richard Brenners Forschungen in Ostafrika. Petermanns Mittheilungen, Jahrgang 1868.

Digitized by Google

Völkerverschiebung vor sich geht, wie in anderen Gegenden Ostafrikas, welche noch nicht ihr Ende erreicht hat, aber bei dem Charakter der dabei beteiligten Völkerschaften einer jeden Expedition vorläufig die größten Schwierigkeiten bereiten würde.

Die eigentlichen Herren waren die Wagalla, jener gewaltige Völkerzweig, welcher von den Küsten des Roten Meeres bis zum Sabaki hinunterreicht, sich in eine Anzahl kleinerer Stämme auflöst, die aber untereinander oft in Krieg leben. Die Galla, Somali, Massai, Wapokomo und Abyssinier unterscheiden sich in vielerlei von dem echten Neger, die Gesichtsbildung ist eine edlere, die Farbe heller, die Sitten weisen viele Unterschiede auf. Sie nehmen, allgemein ethnologisch betrachtet, etwa eine Mittelstellung zwischen Araber und reinen Negern ein und sind wahrscheinlich Mischvölker, die im Laufe der Zeit doch wieder mehr oder weniger auseinander gefallen sind. Seltsam ist, daß die Hypothese noch vor einigen Jahren auftauchen konnte, die Galla hätten auch indogermanisches Blut in sich, da sie Abkömmlinge der Vandalen seien, deren spurloses Untergehen in der Völkergeschichte Nordafrikas angeblich nicht nach allgemeinen Prinzipien erklärt werden konnte. Verführt wurde der Begründer dieser Hypothese durch die Sitten der Galla, welche sich vorteilhaft von denen der Neger abhoben. Sie sind grausam, hochmütig, aber auch kriegerisch, zuverlässig und von großer Sittenstrenge. Dabei sind sie nicht eigentliche Heiden, da sie ein Religionssystem haben, das eine monotheistische Spitze hat. Doch wird man auf diese Sachen weniger Gewicht legen können, zumal erst durch andauerndes Studium eines solchen Volkes die Grundbegriffe ihrer Religion festgelegt werden können, wie der langjährige Irrtum beweist, welchen man beging, als man in dem Fetischdienst einen ganz rohen Götzendienst erblickte. Die südlichen Galla haben die größte Ursprünglichkeit der Sitten sich zu erhalten gewußt, die nördlichen sind häufig Mohamedaner oder im südlichen Abyssinien auch Christen geworden. In das Gallagebiet hat sich noch wie ein Keil der Mohamedanismus am Jub hineingeschoben und so das große Volk der Galla getrennt und sich gegenseitig entfremdet. Während nun die Borani-Galla, der südlichste Stamm der nördlichen Galla, zum Teil den Islam annahmen oder ihm wenigstens Konzessionen machten zogen sich die anderen Stämme über den Jub nach Süden zurück und begannen einen erbitterten Vernichtungskrieg gegen die Mohamedaner, der nach Jahrhunderten datirt und heute noch besteht, nur mit dem Unterschied, daß die Galla jetzt in die Defensive gedrängt sind. Die Somali, besonders die räuberischen Kawallalah, welche auch v. d. Decken und seine Begleiter ermordeten, drangen über den Jub nach Süden in das eigentliche Gallaland und gewannen bald über ihre Feinde merkliche Vorteile. Man wird sich erinnern, daß die Somali noch vor einigen Jahren unter den Barraretta-Galla des Osigebietes ein fürchterliches Blutbad anrichteten, deren gesamtes Vieh raubten und erst vor den Mauern von Kau Halt machten. Daß ihnen Witu noch nicht zum Opfer gefallen ist, verdankt die Ansiedlung nur ihrer geschützten Lage und dem Bekenntnisse ihrer Bewohner. Erst hatten die Galla mit großer Grausamkeit die Spuren der Mohamedaner hinweggewischt, daß sich die Suaheli nur auf dem Dundas und in einigen kleinen Ansiedlungen an der Küste selbst noch halten konnten, jetzt sind sie zum Ambos geworden und die mohamedanische Flut ist über sie hereingebrochen. Alle Mohamedaner arbeiten an ihrer Vernichtung, da sie es für ein gottgefälliges Werk halten, diese Heiden zu vernichten, und die nur mit dem Speere bewaffneten Galla sind in entschiedenem Nachteil gegen ihre flintenbewaffneten Bedränger. Sie werden von der Küste weiter nach dem Innern zurückgedrängt. Es ist traurig, daß diese Galla-Völkerschaft, welche nach dem Urteil aller Kenner die Keime zu einer höheren Kultur in sich birgt, im Rückzug begriffen sind, und es wäre deshalb auf das höchste zu wünschen, daß der Plan des Sultans von Witu, aus den Ansiedlungen der entflohenen Sklaven einen Staat zu organisiren, guten Erfolg haben möge, da nur ein solcher im stande ist, den Somali die Spitze zu bieten.

In den Gebieten der Galla zerstreut oder in dichteren Ansiedlungen wohnen nach Denhardt noch andere Völkerschaften, Waboni, Wassaniä und Walangulu. Diese Stämme, einst vor den Gallas mächtig in diesen Ebenen und von ihnen so verdrängt und unterdrückt, wie zur Zeit die Galla von den Somali, ähneln im Äußern, in Sprache und Sitten den Galla. Eigentliche Sitze der genannten drei Stämme lassen sich nicht angeben, da sie mit Ausnahme der Waboni, welche auch Ackerbauer sind, von der Jagd leben und ihre Wohnplätze stetig wechseln. Die Waboni ziehen sich bis an den Jub; am dichtesten sitzen sie in der Gegend von Witu. Sie sind im allgemeinen wenig kriegerische Völker und zahlen zum Teil den Galla, deren Vasallen sie in gewisser Beziehung sind, Tribut, nehmen aber nicht die mißachtete niedrige Stellung ein, wie die Wapokomo.

Die Wapokomo sitzen an beiden Seiten des Tana, kräftige, schön gewachsene, große Menschen, als welche sie auch v. Tiedemann in seinem Berichte in der vorigen Nummer der Kolonialzeitung geschildert hat, gute Ackerbauer und ziemlich fleißige Leute, aber feige und unterdrückt. Erst waren die Galla ihre Unterdrücker, jetzt sind es die räuberischen Somali. Die große Ertragsfähigkeit des von ihnen bewohnten Landes, gehoben durch den Fleiß der Wapokomo, hat am Tana lebhaften Verkehr und Handel hervorgerufen. Als Verkehrswege dienen hierzu der Tana und Ost, auf denen die Wapokomo, im Dienste der mohamedanischen Küstenbevölkerung, mit Kähnen den Verkehr vermitteln und die Lasten befördern. In dieser Weise reisen die Händler bis Hameje, der letzten von Wapokomo bewohnten Ortschaft, bei welcher auch die Benutzung des Tana als Wasserstraße endet.[1]) Interessant ist, daß auch noch die im Verdacht des Kanibalismus stehenden Wadoë, welche gegenüber Sansibar ihre Heimat haben und jetzt auf Seite Buschiris gegen die Deutschen stehen, hier zerstreut wohnen, von Jagd und gelegentlichen Räubereien leben und ebenfalls zu den Galla und Somali in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Was nun die wirtschaftliche Ausbeutung dieser Gebiete anbetrifft, so ist neben dem Tana der Wubuschi mit Hohenzollernhafen der Punkt, wo eingesetzt werden muß. Wir würden da in die Fußstapfen der Perser und Araber treten. Auf der Höhe eines am rechten Ufer des Wubuschi liegenden 500 Fuß hohen Berges fand Brenner die Ruine eines Forts, welches nach ihm das einzige Bauwerk am Festlande bis Malindi ist, welches möglicherweise von den Portugiesen herrühren kann. Die Ruine bietet in ihrem jetzigen verfallenen Zustande keinen sichern Anhaltepunkt für diese Annahme, doch berechtigt die für die Portugiesen jener Zeit außerordentlich günstige Lage derselben dazu. Den seekundigen Portugiesen muß Port Durnford, dieser einzige sichere Hafen längs der Ostküste von Mombas nordwärts wohl bekannt gewesen sein, da er in der Nähe ihrer Faktoreien Patta, Manda, Lamu und Malindi lag. Zugleich konnte dieses Fort auf der Höhe das weit in die See hinaus sichtbaren Berges den ankommenden Schiffen als Leuchtturm dienen. Wenn erst das Interesse für unsere Kolonien auch die archäologischen Kreise Deutschlands erfaßt hat, so wäre eine Untersuchung dieser alten Stätten mit ihren vielen arabischen Inschriften eine dankbare Aufgabe, da besonders noch die Ethnologie dieser Länder vollständig im Dunkeln liegt. Natürlich ist die Untersuchung in wirtschaftlicher Beziehung das Wichtigste. Das Land produzirt Elfenbein, Kautschuk, Häute, Rinder u. s. w., hatte aber als Handelsgebiet so lange keine große Bedeutung, als die Galla des Hinterlandes einen gesicherten Warenaustausch unmöglich machten. Für den Handel scheinen sich aber nach dem Zurückweichen der Gallas günstigere Aussichten zu eröffnen, und es wäre angebracht, wenn entweder in Anlehnung an die Witugesellschaft oder die deutsch-ostafrikanische sich eine neue Gruppe bildete, um den Handel nach Hohenzollernhafen zu ziehen, was schon deshalb nicht übermäßig schwer sein sollte, als die Zölle in Kismayu übermäßig hoch sind. Wir können aber nur davor warnen, hier eine neue Gesellschaft mit geringem Kapital zu bilden, welche nach ein paar Jahren der Thätigkeit in Bedrängnis kommen könnte. Eine Konzentration der Kräfte nach dem Muster der englischen, mit großem Kapital arbeitenden Gesellschaften ist um so notwendiger, als die Anlagen in dem aller Hilfsmittel entbehrenden Lande in den ersten Jahren bedeutende Summen kosten werden.

Die Lage des Hauptmanns von François in Deutsch-Südwest-Afrika.[2])

Von der Abteilung Köln erhalten wir folgende Zusendung:

„Es ist schon an dieser Stelle hervorgehoben worden, daß die deutsche Schutztruppe von 20 Mann in Südwestafrika ohne jeden

[1]) Petermanns Mitteilungen 27. Band 1881. S. 18. Erkundigungen im äquatorialen Ostafrika. Von Clemens Denhardt.

[2]) Hermann v. François hat über die Lage seiner Brüder in Südwestafrika aus Briefen derselben der Abteilung Köln Mitteilung gemacht. Nach denselben war Ende Juli, als ein englischer Dampfer in Walfischbay einlief, die Stimmung unter den Hereros plötzlich umgeschlagen, da es hieß, Lewis werde in den nächsten Tagen an der Spitze einer bewaffneten Macht in Walfischbay landen, um die Deutschen unschädlich zu machen. v. François rückte nach Tsaobis, wo die beiden Hauptverkehrsstraßen von Walfischbay nach Otyimbingue sich vereinigen, um Lewis dort entgegenzutreten, ehe er seine Vereinigung mit den Hereros bewerkstelligen konnte. Er brach am 3. August nach dorthin auf. Die Eingeborenen hatten sich bewaffnet und versperrten der Truppe den Weg, doch wurde der Weg freigegeben, als die Deutschen unter „Hurrah“ ihnen entgegenmarschirten. In Tsaobis traf bald die offizielle Kriegserklärung, von dem Sohne Mahareros unterzeichnet, ein; in Otyimbingue langten der Häuptling von Omaruru mit 60 Reitern und ebenso eine Anzahl Okahandja-Leute ein. Das Schreiben fährt dann fort: „Die den Deutschen befreundeten Bastards verließen Otyimbingue und dessen nächste Umgebung und konzentrirten sich zu 30 Mann in Ubib, wohin ihnen von Tsaobis aus Waffen und Munition zugesandt wurden. Der Vertreter der südwestafrikanischen Minengesellschaft, Herr Hiller, begab sich in den Schutz der deutschen Truppe, ebenso kamen

Digitized by Google

Zweifel zu schwach ist, um mit Erfolg ihre Aufgabe, die Wahrung der deutschen Autorität im Lande, erfüllen zu können, selbst wenn sie unter einem in Afrika so bewährten Führer wie Hauptmann von François steht. Es ist aber nicht zu verwundern, wenn dieser kühne Offizier und Forscher, der schon so manche Lebensgefahr in Afrika bestanden, lieber sein Leben aufs Spiel setzt, als daß er schon gleich im Anfang seiner neuen Thätigkeit im Hererolande sich hülfeheischend an seine Regierung wendete. So mag es denn kommen, daß die Regierung aus den offiziellen Berichten ein wesentlich günstigeres Bild von der Lage der deutschen Schutztruppe gewonnen hat, als es sich nach privaten Nachrichten und nach dem Urteil erfahrener Kenner des Landes und seiner Verhältnisse darstellt. Zur Aufklärung der Sachlage hatte die deutsche Kolonialgesellschaft Abteilung Köln auf den 15. November eine Versammlung berufen, welche den großen Saal des „Römer" bis auf den letzten Stehplatz füllte, während zahlreiche Erschienene aus Mangel an Raum umkehren mußten. Was die Versammlung besonders bemerkenswert gestaltete, das war der Umstand, daß sich über die derzeitige Lage in Deutsch-Südwestafrika aus der Fülle der eigenen Erfahrungen heraus zwei Männer verbreiteten, welche durch eine ganze Reihe von Jahren unter den Nama und Herero lebten und hervorragend geeignet erscheinen müssen, ihr Urteil über die mutmaßliche Gestaltung der Dinge und die dem Hauptmann von François und damit überhaupt dem deutschen Ansehen drohenden Gefahren abzugeben. Als erster Redner trat auf Direktor Spiecker aus Kalk bei Köln, welcher s. Z. als Generalbevollmächtigter der Barmer Missionshandels-Aktiengesellschaft längere Zeit im Nama- und Hererolande thätig war, bis der zwischen beiden Völkern ausgebrochene Krieg die europäischen Unternehmungen im Lande vernichtete.

Der zweite Redner, Missionar Irle, war mehr als 20 Jahre im Hererolande ansässig und ist erst vor wenigen Wochen von dort zurückgekehrt. Beide Redner stützten sich außerdem auf zahlreiche Briefe aus Südwestafrika, die bis in die allerjüngste Zeit reichen.

Nachdem der Vorsitzende, Geheimer Kommerzienrat Eugen Langen die dichtgedrängte Versammlung herzlich begrüßt hatte, gab er zunächst Herrn Spiecker das Wort. Derselbe begann seinen Vortrag mit einer kurzen Schilderung des Landes und seiner Bewohner, der dunkeln, kräftigen, durch Viehzucht reichen und höchst konservativen Herero und der hellbraunen, schmächtigen aber zähen, unstät lebenden Nama, zweier Nationen, welche von jeher unversöhnlichen Stammeshaß gegen einander nähren. Auf die Geschichte des Landes eingehend, besprach Redner die früheren englischen Annexionsversuche und die schließliche Errichtung der deutschen Schutzherrschaft, welche letzthin durch das Auftreten des Engländers Lewis einen starken Stoß erlitt. Dieser Lewis verdanke den größten Teil seines jetzigen Erfolges dem Branntwein und der unzureichenden Machtentfaltung der deutschen Regierung in Südwestafrika. Imponirende Machtentfaltung sei die Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Landes, wenngleich auch durch rasche Geistesgegenwart manchmal bedeutendes erreicht werden könne, namentlich dem Oberhäuptling Maharero gegenüber. Nicht ganz aufgeklärt sei das Verhalten des deutschen Kommissars Dr. Göring bei der Verhandlung mit Maharero vor versammeltem Volk. Redner hält dafür, daß, wenn Göring damals Geistesgegenwart genug besessen hätte, dem Lewis vor dem Häuptling die Fälschung der plötzlich vorgebrachten älteren Verträge auf den Kopf zuzusagen und die Papiere womöglich in Stücke zu reißen, dieses Vorgehen, soweit die Eigenart des lügenhaften, aber pfauenhaft stolzen Kamaharero in Betracht komme, diesem aller menschlichen Voraussicht nach wesentlich imponirt haben würde. Mit dem freiwilligen Abzug Dr. Görings sei die Sache umgekehrt entschieden gewesen. Freilich nicht ganz so schlimm, wie nunmehr viele anzunehmen geneigt waren, daß es nämlich jetzt vorbei sei mit der deutschen Schutzherrschaft; diesen Irrtum habe das Erscheinen von Nels und François bald berichtigt. Dahingestellt läßt es der Redner, ob nicht der letztere einen Fehler beging, daß er bei seinem Einzug Kamaharero keinen Besuch machte. v. François zog nämlich mit seiner Truppe nach Otyimbingue und ließ von da Herrn Nels allein nach Okahandja zu dem Häuptling gehen, er selbst besuchte lediglich einen Unterhäuptling in Omaruru. Ein solches Verhalten, das für unsere Begriffe nichts Auffälliges an sich habe, gelte bei den Hereros als eine Bezeugung der Mißachtung, die man möglichst vermeiden sollte. Es verschulde vielleicht zum Teil die jetzige schwierige Lage, indessen könne selbst der Geschickteste solche kleine Mißgriffe nicht ganz vermeiden. Verhängnisvoll könnten sie nur werden, wenn man mehr oder weniger machtlos dastehe. Der Reichskommissar habe sich nun zwar sehr geschickt verschanzt und könne auch vielleicht einem Angriff trotzen; zu einer ausreichenden Machtentfaltung sei aber seine Truppe zu schwach und man könne heute nicht wissen, ob nicht schon eine schlimme Wendung eingetreten sei; möglich sei diese jedenfalls. Wenn es dem Reichskommissar bereits gelungen sei, zwei der schlimmsten englischen Hetzer aus dem Lande zu schaffen, so sei dies für die Beruhigung der Herero schon ein vielversprechender Anfang, nichts aber könne dafür bürgen, daß selbst nach völliger Verdrängung der Engländer die Ruhe im Lande durch eine bloß 20 Mann starke Truppe aufrecht erhalten werden könne; es liege vielmehr die Gefahr vor, daß, wenn François die Engländer verdrängt, die Herero sich auch stark fühlen könnten, den Hauptmann mit seinen 20 Mann aus dem Lande zu jagen. Es sei zu verhüten, daß die Herero den Mut dazu gewinnen. Es wäre bedauerlich, wenn François nur infolge Verspätung der Hilfe verdrängt oder gar niedergemetzelt würde. Mit Rücksicht hierauf empfahl Redner die Annahme der ersten von den Resolutionen, die der Versammlung vorgelegt wurden. Die zweite Resolution sei eine notwendige Ergänzung der ersten. Es handle sich darum, das Errungene auch dauernd zu wahren, das könne nur durch eine große Zahl von Mannschaften beziehungweise Ansiedlern geschehen. Sodann wandte sich der Vortragende gegen den geplanten Verkauf von Rechten der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika an eine englische Gesellschaft und schlug in dieser Beziehung eine dritte Resolution vor. Das zu verkaufende Gebiet, Hereroland und Nord-Namaland, sei nicht nur der weitaus größte, sondern auch zweifellos der wertvollste Teil von Südwestafrika, während das südliche Namaland die allergeringsten Aussichten biete. Es sei viel mehr als der Norden sandig und felsig, sein Hafen Angra Pequena sei der schlechteste und gefährlichste der 3 Häfen des Landes, die Region der Fruchtbarkeit des Bodens sei hier viel weiter von der Küste entfernt als im Norden; das direkte Hinterland derselben bilde die Wüste Kalahari bezw. die englische Interessensphäre, während die nördlicheren Gebiete den Zugang zu einem weiten, freien und zukunftsreichen Hinterlande bildeten. Statt den Engländern diese Gebiete wieder zu eröffnen, nachdem man eben erst gesehen, wie englischer Einfluß im Lande der deutschen Herrschaft, deutschen Unternehmungen und schließlich auch der deutschen Mission zum Verderben gereiche, müsse die Deutsche Kolonialgesellschaft gerade jetzt, wo der Reichskommissar mit der Verdrängung der englischen Hetzer den einzig möglichen Weg zur Be-

einige deutsche Kaufleute nach Tsaobis. Mein Bruder verschanzte sich indessen an der Wasserstelle Tsaobis unter militärisch sehr günstigen Verhältnissen, arretirte zwei Agenten Lewis' und verwies sie, nach vorgenommenem Verhör, des Landes. Der erwartete Lewis kam nicht, statt seiner aber einige Transporte mit Waffen und Munitionsvorräten, welche für die Hereros bestimmt waren, darunter einer — es ist betrübend auszusprechen — durch Vermittelung eines deutschen Kaufmanns. Die Transporte wurden sämtlich mit Beschlag belegt. Für den 27. August hatten die Herero einen Angriff gegen die Schanze beschlossen, der von drei Seiten aus durchgeführt werden sollte. Derselbe kam nicht zur Ausführung, wie es schien, weil Nachrichten über die Kriegserfolge des den Herero feindlichen Hendrik Witboi eingegangen waren, welche einen Teil der Herero beunruhigten. H. Witboi hatte Mitte August Jan Jonker geschlagen und getötet. Die Krieger des Jan Jonker sind nach Otyimbingue geflüchtet, ebenso ein gleichfalls von H. Witboi geschlagener Hottentottenhäuptling mit 70 Mann. Der weitere Kriegszug H. Witbois sollte Okahandja gelten, wohin die Weiber der Hereros geschickt waren, um dem Kampffelde gegen die Deutschen fern zu sein. Soweit die Nachrichten meiner Brüder, welche bis zum 14. September zurückreichen. Über die Verteidigungskraft seiner Stellung schrieb mein Bruder sehr zuversichtlich, auch erwähnte er mit keiner Silbe, daß er das Gefühl habe, sich in einer gefahrvollen Lage zu befinden. Das will aber bei der Charaktereigenart meines Bruders nicht viel bedeuten. Ich habe Berichte und Erzählungen von Reisegenossen meines Bruders auf seinen früheren Reisen gelesen, welche Episoden der höchsten Lebensgefahr behandelten, die aber in den Tagebuchnotizen und Briefen meines Bruders nur nebensächlich erwähnt waren. Ich habe mit begreiflichem Interesse die Zustände in Damara verfolgt und habe die Überzeugung gewonnen, daß die Sache sowohl für die kleine Truppe in der Wilhelmsfeste wie für die Interessen der deutschen Kolonialgesellschaft ernst genug ist. Die deutschen Kaufleute leiden unter dem Druck und dem Übermute der Eingeborenen, das Ansehen der deutschen Fahne besteht nicht und die unausgesetzten Eroberungszüge einheimischer Häuptlinge lassen eine friedliche, segensreiche Ansiedlung und Kulturentwicklung nicht aufkommen. Die deutsche Macht muß einen fühlbaren Druck auf die Hereros ausüben können, sonst wird es meiner Ansicht nach aus den Kolonialbestrebungen in Damara nichts." — Die „Nordd. Allg. Ztg." konstatirte in ihrer Nummer vom 18. November demgegenüber, daß einige Einzelheiten des Briefes mit den bis zum 18. September reichenden amtlichen Berichten nicht in Einklang stünden. So habe es sich z. B. bei dem Widerstande der Eingeborenen gegen den Abmarsch der Polizeitruppe nach Tsaobis um einen ziemlich harmlosen Vorgang gehandelt. Der Häuptling Zacharias von Otyimbingue sandte Herrn von François eine in den amtlichen Berichten auf 30 Leute geschätzte Reitertruppe nach, um sich nach den Gründen seines plötzlichen Aufbruches zu erkundigen, welcher bei der in Damaraland bestehenden Sitte, alle Maßnahmen durch oft wochenlange Besprechungen einzuleiten, den Eingeborenen allerdings auffallend erscheinen konnte. Ein Angriff gegen die Polizeitruppe oder auch nur ein ernstlicher Versuch, dieselbe am Weitermarsch zu verhindern, seien nicht vorgekommen, geschweige denn eine Kriegserklärung der Herero gegen Hauptmann v. François. Auch die Gerüchte, welche sich auf Kriegsrüstungen der Herero gegen die Polizeitruppe bezogen, hätten sich nach den vorliegenden amtlichen Berichten als unbegründet herausgestellt. Soweit wirklich Kriegsvorbereitungen getroffen worden sind, dürfte es sich um Vorsichtsmaßregeln gegen den befürchteten Angriff der Hottentotten gehandelt haben. D. R.

ruhigung des kriegdurchtobten Landes eingeschlagen habe, erst recht festhalten an ihrem Besitz. Sie vertrete dort die Interessen der deutschen Nation, da dürften die unvermeidlichen Kinderkrankheiten, welche die Gesellschaft jetzt durchmache, ihr den Mut nicht rauben; nicht die Gegenwart allein solle man im Auge behalten, den deutschen Unternehmungen im Hererolande gehöre die Zukunft, wenn sie nur Stand halten wollten auch in schlimmer Zeit. Sei heute bei uns das nötige Kapital noch nicht flüssig, so werde es dies doch morgen sein.

Nachdem Herr Spiecker unter dem reichen Beifall der Versammlung geendet, gab Herr Irle in längerer Rede einige aus seiner langen Erfahrung geschöpfte drastische Illustrationen zu den Ausführungen des Vorredners, welche diese vollauf bestätigten. Er hob besonders hervor, wie notwendig gegenüber den Herero ein vorsichtiges aber thatkräftiges und zielbewußtes Handeln sei; so wenig mit bloßer Schneidigkeit auf die Dauer auszurichten sei, so erfolgreich sei ein ruhiges, selbstbewußtes und durch wirkliche Macht imponirendes Auftreten. Die Macht der Lüge sei so groß im Lande, daß es schwer sei, das Vertrauen der Leute zu gewinnen; wir könnten sie nur durch Thatsachen von unserer Macht und unserem Wohlwollen überzeugen und damit den entscheidenden Einfluß im Lande erlangen. Zum Schlagen dürften die deutschen Truppen dort nicht kommen, das sei das Schlimmste, was geschehen könne, sie müßten allein durch ihre Stärke und Uberlegenheit den Schwarzen Achtung einflößen. So allein sei der dauernde Friede zu sichern. Redner sei mit erleichtertem Herzen von seiner Station nach der Heimat abgereist, nachdem ihm der Reichskommissar v. François versprochen, nur in diesem Sinne handeln zu wollen. Ein größerer bewaffneter Schutz, als bisher, sei auf die Dauer unumgänglich notwendig auch für die Missionare; zunächst aber handle es sich darum, den Hauptmann v. François nicht im Stiche zu lassen. Man könne nicht wissen, ob seine Veste nicht schon jetzt gefallen sei. Das Hereroland dem Einfluß von Engländern preiszugeben, sei der größte Fehler, es habe eine gute Zukunft und könne durch geeignete Ansiedelungen zu einer Fleischkammer für Deutschland werden, unter der Voraussetzung, daß die Walfischbay in deutschen Besitz komme, denn diese sei der Schlüssel zum ganzen Lande.

Die „Kölnische Zeitung" faßt den Gesamteindruck, der aus dem Inhalt der Reden und der vorgelesenen Briefe sich ergeben hatte, dahin zusammen, daß die Reichsregierung, nachdem sie das Land unter deutsche Schutzherrschaft genommen, von vornherein dort zur Wahrung ihrer Autorität eine größere Macht hätte entfalten müssen. Da das nicht geschehen sei, habe die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ihrerseits den Schutz des Landes, sowie sonstige politische Aufgaben in die Hand nehmen müssen. Sie habe das natürlich nur sehr unvollkommen thun können und überdies dadurch ihre für wirtschaftliche Aufgaben bestimmten Mittel vorzeitig erschöpft. Hieraus erkläre sich der an die Gesellschaft herangetretene Gedanke, ihre Rechte an dem weitaus größten und fast allein wertvollen Teile (?) des Landes an eine englische Gesellschaft zu veräußern. Es stehe zu hoffen, daß, wenn die deutsche Regierung den Schutz des Landes, den sie jetzt durch die Entsendung einer kleinen Truppe auszuüben begonnen habe, in ausreichender Weise durchführe, die deutsche Gesellschaft wieder Mut und Kapital zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes finden werde. Harre die Gesellschaft auf ihrem Posten aus, so stehe ihr schließlich ein schöner Erfolg in sicherer Aussicht. Hätten doch erfahrene südafrikanische Kolonisten erklärt, daß sich unter geordneter Verwaltung aus Hereroland ein zweites Transvaal machen lasse.

Die Versammlung beschloß einstimmig, folgende Resolutionen dem Fürsten Reichskanzler und dem Reichstage zu übersenden:

1. In Südwestafrika wird angesichts der gefährdeten Lage des Reichskommissars und seiner Schutztruppe, sowie zur Vermeidung kriegerischer Verwicklungen die von der Reichsregierung für das nächste Etatsjahr beantragte kleine Verstärkung dieser Truppe sofort erfolgen müssen.

2. Zur dauernden Wahrung der deutschen Autorität in Südwestafrika erscheint es wünschenswert, daß dort alsbald eine größere ständige Truppe deutscher Freiwilliger aufgestellt und unterhalten wird, welche an geeigneten Punkten des Landes angesiedelt werden könnte.

3. Im deutschen Interesse würde es sehr zu beklagen sein, wenn in Ermanglung der Aussicht auf eine dauernde Hülfe die südwestafrikanische Gesellschaft sich veranlaßt sehen sollte, ihre Rechte an dem nördlichen — dem besten — Teile des Landes an Ausländer abzutreten.[1])

[1]) Wir haben zu den Ausführungen der Redner noch zu bemerken, daß dieselben in mancher Beziehung Unrichtigkeiten enthalten. Die Angabe „von dem zu verkaufenden Gebiet, Hereroland und Nord-Damalaland" beruht insofern auf dem auch sonst häufig vorkommenden Irrtum, als ob das Gesellschafts- und Schutzgebiet sich decken. Die südwestafrikanische Kolonialgesellschaft hat in Hereroland überhaupt kein Eigentum, sondern nur gewisse Bergwerksgerechtsame. Auch von dem nördlichen Namaland besitzt sie nur den an die Küste grenzenden am wenigsten wertvollen Teil des Landes. Ebensowenig ist richtig, was weiter über den Hafen Angra Pequena gesagt wird, der jedenfalls besser ist, als der jetzt versandende Sandwichhafen. Auch ist noch zu bemerken, daß, während Lewis und sein Anhang gegen die deutsche Schutzherrschaft sich auflehnen, das holländisch-englische Konsortium, an welches der Verkauf seitens der südwestafrikanischen Gesellschaft beabsichtigt ist, sich der deutschen Schutzherrschaft ausdrücklich unterwirft und zur Verstärkung derselben durch die der Gesellschaft zufließenden Mittel beitragen wird. D. K.

Über Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika.

Von R. v. Hake.

II.

Wir haben, wie gezeigt, in Deutsch-Ostafrika nicht die Aufgabe, einem bereits bestehenden großartigen Handelsverkehr oder ausgedehntem Landbau mit Anlage zweckmäßigster Verkehrsmittel Luft zu verschaffen, sondern lediglich die Zuwege zu noch unberührten Naturschätzen zu eröffnen. Daher handelt es sich zunächst nur um Eisenbahnen überhaupt, nicht um solche erster oder zweiter Ordnung. Mit „Sekundärbahn" sind wir in Deutschland gewöhnt, einen Schienenweg untergeordneter Bedeutung, daher mit möglichst geringen Anlagekosten zu verstehen. Hier aber ist die Bahn die Hauptverkehrsader, welche mit Sekundärbahnen nur das Prinzip der Billigkeit gemeinsam hat. Wir nennen sie wohl am besten eine „Pionierbahn". Eine solche aber ist stets nur eine provisorische Linie. Die älteren Pacificbahnen z. B. haben diesen Charakter. Der Ingenieur weiß bei ihrer Anlage von vornherein, daß in 30 bis 50 Jahren die Trace wesentliche Veränderungen zu gunsten der Abkürzung des Weges erfahren wird. Man wird Brücken, schwere Erdarbeiten und Tunnels meiden und die zu überwältigenden Terrainhindernisse umgehen. Die Grenze dafür gewinnt der Traceur durch die Vergleichung beider auf Lokalbefund gegründeten Anschläge.

Soll z. B. die Bahn durch die direkt ein Kilometer entfernten Punkte B. und C. gehen, welche beide am linken Flußufer liegen, und wäre der Weg längs des Ufers wegen ein Windung des Stromes 10 Kilometer lang, so habe ich vielleicht in der kurzen Trace zwei Brücken à 100 000 Mark und 500 Meter Tunnel à 500 Mark = 250 000 Mark liegen. Jene 10 Kilometer sind mit je 20 000 Mark, also für 200 000 Mark gegen dort ca. 500 000 Mark herstellbar, ich überlasse also Brücken und Tunnel der Zeit, in welcher der Verkehr die kurze teure Linie bezahlen kann, und wähle vorläufig den Umweg, der halb so billig ist und sich außerdem 10 mal besser bezahlt macht, wenigstens so lange keine Konkurrenz da ist. Das ist das Wesen einer Pionierbahn, d. h. einer Bahn, welche der Kultur die erste Lichtung eröffnet.

Wenn man nun in der Heimat von dem Problem des tropischen Eisenbahnbaues spricht, so pflegt man immer an gigantische Terrainschwierigkeiten zu denken, nicht erwägend, daß es höchst selten in der Natur ein Hindernis giebt, welches nicht umgangen werden kann, und — daß eine „Pionierbahn" die Hindernisse kostspieliger Art prinzipiell umgeht und umgehen kann.

Der Kernpunkt des Problems, der allen Eisenbahnbauten in den Tropen anhaftende, dabei so schwer zu bestimmende Erschwerungskoefficient ist der Mangel an zivilisirter Arbeitskraft.

Der berüchtigte Panamakanal (welcher allerdings der schroffe Gegensatz zu einer „Pionierbahn" ist), läge dieselbe Arbeit zwischen Ostsee und Nordsee, würde sich auf wenige Monat Zeit und wenige Millionen Geld genau berechnen und anschlagmäßig haben ausführen lassen.

Was nützt es mir nun in Ostafrika, wenn ich einen reichen Generalkontraktor finde, der mir den Kubikmeter Schüttung zu vier Groschen verspricht, wenn dieser Mann mit seinen Kulis nicht zurecht kommt, darüber bankerott wird und die Arbeit liegen läßt?

Wir spotten jetzt vielleicht über das unzweckmäßige Vorgehen der französischen Ingenieure auf jenem Isthmus, aber gerade wir, mit unserer peniblen Genauigkeit würden, sei es in Regie oder bei Verausgabung von Kontrakten, sehr viel Lehrgeld geben müssen.

Das deutsche Kapital wird in gewohnter Engherzigkeit den Anschlag des Ingenieurs drücken und sich nachher auf seine Ziffern berufen; es wird die Vorbereitungen aus zweiter Hand, auf die es gerade ankommt, zurückweisen und einschränken, es wird im Unmut über das zögernde Vorschreiten des Baues die Kulis wechseln und die Ingenieure, wenn sie eben etwas Lokalerfahrung gesammelt haben, durch unerfahrene ersetzen. Alles dies geschieht blos, weil, die Arbeiterfrage in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, so wenig Analogie in den Kulturarbeiten Europas vorhanden ist.

Die Wasuahili sind mit nichten die schlechtesten Arbeiter in den Tropen. Nach dem bevölkerten Kongo läßt man sie in Schiffsladun-

Digitized by Google

gen hinkommen. An der ganzen indischen Küste sind die sogenannten Sansibarboys immer noch die besten Arbeiter. Sie sind muskulös, ziemlich flink, stets guten Humors, nur ein wenig zu beweglichen Gemüts, veränderungsliebend und zu reich, denn die Zahl ihrer Bedürfnisse ist so gering, daß sie nicht wie europäische Arbeiter durch Entziehung der Arbeit sonderlich gestraft werden können. Wir könnten in so mancher Beziehung keinen besseren Menschenschlag zum Kulturgehülfen haben, aber es wird lange, lange dauern, bis man hier eine stetige, ergiebige Arbeit organisirt haben wird.

Wie kommt es nun, daß sie am Kongo, wo es mehr Schläge als Essen giebt, daß sie in den Faktoreien zu Aden, als Heizer auf den Dampfern ꝛc., so flott arbeiten und daheim ganz unzuverlässig? Am Kongo soll ihnen allerdings die Gepflogenheit der „freien Liebe" sehr gefallen, und im Indischen Ozean verdient ein Heizer 23½ Rp. per Monat. Aber es ist hier ein anderer, psychologischer Grund maßgebend, den wir bei allen Kulis, und sogar bei unseren eigenen Mitbürgern in der Arbeiterklasse wiederfinden werden.

Wie ist es bei uns daheim, wenn in der Nähe einer armen Kleinstadt eine große Erdarbeit auszuführen ist? Wie viele von den kleinstädtischen Jünglingen werden den Verdienst wahrnehmen, wie vielen wird diese Arbeit nicht bald zu schwer sein, und wie viele endlich werden nicht von vornherein weiter arbeitslos umherlungern? Es sind Leute von außerhalb, die die Arbeit thun, und die tüchtigen jungen Kräfte der Kleinstadt sind vielleicht inzwischen 100 Meilen davon bei einer andern Erdarbeit beschäftigt. Der Grund ist der, gewöhnliche Muskelarbeit ist ein sehr hartes Ding, der Mensch entschließt sich dazu und beharrt dabei noch am ersten, wenn er von den Annehmlichkeiten seiner Heimat isolirt, der äußersten Notwendigkeit gehorchen muß. Der Chinese mag in der Nähe seiner Familie auch sehr faul sein, der indische Paria, der halbträumend auf den Farmen seiner wohlhabenderen Kastengenossen den ganzen Tag arbeitet, leistet nicht sehr viel, er wagt aber auch keinen Lohn zu fordern und „erbettelt" sich von seinem Arbeitgeber nur den zum Leben nötigen Reis. Der Msuaheli aber in seiner Heimat denkt mehr an die Ngomma im nächsten Dorfe als an seine Arbeit. Er hält, wenn noch so gut gelöhnt, alle drei Tage einen Schauri, ob es nicht ein guter Witz wäre, den eifrigen Arbeitgeber allein zu lassen, und wenn vollends nach allem Fehlschlagen guter Ermahnungen der Fimbo etwas nachhilft, läßt er hochmütig seinen Lohn im Stich und reißt, gewöhnlich mit Überredung andrer Kameraden, aus, um in der nächsten Schamba seiner Landsleute ein uneinträgliches aber halbfaules Leben zu führen. Daß es hiervon sehr tüchtige Ausnahmen gibt, beweist nur, daß man einige treue Diener, aber nicht große Arbeiterkolonnen in Ostafrika anwerben kann.

Nicht von vornherein und unvermittelt! Es kann nur allmählich gelingen und muß ihnen erst durch das Beispiel eines fremden Volksschlages gezeigt werden, was arbeiten heißt, und daß es zum Besitz einer Menge von Gütern führt, die auch der Msuaheli nicht verachtet. Auf den Comoren freilich soll auch das Beispiel der Chinesen, die, als Kulis auf den Zuckerpflanzungen arbeitend, sich mühsam ein Stück Geld erwerben, und es, damit selbständig anfangend, zu Eigentum und Wohlstand bringen — nichts gefruchtet haben. Die Schwarzen dort, freilich etwas edler gestaltet als die Wasuahili, fühlen sich zu vornehm für gewöhnliche Arbeit und gefallen sich den fleißigen Einwandrern gegenüber in der Rolle einer bettelhaften Aristokratie, die für Feldarbeit zu gut ist. Dieses Vorurteil wohnt aber der schwarzen Rasse des Festlandes durchaus nicht inne. Ich möchte ihr das Prognostikon stellen, daß sie einen jetzt noch schlummernden Ehrgeiz entfalten wird, der sie treiben wird, dasselbe und mehr zu leisten, wie der fremde Kuli. Nur dürfte man ihnen nicht zeigen, daß man auf ihre Arbeit angewiesen sei und darauf rechne. Während man Chinesen oder Inder unter Kontraktoren wird arbeiten lassen, schon deswegen, weil es nur unter dieser Form möglich sein wird, im Erdbau bewährte Völkerschaften zu importiren, so sollte der Msuahili nur in Regie arbeiten. Er muß doch zunächst erst lernen, mit dem Geräte umzugehen. Ließe man ihn gewähren, so würde er mit den Händen schaufeln und die Erde mit vielen Gängen in seiner roten Mütze transportiren. Seine Arbeit wird, auch nicht nach geraumer Probezeit das Geld wert sein, was er dafür beansprucht; dann sollte man eben die strebsamen in besondere Abteilungen stellen und die ganz unbrauchbaren immer wieder ausmerzen. Auf keinen Fall sollte man irgendwo auf der Linie Frauenarbeit dulden, denn obwohl die Weiber fleißiger beim Bau sind, als die Männer, läßt sich doch ihre Leistung nicht höher spannen. Sie würden arbeiten, um irgend einen muskulösen Faulpelz in seiner Hütte zu unterhalten, sei es als Gattinnen, Töchter oder Sklavinnen.

Den westafrikanischen Krunegern wird nachgerühmt, daß sie keines „drivers" bedürfen, oder aber, daß sich solche aus ihrer Mitte erziehen ließen. Von dem ostafrikanischen Neger, welcher durch Schwatzhaftigkeit und Streitsucht die Arbeit oft unterbricht, muß ich gerade das Gegenteil behaupten, nur möchte ich „driver" nicht mit „Antreiber" sondern mit „Vorarbeiter" übersetzen. Es giebt dem Neger einen großen Impuls, wenn der weiße Mann ihm dann und wann eine Weile zeigt, wie man qualitativ und quantitativ mit Vorteil arbeiten kann. Ich erwähne, daß sich unsere deutschen Matrosen sehr geeignet erwiesen, die zu Askaris gewordenen Schwarzen mit Geduld und Nachdruck zu drillen. Ohne mich zur Aufstellung einer Straftechnik besonders befähigt und berufen zu halten, finde ich sowohl das gewohnheitsmäßige Prügeln, wie das Glaceehandschuhsystem, beides verwerflich. Die zudiktirte von einem schwarzen Profossen gehandhabte Züchtigung ist bei „Vergehen" freilich notwendig, bei Faulheit aber nicht am Platze. Ein einziger Streich hingegen, wenn er nur so erteilt ist, daß jedes Verlangen nach dem zweiten ausgeschlossen bleibt, wird, wenn gerecht, von dem einzelnen verschmerzt und auf viele Wochen für hundert andre Neger wirken. Es handelt sich also mehr darum, die Fakultas zu beweisen, als sie häufig auszuüben. Damit kein Mißbrauch entstehe, würde ich jeden Vormann sofort entlassen, der 1) den Vorfall nicht alsbald rapportirt hat, 2) der im Zorn oder unter der Nachwirkung seines Nachttrunkes geschlagen, oder 3) der mehr als einen Streich erteilt hat.

Jeder nervöse, jähzornige, unbesonnene Weiße ist als Vorgesetzter von Negern für die ganze Kolonialarbeit gemeingefährlich. Wenn die höhere Bildung gegen diese Fehler sicherte, würde der Deutsche ja sehr gut mit diesem Arbeiterschlag zurecht kommen. Ich stelle anheim, im einzelnen Fall zu ermessen, ob dies der Fall ist.

Wenn es wahr sein sollte, daß nur die Landeskinder in Deutsch-Ostafrika bestehen können, würde ich dennoch an jedem Eisenbahnbau daselbst verzweifeln. Mit Arbeitern, die nicht durchschnittlich wenigstens 3 cbm leichten Boden an einem Tage ausheben können, kann man überhaupt keine Eisenbahn bauen. Der Durchschnittsuahili, so, wie er ist, kann dies zuverlässig nicht und ist dabei unzuverlässig. Ich halte es nur für möglich und richtig, daß er nach und nach dazu erzogen werde, und erblicke in der vorläufigen Zuziehung fremder Kulis ein Mittel, das Ehrgefühl des Negers zu erwecken; denn unbedingt hat er ein solches, wenn er auch mit seiner Arbeit noch nicht volle „Satisfaktion giebt".

Welche Kulis man importiren soll, ob westindische, westafrikanische Neger, ob Inder oder Chinesen, lasse ich dahingestellt, glaube aber, daß, da wir am leichtesten Inder zu leistungsfähigen Kontraktoren bekommen können und die britisch-indische Regierung unter gehöriger Kaution die Anwerbung von Kulis gestattet, die ersten Versuche mit diesem Material gemacht werden.

Ein guter indischer Eisenbahnarbeiter leistet täglich einen 6 feet cubit, d. i. 8 cub. yard oder 6 cbm. In Deutschland verlangt man etwa 7 cbm, doch soll der Durchschnittsinder nur 50 % der weißen Arbeit leisten, mithin wohl sicher 3½ cbm.

Daß Inder in Deutsch-Ostafrika auch am Fieber leiden, ist mir aus Erfahrung bekannt. Von drei moslemitischen Indern, die ich einige Monate als Aufseher im Lager hatte, war der erste ausgezeichnet, der zweite niemals sichtbar, weil fieberkrank im Zelt, der dritte eine gesunde Null. Doch sind die zahlreichen indischen Völker untereinander ebenso verschieden, wie die europäischen, und ich will auf eine Thatsache aufmerksam machen, die nur in Deutschland wunderbarerweise sehr wenig bekannt zu sein scheint. Es lebt ein großes Stück deutscher Kultur mitten in Indien. Die Engländer selbst geben zu, daß es größer ist, als das englische auf demselben Gebiete.

In South-Canara nämlich, zwischen Hubli und Bangalore wirken seit langen Jahren deutsche lutherische Missionäre, welche bereits 40- bis 50 000 Hindus zum Christentum bekehrt haben. Europäische Bekleidung haben diese Konvertiten meist noch nicht angelegt, doch werden unter den intelligenteren Individuen Leute zu finden sein, die genügend Deutsch verstehen, um als Dolmetscher dienen zu können, und wenn es sich nicht ermöglichen sollte, christliche Kulis von dort zu beziehen, so ist es doch sicher, daß eine große Anzahl mit europäischer Arbeit vertraute Werkleute aller Art aus diesem dem ostafrikanischen sehr ähnlichen Klima bezogen werden können. Ganz im Allgemeinen will ich auch behaupten, daß wir ohne britische Inder in Deutsch-Ostafrika nicht werden bauen können. Selbst wenn sie nicht die Kulis geben, werden sie uns als Händler und Unternehmer unentbehrlich sein, ja sie sind der eigentliche Vorrat von „akklimatisirter Intelligenz", auf den wir uns im Anfange stützen können, denn kein Europäer ist im stande, mit so geringem Gehalt und Profite vorlieb zu nehmen, wenn ich auch trotzdem aufrecht erhalten kann, daß ein deutscher Handwerker bei gutem Verdienst sich in gewissen Stellungen sehr gut bezahlt machen wird.

Nach Kenntnis dieser Präjudize könnten wir freier darüber sprechen, wie sich die Bauausführung gestalten wird. Besondere Schwierigkeiten für diese bedingen die heiße, trockene und die nasse, die Regenzeit. Der rote Boden, der auf der hohen Uferbank wie in den Bergen Hauptgegenstand der Erdbewegung sein wird, backt in der Hitze wegen

seiner lehmigen Bestandteile zu ziegelartiger Härte zusammen, so daß ich meist Schwierigkeiten fand, mit dem Erdbohrer einzudringen. Die kurze Unterbrechung der sogenannten „kleinen Regenzeit" ändert hieran wenig, da diese Niederschläge selten tief durchdringen. Dieser Boden wird also bei Dürre viel Lohn und viel Picken kosten!

In derselben Zeit wird auch Wassermangel an ausgedehnten Stellen der Strecke ein Hindernis für die Existenz großer Arbeiterkolonnen werden. In der nassen Zeit hingegen ist die Gesundheit der Letzteren arg bedroht.

Nun ist es leicht gesagt, man solle die Arbeit von 2 oder 3 von Meer und Fluß zugänglichen Stellen in „Köpfen" vortreiben, und die Verpflegungsbedürfnisse auf den Schienen nachschieben. Dieser Rechnung wird der Wirt, das Terrain, oft einen dicken Querstrich machen, abgesehen davon, daß der Msuahili wie der Kuli nicht bloß von Reis, Mtama, Mahogo und Schlachtvieh, sondern auch von Früchten, Fischen, Zuckerrohr, von Hühnern und Eiern lebt, für welche er in den benachbarten Dörfern zu fouragiren gewöhnt ist. Die Herstellung der Brücken wird oft nicht gleichen Schritt mit der Schüttung halten können; ein einziger Durchstich, bei dem man nur 100 Arbeiter anstellen kann, diese aber auf 3 Monate dort festhält, mag vielleicht 900 zur Unthätigkeit nötigen.

Wenn man also auch, wie ich bereits in dem Artikel „Bauliches ꝛc." angedeutet, zuerst eine Basisstrecke an der Küste erbaut, und sich von dieser möglichst in Kopfarbeit vorschiebt, so wird die Ökonomie der zu verwaltenden Arbeitskraft ganz andre Generalstabsaufgaben hervorrufen, als selbst in Indien, vornehmlich deswegen, weil es an Wegen und an Wagen zur Zufuhr gänzlich fehlt. Man wird sich sofort in Illusionen verrennen, wenn man die Strecke nach Kubikmaß, Arbeitstagen und Tagelohn allein kalkulirt und nicht vielmehr die Einheit berücksichtigt, welche aus der Doppelfrage entsteht: Wie viel und welche Lebensmittel diverser Art, eventuell auch, wie viel Wasser braucht ein Kuli täglich? — und wieviel davon, und wie weit kann ein Mpagazi in einem Tage heranschleppen. Eine weitblickende Regie wird noch am besten vorsorgen können, wenn sie in das Gebiet der „Vorarbeiten" hineinzieht:

1) die Anlage von Getreidepflanzungen weiter im Innern,
2) die Veranlassung der berührten Dörfer zur vermehrten Aufzucht von Hühnern und Ziegen, sowie zu aller Art Obstbau.
3) die Anlage indischer Stores an armen Punkten der Strecke, zugleich mit Erbohrung von Brunnen daselbst.

Hierdurch allein kann sie sich freie Disposition sichern. Wetter, Krankheiten, Desertionen, Strikes werden aber genügend Veranlassung geben, jedes genau vorgefaßte Programm schon im ersten Monat zu modifiziren, ja gänzlich zu ändern. Der gefährlichste Moment für den Chefingenieur ist immer der — er wird nicht ausbleiben — daß er mit einigen Dutzend wohlbezahlter Ingenieure dasteht, ohne Arbeiter zu haben, oder daß die Arbeiter zur Stelle, die Ingenieure aber krank sind, oder daß beide leistungsfähig und lohngewärtig vorhanden sind, aus irgend einem Grunde aber nicht arbeiten, wie z. B. bei feindlichen Störungen.

Gegen dieses große Konto „Unvorhergesehenes" treten alle mathematisch berechenbaren Größen, alle sog. Terrainschwierigkeiten völlig in den Hintergrund.

Feldarbeiten werden, soweit meine persönliche Terrainstudie urteilen läßt, nicht die Regel, sondern die Ausnahme sein; die kleineren Sprengungen der soliden Gneismasse, welche die Flußbecken bilden, verstehen die Neger sehr gut mit Feuer und Wasser zu bewerkstelligen. Hingegen werden längere Strecken, wegen der Unberechenbarkeit plötzlich auftretender Wassermassen dazu führen, den Unterbau durch eine Unterlage von Steinblöcken, wo sie zu haben, zu sichern. Die Regel wird ein 1,5 m Auftrag von mittelschwerem Boden sein, der uneingeschränkt durch „Seitenentnahme" zu gewinnen ist. Die Beseitigung der Baumvegetation wird fast durchweg, auch schon bei den Vorarbeiten, ein erhebliches Moment der Kostenerhöhung bilden, denn nicht Steppen hohen Grases, sondern parkartige Vegetation bestimmt die Physiognomie des Landes, da wo die Eisenbahn einzig und allein hingehört, nämlich in die Nähe der Flüsse, 1 m über deren Hochwasser.

Ich habe in Indien Parias nur mit der sackartigen Kapuze, die ihnen das Ansehen von Waldteufeln gibt, bis zum Spalt bedeckt, im strömenden Regen ausdauernd und ziemlich tief pflügen sehen. Sie bedienen sich dabei eines sehr primitiven Pfluges, der nur aus dem Scharreifen und einem einzigen etwa $2^1/_2$ m langen Hantierbaum besteht. Jene schweren, elephantengrauen, indischen Büffel geben die Zugkraft. Fünf solcher Gespanne arbeiteten so in einer schrägen Phalanx. Die Neger hingegen kennen den Pflug nicht, und haben keine Lust daran. Herr Mohhaupt in Kikogwe gab sich die größte Mühe einem Paar Jungen das Pflügen beizubringen. Als sie es endlich konnten, liefen sie ihm weg. Nun glaube ich, daß man sich ein großes Stück Arbeit sparen kann, wenn man die ganze Strecke, etwa von 5 bis 15 m beiderseitig der Mittellinie einen Auftrag und bis 10 m einen Abtrag schon in der Regenzeit durch Inder aufpflügen ließe und nach der Regenzeit in dem noch unverhärteten Erdreich die Arbeit mit der horse shovel fertig stellte. Es ist dies wie in Deutschland, wo Seitenentnahme wegen der teuren Grundbesitzentschädigung (die natürlich in Afrika nicht in Betracht kommt) nicht ökonomisch wäre — fast gar nicht gebräuchliches Gerät. Dasselbe, mit Büffeln bespannt, würde freilich nicht so rapide arbeiten, wie im Westen der Ver. Staaten aber doch ungleich schneller und ich taxire $^2/_3$ billiger als die Arbeit des Kuli in der trocknen Jahreszeit.

Auf die Lohnverhältnisse einzugehen wäre überflüssig, da die Tagelöhne der verschiedenen Kulis nicht erheblich differiren. Teuer wird ihre Arbeit nur durch die Mangelhaftigkeit der Leistung, die Nebenkosten und die Nothwendigkeit eines kostspieligen Aufsichtspersonals. Hingegen ist die Frage der Normalien, insbesondere die, welches Geleise zu adoptiren sei, bei der ersten Bahn, die man in einem Lande bauen will, von der allerhöchsten Wichtigkeit, weil sie wegen des Anschlusses präjudizirend auf alle folgenden Bahnen einwirken wird.

Wunderbarerweise ist die von dem Erfinder der Lokomotive zuerst angenommene Spurweite von 1,435 m trotz der ungeahnten Ausdehnung des Eisenbahnnetzes immer noch in der ganzen Welt für alle stark frequentirten Linien das richtige. Für die sog. Sekundärbahnen hat man bei uns in Deutschland 0,75 oder 1 m vergeschrieben. Nun wird man in einem schwach bevölkerten Lande, welches erst kultivirt werden soll, zweifelsohne das geringste zulässige Maß für genügend halten müssen. Es sprechen aber sehr gewichtige Gründe gegen dasselbe. Zunächst muß es bedenklich erscheinen, in einem Klima, welches die Rostbildung auf dem Eisen so stark begünstigt, allzu kleine Eisenteile an den Maschinen und Wagen sowohl wie am Oberbau anzubringen. Die Ökonomie des Betriebes ferner stellt uns hier die Aufgabe, möglichst wenig Maschinen in Betrieb zu stellen und nicht allzuviel Züge abzulassen. Eine kleine Maschine braucht aber dasselbe Personal, wie eine größere. Ein weißer Lokomotivführer erhält in Indien 300 Rp. monatliches Gehalt und soll sich durch Nebenverdienste auf das doppelte stehen. Es ist nicht anzunehmen, daß wir ihn sehr viel billiger haben werden. Für dieses wichtige Personal muß stets eine große Reserve für Krankheitsfälle gehalten werden. Für so teure Arbeiter soll man aber nicht die billigsten Instrumente halten. Endlich verlangt der Passagier in den Tropen mehr Wagenraum, bei 75 cm wird man ihm schwerlich genügenden Komfort geben können. Auch ist es unzweckmäßig, eine Bahn, welche auf Frachtung schwerster Hölzer angewiesen sein wird, sehr kleine Wagen einzurichten. Wenn nun 1 m zu groß ist, so hat 0,9 m = 3 Fuß engl. alle Erfahrung für sich, sowohl was Bequemlichkeit, Dienstbetrieb als auch Ökonomie anbetrifft. In den Ver. St. wenigstens, wo die 3 feet narrowgauge sehr verbreitet ist, befinden sich gerade diese Bahnen im blühendsten Rentabilitätsverhältnisse. Es könnte sich noch darum handeln, den festen Radstand der Wagen, wie er sich in Europa noch behauptet, auch in Indien eingeführt ist, aufzugeben, und zu dem amerikanischen Drehschemelsystem überzugehen, welches den enormen Vorteil bei der Anlage gewährt, daß nur der feste Radstand der Maschine für die „kleinste Kurve" maßgebend ist. Namentlich würde dies in gewissen engen und gewundenen Flußthälern viele Millionen ersparen, und da nur dieses System sehr lange Salonwagen mit allen Annehmlichkeiten gestattet, den Dienst der Zugbeamten aber unter Sonnenschutz stellt, sollte man doch noch einmal erwägen, ob der Eisenbahnbau hier nicht ein Vorurteil abzulegen habe!?

Von Minimalkrümmung, von Maximalsteigung kann man füglich erst reden, wenn diese Vorfragen endgültig erledigt sind und wenn ein konkretes Nivellement vorliegt. Doch muß man immer im Auge behalten, daß beide genannten Extreme als außergewöhnliche Kraftinanspruchnahme bei der Tracirung nur so angewendet werden sollten, daß ein häufiger Lokomotivwechsel dadurch nicht veranlaßt werde. Es sind dies Probleme, die bei den heimischen Bahnen deswegen nicht vorkommen, weil die große Frequenz der Bahnen einen großen Kostenaufwand zu gunsten der Anlage sehr langer Tangenten, flacher Kurven, geringer Steigungen gestattet. Wo dies aber nicht zutrifft, wie z. B. bei einer Kolonialbahn, treten die Grundsätze der „Ökonomie der Steigungen und Krümmungen" in volle Kraft.

Wenn z. B. eine Lokomotive, welche auf der Horizontale 500 Tons, bei 1:100 aber nur 24 Prozent hiervon = 120 Tons, bei 1:17 nur $4^1/_2$ Prozent davon, also 22,5 ziehen kann, so müßte, wenn nur eine einzige Steigung 1:17 sonst häufiger 1:100 innerhalb eines Lokomotivwechsels vorkäme, der Zug von 120 Tons auf 22,5 Tons vermindert werden oder sechsmal mehr Lokomotiven angewendet werden. Arrangirt es aber der Traceur, daß mehrere derartige Steigungen, wenn sie überhaupt unvermeidlich sind, auf einen einzigen Lokomotivwechsel zusammengeschoben werden, so erreicht er damit die größtmögliche Billigkeit des Betriebes.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ist es daher nur eine wohl-

Digitized by Google

gemeinte Plauderei, wenn ein Reisender vom Durchwandern einer neuen Gegend berichtet: „Hier ließe sich eine sehr schöne Eisenbahn bauen." Denn Eisenbahnen lassen sich überall sehr schön bauen, wo festes Land ist. Wie rentabel sich der Betrieb stellt, kann man erst wissen, wenn man das Gesamtergebnis der Tracirung numerisch vor sich hat.

Die Tracirung überhaupt ist bei schmalspurigen Bahnen in der Wildnis der eigentliche intellektuelle Bau. Die profilmäßige Aufführung der Dämme erfordert wenig Ingenium, die Brücken sind nur in seltenen Fällen ein Problem für den Brückeningenieur. Es kommt auch wesentlich in Betracht und ist charakteristisch für diese Feldarbeit, daß von Karten im Sinne unsrer Generalstabskarten, welche die Tracirung nur zu einer auf das Feld übertragenen Büreauarbeit machen, gar nicht die Rede ist. Der Ingenieur muß durch lange Routine geübt sein, im Terrain den vorteilhaftesten Weg herauszutasten, selbst wenn die dichte Vegetation ein vorheriges Rekognosziren der Erdgestaltung gar nicht gestattet. Die sogenannten Präliminärlinien werden hierbei von der größten Wichtigkeit, und es darf nicht darauf ankommen, um die bauwürdigste Trace aufzufinden, sogleich 2 oder mehrere Ingenieurpartien herauszuschicken, oder eine lange Strecke der Trace gänzlich zu verlassen. Ich kenne große derartige Bahnen, welche sich wegen ihrer glücklichen Anlage vorzüglich rentiren, bei denen sich aber die Ingenieurkosten auf 7 Prozent des Anlagekapitals belaufen haben.

Die Topographie des vorliegenden Terrains erwerbe man nur durch Schätzung und soweit, als sich Abwässerung, Vegetationsgruppirung und Baumaterial daraus ersehen läßt, überhaupt die Lokalität genügend für die Rekonstruktion der Trace identificirt wird.

Wenn ich auch sonst für eine Ingenieurexpedition, sei es mit der Präliminär- oder der Definitivlinie, für nötig erachte: 1 Chef zur Rekognoszirung, 2 Instrumentingenieure, 1 Topographen und 6 bis 8 Mann intelligentes Unterpersonal, so sehe ich doch ein, daß in Afrika dies Personal eingeschränkt werden muß, denn jeder Europäer beansprucht wegen Zelt, Koffer, Bett, Kochzeug, Lebensmittel mindestens 10 Trägerlasten. Die Karawane wird mithin zu groß, und man hat fortwährend Ärger mit den vielen Negern. Andrerseits ist das Reisen einer Ingenieurkarawane, weil sie nicht auf der Straße bleibt, mit noch weniger Chance Eßbares zu finden verbunden, überhaupt viel unkomfortabler, wie das des „Afrikareisenden", der eben nicht hingeht, wo er seine Lebensbedingungen nicht findet. Das meiste Unterpersonal kann füglich nicht weniger Komfort haben, als die Ingenieure, da diese sich eben auch nur auf das Notwendigste beschränken. Der schwierigste Dienst ist thatsächlich nicht das Messen selbst, sondern die Klärung des Terrains von Bäumen, Unterholz, Schlingpflanzen u. s. w. Die Neger sind hierzu eine miserable Arbeiterkolonne. Noch weniger können sie den Ingenieur unterstützen, da sie z. B. nicht die Nummer eines Pfahles ablesen können ꝛc. Da man Monate und Jahre hindurch im Zelte meist bei schlechtem Wasser leben muß, kommen natürlich Fieberanfälle sehr häufig vor. Der Arzt fehlt immer. Kurz, eine härtere Probe gegen die Unbill des afrikanischen Klimas giebt es in keiner andern Berufsthätigkeit.

Will man aber mit dem Kolonisiren Ernst machen, so ist es hohe Zeit, daß man das Rekognosziren mit ganz vaguen, für keinen technischen Zweck irgendwie wertvollen Aufnahmen einstellt und regelrechte präliminäre Tracirungen nach allen Richtungen vornehmen läßt, die mutmaßlich einmal, wenn auch in späteren Jahrzehnten, von Eisenbahnen durchschnitten werden. Nur hierdurch erlangt man Geographie. Alles Andere ist nur so lange auf der Karte richtig, bis man einmal eine konkret technische Frage an dieselbe stellt. Insofern ist eben jede Trace, auch die, welche nicht zur Ausführung gelangt ist, von reellem Werte, vorausgesetzt, daß man die Endpunkte astronomisch festgelegt hat, und daß man das kartirte Ergebnis nicht im Schubkasten vermodern läßt.

Für Deutsch-Ostafrika und die Interessensphäre ist als allgemeine Richtung der 6. Parallelgrad quer durch den Kontinent, also über niemals versiegende Ströme auf die Kongomündung zu, ein Desiderium der Zukunft. Die zuerst ins Auge gefaßte Linie von der Küste nach Mpwapwa würde das erste Glied dieser Eisenbahnkette sein. Es ist aber nicht gesagt, daß der Kolonie etwas fehlen würde, bis die Eisenbahn ins tiefe Innere vorgeschoben sei, sondern nur, daß sich alle ersten gefunden Tracirungen nach dieser Richtung zuspitzen sollten. Wenn auch von Mpwapwa bis Tabora viel wasserloses Land liegt, wird doch in Wirklichkeit einmal, nach Kolonisirung der Küste, ein neuer Kontinent erst an den Seen und zwar durch die Bahn eröffnet werden. Das große Interesse der Engländer liegt thatsächlich anders, wenn es auch unter den Engländern eine großafrikanische Partei mit anderen Interessen geben mag. Für England ist eine Nilbahn angezeigt, welche im Laufe eines Jahrhunderts so sicher zu stande kommen wird, wie s. Z. nach Eröffnung Kaliforniens die große Pacificbahn trotz aller Zweifel ermöglicht wurde. — Die Vorarbeiten werden bereits an zwei Köpfen gemacht, in Aegypten durch die Truppen, in Mombassa durch Missionäre. Nicht die alten Nationen allein bestimmen heutzutage die Zugehörigkeit eines neuen Landes, sondern die großen Eisenbahnlinien. Unsere eigene Interessensphäre müssen wir uns erst allmählich durch Bahnbau erobern, sonst ist sie trotz aller Staatsverträge eine res nullius. Aber die weitschauendsten Projekte nützen nur dem etwas, der sie thatsächlich auszuführen und fruchtbar zu machen versteht. Deshalb lassen wir uns nur erst jene Strecken an der Küste, Tanga-Pangani und Bagamoyo-Dar-es-Salaam ins Leben rufen, dort kolonisiren und auf dieser Basis allmählich „ins Innere!"

Der hanseatische Kaufmann,

oder wenigstens ein Zerrbild eines solchen, spukt wieder in der kolonialfeindlichen Presse und möchte mit einer dreisten Zungenfertigkeit alles niederreden, was nur irgendwie mit einer Kolonialpolitik zusammenhängt, welche sich über eine rein mechanische, merkantile Berechnung erhebt. Es ist stets ein Refrain, welcher in ermüdender Breite wiederholt wird: das hanseatische Kapital hält sich von den Unternehmungen in den deutschen Schutzgebieten zurück, so lange sich nicht Aussicht auf Gewinn zeigt. Besonders solle dies hinsichtlich Ostafrikas der Fall sein, welches allerdings nicht von hanseatischen Kaufleuten gegründet, ergo wertlos sei. Nur Kamerun und Togo machen natürlich eine Ausnahme. So wird der „Vossischen Zeitung" „aus kaufmännischen Kreisen der Hansastädte" geschrieben:

Hanseatisches Großkapital hat in Westafrika Stätten für aussichtsreichere Anlagen gefunden. Von Hamburg und Bremen aus werden Faktoreien und Plantagen in Kamerun und Togoland betrieben. Die Anfänge dazu datiren schon drei bis vier Jahrzehnte rückwärts, als noch kein Mensch an die Möglichkeit deutscher Kolonien dachte. Schritt für Schritt, zum Teil im Anschluß an die Missionen, sind die Hanseaten dort vorgegangen. Dort wurden keine Programme am grünen Tisch entworfen, es wurde nicht der nationale Tamtam geschlagen, um ein phantasiereiches Publikum zu Geldopfern zu entflammen. Die Geschäftsleute machten schwache Versuche, verfolgten weiter, was sich bewährte, und ließen fallen, was keinen Erfolg hatte. In Deutschland erfuhr man kaum etwas davon. Die Unternehmer sahen es als ganz selbstverständlich an, daß sie dabei verdienen müßten, und daß sie nur nach den gemachten Erfahrungen vorgehen dürften. Wenn jemand ihnen vor zwanzig Jahren vorgepredigt hätte, sie müßten „im nationalen Interesse" auch verlustbringende Geschäfte betreiben und irgend eine unbestimmte Zukunft werde dem Vaterlande diese Verluste in reichen Gewinn verwandeln, so würden sie wahrscheinlich nur ein dummes Gesicht gemacht und gedacht haben: ist der verrückt oder sind wir verrückt? Genug, sie probirten vorsichtig aus, was der Neger liefern kann und was er dafür zu kaufen wünscht, und allmählich brachten sie die Bevölkerung dahin, die europäischen Artikel zu schätzen und stets mehr und mehr solche Dinge herbeizuschaffen, die in Europa hohen Wert haben, namentlich Elfenbein, Gummi und Palmöl. Es soll hier durchaus nicht verschwiegen werden, daß die Hamburgische Spirituoseneinfuhr eine häßliche Kehrseite der deutschen Unternehmungen ist, und daß, wenn nicht bald ein Riegel vorgeschoben wird, die Henne geschlachtet sein wird, welche die goldenen Eier legt, nämlich die arbeitsfähige Bevölkerung. Wie sehr die Branntweineinfuhr dort um sich gegriffen hat, sieht man daraus, daß heutzutage das Palmöl fast ausschließlich in leeren Branntweinfässern nach Europa kommt, während früher der Hauptausfuhrartikel nach Westafrika leere Fässer für Palmöl waren. Doch das nur nebenbei. Die Hauptsache ist der wirtschaftliche Ausgangspunkt für die ganzen kaufmännisch betriebenen Unternehmungen in Westafrika. Selbst Lüderitz dachte Geld zu verdienen; erst die ihm ganz unerwartet kommende Popularität in Deutschland machte ihn schwindlig, so daß er dem Kolonialfieber verfiel. Mit diesen rein wirtschaftlichen Unternehmungen ging es langsam vorwärts, aber es ging doch vorwärts; nicht so sehr, um darüber große Jubelreden in ganz Deutschland zu halten, aber doch nicht rückwärts, wie alle diejenigen Unternehmungen, für welche man nur seinen Obolus zu spenden brauchte, um einen patriotischen Heiligenschein zu bekommen. Wie gesagt, die Anfänge dieser Kolonien liegen mehrere Jahrzehnte hinter der Erteilung des deutschen Schutzbriefes. Bis dahin mußten die Hanseaten ganz ohne Schutz vorgehen, sie mußten sich mit der eingeborenen Bevölkerung gut stellen und verstanden es auch; denn die Pioniere waren eben nicht vom Exerzirplatz oder von der Studirstube unter die Neger versetzt. Sie waren Handlungsgehilfen, welche bei ihren Geschäften stets auf Gewinn rechnen mußten. Extravaganzen in der Begründung von Plantagen haben sie sich nicht erlaubt, sondern nur an der Hand der Erfahrungen durften sie weiter vorgehen, aber eben deshalb haben sie Gewinn herausgewirtschaftet.

Man weiß nicht, ob man über solche Redensarten lachen oder sich ärgern soll. Die Plantagen der Hamburger in Westafrika waren doch von Anfang an ebenso riskante Unternehmungen, wie die jetzigen in Ostafrika; ist denn der Nachweis, daß die Plantagen-Anlagen und der Handel dort zum Teil geglückt sind, etwa ein Beweis dafür, daß andere Plantagen-Unternehmungen nicht in Ostafrika Erfolg haben werden? Der Hanseate führt nun den Handlungsgehilfen ins Treffen, vor dessen stiller Thätigkeit es uns an Achtung nicht fehlt. Wenn andere Nationen sagen, daß im Verkehr mit wilden oder halbwilden Völkerstämmen der Hanseatische Handlungsgehilfe sich auf eine Weise drehe und wende, welche sie nicht nachahmen würden, so können die Hanseaten sich damit trösten,

Digitized by Google

daß ihnen dieses Verfahren ja Geld bringe. Der hanseatische Kaufmann, wir reden natürlich nur von der besondern Spezies, erhebt dann aber ein großes Geschrei, wenn die Häuptlinge oder andere konkurrirende Nationen ihn lahm legen oder so bedrücken wollen, daß das Geschäft darunter leidet. Hat der hanseatische Handlungsgehilfe etwa eine teilweise Verdrängung aus der Südsee vor etwa zehn Jahren verhindern können, oder hätte er sich auf die Dauer in Westafrika halten können? Wir sehen jetzt, wie er vom Niger verdrängt wird. Dort ist ein Geschäft zu machen. Wo bleibt der hanseatische Kaufmann?

Die Antwort darauf ist die, daß der „wirtschaftliche Ausgangspunkt für die ganzen, kaufmännisch betriebenen Unternehmungen in Westafrika“ heute eben viel schwieriger geworden ist als vor etwa zwanzig Jahren, da die Engländer, welche doch wohl auch Kaufleute sind und rechnen können, den klugen Standpunkt des Hanseaten nicht teilen. Sie beteiligen sich sogar an Unternehmungen, welche erst in Zukunft sich rentiren können und welche zugleich dem nationalen Interesse dienen, wie das Beispiel der südafrikanischen Gesellschaft zeigt. Wer als Kaufmann die Engländer für verrückt hält, weil sie Millionen nach Ostafrika werfen und dort Wechsel auf die Zukunft ziehen, der wird es in der That für praktischer halten, hinter dem Ladentisch zu stehen und Tüten zu drehen.

Kolonien hätten wir dann auf diese Weise auch nie bekommen. Es waren übrigens die großen hanseatischen Kaufleute mit einem freien Blick für die sich allmählich vorbereitenden politischen und kommerziellen Verschiebungen, welche nach deutschen Kolonien riefen. Sie mußten der Wirksamkeit und Richtigkeit der Politik der hanseatischen Handlungsgehilfen wohl nicht mehr recht trauen.

Geradezu komisch aber wirken diese „kaufmännischen Kreise der Hansestädte“, wenn mit ernsthaften Mienen versichert wird:

„Wenn man dem Staate Hamburg ganz Ostafrika, so weit es jetzt deutsch ist, unter der Bedingung als Privateigentum anböte, daß er jährlich 900 000 Mark für die subventionirte Linie ausgeben sollte, während das Reich den militärischen Schutz immer noch für eigene Rechnung leisten sollte, so würde unsere Kaufmannschaft wie ein Mann dagegen sein.“

Wir denken, es ist besser, wenn man dem Staate Hamburg ein solches Geschäft nicht vorschlüge. Wir glauben nicht, daß die ostafrikanischen Interessen in diesen engen Kreisen in guten Händen sein würden. Das ganze Deutsche Reich, unterstützt durch seine vielen Millionen Einwohner, muß Kolonialpolitik treiben, und nicht ein Kaufmannstand allein, der höhere Gesichtspunkte nicht zu haben braucht. Wie die hanseatischen Kreise, stehen wir gerade so gut auf dem Standpunkt, daß Kolonialpolitik vor allem Wirtschaftspolitik sei, und wollen danach hinstreben, daß unsre Kolonien unser Wirtschaftsgebiet erweitern, aber wir müssen der Auffassung gegenübertreten, als ob das Placet von Hanseaten, welche wie der Artikelschreiber denken, heute bei der Beurteilung der Kolonien noch irgend etwas zu bedeuten habe. Mögen einige kaufmännische Kreise der Hansastädte darüber ungehalten sein, daß ihnen die Kolonialpolitik über den Kopf wächst und mit Ideen beladet, die sie nicht mehr verdauen können, wir hoffen zuversichtlich, daß es auch ohne sie gehen wird, zumal in den wirklich geschäftskundigen und weitblickenden Hamburger Kreisen eine Auffassung über Kolonialpolitik herrscht, welche sich der unsrigen bedeutend genähert hat.

Über Schiffahrtsverhältnisse an der ostafrikanischen Küste

gehen uns von Kapitän U. Holtz, der seiner Zeit den „Jühlke“, später die „Harmonie“ führte, und auch in den Kämpfen gegen die Insurgenten bei Dar-es-Salaam thätigen Anteil genommen hat, folgende Zeilen zu:

Ein großer Teil des deutsch-ostafrikanischen Kolonialgebietes ist bereits zurückgewonnen, wahrscheinlich auch in nächster Zeit der südliche, und so darf man sich der Hoffnung hingeben, demnächst eine deutsche Kolonie zu haben, die vielleicht recht bald dem Heimatlande Waren zuführt, für welche eine Menge Geld ins Ausland wandert. Mit der vorschreitenden Ansiedelung in der Kolonie wächst auch der Handel; sowohl Waren aus der Heimat werden dorthin geschafft, als auch kommt andrerseits Kopal, Gummi, Elfenbein, Kopra und manches andere von dort in die Heimat. Es ist daher Schiffahrt unbedingt notwendig. Bis jetzt fahren englische, französische und auch Sultansdampfer, welche die Ladungen nach Sansibar bringen, die von dort nach Europa verschifft werden. Sollte der Reichstag eine Subvention gewähren, so daß von Deutschland direkt nach Sansibar Verbindung ist, so bliebe nur eine Ergänzungslinie an der Küste übrig. Gleichviel, ob sich eine besondere Gesellschaft zu diesem Zwecke bildet, oder ob sie von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eingerichtet wird, so ist es den Unternehmern vielleicht willkommen, einige Andeutungen über die dortigen Verhältnisse zu erhalten, die wesentlich andere sind, wie in hiesigen Gewässern.

Zunächst einige Bemerkungen über das Fahrwasser im Allgemeinen.

Die Hauptströmung, welche aus dem indischen Ozean kommt, passirt nördlich Madagaskar und teilt sich beim Kap Delgado nach Norden und Süden. Der nördliche Arm geht östlich und westlich an der Insel Sansibar vorbei, an der Küste entlang bis hinauf nach der Insel Socotora, woselbst er weiter von der Küste ab zurückbiegt. Oft ist diese Strömung sehr stark, gewöhnlich zwischen ¼ und 4 Knoten. Diese wird dann noch durch Ebbe und Flut und durch den Monsun, besonders im Sansibarkanal beeinflußt und tritt daher in Richtung und Stärke sehr unregelmäßig auf, hauptsächlich durch die vielen Untiefen veranlaßt.

Die Häfen sind, zum Teil durch Fahrrinnen mäßiger Tiefe mit dem Meere verbunden, sonst im allgemeinen gut, besonders Tanga und Dar-es-Salaam.

Will man nun Fahrzeuge bauen, die den dortigen Verhältnissen entsprechen sollen, so glaube ich durch eigene Erfahrung sowohl als auch durch das Urteil anderer Herren, welche sich dort ebenfalls längere Zeit aufgehalten haben, folgende Punkte zur Berücksichtigung empfehlen zu können:

Die geeignetste Größe etwa 300 Register-Tons. Zwei (besser drei) Fahrzeuge würden vorläufig genügen, und lassen sich auch die Fahrten bei dreien so einrichten, daß hin und wieder eins derselben nach Bombay zum Docken gehen kann. Dies muß geschehen, da in Sansibar noch keine Vorrichtung dazu ist. Es befindet sich hier nur eine horizontale, feste Sandbank, welche zum Reinigen der Schiffsböden (frei von Unkosten) benutzt wird. Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit des Reinigens (etwa alle drei Monate) sollte man die Böden nicht zu flach bauen, sondern derart, daß, wenn das Schiff auf einer Seite liegt, Leute unter der andern bequem arbeiten können, ohne daß das Schiff Gefahr läuft, umzufallen.

Der Tiefgang darf nicht über 4 Meter sein, weil man sonst in Bagamoyo eine ungeheure Strecke vom Lande entfernt liegen bleiben muß (etwa 2 Seemeilen), ebenso auch im Pangani nicht Wasser genug hat.

Auf der Fahrt nach den südlichen Häfen Kilwa, Lindi und Mikindani hat man häufig gegen schwere Dünung, Wind und Strömung zu kämpfen, und es ist daher ratsam, den Schiffen eine Geschwindigkeit von 12 Knoten zu geben, damit sie mit 10 Knoten später bequem dampfen können. Oft ist nur wenig Zeit zum Laden und Löschen, daher sind 2 Laderäume notwendig; ferner gebe man den Schiffen ein Sturmdeck über das ganze Schiff, so daß alle Wohnräume zwischen dem Hauptdeck und dem Sturmdeck liegen; gute Ventilation sowie doppelte Sonnensegel sind notwendig, ebenfalls für die Gesundheit der Mannschaft 2 Badekammern. Eine hohe Kommandobrücke ist zweckmäßig, und die Böte sollten als Whaleböte gebaut sein.

Dies sind im allgemeinen Andeutungen für ein Fahrzeug, das dauernd an der ostafrikanischen Küste fahren soll. Es muß aber auch auf ein eigenes Kohlenlager Bedacht genommen werden, und ich halte hierzu Dar-es-Salaam und Tanga für äußerst geeignet. Es sind ausgezeichnete Häfen, die Schiffe können dicht am Lande liegen und nur kurze Anlegebrücken sind notwendig. Seegang ist hier nicht.

Dies sind im allgemeinen Grundbedingungen und ich bin gern bereit, sollte jemand genauere Auskunft wünschen, diese, soweit es mir möglich, zu erteilen. Man wende sich dann an die Redaktion dieses Blattes.

Ulrich Holtz.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 15. Oktober in den Räumen der Gesellschaft unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe eine Sitzung ab. Vor Eintritt in die Tagesordnung wurde im Hinblick auf die jüngste deutsche Schutzgebieterklärung die Ansicht geäußert, daß es wünschenswert sei, wenn zum Zwecke der Fruktifizirung dieses Gebietes der deutsche Unternehmungsgeist und das Kapital sich nicht in mehrere kleinere Unternehmungen zersplittern, sondern daß ein Sammeln und Zusammenfassen desselben angestrebt werden müsse. Zur Tagesordnung übergehend, besprach Se. Durchlaucht die betrübenden Nachrichten, welche über das Schicksal des Führers der Emin Pascha-Expedition eingetroffen sind, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Gerüchte sich nicht bestätigen möchten. Die von Sr. Exzellenz dem Staatsminister v. Hofmann gegebene Darstellung des gesamten vorliegenden Nachrichtenmaterials stellte klar, daß man jedenfalls noch an der Wahrheit der schlimmsten Befürchtungen zweifeln könne. Der Ausschuß bewilligte die Mittel zur sachgemäßen Unterbringung und Ordnung der unserer Gesellschaft von einer Anzahl Teilnehmer der Hamburger Ausstellung freundlichst überlassenen Kolonialprodukte. Es gelangte sodann ein Schreiben der Abteilung Köln zur Vorlage, betreffend die am 25. d. M. in Köln stattfindende Antisklavereiversammlung. Auf Ersuchen des Ausschusses erklärte sich Herr Staatsminister von Hofmann bereit, namens des Präsidiums und Ausschusses an der Versammlung teilzunehmen. Der Ausschuß nimmt ferner mit lebhaftem Dank Kenntnis von der Konstituirung einer Abteilung in Brüssel unter dem Vorsitz des Kaiserlichen Konsuls Herrn Müser, neben dem auch Herr Jung in hervorragender Weise um die Verbreitung des Interesses an den kolonialen Bestrebungen sich verdient gemacht hat.

— Die Abteilung Berlin hielt am 11. November einen Herrenabend ab, in welchem Staatsminister v. Hofmann einige Mitteilungen über das Emin Pascha-Unternehmen machte. Seit dem letzten Berichte aus Nkone (im Subakigebiet) vom 8. September ist keine direkte Nachricht mehr eingelaufen. Peters war nach Korkorro abmarschirt, wo er hoffte, mit Abgesandten eines Somalistammes zusammenzutreffen, mit denen er in Witu Freundschaft geschlossen hatte. Der Häuptling Hussein wollte ihm nach Korkorro Proviant bringen. Ob Peters von den Somalis oder Massais ermordet worden und ob überhaupt die Nachricht richtig ist, läßt sich jetzt noch nicht feststellen. Redner

Digitized by Google

wies sodann den Vorwurf, der Peters gemacht worden sei, daß er leichtsinniger Weise in den Tod gegangen, und die Expedition mangelhaft ausgerüstet geweisen sei, zurück. Peters sei stets für die Route durch Ostafrika gewesen, während Wißmann die Tanaroute vorgeschlagen habe, nachdem die deutsch ostafrikanische gesperrt gewesen sei. Wißmann habe dem Komitee den Vorschlag gemacht, ihn mit einer kleinen Kolonne über die Tanaroute vorauszuschicken. Er hat seinen Vorschlag in der Sitzung der Kolonialgesellschaft am 22. November öffentlich wiederholt, während Dr. Peters damals noch dagegen sprach. Als Wißmann in den Reichsdienst getreten und Peters der einzige Führer geworden war, wurde ihm die Wahl der Route freigestellt. Er entschloß sich erst in Aden nach längeren Besprechungen mit dem Grafen Teleki und dessen Begleiter Hoehnel für die Tanaroute, so daß Peters gegen den Vorwurf, die Wahl der Route nicht gut überlegt zu haben, in Schutz zu nehmen ist. Er war sich auch der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten wohl bewußt, an denen schon mehrere englische Expeditionen gescheitert waren, und hat die Herren vom Komitee, nicht ungeduldig zu werden, da er Zeit, Zeit, Zeit gebrauche. Er selbst sei am meisten ungeduldig, vorwärts zu kommen. In der Diskussion wurde erwähnt, daß die Kawallallah-Somali, welche bereits v. d. Decken erschlugen, vielleicht an dem Untergang der Expedition die Hauptschuld tragen dürften

— Die Abteilung Köln des Afrika-Vereins deutscher Katholiken und die Abteilung Köln der Deutschen Kolonialgesellschaft erlassen folgende Aufforderung zu der schon erwähnten Versammlung, welche in Köln behufs Fortführung der Agitation gegen den Sklavenhandel stattfinden soll: „Wider den Sklavenhandel! Wo es gilt, einzutreten zugleich gegen die blutigen Greuel der Sklavenjagden und für die Machtstellung unseres Vaterlandes, da gibt es unter uns Deutschen keine Scheidung nach Stand, Bekenntnis oder Partei. Von dieser Einmütigkeit gab vor Jahresfrist unsre große Gürzenich-Versammlung einen erhebenden Beweis. Die Volksbewegung, die durch unser ganzes Vaterland ging, blieb nicht ohne Wirkung. Unser kühner Forscher und Krieger Wißmann eröffnete als kaiserlicher Führer einer deutschen Reichstruppe einen Feldzug gegen die arabischen Menschenjäger im deutschen Ostafrika. Seine siegreichen Erfolge haben unser Vaterland zum Vorkämpfer gegen den Sklavenhandel gemacht. Wir schulden der Reichsregierung und dem Reichstag Dank, daß sie dem Drange des deutschen Volkes Ziel und Richtung gaben. Soll jedoch eine allgemeine Erschließung Afrikas erreicht, soll Sklavenjagd und Menschenhandel allseitig zurückgedrängt werden, dann müssen auch die andern gesitteten Völker einträchtig mit uns das große Werk weiterführen. Die Sklavenhändler des Nordens und Südens drohen sich die Hand zu reichen. Der letzte Wall zwischen ihren Jagdgründen, die letzte Hochburg europäischer Gesittung ist gefallen — das zäh verteidigte Gebiet Emin Paschas ging an die Mahdisten verloren. Die kühnen Männer, die seinen Entsatz versuchten, kamen zu spät. Hoffen wir, daß Deutschland auf der Brüsseler Konferenz die anderen Mächte gewinne zu einmütigem Zusammenwirken in der Bekämpfung der greuelvollen Sklavenjagden und in der Verbreitung christlicher Gesittung. Möge die deutsche Regierung auf dem glücklich beschrittenen Wege zum dauernden Ruhme des Deutschtums und des Christentums mit sicherer Thatkraft weiter voranschreiten. Sie darf der lebhaften Zustimmung und Unterstützung des deutschen Volkes gewiß sein. In dieser Überzeugung laden wir gemeinsam ein zu einer öffentlichen Versammlung im großen Saale des Gürzenich in Köln auf Montag, 25. November, Abends 6½ Uhr. Vorträge werden halten die Herren: 1) Lieutenant Giese, s. Z. Stationschef der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Mpwapwa; 2) Missionar P. Bonifazius von der Missionsstation Pugu in Deutsch-Ostafrika; 3) Professor Dr. Fabri."

— Abteilung London. Die Abteilung hatte am 11. November einen geselligen Abend veranstaltet, welchen Herr Herm. Schmidt mit einem Hinweise auf Stanley, Emin Pascha und Dr. Peters eröffnete. Herr C. A. Oldemeyer, der Ehrenvizepräsident, ergriff sodann das Wort zu einem Vortrage über die Verhältnisse in Sansibar, von wo er nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst zurückgekehrt ist. Er sprach die Überzeugung aus, daß Deutschland sich dort um einen verhältnismäßig sehr geringen Preis einen außerordentlich wertvollen Besitz erworben, der, wenn auch nicht in den ersten Jahren, doch später sicher einen großen Gewinn abwerfen wird. Seiner festen Überzeugung nach werde mit der Zeit bei zielbewußter Beteiligung dort ein großes Kapital erworben werden.

— Die Abteilung Kassel hielt am 6. November ihre erste Winterversammlung ab. Zunächst berichtete der Vorsitzende, Herr Dr. Danker, über die wichtigsten Eingänge, unter welchen er besonders den Jahresbericht des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien näher besprach, und diesen so wichtigen und segensreich wirkenden Hilfsverein unserer Bestrebungen den Damen aller Mitglieder der Abteilung empfahl. Die Abteilung wird die neu gegründete Zeitschrift des Vereins halten. Dann besprach er das neueste Buch von Friedrich Fabri: „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik". Er bemerkte zunächst, daß das Buch in der Zeit entstanden sei, in welcher sich vieler der eifrigsten Freunde unsrer Kolonien ein gewisser Pessimismus bemächtigt hatte. Deshalb sei auch Fabris Buch nicht frei davon. Vieles von dem, was Fabri erstrebe, sei jetzt in Ausführung begriffen, und manches andere werde hoffentlich noch nachfolgen — besonders die Herstellung des deutschen Ansehens in Südwestafrika. Wenn die Schrift auch durch das gegenwärtige thatkräftige Vorgehen der Regierung etwas an unmittelbarem Interesse verloren habe, so sei sie doch noch allen Freunden unserer kolonialen Entwickelung wegen ihres reichen Inhalts dringend zu empfehlen. Er schloß mit dem Wunsch Fabris, daß den kolonialen Angelegenheiten gegenüber salus publica immer mehr suprema lex werden möge. Schließlich legte Herr Baudirektor Rehus größere Proben Rauchfleisch aus der Schlächterei Sandwichhafen der Deutsch-Westafrikanischen Kompanie der Abteilung zur Begutachtung vor. Der Geschmack fand im allgemeinen günstige Beurteilung. Herr Rehus bemerkte, daß das Salzfleisch dieser Schlächterei, welches den Mitgliedern der Westafrikanischen Kompanie bei Gelegenheit der letzten Generalversammlung dargeboten worden sei, sich noch günstigerer Aufnahme erfreut habe.

— Die Abteilung Darmstadt begann im September mit ihren regelmäßigen Vorstandssitzungen und Herrenabenden und eröffnete die Reihe ihrer öffentlichen Wintervorträge am 28. Oktober mit einem solchen des Herrn Hugo Zöller über Ostafrika und Kaiser Wilhelmsland.

— Abteilung Dresden. Die Abteilung hielt am 4. November unter dem Vorsitz des Herrn Hofrat Dr. Credé einen Herrenabend ab, welchen der Vorsitzende mit einem Überblick über die Thätigkeit der Abteilung während des verflossenen Geschäftsjahres eröffnete. Der Verein habe dem Krankenhause in Sansibar namhafte Unterstützungen zugehen lassen. Hofrat Martini schickte eine Weihnachtskiste dorthin und neuerdings läge wieder eine Sendung Bücher zur Absendung bereit. Der Verein hat beschlossen, in Zukunft kräftige Propaganda für die Kolonialpolitik zu machen, und zwar in der Weise, daß mehrere Herren die größeren Städte der Provinz bereisen wollen, um belehrende und anregende Vorträge zu halten. — Hierauf ergriff Herr Hauptmann a. D. von Hake das Wort zu seinem Vortrage über „die Vorbedingungen der wirtschaftlichen Entwickelung von Deutsch-Ostafrika". Der Redner stellte sich vollkommen auf den praktischen Standpunkt. Kolonien seien ohne Kolonisten undenkbar. Es nütze nichts, daß die Diplomaten alljährlich auf der Karte die Grenzen des Kolonialbesitzes feststellen und revidiren; so lange nicht durch unsere Kolonisten das Land wirklich in Besitz genommen ist, können wir nicht von unseren Kolonien sprechen. In dieser Hinsicht können wir viel von den Engländern lernen. Die Erwerbsthätigkeit finde in unseren Kolonien an vielen Stellen geeignete Anknüpfungspunkte. So fehle es an Wirtshäusern in Tanga, ebenso an Bäckereien und Fleischereien, an Niederlagen von Petroleum, Droguen und Schießpulver. Diese Waren werde man dort stets zu guten Preisen los; z. B. ein Pfund Schießpulver werde mit 1 Dollar bezahlt. Man glaube immer, ohne Sansibar könne man nichts machen. Das sei ein Irrtum. Sansibar sei gar nicht einmal ein Hafen, sondern eine bloße Reede, umgeben von einigen Inseln, welche Schutz für die Schiffe gewähren. Tanga dagegen sei ein richtiger Hafen, ebenso Dar-es-Salaam. Dort wäre für junge Leute, die im Genossenschaftswege die oben angedeuteten Unternehmungen gründen wollten, der rechte Platz. Zum Schluß kam der Vortragende auf die Eisenbahnen in Ostafrika zu sprechen. Vor allen Dingen sei eine Küstenbahn nötig, welche Bagamoyo und Tanga verbindet, dann würde letzterer Ort, der die günstigste Lage aufweise, aber zur Zeit noch wenig bevölkert ist, sehr bald aufblühen.

— Abteilung Brüssel. Am 2. November bildete sich in Brüssel eine Abteilung unserer Gesellschaft mit 63 Mitgliedern. Den Vorsitz der Abteilung übernahmen die Herren Konsul Müser und R. Jung, welche in ausgezeichneter Weise sich um das Zustandekommen der Abteilung verdient gemacht haben. Wir wollen nicht verfehlen, den Herren auch an dieser Stelle dafür im Namen der Sache verbindlichst zu danken.

— Vortragsrundreisen. Herr Hauptmann von Hake hat soeben im Auftrage unserer Gesellschaft eine Vortragsrundreise durch den Westen Deutschlands vollendet. Er sprach am 6. d. M. in Zschopau, am 8. in Lauenburg, am 9. in Lüneburg, am 11. in Celle, am 12. in Braunschweig, am 13. in Höxter und am 14. in Bückeburg. Während desselben Zeitraumes sprach der bekannte Afrikaforscher Herr Paul Reichard in Wismar (am 31. Oktober), Verden (1. Nov.), Hameln (3. Nov.), Torgau (6. Nov.) und Magdeburg (7. Nov.). In Hameln, Torgau, Lauenburg, Celle und Bückeburg werden sich voraussichtlich infolge der gegebenen Anregung Abteilungen unserer Gesellschaft bilden. Es ist uns eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle den Herren zu danken, welche sich um das Arrangement der Vorträge freundlichst bemüht haben.

— Abteilung Höxter. Unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungsrats von Metternich bildete sich am 13. d. M. bei Gelegenheit eines Vortrages von Herrn von Hake eine Abteilung unserer Gesellschaft. Herrn von Metternich, der diesen Erfolg in erster Linie herbeigeführt hat, sei dafür auch an dieser Stelle der Dank der Zentrale ausgesprochen.

Kleine Mitteilungen.

— (Neues italienisches Protektorat.) Die italienische Regierung hat am 19. November den Signatarmächten der Generalakte der Berliner Kongo-Konferenz mitgeteilt, daß sie am 15. November 1889 das Protektorat über die Teile der Ostküste von Afrika übernommen hat, welche zwischen den 1886 als dem Sultan von Sansibar gehörig anerkannten Ortschaften liegen. Die Nordgrenze des neuen Protektorats fällt mit der Südgrenze des Sultanats von Obbia zusammen, das schon laut einer am 16. Mai 1888 den Mächten zugegangenen Kundgebung unter italienisches Protektorat gestellt worden ist. — Dort sind wir also wieder zu spät gekommen!

— (Nachdruck aus der „Deutschen Kolonial-Zeitung".) Wir haben uns veranlaßt gesehen, wieder, wie es früher üblich war, den Nachdruck unserer größeren Original-Artikel nur mit Quellenangabe zu gestatten, da es in der letzten Zeit häufig vorgekommen ist, daß Zeitungen, welche sonst der kolonialen Sache nicht freundlich gesinnt sind, das Fehlen dieses Vermerks dazu benutzen, um ihre Spalten zu füllen. An und für sich ist es uns ja sehr erwünscht, wenn unsere Artikel recht viel nachgedruckt werden, weil dies der Sache nur nützen kann, aber es ist wohl selbstverständlich, daß unseren Interessen noch mehr gedient wird, wenn die Quelle deutlich angegeben ist.

— (Hilferuf der Deutschen in Samoa.) Das Deutschtum in Samoa kämpft heute einen harten Kampf; es handelt sich gegenwärtig besonders um das Bestehen der dortigen deutschen Schule, welche einer schweren Konkurrenz mit denen ausgesetzt ist, welche die Missionen Englands, Frankreichs und Amerikas daselbst unterhalten. Wir sehen dies aus dem Aufrufe, welchen wir in dieser Nummer der „D. K.-Ztg." abdrucken. Wir glauben, daß dieses Gesuch die volle Teilnahme und den kräftigsten Beistand nicht nur aller Kolonialfreunde verdient, sondern daß auch diese Bitte das Herz anderer Deutschen treffen und sie bereit finden wird, den deutschen Brüdern in Apia aufs kräftigste die helfende Hand zu reichen. Wir sind gern bereit, alle Gaben anzunehmen und

Digitized by Google

zu übermitteln, die bestimmt sind, durch eine deutsche Schule daselbst das Deutschtum aufrecht erhalten zu helfen.

— (Über die Anbaufähigkeit des Matébaumes) (vergl. unsere letzte Nummer) schreibt uns Herr Dr. Kaerger: „Ob der Matébaum in unserem Klima gedeihen würde oder nicht, läßt sich jedenfalls nicht mit jener Sicherheit behaupten, wie das indes der Gewährsmann der „Reform" thut. Zweifelhaft bin ich über den Erfolg, aber einen Versuch zu machen, lohnt sich doch jedenfalls. Daß der Matégenuß nur den starken Fleischessern gut bekommen soll, bestreite ich aus eigener Erfahrung. Ganz besonders dringend möchte ich aber nochmals unseren kolonialen Gesellschaften anempfehlen, auf höher gelegenen Teilen unserer Schutzgebiete Anbauversuche mit dem Maté zu machen. Gelingen dieselben, so wäre der Gewinn in gesundheitlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung ein ungeheurer. Da unsere deutschen Landsleute in Brasilien sich für diese Angelegenheit interessiren, wie ich das mit lebhafter Freude aus dem Artikel der „Reform" ersehen habe, so wäre es vielleicht im Interesse der Sache nicht zu unbescheiden, wenn ich an sie die Bitte richtete, einige Portionen Matésamen zu sammeln und nach vorheriger guter Trocknung dieselben wohlverwahrt in zugelöteten Blechbüchsen per Post (in Musterpacketchen von 250 Gramm) hierher an die „Deutsche Kolonialgesellschaft" zu senden. Die besten Monate für die Übersendung dürften April und Mai sein."

— (Die republikanische Bewegung in Brasilien), über welche wir bereits in Nr. 32 einiges mitteilten, hat sich jetzt offen hervorgewagt. Das Militär hat nach Telegrammen vom 15. und 16. November revoltirt, die Republik ist proklamirt worden, ein neues Ministerium gebildet, und der Kaiser befindet sich bereits auf der Reise nach Europa. Die „Vereinigten Staaten von Brasilien" sind proklamirt worden. Ob die aufrührerische Bewegung im ganzen Lande Anklang finden wird, wird bezweifelt. Möglicherweise wird ein innerer Konflikt die Folge des Vorgehens der Republikaner sein und damit das schöne Land den Wirren anheimfallen, welche das Schicksal fast aller südamerikanischen Republiken gewesen sind. Wie das Deutschtum sich den neuen Verhältnissen anpassen wird, ist noch recht ungewiß. Im Allgemeinen war es ein treuer Anhänger der Monarchie, und es ist geradezu erstaunlich anzusehen, mit welcher Wärme die deutsche Presse Brasiliens die silberne Hochzeit des kronprinzlichen Paares feierte. So brachte „Koserig' Deutsche Zeitung" in ihrer Nummer vom 15. Oktober zur Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares nicht weniger als vier schwungvolle Artikel über die kaiserliche Familie und fünf poetische Ergüsse von Deutschen!

— (Herr Hofrat Dr. Credé) ist aus dem Aufsichtsrat der Deutschen Pflanzergesellschaft ausgetreten.

— (Mission für die Kolonien.) Eine Erklärung des Grafen Berchem in der Budgetkommission des Reichstags über die Stellung der Regierung zur Missionsfrage in den Schutzgebieten stellt den Grundsatz auf, daß in den Kolonien vollkommene Glaubensfreiheit und konfessionelle Gleichberechtigung herrschen sollen. Dagegen halte die Regierung für angezeigt, daß die Missionsthätigkeit in unseren Schutzgebieten von deutschen Missionären ausgeübt werde, und sie wünsche, daß die katholischen Missionen ausschließlich der Aufsicht und Leitung deutscher kirchlicher Autoritäten unterstellt werden.

— (Die Kameruner Land- und Plantagen-Gesellschaft) hat die im § 8 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, bezeichneten Rechte erhalten.

— (Das Emin Pascha-Komitee) hat auf den Antrag des Reichskommissars Wißmann beschlossen, ihm eine Geldsumme zu überweisen, zum Zweck der Zuführung von Provisionen an den in Mpwapwa erwarteten Emin Pascha. Auch ein Korrespondent des „New-York Herald" und Mackenzie, der Direktor der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, bereiten Expeditionen vor.

— (Das französische Antisklaverei-Komitee) wird, einer Mitteilung des Bischofs Brincat bei einer Sitzung des belgischen Antisklaverei-Komitees zufolge, sofort eine Expedition nach dem Tanganyika entsenden und soll bereits über die nötigen Mittel verfügen.

— (Ein Nachtragsetat für die Expedition Wißmann) im Betrage von 1 950 000 Mk. wird dem Reichstage noch zugehen. Die vorzeitige Erschöpfung der bewilligten Mittel erklärt sich aus den gesteigerten Lohnansprüchen der Schwarzen, den Transportkosten und den über den Anschlag hinausgehenden Kosten der Ausrüstung.

— (Die von Hauptmann Wißmann) in die Küstenlandschaften Useguha und Usambara entsandten Streifkorps der deutschen Schutztruppe haben ein befestigtes Lager der aufständischen Araber erstürmt und die dort befindlichen Banden zersprengt. Die Beruhigung der genannten Küstenlandschaften nimmt einen günstigen Verlauf. Am 9. November war Saadani, woselbst sich wieder arabische Sklavenhändler niedergelassen haben, nach kurzem Widerstand besetzt worden.

— (Die Konferenz) zur Beratung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels trat am 15. November in Brüssel im Ministerium des Äußeren unter dem Vorsitz des Ministers des Äußern, Prinzen Chimay, zusammen. Derselbe hieß die fremden Bevollmächtigten im Namen des Königs und der belgischen Regierung willkommen. Die Konferenz schritt darauf zur Bureaubildung. Der holländische Gesandte, Baron Gericke, Doyen des diplomatischen Korps in Brüssel, schlug die Ernennung des Prinzen Chimay zum Präsidenten der Konferenz vor. Dieser aber dankte der hohen Versammlung und ersuchte sie, den Baron Lambremont zum Präsidenten zu wählen. Zum Vorsteher des Sekretariats wurde der Delegirte für Belgien, Generaldirektor Arendt, gewählt. Über Programm und etwaige Pläne der Konferenz, welche von deutscher Seite durch den Gesandten v. Alvensleben, Arendt, Generalkonsul in Antwerpen, früher Konsul in Sansibar, Frhr. v. Mentzingen, früher Attaché beim Konsulat zu Kairo, welch letzterer eigens zur Konferenz von seinem Posten in Argentinien nach Europa berufen worden, beschickt worden ist, hat noch nichts verlautet. Wir glauben, daß die Konferenz ihr Teil dazu beitragen wird, die Antisklavereibewegung in Fluß zu bringen, sind aber über ihre etwaigen anderen Erfolge einigermaßen skeptisch.

— (Der Sultan von Sansibar) hat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die von ihr im Zollhaus zu Sansibar eingenommenen Räumlichkeiten auch fernerhin gegen Zahlung einer Jahresmiete überlassen.

— (Eine Büste von Dr. Peters) ist von Herrn Bildhauer Franke (Dorotheenstraße 64) ausgeführt worden. Sie zeichnet sich durch eine charakteristische Auffassung aus. Die Haltung des Hauptes ist eine sehr glückliche. Der Ausdruck des markanten Gesichtes ist ein ernster, sinnender. Wir glauben, daß diese Büste sich viele Freunde erwerben wird.

— (Nueva Germania.) Von dem derzeitigen Koloniedirektor Oskar Erck geht uns vom 29. September 1889 eine Zuschrift zu, in welcher die achtundsechzig Kolonisten erklären, daß die gehässigen Äußerungen, welche auf Grund der Klingbeilschen Schmähschrift gegen die Kolonie in der deutschen Presse verbreitet gewesen sind, der Begründung entbehren. Wir haben auf diese Schrift nicht den geringsten Wert gelegt, sie sogar nicht einmal erwähnt, da uns von Anfang an das Urteil eines Mannes, welcher sich in der Kolonie nur ein paar Tage aufgehalten hatte, durch Erfahrungen persönlicher Natur beeinflußt erschien. Wir haben deshalb keine Veranlassung, auf die Erklärung zurückzukommen. Eine offizielle Publikation über Paraguay „La Républiqne de Paraguay" von Matias Alonso Criardo (Bordeaux 1889) hat, wie wir noch nebenbei bemerken, in ihrer Beschreibung des Landes auch auf die Ackerbaukolonien Bezug genommen, unter denen besonders San Bernardino gelobt wird. Es heißt dort: „Gegenwärtig sind die Deutschen die einzigen, welche zu kolonisiren angefangen haben. Doch sind die Italiener bessere Gärtner (Horticulteurs) als die Deutschen, deren Lebensweise sehr von der anderer Leute abweicht." Wozu soll diese alberne Bemerkung.

— Der deutsche Kolonialkalender für das Jahr 1890 (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. Dr. P. Langenscheidt) ist erschienen und bietet für jeden, welcher sich über die allgemeine Lage, sowie über die bestehenden Gesellschaften informiren will, reiches Material. Derselbe enthält nebst einem Kalendarium und Diarium eine Liste der Reichsbeamten für die deutschen Schutzgebiete, und Beschreibungen der deutschen Kolonien, soweit sie augenblicklich von Interesse sind. Der belletristische Teil bringt Artikel über die Ausrüstungen der kriegerischen Expeditionen nach Afrika (mit Illustrationen); „Gold" eine Entdeckungsgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert; Winke für einen deutschen Kolonisten in Afrika; ein Jagdausflug in die „Bara" von Witu (von Leutnant v. Tiedemann) und koloniale Kommerslieder. Das Verzeichnis der deutschen Kolonialgesellschaften ist gegen den ersten Jahrgang bedeutend vermehrt, wie überhaupt der Kalender nach Form und Inhalt bedeutende Verbesserungen aufzuweisen hat.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin.

Am Montag, den 25. November, im kleinen Saale des Architektenhauses:

Vortrag des Herrn Generalsekretär Dr. Kokemeyer,

Kolonialpolitische Zustände in Südafrika.

Anfang 8 Uhr.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die Abteilung Berlin jede Woche am Montag Abend im kleinen Saale des Architektenhauses ihren Herrenabend abhält, auch wenn nicht jedes Mitglied besonders davon benachrichtigt worden sein sollte. Einführung von Gästen erwünscht.

Ruf aus Samoa.

Die deutsche Schule zu Apia.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche des letzten Bürgerkrieges in Samoa ging der lang gehegte Wunsch der daselbst lebenden Deutschen, ihren Kindern eine wesentlich deutsche Erziehung geben zu können, in Erfüllung. Durch freigebig gezeichnete Beiträge der hiesigen Deutschen wurde eine deutsche Schule ins Leben gerufen, welche unter Leitung des Herrn Dr. O. Sierich am 1. August 1888 mit einer Anzahl von 26 Schülern eröffnet wurde.

Trotz der mannigfachen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, mit denen man in den unruhigen Zeiten des verflossenen Jahres (fortwährender Bürgerkrieg, große Feuersbrunst, schwerer Orkan und allgemeine Niederlage des Handels) zu kämpfen hatte, und der gefährlichen Konkurrenz von vier fremden Schulen (eine Knabenschule der hiesigen französischen Mission, eine Mädchenschule derselben Mission unter Leitung der französischen katholischen Schwestern, eine Knaben- und Mädchenschule der London Mission Society und eine Knaben- und Mädchenschule eines englischen Privatlehrers) ist nunmehr das erste Schuljahr mit recht erfreulichem Erfolge zu Ende geführt worden. Ein Bericht darüber ist in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Verbreitung des Deutschtums im Auslande in Berlin veröffentlicht worden.

Es erscheint uns demnach als eine Ehrenpflicht, diese aus rein nationalem Gefühl hervorgegangene Einrichtung, welche unter so vielen Anfeindungen und schwierigen Verhältnissen ein Jahr lang wacker aufrecht gehalten worden ist, nicht fallen zu lassen.

Zur gedeihlichen Entwicklung und zur Sicherung des Bestehens der Schule hat sich nun aber die Errichtung eines eigenen Schulhauses und das Engagement eines neuen Lehrers mehr und mehr notwendig erwiesen.

Da die zur Erreichung dieses Zweckes hier aufzubringenden Mittel nicht ausreichen, ist in der letzten Generalversammlung beschlossen worden, die Hilfe unserer deutschen Landsleute außerhalb Samoas anzurufen.

In diesem Sinne erlaubt sich der unterzeichnete Vorstand hiermit die höfliche Bitte an alle diejenigen zu richten, welche sich für das Gedeihen des durch die Ungunst der Verhältnisse so hart bedrohten Deutschtums in Samoa interessiren, ihr Scherflein zum Besten der Deutschen Schule zu Apia beizutragen.

Apia, im August 1889.

Der Vorstand der deutschen Schule zu Apia.

O. Schlueter, Kaiserl. Konsulatssekretär, Vorsitzender. **E. Weber,** Leiter der Hauptagentur der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Apia, stellvertretender Vorsitzender. **A. Vollbrandt,** Kaufmann, Kassirer. **K. Hufnagel,** Pflanzungsverwalter. **A. Harder,** Zimmermeister.
Dr. **O. Sierich,** Leitender Lehrer.

Beiträge für die Schule werden auch von der **Redaktion der Deutschen Kolonialzeitung** entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 38. Berlin, 7. Dezember 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Die Kolonialpolitik im Reichstag. — Das Weißbuch über die Royal Niger Company. — Stanley und Emin Pascha. — Von der deutschen Emin Pascha-Expedition. — Tsaobis. — Gegen den Sklavenhandel. — Die Handelsausstellung in Hamburg. — Über die in Bildung begriffene Deutsche Küstenschiffahrts- und Handelsgesellschaft für Ostafrika. — Deutsche Sunda-Gesellschaft. — Korrespondenz. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Eingänge für die Bibliothek. — Bekanntmachungen. — Quittungen.

Die Kolonialpolitik im Reichstag.

Nachdem im Laufe dieses Jahres nach der bekannten Stockung des Sommers sich wieder ein Umschwung zu Gunsten einer thatkräftigen Kolonialpolitik vollzogen hatte, war der Zeitpunkt für die Redner der deutsch-freisinnigen Partei, bei den Beratungen über den Etat des Auswärtigen Amtes gegen unsere ganze Kolonialpolitik Sturm laufen zu wollen, schlechter als je gewählt. Wenn das deutsche Reich fünf Jahre Kolonialpolitik getrieben und trotz einiger Rückschläge sich hier und da eine Position errungen hat, so sollte man meinen, daß die Zeit, wo man über die prinzipielle Frage, ob das Reich überhaupt Kolonialpolitik treiben solle, sich noch streiten kann, endgültig vorbei sei. Aber abgesehen von dieser Erwägung hätten die Redner der Opposition über die Stimmung im deutschen Volke doch soweit unterrichtet sein können, um zu wissen, daß eine jede Regung einer freien schaffenden Thätigkeit ihm hundertmal lieber sei, als ein nörgelndes Bekritteln. Denn gerade die Unthätigkeit, zu welcher sich die Regierung als auch die Gesellschaften verdammt sahen, verstimmte weite Kreise des Volkes. Wenn schon der Zeitpunkt wenig glücklich gewählt war, so war die Art und Weise des Angriffs, welche mehr in die Breite als Tiefe ging, noch weniger klug berechnet. Die Redner der fortschrittlichen Partei hatten sich mit einem großen Zahlenmaterial gewappnet, aber sie hatten sich zu viel vorgenommen, sie konnten es nicht beherrschen; sie hatten mit lobenswertem Eifer die neuesten Publikationen kolonialpolitischen Inhalts studirt und natürlich alles irgendwie für unsere Kolonialpolitik Ungünstige zusammengeschleppt, aber doch den eigentlichen Kern nicht erfaßt. Das Geheimnis des Erfolges der kolonialfreundlichen Redner, der Herren Abgeordneten Wörmann, Dr. Hammacher, v. Bennigsen, Graf Mirbach, Dr. Frege, v. Kardorff, Dr. Bürklin und der Vertreter der Kaiserlichen Regierung, denen allen die Kolonialfreunde zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind, lag eben darin, daß dieselben sich stets mit den kolonialen Dingen beschäftigen, während die freisinnigen Redner ad hoc sich präpariren müssen. Die Redner der freisinnigen Partei begannen bereits ihren Vorstoß am 22. November, als die Etatforderung für Schaffung einer kolonialen Abteilung vorlag; sie nahmen am 26. November aus Anlaß des Weißbuches über die Royal Niger Company die Debatte wieder auf und zogen sie noch bis zum 27. und 28. hinaus in der Absicht, durch ihre ermüdenden Reden dem Volke die Kolonialpolitik gründlich zu verleiden. Wie selbst von kolonialfeindlicher Seite zugestanden wird, ist dieses Ziel nicht erreicht worden; wir glauben vielmehr, daß das sichere Auftreten der nationalliberalen und konservativen Redner dazu beitragen wird, eine günstigere Auffassung über die Bedeutung der kolonialpolitischen Bestrebungen auch in der großen Masse hervorzurufen. Gerade der Umstand, daß die kolonialfreundlichen Redner mit Zahlen operirten, wie z. B. Wörmann in sehr geschickter Weise den letzten Bericht von Moloney über die Entwickelung von Lagos benutzte, und Graf Bismarck aus der Geschichte Südafrikas nachwies, wie sehr das Urteil über die Entwickelungsfähigkeit des ganzen Landes im Laufe der Jahre sich geändert habe, und daß der freisinnige Abgeordnete Barth es z. B. übersah, bei seiner Vergleichung der jetzigen Hamburger Importziffer mit der früheren den niedrigeren Wert der Produkte in Anrechnung zu bringen — er wußte augenscheinlich nicht, daß die Ölprodukte gegen das Jahr 1884 auf die Hälfte des früheren Wertes gefallen sind, — war hier von großer Bedeutung. Demjenigen, der sich nur einigermaßen mit Kolonialpolitik beschäftigt hat, brachten diese Aufstellungen, auf die auch mehrfach in der Kolonialzeitung Bezug genommen ist, wenig Neues, und wir können deshalb mit gutem Gewissen von einer näheren Angabe des Inhalts der Reden absehen. Die Haltung des Zentrums war eher kolonialfreundlich als kolonialfeindlich; es empfand es jedenfalls nicht als Bedürfnis, gerade jetzt Opposition zu machen. Wir hoffen, daß es mehr und mehr aus der Zurückhaltung hervortreten wird, zumal überall die Neigung vorherrscht, in der Frage der katholischen Missionen ganz objektiv vorzugehen und auch den von katholischen, in Deutschland verbotenen Orden eingerichteten Missionsanstalten, sofern sie unter deutscher Oberleitung stehen, das größte Entgegenkommen zu beweisen.

*

Das Weißbuch über die Royal Niger Company.

Das neu erschienene Weißbuch über die Royal Niger Company und die Beschwerde des Händlers Hönigsberg wird bei allen denen, welche unsere Bemühungen unterstützt haben, volle Befriedigung hervorgerufen haben. Denn so erhebend das Bewußtsein, dem unterdrückten Rechte beizustehen, auch an und für sich ist und so sehr es zu fernerem Streben ermutigt, so erwächst doch aus ihm erst eine rechte Freude, wenn diese Thätigkeit von Erfolg gekrönt ist und allgemeine Anerkennung findet. Als der vom Niger vertriebene Kaufmann Hönigsberg im vorigen Sommer in Berlin erschien, um seine schon lange beim Auswärtigen Amt schwebenden Angelegenheiten persönlich vorzutragen, wandte er sich auch an die Deutsche Kolonialgesellschaft und trug dem Herrn Generalsekretär seine Klagen vor, der sogleich mit sicherem Blick erkannte, daß es sich hierbei nicht nur um den Fall Hönigsberg allein, sondern um das wichtige Prinzip der Handelsfreiheit handle, deren Sicherstellung nicht nur im Interesse Hönigsbergs, sondern vor allem der spätern Handelsentwicklung des Niger und des Hinterlandes von Kamerun überhaupt dringend geboten war. Das Präsidium und der Ausschuß der deutschen Kolonialgesellschaft, denen die Angelegenheit vorgetragen wurde, machten sie sofort zu der ihrigen. Sie fand desto eher eine warme Befürwortung, als der frühere deutsche Kolonialverein die handelspolitischen Pläne des leider so früh verstorbenen Ed. Robert Flegel unterstützt und dem Nigergebiet eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, und obwohl zu dieser Zeit die Sympathie für die Sache im großen Publikum noch sehr schwach war, so wurde doch sofort durch Wort und Schrift eine lebhafte Agitation für den bedrohten Landsmann eingeleitet. Die in der Kolonialzeitung erschienenen Artikel veranlaßten die Tagespresse, sich mit der Frage zu beschäftigen. Die Resolution auf der Vorstandsversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft vom 11. September 1888 zu Wiesbaden brachte die praktischen Gesichtspunkte zur allgemeinen Kenntnis, während die Eingaben der Gesellschaft an das Auswärtige Amt, welche nicht veröffentlicht worden sind, zur Aufhellung einzelner Punkte und Unterstützung der Ansprüche des Petenten dienten. Von diesem Zeitpunkt an ist ein schärferes Vorgehen des Auswärtigen Amtes in der beregten Frage zu konstatiren.

Das veröffentlichte Weißbuch beginnt mit einem Erlaß an den interimistischen Kaiserlichen Kommissar für das Togogebiet, v. Putt-

Digitized by Google

kamer. In demselben werden die Entwickelung der Royal Niger Company, die Beschwerden der deutschen Kaufleute des Besonderen geschildert, und wird er beauftragt, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Schluß des Erlasses lautet:

Was den näheren Inhalt unserer Beschwerden gegen die Niger-Kompanie betrifft, deren thatsächliche Begründung nachzuweisen Euer Hochwohlgeboren nunmehr obliegt, so richten sich dieselben einerseits gegen das Verhalten der Gesellschaft im Allgemeinen, andererseits gegen das Vorgehen, welches dieselbe gegen den deutschen Reichsangehörigen Hönigsberg beobachtet hat. Die Beschwerden der ersten Art haben zunächst die Territorialansprüche der Gesellschaft zum Gegenstande. Wie Euer Hochwohlgeboren aus der von dem englischen Botschafter überreichten Karte des Nigergebiets (Annex zu Anlage 4) ersehen, beansprucht die Gesellschaft alle den Niger und seine Nebenflüsse umschließenden Territorien und somit alle Gebiete, welche gegenwärtig den Handelsunternehmungen der Weißen zugänglich sind. Wenn auch an sich gegen eine Ausdehnung der Herrschaft der Niger-Kompanie, solange unsere Interessensphäre nicht berührt wird, keine Einwendungen zu erheben sind, so können im Hinblick auf die Bestimmungen der Nigerschiffahrtsakte doch nur solche Territorien als der Gesellschaft gehörig anerkannt werden, in welchen dieselbe faktisch die Regierung ausübt. Nach der Nigerschiffahrtsakte sind die Waren, welche den Niger im Transit passiren, von jeder Durchgangsabgabe und somit von Zöllen überhaupt befreit. Würde daher an der obigen Auffassung nicht festgehalten, so wäre die Gesellschaft in der Lage, diese wichtige Vergünstigung nach ihrem Belieben durch Scheinverträge mit den Eingeborenen illusorisch zu machen. Daß die auf der Karte verzeichneten Gebiete in dem oben bezeichneten Sinne der Gesellschaft gehörten, läßt sich um so weniger annehmen, als die Stämme am oberen Laufe des Niger und des Benuë von der englischen Regierung selbst als auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Muhamedaner bezeichnet werden. Unabhängig von der Niger-Kompanie ist jedenfalls nach den uns vorliegenden Informationen das Königreich Nupe, welches oberhalb Lokoja am Niger belegen ist und in dessen Hauptort Egga der obengenannte u. s. w. Hönigsberg seinen Sitz hatte. Nach neueren Behauptungen des Hönigsberg ist das Gleiche auch bezüglich des am unteren Niger belegenen Gebietes von Onitscha der Fall. Eine Feststellung der in dieser Beziehung bestehenden Verhältnisse, welche namentlich auch für die Spezialbeschwerden des Hönigsberg von entscheidender Bedeutung sind, dürfte Euer Hochwohlgeboren bei einem persönlichen Besuche der in Rede stehenden Gebiete nicht schwer fallen. Die weitere allgemeine Beschwerde gegen die Niger-Kompanie bezieht sich auf die Höhe der von derselben erhobenen Zölle. Nach unserem Abkommen mit England vom 16. Mai/2. Juni 1885 sollen Zölle nur insoweit erhoben werden, als dies zur Deckung der durch die Übernahme der Schutzherrschaft entstehenden Kosten für erforderlich erachtet wird (for the purpose of meeting the expenses to enable them [Her Majestys Government] to carry out the obligations imposed on them by the protectorates). Überdies sollen die Zölle hiernach so niedrig als möglich bemessen werden. Nach den in den Anlagen enthaltenen Ausführungen scheint es, daß die Zollerhebung der Gesellschaft mit diesen Bestimmungen nicht in Einklang steht. Dies wird bestätigt durch ein vertraulich hierher mitgeteiltes Zirkular der Gesellschaft, wonach die Zolleinnahmen u. a. auch zur Verzinsung eines Kapitals von 250 000 Pfund Sterling verwandt werden, welches die Kompanie seinerzeit zum Erwerb ihrer Territorialrechte, bezw. zum Ankauf der französischen Niederlassungen im Nigergebiete verwandt haben will. Zur Rechtfertigung der hohen Zölle auf Spirituosen hat die englische Regierung auf die zivilisatorischen Aufgaben der Gesellschaft hingewiesen. Nach Berichten aus Hamburg und Rotterdam gewinnt es aber den Anschein, daß die Kompanie selbst ganz bedeutende Quantitäten von Spirituosen importirt, und daß die hohen Zölle nur den Zweck haben, andere Kaufleute von dem gewinnbringenden Handel mit diesem Artikel auszuschließen. Euer Hochwohlgeboren werden zu untersuchen haben, in wie weit die vorher erwähnten Angaben richtig sind, und im Allgemeinen wird es zu diesem Punkte Ihre Aufgabe sein, thunlichst festzustellen, welche Kosten der Gesellschaft durch die Verwaltung ihres Gebietes erwachsen und in welchem Verhältnis hierzu die Einnahmen stehen, welche ihr aus der Zollerhebung zufließen. Von den weiteren in den Anlagen behandelten allgemeinen Beschwerden gegen die Niger-Kompanie sind noch die Klagen über die Bestimmungen der Gesellschaft hinsichtlich der Anlaufehäfen und der verbotenen Häfen zu erwähnen. Auch hierbei soll die Kompanie keineswegs das allgemeine Interesse des Nigergebietes, sondern lediglich ihre eigenen finanziellen Zwecke im Auge haben. Namentlich wird ihr vorgeworfen, daß sie die Häfen so lange geschlossen halte, bis sie sich den Handel an dem betreffenden Orte gesichert habe. Ich nehme an, daß Euer Hochwohlgeboren bei Ihrer Reise durch das Nigergebiet sich mit Bezug auf diese Beschuldigungen die nötige Information werden verschaffen können. Was die Spezialbeschwerden des Kaufmanns Hönigsberg betrifft, so beziehen sich dieselben, wie aus den Anlagen hervorgeht, auf drei getrennte Fälle: 1. das Anhalten eines Salztransportes nach Egga; 2. seine im Januar d. J. erfolgte Verurteilung, weil er der ihm erteilten Weisung, in Asaba anzulegen, nicht nachgekommen war und statt dessen Onitscha angelaufen hatte; 3. seine im März d. J. erfolgte Ausweisung aus dem Nigergebiet, wegen Erregung von Streit und Unruhe daselbst. Auf das von der englischen Regierung gestellte Anerbieten, daß er gegen Verzicht auf seine übrigen Reklamationen nach dem Nigergebiete zurückkehren dürfe, ist Hönigsberg nicht eingegangen. Derselbe beabsichtigt indessen, sobald als möglich nach Egga zurückzugehen, um sein Geschäft daselbst in größerem Maße fortzusetzen. Was die Beschwerden Hönigsbergs betrifft, so werden Euer Hochwohlgeboren die thatsächliche Begründung derselben zu prüfen und eventuell eine nähere Substanzirung der geltend gemachten Schadensansprüche zu veranlassen haben. Von einer Beifügung der Eingaben des Hönigsberg habe ich Abstand genommen, da der wesentliche Inhalt derselben in den Anlagen wiedergegeben ist. Wenn im Vorstehenden die im Einzelnen Ihnen obliegenden Aufgaben bezeichnet sind, so ersuche ich Sie weiter, Ihre Aufmerksamkeit auch im Allgemeinen dem Verhalten der Niger-Kompanie zuzuwenden und namentlich die für das Nigergebiet erlassenen Verordnungen zu prüfen und zu untersuchen, ob dieselben mit den bestehenden internationalen Übereinkünften in Einklang stehen. Mit dem von der englischen Regierung zu entsendenden Kommissar bitte ich Euer Hochwohlgeboren, freundliches Einvernehmen zu pflegen. Jedenfalls wollen Sie aber Ihre Reise in das Nigergebiet nicht bis zum Eintreffen des englischen Beamten verschieben, sondern dieselbe so bald als möglich nach ihrer Ankunft in Lagos antreten. Ihrer Berichterstattung werde ich mit Interesse entgegensehen. Der Reichskanzler. Im Auftrage: gez. Berchem.

Es folgen 13 Anlagen. Die Eingabe der Handelskammer zu Hamburg an die Deputation für Handel und Schiffahrt daselbst vom 3. September 1888, über Beschwerden über die Royal Niger Company; die Niger-Schiffahrtsakte; die Korrespondenz mit der Königlich großbritannischen Regierung über die angeblichen Verletzungen internationaler Vereinbarungen seitens der Royal Niger Company; die Korrespondenz mit der Königlich großbritannischen Regierung über das am oberen Ende belegene Gebiet von Nupe; die Korrespondenz mit der Königlich großbritannischen Regierung über die Beschwerden des Kaufmanns Hönigsberg über das Vorgehen der Royal Niger Company gegen seine Handelsunternehmungen; die Vorgänge vom Dezember 1887 und Januar 1888, sowie die Verhaftung und Ausweisung des Hönigsberg aus dem Nigergebiet. Weiter folgt ein Bericht des Kaiserlichen Konsuls v. Puttkamer vom 15. Mai 1889, welcher in jeder Beziehung die von Hönigsberg erhobenen Anklagen bestätigte. Der Kommissar wurde anfänglich ebenfalls von den Beamten der Gesellschaft schlecht behandelt. Er stellte auf dieser Reise fest, daß Nupe ein vollkommen selbständiges Reich ist; König Moleki erklärte, niemals mit irgend jemand einen Vertrag abgeschlossen zu haben, welcher die Abtretung seines Landes oder eines Teiles desselben, oder irgend welcher Hoheitsrechte zum Gegenstand gehabt hätte. Die Kompanie sei durch nichts berechtigt, in seinem Lande Zölle zu erheben. Im Laufe der Unterhaltung gab der König zu, früher einmal einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit der Kompanie abgeschlossen zu haben. Zum Schluß bat der König den Kommissar, alle seine Aeußerungen zur Kenntnis des deutschen Kaisers zu bringen, damit wieder deutsche Kaufleute nach Egga kämen. Der König hatte der Kompanie drei bestimmte Rechte eingeräumt: 1) Alle im Gebiete von Nupe wohnenden Engländer sind von der Gerichtsbarkeit des Königs eximirt und unterstehen der Gerichtsbarkeit der Agenten der Kompanie zu Egga. 2) Der Generalagent der Kompanie soll das Recht haben, alle neu ankommenden Europäer dem Könige vorzustellen. 3) Der König gesteht der Kompanie gegen Abgabe bestimmter Prozente das ausschließliche Recht zu, Bergwerke zur Ausbeutung von Edelmetallen und Mineralien in seinem Lande zu betreiben. Die Kompanie zahle dem Könige von Nupe regelmäßige Abgaben für die im Lande eingeführten Waren und besitzte keinerlei Einrichtungen zum Schutze der Europäer oder des europäischen Handels. In dem Bericht heißt es dann wörtlich:

Um der Niger-Schiffahrtsakte zu ihrem Rechte zu verhelfen, müßte die englische Regierung ersucht werden, eine offizielle Erklärung abzugeben und zu veröffentlichen, in welcher das Königreich Nupe, einschließlich Lokoja, als außerhalb des Territoriums der Royal Niger Company gelegen erklärt und betont wird, daß Schiffe und Waren, welche für Nupe bestimmt, von Alkassa und anderen Nigermündungen aus den Fluß aufwärts das Territorium der Kompanie im Transit passiren, von allen Abgaben an die Kompanie befreit sind. Selbstverständlich wäre dabei der Kompanie eine Kontrole darüber zuzugestehen, daß diese Waren nicht innerhalb des Territoriums abgesetzt werden, etwa durch Plombirung bis Lokoja oder eine ähnliche Einrichtung. Ich halte dies für den weitaus wichtigsten Punkt der ganzen Angelegenheit.

Was nun die Höhe der Zölle anbetrifft, so weist Puttkamer überzeugend nach, daß dieselben exorbitant und ungerecht seien, den Handel und Verkehr direkt schädigen und im Widerspruch mit der Nigerakte stehen. Es begründet dies des Einzelnen und kommt schließlich mit Bezug auf den Fall Hönigsberg zu der Schlußfolgerung, daß er es für gerechtfertigt halte, wenn die Kompanie veranlaßt werden würde, dem Hönigsberg außer einem Ersatzanspruch von 1033 Lstr. 6 Sh. 6 d. als Schadenersatz für zu unrecht gezahlte Zölle und für eine momentane Vernichtung seines gesamten Nigergeschäftes eine Pauschalsumme von 5000 Pfd. Sterl. zu zahlen.

Hieran schließt sich ein Erlaß an den Kaiserlichen Geschäftsträger in London mit dem Auftrage, den vorstehenden Bericht der Königlichen großbritannischen Regierung mittels Note mitzuteilen. Der Noten-Entwurf hat folgenden Wortlaut:

Die Kaiserliche Regierung hat Ende vorigen Jahres, wie der Kaiserliche Botschafter seiner Zeit mitzuteilen die Ehre gehabt hat, den Kaiserlichen Konsul a. i. in Lagos, Herrn v. Puttkamer, beauftragt, die seitens der deutschen Interessenten gegen die Royal Niger Company erhobenen Beschwerden an Ort und Stelle einer Prüfung zu unterziehen. Nachdem Herr v. Puttkamer diesen Auftrag erledigt hat, beehre ich mich auf Weisung der Kaiserlichen Regierung Euer Exzellenz in der Anlage einen Auszug aus dem von demselben erstatteten Bericht zu überreichen und hierbei folgendes zu bemerken: 1. Bei den früheren

Digitized by Google

Korrespondenzen in der Angelegenheit hatte sich eine Meinungsverschiedenheit über die Ausdehnung des der Regierung der Royal Niger Company unterstehenden Gebiets und namentlich darüber ergeben, ob das Königreich Nupe der Oberhoheit der Gesellschaft unterstehe oder nicht. Die Ermittelungen, welche von Herrn v. Puttkamer über die letztere Frage angestellt sind, haben die von den deutschen Interessenten gemachten Angaben bestätigt. Die Regierung von Nupe liegt hiernach ausschließlich in der Hand des dortigen Königs Moleki, er allein erhebt Abgaben, und von ihm geht der Schutz aus, welchen die Europäer und der europäische Handel daselbst genießen. Von der Gesellschaft wird dagegen keinerlei administrative Thätigkeit ausgeübt. Für ihre Zulässigkeit zum Handel muß die Kompanie ebenso wie alle anderen Händler Abgaben an den König bezahlen. Als sie den Versuch machte, ihrerseits Abgaben in dem Lande zu erheben, hat der König ihre Faktoreien geschlossen und deren Wiedereröffnung erst nach Zahlung einer beträchtlichen Strafsumme gestattet. Mit diesen thatsächlichen Verhältnissen steht nach den Ermittelungen des Kaiserlichen Kommissars die rechtliche Lage der Angelegenheit im Einklang. Aus dem Vertrage mit König Moleki kann die Gesellschaft, wie auch aus der Verbalnote Sir Edward Malets vom 23. Juni v. J. hervorging, Hoheitsrechte über Nupe nicht herleiten, ebensowenig lassen sich solche Rechte auf den in der gedachten Note erwähnten Vertrag mit dem Sultan von Gandu stützen, da diesem Herrscher, wie diesseits bereits angegeben war, Hoheitsrechte über Nupe nicht zustehen. Da durch die vorstehenden Feststellungen jetzt bewiesen ist, daß Nupe nicht unter der Regierung der Nigerkompanie steht und somit nicht zu dem in der amtlichen Notifikation vom 18. Oktober 1887 definirten britischen Protektorate der Nigerdistrikte gehört, so wird nunmehr entsprechend den Bestimmungen der Niger-Schiffahrtsakte die Jahre hindurch von der Kompanie verletzte Freiheit des Transitverkehrs nach jenem Lande sicherzustellen sein. In Gemäßheit des Artikels 27 der Generalakte der Berliner Konferenz und der Ausführungen Lord Salisburys in seiner Note vom 3. August 1887 ist daher Fürsorge dafür zu treffen, daß Schiffe und Waren, welche auf dem Wege von oder nach Nupe den unteren Niger im Transit passiren, keinerlei Zöllen, Aufenthaltsverpflichtungen u. s. w. unterworfen werden, und daß insbesondere die Verordnungen der Niger-Kompanie über die Verpflichtung zum Anlaufen gewisser Orte und über offene und geschlossene Häfen auf solche Schiffe und Waren keine Anwendung finden. Durch die Untersuchungen des Herrn von Puttkamer ist festgestellt, daß das der Regierung der Kompanie unterstehende Gebiet am Niger etwas unterhalb Lokoja ein Ende nimmt. Ob sich oberhalb von Nupe oder am Benuë Gebiete befinden, welche der Regierung der Kompanie unterstehen, erscheint zweifelhaft. Falls die Gesellschaft dies behauptet, werden die darauf bezüglichen Angaben wegen der Wichtigkeit der Gebietsfrage für die Zollerhebung einer sorgsamen Prüfung zu unterziehen und die Grenzen jener Territorien genau zu bestimmen sein. Der Billigkeit würde es entsprechen, alle oberhalb Nupe und alle am Benuë belegenen Gebiete bis zum Abschluß jener Prüfung und bis zur Veröffentlichung des Ergebnisses derselben als unabhängig zu betrachten und der Nigerkompanie jede Zollerhebung von den im Transit dorthin importirten oder von dort exportirten Waren zu untersagen. II. Neben den vorstehend berührten Beschwerden wegen Verletzung der Niger-Schiffahrtsakte ist, wie in den früheren Korrespondenzen ausgeführt wurde, seitens der deutschen Interessenten namentlich darüber Klage geführt, daß die Niger-Kompanie fremde Handelsunternehmungen in ihrem Gebiete durch übertriebene Zölle und andere Maßnahmen in unzulässiger Weise zu erschweren, beziehungsweise unmöglich zu machen suche. 1. Nach dem deutsch-englischen Übereinkommen vom 16. Mai/2. Juni 1885 sollen Zölle in den beiderseitigen Gebieten am Golf von Guinea nur insoweit erhoben werden, als dies zur Deckung der durch Übernahme der Schutzherrschaft entstehenden Kosten für erforderlich erachtet wird (for the purpose of meeting the expenses to enable them Her Majestys Government to carry out the obligations imposed on them by the Protectorates). Der Kaiserliche Kommissar v. Puttkamer hat sich dahin ausgesprochen, daß die von der Gesellschaft erhobenen Zölle bis zu ihrer vor kurzem eingetretenen Herabsetzung im allgemeinen exorbitant gewesen seien, die Ausfuhrzölle bezeichnet Herr v. Puttkamer auch jetzt noch als unerschwinglich. Wenn die Königlich großbritannische Regierung versichert, daß das Gesamterträgnis der Zölle nicht über das in dem Abkommen bezeichnete Maß hinausgeht, so ist dies nur daraus zu erklären, daß die Nigerkompanie sich für berechtigt hält, den Betrag von 250 000 Pfund Sterling, welchen sie angeblich zur Erwerbung von Territorialrechten aufgewendet hat, als eine Art Staatsschuld des Nigergebiets zu behandeln und die Verzinsung derselben mit jährlich 12 500 Pfund Sterling durch Erhebung von Zöllen aufzubringen. Wie in den diesseitigen Noten vom 28. Februar und 7. April d. J. nachgewiesen wurde, ist jene Auffassung mit dem vorhergedachten Abkommen nicht vereinbar. Die Gesellschaft wird daher anzuhalten sein, jene Lasten aus eigenen Mitteln zu bestreiten und von der Heranziehung anderer Handeltreibender zur Deckung derselben Abstand zu nehmen.

Aus dem Bericht des Herrn v. Puttkamer geht weiter hervor, daß die Nigerkompanie nicht allein übermäßig hohe Zölle und Abgaben erhebt, sondern daß sie dieselben auch, wie bereits in einer diesseitigen Note vom März v. J. angedeutet war, als Mittel benutzt, um die lukrativsten Handelszweige für sich zu monopolisiren oder doch die Konkurrenz in denselben thunlichst zu erschweren. Bei den Bestimmungen über die für den Spirituosen- und Kleinhandelbetrieb zu zahlenden Lizenzen tritt dieser Zweck offen zu Tage. Nicht weniger vorhanden ist jene Tendenz aber bei der Normirung der Ausfuhrzölle. Durch die Zölle, welche die Kompanie auf die wichtigsten Erzeugnisse des Nigergebietes, wie Elfenbein und Palmkerne, gelegt hat, macht sie ihren Konkurrenten den Ausfuhrhandel mit jenen Produkten und damit mehr oder weniger den Betrieb ihrer Unternehmungen unmöglich: ihr eigener Handel wird durch dieselben nicht berührt, da für sie selbst die Zollzahlung nur eine rechnungsmäßige Ausgabe bildet; sie wird durch jene Maßnahme im Gegenteil in die Lage versetzt, binnen kurzer Zeit den gesamten Exporthandel mit jenen Artikeln ausschließlich in ihrer Hand zu vereinigen. Da derartige Manipulationen mit den Bestimmungen in Sektion 14 und 15 des der Gesellschaft verliehenen Schutzbriefes in Widerspruch stehen, so wäre ein energisches Einschreiten der Königlich großbritannischen Regierung gegen diese Mißbräuche dringend geboten. 2. Die diesseits wiederholt zur Sprache gebrachte Angabe der deutschen Interessenten, daß die Nigerkompanie ähnliche Tendenzen, wie die vorherbezeichneten, auch bei ihren sonstigen Maßnahmen und Verordnungen befolge, ist durch die Ermittelungen des Kaiserlichen Kommissars bestätigt. Für die Verordnungen, betreffend das Anlaufen von bestimmten Orten und betreffend geschlossene und offene Häfen, läßt sich ein öffentliches Interesse nicht nachweisen, sie dienen beinahe ausschließlich dem Streben der Nigergesellschaft, den Handel im Nigergebiet zu monopolisiren. Bezeichnend in dieser Beziehung ist namentlich die von der Gesellschaft erlassene und bei der Schwierigkeit, Abdrücke der Gesellschaftsverordnungen zu erhalten, diesseits bisher nicht bekannt gewordene Bestimmung, daß fremde Kaufleute nur an Orten, wo bereits eine Kompaniefaktorei besteht, Niederlassungen anlegen und Handel betreiben dürfen. Auch in diesem Vorgehen liegen schwere Verletzungen des oben erwähnten deutsch-englischen Abkommens, sowie des der Gesellschaft erteilten Schutzbriefes, welche der Abhülfe bedürfen. III. Die Schadensersatzansprüche des deutschen Kaufmanns Herrn Hönigsberg stehen mit den im vorstehenden erörterten Beschwerden in unmittelbarem Zusammenhang. Wie in dem Bericht des Kaiserlichen Kommissars im näheren ausgeführt ist, kann darüber, daß dieselben rechtlich und thatsächlich begründet sind, ein Zweifel nicht mehr obwalten. Schon aus dem Umstande, daß Warentransporte nach Nupe das Gesellschaftsgebiet nur im Transit berührten, folgt, daß die Gesellschaftsbeamten zur Zollerhebung von seiner für Egga bestimmten Salzladung und zum Anhalten derselben (vergl. zuletzt diesseitige Note aus dem März d. J.) nicht berechtigt waren, und daß das Verlangen, Hönigsberg solle Asaba und Akassa anlaufen (vergl. zuletzt diesseitige Verbalnote aus dem Juli v. J.) ebensowenig gestellt werden durfte, als für ihn eine Verpflichtung bestand, den angeblich geschlossenen Hafen von Onitscha nicht zu berühren. Von einer Erregung von Streit und Unordnung im Gebiete der Nigerkompanie (vergleiche das diesseitige Memorandum vom 19. Mai v. J.) kann nach den Ermittelungen des Herrn v. Puttkamer und mit Rücksicht auf die Unabhängigkeit des Königreichs Nupe überhaupt nicht die Rede sein. Die nach dem Gutachten des Kaiserlichen Kommissars dem ꝛc. Hönigsberg zuzubilligenden Entschädigungen bleiben hinter den Forderungen desselben um mehr als die Hälfte zurück und sind nach Ansicht meiner Hohen Regierung als niedrige und bescheidene zu betrachten. Eine baldige Berichtigung derselben würde daher nur einem Gebote der Gerechtigkeit entsprechen. Zum Schlusse meiner Ausführungen gestatte ich mir noch darauf hinzuweisen, daß das Vorgehen der Nigerkompanie im allgemeinen, wie aus den Feststellungen des Herrn von Puttkamer hervorgeht, ungeachtet der in ihren Schutzbrief aufgenommenen Bestimmungen von monopolistischen Tendenzen beseelt wird. Diese Tendenzen treten nicht nur in den vorher erwähnten Verordnungen, sondern ebenso in dem Verhalten ihrer Beamten hervor, sie machen sich nicht allein in den jetzt unter der Regierung der Nigerkompanie stehenden Territorien geltend, sondern sie sind auf sämtliche, die schiffbaren Teile des Niger und seiner Nebenflüsse umschließenden Gebiete gerichtet. Die einzelnen im vorstehenden bezeichneten Thatsachen beweisen auch, daß die Nigerkompanie in diesen Bestrebungen weder durch die Nigerschiffahrtsakte, noch durch das deutsch-englische Abkommen von 1885 sich behindern läßt. Sie hat die Bestimmungen dieser Abkommen in willkürlicher Weise verletzt und Zustände im Nigergebiete hergestellt, welche mit der durch jene internationalen Vereinbarungen beabsichtigten Ordnung der Dinge im schärfsten Gegensatze stehen. Auf diesem Wege, welchen die Gesellschaft mit allen Mitteln und ohne selbst vor Gewaltthaten zurückzuschrecken, verfolgt hat, ist sie mit Erfolg bestrebt gewesen, die fremden Kaufleute aus dem Nigergebiete zu vertreiben und jede ihr lästige Konkurrenz unmöglich zu machen. Nachdem meine Hohe Regierung schon seit Jahren auf diese Mißstände aufmerksam gemacht hat, hofft sie, daß die Königlich großbritannische Regierung den nunmehr bewiesenen Thatsachen gegenüber nicht weiter mit ihrem Einschreiten zögern wird. Ob die Abstellung der einzelnen im vorstehenden bezeichneten Mißbräuche genügen wird, um auf die Dauer eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, erscheint zweifelhaft, meine Hohe Regierung stellt die Erwägung hierüber der Königlich großbritannischen Regierung anheim und hofft, daß es derselben gelingen wird, die Mittel zu finden, welche die Beobachtung der nationalen Verträge auch für die Zukunft im Nigergebiet sicherstellen.

Alle diese Ausführungen bestätigen auf das schlagendste die Richtigkeit der von uns verfochtenen Aufstellungen. Daß auch die englische Regierung, welche der Kompanie zu Liebe sogar die Vernichtung des Handels der englischen freien Händler geduldet hatte, das von der Kompanie begangene Unrecht einsah, geht aus einer Mitteilung des hiesigen Auswärtigen Amtes vom 8. Mai hervor, nach welcher die Kompanie das gegen Hönigsberg erlassene Ausweisungsurteil aufgehoben habe. Die Aufhebung des Urteils war erfolgt, nachdem diesseits der Kgl. großbritannischen Regierung die Zusicherung erteilt wurde, daß Hönigsberg im Falle seiner Rückkehr die von der Gesellschaft erlassenen Verordnungen beachten und keine Fragen hinsichtlich der territorialen Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit erheben würde. Damit war natürlich nichts gewonnen, denn unter diesen Bedingungen war der deutsche Händler auf dem Niger und Benuë nach wie vor trotz der Nigerakte rechtlos. Hönigsberg entschloß sich also mit vollem Rechte, auf dieses Anerbieten nicht einzugehen, zumal die Entschädigungsfrage noch keineswegs geregelt war. Wir halten nun dafür, daß die von Herrn v. Puttkamer angegebene Entschädigungssumme viel zu niedrig angesetzt, daß sie mindestens zu verdoppeln ist. Wir würden dies hier des Näheren begründen können, sehen

Digitized by Google

aber davon ab, da Unterhandlungen darüber zwischen den beiden Regierungen schweben. Wir können sicher sein, daß, wenn, wie zu erwarten steht, der in Kürze erscheinende Bericht des englischen Kommissars vorliegt, diese Angelegenheit eine Erledigung finden wird, welche den legitimen Handelsinteressen und damit auch den deutschen Interessen gerecht werden wird.

In der Sitzung des Reichstages vom 26. November brachte der Herr Abgeordnete Richter das Weißbuch zur Sprache, beging aber so viel Irrtümer, daß er von den Herren Dr. Hammacher, Wörmann, v. Kardorff und Bennigsen gründlich abgeführt werden konnte. Seine hauptsächlichste Argumentation ging dahin, daß dieselben Klagen, welche zu Gunsten der deutschen Forderungen gegen die Royal Niger Company erhoben werden, sich auch gegen die deutschen Kolonialgesellschaften in Ostafrika und Neu-Guinea erheben ließen, was eine bedauerliche, für einen Volksvertreter geradezu beschämende Unkenntnis der Verhältnisse verriet!

*

Stanley und Emin Pascha.

Als die ersten Einzelheiten über die sichere Kunde, daß Stanley und Emin Pascha durch die deutsche Interessensphäre nach Mpwapwa zogen, daß die beiden verloren geglaubten bedeutenden Männer sich durch die afrikanische Wildnis gerettet hätten, durch den Major Wißmann nach hier übermittelt wurden und Stanley in seiner bekannten dramatischen und spannenden Weise den Verlauf der Unternehmung in seinen Briefen erzählt hatte, da mischte sich in den Becher der Freude doch ein Tropfen Wermut. Es liegt uns nichts ferner, als Stanleys Verdienste zu verkleinern; er hat als der glücklichste und bedeutendste Forscher in Afrika über neue Länderstrecken Licht verbreitet, die letzten Rätsel der Hydrographie Zentralafrikas gelöst, mächtige Gebirge und Flüsse entdeckt und über den Charakter der Völkerstämme der von ihm durchzogenen Länder wertvolle Aufschlüsse gegeben. Er hat so vollkommen seine Aufgabe gelöst, daß für die große afrikanische Forschung nicht mehr viel zu thun bleibt, abgesehen von der Lösung des Problems, vom Benuë nach dem oberen Kongo zu dringen, und jedes Lob verdient, welches ihm wegen seiner unvergleichlichen Thatkraft und schöpferischen Energie zu teil wird. Aber der eigentliche Zweck seiner Reise ist verfehlt; die Äquatorialprovinz ist verloren, das mühsame Werk, welches Emin dort aufgebaut hatte, ist zusammengestürzt, als Flüchtlinge kehren beide zurück, der eine froh, den stets wachsenden Gefahren entronnen zu sein, der andere mit dem Gefühle der Wehmut scheidend.

Aus den veröffentlichten Briefen Stanleys läßt sich jetzt ein ungefähres Bild der dortigen Vorgänge entwerfen, aber wir widerstehen der Versuchung, darauf näher einzugehen, weil wir das meiste als bekannt voraussetzen dürfen und erst die Schilderung Emin Paschas abwarten wollen. Denn seltsam genug deutet sich jetzt schon ein gewisser Gegensatz zwischen beiden Männern an, der sich aber leicht erklären läßt; derselbe zeigt sich sogar auch äußerlich; während Stanley Briefe auf Briefe an seine Freunde schickt, ist der schriftgewandte Emin wortkarg und macht wenig Aufheben von dem, was er erlebt. Daneben ist aber sein Herz von Dankbarkeit gegen den Mann erfüllt, dessen Hilfe ihm in schwerer Zeit wertvoll gewesen.

Der Gegensatz zwischen beiden Männern liegt in ihrer verschiedenen Charakteranlage. Emin Pascha ist ein Mann, der einen Posten nicht leicht aufgiebt, mag es auch ein verlorener sein, er ist Stoiker, mit einem Anflug von orientalischem Fatalismus, ein Gelehrter, Organisator, Forscher. In all den Kämpfen aber hat er sich ein warmes Gefühl für die ihm Untergebenen bewahrt, mögen sie auch untreu sein und auf Verrat sinnen. Bis zum letzten Augenblick vertraut er diesem ägyptischen Gesindel und seiner Gabe, sie zu beherrschen, die sich durch lange Jahre bewährt hatte. Und erst, als er schmerzerfüllt eingesehen hatte, daß er von ihnen betrogen war, daß sie seine Hilflosigkeit sich zu Nutzen gemacht hatten, seine Stellung unhaltbar geworden war, da entschloß er sich schweren Herzens, widerwillig und voll tiefer Trauer, den Marsch nach der Küste anzutreten. Groß im Entwerfen und Widerstehen, war er auch groß im Entsagen. Keine Stimme hat sich zu einem Vorwurf gegen den Mann erhoben, welcher als Held und Dulder einem übermächtigen Schicksal gegenüber stand.

Stanleys Stellung und Haltung war dagegen eine ganz andere. Mit der ausgesprochenen Absicht, Emin Pascha Hilfe zu bringen und die Provinz für England zu retten, sah er bald nach seiner Ankunft, daß dieses Ziel nicht erreicht werden konnte. Er erfaßte mit seinem scharfen kritischen Blick sofort die Situation; wenig gehindert durch wärmere Gefühle, wie sie Emin Pascha gegenüber diesem ihm anvertrauten Lande hegte, drängte er, sobald er die Nutzlosigkeit seines Werkes eingesehen, zum Aufbruche. Während Emin diplomatisirte, herrschte er; während Emin noch immer mit sich selbst rang und den Entschluß verschob, hatte er, dessen ganzer Natur eine mehr passive und ausharrende Rolle widerstrebte, alles zum Aufbruch fertig gemacht und stellte Emin vor die Alternative. Es drängte ihn nach neuen Abenteuern, die Gefahren des vor ihm liegenden Weges reizten ihn, konnte er Emin Pascha keine Hilfe bringen, so wollte er doch nicht ohne ihn zurückkehren. Er wollte Emin Pascha im Triumph nach der Küste führen, und daß ihm dies nicht gelang, ist nicht seine Schuld. Vielleicht hatte er auch das Gefühl, daß er bei seinem Marsche durch die unbekannte Wildnis der Hilfe Emin Paschas nicht entbehren konnte, daß nur mit ihm vereint der Rückweg durch ein aufrührerisches Gebiet und mächtige Negerstaaten möglich war.

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß Stanley, der noch im Jahre 1887 sich über die Thätigkeit der Deutschen in Ostafrika so bitter ausgesprochen hatte, daß die Kolonialfreunde darüber empört waren, in dem deutschen Gebiet auftauchen mußte, empfangen auf der äußersten Grenzstation der deutschen Macht in Ostafrika. Welche Gefühle mögen die beiden Männer bewegt haben, als sie nach ihrem beschwerlichen Marsch durch die Marenga mkali auf selten betretenen Pfaden zuerst die deutsche Flagge auf dem Fort von Mpwapwa wehen sahen! Von Herrn Major Liebert ist schon im Reichstag darauf hingewiesen worden, daß der Erfolg der Wißmann'schen Expedition auch vor Allem die Rettung dieser beiden ermöglicht habe, denn es läßt sich leicht denken, daß der Marsch durch das insurgirte Gebiet eben so unmöglich gewesen wäre, wie der Weg durch die Steppe nach Mombas verderbenbringend war.

Es liegt auf der Hand, daß die Veröffentlichung der Briefe Stanleys auch den kolonialfeindlichen Blättern Veranlassung gegeben hat, über die deutsche Emin Pascha-Expedition, deren Schicksal noch immer in Dunkel gehüllt ist, abfällig sich zu äußern. Wenn Stanley nicht im stande war, Emin Pascha zu halten, so wäre nach ihrer Argumentation Dr. Peters mit seiner kleinen Truppe noch weniger dazu befähigt gewesen. Eine solche Auffassung ist aber schon deswegen unrichtig, weil es nach Allem, was über die Lage Emins jetzt bekannt geworden ist, sicher anzunehmen ist, daß er geblieben wäre, wenn Stanley nicht zum Abmarsche stets gedrängt hätte. Dr. Peters hätte kein Interesse daran gehabt, Emin Pascha zu „retten", er sollte ihm Hilfe bringen; es erscheint seiner ganzen Charakteranlage nach wahrscheinlich, daß er Emin zum Ausharren ermutigt hätte, daß er mit ihm Gefahr und Not geteilt hätte, bis vielleicht später genügende Hilfe gekommen wäre. Aber es ist nutzlos, sich in solchen Konjekturen zu ergehen; beide Expeditionen konnten ihre Zwecke nicht erreichen; freuen wir uns nun, daß Stanley und Emin mit ihren Begleitern sich wohlbehalten aus der afrikanischen Wildnis gerettet haben, und hoffen wir, daß auch den Mitgliedern der deutschen Emin Pascha-Expedition das Schicksal gnädig sein möge!

*

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Über das Schicksal des Herrn Dr. Peters und des Leutnant v. Tiedemann liegen noch immer keine genauen Berichte vor. Englische Quellen behaupten nach wie vor, daß die Nachricht von der Ermordung des Dr. Peters richtig sei. Seltsam ist, daß von O. Borchert, welcher bekanntlich abgeschickt wurde, um zu Peters zu stoßen, bis zum heutigen Tage, dem 3. Dezember, keine Meldung vom Tana eingelaufen ist. Bei dem großen Interesse, welches das Schicksal der Expedition erweckt, glauben wir, daß auch nachfolgende Kombination über den mutmaßlichen Ort des Überfalls Beachtung finden wird:

Die Gerüchte über die Expedition des Dr. Peters machen es wünschenswert, dem Sachverhalt durch Kombination der spärlichen Daten mit dem gesicherten geographischen Material nachzuforschen. Vor allem handelt es sich um den Ort, an welchem die vorgebliche Katastrophe stattgefunden haben kann.

Dr. Peters beabsichtigte, auf der Tanaroute bis zum Kenia und von hier in westnordwestlicher Richtung nach dem Baringosee und von da weiter nach Wadelai vorzudringen. Bekannt ist die Lage des Kenia. J. Thomson näherte sich ihm im Oktober 1883 auf ungefähr 30 Kilometer und gliederte ihn an seine astronomisch festgelegte Route unter 0,10 S. und 37° O. an.[1]) Bekannt ist ferner durch die Denhardt-Fischeriche Expedition des Jahres 1878 der untere Tana. Unter anderen Positionen wurde die Tanamündung und der erreichte höchste Punkt am Tana, Massa, bestimmt. Die Tanamündung liegt 2° 39' 7" S., 40° 13' 40" O., Massa 1° 12' 6" S., 39° 37' 8" O. Massa ist demnach in der Luftlinie von der Tanamündung 170, vom Kenia 330 Kilometer entfernt.

Der Flußverkehr auf dem Tana findet in den schwerfälligen Mäus der anwohnenden Pokomo statt. Auch Peters beabsichtigte, sich dieses Transportmittels bis zur oberen Grenze der Tanaschiffahrt zu bedienen. Diese Grenze befindet sich nach Denhardts Erkundigungen bei Hameje, noch im Pokomolande, unweit im Osten des Kenia.

Die Strecke Tanamündung-Massa ist nach der Karte derjenigen Kau-Massa gleichzusetzen. Diese wird von Cl. Denhardt nach eigener Erfahrung zu 15 Tagfahrten angegeben.[2]) Nach demselben Autor ist Hameje 30 Tagfahrten,

[1]) Nach Teleki 0,20°. D. R.

[2]) Petermanns Geographische Mitteilungen 1881 S. 13.

Digitized by Google

also doppelt so weit als Massa von der Tanamündung entfernt. Cl. und G. Denhardt gaben in einer späteren gemeinsamen Publikation[1]) die Strecke Massa-Hameje zu 12 anstatt 15 Tagfahrten an. Die entsprechenden Luftlinien — 1 Tagfahrt = 170 : 15 = 11,5 Kilometer — verlegen Hameje ungefähr unter 0,30' S. vom Äquator und entweder 38,40 oder 38,30 O. Gr. Der erstere Ort, fast 180 Kilometer Luftlinie vom Kenia entfernt, würde die nicht schiffbare Strecke des auf dem Keniamassiv entspringenden Tana allzu sehr verlängern und nicht mehr als unweit vom Kenia zu bezeichnen sein. Es erscheint deshalb richtiger, für Hameje die Länge von 38,20 O. Gr. und für die Strecke Massa-Hameje fünfzehn Tagereisen anzunehmen.

In die Tanaroute bog die Expedition Peters bei Engatana ein. Sie brach von hier wahrscheinlich am 20. August auf.[2]) Die Nachricht von ihrer vergeblichen Vernichtung gelangte am 5. November nach Sansibar. Von der Tanamündung auf den Dauverkehr angewiesen, mußte sie dort etwa 4 Tage vorher, also am 2. November eingetroffen sein. Setzt man für ihren Transport auf dem Tana die Geschwindigkeit der Denhardt-Fischerschen Rückfahrt, welche sehr eilig ausgeführt wurde, so hatte sie Massa wenigstens 6 Tage vorher, am 26. Oktober passirt.

In Massa traf die Expedition Peters auf dem Hinmarsch am 12. September ein. Für die Strecke Engatana-Massa verbrauchte sie also 24 Tage. Auf die um die Hälfte längere Strecke Kau-Massa verwandte die Expedition Denhardt-Fischer nur 15 Tage. Auf die Teilstrecke Engatana-Massa entfallen bei ihr höchstens 10 Tage. Die Geschwindigkeit der Expedition Peters verhielt sich demnach zu derjenigen der Expedition Denhardt wie 5 : 12. Da die Marschverhältnisse bis Hameje die gleichen blieben, und auch in Massa ein längeres Stilliegen vorgesehen war, ist nicht anzunehmen, daß sich die Geschwindigkeit jener Expedition bis Hameje gesteigert hat. Der Weg bis Hameje ist demnach für sie auf 36 Tagfahrten anzusetzen.

Die Nachricht traf rücklaufend 45 Tage nach dem Einmarsch der Expedition in Massa ein. Gibt man ihr dieselbe Geschwindigkeit oberhalb Massa wie unterhalb, so verbrauchte sie 1/5 dieser Zeit, 9 Tage. Sie ließ demnach dem weiteren Vordringen der Expedition und der Rast in Massa überhaupt nur 36 Tage übrig.

Wenn also wirklich die Expedition Peters überfallen und vernichtet wurde, so ist es Wahrscheinlichkeit dafür, daß das noch im Pokomolande und auf der Tanaroute eintrat, jedenfalls nicht am Fuße des Kenia, sondern in der Luftlinie mehr als 120 Kilometer von diesem Berge entfernt.

Altona. Wilhelm Krebs.

Tsaobis.

Der Ort, an welchem Hauptmann v. François mit der südwestafrikanischen Schutztruppe sich verschanzt hat, heißt Tsaobis und liegt an dem gleichnamigen Flüßchen, welches von Süden her in dem Swakop-Fluß zwischen Otyimbingue und Horebis mündet. Der Platz ist ungefähr 150 Kilometer von der Küste und etwa 24 Kilometer in südöstlicher Richtung von Otyimbingue entfernt. Dem Bericht eines Augenzeugen der kürzlich dort gewesen ist, entnehmen wir Folgendes:

„Das kleine Fort liegt am rechten Ufer des Flusses auf einen flachen vorspringenden Felsen, von wo aus die Wasserstelle unter Feuer gehalten werden kann und die hier zusammen laufenden Wege von Salem, Deepdaal, Horebis, Annawood, Otyimbingue und Witwater zirka 1 oder 2 Meilen weit übersehen werden können. Es besteht aus vier 7 Fuß hohen und 3 Fuß dicken, mit Schießscharten und bastionsartigen Ausbauten versehenen Mauern aus Feldsteinen, welche ein Rechteck einschließen, in dessen Mitte ein großer und runder Turm, ebenfalls aus Feldsteinen gebaut, sich befindet. Es ist geräumig genug, um für die Truppe eine bequeme Unterkunft abzugeben und im Notfalle sämtlichen Bewohnern des Platzes einen Zufluchtsort zu gewähren. Diese festungsartige Verschanzung hat den Namen „Wilhelmsfeste“ erhalten und dieser Name ist nunmehr auch auf den ganzen Platz übergegangen. Einige hundert Schritte von diesem Fort entfernt ist noch eine kleine, von 3 Mann besetzte Schanze auf einem spitzen Felsen angelegt und man kann die ganze Stellung den hiesigen Verhältnissen gemäß als uneinnehmbar bezeichnen.

Welch wohlthuenden Kontrast bildet jetzt der Platz mit seinem Leben, dem großen, reinen und klaren Wasser gegen früher, wo ein schmutziges Sumpfloch notdürftig dem Reisenden und den Zugtieren das unentbehrliche Naß darbot und die ganze Gegend in unheimlicher Stille sich ausbreitete. Hier bauen neue, eben angekommene Flüchtlinge ihre sogenannten Pontocks, dort stehen verschiedene schwer beladene Transportwagen von der Bai, welche entweder auf Munition untersucht werden oder aus sonstigen Gründen hier anhalten. Dann kommen Pferde, Rinder, Schaf- und Ziegenherden vom Felde und werden getränkt, wobei darauf geachtet wird, daß die untereinander durch kleine Kanäle zusammenhängenden und mit Dornbüschen eingefriedigten Wasserlöcher nicht von dem durstigen Vieh eingetreten werden; auch ist sofort Strafe auf Verunreinigung des Wassers durch Waschen ꝛc. gesetzt worden, da kaum die schwere Arbeit der Wasseranlage beendigt war, als auch schon die lieben Eingeborenen nach Landessitte so ohne weiteres sich selbst und ihre gerade nicht reinliche Kleidung darin herumwälzten; bald sieht man wieder das Kamel mit langen, gravitätischen Schritten heranziehen, um auf seinem Rücken das Trinkwasser in kleinen Fässern zur Festung zu bringen — kurz, wohin man blickt, ein interessantes Bild afrikanischen Lebens.

Eine Menge der armen Bergdamaras hat sich nun dort zusammengezogen zu und mit welchem Behagen sie die ihnen steil gewordene Sicherheit an Leib und Leben erfüllt, zeigten ihre Tänze, welche, vom Sinken der Sonne bis zum Morgengrauen ausgeführt, den übrigen Bewohnern den Schlaf raubten. Welch' eine Lösung, wenn unsere Flagge thatsächlich überall, wie hier auf einem Platze, diesem armen, so oft wie Wild gejagten Volke Arbeit und Sicherheit bringen würde!“

[1]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1883. S. 129.

[2]) Der letzte Brief des Leutnant von Tiedemann, datirt vom 19. August.

Gegen den Sklavenhandel.

Die von der Abteilung Köln der deutschen Kolonialgesellschaft und der Abteilung Köln des Afrikavereins deutscher Katholiken einberufene Versammlung, welche am 25. November in dem dicht gedrängten großen Saale des Gürzenich stattfand, wurde vom Oberlandesgerichtspräsident Struckmann mit einer orientirenden Ansprache eröffnet, nach welcher Leutnant Giese, der frühere Stationschef der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Mpwapwa, das Wort zu folgender, von uns mit Auslassung der Eingangsworte in voller Ausführlichkeit wiedergegebenen Rede ergriff:

„Meine hochverehrten Damen und Herren!

Der heutige Abend ist der Besprechung einer humanen Aufgabe gewidmet, die, nachdem Deutschland von einem großen Teile Ostafrikas Besitz ergriffen, jedem fühlenden deutschen Herzen nahe liegen muß: der Aufgabe, all jene Greuel arabischer Sklavenjagden, des Transportes jener erbarmungswürdigen Geschöpfe und des verabscheuungswürdigen Handels mit menschlich empfindenden Wesen zu beseitigen, soweit solches nur irgend in unserer Macht liegt. Wenn ich mich berufen fühle, mich heute gerade hier hören zu lassen so schreibe ich mir die Berechtigung dazu her aus einem zweijährigen Aufenthalte im Innern Ostafrikas an der großen Karawanenstraße, wo mir alle jene Greuel in den allerunglaublichsten Formen zuweilen fast tagtäglich vor Augen traten, und ich nur in den seltensten Fällen mich im stande fühlte, jenen armen, elenden Geschöpfen helfen oder ihnen auch nur eine geringe Erleichterung verschaffen zu können. Seitdem ich zum erstenmale jene armen Geschöpfe an der Sklavenkette, am schweren marternden Holze, in der Sonnenglut daher schwanken sah, liegt mir die Frage am Herzen: „Wie ist den Ärmsten zu helfen?“ — Wenn ich den Versuch mache, die Leiden jener armen menschlichen Ware zu schildern, so geschieht dies in dem Bewußtsein, nicht im entferntesten über die nötigen Farben zu verfügen, um Ihnen auch nur annähernd ein richtiges Bild jenes Elends vor Augen führen zu können.

Ich war kaum einige Tage in Mpwapwa, als uns eines Mittags die weithin hörbare Ngoma (Neger-Trommel) auf eine aus dem Innern anmarschirende größere Karawane aufmerksam machte. Mit dem Fernrohr erkannten wir eine lange Reihe schwarzer, elender Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, zum teil an langen Ketten, zum teil an schweren Gabelhölzern, an denen vorne und hinten je ein Mann, mit dem Halse in der Gabel, befestigt war. Geführt wurde das Ganze von einigen bewaffneten Arabern und etwa 20 Küstennegern.

Begierig, mir die Karawane in der Nähe anzusehen, ging ich derselben bis an den Bach am Fuße des Stationsberges entgegen und kann nur versichern, daß mir das, was ich sah, Grauen, Entsetzen und das tiefste Mitleid einflößte. Menschen bis zum Skelett abgemagert, nur Haut und Knochen, mit Backen, wie Papier so dünn, und Augen, grauenhaft in den tiefen Augenhöhlen liegend, kamen langsam den Abhang vom Flusse heraufgeschwankt, angetrieben durch die Peitschen der einzelnen Treiber. Vorne befanden sich noch die kräftigeren Leute, je mehr sich jedoch das Ende der Karawane näherte, desto jämmerlicher wurden die einzelnen Gestalten, desto schwankender ihr Schritt, desto zahlreicher die Peitschenhiebe; den Schluß bildeten die aneinander geketteten, grauenhaften, fast gänzlich unbekleideten und schmutzstarrenden Gestalten dreier alter Weiber, die wie trunken auf dem schmalen Pfade daherschwankten. Was konnte ich thun? Wenig, sehr wenig im Verhältnis zu all dem Elend. Mich einzumischen, hatte ich kein Recht, dazu war die Station auch nicht stark genug. Jede Einmischung würde auch den friedlichen Aufgaben der Station entgegengewesen sein, und wie unendlich oft hätte sich die Station nicht einmischen müssen! Abgesehen davon, daß eine solche Einmischung die Araber in der Folge veranlaßt haben würde, auf noch böseren Wegen, als über Mpwapwa, durch öde, wasserlose Gegenden zu marschiren und die Leiden der Armen um vieles zu erhöhen. Es ist notorisch, daß die Araber von hundert Mann nur etwa höchstens 15—20 zur Küste lebend bringen, und daß die andern 80—85 auf dem Wege Hungers sterben, vor Erschöpfung am Wege liegen bleiben und eine Beute der Hyänen werden. Eine Ebene, westlich Mpwapwa, die sogenannte „Marenga mkali“, d. h. scharfes, salziges Wasser, die zu passiren eine Karawane 6—7 Tage gebraucht, soll übersäet sein mit den Gebeinen und Schädeln all der Opfer, die nicht mehr die Kraft besaßen, sich über jene Ebene hinweg zu schleppen.

Ein anderes Bild. Vom 15. Januar bis zum 30. Juni 1888 war ich Chef der Station Kiora in Usagara. Eines Abends spät, um 11 Uhr etwa, trat ich mit der Lampe in der Hand vor das Haus, da beleuchtete ich ganz plötzlich ein so Entsetzen erregendes Bild, daß, wenn ich jenes Augenblicks gedenke, noch heute mich ein Schauer des Grauens überläuft. Im ersten Moment sah ich nur einen bis auf die Knochen abgemagerten schwarzen Kopf mit tief in den Höhlen liegenden, mich gräßlich anstierenden Augen und sich

Digitized by Google

mechanisch bewegenden Lippen. Der Kopf stak auf einem schräg nach vorwärts gestellten, schweren, gabelförmig ausgeschnittenen hellen Pfahle, über den hinweg zwei magere Hände bittend sich nach mir ausstreckten. Alles andere verschwand im Dunkel der Nacht. Welches Bild sich mir darbot, als ich näher trat, ist nicht zu beschreiben. Ein Skelett im wahrsten Sinne des Wortes war an dem schweren Gabelpfahle befestigt. Der ganze Körper, vor allem der Rücken, Kopf, Arme und Beine waren überdeckt mit schlimmen, von der Peitsche herrührenden Wunden, und nur mit der größten Mühe konnte sich der noch junge Mensch, hintenüberlegend und den Pfahl mit den Armen nach vorne von der Erde abstützend, vorwärts bewegen. Was ich bei solchem Bilde des entsetzlichsten Elends empfand, ist schwer zu sagen, und ich konnte kaum den Moment erwarten, bis ich den dicken eisernen Riegel durchfeilt und das ärmste Geschöpf aus dem Marterpfahle befreit sah. Später erfuhr ich durch Dolmetscher, daß der junge Mensch einer arabischen Karawane entlaufen und Nächte lang mit jenem Pfahl marschirt sei, um bei Weißen in Kiora Schutz zu suchen. Wie gerne gewährte ich ihm denselben, und wäre der Araber, dem er entlaufen war, zu mir gekommen, um den Mann zurückzuverlangen, ich würde meinen Schützling sicher verteidigt haben. Der junge Mensch hat mir lange Zeit für unverhältnismäßig geringen Lohn treu gedient, bis ich ihn auf seinen Wunsch mit einer Uniamwesi-Karawane nach dem Innern entließ, damit er in seine Heimat zurückgelange.

Ich darf wohl noch ein drittes Bild hinzufügen. In den ersten Tagen des Mai 1888, noch in der Regenzeit marschirte eine größere arabische Sklaven-Karawane an der Station Kiora vorüber und ließ auf meinen Wunsch zwei Kranke bei mir zurück. Zwei Tage darauf wurde ich in einer schrecklichen Nacht, in der es fast wie mit Eimern vom Himmel goß und ich mich selbst nur durch Schirm und Regendecke gegen die durch das dünne schadhafte Strohdach dringende Nässe schützen konnte, durch leise Stimmen und Kettengerassel geweckt. Auf meine Frage, was es gäbe, antwortete mir die Stimme meines Hofmeisters, daß Sklaven von der letzten arabischen Karawane gekommen seien, um bei mir Schutz und Arbeit zu suchen. Bei Licht hatte ich einige Minuten später das vollendetste Bild des erbarmungswürdigsten Elends vor mir. Grauen erregende Figuren lagen und standen zitternd und bebend vor Nässe und Kälte, vom Fieberfrost geschüttelt, vor mir im strömenden Regen. Eine ältere Frau saß erschöpft mit ihrem sich eng an sie schmiegenden Kinde am Boden, zwei jüngere Weiber stützten ein fieberndes und mich verständnislos anstierendes junges Mädchen, ein junger großer Bursche stand im Hintergrunde. Die wahren Skelette, waren sie alle an derselben langen und schweren Kette befestigt. Durch meinen Hofmeister erfuhr ich, daß es den Ärmsten gelungen sei, beim Wasserholen sich zu verstecken und durch das dichte Korn und Gebüsch den Treibern zu entkommen. Was ich noch in jener Nacht thun konnte, habe ich gethan. Das junge Mädchen starb infolge der Erschöpfung; die andern erholten sich in kurzer Zeit und arbeiteten auf der Station bis zum Ende meines Aufenthaltes in Kiora zu meiner vollkommensten Zufriedenheit.

Jene drei Bilder sind aus einer größeren Anzahl ausgewählt, die nicht minder bezeichnend wären für die Verhältnisse, wie sie heute in Ostafrika noch an der Straße Ujiji, Tabora, Mpwapwa zur Küste liegen.

Ich glaube, ich brauche wohl nichts weiter hinzuzufügen, um zu beweisen, daß die Greuel des Sklaventransports in Ostafrika unerhört sind.

Über die Sklavenjagden der Araber im Innern Afrikas kann ich nicht aus persönlicher Erfahrung urteilen; was ich von Schwarzen aus jenen Gegenden erfahren habe über jene geradezu völkervernichtenden arabischen Raubzüge, hat genügt, um mich zu überzeugen, daß die bei den Jagden auf das schwarze Wild geübten Grausamkeiten sich ebenbürtig jenen geschilderten Greueln des Transports der Ware an die Seite stellen; weite Landstrecken, die noch vor Jahren dicht bevölkert gewesen, sollen heute entvölkert und verödet, ganze Völkerstämme vernichtet sein.

Nach dem Versuche, an einigen Bildern die Greuel des Sklaventransports zu schildern, dürfte ein Blick auf das Menschenmaterial, an welchem jene Greuel verübt werden, am Platze sein.

Mir ist ganz außerordentlich oft die selbst von verständigen Menschen geäußerte Frage aufgefallen: „Sind denn nun die Schwarzen in Afrika wirklich Menschen?“, d. h. mit anderen Worten, „sind denn die Schwarzen nicht eher halbe Thiere?“ Ich brauche hier heute wohl nicht zu versichern, daß die Schwarzen Afrikas wirklich Menschen sind; in der That Menschen mit meist guter geistiger Beanlagung und vielem praktischen Geschick, Menschen, an denen wir uns wiedererkennen in allen unsern Schwächen und in unsern guten Seiten, auf welche dieselben Ursachen fast auf das Genaueste dieselben Wirkungen ausüben. Wie oft habe ich nicht die Empfindung gehabt, daß dieser oder jener Schwarze dem einen oder dem andern meiner Bekannten in Europa in den Charaktereigenschaften, in den Eigenarten auf ein Haar gleiche.

Der Neger ist nach meiner Ansicht ein meist liebenswürdiges, mehr oder minder unerzogenes, zuweilen recht thörichtes und meist furchtsames großes Kind, das demgemäß behandelt sein will. Zu große Güte ist ihm gegenüber ebensowenig am Platze, wie zu große Strenge oder gar Härte.

Eine unter allen Umständen ruhige, wenn möglich gütige Behandlung und, wenn es sein muß, im Vereine mit einer zeitweiligen kräftigen Züchtigung am richtigen Orte, sind am geeignetsten, dem Neger Vertrauen, Respekt und Anhänglichkeit und ein nicht unerhebliches Maß von Arbeit abzugewinnen.

Stark erregtes Wesen, sofortige große Heftigkeit bei geringfügigen Ursachen und leichtes Sichhinreißenlassen zum Prügeln machen den Neger kopfscheu und sind geeignet, den Respekt der Leute einbüßen zu machen.

Man ist hier vielfach geneigt, dem Neger einzelne gute Eigenschaften abzusprechen und von ihm gerade das Gegenteil mehr oder minder zu behaupten. Ich möchte sagen, er ist wie wir das Produkt der Umstände, unter welchen er lebt, nur mit dem Unterschiede, daß die kaukasische Rasse der äthiopischen an Lebensdauer und Kultur unendlich viel voraus ist.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Neger undankbar ist, sobald es sein Interesse erheischt, daß er sehr häufig diebisch wird, sobald er der Versuchung zu stark ausgesetzt wird, daß er meist faul ist, solange er genügend hat, um seine Bedürfnisse befriedigen zu können, daß er lügt, sobald die Furcht oder der Trieb der Renommage ihn dazu veranlaßt, und dergleichen mehr. Aber ich möchte die Frage an uns richten: „Sind dies nicht Menschenschwächen, die wir auch bei uns über und übergenug finden?“ Ja, meine Herren, ich habe die Empfindung, daß der Neger genau derselbe Mensch ist, wie wir, auf niederer Kulturstufe stehend, mit dem Unterschiede, daß seine Schwächen uns ungeschminkt und unversteckt häufiger in die Augen fallen, als dies bei uns der Fall sein könnte. Was ich bestimmt behaupte und zu vertreten im stande bin, ist das, daß der Neger besser ist, als sein Ruf. Um letzteren zu verschlechtern, will ich heute keinen Beitrag liefern. Zur Begründung meiner Behauptung, daß er besser sei, als sein Ruf, darf ich wohl einige besonders charakteristische Züge und Schilderung von Ereignissen liefern, die wohl im stande sein dürften, meine Behauptung zu unterstützen.“

Hier hört man nur, der Neger arbeite nicht; ich kann nur sagen, daß, solange ich mich verständig um die Arbeit gekümmert und dieselbe beaufsichtigt habe (ich möchte letzteres ganz besonders betonen), meine Leute mehr oder minder gut gearbeitet haben, und daß ein ermunternder freundlicher Zuruf, ein kleines Schimpfwort bei der Arbeit stets eine bessere Wirkung hatten, als schimpfen, skandaliren oder gar prügeln. Vor allem zeichneten sich die inner-afrikanischen Neger, die Waniamwesi-, die Wasukuma- und Manyema-Leute, durch Fleiß, Kraft, Verständnis für die Arbeit und ökonomischen Sinn aus. Ich möchte letztere Eigenschaft ganz besonders hervorheben. Einzelne meiner inner-afrikanischen Neger hatten mehrere Ballen Zeuges bei mir im Magazin, zu welchen sie allmonatlich den Restbestand des Lohnes fügten, um nach Jahren mit dem Ersparten als reiche Leute nach der Heimat zurückkehren zu können. Daß ich gerade diese Eigenschaft als den Trieb zur Arbeit freudig begrüßte, und nach Kräften unterstützte, vermag mir wohl ein Jeder, der Interesse für unsere schwarzen Mitbürger Ost-Afrikas hat, lebhaft nachzufühlen.

Daß der Neger in der That arbeitet, dafür möchte ich noch eine Thatsache anführen: Das Träger-Geschäft.“ — Im Durchschnitte gehen in der 6—7 monatlichen Karawanenzeit pro Tag an der Station Mpwapwa vorüber 50—55 Lasten ins Innere und etwa 10—15 Lasten Elfenbein zur Küste. Zur Bewältigung dieses nicht unbedeutenden Verkehrs auf dieser einen Straße allein sind zehntausende von Trägern notwendig und Träger spielen heißt, für recht geringen Lohn 5—7 Stunden und länger in der Sonnenglut eine Last von etwa 70 Pfund zu schleppen, ungerechnet das persönliche Eigentum des Trägers, bestehend meistens in einem schweren alten Vorderladergewehr, Pulver und Blei, einem irdenen Kessel, einer Kürbisflasche mit Wasser, einigen Nahrungsmitteln, einigen Zeugstücken und dergleichen mehr, alles zusammen mit der Last nicht unter 90 Pfund; eine ähnliche Last auf jenen schlechten Fußpfaden bergauf, bergab, über wasserlose Ebenen, bei Regen und drückender Sonnenglut, monatelang zu tragen, ohne daß es dem Träger oft vergönnt wäre, sich ordentlich satt zu essen, ist außerordentlich anstrengend und aufreibend. Unendlich viele der Träger sterben infolge der Strapazen.

Meine Herren, das ist Arbeit und nicht das allein, ich nenne das sogar eine hohe Arbeitsleistung; ich weiß ferner gewiß, daß viele der Träger eine leichtere, wenn auch länger dauernde Arbeit täglich an demselben Orte mit den damit verbundenen Vorteilen einer Häuslichkeit mit Weib und Kind dem aufreibenden Trägerleben gerne vorziehen würden.

Von der praktischen Beanlagung und dem handwerklichen Geschick der Schwarzen habe ich in der katholischen Missionsstation Bagamoyo einen recht guten Begriff gewonnen. Dank der einsichtsvollen und unermüdlichen Thätigkeit der dortigen Väter und Brüder der Mission, vor Allem des Vorstehers derselben, des verehrten Père Etienne, wird in der Missionsanstalt jedes nur irgend erforderliche Handwerk, das in den Rahmen der Mission paßt, von den Schwarzen ausgeübt.

Die katholische Station Bagamoyo ist nach jeder Richtung eine Musteranstalt christlicher Missionen in Ostafrika. Fromme Christen, bescheidene, liebenswürdige und arbeitsame Menschen, sind die Kinder der Mission durchweg in mindestens einem Handwerke unterrichtet.

Wir finden nicht allein Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Schuhmacher und andere Handwerker mehr einfachen Handwerks, sondern in der großen Maschinenschlosserei, bei dem verehrten Vater Polycarp, recht tüchtige und geschickte Maschinenschlosser, ferner Uhrmacher und Buchdrucker. Die anderen katholischen Missionsanstalten, welche ich im Innern Afrikas gesehen habe, die Stationen Mrogoro bei Simbamveni, Lonza bei Farhani und Mhonda in Nguru, legen, obgleich alle ganz bedeutend jünger, ein gleiches Zeugnis ab von der selbstlosen unermüdlichen Thätigkeit der Missionare des katholischen Ordens vom heiligen Geiste.

Ich darf hier wohl die Gelegenheit wahrnehmen, auszusprechen, daß ich die Väter der katholischen Mission hoch schätzen gelernt habe und mich ihnen in vieler Hinsicht zu außerordentlichem Danke verpflichtet fühlte. Ich freue mich, dies hier öffentlich aussprechen zu können. Möge die katholische Mission in Ostafrika noch recht viele solcher Christen erziehen, wie wir sie jetzt auf ihren Stationen finden; fromme brauchbare und tüchtige Menschen, die uns in der Arbeit der Kultivation Ostafrikas ein willkommenes Hilfsmaterial sein werden.

Bei dieser Gelegenheit darf ich auch wohl darauf hinweisen, daß die Bezeichnung „französische Mission“ für den katholischen Missionsorden vom heiligen Geiste eine falsche ist. Wenn sich das Mutterhaus des Ordens auch in Paris befindet und die Umgangssprache der Missionare daher auch die französische ist, so ist doch die Zahl der Missionare französischer Nationalität eine verschwindend geringe. Über zwei Drittel der Missionare sind Rheinländer, Westfäler und Elsässer, die mich sehr oft auf die irrtümliche Bezeichnung aufmerksam gemacht haben, mit dem Hinweis, daß sie mit Frankreich garnichts zu thun hätten und daß selbst das Oberhaupt der Mission sich nicht in Paris, sondern in Rom befände. Der Zweck der Mission ist lediglich Wohlthun und Verbreitung christlicher Zivilisation, und niemals französische Politik.

Was meine Leute auf den Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen

Digitized by Google

Gesellschaft in Mpwapwa und Kiora betrifft, so kann ich nur sagen daß ich mich oft, recht oft gefreut habe, soviel Verständnis und Eifer für das zu finden, was ich zu lehren mich bemühte.

Mein Diener Farhani z. B. war neben einem guten Koch und Bäcker ein guter Schneider, und besohlte und beflickte mir meine Stiefel, nachdem ich es ihm ein einziges Mal nur gezeigt, zu meiner vollsten Zufriedenheit. Farhani war stets mein ärztlicher Assistent; er bekümmerte sich mit mir um die Kranken der Station, gab ihnen die vorgeschriebenen Medizinen und besorgte bei leichteren Wunden das tägliche Waschen und Verbinden. Bei mehreren Gelegenheiten war mir der Beistand Farhanis von ganz außerordentlichem Werte. Zweimal hat er aus Schußwunden die Geschosse entfernt, an denen wir beide, mein Genosse Nielsen und ich uns lange vergeblich abgemüht hatten. Außerdem hatte Farhani die Sorge für alle meine Sammlungen, präparirte Vogelbälge auf das allersauberste und vorzüglichste, verpackte dieselben, wie auch andere Sammlungen auf das sorgfältigste für den Transport. Überhaupt, wenn ich etwas besonderes wollte, so brauchte ich mich nur an Farhani zu wenden. Neben allen diesen Eigenschaften war Farhani ein Prachtexemplar als Diener, und als solcher geradezu unbezahlbar. Fleißig, ehrlich, taktvoll, still, bescheiden, reinlich und ordnungsliebend, stand er in keiner Beziehung dem besten meiner früheren Militärburschen irgend wie nach. Farhani allein hat mich niemals verlassen, er war stets für mich besorgt, und wenn ihn die Gefahr auch zuweilen kleinmütig an nahen Tod denken machte und zu Dummheiten veranlaßte, so wich er doch selbst in den bösesten Stunden nicht von meiner Seite. Als ich nach dem Angriff Buschiris auf die Station Mpwapwa krank und hilflos mit verwundeten Füßen in einem Stalle mich verborgen hielt und Buschiri jeden Tag zurückkehren konnte, um auch mir den Garaus zu machen, da war Farhani der einzige, der nachts mit mir zusammen zu schlafen wagte.

Auf meine Frage, ob er nicht auch davon laufen und mich ganz allein lassen wolle, antwortete er mir einmal, daß er den besten Willen habe, mich nicht zu verlassen, ob er aber im Momente der Gefahr die Kraft besitzen werde, seinem Vorsatze treu zu bleiben, das wüßte er nicht und könne er gar nicht sagen; soweit kenne er sich noch nicht. Ich glaube, diese Antwort läßt nichts zu wünschen übrig.

Farhani und ein anderer mir damals außerordentlich treu ergebener Mann trafen mit mir am 24. Juli d. J. abends nach einem 21tägigen außerordentlich aufreibenden und gefährlichen Marsche durch Feindesland wohlbehalten in Bagamoyo ein. Beide Leute sind von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft glänzend belohnt worden und befinden sich gegenwärtig im Dienste des Barons von Gravenreuth, bis ich selber wieder nach Ostafrika zurückkehre.

Nach dieser beiläufigen Abschweifung zu einer anderen Frage: „Sind die Neger wirklich so diebisch, wie man es hier im allgemeinen glaubt?" Dieser Ansicht kann ich nur allein meine Erfahrung gegenüberstellen. Ich habe es selbstverständlich soweit, als mir irgend möglich, vermieden, meine Leute der Versuchung auszusetzen, und versichere hier vor einer hochverehrten Gesellschaft, daß in den 2½ Jahren meines Aufenthaltes in Ostafrika mir nur 3 Diebstahlsfälle der allergeringfügigsten Art an meinem persönlichen Eigentum und dem der Station vorgekommen sind. Der Kuriosität halber will ich diese Fälle hier anführen. Mein erster Diener nahm, als er mich verließ, eine kleine Medizinflasche mit Pfeffermünztropfen mit; einer meiner Köche hieß ein großes Messer und einen Spaten mitgehen und einer meiner Manyema-Arbeiter behauptete, auf der Veranda unseres Hauses einen Schleifstein gefunden zu haben, der bei ihm entdeckt wurde. Ferner ist mir ein kleines Taschenmesser abhanden gekommen; ich kann dasselbe aber ebensogut verloren haben.

Wenn übrigens meine Erfahrungen hierin so stark von denen Anderer in anderen Gegenden, z. B. am Kongo in Westafrika, differiren, vor allem vor denen meiner früheren Regimentskameraden Kund und des leider so früh dahingerafften Tappenbeck, so fühle ich mich zu der Annahme veranlaßt, daß unsere Neger in Ostafrika nach dieser Richtung besser sein müssen, als die anderer Gegenden. Jedenfalls ist die Art der Diebereі, wie sie mir seinerzeit Tappenbeck von westafrikanischen Negern schilderte, welche die reine Manie gewesen sein muß, in den Teilen Ostafrikas, die ich kenne, nicht zu finden. Daß auf der anderen Seite jedoch auch Diebereien der verschiedensten Art vorkommen, ist nicht zu leugnen.

Eine andere Frage: „Ist der Neger mutig?" Hierauf kann ich nur antworten: „nein". Zwar geht der Neger, sobald er sieht, daß er sterben muß, mit ganz außerordentlicher Ruhe und staunenswertem Gleichmut in den Tod. Es ist dies ja auch eine Art Mut, es fehlt ihm aber mindestens die Fähigkeit, vermöge moralischer Kraft einer drohenden Gefahr Stand zu halten. Unendlich wenig Neger sind dazu im stande. Es giebt jedoch auch hier recht günstige Ausnahmen von der Regel. Mein Hofmeister Kahena, ein Uniamwesi-Mann, war ein recht kouragirter Mensch, der nebst seinem Bruder Kakema in der Gefahr sich stets in meiner nächsten Nähe befand.

Einst sprang Kahena bei Gelegenheit eines kleinen Internezzos mit einer arabischen Karawane, die mir den Gehorsam verweigerte, einem auf etwa sechs Schritt Entfernung auf mich angelegten Gewehre entgegen und schlug dasselbe zur Seite. Dem Mute und der Geistesgegenwart Kahenas habe ich es zu danken, daß die Station Mpwapwa in der Nacht des Überfalles nach einem kurzen, etwa halbstündigen Kampfe von Buschiri wieder aufgegeben werden mußte. Kahena, sowie sein Bruder Kakema sind in jener Nacht beide stark verwundet worden, und ich wurde dadurch zweier Menschen beraubt, die mich jedenfalls nicht im Stich gelassen hätten.

Daß die Neger Ehrgefühl besitzen und das Kränkende verächtlicher Behandlung und entehrender Strafe empfinden, läßt sich nur im Verkehr mit ihnen fühlen; wenigstens weiß ich hierfür kein besonders bezeichnendes Beispiel anzuführen.

Dafür, daß wir unter den Negern große Anhänglichkeit und Treue und selbst Freundschaft suchen dürfen, dafür habe ich in meinem Diener Farhani und dem anderen Manne, der mit mir die Küste erreichte, zwei glänzende Beispiele angeführt.

Anknüpfend hieran dürfte die Erwähnung zweier Thatsachen gerechtfertigt sein, die uns den Neger in einem anderen Lichte zeigen, als man hier gewohnt ist, ihn zu sehen.

Am 1. Januar 1888 hatten wir infolge verschiedener Reibereien und der schließlichen Ermordung eines unserer Soldaten mit den uns umwohnenden Wagogo des Häuptlings Kippangilo ein Gefecht, in welchem auf Seiten Kippangilos etwa 12 Mann getötet und eine ebenso große Anzahl von Wagogo mehr oder minder stark verwundet wurden. Später hatte ich mich als Chef der Station wohl bemüht, die Wagogo zu versöhnen, sowohl durch ruhige, gütige Behandlung der Eingeborenen, zeitweilige Geschenke an Kippangilo und die kleineren Sultane, als auch durch Hilfeleistung bei Angriffen der Massai und Wahehe. Meine Bemühungen sind nicht fruchtlos gewesen, obgleich ein gewisser Groll von Seiten der seiner Zeit am meisten Geschädigten nie ganz geschwunden ist.

In der Nacht des Überfalls Buschiris auf die Station war Kippangilo der sich seit langem meinen Freund nannte, meine letzte Hoffnung, nachdem ich infolge vergeblicher Bemühungen, meine eigenen Leute zu erreichen und zusammenzubringen, hatte annehmen müssen, daß dieselben von Buschiri zersprengt worden seien. Wohl gedachte ich jenes 1. Januar und der Möglichkeit, daß jetzt für die Wagogo der Moment gekommen sei, sich an mir zu rächen. Es blieb mir jedoch schließlich eine andere Wahl nicht übrig und mit dem Bewußtsein, vielleicht meinem Tode entgegenzugehen, wandte ich mich dem Dorfe der Wagogo zu. So sehr mein ganzes Empfinden und Denken durch die Vorgänge der letzten Nacht damals auch schließlich beeinträchtigt war, so empfand ich es doch außerordentlich lebhaft und dankbar, als mir die Wagogo mit Kippangilo an der Spitze mit Freundlichkeit entgegenkamen und mir versicherten, daß ich von ihnen nichts zu befürchten habe. Dem alten Kippangilo traten vor Bedauern und Mitleid über meine Lage und meinen Zustand Thränen in die Augen und der alte Mann wußte nicht, was er thun sollte, um mich zu trösten und mir meine Lage zu erleichtern.

Er brachte mir seine besten warmen Tücher, wollte mir die Füße waschen und verbinden lassen und hätte mir gerne gegen Buschiri geholfen, wenn es in seiner Macht gelegen hätte, seine feigen Unterthanen dazu zu bewegen.

Wie aus dem letzten Berichte des Kaiserlichen Reichskommissars Major Wißmann hervorgeht, ist Kippangilo von anderen Wagogo-Häuptlingen der Freundschaft mit Buschiri beschuldigt worden. Ich kann an solche Freundschaft nicht glauben und jedenfalls hat eine solche in der Nacht vom 23.—24. Juni dieses Jahres nicht bestanden, sonst hätte ich heute nicht die Ehre, vor einer so hochverehrten Versammlung sprechen zu dürfen, und würden meine Gebeine heute sicherlich in der Sonne Ostafrikas bleichen. Möglich ist übrigens, daß sich Kippangilo durch Buschiri schließlich hat einschüchtern lassen, dagegen spricht aber wieder die Thatsache, daß Kippangilo sich geweigert hat, an Buschiri das ihm von mir anvertraute kleine Kruppsche Geschütz, einige Mauserbüchsen nebst Munition auszuliefern.

Während ich mich krank vom 26. Juni bis zum 4. Juli unter den Wagogo in Mpwapwa verborgen hielt, hatte ich die Empfindung vollkommenster Sicherheit vor Verrat von Seiten der dortigen Eingeborenen.

Die zweite Thatsache ist nicht minder wert, erwähnt zu werden.

In der Nacht des Angriffs durch Buschiri befand sich die Station bis zum hellen Morgen in den Händen meiner Leute; ich war zunächst nicht aufzufinden und Buschiri befand sich in bedrohender Nähe. Wenn der Neger wirklich so treulos, feige und ein Geschöpf so untergeordneter Gattung wäre, wie man ihn hier glaubt, so wäre es natürlicher gewesen, daß meine Leute damals unter Mitnahme eines großen Teiles der Waren die Station im Stiche gelassen hätten.

Nein, meine Herren, nicht ein Stück ist von meinen Leuten berührt worden, vielmehr hat Kahena am Morgen, nicht wissend, ob ich gefangen worden oder in der Nacht entkommen sei, nach allen Seiten Leute ausgeschickt, die mich suchen sollten. Und als ich zur Station zurückkehrte, so bitterböse mir auch zu Mute war und so sehr ich mich auch darüber beschämt fühlte, daß ich hatte flüchten müssen, fühlte ich mich doch auf das tiefste berührt über die außerordentliche Freude, welche meine Leute über meine Rückkehr äußerten. Kaum daß ich mich vor Umhalsungen schützen konnte. Jeder einzelne drückte mir mindestens ein paar Mal mit der Versicherung seiner Freude über mein Kommen die Hand auf das allerherzlichste.

Genug, meine Herrn! Ich bin mir bewußt, daß ich Ihnen nichts Neues von besonderem Werte bieten konnte. Sie haben ja jetzt so oft Gelegenheit, bewährte Männer zu hören, die Afrika bereisten. Auch weiß ich wohl, daß ich nicht im stande war, Ihnen einen wissenschaftlich durchgearbeiteten Vortrag zu halten.

Aber in einer Beziehung habe ich gewünscht und gehofft, durch einfache, wahrheitstreue Angaben zu einer besseren Beurteilung des dunkeln Kontinents beizutragen: „daß wir dort nicht nur ein weites Feld zur Ausbreitung christlicher Zivilisation haben, sondern auch ein dankbares. Und da wir dort wissen Gutes zu können, lassen Sie uns auch nicht müde werden, Gutes zu thun."

Pater Amrhein bemerkte zunächst, daß ihm an Stelle des Missionars Pater Bonifacius, der bereits auf dem Rückwege nach Dar-es-Salaam sei, der Auftrag geworden, hier zu sprechen. Sodann stellte er seine Begleiter vor, einen Knaben aus Kamerun, einen 15jährigen Sudanesen, ferner einen Missionar von der deutschen Benediktusgesellschaft, der dem Blutbade vom 13. Januar bei Buschiris Überfall entronnen und dafür die Ketten in Buschiris Lager getragen. Der junge Sudanese und der Missionar ständen mit dem Sklavereiwesen in naher Beziehung. Während der Knabe aus Kamerun, der freie Afrikaner, in seinem ganzen Wesen sich unterscheide von dem unfreien, sehe man in dem sudanesischen Knaben mit der tiefschwarzen Farbe einen Afrikaner, der trotz seiner Jugend alle Greuel der Sklaverei selbst erfahren. Letzterer sei erst 15 Jahre alt, habe aber 10 Jahre in Gefangenschaft gelebt; er sei fünfmal geraubt und zehnmal verkauft worden; er sei entsprungen, sei auch wieder eingefangen und befreit worden. Auf den Reisen, die er mit seinen verschiedenen

Herren zu machen gehabt, habe er auch den Weg von Innerafrika nach dem Roten Meer zurückgelegt, der in der Luftlinie 400 Stunden, in Wirklichkeit wohl das Fünffache betrage. Bei dem einen Herrn sei er wie ein Sohn des Hauses, bei andern schlimmer wie ein Tier behandelt worden. Die Lebens- und Leidensgeschichte dieses Knaben mit ihren Hunderten von Einzelheiten stelle das Wesen und Treiben des afrikanischen Sklaventums vor Augen. Es sei nur ein Fall von Hunderttausenden ähnlichen. Pater Amrhein erzählte dann ausführlich das Schicksal des Knaben, der mit 14 andern beim Hüten der Ziegen in seiner Heimat nordwestlich von den großen Binnenseen von Arabern geraubt wurde. Tief ergreifend ist die Schilderung der Reihe von Qualen, die der Knabe erduldet.

Professor Dr. Fabri wies darauf hin, daß die vorjährige große Versammlung nicht vergeblich gewesen, die damals angefachte Antisklavereibewegung in Deutschland nicht erloschen sei und die von hier ausgegangene Anregung noch immer fortwirke. Er sehe eine Frucht der vorjährigen Versammlung in vier Richtungen. Erstlich habe sie unser deutsches Volk gegenüber der größten Humanitätsfrage der Gegenwart aufgeweckt und die Kunde von den Greueln des Sklavenhandels in die weiten Schichten des Volkes getragen. Das habe auch in den breiteren Volksmassen den Sinn für afrikanische Kolonialpolitik geweckt und mache eine solche verständlicher, als geographische, ethnographische und wirtschaftliche Erörterungen es je zu thun vermögen. Zweitens sei es erfreulich gewesen, daß Katholiken und Protestanten als solche, überhaupt Männer der verschiedensten Parteien Hand in Hand gingen. Drittens habe die Antisklavereibewegung die Arbeiten der Missionen in Afrika gefördert. Und endlich sei das Vorgehen auch nach der politischen Seite nicht wirkungslos gewesen. Der deutsche Reichskanzler und unsere Reichsregierung haben die Bewegung wider den Sklavenhandel mit Nachdruck aufgegriffen und den Maßnahmen einen möglichst internationalen Charakter zu geben versucht. Seit den Tagen der vorjährigen Versammlung sei eine bedeutende Klärung auf die Bewegung wider den Sklavenhandel eingetreten. Vorm Jahre hätten noch manche die Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels von einer Art moderner Kreuzzüge erwarten zu können geglaubt. Dieser Gedanke sei heute so ziemlich von allen Seiten aufgegeben. Es sei damit nicht gesagt, daß nicht, wie bisher schon, einzelne Expeditionen nach Ostafrika ausgeführt werden sollten, die mit kolonialpolitischen Zwecken auch die Richtung auf Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels verbinden. So wäre es z. B. dringend erwünscht, daß der von Cameron und Lugard in England befürwortete Hilfszug nach dem Nyassa-See zur Ausführung käme. Hier sind zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganjika die Stationen der englischen Mission, wie der schottischen Lakes Company, von den arabischen Sklavenhändlern seit Jahren schwer bedrängt. So mögen auch für den Kongostaat wie für Deutschland und England noch mancherlei Expeditionen mit der Zeit sich empfehlen. Aber der Gedanke eines gleichzeitigen internationalen, freiwilligen Vorgehens oder gar eines internationalen, gemischten, größern Expeditionskorps sei heute in den weitesten Kreisen als unausführbar erkannt. Es wäre von höchstem Werte, wenn ohne längern Verzug bis Mpwapwa wenigstens auch mit der Legung einer Eisenbahn vorgegangen würde. Natürlich meine er ein schmalspuriges, leichtes Schienennetz, welches sich den Bodenunebenheiten möglichst anschließt und damit kostspielige Kunstbauten und Erdarbeiten vermeidet. Auch dem Sklavenhandel werde durch die Förderung solch friedlicher Kulturmittel die Art an die Wurzel gelegt. Der Reichstag würde wohl auch zu einer Zinsgarantie für eine solche Bahnlinie willig sein, wenn auch, wie anzunehmen sei, von derselben wohl kaum Gebrauch zu machen nötig sein werde. Je nachdrücklicher wir mit solchen Friedensmitteln einsetzten, desto mehr würden wir forthin von Extra-Aufwendungen für militärische Machtmittel verschont bleiben. Damit sei beispielsweise das neue Programm der Freunde der Antisklavereibewegung angedeutet. Nicht auf Kreuzzügen und kriegerischen Expeditionen, auf der verständnisvollen und humanen Einführung der friedlichen Mittel unseres höhern Kulturlebens, in Verbindung mit der verleugnungsvollen Arbeit der Mission zur Verbreitung neuer moralischer und religiöser Grundlagen, ruhe die Zukunft Afrikas, ruhe auch die Überwindung des Sklavenhandels mit all seinen Greueln. Um dieses Programm zu verwirklichen, bedürfe es zunächst der verständnisvollen Einzelarbeit der durch ihren Territorialbesitz für Afrika verpflichteten Nationen Europas. Soeben treffe auf Anlaß der deutschen Reichsregierung in Brüssel eine internationale Konferenz weitere Maßnahmen gegen den Sklavenhandel. Redner ging dann auf Emin Pascha und Dr. Peters über und forderte schließlich auf, in den Beweggründen und in ihren Zielen der guten Sache der Antisklaverei-Bewegung auch den politisch neutralen und den interkonfessionellen Charakter, den sie bisher getragen, zu wahren.

Staatsminister von Hofmann überbrachte im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft die wärmsten Wünsche für das Gelingen des großen und heiligen Werkes. Die Deutsche Kolonialgesellschaft habe den Beschluß gefaßt, die Antisklavereibewegung getreu zu unterstützen, und sei auch eifrig beschäftigt mit Vorbereitungen für ein zielbewußtes Vorgehen. Um ein klares Arbeitsprogramm zu schaffen, habe die Deutsche Kolonialgesellschaft vor allem die ebenso wichtige wie schwierige Frage in Betracht gezogen, was mit den befreiten Sklaven zu geschehen habe. Bei den heutigen Vorträgen habe er vergebens nach einer Belehrung über diese Frage gesucht. Mit der Befreiung der Sklaven allein sei es nicht gethan. Wenn man den befreiten Sklaven wieder laufen lasse, so sei sein Los dann vielleicht schlechter als vorher. Denn als freier Mann zu arbeiten und seine Existenz zu fristen, fehle dem gewesenen Sklaven Erziehung und Gelegenheit. Dies zu erzielen, sei eine außerordentlich wichtige Aufgabe, die aus allen Gesichtspunkten geprüft werden müsse. Eine allgemein gültige Antwort auf diese Frage würde sich wohl kaum geben lassen. Solle man die befreiten Sklaven den Missionaren überweisen oder besondere Ansiedelungen schaffen? Man habe Ermittelungen angestellt, ob nicht eine der neubegründeten Stationen am Kilimandscharo sich dazu eigne. All diese Andeutungen sollten zeigen, daß man in Berlin der Antisklavereibewegung nicht fremd gegenüber gestanden. Es verstehe sich von selbst, daß alle Bestrebungen für Ostafrika im strengsten Einverständnis mit dem dortigen Kommissar vorgenommen werden müßten. Die Deutsche Kolonialgesellschaft habe deshalb ein Schreiben an Wißmann abgesandt, um Rat in der Frage zu erbitten, wie man die befreiten Sklaven verwenden könnte. Major Wißmann werde gewiß auf Grund seiner Erfahrungen die Wege zeigen, welche die Gesellschaft gehen solle, um die Antisklavereibewegung ins Werk zu setzen. Auch müsse man abwarten, welche Vereinbarungen zwischen den Regierungen jetzt in Brüssel getroffen werden, wie die Bewegung sich einfügen lassen werde in die staatlichen Unternehmungen. Es sei zu wünschen, daß die heutige Versammlung denselben Erfolg haben werde, wie die erste. Man dürfe sich durch Rückschläge wie den Rückzug Emin Paschas nicht einschüchtern lassen. Er als Vorsitzender der Emin Pascha-Expedition finde es gewagt, wenn Dr. Fabri dem Dr. Peters zumuten wolle, in ein Land weiter zu marschiren, das Emin Pascha nicht halten konnte. Daß Dr. Peters unverrichteter Dinge nicht zurückkehren werde, glaube er auch. Nach dem Vertrag zwischen der Emin Pascha-Expedition und Dr. Peters habe letzterer, wenn Emin Pascha schon das Land verlassen habe, die noch zur Verfügung stehenden Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels zu verwenden. (Beifall.) Einst werde der Tag kommen, wo die ganze gesittete Welt von sich sagen könne, daß sie ihre Pflicht gegen die Schwarzen in Afrika erfüllt habe. Wer mit Gott streite, der müsse siegen. (Lebhaftester Beifall.)

Nachdem Justizrat Sieger der Deutschen Kolonialgesellschaft für ihre so außerordentliche Teilnahme an den Bestrebungen der Versammlung den Dank ausgesprochen hatte, wurden folgende vier Resolutionen einstimmig angenommen:

1. Die Versammlung dankt der Reichsregierung wie dem Reichstage für den erfolgreichen Beginn einer zielbewußten und thatkräftigen Bekämpfung des Sklavenhandels in Afrika.

2. Die Versammlung hegt das Vertrauen, daß die Reichsregierung in Verbindung mit dem Reichstage die hierauf gerichteten Unternehmungen auch ferner ebenso umsichtig wie entschieden fördern und allmählich weiter in das Innere Afrikas in der Richtung auf die großen Seen hin erstrecken wird.

3. Die Versammlung erachtet es zur Erreichung eines durchschlagenden Erfolges dringend wünschenswert, daß im Wege internationaler Vereinbarungen eine gleich nachhaltige Bekämpfung des Sklavenhandels von seiten der übrigen beteiligten Nationen herbeigeführt werde.

4. Die Versammlung hält solche Vereinbarungen nur auf der Grundlage für möglich, daß die verschiedenen Nationen wechselseitig ihre Rechte und Interessen in Afrika ohne Rückhalt anerkennen.

Die Resolutionen wurden sofort an den Reichskanzler und den Reichstag gesandt. Schließlich wurde noch ein Begrüßungstelegramm an die internationale Antisklaverei-Konferenz in Brüssel beschlossen, worin die Zusammensetzung der Konferenz und das einmütige Zusammenwirken zur mächtigen Bekämpfung des Sklavereiwesens und zur Erschließung des schwarzen Erdteils für die europäische Kultur aufs freudigste begrüßt wird.

Die Handelsausstellung in Hamburg auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1889.

III.

Kokospalme, Cocos nucifera S. K. Sü. Ursprünglich nur auf den Inseln der Südsee und des ostindischen Archipels, namentlich auf den im Westen von Sumatra gelegenen Kokosinseln einheimisch, eng an die Wendekreise gebunden und mit Überschreitung derselben an Schönheit und Ergiebigkeit verlierend. Sie ist auch in allen Ländern innerhalb der Wendekreise auf beiden Halbkugeln angepflanzt und bildet dort, namentlich an niedrigen Meeresufern, oft meilenlange Wälder. Sie ist eine der hauptsächlichsten Nutzpflanzen der Tropen, und trägt vom 7. oder 8. bis zum 100. Jahre und zwar zu allen Jahreszeiten Früchte (Kokosnüsse), etwa 10—30 Stück an jedem Kolben. Die eiförmigen, etwas dreikantigen Nüsse haben die Größe eines Kindskopfes und können jährlich 4—5 mal abgeschnitten werden. Die unreifen Früchte enthalten eine milchweiße Flüssigkeit (das saftreiche Endosperme), die Kokosmilch, welche wie bei den übrigen Palmen später eintrocknet, so daß nur unreife Früchte eine Milch enthalten. Die Milch liefert ein beliebtes, kühlendes Getränk. Das getrocknete Fruchtfleisch wird in Stücke gebrochen, entweder über dem Feuer oder im Freien getrocknet und bildet den bedeutenden Handelsartikel der Kopra (*mnasi kafu kis*). Die Kopra wird in derselben Weise verwendet, wie Palmöl, für Seifen-, Licht-, Ölfabrikation; neuesten Datums ist die Herstellung der Kokosnußbutter als Ersatz für Schmalz, welche billiger, haltbarer und von feinerem Geschmack als dieses ist und sich gut bewährt hat. Das afrikanische Produkt wertet geringer als dasjenige der Südseeinseln; jedoch liegt das wahrscheinlich nicht an der Qualität des Fruchtfleisches, sondern vielmehr an der Zubereitung der Kopra, deren Trocknen in jenem feuchten Klima auf große Schwierigkeiten stößt. Mit jungen Jahren soll die Kokospalme Früchte mit geringerem Fettgehalt, als ältere Bäume, zeitigen. Die Kultur der Palme ist für alle sandigen Küstenstriche unserer Kolonien zu raten, besonders wenn sich billige Metboden für eine zweckmäßige Zubereitung der Kopra finden lassen. Die die Schale umgebende Faser liefert die Kokosfaser (Coir) (*cambu kis.*), welche in unserer Technik vielfache Verwendung findet und besonders zu Tauen, Läufern, Matten u. s. w. verarbeitet wird. Auch das Holz findet in

Digitized by Google

der Heimat der Kokospalme und besonders in Indien, dem Briten unter dem Namen Porcupine wood (Stachelschweinholz) wohlbekannt, vielfach für Bauzwecke Verwendung, ebenso die Blätter zum Dachdecken. Die Eingebornen benützen auch noch die jungen Blätter (Palmkohl), die Schalen, den Saft u. s. w., wie ja auch die Volkssage der Hindus die Palme zu 99 Dingen dienen läßt. (Einfuhr der Kopra in Hamburg 1888 für 2 199 590 Mark, davon direkt aus der Südsee für 795 550 Mark). Die Jaluitgesellschaft hat im Jahre 1888 aus dem deutschen Schutzgebiet der Marschallinseln (wozu noch die Niederlagen auf den Karolinen- und Kingsmillinseln kommen) ca. 2500 Tons exportirt, aus dem Bismarckarchipel ca. 1000 Tons. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, welche die Samoa- Tonga- und andere Inseln exploitirt und im Bismarckarchipel ca. 10 Haupt- und Nebenagenturen hat, exportirte in 1888 ca. 8500 Tons.

Sesam, Sesamum orientale W. O. (ufuta *kis*). Eine krautartige Pflanze, welche von Ostindien aus sich allmählich über Afrika verbreitet hat, weil die Samen die ölreichsten aller Ölgewächse sind, indem sie bis 60 Prozent Öl liefern können. Die feinkörnige Saat erscheint in drei Sorten, in weißer, bunter und schwarzer Farbe. Man rechnet in Westafrika auf 1 Hektar etwa 4 Liter Saat und nach 3 bis 4 Monaten 120 bis 140 Liter Ernte. Ein Hauptproduktionsgebiet ist Ostafrika, doch hat der niedrige Preis aller Ölfrüchte den Export bedeutenden Schwankungen unterwerfen lassen. Auch das Nigergebiet produzirt viel Sesam. (Einfuhr in Hamburg 1888 für 251 620 Mark.)

Erdnuß. Arachis hypogaea. (njuga *kis* peanut engl.) Eine krautartige Pflanze aus der Familie der schmetterlingsblütigen Leguminosen, welche, aus Brasilien stammend, ein Tropenkosmopolit geworden ist, sich aber auch in den subtropischen Ländern akklimatisirt hat. Die Pflanze hat am untern Teile des Stengels blumenblattlose Blüten, deren Fruchtknoten sich durch Verlängerung ihres Stieles während des Reifens in die Erde einbohren, so daß die reifen Hülsen aus dem Boden ausgegraben werden. Diese Früchte sind fingerdicke, ringsum geschlossene, beiderseits stumpfe Hülsen, von 3—4 Zentimeter Länge, deren leicht zerbrechliche Haut außen gegittert erscheint, und enthalten 2—4 dicke, bohnenartige, außen rotgefärbte Samen mit fleischig-öligem Kern. Das Öl der ersten Pressung ist süß, farb- und geruchlos und gilt als feines Speiseöl, die Ausbeute beträgt bei 30 Prozent des spezifischen Gewichtes 0,9163. Das Öl übertrifft an Leuchtkraft das Olivenöl und dient auch zum Einfetten der Wolle sowie zur Seifenbereitung. Das feine Nußöl wird als Ersatz für Olivenöl besonders in Marseille verarbeitet. In den Pflanzungen Deutschafrikas wird sie deshalb eine Rolle spielen können, weil sie als Vor- und Deckfrucht gute Dienste leisten möchte, und ihr kleeähnliches Kraut als Viehfutter großen Wert hat.

Banana (Musa paradisiaca und Musa sapientium). Die Bananen werden jetzt in mehreren Spielarten überall in der heißen Zone kultivirt; sie liefern wie der Brotfruchtbaum den Bewohnern in vielen tropischen Ländern die notwendigste tägliche Nahrung und bilden deshalb die gewöhnliche Kulturpflanze. Der Anbau macht wenig Mühe und ist so einträglich, daß ein einziger Stamm jährlich über 1 Zentner Früchte tragen kann, die nach Spielarten in Größe, Farbe, Geschmack und Gestalt verschieden sind. Früchte werden auf die mannigfachste Weise zubereitet, auch wird eine Art Sago davon gewonnen und durch den Destillationsprozeß ein berauschendes Getränk (siehe auch den Artikel von Paul Reichard, „die Banane" in Nr. 20 1889). Die Fasern der Blattscheiden und Blätter werden schon seit den ältesten Zeiten zu Stricken, Blättern und anderem Flechtwerk, sowie zu Geweben benutzt und liefern (Musa textilis) Manillahanf. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln hat einen Versuch gemacht, getrocknete Bananen einzuführen, und hofft, dieselben hier einbürgern zu können.

Ananas (Ananassa sativa), O. W. Wird überall in Afrika angebaut, erreicht aber niemals Größe und Wohlgeschmack der in den subtropischen Ländern Nordamerikas gezogenen; liefert eine sehr brauchbare und exportfähige Faser.

Piassava. (Attalea funifera). K. Wahrscheinlich aus Brasilien importirte Palme, deren 3—5 cm lange Blattfasern wegen ihrer Dauerhaftigkeit sehr gesucht sind und in Brasilien einen namhaften Handelsartikel bilden. Die festen dicken Samenschalen, die allgemein bekannten Steinkokosnüsse, liefern ein gutes Material für Drechsler.

Raphia vinifera.[1]) Raphiapalme. K. O. (kilani *kis*). Eine für die Eingebornen äußerst wichtige Pflanze, deren Blätter zu Matten verwendet werden und den in der Gärtnerei häufig als Bindematerial verwendeten Raphiabast liefern. Derselbe wird dadurch gewonnen, daß man die obern grünen Gewebe der alten Fiedern ablöst und dann die darunter liegende zarte Bastschicht abhebt, welche dann getrocknet wird. Durch Anbohren der Stämme erhält der Neger den so beliebten Palmwein, in Kamerun, wo die Raphiapalme in der Malimba- und Klein-Batangagegend besonders zahlreich vorkommt, Mimbo genannt. Obwohl die Konkurrenz von Japan und Mauritius in diesem Artikel sehr stark ist, kann doch der Raphiabast Ausfuhrartikel werden.

Calamus niger. Buschrope. K. Die Kalamus-Arten, welche in dem Kamerundelta ganz schwer zu passirende Wälder bilden, werden dort in großen Mengen von den Schwarzen geschnitten und nach den Faktoreien getragen, da deutsche Firmen versuchen, afrikanischen Calamus als Konkurrentin des indischen Kalamus (Rotang, Stuhlrohr) auf den Markt zu bringen. Die afrikanische Art hat eine etwas dunklere Farbe als die indische.

Sanseveria guineensis. K. Diese Sanseveria liefert eine sehr brauchbare Faser, sie wird deshalb auch von den Eingebornen vielfach in der Nähe ihrer Behausungen einzeln angebaut. Sie nimmt mit jedem Boden vorlieb und könnte vielleicht als Gespinstfaser in der Zukunft für den Handel von Bedeutung werden. In Liberia wird sie vielfach im Großen angebaut.

Brodfruchtbaum. Artocarpus incisa K, Sü. Diese Brodfrucht wird in allen Tropenländern angebaut. Der Baum stammt ursprünglich von den pazifischen Inseln. Die große Frucht wird vor der Sommerreife abgenommen und in Kamerun in Scheiben geschnitten, geröstet genossen, in der Südsee auf andere Weise zubereitet. In regelmäßigen Abständen zu beiden Seiten eines Weges angepflanzt, wie dieses der Kaiserliche Gouverneur Freiherr v. Soden in Kamerun versucht hat, macht er sich vorzüglich als Alleebaum. (Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten II. Band, 4. Heft.)

Hibiscus esculentus K. S. (etalamo Dualla). Eine in Afrika vielfach kultivirte Malvacee, deren unreife Früchte (n'gombo, in Nordamerika gombo) als schleimiges Gemüse gegessen oder zur Suppe verwendet werden. Die Fasern sind sehr zähe und Handelsartikel.

Hibiscus tibiaceus (Cuungebast) K. Eine der charakteristischen Strandpflanzen, die innerhalb der Wendekreise, meist aber doch nur in der Nähe des Äquators, eine sehr weite Verbreitung haben. Der Kunge, wie ihn die Eingeborenen nennen, liefert eine sehr feste Faser, die man dadurch, daß sich die Rinde sehr leicht abziehen läßt, bequem gewinnt. Sie wird hauptsächlich zu Netzen verwendet, denn sie vermag ganz vorzüglich dem Einfluß des Wassers Widerstand zu leisten, eignet sich aber auch vielleicht zur Papierfabrikation.

Luffah. Luffa rectangula oder petala. Sü. Die Früchte dieser in Südasien einheimischen Gurkenart sind mit netzförmigen Fasern bedeckt, welche zur Verpackung wertvoller Gegenstände, zu Schuhen und Futter für die Sohlen japanischer Strümpfe gebraucht werden und auch neuerdings bei uns vielfache Verwendung finden.

Baumwolle. Gossypium H. O. Sü. Die Baumwollstaude findet sich weniger angepflanzt, mehr noch verwildert über das ganze fruchtbare tropische Afrika verbreitet, wird in manchen europäischen Kolonien in Plantagen angebaut. Die Eingeborenen wissen sie gut zu verwenden; sie verweben das Garn auf eigenartigen Webstühlen, welche nur schmale Zeugstreifen herzustellen gestatten, und förben die erhaltenen Stoffe geschmackvoll, so daß aus dem Nigergebiet sogar Stoffe nach Brasilien exportirt werden. Doch geht die Fabrikation der Baumwollstoffe in Afrika zurück, da die Konkurrenz der europäischen und indischen Stoffe zu groß ist. In der Südsee wird eine besonders feine Qualität angebaut (sea island). Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee exportirte aus Samoa, Tonga und dem Bismarck-Archipel im Jahre 1888 zirka 500 Ballen = 110 000 Kilo. Aus dem Baumwollsamen wird ein bekanntes Öl hergestellt. (Vergleiche Semler III. Seite 481 bis 644. Koloniales Jahrbuch Band 2: Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme, von Paul Reichard.)

Trachylobium Hornemannium. (Mebanje, Dualla). K. Ein großer Waldbaum, welcher eine ungefähre Höhe von 30 Meter und einen Stammdurchmesser von ca. 1,5 Meter erreicht. Die Rinde ist grau und mit einer glatten Borke, ähnlich wie die Lärche, bekleidet. Die Blätter sind, einjochig paarig gefiedert, von hellgrüner Farbe. Der Baum liefert gegenwärtig allein das Kopalharz, welches in neuerer Zeit von den deutschen Firmen im Kamerungebiet exportirt wird. Es bricht aus der unteren Astregion freiwillig oder wenigstens ohne künstliche Verletzung hervor. Die Farbe des dort gefundenen Kopals ist meist reingelb, indessen fehlt es auch nicht an anderen Schattirungen, die, wie die Hauptfarbe, aber selten rein sind. Die äußere Peripherie der meist großen Stücke ist fast immer mit einer matten Verwitterungskruste bedeckt. Die meisten Kopale sind rezent fossile Harze, welche in jungen Erdschichten gewisser tropischer und subtropischer Gebiete sich vorfinden und durch Ausgraben gewonnen werden. Gerade die ältesten, härtesten und infolge dessen besten Kopalsorten (aus Ostafrika) kommen an Orten vor, deren Vegetation mit der Bildung dieser Harze nichts zu thun hat; die Stammpflanzen dieser Sorten können nicht mit Sicherheit ermittelt werden. Die Härte der Kopale liegt zwischen der des Kalkspates und der

[1]) An Faserpflanzen weisen unsere Kolonien eine erstaunliche Fülle auf. Die Ausstellung umfaßte in der Kameruner und ostafrikanischen Abteilung eine große Anzahl von Faserstoffen, welche zu bestimmen noch nicht möglich war. Leider krankt die Gewinnung an der Schwierigkeit einer geeigneten maschinellen Vorrichtung zur Entfaserung. Wir möchten die Aufmerksamkeit deshalb wieder auf die Entfaserungsmaschine von G. P. Uhlenbroich (Berlin W., Kleiststraße 5) lenken, welche mit frischem Material, zumal nach mehrfachen Verbesserungen, sehr gut arbeitet, wie dies mehrfach bezeugt worden ist. Bei den vielfach in der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin mit der betreffenden Maschine stattgehabten Versuchen waren dieselben als vollkommen gelungen zu bezeichnen, und dabei anwesende kompetente Personen, Fachleute und Interessenten, welche dieser Angelegenheit im höchsten Maße ihr Interesse widmeten, haben durch Abgabe ihres Urteils die Leistungsfähigkeit der Maschine konstatirt. Eine solche Maschine ist auch für unsere Landwirtschaft von Interesse, zumal in den Gegenden, wo geraten wird, infolge der durch die Rübennematoden angerichteten Verheerungen, von dem Rübenbau zum Hanfbau überzugehen. Durch langjährige praktische Versuche des Geh. Rats Professor Dr. Kühn in Halle ist erwiesen, daß nur durch Wechselbau mit Hanf und in der Folge wieder Zuckerrüben diese devastirende Krankheit niedergehalten werden kann. Da der Hanf bei der Massenproduktion grün verarbeitet werden muß, so ist eine Entfaserungsmaschine notwendig. Durch Aufstellung einer solchen würde ferner nicht allein die in Ostpreußen in Massen wildwachsende Nessel „Urtica nivea" verwertbar gemacht, sondern es wird auch der Landwirtschaft eine bessere Nessel „Laportea canadensis," welche in Deutschland sehr gut gedeiht, — durch langjährige Versuche in Ober-Cunewalde (Sachsen), Emmedingen i. Baden u. a. w. konstatirt — zum Anpflanzen Veranlassung gegeben, da dieselbe einen sehr feinen und langen Faden ergibt und überhaupt Nesselkultivation einen sehr hohen Ertrag abwirft.

Digitized by Google

des krystallisirten Gipses. Härter als Steinsalz ist der Kopal von Sansibar, welcher nur eine Spur weicher als Bernstein ist und des ihm nächstverwandten von Mosambik (Dichte: 1.068). Die Oberflächenbeschaffenheit ist für mehrere Sorten höchst charakteristisch. So besitzt der Sansibarkopal (Gänsekopal) eine schagrinirte Oberfläche, welche sich aus sechsseitigen, ziemlich regelmäßig gestalteten Wärzchen zusammensetzt. Diese Oberflächenform kommt durch starke Zusammenziehung der peripheren Schichten zu stande, wodurch regelmäßig verteilte Sprunglinien gebildet werden, welche sich zu groben und innerhalb dieser zu zarten Facetten vereinigen. Durch Verwitterung der kleinen Facetten werden die groben Facetten zu „Wärzchen". Am Kopal von Gabun finden sich unregelmäßige, astförmig verteilte, mit erhabenen Rändern versehene Sprunglinien vor. Werden sie aus dem Boden gegraben, was bei den meisten Sorten der Fall ist, so sind sie mit erdigen oder kreideartigen Krusten bedeckt. Sie werden in den Kopalwäschereien, die sich teils in den ostafrikanischen Niederlassungen, teils in einigen europäischen und nordamerikanischen Seestädten befinden, durch Behandlung mit Kali- oder Natronlauge von der erdigen Kruste befreit, worauf die oben beschriebene Oberflächenform zu Tage tritt. Der Kopal wird zu feinen Lack- und Firnißarbeiten verwendet.

Über die in Bildung begriffene Deutsche Küstenschiffahrts- und Handelsgesellschaft für Ostafrika

geht uns von berufener Seite aus Wiesbaden eine Mitteilung zu, nach welcher schon seit mehr als zwei Jahren dies Unternehmen durch die Unterzeichneten des Programms in geräuschloser Weise sorgfältig vorbereitet worden ist und die definitive Konstituirung betreffender Gesellschaft voraussichtlich in nächster Zeit sich vollziehen wird.

Wir entnehmen dem uns vorliegenden Programme Nachstehendes:

„Durch die Erwerbung namhafter Gebietsteile an der Küste von Ostafrika hat sich unser deutsches Vaterland an dem großen, uralten Kulturbecken des Indischen Ozeans einen unschätzbaren, festen Stützpunkt errungen, welcher unserem Unternehmungsgeiste neue Anregung, unserem Handel und unserer Industrie neue Absatzgebiete und jetzigen sowie kommenden Generationen ein unendliches Feld nutzbringender Thätigkeit eröffnet.

Durch diese Besitzergreifung in Ostafrika haben wir aber nicht nur Rechte, sondern auch hohe kulturelle Pflichten übernommen, und unsre nationale Ehre erfordert es durchaus, daß wir hier alle Kräfte einsetzen, um baldmöglichst geordnete Zustände dort anzubahnen, durch nutzbringende Unternehmungen die aufgeregten Gemüter der Eingeborenen zu versöhnen und dieselben allmählich christlicher Kultur und deutscher Gesittung zuzuführen.

Wenn nun irgend etwas Ersprießliches auf dem Gebiete der deutschen Mission, des Handels, der Kolonisation und der Plantagenwirtschaft erreicht werden soll, so müssen wir in erster Linie danach streben, die gänzlich gestörten Verkehrsverhältnisse, die auch sonst sehr primitiv waren, wieder zu ordnen und unseren deutschen Interessen entsprechend zu organisiren.

Vor allen Dingen mangelt es an einer regelmäßigen Dampferverbindung zwischen Sansibar und den zahlreichen Seeplätzen der langgestreckten Küste des Festlandes von Ostafrika.

Das Fehlen einer solchen regelmäßigen Dampferverbindung war bis jetzt unbestreitbar die Ursache, daß alle deutschen Unternehmungen dort mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und sich unter Aufbietung außerordentlicher Geldopfer fremder Hilfe bedienen mußten, wodurch die Absatzverhältnisse sich höchst ungünstig gestalteten und das Gedeihen und die Rentabilität derselben vielfach in Frage gestellt wurden.

Da nun jetzt die Blokade der deutsch-ostafrikanischen Küste aufgehoben ist und die Zustände anfangen, friedlicher zu werden, so gilt es, keinen Augenblick zu verlieren, um hier thatkräftig einzugreifen, um durch die baldmöglichste Einrichtung einer Deutschen Küstenschiffahrts- und Handelsgesellschaft diesem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen und einen bereits seit längerer Zeit durch einen kleinen Kreis von Sachverständigen auf Grund des besten Materials und persönlicher Erfahrung an Ort und Stelle ausgearbeiteten Plan von systematisch in einander greifenden Küstendampferlinien zur Ausführung zu bringen.

Dr. Wibel, Wiesbaden. Otto Ulrich, Schiffskapitän in Hamburg. Sanitätsrat Dr. Lotz, Frankfurt a. M.

Karl Perrot, Kaufmann in Wiesbaden."

Auf der am 9. Oktober d. J. unter dem Vorsitze des Herrn Kommerzienrates Dr. Karl Clemm in Ludwigshafen stattgehabten Vorversammlung wurde zur Ausführung dieses Programms die Bildung einer Aktien-Gesellschaft mit dem Sitz Ludwigshafen-Wiesbaden und einer Zweigniederlassung in Sansibar in Aussicht genommen. Die Verwaltung dieser Zweigniederlassung in Sansibar würde Herr Kapitän Otto Ulrich, welcher 8 Jahre an der Küste von Ostafrika gefahren und mit den Verhältnissen durchaus vertraut ist, event. übernehmen.

Es sind vorerst die Einrichtungen folgender regelmäßiger Küsten-Linien projektirt:

I. einer Verbindung zu 3 Touren pro Woche: 1. Montag und Dienstag von Sansibar nach Bagamoyo und Dar-es-Salam, sowie zurück; 2. Mittwoch und Donnerstag von Sansibar nach Saadani, Pangani, Tanga, Tschak-Tschak auf Insel Pemba, sowie zurück; 3. Freitag und Samstag von Sansibar nach Bagamoyo und Dar-es-Salaam, sowie zurück.

II. einer wöchentlichen Verbindung: von Sansibar nach Mombassa, Kipini-Schagga, Lamu, Wanga an der Mandabucht und Hohenzollernhafen an der Wubuschi-Mündung, sowie zurück.

III. einer wöchentlichen Verbindung: von Sansibar nach Dar-es-Salaam, Insel Mafia, Kiloa-Kiwindje, Kiloa-Kisfiwani, Kiswere, Lindi und Mikindani, sowie zurück. Um abwechselnd die Touren I und II fahren zu können, wird zuerst, in Anbetracht der Dringlichkeit, der baldmöglichste Ankauf eines Schrauben-Dampfers von ca. 300 Tonnen Ladefähigkeit und die Überführung einer Schiffsladung Kohlen per Segler nach Sansibar beabsichtigt. Sobald ein zweiter Dampfer angeschafft sein wird, könnte einer derselben ausschließlich im Fahrplan I, der andere abwechselnd je eine Woche im Fahrplan II und je eine Woche im Fahrplan III verkehren. Nach Einstellung des dritten Dampfers könnten sämtliche drei Linien regelmäßig, wie angegeben, gefahren werden, und ist zur Einrichtung derselben in dieser Weise ein Zeitraum von etwa 2 Jahren angenommen worden. Je nach Maßgabe der sich hierbei herausstellenden Bedürfnisse sind natürlich zweckentsprechende Abänderungen vorbehalten.

Herr Kommerzienrat Dr. Karl Clemm in Ludwigshafen ist inzwischen aus dem Komitee ausgeschieden; indessen haben sich die übrigen Mitglieder desselben entschlossen, die definitive Konstituirung der Gesellschaft mit dem Sitz Wiesbaden-Frankfurt a. M. schleunigst durchzuführen. Das geschäftsführende Mitglied Kaufmann Karl Perrot in Wiesbaden (Große Burgstraße 4), ist gern bereit, denjenigen, welche sich für dies deutsch-patriotische Unternehmen interessiren, nähere Auskunft zu erteilen.

Deutsche Sunda-Gesellschaft.

Unter diesem Namen ist mit dem Sitze in Dresden eine Plantagen- und Handelsgesellschaft gegründet worden, welche in Holländisch-Süd-Borneo ein Gebiet von 8 000 Hektar Landes bereits erworben hat. Die Gesellschaft bezweckt nach § 1 ihrer Satzungen: „den Erwerb und die Verwertung von Land, die Anlage und Ausbeutung von Pflanzungen, sowie den Betrieb von gewerblichen und Handelsunternehmungen in tropischen Gebieten. Die Gesellschaft trägt einen deutschnationalen Charakter und beabsichtigt, möglichst den deutschen Interessen im Auslande zu dienen."

An der Spitze des Unternehmens, durch welches deutscher Wirtschaftsbetrieb in dieser Form zum erstenmal nach dem reichen niederländisch-indischen Archipel getragen werden soll, steht der in kolonialen Kreisen rühmlichst bekannte erste Vorsitzende der Abteilung Dresden der Deutschen Kolonialgesellschaft, Herr Hofrat Dr. Credé, dessen Name schon dafür bürgt, daß den deutschen Interessen durch dieses Unternehmen gedient sein wird.

Wir halten es für eine ebenso glückliche als zweckdienliche Idee, daß die Deutsche Sunda-Gesellschaft ihr Augenmerk auf eine so herrliche Inselwelt gerichtet hat, wo deutsche Arbeit und deutsches Kapital mit großem Nutzen thätig sein können. Deutschland und die Niederlande, welche bereits gemeinsame wirtschaftliche Interessen in Südafrika verfolgen, können aufs beste und zum Wohle beider Länder auch im indischen Archipel Hand in Hand gehen; darum ist uns nicht bange bei dem Gedanken, ob deutsche Unternehmungen im indischen Archipel von den niederländischen Behörden auf Förderung und Schutz zu rechnen haben werden. Die Politik der heimlichen Tücke, unter welcher fremde Ansiedelungen in Niederländisch-Indien nicht selten zu leiden hatten, gehört der Vergangenheit an, und wir dürfen heute mit Recht von einem entschiedenen Vertrauen reden, welches deutschen Unternehmungen von niederländischen Behörden entgegengebracht wird.

Bei diesen Aussichten wird man der Sunda-Gesellschaft eine gute Zukunft vorhersagen können; wenn es ihr gelingt, die rechten Männer für die Geschäftsführung in Indien zu finden, und in dieser Beziehung soll ja dem leitenden Direktor Parizot eine 22 jährige selbstständige praktische Thätigkeit im Plantagenbau auf Java zur Seite stehen, so muß die Arbeit an so vorteilhafter Stelle sicherlich Nutzen abwerfen.

Die Zeichnung der Aktien ist denn auch derartig gut vorwärtsgegangen, daß das oben bezeichnete Gebiet von 8000 Hektar bereits hat erworben werden können. Im Ganzen sollen auf den Inhaber lautende Aktien bis zur Höhe von 1 Million Mark in Stücken von je

Digitized by Google

1000 Mark ausgegeben werden; dieselben sind zahlbar mit 50 Prozent bei der Zeichnung und mit weiteren 50 Prozent nach Beschluß des Aufsichtsrats, jedoch nicht früher als 6 Monate nach der Zeichnung. Einzahlungen nimmt die Dresdener Bank in Dresden und Berlin entgegen, indes die Geschäftsstelle der Gesellschaft, welche „Deutsche Sunda-Gesellschaft“ firmirt und auf Anfragen gern nähere Auskunft geben wird, sich in Dresden, Rietschelstraße 13 I., befindet. Wir glauben, daß überall, wo an der überseeischen Ausbreitung des deutschen Wirtschaftslebens gearbeitet wird, unsere Wünsche auf guten Erfolg am Platze sind, wenn es auch anderseits eine vielverbreitete und gewiß berechtigte Anschauung ist, daß solche Unternehmungen vor allem in unsern eignen Schutzgebieten gefördert zu werden verdienen. B.

Korrespondenzen.

Zürich, den 22. November 1889.

Unter den Depeschen, welche in diesen Tagen aus Brasilien eingetroffen sind, verdient eine in Deutschland besondere Beachtung. Sie hat folgenden Wortlaut: „Der Präsident der Provinz Rio Grande do Sul ist auf Befehl der neuen Regierung in Rio ins Gefängnis geworfen worden; derselbe ist gerade aus seiner Provinz in Rio angekommen gewesen.“ — Es handelt sich hier um den bekannten Staatsmann Silveira Martins, dessen unbedingte Herrschaft über die Mehrheit der Geister in Rio Grande do Sul bekannt ist. Die Gründe seiner Verhaftung werden schwerlich darin bestanden haben, daß er etwa beabsichtigt haben sollte, für die Fortdauer des Kaiserreiches einzutreten. Während der Parlamentssitzungen des verflossenen Jahres hat er sich offen und ehrlich — nicht gegen die Monarchie an sich, wohl aber gegen die Thronbesteigung seitens der kaiserlichen Prinzessin Isabella ausgesprochen. Und da diese nicht dazu bewogen werden konnte, zu Gunsten ihres ältesten Sohnes Dom Pedro auf die Thronfolge zu verzichten, der Kaiser aber unheilbar krank und halb regierungsunfähig war, so ist nicht anzunehmen, daß Silveira Martins beabsichtigt habe, sich der unter solchen Umständen einzig übrig bleibenden Lösung der bösen Frage mit Gewalt zu widersetzen. Wohl aber hat er in seiner bekannten Geradheit schon früher erklärt, daß, ob es sich nun um eine bloße Lösung der Thronfolgefrage oder direkt um die Frage der Staatsform handeln sollte, die Lösung auf gesetzlichem Wege, das wäre also durch Parlamentsbeschluß, herbeigeführt werden müsse. Nun hat die provisorische Regierung der Vereinigten Staaten von Brasilien Senat und Staatsrat für abgeschafft erklärt und die Deputirtenkammer aufgelöst. Damit sind alle gesetzmäßig konstituirten Gewalten von der Bildfläche verschwunden, und es bleibt nur eine Regierung übrig, deren Mitglieder sich aus eigener Machtbefugnis ohne Sanktion des Volkes auf die Ministersessel gesetzt haben, deren rechtmäßige Inhaber von ihnen vertrieben sind. Sollte Silveira Martins gegen diesen Zustand der Dinge Protest erhoben haben? Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Nach den vorliegenden Nachrichten zu urteilen, ist er von den hervorragenderen Parteiführern des Reiches der einzige gewesen, welcher den Mut hatte, zur Stunde des vermutlich von langer Hand vorbereiteten Umsturzes der Dinge persönlich in Rio zu erscheinen. Aber die provisorische Regierung besteht aus lauter politischen Nullen, welche hoffen, die durch einen Handstreich an sich gerissene Macht auch ferner behalten beziehungsweise ausüben zu können. Folglich mußte ihnen die Erscheinung eines so einflußreichen Staatsmannes wie Silveira Martins, hinter dem nicht nur die Riograndenser im allgemeinen, sondern auch die Bewohner der deutschen Kolonialdistrikte im besonderen stehen, unbequem sein. Der Schluß liegt nahe, daß man ihn habe unschädlich machen wollen. Die Sache bedarf jedenfalls noch der Bestätigung, aber sie ist nicht ganz unwahrscheinlich; denn wenn es auch noch eine andere Erklärung giebt, nämlich die, daß er sich durch sein kürzlich erfolgtes energisches Einschreiten gegen republikanische Unruhestifter in der Militärschule von Porto Alegre im Heere Feinde gemacht habe, so dürfte es doch als ein zu gewagtes Spiel seitens der neuen Machthaber erscheinen, andern zu Gefallen ohne Not einen der bedeutendsten Männer Brasiliens zu verhaften, als daß die Sache glaubhaft klingt. — Der Vorfall berührt das Deutschtum Brasiliens möglicherweise in hohem Grade; denn erklärt Silveira Martins sich gegen den Anschluß an die Vereinigten Staaten von Brasilien, so ist damit gar leicht der Bürgerkrieg entfesselt. Die Militärdiktatur, welche unter Marschall Deodoro heute die Oberleitung des Landes an sich gerissen hat, verfügt, selbst die Ergebenheit des ganzen Heeres vorausgesetzt, nur über 13 500 Mann (auf dem Papier, in Wirklichkeit 1000—2000 weniger). Das ist ungenügend, um auch nur die Südprovinzen zu bändigen. Und in diesen leben 170 000 Deutsche, die in den Bürgerkrieg verwickelt werden würden. Glücklicherweise ist nicht anzunehmen, daß die Zusammensetzung der jetzigen provisorischen Regierung von Bestand sei. Sollte sie versuchen, ihre Diktatur aufrecht zu erhalten, so hätte sie mindestens drei Viertel der Provinzen gegen sich; denn die Politiker von wirklicher Bedeutung werden sich nicht von ein paar republikanischen Schreiern und Spektakelmachern, die mit Hilfe des Heeres und in der Eigenschaft von Kreaturen eines Generals an die Spitze des Landes kamen, auf die Dauer bei Seite schieben lassen. Die provisorische Regierung hat Neuwahlen ausgeschrieben. Es wird also innerhalb einiger Monate eine Volksvertretung tagen, und wenn nur bis dahin die Provinzen und die in ihnen stationirten Truppen ruhig bleiben, so läßt sich hoffen, daß die endgültige Ordnung der neuen Republik auf friedlichem Wege zu erreichen ist. Carl Bolle.

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Abteilung Berlin. An dem Herrenabend am 18. November sprach Missionsinspektor Beyer über deutsche Missionsarbeit in Indien. Redner, welcher vierzehn Jahre in Indien thätig gewesen ist, war zuerst in den Nordwestprovinzen bei Benares, einem überaus heißen und ungesunden Lande. Es war dort einem Deutschen, der missionirend viele Jahre das Land durchzogen hatte, gelungen, seßhafte Bauerngemeinden zu gewinnen, was ganz besonders schwierig war. Die Mission widmete sich hier vornehmlich der Erziehung der Jugend, der Waisenkinder, welche ohne ihre Hilfe in die Hände der Mohamedaner gefallen und zu ihren Sklaven erzogen worden wären. Die englische Regierung hat zwar für Schulen gesorgt, aber in denselben darf Religion nicht unterrichtet werden, weil es sonst unmöglich wäre, die Hindus zum Schulbesuch zu bringen. Der moralische Einfluß dieser Maßregel ist kein guter gewesen, so daß die Missionen es für ihre Pflicht ansahen, Schulen zu gründen, in denen die christliche Religion gelehrt wurde. Wenn auch aus diesen Schulen nicht viel Proselyten hervorgingen, so sei der Einfluß der Mission auf Gemüt und Geist nicht gering anzuschlagen. Die englischen Beamten unterstützten auch die Missionen auf jede Weise, welche auch den eingeborenen hohen Beamten Achtung abgenötigt hätten. Redner wurde dann nach der Provinz Chutiu Nagpur zu der Mission unter den Kohls, den armen und unterdrückten Ureinwohnern des Landes, versetzt. Diese Provinz ist ein relativ gesundes, nicht übermäßig heißes Bergland. Deutsche Missionen sind unter den Kohls bereits seit 45 Jahren thätig und haben viel für das Volk gethan, so daß 50 000 Eingeborene dort ihnen anhängen. Die deutschen Missionare haben sich mitten unter den Kohls niedergelassen, während die englischen in den Städten zu bleiben vorzogen, und es daher blos auf etwa 15 000 Anhänger gebracht hätten. Redner verbreitete sich dann über den Nutzen der Mission auf sozialem Gebiete und wies darauf hin, daß, wenn jemand etwa bedauern solle, daß so viele deutsche Arbeit für ein englisches Land geschehen sei, doch auch die Thätigkeit der englischen Missionen auf deutschem Gebiete, wie in Ostafrika, in die Waagschale zu werfen sei. Die Engländer dienten mit ihrer dortigen Thätigkeit auch deutschen Interessen. Er schloß mit einem Appell an die Anwesenden, die deutsche evangelische Missionsthätigkeit in Ostafrika zu unterstützen. — Am 25. November hielt der Herr Generalsekretär der Gesellschaft Dr. Bokemeyer einen Vortrag über die kolonialpolitischen Zustände in Südafrika. Der Vortragende beschäftigte sich vornehmlich mit der Entwickelung der Buren, auf deren Geschichte und gegenwärtigen Besitzstand er des Genaueren einging. Er wies nach, wie die Engländer, nachdem ihnen im Jahre 1814 die Kapkolonie dauernd als Besitz zugesprochen worden sei, durch ihre verkehrte Finanz- und Eingebornenpolitik die Buren gezwungen hätten, über die Grenzen der alten Kapkolonie sich auszubreiten, wie der Gegensatz zwischen den Buren und Engländern sich vertieft habe durch die Eigennützigkeit, mit welcher letztere die ersteren behandelt hätten und heute noch in voller Kraft bestände. Es zeige sich dies jetzt namentlich wieder bei der Delagoabahn und der Matabele-Angelegenheit. Transvaal hätte frühzeitig die Wichtigkeit dieser Bahn nach der Delagoabai erkannt, bereits im Jahre 1874 hatte der Volksraad eine beträchtliche Summe für den Bau einer solchen bewilligt, aber die Annektirung des Landes seitens der Engländer und der spätere Aufstand der Buren hätten diese Angelegenheit wieder ins Stocken gebracht. Erst neuerdings sei unter Zuhilfenahme holländisch-deutschen Kapitals die Bahn ihrer Ausführung näher gebracht, obwohl Mac Murdo, der Konzessionär für die Strecke von der Delagoabai bis Transvaal, durch englisches Kapital beeinflußt, fortdauernde Verzögerungen veranlaßt habe, bis die portugiesische Regierung eingeschritten sei. Die Bahn bis Pretoria sei heute für Transvaal wichtiger als je, da durch die Entdeckung der Goldschätze und Ausbreitung derselben der Wohlstand des Landes bedeutend zugenommen habe, und erst mit der Vollendung der Bahn Transvaal wirklich unabhängig sein würde. Denn der Wohlstand habe sich vermehrt, Transvaal nehme heute mit 15 Prozent an der Goldproduktion der Welt teil, während noch im Jahre 1882 dieselbe nur 2 Prozent betragen habe. Transvaal möge aber nicht ob dieses Goldüberflusses die wirtschaftliche Entwicklung seines Gebietes versäumen, sondern auf gute Verkehrswege bedacht sein, damit nicht die Erscheinung sich wiederhole, daß in einem Gebiete infolge mißratener Ernte Hungersnot herrsche, während die Kassen des Staates in Gold strotzten. Auf die Verhältnisse in Matabeleland übergehend, zeigte Redner, wie im Jahre 1888 Transvaal mit Lobengulu Verbindungen angeknüpft habe, aber durch die Engländer, welche nach dem goldreichen Lande lüstern gewesen seien, überholt worden sei. Heute habe sich dort eine englische Gesellschaft, welche mit weitreichenden Monopolen ausgestattet wäre, gebildet und sei Portugal dadurch veranlaßt worden, seine alten Rechte auf weite Strecken des östlichen Gebietes zu reklamiren. Aber auch im Westen sei die Grenzfrage noch unentschieden, da seitens Deutschlands nur mit Portugal eine Abmachung nach Norden existire, während England nur die nördliche und westliche Grenze des Betschuanalandes genau definirt habe. Wahrscheinlich hätten Deutsche in Transvaal auch in diesem Hinterlande unserer Besitzungen Ländereien erworben, deren Interessen zu schützen seien. Redner befürwortete am Schluß seines interessanten Vortrages, zu dessen Verständnis eine jedem Besucher eingehändigte übersichtliche Kartenskizze von großem Nutzen war, ein Handinhandgehen mit den uns stammverwandten Buren und sprach die Hoffnung aus, daß es den Engländern nicht gelingen möge, dieselben zu unterdrücken und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zu hemmen.

— Abteilung London. Aus der Rede des Herrn Oldemeyer in der Versammlung der Abteilung am 11. November heben wir noch folgende uns aus London zugegangenen Mitteilungen hervor: Halule ist der Punkt, wo deutsche Interessen an der Somali-Küste einen Stützpunkt finden könnten. Nur der Vorsehung haben wir es zu danken, sagte Herr Oldemeyer, daß die kleinen Wißmannschen Dampfer Sansibar je erreicht haben. Sie konnten nur für 4—5 Tage Kohlen fassen und hatten dabei eine Reise längs der unwirtlichen Küste Ostafrikas zu bestehen, eine Reise, zu welcher ein Schnelldampfer über 20 Tage braucht. Der Kapitän des Dampfers „Vesuv“ befand sich mit Redner auf demselben Schiffe. Der „Vesuv“ hatte liegen bleiben müssen, weil ein Kampf gegen den gerade beginnenden Südwestmonsun für das kleine Fahrzeug aussichtslos gewesen wäre. Von der

Seeseite überrascht Sansibar durch seine Größe und Schönheit. Man sieht den Sultanspalast, viele große steinerne Häuser, man sieht einen großen Turm, der wegen der Galerien, die ihn umgeben, der „Weihnachtsbaum" genannt wird. Humoristisch werden die primitiven Einrichtungen des „Kriterion-Hotels" geschildert, in dem Redner absteigen mußte. Vor dem Hotel tummelten sich den ganzen Tag über Sklaven in süßem Nichtsthun. Wir wandern hinaus mit dem Redner zum deutschen Klub und besuchen dann die Nelkenplantage. Die Nelkenkultur ist charakteristisch für Sansibar, welches in diesem Artikel den Markt beherrscht. Diese Kultur wird ausschließlich von Arabern betrieben; Europäer können hier nicht konkurriren, da ihnen das Halten von Sklaven nicht erlaubt ist. So ist es auch nicht anzunehmen, daß der Versuch der Nelkenkultur, welcher von Franzosen auf der Insel Pemba unternommen worden ist, erfolgreich sein wird. Die gemietete Arbeit muß den Preis des Artikels zu sehr erhöhen. Indem Redner sich dann zur Besprechung der Wißmannschen Unternehmung wandte, konstatirte er unter lautem Beifall der Anwesenden, daß mit geringen Mitteln Großes geleistet worden sei. Durch Vermittlung und in Begleitung des Reichskommissars konnte Herr Oldemeyer die vor der ersten Ernte zerstörten Plantagen Lewa und Kikogwe besichtigen. Er konnte daselbst einige Baumwollkapseln mitnehmen und fand später, daß das dortige Produkt von Kennern als ausgezeichnet klassifizirt wurde. Überhaupt sprach sich Herr Oldemeyer, dem infolge mehrjährigen Aufenthaltes in Indien und steten Verkehrs mit diesem Lande eine reiche Erfahrung auf dem Gebiete der tropischen Kolonisation zur Seite steht, sich sehr günstig über die Produktionsfähigkeit und Aussichten unserer ostafrikanischen Kolonie aus. Der gelungene Abend führte der Abteilung wieder weitere Freunde zu, so daß sie mit einem Mitgliederstande von über 80 in das neue Jahr eintreten wird.

— (Abteilungsbildung in Osnabrück und Arnsberg.) Am 21. v. Mts. bildete sich gelegentlich eines Vortrages des Herrn Paul Reichard in Osnabrück eine Abteilung unserer Gesellschaft, ebenso am 26. November in Arnsberg. Wir wollen nicht verfehlen, den Herren Regierungspräsident Winzer, Regierungsassessor Heidweiller, Generalsekretär Stumpf, Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Hildebrand, Regierungs- und Schulrath Diercke und Apotheker Dr. du Mesnil, durch deren Bemühungen das Zustandekommen der Abteilungen ermöglicht wurde, auch an dieser Stelle verbindlichst zu danken.

Kleine Mitteilungen.

— (Protest Englands.) Lord Salisbury hat am 21. November an den englischen Vertreter in Lissabon eine Note gerichtet, in welcher derselbe energisch gegen die portugiesischen Dekrete vom 9. November protestirt und daran erinnert, daß Maschonaland unter englischem Einflusse stehe (!). England anerkenne kein Recht Portugals über jenes Land, noch überhaupt nördlich des Sambesi. Der britische Protest ist sehr deutlich; ob er mit gleicher Entschiedenheit sich wird aufrecht halten lassen, ist eine andere Frage. Daß die portugiesische Regierung sich wird einschüchtern lassen, steht nicht zu erwarten, denn der englische Anspruch auf Maschonaland ist keineswegs gut basirt. Wenn Lord Salisbury sagt, daß Lobengulus Autorität in dem streitigen Gebiet ihn rechtlich befähigt habe, mit dem britischen Gouvernement Verträge abzuschließen, so ist das einfach eine haltlose Vorspiegelung, so viel wert für die portugiesische Regierung, wie etwa die Autorität des Sultans für England in Kairo zu sagen hat. Daß England gar nicht die Macht hat, in Afrika portugiesischen Einfluß zu brechen, ist klar, denn vom Kaplande aus hat es bisher noch nichts thun können, als die Gebiete der Kaffern zu verwüsten und die Anarchie einzuführen. Die Macht der Buren zu brechen, ist das britische Reich noch lange nicht im stande, und selbst im Kaplande macht sich eine unabhängige Strömung geltend, welche der britischen Superiorität die Nachbarschaft des Transvaal bald wird unangenehm werden lassen. Die Sequestrirung der Delagoabai-Eisenbahn mußte allerdings Lord Salisbury zum Handeln zwingen, aber sie zeigte auch, daß Portugal nicht daran denkt, englischer Botmäßigkeit seine afrikanischen Interessen zu unterstellen. Ein bedenklicher Fehler ist aber, daß der Protest gegen das portugiesische Protektorat in einem Tone abgefaßt ist, der nicht sehr viel Raum für friedliche diplomatische Erörterungen zuläßt, denn es heißt in dem Dokument, das der britische Gesandte, Mr. Patra, in Lissabon übergeben hat, nicht etwa, daß die portugiesische Regierung sich im Irrtum befunden hat, sondern es wird einfach dekretirt, daß sie unrechtmäßiger Weise und wissentlich britisch erwiesene Rechte vergewaltigt hat. Die portugiesische Regierung sieht sich also vor die Alternative gestellt, ebenso bündig zu antworten, daß es das britische Kabinett sei, welches unzweifelhafte portugiesische Rechte zu zerstören unternimmt. Und Portugal ist im Recht, denn es hat den Nachweis des ältesten Besitzes und die Verträge mit den völlig unabhängigen Häuptlingen des unter Protektion genommenen Gebietes. Lord Salisbury hat sich gleich auf einen Standpunkt gestellt, der ohne Blamage keinen Rückzug zuläßt, so daß die Angelegenheit leicht eine ernste Wendung nehmen kann, wenn nicht die übrigen Mächte sich dagegen sträuben, daß die Landkarte des reichen Südwest- und Mittelafrikas ausschließlich in Downing Street mit den Farben Ihrer großbritannischen Majestät zurechtgemalt wird.

— (Das deutsche Kapital in den Kolonien.) Eine lebhafte Debatte hatte sich in den letzten Reichstagssitzungen über die geringe Neigung des deutschen Kapitals, nach Anlage in den deutschen Kolonien zu suchen, erhoben. Die Behauptungen der Freisinnigen, welche das schon angelegte Kapital gewaltig unterschätzten, sind dann von dem Abgeordneten Herren Woermann und Hammacher auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt worden, aber nichtsdestoweniger bleibt die von uns schon oft beklagte Thatsache bestehen, daß das deutsche Kapital lieber in dem Auslande Verwendung finde, als in den deutschen Kolonien. Wir finden die Gründe dafür in der unsicheren Lage der Kolonien, der Haltung der Regierung 2c., aber daß auch andere Gründe dazu beigetragen haben, läßt uns eine Zuschrift aus Brüssel über die Sitzung der dortigen Abteilung am 2. November vermuten, in der es heißt: „Im Laufe des Abends wurde ferner die Bemerkung aufgeworfen, daß die Kolonialzeitung ebenso wie der Jahresbericht der Gesellschaft Klagen über die Lässigkeit des deutschen Kapitals für den Eintritt in die koloniale Bewegung enthalte, während doch nirgends darin eine Andeutung gegeben worden, wo dem Kapital für den Eintritt eine Thür geöffnet sei. Weiter glaubte man jegliche Andeutung über die wirtschaftlichen Erfolge der deutschen Kolonien, bezüglich der Gesellschaften, sowie über die Ausfuhr von Produkten in unseren Häfen zu vermissen und hielt es für wünschenswert, zu erfahren, welche Aussicht sich der Vorbereitung einer größeren Niederlassung von Ackerbauern 2c. in Südwestafrika böte, da allgemein bekannt sei, daß aus dem Kapland viele Ansiedler dahin auswandern und sich dort breit machen." Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so hat die Kolonialzeitung oft genug Andeutungen darüber gemacht, wo das Kapital Anlagen suchen könne. Richtig ist, daß die interessirten Gesellschaften uns mit mehr Material unterstützen und ihre Engherzigkeit aufgeben sollten. Denn wenn das System sich weiter ausbildet, daß aus Furcht vor Konkurrenz die einzelnen Gesellschaften über große Landstrecken ein geflissentliches Dunkel verbreiten, so wird das Interesse an manchen Unternehmungen vollkommen erlahmen, wie sie später wohl selbst einsehen werden. Erst wenn über die wirtschaftlichen Erfolge der Kolonie die Reichsstatistik genügende Auskunft giebt, was heute nicht der Fall ist, wird man ferner eine klare Auffassung über die Handelsbewegung gewinnen können. Wir haben bereits mehrfach betont, daß eine Neugruppirung der Statistik notwendig ist. Über den letzten Punkt werden die Reichstagsverhandlungen genügenden Aufschluß gegeben haben; eine größere Niederlassung von Ackerbauern in Südwestafrika ist möglich, wenn Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und genügendes Kapital zur Bewirtschaftung vorhanden ist. Denn daß wir in Südwestafrika jetzt energisch vorgehen müssen, sollen nicht die Engländer uns die besten Weidegründe und das wenige fruchtbare Land wegschnappen, darüber herrscht hier keine Meinungsverschiedenheit mehr.

— (Aus Afrika.) Stanley und Emin werden am 5. Dezember in Bagamoyo erwartet. — Wißmann ist zum Major befördert worden. — Aus einer Andeutung des Major Liebert in dem Reichstag geht hervor, daß Wißmann zunächst beabsichtigt, den Karawanenweg von Pangani nach dem Kilimandscharo, der in Usaramo durch das Gebiet des abtrünnigen, mit Buschiri verbündeten, von der Gefangennahme Hans Meyers bekannten Häuptlings Simbodscha führt, zu öffnen und hier die Rebellen zur Ruhe zu bringen. Ohne Zweifel ist dieses Gebiet wichtiger als die südliche Küste, und der Zug nach Mpwapwa hat den Beweis geliefert, daß mit Umsicht und Thatkraft auch im Binnenlande die nötigen Erfolge zu erzielen sind. — Häuptling Mandara von Moschi soll gestorben sein. — Saadani, welches von Wißmann schon dreimal erobert und zerstört wurde, mußte zum viertenmal zerstört werden. Es ist dies jedoch nicht, wie von Gegnern der Kolonialpolitik behauptet wird, ein Beweis dafür, daß der Widerstand der Araber und Eingeborenen nicht zu brechen ist, sondern die Folge eines nicht ganz richtigen Vorgehens gegenüber den Eingeborenen. Paul Reichard hat bereits in Nr. 10 der „Deutschen Kolonialzeitung" auseinandergesetzt, daß man eroberte Plätze mit Besatzung belegen und Tributzahlungen erzwingen muß, wenn man dauernden Erfolges sicher sein will. — Es wird erwartet, daß der Gesetzentwurf, betreffend eine subventionirte Postdampferlinie nach Ostafrika, noch in dieser Woche im Bundesrat zur Annahme gelangen wird. — Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft beabsichtigt, mit einem neuen Programm ihre Thätigkeit auf dem Festlande wieder aufzunehmen und in Bagamoyo eine Faktorei zu errichten. — Dem Reichstag ist ein neues Weißbuch über Ostafrika zugegangen. Dasselbe umfaßt in acht Berichten die Zeit vom 16. Oktober bis zum 17. November. Freiherr von Gravenreuth berichtet am 16. Oktober über die Lage an der Küste, über die Viehein käufe des Reichskommissars, um das Karawanengeschäft zu erhalten, und über die Notwendigkeit, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft anfange, auch einiges für die Hebung des Handels zu thun, um so mehr, als sie es schon ungeschickt anfangen müßte, um unter den jetzigen Umständen nicht einen Gewinn zu erzielen. Am 1. November berichtet Gravenreuth über einen neuen, schwer erkämpften Sieg über Buschiri und die Masiti. Die Berichte Wißmanns über die Expedition nach Mpwapwa sind in allen Einzelheiten bereits bekannt. Das dort errichtete Fort wurde mit 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 100 Mann und 1 Schnellfeuergeschütz besetzt. Den Schluß bilden vier Telegramme Wißmanns aus Sansibar. Vom 9. November: „Saadani wurde nach geringem Widerstand besetzt. Den Kampf gegen Banaheri setze ich fort." Sansibar, den 10. November: „Zelewski hat mit einem Expeditionskorps vier befestigte Positionen von den Banaheri und Useguha mit Sturm genommen. Die Verluste diesseits betrugen 2 tote und 4 verwundete Farbige. Zelewski setzt die Niederwerfung Useguhas fort." Den 11. November: Der Chef Dr. Schmidt hat nordwestlich von Pangani ein Rebellenlager mit dem Bajonnet genommen. Der Feind ließ in einer Boma 30 Tote, worunter Araber." Endlich vom 17. November: „Kipongwe wurde mit Hilfe des Kanonenboots „Sperber" bestraft und ganz Useguha unterworfen."

— (Eine Büste von Dr. Peters) ist von Herrn Bildhauer Franke (Dorotheenstraße 64) ausgeführt worden, welche sich durch eine charakteristische Auffassung auszeichnet. Die Haltung des Hauptes ist eine sehr glückliche; der Ausdruck des markanten Gesichtes ist ein ernster, sinnender. Wir glauben, daß diese Büste, welche hier allgemeine Anerkennung gefunden hat, sich auch auswärts viele Freunde erwerben wird.

— (Stanley und Emin Pascha.) Dem „New-York Herald" ist aus Tsua vom 30. November folgende Depesche von seinem Spezialberichterstatter zugegangen: Ich traf gestern Nachmittag um 5 Uhr hierselbst Stanley, Emin Pascha, Casati, Stairs, Jephson, Dr. Parke und Bonney mit 560 Männern, Frauen und Kindern. Ich fand, daß Stanley sehr wohl aussah; er trägt preußische Militärmütze, leinene Beinkleider, Kanevasschuhe. Ich schenkte ihm eine amerikanische Flagge, die mir anvertraut war; sie ist jetzt auf dem Zelte Stanleys aufgehißt. Stanleys Haar ist ganz weiß, sein Schnurrbart ist stahlgrau. Emin Pascha ist ein kleiner brünetter Mann, welcher eine Brille trägt. In der kurzen Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, teilte er mir mit, daß

Digitized by Google

er nicht Ehrenbezeugungen wünsche für das, was er geleistet habe. Er wünsche nur in die Dienste des Khedive wieder einzutreten. Ich habe Kapitän Casati die für ihn angekommenen Briefe gegeben. Er sieht gut aus; aber die Strapazen, welche er durchgemacht hat, scheinen seine Konstitution ganz untergraben zu haben. Alle anderen Europäer sind wohl. Wir werden alle morgen zur Küste weiterreisen. Stanley, Emin Pascha und Casati waren gestern Abend von Baron von Gravenreuth in dessen Lager zum Mittagessen eingeladen. Reden wurden gehalten von Herrn von Gravenreuth und Stanley; der erstere beglückwünschte Stanley und Emin Pascha und deren Gefährten über ihren erfolgreichen Marsch von Zentralafrika aus. Stanley antwortete, indem er deutschen Unternehmungsgeist und deutsche zivilisatorische Fähigkeit pries.

— (Zur Antisklavereiversammlung in Köln.) Dem Oberlandesgerichtspräsidenten Herrn Dr. Struckmann ist am 29. November das folgende Dankschreiben zugegangen:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 25. d. M. den Mitgliedern der am 25. d. M. im Gürzenich in Köln stattgehabten Versammlung für die Unterstützung und das Vertrauen, welches dieselben der Reichsregierung entgegengebracht haben, den Dank des Herrn Reichskanzlers auszusprechen. Die in der Versammlung gefaßten Beschlüsse werden den deutschen Bevollmächtigten für die gegenwärtig in Brüssel tagende Antisklavereikonferenz zur geeigneten Verwertung mitgeteilt werden. H. Bismarck."

Litteratur.

Koloniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Mit 7 Karten. Zweiter Band. Das Jahr 1889. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Der zweite Band des Jahrbuches, welcher soeben erschienen ist, zeichnet sich durch eine große Reichhaltigkeit aus und dürfte allen denen, welche sich sowohl über die jetzt schwebenden Fragen informiren wollen, als auch denen, welche unsere gerade jetzt mit großer Schnelligkeit fortschreitende koloniale Bewegung genauer verfolgen, eine willkommene Anleitung geben. Es ist durchaus sachlich gehalten und befleißigt sich einer großen Objektivität, spricht sich aber über manche Fragen freimütig aus. Von größeren Artikeln seien erwähnt „Die Antisklavereifrage in Ostafrika", welche die bei Behandlung der Sklavenfrage in Betracht kommenden Momente würdigt, und ein sehr beherzigenswerter Aufsatz „Über ein System der niederen Landmessung innerhalb der Wendekreise", in dem wichtige Ratschläge gegeben werden, wie die Vermessung billig und praktisch zu geschehen habe, damit nicht unsere Kolonien der ersten Landspekulanten wegen in die alte Systemlosigkeit zurückfallen. Denn wenn die Grundstücke nach Gefallen des Kaffee-, des Tabakbauers zugeschnitten würden, so entstehe eine Art Raubbau, der Kataster werde uneinträglich zu Gunsten des zuerst Wählenden und die Blüte der Kolonie, dichte Ansiedlungen, würden nie erreicht. Paul Steiner weist in den „Kulturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten hundert Jahre" nach, mit welchen Schwierigkeiten der tropische Ackerbau zu kämpfen habe, und wie dieselben zu überwinden seien. C. Bolle zeigt in einem Artikel „Das Deutschtum in Brasilien" die Verbreitung der dortigen Deutschen und stellt die Formel auf, nach welcher die Verbrasilianerung derselben in den kleinen Ansiedlungen vor sich gehe. Die Arbeit beansprucht im Hinblick auf die gegenwärtige Lage der brasilianischen Republik ein besonderes Interesse. Über die Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten während des laufenden Jahres berichtet der als Missionsschriftsteller bekannte Pastor Wallroth, während Paul Reichard die Gewerbe und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme beschreibt. Die Schilderung der einzelnen Kolonien und der Vorgänge in denselben wird durch mehrere Karten verständlicher gemacht, unter denen besonders die eines Teiles von Südwestafrika wegen der eingezeichneten Goldfundstellen und anderer Erzlager bemerkenswert und die erste ihrer Art ist. Auch dient die Karte zum Verständnis der Stellung des Hauptmanns von François und seiner Truppe, da sowohl die nach Otyimbingue führenden Straßen, als auch Usakhos und Tsaobis eingetragen sind. Das Buch bringt auch die im Laufe des Jahres erschienenen Gesetze und Verordnungen und dürfte mit der Zeit ein unentbehrliches Nachschlagewerk nicht nur für den Kolonialpolitiker, sondern auch für jeden Kolonialfreund werden.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Liefrg. 23—25. Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lfrg. 3 M. Eduard Trewendt, Breslau 1889.

Mit der 24 Lieferung beginnt der VI. Teil dieses gediegenen naturwissenschaftlichen Nachschlagewerkes; derselbe legt von der gleichmäßigen, fortschreitenden Entwicklung dieses großen Unternehmens Zeugnis ab. Aus dem überaus reichen Inhalt heben wir besonders hervor die Artikel über: Menschenrassen, Muskel- und Nervensystem, Neuralanalyse und Paläontologische Formationen, welche auf der soliden Basis eingehender Forschungen die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft für den Belehrung Suchenden in anziehender Form darbieten. Br.

F. Handke, General-Karte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, 1 : 6 000 000. Nach den neuesten Materialien revidirt und ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung von C. Flemming in Glogau. 1889. M. 1.

In klarer und übersichtlicher Form bietet vorliegende Karte bei sauberer Ausstattung ein gutes Bild der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in ihrer politischen Abgrenzung. Das Kartenbild gewinnt durch den Verzicht auf die Darstellung der Gebirge nicht wenig an Deutlichkeit und Klarheit. Br.

Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes. Novellen von Therese Stutzer, geb. Schott. 187 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889.

Die Novellen, welchen Friedrich Fabri ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat, sind in mancher Hinsicht mehr als rein wissenschaftliches Werk geeignet, in das wirkliche Leben der Kolonisten im Urwalde einzuführen, und vor die Seele des Lesers nicht nur ein Bild der Natur, sondern auch der Thätigkeit der Deutschen daselbst erstehen zu lassen. Für so feine und intime Zeichnungen eignet sich vorzüglich die Feder einer Frau. Die Verfasserin hat eine gute Beobachtungsgabe und schreibt in einer edlen, charakteristischen Sprache, welche sehr anmutend ist.

Jules Stoecklin. Les Colonies et l'émigration allemande. Paris, Louis Westhausser 1888.

Das vorliegende Buch hat für den deutschen Leser weniger durch seinen aus bekannten Quellen genommenen Inhalt, als durch die Thatsache Interesse, daß ein französischer Schriftsteller den bisherigen Erfolgen unserer kolonialen Wirtschaftspolitik nicht nur gerecht wird, sondern sogar Anerkennung zollt.

Im ersten Teile des 275 Seiten umfassenden Buches werden die deutschen Erwerbungen in Ostafrika und in Ozeanien geschildert. Diese umfassenden Ländererwerbungen, so meint der Verfasser, hätten ganz Europa in Staunen versetzen müssen, und wenn auch ein großer Teil derselben verhältnismäßig geringen Wert vom handelspolitischen Gesichtspunkte aus hätte, da sie nur die Errichtung von Handelsfaktoreien gestatten würden, so müsse doch anerkannt werden, daß einzelne Gebiete bereits heute von großer Bedeutung für den Handel wären, andere mit Vorteil für den Plantagenbau sich eigneten, und Deutsch-Südwestafrika zweifellos für deutsche Kolonisation nachmals ins Auge gefaßt werden würde. — Die Auswanderung im zweiten Teile des Buches ist nach den verschiedenen Ländern behandelt, in welchen Deutsche sich niedergelassen haben; ihre bedeutsame gesellschaftliche Stellung im Auslande und die neuerdings erkennbare Belebung des Deutschtums unter ihnen wird vom Verfasser überall gewürdigt. Derselbe hat es zweifellos verstanden, aus guten Quellen das wichtigste Material zusammenzustellen, so daß der Zweck des Buches durchaus erreicht ist, nämlich eine kurze geschichtliche Übersicht der Entwicklung und des Besitzstandes der deutschen Kolonialanfänge, sowie der deutschen Auswanderung, vornehmlich ihrer Verteilung auf die verschiedenen Länder zu geben. Es ist noch zu bemerken, daß dem Buche ein längeres Vorwort von Raoul Postel, einem erfahrenen Kolonialbeamten, vorangeht; derselbe erkennt mit dem Verfasser an, daß die Kolonisation für Länder mit größerer Produktionsfähigkeit ein dringendes Bedürfnis sei, er bezeichnet diese Notwendigkeit als eine längst von Franzosen erkannte Thatsache, und schätzt sich als echter Franzose glücklich, daß Deutschland erst so spät und an letzter Stelle zu dieser Erkenntnis gekommen sei. B.

Eingänge für die Bibliothek.

Es wird bei dem geringen Raum, der uns für Bücherbesprechungen erübrigt, nicht möglich sein, alle Werke besonders zu besprechen, dagegen verfehlen wir niemals, neue koloniale Schriften, welche unserer Bibliothek von den Herren Verfassern und Verlegern zugewiesen werden, den Kolonialfreunden mit Wort und That zu empfehlen, wozu der Verwaltung der Bibliothek mannigfache Gelegenheit aus unseren Mitgliederkreisen geboten wird.

Für die unserer Bibliothek zum Geschenk gemachten Bücher statten wir hierdurch nochmals unseren verbindlichsten Dank ab.

Schluß der Eingänge im Oktober.

Mijer, P. Verzameling van Instructien, Ordonancien en Reglementen voor de Regering van Nederl. Indie, vastgesteld in de Jahren 1609, 1617, 1632, 1650, 1807, 1815, 1818, 1827, 1830 en 1836 met de Ontwerpen der Staats Commissie von 1803 en Historische Aantekeningen. Gr. 8°. LVI. 524. Landsdrukkerij, Batavia 1848.

Nederlandsche Consulaire Vorschriften, Consulair-Reglement met de daaten betrekkelijke Instructien en andere Bescheiden. Uitgegeven up last von Ihr. C. Hartsen. Gr. 8°. IX. 311. Gebr. Relinfante s'Gravenhage 1889.

Petermanns Mitteilungen. Ergänzungshefte 3.—34 und 95 (Dr. S. Partsch, Die Insel Leuka, Eine geographische Monographie. Perthes, Gotha. 1889.

Pfeil, L., Graf von. Ueber Erdbeben und Seebeben. Sonderabdrücke aus „Gaea" 1889 Heft X, gr. 8°. 11. E. H. Mayer, Leipzig 1889. (Vom Verleger.)

Pierre, Eugène. De la procédure parlementaire. pt. 8°. 148. A. Quantin, Paris 1887.

Politieke Beschouvingen. 5 Tle. 8°. M. Nijhoff s'Gravenhage 1867 u. 68.

Possedimenti e Protettorati Europei in Africa. 1889. Rac. di notize gegr stor. pol. e milit. sulle regioni costiere africane 4°. VIII. 179. Voghera Carlo, Roma 1889. (Vom Verleger.)

Prinsterer, G. v. Mr. Keuchenius en zijne Widerpartij ders in 1809. Gr. 8°. 75. Hövcker, Amsterdam. 1869.

— Aan de Conservative party. Gr. 8°. 19. Ebenda.

Rees, O. v. Geschiedenis der Staathuishoudkunde in Nederland tot het einde der achttiende eeuw. gr. 8°. 2 Tle. I. XIII. 406. 2. XIV. 505. Kemink & Zoon, Utrecht. 1868.

Regerings Almanak van Nederl. Indie. 1889. I—II. 8°. I. 667. II. 891. Landsdrukkerij, Batavia.

Saalfeld, Friedr. Geschichte des portug. Kolonialwesens in Ostindien. 8°. XXII. 270 Gr. Röwer, Göttingen. 1810.

Sardá, Don Augustin. La Isla de Puerto Rico, estudio hist. y geogr. 8°. 29. Evaristo Sánchez, Madrid. 1889. (Geschenk von Rafael T. Campo).

Schilling, J. Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. 5. Aufl. 8°. VIII. 351. G. A. Glöckner, Leipzig. 1889. (Vom Verleger.)

Seegäfen, Die, des Weltverkehrs. Dargestellt von Joseph R. v. Lehnert, Dr. Karl Zehden Joh. Holeczek, Dr. Theodor Licalek unter Red. von Alexander Dorn. gr. 8° in 50 bis 60 Lieferungen. Volkswirtschaftlicher Verlag, Alex Dorn, Wien. 1889. Lfg 1. M. 0,50. (Vom Verleger.)

Soest, G. H. v. Geschiedenis van het Kulturstelsel III Tle. gr. 8°. Nijgh & v. Ditmar, Rotterdam. 18 9 u. 71.

Staatsblad van Nederl. Indie 1816—1888. 51 Bände. s'Gravenhage u. Batavia

Steiner-Darmstadt. Drei Weltsprachsysteme: Pasilingua, Volapük, La linguo internacia. 8°. 30. Heusers Verlag, Berlin. 1889.

Stuhlmann, Dr. Franz. 1. u. 2. Bericht über eine mit Unterstützung der Kgl. Akademie der Wissensch. unternommene Reise nach Ostafrika zur Untersuchung der Süßwasserfauna. gr. 8°. 15. u. 16. Sitzungsbericht der Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. z. Berlin. Heft XLIX Dezb. 88 u. XXXII Juli 89. (Vom Verfasser).

Tabellarische Übersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1888. Zusammengestellt von dem handelsstatistischen Büreau. gr. f. Hamburg 1889. (Von dem betr. Büreau).

Thum, Prof. Dr. Rud. Neue franz. Grammatik für den Kaufmann und für Gewerbetreibende. 6. Aufl. 8°. VIII. 216. G. A. Glöckner, Leipzig 1889. M. 2.25. (Vom Verleger.)

Tchihatchef, P. de. Spanien, Algerien in Tunis. Brief von Michel Chevalier. 8°. XX. 531. 1 Karte. Th. Griebens Verlag. Leipzig (L. Fernau) 1882.

Treney, X. Extraits des Economistes des XVIII. et XIX. siècles. 8°. 495. Maison Quantin, Paris 1888.

Digitized by Google

Waal, E. de. Onze indische Financien, nieuwe Reeks Aantekeningen. 7 Bände. 8°. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1876 1884.
— Nederlandsch Indie in de Staaten general sedert de grondwet von 1814. 3 Bde. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1860 u. 1861.
— De Kolon. Politiek der Grondwet en hare toepassing tot 1862. 8°. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1863.
— Aantekeningen over Kolon. Anderwerpen I–XII. gr. 8°. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1864–1868.
Wop, Indische Brieven over Kolon. Herrovering. 3 Thle. 8°. M. Nijhoff, s'Gravenhage 1866.

Eingänge im November.

Annuaire diplomatique et consulaire de la repbl. franç. pour 1889. 8°. 440. Berger-Levrault & Cie. Paris 1889.
Arnold, John, Mülheim. Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum. Aus dem Engl. 8°. VIII. 304. Vom Vers. aut. Ausg. C. Bertelsmann in Gütersloh 1878. (Vom Verleger.)
Bastian, A. Europäische Kolonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. Gr. 8°. 63. F. Dümmlers Verlag. Berlin 1884. (Geschenk von Herrn Gen.-Sekr. Dr. Bokemeyer.)
Derj. Das Fremdwort der Kolonien zur Sprachreinigung empfohlen. Eine Anfrage an Freunde derselben. 8°. 106. C. G. Mittler & Sohn. Berlin 1889. (Geschenk von Herrn Gen.-Sekr. Dr. Bokemeyer.)
Derj. Die Kulturländer des alten Amerika. 3. Band der Nachträge und Ergänzungen des ethn. Museums, 2. Abth. Gr. 8°. 66. Weidmannsche Buchhdlg. Berlin 1888. (Geschenk von Herrn Gen.-Sekr. Dr. Bokemeyer.)
Berghaus, Dr. H. Physikalischer Atlas. Geogr. Jahrbuch zur Mitteilung aller wichtigeren neuen Erforschungen. 1850–1852. 4°. Justus Perthes, Gotha 1850–1852.
Blaikie, W. G. Das Leben David Livingstones. Hauptsächlich nach seinen unveröffneten Tagebüchern und Briefen. Mit Erläut. u. Zusätz. von O. Denk. 2 Bde. 8°. I. X. 299, 2. 311. Mit 1 Portr. u. 1 Karte. C. Bertelsmann, Gütersloh 1881. (Vom Verleger.)
Boletin Trimestral del Inst. Meterolg. Nacl. de la Republica de Costa Rica. Pub. bajo la dir. d. Prof. Enrique Pillier. Gr. 4°. 63. Tipgr. Nacl. San José 1889. (Von der betreff. Direktion.)
Brecht, Theod. Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. 8°. IV. 227. H. Klein, Barmen 1890. (Vom Verleger.)
Buch, Das, der praktischen Erwerbslehre. Eine Quelle des Wohlstandes für Jedermann. Unter Mitwirkung berühmter Fachmänner von R. Fröbel. 2. Aufl. in 10 Lfgn. Lfg. 1. 8°. 80. Fröbelsche Verlagshdl. Leipzig. 1889.
Cameron, V. S. Quer durch Afrika. Aut. deutsche Ausg. in 2 Teilen. 8°. 1. XVI. 325. 2. XVI. 324. Mit 150 Abbild. und 1 Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig 1877.
Chinin als Prophylakticum gegen Malaria. 8°. 22. C. F. Böhring & Sohn, Waldhof b. Mannheim. 1889. (Vom Verleger.)
Chirita, C. Dictionar Geografic al Indetului Vasluiu 8°. 226. J. V. Socecu, Bucuresci 1889. (Von der Rumän. geogr. Gesellsch.)
Cole, W. A. Das Kap und die Kaffern. Mitteil. über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Südafrika. Aus dem Engl. von Haßkarl. 2. Aufl. 8°. XV. 280. Arnoldsche Buchhandlung, Leipzig 1858.
Dislère, Paul. Notes sur l'Organisation des Colonies. gr. 8. 191. P. Dupont Paris 1888.
— Traité de Législation Coloniale. 8°. 4 parties. P. Dupont, Paris 1885–88.
Dupont, Ed. Lettres sur le Congo. Récit d'un voyage scientifique entre l'embouchure du fleuve et le confl. du Kassai. Ouvrage ill. de 12 gros. et de 11 cts. gr. 8° VIII. 724. C. Reinwald, Paris 1889. (Vom Verleger.)
Friedrichson, J. Geschichte der Schiffahrt. Bilder aus dem Seewesen. 8°. VI. 274 mit Abbild. Verlag&anst. Akt.-Gesellsch. (vorm. J. F. Richter) Hamburg. 1890. (Vom Verleger.)
Further Correspondence, respct. the Affairs of Bechuanaland and adjacent territories. gr. f. VI. 44. 3 Maps. Eyre & Spottiswoode, London 1889.
Galton, Francis, Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Aus dem Engl. 8°. XI. 180. Mit 5 Abbild. 1 Tafel u. 1 Karte. Dytsche Buchhandlg., Leipzig.
Hansen, G. Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. gr. 8°. VIII. 407. 1 Pl. J. Lindnersche Buchhandlg. (Schöpping), München 1889 (Vom Verleger.)
Helmes. Gott will es. Lfg. 11. Schöning in Münster i. W.
Hildebrandt, J. M. Ethnographische Nachrichten über Wakambe und ihre Nachbaren. Separat-Abdruck aus Ztschr. f. Ethnogr. 1878. Okt.-Hft. 347–406. Wiegand, Hempel & Parey, Berlin 1878.
Holzendorf, A. v. Die koloniale Frage und ihre Lösung durch das Reich. 8°. 88. R. Gärtners Verlag. Berlin 1889. (Vom Verleger.)
Holub, E. Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Lfg. 27 u. 28. Hölder, Wien. (Vom Verleger.)
Humboldt, A. v. Gesammelte Werke. Lfg. 24 u. 25. C. G. Cotta, Stuttgart 1889. (Vom Verleger.)
Junckers, Dr. W. Reisen. Lfg. 12 bis 19. Hölzel, Wien 1889. (Vom Verleger.)
Kärger, K. Brasilianische Wirtschaftsbilder. Erlebnisse und Forschungen. gr. 8°. VIII. 530. Gergenne & Comp, Berlin 1889. (Vom Verfasser.)
Leroy, A. Rapport, fait au nom de la comm. du budget chargée d'examiner le projet de loi portant fixation du budget gen. de l'exercice 1890. 4°. 37. Minist. du com. de l'ind. et des col. Paris.
Lättke, Moritz. Der Islam und seine Völker. Eine religs., kult.- u. zeitgeschichtliche Skizze. 8° IV. 187. C. Bertelsmann, Gütersloh 1878. (Vom Verleger).
Meinecke, G. Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1890. 2. Jahrgang. 16°. 208. P. Langenscheirt, Berlin 1889. (Vom Verfasser.)
Memorial of the Celebration of the Jubilee of Her Maj. Reign and of the Centenary of Sierra Leone 1889. 4°. 124. Wittigham. London 1889.
Mitteilungen des Allgem. deutsch. Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Neue Folge. Nr. 1. 8°. 49. Selbstverlag. Berlin 1889.
Mouvement de l'Emigration en France, années 1878 à 81. 4°. 67. Imp. natl. Paris 1883.
Munzinger, W. Sitten und Recht der Bogos. 4°. XIV. 90 und 1 Karte. Wurster & Komp., Winterthur 1859.
Pahde, Dr. A. Der Afrikaforscher Ed. Vogel, geb. in Krefeld 1829, gest. in Badelai 1856. 8°. 36. Vortragsheft Nr. 82. Akt.-Gesell. (vorm. J. F. Richter) Hamburg 1889. (Vom Verleger.)
Reichenbach, A. Martin Behaim. Ein deutscher Seefahrer aus dem 15. Jahrhundert. kl. 8°. VI. 69. 1 Portr. 1. Karte. C. Kiesler, Wurzen u. Leipzig 18·9. (Vom Verleger.)
Projet de loi présenté à la chambre des dépt.; portant fixation du budget gén. de l'exercice 1890. 4°. Minist. de la mar. et des cols. Paris 1889.
Report on the process and condition of the Royal Garden at Kew, during the year 1882. 8°. 73. Eyre and Spottiswoode, London 1884.
Schuiling, R. Nederland Tuschen de Tropen. Aardrijskunde onzer Kolonien in Oost u. West. gr 8° XIII 656. Dr. Erven J. J. Tijl Zwolle 1889. (Vom Verleger.)
Seehäfen, die des Weltverkehrs, Lf. 2 u. 3. Volkswirth. Vlg. A. Dorn, Wien. (Vom Verleger.)
Seler, Dr. E. Reiseberiefe aus Mexiko. gr. 8°. IV. 267. Mit 8 Tafeln u. 11 Abbildungen. F. Dümmlers Vlg., Berlin 1889. (Vom Verleger.)
Thamm, O. Von Kiel bis Samoa. Reiseerlebnisse des am 16. März 1889 im Sturm bei Samoa ertrunkenen Obermatrosen Adolph Thamm. Nach seinen Briefen herausgegeben. 8°. 116. Conrads Buchhdlg. Berlin 1889. (Vom Verleger.)
Voigt, G. Zinstabellen nebst Anweis. über praktisches Rechnen. 2. Aufl. gr. 8°. 24. E. Meißner, Leipzig 1889. (Vom Verleger.)
Z..... Kongofahrten. gr. 8°. 698. E. Pierson's Vlg, Dresden u. Leipzig 1890. (Vom Verleger.)
Zoll-Kompaß. Sammlung der Einfuhr-Zolltarife der europ. Zollgebiete und jener von Algier, Ägypten, Marokko, Tunis und den Vereinigten Staaten von Amerika. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Handelsminister. vom Zollinformationsbüreau des k. k. österr. Handels-Museums. 1. Jahrg. gr. 8°. VII. 547. Vlg. des k. k. österr. Handelsmuseums. Wien 1889. (Von der betr. Behörde.)

Karten.

Cawston. Matabililand. Goldfields between the Limpopo and Zambesi 1889 1:1000000 Ed. Standford, London 1889.
Handtke, F. General-Karte von Süd-Amerika. 8. Aufl. 1:13 000 000.
" " " Australien. 16 Aufl. 1:20 000 000.
" " " Afrika. 33. Aufl. 1:14 500 000. C. Flemming in Glogau 1889. (Vom Verleger.)
Holle, R. F. Schets-Taalkaart van de Residentie Bangka 1:750 000.
—, Schets-Taalkaart van den Riomo en Lingga-Archipel. 1:750 000. Topogr. Bur. Batavia 1889.
Republique de Paraguay, La. Carte et Notices, par M. A. Criado trad. par M. Winsweiler, consul gen. du Paraguaye en France. Bordeaux 1889. (Geschenk vom Buchh. Winsweiler.)
Schulwandkarten der deutschen Schutzgebiete in der Südsee. 1:2 000 000. Geogr. Inst. Weimar. (Von dem betr. Inst.)
Deutsche Kolonialkarten Nr. 9. Schauplatz der Wißmannschen Expedition. 1:1 000 000. Geogr. Inst. in Weimar. (Von dem betr. Inst.)

— Der deutsche Kolonialkalender für das Jahr 1890 (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. Dr. P. Langenscheidt) ist erschienen und bietet für jeden, welcher sich über die allgemeine Lage, sowie über die bestehenden Gesellschaften informiren will, reiches Material. Derselbe enthält nebst einem Kalendarium und Diarium eine Liste der Reichsbeamten für die deutschen Schutzgebiete, und Beschreibungen der deutschen Kolonien, soweit sie augenblicklich von Interesse sind. Der belletristische Teil bringt Artikel über die Ausrüstungen der kriegerischen Expeditionen nach Afrika (mit Illustrationen); „Gold" eine Entdeckungsgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert; Winke für einen deutschen Kolonisten in Afrika; ein Jagdausflug in die „Bara" von Witu (von Leutnant v. Tiedemann) und koloniale Kommerslieder. Das Verzeichnis der deutschen Kolonialgesellschaften ist gegen den ersten Jahrgang bedeutend vermehrt, wie überhaupt der Kalender nach Form und Inhalt manche Verbesserungen aufzuweisen hat.

Bekanntmachung.

Abteilung Berlin.

Der Vortragabend am Montag den 9. Dezember cr. fällt aus. Der nächste Vortragabend wird durch besondere Einladung den Abteilungsmitgliedern bekannt gemacht werden.

Ruf aus Samoa.

Die deutsche Schule zu Apia.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche des letzten Bürgerkrieges in Samoa ging der lang gehegte Wunsch der daselbst lebenden Deutschen, ihren Kindern eine wesentlich deutsche Erziehung geben zu können, in Erfüllung. Durch freigebig gezeichnete Beiträge der hiesigen Deutschen wurde eine deutsche Schule ins Leben gerufen, welche unter Leitung des Herrn Dr. O. Sierich am 1. August 1888 mit einer Anzahl von 26 Schülern eröffnet wurde.

Trotz der mannigfachen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, mit denen man in den unruhigen Zeiten des verflossenen Jahres (fortwährender Bürgerkrieg, große Feuersbrunst, schwerer Orkan und allgemeine Niederlage des Handels) zu kämpfen hatte, und der gefährlichen Konkurrenz von vier fremden Schulen (eine Knabenschule der hiesigen französischen Mission, eine Mädchenschule derselben Mission unter Leitung der französischen katholischen Schwestern, eine Knaben- und Mädchenschule der London Mission Society und eine Knaben- und Mädchenschule eines englischen Privatlehrers) ist nunmehr das erste Schuljahr mit recht erfreulichem Erfolge zu Ende geführt worden. Ein Bericht darüber ist in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Verbreitung des Deutschtums im Auslande in Berlin veröffentlicht worden.

Es erscheint uns demnach als eine Ehrenpflicht, diese aus rein nationalem Gefühl hervorgegangene Einrichtung, welche unter so vielen Anfeindungen und schwierigen Verhältnissen ein Jahr lang wacker aufrecht gehalten worden ist, nicht fallen zu lassen.

Zur gedeihlichen Entwicklung und zur Sicherung des Bestehens der Schule hat sich nun aber die Errichtung eines eigenen Schulhauses und das Engagement eines neuen Lehrers mehr und mehr notwendig erwiesen.

Da die zur Erreichung dieses Zweckes hier aufzubringenden Mittel nicht ausreichen, ist in der letzten Generalversammlung beschlossen worden, die Hilfe unserer deutschen Landsleute außerhalb Samoas anzurufen.

In diesem Sinne erlaubt sich der unterzeichnete Vorstand hiermit die höfliche Bitte an alle diejenigen zu richten, welche sich für das Gedeihen des durch die Ungunst der Verhältnisse so hart bedrohten Deutschtums in Samoa interessiren, ihr Scherflein zum Besten der Deutschen Schule zu Apia beizutragen.

Apia, im August 1889.

Der Vorstand der deutschen Schule zu Apia.

O. Schlueter, Kaiserl. Konsulatssekretär, Vorsitzender. **E. Weber**, Leiter der Hauptagentur der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Apia, stellvertretender Vorsitzender. **A. Bollbrandt**, Kaufmann, Kassirer. **K. Hufnagel**, Pflanzungsverwalter. **A. Harder**, Zimmermeister.
Dr. **O. Sierich**, Leitender Lehrer.

Beiträge für die Schule werden auch von der **Redaktion der Deutschen Kolonialzeitung** entgegengenommen.

Quittungen.

Zu einem **Denkmal für die auf Samoa Gefallenen** zahlten ferner an mich: Herr Graf Behr-Bandelin auf Gützkow 40 M., Herr Dr. Denicke in Marienwerder 3 M., Herr R. Bormfeldt in Gr. Cape Mount 1 Dollar. Weitere Beiträge nimmt gern entgegen

Berlin, 20. August 1889. Carl Grunert, Kunstverlagshändler, SW., Charlottenstraße 22. Schatzmeister der Abteilung Berlin.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, sowie für das deutsche Hospital in Sansibar bei der unterzeichneten Gesellschaft eingingen, wird hiermit herzlich dankend quittirt. Thorner Missions-Hülfsverein 75 M.; Dr. Kaliffe in Gremsdorf 4 M.; Kolonialgesellschaft, Abtl. Blankenburg a. H. 17,50 M.; Kolonialgesellsch.ft Abtl. Belgard 22 M., Konsistorialrat Balan in Posen 5 M.; durch Frau Exzellenz Gräfin Monts die Hälfte der Sammlung des Ober-Regierungs- und Schulrats Dr. Albrecht in Straßburg i. E. zur Vervollständigung des Inventars im Deutschen Hospital in Sansibar 181 M. Durch die Herren Pastor Diestelkamp 448,21 M., Missionsinspektor Beyer 3169,86 M.; Pastor Böhme 20,15 M.; Pastor Berlin 75 M. Zusammen 4012,72 M.

Berlin, den 30. November 1889.
Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
Der Schatzmeister. J. V.: Franke, Feunstraße 59.

Sprechstunden der Redaktion von 11–1 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Digitized by Google

Deutsche Kolonialzeitung.

Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Redakteur: Gustav Meinecke.

Alle Sendungen für die Redaktion und Expedition dieses Blattes sind zu richten an die Adresse: Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25.

Die Deutsche Kolonialzeitung erscheint jeden zweiten Sonnabend. — Bezugspreis in Deutschland und Österreich-Ungarn (durch die Post — Nr. 1540 der Postzeitungsliste — oder im Buchhandel) jährlich 8 Mark, im Auslande jährlich 10 Mark. — Die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitung unentgeltlich. Beitrittserklärungen zur Deutschen Kolonialgesellschaft mit einem Jahresbeitrag von mindestens 6 Mark für Deutschland und Österreich-Ungarn, 8 Mark für das Ausland, sind an das Büreau der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstraße 25, zu richten. Anzeigen: Preis der 4 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 50 Pf., werden von Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 63, 64, 65, entgegengenommen.

Nr. 39. Berlin, 21. Dezember 1889. Neue Folge. 2. Jahrgang.

Inhalt: Von der deutschen Emin-Pascha-Expedition. — Engländer und Portugiesen in Südafrika. — Neue Mitteilungen aus Südafrika. Von Karl Blind. — Statistisches aus Ostafrika. — Die Handelsausstellung in Hamburg. — Aus dem Reichstag. — Der Sturz der Portugiesenherrschaft im Sansibargebiete (1698). Von Gr. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Kleine Mitteilungen. — Litteratur. — Quittungen. — Register.

Von der deutschen Emin Pascha-Expedition.

Über das Schicksal des Dr. Peters und der von ihm geführten Expedition herrscht immer noch Ungewißheit und es läßt sich auch die Zeit noch nicht sicher bestimmen, wann dieser peinliche Zustand endigen wird. Nach einer am 20. November hier eingetroffenen Depesche hatte Herr Clemens Denhardt in Lamu Briefe von Dr. Peters empfangen, welche ungefähr am 5. Oktober von Korkorro abgesandt waren und wonach sich die Expedition damals wohl befand. Diese Briefe sollten ungefähr Mitte Dezember hier in Berlin ankommen; sie sind heute, den 18., noch nicht da, aber wenn sie auch in einigen Tagen eintreffen, so werden sie eben nur für die Zeit bis zum 5. Oktober Gewißheit geben. Die letzte Post aus Sansibar hat schriftliche Aufklärung über den Ursprung der Meldung von dem Untergang der Expedition gebracht, welche anfangs November von Sansibar aus verbreitet wurde. Gerüchte von einem Überfall durch Eingeborne waren schon Mitte Oktober an der Küste verbreitet. Ein Galla-Neger und ein arabischer Soldat, die aus dem Innern kamen, waren die Träger der Nachricht. (Ob sie Augenzeugen des Vorgangs gewesen sein wollen oder nur von anderen die Nachricht gehört hatten, ist nicht aufgeklärt.) Danach wären Peters und v. Tiedemann mit ihren Leuten einige Tagemärsche hinter Korkorro bei einem Orte mit Namen Oddo-Bororua von Somalis überfallen und getötet oder doch verwundet und aller ihrer Sachen beraubt worden. Diese Nachricht gewinnt eine gewisse Wahrscheinlichkeit dadurch, daß Peters in einem jüngst durch die Zeitungen veröffentlichten Privatbrief aus Engatana den Ort Odo-Baru-Koro als die Stelle bezeichnet hat, wo die Somalis, mit denen er in Witu zusammengetroffen war und einen Vertrag abgeschlossen hatte, ihm wieder begegnen und Nahrungsmittel überbringen sollten. Mit jener Nachricht steht in vollkommenem Widerspruch die letzte von Herrn Borchert eingegangene Meldung. Herr Borchert hat sich Ende Oktober von Lamu aus auf den Weg begeben, um mit dem zweiten Teil der Expedition dem Dr. Peters nachzurücken. Er muß auf seinem Wege, wenn Peters wirklich verunglückte, hiervon Kenntnis erlangt haben. Nun ist am 23. November ein Telegramm des Hauses Hansing u. Co. hier eingegangen, wonach Borchert von „Pokomoni“ aus meldete: die Somalis hätten eine englische, nicht die deutsche Expedition zersprengt. Peters und Genossen hätten am Kenia eine befestigte Station errichtet. Eine gleichlautende Nachricht ist bei dem Auswärtigen Amte eingegangen. Solange nicht von Borchert anderweitige Mitteilungen eintreffen, darf man die Hoffnung hegen, daß dessen letzte Meldung auf gutem Grunde beruht hat und daß somit Peters und Tiedemann sich am Keniagebirge in gesicherter Stellung befinden.

Der obenerwähnte Privatbrief des Dr. Peters, dessen Datum nicht angegeben ist, der aber ungefähr Mitte August geschrieben sein muß, gibt über die damalige Lage des Unternehmens und die weiteren Absichten des Führers so bedeutsame Aufschlüsse, daß wir ihn hier dem vollen Wortlaute nach glauben mitteilen zu müssen. Er ist in Engatana geschrieben und lautet:

„Mein lieber Herr! Ich muß gestehen, daß diese Emin Pascha-Expedition ungewöhnliche Anforderungen an meine Geduld und Willenskraft stellt. Die famose Tana-Route ist, genau wie ich im Herbst sagte, eigentlich für Expeditionen ganz unzugänglich. Zur Zeit ist außerdem die ganze Flußthalsohle in Hungersnot. An dieser ist die englische Expedition endgiltig gescheitert und ich muß alle Kräfte anspannen, um diesem Schicksal zu entgehen. Ich lasse mir meinen Proviant auf Böten mitführen, was natürlich zu Zögerungen Veranlassung gibt. So komme ich nur langsam vorwärts. In 3—4 Wochen ist die Ernte reif und diese Not ist vorüber. Wir sehen hier einer reichen Ernte entgegen. Jetzt leben die Leute hier wörtlich von Gras und Rinde. Es ist gar nichts zu haben als Wasser, wenn davon im Fluß genug ist. Sie glauben nicht, was uns die Verproviantirung für Schwierigkeiten machte, insbesondere auch für meine Kamele, Esel und mein Reitpferd. Dazu kommen die ganz unregelmäßigen Tagesrouten. Wiederholt ist von morgens ganz früh bis 4—6 abends zu marschiren, ehe ein Halteplatz erreicht wird. Das Tanathal gleicht ganz den Nilbildungen im Kleinen. Der Fluß hat in eine öde Steppe ein äußerst fruchtbares, jedoch schmales Alluvialgebiet hineingetragen. In diesem ziehe ich entlang, d. h. ich lagere darin. Den Windungen des Flusses folge ich nicht, sondern ziehe gerade durch die Steppe meinem Lagerplatz zu. Hier muß ich wieder einige Tage warten — auf Getreide aus Kipini und Kau, sowie auf meine Böte. Sowie ich im Korkoro bin, was Gott weiß wann, aber ohne jede Frage überhaupt eintreffen wird, dann habe ich die unmittelbare Unterstützung der Kawallah-Somalis und werde mich auch sofort mit den Massais in Verbindung setzen. Die ersteren haben mit mir in Witu am letzten Tage, als ich da war, indem sie mir nachkamen, noch einen Vertrag gemacht: Ich sollte neutral bleiben, wenn sie die Wagalla angreifen, dafür wollen sie mir in Korkoro, und zwar in Odo-Baru-Koro, Vieh und Kamele zutreiben, und ich soll immer ihr Sultan sein, so lange ich in Afrika bleiben wolle. So lautet der Schluß des vom Scheriff Hussein aufgesetzten Vertrages. Die Massais müssen mir Esel herantreiben. Dann denke ich bequem bis an die große Baringo-Karawanenstraße kommen zu können, wo sich weitere Hilfsmittel finden. Ich habe schon einigemal in diesem Leben erfahren, daß vor einem stetigen Willen unüberwindlich scheinende Hindernisse zurückweichen; und ich glaube auch, daß die Vorsehung dieses Unternehmen im Grunde will, so sehr auch alle Anzeichen dagegen zu sprechen scheinen. Denn, was dieses Unternehmen für diesen Teil von Afrika zu werden vermag, das sehe ich doch erst jetzt mit aller Deutlichkeit ein. Auf dem Tana müssen Dampfer hinaufbrausen; dann zieht sich der Baringo-Handel bestimmt hierher. Die Wapokomo müssen gegen die Somalis und Massais geschützt werden, damit sie den Mut zur Viehzucht und zum Getreidebau im Großen finden. Stationen müssen den Handelsweg nach Nordwesten bis in den Sudan sichern. Vielleicht ist mir die Aufgabe beschieden, hier bahnbrechend zu wirken. Dann werde ich auch die mich beherrschenden Widerwärtigkeiten verstehen, die mich gezwungen haben, zu Kamelen zurückzugreifen und mich immer wieder auf den Fluß zurückzwingen. Ich habe mich so von all' den hergebrachten Reiseüberlieferungen mittelafrikanischer Expeditionen frei machen müssen. So aber kann dies Unternehmen in Wirklichkeit epochemachend für die Geschichte Mittelafrikas werden. In dieser felsenfesten Überzeugung arbeite ich daran von morgens bis abends und in diesem Vertrauen bin ich entschlossen, mein ganzes Ich gegen alle Schwierigkeiten und Sorgen zu setzen, im Vertrauen darauf, daß, wenn ich mir selbst, mir schließlich Gott auch helfen wird. Haben Sie und unsere Freunde in Deutschland nur mit uns Geduld. Schieben wir uns auch langsam vor, — Sie dürfen überzeugt sein, daß, so schnell es irgend geht, wir immer noch vorwärts kommen — so bleibt unsere Basis bis nach Witu hin aber immer gesichert und eine Katastrophe vermeide ich auf alle Fälle. Dies ist meine nächste Pflicht. Das deutsche Emin Pascha-Unternehmen muß jedenfalls durchgeführt werden und ein praktisches Resultat haben. Mit diesem unbeirrbaren Entschluß werde ich stehen und fallen, wenn meine Willenskraft eben nicht durch Krankheit gebrochen wird. Ich glaube dies aber nicht. Ich habe besonderes Vergnügen daran, mich mit Ihnen heute in Verbindung zu setzen. Unmittelbar vor meinem Zelt fließt der Tana, etwa wie die Weser bei Hameln! Das gegenüberliegende Ufer ist üppig mit Bananen und Mais bepflanzt. Weber und Tiedemann sind auf die Jagd gegangen und es ist ein

Digitized by Google

stiller schöner Morgen, an welchem die Seele sich so recht wieder einmal zusammenfassen kann. Hinter mir das Gezänk von Europa liegt da, wie das brausende Meer, von dem auch nicht ein Hauch, geschweige ein Ton herüber dringt. Vor mir aber liegt Mittelafrika und eine große, stolze Aufgabe. Wind und Wellen hinter mir so fern; vor mir liegt die Zukunft und „vorwärts" ist meine Losung.

Die „Nordd. Allgem. Ztg." faßt die neuesten Nachrichten über die deutsche Emin Pascha-Expedition wie folgt zusammen:

Bei den Widersprüchen, welche sich in den Meldungen über das Schicksal der Petersschen Emin Pascha-Expedition finden, ist es von Interesse, die vorliegenden Nachrichten kurz zusammenzustellen. Die letzten direkten Mitteilungen von Dr. Peters und von v. Tiedemann stammen aus einem, einige Tagereisen von Massa am Tana entfernten Orte, bis wohin die Genannten mit der Hauptkarawane vorgedrungen waren. Kapitänleutnant Rust war krankheitshalber in Witu zurückgeblieben und folgte jenen später mit einer eigenen Karawane bis in die Gegend von Kitutuni am Tana. Hier entstand in seinem Lager Feuer, welches die gesamten Vorräte vernichtete, so daß einstweilen der Weitermarsch aufgegeben werden mußte. Das vierte Mitglied der Expedition, Borchert, war durch den „Neera"-Prozeß längere Zeit in Sansibar zurückgehalten worden. Nach Beendigung desselben reiste Herr Borchert mit einem der Wißmannschen Dampfer nach Lamu, um von dort aus zunächst zu Rust und sodann mit diesem gemeinsam zu Dr. Peters vorzudringen. Auf dem Marsche zu jenem erhielt er in Ngao die Nachricht von der stattgehabten Zerstörung der Rustschen Vorräte und zugleich einen Brief aus Lamu, in welchem der Untergang der von ihm in Sansibar gemieteten und mit Tauschartikeln und Ausrüstungsgegenständen für die Expedition beladenen Dhau gemeldet wurde. Infolge dieser Nachrichten sah sich Borchert genötigt, wieder nach Lamu zurückzukehren, um neue Einkäufe zu machen, von wo er sodann am 30. Oktober über Witu wieder nach Ngao abgreift ist. Nachdem schon Mitte Oktober einmal ein Gerücht über schwere Kämpfe des Dr. Peters mit den Eingeborenen aufgetaucht war, gelangten am 29. und 30 Oktober an Clemens Denhardt aus Kau zwei Briefe, in welchen übereinstimmend die Vernichtung der Petersschen Karawane bei Korokorro am Tana durch Massais gemeldet wurde. Dr. Peters soll danach durch mehrere Speerstiche in die Brust getötet worden sein, während es dem Leutnant v. Tiedemann angeblich gelungen ist, mit zwei Speerwunden im Arme, zu entkommen. Er und ein Somaliträger sollen die einzigen Überlebenden der ganzen Karawane sein. Inzwischen sind auch von den beiden übrigen Expeditionsmitgliedern Borchert und Rust Berichte eingegangen. Borchert, welcher am 30. Oktober, wie erwähnt, ins Innere aufgebrochen war und Auftrag erhalten hatte, Dr. Peters den Rückkehrbefehl zu überbringen, meldete, nach einem hier am 23. November eingegangenen Telegramm, an das Emin Pascha-Komitee aus Pokomoni: „Somali zersprengten englische, nicht deutsche Expedition. Peters und Gefährten wohlauf, errichtete befestigte Station Kenia. Ihre Depeschen besitzend, werde Peters in Eilmärschen Kenia, eventuell Baringo einholen." Dagegen ging am 30. November eine telegraphische Mitteilung aus Sansibar ein, wonach Rust, krank nach Lamu zurückgekehrt, glaubte, daß Peters und Tiedemann tot seien, da an sie abgesandte Boten nicht zurückgekommen wären. Ob diese Schlußfolgerung gerechtfertigt ist, steht dahin. Im Hinblick auf die günstige Borchertsche Nachricht müssen wir jedenfalls noch eine weitere Bestätigung abwarten, ehe wir den Untergang der Expedition als zweifellos ansehen können.

Engländer und Portugiesen in Südafrika[1]).

In den letzten Tagen haben Telegramme aus Mozambique, laut welchen Major Serpa Pinto die Makololo am Schire mit Kanonen angegriffen und besiegt habe, in England, wo man über Portugals Vorgehen in Südafrika schon sehr erbost war, eine lebhafte Entrüstung wachgerufen. Diese Makololo, ein feiger, durch die Bestrebungen englischer Missionen allerdings etwas zivilisirter Völkerstamm, hätten es niemals gewagt, sich gegen die portugiesische Oberhoheit aufzulehnen, wenn sie nicht von den Engländern dazu aufgestachelt worden wären. Konsul Johnston hatte sie unter englischen Schutz gestellt und ihnen englische Fahnen gegeben. Da aber Portugal seine Oberhoheit über diese Gebiete erklärt hatte, eine Schutzerklärung seitens der englischen Regierung nicht erfolgt war, so hatte Serpa Pinto anscheinend gar keine Veranlassung, die aufsässigen Makololo wegen der englischen Flaggen, welche sie heraussteckten, zu schonen. Doch kann dieser Zwischenfall die Spannung zwischen Portugal, welche durch die letzte portugiesische Note vom 29. November (am 6. Dezember in London übergeben) schon sehr verschärft war, zu einer unleidlichen machen.

Diese Note, welche die von Lord Salisbury am 21. November übersandte beantwortet, und von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in deutscher Übersetzung vollständig abgedruckt wurde, ist in einem sehr würdigen Tone gehalten; sie stellt zunächst fest, daß kaum nach Bekanntwerden des Wortlautes des zwischen England und Lobengula abgeschlossenen Übereinkommens Ende April des vorigen Jahres der portugiesische Konsul in Kapstadt dagegen Protest erhoben habe, daß später am 1. August 1888 bei Überreichung der Notifikation über den ratifizirten Vertrag seitens des englischen Geschäftsträgers Portugal auf den Vorschlag der englischen Regierung, die Grenzfrage zu reguliren, eingegangen sei, daß aber die englische Regierung dem Vorschlage weiter keinen Verfolg gegeben habe. Die portugiesische Regierung habe ferner gegen die vom Parlament des Kaplandes in einem „Blaubuche" veröffentlichte Karte protestirt, wo Ländereien, die seit mehr als 200 Jahren unter ihrem Einflusse gestanden hätten, als dem Lobengula gehörig angegeben worden seien, und habe ferner gegen die Konzession des Mr. Rudd, aus welcher sich die jetzige britische südafrikanische Gesellschaft entwickelt habe, Verwahrung eingelegt.

Der Vertrag mit Lobengula bildet die einzige Grundlage des Vorgehens der Engländer; er erfährt eine eigentümliche Beleuchtung in der Note. Die Herrschaft jenes Häuptlings stütze sich allein auf die Übermacht seiner in so grausamer Weise ausgeübten Gewalt, daß der Bischof von Bloemfontein gegen diese Gewalt protestirt habe, als er erfuhr, daß dem Lobengula tausend Gewehre verbesserter Konstruktion nebst zugehöriger Ausrüstung übergeben worden seien, die man durch die Zollämter von Kapstadt eingeführt habe, während über die Küsten von Sansibar und Mosambik die Blokade verhängt war.

Es wird ferner bestritten, daß alle Maschonastämme dem Lobengula Tribut zahlen, und dabei das Zeugnis des bekannten englischen Jägers Selous herbeigezogen, welcher allerdings eine Autorität ist, da er die gründlichste Kenntnis über das Maschonaland auf seinen vielfachen Streifereien sich erworben habe.

Portugal stellt den englischen Ansprüchen folgende entgegen: die Entdeckung, die effektive Inbesitzhabung Jahrhunderte hindurch, sowie die Arbeiten der Bekehrung und der Erforschung, des Handels und der Militärherrschaft, deren Spuren sich auf jedem Schritte in jenen Gegenden vorfinden, und die Erhaltung eines effektiven Einflusses erklären, welcher den glänzenden Erfolg der Expedition von Serpa Pinto und Leutnant Cordon bestimmt habe. Das historische Recht Portugals stützt sich auf die im Jahre 1630 geschehene Zession des alten Reiches Monomotopa, welches sich, von Nordost nach Südwest, von der Gegend, wo der Cafue mit dem Sambesi zusammentrifft, den Lauf des Umfuli hinunter, bis zum Ozean in Inhambane erstreckte. Im Maschonaland wurden Festungen[1]) erbaut, Expeditionen von Bergleuten und Handwerkern nach dorthin entsendet, Missionen eingerichtet, und wenn auch hier und dort die geringe Macht Portugals eine schnelle Entwicklung verhinderte, so hat die Behauptung dieses Besitzes doch nie eine Unterbrechung erlitten. Auf den Karten von Sambesia, deren zweite Auflage vom Jahre 1867 datirt, figurirt auch stets der Sanhate als Grenze der portugiesischen Besitzungen südlich des Sambesi, denn bis dorthin reichen thatsächlich die sogenannten Lehnsherrschaften (prazos) der Krone.[1]) Eine Ordre des Gouverneurs von Tete genügt heute noch, um enorme eingeborene Streitkräfte in Bewegung zu setzen, wie Montagu Kerr in seinem Werke (The Far Interior) nachweist, und das glückliche Resultat der Expedition von Paiva de Andrada und Cordon, welche bis zum Umfali und Sanhate vorgedrungen sind und mehrere Häuptlinge zu Vasallen gemacht haben, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, ist nur dem Vorhandensein eines thatsächlichen und dauernden Einflusses zuzuschreiben.

Was nun die Bestimmungen des portugiesischen Dekretes vom 7. November betrifft, welches sich auf die nördlich vom Sambesi belegenen Ländereien bezieht, so stellt das englische Memorandum den Satz auf, daß die thatsächliche Besitzhaltung heute die wesentliche Bedingung für die Anerkennung der Oberherrschaft sei. Die portugiesische Regierung antwortet vollkommen korrekt, daß sich die darauf bezüglichen Bestimmungen der Kongoakte nur auf die Küstengegenden beziehen. Bestände ein solcher Satz wirklich, so könnte die Souveränität Deutschlands in seinen Besitzungen südlich vom Cunene und Sambesi und westlich vom Mombassa, ebenso wenig die des Kongostaates bis Garanganja, ja die Souveränität Englands selbst in dem Gebiete der

[1]) Siehe Nr. 37 „Die britisch-südafrikanische Gesellschaft".

[1]) Die „Map of the Matabili, Mashona and Bamangwato Countries" von George Cawston führt in der umstrittenen Maschonalandschaft an zehn alte verlassene portugiesische Forts und mehrere Handelsstationen auf. Das berühmte Simbabye, neben dem die Portugiesen ein Fort Massikesse errichten wollen, fällt noch in das portugiesische Gebiet. Bekanntlich ist seit Mauchs Reisen und Entdeckungen prähistorischer Ruinen hierhin das Ophir der Alten verlegt worden, eine Hypothese, die ebenso viele Verteidiger als Gegner hatte. Neuerdings dürfte sich das Verhältnis sehr zu Gunsten der ersteren verschieben, und zwar infolge von Entdeckungen, über welche Missionssuperintendent Merensky jüngst in der Kolonialabteilung des Vereins Deutscher Studenten berichtete. Zwei Brüder Posselt haben im vergangenen Jahre den, weil auf der Grenzscheide zwischen zwei feindlichen Völkerstämmen liegenden und wegen der ihm im Glauben der Eingeborenen anhaftenden Heiligkeit äußerst schwer zugänglichen Ort besucht und Mauchs Anzaben vollkommen bestätigt gefunden. Besonders merkwürdig war, daß sie an Säulenköpfen roh geschnitzte Bilder von Papageien entdeckten, möglicherweise den tukkijim des hebräischen Ophirberichtes, welche fälschlich mit Pfauen übersetzt worden sind.

[1]) Siehe Nr. 6. Jahrgang 1889, der Deutschen Kolonialzeitung S. 47.

Digitized by Google

Aequatorzone und in den ausgedehnten Landstrichen der Bamanguato und der Matabele, die jetzt der englischen Machtsphäre in Südafrika einverleibt sind, sicherlich nicht aufrecht erhalten werden.[1]) Die Priorität der Entdeckung des Nyassa, welche in das Jahr 1624 verlegt werden muß, gebührt den Portugiesen, und neuere englische Reisende, u. a. auch Livingstone, bestätigen, daß der portugiesische Einfluß noch dort herrscht, wie ja auch die Expedition des Antonio Maria Cardozo, infolge deren viele Eingebornen-Häuptlinge portugiesische Vasallen wurden, sowie die Gründung einer Mission der weißen Patres in M'ponda, südlich des Nyassa, bewiesen habe.

Das sind in Kürze die Rechtsgründe, auf welche sich Portugal bei seinen Ansprüchen stützt; es deutet an, daß es dem Handel und der Schifffahrt durch die ausgedehnte Ostküste Erleichterungen garantiren könnte, was den Riesenunternehmen der Engländer sehr zu statten kommen würde, und daß es bereit sei, ein derartiges Abkommen der Verwirklichung näher zu bringen.

Daß England bei dieser Streitfrage rechtlich sehr im Nachteil ist, ist einleuchtend. Es fragt sich nur, ob das englische Missionsinteresse am Schire — denn dies ist schließlich das wichtigste — so groß ist, daß es für die Engländer eine offenbare Verhöhnung des Rechtes nicht rechtfertigen, sondern entschuldigen würde. Denn wenn Portugal die Freiheit der Schifffahrt auf dem Sambesi zugestehen sollte, so kann die African Lakes Company zur Blüte gelangen. Was schließlich England mit einer Enklave im portugiesischen Gebiet anfangen will, ist nicht recht einzusehen; sie dürfte ihm bald so lästig werden, als die Swasiland-Enklave zwischen Transvaal und Portugal, welche es sich jetzt herausschneiden will, ihm gefährlich werden kann. Und Portugal hat, was auch immer seine Gegner sagen mögen, trotz seiner jetzigen Ohnmacht und oft verkehrten Politik in den Kolonien, die Jedermann wohl einsieht, ein volles Recht zu betonen: „Portugal, welches Indien eroberte, welches Brasilien schuf, hat eine Vergangenheit, wie kein andres Volk. Diese Vergangenheit gibt ihm das Recht, die feste Hoffnung zu hegen, daß ein neuer Glanz den portugiesischen Namen umstrahlen wird. Nur Afrika kann ihm diesen Glanz versprechen. Verteidigt dort Portugal sein Recht, so verteidigt es seine Zukunft!"

Neue Mitteilungen aus Südafrika.

Von Karl Blind.

Man ist in England allgemein überzeugt, daß die West- und Ostküste Südafrikas an Wert sich nicht mit den inneren Landesteilen messen kann. Das hindert jedoch diejenigen, welche den Ausbau eines groß-afrikanischen Reiches betreiben, durchaus nicht, bei jeder Gelegenheit bald versteckt, bald offen den Wunsch nach Abschüttelung der deutschen Küstenansiedelung und Herbeiziehung auch jener Gebietsteile zu den englischen Besitzungen auszudrücken. Einen gewissen Wert muß also wohl auch das haben, was Deutschland jetzt besitzt, so wenig es vorläufig sein mag. Vielleicht kann da das französische Sprichwort gelten: „Was gut zum Nehmen, ist auch gut zum Behalten." (Ce qui est bon à prendre, est bon à garder.)

Die Erschließung des „dunkeln Erdteiles" ist ganz entschieden eine der bedeutsamsten Thaten unseres Zeitalters für die allgemeinere Sittigung der Menschheit und den volkswirtschaftlichen Fortschritt. Mehr als 2300 Jahre hat es gedauert, bis Stanley wieder auf jenes listige, grimme Zwergvolk gekommen ist, von welchem schon Herodot (II, 32) berichtete. Rasch geht es jetzt mit der Eröffnung Afrikas vorwärts. Im nächsten Jahrhundert, dessen Beginn so nahe bevorsteht, wird man es kaum mehr fassen können, daß Europa all diese ungeheuer lange Zeit mit dem Inneren eines benachbarten Weltteiles völlig unbekannt geblieben ist — ja, unbekannter, als es in grauer Vorzeit der Fall war.

[1]) Die portugiesische Regierung hätte diese Beispiele noch vermehren können, denn auch Italien hat noch nicht die geringsten Anstrengungen gemacht, um Artikel 35 der Kongoakte in seinem Somaliprotektorate in Ostafrika zu erfüllen. Derselbe lautet: „Die Signatarmächte der gegenwärtigen Akte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen an den Küsten des afrikanischen Kontinentes besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Obrigkeit zu sichern, welche hinreicht, um erworbene Rechte und gegebenen Falls die Handels- und Durchgangsfreiheit unter den Bedingungen, welche für letztere vereinbart worden, zu schützen." Auch die deutsche Regierung hat wohl noch keine Aufwendungen für das neueste Schutzgebiet ins Auge gefaßt. Man kann ihr daraus keinen Vorwurf machen, da die Zeit seit der Übernahme des Protektorats eine sehr kurze ist, aber es würde sich doch empfehlen, entsprechend den Bestimmungen der Kongoakte, welche eine sehr elastische Auslegung zuläßt, oder aus anderen kolonialpolitischen Gründen — denn eine Gesellschaft für Hohenzollernhafen wird sich nur unter der Voraussetzung des Schutzes seitens des deutschen Reiches bilden wollen und können — der Frage näher zu treten, in welcher Weise hier ein hinreichender Schutz einzurichten wäre, zumal im Lande, wie in der Deutschen Kolonialzeitung bereits nachgewiesen, nicht die geringste Autorität vorhanden ist.

Bis an den Sambesi haben sich die Engländer einstweilen schon das zunächst zu erreichende Ziel gesteckt. Das Land ist anscheinend darin mit einbegriffen, welches im Altertum als das goldreiche Ophir berühmt war. Es werden sich Märkte in dem dichtbevölkerten Mittelafrika eröffnen, welche für den Welthandel die größte Bedeutung erlangen müssen. Ein wenig mit dabei zu sein, kann für Deutschland nur Nutzen bringen.

So sehr anzuerkennen ist, daß England, wenn auch aus Gründen handgreiflichen Vorteiles, die Erschließung Afrikas fördert, so ist doch nicht zu wünschen, daß die Siedler aus niederdeutschem, aus holländischem Stamme, welche einen Teil des Bodens der Wildnis abgerungen und unter mannigfacher, schwerer Bedrängsnis freie Gemeinwesen dort gegründet haben, infolge dieser englischen Bestrebungen untergehen, oder daß zwischen Engländern und Holländern dadurch eine Feindschaft entsteht, welche am Vorgebirge zu blutigen Wirren führen könnte. Unter Verletzung des Vertrages, der zwischen England und der Südafrikanischen Republik 1884 abgeschlossen wurde, ist das, ehemals von diesem Freistaat in Anspruch genommene Betschuanaland unter englische Hand gekommen, teils als Kron-Ansiedelung, teils als schutzherrschaftliches Gebiet. Darüber hinaus reicht jetzt Englands Macht bis an den Sambesi, kraft eines von der Königin an eine Gesellschaft verliehenen Schutzbriefes. So ist der Transvaal- und mit ihm der Oranjefreistaat von Süden, Westen und Norden her umringt. In diesem Augenblick handelt es sich nun darum, ob durch etwaige englische Besitzergreifung von Amatonga- und Swasiland der Südafrikanischen Republik für alle Zukunft auch der Zugang zum Meere nach Osten hin abgeschnitten werden soll. Der unlängst erfolgte Tod Umbandines, des Fürsten von Swasiland, der als verkommener Trunkenbald starb, hat die Frage über die Zukunft dieses Gebietes plötzlich zu einer brennenden gemacht, indem die Südafrikanische Republik einer-, England anderseits ihre Blicke auf dasselbe geworfen haben.

Über die Zustände in Südafrika liegen soeben zwei umfassende Schreiben von Lady Frederick Cavendish vor, welche zum Besuche von Verwandten und Freunden dorthin gegangen ist. Es ist die Witwe des im Jahre 1882 durch die „Unüberwindlichen" in Dublin ermordeten Sohnes des Herzogs von Devonshire und Bruders von Lord Hartington. In Kimberley lebt einer ihrer eigenen Brüder als Geistlicher. Ihre Briefe von dorther sind ein Gemisch von launiger Darstellung, von biblischem Glaubenseifer und von schlauer Richtung auf die Vergrößerung des englischen Besitzes. Als Gast Sir Hercules Robinsons, des früheren Statthalters und Oberbevollmächtigten in Südafrika, lernte sie rasch die Verhältnisse kennen. Ihm, der bekanntlich den Strebern und Drängern von der Mackenzieschen Schule, welche ebenso deutschfeindlich, wie dem holländischen Stamme gram sind, Jahre hindurch entgegengetreten ist, gibt sie das Zeugnis eines von ihm eingehaltenen „weisen Regierungsverfahrens". Ganz milde und sacht gelangt sie selbst jedoch zu Vorschlägen, welche darauf berechnet sind, schließlich dem Transvaal-Freistaat ein Ende zu machen — nicht auf gewaltsame Art, sondern auf einem pfiffig ersonnenen Umwege.

Voran stellt Lady Frederick Cavendish ein paar Bemerkungen, welche ganz im Geiste nicht bloß Sir Hercules Robinsons, sondern auch der holländischen Bevölkerung der Oranje- und Transvaalrepublik geschrieben zu sein scheinen. Sie spricht nämlich ironisch von „gewissen vortrefflichen Leuten, die da meinen, England, und England allein, habe das Recht, sich das Gebiet von Eingeborenen anzugliedern, und die daher außer sich kommen würden, wenn etwa Transvaal sich des Swasilandes bemächtigt." Sie erklärt weiter: es sei „ein völliger Irrtum, zu behaupten, wir (die Engländer) würden, wenn dies geschähe, die Swasi an die Buren verkaufen; denn verkaufen kann man doch das nicht, was Einem nicht gehört". Dann gedenkt sie des Vertrages von 1884, zufolge welchem eigentlich „weder England, noch die Südafrikanische Republik sich ohne gegenseitige Zustimmung das Swasiland aneignen oder dasselbe gegen den Willen der Swasihäuptlinge und des Volkes mit Beschlag belegen sollen".

Streng genommen, enthält der Vertrag garnichts von gegenseitiger Zustimmung oder von dem Willen der Swasihäuptlinge u. s. w. Nur zu wenig ist der Wortlaut dieser Urkunde in England überhaupt bekannt. Andernfalls könnte es nicht geschehen, daß viele ganz ungebührlich in denselben eine angebliche Fortdauer der englischen Oberherrlichkeit (Suzerainty) über die Südafrikanische Republik hineinlegen. Es steht darin keine Silbe von solcher Oberherrlichkeit. In Bezug auf Swasiland sagt der Vertrag kurz und bündig: „Die Unabhängigkeit der Swasi, innerhalb der im ersten Abschnitte dieses Vertrages angedeuteten Grenzen wird vollkommen anerkannt." (Im holländischen Text: „De onafhankelijkheid van de Swazies, binnen de grenzen van Swazieland, gelijk die angeduid zijn in het eerste Artikel van deze Conventie, zal ten volle worden erkend.")

So wie Lady F. Cavendish die Sache darstellt, bedürfte es

Digitized by Google

eigentlich nur eines gegenseitigen Abkommens zwischen England und dem Transvaal-Freistaat, um die Unabhängigkeit der Swasi vertragsmäßig aufzuheben. Ich nehme an, daß die Schreiberin den Wortlaut der Urkunde nicht kennt, und daß man ihr die genannte Darstellung an die Hand gegeben hat. Es muß das von Leuten geschehen sein, welche die öffentliche Meinung in England für ihre großafrikanischen Zwecke gern irre führen.

Ganz richtig sagt Lady F. Cavendish dann, England könne im Grunde, so wie die Grenzverhältnisse liegen, nur im Luftschiff nach Swasiland hineinkommen. Oder es müsse einen höchst ungesunden, während sechs Monaten im Jahr unzugänglichen Weg durch Amatonga-land nehmen. Über letztere Angabe läßt sich streiten. Die Erdkundigen sind vielleicht nicht ganz einig darüber, ob ein solcher Weg England gehört. Die Verfasserin fährt dann fort:

„Nähmen wir das Land ohne die Zustimmung von Transvaal, so geschähe es unter Verletzung unserer Übereinkunft, und wir würden mit Transvaal auf gezogene Degen stehen. Wir glichen da dem Manne, der mit einem Grundstücke belastet ist, zu welchem er kein Zugangsrecht besitzt." (Hier ist also der Weg durch Amatonga-Land schon aufgegeben!) „Lassen wir aber die Buren Besitz von Swasi-Land ergreifen, unter Zustimmung der Eingeborenen, so darf es nur unter gewissen klaren Bedingungen geschehen. Wir müssen das Stimmrecht für alle Europäer in Swasi-Land verlangen. Transvaal müßte seinerseits alle Ansprüche nach Westen und Norden hin zurückziehen und unsere Zwecke für Eröffnung des Innern mittelst der großen, unlängst von Ihrer Majestät mit einem Freibriefe begabten Gesellschaft unterstützen und fördern. Ist das Stimmrecht einmal im Swasi-Lande gewährt, so kann es nicht lange den englischen Einwohnern in Transvaal vorenthalten bleiben; und so würde sich die Umgestaltung des Transvaal in eine englisirte Republik friedlich vollziehen."

Dies ist kostbar. Es leistet das Mögliche an Unbefangenheit. Daß Betschuana-Land „unter Verletzung unserer Übereinkunft von 1884" von England mit Beschlag belegt wurde, erwähnt Lady F. Cavendish nicht. Jetzt soll die Südafrikanische Republik das für England unzugängliche Swasi-Land, dessen innere Zustände — wie die Schreiberin auseinandersetzt — ganz unhaltbar geworden sind, übernehmen dürfen, vorausgesetzt, daß es unter Bedingungen geschieht, welche dem holländisch redenden Freistaat schließlich den Garaus machen würden! Hier ist Zweck und Ziel der Mackenzieschen Schule wieder einmal deutlich erklärt.

Lady F. Cavendish erwähnt — was übrigens allgemein bekannt ist — daß in der Kap-Ansiedelung die Mehrheit im Volke und in der gesetzgebenden Versammlung eine holländische ist. Viel Eifersucht und böses Blut sei zwischen der holländischen und englischen Einwohnerschaft vorhanden gewesen; doch Dank der weisen Regierung von Sir Hercules Robinson habe sich das Verhältnis gebessert. Wie es unter dem neuen Statthalter werden wird, müssen wir freilich abwarten. Von Zwischenheiraten, welche namentlich in den oberen Ständen am Vorgebirge stattfänden, hofft Lady F. Cavendish eine Milderung der Stammesgegensätze „zu gunsten des stärkeren, d. h. des englischen Menschenschlages". In der Südafrikanischen Republik, die sie stets „Transvaal" nennt, habe sich das Verhältnis der Bevölkerung durch die Einwanderung der Goldgräber ganz verschoben. Im Jahre 1881 habe es dort je 1000 Engländer auf 8000 Holländer gegeben; jetzt gebe es ja 8000 Holländer auf 30 000 Engländer.

Diese Zahlen sind, glaube ich, nicht genau. Das Verhältnis ist für die holländisch sprechende Bevölkerung immer noch ein besseres, abgesehen davon, daß die anders sprechende Einwohnerschaft nicht aus lauter Engländern besteht. Würde freilich dem losen, abenteuernden Volke der Goldgräber, dessen Sittlichkeit die Verfasserin selbst in den dunkelsten Farben malt, das Stimmrecht erteilt, so wäre die Südafrikanische Republik bald vernichtet, und England würde dann eingreifen, um die Ordnung wiederherzustellen.

Lady F. Cavendish weiß sich eins mit den Bestrebungen für Verbreitung des richtigen Glaubens. Ihre eigentümlichen Zusammenstellungen mögen allerdings ein Lächeln erwecken. So sagt sie zum Beispiel: „Der thatsächlich unbegrenzte Raum für Einwanderer in diesem Gebiete; die Diamantfelder und, was jetzt am wichtigsten ist, die großen Entdeckungen an Gold; das Alles ist für jeden Engländer äußerst anziehend; um wie viel mehr für den Christen, der begierig ist, diese ungeheueren neuen Gebiete für Jesus Christus gewonnen zu sehen!"

Diamanten, Gold und Jesus: eine neue Dreinigkeit! In einem zweiten Briefe ergeht sie sich, trotz dieser Winke mit den Schätzen der Welt, in folgendem Satze: „Für Jeden, dessen Sorge es ist, das Banner Christi gegen die Scharen Mammons und Satans zu erheben, ruft das Schlachtfeld von Kimberley mit Trompetengeschmetter."

Das Schlachtfeld von Kimberley! Um die Abschlachtung eines freien, unabhängigen Gemeinwesens handelt es sich, und zwar mittelst eines fein ausgeklügelten Planes, bei welchem das Blutvergießen vermieden, dagegen sozusagen eine stille Erwürgung vorgenommen werden soll. Wiederholt schildert Lady F. Cavendish den holländischen Buren als einen der Suche nach Gold und dem Menschengewimmel abgeneigten Mann, der lieber das Feld bebaut, ja, eher abermals auf den Wanderzug geht, um sich eine unabhängige, freistehende Heimstätte, ein einzelnes Hofgut — eine „Einöd",[1]) wie man noch in Bayern sagt — zu erhalten, von der aus man des Nachbarn Schornsteinrauch auf Meilen weit nicht sieht. Das ist noch ganz ein altgermanischer Zug.

„Echt holländisch!" sagt Lady F. Cavendish etwas spöttisch, indem sie der Antwort erwähnt, welche der neue Obmann des Oranje-Freistaates, Herr Reitz, bei Besprechung dieser Dinge ihr gab. Er hatte sich nämlich über die, vor der hereinströmenden Masse der fremden Goldgräber auf den Wanderzug gegangenen Ackerbauer so geäußert: „Mir sind die Farmer lieber, als das Gold!"

Ist das etwa kein ehrenwerter Zug? Die Bauern der beiden holländischen Freistaaten mögen etwas langsam in ihrer Art sein; aber sie stellen doch eine bessere Bevölkerung dar, als die Masse der goldgierigen Abenteurer, unter welchen sich, nach Lady F. Cavendishs eigener Schilderung viel Strolchentum befindet. Am Bibelglauben haben die Bauern auch zur Übergenüge, obgleich sie jenem Staatskirchentum feind sind, zu welchem ihr Bruder, der Geistliche zählt.

Bei solcher Lage kann man nur wünschen, daß das Stimmrechtsgesetz der Südafrikanischen Republik keine Änderung erleidet, damit das holländische Gemeinwesen nicht plötzlich von den Mammonsdienern, um in der Verfasserin eigener Sprache zu reden, überflutet werde. Würde niederdeutsche und deutsche Einwanderung überhaupt dorthin erfolgen, so könnte das nur zur Stärkung der bestehenden Einrichtungen dienen. Das alles ist freilich den Gewalt-Predigern von Mackenzies Schlag ein Gräuel, welche die Selbstregierung der holländischen Einwohnerschaft am Kap stürzen, den Sitz der englischen Verwaltung nach Natal verlegen, die zwei Freistaaten vernichten und sogar Deutschland und Portugal aus West- und Ostafrika verdrängen möchten.

Die Handelsausstellung in Hamburg
auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1889.

IV.

Kopal, gewaschen und ungewaschen (Sandaruji *kis.*) S. (Export von dem Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im ersten Geschäftsjahr 510 000 M.).

Orseille, grobflechtig und feinflechtig (malelle *kis.*) S. Die Kräuterorseille besteht vorzugsweise aus der echten Lackmusflechte, welche an Felsen stets in der Nähe des Meeres wächst und sowohl im Mittelmeer, auf den azorischen Inseln, als auch an der afrikanischen Ostküste bis südlich zum Kap der guten Hoffnung vorkommt und gesammelt wird. Man gewinnt den roten Farbstoff, welcher lediglich zum Färben von Gespinnsten dient, durch Behandlung mit Ammoniak. In der letzten Zeit ist die Orseille vielfach durch die billigeren Theerfarben verdrängt worden, aber die Ausfuhr aus Ostafrika ist noch ziemlich bedeutend. (Einfuhr in Hamburg von Afrika am indischen Ozean 1888 für 499 710 M.)

Ebenholz, K. S. (mpingu challis *kis.*). K. O. Sehr wertvolles, schweres Holz, dessen Verwendung allgemein bekannt. Ebenholz liefernde Bäume sind in verschiedenen Arten über das ganze tropische Afrika verbreitet, soweit Wälder vorkommen, vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean. Über die Baumarten herrscht noch Unklarheit. Nach den verhältnismäßig geringen Mengen zu schließen, welche in den Handel kommen, sind die Ebenholzbäume nicht sehr häufig; in den Küstengegenden sind sie wohl schon gänzlich ausgerottet. Das Ebenholz bildet wie das Rotholz nur den inneren Kern des Stammes und ist von weichem, weißem Splintholz umgeben.

Grenadillholz (mpunga njakundu *kis.*). O. Das sogenannte braune oder rote Ebenholz, von ungewisser Abstammung.

Sandelholz, Santalum album (liwuah *kis.*). S. Das geruchlose Splintholz liefert das weiße und dessen rosenartig riechendes Kernholz das gelbe Sandelholz. Ersteres ist ein vorzügliches Nutzholz, letzteres dient vorzüglich zum Räuchern.

Rotholz (barwood) Pterocarpus santalinoides. K. Ein vielausgeführtes, aber, nachdem die chemische Darstellung von Farben so große Fortschritte machte, minder wertvoll gewordenes Produkt. Das Rotholz ist in den Wäldern von ganz Zentralafrika verbreitet, und die verschiedenen Gattungen und Arten der den Papilionaceen angehörigen Bäume zeichnen sich durch Größe, Formenschönheit und die an manchen Tropenbäumen zu beobachtenden Seitentafeln der Stämme aus. Das Holz ist hart und schwer, wenn auch weniger als das Ebenholz. Das Rotholz bildet den Kern des Stammes und ist von weißem Splint umgeben. Die Flugapparate an den Samen begünstigen die weite Verbreitung des Baumes. Wer das Werkzeug kennt, mit welchem die Neger die mächtigen Rotholzbäume fällen und bearbeiteten, wird Grund haben, den allgemein verbreitenten Vorwurf, der Neger sei faul, nicht ganz zutreffend zu finden. Das Blatt der Art des Negers besteht aus einem etwa 8 Zoll langen, 1¾ Zoll breiten und ¼ Zoll dicken Stück europäischen Stab-

[1]) Von dem alt-deutschen Od, d. h. Gut.

Digitized by Google

eisens. Das eine Ende dieses Eisenstückes ist zugespitzt und steckt in dem keulenförmig verdickten Ende des Stieles, das andere Ende ist geschärft. Das ist die Art, mit welcher die riesigen Mengen von afrikanischem hartem Rotholz für ein kaum zu nennendes Spottgeld hergestellt werden; dieses elende Werkzeug fällt den mächtigen Stamm in tagelanger, ausdauernder Arbeit und zerkleinert die oft 50 Fuß langen und 3—4 Fuß im Durchmesser haltenden Bäume in Scheite von $2^1/_2$—3 Fuß Länge. Oft meilenweit entfernt vom Dorf findet der Neger den Baum, baut sich dort eine Hütte und haust dort mit seiner Familie oft wochenlang, um den Waldriesen zu bewältigen und ihn dann endlich zerkleinert nach dem nächsten Wasserwege zu transportiren. Vgl. Soyaux „Deutsche Arbeit ꝛc." Seite 143. (Einfuhr in Hamburg von Afrika in 1888 von Atlantischen Ozean 66 990 M.)

Citronenholz S. Von Citrus medica oder Thuja orientalis (?)

Curcuma longa. K. Die pomeranzenfarbigen, handförmig gegliederten Wurzelknollen sind unter den Namen gelber Ingwer bekannt, welcher ein ätherisches Öl und einen gelben Farbstoff Curcumin, der vielfach zum Färben der Käse und Butter verwendet wird, liefert.

Steinnüsse (Phytelephas macrocarpa), Elfenbeinpalme, Sü. Den Gipfel des 5—6 m hohen Stammes krönen 6 m lange Blätter, und die 13 kg schweren Früchte von Größe eines Menschenkopfes enthalten 6—9 Samen oder Kerne, welche in getrocknetem Zustande das sogenannte vegetabilische Elfenbein liefern, das vielfach in der Knopffabrikation Verwendung findet. Nebenprodukt.

Wachs. S. K. Von wilden Bienen gewonnen, kommt von verschiedenster Färbung in den Handel.

Häute (ngori *kis.*). S.

Kauris (Kaure *kis.*). S. Export nach der Westküste Afrikas von Sansibar und Mozambique. 1845 zuerst nach Westafrika gebracht, wo die Muschel als Scheidemünze dient. Ende der füniziger Jahre wurden bis 100 000 Zentner per Jahr exportirt; jetzt kaum 10 000 Zentner. Der Export der Kauris hat viel zur Erschließung des ost- und westafrikanischen Handels für Hamburg beigetragen. Die Kaurischnecke hat eine dicke, etwa 2 cm lange, weiße, porzellanartige Schale, die oben gewölbt, unten mit einer Längsspalte geöffnet ist. Aus Sansibar werden noch eine große Anzahl anderer Muschelarten nach Europa exportirt, Ballmouth, Murex, Harfen, Banianenhüte, Tigerkauris u. s. w., aus welchen die bekannten Muschelarbeiten hergestellt werden.

Perlschalen (tschessa *kis.*) S. Sü.

Schildpatt (ngamba *kis.*). K. Sü. S. Stammt meistenteils von der Chelonia imbricata und der Caretschildkröte (Chelonia caretta), welche beiden Arten in den Meeren der heißen Zone rings um die Erde verbreitet zu sein scheinen. Nebenprodukt.

Nashörner (pembe ja farra *kis.*). Die Hörner der afrikanischen Rhinozerosarten, welche eine etwas faserige Struktur zeigen und gleichsam aus verwachsenen Haaren bestehen, werden von Drechslern verarbeitet. Sie sind als Tassen und Becher besonders in Indien und China beliebt. (Export von dem Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft während des ersten Geschäftsjahres für 33 000 Mark.)

Hippozähne (meno ja kiboko *kis.*). Das Flußpferd hat im Unterkiefer zwei halbkreisförmige, im Oberkiefer zwei fast gerade Eckzähne. Die ersteren werden bis zu einem halben Meter lang und bis 4 kg schwer, die letzteren sind voller, gerader und runder, jedoch selten über 30 cm lang und 1 kg schwer. Beide Arten werden zu vielen feinen Drechslerarbeiten gesucht, da ihre Masse an Feinheit, Härte und Weiße das eigentliche Elfenbein noch übertrifft. Die krummen Unterkieferzähne sind mit einem glasharten Schmelz überzogen, der sich nicht verarbeiten läßt, sodaß dieselben abgebeizt werden müssen, wodurch zirka $^1/_3$ des Gewichts verloren geht.

Elfenbein (pembe *kis.*) K. S. Der afrikanische Elephnat lebt noch im wilden Zustande fast im ganzen zentralen Gebiete Afrikas, soweit es wasserreich und fruchtbar ist, von der südlichen Grenze der Sahara bis zum Kaplande. Derselbe wird freilich von Jahr zu Jahr zurückgedrängt und besonders in letzter Zeit so schnell und gründlich ausgerottet, daß, wenn nicht bald auch hier die nötigen Vorkehrungen zu seiner Zähmung und dadurch längeren Erhaltung getroffen werden, mit Sicherheit ein gänzliches Aussterben in nicht allzuferner Zeit vorhergesagt werden kann. Denn schon seit 1879 zeigen die Elfenbeinzufuhren aus Afrika eine regelmäßige und anhaltende Abnahme. Ausgewachsene Stoßzähne sind gewöhnlich bis zu 2 m bis $2^1/_2$ m lang, dabei 30—50 kg, ausnahmsweise bis 75—90 kg schwer. Das schönste und längste Paar Elephantenzähne, welches je nach Europa gekommen ist, befand sich in der Ausstellung der großen Hamburger Firma Heinrich Ad. Meyer; es wiegt 101 kg, ist 2,57 m lang, vollständig fehlerfrei, stammt aus Uganda und hat einen Elfenbeinwert von 3 775 M. Die dicksten und schwersten Zähne werden nördlich von Ukereweesee bis nach Abessinien gefunden. Die Elephantenzähne Afrikas sind leicht zu unterscheiden als solche, die von der Ostküste, und als solche, die von der Westküste kommen. Wenngleich es einige Mittelsorten gibt, so gilt doch als Regel, daß alle Zähne der Westküste schlanker gewachsen und von harter, d. h. transparentiver Qualität sind, während diejenigen der Ostküste mehr gewunden und in weicher, weißer und undurchsichtiger Qualität vorkommen. Ein guter Elfenbeinkenner kann nach Besichtigung wohlerhaltener Zähne den Breiten- und Längengrad nördlich oder südlich vom Äquator, der West- oder Ostküste, annähernd bestimmen, unter welchen die betreffenden Elephanten gelebt haben. Das von der nördlichsten Grenze des Elephantengebietes verschiffte Elfenbein ist der Qualität nach das gröbste und billigste, ähnlich dem der südlichen Grenze bis zum Kaplande, ein weiterer Beleg, daß die alles bildende, treibende Wärme auch die Qualität des Elfenbeins mit bestimmt, denn je weiter vom Äquator, je höher und trockener ein Gebiet liegt, desto gröber und dichter ist die Qualität, und je tiefer und feuchter, desto feiner, transparenter das Elfenbein. Von Gabun aus erhalten wir die schönste transparente, sogenannte grüne Qualität, von Senegambien und Damaraland die gröbste. Die Elfenbeinverschiffungen betrugen von 1879 bis 1883 durchschnittlich pro Jahr: von der Ostküste 564 000 kg, von der Westküste 284 000 kg, im Werte von ca. 47 000 000 M. Dies ergiebt den Verbrauch für Afrika selber an Schmuckgegenständen, Kornschlägern, Keulen, Kriegshörnern u. s. w. nicht gerechnet, ca. 65 000 getötete Elefanten per Jahr! Wahrlich ein trauriges Bild der Hinschlachtung dieses größten Repräsentanten einer aussterbenden Tierwelt; eines Tieres, das einen hoch entwickelten Instinkt besitzt, eines Lasttiers, welches in Indien ca. 1000 kg zu tragen vermag und damit bis zu 70 km per Tag über steinige Gebirgswege zurückzulegen, wo weder Pferd noch Ochse fortkommen würden. Der Totalverbrauch von Elfenbein per Jahr in den Jahren 1879—1883 belief sich in der Welt auf durchschnittlich 38 000 kg; diesem Verbrauch standen während derselben Zeit durchschnittlich per Jahr aus Afrika folgende Exportziffern (wir sehen hierbei von der indischen Ausfuhr ab) entgegen:

Westküste.		Ostküste.	
Senegambien und Nordguinea . . .	19 000 kg	Tripolis und Ägypten	171 000 kg
Niger, Benuë . . .	89 000 „	Abessinien u. Somali	26 000 „
Kamerun u. Gabun	64 000 „	Sansibar	196 000 „
Kongo	86 000 „	Mosambik	142 000 „
Benguela ꝛc	26 000 „	Kapländer	29 000 „
	284 000 kg		564 000 kg

Zusammen also ca. 848 000 kg. In den letzten Jahren hat die Ausfuhr aus dem Kongogebiet sehr zugenommen, daß man in Antwerpen jetzt schon einen größeren Elfenbeinmarkt eingerichtet hat, doch finden die größten Elfenbeinverkäufe in England regelmäßig vierteljährlich durch Auktionen in London und Liverpool statt. Der Eintausch von Elfenbein im Innern Afrikas ist bekanntlich mit unzähligen Schwierigkeiten und zumeist noch großen Gefahren verknüpft. Es wird, weil gemünztes Geld dort unbekannt ist, gegen Baumwollenzeug, Messing und Kupferdraht sowie Glasperlen von den Negern anscheinend billig getauscht. Auf dem Rückweg zur Küste müssen die Käufer jedoch jedem Negerhäuptling, um sein Gebiet ungehindert passiren zu können, hohe Tributzahlungen leisten; auch fehlen alle fahrbaren Wege, und die Zähne müssen mehrere hundert Meilen weit getragen werden. Dadurch verzehnfacht sich nicht selten der ursprüngliche Einkaufspreis, sodaß die Ware häufig schon am Verschiffungsort in Afrika den vollen in Europa gangbaren Wert hat. Die Schwere sowie Qualität der Zähne bedingt den Preis derselben. Kleine, ca. 1 kg schwere, rißige, harte Zähne kosten zur Zeit ca. 5 Mark das kg, dagegen werden gesunde, ca. 50 kg schwere weiße, mit 30 Mark das kg bezahlt. Der Preis für fast alle Sorten Elfenbein hat sich bisher nach den Preisnotirungen gesunder, mithin mittelschwerer ostafrikanischer Zähne gerichtet, und diese Notirungen stellten sich in den letzten 50 Jahren wie folgt:

1840—1850	durchschnittlich	ca. 11,00	Mark per kg
1850—1860	„	„ 15,00	„ „ „
1860—1870	„	„ 15,50	„ „ „
1870—1880	„	„ 24,00	„ „ „
1880—1890	„	„ 50,50	„ „ „

Die Steigerung ist aber eine so unregelmäßige, von häufigen, ganz unerwarteten Schwankungen unterbrochene gewesen (von dem Ausfall der Ernten in Indien, dem größten Konsumenten, abhängig) daß in diesem Artikel schon viel Geld an die Spekulanten verloren ist. Der Höhepunkt der Zufuhren scheint überschritten. Es gibt in Deutschland nur eine einzige Firma, Heinrich Ad. Meyer, welche unabhängig vom englischen Markte, ihren Bedarf an Rohmaterial zumeist direkt importirt. Sie rüstet dementsprechend selbstständige Karawanen mit bis zu 600 Trägern in das Innere Afrikas aus und unterhält an den Hauptsammelplätzen eigene Aufkäufer. (Der Elfenbeinimport nach Hamburg im Jahre 1888 betrug von Westafrika 73 990 Mark, von Ostafrika 119 270. Die Statistik der Ausfuhr aus dem Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom 18. August 1888 bis zum 17. August 1889 gibt 177 387 englische Pfund im Werte von 1 197 251 Rupien = 1 676 151 Mark.)

Statistisches aus Ostafrika.

I.

Bei den Beratungen im Reichstag sind über den Handelswert des ostafrikanischen Besitzes mehrfach von den Gegnern unserer Kolonialpolitik absprechende Äußerungen gefallen, für die sie sich auf die Hamburger Statistik berufen haben. Die jetzige direkte Einfuhr aus Ostafrika nach Hamburg, welche im Jahre 1888 1 430 660 M betrug, ist in der That so gering, daß es sich wohl nicht bezahlt machen würde, eine eigene direkte Dampferlinie zwischen Hamburg und Ostafrika einzurichten. Aber die Gegner begehen dann eine Täuschung, wenn sie aus diesen geringen Ziffern Schlüsse auf die Produktionsfähigkeit des Bodens und die allgemeine Handelsbewegung überhaupt ziehen wollen, denn der Export nach Hamburg ist in der That nur ein geringer Bruchteil des Gesamtexportes von Sansibar. Sehr zur rechten Zeit, noch vor Beratung der Dampfervorlage im Reichstage, ist deshalb die Statistik der vom 18. August 1888 bis zum 17. August 1889 aus dem Vertragsgebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus- und eingeführten Produkte erschienen, weil dadurch erst sich ein genaueres Bild gewinnen läßt, als durch die einfache Angabe der Zahlen, daß Einfuhr und Ausfuhr ungefähr 7 Millionen betragen habe.

Die Gesamtausfuhr betrug während dieser Zeit 2847 101 Rupees[1]). Die Ausfuhrtabelle umfaßt 59 Artikel, von denen einige höchst unbedeutend sind, so daß sie der Mühe des Aufzählens nicht lohnen. Was unter der Rubrik „Verschiedenes" mit 48 928 Rupees zu verstehen ist, ist um so unerklärlicher, als 14 Artikel, welche noch nicht den Ausfuhrwert von 100 Mark erreichen, namentlich angeführt sind. Bei der Aufstellung der Tabelle war offenbar der Gang der Handelsbewegung noch durchaus ungewiß, doch wird eine neue Gruppirung sich im nächsten Jahr unschwer erzielen lassen, wenn die ungefähre Höhe der einzelnen Artikel bekannt sein wird. Die Ausfuhrtabelle enthält unter Ausscheidung der unbedeutenden folgende wichtige Artikel:

[1]) 1 Rupee = 1,40 Mark.

Bezeichnung der Produkte.	Bezirk Tanga.		Bezirk Pangani.		Bezirk Bagamoyo.		Bezirk Dar-es-Salaam.		Bezirk Kiloa Kiwindje.		Bezirk Lindi.		Bezirk Mikindani.		Summa.	
	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.	Gewicht.	Wert.
	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.	Lb. engl.	Rupees.
Elfenbein	608	4 171	45 555	344 754	102 236	644 582	6 390	44 667	8 206	62 852	8 307	54 332	6 085	41 940	177 387	1 197 251
Hippozähne			703	545	18 992	14 207	2 953	2 017	2 205	1 934	444	314	427	293	25 724	19 312
Rhinocerushörner	169	188	2 431	2 665	19 508	21 325	1 034	1 139	246	189	301	210	74	68	28 763	25 787
Rindshäute	1 867	282	9 112	1 513	86 959	11 150	1 357	210	93	36	560	59	—	—	99 948	13 253
Kautschuk	929	619	109	82	2 803	2 315	31 123	21 869	145 287	125 450	88 882	78 861	114 756	77 606	383 789	306 805
Kopal	2 169	1 066	123	56	80 438	51 413	264 287	161 060	217 965	98 766	59 537	36 236	28 145	15 690	652 664	364 289
Copra	587 701	29 453	41 037	2 532	64	4	—	—	380	23	32	2	—	—	629 214	32 016
Sesamsaat	664 407	37 940	510 295	30 145	46 483	2 924	957 809	72 861	110 686	68 872	613 756	34 551	54 327	3 388	2 957 763	250 679
Mtama	872 017	39 134	138 977	3 961	13 103	375	420 118	12 448	1 528 150	48 566	948 020	29 091	29 973	802	3 945 358	134 380
Reis, ungeschält	2 410	84	4 902	165	61 685	1 665	857 742	29 046	795 868	23 932	477 504	16 859	238	8	2 200 349	71 762
Reis, geschält	—	—		21	—	26	—	9 977	—	10 869	—	548	—	—	—	21 443
Chiroko	666 352	28 069	55 222	2 288	695	30	5 856	246	45 305	2 992	6 711	321	1 181	49	781 322	33 992
Orseille		1 694		—	—	328		51		5 660		2 362		417	—	10 509
Tabak		—		34	—	306		180		3 718		6 229		8 405	—	18 874
Bast und Bastwaren		56		1 212		17 616		2 900		1 100		192		118	—	23 197
Melasse, Honig	13 604	786	745 765	50 932	946	96	6 480	221	40	4	—	—	—	—	766 835	52 041
Butter und Fett		1 570		7 755	—	1 471	—	782		574	—	—	—	—	—	12 154
Rindvieh	28	872	308	11 780	759	28 582	116	3 524	2	60	4	112			1 217	39 882
	Stück.		Stück.		Stück.		Stück.		Stück.		Stück.				Stück.	
Schafe und Ziegen	8	70	1 077	10 668	3 010	23 863	61	568	—	—	14	172			4 170	35 337
	Stück.		Stück.		Stück.		Stück.				Stück.				Stück.	
															Verschiedene Bezirke Rupees	
Bauholz		63		2 032		5 128		35 021		186		395		28	24 520	67 372
Brennholz		48		3 079		6 757		19 081		1		—	—	—	—	28 917
Verschiedenes		416		8 596		24 269		8 001		4 610	—	3 004		29	—	48 928

Die zum Zwecke einer bessern Übersichtlichkeit weggelassenen Produkte umfassen, Schildpatt, Mais, Bohnen, Pfeilwurz, Speiseöl, Wachs, Kauris, Gummiarabicum, Erdnüsse, Kokosnüsse, Tamarinden u. s. w., kommen aber vorläufig gegenüber den oben angeführten Artikeln noch nicht in Betracht, woran augenscheinlich die eine friedliche Entwickelung störenden Unruhen Schuld tragen. Man kann diese Tabelle auch nur als eine relativ maßgebende bezeichnen, wenn sich auch unschwer die Wichtigkeit der einzelnen Waren und der einzelnen Ausfuhrplätze mit den sie umgebenden Landstrichen bei den Massenartikeln erkennen läßt. Den ersten Rang nimmt das Elfenbein ein, welches besonders über Bagamoyo und Pangani, die Endpunkte großer Karavanenstraßen, zu uns gelangt, während die südlichen Bezirke auffallend wenig liefern. Die zweithöchste Ziffer wird durch den Kopal gegeben, der in Dar-es-Salaam und Kiloa hauptsächlich zur Verschiffung kommt, wie hier auch die größte Gewinnung von Kautschuk in den dichten Wäldern der Flußläufe stattfindet. Dabei sind diese Distrikte die Hauptproduzenten für die Ölfrüchte, wie Sesam, während Negerkorn und Kopra in den nördlichen Distrikten für die Ausfuhr gebaut werden können, in denen aber wegen ihrer relativ hohen Lage die Reiskultur nicht möglich ist. Das exportirte Vieh stammt aus dem nördlichen Gebiet, dagegen liefern wieder die Flußniederungen des Südens das nötige Bauholz für Sansibar. Wer eine solche Statistik zu lesen vermag, kann sich leicht ein genügendes Bild der Produktionsfähigkeit des Landes und seiner Hilfsquellen bilden.

Aus dem Reichstag.

In der Reichstagssitzung vom 27. November d. J. wurde von den Gegnern der deutschen Kolonialpolitik mehrfach die vollständige Wertlosigkeit unserer Schutzgebiete behauptet und daraus die Folgerung abgeleitet, daß es besser sei, den deutschen Kolonialbesitz wieder aufzugeben, als zu dessen Erhaltung von Reichswegen Kosten aufzuwenden. Dieser kleinmütigen und zaghaften Auffassung gegenüber, welche von unseren, erst seit ungefähr fünf Jahren eingeleiteten kolonialen Bestrebungen bereits Früchte erwartet, wie sie andere Kolonialstaaten erst nach langandauernden Bemühungen von ihrem Kolonialbesitz geerntet haben, wies der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Graf v. Bismarck, in sehr treffender Weise u. a. auf die langsame Entwickelung der Kapkolonie und Transvaals hin. Er bemerkte in dieser Hinsicht:

Dieses Kapland, welches jetzt eine der blühendsten Kolonien von England ist und jährlich 3 Millionen Pfund einbringt, hat über 150 Jahre nach seiner Entdeckung, bis 1648, gänzlich wüst gelegen; erst 1648 durch das zufällige Scheitern eines holländischen Schiffes in der Tafelbai ist dort eine kleine Ansiedelung gestiftet worden, die sich lange Zeit sehr, sehr kümmerlich hingezogen hat. Besonders das Tagebuch des holländischen Gouverneurs Jan van Riebeck, welches recht interessant geschrieben, ist für jeden, der an diesen Sachen Anteil nimmt, eine anregende Lektüre; er ist nur 10 Jahre dort gewesen, und als er 1662 die Kapstadt verlassen hat, welche damals aus einer Ansiedelung von knaps 200 Häuschen bestand, hat er die Zukunft der Kolonie für gesichert gehalten. Er hat sich aber darin geirrt. Nach zehnjähriger Amtszeit als Gouverneur und trotz aller Mühe findet sich ein Brief angeführt von einem holländischen Kapitän, welcher die heutige Kapstadt damals, Ende des 17. Jahrhunderts, für den schauderhaftesten Fleck der Welt erklärt, wo das Fleisch so zähe, hart und saftlos sei, daß man es nicht essen könnte, und die Schiffe jeden Augenblick Gefahr liefen, zu stranden; die Ansiedler lebten meistens vom Ertrage ihrer Gasthäuser, Schnapsläden und Geflügelzucht. Ich habe den Herren in Erinnerung rufen wollen, daß über 200 Jahre nach der Entdeckung des Kaps bis 1712 die Kapstadt immer nur eine lästige Kolonie für die Holländer gewesen, genau gerechnet, über 60 Jahre nach der ersten Besiedelung. Diese jetzt so reiche Kolonie hat also einen 64jährigen Inkubationstermin gehabt, was doch eine sehr bedeutende Reihe von Jahren ist im Vergleich mit unserer Kolonialerfahrung. Im Jahre 1712 hat die Kapstadt 260 Privathäuser gezählt und war von einem Kreise wohlhabender Dörfer umgeben. Die Einnahme der Kolonie betrug damals 160 000, die Ausgaben 290 000 Mark; also waren noch 130 000 Mark Zuschuß nötig. Trotzdem haben die zähen Holländer, ungeachtet dieser schlechten Erfahrungen, die Sache festgehalten. Als im Jahre 1806 die Engländer die Kolonie nahmen, hatte sich der holländischen Bauern eine große Unzufriedenheit bemächtigt, und sie zogen nach dem Vaalflusse. Dieses Land war früher als Wüste verachtet, die fleißigen holländischen Bauern haben sich jedoch Niederlassungen geschaffen, welche sie ernährten, und es führte dazu, daß im Jahre 1836 der englische Gouverneur der Kapkolonie ihnen das Land wegnahm und es unter englischen Schutz stellte, weil es gedieh, und die holländischen Boeren zogen darauf über den Vaal hinaus und bildete den heute unter dem Namen Transvaalrepublik bekannten Staat. Über diesen Staat hat sich im Jahre 1852 der englische Gouverneur der Kapstadt Henry Smith in dem Sinne geäußert, daß sein Gebiet absolut garnichts wert sei, und daß es nicht lohnte, die englische Schutzherrschaft über dasselbe zu

Digitized by Google

proklamiren. — — In der Transvaalrepublik wurden im Jahre 1880 41 000 weiße Einwohner gezählt, nach den letzten diesjährigen Berichten aus Kapstadt jetzt 150 000 weiße Einwohner; die Transvaalrepublik, die heutzutage die südafrikanische heißt, hat sich mithin in 9 Jahren um fast 90 000 Einwohner vermehrt. Im Kapland sind die Fortschritte noch viel größere, obgleich dasselbe seiner Zeit als ein gottloses verrufen war. Es ist jetzt doppelt so groß als Großbritannien und Irland zusammen, hat 1½ Millionen Einwohner, und selbst die Territorien, welche unter dem Namen Great Karoo in den vierziger Jahren noch als eine Art Sahara verschrieen waren, sind heute mit Farmen bedeckt. . . . . .

Der Sturz der Portugiesenherrschaft im Sansibargebiete (1698).[1]

Gr. Es waren im 17. Jahrhundert nicht allein christlich europäische Staaten, mit welchen Portugal seiner Kolonien wegen in einen lebhaften Kampf verwickelt wurde, sondern auch islamitische Fürsten begannen gegen das von allen Seiten hart bedrängte Portugal einen Feldzug, um ihm diejenigen Kolonien zu entreißen, auf deren Erwerbung es die europäischen Gegner Portugals nicht unmittelbar abgesehen hatten.

Ein solcher islamitischer Gegner Portugals war es nun auch, welcher schließlich auch über den indischen Ozean nach Ostafrika herübergriff und den Sturz der Portugiesenherrschaft in dem Sansibargebiete herbeiführte.

Zur näheren Darstellung dieser Ereignisse, welche für die Geschicke des jetzt deutsch-ostafrikanischen Gebietes, ja selbst des ganzen Weltteiles eine so tiefgreifende Bedeutung werden sollten, und welche in ihren Wirkungen noch die Gegenwart mitbeherrschen, müssen wir unsere Leser einladen, uns zunächst an das südöstliche Ende von Arabien zu folgen, da wo die arabische Landschaft Oman mit ihrer heutigen Hauptstadt Maskat gelegen ist. Dieses Gebiet erstreckt sich von dem Vorgebirge Ras-el-Had einerseits nordwestlich dem Südgestade des einen Bestandteil des arabischen Meeres bildenden Golf von Oman entlang bis zu der den Eingang in den persischen Golf bildenden Hormusstraße, andererseits südwestlich der Küste des indischen Ozean folgend bis zum 17. Grad nördlicher Breite.

Nach dem Untergang der antiken Welt gründete, wie arabische Chroniken erzählen, der hier eingewanderte arabische Stamm der Azditen unter einer selbständigen Dynastie ein unabhängiges Staatswesen, welches jedoch unter einer nachfolgenden Dynastie in ein Vasallenverhältnis zu Persien kam. Die Einwohner von Oman schlossen sich später dem Islam an, bildeten aber nach dem Schisma eine eigene Sekte, wodurch langwierige Kriege mit dem Chalifat herbeigeführt wurden.

Später (1245) wurde Oman eine Provinz des Sultan von Hormus, und diesen Zustand trafen noch die Portugiesen an, welche sich 1507 unter Admiral Albuquerque der ganzen Omanschen Küste, insbesondere der dort gelegenen Hafenplätze Kelhat, Keriat, Maskat, Soher und Kor-Fekan, bemächtigten.

Im Jahr 1515 nahmen die Portugiesen auch die im Eingange aus dem arabischen Meer in den persischen Golf gelegene Insel Hormus in Besitz und schufen auf dieser in herrlicher Handelslage befindlichen Insel, obgleich letztere von Natur aus nur ein öder Block aus Salz und Sand ohne alle Vegetation und ohne Wasser war, durch ein weises Zusammenwirken von Handel und Kunstfleiß, eine glänzende, überaus reiche Stadt.

1621 verloren jedoch die Portugiesen wiederum Hormus an den durch eine englische Flotte unterstützten Schah von Persien. Der Verlust von Hormus, des starken Bollwerks der Portugiesen, das bis dahin als unbezwinglich gegolten hatte, verfehlte nicht, auf die benachbarten, noch unter portugiesischer Botmäßigkeit befindlichen Völkerschaften einen mächtigen Eindruck zu machen und dieselben zum Angriff auf die Portugiesen, deren Schwäche damit dargelegt war, zu ermutigen, die arabischen Stämme in jenen Gegenden wurden daher immer kühner, die Festhaltung der übrigen Besitzungen aber für die Portugiesen ward dadurch immer schwieriger und prekärer, bis schließlich Oman an die Araber verloren geht, welche dadurch eine Präponderanz erlangen, die sie nicht nur zu Herren des persischen Golfes macht, sondern sie schließlich veranlaßt, auch nach Ostafrika hinüber zu greifen.

In dem Sultanate Oman nämlich begünstigten besondere politische Verhältnisse und eine Reihefolge tapferer Fürsten das Emporkommen dieses Staates und die Niederwerfung des Portugiesentums allda sowie in Ostafrika. Im Jahr 1615 war mit Sultan Selyman die in Oman vordem herrschende Dynastie der Nebehan erloschen. Mohamedanischen Gepflogenheiten gemäß wurde nun von verschiedenen Prätendenten, insbesondere den Gouverneuren der verschiedenen Provinzen um den erledigten Thron gekämpft. Als Sieger aus diesen Kämpfen ging der Gouverneur von Rustack einer im Binnenlande gelegenen Stadt, mit Namen Nassir-ben-Murdschid, aus der Familie der Jahrebiten hervor, welcher 1624 den Thron von Oman bestieg, und dessen Dynastie sodann bis 1744 und zwar in den ersten hundert Jahren meist mit glänzendem Erfolg in Oman regierte.

Als Sultan Murdschid 1649 starb, war das ganze omansche Küstengebiet in seinen Händen, mit Ausnahme der von Portugal 1588 angelegten starken Festung Maskat, in welcher die Portugiesen nach dem Fall von Hormus den größten Teil ihrer Macht konzentrirt hatten.

Der Nachfolger Murdschids war dessen Neffe, Sultan ben Sif (1649 bis 1668). Derselbe setzt die kriegerische Politik seines Vorgängers fort; im Jahre 1658 gelingt es ihm, die Festung Maskat, den einzigen festen Punkt, den Portugal noch an dem Golf von Oman besaß, zu erobern, also nur zwei Jahre später, als die Portugiesen (12. Mai 1656), übrigens nach heldenmütigem Widerstande, die Insel Ceylon mit der Festung Colombo an die Holländer verloren hatten.

Sämtliche Portugiesen in Maskat wurden nach der Erzählung der Chroniken damals zu Sklaven gemacht und deren Schiffe fielen in die Hände der Sieger.

Nach dem Fall von Maskat mußte Sultan ben Sif die Wiederkehr der Portugiesen fürchten, und diese Gefahr veranlaßte diesen arabischen Herrscher, zur Deckung der Küste seines Reiches gegen die Angriffe Portugals sich selbst eine Flotte zu gründen, in einer Stärke von 28 Kriegschiffen und 80 Geschützen.

Einmal im Besitze einer Flotte, unterläßt jedoch der kühne Jahrebitenfürst nicht, seinerseits gegen die Besitzungen, welche die Portugiesen noch in Indien und an der Küste Ostafrikas inne hatten, die Offensive zu ergreifen.

Zunächst überfiel er die portugiesischen Besitzungen in Bombay und verwüstete dieselben; er griff zugleich die portugiesischen Handelsschiffe auf der hohen See an und kaperte dieselben, soviel er deren begegnete.

Es ist das Fernere sowohl durch eine arabische Quelle (Chronik von Mombas), als durch einen christlichen Schriftsteller (den Priester Manuel Godinho) bestätigt, daß er im Jahr 1661 nach Ostafrika hinübergriff. Dieser Vorgang bildet somit die erste historische Grundlage jener die nächsten Jahrhunderte bis zur deutschen Okkupation beherrschenden Verbindung des Staates Oman und seiner Residenzstadt Maskat und seiner Sultane mit dem Sansibargebiete, beziehungsweise mit dem östlichen Äquatorialafrika, welche dem ganzen afrikanischen Kontinente durch den Sklaveraub und die Unfähigkeit des Arabertums zu irgendeiner zivilisatorischen Thätigkeit so überaus verderblich und verhängnisvoll werden sollte, und wovon der afrikanische Kontinent nunmehr, so Gott will, durch die deutsche Dazwischenkunft wieder befreit werden wird.

Wie früher Hormus und später Maskat am arabischen Meerbusen, so war die Festung Mombas[1]) an der ostafrikanischen Küste das Bollwerk, durch welches Portugal die nördliche Hälfte seines ostafrikanischen Besitzes festhielt, während die südliche Hälfte desselben durch die heute noch im portugiesischen Besitze befindliche Festung Mozambique verteidigt ward.

Gelang es daher dem Sultan ben Sif von Oman, auf seinen Eroberungszügen gegen Portugal die Festung Mombas zu erobern, so mußte eine weite Strecke des ostafrikanischen Küstengebietes von Mombas südwärts bis über Kiloa hinaus unter die arabische Herrschaft fallen.

Unter diesen Umständen mußte daher dem im siegreichen Vorwärtsschreiten begriffenen Fürsten von Oman im Jahre 1661 das Erscheinen einer Abordnung von Einwohnern der Stadt Mombas nicht unerwünscht sein. Wie die Chronik von Mombas erzählt, baten die Abgesandten der Einwohnerschaft von Mombas, welche nach den Erfahrungen von 1631/35 sich nicht stark genug fühlen mochte, aus eigener Kraft die Portugiesen zu vertreiben, den Imam von Oman, der in der Niederwerfung der Portugiesen schon so großes geleistet hatte, auch ihrerseits um dessen Hülfe, um sich von der Herrschaft der Portugiesen frei zu machen. Die Chronik erzählt weiter, daß auf diese Bitte hin der Imam ein Truppenkorps zusammenzog, dasselbe auf seiner Flotte einschiffte und mit derselben vor Mombas erschien, um die Portugiesen zu bekriegen (1661). Noch war aber die Macht der kriegsgeübten Portugiesen nicht derart gebrochen, daß der Sultan damals schon den ständigen Besitz der Festung Mombas zu erringen vermocht hat. Es folgten zunächst fünf Jahre hindurch ständige Kämpfe zwischen den Portugiesen und den Omaniten, dann gelang es einmal dem Sultan, sich vorübergehend in den Besitz der von ihm öfters belagerten Festung Mombas zu setzen. Er ließ hierauf die Festung restauriren, mit Proviant versehen, und setzte einen seiner höheren Offiziere, den Mohamed ben Mbaruk, als Festungsgouverneur ein. Allein diese erstmalige Okkupation war nur von kurzer Dauer. Schon nach kurzer Zeit erschienen die Portugiesen wieder ihrerseits mit starker Macht vor der Festung Mombas und belagerten dieselbe, die von einer arabischen Garnison verteidigt wurde, nunmehr mit solcher Energie, daß es ihnen in Bälde gelang, sich wiederum zu Herren des Platzes zu machen und die Truppen des Sultan ben Sif zu vertreiben.

Sultan ben Sif starb dann im Jahre 1668, und erst dreißig Jahre später gelang es seinem Sohne und Regierungsnachfolger Sultan Sif ben Sultan von Oman (1668—1711), dauernd die Herrschaft der Portugiesen in Mombas, Kiloa und auf der Insel Sansibar zu brechen.

Möglich, daß die von Sif-ben-Sultan in Asien erzielten Erfolge, die Sorge und stete Anspannung seiner Kräfte, welche das Festhalten seiner asiatischen Eroberungen nötig machte, denselben vielleicht davon abgehalten haben würde, dem Beispiel seines Vaters zu folgen und die Angriffe auf den Besitz der Portugiesen in Ostafrika zu wiederholen. Allein die Bedrückungen, welche sich die portugiesischen Offiziere, Beamten und Kolonisten gegen die einheimische Bevölkerung zu Schulden kommen ließen, veranlaßten im Jahr 1698 die letztere zum zweiten Male, sich an den Imam von Maskat zu wenden und um dessen Intervention zu bitten. Diese günstige Gelegenheit, sich der Festung Mombas zu bemächtigen, glaubte sich der Sultan Sif um so weniger entgehen lassen zu dürfen, als sich hier Gelegenheit zu einer Revanche, für die von portugiesischer Seite bewirkte Wiedervertreibung seines Vaters, der, wie erzählt, schon vor 30 Jahren sich einige Zeit lang dieser Festung bemeistert hatte, darbot. Zudem mußten mancherlei von den aufgebrachten Volksstämmen an der ostafrikanischen Küste getroffene Maßnahmen seine Anstrengungen unterstützen und ihm den Weg zum Siege seiner Waffen vorbereiten. So hatte beispielsweise die Wituinsel Patta schon 1692 seine Märkte allen Fremden, darunter auch den Portugiesen verschlossen und nur noch die Araber zugelassen.

Naturgemäß richtete Sif-ben-Sultan zuerst seine Streitkräfte gegen Mombas und Mombas fiel am 14. Dezember 1698 in die Hände der Araber. Der siegreiche Sultan von Maskat ermangelte nicht, sofort eine aus seinem Truppenteile gebildete Garnison in die Festung zu legen, und ferner Maskat-Araber zu Gouverneuren von Mombas zu ernennen.

Der Fall von Mombas wurde überall das Signal zur Vertreibung der Portugiesen aus den übrigen Plätzen des Sansibargebietes.

[1]) S. Nr. 48 Jahrgang 1888.

[1]) Man sehe den Aufsatz: „Zur Geschichte der Stadt Mombas“ in der „Deutschen Kolonialzeitung“ 1888 Heft 39 und 40.

Digitized by Google

Der Sultan selbst fuhr mit seiner Flotte und den übrigen Truppen in südlicher Richtung weiter der ostafrikanischen Küste entlang, und erwirkte überall, auf dem Festlande sowohl als auf den Inseln, Huldigungserklärungen der seßhaften Bevölkerung, namentlich wurde seine Souveränetät an den beiden wichtigsten Punkten des südlichsten Theiles des Gebietes, nämlich in Sansibar und Kiloa, anerkannt.

Dergestalt ging die damals noch reiche und angesehene Handelsstadt Kiloa den Portugiesen verloren, freilich nur, um im weiteren Verlauf der Dinge unter der neuen, indolenten, nur auf Sklavenhandel bedachten arabischen Herrschaft einem allmählichen Zerfalle entgegengeführt und schließlich in jene hochwalddurchwachsene, öde Trümmerstätte verwandelt zu werden, welche dieser Platz heute darstellt.

Zu Kiloa und dem noch etwas weiter im Süden gelegenen Kap Delgado aber endigte nun auch der vom Sultan von Maskat auf Kosten des Portugiesentums und damit leider auch der christlichen Kultur unternommene Siegeszug.

Nach örtlichen Traditionen, wie solche der französische Fregattenkapitän Guillain festgestellt hat, soll zwar Sif-ben-Sultan mit seiner Flotte sogar noch weiter südlich vor der starken portugiesischen Festung Mozambique erschienen sein und deren Belagerung unternommen haben; er habe aber die Belagerung aufgehoben, und zwar in Folge der Explosion einer von den belagerten Portugiesen mit großer Geschicklichkeit angelegten Pulvermine, durch welche eine schreckliche Verheerung unter seinen Soldaten verursacht worden sei.

Also geschah es, daß das ganze Litterale nördlich vom Kap Delgado aufhörte, einen Bestandtheil der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika zu bilden!

Mitteilungen aus der Gesellschaft.

— Der Ausschuß hielt am 3. Dezember in den Geschäftsräumen unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Hammacher eine Sitzung ab. Vor Eintritt in die Tagesordnung berichtete Herr Staatsminister v. Hofmann über den Verlauf der Kölner Antisklaverei-Versammlung, die zur Förderung der humanitären Bestrebungen gegen den Sklavenhandel sich als in hohem Grade nützlich erweisen dürfte. Es folgte die Beratung des von seiten der Finanzkommission vorgelegten Voranschlages für 1890, der nach eingehender Prüfung Annahme fand.

— Die Abteilung Berlin hielt am 6. d. M. unter dem Vorsitz des Herrn Grafen Behr ihren großen Vortragsabend im großen Saale des Architektenhauses ab. Leutnant Giese, der frühere Stationschef von Mpwapwa, welcher über seine dortigen Erlebnisse vor einem äußerst zahlreichen Publikum, unter dem wir auch den Minister Lucius bemerkten, berichtete, schilderte zuerst die Lage der Station, welche politischen Zwecken zu dienen bestimmt war, die Bevölkerung, Klima, die allgemeine Situation, als der Aufstand an der Küste ausbrach und er und sein Genosse Nielsen auf sich selbst angewiesen waren. Sie hatten einem Gerücht, daß Buschiri als Gefangener auf dem Wege nach Deutschland sich befinde, leider Glauben geschenkt, als Buschiri in der Nacht des 23. Mai die Station überfiel, und Nielsen nebst noch einigen Schwarzen getötet wurde. Giese, dessen Gewehr versagte, mußte durch ein Fenster nach dem Dorfe der Wagogo flüchten. Auf das Schießen der Station aber hin, hatten sich die Leute des Stationsdorfes unter Führung des Kahena gesammelt und mit 15 Mauserbüchsen ein solches Feuer auf die Station eröffnet, daß Buschiri es vorzog, zu flüchten. Giese konnte also am Morgen, wenn auch krank, da er sich bei seiner eiligen Flucht die Füße verwundet hatte, die Station wieder beziehen, aber er sah bald, daß sie nicht länger zu halten war, da die Leute durch die Drohungen Buschiris eingeschüchtert, ihn verließen. Er entschloß sich daher, seine Sachen an die englische Mission zu verkaufen, übergab die Kanone dem Häuptling Chipangile, welchen Wißmann später wegen Bündnisses mit Buschiri bestraft hat, und trat, auf das dürftigste ausgestattet, mit nur wenigen Leuten und dabei krank, auf selten begangenen Pfaden, meistens nur bei Nacht marschirend, am 4. Juli den Weg zur Küste an. Dieser Marsch ist eine ganz gewaltige Leistung gewesen, die Leute entflohen ihm oder wurden aufsässig, Feinde bedrohten ihn von allen Seiten und wenn es ihm auch gelang, in den französischen Missionsstationen neue Führer zu miethen und Lebensmittel zu erhalten, so war er doch oft der Verzweiflung nahe, wenn der Marsch durch wasserlose Wüsten führte und das Schreckgespenst des Verdurstens ihnen drohte. Die Nguru-Berge hatten sie glücklich überschritten, auch den Wamifluß auf einer alten Lianenbrücke, aber das Schwierigste stand ihnen nahe der Küste noch bevor, des Passiren des 100 Meter breiten Wami. Sie irrten am Ufer umher, fanden endlich einen Haufen Bretter, verfertigten daraus ein Floß und aus allerlei schwachem Material einen Strick, mit dem Giese nach dem jenseitigen Ufer schwimmen wollte. Der Versuch mißlang mehrmals, endlich gelangte er hinüber und konnte das Floß mit seinen zwei Begleitern nach dem rechten Ufer ziehen. Am 24 Juli hörten sie von ferne die Glocken der französischen Mission bei Bagamoyo erklingen; sie waren gerettet!

— Abteilung Hamm. Am 6. hielt die Abteilung ihre zweite, verhältnismäßig zahlreich besuchte Winterversammlung ab. Dr. E. Lange sprach nach einem Überblick über die Fülle der letzten Nachrichten aus Afrika — wobei er mit tiefem Bedauern besonders die eben eingetroffene Nachricht über Emin Paschas beklagenswerten Unglücksfall erwähnte — über die mit der Kolonialbewegung zusammenhängenden Kulturfragen: über Sklaverei und Sklavenhandel, über Charakter und Bildungsfähigkeit des Negers und über die Regelung der Auswanderungs- und Kolonisationsfrage im Sinne möglichster Erhaltung der deutschen Nationalität. Beim letzten Punkt ging er besonders auf die südbrasilianischen Verhältnisse ein. — Die Abteilung zählt augenblicklich 38 Mitglieder. Das Interesse für koloniale Fragen scheint sich, wenn auch langsam, zu steigern.

— Abteilung Hagenau. Die Hauptversammlung der Abteilung fand am 30. November statt; in derselben erstattete Herr Dr. Witte den Jahresbericht und Herr Gilardone den Kassenbericht. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurde an Stelle des nach Wiesbaden übergesiedelten Herrn Generalmajors Rogge Herr Gymnasialdirektor Dr. Hüttemann zum ersten Vorsitzenden, Herr Oberstabsarzt Dr. Joetze zum zweiten Vorsitzenden und an Stelle des aus dem Vorstande ausgeschiedenen Herrn Oberförster Rey Herr Premierleutnant Schöll gewählt. Wiedergewählt wurden Herr Gilardone und Oberlehrer Dr. Witte.

— Die Abteilung London hat in einer am 16. d. M. stattgehabten Sitzung eine von Oldemeyer vorgeschlagene, von Herrmann Meyer unterstützte Resolution, welche dem deutschen Reichstage die Genehmigung der zu subventionirenden ostafrikanischen Dampferlinie auf das Wärmste und Nachdrücklichste anempfiehlt, einstimmig angenommen.

— Vortragsrundreisen. Herr Hauptmann von Hake hat soeben im Auftrage unserer Gesellschaft eine zweite Vortragsrundreise vollendet. Er sprach am 18. Novbr. in Mainz, am 20. in Bayreuth, am 21. in Fürth, am 22. in Stuttgart, am 27. in Bensheim, am 2. Dezbr. in Kassel, am 3. in Siegen, am 5. in Dortmund, am 6. in Oberlahnstein, am 8. in Rottweil, am 10. in Nürnberg, am 11. in Erlangen, am 13. in Würzburg und am 14. in Bamberg. Herr Leutnant Maercker redete am 3. Dezbr. in der Abteilung Belgard, am 4. in Köslin, am 6. in Stettin, am 11. in Mannheim, am 12. in Ettlingen, am 13. in Karlsruhe, am 15. in Ebingen. Herr Dr. Neubaur sprach am 7. Dezbr. in Naugard. Herr Reichard am 7. Novbr. in Magdeburg, am 21. in Osnabrück, am 26. in Arnsberg, am 27. in Neheim und am 30. in Frankfurt a. O.

— Abteilung Dresden. Die Abteilung hielt am 28. November einen von über 500 Damen und Herren besuchten Vortragsabend ab, in dem Herr Hugo Zöller einen ausgezeichneten, begeistert aufgenommenen Vortrag hielt über „Deutsche Kultur in den Barbarenländern von Neu-Guinea". Ferner wurde am 11. Dezbr. ein Herrenabend abgehalten, an welchem Herr Hofrat Credé über „das deutsche Wirkungebiet und die letzte Expedition von Dr. C. Peters" redete. Sehr große Kartenskizzen erläuterten die Verhältnisse. Nach dem Vortrage wurde beantragt, eine Glückwunschadresse an Emin Pascha abzusenden, was auch angenommen wurde. Von den 115 Mark belaufenden Kosten steuerte die Gesellschaft 25 Mark bei, das übrige wurde durch eine sofort eingeleitete Sammlung unter den Anwesenden vollständig gedeckt.

— Abteilung Frankfurt a. O. An Stelle des aus dem Vorstand der Abteilung Frankfurt a. O. durch Verzug ausgeschiedenen Herrn Ober-Regierungsrats Buhlers hat Herr Ober-Postdirektor Heindorf den Vorsitz, an Stelle des Herrn Referendar Wahnschaffe Herr Regierungsreferendar von Rosenstiel das Schriftführeramt übernommen.

— Abteilung Freiburg i. Br. An Stelle des Herrn Fabrikanten von Hillern-Flinsch hat Herr Professor A. Gruber das Schriftführeramt der Abteilung übernommen. Herr von Hillern-Flinsch verbleibt im Vorstande der Abteilung.

— Abteilungsbildung in Neubrandenburg, Bensheim, Speyer und Lauenburg. Zu unserer Freude können wir heute wieder von der Konstituirung einer Abteilung unserer Gesellschaft in Neubrandenburg, Bensheim, Speyer und Lauenburg berichten. Die Vorstände der genannten Abteilungen sind folgende Herren: 1. in Neubrandenburg: Herr Gymnasialdirektor Dr. Sauerwein (I. Vorsitzender), Herr Gymnasiallehrer Reichardt (II. Vorsitzender), Herr Apotheker Schlosser (Schriftführer und Schatzmeister). 2. in Bensheim: Herr Weingroßhändler L. Guntrum (I. Vorsitzender). 3. in Speyer: Herr Königlicher Seminarinspektor Dr. M. Geistbeck (I. Vorsitzender), Herr Königlicher Studienrektor Ohlenschlager (II. Vorsitzender), Herr Apotheker Netzsch (Beisitzer). 4. in Lauenburg: Herr Bürgermeister Menge (I. Vorsitzender). Den genannten Herren, die durch ihr warmes Eintreten für die Sache diesen schönen Erfolg herbeigeführt haben, sei auch an dieser Stelle der Dank der Gesellschaftsleitung ausgesprochen.

Kleine Mitteilungen.

— (Wißmann-Expedition.) Die deutschen Truppen griffen unter Leutnant Dr. Schmidt am 8. d. M. Buschiri an, welchem in dem Gefecht 28 Mann getötet wurden. Der Rebellenführer selbst entkam wieder durch die Flucht. Der Verlust der Deutschen besteht in drei Verwundeten. — Nach einem Telegramm vom 16. d. M. ist Buschiri in der Nähe von Pangani gefangen genommen und alsbald darauf auf Grund eines kriegsgerichtlichen Spruches erschossen worden. Damit hat den blutbefleckten grausamen Bandenführer das verdiente Schicksal endlich ereilt!

— (Aus Südwestafrika.) Leutnant Märcker wird die am 20. von Hamburg abgehende, aus 40 Mann bestehende Verstärkung der Schutztruppe nach Südwestafrika bringen. — Hendrik Witbooy bereitet sich, den Mitteilungen der Rheinischen Missionsgesellschaft zufolge, jetzt darauf vor, die Hereros anzugreifen.

— (Konsul Bohsen) hat sich für einige Monate nach Ostafrika begeben, um die Organisirung der wirtschaftlichen Thätigkeit auf dem Festlande in die Hand zu nehmen. Dr. Oskar Baumann wird sich ebenfalls nach Ostafrika zur Aufnahme des Hinterlandes der Häfen von Dar-es-Salaam und Tanga begeben.

— (Der Schiffsverkehr von Kamerun) im Jahre 1888 und im ersten Halbjahr 1890 betrug 57 deutsche Schiffe und 85 englische Schiffe.

— (Der Reichstag) hat folgenden Antrag Windthorst, in das Gesetz über die Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten die folgende Bestimmung der Kongoakte aufzunehmen: „Gewissensfreiheit und religiöse Duldung werden sowohl den Eingeborenen wie den Landesangehörigen und Fremden ausdrücklich gewährleistet. Die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen, welcher Art Kultus dieselben angehören mögen, soll keinerlei Beschränkung noch Hinderung unterliegen", angenommen.

— (Handel des Togogebietes). Die zollpflichtige Wareneinfuhr in der Zeit vom 1. April 1888 bis 31. März 1889 umfaßte Rum verschiedener

Digitized by Google

Stärke 2 221 110 Liter, Genever in Kisten von je acht Liter 25 666 Liter, Tabak 253 395 kg, Pulver 458 907 engl. Pfd., Gewehre 6098 Stück; dazu kommen noch 672 400 kg Salz, 49 215 kg Baumwollzeug, 27 760 kg Bier, 35 274 kg Liköre und versetzter Branntwein, Provision 13 488 kg, Baumwollgarn, Wollenzeug, Cement, Eisenwaren u. s. w. Der Wert dieser Einfuhr, welche 95 297 Mark Zölle einbrachte, wird sich auf annähernd 2 Millionen Mark stellen. Die Ausfuhr während dieses Zeitraumes umfaßte 7641 Tonnen Palmenkerne, 1867 Fässer Palmöl, 62 315 kg Gummi, 1367 kg Elfenbein u. s. w., deren Wert in Europa sich auf über 1 900 000 Mark beläuft. Auf der Rhede von Klein-Popo waren in dieser Zeit 112 Schiffe angekommen. Darunter waren 84 Frachtdampfer deutscher, britischer und französischer Nationalität, sowie zwei deutsche und ein britisches Kriegsschiff.

— (Dr. L. Wolf †). Ein Telegramm des Premierleutnant Kling aus Akkra vom 9. Dezember meldet, daß Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf am 26. Juni auf einer Reise nach dem Innern am perniziösen Fieber gestorben sei. Dr. L. Wolf war am 30. Juni 1850 zu Hagen in der Provinz Hannover geboren. Nachdem er in Würzburg sein halbes Jahr mit der Waffe gedient, trat er 1876 in das Königlich sächsische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 12 ein, wurde 1880 Assistenzarzt I. Klasse. Er machte mehrmals kurze Reisen nach Amerika und wurde dann weiterhin bekannt als Mitglied der Wißmannschen Kassai-Expedition; nach Abschluß derselben machte er mit einem Dampfer des Kongostaates die Fahrt (1886) durch den Kassai, Sankuru und Lomami, durch welche er einen geraden Wasserweg durch das südliche Kongobecken fast bis nach Nyangwe entdeckte. Im Jahre 1887 wurde er vom Auswärtigen Amte zum Führer einer wissenschaftlichen Expedition in das Togogebiet gemacht; dort gründete er die Station Bismarckburg und machte zahlreiche Züge in die benachbarten Gebiete, welche durch die „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" bekannt geworden sind. Wolf hatte einen scharfen Blick für die Wichtigkeit der Handelsbeziehungen und es würde ihm sicher gelungen sein, gerade in dieser Beziehung große Erfolge zu erzielen, wenn ihm ein längeres Leben beschieden worden wäre.

— (Emin Pascha und Stanley) sind am 5. Dezember mit ihrer Karawane in dem mit Palmblättern geschmückten Bagamoyo eingezogen, wo sie enthusiastisch empfangen wurden. Die Reisenden wurden von dem Kommandanten des Kreuzers „Sperber" im Namen Sr. Majestät des Kaisers begrüßt, ebenso von den englischen Vizekonsuln Cracknall und Churchill, dem Kapitän des englischen Kriegsschiffes „Turquoise" Brackenbury und von Michol im Namen des englischen Emin Pascha-Komitees. Die übrigen europäischen Begleiter Stanleys trafen später ein. Abends gab Wißmann allen anwesenden Europäern ein großes Festessen, bei welchem verschiedene Toaste ausgebracht wurden, die enthusiastisch aufgenommen wurden. Leider passirte Emin infolge seiner Kurzsichtigkeit und der langjährigen Gewohnheit des Wohnens zur ebenen Erde der Unfall, aus einem Fenster, welches er für eine Tür hielt, zu stürzen und sich schwer zu verletzen, so daß er heute noch in kritischer Lage in Bagamoyo sich befindet, obwohl gute Hoffnung besteht, ihn zu retten. S. Majestät der Kaiser hatte unter dem 4. Dezember an Dr. Emin Pascha folgendes Telegramm gerichtet: „Bei Ihrer endlichen Rückkehr von dem Posten, welchen Sie über 11 Jahre mit echt deutscher Treue und Pflichterfüllung heldenmütig behauptet haben, begrüße Ich Sie gern mit Meinem Glückwunsch und Meiner Kaiserlichen Anerkennung. Es hat Mir zur besonderen Freude gereicht, daß die Truppe des deutschen Reichskommissars Ihnen den Weg an die Küste gerade durch unser Schutzgebiet bahnen konnte. Wilhelm Imperator, Rex." Auch Stanley erhielt ein Telegramm des Kaisers, in welchem sein unbezähmbarer Mut und Energie gefeiert und er zur Rückkehr beglückwünscht wird. Nur Stanley konnte darauf in einem Telegramm antworten, welches der Gastfreundschaft Wißmanns und seiner Offiziere seit ihrer Ankunft in Mpwapwa alle Anerkennung zollte, für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit sich in lebhafter und liebenswürdiger Weise äußerte, und mit einen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser schloß. Auf eine an Se. Majestät ergangene Anfrage über das Befinden Emin Paschas traf am 6. nachstehendes Telegramm des Majors Wißmann ein: „Emin befindet sich etwas besser. Er bleibt in Bagamoyo und beauftragt mich, Ew. Majestät zu sagen, daß seines Kaisers Glückwunsch die beste Belohnung für seine Arbeit sei. Er bittet, dafür seinen unterthänigsten Dank abstatten zu dürfen." Stanley beabsichtigt, bald nach Brüssel und dann nach Berlin zu kommen.

— (Im Witugebiet) dauern die Streitigkeiten der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Witu über die Zölle auf dem Beledsoni-Kanal fort. Die Engländer hatten bekanntlich dem Vertreter des Sultans K. Töppen mitgeteilt, daß sie ihn (den Vertreter) nicht anerkennten; auch hatten sie dem Sultan damit gedroht, daß sie Gewalt brauchen würden. Darauf hat nun Töppen unterm 27. Oktober an den britischen Agenten Simons in Lamu folgende Antwort gesandt: „Der Sultan Fumo Bakari sandte mir Ihre an denselben gerichteten Schreiben vom 23. und 27. Susur zur Beantwortung: 1) Ist es für uns noch nicht erwiesen, ob der Beledsoni-Kanal im Gebiet des Sultans von Sansibar liegt oder nicht, da die Entfernung noch von keinem Unparteiischen gemessen worden ist. 2) Hat der Sultan Fumo den Kanal weder von der deutschen Regierung noch von sonst jemand bekommen, sondern er besitzt denselben seit alten Zeiten, als noch niemand an Deutsche oder Engländer dachte, und hat denselben niemals an irgend jemand abgetreten, noch ist er jemals durch Kriegsgewalt aus seinem Gebiet im Pokomolande vertrieben worden. Es ist früher niemandem eingefallen, den Kanal von dem Sultan von Witu zu beanspruchen, und wenn jemandem lange Zeit der Besitz oder die Nutznießung eines Vermögensobjekts nicht streitig gemacht wird, so wird es damit sein Eigentum, selbst wenn es ihm vorher nicht gehört hat. Das letztere trifft aber beim Sultan nicht einmal zu. 3) Sehe ich mit Vergnügen, daß Ihre Leute in Tscharra warten werden, bis Antwort von Sansibar eintrifft, und daß Ihre Kompanie sich keine Übergriffe erlauben wird. Die Sache wäre also suspendirt, und wollen Sie auf die Entscheidung der deutschen Regierung warten, welche ja in diesem Falle allein ausschlaggebend sein kann. 4) Der Sultan von Witu wünscht alle Verhandlungen mit Ihnen durch mich allein zu bewerkstelligen; dazu bin ich eben sein alleiniger Vertreter. Wenn Sie nicht mit mir zu verhandeln wünschen, wofür mir ein Grund nicht erfindlich ist, so wird zwischen Ihnen und dem Sultan überhaupt nicht verhandelt werden, da es Ihnen nicht gelingen wird, ohne mich und hinter meinem Rücken vom Sultan, dessen volles Vertrauen ich besitze, etwas zu erlangen. Da Sie mir persönlich gesagt haben, daß Sie auf mich bei Regulirung der Kanalfrage rechnen, so können Sie begreifen, daß Ihr Brief auf mich einen merkwürdigen Eindruck gemacht hat." Der Brief erschien zuerst in der Kreuzzeitung. Wir glauben kaum, daß Toeppen ihn veröffentlicht hat; da aber nicht anzunehmen ist, daß Simons direkt den Brief an die Kreuzzeitung geschickt hat, so wird man den Gedanken nicht los, daß ein in englischem Interesse arbeitender Zwischenträger hier seine Kukukseier ablegt. Was übrigens die Grenzfrage im Witugebiet anbetrifft, so ist erstaunlich, mit welchen Anmaßungen die englische Karte von Ravenstein über das Gebiet der Brit. Imp. East Afr. Society fabrizirt worden ist. Die zehn Seemeilen-Linie des Sansibar-Küstenstreifens ist bis weit über Kau hinausgeführt worden, im rechten Winkel von der Küste östlich Kipini ins Land der deutschen Witu-Gesellschaft einschneidend. Und ebenso ist der nördlichste Punkt des Witugebietes an der Kweiho-Bai als Ausgangspunkt einer Northern Boundary verwendet, die von Osten nach Westen laufend, das Witugebiet zu einem reinen Küstenstreifen gemacht hätte, wenn nicht die neue Schutzgebietserklärung diese feinen Pläne zunichte gemacht hätte. — Die Verhandlungen der Witugesellschaft mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft über eine Verschmelzung beider sind soweit gediehen, daß der Abschluß nahe bevorsteht.

Litteratur.

Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Kolonie. Von Brix Förster. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, F. A. Brockhaus 1890.

Das Buch zerfällt in einen geschichtlichen Teil, welcher etwa 54 Seiten umfaßt und die bekannten Vorgänge bei der Erwerbung der Kolonie bis auf die Gegenwart schildert und wenig charakteristisches enthält, man müßte denn die Phrase am Schlusse: „der geistige Anschluß der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an die englische, nicht die Bekämpfung und Herabsetzung des englischen Einflusses wird die Früchte europäischer Kulturarbeit in diesem Gebiete des dunklen Weltteils zur Reife bringen" als solches ansehen, und auf etwa 150 Seiten in eine geographische Übersicht des Landes. Sie unterscheidet sich von früheren Kompilationen dieser Art dadurch, daß die Quellen besser verarbeitet sind, aber wir sollten meinen, auch selbst in dieser Kürze sei es noch zu früh, geographische Werke über ganz Ostafrika mit wissenschaftlichem Anstrich zu verfassen. Erst muß einmal die Spezialforschung eingesetzt haben, müssen einzelne Landstriche genau untersucht sein, ehe es möglich wird, sich auch nur von einem einzelnen Teile dieses ungeheuren Gebietes ein klares Bild zu machen. Und dann wird es erst einem Reisenden selbst gelingen, in wahrhafter Weise das Gesamtbild des Landes zu geben. Das Buch, welches sonst eine überaus fleißige Arbeit ist, bringt deshalb für den Kenner und denjenigen, welcher sich für ostafrikanische Verhältnisse interessirt, wenig neues und für denjenigen, welcher sich informiren will, in der einen oder anderen Hinsicht nicht genug. Es ist ganz unglaublich, wie schnell die Urteile über Produktion, Anbaufähigkeit, Bevölkerung sich in den letzten Jahren geändert haben und wie wenig man auf die älteren Quellenwerke in dieser Hinsicht sich verlassen kann.

Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten. Von Gustav Engler. 164 S. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft. 1889.

Das Buch, wenn auch wenig übersichtlich, ist eine durchdachte und brauchbare Arbeit, und obwohl der Verfasser sich bisweilen recht kritisch verhält, vielleicht mehr als nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse über unsere koloniale Entwicklung angebracht ist, so bringt er doch auch die Lichtseiten der einzelnen Kolonialgebiete zur genügenden Geltung. Verfasser verteidigt mit vollem Recht die Anlage von festen Stationen im Innern, von wo aus die Erforschung des Landes und Heranziehung der Neger zur Arbeit zu beginnen hätten. Er meint, daß, wenn auf unseren sogenannten wissenschaftlichen Stationen seit Jahren durch praktische und wissenschaftlich unbedingt gebildete Männer gearbeitet worden wäre, schon längst Positiveres erreicht worden sein müßte. Er kommt am Schlusse seiner Ausführungen zu dem beherzigenswerten Rate, daß wir uns jetzt schon recht sorgsam nach den Kolonien allen umschauen und ihnen ein besonderes Studium widmen sollen, damit wir bei Gelegenheit auch wissen, wo zuzugreifen ist und nicht vorher noch lange tasten und sondiren müssen.

Bekanntmachungen.

Unter Bezugnahme auf die in Nr. 13 des laufenden Jahrganges der „Deutschen Kolonial-Zeitung" erlassene Bekanntmachung bringen wir hierdurch folgende Zusatzbestimmung zu den Satzungen (Beschluß der ordentlichen Hauptversammlung vom 23. März 1889) in Erinnerung:

„Mitglieder, welche einer am Orte ihres Wohnsitzes bestehenden Abteilung nicht beitreten, haben den Jahresbeitrag der Mitglieder der Abteilung zu zahlen."

Diese Bestimmung tritt für das Jahr 1890 allgemein in Kraft.

Berlin, den 20. Dezember 1889.

Dr. Bokemeyer. Generalsekretär.

Die geehrten Mitglieder in den unten verzeichneten Orten erhalten die „Kolonial-Zeitung" vom Neujahr ab nicht mehr wie bisher unter Kreuzband, sondern durch die gleichzeitig namhaft gemachten **Vertreter** zugestellt, die auch gegen Auslieferung der Mitgliedskarte und Quittung von den Mitgliedern im Monat April die Jahresbeiträge für 1890 einziehen werden.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns die Bitte auszusprechen, daß

Digitized by Google

von jeder Unregelmäßigkeit in der Zeitungslieferung uns Mitteilung gemacht werde, damit wir vorhandene Übelstände sogleich beseitigen können.

Berlin, den 20. Dezember 1889.

Dr. Bokemeyer. Generalsekretär.

Altenburg i. Sachs., Hofbuchhandlung von Oskar Bonde.
Arnsberg, Buchhandlung A. L. Ritter (Herm. Ludewig).
Bensheim, Lehrmittelanstalt J. Ehrhard & Co.
Bockenheim, Buchhandlung Oskar Kümmell.
Bocholt, Buchhandlung J. & A. Temming.
Bückeburg, Hofbuchhandlung G. Frommhold.
Coeslin, Bote der Kreissparkasse unter Aufsicht des Rendanten Hrn. Griesbach.
Danzig, Dr. B. Lehmannsche Buchhandlung.
Döbeln, Buchhandlung Carl Schmidt.
Eisleben, Kuhntsche Buchhandlung.
Ems, H. Chr. Sommer, Buchdruckerei.
Finsterwalde, Buchdruckerei von Bruno Reiche.
Friedenau, E. G. Brückmann-Steglitz.
Gießen, J. Rickersche Buchhandlung (Inh. F. H. Reimer).
Gleiwitz, Buchhandlung Albert Jaeger.
Gollnow, Hauptmann und Batteriechef Gallus.
Großenhain, Buchhandlung Arthur Hentze.
Hanau, Hofbuchhandlung G. M. Alberti.
Jauer, Buchhändler Paul Guercke.
Jever, Buchhandlung C. L. Mettcker & Sohn.
Kalbe a. d. S., Buchhandlung H. Baehr Nachf. (M. von Ehrenberg).
Lahr, Julius Kaufmann sen.
Liegnitz, Th. Kaulfußsche Buchhandlung.
Limburg a. d. Lahn, Buchhandlung Heinr. Aug. Herz.
Lörrach, Buchhandlung C. R. Gutsch.
Ludwigsburg, Kgl. Hofbuchhandlung von J. Aigner (vorm. Neubert).
Lübeck, Dittmersche Buchhandlung.
Lüneburg, Buchhandlung G. A. Lütke.
Moers a. Rh., Verlags-Buchhandlung J. W. Spaarmann.
München, Buchhandlung Theodor Riedel vorm. Cotta.
Nagold, Bezirksfeldwebel Rack.
Neu-Ruppin, Rektor Gartenschläger.
Nordhausen, Förstermannsche Buchhandlung.
Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.
Oschersleben, Gebr. Köppels Buchhandlung.
Steglitz, E. G. Brückmann.
Schöneberg, E. G. Brückmann-Steglitz.
Schwerin i. M., Buchhandlung von Carl Singhol.
Zittau, Olivas Buchhandlung (A. Graun).

Einbanddecken in brauner Farbe mit Gold- und Schwarzpressung sind zum Jahrgang 1889, wie auch zu den früheren Jahrgängen der „Deutschen Kolonial-Zeitung" gegen Einsendung von 1 Mk. 50 Pf. für die Decke postfrei zu beziehen von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.
Berlin W., Linkstraße 25.

Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin.

Die regelmäßigen Vortragsabende werden von Neujahr 1890 ab voraussichtlich von Montag auf Freitag verlegt werden und allwöchentlich im mittleren oder großen Saale des Architektenhauses stattfinden. Den ersten Vortrag im neuen Jahre wird Herr Dr. Henrici über die Zustände im Togogebiet halten. Nähere Bekanntmachung folgt. Im laufenden Jahre findet ein Vortragsabend nicht mehr statt.

Quittungen.

Für die Deutsche Schule in Apia auf Samoa sind vom 27. November bis 13. Dezember 1889 folgende Gelder bei uns eingegangen: Von Alex Jakobi in Hamburg M. 6. — Pastor Schorn in Teichwolframsdorf M. 3. — Gustav Schultze in Görlitz M. 10. — C. im Reg.-Bez. Köln M. 3. — Oskar v. Hofmann in Leipzig M. 100. — W. Herrmann, Frankenhausen M. 6. — N. N. in Hildesheim M. 5. Zusammen M. 133. Weitere Beiträge werden gern entgegengenommen von der Redaktion der Deutschen Kolonialzeitung.

Über nachstehende Beträge, welche ferner für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien eingingen, wird hierdurch mit bestem Dank quittirt:

Außerordentliche Beiträge von: Ober-Postdirektor Lybasch, Minden M. 10. — Frau Gericke, Magdeburg, als Ergebnis einer kleinen Sammlung der Damen der Familie M. 5.81. — Rentier Eyner in Kefschendorf bei Coburg M. 20. — Ihrer Hochf. Durchlaucht der regierenden Fürstin zu Schaumburg-Lippe M. 100. — I. Rate des Ertrages des Bazars im Rathause M. 9130,54. — II. Rate des Ertrages des Bazars im Rathause M. 738,05.

An laufenden Mitgliederbeiträgen gingen ein: M. 196.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien.
Der Schatzmeister: W. v. Krause jr.
I. V. B. v. Breska.

Sprechstunden der Redaktion von 11—1 Uhr.

Register.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Ausschuß-Sitzungen 8, 15, 24, 30, 55, 62, 86, 127. 143, 159, 191, 217, 231, 234, 254, 306, 319, 332, 344, 367.
Sitzungen des Vorstandes 28, 166, 278.
Hauptversammlungen 102, 113.
Kommissionen 55, 71, 166.
Erklärungen 191, 199, 242.
Bekanntmachungen 202, 208.
Petitionen 309, 321.

Aachen 94, 103. — Allenstein 87. — Arnsberg 358, 368.
Baden-Baden 19. — Bayreuth 368. — Belgard 128, 166, 368. — Bensheim 368. — Berlin 15, 30, 38, 46, 55, 63, 79, 87, 94, 103, 111, 127, 159, 166, 175, 182, 196, 197, 207, 306, 319, 322, 344, 357, 368. — Blankenburg 95. — Braunschweig 149, 345. — Bromberg 8, 192, 307. — Bruchsal 31, 136. — Brüssel 345. — Bückeburg 345. — Burgsteinfurt 175.
Celle 345. — Cottbus 319.
Danzig 149, 175. — Darmstadt 55, 128. — Dortmund 71, 94, 175, 368. — Dresden 39, 86, 120, 368. — Duisburg 254.
Eberswalde 15, 47, 87. — Eppingen 55. — Erfurt 143. — Erlangen 368. — Ettlingen 16, 368.
Forst i. L. 15, 94. — Frankfurt a./Oder 47, 183, 368.. — Freiburg 254. 368. Fürth 368.
Gernsbach 16. — Graudenz 8, 278. — Greiz 16.
Hagenau 31, 36.8 — Hameln 345. — Hamm i. W. 128, 319, 368. — Helmstedt 55. — Hildesheim 64, 167. — Höxter 345.
Karlsruhe 94, 119, 128, 199, 332. — Kassel 55, 167, 345, 368. — Köln 24, 30, 46, 63, 79, 87, 103, 111, 166, 167, 332, 338, 345. — Köslin 55, 367. — Kolberg 79. — Kolonialabteilung des Vereins deutscher Studenten 79, 307, 362. — Krimmitschau 94.
Lauenburg 345, 367. — London 55, 128, 183, 345, 357, 368. — Lüneburg 345.
Magdeburg 87, 94, 167, 345, 368. — Mainz 368. — Mannheim 368. — Meiningen 307. — Minden 8, 255. — Mühlheim a./Ruhr 15. — München 71.
Neustettin 55, 166. — Nürnberg 71, 149, 367. — Naugard 368. — Neu Brandenburg 367.
Oberlahnstein 15, 40, 71, 94, 167, 368. — Offenburg 16. — Osnabrück 358, 368.
Pforzheim 71.
Rottweil 368.
Salzungen 231. — Schwarzwald 63, 279. — Schlesien 119. — Speyer 368. — Stettin 15, 40, 63, 87, 111, 175. — Stuttgart 368.
Thorn 87, 166. — Torgau 345. — Trier 79.
Verden 345.
Waldenburg 307. — Weimar 63, 71, 119. — Wiesbaden 119. — Wismar 31, 111, 345. — Worms 39. — Würzburg 15 368.
Zschopau 345. — Zweibrücken 79.

Autorenregister und größere Artikel.

Amerikanische Kommunistenkolonie, Eine 90.
Antisklavereikongreß, Der 234.
Araber in Mittelafrika 51.
Aufruf des deutschen Emin Pascha-Komitees 245.
Belck, Waldemar, Dr., Ein Beitrag zur Würdigung der Lewis'schen Umtriebe in Südwestafrika 235.
Below, G., Dr., Die Aufgabe der Deutschen im lateinischen und angelsächsischen Amerika 247.
Bericht des Reichskommissars Wißmann über die Erstürmung des Lagers von Buschiri 222.
Beyrich, Konrad, Das Gebiet des unteren Umzimvubu in Pondoland 163.
Binz, C., Prof. Dr., Einige praktische Winke über das Chinin 4.
Blind, Karl, Ein neuer „Südafrikanischer Ausschuß" und die Stimmung am Kap 66.
— Ein Zukunftsland in Südafrika 161.
— Neue Mitteilung aus Südafrika 363.
Bolle, C., Die Lage in Brasilien 357.
— Die Disciplinirung der deutschen Auswanderung 97.
Britisch-Südafrikanische Gesellschaft, Die 330.
Büttner, C. G., Die ersten Reisen von Europäern in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet 142.
Dampfersubvention für Ostafrika 296.
Delagoabai-Eisenbahn, Die 217.
Delagoabai-Eisenbahnangelegenheit, Die 231, 296.
Deutsche in Kalifornien 216.
Deutsche Emin Pascha-Expedition, Die 335.
Deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft, Die 62.
Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee, Die 311.
Deutsch-koloniale Entwickelung, Die 222.
Deutsche Pflanzer für die deutschen Kolonien 10.
Deutsche Sunda-Gesellschaft 356.
Ehlers, Otto, Einiges über die Wadschagga 224.
Emin Pascha-Komitee, Das 161.
Emin Pascha und die Engländer 185.
Engländer und Portugiesen in Südafrika 362.
Englische Gesellschaftscharters und die Royal-Niger-Company 170.
Englische Bestrebungen in Zentral-Afrika 177. 187.
Englische Ansiedelungs-Politik am Scheidewege, Die 182.
Englische Regierung und die Engländer, Die 246.
Expedition Stanleys, Die 119.
Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik 185.
Fürst Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik 209.
Gegen den Sklavenhandel! 25, 351.
Grundemann, R., Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten in der Südsee 000.
— Die Unterbringung der befreiten Sklaven 190.
Hake, R. v., Unser kleines Geld in Deutsch-Ostafrika 250.
— Bauliches über Deutsch-Ostafrika 259.
— Über Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika 308, 340.
Handel des Kongostaates und die Kongoeisenbahn, Der 147.
Handels-Ausstellung in Hamburg, Die 290, 316, 354, 364.
Hanseatische Kaufmann, Der 343.
Hermann, E., Aus Südwestafrika 201, 213.
Hirsch, L., Einiges von den Somalis 285.
Holtz, Ulrich, Über Schiffahrtsverhältnisse an der ostafrikanischen Küste 344.
Italiener im Somaliland, Die 129.
Kaerger, Karl, Dr. Kolonisation im großen Stil 105. 139, 193.
— Der Maté 241.
Kaiserliche Bestallung und Instruktion für den Reichskommissar Wißmann 70.
Kapkolonie 217.
Koloniale Agitation 233.
Kolonial-Budget der Niederlande, Das B. 299.
Koloniale Lage, Die 322.
Koloniale Rundschau 11, 18, 60, 75, 133, 148, 165, 180, 198, 226, 252, 261, 276, 305, 330.
Kolonialpolitik im Reichstag, Die 347.
Kongostaat und die Araber, Der 268.

Digitized by Google

Kongreß der drei Amerikas, Der 311.
Kleinstück, Gustav. Ein deutscher Protest gegen die Sklaverei vor 100 Jahren 55.
Krebs, Wilhelm, Von der deutschen Emin Pascha-Expedition 351.
Kurella. Oscar. Die deutsche Siedelungsgesellschaft „Herman" in Berlin 123.
Lage auf Samoa, Die 37.
Lage am Nyassa-See, Die 82.
Lage in Ostafrika, Die 294.
Lage des Hauptmanns v. Francois in Deutsch-Südwest-Afrika 338.
Leue, A. Dar-es-Salaam 197, 206, 210.
Mandara 154.
Mandara-Neger, Die 188.
Matabele-Land und die Buren-Freistaaten 92.
Menges J. Zum Sklavenhandel am roten Meer 1.
Merensky. A. Die „arabischen„ Kaufleute in Süd-Afrika 35.
— Afrikanischer Grund und Boden 59.
— Was sagt der Koran über Sklavenjagden und Sklaverei 132.
— Farini und die Kalahari-Wüste 215.
— Zur Sache der evangelischen Mission 315.
Missionskolonie Botschabelo, Die, von O. K. 230, 240, 287.
Morris de Jonge, Dr. Ein Missionsvertrag mit Sansibar 10.
Nachrichten über die deutsche Emin-Pascha-Expedition 179.
Neubaur Dr. Die deutschen Interessen auf Samoa 137.
Neue Aktenstücke, betreffend den Aufstand in Ostafrika 85.
Neueste Maßregeln der brasilianischen Einwanderungspolitik. Von A. W. S. 62.
Neue koloniale Unternehmen 78.
Neue Weißbuch über Samoa, Das 108.
Neue Verwendungsarten tropischer Produkte 170.
Neueste britische Annexion in Afrika, Die 310.
Neues Schutzgebiet in Ostafrika, Ein 318.
Neueste deutsche Schutzgebiet, Das 322, 337.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung und die Protestversammlung der Abteilung Berlin, Die 257.
Nyassa-See, Vom 49.
Ostafrikanische Anlage, Die 29, 33.
Peters, Karl, Dr., Die deutsche Emin Pascha-Expedition 235.
Petersen, Heinrich, Eine deutsche Niederlassung am Oranienfluß 90, 98.
Petition an den Reichstag, betreffend die Errichtung eines Kolonialamtes 321.
Polakowsky, H., Dr., Bolivia 14.
Postdampfersubvention für Ostafrika 309.
Professor Sering über Kolonisation und Deutschtum in Nordamerika 46.
Protestversammlung der Abteilung Berlin am 17. August 263.
Prozeß Dinizulus, Der 251.
Reichard, Paul, Karema 13.
— Afrikanischer Grund und Boden 41.
— Vorschläge zu einer praktisch-kolonisatorischen Inangriffnahme ostafrikanischer Besitzungen 74, 83.
— Die Banane 157.
— Hexenprozesse in Afrika 172, 179.
— Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? 281.
Reichstage, Aus dem 13.
Reise des Grafen Teleki und des Schiffsleutnants v. Höhnel in das Gebiet des Kilimandscharo und Kenia 207.
Samoainseln, Die 106.
Schellong, O., Dr., Der Deutsche in Kaiser Wilhelmsland und seine Stellungnahme zum Landeseingeborenen 69, 74, 85.
— Die Malariafrage vom tropenhygienischen Standpunkt 273.
Schinz, Hans, Dr., Die jüngsten Vorgänge in Deutsch-Südwestafrika 6.
— Zur afrikanischen Orthographie und Nomenklatur 38.
Schwarz, Dr. B., Ein Besuch bei Hendrik Witboy, dem Messias der Hottentotten, im Sommer 1888 43, 50.
— Otyimbingue, ein Städtebild aus Damaraland 125, 130.
Seidel, A., Über afrikanische Sklaverei 157.
Sieg in Ostafrika, Der 153.
Stanley und Emin Pascha 350.
Statistisches aus Ostafrika 365.
Staudinger, P., Über die Haussaländer und die deutsche Niger-Benuëexpedition 196, 204.
Sturz der Portugiesenherrschaft im Sansibargebiete 367.
Südwestafrika 17.
Thronrede und der Etat, Die 318.
Tiedemann, v., Ein Besuch beim Suaheli-Häuptling Futula 271.
— Von der Emin Pascha-Expedition 294, 315, 328.
Toeppen, Kurt, Aus Deutsch-Witu-Land 000.
Tsaobis 351.
Unruhen auf Samoa, Die 9, 18.
Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost 36.
Verhandlungen der Abteilung für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg 297, 318,
Von der deutschen Emin Pascha-Expedition 221, 270, 361.
Was soll mit den befreiten Sklaven geschehen? 89, 121, 145.
Weißbuch über die Royal-Niger-Company, Das 347.
Weißbuch über Ostafrika, Das 20.
Weißbuch über Samoa, Das 57, 67, 135.
Weiße Dame am Tanganyika-See 188.
Zollsperre des Niger, Die 26.
Zur Jahreswende 1.
Zur ostafrikanischen Küstensperre 3.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Accessionsverträge 11.
Achmed von Witu, †47.
African Lakes Company 81, 177, 363.
Afrikanische Sklaverei, Über 157, 205.
Afrikanische Orthographie und Nomenklatur 38.
Afrikanische Gesellschaft vom Rothen Kreuz 40.
Afrikanischer Grund und Boden 41, 59, 83.
Agitation, Koloniale 221, 233.
Amana 190.
Amerikaner auf Samoa 110, 138.
Angra-Pequena 340.
Ansiedlung Deutscher in Südwestafrika 90 ff., 203, 213.
Antisklaverei-Kongreß, Luzern 233, 255.
Antisklaverei-Bewegung 23, 25, 28 ff., 88, 102, 112, 117, 144, 150, 277, 282, 291, 332, 345, 350, 358.
Araber in Südafrika 30.
Araber in Zentralafrika 36, 51, 85, 269.
Arbeiterfrage in der Südsee 69 ff., 75, 86.
Argentinien 135, 143, 181, 200, 229, 243, 278.
Arrowroot 290.
Aus 202.
Ausrüstung der Schutztruppe für Südwestafrika 176.

Bagamoyo 59, 88, 133, 172, 232, 252.
Banane 156, 355.
Banianen 198.
Bapedi 230.
Basso Narok 207.
Bastards 127, 204, 214.
Basutoland 12.
Baumwolle 355.
Bauliches über Deutsch-Ostafrika 259.
Beledjonikanal 327.
Bergwerksordnung f. Südwestafrika 17, 192, 232, 268.
Bethanien 202.
Bismarck-Archipel 101.
Bismarck, Fürst 23, 34, 58, 103, 135, 136, 158, 209, 258.
Bismarck, Graf 359, 366.
Blokade 3, 11, 16, 29, 60, 71, 95, 112, 158, 267, 276, 306.
Bolivia 14, 19, 148.
Boritis 260.
Botschabelo 230 ff., 240 ff., 282, 287, 315.
Branntweinhandel 168. 343.
Brasilien 15, 20, 56, 60, 123, 135, 180, 193, 277, 346, 357.
Brasilianische Einwanderungspolitik 61, 62, 134, 180, 229, 277.
Bremen 323.
Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft 8, 177, 198, 227, 246, 251, 277, 307, 333.
Britisch Neu-Guinea 13, 134.
Britisch-Südafrikanische Gesellschaft 232, 310, 336.
Brooke 40.
Buana-Mse 236.
Bulhar 286.
Bundesrat 176.
Buschiri 144, 153, 168, 172, 178, 254, 368.

Casati 119.
Chile 20, 78, 148, 278.
Chinesen 192, 262.
Chinin, schwefelsaures und hydrochlores 5, 274.
Columbia 19, 78, 148.
Costa Rica 19, 77, 148.

Dar-es-Salaam 40, 80, 95, 133, 172, 197, 206, 210, 236.
Decken, v. d. 323.
Delagoabai-Eisenbahn 77, 208, 216, 231, 243, 296.
Deutsch-afrikanische Minengesellschaft 104.
Deutsch-asiatische Bank 307.
Deutsche Emin Pascha-Expedition 7, 8, 12, 31, 48, 56, 64, 80, 111, 136, 144, 149, 161, 176, 178, 198, 218, 328, 333, 335, 346, 350, 361.
— Bericht über die Landung in der Kweiho-Bai 235. — Aufruf 245, 257, 268, 270, 294, 315.
Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien 40, 158, 192, 232, 254.
Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee 108 ff., 137 ff., 311.
Deutschlands Handel mit Amerika 311.
Deutsche Handels- und Kolonisationsgesellschaft 47, 62.
Deutsche Kolonisationsgesellschaft, Warnung 56, 72, 95.
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 71, 242, 291, 331.
Deutsche in Kalifornien 216.
Deutsch-koloniale Entwickelung, Die 221.
Deutsche Küstenschiffahrts- und Handelsgesellschaft für Ostafrika 356.
Deutsche Niederlassung am Oranjefluß 90 ff.
Deutsche Niger-Benue-Expedition 196, 205, 263.
Deutsch-Ostafrika 16, 34, 250, 259, 293, 357.
Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, Eingabe 22, 24, 29, 71, 116, 129, 172, 208, 227, 291, 293, 332, 333, 346.
Deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft 227.
Deutsche Pflanzergesellschaft 158.
Deutsche Pflanzer für deutsche Kolonien 10.
Deutsch-südwestafrikanisches Schutzgebiet 6, 17, 23, 88, 91 ff., 104, 120, 124, 142, 178, 201, 208, 213, 234, 264, 310, 319, 333, 338.
Deutsche Sunda-Gesellschaft 356.
Deutschtum in Nordamerika 46.
Deutsche Quäker 54.
Deutsche Witu-Gesellschaft 291, 368.
Deutschlands Verpflichtungen gegen Emin Pascha 265.
Deutsch-westafrikanische Kompanie 47, 104, 192, 280.
Dinizulus-Prozeß 251.
Disziplinirung der deutschen Auswanderung 97, 321.
Dschaggaland 154, 188, 199, 224.
Dundas 323.

Ecuador 78, 148.
Ehlers, Otto, 24, 31, 112, 154, 188, 218, 291.
Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika 303, 307, 340.
Elfenbein 49, 226, 365.
Emin Pascha 31, 79, 119, 319, 333, 350, 358, 367.
Emin Pascha-Expedition, englische 10, 331, 361.
Emigranten-Auskunfts-Bureau 307.
Ende der deutschen Emin Pascha-Expedition 334, 335.
Engländer in Südafrika 65 ff., 95, 120, 182, 208, 217, 234, 286, 279, 307, 336, 358, 362.
Engländer und das deutsche Emin Pascha-Unternehmen 136, 144, 186, 222, 227, 239, 264, 267.
Englische Missionen 49, 60, 146, 315.
Englische Gesellschaftsschamers 169, 246, 268, 310.
Englische Bestrebungen in Zentralafrika 177, 187, 268, 362.
Englische Regierung und die Engländer, Die 246.
Erdnuß 297, 355.
Erstürmung des Lagers von Buschiri 153.
Erziehung der Neger 83, 122, 340, 353.
Etat 318, 346.
Ethnologisches aus der Südsee 40, 55, 87.
Expedition Wißmann 8, 11, 20 ff., 29, 47, 56, 64, 80, 88, 104, 136, 143, 150, 154, 167, 168, 171, 176, 192, 198, 208, 231, 242, 253, 268, 276, 279, 291, 305, 319, 346, 368.

Digitized by Google

Farini 215.
Finisterre-Gebirge 76, 263.
Flegel 196, 228, 264, 307.
Förster, Bernhard, Dr. † 282.
Fort Wilhelm 280.
Französische Missionen in Ostafrika 352.
Französische Dampferlinie nach Westafrika 169.
Freiheit der Missionen 367.
Fremantle 235.
Freretown 121.
Fünf Jahre Deutscher Kolonialpolitik 185, 345.
Fumo Bakari 47, 239, 270, 295, 368.
Futula 271, 326.

Gallaland 337.
Gegen den Sklavenhandel, Aufruf 25.
Gelbfieberepidemie 181.
Geld in Deutsch-Ostafrika 250, 268.
Gesang der Hottentotten 45, 50, 127.
Gesandtschaft des Sultans von Sansibar 306.
Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Süd-Brasilien 8.
Giese 8, 183, 350, 367.
Girichas 203.
Golbanti 327.
Gold 13, 77, 88, 142, 183, 356.
Groß-Fontain 203, 214.
Guatemala 19, 77.

Häuptlinge in Afrika 41 ff., 74, 83, 172.
Häuserbau in Sansibar 260.
Handelsausstellung in Hamburg 290 ff.
Handel in Ostafrika 184, 297, 322, 366.
Hanseatische Kaufmann, Der 343.
Haussaländer 196, 204 ff.
Hexenprozesse in Afrika 172, 179.
Hendrik Witboyo 6, 43, 50 ff., 203, 331.
Hindus 198.
Hirse 290.
Hoachanas 203.
Hönigsberg 27, 246, 264, 347.
Hörigkeitsverhältnisse 122, 282.
Hohenzollernhafen 323, 338, 356.
Hollrung, Dr., Expedition 12.
Honduras 77, 148.
Hornkranz 45, 50.

Instruktion für Hauptmann Wißmann 70.
Internationale Ziele der Hygiene 314.
Islam und Sklavenjagden 132.
Italienische Einwanderung in Brasilien 181, 229.
Italienische Kolonialpolitik 72, 95, 120, 129, 134, 166, 198, 227, 345.

Kabinetsorder 80.
Kaffee 291.
Kaffeeproduktion in São Paulo 140.
Kaiser Wilhelmsland 12 ff., 69, 75, 111, 150, 262.
Kalahari 215.
Kakao 291.
Kamaharero 7, 18, 235, 331.
Kamerun 63, 72, 112, 136, 176, 218, 227, 232, 243, 252, 291, 318, 346, 355.
Karawanenwege 50, 52, 81.
Karema 13.
Kassai 79.
Katholische Missionare 56, 88, 95, 346.
Kautschuk 206, 317.
Kawallalah-Somali 331, 361.
Kawende 14.
Keetmanshoop 203.
Kenia 207, 350, 361.
Kiama 325.
Kilimandscharo 188, 199, 207, 358.
Kilowanje-See 323.
Kirk Sir John 31.
King Williamsstadt 12.
Kokospalme 312, 354.
Kokosnußbutter 173.
Kola, präparirte 173, 279, 291.
Kolonialamt 185, 255, 280, 318, 321.
Kolonial-Budget der Niederlande 299.
Kolonialgesellschaft für Paraguay 255.
Kolonisation im großen Stile 105, 139, 193, 322.
Kolonisationstechnik für Ostafrika 73, 88, 240 ff., 288, 286.
Kolonialpolitik und Überfüllung der Berufskreise 255.
Kommunistenkolonie, Eine amerikanische 190.
Konferenz zur Unterdrückung des Sklavenhandels 120, 158, 232, 319, 346.
Kongoakte 363, 367.
Kongoeisenbahn 147, 218, 232, 243.
Kongoorden 64.
Kongostaat und Araber 268, 269.
Kongostaat, Handel 147, 183, 192, 208.
Kongreß der drei Amerikas 311.
Kopal 355.
Kraetke-Gebirge 76.
Kund 252.
Kweihobucht 222, 236, 328.

Lavigerie 49, 233.
Lewis 7, 17, 28, 284, 331, 339.
Leue, Bericht 36, 159, 197.
Liebert, Major 112.
Lobengulu 65, 94, 362.
Loskauf von Sklaven 281.
Lüderitzbucht 201.

Mais 290.
Malariafrage 278, 297, 313.
Malietoa 40, 144, 319.
Manda 319, 326.
Mandara 154 ff., 166, 188, 226.
Marschall-Inseln 101, 291, 333.
Maschona 93, 95, 162, 362.
Massa 335, 350.
Mataafa 110, 311.
Matabeln-Land 92, 161, 177, 336.
Maté 141, 241, 268, 333, 346.
Meinberg 207.
Meyer, Hans, Dr. 232, 333.
Mexico 77, 148, 218, 247.
Michahelles, Berichte 21, 35.
Midgan 286.
Mission in Ostafrika, evangelische 37, 40, 48, 64, 127, 243, 284, 315.
Missionen in Neu-Guinea 75, 77, 85, 100 ff., 263.
Missionen auf Samoa 107.
Missionen in Südwestafrika 88, 131, 340.
Missionen in Indien 357.
Missionen in Kamerun 252.
M'Murdo 168, 231, 296.
Moleki 349.
Mombas 368.
Moremi 7.
Moschi 155.
Mouvement antiesclavagiste, Le 8.
Mozambique 227, 362.
Mpwapwa 8, 56, 171, 183, 242, 305 333, 350, 367.
Mwanga 8, 11.

Natal 12, 88.
Naturforscherversammlung in Heidelberg 217, 242, 273, 297, 313.
Neera 285 ff., 276.
Nels 64.
Neu-Barmen 204.
Neu-Guinea-Kompanie 13, 150, 176, 192, 262.
Neueste deutsche Schutzgebiet, Das 322, 337.
Nueva Germania 232, 255, 346.
Ngao 327.
Nicaragua 19, 77, 148.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung 257.
Nyassasee 49, 72, 81, 122.
Obbia 95, 104, 120, 129, 345.
Ölpalme 318.
Oman 367.
Ophir 362, 363.
Oranjefluß 98.
Organisirung der Auswanderung 97, 321.
Otyimbingue 124, 130.

Panamakanal 103.
Pangani 165, 207, 226, 253.
Paraguay 185, 232, 255, 278.
Patta 319, 326.
Pauper Bürgschaftsdokument 112.
Peru 19, 78.
Pesa 256.
Peters, Dr. 64, 88, 133, 158, 222, 235 ff., 294, 329, 350, 361.
Phosphate 262.
Pleasant Island 291.
Pondoland 12, 77, 78, 112, 117, 163, 280, 333.
Portugals Kolonialpolitik in Südafrika 95, 177, 187, 199, 231, 336, 358, 362.
Portugals Kolonialbesitz in Afrika 8, 47, 362, 367.
Prisengerichtsbarkeit 72.
Protektoratserklärung, deutsche 318.
Protestversammlung 257, 263.
Pugu 24, 206, 211.
Puttkamer, v. 114, 218, 264, 348.

Rattuhaus, Das 80.
Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten 40.
Reichstag 22, 33 ff., 318, 346, 349, 366.
Revolution in Brasilien 346, 357.
Robinson, Sir Herkules 66, 182, 192, 217, 234, 363.
Rothholz 364.
Royal Niger-Kompanie 26, 56, 114, 169, 207, 228, 263 ff., 349.
Rupie 250, 366.

Saadani 192, 198, 253, 358.
Salomo-Inseln 76, 101, 263.
Samoa 9, 18, 31, 37, 48, 56, 57, 80, 103, 120, 137, 144, 158, 311, 319, 345.
Samoa-Inseln, Beschreibung 106 ff., 311.
Samoakonferenz 111, 144, 200.
Sandwich-Hafen 333.
Santiago del Estero 143.
São Paulo 139.
Scheri 337.
Schiffahrtsverhältnisse an der ostafrikanischen Küste 344.
Schambafluß 325.
Schmelzkopf, Dr. † 276.
Schule für Kolonisten 168.
Schulze, Emil 168.
Schutztruppe für Südwestafrika 18, 126, 159, 176, 243, 331, 338, 350, 368.
Sefu Ben Mahomed 268.
Sektion für Tropenhygiene 217, 297, 313.
Senussiten 150, 168.
Seychellen 90, 282.
Siedelungsgesellschaft Herman 79, 117, 128, 208, 268.
Sierra Leone 146.
Silveira Martins 357.
Sklavenfrage 23, 60, 157, 306.
Sklavenhandel 1, 3, 16, 24, 25, 28, 49, 81, 89 ff., 121, 150, 350.
Sociedade de Immigração 61.
Somaliland 277.
Somalis 129, 144, 270, 285, 329, 338.
Subventionirte Postdampferlinie für Ostafrika 72, 296, 309, 322, 358, 367.
Südafrika, Historisches 142, 366.
Südafrikanischer Ausschuß 65.
Stanley 8, 12, 31, 118, 133, 165, 199, 200, 208, 254, 305, 319, 333, 350, 358, 367.
Starani 272.
Stevensonstraße 83.
Stokes 183.
St. George Company 146.
St. Johns Niederlassung 184.
Swaziland 310.

Tabak 316.
Tamasese 110.
Tana 350, 361.
Tanga 254, 366.
Tanganyika 13, 189.
Tappenbeck, Premierleutnant †.
Teleki, Graf 207, 271.
Thronrede 318.
Tiedemann, Leutnant, Briefe 271, 294, 315, 328.
Tippu Tip 36, 268, 269.
Togo 15, 112, 183, 368.
Transvaal 12, 77, 88, 93 ff., 95, 230, 231, 296, 307, 310, 326, 356, 366.
Tsaobis 338, 350.
Tschaka 93.
Tuka 323.

Umzimvubufluß 163.
Unianjambe 52.
Uruguay 181.

Vanille 316.
Venezuela 19, 78.
Verbot der Waffeneinfuhr in Ostafrika 71.
Verein für evangelische Mission in Kamerun 279.
Verordnungen des Sultans in Sansibar gegen Sklaverei 282, 306, 319.
Verwendung der befreiten Sklaven 89, ff., 121 ff., 145, 174, 190, 281.
Viktoria 252.
Vohsen, Berichte 21, 102, 116, 368.
Vorlagen im Reichstag f. Ostafrika 29, 33, 347.

Wadschagga, Die 154, 224.
Waffenhandel in Ostafrika 11.
Wanyamwesi 171, 211, 226, 306.
Wapokomo 329, 361.
Weißbücher über Ostafrika 11, 20, 35 ff., 333, 358.
Weißbuch über Royal Niger-Company 347.
Weißbuch über Samoa 57, 66 ff., 135, 150.
Windhoek 204, 213.
Windrichtungen in Ostafrika 3.
Wißmann 33, 36, 38, 56, 70, 120, 133.
Wißmann-Kommers 38.
Witu 117, 120, 136, 166, 222, 235 ff., 265, 270, 277, 294, 319, 325, 328, 368.
Witwatersrand-Goldfelder 12.
Wolf, Stabsarzt Dr. † 368.

Zöller, Dr., 13, 76, 143, 262.
Zintgraff, Dr., 228, 243, 252.
Zollsperre des Niger 26.
Zuluhäuptlinge, Prozeß 150.

Illustrationen und Karten.

Karema S. 14. Hafen von Apia S. 37. Das Rattuhaus bei Bagamoyo S. 61. Das Stationshaus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bei Bagamoyo S. 61. Die Sklaven-Karawanenwege in Ostafrika S. 82. Tabak-Plantage am Oranienflusse S. 91. Der Oranienfluß östlich vom Auseukjer S. 91. Das Thal von Auseukjer S. 98. Blick von Nabas-Drift S. 99. Ufer des Oranienflusses mit Windmotor S. 99. Samoa-Inseln S. 109. Die Kongoeisenbahn zwischen Matadi und Stanley Pool S. 147. Die Banane S. 157. Bagamoyo und Umgegend S. 165. Kartenskizze des Weges von Lüderitzbucht nach Bethanien nebst Darstellung der Höhenverhältnisse S. 205. Die Landung der deutschen Emin Pascha-Expedition S. 237. Skizze des Gefechts von Mbweni und Panzani S. 253. Deutsches Schutzgebiet zwischen Witu und Kismayu S. 324. Gebiet der britisch-südafrikanischen Gesellschaft S. 336.

Verantwortlicher Redakteur: Gustav Meinecke. Eigentum der Deutschen Kolonialgesellschaft. In Kommission bei Carl Heymanns Verlag. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 045283858

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google